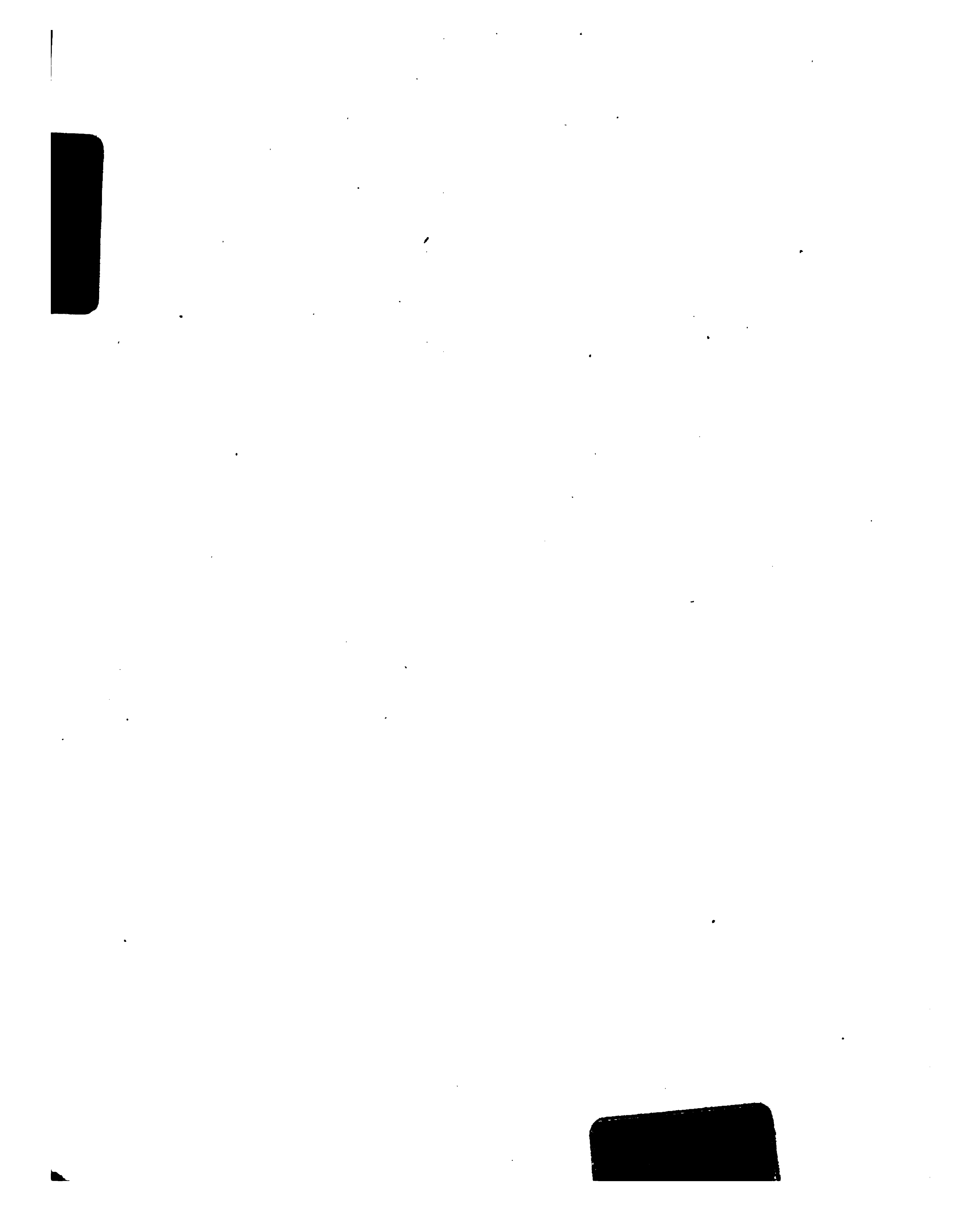
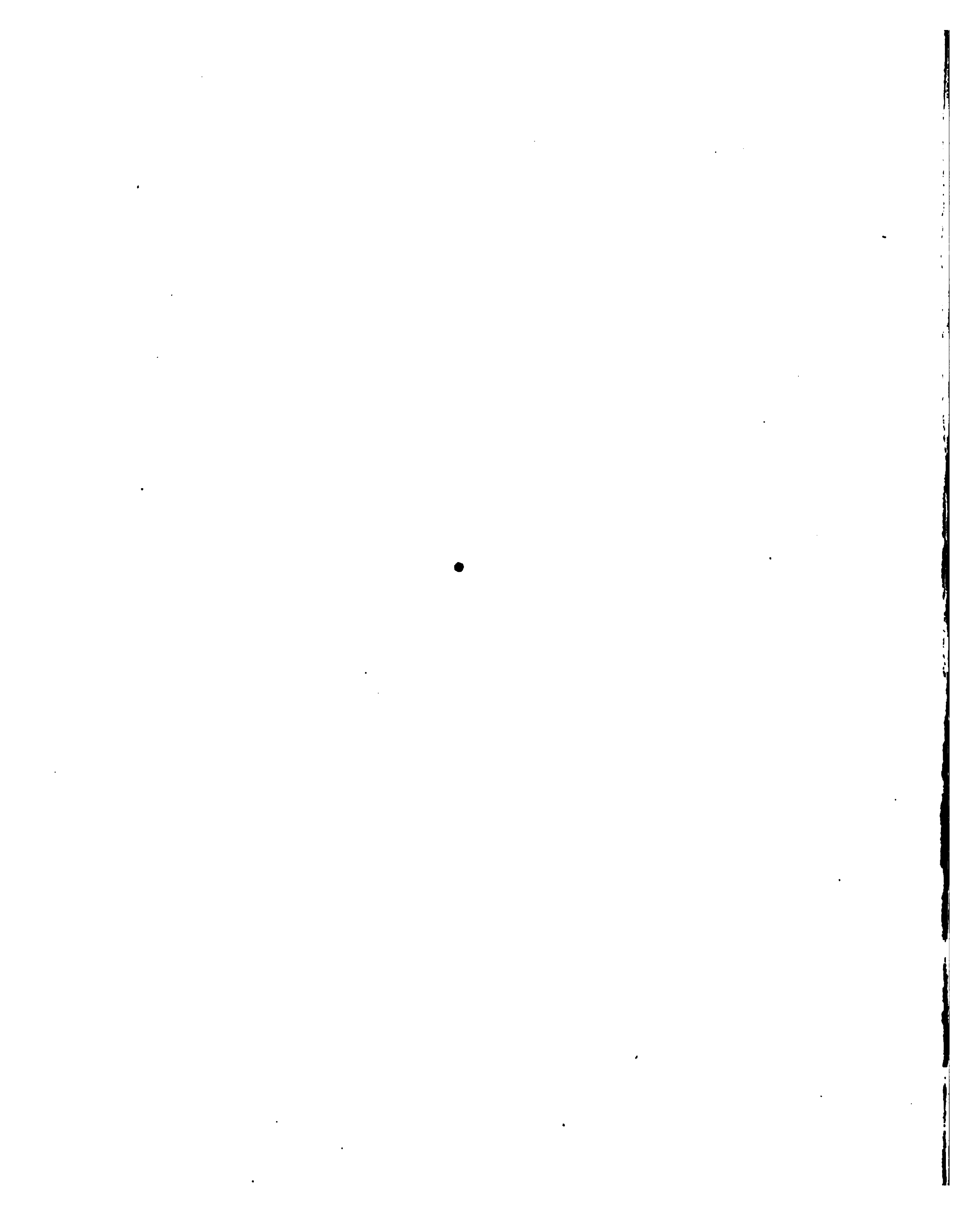




Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1843.

Zweiter Band.

Blätter für literarische Unterhaltung.

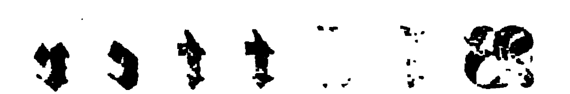
Jahrgang 1843.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 182 — 365, Beilage Nr. 2, Literarische Anzeiger Nr. XV — XXXIV.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.



Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 182. —— 1. Juli 1843.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Vittoria Colonna.

Le Rime di Vittoria Colonna, corrette su i testi a penna e pubblicate con la vita della medesima dal cavaliere *Pietro Ercole Visconti*. Si aggiungono le poesie ommesse nelle precedenti edizioni e le inedite. Rom, 1840. (Erst Ende 1842 publicirt.)

Kränze und Kronen verschiedener Art sind dem Hause Colonna zu Theil geworden und Glück und Unglück in reichem Maße. Seit im Kampfe des Papstthums mit dem Rothbart von Hohenstaufen das römische Volk dem Oddo Colonna die Wohnungen niederriß und seine feste Burg Palestrina vergeblich angriff; seit, im J. 1167, Alexander III. den Bann der Kirche über das Geschlecht aussprach, sind, das ganze Mittelalter hindurch und bis zur Zeit, wo die großen Feudalfamilien ihre politische Bedeutung verloren, die Colonnesen von Kampf zu Kampf gegangen, von Niederlage zu Sieg, von Vernichtung zu Größe. Eine an wichtigen Ereignissen, an Schicksalswechseln, an Bewegung so reiche Familiengeschichte wie die ihre gibt es wol nicht. Wenn ganz Rom guelfisch war, saßen sie, hartnäckige Ghibellinen, auf ihrer quirinalischen Burg, dem Volke trotzend wie dem feindseligen Adel, und schauten von der Warte von Präneste, wo sie das schon durch seine Lage fast unangreifbare Castell S.-Pietro durch starke Befestigungen noch mehr gesichert, hinab auf die römische Ebene, die sie durch ihre Reisigen ebenso leicht beunruhigten, wie sie die am Monte Cassino vorüber nach Neapel führende Straße, durch die Lage ihrer Burgen begünstigt, durch die Scharen ihrer Vasallen sperren konnten. Dem vielfachen Kriegsruhm, dem Ruhme, der Kirche zahlreiche Cardinäle und, nach vieljährigem Schisma, den ersten von der gesammten Christenheit wieder anerkannten Papst gegeben zu haben, ward auch der Ruhm der Wissenschaft und Dichtung zugesellt. Nachdem der Augustinermönch Egidio Colonna, welcher 1316 zu Avignon starb, durch sein Buch „De Regimine principum" und seine Streitschriften über die Collisionen zwischen der geistlichen Macht seinem Namen große Verehrung, sich selber vielen Haß und viele Liebe erworben; nachdem, durch Petrarca's Dichtungen und Briefe, und die Freundschaft, die den großen Mann an mehre Glieder des Hauses Colonna knüpfte, dieses letztern Name mit dem der schönen Frau von Avignon gleichsam verschwistert worden: wetteiferte im 16. Jahrhundert eine Colonnesin mit dem Sänger Laura's. Von ihr sagte Lodovico Ariosto:

> Vittoria è'l nome; e ben conviensi a nata
> Fra le vittorie, ed a chi o vada o stanzi
> Di trofei sempre e di trionfi ornata,
> La vittoria abbia seco o dietro o innanzi.

Vittoria Colonna wurde zu Marino am Albanergebirge, einem Lehen ihrer Familie, 1490 geboren. Ihr Vater war Fabrizio Colonna, ihre Mutter Agnese von Montefeltro, die Tochter des ruhmwürdigen Herzogs Friedrich von Urbino. Die Zeit, in der sie das Licht der Welt erblickte, war die letzte Zeit der Ruhe für Italien: nicht lange darauf brach der Krieg aus, welcher Fremden die Hälfte des Landes geben sollte und die nationale Unabhängigkeit vernichtete. Die meisten italischen Grafen wurden in den Strudel der gewaltigen Ereignisse hineingezogen: keiner mehr denn Vittoria's Vater, der, eine kurze Zeit auf der Seite Frankreichs, den Rest seines Lebens hindurch für Spanien kämpfte, bei Ravenna Gaston de Foix gegenüber stand, Julius II. trotzte, indem er dem bedrohten Herzog von Ferrara aus Rom fliehen half, und nach vielen Wechselfällen und kriegerischen Thaten, die er, ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, gegen den Willen seiner Familie mit der Theilnahme an der Vertreibung der Türken aus Otranto eröffnete, als Großconnetable von Neapel (eine Würde, die in seinem Hause erblich ward) 1520 zu Aversa starb, mit solchem Ruhme der Kriegskunde, daß Machiavell in

seiner „Arte della guerra“ ihm die Rolle des unterweisenden Redners bei den Zusammenkünften in den Rucellai'schen Gärten in Florenz zutheilte. Im Kindesalter wurde Vittoria mit Ferrante d'Avalos, dem Sohn des Marquis von Pescara, verlobt; politische Verhältnisse waren Hauptveranlassung zu dem Bündnisse, welches erst dann fester geschlossen ward, als der Zweig des aragonischen Königshauses, der damals den Thron Neapels besaß und das Geschlecht der Colonnesen immer mehr an sein Interesse zu knüpfen suchte, längst zu regieren aufgehört hatte und das Land eine spanische Provinz geworden war. Am 27. Dec. 1509 fand die Vermählung statt, auf der Insel Ischia, die den d'Avalos gehörte, und wohin Vittoria von Marino gekommen war. Zwei interessante Documente aus dem Archiv des Hauses Colonna, welche in dem obenangezeigten Buche mitgetheilt sind, geben von der Ausstattung Vittoria's Kunde. Wir finden darunter ein Bett „nach französischer Mode“ mit Vorhängen und sonstigem Zubehör von Carmoisinseide mit blauem Taffet gefüttert, mit breiten Streifen von gewebtem Gold und goldenen Franzen, dazu drei Matratzen, Decke von Carmoisinseide von gleicher Arbeit, und vier Kopfkissen derselben Art mit Franzen und Knöpfen von Gold. Drei Obergewänder (camorre) von violettem Sammet und carmoisinrothem und schwarzem Brocat. Eine Decke und Zäumung u. s. w. von gewebtem Gold für ein Maulthier. Die Mitgift betrug 14,000 Dukaten. Unter den Kleinodien, die der Bräutigam schenkte, befanden sich ein Kreuz von Diamanten an einer goldenen Kette, 1000 Dukaten im Werth, gefaßte Diamanten, Rubine und Smaragde, zwölf goldene Armbänder; überdies eine Menge Toilettegegenstände von Sammet, Brocat und Seide. Vittoria brachte glückliche Tage in Neapel zu. An dem Hügel, den jetzt das Castell von S. Elmo einnimmt, besaß die Familie ihres Gatten die schöne Villa Pietralba, von der man auf Stadt und Golf und Inseln sah; am beliebtesten war aber der Aufenthalt auf Ischia, wo Ferrante's Tante, Costanza d'Avalos Marquise von Francavilla, welche die obere Leitung der Angelegenheiten der Familie hatte, Haus hielt und wo ein glänzender Kreis von Kriegern und Staatsmännern, von Dichtern und Frauen sich zu vereinigen pflegte. Dies bezeichnet Bernardo Tasso, Torquato's Vater, in einem anmuthigen Sonett an die Insel:

> Il lume è in te dell' armi: in te s'asconde
> Casta beltà, valore e cortesia,
> Quanta mai vide il tempo, e diede il cielo.

Aber so glückliche Zeiten sollten nicht lange währen. Die unruhige Regierung Julius' II. ließ Italien nicht Frieden genießen: der große Papst wollte das Land von der Fremdherrschaft befreien, aber er vermochte es nicht trotz der gewaltigen Hülfsmittel seines Riesengeistes, und mehrte nur Noth wie Unordnung. Im obern Italien wurden die entscheidenden Schlachten gefochten: bei Ravenna unterlag, wenn auch sehr kurze Zeit nur, die spanische Macht mit ihren Bundesgenossen, und Fabrizio Colonna und Ferrante d'Avalos, welche dem Vicekönige Neapels, Ramon de Cardona, der großentheils die Niederlage verschuldet, nach den sumpfigen Niederungen des Po gefolgt waren, geriethen in französische Gefangenschaft. Vittoria war auf Ischia zurückgeblieben: einen Theil ihrer Zeit verwandte sie auf die Erziehung des jungen Vetters ihres Gemahls, Alfonso d'Avalos, Marquis del Vasto, der nachmals eine so bedeutende Rolle spielte und dessen Name leider mit der Geschichte der Unterdrückung Italiens durch die Spanier eng verbunden ist. Niemand hatte auf den talentvollen aber heftigen, trotzigen, rachsüchtigen Jüngling so vielen Einfluß wie Vittoria: sie konnte ihn zur Milde umstimmen, ja den Geschmack an Poesie und Kunst flößte sie ihm ein, und wenn in spätern Zeiten von ihrer Kinderlosigkeit die Rede war, pflegte sie zu sagen: „Unfruchtbar kann ich nicht genannt werden, denn aus meinem Geiste habe ich diesen geboren.“ Aber während der Abwesenheit des Gatten und Vaters flossen ihre Tage in Unruhe und Trauer hin. Sie schildert ihren Zustand in dem schönen Briefe, den sie an Pescara während seiner Gefangenschaft schrieb:

> Sempre dubbiosa fù la mente mia;
> Chi me vedeva mesta, giudicava
> Che m' offendesse assenza o gelosia.
>
> Ma io, misera me! sempre pensava
> L' ardito tuo valor, l'animo audace,
> Con che s'accorda mal fortuna prava.
>
> Altri chiedeva guerra; io sempre pace
> Dicendo: assai mi fia se il mio marchese
> Meco quieto nel suo stato giace.
>
> Non nuoce a voi tentar le dubbie imprese;
> Ma a noi, dogliose, afflitte, che aspettando
> Semo da dubbio e da timore offese!
>
> Voi, spinti dal furor, non ripensando
> Ad altro che ad onor, contro al periglio
> Solete con gran furia andar gridando;
>
> Noi, timide nel cor, meste nel ciglio,
> Semo per voi; e la sorella il fratre,
> La sposa il sposo vuol, la madre il figlio.

Die Pflicht der Gattin, dem Gatten stets zu folgen, Glück und Unglück überall mit ihm zu theilen, drückt sie dann in unübertrefflichen Versen aus:

> Seguir si deve il sposo e dentro e fora,
> E, s'egli pate affanno, ella patisca:
> Se lieto, lieta; e se ni more, mora.
>
> A quel che arrisca l'un, l'altro s'arrisca;
> Eguali in vita, eguali siano in morte;
> E ciò che avviene a lui, a lei sortisca.

Aber die Gefangenschaft des Colonna wie Pescara's war nicht langwierig noch hart: dem Einen half namentlich die Freundschaft des Herzogs von Ferrara, dem er bald darauf seinen Dienst vergelten konnte; dem Andern die Theilnahme seines Verwandten, des großen Marschalls Trivulzio. So wurden Beide bald befreit. Pescara war verwundet in die Hände der Feinde gefallen: während er im mailänder Castell seine Heilung abwartete, schrieb er ein Gespräch über die Liebe, das er seiner Gattin sandte. Endlich ward dieser das Glück, ihn wiederzusehen: in einem Sonett, das sie lange darauf in schmerzlicher Erinnerung an bessere Tage schrieb, gedenkt sie seiner „belle ferite“,

und Isabella d'Aragona, die vom Schicksal hart geprüfte verwitwete Herzogin von Mailand, sagte zu Pescara: „Ich möchte ein Mann sein, Herr Marchese, wäre es auch nur, um Wunden im Gesicht zu erhalten wie Ihr, und um zu sehen, ob sie mich so gut kleiden würden wie Euch." Lange währte die Ruhe nicht: mit seinem Schwiegervater und mit Prosper Colonna, dem ersten Taktiker seiner Zeit, nahm Pescara von neuem Antheil an den italischen Feldzügen, ging 1517 als Abgesandter des neapolitanisch-aragonischen Adels nach Flandern zum Könige Karl, war mit Vittoria in Rom, wo Leo X. regierte, zog mit Prosper in jenen großen Krieg, wo Karl V. und Franz I. zum ersten Mal die Macht ihrer Reiche miteinander maßen und das unglückliche Herzogthum Mailand wiederum der Kampfplatz ward. Auf des Kaisers Seite standen der Papst und die Eidgenossen. Der Marschall von Lautrec, muthiger denn glücklich, commandirte das französische Heer in der Lombardei und verlor Mailand im Nov. 1521. Nicht lange darauf starb Leo X., aber der Krieg währte fort unter seinem Nachfolger Hadrian VI.: Prosper Colonna und Georg von Frundsberg schlugen Lautrec bei Labicocca in Mailands Nähe (27. April 1522), Pescara nahm und plünderte Genua. Der letzte Sforza, Franz II., erhielt sein väterliches Erbe wieder; nur das Castell von Cremona war 1523 im Besitze der Franzosen geblieben, die kurz vorher die ganze Lombardei inne gehabt. Aber sie stiegen wieder mit großer Heeresmacht herab in die lombardische Ebene; ihr oberster Führer, der Admiral de Bonnivet, belagerte Mailand, wo Prosper Colonna am 30. Dec. starb; Pescara, der Connetable von Bourbon, welcher seinem Vaterland als Feind gegenüberstand, der Niederländer Charles de Lannoi befehligten die kaiserlichen Truppen. Das Glück war ihnen hold, Bonnivet zog sich zurück, beim Übergange über die Sesia ereilte und schlug ihn Pescara. Es war der Tag, an welchem Bayard fiel (30. April 1524). Das kaiserliche Heer folgte den Geschlagenen: Bourbon und Pescara fielen in die Provence ein und lagerten vor Marseille, welches durch zwei Italiener, Renzo da Ceri aus dem Hause Orsini und Federigo da Bozzolo aus dem Hause Gonzaga, vertheidigt ward. Die Belagerung zog sich in die Länge: Krankheiten und Verluste nöthigten die kaiserlichen Feldherren zum Rückzuge. König Franz rüstete von neuem, während zwischen dem Papst (Clemens VII.) und Karl V. Uneinigkeit ausbrach und Ersterer sich dem französischen Interesse zuwandte. Ein Intriguenspiel, wie kaum irgendwo ein ähnliches gesehen worden, begann: Clemens VII., stets wankelmüthig in seinen Entschlüssen außer da, wo sie ihn dem Verderben zuführten, war ganz in seinem Element: sein Datar, Giovan Matteo Giberti, hielt die Fäden in der Hand. Der Herzog von Mailand, wegen der zurückgehaltenen Investitur dem Kaiser schon grollend, ließ sich durch die päpstlich-französische Partei bethören: sein vornehmster Rathgeber Girolamo Morone wandte alle seine Klugheit und Geschicklichkeit auf, die kaiserliche Faction zu schwächen. Vor Allen suchte man Pescara zu gewinnen: die Krone Neapels sollte der Lohn seines Abfalls sein. Der traurige Zustand, in welchem seit dem Rückzuge aus der Provence das kaiserliche Heer, ungeachtet der Anstrengungen seiner Führer, sich befand, wurde von den Unterhändlern vorgeschoben. Inwieweit Pescara sich auf die Vorschläge einließ, die ihm von mailändischer Seite gemacht, von päpstlicher unterstützt wurden, ist nicht ganz gewiß; sei es, daß Ehrgefühl ihn abhielt, vom Kaiser abzufallen; sei es, daß die Sache ihm zu gewagt vorkam: er weigerte sich, den Lockungen Gehör zu geben. Können wir Dem, was Paolo Giovio schreibt, Glauben beimessen, so wußte Vittoria um den Antrag und war dagegen. Denn bei jenem Historiker meldet sie ihrem Gemahl: er möge seines angestammten Hochsinns eingedenk sein, durch den er an Ruhm und Ehre vieler Könige Glück und Ruhm übertreffe. Nicht durch die Größe der Reiche und durch prunkende Titel, sondern durch Tugend erlange man die wahre Ehre, welche mit stetem Lobe auf die Nachkommen übergehe. Sie verlange nicht, Gemahlin eines Königs zu sein, wol aber die Gemahlin des großen Feldherrn, welcher im Kriege durch Tapferkeit, im Frieden durch edle Gesinnung die größten Könige zu besiegen gewußt habe. Vielleicht war es in jeder Hinsicht ein Gewinn für Pescara, daß er jene Vorschläge abgelehnt. Das Glück wandte Frankreich den Rücken: bei Pavia fiel der glänzendste Theil des französischen Adels und, ein Gefangener Lannoi's, wurde König Franz nach Pizzighettone und dann nach Spanien gebracht.*) Einige Jahre später beendigten die Erstürmung Roms und die Eroberung von Florenz (1527 und 1530) das verhängnißreiche Drama.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sächsische Ständeversammlung, beurtheilt von einem Engländer.

Das „Athenaeum" enthält seit einiger Zeit auch Correspondenzen aus Karlsbad, welche sich mehr, als sonst bei Ausländern Brauch ist, mit den politischen Zuständen Deutschlands beschäftigen. Namentlich verbreitet sich eine der jüngsten Correspondenzen über die sächsische Kammer. Der Berichterstatter leitet seine Correspondenz damit ein, daß er meint, es sei Brauch, die deutsche Bescheidenheit und Selbstverläugnung zu sehr zu rühmen; er habe von dieser Bescheidenheit und Selbstverläugnung nicht eben viel gefunden; aber dies sei wahr, daß die Deutschen von ihren Ständeversammlungen zu gering dächten, daß sie z. B. sich ganz überrascht gestellt hätten, wenn er, der Berichterstatter, den trefflichen und Achtung gebietenden Charakter der sächsischen Ständeversammlung belobt habe. Und doch habe er sich wirklich in der sächsischen Deputirtenkammer so heimlich (homelike) gefühlt, wie seit langem nicht, und mit großem Interesse zugehört und zugeschaut. Der Correspondent gibt nun ein Bild von der Räumlichkeit der Kammer, von ihrer innern Organisation und ihren Bestandtheilen. Daß die Mitglieder jedesmal, wenn ein Minister einträte, sich in Masse erhöben, nennt er ein sehr unschuldiges Überbleibsel aus der guten alten

---

*) Pescara's Entschlossenheit, womit er den Durchzug durch den Park von Mirabello mit dem spanischen Fußvolk bewerkstelligte, und seine geschickten Manoeuvres, durch die er seine Füsiliere in die Lücken der feindlichen Linie schob, entschieden wesentlich den Tag von Pavia.

Zeit, als die Minister noch Regen und Sonnenschein gemacht hätten. Die Galerie, sagt er, sei mit einem aufmerksamen, meist aus jungen Männern bestehenden Publicum gefüllt gewesen; von Frauen hätten sich auf der Galerie links oben ein Halbdutzend befunden. Hierbei sei die in England geltende Regel beobachtet, daß Frauen wol zur Zweiten, aber nicht zur Ersten Kammer zugelassen würden, obgleich er für seine Person den Beschluß, daß Frauen in das Haus der Gemeinen zugelassen werden dürften, niemals habe bewundern können, so gleichgültig auch das Factum sei. Einige Mitglieder, fährt er fort, hätten oratorisches Talent gezeigt, eine Seltenheit in Deutschland, wo danach keine große Nachfrage sei. Eine Grenze dafür, wie viel mal ein Mitglied reden dürfe, scheine nicht bestimmt zu sein, denn einige Deputirte hätten sehr oft gesprochen. Herr von Leschau (Zeschau), Minister des Auswärtigen, habe an die Kammer das Ansinnen gestellt, daß sie die Regierung nicht mit den auswärtigen Mächten in Collision bringen möge. Hierbei läßt sich der Brite auf ganz vernünftige Betrachtungen ein, welche übrigens jeder denkende und wohldenkende Deutsche machen kann. Er sagt unter Anderm: „Es ist ebenso rührend als entmuthigend, denken zu müssen, daß die besten Absichten des besten der Könige gegen seine eigenen Unterthanen so durch fremde Einmischung controlirt und bedroht werden dürfen" u. s. w. „Der Charakter des Königs", fährt er weiter fort, „ist der Art, daß er auch den wildesten Jakobiner entwaffnen müßte; die Einfachheit des Hofes steht in Harmonie mit den frugalen Gewohnheiten des Volks; es gibt keine drückende Aristokratie im Lande." Daß eine so starke Majorität, wie die bei der Frage über Öffentlichkeit und Mündlichkeit, von 72 gegen 4 Stimmen, keinerlei Resultat gehabt, darüber wundert sich der Brite freilich, der in solchen Fällen an ganz andere Dinge gewöhnt ist. 13.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Zur Geschichte der französischen Bühne.

In Frankreich gibt es einige von den sparsamen Überresten aus dem vorigen Jahrhundert, für die das Theater noch eine wichtige Angelegenheit ist und die von den Triumphen einer Clairon, einer Rocourt, eines Talma mit ebenso großer Begeisterung sprechen, wie ein alter Invalide der kaiserlichen Garde von den schönsten Siegen Napoleon's. Das Théâtre français namentlich zählt noch einige dieser wahren Verehrer der dramatischen Kunst und wir haben vor kurzem erst die Denkwürdigkeiten eines derselben unter dem Titel „Soixante ans du théâtre français" erhalten. An dieses geistreiche Schriftchen, das aus der Feder eines der ersten Advocaten von Paris herrühren soll, schließt sich ein anderes kleines Werk an, das soeben die Presse verläßt. Dasselbe führt den Titel: „Etudes retrospectives sur l'état de la scène tragique depuis 1815—36", von Germain Sarrut (Paris 1843). Wir finden in dieser kleinen Broschüre nicht nur einige sehr gelungene Charakteristiken der ersten tragischen Schauspieler und Schauspielerinnen, sondern auch zum Theil sehr treffende Bemerkungen über die wichtigsten Tragödien, die während des Zeitraums, dem die Schrift gewidmet ist, zur Aufführung gekommen sind. Germain Sarrut hat sich schon durch andere literarische Arbeiten, namentlich durch mehre Schriften historischen Inhalts, bekannt gemacht, von denen wir nur an die umfangreiche „Biographie des hommes du jour", die er mit seinem Freunde Saint-Edme herausgegeben hat, erinnern. Sehr interessant dürfte auch das soeben erschienene Werkchen „Epoques de l'histoire de France en rapport avec le théâtre français" sein.

Die Geschichte der französischen Revolution vom legitimistischen Standpunkte.

Das dickleibige Werk von Thiers über die Geschichte der französischen Revolution soll von einem hochgestellten britischen Staatsmanne ein Pamphlet genannt worden sein. Wahrscheinlich hat man dadurch sagen wollen, dieses berühmte Werk sei in der Leidenschaftlichkeit des Parteigeistes geschrieben. In diesem Sinne aber könnte man den größten Theil der Werke, welche von den französischen Historikern der Geschichte der Revolution gewidmet sind, in die Kategorie der Flugschriften werfen. So steht auch Félix de Conny, der ganz kürzlich seine „Histoire de la révolution de France" mit dem achten Bande zu Ende gebracht hat, „auf der Zinne der Parteien". Er ist Legitimist und zwar eine von den altgläubigen Seelen, denen alle revolutionairen Ideen ein Gräuel sind und welche die Reactionsversuche, durch die sich die Restauration zu Grunde gerichtet hat, in Schutz nehmen. Ja, Conny war sogar als Redacteur des „Conservateur" einer von Denen, die am thätigsten waren — wie eine gemeine Redensart sehr bezeichnend sagt —, den Karren wieder in den Dreck zu fahren. Man kann sich daher bei diesem Werke, das übrigens sehr gut geschrieben ist, auf eine einseitige Auffassung der Revolution gefaßt machen. In der That ist der Blick des Verf. bei jeder Gelegenheit durch seine politischen Ansichten getrübt. Aber eben deshalb bildet sein Werk gerade ein Gegengewicht zu denjenigen Schriften über die Revolution, in denen sich der entgegengesetzte Geist gar zu sehr geltend macht. Man bekommt ein ganz anderes Bild von diesem großartigen Ereignisse, dessen Folgen bis in die Gegenwart hineinreichen, wenn man zwei so schroff sich gegenüberstehende Darstellungen, wie die von Conny und von Thiers, zusammenhält, als wenn man sich einzig von einem Werke, und wäre es das unparteiischste deutsche Werk über diesen Gegenstand, leiten läßt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 183. —— 2. Juli 1843.

Vittoria Colonna.
(Fortsetzung aus Nr. 182.)

Ferrante d'Avalos, in dessen Hände, dem Anscheine nach, in dem oberwähnten Moment das Schicksal, das Wohl und Wehe Italiens gegeben waren, sollte diese letztern Ereignisse nicht mehr erleben. Seit 1521 sah Vittoria ihn selten: nur 1522, wo sie ihre Mutter, die eine Pilgerschaft nach Loretto unternommen, auf dem Heimwege von derselben durch den Tod verlor, war er auf kurze Zeit in Neapel. Bei Pavia war er schwer verwundet worden und die Heilung war unvollkommen. Im Sommer 1525 nahmen seine Kräfte rasch ab: man sprach, gewiß ohne Grund, von Gift, das ihm beigebracht worden sei. Sein Verhalten bei jenen Intriguen hatte zu mancherlei Verdacht Anlaß gegeben, wenn auch für ihn seine Vorliebe für Spanien sprach, die sich namentlich in seinen letzten Jahren äußerte, wo er spanische Tracht anlegte, spanisch sprach, und wol sagte, er möchte lieber Spanier sein denn Italiener. Als Vittoria von der lebensgefährlichen Krankheit des Gatten vernahm, eilte sie nach der Lombardei, aber in Viterbo erhielt sie die Nachricht seines Todes. Pescara verschied zu Mailand am 25. Nov. 1525, in jugendlichen Jahren (er war nicht älter als Vittoria), aber mit dem Ruhme, einer der ersten Feldherren und Taktiker seiner an großen Kriegsmännern reichen Zeit gewesen zu sein.

Der Schmerz schien Vittoria anfangs zu überwältigen. Sie wünschte sich in das Clarissenkloster S. Silvestro in capite in Rom zurückziehen zu können; der Papst ertheilte ihr dazu seine Erlaubniß mittels eines an die Äbtissin und Nonnen gerichteten Breve vom 7. Dec., welches von dem berühmten Sadolet abgefaßt ward.

> Da wir erfahren haben — heißt es darin —, daß unsere geliebte Tochter Vittoria Colonna Marchesa von Pescara, vor kurzem ihres ruhmwürdigen Gemahls beraubt, von Tage zu Tage mehr dem Schmerz und den Thränen sich hingibt und nach der Einsamkeit irgend eines Gott geweihten Ortes sich sehnt, dort dem Herrn ungestörter dienen und dem Gebete für die Seele ihres Gatten sich hingeben zu können, so haben wir in jener liebevollen Berücksichtigung, die wir Allen schuldig sind, und in Gemäßheit des besondern und väterlichen Wohlwollens gegen die Genannte und ihren Bruder den edeln Herrn Ascanio Colonna, Euer Kloster ihr zum Aufenthalt angewiesen, welchem, wie wir vernommen, die gesammte Colonnesische Familie eine besondere Verehrung zollt.

Nachdem nun den Klosterfrauen anbefohlen worden, Vittoria mit ihrem Gefolge ehrenvoll aufzunehmen, schließt das Breve folgendermaßen:

> Damit nicht, ihrem Schmerz eher Gehör gebend als reiflicher Überlegung, die Gedachte ihr Witwengewand mit Nonnentracht vertausche, verbieten wir Euch, bei Strafe der Excommunication im strengen Sinne, solches ohne unsere besondere Genehmigung zu gestatten.

In der Ruhe und Abgeschiedenheit des Klosters scheint Vittoria vorzugsweise jener ernsten und frommen Poesie sich zugewandt zu haben, die ihr Trost in ihrem Schmerz und unvergänglichen Ruhm verschaffte. Aber nicht lange sollte die Ruhe währen. Clemens VII., den Franzosen geneigt, konnte mit der kaiserlichen Partei nicht in Eintracht bleiben. Was die alten Päpste an Widersetzlichkeit und Trotz in ihrer eigenen Hauptstadt erfahren, ward ihm in reichem Maße zu Theil. Eine Zeit lang standen die Gegner, heimlich grollend, aber noch äußerlich ruhig, einander gegenüber: doch hielt Ascan Colonna es für gerathen, seine Schwester nach Marino zu bringen. Am 20. Sept. 1526 plünderten die Colonnesen mit den von ihren vielen Lehen im Kirchenstaat und im Neapolitanischen herbeigezogenen Vasallen und mit kaiserlicher Mannschaft den Vatican und nöthigten den Papst, nach der Engelsburg zu fliehen, wo am folgenden Tage ein förmlicher Vertrag abgeschlossen ward, bei dem indeß der Kaiser besser bedacht ward als seine römischen Bundesgenossen, denen eine ziemlich karge Amnestie zu Theil wurde. Dieses Ereigniß war nichts als der Vorläufer der Plünderung Roms durch das wilde Heer des Connetable von Bourbon. Vor diesem beklagenswerthen Vorfall hatte Vittoria den Kirchenstaat verlassen und sich nach Ischia begeben, nachdem sie es durch ihre Bitten und Vorstellungen nicht zu hindern vermocht hatte, daß Pompeo Colonna des Cardinalshuts verlustig, ihr Bruder Ascan und alle Angehörigen in die Acht erklärt, sämmtliche Vasallen des Hauses ihres Lehnseides entbunden worden waren. Als nun das große Unglück geschehen war, als Rom von zuchtlosen Horden geplündert, der Glanz und Reichthum der Stadt und der Familien auf Jahre vernichtet, der Papst in der Engelsburg gefangen gehalten, viele Cardinäle und Prälaten in Feindes Hand Mishandlungen und den größten Gefahren preisgegeben, alle Hülfsmittel erschöpft waren: be-

nutzte Vittoria den Einfluß, den sie bei den Ihrigen und bei ihrer Partei hatte, dies harte Geschick zu mildern, schrieb an den Cardinal Colonna, der bald das Elend beweinte, welches über seine Heimat herbeizuführen er selber mitgewirkt, an Del Vasto, an Andere, gab was sie besaß willig her, Gefangene zu lösen, die Habsucht der Spanier, die Gier der Deutschen zu befriedigen. Daß ihr Wirken nicht fruchtlos war, zeigt unter Anderm ein Schreiben des schon genannten Bischofs Giberto, der bestimmt war, zu der Zahl der vom Papst gestellten Geiseln zu gehören.

Ich möchte wünschen — schreibt dieser am 20. November 1527 —, daß ich nicht früher schon der Zuneigung und des Wohlwollens, welches Ew. Excellenz mir geschenkt, so gewiß gewesen wie es bei mir der Fall war. Denn wenn die Beweise davon, die ich erhalten und die mit jedem Tage sich mehren, mir neu und unerwartet wären, so würden sie mich mit solcher Freude erfüllen, daß alle überstandenen Leiden mir wie Glück erscheinen müßten. Aber auch jetzt sind sie mir ein großer Trost, und mich dünkt, die Ketten, die ich getragen, erwerben mir die Hochschätzung Aller, welche sehen, wie lieb Euch meine Befreiung ist. Ich habe gesehen, was Ihr dem Cardinal Colonna geschrieben, der bisher so gegen uns alle sich betragen, daß wir ihm verpflichtet sind, und der uns hoffen läßt, unsere Angelegenheit zu gutem Ende geführt zu sehen. — — Ich würde Ew. Excellenz für das Anerbieten der eigenen Besitzungen als Pfand für mich danken: wie soll ich aber danken, oder was soll ich noch versprechen, da ich mich Euch schon ganz zu eigen gegeben und Euch jetzt mehr denn je verpflichtet bin?

Im folgenden Jahre fand Vittoria von neuem Gelegenheit, einflußreiche Verwendung eintreten zu lassen, als ihr Bruder Ascan und der Marquis del Vasto in jener blutigen Seeschlacht, welche am 28. Mai 1528 Filippino Doria, Neapel von der Seeseite angreifend wie der Marschall von Lautrec auf der Landseite, dem Vicekönige Ugo de Moncada lieferte, in des Feindes Hände fielen, während Moncada selbst im Kampfe den Tod fand. Während dieser langwierigen Belagerung, die, unter glänzenden Aussichten begonnen, mit dem Untergange des französischen Heeres und dem Tode seiner Führer endete, lebte Vittoria meist auf Ischia, von wo sie, als die Seuche, die in Folge der Einschließung und des Mangels die Stadt verheerte, auch nach der Insel drang, nach ihrem Lehen Arpino sich begab und von dort nach Rom, wo sie längere Zeit verweilte, bis sie den reizenden Golf Neapels wiedersah. Damals schon war sie nicht minder durch den Glanz ihres Geschlechts und durch die Stellung die sie einnahm, als durch das treue Andenken, welches sie ihrem verstorbenen Gatten bewahrte, und ihr seltenes Dichtertalent berühmt. Verschiedene Anträge, eine zweite Ehe zu schließen, wurden ihr gemacht: sie lehnte sie ab, trug immer Witwenkleider, feierte in schönen Versen den Ruhm und die Thaten Pescara's und blieb ungetröstet über seinen Verlust. Im siebenten Jahre nach seinem Tode beweinte sie ihn wie im ersten. Dann aber ward sie durch jene Hand, die den Himmel gebildet („quella mano che formò il cielo") über den irdischen Schmerz emporgehoben, und ihr Geist und ihre Poesie wandten sich immer mehr den überirdischen Dingen zu. Ihren geistlichen Gedichten verdankt sie den größten Ruf. Alles, was Italien damals an ausgezeichneten Männern zählte, scharte sich um sie: Bernardo Tasso, Luigi Alamanni, Trissino, Giberti, Annibal Caro, Giovio, Gio. Guidiccioni, Franc. Maria Molza u. A., und unter den Cardinälen Pietro Bembo, Gaspare Contarini, Reginald Poole, Jac. Sadoleto, Federigo Fregoso, zu deren Erhebung sie zum Theil mitwirkte. Diese allgemeine Bewunderung spricht ein schönes Sonett Bembo's aus, welches beginnt:

Alta colonna e ferma alle tempeste
Del ciel turbato, a cui chiaro onor fanno
Leggiadre membra avvolte in nero panno,
E pensier santi e ragionar celeste;

E rime sì soavi e sì conteste
Ch' alla futura età solinghe andranno,
E schermiransi dal millesim' anno;
Già dolci e liete, ora pietose e meste.

Im J. 1536 war sie wieder in Rom, wo Paul III. sie aufs ehrenvollste empfing und Kaiser Karl V., der die Weltstadt besuchte, sich zu ihr und ihrer Schwägerin Giovanna d'Aragona verfügte. Eine Zeit lang lebte sie in Ferrara und dachte ernstlich an eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe, aber die Vorstellungen der Freunde und schwache Gesundheit hielten sie davon ab und sie kehrte von neuem nach Rom zurück. Hier begann ihre Bekanntschaft mit Michel Angelo Buonarroti — zwei hohe Geister erkannten sich, und der große Künstler, dessen edler Stolz vor irdischem Glanz sich zu beugen verschmähte, hat in seinen leben- und charaktervollen Dichtungen ausgesprochen, was er Vittoria verdankte. Wie unter der Hand des Bildhauers aus der „umil' materia" das Modell entstehe, welches sodann der Meisel aus edelm Stein von neuem hervorrufe, so sei es ihm ergangen:

Simil, di me model, nacq' io da prima;
Di me model, per op'ra più perfetta
Da voi rinascer poi, donna alta e degna,

Se il men riempie, e'l mio soperchio lima
Vostra pietà, qual penitenza aspetta
Mio cieco e van pensier se la disdegna?

Noch aber warteten neue Stürme der schon mehrfach Geprüften und von neuem sah sie „batter la sua colonna entro ed intorno". Denn wegen der erhöhten Salzsteuer, die Paul III. 1540 ausschrieb, die so großes Misvergnügen im Kirchenstaat erregte und Perugia zu offener Rebellion trieb, entstand arge Mishelligkeit zwischen dem Papste und den Colonnesen: Ascan widersetzte sich dem Befehle des Papstes, das Salz für seine Lehen in Rom zu kaufen, aber seiner Burgen eine nach der andern wurde durch Pier Luigi Farnese genommen, über ihn die Acht ausgesprochen. Im Königreich Neapel fand er Aufnahme, Vittoria aber ging nach Orvieto in das Kloster S.-Paolo, wo sie indeß nicht lange blieb, sondern noch im Laufe des Jahres nach Rom zurückkehrte. Es war um diese Zeit, wo die Lehren der deutschen und schweizerischen Reformatoren in Italien einzudringen anfingen, und manche talent- und geistvolle aber unruhige und erregte Männer, in ihrem Misvergnügen über die Misbräuche, die sich in die Kirche, namentlich in die Disciplin

eingeschlichen, zu Meinungen sich hinzuneigen begannen, welche endlich ihren völligen Abfall von der katholischen Kirche zur Folge hatten. Daß diese reformatorischen Principien in Ferrara bei der Herzogin Renée von Valois Schutz und Begünstigung fanden, ist bekannt; in Florenz zeigten sie sich; in Rom machte eine Zeit lang der Kapuzinermönch Fra Bernardino von Siena (Ochino) durch seine Bußpredigten Aufsehen, bis er, seiner dem Papstthum immer schärfer entgegentretenden Grundsätze wegen verdächtig, entfloh und sich zum Protestantismus bekannte. Mit ihm, mit Pier Martire Vermigli, der aus einem Augustiner-Chorherrn zu Fiesole einer der einflußreichsten protestantischen Theologen und Professor zu Oxford ward, mit jenem talentvollen Florentiner Carnesecchi, der endlich durch Cosmus I. der Inquisition ausgeliefert ward und Andern, die denselben Meinungen hold waren, stand Vittoria wenigstens eine Zeit lang in Verbindung: gegen die Anschuldigung, daß sie selbst solche Meinungen getheilt, ist sie vielfach, und wie es scheint mit Recht, vertheidigt worden. Ihre eigenen Äußerungen berechtigen wenigstens nicht zu einer solchen Annahme. Wie dem auch sei, nach jener Zeit scheint sie namentlich der Leitung des Cardinal Poole in Gewissenssachen sich anvertraut zu haben. Im Oct. 1541 war sie im S.-Katharinenkloster zu Viterbo, wo Poole und andere ihrer Freunde sich befanden. Buonarroti schrieb ihr wiederholt und übersandte ihr Poesien; sie ersuchte ihn einmal, es weniger häufig zu thun, sonst werde sie verabsäumen, die Abendandacht in der Kapelle zu halten, er, die Morgenstunden in der Peterskirche zuzubringen. Aber sie bewahrte ihm eine solche Zuneigung, daß sie nie in die Nähe Roms kam, ohne nach der Stadt zu gehen ihn zu besuchen, wie Michel Angelo's Schüler, Condivi, in seiner Lebensbeschreibung erzählt. Sie wurde gefährlich krank; der berühmte Fracastoro, den man um Rath frug, gab von Verona aus Heilmittel an, fügte aber hinzu: es thue noth, ihr einen Seelenarzt zu finden, sonst werde das schönste Licht dieser Welt erlöschen. Ihr Leben währte noch einige Zeit, aber ihre Gesundheit stellte sich nicht wieder her. In Viterbo verweilte sie bis zum J. 1543, dann begab sie sich nach Rom in das damalige Benedictinerkloster S.-Anna de' Funari, welches jetzt in ein Waisenhaus umgewandelt ist. Hier schrieb sie ihre letzten Dichtungen und lateinische Gebete, hier hatte sie den Schmerz, den Tod Del Vasto's zu vernehmen, der 1546 starb, mitten in den glänzendsten Hoffnungen und Aussichten, als Feldherr hochgerühmt und eine der Stützen seiner mächtigen Partei, der aber seinen Namen durch Härte und Habsucht befleckte und eins der geschicktesten Werkzeuge in des Spaniers Hand zur Knechtung Italiens war. Als sie das Ende eines Lebens, das „Fra poche dolci e assai lagrime amare" verstrichen, herannahen fühlte, ließ sie sich in die Wohnung Giuliano Cesarini's bringen, der eine ihrer Verwandten geheirathet hatte, und machte dort am 15. Febr. 1547 ihr Testament, in welchem sie unter Andern jedem der vier Klöster, in denen sie gelebt, ein Vermächtniß hinterließ und die Cardinäle Poole, Sadolet und Morone zu Testamentsvollstreckern ernannte. Das Testament hat die eigenhändige Unterschrift: Ita testavi ego Victoria Columna. Wenige Tage darauf starb sie, im 57. Jahre ihres Alters. Buonarroti sah sie noch als Leiche. Ihrer eigenen Verfügung zufolge wurde sie in der Gruft beigesetzt, in welcher die Nonnen von S.-Anna begraben liegen. Kein Stein bezeichnet den Ort, wo ihre irdische Reste ruhen. Aber schon zu ihren Lebzeiten wurden ihr Name und ihr Bildniß durch Denkmünzen der Nachwelt überliefert: zwei derselben zeigen sie in der Jugend, als glückliche Gemahlin eines gefeierten Helden, eine als trauernde Witwe nach Pescara's Tode, noch eine andere endlich in vorgerücktem Alter, auf dem Revers ein Phönix, der in den Flammen wieder auflebend mit ausgebreiteten Flügeln zur Sonne emporschaut. Diesen Revers und eine Nachbildung des Portraits in jugendlichen Jahren gibt eine neuerdings von P. Girometti in Rom gearbeitete Medaille. Ihre Büste, nach den vorhandenen Bildnissen modellirt, wird gemäß kürzlich gefaßtem Beschlusse der Akademie der Arcadi die sogenannte Protomoteca, Roms neues Pantheon auf dem Capitol, bereichern.

(Der Beschluß folgt.)

Die Niederlassung am Mosquito-Ufer.

Vor ungefähr fünf Jahren bildete sich in London eine Gesellschaft unter dem Namen British Central American Land Company, die eine Niederlassung am Mosquito-Ufer beabsichtigte, einem Landstriche südlich vom Mexicanischen Meerbusen, nahe der Gegend, wo vor 24 Jahren Poyais den verunglückten Versuch einer Colonisation machte. Die Directoren ernannten einen gewissen Thomas Young zum Viceaufseher und beauftragten ihn, „in Begleitung einiger Andern sich nach dem Mosquito-Ufer zu begeben, um am Schwarzen Flusse, etwa 80 Meilen vom mittelamerikanischen Hafen Truxillo im Staate Honduras, Voranstalten zu einer Niederlassung zu treffen und mit den umwohnenden Völkerschaften in freundlichen Verkehr zu treten, damit später ein Tauschhandel gegen englische Waaren stattfinden könne." Das Resultat dieser Mission hat Thomas Young in einem Werkchen veröffentlicht („Narrative of a residence on the Mosquito Shore, during the years 1839, 1840 and 1841", London 1842), dessen vielfaches Interesse leider durch mangelhafte Darstellung, namentlich durch eine, die Geduld des Lesers bisweilen schwer prüfende Confusion beeinträchtigt wird. Doch verdient es deshalb nichtsdestoweniger Beachtung.

Mit jener etwas weitschichtigen Instruction schiffte sich der Verf. im Juli 1839 zu Gravesend am Bord der Rose ein und erblickte nach einer häßlich-stürmischen Fahrt über den Atlantischen Ocean das südamerikanische Vorgebirge Cape Gracias á Dios, in dessen Nähe die Colonie gegründet werden sollte. Je näher das Schiff seiner Bestimmung kam, desto heißer wurde das Wetter, und das Land erschien so niedrig und mit schwarzgrüner Vegetation dergestalt bedeckt, daß es allerdings ein vortrefflicher Aufenthalt für das perfide Insekt sein mußte, nach welchem es genannt worden. Bei seiner Landung sah sich der Verf. von einem Haufen halbnackter Eingeborenen umringt, die eine Art Englisch radebrechten, das sie bei ihrem Verkehr mit Balize aufgelesen, und die über die Ankunft des Verf. und seiner Leute mehr Freude bezeugten, als diese über die Beschaffenheit des Landes empfanden. Dagegen freute sie der herzliche Willkommen eines Engländers, der sich früher in der Gegend angesiedelt. Engländer überall, so weit die Erde rund und der

Himmel blau ist. Nach einem mühseligen Marsche durch dichtes, mit stark riechenden Pflanzen verwachsenes Unterholz gelangt der Verf. zu dem für ihn eingerichteten Wigwam und datirt von hier seine Beschreibung des Landes und der Einwohner.

Das sogenannte Mosquito-Ufer ist derjenige Theil der Küste Amerikas, der innerhalb des 10. und 15. Grads nördlicher Breite liegt, genau südlich von der Halbinsel Jucatan und eine Seite der Carribeischen See zugekehrt. Ob es zum Areal einer der neuen amerikanischen Republiken gehört, dürfte ungewiß sein. De facto ist es ein unabhängiger Staat unter einem eingeborenen Könige, halb Barbar, halb Anglo-Kreole, der sich Robert Charles Frederic nennt, in Jamaica erzogen worden ist, eine englische Marine-Offiziers-Uniform trägt und den Engländern freundlich gewogen scheint. Der Verf. behauptet, er sehe in sich einen großbritannischen Unterthan. Ich gestehe, daß ich das aus den beigebrachten Beweisen nicht habe herausfinden können. Vielmehr halte ich dafür, daß Seine Majestät sich höchstens als Schützling der englischen Regierung betrachtet und dies am liebsten, so oft die benachbarten Spanier ein Gelüste nach seinem Lande blicken lassen. Es ist wunderbar, wie diplomatisch klug Noth und Eigennutz selbst einen Wilden machen. Außerdem mögen auch die englischen Niederlassungen zu Balize und an einem oder zwei andern Punkten der Küste von Honduras das Ihrige beitragen, dem Beherrscher der Mosquitos das Vortheilhafte eines guten Vernehmens mit der Krone England vor Augen zu stellen. Sei dem indessen wie ihm wolle, wenige Tage nach der Ankunft des Verf. und seiner Gefährten stattete der König, von einer Zahl Soldaten gefolgt, seinen Besuch ab. „Nachdem wir ihm vorgestellt worden und unsere Beglaubigungsschreiben sammt Geschenken überreicht, schien er sehr glücklich, nahm jeden von uns der Reihe nach bei der Hand und sagte langsam und deutlich: ‚You are my very good friend.‘ Er machte im Ganzen einen höchst günstigen Eindruck.“

Ein paar Tage später wurde Gericht gehalten über einen Eingeborenen, Namens Deverin, der eine Tante des Königs, Namens Lyndia, ermordet. „Früh am Morgen begann das Verhör vor drei Richtern und dem Könige. Die ganze weiße Bevölkerung des Caps und mehre Eingeborene waren zugegen. Der König trug Civilkleider, hatte jedoch sein Marineschwert und seinen Hut bei sich. Er hörte aufmerksam zu und drückte wiederholt sein Wohlgefallen aus, daß der Gefangene auf englische Manier gerichtet werde. Eine Jury war zusammengesetzt, Jemand, der die Sprache vollkommen kannte, zum Dolmetscher bestellt worden, und mehre Zeugen bewiesen vollständig, daß der Gefangene die Tante des Königs, Lyndia, meuchlings erschossen habe. Er sagte kein Wort zu seiner Vertheidigung. Also wurde er nach ruhiger Untersuchung in der freien Luft im Schatten einiger Kokusnußbäume von der Jury einstimmig für schuldig befunden und zum Strange verurtheilt. Kein Zeichen von Misbilligung oder Unzufriedenheit gab sich unter den Eingeborenen zu erkennen. Auch der Gefangene blieb ruhig und bat blos, daß das Sookeah Weib (eingeborener Arzt), das ihm zu der That gerathen, herbeigeholt werde. Boten wurden unverzüglich abgeschickt und kehrten bald mit dem elenden Weibe zurück, das durch seinen Rath den Gefangenen zu einem vorzeitigen Tode brachte. Nach langem Gespräch sprang der König auf und rief zornig: ‚Laßt das Weib gehen! Schafft den Mann fort — morgen stirbt er.‘ Demgemäß fand am folgenden Tage die Hinrichtung statt. Zugleich ließ der König ausrufen, daß männiglich in seinem Volke, der Unrecht thue, gehenkt werden, und männiglich sich hüten solle, dem schlechten Rathe der Sookeahs zu trauen, oder ihn zu befolgen.“ Jedenfalls ein Beweis, daß der König Sinn für Gerechtigkeit hat, und was die Jury und das öffentliche Gerichtsverfahren anlangt, so ist es beinahe ärgerlich, kann sein auch kränkend, daß die Wilden am Mosquito-Ufer vor civilisirten Völkern etwas, und das sehr viel voraus haben sollen. Übrigens schildert der Verf. die Mosquitos als einen muthigen, für Cultur empfänglichen indianischen Stamm, der jedoch in Folge zunehmender Trunksucht moralisch und physisch ausarte. Dagegen lobt er die Kariben, einen fremden eingewanderten Stamm, wegen ihrer Friedfertigkeit, ihres Fleißes und ihrer Klugheit; sie haben theils Zucker- und Tabackplantagen, theils treiben sie nützliche Handarbeit.

Seiner Instruction gemäß nahm der Verf. den Weg nach dem Schwarzen Flusse längs der Küste, die mit kleinen, zum Theil sehr fruchtbaren und bewohnten Inseln besäet ist. Er berührte dabei Poyais, jetzt Provinz Victoria, ein Landstrich, welchen die Gesellschaft vom König Robert durch Kauf erworben, und machte einen Abstecher nach der ungefähr 40 englischen Meilen langen Insel Roatan oder Rathan, wo er ebenso überrascht als erfreut war, einen Schotten zu treffen, der mit seiner zahlreichen Familie sich hier niedergelassen und scheinbar ganz comfortable lebte. Bald nach der Ankunft am Schwarzen Flusse fand der Verf. es im Interesse seiner Aufgabe, sowol diesen Fluß als den Polyer Fluß hinaufzugehen, um die Polyer Indianer kennen zu lernen. Der Beschreibung zufolge ist das eine sehr romantische Tour gewesen. Am neugierigsten war der Verf., die indianische Stadt zu sehen, von welcher er viel gehört. „Zu meinem nicht geringen Erstaunen bestand die ganze Stadt in einem einzigen ovalen Hause, vielleicht 85 Fuß lang und 35 tief, wo sämmtliche Eingeborene wahrhaft patriarchalisch beisammen wohnten.“

Localverhältnisse und unberechenbare Unglücksfälle vereitelten den Zweck der Expedition. Dasselbe Schiff, auf welchem der Verf. die Überfahrt gemacht, landete zwar im J. 1841 37 neue Colonisten und eine Menge sehnlichst erwarteter Bedürfnisse. Aber ein böser Typhus raffte einen nach dem andern weg, bis die wenigen Übriggebliebenen sich nach Truxillo wendeten und von da nach England gelangten. Unter ihnen der Verf. Das Fehlschlagen des Unternehmens schmälert das Interesse seines Buchs keineswegs. 14.

Literarische Notizen aus England.

Neuerdings sind folgende Werke angekündigt worden: „The Rhone, the Darro, and the Guadalquivir: a summer ramble in 1842“, von Mrs. Romer, Verf. des „Sturmer“ (2 Bde.); „Egypt and the Holy Land in 1842; with sketches of Greece and the Levant“, von W. Drew Stent (2 Bde.); „History of the revolutions, insurrections and conspiracies of Europe“, von W. C. Taylor, Verf. der „Romantic biography of the age of Elizabeth“ (2 Bde.); „Travels in the great western prairies, the Anahuac and Rocky mountains and in the Origon territory“, von Th. J. Farnham (2 Bde.); „The false heir“, ein Roman von G. P. R. James; „The French governess, or the embroidered handkerchief“, ein Roman von J. Fenimore Cooper; „The last of the O'Mahonys, and other tales of the English settlers in Munster“.

Miß Ellen Pickernig, Verf. von „Nan Darrell“, „The fright“ u. s. w., gab in drei Bänden heraus: „Friend or foe?“; und die Verf. von „A summer amongst the boccages and the vines“, Miß Costello: „Gabrielle, or the pictures of a reign“, ebenfalls drei Bände. Ferner erschien: „Ben Bradshawe, the man without a head“ (3 Bde.), mit Illustrationen; „Memoirs of a Brahmin“ (3 Bde.); „The amnesty; or the duke of Alba in Flanders“, ein zweibändiger geschichtlicher Roman von J. F. Ellerman; ferner aus dem Dänischen des Ingemann von J. F. Chapman übersetzt: „King Eric and the outlaws; or the throne, the church and the people, in the 13th century“ (3 Bde.), und „The smugglers, a chronicle of the coast Guard“, von F. Higginson. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 184. —— 3. Juli 1848.

Vittoria Colonna.

(Beschluß aus Nr. 183.)

Vittoria's Poesien sind, mit sehr geringen Ausnahmen, aus der Zeit, welche dem Tode Pescara's folgte, und wie sie fürder stets die Witwenkleidung trug, so herrscht auch in ihren Dichtungen eine trübe Stimmung vor: Schmerz über den unersetzlichen Verlust, Trauer über die Verödung, wehmüthige Erinnerung an vergangenes Glück, dabei aber gewissermaßen ein Schwelgen im Gedanken der glänzenden Eigenschaften und glorreichen Thaten des Gatten, und ein Sichkräftigen am wärmenden Strahl dieser ihrer Sonne, wie sie d'Avalos nennt, deren Licht nicht Zeit nicht Tod verdunkelt und die in voller Glorie zu sehen keine irdische Hülle mehr sie hindert. Was von frühern Poesien Vittoria's vorhanden war, zum Theil an ihren Gatten gerichtet, scheint mit Ausnahme des Briefes nach der Ravenna-Schlacht, den man eine echte Heroide nennen darf, verloren. Petrarca ist augenscheinlich Vorbild bei jenen Sonetten gewesen: aber es ist keine weichliche Nachahmung; es ist nicht alle Harmonie und Zartheit und Abwechslung des Trecentisten, wol aber ein kräftigerer Geist, wenn auch der eines Weibes. So ist der erste Theil der Dichtungen; der zweite, meist religiösen Inhalts, dürfte Vittoria's Ruhm am sichersten begründen. Denn hier spricht sich in wohllautenden Versen eine tiefe Frömmigkeit aus, ein festes Gottvertrauen, eine nicht wankende Zuversicht, eine frohe Hoffnung, ein inniges Durchdrungensein von den Wahrheiten des christlichen Glaubens. So schön auch in den frühern Gedichten die Sprache ist, in den spätern scheint sie mit dem Gegenstande zu größerm Reichthum, größerer Mannichfaltigkeit der Form, größerer Präcision und Würde sich zu erheben. In Vittoria's Dichtungen leben wir ihr Leben mit: in ihnen liegt der Kreislauf ihrer Empfindungen vollendet und abgeschlossen da. Sie sagt uns, weshalb sie dichte: „Scrivo per sfogar l'interna doglia" (Theil 1, Sonett 1); als Rechtfertigung müssen ihr dienen „La pura fè, l'ardor, l'intensa pena; ihre Gedichte seien „Amaro lagrimar, non dolce canto — Foschi sospiri, e non voce serena". Sie gedenkt des Glücks der vergangenen Tage: „Oh che tranquillo mar, oh che chiare onde — Solcava già la mia spalmata barca" (Son. 6); sie gedenkt der Heimkehr des ruhmgekrönten Gatten nach Ischia und der wehmüthigen Erinnerung, die der Ort ihr erweckt: „Quanta pena or mi dà, gioia mi dava!" (Son. 75.) Nachdem sieben Jahre seit Pescara's Tode verflossen, war ihr Schmerz noch lebendig: „Sperai che l' tempo i caldi alti desiri — Temprasse alquanto" (Son. 115); denn Alles auf der Welt war ihr verloren: „Quant' io di vivo avea ne' sensi, acerba — Morte in un giorno col mio sol mi tolse" (Rime ined. Son. 1). Aber sie findet endlich Tröstung im Hinblick auf das Jenseits und macht sich immer mehr los von den irdischen Banden und Wünschen: „Il cieco amor del mondo un tempo tenne — L'alma di fama vage" (Th. 2, Son. 1); andere Gegenstände wählt ihre Muse: „Altra cetra, altre muse, ed altro monte — Scopre la viva fede all' intelletto" (Son. 3). In diesen Empfindungen und Gesinnungen findet sie Trost und Beruhigung: „Beata l'alma che le voglie ha schive — Del mondo e del suo vil breve soggiorno!" (Son. 13); aus dem traurigen, öden Winter geht sie in den blühenden Frühling ein: „Di gioia in gioia, d'una in altra schiera — Di dolci e bei pensier, l'amor superno — Mi guida fuor del freddo arido verno — Alla sua verde e calda primavera" (Son. 17). Das Dunkel, das ihre Seele umfing, hat der Himmelsstrahl durchdrungen: „— sgombrò quante al mio core — Erano folte nebbie avvolte intorno" (Son. 131). Voll geistiger Befriedigung ruft sie endlich aus:

> „Beata lei, che'l frutto e la radice
> Sprezzò del mondo, e del suo Signor ora
> Altra dolcezza e sempiterna elice!"
> (Trionfo di Cristo.)

So war im Leben und in der Dichtung die Colonnesin, ein reiner großartiger Charakter, ein Gemüth, das weibliche Zartheit und Hingebung mit Manneskraft vereint, ein reiches und in seiner keuschen Strenge dennoch anmuthiges Dichtertalent.

Zu ihren Lebzeiten noch wurden ihre Poesien mehrmals gedruckt, mehrmals nach ihrem Tode, zuerst in Parma 1538, zuletzt in Bergamo 1760. Keiner dieser Ausgaben ist genau und vollständig zu nennen. Bei der neuen, welche der jungen Fürstin Donna Teresa Torlonia, geborenen Colonna von Paliano gewidmet ist, hat der Herausgeber namentlich zwei Handschriften verglichen,

eine in der Corsinischen Bibliothek, eine andere in der Casanatensischen (im Dominikanerkloster Sta Maria sopra Minerva). Letztere mit, wie es scheint, eigenhändigen Verbesserungen Vittoria's, gibt eine Menge neuer Lesarten, ja ganze Überarbeitungen schon bekannter Gedichte, und enthält Manches, was in den Ausgaben fehlt. Mit Hülfe dieser Handschriften, durch sorgfältige Vergleichung der ältern Drucke und mittels gewissenhafter Kritik hat Hr. Visconti jetzt einen Text geliefert, der die frühern an Correctheit weit übertrifft, außerdem daß seine Ausgabe den Vortheil hat, ungleich vollständiger zu sein. Einzelnes, was Vittoria mit Unrecht beigelegt war, ist ausgeschieden; eine Reihe an sie gerichteter Dichtungen findet sich beigefügt. Die Lebensbeschreibung der berühmten Frau, in geschmackvoller Darstellung, geht dem Werke voraus, welchem ein Bildniß Vittoria's, nach einem dem Muziano zugeschriebenen Gemälde, welches einst in der Colonnesischen Burg zu Gennazzano, gegenwärtig im Familienpalast zu Rom aufbewahrt wird, und Abbildungen der zu ihren Ehren geprägten Denkmünzen beigegeben sind. Aus der Vergleichung dieses echten Bildnisses ergibt sich, daß die Meinung Derer, welche in der sogenannten Fornarina der Tribune zu Florenz die Colonna erkennen wollten, gänzlich unbegründet ist, wie auch, daß das hübsche kleine Bild des Marcello Venusti in der Camuccini'schen Sammlung eine andere vorstellen muß. In jeder Hinsicht also hat der Herausgeber der Literatur wie der Geschichte einen wesentlichen Dienst geleistet und auch durch eine akademische Vorlesung über die von der Dichterin angenommenen Devisen („Lezione intorno ad un sonetto di Vittoria Colonna sopra una sua impresa" etc. „Giornale arcadico", T. 93) sich Dank erworben. Die prachtvolle äußere Ausstattung des Buches aber hat man Don Alessandro Torlonia zu verdanken, der es in einer kleinen Zahl Exemplare, die nicht in den Handel gekommen, drucken ließ, bei Gelegenheit seiner Vermählung mit einer Tochter des Hauses, zu dessen glänzendsten Zierden Vittoria gehört. Alfred Reumont.

Zwei Reden über die Erhebung der niedern Volksclassen. Frei nach den Vorträgen des Herrn Channing, gehalten im Jahre 1840 in der Halle des Belehrungsvereins zu Boston in Nordamerika. Zürich und Winterthur, Literarisches Comptoir. 1843. Gr. 8. 9 Ngr.

Im Kampfe zwischen der aristokratischen und der demokratischen Partei hat die letztere zur Erreichung ihrer Zwecke kein edleres und zugleich wirksameres und ungefährlicheres Mittel, als die in England und Amerika bereits bestehenden Vereine zur Belehrung der untern Volksclassen. In diesen Classen eine Macht des Geistes zu gründen, welche der aristokratischen und hierarchischen Übermacht die Wage zu halten vermag, ist das Ziel jener Vereine. „Lehret das Volk denken, ihr Weisen, und ihr habt die Aristokratie mit ihrem Gelde und ihren Titeln, die Priesterschaft mit ihren Höllenstrafen und Anweisung auf ewige Seligkeit aus dem Felde geschlagen. Lehret das Volk denken, ihr Vernünftigen, dann werden zugleich die Vernünftigsten die Mächtigsten sein."

Channing's erste Rede handelt über die Möglichkeit, die Art und die Mittel einer Erhebung der niedern Volksclassen. Diese Möglichkeit ist in England und Amerika factisch dargethan, dadurch, daß Tausende von Arbeitern, statt nach des Tages Last der Ruhe zu pflegen, oder auch der Völlerei zu fröhnen, sich versammeln, um Vorträge über allerlei Wissenschaften oder über die wichtigsten Angelegenheiten des öffentlichen Lebens zu vernehmen. Das ist ein Beweis von einer Umwälzung in den menschlichen Verhältnissen, deren unabsehbare Folgen zu den kühnsten Hoffnungen des Menschenfreundes berechtigen. „Ich sehe darin", ruft Channing, „den Widerruf eines Urtheils, mit welchem die Geschichte Jahrtausende hindurch die große Masse des Menschengeschlechts zur Erniedrigung verdammt hat; ich sehe darin die Morgenröthe einer neuen Zeit, in deren klarem Lichte es als erster Zweck der menschlichen Gesellschaft erkannt werden wird, daß allen Mitgliedern dieser Gesellschaft die Mittel zu ihrer Ausbildung gewährt werden müssen; ich sehe darin das Anzeichen des herannahenden Siegs der geistigen Güter des Menschen über die leiblichen. An dem Hunger und Durst nach Erkenntniß und geistigen Genüssen, welche durch diese Reihe von Vorträgen auch in Denen hervortreten, die meist nur mit körperlicher Arbeit beschäftigt sind, sehe ich, daß der menschliche Geist nicht immer durch die Sorge und Mühe für die Bedürfnisse des thierischen Lebens und das Verlangen nach thierischen Genüssen sich niederdrücken läßt. Ich halte diese Versammlung für außerordentlich wichtig, nicht sowol um ihrer selbst und ihrer unmittelbaren guten Folgen willen, als vielmehr, weil sie ein sicheres Zeichen eines neuen und mächtigen Anstoßes ist, welches der menschlichen Gesellschaft durch alle ihre Glieder gegeben wird." Um sogleich Misverständnisse abzuschneiden, gibt der Redner zuerst an, worin nach seiner Meinung die Hebung der untern Volksclassen nicht bestehen kann. Die Arbeiter sollen nicht in eine Lage versetzt werden, die sie der Arbeit überhebt: es ist keineswegs wünschenswerth, daß sie ihre Werkstatt, ihr Bauergut verlassen, ihre Werkzeuge aus der Hand legen und aus dem Leben einen langen Feiertag machen. Die menschliche Natur ist auf eine Welt eingerichtet, in welcher die Arbeit zur Erhaltung des Lebens nothwendig ist. Die Masse der Arbeiter soll durch ihre Weiterbildung nicht von der Arbeit befreit werden. „Ihre Erhebung soll nicht darin bestehen, daß sie mit den sogenannten höhern Ständen auf eine Stufe gestellt werden. Sie sollen nicht in Herren und Damen verwandelt, nicht mit künstlichem Rang und neuen Titeln angethan werden. Ihre Veränderung soll eine innere, ihre Hebung eine solche sein, die wahrhafte Achtung gebietet. Haben sie durch die Kraft ihres Willens, durch ausdauernde Anstrengung eine höhere innere Würde erreicht, so werden sich alle äußern Abstände leicht ausgleichen. Aber nichts würden sie gewinnen, nur tiefer sinken, wenn pariser Schneider an ihrer Erhebung arbeiten, wenn die Sitten der Tanzmeister ihre Weiterbildung befördern sollten. Allerdings sollen ihnen gesellige Erholungen, gemeinsame Festlichkeiten einen gemeinsamen Lebensgenuß gewähren, aber nicht indem ihnen Zutritt zu üppigen Gelagen gegeben, nicht, indem ihr Geschmack an kostbarem Hausgeräth, an prachtvoller Einrichtung für das wahrhaft Schöne und Edle des Lebens verdorben wird. Das Geschick, welches die große Menge dazu verurtheilt, einfach zu essen, zu trinken, zu kleiden, zu wohnen, ist nicht grausam, besonders wo sein Spruch so mild ausgeführt wird wie jetzt in manchen Ländern." Auch ist es nicht Channing's Meinung, daß die arbeitenden Classen durch ihre Erhebung zur politischen Obermacht gelangen sollen, sodaß sie durch Stimmenmehrheit die Regierung zu Maßregeln nöthigen können, welche ihre besondern Vortheile begünstigen, die der übrigen Classen verletzen. Keine Classe, kein Stand soll regieren; alle Theile der Gesellschaft sollen in der Regierung gleichen Schutz finden; ihre Gesammtzwecke sollen auf gleiche Weise vertreten sein. Keineswegs aber soll die große Menge die Politik unbeachtet lassen. Sie soll sich viel und namentlich in den Belehrungsvereinen mit politischen Fragen beschäftigen, um zur Einsicht in die öffentlichen Verhältnisse, in die gemeinsamen Zwecke, für welche der Staat zu sorgen hat, zu gelangen, aber

nicht um diese Verhältnisse leiten zu wollen, sondern vielmehr um sich zu überzeugen, welche Mühe, welche Arbeit, welche große Geschicklichkeit, welche umfassenden Kenntnisse und tiefe Einsicht es erfodert, die öffentlichen Angelegenheiten zum Wohle Aller zu verwalten. Die Menge soll mit Kraft und Eifer das Gemeinwohl kennen lernen, über die Grundsätze der Verfassung, über den Zweck und die Wirksamkeit öffentlicher Maßregeln nachdenken; daraus erwächst keinem Staate Gefahr, sondern Kraft und Sicherheit. Der Grund zu Befürchtungen ist darin zu suchen, daß das Volk ohne Einsicht in die öffentlichen Angelegenheiten, ohne die Fähigkeit, über das wahre Gemeinwohl nachzudenken, dennoch nach Mitteln greift, sich zu helfen, wenn ihm seine Lage unerträglich wird. Zu einem Bewußtsein, daß seine Mühseligkeiten und Entbehrungen nicht länger zu ertragen sind, kann es aber ebenso leicht gebracht werden, als es ihm schwer fallen muß, die rechten Hülfsmittel dagegen zu wählen und nicht solche, die seine Lage noch verschlimmern, dabei aber das Gemeinwohl gefährden. Wenn das Volk seine politische Blindheit abgelegt hat, werden seine politischen Handlungen nicht mehr zu fürchten sein.

Nachdem Channing gezeigt hat, worin die Erhebung der arbeitenden Classen nicht bestehen kann, fährt er fort: „Ich kenne nur Eine Erhebung, Eine Veredelung des menschlichen Wesens, das ist die Erhebung des Geistes: die Befreiung desselben aus den Banden der Unwissenheit und Unmündigkeit, aus der Knechtschaft des Glaubens an fremde Autorität durch Geistesbildung.“

Die eindringliche, kräftige, nicht selten erhabene und immer populaire Sprache, in welcher Channing diesen Satz weiter ausführt, nöthigt uns zur aufrichtigsten Hochachtung für sein edles Streben und sein ausgezeichnetes Talent als Volksredner. Wir bedauern, daß der Raum es nicht gestattet, Stellen aus diesem Theile seiner Rede anzuführen.

In der zweiten Rede spricht Channing über die wichtigsten Einwürfe gegen die Erhebung der niedern Classen durch geistige Bildung. „Erstlich wird man mir einwenden, die Masse der Arbeiter könne sich nicht die verschiedenen Bücher verschaffen und hinreichende Zeit auf Lesen und Lernen verwenden, um jene Kraft des Denkens zu erlangen, um jene großen Gedanken zu erfassen, von welchen ich in meinem Vortrage gesprochen habe. Dieser Einwand geht aus der sehr gewöhnlichen Ansicht hervor, nach welcher zwischen Kenntniß und Einsicht kein Unterschied gemacht wird. Ich habe diesen Irrthum schon durch frühere Bemerkungen widerlegt, doch ist es gut, ihn noch genauer zu untersuchen. Kenntniß besteht in dem Wissen von Thatsachen, und wenn diese vorzüglich in Büchern zu suchen sind, heißt sie Gelehrsamkeit. Dazu gehört eine Kenntniß der Sprachen, der Literatur, der Geschichte und Geographie, zu deren Erlernung allerdings viel Zeit auf Bücherlesen verwendet werden muß, und ich bin weit davon entfernt, die große Wichtigkeit einer solchen Beschäftigung herabzusetzen. Allein die Ergebnisse, die Früchte der unsaglichen Mühe, welche gelehrte Männer sich gegeben haben, um aus der unerschöpflichen Fülle von Thatsachen die wahre Einsicht in das Wesen der Menschheit zu ziehen, werden in Schriften von immer kleinerm Umfange niedergelegt. Solche Schriften werden nie sehr zahlreich sein, und je vorzüglicher sie sind, desto verständlicher werden sie für Alle, die sich die Mühe geben, ernstlich nachzudenken. Der große Zweck der Bücher ist, uns zum Nachdenken zu veranlassen, uns auf Fragen zu führen, an deren Beantwortung große Männer seit den ältesten Zeiten gearbeitet haben; uns mit denjenigen wichtigen Thatsachen bekannt zu machen, die unser Urtheil schärfen, unsere Einbildung erheben, unsere Gefühle ergreifen, unsere Gesinnung veredeln, die in uns den Geist und das Leben von Menschen hauchen, die größer sind als wir; und einen solchen Nutzen aus Büchern können auch Diejenigen sich verschaffen, welche nicht viel Zeit zu ungestörtem Lesen haben.“ Mit solchen Büchern aber sollen die Vereine ihre Mitglieder versorgen und in diesem Sinne für ihre wissenschaftlichen Bedürfnisse sorgen. Darin und in der persönlichen Belehrung besteht die Hauptaufgabe der Vereine.

Ein zweiter Einwand gegen die Erhebung der untern Classen durch geistige Bildung begründet sich in dem Vorurtheil, daß die Menge nicht berufen sei, selbst zu denken und ihren Geist auszubilden, weil nur wenige vom Schicksal Begünstigte auserwählt seien, für sie zu denken. Gegen dieses Vorurtheil protestirt Channing. Mögen Dichter, mögen Künstler, mögen Menschen von großem Charakter, Helden, wie Washington, vor den übrigen Menschen begabt sein, die Fähigkeit zu denken kommt allen Menschen zu. Channing verlangt durchaus nicht, daß die Arbeiter die Entdecker großer Wahrheiten werden sollen (obgleich die tiefsinnigsten Wahrheiten dem Kopfe manches Arbeiters entsprungen sind); aber Das verlangt er, daß die arbeitenden Classen nicht ferner in einem Bildungszustande verharren, in welchem sie ohne alle Prüfung annehmen müssen, was man für Wahrheit ausgibt; sie sollen die jedem Menschen angeborene Fähigkeit zu denken gebrauchen lernen, um über die Wahrheit ein eigenes Urtheil zu haben.

„Zuweilen hört man sagen, daß die große Menge zwar über die gewöhnlichen Angelegenheiten des Lebens denken möge, so viel sie wolle, aber nicht über höhere Gegenstände, wie Moral und Politik, besonders nicht über Religion. Diese müsse mit unbedingtem Glauben empfangen werden, da die Menschen überhaupt kein eigenes Urtheil über dieselbe sich bilden können. Aber die Religion ist gerade derjenige Gegenstand, über welchen Jeder am wenigsten sein eigenes Urtheil aufgeben und sich der vorgeschriebenen Meinung eines Andern überlassen sollte. Nichts ist dem Menschen von größerer Wichtigkeit, als die in den religiösen Formen und Bildern offenbarte Wahrheit. In nichts sollte sein Gemüth tiefer betheiligt sein, an nichts sollte sein Geist einen lebhaftern Antheil nehmen, in nichts liegen ihm die Mittel näher, um zur wahren Erkenntniß zu gelangen; sie liegen in ihm, er suche nur über sein eigenes Wesen sich immer klar und bewußt zu werden und er wird sie finden. In nichts, wie die Geschichte zeigt, kann der Mensch leichter irre geleitet werden, und zwar von Denjenigen, welchen er das Geschäft überlassen hat, für ihn zu denken.“ Das stimmt nun freilich mit unsern gewöhnlichen Seligkeitslehren nicht überein und würde von der unermeßlichen Mehrzahl der Geistlichen als ein verdammungswürdiger Satz bezeichnet werden; Channing, selbst ein Geistlicher, geht jedoch hierin so weit, zu behaupten, es sei eine lächerliche Ungereimtheit, die Religion als etwas hinzustellen, worüber die große Menge nicht nachdenken dürfe.

Gegen eine weitere Einwendung, nämlich, „daß ein Unterschied der Stände für die gesellschaftliche Ordnung wesentlich sei, daß dieser aber verwischt werde, sobald der Gedanke in Allen geweckt und in Allen gepflegt wird“, hätte Channing in Europa allerdings einen harten Stand; in Amerika jedoch, wo dieser Unterschied fast erloschen ist, bedurfte es keiner weitläufigen Argumentation zur Widerlegung. Channing erklärt es für eine Versündigung am Menschengeiste, wenn angenommen wird, dieser selbe Geist müsse in einem Theile des Menschengeschlechts unterdrückt werden, damit er sich in dem andern, kleinern Theile desto vollständiger entwickeln könne. Wollte man noch einwenden, daß der Mangel an Zartsinn und feinen Sitten die niedern Classen nothwendig im geselligen Leben von den höhern abgesondert erhalten müsse, wenn auch alle politische Ungleichheit beseitigt wäre, so gibt der Redner diesen Mangel an feiner Sitte in der größern Menge zu und gesteht ein, daß er ein Hinderniß für den Umgang mit den Gebildeten ist, obgleich ein oft übertriebenes. „Aber diese Schranke muß fallen vor den sich stets vervielfältigenden Bildungsmitteln. Roheit der Sitte ist kein Übel, das nothwendig mit den Lebensverhältnissen irgend eines Standes verknüpft wäre. Wir brauchen nicht Jahrhunderte zurückzugehen, um einen geselligen Umgang unter den höchsten Ständen in Europa zu finden, der sich durch Schamlosigkeit und ungebundenes wüstes Wesen auszeichnete; aber die Zeit hat jene verunzierenden Flecken wenigstens äußerlich abge-

wischt, und dieselben Ursachen entfernen jetzt immer mehr, was an den Sitten der arbeitenden Classen widerlich ist."

Nachdem der Redner die wichtigsten Einwürfe gegen die geistige Erhebung und Fortbildung der Masse des Volks untersucht hat, erwähnt er zum Schlusse noch einige Umstände, welche diese Erhebung begünstigen und zur Ausführung derselben ermuthigen. „Ein günstiger Umstand ist es, daß die Arbeit ebenso sehr in der allgemeinen Achtung steigt, wie ein träges, üppigem Genuß gewidmetes Leben immer mehr als des Menschen unwürdig und als verächtlich betrachtet wird. Die altadeligen Vorurtheile, daß der Hände Arbeit den Menschen erniedrige, außer wenn ihr Zweck ist, Menschenblut zu vergießen und statt Nutzen Zerstörung zu bewirken, spuken nur noch in wenigen verrückten Köpfen. Der Grund dieser heilbringenden Meinungsveränderung ist in der fortschreitenden Aufklärung der Begriffe und dem aus dem Christenthume sich entwickelnden freien Geiste zu suchen, der laut gegen eine ungerechte Abgrenzung der Stände spricht, und wenn für Jemand Begünstigung, sie für Diejenigen verlangt, welche die größten Mühseligkeiten ertragen und doch zugleich der Gesellschaft die nützlichsten Güter erzeugen. Die Geringschätzung, mit welcher auch jetzt noch die Ausübung so mancher Handarbeiten betrachtet wird, ist ein Überbleibsel der alten aristokratischen Vorurtheile, welche früher Handel und Gewerbe dem Manne aus adeliger Familie untersagten; und sie muß aussterben mit andern Vorurtheilen desselben niedrigen Ursprungs. Als diese Vorurtheile sich festsetzten, war der Geist des Christenthums in äußern Formen erstorben, geistige Knechtschaft und politische Tyrannei suchten die Masse des Volks zu überwältigen. Aber diese Versuche sind vereitelt worden. Der Menschengeist hat seine Selbständigkeit durch heiße Kämpfe behauptet und jetzt fangen wir an, uns seiner Siege zu erfreuen. Vor Allem ist dem Volke eine freie öffentliche Meinung errungen worden (d. h. in England und Amerika), und die freie Presse, ihr Organ, beginnt in mehren Ländern eine Macht auszuüben, vor welcher jede Ungerechtigkeit, jede geistige Unterdrückung zu Schanden wird. Darum laßt sie uns gebrauchen zum Schutze der arbeitenden Classen! Der letzte Grund meiner Hoffnung, daß die niedern Classen des Volks sich geistig erheben werden, und vielleicht der entscheidendste, ist die klare Entwickelung der Grundsätze des Christenthums. In den letzten Jahrhunderten bis zu dieser Zeit ist die christliche Religion hauptsächlich als politisches Mittel benutzt und zu dem Zwecke verdreht und verstümmelt worden, den Geist der Völker zu unterdrücken. Aber das wahre Wesen des Christenthums, geistige Freiheit, Gleichheit der Menschen vor dem Gesetze und allgemeine Menschenliebe, wird jetzt durch die Macht des freien Gedankens von seinen Fesseln und aus dem Schutte verfallener Zeiten siegreich befreit. Die Frucht des Christenthums, der Geist der Wahrheit, ist die einzige Lebensbedingung der neuen Bildung; wenn er nicht siegt, werden die materiellen Güter die obersten Gesetze geben, nach welchen Jeder nur danach trachtet, durch Besitz äußerer Güter sich über Andere zu erheben. Die nothwendigen Folgen einer solchen Anordnung der menschlichen Gesellschaft nach der Größe des Reichthums sind: Verachtung der Menschenrechte, Unterdrückung der arbeitenden Classen, Betrug und Schwindelei im Handel, wodurch der Erwerb ein Glücksspiel wird, gewagte Speculationen, und zuletzt ein allgemeiner Vermögenskrieg, ein Zustand commerciellen Faustrechts, der nur in allgemeinerm Verfall enden kann. Hülfe muß kommen und kann nur kommen von einer neuen Macht, der Macht des Gedankens, welche die geistige Würde des Menschen als oberstes Gesetz hinstellt, und die geselligen Einrichtungen nach allgemeiner Menschenliebe und den von ihr anerkannten Menschenrechten ordnet. Der Anstoß zur Verbesserung der Gesellschaft wird schwerlich von den obern Gliedern, sondern aus dem dunklern Schoose der Menge kommen. Unter dieser sieht der Menschenfreund mit Freude neue geistige Bedürfnisse, geistige Bestrebungen und Grundsätze sich entfalten. Was schon gewonnen ist, soll uns Muth geben. Endlich, vertrauen wir Gott, vertrauen wir dem Menschengeiste in uns, und dem guten Schicksal, das seiner Entwickelung und Verherrlichung auf dieser Erde noch bevorsteht. Und sollten unsere Bemühungen in der nächsten Zukunft vereitelt werden, was ich mir nie ernstlich in den Sinn kommen lasse, so trösten wir uns mit dem Gedanken, daß wir dem Wohle künftiger Geschlechter vorgearbeitet und unsere höchste Pflicht gegen unsern Schöpfer gethan haben." 28.

Literarische Notizen.

Shakspeare in Frankreich.

E. Roger gab heraus „Beautés morales de Shakspeare" in versificirter Übersetzung, mit gegenüberstehendem Originaltext. Roger hielt bekanntlich im vorigen Jahre vielbesuchte Vorlesungen über englische Sprache und Literatur, in denen er viel Geschmack, Geist und Kenntniß bekundete; auch schrieb er vor mehren Jahren einen Roman „Oléar", der allerdings bizarr, seltsam und unvollkommen war, der aber zugleich ein gewisses vulkanisches Feuer, eine originelle Auffassung, kurz eine Menge Spuren von entschiedenem Talente bekundete. Seine Übersetzung Shakspeare'scher Schönheiten und Kraftstellen zeugt für das Talent des Verf., aber ebenso sehr auch für die Unfähigkeit der französischen Sprache, Shakspeare in gelungenem Abdrucke wiederzugeben. Shakspeare erscheint mir bei diesen Franzosen immer wie ein Wachsbild, welches nach einer Marmorstatue gearbeitet ist: glänzend, glatt, regelmäßig gegliedert, aber leblos, kalt, mit hohlen, unheimlich starren Augen, dabei hofmäßig costumirt, in Schnallenschuhen, Racine's wohlfrisirte Perrücke auf dem Haupte, den Galanteriedegen an der Seite. Und dieser steife, höckerige, weitschweifige Alexandriner, der durch seine Länge zu einer überreichlichen Anzahl von verunstaltenden und ungehörigen Einschiebseln verführt oder zwingt! Man höre folgende Verse Roger's aus der berühmten Anrede Lear's an die Elemente:

> Foudre qui fonds sur moi, tu n'es pas Generille;
> Eléments, ce n'est point là haut qu'est ma famille;
> Vous ne me devez rien. Je ne vous connais pas,
> Je ne vous ai jamais partagé mes états;
> Vous plaire ne fut pas ma seule et douce étude;
> Je ne vous taxe point non plus d'ingratitude.

Die Worte Romeo's: „Hang up philosophy! Unless philosophy can make a Juliet" ersäuft Roger in folgender Umschreibung:

> Au diable la raison! A moins qu'elle ne puisse
> Renverser cet arrêt, ma rage et mon supplice,
> Ou déplacer Vérone et me rendre à la fois
> Juliette et le bonheur, je n'entends pas sa voix.

Roger hat diese moralischen Schönheiten allein aus den Tragödien Shakspeare's gezogen, „denn", wie ein französischer Kritiker bei dieser Gelegenheit sagt, „die Trauerspiele sind die einzigen Stücke Shakspeare's, welche einen moralischen Zweck, einen moralischen Sinn haben; seine Lustspiele haben, wie man weiß, davon nichts". Diese Bemerkung des französischen Kritikers, L. Alloury, ist ebenso kurz und entschieden als albern.

Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete der Poesie in England sind: „Orion", ein episches Gedicht in drei Büchern, von R. H. Horne, Verf. des „Cosmo de Medici", „Gregory" u. s. w.; „The foil", ein historisches Gedicht in drei Gesängen, von Robert Hughman; „Poems", von Thomas Whytehead; „The Styrian lake and other poems", von F. W. Faber; „The Cherwell waterlily and other poems", von Demselben; „The baptistery", vom Verf. der „Thoughts in past years" und „The cathedral"; „England's trust and other poems", von Lord John Manners; „Poems", von J. C. Hope; „Nature a parable", von J. E. Morris; „Ecclesia", von R. S. Hawker; „Sacred poems", von J. Gorle; „Sacred poems from subjects in the Old testament", von Edmund Reader, Verf. von „Italy". Man sieht, daß in England besonders die religiöse Poesie angebaut wird. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 185. —— 4. Juli 1843.

Streitschriften über die Hegel'sche Philosophie.

1. Die Hegel'sche Philosophie. Beiträge zu ihrer richtigern Beurtheilung und Würdigung. Von Chr. Andr. Gabler. Erstes Heft. Berlin, A. Duncker. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.
2. Die logische Frage in Hegel's System. Zwei Streitschriften. Von Ad. Trendelenburg. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.
3. Die Psychologie der Hegel'schen Schule beurtheilt von F. Exner. Leipzig, F. Fleischer. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

Obgleich nur die zweite der genannten Schriften sich ausdrücklich als „Streitschrift" ankündigt, so paßt doch diese Bezeichnung auf alle drei gleichmäßig. Gleichwol sind sie sämmtlich ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen berechtigt, schon deshalb, weil sie sich auf die wissenschaftliche Haltbarkeit der Hegel'schen Philosophie beziehen, welcher Niemand einen großen, immer noch in sehr verschiedener Richtung und Gestalt auf die Meinungen des Zeitalters fortwirkenden Einfluß absprechen kann; und es ist jedenfalls nicht gleichgültig zu sehen, wie sich der Kampf gegen sie wendet, und welche Punkte hier der Gegenstand des Angriffs oder der Vertheidigung sind. Eine Kritik dieser Schriften, ja selbst eine bloße Relation über sie findet sich aber in dem Falle, daß sie unmöglich auf Zustimmung von beiden Seiten rechnen kann; wo das Urtheil über die Hegel'sche Philosophie für oder wider schon feststeht, werden diese Schriften ohnedies nur als Symptome eines, in jenem Falle als gänzlich unberechtigt, in diesem als überflüssig erscheinenden Kampfes betrachtet werden. Nur auf diese Weise läßt sich erklären, daß die Schrift von Exner, so viel dem Ref. bekannt ist, bis jetzt noch von keinem Anhänger Hegel's der Erwähnung, geschweige eines Versuchs der Widerlegung für werth geachtet worden ist; und doch ist ihr Inhalt von der Art, daß sie widerlegt werden mußte, wenn nicht nur die Hegel'sche Psychologie, sondern das ganze System vor dem Richterstuhle einer ernsten und über bloße Parteizwecke erhabenen Untersuchung auch nur einen Schein von Haltbarkeit soll behaupten können. Unglücklicher — oder sollen wir sagen glücklicher? — ist Trendelenburg gewesen. Durch die kritische Analyse, der er in seinen „Logischen Untersuchungen" das Hegel'sche System rücksichtlich der Voraussetzung seiner Voraussetzungslosigkeit, seiner Methode und deren Anwendung, des dialektischen Zusammenhangs seiner Haupttheile und der darauf sich gründenden Haltbarkeit seiner Behauptungen unterworfen hatte, hat sich bekanntlich einer der ältesten Schüler Hegel's veranlaßt gefunden, diesem Angriffe mit großer Ausführlichkeit in den „Berliner Jahrbüchern" zu entgegnen. Ob die bedeutenden Ehrenbezeugungen gegen das Hegel'sche System, mit welchen Trendelenburg seinen Angriff eröffnete und begleitete, nicht zum Theil dadurch veranlaßt worden sind, daß er zu der Zeit, wo sein Buch geschrieben wurde, es in Berlin für nöthig erachtete, sich über die Gründe zu rechtfertigen, aus welchen es ihm unmöglich sei, die Wohlthaten dieser Philosophie sich anzueignen, ob ebenso die Entgegnung nicht unterblieben sein würde, wenn der Angriff nicht gerade von Berlin ausgegangen wäre, ob also nicht, wie schon H. Ritter gesagt hat, die ganze Frage eine blos locale sei, mit der sich die Wissenschaft gar nicht so lange aufzuhalten habe, kann man auf sich beruhen lassen; wie geringen Eindruck der erste Artikel der Entgegnung auf den Gegner gemacht habe, sprach dieser kurz darauf in einem Artikel unter der Überschrift „Die logische Frage in Hegel's System" in der „Neuen Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung" aus. Gabler ließ darauf noch zwei Artikel in den „Berliner Jahrbüchern" folgen, denen Trendelenburg abermals eine, wie es scheint, definitive Erwiderung entgegenstellte. Aus diesen fünf Artikeln sind mit einigen Erweiterungen von Seiten Gabler's die obigen beiden Schriften entstanden.

Überblickt man die ganze Reihe der Verhandlungen, zu denen aber freilich der betreffende Abschnitt in Trendelenburg's „Logischen Untersuchungen" sehr wesentlich mitgehört, so verhehlt es sich zuvörderst Gabler selbst nicht, daß die Hegel'sche Philosophie aus der Offensive in die Defensive gedrängt ist; aber er thut dies in einer Weise, die fast Verwunderung erregt, wenn man sich an den hochfahrenden Ton erinnert, mit welchem sonst die Hegel'sche Schule Diejenigen abzufertigen pflegte, die das ganze System für einen Irrthum zu erklären sich erkühnten. Nicht, als ob es in seiner Schrift an sarkastischen Wendungen fehlte; außer solchen Interjectionen, wie Aha! Ei! u. s. w. erinnern wir nur an die mit vieler Liebe ausgeführte Vergleichung des Gegners mit jenem in des Ritters von Lang „Hammelburger Reisen" erwähnten Taschenspieler, der dem gaffenden Publicum versprach, den

Rheinfall in eine Schnupftabacksdose zu zaubern; gleichwol kommt der Verf. auf die dermalige Stellung der Hegel'schen Philosophie mehr als einmal in einem Tone zurück, der beinahe Mitleiden erregen könnte. Er nennt sie eine „verurtheilte, gebrandmarkte, geächtete, verrufene, verleumdete", er spricht von Anklagen und Verdächtigungen, die man gegen sie schmiede, von rohem und absichtlichem Misverstehen, welches sich Alles für erlaubt halte, wenn es nur zu Parteizwecken fromme, von dem schweren und mislichen Kampfe ihrer Vertheidiger u. s. w. in sehr verschiedenen Wendungen, die zum Theil einen kläglichen Eindruck machen. Ja er ist sogleich in der Vorrede (S. v) so bescheiden, zu sagen,

> daß er gegenwärtig nur darum kämpfe, die Hegel'sche Philosophie als eine Lehre hinzustellen, welche in ihrem guten Bewußtsein, daß sie für Religion und Staat zum mindesten nichts Gefährlicheres oder Bedenklicheres enthalte als jede andere geltende philosophische Lehre, auch vollkommen das Recht habe, wo nicht mehr, doch jedenfalls neben den andern und in ihrer geschichtlichen Reihe ihren Platz und Standpunkt in Anspruch zu nehmen und zu behaupten.

Das „wo nicht mehr" kann nun freilich sehr verschiedene Ansprüche einschließen; aber wer wird denn so thöricht sein, der Hegel'schen Philosophie ihren Platz in der geschichtlichen Reihe der übrigen Systeme nehmen zu wollen? hat etwa Trendelenburg ihre historische Existenz geleugnet? oder hat er ihre wissenschaftliche Haltbarkeit angegriffen? oder ist endlich nach dem Satze: was wirklich ist, ist vernünftig, Beides einerlei? Niemand glaubt heutzutage an die Haltbarkeit des Ptolemäischen Weltsystems; wird man ihm deshalb auch seinen historischen Platz in der Reihe der astronomischen Hypothesen bestreiten wollen?

Was den Inhalt sowol des Angriffs als der Vertheidigung anlangt, so kann Ref. nicht umhin, sich dem schon von den verschiedensten Seiten her ausgesprochenen Urtheile anzuschließen, daß die Vertheidigung durchaus nicht zu einer Niederlage des Gegners geführt hat. Er stimmt in dieser Hinsicht beinahe ohne Ausnahme alle Dem bei, was Trendelenburg selbst in seinem zweiten Artikel in einem festen, ruhigen, der Wissenschaft würdigen Tone ausspricht. Als Gabler's erster Artikel erschien, mußte es sogleich auffallen, daß die Entgegnung auf den eigentlichen Punkt des Angriffs ganz und gar nicht einging. Dieser Punkt war die dialektische Methode an sich und in ihrem Verhältniß zu dem, lediglich durch sie zu erzeugenden absoluten Wissen, welches, als identisch mit der Sache, in dem angeblich nothwendigen Rhythmus der Gedankenbestimmungen den immanenten Proceß der Sache darstelle. Statt dessen suchte Gabler auf großen Umwegen dem Gegner zu Gemüthe zu führen, daß dieser eben kein Wissen von dem Absoluten, von Gott und dem göttlichen Geiste habe. Der zweite Artikel (S. 83) nennt dies selbst ein „kritisches Manoeuvre", welches den Krieg in das feindliche Land zu spielen sucht. Ein solches Manoeuvre mußte aber, seine Zulässigkeit vorausgesetzt, jedenfalls unwirksam sein; das Gewicht und das Verdienst des Trendelenburg'schen Angriffs bestand gerade darin, daß er die Hegel'sche Philosophie nicht in ihren Resultaten über Gott, Religion, Staat u. s. w., sondern, ganz unbekümmert um die religiöse und politische Färbung, welche diese Resultate haben oder nicht haben, in ihren Gründen traf. Aber auch die beiden spätern Artikel enthalten durchaus nicht eine solche Widerlegung der Einwürfe des Gegners, daß dadurch eine pünktliche Untersuchung sich befriedigt finden könnte. Während der Gegner den Gliederbau des Systems im Einzelnen analysirt, während er ihm in seinen wichtigsten Wendepunkten Sprünge und Erschleichungen zur Last legt, läßt sich der Vertheidiger auf die Haltbarkeit dieser einzelnen dialektischen Bewegungen gar nicht ein, sondern begnügt sich, über Das, was er die Grundfrage der Philosophie nennt, und über die Art ihrer Lösung sich ganz im Allgemeinen zu verbreiten. Daß mit diesen Erörterungen Trendelenburg widerlegt sei, hat Ref. nicht finden können; vielmehr ist die Art, wie hier die Aufgabe, ebenso wie das Resultat der Philosophie bestimmt wird, sehr charakteristisch für den Grad von Schärfe, den die Hegel'sche Philosophie von sich selbst fodert. Nachdem (S. 119) der Philosophie die bekannte Bestimmung vindicirt worden ist: daß sie die Wissenschaft der Principien, und daß, sich mit dem Empirischen ohne weiteres, wie es ist, abgeben, Unphilosophie sei, heißt es weiter:

> Die Principien aber, selbst Gedanken oder Gedankenverhältnisse, welche zugleich die eigentliche Sache selbst und das Wesentliche des Sachverhältnisses, wo es immer in der Erscheinung sich darbiete, auf eine durchgreifende und allgemeine Weise ausdrücken, stellen sich damit dar als die Principien alles Denkens und Seins. Die weitere Aufgabe der Philosophie aber, zu deren Lösung auch das Bedürfniß des Denkens selbst, der Trieb nach Einheit treibt, ist, es nicht bei der Vielheit der Principien bewenden zu lassen, sondern die vielen selbst als aus Einem obersten und höchsten Princip fließend und in ihrer Vermittelung, in ihrem Gesetzt- und Bestimmtsein durch dasselbe nachzuweisen, mithin aus Einem zunächst die andern Principien und durch sie alles übrige zu erklären.

Eine blos formale, durch Abstraction von dem Inhalte gewonnene Einheit genüge aber nicht;

> es kommt darauf an, diesen Inhalt in seiner Bestimmtheit und gleichwol in seiner Vermittelung und Unterordnung unter das höchste Princip zu erhalten. Das Eine aber, aus welchem Alles seinen Ursprung, wie seine Ableitung und Erklärung hat, ist, was alle Welt Gott nennt .... und die Philosophie das Absolute. Daß ein solches Eins sei, ist überflüssig noch besonders beweisen zu wollen; denn jedes Denken hat es schon und vermag es nicht von sich abzuweisen .... Alles kommt aber darauf an, wie das Eine als das Erste und Ursprüngliche gefaßt und als was es nach solcher Fassung bestimmt werde,

d. h. der absolute Inhalt, den der Geist schon in unmittelbarer Gewißheit habe, müsse für das Denken und durch das Denken vermittelt werden. Schon hier drängen sich eine Menge Fragen auf, über welche die Exposition des Verf. mit merkwürdiger Leichtigkeit hinwegschlüpft. Worin liegt denn so ohne weiteres die Bürgschaft, daß die Principien, die selbst „Gedanken und Gedankenverhältnisse" sind, zugleich die eigentliche Sache und das Wesentliche des Sachverhältnisses auf eine durchgreifende und allgemeine Weise ausdrücken? Woher denn die Verschiedenheit und der Streit der Meinungen, Ansichten, Hypo-

thesen, Theorien, Systeme? Worin liegt der Beweis, daß die Principien sich so glattweg als Principien des Denkens und des Seins darstellen? Wenn der Verf. S. 111 dem Empirismus die „Meinung und Voraussetzung" vorwirft, „als ob die Principien des Denkens und Seins nicht schon ursprünglich im Denken selbst gegeben wären" (eine Voraussetzung, die übrigens der Empirismus, der die Erscheinungen gedankenlos so, wie sie sich ihm darstellen, für wahr nimmt, gar nicht macht) — ist dann die entgegengesetzte Behauptung so, wie sie auftritt, nicht ebenfalls eine bloße Voraussetzung? Indessen gesetzt, es verstände sich so einfach von selbst, daß die Principien des Denkens auch die des Seins sind, worin liegt ferner die Berechtigung des Triebes nach Einheit für das Denken? Darf dieser angebliche Trieb nach Einheit so einfach befehlen, „es nicht bei der Vielheit der Principien bewenden zu lassen?" und wie verwandelt sich denn plötzlich die Vielheit der Principien in Eins, aus welchem Alles seinen Ursprung und seine Erklärung hat? Etwa durch ein bloßes Gebot? oder durch einen Zauberschlag, der die, wenigstens möglicherweise der Vereinigung widerstrebende Natur der Principien verwandelt? Wäre es demnach wirklich so überflüssig, zu beweisen, daß Eins und nur Eins sei? Mit welchem Rechte wird ferner dieses Eine sogleich mit Gott identificirt? Wenn „die Dialektik bis zu den höchsten und letzten Gegensätzen aufsteigt, und dann deren Einheit fodert, in welcher das Unterschiedene auch ein Nichtunterschiedenes sein soll" (S. 127), ist diese aus der ältern Schelling'schen Schule altbekannte Identität des Nichtidentischen überhaupt ein begreiflicher Gedanke, und wird er etwa dadurch begreiflicher, daß zu dieser „ersten Voraussetzung oder Hypothese eines solchen Einen" (S. 128) die zweite „Foderung" hinzugefügt wird (S. 129, 130), das Eine als das Setzende seiner Selbst und des Verschiedenen, als das in seiner Selbstunterscheidung seine Identität mit sich selbst nicht Verlierende, sondern aus der Nichtidentität in die Identität sich Zurücknehmende gedacht werden soll? Verschwindet etwa der Widersinn im Begriffe der causa sui, den schon Kant einfach dargelegt hat, dadurch, daß man ihn hinter die Analogie mit dem Selbstbewußtsein versteckt? Ist dieser Selbstvermittelungsact etwas so Heiliges und Ehrwürdiges, daß man in ihm den adäquaten Ausdruck für das Wesen Gottes gefunden zu haben glauben darf? Was soll namentlich hier die Erinnerung an den Satz: Gott ist die Liebe (S. 16), da, wenn das Eine ins Unendliche hin sich nur mit sich selbst vermittelt, hier, wie bei Spinoza, nur von einem unendlichen Solipsismus die Rede sein könnte? Die Wahrheit ist, daß diese ganze Reihe von „Voraussetzungen und Foderungen" sehr deutlich ihre Abstammung von Spinoza, Fichte und Schelling verräth, welche letztern beiden den zum mindesten sehr schwierigen und einer genauen Untersuchung überaus bedürftigen Begriff der absoluten Selbstthätigkeit und des angeblich in absoluter Productivität sich selbst setzenden Ich auf das „gefoderte" Eine übertrugen und das unverstandene Phänomen des menschlichen Selbstbewußtseins zum Interpreten des Wesens Gottes machten. Der Verf. dagegen würde alle obigen Fragen ganz einfach durch eine Antwort, zurückweisen, die er selbst dem „Mystischen" als verwandt bezeichnet (S. 15). Die Identität der Natur des Denkens mit der eigenen Natur der Wahrheit wird nämlich schlechthin vorausgesetzt;

wir haben die zu erkennende ursprüngliche Wahrheit schon in uns; es gibt ursprünglich der Vernunft angehörige Inhaltsbestimmungen; die Idee Gottes ist schon in uns, wir können sie höchstens nur auch für uns hervorbringen; vielmehr aber ist sie das selbstthätig, wie überall, so auch in uns sich Hervorbringende, es sei in der Weise des Glaubens oder des Denkens, sie selbst schon die darin wirksame und leitende absolute Thätigkeit, der wir nur unser Organ nicht verschließen müssen .... Und ist hier noch ein Räthsel, so hat es der in dem Grunde seiner eigenen Wahrheit sich erkennende Geist, der hiermit seinen eigenen Begriff findet, eben in seinem innersten Zusammengehen mit sich selbst auch schon gelöst. (S. 15, 23, 63, 65.)

Solchen Versicherungen gegenüber genügt es, ein paar Worte aus Trendelenburg's Erwiderung anzuführen, die so lauten:

Wer die lange Untersuchung des menschlichen Denkens nicht gehen mag, thut den kurzen Sprung ins göttliche hinein, und weiß darin nun besser Bescheid als in dem eigenen Ich. Ist er dann Prophet oder Philosoph, Theosoph oder Logiker? Vielleicht in diesen Partien keins von beiden; denn zum ersten gehört Begeisterung, zum zweiten Strenge. Aber man gibt sich den Schein metaphysischer Tiefe, wenn man mit dem göttlichen Denken leichter verkehrt als mit der nächsten sinnlichen Erscheinung, zu deren Verständniß man erst die ganze Physik studiren müßte. (S. 43.)

Im Zusammenhange mit jener mystischen Voraussetzung, daß eigentlich nicht der Mensch, sondern die Idee das im Menschen sich selbst Denkende oder Glaubende sei, stehen nun manche unerwartete Concessionen an die Gegner der Hegel'schen Dialektik, die an andern Stellen deutlich hervortreten.

Die Dialektik des reinen Denkens — sagt Gabler S. 107 fg. — wolle den Inhalt nicht schaffen und gestalten (also nicht einmal gestalten?), sondern der Inhalt, mit welchem sich das Denken zu schaffen mache, sei schon von Ewigkeit geschaffen; unser Denken suche ihn nur, wie billig, auch für uns zu reproduciren, was es freilich nicht anders als durch Wiederdenken thun könne; die Selbstbewegung des Gedankens sei nicht die Selbsterzeugung des Seins; die Stadien des Begriffs seien nicht ebenso viel Stufen des Seins, sondern Stufen des Gedankens, wobei das Sein selbst zu etwas Untergeordnetem, nur Gesetztem und Erschaffenem, einem bloßen Momente herabgesetzt werde u. s. w., ja es ist (S. VII) sogar von dem „Popanz des reinen Denkens" die Rede, womit man „andere ins Bockshorn jage". Solche Bestimmungen konnten den Verf. wol veranlassen, ausdrücklich zu erklären, daß er nur seine Auffassung der Hegel'schen Lehre vertrete. Daß jedoch diese Fassung durchaus nicht in dem ursprünglichen Sinn der Hegel'schen Dialektik liege, ja daß bei Gabler selbst sehr bestimmte Äußerungen vorkommen, die mit ihr nicht zusammenstimmen, darüber hat sich Trendelenburg S. 40 fg. sehr genügend erklärt; namentlich muß in dieser Hinsicht die ganze Exposition der dem absoluten Einen immanenten Negativität (Gabler, S. 159) hervorgehoben werden, wo die ursprüngliche Thätigkeit der Selbstunterscheidung, Selbstsetzung des Seins für sich, der Selbstvermittelung im Unterschiedenen mit sich u. s. w., mit einem Worte die von

Trendelenburg gerade so, wie von dem Verf. an dieser Stelle ausgelegte Negativität das Grundgesetz **alles** Denkens und alles Seins, die allgemeine Form aller geistigen und natürlichen Existenz u. s. w. genannt wird.

So (nämlich weil die Erkenntniß in keiner andern Form als derjenigen der Sache ihr Ziel erreichen kann) wird die Form jener Thätigkeit auch das Princip des reinen speculativen Erkennens, und das Formprincip, aus welchem sich die mit der **Sache selbst identische Methode** ergibt.

Besondern Unmuth erregt es dem Vertheidiger der Hegel'schen Lehre, daß Trendelenburg an vielen Beispielen nachgewiesen hatte, daß die angeblich dialektische Erzeugung der Begriffe bloßer Schein sei und daß die logischen reinen Bestimmungen des Seins, welche das reine, angeblich voraussetzungslose Denken aus sich selbst zu haben und hervorzubringen behaupte, alle aus dem Boden der Anschauung und sinnlichen Vorstellung stammen, und von da aus heimlich eingeschwärzt werden.

Wie doch — ruft Gabler aus — ein praktisch in diesen Dingen geübtes Auge es sogleich durchschaut, wo Barthel Most holt. Warum ist diese klare Entdeckung nicht schon von Andern gemacht worden? (S. 192.)

Diese Entdeckung nun, daß die Hegel'sche Philosophie, fortgerissen von dem gegebenen Schauspiel der Veränderung, dieses Anderswerden nur auf die allgemeine Formel seines begriffsmäßigen Ausdrucks gebracht und diesem rein **empirischen** Begriffe die Frage nach der Denkbarkeit der Veränderung aufgeopfert habe, daß also die dialektische Methode nur die Formel für die Verzichtleistung auf die Untersuchung des Problems der Veränderung ist, indem sie sich begnügt, die Veränderung als absolutes Werden einfach in das vorausgesetzte Eine hineinzuverlegen, daß sie also in **dieser** Beziehung Empirismus, „natürlich nicht gemeiner, unbefangener, wie bei Sammlern, Beobachtern und Experimentatoren, sondern **schuldbewußter, seine innern Widersprüche laut und freimüthig bekennender Empirismus**" sei, diese Entdeckung, wenn es anders eine ist, hat vor länger als einem Jahrzehend unter Andern Herbart z. B. in einer Recension der Hegel'schen „Encyklopädie" deutlich ausgesprochen. Aus dieser Ohnmacht des Denkens, welches den unvermeidlichen Kampf zwischen den Foderungen des Begriffs und den Formen der Erscheinungswelt durchzuführen verzagt, und aus der in ihr wurzelnden Vorliebe für das absolute Werden erklärt sich auch sehr leicht, warum die Hegel'sche Schule eine wahre Angst vor dem Sein, oder bestimmter zu sprechen, vor dem Seienden hat, die sich auch hier bei Gabler (S. 130 fg.) verräth. Statt des Seins soll die That an die Spitze gestellt werden; als ob **That** ohne ein Thätiges, und ein Thätiges, welches nicht schon als **seiend** gedacht würde, etwas mehr wäre als ein leerer Begriff! Eben deshalb ist hier vielleicht der einzige Punkt, in welchem Gabler mit Erfolg seinem Gegner das Recht einer Polemik gegen Hegel von dessen eigenem Standpunkte aus hätte in Zweifel ziehen können. Auch findet er wirklich in dem von Trendelenburg an die Spitze gestellten Begriffe der Bewegung nicht ohne Grund eine Verwandtschaft mit dem Principe der immanenten Negativität.

Wie alle Bewegung und Thätigkeit überhaupt und alles Werden, muß auch dieses für das Denken und das Sein gemeinschaftlich angenommene Princip in dem, von der Bewegung unzertrennlichen, fortgehenden Anderswerden, worein auch dieses falle, das **negative** Moment enthalten, wornach in jedem Punkte das Setzen eines Neuen schlechthin zugleich das Aufheben des Bisherigen ist und umgekehrt, oder Negiren und Poniren unzertrennlich in einen Act und zwar in denselben Punkt der Bewegung fallen. (S. 172.)

Ob Das, was Trendelenburg hierauf (S. 47) erwidert, genügt, kann hier nicht untersucht werden; gewiß ist die Bewegung nicht minder als die Negativität ein weiter Mantel, um das Verschiedenste darin zu verstecken; auf keinen Fall liegt die Sache so, daß man, wie Gabler (S. 87) andeutet, zu dem Dilemma genöthigt würde: entweder Hegel oder Trendelenburg; im Gegentheil ist neben Beiden noch überaus viel Platz zu philosophischen Untersuchungen übrig.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ein armenisches Journal in Smyrna.

Seit etwa drei Jahren hat sich zu Smyrna eine Gesellschaft von Armeniern gebildet, die den Namen der Sunis führt. Der Zweck dieser Gesellschaft ist die Verbreitung europäischer Wissenschaft und Civilisation. Bei der bekannten Thätigkeit und Gediegenheit der Armenier wird dieses vereinte Wirken mehrer eifriger Verehrer abendländischer Bildung gewiß nicht verfehlen, gute Früchte zu tragen. Die Gesellschaft der Sunis hat nun vor kurzem eine Art von Collegium gestiftet, in dem jüngere Leute, welche derselben religiösen Sekte angehören, gebildet werden sollen. Wie es heißt, ist diese Anstalt, die erst kurze Zeit besteht, bereits im schönsten Flore. Aber die Gründer haben auch kein Opfer gescheut, um ihrem Werke ein längeres Bestehen und eine immer größere Ausdehnung zu sichern. Wie es heißt, soll sich indessen die türkische Regierung selbst für dieses wohlthätige Institut, das für die Aufklärung der Türkei und Kleinasiens von großer Wirkung sein kann, lebhaft interessiren. So ist es denn der genannten Gesellschaft von Armeniern leicht geworden, die nöthige Autorisation zur Gründung eines Journals in armenischer Sprache zu erhalten, das bei der weitern Verbreitung dieser Mundart in Kleinasien eine große Bedeutung erhalten dürfte. Die Redaction dieses neuen Blattes, von dem bereits einige Nummern erschienen sind, ist einem gewissen Lukas Kaspar Balthazarian anvertraut. Dieser junge Gelehrte, der seine Studien in Europa selbst und namentlich in Paris gemacht hat und mehrer moderner Sprachen vollkommen mächtig ist, hat seine Befähigung bereits durch einige kleinere literarische Arbeiten an den Tag gelegt. Das Journal, an dessen Spitze er steht, führt den Titel „Morgenröthe vom Ararat".

Werke zur Charakteristik des französischen Volks.

Unter den Charakteristiken der verschiedenen Bewohner und einzelnen Stände von Frankreich, von denen wir in neuester Zeit eine ganze Menge erhalten haben, ist das prachtvolle Werk von Curmer „Les Français peints par eux-mêmes" jedenfalls die ausgezeichnetste. An dasselbe schließen sich mehre andere als Ergänzungen an; wir erwähnen von denselben namentlich „Les Français sous la révolution" von Augustin Challamel und Wilhelm Tennint. Dieses Werk soll für die Geschichte der Revolution etwa Das geben, was die „Français peints par eux-mêmes" für die Geschichte der Gegenwart sind. Es ist dies das unterhaltendste, das belehrendste Bilderbuch zu jeder Revolutionsgeschichte. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 186. —— 5. Juli 1843.

Streitschriften über die Hegel'sche Philosophie.

(Beschluß aus Nr. 185.)

Zu demselben verwerfenden Resultate, welches Trendelenburg ausgesprochen hatte, gelangt nun auch die Exner'sche Kritik der Hegel'schen Psychologie, wie sie sich in den Psychologien von Rosenkranz, Michelet und Erdmann als Ausführung der Lehre vom subjectiven Geiste darstellt. Die Schrift von Exner hat den Vorzug, daß sie ein bestimmtes Gebiet ausführlich durchmustert, und zwar ein solches, wo es sich um Thatsachen handelt, die jedem in seinem eigenen Innern zugänglich sind, wo es also möglich ist, die Speculation vor dem Forum der Erfahrung zur Rechenschaft zu ziehen.

Die Wirklichkeit — sagt der Verf. sogleich im Eingange — läßt sich nichts andisputiren, beugt sich keinem Lieblingssysteme und keiner Leidenschaft des Beschauers. Die falsche Theorie kommt nicht bis zu ihr; sie bleibt in luftiger Höhe schweben, wo sie es liebt, mit dunkeln Worten luftige Gestalten zu umkleiden.

Der Gang des Verf. ist ganz einfach der, daß er fragt, inwiefern es der Psychologie der Hegel'schen Schule gelinge, erstlich die psychischen Thatsachen richtig aufzufassen, und sodann sie theoretisch begreiflich zu machen. Seine Kritik theilt sich demnach in zwei auch äußerlich gleich ausführliche Abschnitte. Die Prüfung der ersten Frage führt schon (S. 39) zu dem Urtheile:

daß die absolute Wissenschaft, welche sich so hoch erhaben über ihre Vorgängerinnen dünkt, uns nichts Besseres als Kantische oder vielmehr Wolffische Psychologie zu geben hat. Denn diese charakterisirt sich dadurch, daß sie Gruppen von Seelenzuständen zusammenstellt und ihnen einen Namen oder eine Namenerklärung gibt, ohne genauer zu untersuchen, was in der Seele vorgeht, und aus welchen Veranlassungen. So bringen die Verf. Scharen bekannter Namen und Namenerklärungen, die Erinnerung, die Einbildungskraft, ein Vorstellungs- und Bezeichnungsvermögen, den Verstand, die Urtheilskraft, die Vernunft und ähnliche Worte, die wie alte Scheidemünze gangbar sind, ohne daß man sich um Gepräge und Gehalt viel kümmert. Zweitens aber ersehen wir, daß wir noch weit weniger erhalten als Wolffische Psychologie, nämlich ein gedankenloses Wortgemengsel, wie Wolff's schlichter Verstand nie sich hat zu Schulden kommen lassen.

Von S. 55 an wendet sich dann die Kritik zu dem angeblich unantastbaren Heiligthume der dialektischen Methode, um sie nach ihrem Wesen und ihrer Anwendung in der Psychologie zu prüfen. Hier bringt der Verf. gleich anfangs eine Frage in Anregung, die Trendelenburg nicht besonders hervorgehoben hat, nämlich die nach dem Verhältniß der dialektischen zur genetischen Methode. Der ursprünglichen Intention Hegel's nach sollte gewiß die dialektische Methode die wahre genetische, ja die Genesis, der immanente Entwickelungsproceß der Sache selbst sein. Demgemäß müßte die Reihenfolge der dialektischen Momente überall der empirisch gegebenen Reihenfolge der Veränderungen in den verschiedenen Gebieten des Geschehens entsprechen, sodaß wenn z. B. unter den Entwickelungsmomenten des subjectiven Geistes der Somnambulismus und die Seelenkrankheit vorkommt, dann jedes Individuum nothwendig wenigstens einmal Clairvoyant u. s. w. sein müßte, überhaupt keine höhere Entwickelungsstufe des geistigen Lebens erreichen könnte, ohne die niedern sämmtlich und zwar in einer bestimmten Reihenfolge durchlaufen zu haben. Da eine solche Behauptung der Erfahrung gegenüber sich nicht durchführen läßt, so erklärt z. B. Erdmann die dialektische Methode von der genetischen für wesentlich verschieden. Daß nun hierbei wenigstens jede praktische Brauchbarkeit der Methode verloren geht, bemerkt der Verf. sehr richtig, läßt aber übrigens die Wahl frei, in welchem Sinne man die Methode nehmen wolle, sich begnügend, auf eine das Wesen und die Bedeutung derselben unmittelbar betreffende Disharmonie der Schule hingewiesen zu haben.

Ihn weiter ins Einzelne zu begleiten, muß sich Ref. versagen; außerdem gäbe die kleine, aber inhaltschwere Schrift reichen Stoff zu sehr unterhaltenden Auszügen. Es ist Pflicht gegen die Wissenschaft, zu sagen, daß der Verf. in den beurtheilten Schriften Dinge nachgewiesen hat, wie man sie von den Vertretern einer Schule, die so anspruchsvoll dasteht und mit so großer Verachtung auf ihre Gegner herabsieht, nicht erwarten sollte; manches erinnert an den „Schallstoff", den einer aus ihrer Mitte vor ein paar Jahren entdeckt hat. Der Verf. geht, ohne wie Trendelenburg vor Eröffnung des Kampfes vor dem Gegner sich ehrfurchtsvoll zu verneigen, kalt und ruhig unmittelbar an die Sache und gibt, nachdem er sie geprüft, mit schonungslosem Ernste der Entrüstung Worte, welche ein solches Verfahren mit wissenschaftlichen Aufgaben in ihm hervorgerufen hat. Das Gesammturtheil, welches er (S. 106—109) über den Werth der dialektischen Methode und ihre Anwendungen fällt, ist zu lang,

um es hier mitzutheilen; das Aufnehmen der Begriffe von außen, während man sie für selbsterzeugte ausgibt, die „Unschuld" vieler angeblich dialektischen Trichotomien, die Leichtfertigkeit in dem Zusammenraffen der Momente, die Willkür in der Handhabung der Methode, die Verunstaltung der Erfahrungsbegriffe bis zur Unkenntlichkeit, ein loses Spiel mit Begriffen, welches selbst zur Faselei wird, — diese Merkmale nennt der Verf. als die diese Werke wesentlich bezeichnenden.

Oder ist es nicht Faselei — fragt er — wenn man behauptet, Wasser und Feuer außer uns werde durch Wasser und Feuer in uns wahrgenommen, oder der Ton sei die erfüllte Zeit? wenn man es eine sinnreiche Erklärung nennt, daß die Nachtwandler durch die Anziehung des Mondes auf den Dächern festgehalten werden? wenn man es als ein Zeichen stiller Kraft anerkennt, daß deutsche Bauern ihren blauen oder grünen Rock roth gefüttert tragen? u. s. w. — Wer die Erfahrung verachtet, hält es nicht der Mühe werth, sie zu kennen. So ist es zu erklären, wenn wir hier lesen, Sommer und Winter seien Sonnennähe und Sonnenferne, solide Körper leiten den Schall nicht so gut als die Luft, der Speichel sei aus der Zunge erzeugtes specifisches Wasser, was man bei Jedem, der nicht absoluter Philosoph ist, nicht anstehen würde, grobe Ignoranz zu nennen.

Und schon vorher hatte er bei Gelegenheit der Art, wie die Hegel'sche Psychologie die Frage nach der Freiheit des Willens behandelt, gesagt:

> Gewiß, wer in irgend einer andern Wissenschaft Solches wagte, der würde für immer mit dem Male geistiger Unfähigkeit und schamloser Anmaßung gebrandmarkt sein; nur in der Philosophie, der armen, gebrandmarkten Philosophie, gilt es für erlaubt und ehrenvoll.

In der ganzen Haltung seiner Kritik erscheint der Verf. nicht als ein Mann, der von leidenschaftlichem Eifer fortgerissen mehr sagt, als er sich zu verantworten getraut; was er ausspricht, meint er wol auch in vollem Ernste. Wer daher diese Ausdrücke zu stark findet, den muß Ref. ausdrücklich bitten, die Schrift selbst zu lesen, und den Verf. mit derselben Genauigkeit Schritt für Schritt zu begleiten, die er sich selbst zur Pflicht gemacht hat. Auch eine staunende Bewunderung, falls sie nur den Sinn für echte Forschung noch nicht ganz übertäubt hat, wird sich hier zu einem prüfenden Nachdenken angeregt finden; namentlich dürfte diese Schrift solchen Lesern zu empfehlen sein, die, geblendet von den Ansprüchen und Verheißungen der Hegel'schen Philosophie, sich ihr halb unbewußt in die Arme werfen, um nicht der Ehre, mit auf der Höhe der modernen Speculation zu stehen, verlustig zu gehen. Die Infallibilität der Hegel'schen Dialektik, so axiomatisch sie auch auftritt, ist nichts weniger als ein Axiom; hat man sie doch auch schon die Kunst, „den Unsinn auf die kürzeste Formel zu bringen", genannt. Dennoch ist das Hegel'sche System ohne diese Methode als System betrachtet gar nichts. Der Verf. hat an einem sehr wichtigen Gebiete der philosophischen Untersuchung gezeigt, daß das System auch mit ihr nicht den geringsten Anspruch auf wissenschaftliche Haltbarkeit hat, und Deutschland ist groß genug und hat noch zu viel wahren wissenschaftlichen Sinn, um zu fürchten, Das, was die Hegel'sche Schule zu ignoriren oder zu verdammen für gut findet, werde spurlos und wirkungslos vorübergehen. 72.

Über die letzte pariser Kunstausstellung.

Wenn die Historienmalerei in der neuesten Zeit immer mehr Boden verliert, so gewinnt dagegen die sogenannte Genremalerei eine Breite im Leben, die Alles in sich aufnehmen zu wollen scheint, was nur irgend in die menschliche Sphäre hereingezogen werden kann. Schon fängt man an, die in dieses Fach gehörigen Gegenstände ihrer großen Mannichfaltigkeit wegen nach ihrem verschiedenen Inhalte in Classen zu ordnen. Die Kunst gewinnt, wie der Mensch, bei dieser Art Malerei; sie bildet eine Art Übergangsstufe zu der höhern historischen Darstellung, wo das Ideale als das Höhere und Höchste erkannt wird. Sie ist dem Roman zu vergleichen und sucht daher auch seine Mannichfaltigkeit und Breite zu gewinnen. Einmal ist sie für die Kunst überhaupt wichtig. Die Objecte drängen sich zu Tausenden herzu, wie die Welle des reichen Lebens selbst eine nach der andern und mit der andern dahinströmt. Von dem Unbedeutsamen wählt der Künstler endlich das Bedeutsamere; gleichsam nur Das, wo die Idee, die Poesie hervorscheint, gilt ihm für einen der Darstellung und der ganzen übrigen künstlerischen Behandlung werthen Moment. Bald ist es nicht nur das Sichtbare als solches, was ihn an sich zieht, es ist vielmehr das des menschlichen Augenmerks Werthe, was er sich als Kunststoff unterwirft. Hier wird zugleich der Stoff ein geistiger Stoff, der nicht mehr spröde allem Beginnen und aller Mühe widerstrebt. Die Liebe für ihn weckt und hebt alle seine Kräfte und regt sie zu lebensvollem Spiele. Der Gegenstand scheint sich unter der Hand des Künstlers von selbst zu gestalten, sich von allen seinen Fehlern zu reinigen und sich zu einem vollkommenen und vollendeten Kunstgebilde darzubieten. Dabei dringt der Künstler in alle Tiefen der Natur ein und lernt alle ihre Eigenheiten im Detail kennen. Kein Geberdenspiel, keine Contraste, keine Farbe, kein Lichtzauber bleibt ihm unbekannt und verschlossen. Der Künstler tritt in seinem Schaffen an die Stelle der Natur, jedoch ohne seine eigene höhere Bestimmung zu verkennen, die Natur nur im Gebiete der Kunst wiederzufinden. Wahr ist es freilich auch, daß bei allen den vielen Äußerlichkeiten der Ausführung und selbst der mancherlei Gestaltungen der mancherlei Figuren sich nicht selten die innere Dürftigkeit und Geistesarmuth verräth. Gibt es doch Schlachtenmaler, die in bloßen wilden Herumwerfungen von Gliedern bei Pferden und Menschen einen Reichthum der Phantasie und eine Virtuosität des Vortrags zeigen wollen, und die vielleicht keinen Holzbauer, wie er mit der Axt aus dem Walde kommt, naturwahr darstellen können. Zum Zweiten ist die Genremalerei für den Menschen als Beschauer wichtig. Sie gibt allen Scenen des menschlichen Daseins und Wirkens in aller ihrer Vergänglichkeit etwas Bleibendes, woran die Reflexion haften könne, sie fixirt das sonst leicht Verschwindende in einem Momente günstiger Beleuchtung wie des schönen Farbenwechsels, und macht es so bedeutsam für die Anschauung; auch der Beschauer lernt das Wichtigere aus dem Leben hervorheben, und es ist der Ernst wie der Scherz, in faßlichen Scenen ihm vor die Seele gestellt, bis sich auch hieraus das Ideale entwickelt, und an sein Herz die Mahnung geschieht, nur das wahrhaft Schöne zu suchen und es mit Liebe zu umfassen.

Der geistige Gehalt in den besten Genremalereien der Franzosen ist meist von sentimentaler oder witziger Art. Mit Laune und Charakter aufgesucht, wird das französische Genre zuweilen Caricatur. Interesse der gewählten Gegenstände aber läßt sich dem Geschmack der Franzosen fast nie absprechen; auch von jenen eigentlichen Genrebildern der Niederländer, die durch die vollendetste Ausführung oder einen derb-naiven Humor Interesse gewinnen, kommen gelungene Proben vor. Als Feinmaler in Art und Weise der Niederländer ist besonders Meissonier ausgezeichnet, der sich mit einem Male vor fünf oder sechs Jahren durch seine köstlichen Illustrationen zu Bernardin de Saint-Pierre's „Chaumière indienne" bekannt gemacht und gleich in seinen ersten Ölbildern eine große, höchst achtbare Vollendung der

Kunst gezeigt hat. Mit der gründlichsten Kenntniß des Colorits und der äußersten Delicatesse der Ausführung vereinigt dieser junge Künstler in seinen kleinen, niedlichen Leistungen eine treffliche Zeichnung und eine bei seinen Landsleuten seltene Reinheit des Naturgefühls; sein Doctor, s. in Beichtvater, sein Antiquar, seine Schachspieler, sein Raucher und sein Baßgeiger halten sich neben den besten niederländischen Kunstschöpfungen dieser Art. Der Maler in seinem Atelier, den wir diesmal in der Ausstellung sehen, ist ein auserlesenes Cabinetsstück, das neben einem Gerard Dow, Metzu und Mieris mit Ehren bestehen würde. Man kann sich nichts Originelleres denken als diese kleine Composition. Die verdrossene Emsigkeit des armen vor seiner Staffelei von zwei Gönnern gehinderten Künstlers ist höchst geistreich vorgeführt. Die Stellungen der beiden Bilderliebhaber, von denen der eine mit verschränkten Beinen dasitzend ein dummes Wohlgefallen an dem Bilde zu erkennen gibt, während der andere, auf die Rücklehne seines Stuhls gestützt, vornehm dareinschaut und mit mistrauischer, wichtiger Kennermiene die Arbeit des Malers einem gediegenen Examen unterwirft bilden einen Contrast von sehr pikanter Wirkung. Die Abtönung ist von ausgesuchter Feinheit, die Ausführung bis ins Kleinste von unsaglichem Fleiße und dabei die Haltung trefflich.

Im launigen Genre zeichnet sich diesmal Guillemin vorzüglich aus. Sein Zahnarzt, ein kleines Männchen von sehr gebrechlichem Aussehen, eben im Begriff, den Schlüssel anzusetzen, um einem baumstarken, vor Angst laut brüllenden und sich sträubenden Roßkamm einen hohlen Zahn auszureißen; sein Musiklehrer, der seinen Zögling auf der Clarinette mit der Violine begleitet; sein Troupier, der einer Gargotière am Kochherde eine heiße Liebeserklärung macht, die ein Schenkgast im Hintergrunde ihm ins Ohr flüstert und die Angebetete ohne von der Arbeit wegzusehen mit großer Seelenruhe anhört; sein Don Quixote, der, als ein hageres Gespenst im Bette aufgerichtet, dem wundgeschlagenen, wimmernden Sancho Pansa die wundersame, augenblickliche Heilkraft seines Balsams auseinandersetzt, — sind höchst gelungene Bilder voll ergötzlichen Pathos, heiterer Laune und echter Komik, die jedem für Humor und Witz empfänglichen Beschauer großes Behagen und innigen Genuß gewähren. Der Geist, der hier zu Grunde liegt, ist nicht nur urtheilend, schildernd und reflectirend, sondern mitfühlend bewegt und mit Lust und Schalkheit in das Geschilderte vertieft. Bei ihrem geistigen Gehalt haben diese Bilder noch das Verdienst einer malerischen Feinheit, einer freien, geistreichen Touche und eines trefflichen Impasto. Zwei mehr sentimental gehaltene Genrestücke desselben Künstlers, eine Mutter, die nach geendigter Messe beim Herausgehen aus der Kirchenthür sich und ihr Kind, indem sie das Zeichen des Kreuzes schlägt, mit Weihwasser benetzt, und ein alter Fischer, der mit seinem Sohne auf den Fischfang auszieht und fast ängstlich nach dem stürmischen Himmel sieht, sind ebenfalls glücklich erfunden und in einer anziehenden Gemüths- und Farbenstimmung geistreich durchgeführt. Ein Militairstück von Charlet, ein Zug von Truppen, Kriegsgepäck und Verwundeten, der einen Hohlweg passirt, ein figuren- und gruppenreiches Bild, an dem die Ausführung nichts weniger als delicat, sondern die Haupttheile mit wenigen und im Verhältniß zur mäßigen Größe der Figuren fast zu breiten Zügen hingeschrieben sind, muß man in einer gewissen Entfernung mit Aufmerksamkeit betrachten, um bedachte Motive und einzelne Gestalten von typischer Vortrefflichkeit gehörig zu würdigen.

Adolphe Leleux, welcher bisher ausschließlich Gegenstände aus der bretagnischen Bauernwelt in höchst charakteristischer Weise behandelte, gab dies Jahr eine Scene des spanischen Volkslebens als schlagenden Beleg, daß er sein Talent und seine eigenthümliche Darstellungsweise auch in andern Sujets mit gleichem Erfolge geltend zu machen verstehe. „Die vor der Thür einer Posada singenden und sich zu ihrem Gesange auf der Mandoline und andern Instrumenten begleitenden navarresischen Landleute" sind ein sehr interessantes Bild, reich an höchst malerischen, lebendigen Gruppen und Figuren, und die Art, wie jeder Einzelne so ganz ungetheilt dem Spiele und Gesange obliegt, ist in den Köpfen sehr sprechend ausgedrückt. Die Farbe ist wahr und schön, die sonnige Beleuchtung meisterlich gegeben, der Vortrag in einem warmen, lichten Tone sehr gediegen. Roehn's Wahrsager, Liebeserklärung sind recht gefällige sentimentale Genrestücke, klar und sauber in der Farbe, etwas geleckt im Vortrage, doch von fleißiger Ausführung und glücklichem Ausdruck. Die Bilder von Lepoittevin empfehlen sich durch theils launige, theils gemüthliche, stets lebendige Auffassung und geistreiche, pastöse Behandlung. Der Todtengräber und seine Enkel ist mit tiefem Gefühl, der Schenkwirth und der Maler mit jovialer Laune erfaßt, und jedes in einem kräftigen, warmen, klaren Ton von großer Naturwahrheit und sehr fleißig durchgeführt. Desselben Künstlers Paul Potter, der in der Umgegend vom Haag Viehstudien nach der Natur macht, ist eine interessante Vereinigung von Genre und Landschaft. In dem Bilde herrscht eine kräftige Farbe, eine sorgfältige Ausführung, so der Landschaft als der Figuren, eine trefflich gehaltene Masse und Lichtvertheilung. Das vielseitige Talent dieses Künstlers zeigt ihn außerdem als Seemaler in dem Wilhelm van der Velde, der eine Seeschlacht nach der Wirklichkeit zeichnet. Entschiedene Beleuchtung, fleißige und solide Behandlung, wahrer und lebendiger Ausdruck in den Köpfen der Figuren und in der Bewegung des Wassers machen dieses Bild sehr geltend; nur sind die Wellen stellenweise zu schwer und undurchsichtig.

Gudin's Abwesenheit von Frankreich läßt in der Ausstellung dessen poetische Seebilder vermissen; jedoch lieferten, außer dem ebengenannten Lepoittevin, noch Isabey, Morel-Fatio, Aug. Meyer u. A. gute Gemälde der Art. Diese Künstler sind lauter tapfere, ausgezeichnete Offiziere in dem Seemaler-Geschwader, welches der Admiral Gudin befehligt, dem jedoch keiner an Bravour gleichkommt. Gudin ist ein Talent von einer, allen neuern französischen Malern, mit Ausnahme von Horace Vernet, überlegenen, ungemein rüstigen Werkthätigkeit und Bravour im Vortrage, die alle Schwierigkeiten spielend beseitigt; Produciren ist für ihn gleichsam eine Erholung; er läßt seine Kunstwerke an den Tag, wie die Natur ihre Thiere und Pflanzen von sich gelassen, ohne peinliche Anstrengung; er spielt mit dem Pinsel, wie die Katze mit dem Schwanze, ohne daß es ihm die geringste Mühe kostet. Den ersten Rang nach Gudin behauptet Eugène Isabey, der, wenn er so geschickt wie in der letzten Zeit fortmanoeuvrirt, allen Anspruch auf die Admiralswürde hat. Eine Ansicht des Seehafens von Boulogne, vom Meere aus aufgenommen, macht sich durch seltene Vorzüge bemerklich und reizt sogleich durch eine lebhafte Harmonie das Auge. Die Stimmung ist auf Effect angelegt; aber die Tageshelligkeit ist groß und Alles materiell und seinem Naturton gemäß dargestellt; und dabei entwickelt sich unter einer energischen Beleuchtung eine Fülle spielender, glühender Töne. Der Vorgrund ist in einem warmen Goldton mit einem trefflichen Impasto meisterlich modellirt; die Farben sind fett, körperlich aufgesetzt, zum Theil wie kleine, unregelmäßige Krystalle herausgearbeitet; durcheinandergetriebenes Pigment, überstrichene Lasur und Firniß, Alles hilft zusammen. Aber dabei hat man nicht den Eindruck des Übertriebenen, sondern des stark Vergegenwärtigten, und das Ganze erscheint ausführlicher als es ist, weil Das, was ins Auge tritt, durch lebhaft wahre Töne und frische Reize illudirt; und das Reizende bleibt angenehm, weil es zusammenstimmend ein phantasiemäßiges Bild gibt. Dieses Seehafenstück macht, außer dem überwältigenden Eindruck der Naturähnlichkeit, noch den einer wahrhaften Poesie. Mag sein, daß ein strenger Zeichner Einzelnes daran zu bessern finde, daß auch die Consequenz der Ausführung nicht streng richtig sei; das kümmert — mich wenigstens — nicht im geringsten mehr, sobald ein Bild so sehr, wie dieses, Macht hat, mich zu überzeugen und den kräftigen Schein der Wirklichkeit als eine Musik natürlicher Töne in meine Phantasie einbrechen zu lassen. Diese

Marine von Isabey schlägt mit ihrer gewaltigen Bravour alle andern Seestücke der Ausstellung todt; wir lassen sie daher in Frieden ruhen. 27.

Bibliographie.

Alison, A., Geschichte Europas seit der ersten französischen Revolution. Deutsch von L. Meyer. 4ter Band. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Altmeyer, M. J. J., Der Kampf demokratischer und aristokratischer Principien zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Dargestellt in drei Monographien. Aus dem Französischen. Mit einem Vorworte von C. F. von Rumohr. Lübeck, Rohden. Gr. 8. 22½ Ngr.

Zeitgemäße, von jedem Deutschen zu beherzigende Ansichten und Wünsche, aus dem politisch-militairischen Standpunkte betrachtet; oder: Was müssen die Deutschen thun, um gegen jeglichen äußern Feind, namentlich gegen Frankreich stets gerüstet zu sein? Mitgetheilt von R***l. 5te umgearbeite Ausgabe. Deutschland im October 1842. Gr. 8. 5 Ngr.

Beiträge zur Verhütung der Thierquälerei. Insbesondere zum Gebrauch in Volksschulen. Berlin, Simion. 8. 5 Ngr.

Bischof, G., Populaire Vorlesungen über naturwissenschaftliche Gegenstände, aus den Gebieten der Geologie, Physik und Chemie, im J. 1843 gehalten vor den gebildeten Bewohnern von Bonn. Mit zwei Kupfertafeln. Bonn, Marcus. Gr. 8. 10 Ngr.

Bittcher, C. F. H., Pförtner-Album. Verzeichniß sämmtlicher Lehrer und Schüler der Königl. Preuß. Landesschule Pforta vom J. 1543 bis 1843. Eine Denkschrift zur Säcularfeier der Anstalt den 21. Mai 1843. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 2 Thlr.

Blessington, Gräfin, Die Lebenslotterie. Aus dem Englischen von W. du Roi. Drei Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 4 Thlr.

Boccaccio, G., Das Dekameron. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Witte. 2te verbesserte Auflage. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Boyle, Marie Louise, Der Förster. Ein Zeit- und Sittengemälde aus dem J. 1688. Nach dem Englischen bearbeitet von W. F. L. Petri. Drei Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 4 Thlr. 18¾ Ngr.

Breitenberger, F., Auch ein Wort über die in den Kammern besprochene Kniebeugung vor dem Sanktissimum. München, Finsterlin. Gr. 8. 2½ Ngr.

Briefe über die Badischen Landtage von 1841 und 1842. Aus dem Französischen. Landau. Gr. 12. 7½ Ngr.

Cederstolpe, T. v., Sagen von Luxemburg, poetisch bearbeitet. Luxemburg, Michaelis. 12. 1 Thlr.

Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von E. v. Bülow. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

China und die Chinesen von Tradescant Lay. Aus dem Englischen übersetzt von H. Schirges. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 4 Thlr.

Daniel, H. A., Theologische Controversen. Halle, Lippert. Gr. 8. 20 Ngr.

Dante Alighieri, Die göttliche Komödie. Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Drei Theile. 4te sehr veränderte Auflage. Mit Dante's Bildniß, geometrischen Planen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

— — Göttliche Komödie, ins Deutsche übertragen und historisch, ästhetisch und vornehmlich theologisch erläutert von K. Graul. 1ster Theil: Die Hölle. Leipzig, Dörffling. Gr. 8. 2 Thlr.

Delbrück, F., Ergebnisse akademischer Forschungen. 1ste Sammlung. Bonn, Marcus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eichendorff, J. Freih. v., Gedichte. 2te vermehrte und veränderte Auflage. Berlin, Simion. 8. 2 Thlr.

Fulda, K., Gedichte. Weißenfels, Meusel. Gr. 16. 15 Ngr.

Das entdeckte Geheimniß zur Vertreibung der Langeweile. Eine Sammlung 100 der witzigsten und schnurrigsten Anekdoten. Köln, Lengfeld. Kl. 12. 5 Ngr.

Graul, K., Hammerschläge in Dreizeilern. Leipzig, Dörffling. 8. 5 Ngr.

Halm, F., Der Adept. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2te Auflage. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr.

— — Camoens. Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge. 2te Auflage. Wien, Gerold. 8. 10 Ngr.

Jacobi, B., Die Nationalangelegenheit zunächst der deutschen Landwirthe: Thaer's Denkmal. Warum soll in Leipzig es errichtet werden? Weshalb bestimmte man ihm die plastische Form? Leipzig, Schreck. Gr. 8. 10 Ngr.

Koch, C. F., Preußens Rechtsverfassung und wie sie zu reformiren sein möchte. Breslau, Aderholz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kretschmer, Springerzüge auf dem Schachbrete unserer Tage. Königsberg. Gr. 8. 12½ Ngr.

Luce de Lancival, J. Ch. J., Trauerspiel in fünf Aufzügen nach Napoleon's Plane. Übersetzt von J. G. Seidl. Wien, Pfautsch und Comp. Gr. 16. 15 Ngr.

Motherby, W., Die Temperamente. Ein anthropologischer Versuch. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Mundt, T., Die Kunst der deutschen Prosa. Ästhetisch, literargeschichtlich, gesellschaftlich. 2te umgearbeitete Auflage. Berlin, Simion. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Pindor, M., Die Beckerschen falschen Münzen, beschrieben. Mit zwei Tafeln. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 25 Ngr.

Rau, H., Thaddäus Kosciuszko. Historischer Roman. Drei Theile. Stuttgart, Franckh. 8. 6 Thlr.

Schmieder, H. E., Erinnerungs-Blätter. Zur dritten Jubelfeier der Königl. Preuß. Landesschule Pforte. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 1 Thlr.

Seeger, L., Der Sohn der Zeit. Freie Dichtung. Zürich, Literarisches Comptoir. Lex.-8. 2 Thlr.

Smith, J. P., Über Censur. Königsberg, Voigt. 8. 4 Ngr.

Steinmann, F., Mesistofeles. Revue der deutschen Gegenwart in Skizzen und Umrissen. 3ter Theil. Münster, Expedition des Mesistofeles. Kl. 8. 1 Thlr.

Stimmen aus Ungarn, angeregt durch den bevorstehenden Landtag. Mit besonderer Rücksicht auf die jüngst erschienene Schrift: „Östreich und dessen Zukunft." Erlangen, Palm. 8. 15 Ngr.

Taylor, M., Tippo Saib, Sultan von Mysore. Aus dem Englischen von F. Steger. Drei Theile. Braunschweig, Leibrock. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Über öffentliches Rechtsverfahren. Ein Beitrag zur Würdigung dieser Frage. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 10 Ngr.

Über die Verwaltung des Vorstandes des schlesischen Kunstvereins. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.

Volkslieder und Romanzen der Spanier, im Versmaße des Originals verdeutscht durch E. Geibel. Berlin, A. Duncker. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wolff, G. A. B., Chronik des Klosters Pforta nach urkundlichen Nachrichten. 1ster Theil: Von der Gründung bis 1223. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zeitblüthen. Gedichte von Alexis dem Wanderer, A. Bube, K. Buchner, G. Gegenbaur, E. Geibel, A. Grün, H. Heine, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Wolfg. Müller, Prutz, A. Schults, W. Wagner u. A. Gesammelt von J. Günther. Ilmenau. 8. 7½ Ngr.

Die Zeitfragen. Ein Beitrag zur Würdigung derselben. Neiße, Hennings. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 187. —— 6. Juli 1843.

Kohl über den Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen.

Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche, von J. G. Kohl. Mit 24 Steintafeln. Dresden, Arnold. 1841. Gr. 8. 4 Thlr.

Der schon durch mehre interessante, die Länderkunde erweiternde Schriften vortheilhaft bekannte Verf. hat sich durch das obige Werk ein wahres Verdienst um die Erdbeschreibung erworben. Denn wenngleich auch schon seit alten Zeiten in allen, Länder und Städte schildernden Werken von der geographischen Position, von der Gunst oder Ungunst der Lage dieses oder jenes Ortes für Ansammlung und Mehrung seiner Bevölkerung, von den natürlichen Hindernissen oder Förderungsmitteln des Verkehrs und von den physikalischen Grenzen der Völker und ihren Ansiedelungen gesprochen worden ist, so hat man, wie der Verf. richtig bemerkt, doch diese Dinge bisher noch nicht zum Ziel und Thema specieller Untersuchungen und systematischer Abhandlungen gemacht. Hier wird dagegen, wenn auch als erster Versuch dieser Art, eine genauere und umständlichere Beleuchtung jenes Gegenstandes, der die Basis aller politischen Geographie bildet, den Freunden der historischen und geographischen Wissenschaften dargeboten.

Der Verf. zeigt, wie der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen von der Gestaltung der Erdoberfläche mehr oder weniger abhängig sind. Die Centrallinien der Thätigkeit gebildeter Völker sind die großen schiffbaren Flüsse, besonders diejenigen, welche eine Menge selbst auch schiffbare Nebenflüsse aufnehmen. Gewöhnlich laufen solche Flüsse zwischen zwei Hauptgebirgen fort, welche ihre Ausläufe gegen den Fluß herab und zwischen diesen die Nebenflüsse ihm zusenden. Oft sind diese Ausläufe selbst beträchtliche Gebirge, welche anfangs gleichsam mit Widerwillen unter Felsenspitzen und Abgründen herabsteigen, sich oft plötzlich wieder erheben und endlich in lachenden Hügeln sich in der Ebene verlieren. Inmitten dieses Labyrinths springen hier und da die Wässer hervor, folgen getreu seinen Krümmungen und ahmen seinen abwechselnden Charakter nach, indem sie bald in schäumendem Falle dahinstürmen, bald in ernstem und in sich selbst concentrirtem Laufe schon den Pflanzenwuchs verkünden und endlich Fruchtbarkeit über den gesegneten Boden verbreiten. Endlich, nachdem die Wässer von beiden Seiten in dem niedrigsten Theil der Ebene angekommen, stoßen sie in dem gemeinschaftlichen Bette zusammen, und suchen nun längs den Bergen, aus denen sie herausgekommen, einen Ausweg ins Meer oder in einen inländischen See.

Aus diesem Wechselverhältniß der Gebirge und der Wasserläufe entspringen gewöhnlich zwei Hauptresultate: 1) daß das Bett des Hauptstroms durch den ebensten und fruchtbarsten Boden läuft; 2) daß es zwischen den Endpunkten, wo die Nebenflüsse entspringen, fast immer die Mitte hält. Diejenigen, welche an dem Ufer wohnen, haben also den doppelten Vortheil einer höhern Production ihres Bodens, im Vergleich mit der Production der weiter gegen den Rücken der Gebirge zu gelegenen Landstücke, und einer Vielfältigkeit von Communicationslinien, die von dem Mittelpunkt an den Umkreis laufen, und ihnen den Genuß der Producte aus den übrigen Provinzen auf das kürzeste und wohlfeilste verschaffen. Aber noch mehr: die großen Flüsse haben fast alle ihren Ausgang ins Meer. Aber das Meer ist der große Heerweg, auf welchem alle Völker sich finden; die große Vermittelungsbahn einer allgemeinen Wechselwirkung unter den Völkern des Erdbodens. Die Nationalindustrie in Masse drängt sich gegen den Ausgang des Hauptstroms, und sein Lauf ist die Linie, mittels welcher alle Theile seines Beckens an die allgemeine Bewegung sich anschließen.

Also Diejenigen sowol, welche an den Ufern des Hauptstromes wohnen, als Diejenigen, welche sich an seinen Nebenflüssen niedergelassen, finden in dem Laufe des erstern das vortheilhafteste Mittel, miteinander und mit dem Meer in Verbindung zu treten. Sie sehen also natürlicherweise den ganzen Lauf des Flusses von dem Punkte, wo er schiffbar wird, bis zu seiner Mündung, als ein gemeinschaftliches untheilbares Gut an, dessen Besitz ihnen weder physisch noch moralisch (d. h. politisch) verkümmert werden kann, ohne ihren Vortheil zu verletzen, und zuweilen ihrer Thätigkeit einen tödtlichen Stoß zu versetzen. Der freie Verkehr der Völker ist für sie die wesentliche Bedingung ihrer Entwickelung und ihres Glückes. Der Ausdruck Flußbecken bezieht sich auf das ganze, von einem Hauptstrom und seinen Nebenflüssen bewässerte Gebiet, bis zu dem Gebirgskamm, wel-

cher dieses Wassernetz von den benachbarten scheidet. Das Becken eines Flusses macht also ein untheilbares Ganze aus, sobald dieser Fluß als Centrallinie von Thätigkeit und wechselseitigen Verbindungen erscheint. Aber daraus folgt nicht, weder daß alle große Flüsse wirklich in diesem Falle sind, noch daß die Ausdehnung eines Flußbeckens der einzige Umstand sei, welcher die Ausdehnung der Nationalgebiete oder die Bildung der Reiche bestimmt.

Der große Vermittelungsweg des allgemeinen Verkehrs unter den Völkern ist das Meer, und alle Völker fühlen das Bedürfniß, bis an dasselbe zu gelangen. Wenn man die Mittelpunkte der Bewegungen aufsucht, welche in der Menschenanhäufung, in der Civilisation, in der Nationalthätigkeit, in dem Verkehr stattfinden, so wird man sie immer da antreffen, wo sich folgende zwei Vortheile vereinigen: 1) der leichteste Verkehr mit den meisten und wichtigsten Theilen eines Nationalgebiets; 2) der leichteste Verkehr mit dem Meer oder den Meeren, welche dem Nationalgebiet am nächsten sind. Solche Mittelpunkte, wenn sie bis zu einem gewissen Grad von Größe und Glanz anwachsen, werden sehr mächtige Triebfedern, um die Industrie und überhaupt den Geist eines Volks aufzureizen; sie schließen eine große Interessenmasse in ihrem Umfange ein, und senden, gleich einem Brennpunkt, die Strahlen ihres Einflusses in allen Richtungen und auf große Entfernungen auf eine sehr nachdrückliche und erkennbare Weise aus. Darin liegt die Grundidee von Dem, was man heutzutage Abrundung nennt.

Wenn man den Einfluß der geographisch-politischen Mittelpunkte und das Bedürfniß der Völker zum Seeverkehr überlegt, so wird man leicht begreifen: 1) warum die Nationen, die sich in einem großen Flußbecken niedergelassen haben, auch gewöhnlich die schmalen Küstenstriche beherrschen, welche mit dem Flußbecken parallel laufen und es von dem Meer abschneiden; 2) warum mehre kleine Flußbecken, deren Totalumfang bis zum Meer oder bis zu den hohen Gebirgsketten reicht, unter dem Einfluß eines gemeinschaftlichen Mittelpunkts fallen und nur Ein politisches Gebiet ausmachen; 3) warum sogar mehre große Flußbecken, welche aber in ihrer Gesammtheit zwischen mehren Meeren liegen und unter sich nicht durch starke Naturhindernisse gesondert, sondern vielmehr leicht zu verbinden sind, einem gemeinschaftlichen Einfluß gehorchen; 4) warum große Flüsse, obgleich beträchtlich, doch mehr zu Grenzlinien als zu Centrallinien geeignet sind, sei es, daß sie wenige schiffbare Nebenflüsse haben, sei es, daß die ungleiche Vertheilung der Gewässer ein zu unregelmäßig gestaltetes Flußbecken bildet, als daß es in demselben einen Mittelpunkt geben könnte, welcher im Stande wäre, alle Theile des Beckens mit Nachdruck zu beherrschen und der Wirkung benachbarter, besser gelegener Mittelpunkte das Gleichgewicht zu halten; 5) warum die langen und also flußähnlichen Meerengen eben diesen Gesetzen folgen und daher bald Central-, bald Grenzlinie sein können, je nachdem man von ihnen aus entweder große und feststehende Interessekreise beherrscht, oder blos einen Durchweg zwischen zwei oder mehren solcher Gebiete findet; 6) warum sogar hier und da ein und derselbe Fluß in einem Theile seines Laufs zur Grenzlinie, in dem andern zur Centrallinie, wenigstens in den untergeordneten Verhältnissen, dient.

Die großen Flüsse können nur insofern als Centrallinien der Thätigkeit und des Verkehrs angesehen werden, inwiefern sie schiffbar sind und ein culturfähiges Land durchströmen. Aber eine andere Bewandtniß hat es mit den hohen Berggipfeln, von wo die großen Flüsse nach allen Richtungen des Horizonts auslaufen. Diese Flüsse inmitten jener Felsgewirre sind nicht für den Verkehr; die Gewohnheiten des Alpenlebens und der besondere Charakter der Bergbewohner stiften unter diesen ein weit engeres Band als die Interessen, welche an den Lauf eines noch unbedeutenden Flusses gebunden sein können. Diese letztern werden erst von Bedeutung, wenn die Flüsse schiffbar werden, was gewöhnlich erst bei ihrem Austritt aus den Secundärgebirgen, welche den höchsten Gebirgskamm umgeben, geschieht. Der mittelste und höchste Theil der Centralgebirge eines Welttheils oder der Alpen bildet also ein eigenes Gebiet, welches durch seine Lage zwischen den großen Flußgebieten und als nothwendiger Übergang von dem einen zu dem andern einen ganz besondern politischen Charakter erhält, welcher darin liegt, durch Freiheit und menschliche Nachhülfe die diesen Gebieten eigenen Naturschwierigkeiten zu besiegen.

Nach Vorausschickung dieser allgemeinen Betrachtungen über die politische Erdbeschreibung wollen wir den Inhalt des Werks andeuten. Es zerfällt in 18 Capitel mit den folgenden Überschriften: „Einleitung und Plan des Werks", „Der Verkehr", „Die Erdoberfläche", „Beziehung der Erdoberflächenzustände zum Verkehr", „Kunstbahnen", „Die Figuren der Erdoberflächenphasen und ihre Einwirkung auf Verkehr und Ansiedelung", „Die Ansiedelung", „Das Bodenrelief oder die Unebenheiten der Erdoberfläche", „Von den Inseln und Continenten", „Von den Binnenmeeren und Oceanen", „Von den Halbinseln und Meerbusen", „Von den Meerengen und Isthmen", „Die Flüsse", „Anderweitige Gegensätze", „Einflüsse politischer und moralischer Verhältnisse auf Verkehr und Ansiedelung", „Einfluß der Bodenproducte auf Concentrirung des Verkehrs und der Bevölkerung", „Veränderungen der Erdoberfläche während der historischen Zeit", „Schlußbemerkungen".

Die Ursachen, warum die Bevölkerung auf der Erdoberfläche so ungleich vertheilt ist, sind theils moralische oder politische, theils physikalische. Die moralischen oder politischen Ursachen der verschiedenen Dichtheit der Bevölkerung sind in dem Culturzustande und besonders in der politischen Verfassung der Bewohner der verschiedenen Erdstriche begründet. Jägervölker brauchen größere Räume als Nomaden, diese größere als Ackerbauer, und diese wiederum größere als manufacturirende Nationen. In einer wohlgeordneten Staats- und Stadtcommune befindet sich die Bevölkerung wohler und vermehrt sich daher bedeutender als in einer anarchischen. Auch sind viele verschiedene Sitten der Völker als einflußreiche Ursachen der mehr oder minder großen Dicht-

heit der Bevölkerung zu betrachten. Die physikalischen Ursachen der Concentrirung der Bevölkerung an gewissen Erdflächen sind theils solche, die von dem mehr oder minder großen Productenreichthum des Bodens, theils solche, die von der Gestaltung der Erdoberfläche abhängen. Die Art der Um- und Abgrenzung des Festlandes mit dem Flüssigen, der Gebirge mit den Ebenen und aller der andern Terrainverschiedenheiten untereinander bewirkt insofern eine Condensirung der Bevölkerung an gewissen Punkten, als sie dem menschlichen Verkehre hier und da entweder Vorschub leistet oder ihm hindernd in den Weg tritt. Da wir bis jetzt kein Werk besitzen, welches die Einwirkungen der Bodengestaltung vollständig zu entwickeln und zu beurtheilen sich zum Zweck genommen hätte, so bleibt Hrn. Kohl das Verdienst, dies zuerst versucht zu haben.

Um eine deutliche Vorstellung von der Einwirkung der verschiedenen Zustände der Erdoberfläche auf den menschlichen Verkehr und von den durch ihn herbeigeführten Ansiedelungen und Bevölkerungsverdichtungen zu gewinnen, erklärt der Verf., was er unter menschlichem Verkehre versteht, betrachtet dann die Erdoberfläche und ihre verschiedenen Zustände, und bestimmt hierauf, welchen verschiedenen Werth jene verschiedenen Zustände für den Verkehr haben. Seine vorläufigen Erörterungen über Verkehr, Gestaltung der Erdoberfläche und über Ansiedelungen machen den allgemeinen Theil seines Werkes aus. In dem darauf folgenden besondern Theile desselben bemüht sich der Verf., die gewonnenen allgemeinen Sätze in ihrer Anwendung auf alle die besondern, in der Natur vorkommenden Gliederungen der Erdoberfläche nachzuweisen. Weil kein Gegensatz auf der Erdoberfläche so sehr alle übrigen bedingt wie der zwischen Gebirge und Ebene, zwischen dem geringer und höher Erhobenen, weil davon nicht nur entschieden die Abgrenzungsweise des Wassers und Festlandes, sondern auch unmittelbar in vieler Rücksicht alle andern Gliederungen bedingt werden, so hat er die Betrachtung der Gebirge, Ebenen und Thäler an die Spitze des Ganzen gestellt. Aber da kein Contrast unmittelbar bedeutender auf Verkehr und Ansiedelung hinwirkt als der zwischen Flüssigem und Rigidem, zwischen Festland und Wasser, so hat er diesem Theile seiner Abhandlung eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Anhangsweise handelt der Verf. von dem Einfluß moralischer und politischer Verhältnisse auf Verkehr und Ansiedelung; von dem Einfluß der Bodenproducte auf Verkehr und Ansiedelung, und von den Veränderungen der Erdoberfläche während der historischen Zeit.

Da es der Raum nicht gestattet, dem Verf. ins Detail zu folgen, so wollen wir, nachdem wir den Inhalt desselben ganz im Allgemeinen angegeben, uns darauf beschränken, aus den letzten Capiteln Einzelnes hervorheben.

Im Laufe seines Buchs hat der Verf. gezeigt, daß und inwiefern der Mensch von der Natur und wie er insbesondere in seinem Verkehr auf dieser Erde von der Gestaltung der Oberfläche derselben abhängt; ferner wie und wo die dem Verkehre wünschenswerthen und durch ihn veranlaßten Ansiedelungen bei dieser und jener Oberflächengestaltung hervorgerufen werden. Der Mensch ist indeß nicht ganz Sklave der Natur, vielmehr, so sehr er auch von ihr abhängt, doch auch in vieler Hinsicht sein und ihr Herr. Natur und Menschen, Nothwendigkeit und freier Wille, klimatische und moralische Verhältnisse sind es, die vereint alle Erscheinungen in der Menschenwelt hervorgebracht haben. Der Verf. sagt:

Zufall, Willkür, Laune, glückliche Ideen, Wind und Wetter, Schicksal und natürlicher Drang gestalten in vielfachem Durcheinandergreifen die menschlichen Verhältnisse und so insbesondere auch den menschlichen Verkehr und Städtebau.

Es läßt sich zuvörderst über diese unmittelbar oder mittelbar vom Menschen ausgehenden Einwirkungen auf Städtebau und Verkehr im Allgemeinen bemerken, daß sie beiweitem nicht so dauernd sind wie die natürlichen, weil der Mensch, der in dem einen Jahrhunderte gebildet, industriös und regsam erscheint, in dem andern roh, barbarisch und unbändig sich zeigt, der bald diese Sitte, bald jene annimmt und beständig über die alten Grenzen hinausflutet, viel veränderlicher ist als die Natur, die noch jetzt seit Jahrtausenden in denselben Betten ihr Wasser strömt, noch immer mit denselben Meeresarmen dieselben Länderformen umfaßt, stets dieselben Bergmassen zum Himmel emporthürmt und zwar leise, langsam, aber sicher, gleichmäßig, beständig und stetig wirkt.

Es greifen die Eroberer mit gierigen Händen unbekümmert um natürliche Grenzen und um all das feine Gewebe und Getäfel der Schaubühne der Ereignisse, dessen Fäden wir nachforschten, in die Ländermassen hinein, ballen zusammen und häufen aufeinander, was ihnen gelüstet. Alte Städte werden ausgerottet und neue gegründet, wo die Launen der Gewaltigen es gebieten. Man legt neue Wege auf den Befehl der Mächtigen an, und alte werden verlassen, wie es eben der Zufall will. Privilegien werden aufgemauert, die eine Zeit lang stärker wirken als ein Strom, und Grenzmauthen errichtet, die oft ebenso sehr hemmen wie ein hohes Gebirge. Die Meere scheinen kein Hinderniß zu sein, Eisregionen, wie die heißen Sandgegenden, werden durchsetzt, die Flußgötter in Fesseln geschlagen und die Nymphen aus dem Reiche ihrer Wälder verjagt. Wie brausende Ströme ergießen sich die von politischen Einflüssen bewegten Massen aus ihren Betten über die Gefilde, stürzen alle natürlichen Grenzmarken nieder, vermischen Bach, Teich und Meer, und es möchte bei der Betrachtung ihrer heftigen Wirksamkeit fast alle die Mühe, die wir uns gegeben haben, den Einwirkungen der natürlichen Grenzen nachzuspüren, verloren scheinen, wenn nicht diese politischen Ereignisse, die wie Ströme hereinbrechen, sich auch wieder wie ein hohes Wasser in den natürlichen Kanälen verliefen, ohne die Umstände im Wesentlichen und auf die Dauer zu verändern. Dieselben Bergspitzen tauchen aus der Flut wieder hervor, das Wasser sammelt sich in denselben Teichen und Seen, die Bäche und Quellen beruhigen sich und bleiben in den alten Ufern, und Alles zerfällt wieder in die vorigen Reviere und Quartiere.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lebensbilder.

1. Königsberger Skizzen von Karl Rosenkranz. Zwei Abtheilungen. Danzig, Gerhard. 1842. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben. Novellen von A. Weill. Stuttgart, Franckh. 1843. 8. 2 Thlr.
3. Wanderbuch von Franz Dingelstedt. Leipzig, Einhorn. 1843. 8. 2 Thlr.

Jedes dieser drei Bücher gibt ein Bild des modernen Lebens in verschiedenen Gegenden Deutschlands, Frankreichs und Hollands. Alle drei rühren von Männern her, deren Namen

in der Literatur Anklang gefunden hat, freilich in verschiedenen Kreisen und in verschiedenem Grade. Rosenkranz ist mehr der Mann der strengen Wissenschaft, der Systematiker; Weill ist Journalist im guten Sinne des Worts, Publicist, wenn man es so nennen will, nicht ohne einige Ähnlichkeit mit Börne in der Weise der Auffassung; Dingelstedt repräsentirt das moderne Literatenthum, etwas blasirt, etwas müde, bisweilen im Zustande des Nihilismus, leicht fassend, bisweilen productiv, über das Verschiedenartigste gut sprechend. Ich glaube, jedes der drei Bücher wird seine recht dankbaren Leser finden. Rosenkranz mehr die realistischen Leser; er geht auch nicht eine Linie über das Gegebene hinaus. Weill setzt seine Lebensbilder selbst in die Reihe der Novellen; er erzählt gut, charakterisirt scharf, es wird Einem ganz elsässisch bei dem Buch. Dingelstedt gibt mehr sich selbst; er deutet Vieles nur an, läßt Manches errathen, erscheint aber durchweg als ein liebenswürdiger Mensch. Rosenkranz verwahrt sich in seinem Vorwort gegen mögliche Misdeutungen seiner Absicht und seiner Tendenzen, namentlich seiner politischen, und stellt sein eigenes Verhältniß zum Leben des Volks dar; er stehe, sagt er, in unmittelbarer Sympathie mit dem Volksleben, und habe ein Bedürfniß, die Poesie der Erscheinung zu genießen. Daß dem so sei, davon liefert das Buch den Beweis. Im gegenwärtigen Augenblick, wo die Stadt Königsberg an Bedeutung für Preußens Staatsleben und die Gegenwart überhaupt gewinnt, ist diese Schrift von um so größerm Interesse, da, wie Rosenkranz selbst sagt, die Meisten von Königsberg nichts wissen, als daß es eine große Handelsstadt mit einer Universität sei, worin Hamann, Hippel und Kant gelebt haben. Alle Darstellungen des Verf. ruhen auf dessen eigener klarer Anschauung; ein gediegenes Urtheil über alle Interessen des Lebens macht die Schrift zu einer werthvollen. Einzelne Mittheilungen über Hippel und Kant waren für uns vom größten Interesse; kein Leser wird das Buch unbefriedigt zur Seite legen. Die Sittengemälde von Weill sind für uns Deutsche schon deshalb von Interesse, weil sie das Elsaß schildern, und wir wissen es recht gut, daß man im Elsaß auf deutsch flucht und auf deutsch liebt. Die Erzählungen sind einfach, naturwahr; unserer Subjectivität sagt es freilich weniger zu, daß die Ansprüche des Herzens in allen diesen Novellen so wenig befriedigt werden. Das Buch von Dingelstedt enthält Rhonefahrten, Briefe aus Paris, Tagebuch aus Ostende und holländische Schilderrien. Die Eigenthümlichkeiten der Länder und Völker faßt Dingelstedt leicht und scharf auf; Topographie gibt er nicht, die läßt sich in zehn Handbüchern nachsehen; er ist selbst stets der Mittelpunkt, und es ist uns in seiner Gesellschaft ganz behaglich geworden, wenngleich wir seine Naturschilderungen in den Rhonefahrten nicht plastisch genug finden.

An allen drei Büchern hat die periodische Literatur einen guten Zuwachs erhalten. 29.

Literarische Notizen aus England.

Die englische Devotion ist ein auffallender Zug im Nationalcharakter dieses ebenso großartigen als kleinlichen Volkes. Dem deutschen Protestanten, der in England reist, oder auf Reisen mit Engländern in genauere Berührung kommt, wird sie oft lästig genug. Aber nicht nur im Leben des Volkes, auch in seiner Literatur begegnet sie uns überall. Dem gelehrten Journalismus, der literarischen Kritik, gibt die immerfort durchblickende und oft bis zum Ekel zur Schau getragene fromme Pruderie ein wunderliches Ansehen. Ein Hr. Hampson schreibt z. B. ein Compendium über mittelalterliche Chronologie („Medii aevi Calendarium etc.", London 1841), ein Buch, das schöne Forschungen enthält und mancherlei Verdienste hat, wenn auch Irrthümer und Übereilungen mit unterlaufen. Der Recensent desselben im „Quarterly review" rügt die Fehler. Gut! das ist sein Recht Aber er geht weiter. Er untersagt der studirenden Jugend, den historical students, den Gebrauch des Buchs und empfiehlt ihnen dringend ein älteres von Harris Nicolas (obgleich es weniger ausführlich ist — though less discursive). Warum? Weil Hampson's Buch in einem „leichtfertigen und unehrerbietigen Geiste" („a flipping and irreverent spirit") geschrieben sei, wie er sich denn „über die Heilighaltung des Tages des Herrn, ferner in seinen Artikeln über den Sonntag und über den Sabbath höchst tadelnswerth" äußere. Gut! Auch das gehe dem Recensenten als zur Sache gehörig hin, daß er die Jugend vor dem flipping and irreverent spirit warnen will. Aber er begnügt sich nicht mit Dem, was ihm als Recensenten des betreffenden Buches zukommt. Er nimmt zuletzt Gelegenheit zu einer emphatischen Lobrede auf die Sabbathheiligung, zu einer feierlichen Predigt gegen die Verächter des dritten Gebots. „Was?" läßt er den Mühlenbesitzer zuletzt ausrufen, „die Werke vierzig Tage des Jahres ruhen lassen?" und antwortet: „Allerdings! verlierst du nicht zehnmal mehr Zeit durch Belustigungen und Chartisten-Meetings, als durch allen Aberglauben der guten alten Zeit? Aber nicht wird der Tag des Herrn strenge und pflichtmäßig und zugleich lieblich und fröhlich gefeiert werden können, als bis der kirchliche Dienst in seinem ganzen Umfange wiederhergestellt sein wird. Die, welche die Massen durch Eröffnung von Museen, Bildergalerien und Bibliotheken Sonntags zu erquicken suchen, geben zwar nichts von dem Ihrigen, nehmen aber Das, was des Herrn ist, hinweg; Die, welche das Gebot pflichtmäßig erfüllen, geben auch nichts von dem Ihrigen, aber sie geben dem Herrn, was des Herrn ist, und ohne daß es ihnen etwas kostet." Wie ökonomisch zugleich! Das heißt praktisch fromm sein und praktisch vermahnen! Es geht in diesem Tone noch eine Weile fort und schließt mit einer langen Stelle aus einer wirklich gehaltenen Predigt.

In der Anzeige eines Buches „Life of Jean Paul Frederick Richter", welches in Boston erschienen und aus Jean Paul's Selbstbiographie und Spazier's „Wahrheit aus Jean Paul's Leben" compilirt ist, entrüstet sich der englische Recensent außerordentlich darüber, daß Jean Paul seinem Sohne anstatt der Satisfactionstheorie und des Dogmatismus überhaupt „das Christenthum eines Herder, Jacobi, Kant" anempfiehlt. Solcher gottlosen Ermahnungen natürliche Folge wäre es gewesen, daß der junge Mann in Mysticismus verfiel und in Verzweiflung unterging.

Der neueste englische Kritiker Schiller's (im „Foreign and colonial quarterly review) sagt über die „Kindesmörderin": „Dieses Gedicht ist auf die besten und heiligsten Gefühle unserer Natur gegründet, diejenigen, welche mit den Lehren der Buße und Genugthuung in Zusammenhang stehen, denn wenn je ein Mensch, so war Schiller ein wahrer Christ in Herz und Geist, wiewol dann und wann ‚von Leidenschaft hingerissen' oder seiner ganzen Bildung nach den äußern Formen des Glaubens entfremdet durch ‚das Meteorlicht einer eiteln Philosophie'. Der Sünder, der sich selbst verdammt, ist nicht mehr ein Gegenstand der Verachtung und Verwerfung für den wahrhaft empfindenden und vernünftig denkenden Menschen. Letzterer würde sonst selbst eine gräuliche Sünde begehen, die der Lieblosigkeit. Dies hat Schiller in den Thränen des Henkers veranschaulichen wollen." Echt englisch! 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 188. —— 7. Juli 1843.

Kohl über den Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen.

(Fortsetzung aus Nr. 187.)

Die politischen oder moralischen Einflüsse auf den Verkehr theilt der Verf. in solche ein, die von der Natur des Landes abhängen und durch sie vermittelt werden, und in solche, die nicht davon abhängen, die also entweder von dem angeborenen Naturell des Volks, oder von der Erziehung, die es sich durch seine großen Männer gab und durch seine Nachbarn, Eroberer u. s. w. empfing, herrühren.

Die von der Natur des bewohnten Landes abhängenden politischen Einflüsse erscheinen als mittelbare Einflüsse derselben, treten mit der Natur zugleich auf und unterstützen sie, sich mit ihr vereinigend, in der Regel der Art, daß sie der Natur helfen und in derselben Weise, wie sie selbst schon physikalisch wirkt, moralisch weiter wirken, sodaß Das, was in der Natur ein physikalisches Hinderniß des Verkehrs wird, auch noch im Geiste der Völker sich als ein neu hinzukommendes moralisches Hinderniß aufthürmt, und daß Das, was schon ohnedies durch die Naturkräfte und die Beschaffenheit der Bodenoberfläche dem Verkehre günstig war, auch noch außerdem den Geist der Völker gleichsam applanirt, ebnet und zum Verkehre geschickter macht. Der Mensch lebt in der Luft, fußt auf dem Boden und kann auf dem Wasser verkehren. Alle natürlichen Einflüsse, die auf seinen moralischen Zustand wirken sollen, können daher einzig und allein entweder von der Beschaffenheit der Luft, oder von den Besonderheiten des Bodens, auf dem er fußt, oder von den Eigenthümlichkeiten des Wassers, auf dem er verkehrt, herrühren. Von allen physikalischen Einflüssen auf Charakter und Eigenthümlichkeit der Nationen sind diejenigen, welche durch die Luft vermittelt werden, ohne Zweifel die wichtigsten, und selbst ein großer Theil der Bodeneinflüsse macht sich nur durch die Luft fühlbar, und ist daher unmittelbar als Luftwirkung und nur mittelbar als Bodenwirkung zu betrachten. Außer dem Boden und Wasser mit Allem, was darauf thätig ist, außer der vom Boden ausströmenden Elektricität, außer dem Magnetismus, außer den Ausdünstungen des Wassers und der Wälder, außer der Erhebung des Bodens in die reinern Lüfte, außer den aus ihm aufsteigenden Wolken u. s. w. wirken nun auch noch durch die Luft das Licht der Sonne und der Gestirne und mit ihm wahrscheinlich viele andere kosmische Einflüsse neben jenen tellurischen auf den Menschen. Man unterscheidet jedoch gewöhnlich nicht die verschiedenen Ursachen der Lufteinflüsse und umfaßt diese ganze Betrachtung meistens nur unter dem allgemeinen Namen Klima, indem man darunter die Einwirkungen aller der verschiedenen Luftzustände, die uns umgeben, versteht.

Die Einflüsse unserer Sonne sind unendlich mannichfach, doch können wir die Hauptsache hier auf Wärmeentwickelung und Lichtfülle reduciren. Das Licht und die Wärme sind die wichtigsten und gewaltigsten Kräfte, die von diesem Gestirn auf die Menschheit ausgehen und am meisten auf Seele und Leib einwirken; ihre verschiedene Vertheilung ist daher von der größten Wichtigkeit. Sie werden durch die Stellung der Erde zur Sonne, ferner durch die Art der Krümmung der Oberfläche der Erde und alsdann durch die Lage eines Orts in Bezug zu dieser Krümmung, oder durch seine geographische Position bedingt.

Licht und Wärme nehmen hiernach im Allgemeinen von den Polen nach dem Äquator hin zu, sodaß sich viele Ringe oder Zonen danach rund um die Erde hin herumlegen, welche eine gleiche Lichtvertheilung und Wärmeentwickelung genießen. Hieraus läßt sich auf ein Ablagern aller geistigen Mächte dieser Art in große Zonen oder Ringe rund um die Pole herum und dem Äquator parallel schließen. Es muß auf der Reise vom Äquator zum Pol eine beständige Verschiedenheit der Charaktere bemerkt werden. Dagegen muß in gleicher Entfernung vom Pole und vom Äquator auf der Reise um die Erde eine gewisse Gleichartigkeit der Sitten und Charaktere wahrgenommen werden, insofern sie von der Licht- und Wärmemenge herrühren. Daraus geht hervor, daß das Fortschreiten des Verkehrs von Norden nach Süden wegen der Verschiedenheit der Volkscharaktere und Sitten und der nationalen Elemente, durch welche er sich Bahn brechen muß, mehr Hemmungen als von Osten nach Westen erduldet, wo in derselben Zone immer wieder Homogenes nebeneinander zu finden ist. Wie auf geebneter Bahn muß hier Alles fortgleiten und wie im ge-

wohnten Elemente unter verwandten und bekannten Geistern sich leicht bewegen.

Die Bodeneinflüsse wirken auf den Menschen entweder unmittelbar oder mittelbar durch die Luft. Durch seinen Zustand, nämlich theils durch seine Fruchtbarkeit, theils durch seine Oberflächenform, wirkt der Boden unmittelbar auf den menschlichen Geist ein. In den Wüsten zeigen sich nur Räuber und Nomaden. Mittelbare Bodeneinflüsse wirken nur durch die Luft. Der Boden hängt zum Theil selbst von der Luft ab, er wird durch die aus ihr sich herablassenden befruchtenden Stoffe mehr oder weniger befruchtet, von den Feuchtigkeiten befeuchtet, von der Trockenheit ausgedörrt und von andern Eigenthümlichkeiten der Luft bedingt. Auf der andern Seite aber wird die Luft auch wieder vom Boden bedingt. Dieser gibt ihr seine Feuchtigkeit, wenn er sumpfig ist, seine Waldausdünstungen und seine Trockenheit zurück, und beide, Boden und Luft, bedingen so in vereinter Wirkung und Gegenwirkung vielfach das Klima. In Bezug auf die Veränderungen der Luft durch chemische Eigenschaften des Bodens läßt sich nur im Allgemeinen sagen, daß wahrscheinlich jede Verschiedenheit der Bodenoberfläche auch eine Verschiedenheit der Luft bedingt, und somit auf den Menschen verschieden einwirkt, ohne daß man doch im Einzelnen nachweisen könnte, wie z. B. der Thonboden durch eigenthümliche Ausdünstungen auf Luft und Menschen einwirke, welche Geisteseigenschaften der Sandboden befördere, welchen Einfluß die Ausdünstungen des Sumpfes haben.

In der Regel wirken die Dünste der Sümpfe nachtheilig auf Constitution und Charakter der Menschen; sie machen sie kränklich und untüchtig und erzeugen ein schwächliches Geschlecht: so die volhynischen Sümpfe, so die pontinischen. Es vereint sich daher in den Sumpfgegenden mit der schlechten Luft auch noch das geschwächte Menschengeschlecht, um den Reisenden die Existenz in denselben zu erschweren und den Verkehr in diesen Gegenden kränkeln zu machen. Daher hält sich in der Regel viel Barbarei in den Sümpfen. Dasselbe ist mit den großen Wäldern der Fall. Die Arbeiten darin sind gewöhnlich nur grobe, rohe und wenig Kunst und Wissenschaft erfoderndе. Dagegen ist die Luft in ihnen rauher und das Klima wilder, sowie der Ackerbau schwerer. Die Sonnenstrahlen dringen schwer durch, und wie sich daher das Eis und die Kälte des Winters länger in ihnen halten, so weichen auch die Kälte und das Eis der geistigen Roheit schwer von ihnen. Es gesellt sich so zu allen physikalischen Einflüssen der Wälder auch noch diese geistige Roheit, um dem Verkehre Hindernisse zu bereiten. Großer Mangel an Bäumen bewirkt wiederum Uncultur anderer Art. Einiger Bäume bedarf die Cultur, sowie einigen Schattens der Boden. Daher sind die Länder, wo nur wilder Strauch- und Graswuchs den Boden bedeckt, ebenfalls der Cultur nicht günstig und gestatten nur den Nomaden den Aufenthalt, wie z. B. die Steppen Asiens und die Pampas Südamerikas. Die Berge sind schon als Erhebungen durch die Art ihrer Beschreitungsweise der Freiheit und eigenthümlichen Entwickelung günstig. Noch mehr aber durch die reinere Luft, in welche sie sich erheben und deren Anhauche sie ihre Bewohner aussetzen. Die frische, freie Luft der Berge macht den Geist geweckter und unabhängiger. Die außerordentlichen Eigenthümlichkeiten der Berge geben den Bewohnern derselben große Liebe zu ihrem Vaterlande und zu ihren Brüdern; daher der Patriotismus, daher die Freiheitsliebe der Bergbewohner. Dabei ist aber auch das Malerische und Poetische nicht gering anzuschlagen. Die wunderbaren Aussichten, die herrlichen Thäler, die himmelansteigenden Höhen, die der Bergbewohner nirgend als in seinen Gebirgen findet, lassen ihm sein Land als ein so eigenthümliches Gebiet erscheinen, daß er nirgend sich heimisch findet als hier.

Unter politischen und moralischen Einflüssen, die nicht von der Natur bedingt werden, verstehen wir solche Kräfte, solche Volkstalente und Eigenthümlichkeiten des Charakters, die nicht der Boden, die Luft und das Klima dem Volke geben. So groß nämlich auch die Gewalt des Bodens, des Klimas und der Luft ist, so sehr die Zonen, die Gebirge, die Sümpfe, die Wälder, die Wüsten u. s. w. alle Bevölkerung, die in ihre Gebiete fällt, auf einerlei Weise zu bilden und zu modeln streben, so sehr behaupten doch immer noch nebenher der ursprüngliche Charakter des Stammes und die Erziehung, welche das Volk sich gibt, ihre eigenen Rechte. Es existiren beide Einflüsse nebeneinander, beschränken sich gegenseitig, aber sie heben sich nicht auf. Das, was nicht vom Boden abhängt, und was ein Volk auf jeden Boden, den es bezieht, mit hinbringt, ist entweder etwas Angeborenes oder etwas Angenommenes.

(Der Beschluß folgt.)

Hansa-Album. Von A. Harnisch. Halberstadt, Lindequist und Schönrock. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kein Brand hat wol so eigenthümlich unglückliche Folgen gehabt als der von Hamburg, aus dessen Flammen — um ein in vorliegendem Album oft gebrauchtes Bild anzuwenden — sich wol an die tausend Phönixe von Gedichten erhoben haben, um wieder ermattet in die Flammen zurückzusinken und sich die Flügel zu verbrennen. Wo wäre ein Blatt oder Blättchen in Deutschland, welches nicht die Spritze der deutschen Lyrik in Bewegung gesetzt hätte, um auch seinerseits einen poetischen Wasserstrom auf den glühenden Schutt Hamburgs zu leiten und zum Löschen beizutragen? In Konstantinopel haben oft gleich verzehrende Brände gewüthet, aber wir haben nicht gehört, daß die türkischen Dichter ein Stambul-Album veranstaltet hätten, um zum Wiederaufbau des verheerten Stadttheils beizutragen und von den türkischen Kritikern für diesen guten Willen heruntergerissen zu werden. Allerdings ist Zerstören, Nieder- und Herunterreißen eine leichtere Arbeit als Aufbauen; aber was soll man thun, wenn etwas überhaupt nicht erbaulich ist? Und wahrlich, wir finden ein solches Album nicht sehr erbaulich! Schlagen wir die erste beste Seite auf! Wir stoßen auf S. 107:

> Nur Muth, nur Muth und Wagen kühn
> Bei kräftigem Vereinen,
> Dann wird der Handel fröhlich blühn,
> Des Wohlstands Sonn' Euch scheinen,

Wahrlich, prosaischer kann die Poesie nicht denken, noch sich ausdrücken. Der Dichter dieses Verses heißt K. F. H. Straß, genannt Otto von Deppen. Als das gewaltige Rom brannte, da sang doch nur Einer, das war der Kaiser Nero selbst, welcher dazu selig vergnügt Verse über den Brand von Ilium recitirte. Hier aber besingen über 60 deutsche Dichter den Brand von Hamburg! Wie Viele oder Wenige derselben mögen wol dabei des Brandes selbst gedacht haben und von der Größe des Unglücks zu feierlicher Begeisterung angeregt gewesen sein! Wie Mancher mag bei seinen Versen Blut und Wasser geschwitzt und den Brand wie sein Versprechen, einen Beitrag zu liefern, verwünscht haben! Aber wie? sein Name soll fehlen? welch ein Unglück für den Dichter, für Deutschland, für die gesammte civilisirte Welt! Unfehlbar entstände eine Lücke in der Weltgeschichte, die so bald nicht wieder auszufüllen wäre! Also Stein auf Stein, Vers auf Vers! Die Ideen liegen ja so nahe, wie bei dem Dombaue von Köln. Im letztern Falle heißt es: Möge man den Dom der deutschen Freiheit eher ausbauen als dieses alte Gerümpel! ohne zu bedenken, daß die deutsche Freiheit, wenn man so wie jetzt fortfährt sie zu bereimen, bald auch nur wie ein lästiges Gerümpel erscheinen wird, indem man die heilige uns Allen werthe Sache in banalen Phrasen erstickt. Und wie nahe liegen nicht die Zeitideen dem Brande von Hamburg, wie nahe liegt nicht die Idee vom Phönix der Freiheit, welcher sich aus den Flammen glänzender und gereinigter erhebt!

Möge Hamburgs Feuerschein
Morgenroth der Freiheit sein!

So singt der gewaltige Prutz, einer der Hauptmitarbeiter am Dom unserer politischen Lyrik. Doch zum Henker! was hat der Brand von Hamburg mit der deutschen Freiheit zu thun? Man wird — denn Geld hat man genug dazu — die in Asche gelegten Straßen und Plätze schöner und geregelter wieder aufbauen, man wird in Hamburg fortfahren zu handeln, zu mäkeln, zu verdienen, man wird auf die Börse gehen wie früher, man wird die Thore sperren wie früher und im übrigen Deutschland wird man, trotz allen Geschreis um Freiheit und freie Presse, fortfahren, Bücher und Journale zu unterdrücken, welche man für unbequem oder gefährlich hält; man wird sich darüber ausraisonniren und binnen sechs Wochen ist Alles vergessen, denn das Volk hat ja noch sein Tages-, Wochen- und Intelligenzblättchen, die Annoncen von Kuchen allerlei Art, von Tanzvergnügen und Lagerbier, von rührenden Todes- und Entbindungsfällen!

Suchen wir einige erhabene und neue Ideen bei dem großen Herwegh, der bereits sein Capua gefunden hat und jetzt am schönen Golf von Neapel spazieren geht, um dort nagelneue neapolitanische Bilder und Gleichnisse für die deutsche Freiheit aufzubringen, der vielleicht mit dem Gedanken umgeht, nach Ägypten überzusetzen und dort von den Entwickelungen der ägyptischen Freiheit unter Mohammed-Ali Kenntniß zu nehmen. Herwegh's Gedicht auf den Brand von Hamburg beginnt:

Ein freies Wort in Hamburgs Flammen!
Denn in den Flammen sieht man's gern.

Das ist eine heftige, luxuriöse Phantasie: Ein freies Wort, das man in Flammen gern sieht, in den Flammen Hamburgs! Ein schönes, anschauliches Bild! Er fährt weiter fort:

Es wird mich Fürst und Volk verdammen.

Auch das Volk? Zu wem hält denn Georg Herwegh? Aber sein Feuer ermattet schon; er ruft aus:

Und doch — ich find' kein Lied, ihr Herrn!

Hierbei hat sich der Dichter gewiß gar nichts gedacht; er hat sich nur in Verlegenheit gesetzt, denn da er gesagt hat, er finde kein Lied, und das Lied doch fertig werden muß, ist er in die Nothwendigkeit versetzt, obige Verlegenheitsphrase zu motiviren; er fährt also fort:

Kaum will ein Laut sich in mir regen,
Ein Laut für den Philistersegen,
Der aus der heißen Asche bricht.

Suche sich Jeder diese Phrase klar zu machen! Ich, der Berichterstatter, gehöre wol nicht gerade zu den Dümmsten, wenn ich auch kein Weiser Griechenlands bin, noch an Dichterruhm mit Herwegh mich messen kann; aber offenherzig gestanden, ich weiß nicht, was das für ein Philistersegen ist, der aus der Asche bricht, und für den unser Dichter keinen Laut finden kann. Zuletzt aber findet er ihn doch; er ruft aus:

Laßt mich ein Sprüchlein niederlegen:
Bewahrt das Feuer und das Licht!

Und dieses zahme Wort soll nun das freie Wort sein, für welches nicht blos die Fürsten, sondern auch das Volk Herwegh verdammen werden. Und diese Phrase ist, wie man richtig nachgewiesen hat, nicht einmal neu. Schon Fouqué läßt im J. 1813 einen Nachtwächter singen:

Bewahrt das Feuer in Eurer Brust u. s. w.

Sollen wir Herwegh noch weiter folgen? Nur noch um ein paar Schritte. Er reimt weiter:

Ihr wißt, ich bin ein schlechter Reimer.

Überflüssige Bescheidenheit! Gerade im Reimen sucht Herwegh Seinesgleichen, denn „Wassereimer“ ist ein sehr guter Reim auf „Reimer“:

Doch ist mein Vers kein Wassereimer,
Den man zum Löschen füllen mag.

Wem ist es denn auch je eingefallen, einen Vers wie einen Wassereimer zum Löschen zu füllen? Ein verfehltes Bild auf das andere, eine schillernde Phrase auf die andere! So heißt es in der dritten Strophe:

Und glühend hat das Eis geleuchtet,
Das starre deutsche Gletschereis.

Ist das Gletschereis aber darum weniger kalt, weil es leuchtet? „Das starre deutsche Gletschereis ist geschmolzen“, wäre hier das richtigere Bild. Und weiter heißt es:

Das Feuer hat uns neu geboren,
Des Rheines Wasser that es nicht.

Abgesehen von der prosaischen Wendung „that es nicht“, so möchten wir doch wissen, ob in den Verhältnissen Deutschlands sich seit dem Brande von Hamburg irgend etwas zum Bessern gewendet hat, ob das Feuer, welches Hamburg verheerte, auch die Gemüther der Deutschen in Brand setzte. Nie hat sich wol der Indifferentismus in schreckhafterer Gestalt gezeigt als gerade jetzt.

Nur Feuer tilgt das Mal der Ketten,
Das Feuer halte sein Gericht!
Auf Feuer will die Freiheit betten —

Vielleicht wie Montezuma, der auf Kohlen gebettet war, und seinen wimmernden Minister mit den schönen Worten ermuthigte: „Liege ich denn etwa auf Rosen?“ Allerdings liegen wir eher auf Kohlen als auf Rosen; aber Herwegh's revolutionair klingende Phrase wird jene nicht löschen, noch diese aus dem starren gleichgültigen Boden der Gegenwart hervorlocken. Ein anderes Gedicht: „I—emand“, von demselben berühmten Herwegh, beginnt:

Und wieder ob den Landen
Lag jüngst ein schwerer Bann,
Da ist ein Mann erstanden,
Ein ganzer deutscher Mann,
Ein Deutscher und ein Freier —
Wer hätte das gedacht?
Daß selbst die deutsche Leier
Aus ihrem Schlaf erwacht.

Ein Deutscher und ein Freier,
Was ihr wol selten schaut u. s. w.

Ob der Dichter hier wol sich selbst gemeint hat? Es scheint fast so. Eitel genug ist er dazu; sein Ich spielt in seinen Gedichten eine beinahe glänzendere Rolle als die Freiheit.

Der als Mensch und Schriftsteller höchst ehrenwerthe, aber

als Dichter unzweifelhaft überschätzte Gustav Schwab schrieb folgenden Stammbuchvers in dies Album:

Mit Feuerschrift schreibt Gottes Hand
Die Selbstanklag' in Menschenweh,
Und will, daß Menschenmitleid sie
Verwandel' in Theodicee.

Der anziehendste Beitrag sind vielleicht die mit feiner Ironie gewürzten Xenien von August Hesse, z. B.

Der Staatsmann.

Lieber sehn wir den Brand von sämmtlichen freien Städten,
Denn daß das einzige Haus Rothschild in Asche versinkt.

Eine Bühnenschriftstellerin.

Wären Mimen nur hier, bei Gott! ich ließe im Freien
Gleich mein neustes Product über die Breter hier gehn;
Viel der Schönheiten sind und effectreiche Scenen im Stücke,
Leider nicht solch ein Brand. Herrliche Decoration!

Die Sentimentale.

Schiller's Gedicht von der Glocke! o, lies es mir vor, mein Geliebter — —
Ach, die entsetzliche Mär bricht mir sonst blutend das Herz.

Der Politiker.

Wahrlich, es ist doch schön, was die deutschen Zeitungen schreiben!
Bietet der Krieg keinen Stoff, nicht auch die Diplomatie,
Hört man aus Schlesien nichts mehr von den Reisen des Königs von Preußen,
Hört man aus Österreich nichts vom Gedeihn der Cultur,
Liest man vom Rhein nicht mehr, so kann man doch wieder jetzt lesen,
Von dem erschrecklichen Brand, der sich in Hamburg begab.

Xsmus.

Frei aus der brennenden Stadt, so zieh' ich, ein Liedchen mir pfeifend,
Siehe, von meiner Hab' fehlt mir kein einziges Stück.

Die zweite Abtheilung enthält Vermischtes, hierunter einige matte Reimspielereien von Rückert, aber auch manches Gute, z. B. Hoffmann's von Fallersleben schönes Lied „Mein Leben"; die beziehungsreiche Ballade von Kutscheit „Karol Magnus' Kirchenbau", und das tief empfundene Lied, eine echt lyrische Blüte „Gemeinsames Loos" von Emma von Niendorf. Den Schluß bilden Unterhaltungen Goethe's mit Eckermann, der vielleicht werthvollste Beitrag dieses Albums. Goethe's klare, ruhige, wohlwollende Weisheit hat allerdings mit der pikanten aufgereizten Unruhe nichts gemein, welche die Überklugheit der Gegenwart charakterisirt. Höchst interessant sind seine Ansichten über Napoleon. „Da war Napoleon ein Kerl!" sagte er zu Eckermann; „immer erleuchtet, immer klar und entschieden was zu thun sei, und zu jeder Stunde mit der hinreichenden Energie begabt, um Das, was er als vortheilhaft und nothwendig erkannt hatte, sogleich ins Werk zu setzen. Sein Leben war das Schreiten eines Halbgottes von Schlacht zu Schlacht und von Sieg zu Sieg. Von ihm könnte man sehr wohl sagen, daß er sich in dem Zustand einer fortwährenden Erleuchtung befunden habe" u. s. w. Ebenso interessant sind seine Bemerkungen über die Productivität der Thaten, die er eben bei Napoleon in so hohem Grade ausgebildet fand. „Wäre ich ein Fürst", sagte er im Verlauf der Unterhaltung, „so würde ich zu meinen ersten Stellen nie Leute nehmen, die blos durch Geburt und Anciennetät nach und nach heraufgekommen sind und nun in ihrem Alter im gewohnten Gleise langsam gemächlich fortgehen, wobei denn freilich nicht viel Gescheites zu Tage kommt. — Junge Männer wollt' ich haben! — aber es müßten Capacitäten sein, mit Klarheit und Energie ausgerüstet und dabei vom edelsten Charakter und besten Wollen. — Da wäre es eine Lust zu herrschen und sein Volk vorwärts zu bringen! — Aber wo ist ein Fürst, dem es so wohl würde und der so gut bedient wäre!" Ferner: „Jeder außerordentliche Mensch hat eine gewisse Sendung, die er zu vollführen berufen ist. Hat er sie vollbracht, so ist er auf Erden in dieser Gestalt nicht weiter vonnöthen, und die Vorsehung verwendet ihn zu etwas Anderm. Da aber hienieden Alles auf natürlichem Wege geschieht, so stellen ihm die Dämonen ein Bein nach dem andern, bis er zuletzt unterliegt. So ging es Napoleon und vielen Andern. Mozart starb in seinem 36. Jahre. Rafael in fast gleichem Alter. — Byron nur um Weniges älter. Alle aber hatten ihre Missionen auf das vollkommenste erfüllt und es war wohl Zeit, daß sie gingen, damit auch andern Leuten in dieser auf eine lange Dauer berechneten Welt noch etwas zu thun übrig bleibe."

Manches hübsche Gedicht, manchen guten Beitrag könnten wir aus diesem Album noch anführen; dennoch müssen wir zum Schlusse unser Gebet an den Himmel richten: daß er uns gnädigst vor ähnlichen Unglücksfällen wie der Brand von Hamburg bewahren wolle, damit wir auch vor einer ganzen Portion von Gedichten bewahrt werden mögen, welche unsere warme Theilnahme an dem Wiederaufblühen einer so schwer heimgesuchten Stadt eher zu schwächen als zu erhöhen im Stande sind. 66.

Literarische Notizen aus England.

Als Neuigkeiten werden angekündigt: „The life and adventures of Admiral Sir Francis Drake, compiled from various chronicles and original MS. sources in the State paper office, British museum and the archives of Madrid, never before published", von John Barrow; „Closing events of the campaign in China", vom Capitain Grenville Loch; „Australia and the East; being a narrative of a voyage to New South Wales in an emigrant ship, with a residence of some months in Sydney and the Bush, and the route home by way of India and Egypt", von John Hood; „Memoir of the late Lord Sydenham, with a narrative of his administration of affairs in Canada", von seinem Bruder, G. Poulett Scrope und Thomas C. Murdoch. Ferner sind erschienen: „Memoirs of the life and correspondence of John Lord Teignmouth", von dessen Sohne Lord Teignmouth; „History of the Sandwich Islands; embracing their antiquities, mythology, legends, discovery by Europeans in the 16th century, rediscovery by Cook, with their civil, religious and political history, from the earliest traditionary period to the present time", von James Jackson Jarves; „Three month's pedestrian wanderings amidst the wildest scenes of the French and Spanish mountains, in the summer of 1842", von J. Clifton Paris; „Political philosophy", von Lord Brougham, zweiter Theil: „Aristocracy, with an examination of the aristocratic governments in ancient and modern times", Ihrer Maj. der Königin dedicirt.

Schriften über die Sklavenfrage.

Über die Sklavenfrage erschienen kurz nacheinander folgende Schriften: „History of slavery", von J. Bandinel; „Letters on the slave trade", von J. E. Alexander; „American slavery", von James Graham; „Results of Negro emancipation", von John Jay. Auch ein Eingeborener von Haiti, Hr. L'Instant, ist mit einer französisch geschriebenen Schrift gegen die Vorurtheile der Weißen wider die Schwarzen aufgetreten, welche von der französischen Antisklaverei-Gesellschaft den Preis erhielt. Seine Schrift ist eine gelehrte und philosophische Prüfung der Ursachen, welche die Vorurtheile gegen die schwarze Race herbeigeführt haben; er weist nach, daß diese Ursachen dieselben sind, aus welchen die Spartaner, Athenienser und Römer ihre Sklaven, die Türken die Griechen, die Normannen die Sachsen, die Franken die Gallier haßten und verachteten; zugleich versucht er das Vorurtheil zu widerlegen, daß die Negerrace hinter der kaukasischen an intellectuellen Fähigkeiten zurückstehe. Den staatswirthschaftlichen Gesichtspunkt hat er jedoch bei dieser wichtigen Frage zu sehr außer Acht gelassen. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 189. —— 8. Juli 1843.

Kohl über den Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen.

(Beschluß aus Nr. 188.)

Es gibt, wie die Geschichte lehrt, gewisse, jedem Volk angeborene moralische Eigenheiten. Denn wir sehen zuweilen bei einem und demselben Volke gewisse Eigenthümlichkeiten dem Nationalcharakter fest ankleben und mit solcher Dauer und Unzerstörbarkeit unter allen Umständen sich auf gleiche Weise zeigen, daß die Idee nicht völlig abgewiesen werden kann, daß diesen verschiedenen Charakterbildungen verschiedenartige Urmischungen oder Urtypen zum Grunde liegen. Es ist im Ganzen sehr schwer, das Anerzogene im Charakter von dem Angeborenen bei einem Volke ebenso wie beim einzelnen Menschen zu unterscheiden, ja das Eine geht sogar oft ins Andere über, sodaß Das, was schon von Natur in dem Charakter eines Volks liegt, durch Erziehung noch mehr eingeprägt und in ihm entwickelt und ausgebildet wird, und umgekehrt, daß Das, was ihm anerzogen wird, endlich sogar in sein Wesen bleibend übergeht, sich nun in Kindern und Kindeskindern wieder erzeugt und, sich forterbend, Angeborenes wird. Die Charaktergepräge der Nationen sind Gebilde, welche unter der Einwirkung unerforschlicher vielfacher Einflüsse entstanden sind.

Der Verf. theilt Alles, was von der Willkür einer Nation ausgeht oder auszugehen scheint, in vom Staate Ausgehendes und in anderweitige moralische Impulse ein. Keine moralische Kraft ist stärker und bindender und keine befördert und hemmt mehr den Verkehr und regelt mehr die gesellschaftliche Bewegung als die mächtige, nur zu oft willkürlich gebietende Staatsgewalt. Die Staatsgewalten bestimmen und veranlassen oft ganz andere Ansiedelungen und Verkehrsbahnen, als sie in den natürlichen Oberflächenverhältnissen begründet sind, indem sie theils als Blinde und Unwissende auf diese keine Rücksicht nehmen, theils absichtlich anderer Zwecke wegen dieselben unberücksichtigt lassen. Es läßt sich diese, Verkehr hindernde oder fördernde oder doch ändernde Einwirkung der Staatsverbindung, wie alle Thätigkeiten derselben, als eine doppelte, eine äußere und eine innere, betrachten.

Mancher Staat ist so unvortheilhaft eingerichtet, hat so schlechte Gesetze, so ungerechte Gerichte, unterhält so unbrauchbare Landstraßen, gewährt so wenig Sicherheit gegen Räuber und Betrüger, daß sein ganzes Gebiet ganz den Einfluß auf den Verkehr ausübt wie ein Sumpf oder eine Wüste, oder überhaupt irgend eine unvortheilhafte, schwer zu passirende Bodenoberfläche. Dagegen hat ein anderer Staat so weise Gesetze, unterhält alle seine öffentlichen Anstalten in so vollkommenem Zustande, hat so gerechte Richter, so hülfreiche Bürger, so treffliche Landstraßen, so zweckmäßige Postanstalten, daß die Oberfläche, welche dieser Staat einnimmt, wie ein leicht zu befahrender See den Verkehr anzieht und fördert. Es werden sich, wenn zwei so verschiedene Staaten aneinanderstoßen, ähnliche Folgen nachweisen lassen wie bei dem Aneinanderstoßen des Festlandes und des Meeres, des wüsten und des Fruchtlandes u. s. w. Aber schon die bloße Abwechselung eines Staats mit einem andern ist von Einfluß. Wenn auch der eine Staat gut eingerichtet und sein Nachbar nicht minder gut organisirt ist, so ist der Verkehr, wenn er aus einem Staat in den andern übergehen will, doch schon dadurch, daß der Staat, in den er übertreten will, ein anderer ist, andere Gesetze, Sitten und Gewohnheiten hat als der, den er verläßt, eigenthümlichen Einflüssen unterworfen. Bei dem Übertreten in einen andern Staat muß der Verkehr Manches wechseln, sich andern Gesetzen und Gewohnheiten fügen. Überdies umgeben sich die Staaten mit Mauthen und Grenzwachen und lassen manchen Verkehr gar nicht in ihr Gebiet hinein, manchen aber nur unter besondern Beschränkungen und Bedingungen.

Aber nicht nur der Verkehr der Staaten untereinander, sondern auch der Verkehr der Theile eines und desselben Staats unter sich ist so vielen vom Staate ausgehenden leitenden moralischen Einflüssen unterworfen. Die Besiedelung eines Staats war noch nie und nirgend in dem Zustande, in welchem sie naturgemäß sein müßte.

Außer den von der Staatsgewalt ausgehenden Einwirkungen sind in jedem Staate und bei jedem Volke auch viele andere Einflüsse bemerkbar, die den Bewohnern durch eine nicht im Staate begründete Gewalt gegeben werden. Solche Einwirkungen sind aber immer weit weniger leicht zu verfolgen als die von der Staatsgewalt ausgehenden. Dahin gehören Sitten und Gewohn-

heiten, Erfindungen, gewisse Talente und Geschicklichkeiten, Neigungen und Abneigungen u. s. w. Aus Allem geht hervor, daß die natürlichen Einflüsse der Bodengestaltung durch die politischen und moralischen Einflüsse in ihrer Wirksamkeit sehr beschränkt und vielfach bedingt werden, daß sie aber doch zu stark sind, als daß die letztern sie ganz überwinden und bleibend verändern könnten, daß daher gewöhnlich die Besiedelung und die Verkehrsbewegung eines Landes als aus der Natur seiner Bodengestaltung hervorgegangen sich darstellt, an der vollkommenen Ausbildung aber immer etwas fehlen wird, was durch die unsichtbaren moralischen Einflüsse bestimmt wird.

Von dem Einfluß der Producte der drei Reiche der Natur, nämlich des Mineral-, Pflanzen- und Thierreichs, wird verhältnißmäßig nur kurz gehandelt. Die unorganischen Bestandtheile der Erdoberfläche sind dem Menschen von sehr verschiedenem Werth und dabei von der Natur in mehr oder minder großen Quantitäten und in verschiedenen Gruppen überall vertheilt. Die Gewinnung dieser Producte und die Herausschaffung derselben aus den Eingeweiden der Erde ist mehr oder minder umständlich und kostspielig und erfodert daher mehr oder weniger bedeutende Anstalten. Man kann die allgemeine Regel darüber aufstellen, daß, je kostbarer der zu gewinnende Stoff ist, je umständlicher die Art seiner Gewinnung sich darstellt, und je häufiger er an bestimmten Erdflächen concentrirt und gehäuft vorkommt, er desto bedeutendere Ansiedelungen veranlassen wird.

Des Jägers flüchtiges Wild ist weit zerstreut und wandelbar, bald hier, bald da, des Waidmanns Handwerk daher auch veränderlich und unstet. Die Pflege, Gewinnung und Benutzung der an den Boden gefesselten Pflanzen, sei es zum Zwecke der Thierfütterung oder zum Zwecke der Nahrung des Menschen, bringt den Menschen zum Stehen, zur Vergesellschaftung und Ansiedelung. Sehr viel Geschicklichkeit, mancherlei Künste und Erfindungen gehören dazu, um aus dem Mineralreiche Nützliches zu gewinnen. In dem Pflanzenreiche hat die Natur ihre Gaben schon vollkommen für die Zwecke des Menschen vortheilhaft zubereitet geboten. Die Hölzer lassen sich ohne weiteres zu den Bauten, die Blätter, manche Halmen und Fasern ohne viele Mühe zur Kleidung und viele Früchte zur Nahrung anwenden. Am leichtesten aber wird es, aus dem Thierreiche den erstrebten Nutzen zu ziehen. Die Thiere gedeihen zur größten Vollkommenheit in der Wildniß ohne alle menschliche Erziehung, die meisten und wichtigsten Pflanzen aber gewähren nur bei sorgfältiger Cultur ihre schönsten Gaben. Ebenso sind die Stoffe des Thierreichs mit der geringsten Zubereitung nutzbar zu machen. Wie der Mensch, so folgen auch die Thiere den Nahrung gebenden Pflanzen und Quellen. Die fruchtbaren Landstriche, die Flußthäler, die Bäche und Quellen werden daher auch ebenso die Sammelplätze der Thiere wie der Menschen sein und auch in dieser Hinsicht daher beide unter denselben Bedingungen und Einflüssen stehen.

Der Mensch ist aber das veränderlichste Wesen auf der Erde. Die politischen Gebäude, welche auf diesem veränderlichen Sinn der Menschen, als ihrem Grunde, ruhen, sind daher auch den größten Revolutionen und Umgestaltungen unterworfen. Es thürmt sich eine gewaltige Macht wie ein drohendes Gewitter auf, gestaltet sich und löst sich mit einer so reißenden Schnelligkeit auf, daß die Denker kaum Zeit haben, über ihre Entstehungsweise und ihr Wesen einig zu werden, während sie schon geboren, herangewachsen und auch wieder in Nacht verschwunden ist. Es werden Städte gebaut und wieder zerstört, Staatsverfassungen geschaffen und von andern verschlungen, die, mit Fremdem imprägnirt, wieder neue Geburten ans Tageslicht fördern, und so wogt und wallt der menschliche Geist, stets unerschöpflich und reich an neuen Gedanken, an unerhörten Geburten und Gestaltungen.

Die Natur dagegen, die früher auf Erden in ähnlichen Revolutionen und Umwandlungen gewirkt zu haben scheint, wie noch jetzt der Mensch, die ehemals auch die ganze Erdoberfläche in wilden Bewegungen und gewaltigen Strömungen durchfurchte, in ungeheuern Wehen ein wildes Titanengeschlecht gebar und von Pol zu Pol die Monumente ihres mächtigen Wirkens hinterließ, ist, seitdem der Mensch in ihr erschien und damit er in ihr erscheinen und bleiben konnte, zu einer geregeltern und gleichmäßigern Thätigkeit übergegangen. Die Festen stehen jetzt gegründet und wurzeln bleibend in der Tiefe, die Gewässer haben sich in großen und kleinen Becken gesammelt und kennen ihre Grenzen. Die chaotische Vermischung des Rigiden und Flüssigen kommt nur noch auf unbedeutenden Strecken vor. Die Berge, die sich gehoben haben, sind abgetrocknet und abgekühlt und stehen nun aus schwankenden Massen in feste Pyramiden und Säulen verwandelt da. Thäler sind überall eingegraben und schreiben den beweglichen Flußgöttern die Wege vor, welche sie nun beständig und unveränderlich wandeln. Die Winde haben ihre ihnen fast ebenso bestimmt vorgezeichneten Kanäle, in denen sie, wenn auch nicht mit so enger Beschränkung, doch fast mit derselben Regelmäßigkeit wie die Gewässer fließen.

Dennoch sind diese alten und festen Formen der Erdoberfläche, in welchen der menschliche Verkehr und der Strom der politischen Ereignisse mit unbändiger Gewalt hineinbraust, als achte er ihrer nicht und als wolle er sie zertrümmern, nicht so starr und unnachgiebig, daß sie nicht doch hier und da dem Verkehre weichen und sich ihm fügen sollten. Ebenfalls sind auch diese in ihren Grundzügen unveränderlichen Naturformen nicht so völlig beständig sich gleich, daß nicht einiger Wandel dann und wann bei ihnen eintreten sollte. Ganze Gebirge steigen zwar jetzt aus dem Schoose der Erde nicht mehr hervor. Große Risse und Spaltungen oder Einsenkungen der Erdrinde finden auch nirgend mehr statt, neue Flüsse und ganze Flußsysteme spinnen sich nirgend mehr an, Meere verschlingen nirgend mehr ganze Länder, große Inseln und Theile von Welttheilen. Ja kaum werden irgendwo noch bedeutende Isthmen durch-

brochen und neue Meereskanäle eröffnet. Im Kleinen aber finden allerdings alle diese Veränderungen und Umbildungen statt, haben in der historischen Zeit häufig stattgefunden und sind daher nicht ohne einigen Einfluß auf den menschlichen Verkehr geblieben. 16.

Unterhaltungsliteratur.

1. Briefe und Tagebuchblätter aus Frankreich, Irland und Italien, mit einem kleinen Anhang von Compositionen und Gedichten von Magdalene v. Dobeneck. Nürnberg, Raw. 1843. Gr. 12. 1 Thlr.

Wer Anfang, Mitte und Ende dieses Werks aufschlägt, möchte meinen, es sei von drei verschiedenen Autoren geschrieben, so verschieden sind Ton, Stimmung, Tendenz. Im Anfang (1831) sieht man ein anmuthiges weibliches Wesen mit einem Herzen voll Liebe für Vater und Freunde, mit Interesse für alles Schöne und Gute den Postwagen besteigen, die verschiedenen Eindrücke der Reise aufnehmen und auf heitere, geistige Weise besprechen, dann in Paris ankommen und als Erzieherin in das Haus einer englischen Familie treten. Sie übernimmt den neuen Beruf mit Liebe und Freude, und scheint dabei der Geselligkeit und verschiedenen andern Interessen nicht abgestorben. Die Musik liebt und treibt sie vor Allem. „Des Menschen Talent ist sein Beruf", sagt sie, und hat zur Ausbildung ihrer Stimme den berühmten Melchior Gomis, einen Spanier, als Lehrer angenommen. „Die Gesangschule von Gomis, die in Paris erschien, ist von großem Werth. Nach dem Ausspruch der ersten hier lebenden Meister könnte man aus ihr noch sechs andere herauscomponiren, so reich an Harmonien sind diese köstlichen Solfeggien. Freilich sind Gomis' Werke, so voll tiefer Wahrheit und echten Humors, nicht für die große Menge, und nur ein schöpferischer Künstler mag seine Räthsel lösen." Diesem Urtheil folgt die Schilderung von Gomis' Persönlichkeit. „Denk' dir ein bewegliches Männchen mit großen schwarzen und sprühenden Augen, mit dichterischer Stirn. Über den Schläfen sind zwei erhöhte Stellen sichtbar, wo nach Gall die Musik ihren Thron und Sitz hat. Der Mund hat einen eigenthümlichen Zug von Entschlossenheit und öffnet sich zu wunderlichen, aber geistreichen Reden. Noch denke ich jenes Abends, wo er nach beendigter Singstunde mir Mehres aus der Oper ‚Le revenant', damals noch Manuscript, vorspielte und sang. Plötzlich wird ihm das Zimmer zur Bühne, und ganz hingerissen von seiner Gedankenwelt fängt er an, ein Geisterchor in eigener Person aufzuführen. Als Gnome hüpft er auf und nieder wie ein Irrlicht. Die großen Augen funkeln, das braune Spaniergesicht mit krausen Haaren, die Wahrheit der Mimik, die leise, überirdische Stimme, kurz Alles fügt sich zu einem ergreifenden Gemälde. Auch im äußern Leben ist Gomis ein wahres Original. Er will nie anders als in einem engen, niedrigen Stübchen wohnen, wo er vom Bett aus Clavier, Schreibtisch und alle Gegenstände berühren kann. Das Zimmer, einer Kajüte ähnlich, muß von der Straße entlegen sein, zur Aussicht einen Garten oder eine hohe Mauer haben. Seine früheste Kindheit verlebte er in einem Collegium zu Madrid. Da war es sein größtes Vergnügen, wenn seine Kameraden schliefen, das weiche Bett zu verlassen und sich unter die Bettstelle zu legen. So war es ihm recht; hart und so niedrig, daß nur ein Zoll die Nase von der Decke trennte." Mit dem musikalischen Talent und den deutschen Tirolerliedern scheint die Verf. in Irland sehr viel Beifall einzuernten. Hier die Schilderung eines musikalischen Abends. „Malerisch sitzt eine Lady am Flügel und singt eine himmelschreiende Arie. Diese war aus der letzten Saison von einem der ersten Modecomponisten im Sechsachtel-Takt. Ein paar Noten hüpfen hinauf, ein paar hinab, der Baß hinkt hinterdrein, plötzlich eine sinnige Pause, das Licht erlöscht — Nacht, finstere Nacht, dann ein wüthender Accord, und Alles ist in einen wimmernden Triller aufgelöst, wie in Thränen zerflossen. Die Engländer bleiben, trotz der Liebe zur Musik, doch ihre Stiefkinder. Singt ein Gentleman oder eine Miß, so ist es meist solch ein Lied, das Steine erweichen und Menschen rasend machen kann. Nicht in den Salons, wol aber in den irischen, schottischen und englischen Hütten muß man Musik, d. h. Melodien suchen. Die hüpfende, tanzende Volksmelodie des Irländers, reducirt auf eine ernste, ruhige Begleitung, ist dennoch wehmüthigen Ausdrucks." Die geistreiche Erzieherin hat Interesse für Alles und schildert anmuthig, sodaß sie mit ihren unschuldigen Mädchenabenteuern in Irland, England und Paris die Aufmerksamkeit des Lesers angenehm beschäftigt. Für eine Gouvernante kam sie indeß Ref. zu lebens- und abenteuerlustig vor — doch gewiß liebenswürdig als Hausgenossin und Gast.

So der Eindruck der ersten Abtheilung. In der zweiten wird sie ernster, der Schiffbruch in Calais ist ein düsteres Bild, welches sie mit wenig Federzügen, doch sehr ergreifend auf das Papier zaubert. Auch die einzelnen Lebensbilder aus Paris, die sie gibt, sind allerliebst und voll Leben, sehr amusante Anekdoten werden angeführt und auf geistreiche Art commentirt. Die Verf. ist eine von den Frauen, welche alle Erscheinungen der Außenwelt nur symbolisch nehmen und daraus weiter schließen; es ist ihr Alles Hieroglyphe, die sie sich zu erklären bemüht. Dieser Hang ist in der ersten Hälfte des Buchs schon sichtbar, doch hält er sich in jenen Schranken, wo er noch für geistreich gilt, anzieht und erfreut. Die Bekanntschaft mit dem griechischen Erzbischof I— geht schon beinahe weiter. Die Verf. wechselt nun die Familie und tritt bei einer andern in Genf ein. Ein Reisegefährte auf der Diligence räth ihr den Thomas a Kempis an, und von nun an schlägt sie eine ganz religiöse Richtung ein, und ihre Betrachtungen, Reisebemerkungen, Reflexionen werden viel ernster. Manch schönes, trostreiches Wort fließt aus ihrer Feder, aber das Sehnen und Streben ihres Geistes hüllt sich immer mehr in einen frommen Nebel, in den Trauerschleier des Christenthums. Ihr Beruf scheint ihr schwerer zu werden. „Ich glaube, daß wir für die sich ewig wiederholenden Mühseligkeiten des Lebens ebenso viel Muth bedürfen, als für die Schmerzen des Todes", sagt sie einst. In Lausanne berichtet sie von einem Wunder. „Die kleine Carry, ihre Schülerin, wollte nicht buchstabiren lernen, und die Erzieherin verläßt das Lehrzimmer in der Absicht, Gott um Kraft und Geduld anzuflehen. Sie liest in der Bibel: ‚Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.'" Da gelobt sie sich, das Kind zu lieben, selbst wenn es unliebenswürdig sei — und siehe da! am andern Morgen kommt es ihr schon freundlich entgegen und ist umgewandelt. Das wird angeführt als ein Beweis der Macht des Gebets. Nachdem sie fünf Jahre als Erzieherin gewirkt, kehrt sie nach Hause zurück — ihre Gesundheit scheint gelitten zu haben —, physische Leiden steigern die religiöse Schwärmerei, und nach einer vierjährigen Pause erfahren wir, daß die Unglückliche dem Wahnsinn verfallen war. „Mein Leben", schreibt sie, „hörte auf, ein Leben zu sein. Denn allmälig hatte ich den kindlichen Glauben an das allein gültige Verdienst Christi verlassen, und eigene Heiligung mittels martervollen Gottesdienstes zu erringen gesucht. Fasten, Entbehrungen aller Art, sollten Flammen irdischer Begierden in mir verlöschen. Da folgte Verblendung auf Verblendung, bis der Berg gleißnerischer Werke zusammenstürzte, die stolze Seele zu begraben." Sie wird im J. 1839 in die Heilanstalt Winnenthal gebracht, nachdem sie neun Monate völlig geisteskrank war, und nun schildert sie ihre langsame Genesung unter freundlicher, geeigneter Behandlung. Die vermischten Gedanken zeugen von gesundem, in sich und in Gott kräftigem Geiste, die Poesien sind in ihrer frommen Färbung wohllautend, ganz geeignet, einen kleinen Kreis der Freunde und Verwandten der Dichterin zu erfreuen, und ihr selbst angenehme Stunden zu bereiten; die Compositionen sind anspruchslos und voll Harmonie; die erste Abtheilung des Buchs erheitert auf angenehme Weise, und ist zu diesem Behuf allen romanmüden

Lesern zu empfehlen; der zweite Theil ist in psychologischer Hinsicht interessant, und manche schmerzliche Reflexion beleuchtet das traurige Extrem, wohin die edelsten Gefühle, das schönste und heiligste Streben führen können, und wie sogar der Pfad der Religion, wenn man ihn nicht in wahrer Demuth wandelt, verderblich wird.

2. Eine neue Welt, von Robert Heller. Altenburg, Pierer. 1843. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die neue Welt ist uns jetzt schon längst zur alten geworden und wir sind in Amerika bekannt wie in unserm vertrauten Europa. Doch obgleich der Verf uns nichts Neues bringt, keine Überraschung bietet, obgleich er nur Das erzählt, was Cooper und andere schon unzählige Male und besser erzählt haben, so liest man doch mit Vergnügen seinen „Wanderer durch Michigan" und die „Erbin von Neuorleans", Novellen, welche diese beiden Theile ausfüllen. Sie sind lebhaft, spannend vorgetragen, die Charaktere lösen sich vom Papier, obgleich sie nur wenig ausgeführt sind, und nur Skizzen gleichen. Die blumenreiche Sprache der Indianer, die kräftige, bestimmte des Yankee, das Auftreten des Mohren, sind mit ziemlicher Wahrheit getroffen, und man sieht, daß der Verf. gute Meister gelesen hat. Das Verdienst dieser beiden Erzählungen besteht in der steten Bewegung, in dem beständigen Fortgang des Fadens, ohne daß Reflexionen ihn hemmen oder Schilderungen, Gefühle, Empfindungen und Gedanken ihn aufhalten. Der innere Mensch geht verloren unter der äußern Welt, die wie eine neue in allen ihren Details von Naturschönheit und Wildheit geschildert wird.

12.

Bibliographie.

Abälard und Heloisens Briefe. Nach dem Französischen poetisch bearbeitet. Herausgegeben von F. Weiß. Mit den Bildnissen Abälard und Heloisens. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp. Gr. 8. 2 Thlr.

Ahles, G. H., Predigt am Sylvesterabend des verhängnißvollen und denkwürdigen Jahres 1842. Mannheim, Löffler. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Mecklenburgisches Album. Rostock, Leopold. 1843. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Beck, J. T., Umriß der biblischen Seelenlehre. Ein Versuch. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Benseler, G. E., Geschichte Freibergs und seines Bergbaues. 1ste Lieferung. Freiberg, Engelhardt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Deecke, E., Das Catharineum zu Lübeck vor 1800. Eine Jubelschrift im Namen jener Anstalt verfasst. Lübeck, Rohden. 4. 10 Ngr.

Erdmann, J. E., Grundriss der Logik und Metaphysik. Für Vorlesungen. 2te verbesserte Auflage. Halle, Lippert. Gr. 8. 1 Thlr.

Flygare-Carlén, Emilie, Waldemar Klein. Novelle. Aus dem Schwedischen von G. Eichel. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Frölich, F., Theologische Sonette. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 16. 10 Ngr.

Gerhardt's, P., geistliche Lieder, getreu nach der bei seinen Lebzeiten erschienenen Ausgabe wieder abgedruckt. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 15 Ngr.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. 11ter Theil. 1ster Band. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3 Thlr.

Heller, L., Nikolaus Hunnius. Sein Leben und Wirken. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte des 17. Jahrhunderts, größtentheils nach handschriftlichen Quellen. Lübeck, Rohden. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kahlert, A., Die Kunstausstellungen Breslaus seit fünfundzwanzig Jahren. Ein Rückblick am Dürerfeste 1843. Breslau, Freund. 8. 5 Ngr.

Lossau, v., Napoleon, verglichen mit den von ihm als Ideale der Kriegführung bezeichneten Feldherren. — A. u. d. T.: Ideale der Kriegführung in einer Analyse der Thaten der grössten Feldherren. 4ter Band. Berlin, Schlesinger. Gr. 8. 25 Ngr.

Madonna, in Liedern, Legenden und Sagen gefeiert. Neue Marianische Blumenlese für Kirche, Schule und Haus, aus gedruckten und ungedruckten Quellen, und mit Beiträgen von mehr denn hundert Dichtern der Vorzeit und Gegenwart. Herausgegeben durch J. B. Rousseau. Mit einem Stahlstiche. Berlin, Simion. 8. 1 Thlr.

Mahner, Albert von Hochfelden oder Militair und Kirche. Roman. Grimma, Gebhardt. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Mandara's Wanderungen. Mannheim, Schwan und Götz. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Manuel, Don J., Der Graf Lucanor. Nach dem Altspanischen von J. Frhrn. v. Eichendorff. Neue Ausgabe, mit Zeichnungen von T. Hosemann. Berlin, Simion. 8. 22½ Ngr.

Moore's, T., Lalla Rukh. Eine orientalische Erzählung, aus dem Englischen übersetzt, nebst einem Anhang theils übersetzter, theils eigener Gedichte, von J. H. H. Menke. Bremen, Schünemann. Gr. 8. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Möser's, J., sämmtliche Werke. Neu geordnet und aus dem Nachlasse desselben gemehrt durch B. R. Abeken. 9ter Theil: Kleinere Schriften. Vermischtes: Aus Möser's früherer Periode, in Zeitschriften Erschienenes. Fragmente. Historisches über Klöster und Stifter. Berlin, Nicolai. Gr. 12. 25 Ngr.

Pischon, F. A., Leitfaden zur Geschichte der deutschen Literatur. 7te vermehrte Auflage. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 15 Ngr.

Rädiger, J., Lehrfreiheit und Widerlegung der kritischen Principien Bruno Bauer's. Zugleich eine Auseinandersetzung mit Dr. Gruppe. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 25 Ngr.

Ranke, L., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. 4ter und 5ter Band. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Ausgewählte Reden der Volksvertreter in der sächsischen zweiten Kammer 1843, in Hinsicht der beiden Fragen Gerichtsöffentlichkeit und Preßfreiheit. Herausgegeben von Held. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 8. 10 Ngr.

Reden, Freih. F. W. v., Die Eisenbahnen von Europa und Amerika. Statistisch-geschichtliche Darstellung ihrer Entstehung, ihres Verhältnisses zur Staatsgewalt, sowie ihrer Verwaltungs- und Betriebs-Einrichtungen. 1ste Abtheilung: Die Eisenbahnen Deutschlands. Berlin, Mittler. Lex.-8. 2 Thlr.

Robbertus-Jagetzow, Zur Erkenntniß unserer staatswirthschaftlichen Zustände. 1stes Heft: Fünf Theoreme. Neubrandenburg, Barnewitz. 1842 Gr. 8. 1 Thlr.

Saint-Hilaire, E. M. v., Populaire Geschichte Napoleon's und der großen Armee. Nach dem Französischen von F. Weiß. In vier Heften mit vier Stahlstichen. 1stes und 2tes Heft. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp. 8. 1 Thlr.

Über den Verein der protestantischen Freunde nach Wesen und Inhalt. Ein theologisches Votum. Darmstadt, Leske. Gr. 12. 5 Ngr.

Das staatsrechtliche Verhältniß der Standes- und Grundherren und die Lehnsverfassung im Großherzogthum Baden, dargestellt in einer Sammlung der hierüber erschienenen Gesetze und Verordnungen in chronologischer Folge. Von Vogel. Karlsruhe, Macklot. Lex.-8. 1 Thlr.

Wagner, F. L. W., Der Romanismus oder das Wesen und Treiben der Römlinge oder Ultramontanen. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 20 Ngr.

Wolf, C., Die Zeitrechnung in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Ein Versuch. Gotha, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 12½ Ngr.

Zingerle, P., Gedichte. Innsbruck, Rauch. Gr. 12. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 190. —— 9. Juli 1843.

Nationalsagen.

1. Volkssagen und Volkslieder aus Schwedens älterer und neuerer Zeit. Von Arv. Aug. Afzelius. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. H. Ungewitter. Mit Vorwort von Ludwig Tieck. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Kollmann. 1842. 8. Preis für drei Theile 3 Thlr. 15 Ngr.
2. Hundert und ein Sabbat. Oder Geschichten und Sagen des israelitischen Volks. Von Hermann Schiff. Erstes Buch. Leipzig, F. Fleischer. 1842. 8. 22½ Ngr.
3. Das Buch von Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit. Nach den Quellen bearbeitet nebst Anmerkungen und Erläuterungen von Abraham M. Tendlau. Stuttgart, Cast. 1842. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
4. Groß-Polens Nationalsagen, Märchen und Legenden und Localsagen des Großherzogthums Posen. Herausgegeben von San-Marte. Erstes Heft. Bromberg, Levit. 1842. 8. 10 Ngr.
5. Alemannische Volkssagen, Geschichten und Märchen. Gesammelt und neuerzählt von W. Binder. Stuttgart, Cast. 1842. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.
6. Märkische Sagen und Märchen nebst einem Anhange von Gebräuchen und Aberglauben, gesammelt und herausgegeben von Adelbert Kuhn. Berlin, Reimer. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Die Sage ist in Deutschland — und wo nicht, wo die Literatur sich mit der Zeitströmung fortbewegt — in ihr volles Recht, was ihr eine frühere Zeit verkümmerte, eingerückt. Mit einem heiligen Respecte faßt man sie an, um nichts vom Blütenstaub ihrer Flügel einzubüßen, und durch zu starkes Zugreifen ihren weichen Formen nicht eine andere Gestalt zu geben. Die historische Kritik ist über die Sage gekommen, wohl verstanden, nicht eine, welche sie auf ihre geschichtlichen Elemente zurückführt, sondern eine, welche die Sage, wie sie geschichtlich sich ausgebildet hat, feststellen und von aller willkürlichen Beimischung, von der Behandlung losmachen und reinigen will, welche nicht im Volksmunde ihren Grund hat, sondern in irgend einem andern fremden Element. Bei aller Achtung vor dieser Achtung für die Reinheit der Sage darf uns diese kritische Behandlungsart doch von einem gewissen Standpunkt aus bedenklich, ja als eine mörderische erscheinen. Präparirt man nicht, indem man die Sage historisch reparirt, schöne Leichen? Es fragt sich: war denn die Sage schon so ausgelebt, daß man zu dieser Einbalsamirung ein Recht hatte? Wir sind weit entfernt, das Verdienst der Gebrüder Grimm zu bestreiten, die mit unendlicher Mühe und Liebe die deutschen Sagen gesammelt und so viele derselben vor dem Verlorengehen gerettet haben. Die Nachwelt wird es ihnen noch mehr danken als wir in der Gegenwart. Aber diese Sagen, die in ihre Geschichtsbücher aufgenommen wurden, sind nun todt; sie können sich nicht weiter im Munde des Volks ausbilden. Geschähe es doch, vielleicht in Gegenden, wohin die Grimm'schen Bücher nicht dringen, und es würden schöne, sinnreiche oder sinnlose Märchen daraus, so könnten Kritiker nach hundert Jahren, die sie in der Ammenstube, am Spinnrocken erzählen hörten, dazu lächelnd den Kopf schütteln und sagen: Das ist nicht recht, so steht es nicht im Grimm. Was ist denn echt in der Sache? Wann ist der Zeitpunkt ihrer Blüte, wo man sie abschneiden und ins Herbarium legen muß, weil sie fertig ist, und ihre weitern Schößlinge unreifer Nachwuchs? Freilich die meisten Sagen gehören einer Vorzeit an, die todt ist, aber doch nicht alle. Lebt denn nicht die Sage vom Faust noch heute fort, setzt sie nicht Jahr aus Jahr ein neue Triebe an, von denen weder im Volksbuch noch in der Puppenkomödie etwas steht, und sie sind doch echt?

Tadle man immer den Witz und die Philosophie, wie sie willkürlich die Sage zugestutzt und das heitere Kind einer schönen Sinnlichkeit einseitig zu ihren Zwecken verarbeitet haben, tadle man Musäus, und auch die Romantiker, wie sie in ihrem Sinne die einfache Sage so kunstvoll und mit so duftigen, schweren Farben ausputzten, daß sie nicht mehr den Rückweg ins Volk zurückfand! Freilich, sie hatten den Respect nicht, den wir jetzt haben, aber unwillkürlich thaten sie mehr für ihre Verbreitung und Erhaltung als wir, die wir sie mit Glacéhandschuhen anfassen, und allenfalls mit einer Glasmaske vorm Gesicht, damit unser eigener Hauch die schönen Blüten nicht berühre. Wie auch Musäus für den Geschmack des 19. Jahrhunderts die alte einfache Sage ausbildete, ein Geschmack, der nicht mehr der unsere ist, dennoch schaffte er Leben; die alte einfache Sage ging darum nicht unter, weil sie ein neues, modernes Kleid angezogen hatte, welches auf ihren Leib nicht paßte. Das erregte aber um so mehr die Aufmerksamkeit; man sah die schönen ursprünglichen Formen heraus, und gerade die ungeschickte oder unpassende Behandlung der Sage war es, welche die historische, respectvolle Betrachtung hervorrief. Die Sage gehört der schaffenden Poesie an, ebenso der in den Spinnstuben als der

wie z. B. „Der Sklav und die Sklavin", in dem neuen Gewande erscheinen. Andere, wie z. B. „Der Kampen", ein Geistermärchen, das uns in seinen dunkeln Tinten weit eher nach dem Norden als nach dem Orient zu gehören scheint, verliert durch die Breite, zu welcher das Romanzenmaß Anlaß gab. Als Märchen erzählt, könnte es von beiweitem größern Eindruck sein. Wie zart und bedeutungsvoll ist die in Prosa erzählte Sage vom abtrünnigen Acher und seinem Schüler Rabbi Meir, wie denn überhaupt die Sammlung reich an interessanten deutungsvollen Sagen ist, und weitere Verbreitung verdient.

(Der Beschluß folgt.)

Zu der Beurtheilung über Bülow-Cummerow's „Preußen, seine Verfassung ꝛc.", in Nr. 152—156 dieser Blätter.

In Nr. 154 d. Bl. heißt es: „Noch an einem andern Beispiele wollen wir zeigen, wie ganz unvermerkt, ja zuweilen absichtswidrig, die Bureaukratie ihre Ansichten und Plane der Regierung unterzuschieben und dieselbe dazu zu bereden, ihr damit aber die Macht aus der Hand zu winden und ihrer entschiedensten Absicht entgegenzuwirken weiß. Es beweist dies der neue Entwurf des Strafgesetzbuches, den man sich dadurch ungemein leicht gemacht hat, daß es einmal vermieden worden ist, auf irgend eine Begriffsbestimmung der Verbrechen einzugehen, und zweitens, daß dem richterlichen Ermessen ein ungeheurer Spielraum in der Wahl der unbestimmten Strafen eingeräumt worden ist. Beides kann nur den Erfolg haben, die richterliche Subjectivität auf den Richterstühlen auszudehnen und die Objectivität davon zu verdrängen, oder, mit andern Worten, den Verruf der ständigen Gerichte zu vermehren und die Sehnsucht nach Geschworenengerichten zu befördern, ganz sicher gegen die Absicht der Regierung." Wir lassen die Triftigkeit dieses Satzes unerörtert; wenn aber in derselben Beurtheilung weiterhin gesagt wird, es habe keine einzige der sämmtlichen Provinzialständeversammlungen diesen Mangel des Strafgesetzentwurfes aufgefaßt und gerügt, so sei uns dagegen die Berichtigung erlaubt, daß dieser Mangel von den brandenburgischen Ständen erkannt worden ist und daß dieselben vorzüglich deshalb gegen die sofortige Einführung des neuen Strafgesetzes protestirt haben.*) Der Entwurf ist, auf den Wunsch mehrer Landtagsversammlungen, der Öffentlichkeit übergeben worden; einen wesentlichen Nutzen hätte es gehabt, wenn die hierüber abgegebenen ständischen Gutachten in geordneter Zusammenstellung mit dem Entwurf abgedruckt worden wären**); durch eine Menge Zeitungsblätter zerstreut, die man heute liest und morgen vergißt, gehen dem größern Publicum die grostentheils gehaltvollen Äußerungen der Landtage über das Strafgesetzbuch verloren. Zum Beweise, wie leicht dergleichen Zeitungsartikel selbst von aufmerksamen Beobachtern übersehen werden, dient der Fall, welcher uns zu den gegenwärtigen Zeilen veranlaßt. Da in der ebenerwähnten ablehnenden Erklärung der brandenburgischen Provinzialstände ein für die Beurtheilung des neuen Strafgesetzbuches sehr wichtiger Gesichtspunkt aufgestellt ist, so mag es nicht überflüssig erscheinen, den Hauptinhalt der betreffenden Verhandlung hier wieder zu geben.

Die brandenburgische Ständeversammlung erkannte das Bedürfniß einer umfassenden Umgestaltung des Criminalrechts an; „es wurde aber hieran die Frage geknüpft, ob der gegenwärtige Zeitpunkt der geeignete zur Publication des Gesetzes sei, ob namentlich diejenigen anderweit geltenden Gesetze, welche die Handhabung des neuen Strafrechts bestimmen müßten, sich in der Lage befänden, daß das neue Gesetz auf zweckmäßige und organische Weise nun auch ohne weiteres ins Leben treten könne. Dies ward von mehren Seiten entschieden verneint. Es ward darauf hingewiesen, wie man sich bei Begutachtung des ganzen Entwurfs überzeugt habe, daß darin ein wesentlich anderes Princip als in dem bisher gültigen Landrecht vorwalte; während letzteres dahin strebe, möglichst genau zu definiren, Verbrechen und Strafen zu specialisiren und dem Richter sowie dem Verbrecher genau die Strafe zu bezeichnen, welche eine bestimmte unerlaubte Handlung zur Folge haben müsse, verfolge der Entwurf eine entgegengesetzte Richtung, vermeide geflissentlich Definitionen, gehe auf Specialfälle überhaupt nicht ein, sondern suche so viel als möglich durch allgemeine Normen den Richter bei Zumessung der Strafe zu leiten, wovon denn die nothwendige Folge sei, daß dem richterlichen Ermessen überall ein sehr weiter Spielraum habe gewährt werden müssen; es möge zugegeben werden, daß das landrechtliche System die Gründe seiner Unzulänglichkeit in sich trage, daß es zu einer doch nicht überall ausreichenden Casuistik führe, daß das Princip des Entwurfes dem Fortschritte der Strafrechtswissenschaft entspreche; allein andererseits könne doch nicht in Abrede gestellt werden, daß in denjenigen speciellen Fällen, für welche das Landrecht bestimmte Vorschriften enthalte, Garantien für die richtige Anwendung des Gesetzes enthalten seien, deren man bei weniger distincten Strafvorschriften entbehre. Bevor man aber so wichtige Garantien aufgebe, müsse man sich fragen, wo man dafür Ersatz finde, und einen solchen könne man in dem Ermessen des Richters, welches an die Stelle jener bestimmten Gesetzvorschriften treten solle, nicht erkennen. Es solle damit dem mit Recht hochgeachteten und durch wissenschaftliche Bildung sowie durch gereiftes Urtheil und Integrität ausgezeichneten preußischen Richterstande durchaus kein Vorwurf gemacht werden; allein es sei zu bezweifeln, daß diesem Stande, selbst in seiner gegenwärtigen Organisation, mit einer so weit ausgedehnten Befugniß werde gedient sein, wobei beispielsweise des einzeln stehenden Richters, der in vielen Fällen Inquirent und Urtelsfasser in einer Person ist, gedacht wurde. Es sei jedoch auch der Fall denkbar, daß die gegenwärtigen Verhältnisse sich änderten und Umstände einträten, welche es wirklich bedenklich machten, einer einzelnen Classe von Beamten eine so sehr in ihr Gutdünken gestellte Strafgewalt anzuvertrauen, und bevor man nicht Sicherungsmittel, solchen Möglichkeiten zu begegnen, vollkommen vorbereitet und geprüft habe, könne man eine so völlige Umgestaltung des dermaligen Rechtszustandes überhaupt nicht für räthlich halten." 28.

*) Auch der preußische und schlesische Landtag haben Bedenken getragen, für die Einführung des neuen Criminalgesetzbuches zu stimmen, so lang nicht eine neue Criminalordnung zur Berathung vorgelegt worden ist.

**) Wie dies auch von dem preußischen Landtage erbeten worden war.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 191. —— 10. Juli 1843.

Nationalsagen.

(Beschluß aus Nr. 190.)

Nr. 4. Der Name des bewährten Herausgebers dieser „Großpolnischen Nationalsagen" spricht für den Werth des Gegebenen. Wirklich thut der Name noth, um nicht vom äußern Kleide abgeschreckt zu werden. Schrift und Druckerschwärze kündigen zwar ein Volksbuch an, aber eins für den Markt, nicht für die Hände der Gebildeten und der feinern Welt. Möchte sich aber Niemand von diesem Kleide zurückschrecken lassen, denn Inhalt und Form sind eine gleich-treffliche Gabe. Welche Phantasie, welche reiche Gestaltungskraft herrscht in den polnisch-böhmisch-serbischen Sagen, und wie großartig episch entwickeln sich die der beiden erstern slawischen Stämme! Die deutsche — historische — Sagenwelt kann fast mit Neid auf diese eigenthümliche Ausbildung der polnischen und böhmischen geschichtlichen Mythen blicken. Liegt nicht in der Reihenfolge dieser mythischen Dynastien, in diesem Wechsel zwischen Königthum und Republik, in dieser Frauenherrschaft, die dann und wann so furchtbar gewaltig und glänzend aus dem barbarischen Leben heraustritt, in der wüthenden Verfolgungssucht gegen Einzelne und Geschlechter, die dann und wann das Volk ergreift, ein prophetischer Spiegel der folgenden polnischen Geschichte? Wem diese Sagen auch ihre Entstehung verdanken, dem Volksmunde, oder dichterischen Märchen, sie sind großartige, poetische Gebilde, wahrhaft charakteristisch für die Nationalität und die Zeit, in der sie entstanden. Polens Ruhm und Glück liegt in der Vorzeit, dort auch seine Poesie und Wissenschaft. Dort war bei allen wild gährenden Leidenschaften auch eine große Gestaltungskraft, die mehr und mehr in dem fortgesetzten Gährungskampfe so vieler Berechtigten, von denen keiner etwas von seinem Rechte aufgeben wollte, verschwand. So zersplitterte ein glänzender Anfang. Wo hat ein neueres Volk eine so glänzende Sage, als sie von ihrer königlichen Herrscherin Wanda die Polen besitzen? Was bedeutet unser Provinzial-Mäusethurm am Rhein gegen den Mäusethurm König Pziel's am Goplosee und den tragischen Untergang seines ganzen Geschlechts! Alle unsere Sagengeschichten sind partielle, auch die Nibelungensagen, auch die von dem Kampf der fruchtbaren Frauen; selbst die Geisel Gottes, Attila, wird in unserer Sage zu einem Partialkönige, wie andere Könige, und die Burgunder ziehen zu ihm zum Besuche, um ihren Untergang zu finden, während der historische Attila die Welt überzog, den Untergang überall hintragend. Die polnische historische Sage ist ein vollgeschwellter Strom, zu dem die Bäche aus allen slawischen Stämmen ihr Wasser trugen, er rauscht herrlich daher; aber er fand nicht den Weg zum Meere und versikerte in Sümpfen und Brüchen. Hier machte sich für den Herausgeber die Aufgabe von selbst, die Mythe in historischer Reihenfolge zu geben; aber er vermied die wissenschaftlich belehrende Färbung. Man kann die Sagen einzeln herausgreifen und sie werden ihre Wirkung nicht verlieren. Seine Anmerkungen zum Schluß sind ebenso belehrend als kurz und eindringend. Als charakteristisch bemerkt er, daß, je älter die Zeugen für eine Sage sind, welche sie uns am vollständigsten überliefert haben, desto weniger weit sie die Sage in die Vorzeit zurückführen. Es sind Zeugen von sehr hohem Alter, von 1112 und 1200, und die von etwa 1250 gehören schon zu den jüngern. Sie aber führen Sagen, von denen jene berichten, daß sie ihnen noch aus dem Munde alter Leute erzählt worden, bis auf den frühesten Anfang der Geschichte, ja bis zur Sündflut zurück! Das erste Heft schließt mit der Einführung des Christenthums und Boleslav Chrobri. Den herrlichen lateinischen Klagesang des Martinus Gallus auf den Tod dieses Königs theilt uns der Verf. zum Schlusse mit:

> Omnis aetas, omnis sexus, omnis ordo currite!
> Bolezlavi regis funus condolentes cernite,
> Atque mortem tanti viri simul mecum plangite!
>
> Eheu, Eheu Bolezlavo! ubi tua gloria!
> Ubi virtus? ubi decus? ubi rerum copia?
> Satis restat ad plorandum; Vae mihi Polonia! etc.

Nr. 5. Auf diese „Alemannischen Volkssagen" trifft das nicht, was wir im Allgemeinen über die kritisch-historischen Auffassungen der Sage äußerten. Es sind Geschichten, mehr oder minder interessante, welche, wie sie da sind, der Erzählungslust oder Gabe des Herausgebers ihr Dasein verdanken. Dem Vorwort nach konnte man Anderes erwarten, denn der Verf. läßt sich darin weitläufig über die Bedeutung der Sage aus, und polemisirt nicht mit Unrecht gegen Auffassungen, die allen

Duft und alle Ursprünglichkeit des gegebenen Stoffes verwischen. Wenn er aber Musäus und Benedicte Naubert als diejenigen Schriftsteller hervorhebt, welche die Behandlung der Sage am besten verstanden, so hat das wol nur Gültigkeit im Vergleich zu den mit Recht gerügten Behandlungen des, seiner Zeit auch berühmten, Veit Weber. Er hat gewiß recht, daß man die Sage nicht zur moralischen Abhandlung machen soll, und daß man am besten thue, die deutsche Sage getrost so wieder zu geben, wie die Chronik sie uns überliefert, oder wie sie im Munde des Volks lebt, ohne viele Zuthat, welche ihren Werth nie erhöhen, nur herabsetzen kann; wohlverstanden wenn man in sich selbst nicht den Geist fühlt, unus pro multis, als Organ des Volks, die Sage durch neue Auffassung um- und fortzubilden. Mit bloßen Zusätzen ist es nicht gethan. Die hier mitgetheilten „Alemannischen Volkssagen" gehören aber zu der Classe von Sagen, von denen er selbst sagt, daß, weil sich nicht schon eine abgerundete Erzählung vorfinde, sondern sich nur ein Grundgedanke in der Überlieferung erhalten habe, dem Bearbeiter freier Spielraum gelassen sei. Dieser Spielraum ist nun hier ein sehr weiter, denn der Grundgedanke ist meist eine dünne Notiz, die in vielen Fällen kaum die Gestalt der Sage angenommen hat, oder zu den Sagen gehört, welche sich in allen Ländern wiederfinden und nichts zum Stempel des alemannischen Landstrichs beitragen. Daß auch unter den Frauen der Kreuzfahrer Penelopen waren, daß die heimkehrenden Ritter durch mancherlei Spuk geneckt wurden wie Odysseus, daß Wichtel, kleine Leute, Nebelmänner sich ihnen in den Weg stellten, daß ein Kaiser, auch ein Maximilian, mit einer hübschen Schweizerin eine Liebschaft und sie ein Kind von ihm hatte, daß ein Mörder, als er nach langen Jahren, mit der Sense ins Gras mähend, auf den Schädel des von ihm Ermordeten trifft, vom Gewissen gerührt wird und sich freiwillig angibt: alles Das sind Züge, die überall wiederkehren, und ohne neue Zu- und Durcherfindung eben nichts sind als Studien. Inwiefern es dem Verf. gelungen, aus diesen Studien ganze Bilder zu entwerfen, welche das Auge fesseln, überlassen wir der Entscheidung der Leser, da die Beurtheilung des novellistischen Theils nicht in diese unsere Anzeige über Volksmärchen gehört. Er malt, beiläufig gesagt, seine alemannischen Gegenden, besonders die Ufer des Bodensees, mit besonderer Vorliebe und Anschaulichkeit. Die Studienbilder aus der Zeit Maximilian's in der ersten Sage vergegenwärtigen uns dieselbe recht lebhaft.

Nr. 6. Die „Märkischen Sagen und Märchen" von Adelbert Kuhn gehören in die oben erwähnte Rubrik. Es sind mit Fleiß gesammelte und mit gewissenhafter Treue dem Volksmunde und der Chronik nacherzählte Geschichten, wenn man das Geschichten nennen kann, wo oft nicht mehr Substanz da ist als irgend eine Erinnerung, ein Dictum, das von Mund zu Mund geht: an diesem Orte wurde Einer erschlagen; das Zeichen erinnert an die und jene That; die Erde hier ist roth, weil ehedem in einer Schlacht so viel Blut geflossen ist u. s. w. Aber das lateinische Dictum heißt ja zu Deutsch nur Gesagtes — was ist die Sage anders! Wir sind zweifelhaft, ob ein Sammler von Sagen, welcher ein bestimmtes Land, ein bestimmtes Volk sich zur Aufgabe stellte, recht handelt, wenn er sich nicht darauf beschränkt, Das wieder zu erzählen, was die Leute noch wissen und sich wieder erzählen, sondern auch aus alten Geschichtsbüchern, Chroniken u. s. w. Sagen aufnimmt, die einst an dem Orte gelebt haben. Die Sage ist etwas Lebendiges; was also schon im Volksmunde gänzlich ausgestorben ist und nun noch in Büchern sich findet, gehört vielleicht nicht hierher. Doch sei das nicht als unbedingt gültiger Satz aufgestellt. Wo ist die Grenze? Wo stirbt die Sage? Wo lebt sie noch? Auch sie hat ihre Geschichte und die Todten leben in ihr. Aber aus den Chroniken und Reisebeschreibungen der Vorzeit Alles und Jedes aufzunehmen, was dort gelegentlich von einem Orte erwähnt ist, wie: in dem Thurme geht ein Kobold um, unter dem Hause soll ein Schatz vergraben liegen, auf der Treppe schlug ein Vater seinen Sohn todt — Züge und Erinnerungen, welche so häufig in den ältern Büchern vorkommen, da die Geschwätzigkeit unserer Vorfahren darin eben solche leichtgläubige Zuhörer fand —; wir sagen, ein Sammler von Sagen eines bestimmten Volks sollte beim Excerpiren solcher Notizen, die keinen andern Beleg für sich haben als den todten Buchstaben aus einer unkritischen Zeit, mit einiger Vorsicht zu Werke gehen, insofern es ihm nicht allein darum zu thun ist, Curiositäten zu sammeln, sondern Züge, welche die Eigenthümlichkeit eines Volks und seines Glaubens charakterisiren. Reisende jener Zeit nahmen aus einem Orte in den andern hinüber, was sie im Geschwätz der Herbergen gehört, und wandten keine Kritik an, um zu prüfen, ob das am Ort Erzählte auch da geboren war, oder überhaupt nur dahin gehörte. Freilich werden viele, wo nicht die meisten, Sagen auf diese Art, Saat vom Winde geweht, aus Himmelsstrich in Himmelsstrich verpflanzt sein und ihre fremde Abkunft ist nicht zu verleugnen; es kommt aber darauf an, ob der Samen in dem Boden, wohin er geweht ist, Wurzel schlug, ob die fremde Staude im fremden Boden angewachsen ist.

Wir bekennen, beim ersten flüchtigen Blättern in diesen „Märkischen Sagen" ebenso durch die Quantität erstaunt als von der anscheinenden Qualität nicht zum genauern Durchlesen angezogen zu sein. Vor der Zeit der Chausseen und Eisenbahnen lagen in den Marken zersplitterte Felsblöcke und Steine in reicher Anzahl weit umher zerstreut, und an jeden dieser Steine, wenn er von einigermaßen beträchtlicher Größe war, wird die Specialsage irgendwo den Namen des Teufels oder des Riesen geknüpft haben. Ein Riese schleuderte ihn, ein Teufel ließ ihn fallen, einem Hünenmädchen riß die Schürze und ein Klumpen Erde oder Steine fiel heraus, und davon der Hügel, der Berg, der Stein! Solche Sagen sind über die ganze deutsche, europäische Erde, vielleicht über die ganze Welt verbreitet. Der Teufel hat überall Mauern gebaut, und in Deutschland ist er immer

ein dummer Teufel gewesen, der sich prellen ließ. Diese grotesken Sagen scheiden eigentlich aus dem Gebiete der feinern sinnigen und sinnlichen Sage aus, welche von der eigenthümlichen Geisteskraft eines Volks Zeugniß ablegen sollte. Nicht minder die, auch über die europäische Welt verbreiteten, welche nur dem unschmackhaften Wortwitz gelehrter Mönche ihre Entstehung verdanken. Der Thurmwart in Liegnitz rief dem Herolde zu, als dieser Botschaft von dem Tode des Herzogs auf der Wahlstadt überbrachte: „Lüg nit, unser Herr lebt noch", davon heißt die Stadt Liegnitz. Solche willkürliche, mit nichts im Volke zusammenhängende Erklärungen der Orts- und Geschlechtsnamen haben mit der uralten und der fortlebenden Sage wenig gemein; aber wie wir aus der Kuhn'schen Sammlung ersehen, sind sie auch in den Marken vielfach im Gange gewesen.

Aber je weiter wir in das Buch hineinlasen, um so mehr gewannen wir eine andere Anschauung. Der Verf. hat es vielleicht nur darin versehen, daß er in zu großer Pflichttreue Alles aufnahm, was als Sage, gebunden an eine Örtlichkeit, erscheint, und darin, wenn man den localen Maßstab anlegt, etwas Vollkommenes geleistet; während, bei Anlegung des ästhetischen Maßstabes, Vieles als unbedeutend und noch Mehres als Wiederholung hätte fortbleiben können. Aber diese Fülle hindert nicht, daß wir das Bedeutende und Neue doch würdigen; ja wir sind erstaunt, welcher Reichthum von Sagen auf dem dürren Sandboden der Mark zu Hause ist. Sie haben sich selten poetisch gestaltet; ihre körnige Kraft verräth aber, daß sie recht eigen im Volke zu Hause sind. Nicht alle eigen Gewächs, aber märkisch verarbeitet werden sie wieder zum eigenen. Da spukt der wilde Jäger, der aus dem Harz herüberkommt, auch in einer andern Incarnation als Helljäger, die weiße Frau zeigt sich an vielen Orten, die erschlagenen Wendenkönige gehen um, und selbst Doctor Faust zeigt sich in eigenthümlicher Gestalt, er spielt in Ruppin Deutsch-Solo, und betrügt natürlich die Bauern, wie er die leipziger Studenten betrog. Das liebliche zarte Märchen von der Jungfer Lorenz, was jetzt durch die Kunst zu höherm Leben gediehen ist, lebt noch in Tangermünde. Versunkene Städte in Fülle; aus den unergründlichen Seen, darin sie liegen, tönen noch die Glocken der Kirchthürme herauf. Menschen in Steine verwandelt, Fußtapfen darin, durch Angst und Meineid bewirkt, verwünschte Prinzessinnen; die Provinzialphantasie bevölkert auch den Mond mit solchen Personen, welche sie gern dahin versetzt haben will. Und wer sollte es denken, in der Mark liegt ein Dorf, welches der Mittelpunkt der Welt ist! Noch findet sich da ein Stück der Kette, mit welcher es ausgemessen wurde! Der Same des Farrnkrauts, in der Johannisnacht gesammelt, macht bekanntlich unsichtbar; daß man aber ohne Wissen und Willen unsichtbar werden kann, lehrt uns hier, so viel uns bekannt zum ersten Mal, eine sehr komische Sage. Ein Landmann ward plötzlich auf dem Wege mitten unter Denen, die mit ihm gingen, unsichtbar. Sie hörten ihn, aber sie sahen ihn nicht mehr. Alle und der Mann selbst waren in Verzweiflung, denn der Zustand dauerte fort, bis sie in die Schenke kamen. Hier merkte ein pfiffiger Wirth die Sache. Er hieß dem Bauer die Schuhe ausziehen, und der ward sofort sichtbar. Nun zog der Wirth die Schuhe an, und sofort verschwand er. Nämlich der Bauer hatte am Wege blühendes Farrnkraut zertreten und der Samen war an den Schuhsohlen hängen geblieben. Der Wirth vertauschte klüglich die Schuhe, und machte sich von nun an unsichtbar, so oft er wollte.

Auch der Glaube an Vampyre findet sich in der Altmark. Sie heißen Nachzehrer. Einem Todesfall in der Familie folgen bald mehre. Das kommt daher, weil man dem ersten Todten keinen Zehrpfennig in den Mund gegeben, oder aus dem Hemde nicht seinen Namen geschnitten hat. Als in einer Familie viele Leute nacheinander starben, entschloß man sich, den, welcher zuerst gestorben, und offenbar der Nachzehrer war, auszugraben. Da fand man, daß er bereits alle seine Kleider aufgezehrt hatte. Es gibt aber kein anderes Mittel gegen die Nachzehrer, als ihnen das Genick abzuschneiden. (In Serbien stößt man den Cadavern einen Pfahl durch die Brust.) Als man die Operation mit einem Spaten vornahm, quiekte der Nachzehrer noch ordentlich wie ein kleines Ferkel.

Muthige Leute sind die Märker, zumal dem Teufel gegenüber. Der Schulze zu Dennefeld im Drämmling, in der Altmark, ward vom Teufel geplagt. Statt aber die Geistlichen und Exorcisten zu Hülfe zu rufen, prügelte er den Teufel so tüchtig durch, daß dieser aus dem Hause lief, und sich verschwor, sich niemals wieder darin sehen zu lassen. Ja er blieb sogar aus dem ganzen Dorfe fort. Geprellt wird der Teufel gleichfalls, daß es eine Lust ist, seine Gutmüthigkeit und sein Ungeschick mit anzusehen. Eine adelige Familie im Havellande, die Bredows, hatten das besondere Schicksal, vielfach mit ihm in Collision zu kommen; sie zogen sich aber noch immer ziemlich mit Glück aus den verdrießlichsten Verlegenheiten, Sagen, die auch in der Gegend selbst noch mit Vergnügen erzählt werden; sie sind auch an bestimmte Örtlichkeiten geknüpft, etwas, das in der Mark selten ist. Auch der Marschall Luxemburg aus dem alten Volksbuche erscheint als General Luxemburg im Brandenburgischen. Auch er, der zornige Mann, prügelt und knechtet seinen Teufel, dem er seine Seele verschrieben, dermaßen, daß dem armen Teufel angst und bange wird, und er gern den Kauf rückgängig machte. Aber der General will nichts davon wissen; er zwingt ihn, seine Seele zu behalten und ihm weiter zu dienen, bis der Contract um ist.

Die mit den Sagen unter dem Titel „Märchen" gegebenen Geschichten gehören wol nicht allein der märkischen Phantasie. Weit interessanter und gewichtiger sind die angehängten Gebräuche und Aberglauben, welche uns sittliche Zustände kennen lehren, die, dem höchsten Alterthum entspringend, so alltäglich unter unsern Augen vorgehen, daß wir sie erst beachten, wenn ein Mann der Wissenschaft uns darauf verweist. In der Vorrede sucht der Verf. für mehre dieser Gebräuche ihre Abstam-

mung aus dem wendischen Heidenthum darzuthun. Das Werk ist ebenso neu als verdienstlich. Möchte es zur rechten Zeit erschienensein und die allgemeine Aufmerksamkeit rege finden

W. Alexis.

Beiträge zur Beurtheilung der neuesten Literatur. Von A. Boden. Mainz, Faber. 1843. 8. 22½ Ngr.

So wenig sonst Dedicationen eine nähere Andeutung über den Standpunkt einer Schrift zu enthalten pflegen, so fiel doch dem Ref. eine Stelle in der Widmung der vorliegenden Schrift auf, die er aus dem angegebenen Grunde hier wörtlich mittheilt:

„Haben diese (Beiträge) ein Verdienst, so besteht es eigentlich darin, daß mein Talent klein genug ist, um mich im Mittelmäßigen und Schlechten, welches jetzt so viel gilt, vielleicht auszeichnen zu können, und daß ich nichtsbestoweniger Aufopferungen nicht gescheut habe, um, von keiner Seite ermuntert, in einen Zweig der Literatur, welcher in Roheit ausgeartet und zum niedrigsten Gewerbe herabgesunken ist, Ehre und Wahrheit bringen zu helfen. Zwar ist Das, was ich in dieser Hinsicht hiermit thue, von geringem Belange, aber würde Derjenige, welcher eine bessere Kritik in der Literatur geübt wissen und nicht mit all dem Schlechten ein Bündniß machen will, wodurch auch hier das Bessere schwer und fast unmöglich gemacht wird, würde, sage ich, ein solcher nicht durch das vereinigte Treiben von Verlegern und Schriftstellern wie ein Verworfener fast gewaltsam von der Literatur ausgeschlossen, so würde ich seit 1837 (wo sich, nach Mühe und Irrthum, meine jetzigen Ansichten und Überzeugungen zu gründlicher Entschiedenheit und Klarheit in mir gebildet hatten und ich sie anzuwenden wünschte) allein in Bezug auf Kritik wol das Vier- bis Fünffache des hier Vorliegenden geleistet haben."

Die Vorrede enthält noch mehr derartige Andeutungen; wir wollen aber gleich auf den Kern des Buches eingehen, so viel Stoff für Reflexionen in ihnen immer liegen mag. Dieser Kern besteht in kritischen Betrachtungen über Laube, Gutzkow und Mundt, zu denen als Parallele die G. Sand gezogen wird. Zuerst Laube's „Reisenovellen", und zwar blos der erste Band; dann „Das Glück", „Die Schauspielerin" und „Die Maske" (in den „Dioskuren"). Nun kommen verschiedene Romane der G. Sand, dann Gutzkow's „Wally", Mundt's „Kunst der deutschen Prosa", Gutzkow's „Seraphine". Das Urtheil über diese alle ist ein ungünstiges, mit alleiniger Ausnahme des letzten Romans, und gerade hinsichtlich dieses Urtheils hat der Verf. Sorge: er fürchtet, man könne Anstoß daran nehmen, daß er nicht nur die Schrift von ihrer günstigsten Seite aufgefaßt und vorgelegt, sondern auch ihrem Verf. das Wort geredet habe, und gibt zu bedenken, daß dieser Artikel sogleich oder bald nach Erscheinen der „Seraphine" geschrieben wurde und damals gedruckt werden sollte. Sehen wir von diesem abweichenden Artikel ab, so ist, wie gesagt, Hrn. Boden's Kritik durchaus eine negirende. Er hat gewisse ästhetische Grundsätze bei sich festgestellt und von dieser Basis aus bekämpft er, was ihnen entgegensteht, ohne genügend zu würdigen, was gar nicht in den Bereich seines Angriffs fallen kann: mit einem Worte, er ist einseitig, ohne jedoch dabei ungründlich zu sein. Zu was sollen Expositionen jetzt führen, wie die, welche S. 33 mit den Worten beginnt: „Der Richtung, welcher wir in Dem, was wir das Junge Deutschland nennen, begegnen, fehlt alle Poesie und bei aller Eitelkeit jedes stolze und edlere Selbstgefühl u. s. w." In dieser Hinsicht steht die Kritik Hrn. Boden's völlig außer der Gegenwart; die literarische Geltung der Periode, von welcher sie handelt, ist längst umsichtiger und nach ihren verschiedenen Beziehungen genügender gewürdigt. Wir müssen seine Kritik als eine verlorene Waise bezeichnen, die in den kritischen Wäldern der Gegenwart noch einsam umherwandelt. Diesem Hauptwerke des Büchleins gehen zwei höchst unbedeutende Recensionen von Goethe's „Briefwechsel mit einem Kinde" und Eckermann's „Gesprächen" auf 13 Seiten voraus, und folgen, nächst einer Antikritik gegen eine Kritik einer Schrift des Verf. in Gersdorf's „Repertorium", einige Recensionen über Judenemancipationsschriften nach, aus denen auch Ref. nichts Eigenthümliches herausfinden konnte. Das Beste an dem Buche ist, wenn wir recht mild urtheilen wollen, noch die vom Verf. selbst geweckte Hoffnung, daß er „Beweise umfassenderer Studien" folgen lassen werde. Ohne diese Hoffnung, und lediglich auf den Grund des Vorliegenden, mußten wir abfälliger über Hrn. Boden's literarisch-kritischen Beruf urtheilen.

56.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Wasserwege Südamerikas.

Seit der Besetzung der Marquesasinseln durch die Franzosen hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit der Durchstechung des Isthmus von Panama, durch die jene neuen Colonien sehr an Bedeutung gewinnen würden, aufs neue zugewandt. Von allen Untersuchungen, die bis jetzt in dieser Beziehung gemacht sind, dürften die von dem bekannten Nordamerikaner Warden diejenigen sein, welche den größten praktischen Gehalt haben. Die interessante Abhandlung, die er bei der Pariser Akademie eingereicht hat, wird hoffentlich bald im Druck erscheinen und so zum ersten Male das Unternehmen in seinem ganzen Umfange überblicken lassen. Auch die neuen Untersuchungen von dem bekannten Reisenden Stephens verdienen Beachtung. Zugleich dürfen aber auch die Berichte der ältern Geographen und Landmesser, welche die Kanalisation dieser Landenge im Auge gehabt haben, nicht übersehen werden. Ein Theil derselben liegt immer noch im Staube der Bibliotheken vergraben. Indessen fangen diese Schätze doch allmälig an, gehoben zu werden. In den reichen Bibliotheken Madrids bleibt in dieser Beziehung, sowie überhaupt für die ganze Kenntniß der ehemals spanischen Provinzen in Südamerika noch viel zu thun übrig. Seit einiger Zeit fangen indessen die spanischen Gelehrten an, in dieser Beziehung eine größere Thätigkeit als bisher zu entfalten. Schon früher erschienen ist ein interessantes Werk, das einen höchst wichtigen Beitrag zur topographischen Kenntniß der Meere von Südamerika liefert und das gegenwärtig unter dem Titel „Routier des îles Antilles des côtes de terre ferme et de celles du golfe de Mexique, rédigé au dépôt hydrographique de Madrid" in einer französischen Übersetzung herausgegeben wird. Der Übersetzer C. H. Chauchéprat hat sein Werk mit interessanten Anmerkungen versehen, die dessen Werth nicht wenig erhöhen. Eine wesentliche Bereicherung sind die zahlreichen Auszüge solcher Stellen aus den neuesten englischen geographischen Werken, die auf die Wasserwege Südamerikas besonderes Licht werfen können. Dieselben sind größtentheils von Ch. Rigault de Genouilly bearbeitet.

Goethe's naturwissenschaftliche Werke in Frankreich.

Die „Revue indépendante" brachte vor kurzem einen Aufsatz von Ch. Martins, in dem die Goethe'sche Pflanzen-Metamorphose und das Symmetrie-Gesetz von Decandolle ausführlich gewürdigt wurden. Goethe's Schriften, welche auf einzelne Theile der Naturwissenschaften Bezug haben, sind in Frankreich fast mehr als bei uns beachtet. Der Verf. des interessanten Aufsatzes, den wir vor Augen haben, stellte die großen Verdienste Goethe's um die philosophische Seite der Naturbetrachtung nun aufs neue in das rechte Licht. Wenn wir nicht irren, hat Hr. Ch. Martins bereits sämmtliche naturwissenschaftliche Werke unsers großen Dichters in einer Gesammtausgabe ins Französische übersetzt. Aber außerdem beweist er hier die größte Belesenheit in den unvergänglichen Werken des Meisters. Interessant sind die Stellen, die der Verf. aus Goethe's sämmtlichen Werken und den „Gesprächen" Eckermann's sowie den zahlreichen Briefsammlungen zusammengetragen hat und aus denen wir sehen, wie Goethe zur Naturwissenschaft kam und welchen hohen Werth er auf dieses Studium legte.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 192. —— 11. Juli 1843.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1842.

Erster Artikel.

Wenn es erlaubt ist, geringfügigere Dinge mit bedeutendern Angelegenheiten zu vergleichen, so möchte ich behaupten, daß die polnische Nation und das deutsche Drama sowol in ihren Bestrebungen wie in ihren Schicksalen einander sehr ähnelten. Die Polen singen bis auf den heutigen Tag: „Noch ist Polen nicht verloren", obwol sie keinerlei triftige Veranlassung dazu haben, und die Deutschen, d. h. eine Hand voll Menschen, denen es Ernst ist um national-literarisches Leben, behaupten, noch sei das deutsche Drama wieder zu beleben. Ich meines Theils glaube ebenso wenig an ein gedeihliches Aufblühen des deutschen Dramas wie an Polens Befreiung. Alles gewaltsame Revolutioniren, alles heimlich-stille Intriguiren und Machiniren hilft nichts. Verlorene Posten sollte man aufgeben, wenigstens auf unbestimmte Zeit. Unter glücklichern Zeitverhältnissen sind sie von tapferer Faust immer wieder zu erobern.

Hinsichtlich des deutschen Dramas, von dem hier fortan allein die Rede sein soll, ist mir die fortdauernde Befürchtung, es möchten die neuern Bestrebungen rüstiger Kräfte zu dessen frischer Wiederbelebung von keinem Belang, von keinem Nutzen sein, bei Überblickung der heurigen Frucht zu widerhaltiger Gewißheit geworden. Dürftiger und im Allgemeinen unerquicklicher ist die dramatische Ernte seit Jahren nicht ausgefallen. Scheint es doch, als sei jeglicher Quell frisch sprudelnden Geistes im Sonnenbrand des vergangenen Jahres vertrocknet! Tragödie und Schauspiel, Komödie und Singspiel — alle sehen so hungrig aus, als hätte man sie ein halbes Jahr nach dem Erzgebirge in Kost und Pflege gegeben, und was etwa ausnahmsweise noch einige Spuren kräftigen Lebens zeigt, das ist Product aus früherer Zeit, aus jenen sonnig heitern Tagen, wo die dürftige Schar deutscher Dramatiker einige sieghafte Schlachten schlagen zu wollen schien. Kaum zwei oder drei Namen von literarischer Bedeutung erscheinen diesmal auf dem dramatischen Kampfplatze; die Meisten, die sich zu diesem gefährlichsten aller Turniere melden, sind Fremdlinge, deren Wappen und Herkunft Niemand kennt, wennschon Dieser und Jener einen wohlklingenden altadeligen Namen führt.

Unter solchen Umständen befindet sich die Kritik in schlimmer Lage, um so mehr, als es einigen Dramatikern in den Sinn kommen dürfte, deshalb das Gegentheil zu behaupten, weil sie selbst das ephemere Glück oder Unglück gehabt haben, auf ein halb Dutzend Bühnen mit zweifelhaftem Erfolg einige dramatische Versuche zur Darstellung gebracht zu sehen. Hier gilt, selbst in dem Falle, daß man dergleichen trivial finden sollte, das alte immer wahre Sprüchwort von der einen Schwalbe, die keinen Sommer macht. Ein, zwei, auch nicht drei dramatische Autoren können eine dramatische Literatur zu Stande bringen, wenn der Sinn dafür im Herzen des Volks erstorben ist. Leider muß dies zugestanden werden, denn die Masse des Gesammtvolks — und nur diese kann hier den Ausschlag geben — will zwar Neues, Überraschendes, Erschütterndes oder Erhebendes sehen, aber nichts mit dem Tiefsinn poetischer Schöpfungen zu thun haben. Wenn irgendwo der Mangel poetischen Sinnes in der heutigen Welt ersichtlich wird, so ist es im Drama. Hier findet nur noch das Platte oder das raffinirt Pikante, wässerigste Sentimentalität oder brutalste Unnatur, alberne melodramatische Compositionen oder frivole, sinnenkitzelnde Zweideutigkeiten Anklang! Man gehe in die Theater und man wird das hier Behauptete überall bestätigt finden. Diesem Ungeschmacke wäre vielleicht abzuhelfen, wenn unsere Zustände es erlaubten, daß politische Zeitfragen unverkümmert und uncensirt auf den Bretern besprochen werden dürften. Ein politisches Lustspiel, wenn auch nur in dürftigen Anfängen, scheint mir die einzig mögliche Frucht zu sein, die auf deutschem dramatischen Boden Wurzel schlagen und bei behutsamer Pflege gedeihen könnte. Warum es dazu nicht kommt, obschon das Volk gerade dafür Sinn und Theilnahme zeigt, weiß Jedermann. Das eigentliche poetische Drama hat nirgend mehr Boden, die praktische Seite des Lebens, die unsere Zeit für die einzig nutzbare und ersprießliche ansieht, mag nichts davon wissen. Die Welt der Gegenwart will nicht im Sinne der Alten erschüttert und erhoben werden durch dramatische Vorstellungen, diese Welt sucht nur Zerstreuung im Theater oder Anspielung auf misliebige Zustände im Staats- und Gesellschaftsleben.

Seltsamerweise opponirt der deutsche Poet, wenn er nicht gerade ein politischer ist, was leider heutzutage fast immer gefodert wird, dieser in der That nicht erquicklichen Lebensansicht, und was etwa noch Dramen schreibt, schreibt nur für theilnehmende Freunde. Das Volk erfährt nichts davon, höchstens der Kritiker, wenn die unglücklichen dramatischen Autoren den noch unglücklichern Einfall haben — und den haben sie in der Regel —, die Producte ihrer Muße durch die Presse der Welt, d. h. den Niederlagen ihrer respectiven Verleger zu übergeben. Werke dieser Art bilden gegenwärtig zum größern Theile die dramatische Literatur der Deutschen, und mag immerhin mancher poetische Funke versteckt in ihnen glimmen und leuchten, so kann er doch nie ein Feuer anzünden, an dessen wohlthuender Glut das Volk sich erwärmen könnte. Herrscht auf der Welt der Breter durchgehends Flachheit und Poesielosigkeit, so dämmert in dieser Welt des Papiers ein solcher Nebeldunst halbwahrer Gedanken und erhaben sein sollender Anschauungen, daß aus ihnen nun und nimmer eine klare poetische Gestalt sich entwickeln kann. Die Reihe neuer Originaldramen, die nachstehend dem Publicum vorgeführt wird, mag den schlagendsten Beweis für meine Behauptung führen, die ich bereitwillig widerrufen will, sobald eine Zeit eintritt, die sie durch sich selbst zu einer erfreulichen Unwahrheit macht.

---

1. Theater von Julius Mosen. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 2 Thlr.

Einem alten Rechte oder Privilegium, vielleicht auch blos einer alten Gewohnheit zufolge sprechen Könige, Fürsten und Selbstherrscher aller Art, unter die sich auch die Recensenten zählen, Wir. Diese Gewohnheit hat ihr Gutes, indem jeder Ausspruch durch sie etwas Dictatorisches, vom Himmel oder von Gottes Gnaden Zugeschicktes erhält. Als ein so allgemein übliches pflegte sich Ref. dies dictatorische Wir in der Regel ebenfalls anzumaßen. Neuerdings ward es ihm aber unbequem, und da er in den einleitenden Worten zu diesem Artikel ungesucht zu dem schlichten bürgerlichen Ich zurückgekehrt, er auch überhaupt kein Freund herkömmlicher Redensarten und ganz besonders des trockenen allerwärts gebräuchlichen Recensententons satt ist, so hat er beschlossen, für diesmal dieses Ich durchweg beizubehalten. Dabei fällt es ihm selbst freilich schwer aufs Herz und manchem Leser wird es vielleicht komisch vorkommen, daß eine bloße leere Zahl plötzlich eine Person werden kann. Wie dem nun auch sein mag, ich halte dafür, daß unter allen dramatischen Jahreserscheinungen Mosen's „Theater" den ersten Rang einnimmt, ja, daß die vier in ihm enthaltenen Dramen so ziemlich die einzigen sind, die man als dramatische Gedichte und zugleich als darstellbare Bühnenstücke ansprechen kann. Zwei davon, „Kaiser Otto III." und „Die Bräute von Florenz", sind mehrmals, doch, so viel mir bewußt ist, nur in Dresden und Leipzig zur Aufführung gekommen. „Cola Rienzi, der letzte Volkstribun der Römer", ein schon vor längern Jahren geschriebenes Drama, ist bedauerlicherweise nie über die Breter gegangen, obwol in ihm Mosen's edle Gesinnung und tief poetisches Gemüth am unverhülltesten zur Erscheinung kommt. Es fand bei früherm Abdruck in Willkomm's „Jahrbüchern für Drama, Dramaturgie und Theater" allgemeine Anerkennung, und machte zuerst entschieden auf Mosen's körnige dramatische Sprache, auf seine scharfe Charakterisirung bedeutender Persönlichkeiten, überhaupt auf sein vielversprechendes Talent als dramatischer Dichter aufmerksam. Wenn seither die von ihm gehegten Erwartungen nur zum Theil in Erfüllung gegangen sind, so liegt dies weniger an Mosen als an unserer schlaffen Zeit. Mosen mag und will sich nicht dem falschen, verdorbenen Geschmacke accommodiren, dem man allgemein auf deutschen Theatern huldigt. Er verlangt, daß man ihn spiele in dem Geiste, wie er sein Werk geschrieben hat, daß man seinen kräftigen Menschen in der Weise, wie er es verlangt, Odem und Seele einhauche. Dergleichen paßt nicht für unsere hüstelnde und pinselnde Zeit, die wol malitiös und prickelnd, nicht aber gesund grob sein kann. Ohne eine gute Dosis solcher gesunden Grobheit kann ich mir aber, offen gestanden, einen tüchtigen dramatischen Dichter nicht denken. Mosen nun klebt bei aller Zartheit, die ihm inwohnt, doch fort und fort jene rauhe Schale an, die jede wahrhaft poetische Natur — und eine solche ist Mosen — wie ein Panzer umhüllt. Überall, wo Charakter ist, macht diese Derbheit sich geltend, und deshalb kann Mosen keine Feder ansetzen, ohne durch sein körniges Wort die Zartheit unsers limonadesüßen Zeitalters zu verwunden. Ich wünsche aufrichtig, daß es Mosen noch gelingen möge, mit seinen Productionen auf den Bühnen durchzudringen, ohne daß ich deshalb an ein wirklich entstehendes deutsches dramatisches Leben glaube, und ich wünsche dies darum, weil Mosen unter allen dramatischen Dichtern der Gegenwart der einzige ist, der in seinen Dichtungen auf die große Vorzeit der Deutschen hingedeutet und mit flammenden Worten unserm Volke zugerufen, was es war, was es ist und was es sein sollte. Diese durchaus edle, reine und große Gesinnung macht Mosen zu einem nationalen Dichter. Eben aber weil er es ist, mag man wenig von ihm wissen. Der dramatische Dichter von heute soll schmeicheln, soll mit allen Höfen und Cabineten katzenpföteln und nach der Ranghofordnung Gesichter schneiden und Verse bauen. Von dem Allen hat Mosen keinen Begriff, und so dürfen wir uns freilich nicht wundern, wenn seine Erfolge sehr unvollkommene und wenig ermunternde gewesen sind. Ich will zugeben, daß unser Autor in der technischen Anlage seiner Dramen nicht immer glücklich ist, daß es ihm hier noch zu sehr an Bühnenpraxis, überhaupt an Kenntniß jener Kleinigkeiten fehlt, die so viel zur Emporhebung eines Theaterstücks beitragen; ich leugne auch nicht, daß er hin und wieder Charaktere, die Bedeutendes darstellen, die Repräsentanten höchster nationaler Gesinnung sein sollen, zu pausbackig auftreten und sie späterhin nicht diesem ersten Auftreten entsprechend handeln läßt, wie z. B. Otto III., der zu großsprecherisch von sich selbst sagt:

> Rings um mich her die Völker der Erde
> Trag ich als Atlas das neue Jahrtausend
> Aus der Mitternacht roher Gewalten
> An das himmlische Licht empor.

und doch unschlüssig, ewig schwankend, halb Wille, halb That den Küssen eines Weibes erliegt und durch sie einem bedauernswerthen Verhängniß anheimfällt. Solche Mängel können mich aber nicht ungerecht machen gegen den herrlichen Kern Mosen'scher Dichtungsweise, können mir weder seinen Werth noch sein schönes Talent verleiten, das Andere um ein Bedeutendes überragt. So wenig ich wünsche, daß dieser echt deutsche Mann seinen Sinn ändern möge, so sehr möchte ich ihm zu erlaubter, ja gebotener Nachgiebigkeit in Kleinigkeiten rathen. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen; Mosen's Zweck ist ein großer, anerkennungswerther, und schon deshalb sollte er sich so weit, als es unbeschadet dem Kerne seines Wesens geschehen kann, den unwesentlichen, aber einmal angenommenen Spielereien einer formell peinlichen und kleinlichen Zeit bequemen. Er würde dann schneller und leichter ins Publicum dringen und den ätzenden Stoff ausscheiden, der als ein fremdartiger, verbitternder Bestandtheil sich in seiner ursprünglich klaren und ruhigen Natur festgesetzt hat und ihn selbst gegen Zeit und Volk, gegen Kunst und Poesie verstimmt, ja wol gar ungerecht macht.

Bei dem Interesse, das alle Gebildeten an literarischen Producten von Bedeutung haben, und bei der Bekanntschaft von Mosen's Namen darf wol angenommen werden, daß so vielfach besprochene Dichtungen wie „Cola Rienzi" und „Kaiser Otto III." ihrem wesentlichen Inhalte nach auch den Lesern d. Bl. hinrei-

chend gegenwärtig sein werden. Ich glaube daher, eine Zergliederung derselben umgehen zu können und thue dies um so lieber, als ich beide genannte Dramen ihrem poetischen Werthe nach für sehr bedeutend halte. Auch Das, was sich in beiden als tadelnswerth erweist, in Cola Rienzi die allzu schroffe Ruhe des antiken Römers, wie Mosen, allerdings unhistorisch, seinen Helden auffaßt, und die störende Einseitigkeit, welche Rienzi allein alle That, sogar jegliches Interesse aufbürdet, — in Otto der von Act zu Act schwächer und hinfälliger werdende Charakter des Kaisers, sowie einige nicht abzuleugnende Effecthascherei, ebenso die nichts weniger als gelungene Nachahmung Shakspeare's in der Scene bei Crescentius' Leiche, wo sein intriguanter Bruder Taraglia die Römer nach Art des Antonius zur Rache anfeuern will — auch dies, behaupte ich, raubt diesen Dramen nichts Wesentliches von ihrem tiefen, poetischen Werthe, Weniger bekannt möchten die beiden andern Tragödien „Die Bräute von Florenz“ und „Wendelin und Helene“ sein. Jenes ward bis jetzt nur auf dem königlichen Hoftheater zu Dresden dargestellt, konnte sich aber keines durchgreifenden Beifalls erfreuen. Es darf dies nicht überraschen, wenn man dem Gange der Fabel genauer folgt. Mosen hat sich hier im Entwurfe schon mit dem Stück sozusagen überworfen. Es ist weder eine großartige Intrigue noch eine so gewaltige Leidenschaft vorhanden, daß sich ein tragisches Geschick daraus ergeben könnte. Wie Mosen die Fabel zur Entscheidung hinwendet, hat eher etwas Komisches. Schon daß auch hier wieder, wie fast bei allen der italienischen Geschichte entnommenen Stoffen, der Schatten Romeo's und Julia's vor uns aufsteigt, beeinträchtigt die Wirkung. Zwei Häuser, die Uberti und Buondelmonte, stehen einander feindlich gegenüber. Buondelmonte, Neffe des Podesta, ist mit Costanza verlobt und soll sich, eben aus Deutschland zurückkehrend, mit ihr vermählen. Ein Ball — denn ohne Ball und Maskerade geht es jetzt selten ab in Schau- und Trauerspielen — führt ihn mit Bianca Uberti zusammen, deren Liebenswürdigkeit ihn so sehr bezaubert, daß er tief in der Nacht ihr nacheilt, Eintritt in den Palast des Vaters erzwingt und die schöne Bianca nachtwandelnd in ihrem Gemache überrascht. Die träumende Wache verräth ihm ebenfalls ihre Neigung, beide werden vom Vater und dem Bianca bestimmten Bräutigam Mosca überrascht, und weil denn doch kein anderer Ausweg übrig bleibt, so stellt sich Buondelmonte rasch entschlossen als Bianca's Bräutigam vor. Der Vater gibt sich zufrieden und da inzwischen der bethörte Mosca mit Costanza verlobt werden soll, scheint die Misstimmung beider Häuser erfreulicher Auflösung nahe zu sein. Zufall, Neugier und Unbefriedigtheit führen Buondelmonte in den Garten Donata's, einer Witwe, bei welcher Costanza lebt. Er sieht sie, wird von ihrer Anmuth so betroffen, daß er seine Schuld zu ihren Füßen gesteht, um Vergebung bittet und nicht nur diese, sondern noch einen Kuß von dem schönen Mädchen obendrein erhält. Diese flüchtige Begegnung sieht Mosca, der nun sogleich zu Uberti eilt und Buondelmonte's scheinbaren Treubruch als wirklichen darstellt. Von neuem entbrennt nun der Haß der Uberti gegen die Buondelmonti. Bianca erkrankt, Buondelmonte heirathet Costanza. Zuvor weiß Mosca, um Rache an dem Verhaßten zu nehmen, eine lockere Dirne, die ihm gewogen ist, bei Costanza als Dienerin unterzubringen. Durch sie wird der Braut am Hochzeitabend der Giftbecher gereicht. Costanza stirbt. In derselben Nacht stürzt die auf dem Hause nachtwandelnd umgehende Bianca auf die Straße und stirbt ebenfalls. Es bleibt nun nichts weiter übrig, als zwei Leichen zu bestatten. Dies geschieht mit großem Pomp. Die Anhänger des Buondelmonte begleiten Costanza's Leiche bewaffnet und fest entschlossen, im Begegnungsfalle die Uberti anzugreifen, die zu gleicher Feierlichkeit die Straße betreten. Beide Leichenzüge begegnen einander, Buondelmonte und Mosca reißen die Degen aus der Scheide und beide fallen. Nach dieser blutigen That erwachen die lang und schwer verhaltenen Leidenschaften beider Parteien, die wenigstens durch ihre politischen Beziehungen — indem nämlich die Buondelmonti zu den Guelfen, die Uberti zu den Ghibellinen stehen — etwas an Bedeutsamkeit gewinnen. Bevor man jedoch den Kampf beginnt, will man erst die Leichen bestatten. Dies geschieht und mit dieser epigrammatischen Pointe schließt auch das Stück.

Die ungenügende Motivirung der Ereignisse, der gewaltsam und etwas spectakelhaft herbeigeführte Schluß, der doch im Grunde nichts weiter als ein plumpes gegenseitiges Morden ist, noch mehr das unter allen Umständen ans Komische streifende Herabstürzen Bianca's vom Dache, dem man es anmerkt, daß der Dichter es nur deshalb geschehen läßt, um zwei Leichen auf einmal und mit ihnen die beiden sich begegnenden Leichenzüge zu bekommen, sind Fehler, die bei Mosen's gewohnter Besonnenheit überraschen, es aber auch erklärlich machen, daß der Erfolg der Dramas bei der Aufführung unbefriedigend gewesen ist. Eigenthümliche Charaktere bei Geschichten zu erfinden, die wie diese italienischen Parteizänke einander gleichen wie ein Ei dem andern, erfodert auch so große Kunst, daß man den Dichter entschuldigen muß, wenn ihm hier das Erstrebte nur halbwegs gelungen ist. Mosca als Intriguant des Stücks möchte vor Andern den Vorzug verdienen. Doch weiß sich Mosen einigermaßen zu helfen, indem er unzureichende Charakterkraft durch pikante Redeweise zu vervollständigen sucht. Dieser Kunstgriff gelingt ihm namentlich dann sehr gut, wo ihm die Situation erlaubt, Einzelne in leidenschaftlicher Rede gegeneinander zu hetzen. In solchen Stellen zeigt sich die oben erwähnte körnige Natur des Dichters, sein scharfer, oft etwas barocker Humor, der überhaupt seltsame, naiv-possirliche Wendungen nicht verschmäht, wenn sie ihm passend erscheinen. Ich führe ein kurzes originelles Gespräch zweier Anhänger der Uberti und Buondelmonti hier an:

C e l a n o.

Gemach ihr Herren!
Von römischen Geschlechtern stammen wir,
Der Weltkreis zitterte vor unsern Ahnen.

M o s c a.

Spannt über Trommeln eure Pergamente
Und paukt darauf mit Händen und mit Füßen,
Zeigt mir die Ratte, die davor sich fürchtet!

C e l a n o.

Ich bin kein Kater, friß dein eignes Gleichniß!

M o s c a.

Weil wir und unsre Sippschaft nicht wie sie
Herstammen von landflücht'gem Römervolk,
Weil deutsches Blut, das wilde sächsische
In unsern Adern rollt, Ottonenblut,
Weil unsre Ahnen als Eroberer
In dieser Stadt sich einen Horst gebaut,
So thät' es Noth, wir bückten uns vor jedem
Schiefbein'gen Krämer, weil es möglich ist,
Daß seinen Urahn in der alten Zeit
Pompejus oder Cäsar angeniest.

C e l a n o.

Was doch ein Strohwisch für ein Feuer macht!

M o s c a.

Ha, so ein weggespritzter Tintenfleck,
Daß dich die Pest! So eine Aschermittwoch
Und vierzigtägig Fasten ohne Ostern!
Das ist ein Bissen über Macht!

Weniger derb, doch nicht minder originell läßt Mosen Frauen dienenden Standes sprechen. Barock-witzig wenigstens klingt es, wenn eine Frau einem jungen Mädchen räth, um Glück bei Männern zu machen:

Du mußt die Blicke feurig um dich werfen,
Dir abgewöhnen solche kleine Schrittchen,
Als wolltest du Hemdsäume damit nähen!

Im Ganzen zeichnet sich Mosen's dramatische Sprache in gebundener Rede durch fest gefugte Solidität aus, die ganz

dem gediegenen Gedankengehalt entspricht, der sie beseelt. Und das ist freilich eine Kost weder für die Mehrzahl unserer heutigen Schauspieler, noch für die Ohren der Zuhörer.

Den Schluß dieses Bandes macht eine Jugendarbeit des Verf., das Trauerspiel „Wendelin und Helene". Der Stoff ist den Bauernunruhen in Süddeutschland entlehnt zu Anfange des 16. Jahrhunderts. Mosen hat es für nöthig gehalten, hinsichtlich dieses Products die Kritik um Nachsicht ansprechen zu müssen; ichs habe aber eine solche Frische und Keckheit darin gefunden, wie in mancher Arbeit reiferer Jahre nicht zu entdecken ist. Störend möchte beim ersten Anblick nur eine gewisse Ähnlichkeit in den Situationen mit „Egmont" erscheinen, dem das Stück auch in sprachlicher Hinsicht sich vielfach verwandt zeigt, ohne daß ich den Autor dieser Wahlverwandtschaft wegen der Nachahmung beschuldigen möchte. Helene, ein Bürgermädchen, liebt nämlich den jungen Reichsgrafen Wendelin, der, ein ungetreuer Brausekopf, mit dem edeln Egmont freilich nicht viel Ähnlichkeit hat. Ganz so wie dort Brackenburg von Klärchen, steht hier Seibold von Helene verschmäht da. Von anderer Liebe angezogen verläßt Wendelin Helene, die erst an den Treubruch des Geliebten glaubt, als sie ihre Nebenbuhlerin in seinen Armen erblickt. Helene wird wahnsinnig, Wendelin alsbald von der Treulosigkeit seiner neuen Geliebten überzeugt. Inzwischen brechen die Bauernunruhen aus, Wendelin zieht gegen die Aufrührer, schlägt sie, gibt sie aber nach errungenem Siege frei und geht, da unterdeß Helene gestorben ist, in die Todtenkapelle, wo er später über ihrer Leiche von dem ihn verfolgenden Seibold todt gefunden wird. Kürze und Raschheit der Handlung dürften einer so frischen von reinstem poetischen Hauch umwehten Dichtung bei allen leicht in die Augen springenden Mängeln in scenischer Anordnung bei guter Rollenvertheilung doch wol Anerkennung und Beifall vor einem gebildeten Publicum verschaffen. Das Stück ist, wenige Stellen ausgenommen, in Prosa geschrieben, aber in einer Prosa, wie sie nicht alltäglich vorkommt. Rhythmus, Wohllaut, Zartheit und Anmuth vereinigen sich in ihr auf das lieblichste. Es fällt schwer, bei einem Übermaß trefflich gelungener Stellen eine vorzugsweise ansprechende auszuheben, ich wähle deshalb auf gut Glück ein paar kurze Monologe, die Helene in heftiger Aufregung spricht. Zuerst ein Liedchen:

> „Der Brunnen ist tief,
> 'ne Dirne steht dran;
> Wer drunten schlief',
> Kein Leid käm' ihn an.
>
> Das Herz ist ihr schwer,
> Im Kopf ist ihr wirr,
> Die Seele so leer,
> Die Sinne so irr.

Könnte ich nur noch einmal mit ihm reden, er könnte und dürfte nicht so schlimm sein. Er muß doch ein Herz haben; ich weiß es auch, ich fühlte es schlagen.

> Da singt es so fein:
> Mein Kind, bist du müd',
> So komme herein,
> Du verlassnes Gemüth.

Läge ich doch unten tief im Wasser und ertränkt, es wäre besser mit mir! Wendelin! Käm' er nur noch einmal, ich würde so fröhlich sein, als er nur wollte, da er das Traurige nicht gern hat."

Und an einem andern Orte sagt dieselbe: „Hab' ich ihn nicht geliebt wie meine eigene Seele? Mehr als Vater und Mutter? Er war mein Gott, mein Heiland! War ich nicht sein mit jedem Pulsschlage, mit jeder Faser, mit jedem Blutstropfen, der in mir ist? Und nun ganz verstoßen! Ganz elend! Zertreten, wie ein Wurm! Wehe über mich! — — Wenn ich schlief, wenn ich wachte, auf den Markt ging oder in die Kirche, ob mich hin oder in den Himmel blickte, oder auf die Erde, zu ihn, ihn allein sah ich, und alle meine Gedanken kletterten an ihn hinauf, wie lustige Kinder, schlangen sich um seinen Nacken, seinen Busen und küßten sich zu todt! Und ob ich kniete und betete, ich hatte keinen Stoßseufzer für mich, alle Gebete für ihn, zu ihm; keine Blume, die ich sah, keine Wolke, die vorüberzog, und kein Sternlein, das oben stand, kein Wort, keinen Klang, den ich hörte, — und mich nicht an ihn erinnerte! Und jetzt weggeworfen wie ein Scherben an eine Straßenecke! Nicht sterben, nicht leben können! Gib mir meine Seele wieder, du Verderber! Mein Leben, du Mörder! Ach, meine Ehre ist ewig dahin!"

Brächte nur jedes Jahr einige solcher Jugendarbeiten, so könnte man nach und nach zur Hoffnung, von der Hoffnung wieder zur That kommen! Erwähnt sei noch, daß Mosen seinem „Theater" eine Abhandlung über die Tragödie vorangehen läßt, die als Frucht tiefer Studien über Kunst überhaupt und vorzugsweise über deren Stellung zur Geschichte allen Denen empfohlen werde, die sich gedrungen fühlen, die zahllose Menge berufener und unberufener dramatischer Dichter vermehren zu müssen. Vielleicht, daß alsdann unsere Literatur nicht mehr so häufig wie jetzt von den formlosesten Producten überfluthet würde, die alle für Dramen, ja wol gar für ausgezeichnete Kunstwerke gelten wollen und darauf Anspruch machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Es dürfte wol von Interesse sein, sämmtliche von der Shakspeare-Gesellschaft in England herausgegebene Schriften hier der Reihe nach aufzuführen. Es sind folgende: „Gosson's school of abuse, containing a pleasant invective against poets, pipers, players, jesters, etc."; „Patient Grissel", ein Lustspiel von T. Dekker, H. Chetle und W. Haughton; „Pierce Penniless's supplication to the Devil", von Thomas Nash, mit Anmerkungen von J. Payne Collier; „The first sketch of Shakspeare's Merry wives of Windsor", herausgegeben von J. O. Halliwell; „Fools and jesters, with a reprint of R. Armin's nest of ninnies"; „Ludus Coventriae; a collection of mysteries formerly represented at Coventry, on the feast of corpus Christi", herausgegeben von J. O. Halliwell; „First and second parts of King Edward IV.", Erzählungen von Thomas Heywood, mit Anmerkungen von B. Field; „Timon a play", zum ersten Male gedruckt, herausgegeben von A. Dyce; „Memoirs of Edward Alleyn, founder of Dulwich college, including some new particulars respecting Shakspeare, Ben Jonson, Marston, Massinger, Dekker etc.", von J. Payne Collier; „The debate between pride and lowliness", von Francis Thynn, mit Anmerkungen von Collier; und die bekannten, auch in diesen Blättern bereits genannten „Notes of Ben Jonson's conversations with William Drummond of Hawthornden" und „Extracts from the accounts of the revels at court in the reigns of queen Elizabeth and King James I., from the original office books of the masters and Yeomen", mit Anmerkungen von P. Cunningham.

Die literarische Thätigkeit der Camden-Gesellschaft erstreckt sich auf die Herausgabe folgender Schriften: „An apology for Lollard doctrines attributed to Wicliffe", mit Einleitung und Anmerkungen von J. H. Todd; „Rutland papers, original documents illustrative of the courts and times of Henry VII. and VIII.", von J. Jerdan; und „The diary of Dr. Thomas Cartwright, bishop of Chester, commencing at the time of his elevation to that see, and terminating with the visitation of M. Mary Magdalene college, Oxford."

Der Verf. von „A history of the convocation of the church of England", „The Spanish Armada" und „Guy Fawkes", Thomas Lathbury, gab heraus: „Memorials of Ernest the Pious, first duke of Saxe-Gotha, the lineal ancestor of prince Albert", dem Prinzen Albert gewidmet. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 193. —— 12. Juli 1843.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1842.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 192.)

2. Imelda Lambertazzi. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Halm. Wien, Gerold. 1842. 8. 1 Thlr.

Nicht selten geschieht es mir, daß ich vom ästhetisch-kritischen Standpunkte aus über ein poetisches Product entschieden anderer Meinung bin als das Publicum. Halm gehört durch seine „Griseldis“ und neuerdings durch den „Sohn der Wildniß“ zu den modernen Lieblingsdichtern vorzugsweise der Damenwelt. Wie das kommt, ist leicht zu begreifen. Halm ist von Fuß zu Kopf sentimental und noch dazu in jener larmoyanten grausamen Weise, die schon seit geraumer Zeit die Herzen der Schönen, in denen grausame Gelüste so traulich neben Zärtlichkeit wohnen, überdiemaßen rührt. Kann ich schon in der Lyrik eine zu starke Dosis sentimentalen Wesens nicht leiden, so wird es mir im Drama gründlich zuwider, weil es diese Dichtungsart mit Darstellung von Handlungen, mit Thaten, nicht mit klagenden Worten, mit Händeringen und Augenverdrehen zu thun hat. Daß Halm so günstige Aufnahme beim Theaterpublicum gefunden, kann nur erfreuen, wenn man annimmt, es sei die Macht des Talents gewesen, die sich hier Bahn gebrochen; daß man aber gerade dieser falschen, unerquicklichen und in jeder Beziehung verbildenden dramatischen Manier den Sieg so leicht gemacht hat, beklage ich ebenso der dramatischen Autoren als des Publicums wegen. Denn ich bin und bleibe nun einmal der Meinung, daß kein Heil für deutsches Drama zu erwarten ist, so lange diese Sorte sentimentalen Wortgewäsches Gefallen findet und dominirt. Ob Halm nicht anders kann, ob er den Quell süddeutscher Lyrik, der in manchem Andern seiner begabten Landsleute so ergiebig sprudelt, aus Drang nach kräftigerer Gestaltung unglücklicherweise nur ins Drama ableitet? ich weiß es nicht! Doch sollte ich meinen, es müßte einem Manne von solcher Begabung nicht schwer werden, den Schäfermantel nach und nach abzuwerfen und statt dessen den Hermelin des Fürsten oder den Waffenrock des Helden anzulegen.

So weit ich Halm's Productionen kenne, muß ich der hier veröffentlichten „Imelda Lambertazzi“ die niedrigste Stufe unter allen anweisen. Es ist abermals eine italienische Geschichte, in der, wie vorauszusehen, feindliche Familien miteinander hadern, wo die Tochter des Feindes X den Sohn des Feindes Y trotz aller Wuth der Ältern und ihrer Lust, einander gegenseitig je eher je lieber die Hälse zu brechen, unaussprechlich liebt; wo diese Liebe keiner Mahnung, keinem Drohwort, keiner Gewaltthat weicht; wo zur Unterdrückung derselben ein Mord den andern jagt und in Folge solcher Blutthaten entsetzlich viel geweint wird; wo endlich Liebhaber und Nebenbuhler aufeinandertreffen, sich bon gré mal gré massacriren, die Liebste, also hier Imelda, ebenfalls das Zeitliche segnet und die ob so entsetzlichen Jammers ganz bestürzten Ältern erst jetzt vernünftig werden und sich über den vielen Todten versöhnend die Hände reichen. Nun bitte ich, ob das was Anderes ist, als ein verwischter Abklatsch von „Romeo und Julie“? Ob mit so dürftiger Erfindung, mag sie auch doppelt und dreifach in romantischen blauen und grauen Dunst gehüllt sein, etwas poetisch Bedeutsames, und nun gar ein tüchtiges Trauerspiel zu Stande kommen kann? Die Ansicht, daß zu einem Trauerspiele nur das Todtmachen von so und so viel Personen erfoderlich sei, scheint wirklich bei unsern Dramatikern immer mehr überhand zu nehmen. Wenn selbst bessere Köpfe so trostloser Verirrung huldigen, was sollen dann die armen Schächer thun, die an den großen Thränenstiefeln dieser Ritter mit goldenen Sporen wie die Zwerge emporklettern. Ich habe in dieser Imelda nichts finden können, das mir das Gefühl des Tragischen erweckt hätte. Immer nur Lärm, Fluch, Drohung auf Seite der Männer, Thränen, Lamentiren, Seufzen und Sehnen auf Seite der Weiber — das gibt keine Tragödie, sondern ein Rührei von prahlhansigen Redensarten mit einigen Schwertsplittern gepfeffert. Und Halm hat in der That nicht unterlassen, in Redensarten Großes zu leisten, die zum allergrößten Unglück durch Glätte und Rundung die Masse bestechen. Denn unser leicht zu täuschendes Publicum ist gar zu gern geneigt, ein Bischen abgebrauchtes Abendroth für echtes Gold hinzunehmen. Bedient sich der Autor dann noch mit einigem Geschick des Schiller'schen Falzbeins, um Reim und Klang seiner Verse damit hübsch glatt zu streichen, dann kann es ihm nicht fehlen — alle Weiblein sind äußerst gerührt und das Parterre schlägt begeistert die Fäuste. Wer könnte auch bei so schönen Tiraden, wie folgende, unergriffen bleiben!

> O hört nur, hört! Ihn grüßt der Hörner Schmettern,
> Ihn Paukenwirbel, ihn des Volkes Ruf!
> Ihm wird den Siegeskranz Imelda reichen!
> Die Sonne strahlt und Azzo's Sterne bleichen!

Wenn das mehr ist als bloßes leeres Wortgedresche ohne geringsten Gedankengehalt, so ist Shakspeare ein Dummkopf gewesen. Oder noch besser im kriegerisch-beschreibenden Stil.

> — — Banditen! Ihr stehlet
> Bolognas Ruh' und mordet seinen Frieden!
> Blutgier'ge Schlächter; grimmer als der Hai,
> Der Meere Schrecken, als des Urwalds Wolf,
> Die Hunger reizt, nicht Haß! — —
> Aufathmend kaum von langen Krieges Mühsal
> Erhub Bologna das gesenkte Haupt,
> Und schlimm're Fehde schlug in seinem Schoos
> Aus eurem Haß empor, und wieder heulte
> Von seinen Thürmen Sturm, und wieder brauste
> Durch seine Straßen Kampf, und wieder röthete
> Blut seine Mauern, seine Giebeln Brand! u. s. w.

Oder im Stil sentimentaler Schwärmerei:

> Waldeinsamkeit, wie weht mit weichem Flügel
> Bewegter Wipfel Wohllaut um mich her;

Wie wogt hinwallend über Berg und Hügel
Um meine Wangen würz'ger Düfte Meer!
Wie still ist's hier! Es stirbt des Lebens Regen
In dieser Schatten süßem Dämmerlicht,
Und ich verstehe, was in leisen Schlägen
Mein zagend Herz voll scheuer Sehnsucht spricht!
Vom Heiligthume spricht's am Meeresstrand,
Vom Ritter, der aus wogendem Gedränge,
Mich schützend barg am kühlen Brunnenrand;
Es widerhallt mir seiner Worte Klänge,
Es widerstrahlt mir seiner Blicke Glut u. s. w.

Nun gehe ich jede Wette ein, daß diese glatten Verse, declamatorisch vorgetragen, in den Herzen aller sehnsüchtigen Mädchen eine Rührung hervorbringen, wie sie die großartigste tragische Leidenschaft Shakspeare'scher Helden nicht erweckt; selbst für thränende Augen mancher Ehemänner will ich nicht gutsagen. Und dennoch ist's nur hohle, sentimentale Phrase, die meinetwegen überall anders als Handgeld verschenkt werden soll, nur nicht im ernsten Drama. Hier kommt sie mir vor wie eine Kupplerin, die schöne, süße Worte lallt, um Unheil zu stiften. Also Halm, gehe in dich und bessere dich!

3. Kaiser Barbarossa. Dichtergabe zum kölner Dombau, von Ludwig Bauer. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 22½ Ngr.

Dichtergabe, nicht Drama nennt der Verf. sein Werk und gibt damit zu erkennen, daß er unter Drama ein anderes zusammengefügtes Ganzes versteht. Ein Drama ist dieses Product auch wirklich nicht, obwol in dramatische Form gegossen; wol aber dürfen wir es als eine Dichtung, von edelm, sinnigem Geist geboren, willkommen heißen. Der alte gewaltige Kaiser Barbarossa steigt hier aus seinem Grabe, mit ihm die trotzigen, willenskräftigen Fürsten Deutschlands. Die Lage des Reichs, die Gegenwart und Zukunft deutscher Nation ist das Thema, das von mannichfach betrachtendem Gesichtspunkte aus zur Sprache kommt. Der Sänger Heinrich von Ofterdingen, dieser halb mythische Held romantischer Poesie, tritt zugleich mit dem Baukünstler Gerhard aus Köln auf und das große Wort, um das es sich handelt, ist eine Prophezeiung, die von den Lippen der alten Äbtissin Hildegard zu Bingen Friedrich entgegenklingt. Sie heißt:

Doch wenn sie wieder baun am kölner Dom,
Wird groß das deutsche Volk und mächtig werden.

Barbarossa faßt dies Prophetenwort in gutem Sinne auf und beschließt den Bau des Doms durch Meister Gerhard. Steht nun auch zu bezweifeln, daß der jetzt wieder aufgenommene Bau des kölner Doms Deutschland mächtig, einig und groß machen werde, so ist der Gedanke, welchen der Dichter in seinem Gedicht durchgeführt hat, doch beachtenswerth; ja ginge in Erfüllung, was er als Wunsch ausspricht, was er andeutungsweise erkennen läßt, so dürfte es leicht besser um Deutschland stehen, als es jetzt den Anschein hat. Man hört so selten ein ruhig-schönes Wort, daß es der Mühe werth ist, die Goldkörner aus den furchtbaren Spreumassen, die man über Deutschland fort und fort unermüdlich auswirft, herauszulesen. Zwei Personen sind es vorzüglich, die Bauer zu Trägern seiner Gedanken auserkoren hat, der stolze Barbarossa und der tiefsinnige Ofterdingen. Auch erhalten wir nicht blos Phrasen, sondern Sinn und Gedanken, zuweilen in schöner, zarter poetischer Hülle. So sagt Ofterdingen von dem Mädchen seines Herzens auf die Frage Gerhard's, ob er es als Braut heimführen werde?

— — Eh' dem Herrn zwei Herzen
Zum Psalme werden dürfen, prüft er erst
Durch unverhoffte Drangsal und Gefährde
Die Saiten, ob sie Stimmung halten.

Derselbe preist die Gegenden, die von mächtigen Flüssen durchströmt werden, indem er mit Hindeutung auf den Rhein spricht:

Mir geht das Herz auf, seh' ich einen Fluß.
Es schwebt ein Geist des Lebens auf den Wassern:
Schlagadern sind's im Gliederbau der Erde,
Wegzeiger aus der Dumpfheit in die Welt.
Hier wachsen keine Mönche, hier quillt Kraft,
Hier dampft der Born für Morgenthau und Regen,
Hier wird der Saum des Abendroths gewoben,
Hier schwimmt der Fleiß entgegen dem [illegible]
Und mit den Waaren wandert der Gedanke.

Und wer von deutschem Stamme stimmte nicht in Barbarossa's Worte von Herzen mit ein, wenn er, den Vorwürfen Hildegard's begegnend, über die Stellung und Sendung eines echten Fürsten, über sein Verhalten zu Völkern widersprechenden Charakters und Sinnes sagt:

Stellt, wenn ihr Fürsten heischet, die nie schwindeln,
Nicht Menschen, stellet Engel auf die Zinne
Des wirren, unabsehbar weiten Reichs!
Ital'scher Leichtsinn, dän'sche Fieberwuth,
Der Böhmen Zähigkeit, der Wenden Tücke
Sind schwer zu gängeln mit dem einen Zaum.
Und erst die Deutschen, sie, ein Volk von Kriegern,
Das jagend und turnierend sich erholt,
Zum Streite flink, verdrossen zum Gehorsam,
Im Hader endlos, weil sie's gründlich treiben.
Urkräftig wie Granit der Einzelne,
Das Ganze klaffend, brüchig und verwittert.
Da kann's nicht abgehn ohne Sturz und Krachen,
Wenn hie und da mit junger Faust ein Kaiser
Frisch aufräumt an des Reiches Wetterseite.

Zweifel dürften sich aber wol in Jedes Brust erheben bei Friedrich's Ausruf:

— — Gottes Geist kommt über mich!
Ein Blatt in seinem Schicksalsbuche seh'
Ich aufgeschlagen! Enkel werden einst,
Beschwingten Laufs den Rhein herniederstürmend,
Den Hallenbau aus blauer Ferne grüßen,
Und seine Thürme heißen ihnen zwei
Zum Schwur der Eintracht aufgehobne Finger!

Sollte auch dies nicht ganz in Erfüllung gehen, so wollen wir Deutschen uns doch trösten, wenn nur ein Schelmenlied Ofterdingen's recht bald volle Wahrheit würde. Dies Lied, das der Sänger dem Rhein selbst in den Mund legt, klingt, wie folgt:

Mein Vater ist der Crispalt,
Die Mutter heißt Corner'
Ich rang im Felsenzwiespalt,
Durchtobte Schwabens Meer.
Kaum mach' ich nun bei Laufen
Den letzten Purzelbaum,
Will endlich mich verschnaufen
In breiter Ufer Saum:

Da legen Zöllnerskinder
Abwärts auf mich Beschlag,
Zuletzt der Besenbinder,
Der arge Schelm, vom Haag:
Streckt mir vom Mast entgegen
Sein Reis an langem Stiel,
Als könnt' er blank mich fegen
So, wie es ihm gefiel.

Daß ich der Aar gewunken,
Den Neckar eingethan,
Den trüben Main getrunken,
Gewartet auf die Lahn,
Der Mosel mich thät gatten,
Das, meinst du etwa gar,
Sei für die Wasserratten
Am Biesbosch hin und dar?

Laß mir das barsche Wesen!
Den Wisch dort weggeschafft!
Sonst hol' ich meinen Besen,

Der hat Landwehrkraft,
Und fegt ohn' alle Gnade,
Spreizt ihr euch noch so sehr,
Sammt Haus, Hof und Gestade
Hinunter euch ins Meer.

Weg mit dem Possenspiel! Schlagbäume weg!
Stoßt an! Der große, deutsche, freie Rhein!

4. Die guade Foelke. Historisches Trauerspiel in fünf Acten aus der Geschichte Ostfrieslands von C. A. Beinhöfer. Leer, Prätorius und Seyde. 1842. Gr. 8. 22½ Ngr.

Ich erinnere mich, von dem nämlichen Verf. früher ein historisches Drama gelesen zu haben, welches die rühmlichen Thaten eines kräftigen ostfriesischen Grafen, dessen Namen mir entfallen ist, behandelte. Was von jener Arbeit Lobendes zu sagen war, gilt auch von dieser, und was als Fehler dort gerügt werden mußte, fällt hier ebenfalls wieder als solcher leicht in die Augen. Der Verf. hat den besten Willen, Gutes zu leisten; Talent zu dramatischer Gestaltung wohnt ihm bei, aber Takt und Mäßigung oder vielmehr das Vermögen, immerdar Maß zu halten, gehen ihm ab. Er will immer recht gründlich sein, die Geschichte möglichst treu wiedergeben, Wesentliches nicht auslassen, und bei solchem Streben verwirrt er sich in Nebendinge, die er in kurzen Zwischenscenen abzumachen sucht, damit aber die fortschreitende Einheit der Handlung nur stört. Wie Viele vor ihm, gibt er sonach bei aller Sorgfalt dramatischer Ausarbeitung nur dramatisirte Geschichte. Die Unthaten der bösen Foelke und ihrer Helfershelfer, die uns hier erzählt werden, können in solcher Fassung niemals ein Trauerspiel bilden, denn bloßes Morden und Umbringen hat noch nichts an sich Tragisches. Hr. Beinhöfer erzählt uns ostfriesische Geschichte in Versen, theilt diese Geschichte in Scenen und setzt da, wo seine Erzählung nothwendig aufhören muß, ein Punctum, indem er beifügt: „Der Vorhang fällt." Das heißt dann ein Trauerspiel, wenn die Hauptpersonen, wie hier, zu Tode kommen. Weniger Ausführlichkeit, Zusammendrängung der Begebenheiten, Entfernung detaillirt erzählter Nebenbegebenheiten, die mit zwei Worten zur Kenntniß zu bringen wären, endlich weniger Worte: und dieser ergiebige Stoff mit seinen eigenthümlichen, wennschon wenig zarten Charakteren, müßte ein vorzügliches künstlerisch abgerundetes Drama geben. Freilich ist es für Darstellung so abschreckender Handlungen, wie sie hier die Foelke, also ein Weib begeht, auf der Bühne immer mislich. Tyrannische, grausame Weiber, die Böses thun aus Lust am Bösen, widern uns an als abnorme Geschöpfe. Gesunde Bildung will das Weib als den Repräsentanten der Anmuth, Sitte und Liebenswürdigkeit, niemals in Gestalt eines entarteten Ungeheuers auftreten sehen. Was die Sprache anlangt, so ist sie einfach, nicht ohne Wärme, aber doch ohne belebende poetische Glut. Gelegentlich läßt sich der Verf. auch gehen und gebraucht Redensarten allbekannter Art, z. B.:

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo wir der Hölle näher sind als sonst.

Gegen die Wahrheit solcher Worte wird schwerlich Jemand etwas einwenden, es macht aber doch immer einen unangenehmen Eindruck, wenn sich ein Autor so auffallend fremder Redensarten bedient und nichts darin ändert als ein paar Worte. So gebrauchte Aussprüche werden dann unwillkürlich blos Phrase und nehmen den Charakter der Parodie an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur politischen Geschichte Deutschlands. Von Karl Hagen. Stuttgart, Franckh. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Der löbliche und große Eifer, mit dem sich jetzt edle Kräfte der vaterländischen Geschichte zuwenden, hatte die Ausarbeitung dreier Abhandlungen des Hrn. Hagen über Deutschland unter Heinrich III. und Heinrich IV., über Gregor von Heimburg und über Ulrich von Hutten in den Jahren 1838 und 1839 veranlaßt. Man hatte damals geurtheilt, daß sie nicht verdienten, namenlos und unbekannt in der Zeitschrift „Braga" zu bleiben, und so entschloß sich der Verf., sie jetzt in einen Band zu vereinigen, aber fast unverändert; nur die Sprache sollte hier und da verbessert und in den Anmerkungen einige nähere Nachweisungen hinzugefügt werden. Wir billigen diese neue Ausgabe jedenfalls und freuen uns, namentlich für die Geschichte der Reformation in Hrn. Hagen dieselben tüchtigen Kenntnisse, denselben unbefangenen Blick und die gesunde Richtung und Beurtheilung aller politischen Dinge wahrzunehmen, die uns auch in dem spätern Werke desselben Verf. „Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter" so angenehm angesprochen hat. Er verspricht somit einen Ersatz für schöne Hoffnungen, die durch Ernst Münch's frühzeitigen Tod zerstört zu sein schienen.

Die erste Abhandlung: „Der Wendepunkt der deutschen Reichsverfassung unter den Kaisern Heinrich III. und Heinrich IV.", enthält zuvörderst eine Entwickelung des deutschen Königthums vom Abgange der Karolinger, schildert dann den Höhepunkt der königlichen Macht unter Heinrich III. und stellt zuletzt die Verhältnisse dar, welche unter Heinrich IV. eine Wendung in der Entwickelung des königlichen Ansehens herbeiführten und den deutschen Fürsten die Erblichkeit ihrer Ämter und Würden und hiermit das Übergewicht über den Kaiser verschafften. Wir können hier nicht in alles Einzelne eingehen, aber wir bemerken, daß die Abhandlung durch einen ruhigen Gang, durch gute Benutzung der Quellen und durch einen aus denselben erworbenen richtigen Takt in Beurtheilung der hervorragendsten Charaktere dieser Zeit ein besonderes Interesse gewährt. Eine klare und von den beschriebenen Thatsachen erwärmte Darstellung steigert dasselbe noch und muß der Abhandlung, die sich überdies von aller Überladung mit Citaten frei gehalten hat (aber die nothwendigsten fehlen nicht) auch bei den weniger gelehrten Geschichtsfreunden zur Empfehlung gereichen. Von der patriotischen Gesinnung des Verf. mag unter andern folgende Stelle am Schlusse seiner Abhandlung ein Beweis sein:

„Merkwürdiges Schicksal unsers Volkes! Ausgerüstet mit allen Kräften und Anlagen, um ein tüchtiges Staatsleben zu erschaffen, bildet es sich eine Zeit lang schön und herrlich in seinem Innern aus; auf die innere Kraft gestützt, erregt es auch gegen außen eine imposante politische Bedeutung. Da, gleichsam die politische Geltung verschmähend, wirft es sich auf ein geistiges Element, in dessen Ausbildung es nicht minder groß, nicht minder bedeutend erscheint. Aber indem es dies geistige Element mit Hast und Begierde verfolgt, vergißt es sich selbst; während es durch die Entwickelung desselben etwas für die ganze Welt zu sein strebt, vergißt es die heimischen Güter: es bringt, möchte ich sagen, für die Menschheit die innere, politische Größe, die Nationalgröße, zum Opfer."

Die zweite Abhandlung: „Gregor von Heimburg", hat durch die neuern Schriften Ranke's und Ullmann's manche Erweiterungen in kirchlicher und religiöser Hinsicht erhalten. Aber es bleibt Hrn. Hagen's alleiniges Verdienst, den merkwürdigen Mann auch in seiner politischen Thätigkeit und in seinem großen Einflusse auf alle öffentliche Verhältnisse, als Syndicus der Stadt Nürnberg, als Rathgeber vieler deutschen Fürsten und Bischöfe, als beredten, kenntnißreichen Sprecher auf fast allen Reichstagen, als Verfechter der kaiserlichen Würde, der Einheit des Reiches und der niedern Stände gegen die Fürstengewalt, als einen durchaus volksmäßigen, deutschen Mann geschildert zu haben. In allen diesen Beziehungen sind wir dem Verf. mit großem Vergnügen gefolgt.

Was den dritten Aufsatz über Ulrich von Hutten, dessen letzter Hauch die Freiheit war, wie Wilhelm Müller so schön gesungen hat, betrifft, so ist allerdings über diesen edeln Kämpfer schon Vieles und Passendes geschrieben worden. Aber auch hiernach behält Hrn. Hagen's Aufsatz einen eigenthümlichen Werth

und seine Auseinandersetzung der politischen Verhältnisse Deutschlands im Zeitalter der Reformation ist so klar und bündig, daß man den Abdruck des vorliegenden im J. 1838 geschriebenen Aufsatzes in keiner Weise misbilligen kann.

In dem vierten Aufsatze sind eine Anzahl Flugschriften aus der windsheimer Stadtbibliothek mitgetheilt. Der Verf. setzt in der Vorrede die Wichtigkeit solcher Documente in das rechte Licht und zeigt namentlich ihre Bedeutung für die Kenntniß der öffentlichen Meinung, zu welchem Zwecke man dieselben bis jetzt noch zu wenig benutzt habe. Freilich müssen Schlüsse daraus immer mit einer gewissen Vorsicht gezogen werden, da nicht alle Verfasser von Flugschriften den Geist und die Kraft eines Junius, Horne Tooke, Siéyes, Gentz und Arndt haben und man z. B. unsere Zeit falsch beurtheilen würde, wenn man manchen vielgelesenen Broschüren einen zu hohen, ja ausschließlichen Werth beilegen wollte. Trotzdem verdient Hr. Hagen Dank für die theils ganz, theils im Auszuge gegebenen Flugschriften. Sie zerfallen in drei Abtheilungen, deren erste solche fliegende Blätter aus dem Reformationskriege vom J. 1546 umfaßt. In ihnen erkennen wir zwei Richtungen, einmal die der Anhänger der neuen Lehre, die aber auf den Wunsch hinausläuft, es möge der Kaiser sich an die Spitze der neuen Ideen stellen, den Papst und die Italiener aufgeben und nur auf die deutsche Nation vertrauen (Nr. 1, 2), und zweitens die der entschiedenen und antikaiserlichen Protestanten (Nr. 2 und 3). Die Flugschrift Nr. 4 schildert überhaupt den unglücklichen Zustand Deutschlands. Eine zweite Abtheilung enthält Flugschriften aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, namentlich mit Berücksichtigung der damaligen Verbindungen Deutschlands mit Frankreich und mit den Niederlanden. Denn die Deutschen unterstützten die französischen und niederländischen Calvinisten und nahmen dabei ihre politische Richtung an, die weit freier war als die des Lutherthums (Nr. 7 und 9), oder die deutschen Fürsten, lutherische wie katholische, traten mit dem Könige von Frankreich in Verbindung und misbilligten alle revolutionnairen Tendenzen (Nr. 5, 6). In der dritten Abtheilung lesen wir eine Anzahl Flugschriften aus dem Dreißigjährigen Kriege, denen Hr. Hagen eine besondere Wichtigkeit beilegt, weil sie zur Abwehr des Vorwurfes dienen können, den Barthold neuerdings den deutschen Protestanten gemacht hat, daß sie nämlich in jenem Kriege keinen Sinn für das gemeinsame Vaterland gehabt hätten. Die Reihe dieser Flugschriften eröffnet der „Discordista", „ein aufrührerisch Erinnerungs Sermon an alle Könige und Fürsten, wie sie ihre königl Würden und fürstliche Hohheiten erhalten können", voll scharfer Vorwürfe an die Fürsten wegen ihrer „Unwissenheit, Unbesonnenheit und Trägheit im Regimente", und voll warmer Ermahnung, durch besseres Regieren einem „popularischen (d. h. demokratischen) Regimente" vorzubeugen, das so sehr um sich zu greifen anfinge. Die kleine Schrift ist sehr lebhaft und mit guter Kenntniß der damaligen Zustände geschrieben. Die folgenden Flugschriften tragen, wie Hr. Hagen richtig hervorgehoben hat, durchaus ein patriotisches Gepräge, indem sie 1) entschieden auf Seiten der Protestanten sind und den Kaiser angreifen, weil er die Spanier in das Land führt und die Gewissensfreiheit unterdrückt, wie Nr. 11, 12, 13; 2) die Religion ganz bei Seite lassen und obschon gut protestantisch nur das gemeine Vaterland vor Augen haben, wie Nr. 14, 15; 3) die protestantischen Fürsten wegen der Verbindung mit ausländischen Fürsten tadeln und sie Rebellen gegen ihre Kaiser nennen; so im ersten Falle wegen der Verhältnisse der Union zu Christian IV. von Dänemark, und im letzten wegen der Erhebung Kurfürst Friedrich's von der Pfalz zum böhmischen Könige, wie Nr. 16; 4) endlich einen offenbaren Anschluß an den König von Schweden als das beste Mittel zur Rettung des Vaterlandes empfehlen, wie Nr. 17. Die letztgenannte Flugschrift scheint uns besonders wichtig als die Stimme eines einfachen, verständigen Mannes und eine geeignete Abwehr gegen Leo, der den König Gustav Adolf einer „scheuslichen, empörenden Einmischung in die deutschen Angelegenheiten" beschuldigt („Lehrbuch der Universalgeschichte", III, 384) und gegen Barthold, der ihn gar „einen despotischen Fremdling und gemeinen Eroberer" genannt hat („Geschichte des großen deutschen Krieges", I, 29). Man hätte wünschen können, daß Hrn. Rommel, der gegen den letzten mit so männlicher Gesinnung die deutsche Sache vertreten hat („Göttinger gelehrten Anzeigen", 1842, Nr. 20), hierbei die Kenntniß dieses „schwedischen Fernglases", wie der Titel der Flugschrift lautet, nicht entgangen wäre. 9.

Literarische Notiz.

Louis Reybaud, Bruder des Redacteurs vom „Constitutionnel", ist nicht nur einer der geistreichsten jungen Schriftsteller Frankreichs, sondern auch namentlich einer von denen, deren stets bereite Feder vor keinem Gegenstande zurückschreckt. So erhalten wir fast zu gleicher Zeit von ihm eine Schrift über die Marquesasinseln, den zweiten Theil seiner werthvollen „Études sur les réformateurs contemporains", und die Fortsetzung seines komischen Romans „Jérôme Paturot à la recherche d'une question sociale". Dieser Roman, der zuerst vom „National" mitgetheilt ward, und auf den wir gleich anfangs in d. Bl. aufmerksam gemacht haben, erregte so großes Aufsehen und fand einen so ungetheilten Beifall, daß der Verf. die kleine Skizze immer mehr erweiterte und seinem Romane ein Capitelchen nach dem andern hinzufügte. Auf diese Art sind aus den wenigen Bogen, auf die er anfangs gerechnet hatte, drei mäßige Bände geworden. Indessen hat das Interesse darunter nicht gelitten, denn der Verf. hat das Werk ganz auf dieselbe witzige und geistreiche Art durchzuführen gewußt, die gleich anfangs demselben eine so große Aufmerksamkeit zulenkte, wie sie ein Feuilleton-Roman, mit dem man sich eine Viertelstunde amusirt und der dann vergessen wird, nur selten findet. Reybaud entfaltet in seinem komischen Romane namentlich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften einen unerschöpflichen Schatz einzelner Kenntnisse und erinnert in dieser Beziehung an Jean Paul, mit dem er indessen im Übrigen nicht die entfernteste Verwandtschaft hat. Dies tritt besonders in einer Scene hervor, wo er uns einer Sitzung der Académie des sciences beiwohnen läßt, und wo er einige verkehrte Richtungen der gegenwärtigen Wissenschaft mit dem schonungslosesten Spotte geißelt. Noch deutlicher spricht für den Umfang seiner Kenntnisse und für die Schärfe seiner Kritik das andere Werk, dessen wir oben gedacht haben. Wir meinen seine „Études sur les réformateurs contemporains", von dem einzelne Stücke in der „Revue des deux mondes" erschienen waren und das von der Akademie als eine der wichtigsten Schriften der neuern Zeit gekrönt ist. Drei Auflagen, die in schneller Folge vom ersten Bande vergriffen sind, haben dies Urtheil bestätigt. Der zweite Theil, der eben die Presse verläßt, dürfte an Interesse dem Anfange des Werkes nicht nachstehen. Reybaud unterwirft in diesem Bande die Communisten, die Chartisten und Utilitarier einer strengen, aber gerechten Kritik. Von besonderm Werthe ist die Einleitung, mit der er die Fortsetzung seines Werkes eröffnet, und die wenigstens ihrem wesentlichen Inhalte nach bereits in der „Revue des deux mondes", zu deren fleißigsten Mitarbeitern Reybaud gehört, abgedruckt war. Er spricht in derselben von der Gesellschaft im Allgemeinen und insbesondere vom Socialismus. Überall thut sich eine Ruhe und Mäßigung kund, wie man sie von einem Journalisten des „National", für den er fortwährend schreibt, nicht erwarten sollte. Freilich hat man ihn auch schon von gewissen Seiten der Manteltrágerei geziehen. Von seinen leichtern Arbeiten auf dem Gebiete des Feuilletons, die wir in letzterer Zeit gelesen haben, erwähnen wir eine kleine Novelle „Marie", die vor kurzem der „Constitutionnel" gebracht hat. Sie spielte in den Stürmen der französischen Revolution und enthielt ganz glänzende Partien. Namentlich waren Babeuf und seine Todesgenossen meisterhaft gezeichnet. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 194. —— 13. Juli 1843.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1842.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 193.)

5. Königin Brunhild. Historisches Trauerspiel in fünf Acten, von Rudolf Otto Consentius. Karlsruhe, Macklot. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Dichter und Propheten sollen einander dergestalt gleichen, daß Dichterworte von Vielen als Prophetenaussprüche verehrt werden. Ich gehöre von Haus aus unter die Gerngläubigen, jetzt aber glaube ich weder gern, noch etwas mehr. Auch die Dichter sind ganz ordinaire Lügner, und Schiller, der Allverehrte, jährlich mit Toasten und Zweckessen Gefeierte, steht unter ihnen oben an! Hat er nicht gesungen: „Nur der Irrthum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod"? Glaube diesen Worten, wer es kann, ich bin nicht im Stande, nachdem ich „Königin Brunhild" und des Hrn. Verf. Widmung an Ludwig Tieck gelesen habe. Es kommt mir nämlich vor, als befände sich Hr Consentius stark im Irrthume und als dürfte dieser fatale Irrthum die einfache Ursache zu seinem früher oder später erfolgenden Tode als dramatischer Dichter sein. Er ist nämlich der Meinung, daß er in dieser sogenannten Tragödie etwas ganz absonderlich Gutes geleistet habe, und legt zum Beweise seines hohen Verständnisses in dramatischen Dingen ein Glaubensbekenntniß ab, das gegen alle übrigen Dramendichter, gegen Theater und Publicum nichts weniger als höflich lautet. Da heißt es: „Die Zeit hat sich den Zopf wieder angelegt, statt des Schönen verlangt sie das Pikante und Kokette, statt des naturkräftig Großen das niedlich Kranke, und statt der erhebenden und göttlichen Wahrheit der Poesie die platte, nervenanregende, spießbürgerliche, bettelarme Wirklichkeit, statt der bescheidenen Tiefe objectiver Charakteristik vage Sentenzen, statt der einfachen, überwältigenden Sprache die sogenannte schöne, doch in der That charakterlose Sprache. Ach, würdiger Herr, wenn ich manchmal im Theater sitze, und es werden Stücke aufgeführt, die weniger Talentlosigkeit des Dichters als vielmehr die sündhafte Richtung desselben zeigen, und ich vor Ärger auflachen möchte, dann wende ich mich von der Bühne ab, und, indem mein Ohr nicht taub für die wunderlichen Klänge und Ideen von der Bühne her ist, betrachte ich mir das Publicum. Es ist ein herzzerreißender Anblick, wenn man die süßliche Freude des Publicums sieht; diese hinschmelzende Freude darüber, daß ihr Geschmack im duftenden Karren immer tiefer in den Morast gefahren wird." Derb und kräftig! Ich habe nichts gegen diese Behauptungen, ich stimme ihnen vielmehr bei, allein ich verlange von Einem, der so entschieden gegen Falsches und Verderbliches eifert, daß er als Selbstschaffender etwas Besseres und Gediegeneres gebe. Nun muß ich aber bekennen, daß ich mir noch immer lieber das jetzt auf der Bühne Dominirende ansehen, auch lesen will, als den bombastischen Schwulst, den Hr. Consentius als historische Mustertragödie angesehen wissen möchte. Diese Mustertragödienreiterei wird schwerlich Bewunderer finden. Es steht darin Alles auf Schrauben, geht auf „ellenhohen Socken" und himmelhohen Stelzen, ist gelegentlich wol auch einfach grob, sehr oft verworren, immer ohne allen Zusammenhang, wie ihn das Drama heischt, und — was ganz unzulässig und hier geradezu abscheulich ist — badet sich förmlich in Blut. Wer viel moderne Tragödien liest, gewöhnt sich an Blut, und ich kann daher der Wahrheit gemäß sagen, daß ein wenig Blutgeruch mich nicht aus der Fassung bringen kann; wenn sich die Tragödie aber durch fünf unendlich lange Acte in ein permanentes Schaffot verwandelt, dann wird mir's doch zu arg und die Natur fodert ihr Recht. Genau nachgezählt habe ich nicht, doch glaube ich dem Verf. nicht zu nahe zu treten, wenn ich ihm 12—15 Ermordungen auf Rechnung schreibe, die nebenbei unverschuldet vorkommenden Hingänge nicht mitgezählt. Ja, es ist eine wahre Bluthochzeit gekrönter Häupter, die hier nicht mehr werth sind als ein Kohlkopf. Mann wüthet gegen Mann, Weib gegen Weib, oft auch umgekehrt, der Sohn gegen die Mutter, die Mutter gegen den Sohn. Wer unbequem wird, muß kalt Eisen schlucken. Und dabei reden diese königlichen Mörder und Mörderinnen, als hätten sie Hegel studirt, diese ungeschlachten fränkischen Recken und buhlerischen, rachsüchtigen Megären! Es ist freilich nicht zu verwundern, daß es so hergeht, denn die Geschichte Brunhildens ist eine so bodenlos abscheuliche, von widerlichsten, unnatürlichsten Schandthaten befleckte, daß nicht viel Zartheit hineingebracht werden kann. Wozu aber ein solches Sujet wählen? Echt dichterischer Sinn scheut vor solchem Blutpfuhl zurück oder wirft, zieht ihn wirklich ein bedeutender Charakter an, all das Häßliche über Bord, um Schönes zu schaffen. Davon hat ungeachtet langen Redens in der erwähnten Vorrede über Kunst, Kunstform, Schönheit, historische Tragödie u. s. w. der Autor keinen Begriff. Ihm scheint, wie hundert Andern, Abschreibung oder Umschreibung der Geschichte im Drama historisch zu sein. Bei solcher Unklarheit sind dann bessere Producte nicht zu erwarten, um so weniger, als der Verf. dem Vorworte nach über sein Thun und Wollen klar zu sein behauptet. Verfrhlt, gezwungen und in endlose Perioden verzerrt ist auch großentheils seine Sprache, wieder eine Folge von falscher Auffassung Shakspeare's! Man höre gleich den ersten Satz, König Chilperich's Anrede an seine Vasallen:

> Ihr Franken und Vasallen, seid gegrüßt!
> Eh' kühne Klugheit uns zum Sinnen nöthigt,
> Denn Kühnheit fodert meine hohe Abkunft
> Als Ehrenantheil, Klugheit meine Schwäche,
> Die schweigend zusah, als die Brüder Frankreich
> Vertheilten und das kleinste Loos mir gaben,
> Doch die, der Luft gleich, welche windstill brütet,
> Wenn die Natur der Dinge es erlaubt,
> In Sturm sich wandelt, brüll'nde Wogen geißelt
> Und Eichen von den Mutterwurzeln abreißt,
> Da Zwang und Klugheit angeborne Kraft

> Nur fesselten: eh', was ich sagte, klar wird
> Und ungehindert unsern Geist durchschreitet,
> Vernehmt den Grund, weshalb ich Clodoveva,
> Mein Weib bis jetzt, verstoße, und die Tochter
> Des Gothenkönigs Athanagild,
> Brunhildens Schwester, Galaswintha hier,
> Zum Weibe nehme.

In dieser Weise, deren leichte Faßlichkeit Jedermann gebührend bewundern wird, lassen sich Helden und Heldinnen dieses Mordgemäldes häufig vernehmen. Glücklicherweise verzichtet der Verf. auf die Ehre der Darstellung, sodaß er in dieser Hinsicht nicht bitterlich getäuscht werden kann. Sollte er die Hoffnung genährt haben, seine Arbeit von Vielen gelesen zu sehen, so steht freilich zu fürchten, daß manchen andern Täuschungen auch diese [illegible] sich noch zugesellen dürfte.

6. Sapphira. Trauerspiel in fünf Abtheilungen, nebst einigen kleinern Gedichten, von G. T. Freiherrn Gans, Edler Herr zu Putlitz. Berlin, Nicolai. 1842. Gr. 8. 25 Ngr.

Abermals ein Vorwort mit allerhand Bemerkungen über antike und moderne Tragödie, über Chor und Kothurn, über Einheit der Handlung u. s. f. Neues erfährt darin Niemand, es müßte denn das allerdings beachtenswerthe Factum sein, daß der Hr. Verf. uns verräth, wie lange Zeit zwischen Ausarbeitung seiner Tragödie und deren Veröffentlichung verflossen ist, nämlich 30 Jahre. Das ist eine hübsche Zeit, in der sich auch ein Gedicht ablagern kann, wenn's nämlich eins ist. Ohne nur dem edeln Herrn zu Putlitz zu nahe treten zu wollen, muß ich seiner Arbeit doch allen poetischen Werth absprechen. „Sapphira" ist eine einfache, recht verständige, aber trockene Arbeit, die man mit Interesse liest und die wol auch auf dem Theater sich einigen Beifall erwerben könnte, wenn das Publicum nicht etwa in einem einzigen Punkte leicht schwierig zu werden pflegte. Sapphira nämlich, die schöne Gattin eines Kaufmanns zu Nymwegen, ergibt sich, um den unrechtmäßig verhafteten Gemahl vom Tode zu retten, seinem lüsternen Richter. Nach dem fürchterlichen Opfer erfährt sie erst, daß sie betrogen und ihr Gatte schon längst im Kerker ermordet worden ist. Die Getäuschte fleht um Gerechtigkeit bei Karl dem Kühnen, erhält sie auch, tödtet sich aber aus Lebensüberdruß und Scham durch Gift. Diese Begebenheit ist ohne Anstößigkeit dramatisch vorgetragen, dennoch aber bleibt ein ihr unangenehmer Beigeschmack, der wahrscheinlich auch bei der Darstellung nicht ganz würde ausgetilgt werden können. Die Charaktere sind consequent und entschieden gehalten, die Sprache ist einfach, klar und correct, ohne allen poetischen Schmuck. Die beigegebenen Dichtungen, theils Original, theils Übertragungen, gehören nicht hierher, weshalb sie nur erwähnt werden mögen, ohne daß ein Urtheil über Werth oder Unwerth derselben gefällt werden soll.

7. Ein weibliches Herz. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen, von Theodor Stamm. Stuttgart, Cotta. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Auf dem Titelblatt wird bemerkt, daß dieses Gedicht auf dem k. k. Hofburgtheater zu Wien aufgeführt worden sei. In vorliegender Gestalt kann dies unmöglich geschehen sein, da es ein gewöhnliches bühnengerechtes Drama seiner Ausdehnung nach wol zweimal umfaßt. Es wäre wünschenswerth gewesen, der Verf. hätte den Bühnenauszug drucken lassen, wir hätten dann den reinen schönen Kern, nicht zugleich so viel Schale mit erhalten, die, wenn sie auch an sich nicht zu tadeln ist, doch das Verständniß gar zu sehr erschwert. Die hingebende aufopfernde Liebe eines weiblichen Herzens ist der Grundton, den der Dichter in zum Theil gelungenen Variationen preist und schildert. Diese Variationen bestehen hier in einem Wirrsal von wunderbaren Schicksalen, die oft wenig Wahrscheinlichkeit für sich haben. Doch sind sie mit einem so reichen Aufwand poetischer Mittel ausgestattet, daß man allenfalls darüber hinwegsehen kann. Schwer dagegen möchte es sein, übersichtliche Klarheit in das Dunkel der Geschicke zu bringen, die sich hier wie Schlinggewächse durcheinander flechten. Deshalb verzichte ich auf Darlegung der Geschichte, die sich an historischen Hintergrund lehnt und zu Anfang des 15. Jahrhunderts auf spanischem Boden spielt, wo noch die Kämpfe zwischen Christen und Mauren in Blüte standen. Wichtiger als die Fabel, deren dramatische Anlage kaum großes Lob ansprechen dürfte, scheint mir der poetische Gehalt dieser Arbeit. Man fühlt, daß dichterisches Feuer den Geist des Verf. belebt. Seine Anschauungen sind immer poetisch und einen Beweis für seine Befähigung liefert die sprachliche Fassung, die er Gedanken und Empfindungen zu geben weiß. Hier stoßen wir auf Perlen reinsten Wassers, auf Bilder und Gedanken von durchsichtiger Zartheit, sodaß es sich wol der Mühe lohnt, die Leser d. Bl. durch einige Auszüge auf die Schönheiten eines Gedichts, das wahrscheinlich für die Zukunft der Darstellung entrückt bleiben wird, aufmerksam zu machen. Der Verf. ist vorzugsweise glücklich in Schilderung zarter Gefühle, und in Liedern, orientalischer Phantasie entsprungen. Das Bruchstück eines solchen lieblichen Gesanges mag hier folgen:

> Hariri, blonder Schenke,
> Du zechtest mich schon krank;
> Willst du, daß ich gesunde,
> So reich' von deinem Munde
> Den frischen Lebenstrank.
> Hariri, Schelm der Schelme!
> Dein schwarzer, feuchter Stern,
> Was soll dein lüstern Winken?
> Ich kann ihn doch nicht trinken,
> Und tränk' ihn doch so gern.
>
> Komm her und setz' dich nieder,
> Recht knapp hier auf mein Knie;
> Der Druck der weichen Glieder,
> Der Gruß der Augenlider
> Ist schön're Harmonie,
> Als Hafis' Melodie.
>
> Du holde Rosenknospe,
> Dir wird das Herz schon bang!
> Was thust du auch so spröde?
> Ich freite dich schon lang.
>
> Schon lange streck' ich sehnend
> Die Finger nach dir aus,
> Umschwärm', wie Bienen, tönend
> Dein duftig rothes Haus.
>
> Laß mich den Honig kosten
> Auf deinem myst'schen Grund;
> Die Lippen, die erbosten,
> Sind doppelt süß und rund.
>
> Was wollen sie auch schmollen?
> Das Schmollen macht sie bleich.
> Da sie doch küssen sollen,
> So thu' es lieber gleich.

Eins der zartesten Gespräche zwischen Liebenden, die von Dichtern ersonnen worden sind, möchte folgendes sein:

Cesar.

> Wie konnt' ich hoffen auf die höchste Huld,
> In dir für dich zu leben?

Zaide.

> Willst du das?
> Du wähltest ein gefährlich Haus.

Cesar.

> Gewiß!
> Die Lilie baut ihr luft'ges Silberzelt
> Für Elfen nur — drum knie ich auf die Schwelle
> Demüthig hin und fleh' ein Tröpfchen Thau.

Zaide.

> Da! (Legt ihm den Finger auf die Lippen.)

Cesar.

Bist du so karg?

Zaide.

Und du so nimmersatt?

Cesar.

Kannst du mich schmachten sehn? Mich dürstet sehr.

Zaide.

Da weiß ich keinen Rath!

Cesar.

Ich will dich lehren,
Was mich die Biene lehrte.

Zaide.

Nun?

Cesar.

Sie trinkt
Den kühlen Tropfen von der Blum'. (Küßt sie.)

Zaide.

Und dann?

Cesar.

Bereit't sie Honig aus dem Raub. (Umschlingt sie.)]

Zaide.

Du bist
Gar schnell aus einem Schüler Lehrer worden!
Nun höre, was die kluge Blume thut,
Wenn sie der Schmetterling umschwärmt.

Cesar.

Nun?

Zaide.

Sie schüttelt ihren Kelch und gießt den Thau
Auf ihres Freiers gleißend bunte Flügel.
(Macht sich los und entflieht.)

An einem andern Orte sagt dasselbe Mädchen, indem sie ihren heldenmüthigen Bruder bekränzt, mit geschwisterlicher Zärtlichkeit:

So! diesen Kranz für deine Heldenstirn!
So kränz' ich dich zu meinem treuen Ritter,
Und diese Kette schling' ich schmeichelnd dir
Um deinen stolzen Nacken — (umschlingt ihn mit den Armen)
Wirst du sie
Auch gerne tragen? Und das Rosenblatt
Leg' ich auf deine ernsten braunen Wangen, (küßt ihn)
Wenn du versprichst zu lächeln.

In solchen Bildern liebender Zärtlichkeit und Anmuth ist der Verf. ungewöhnlich reich und glücklich. Um so störender sind dagegen einzelne Eigenthümlichkeiten im Sprachgebrauch, die über die Befugniß poetischer Licenz hinausgehen und deren er sich späterhin enthalten möge. So sagt er immer, auch wo eine leichte Änderung des Verses es vermeiden könnte:

Was launte Euch, die wilde Nacht zu hausen u. s. w.

für: was kam Euch in den Sinn, oder welche Laune trieb Euch hinaus. Und anderswo:

Der Eine pfauet in des Königs Purpur,

was stolz wie ein Pfau einherschreiten bedeuten soll. So leicht der Sinn so willkürlicher Ausdrücke zu errathen ist, so entschieden müssen wir uns doch dagegen erklären, als gegen gar zu grobe Beleidigungen grammatikalischer Regeln.

8. Ulrich von Hutten. Ein Drama in fünf Aufzügen, von R. Gottschall. Königsberg, Theile. 1843. 8. 1 Thlr.

Ulrich von Hutten's Schicksale sind ein dankenswerther Vorwurf für ein Drama, in jetziger Zeit doppelt dankenswerth, weil sie gleich jenem edeln Freimüthigen der Vorzeit oft verfolgt und von Schergen matt gehetzt wird. Hr. Gottschall hat den besten Willen, er würde aber Besseres geleistet haben bei Hinweglassung des vielen Bombastes und der Schlagreime, die freilich mittelmäßige Schauspieler für die sogenannten Abgänge sehr lieb haben. Das Drama kommt bei körniger Einfachheit immer am weitesten, Phrasenmacherei beeinträchtigt Werk und Autor und läßt gern vermuthen, daß es dem Verf. wol nicht so ernst sein möge, als er sich stellt. Wie trivial bei allem Schwulst klingt es, wenn der Autor sagt:

O kniet nicht betend an den alten Leichen,
Die der Verwesung Geier schon umkreist;
Gespenster müssen vor dem Licht entweichen,
Und ewig siegt und ewig herrscht der Geist.

Hauptmomente des Dramas sind Hutten's Liebe zu Konstantia Peuttinger, seine Flucht, Bischof Lambert's Verfolgung des Ritters und Entführung Konstantia's, Peuttinger's Bekehrung von seinem frühern Unglauben an der Redlichkeit Hutten's und dessen endlicher Tod. Einzelne Scenen sind dramatisch gedacht, in der Ausführung aber meistentheils misglückt, was auch von dem Ganzen gilt. Erhebend sind Hutten's letzte Worte. Schlimm genug, daß wir sie auch heute noch wahr nennen müssen!

— — Ich fühl's, es naht die letzte Stunde,
Ich bin ohnmächtig, und es stirbt der Geist
Dem Körper nach! —
Du Alpenglühn der Freiheit!
Wann schlingst du deiner Rosen Kranz
In unverwelklich ew'ger Glorie
Dem Genius des deutschen Volks ums Haupt?
Wie lange lohnt die ed'len Kämpfer noch
Einsamer Tod und Bann und Schmach und Ketten?
Ist's noch nicht Zeit, o Schicksal? Hat das Geruhorn
Zu früh von seinen hohen, lichten Triften,
Ins dumpfe Thal den neuen Tag verkündet?
Fast scheint es so; doch wir, die wir's geahnt,
Und vorgefühlt im heißen Drang der Brust,
Was einstens kommen wird und kommen muß,
Wir athemlose Boten einer schönern Zukunft,
Wir sinken nicht vergebens in das Grab. — —
Des Wortes Flocke, die wir aufgestöbert,
Wird zur Lawine, und sie stürzt mit Donnern
Hinab auf die Zwing-Uris der Tyrannen.

9. Faust. Ein dramatisches Gedicht von C. St. Czilsky. Halle, Heynemann. 1843. 8. 26¼ Ngr.

Schade, daß Goethe diesen „Faust" nicht noch erlebt hat! Er würde zweifelsohne mancherlei ihm Heil- und Förderſames daraus gelernt haben, als da sein dürfte: weise Benutzung der Pläne Anderer, was freilich Spötter auch lächerliches Cariciren fremder Gedanken nennen können; ferner die Kunst neuer, kühner, nie dagewesener Reime, obwol in diesem Fache schon das Menschenmögliche geleistet worden ist u. s. f. Man erlasse mir, Hrn. Czilsky's „Faust" anatomisch zu zerlegen, man würde sich nur dabei langweilen, und Kunst, Poesie und Ästhetik könnten wirklich nichts gewinnen. Die Kühnheit Czilsky'scher Reime und Wortschwingungen verdient aber alle Anerkennung, und um ihm diese vor Aller Augen in vollstem Maße zu Theil werden zu lassen, lege ich folgende Prachtstellen, die sich leicht verhundertfältigen ließen, einem kunstliebenden, poetisch gesinnten Publicum vor. Also Nr. 1:

Denn in meiner Seel', der wilden,
Regt sich menschlich noch ein Sinn.
Mag der kalte Weltenlenker
Seiner Despotie sich freun,
Mag der schwarze Wesenhenker
Seiner Marterlust sich weihn.

Nr. 2: Ich ließ die Blicke in die Ferne gleiten,
Weit schweiften sie bis an den höchsten Äther;
Ich sah die Wolken mit sich krampfhaft streiten,
Und lauschte der Natur geheimem Zeter.

Nr. 3: Ach der Glutstrom aller Sonnensphären
Zuckt aus ihrer Lippen lichtem Rosenschaum, —
Majestätisch sprühn der Sel'gen Wonnen
Von der Königsstirn der Holden himmelauf!

Ihrer Brüste paradiesische [illegible]
Glühn wie Berenicens Haar im Sternenlauf.

Nr. 4: O wolle mich erdrücken
In deinem Arm
So liebewarm!
O könnt' mein Aug' vernicken
An deinen Blicken!

Nr. 5: Und es lebe, was da ist,
Sicher unter seinem Flügel,
Bis die Welt in Nacht zerfließt
Und zerschmilzt im Gottestiegel.

Nr. 6: O nein, kein Traum! So stieß ich ihr den Speer
Durch ihrer Brüste reichen Silberberge
Bis in das Herz, sie seufzte tief und schwer,
Und sank zurück, wie jetzt.

Nr. 7: An ihres Busens hochgewölbtem Nachen,
Der wie ein Ocean auf und nieder schwellt,
Will ich des Weltgerichtes Dräun verlachen.

Gott erhalte dem armen Faust seine fünf Sinne an diesem Busenocean, Hrn. Szilёky aber verleihe er gnädig etwas Geschmack, bevor dieser kühne Faust-Dichter, der uns seine Poesien mit beiden Fäusten ins Gesicht schlägt, dem Publicum noch einmal mit seiner unflätigen Muse einen Besuch abstattet.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Aschenbrenner, M., über die nothwendige Lösung des Widerstreites des particularistischen Kirchenglaubens mit der vom Staate zugesicherten Glaubensfreiheit und mit der im deutschen Bunde garantirten Gleichheit der Rechte der christlichen Confessionen. Mit kritischen Reflexionen über den angeblichen Widerstreit des Christenthums gegen die moderne Philosophie. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 20 Ngr.

Bibliothek der neuern Geschichte. Sammlung der vorzüglichsten Geschichtschreiber vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. In Verbindung mit mehrern Geschichtsforschern und Geschichtsfreunden herausgegeben von P. H. Külb. 1ster Theil: Francesco Guicciardini's Geschichte Italiens. Aus dem Italienischen von C. Sander. 1ster Band. 1stes und 2tes Heft. Darmstadt, Leske. Gr. 8. à Heft 15 Ngr.

Das lebende Bildniß. Lustspiel in drei Aufzügen. Nach dem Französischen bearbeitet durch L. W. G. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 12½ Ngr.

Britannia. Eine Auswahl englischer Dichtungen alter und neuer Zeit. Ins Deutsche übersetzt von Louise v. Ploennies. Mit beigedrucktem Originaltext. Frankfurt a. M., Schmerber. Gr. 12. 2 Thlr. 5 Ngr.

Doctor Robin. Lustspiel in einem Aufzuge. Nach dem Französischen bearbeitet durch L. W. G. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 7½ Ngr.

Eyth, E., Gedichte. Stuttgart, Belser. 8. 1 Thlr.

Faber, G., Politische Predigten gehalten im Jahre 1843 auf verschiedenen Dächern der Hauptstadt *** Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr.

Gebauer, A., Christliche Gedichte. 3te verbesserte und vermehrte Auflage. Mannheim, Löffler. 8. 22½ Ngr.

Die Gerichtsordnung für das Oberappellationsgericht der vier freien Städte Deutschlands, nebst den darauf bezüglichen Gesetzen der einzelnen Städte und den allgemeinen Verfügungen des Gerichts. Herausgegeben und erläutert von F. Blume. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Gesetz über die Verfassung und Verwaltung der Gemeinden, und Gesetz über die Rechte der Gemeindebürger und die Erwerbung des Bürgerrechts. Amtliche Ausgabe. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gournerie, E. de la, Das christliche Rom, oder historisches Gemälde christlicher Erinnerungen und Denkmäler Roms. Deutsch von P. Müller. 1ster Band. Frankfurt a. M., Andreä. Gr. 8. 1 Thlr.

Großmann, C. G. L., Rede zur Weihe der Schwedenfahne, die als ein Königliches Ehrengeschenk der löblichen Bäckerinnung zu Leipzig Gustav II. Adolf 1631 huldreich verehrt und Karl XIV. Johann 1842 gnädig erneuert. Nebst einer Abbildung der Schwedenfahne in 4. Leipzig, Schreck. Gr. 8. 5 Ngr.

Hagemeister, J. v., Des Rohrzuckers Erzeugung, Verbrauch und Verhältniß zum Rübenzucker. Ein staatswirthschaftlicher Versuch. Berlin, Duncker und Humblot. Lex.-8. 22½ Ngr.

Hammer-Purgstall, Geschichte der Ilchane, das ist der Mongolen in Persien. Mit neun Beilagen und neun Stammtafeln. 2ter Band. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 3 Thlr.

Hesekiel, G., Silhouetten von Berlin und der Umgegend. Berlin, Athenäum. 8. 15 Ngr.

Knapp, A., Christliche Gedichte. 3te Auflage. Zwei Bände. Basel, Neukirch. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kruse, F., Necrolivonica, oder Alterthümer Liv-, Esth- und Curlands bis zur Einführung der christlichen Religion in den Kaiserlich Russischen Ostsee-Gouvernements, zusammengestellt und historisch erläutert in einem unterthänigsten Generalberichte über seine auf Allerhöchsten Befehl im J. 1839 ausgeführte archäologische Untersuchungsreise nebst mehren wissenschaftlichen Excursen und vielen Lithographien und Alterthümern, Plänen und Karten. Dorpat 1842. Fol. 10 Thlr.

Lambruschini, A., Polemische Dissertation über die unbefleckte Empfängniß Mariä. Aus dem Italienischen übersetzt von M. Zürcher. Schaffhausen, Hurter. Gr. 12. 7½ Ngr.

Licht und Schatten aus einem Dichterleben. Berlin, Athenäum. 8. 26¼ Ngr.

Lindenburg, A. G. v., Leyerklänge aus Tirol. Stuttgart, Ebner und Seubert. 8. 1 Thlr.

Löwe, F., Gedichte. Stuttgart, Franckh. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Maria Schweidler, Die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprocesse, nach einer defecten Handschrift ihres Vaters, des Pfarrers Abraham Schweidler in Coserow auf Usedom herausgegeben von W. Meinhold. Berlin, Duncker und Humblot. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Martialis, Marcus Valerius, als Mensch und Dichter. Nebst Andeutungen zur Kenntniß einiger von den Epigrammen desselben vorhandenen Übersetzungen in deutscher und französischer Sprache. Berlin, Enslin. 8. 20 Ngr.

Meisterwerke dramatischer Poesie. Herausgegeben und mit ästhetischen Abhandlungen ausgestattet von O. Marbach. 1stes Bändchen: König Oidipus von Sophokles. Bearbeitet und erläutert von O. Marbach. Leipzig, Franke. Kl. 8. 15 Ngr.

Die Memoiren des Satans. Lustspiel in drei Aufzügen. Nach dem Französischen bearbeitet von L. W. G. Karlsruhe, Macklot. 1842. Gr. 8. 12½ Ngr.

Menzel's, W., Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage. 4te umgearbeitete Ausgabe in einem Bande. In zwei Abtheilungen. Stuttgart, Cotta. Lex.-Form. 5 Thlr.

Schmidt, A., Beleuchtung der neuen Schelling'schen Lehre von Seiten der Philosophie und Theologie. Nebst Darstellung und Kritik der frühern Schelling'schen Philosophie, und einer Apologie der Metaphysik, insbesondere der Hegel'schen gegen Schelling und Trendelenburg. Berlin, Athenäum. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Strümpell, Die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte, Herbart. Ein Überblick. Braunschweig, Leibrock. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wachsmuth, W., Hellenische Alterthumskunde. 2te Auflage. 1tes Heft. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 195. — 14. Juli 1843.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1842.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 194.)

10. Atellanen. Dramatische Arbeiten von Rapp-Jovialis. Zweite Sammlung. Stuttgart, Cotta. 1842. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Den Anfang dieser Sammlung macht eine fünfactige Tragödie „Gustav Adolf", die viel Gelungenes enthält; vornehmlich ist lobend zu erwähnen, daß der Verf. ein nicht übles Bild von dem wüsten Leben und Treiben der entarteten Soldateska jener heillosen Zeit entworfen hat. Überhaupt sind die Volksscenen die beiweitem besten Partien des Dramas, wo aber der Vers und mit ihm die gäng und gebe noble Redeweise eintritt, wird er gewöhnlich, selbst Charakteristik der Personen hilft hier nicht immer auf. Wie viele vor ihm, stellt er den Herzog von Lauenburg als muthmaßlichen Mörder Gustav Adolf's auf. Um die liebe Zeit kümmert sich Hr. Rapp-Jovialis wenig. Christine, Adolf's Tochter, tritt schon vor der Schlacht bei Lützen als erwachsene Jungfrau und höchst kühne Reiterin auf. Anachronismen anderer Art kommen später noch häufig vor, eine Freiheit, die er sich zugleich mit der wunderlichen Orthographie, deren er sich befleißigt, herausnimmt. Etwas gar zu überflüssig finde ich die letzte Ölung des Priesters, die an dem sterbenden Pappenheim vollzogen wird. Der Verf. hat einige Soldatenlieder eingeflochten, die den Kriegswirrwar recht gut vergegenwärtigen. Eins davon heißt:

Herr Weimar ist ein starker Held,
Er liegt im Bett und wir im Feld,
Wir theilen uns, wie's Gott gefällt,
Er stiehlt uns die Ehre, wir ihm's Geld.
Läg' er im Heu und ich im Zelt,
So wären die Sachen baß bestellt.
Das ist die Lumperei der Welt,
Ein Wunder, wie's noch zusammenhält.

Das Lustspiel „Des Kaisers Zorn" ist unbedeutend. Der altdeutsche Humor, der sich darin breit machen will, hat weder Saft noch Kraft. Der zürnende Kaiser ist Karl V., den ein Fastnachtsschwank, worin lutherisch Gesinnte ihm ärgerliche Dinge sagen, aufbringt. Die Versöhnung läßt jedoch nicht lange auf sich warten. Ganz unbegreiflich bleibt es mir, wie es einem gescheiten Mann einfallen kann, Goethe's „Egmont" nach Goethe nochmals zu bearbeiten. Soll die hier gebotene Bearbeitung eine Verbesserung sein oder eine bloße Einrichtung für die Bühnen? Ich weiß es nicht! Nur so viel sehe ich ein, daß die angebrachten Einschiebsel höchst überflüssig, die stellenweise Übersetzung Goethe'scher Prosa kein Meisterstück und das Ganze vollkommen verlorene Mühe ist.

11. Odysseus und Nausikaa. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Goethe. Ein Ergänzungsversuch von Heinrich Viehoff. Düsseldorf, Bötticher. 1842. 16. 11¼ Ngr.

Von Ausführung der Pläne Verstorbener bin ich kein Freund, am wenigsten dann, wenn der hinterlassene Plan einem Geiste erster Größe den Ursprung verdankte. Man kennt die Ausführung von Dramen nach Schiller'schem Entwurfe, die, obschon mit vielem Fleiße bearbeitet und sogar unter die Supplementbände von Schiller's Werken aufgenommen, doch immer weiter nichts beweisen als das Mühen einer schwächern Kraft, es dem unerreichbar Großen in nachahmender, anschmiegender Gedanken- und Formbildung gleich zu thun. Wie gewagt muß nun ein solches Unternehmen erst bei Goethe erscheinen, dessen antike Ruhe und Durchdringung jeglichen Stoffs weit schwerer, wenn überhaupt je, nachzubilden ist, als die an Klang und Schall sich nur zu sehr bindende und mit ihnen liebäugelnde Diction Schiller's! Indeß ist schon ein solches Wagniß aller Beachtung werth, und so ging ich denn mit vielem Interesse, obwol mit mancherlei Befürchtungen an die Lecture dieses Ergänzungsversuchs, das rückgelassene Fragment des Goethe'schen Entwurfs vor mir. Ich freue mich, gestehen zu können, daß ich mich getäuscht habe, daß ich von der hier gegebenen Ausführung überrascht worden bin. Wem Goethe's ursprüngliches Fragment nicht geläufig ist, wer überhaupt nicht einer bis in die geheimsten Falten Goethe'schen Denkens eingedrungenen Vertrautheit mit diesem Heros deutscher Poesie sich rühmen kann, der möchte, würde ihm die hier vorliegende Ergänzung als hinterlassenes Werk des großen Dichters geboten, sehr leicht getäuscht werden können. Angestrengtes Aufmerken läßt allerdings die fremde Bildungskraft erkennen, aber sie ist so leise verwischt, so überaus künstlich versteckt, daß es an vielen Stellen sehr schwer fällt, sie nicht Goethe zuschreiben zu sollen. Dies zeugt von einem seltenen Nachahmungstalente, das unterstützt und in vorliegendem Falle gesteigert wird durch gründliche Bildung und Vertrautheit des Nachahmenden mit griechischem Geist, griechischer Sitte, griechischer Dichtungsweise. Und so macht die Tragödie einen durchaus angenehmen Eindruck, wie alles wahrhaft Schöne und Erhabene. Nach den widerwärtigen Aufregungen, die immer Folge der Anschauung selbst besserer Dramen der Neuzeit sind, ist es wohlthuend und erquickend, sich genießend auszuruhen unter dem Schirmdach antiker Einfachheit. Es ist etwas Großes um die klare, vollendete Plastik der Alten, und mag die moderne Gesittung, der sich wandelnde Geschmack von heute noch so viel gegen diese Einfachheit und Ruhe eifern, ihre überwältigende Macht auf den Gebildeten wird sie nun und nimmer brechen können. Viehoff hat den von Goethe angedeuteten Entwurf ziemlich genau als Basis seines Ausbaus beibehalten. Nach diesem kommt Odysseus, vom Sturm verschlagen, zum Könige der Phäaken, in zerlumpter Kleidung. Nausikaa, des Königs Tochter, erblickt den Fremdling zuerst am Strande und ist erstaunt, wie ein so würdig blickender Mann in so dürftigem Kleide einherschreiten kann. Odysseus spricht

sie an, Nausikaa sendet ihm neue Gewänder, mit denen angethan der Held, jetzt von Athene verklärt und verjüngt, wieder vor Nausikaa tritt, die, von so viel Majestät überwältigt, durch Wort und Blick Odysseus verräth, daß sie ihn liebt. Odysseus kommt nun in den Palast, erzählt Alkinoos seine Abenteuer, wird aber von den Fürsten, die um Nausikaa freien, für einem Lügner gehalten. Ihr höhnisches Betragen bricht offen los bei angesagtem Kampfspiel. Odysseus, dadurch gekränkt, fodert alle Fürsten zum Wettkampf heraus und wirft die schwerste Scheibe weit über das gesteckte Ziel. Die Höhnenden verstummen, Nausikaa's Geschick aber ist damit entschieden. Alkinoos bringt in den Fremdling und begehrt, seinen Namen zu erfahren. Odysseus nennt sich. Da es nun bekannt wird, daß er vermählt ist und Nausikaa keinem der Freier ihre Hand reichen will, beschließt sie, zu sterben und stürzt sich vom Felsen herab ins Meer. Geschützt von Alkinoos und Pallas Athene verläßt Odysseus unangetastet, aber in tiefe Trauer versenkt, die Insel der Phäaken.

Ein günstiges Urtheil verlangt ebenso wohl wie ein hartes Belege, und so gebe ich nachstehend einige Proben, die gewiß dazu beitragen werden, für das Schöne empfängliche Gemüther auf diesen heitern Dichtungsversuch aufmerksam zu machen. Odysseus begehrt von Nausikaa zu erfahren, woran er den Palast ihres Vaters erkennen könne? Darauf Nausikaa:

— Er ist durch Glanz und Größe leicht
Erkennbar. Silbern strahlt das Doppelthor,
Von Erz erglänzt die Mauer, um und um
Mit blauem Stahl gesimst; am Eingang stehn
Wachsame goldne Rüden, von der Hand
Des Feuergottes anmuthvoll gebildet.
Doch hast du nun den vielgeschmückten Saal
Erreicht, wo mit den Fürsten der Phäaken
Alkinoos, gleich einem Gott, sich freut,
Dann wende dich zunächst an meine Mutter,
Arete, die beim Glanz des Feuerheerdes,
An hoher Säule angelehnt, den feinen
Meerpurpurfarb'gen Faden kunstvoll spinnt.

Ganz in würdiger Haltung der Alten braust Odysseus im Zorne auf bei dem Zweifel der Fürsten an seiner edeln Herkunft:

— — Beim Zeus! Ich will
Dir zeigen, daß ich nicht, wie du geschwatzt,
Ein Krämer bin! Kommt an! In jeder Art
Des Kampfes steh' ich euch, sei's in dem Ringen,
Sei's in dem Faustkampf, in dem Wurfspießschleudern,
Sei's in der Kunst, des Bogens Kraft zu spannen,
Und scharf zu richten nach entferntem Ziel.
Ja, selbst in Sprung und Wettlauf wag' ich's noch
Mit euch, ob Hunger auch und grimm'ge Meerflut
Grauvoll verwüstet meiner Glieder Stärke.

Nicht minder einfach rührend ist die Erzählung Eurymedusa's von Nausikaa's Tode;

Indeß ich, schreckergriffen, mit dem Ruf:
Unsel'ge, was beginnst du? mich erhebe,
Trägt sie — entsetzlich anzuschaun — ein Sprung
Den Rand hinüber weg aus meinen Blicken.
Mit Jugendschnelle stürmt mein schwacher Fuß
Hinauf zum Abhang, da erblickt' ich sie —
O nimmer wird vor meinem Aug' dies Bild
Verlöschen! unten tief erblick' ich sie,
Im Wellengrab, noch von der Flut getragen,
Auf düstrer Woge lag der schnee'ge Arm,
Das bleiche, schöne Haupt, sanft wie im Schlummer.
Sie schlug noch einmal ihr geschlossen Auge
Empor, und blickte, wie erstaunt, daß sie
Noch lebe, himmelwärts, gewahrte mich
Und winkte mir ein Lebewohl — ein letztes;
Denn brausend wälzte sich ein Wasserhügel
Heran und überdeckte sie.

Auch ein Lied ballspielender Jungfrauen ist nach Form und Inhalt im Sinne der Alten und darf als wohlgelungen bezeichnet werden. Nur die erste Strophe möge zum Schlusse noch hier stehen:

Auf, ihr blühenden Jungfraun!
Schlingt den fröhlichen Reigentanz!
Lustig empor in hohem Bogen
Von Hand zu Hand
Fliege der zierlich geschwungene Ball
Klug gezielt und hurtig erfaßt!
Und zu der Tritte geregeltem Schall
Töne der Zither melodischer Klang,
Töne das herzerquickende Lied!

Eine heitere Stunde pflegt man durch trübe Eindrücke nicht gern zu unterbrechen. Deshalb sei mit dieser Gabe eines klaren, durchgebildeten Geistes der erste Artikel über diesjährige dramatische Producte geschlossen.*) 69.

Der zweite Punische Krieg und der Kriegsplan der Karthager. Eine historisch-politische Vorarbeit zu einer Geschichte des zweiten Punischen Kriegs von Ludwig Freiherrn v. Vincke. Berlin, Besser. 1841. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Leider schlimm genug, aber wahr ist es, daß man in unsern Tagen sich freuen muß, wenn ein Gelehrter die noch vor wenigen Jahrzehnden unbestrittene Größe eines alten Schriftstellers anerkennt. Der Freih. v. Vincke hat Ref. diese Freude gemacht. Durchaus belegt das Buch des Verf. einsichtsvollen Respect für Polybius, den ein anderer Schriftsteller — wer den Namen zu erfahren für der Mühe werth hält, kann ihn schwarz auf weiß S. 56 n. 2 abgedruckt lesen — einen echte Geschichte zu schreiben unfähigen Sophisten nennt, dessen Pragmatik er wünscht in Schulen der Polytechnik und Industrie verwiesen zu sehen. Nicht minder erfreulich war es Ref., daß Hr. von Vincke gleich in den ersten Zeilen des Buchs mit gebührendem Anerkenntnisse den Namen Heeren's ausspricht, über den herzuziehen hin und wieder der neuesten Zeit als das erste Probestück historischer Tüchtigkeit zu gelten scheint. Hiermit wäre im Allgemeinen ausgesprochen und zugleich belegt, daß ein Leser, welcher Ref. altväterisch zu werden drohende Ansichten theilt, die vorliegende Schrift nicht anders als mit Achtung und Wohlwollen für den Hrn. Verf. wird lesen können. Der angenehmen Obliegenheit, dieselbe öffentlich zu besprechen, glaubt Ref. nicht besser genügen zu können, als indem er vor allen Dingen den subjectiven Standpunkt bezeichnet, von dem aus sich und Andern er im Stande ist, von dem Eindrucke Rechenschaft zu geben, den die Lecture der Schrift auf ihn gemacht hat. Ref. ist nicht Militair und mit keinem dem Militair als solchem nöthigen Wissen ausgestattet. Eben um deswillen aber glaubt er an seinen Beruf, als Repräsentant desjenigen Publicums zu sprechen, das der Hr. Verf. im Auge hatte, welcher, indem er S. 77, n. 2, die Begriffe Strategie und Taktik, Operationsobject und Operationssubject, Communicationslinie und Operationsbasis erläutert, deutlich zu erkennen gibt, daß sein Werk für das größere und nicht blos für das militairische Publicum soll geschrieben sein. Die Sache selbst anlangend, scheint es zweckdienlich, die Ansichten darzulegen, welche Ref. zu der Lecture bereits mitbrachte, und sodann über die Berichtigung und Vervollständigung zu sprechen, die in jenen Ansichten durch vorliegende Schrift möchte entstanden sein.

Wer ein besonderes Interesse dem zweiten Punischen Kriege um deswillen beilegt, weil die durch und durch von römischen Elementen durchdrungene Bildung der modernen Zeit eine durchaus andere wäre, wenn Karthago gesiegt und Roms welthistorischen Einfluß im Keim zerstört hätte und weil, worauf wir weiter unten zurückkommen werden, eben in diesem Kriege Rom durch eine Art von Wunder dem Untergange entzogen blieb, muß der Richtigkeit beider Bemerkungen ungeachtet doch auch zuge-

*) Der zweite Artikel folgt im Monat September. D. Red.

den, das man das Nämliche von gar vielen Momenten der römischen Geschichte sagen kann. Vielmehr beruht, was unsere Aufmerksamkeit so mächtig fesselt, zunächst auf der Größe des Schauplatzes immenser Kraftentwickelungen, von denen wir als einziges Beispiel hier nur den Umstand anführen, daß keine englische Imbarcation je solche ungeheure Truppenmassen auf einmal über das Meer gesetzt hat und auch überzusetzen schwerlich vermocht hätte, als Rom und Karthago in jenem denkwürdigsten Kriege, mehr aber noch auf der hohen moralischen Kraft und der gigantesken Charaktergröße, die in eben diesem Kriege in immer wechselnder Entscheidung das gegenseitige Können und Vermögen erprobten. Was begreifen wir, was ist uns klar, nachdem wir die altberühmten, jene Ereignisse und Personen schildernden Geschichtswerke gelesen haben? Folgendes:

Rom mußte in Italien besiegt werden. Denn kein auch noch so vollständiger Sieg in Spanien oder Sicilien brach die der römischen Herrschaft inwohnende einheimische Energie. Dagegen minderte jeder in Italien erfochtene Sieg nicht nur Roms Hülfsmittel, sondern verstärkte die Macht Karthagos, dem alsdann mit Roms Suprematie miszufriedene italienische Städte und Völkerschaften sich zuwenden mußten. Ob, wenn Roms Herrschaft über Italien vernichtet war, alsdann die Stadt selbst fiel, das war politisch genommen eine unwesentliche Frage, die des Siegers Mäßigung oder Rachedurst beliebig entscheiden mochte. Jedoch ist aber auch andererseits gewiß, Roms italienische Außenmacht zu bewältigen war entbehrlich, ja verkehrt, sobald man die Stadt selbst vernichten konnte. Mußte nun also Karthago ein zu dem Kriege mit Rom angemessen großes Heer nach Italien versetzen, so waren dazu nur zwei Wege gegeben. Der zur See war der kürzeste und an sich sehr wohl practicabel; denn hinreichende Transportmittel standen den Karthagern zu Gebote. Jedoch mit einer römischen Flotte auf dem Mittelmeere zusammenstoßend konnte die Expedition zu nichte gemacht werden, denn bereits der erste Punische Krieg hatte die Römer gelehrt, mindestens gleiche Macht und Tüchtigkeit der karthagischen auch zur See entgegenzustellen, und war diese Expedition verloren, dann war es höchst wahrscheinlich auch alle und jede Aussicht auf eine letzte günstige Entscheidung des Kriegs. Sodann führte der Seeweg zwar am kürzesten und schnellsten nach Italien, nicht aber auch zunächst in Mitten jener Völkerstämme, deren Übertritt auf der Karthager Seite am sichersten vorauszusetzen war und, wenn er erfolgte, ihnen die gegen Rom erbittertsten und tapfersten Bundesgenossen zuführte. Der von Spanien aus über die Alpen gegebene längste Weg war ungleich sicherer. Daß das Unternehmen auf diesem Wege gelingen mußte, weil die Römer nicht an dessen Möglichkeit dachten, hat der Erfolg bewiesen, und die Alpen überstiegen befand man sich in dem cisalpinischen, erwünschte Bundesgenossenschaft versprechenden Gallien. Diese Ansichten hat der keines militairischen Scharfblickes, ja nicht mit den geringsten militairischen Kenntnissen begabte Ref. sich gebildet, als er zum ersten Male den Livius und Polybius las. Daher ist er der Meinung, das Alles liege so ziemlich auf flacher Hand, und mehr als er brauche von Vorkenntnissen Niemand zu jenen Schriftstellern mitzubringen, um sich eine im Wesentlichen der des Ref. beistimmende Überzeugung zu bilden. Demnach stellt er dem Urtheile des Lesers anheim, ob eine sonderliche neue Ansicht vor uns aufgethan wird, wenn der Hr. Verf. den Inbegriff des karthagischen Kriegsplanes S. 177—179 in folgenden Worten zusammenfaßt: „Der neue Kampf wider Rom sollte diesmal von der Landmacht begonnen, und durch sie auch der Hauptsache nach geführt und entschieden werden. Ein karthagisch-spanisches Heer sollte von Spanien aus zu Lande durch Gallien und über die Alpen in das cisalpinische Gallien einfallen; von hier aus durch wiederholte, den Römern beizubringende Niederlagen nicht allein den Weg nach Unteritalien sich bahnen, sondern auch dadurch, sowie durch die gegen die römischen Bundesgenossen zu verfolgende Politik, diese letztern theils zum offenen Abfalle von Rom, theils wenigstens zu feindseligen Gesinnungen wider dasselbe verleiten, und so in Unteritalien sich militairisch festsetzen. Zugleich sollten durch die Siege dieses Heeres sowol die, auf Rom längst eifersüchtigen und durch seine wachsende Macht erschreckten, benachbarten Staaten, wie Macedonien und Syrakus, zum Kriege wider Rom, als auch die, früher Karthago unterworfenen und ihm theilweise noch ergebenen Inseln Sicilien und Sardinien zum Abfalle von Rom bewogen werden. Wäre auf diese Weise Rom ringsum von Feinden umgeben und materiell und moralisch auf das tiefste erschüttert, dann sollte ein zweites karthagisch-spanisches Heer aus demselben Lande und auf demselben Wege in Norditalien einfallen und in Vereinigung mit dem bereits in Süditalien stehenden Roms Macht gänzlich vernichten. Die karthagische Seemacht sollte sich lediglich auf Unterstützung der Operationen der Landmacht beschränken. Sie sollte zur Behauptung der Herrschaft über die Balearischen Inseln und das Meer an der Süd- und Ostküste Spaniens, im übrigen aber, mit Vermeidung aller größern Seetreffen, nur zum kleinen Seekriege und dazu benutzt werden, die nothwendigen Communicationen mit der Landmacht zu unterhalten, sowie nach Sicilien, Sardinien und Italien selbst diejenigen Verstärkungen an Truppen, Vorräthen und Geld hinüberzuführen, deren man dort für militairische Zwecke etwa bedürfen würde, deren möglicher Verlust auf dem Meere aber für den Ausgang des Kriegs selbst und im Ganzen von keiner entscheidenden Wichtigkeit sein konnte."

Was wir hier lesen, das ist nach den vorausgeschickten Bemerkungen weder in des Militairs noch in des Laien Augen ein frappant neues Resultat. Somit können wir aber auch keinen sehr ausgezeichneten Werth auf die Forschungen, durch die dies Resultat ist gewonnen worden, und auf die Methode in Darstellung desselben legen.

Jetzt zu Dem, was Ref. unbegreiflich in der Geschichte des zweiten Punischen Kriegs ist. Wie war es möglich, daß die in Italien selbst so hart von Hannibal bedrängten Römer sich entschließen konnten und immerfort die Mittel dazu hatten, auf mehrfachen Punkten außerhalb Italien den Krieg mit großen Streitkräften zu führen? Daß Ref. das vorliegende Werk hierüber keinen Aufschluß gibt, dies dürfte der Hr. Verf. wol nur unausreichend damit entschuldigen können, daß er den Feldzug, sozusagen von dem karthagischen Standpunkte aus betrachtet hat. Unbegreiflich ist ferner auch Ref., was bisher den Historikern und Militairs entweder schlechthin unbegreiflich gewesen, oder, wenn sie es begreiflich machen wollten, von ihnen überaus schlecht erklärt worden ist, warum nämlich Hannibal auf dem Schlachtfelde von Cannä des Maharbal Rath verwarf, unmittelbar auf Rom zu marschiren? Denn den obenbemerkten Kriegsplan dann noch zu verfolgen, als es möglich war, Rom selbst **unmittelbar** zu vernichten, erscheint als bethört hartnäckiges Festhalten an vorgefaßten Entwürfen. Welcher Verständige möchte den weitern Weg alsdann noch verfolgen, wenn in Verfolgung desselben ihm die Gewißheit entgegentritt, das nämliche Ziel auf kürzerm und darum noch sicherem Wege erlangen zu können? Daß der unmittelbare Marsch auf Rom dieser kürzeste und sicherste Weg war, das wird dem Ref., der sich hierbei auf die auch von dem Hrn. Verf. S. 353 angeführten Worte Napoleon's beruft: „S'il eut marché, six jours après il était dans Rome, et Carthage était maitresse du monde", sowol der kriegskundige als kriegsunkundige Leser zugeben, und entbehrlich scheint es, über diesen Fehler Hannibal's, der an Wichtigkeit des dadurch verabsäumten Erfolgs vielleicht alle Fehler übertrifft, die je von Feldherren sind gemacht worden, die Deduction zu wiederholen, durch welche S. 351—357 der Hr. Verf. beweist, daß jene Verabsäumung wirklich ein Fehler war. Merkwürdig ist es aber, wie S. 357—359 der Fehler auch wieder zu keinem Fehler gemacht, vielmehr auf eine Art psychologischer Nothwendigkeit soll zurückgeführt werden: „Nicht darüber hätte man streiten und grübeln sollen: ob Hannibal, als er nach der Schlacht bei Cannä nicht auf Rom rückte, dadurch einen Fehler beging, oder nicht? Denn die Beantwor-

tung dieser Frage kann nach allgemeinen sowol als auch besondern militairischen Gründen nicht anders als bejahend ausfallen. Wol aber hätte man, und das wollen wir jetzt, versuchen sollen, die Ursachen, welche diesen Fehler herbeiführten, zu ermitteln, und so den letztern zu erklären. Es würde, dünkt mir, eine Beleidigung gegen das Andenken des großen Feldherrn sein, wollte man jene vorhin erwähnten, in militairischer Hinsicht so wenig haltbaren, und ähnliche Gründe als motirende Gedanken ihm unterlegen. Wo ein Hannibal fehlte, muß ein tieferer Grund vorhanden gewesen sein. Dieser Grund, ich nehme keinen Anstand, es offen auszusprechen, war kein anderer, als sein eigener, an sich so weise berechneter Kriegsplan."

„Als sich Hannibal bei Cannä in Schlachtordnung stellte, konnte er nach seinem Kriegsplane nichts weiter bezwecken, als einmal: durch einen Sieg in Italien sich zu behaupten, und sodann durch den Abfall von Unteritalien seine militairische Festsetzung in diesem letztern Lande endlich zu Stande zu bringen. Eine Beendigung des ganzen Kriegs dagegen durch die zu liefernde Schlacht und die Eroberung von Rom mußten damals gänzlich außerhalb seines Gesichtskreises liegen, da beide erst durch die Ankunft seines Bruders mit dem spanischen Heere herbeigeführt werden sollten. Durch das, auch die kühnsten Hoffnungen weit übertreffende Resultat dieser Schlacht ward Hannibal nun auf einmal und wider alle seine frühern Berechnungen in die Lage versetzt, daß er, was er erst im Vereine mit seinem Bruder auszuführen gedacht hatte, jetzt allein, wenn er es nur wollte und den günstigen Augenblick rasch benutzte, ausführen konnte und mußte."

„Aber Ideen und Plane, welche man Jahre hindurch gehegt, verfolgt und bis zu unumstößlichen Grundsätzen ausgebildet hat, gibt gerade der ungewöhnliche Mensch schwer, auf der Stelle fast nie auf. Zudem lebt in Demjenigen, welcher, im Bewußtsein seiner Größe, es fühlt, daß sein Geist den Ereignissen die Bahn vorschreibt und ihren Lauf mit zwingender Gewalt im voraus bestimmt, eine mächtige innere Stimme, welche dawider sich sträubt, auch das Günstigste mehr oder weniger dem Glücke und nicht vielmehr der weisen Berechnung verdanken zu müssen; und welche zugleich, voll des Gefühls der eigenen Überlegenheit, sich dawider auflehnt, selbst die heilsamsten Ideen nicht selbst zu erzeugen, sondern sie von andern, geistig niedriger Stehenden zu empfangen."

„Faßt man diese tiefbegründete psychologische Wahrheit ins Auge, dann wird man es gar wohl begreifen können, wie Hannibal durch den Rath des Maharbal zugleich überrascht und unangenehm berührt werden mußte, und aus beiden Gründen sich außer Stande befand, die ihm vorgetragene Idee sogleich zu fassen und auszuführen. Ihm war, wie Livius, zwar in den tiefern Motiven irrend, sonst aber ganz richtig sich ausdrückt, die Sache zu froh und zu groß, als daß er sie sogleich zu fassen vermocht hätte. Sicherlich würde er (denn was war für diesen Geist zu schwer und zu kühn?) diese Idee nicht allein als der Erste von Allen gefaßt, sondern sie auch mit Kraft und Raschheit ausgeführt haben, wenn er mit dem Plane, allein und nur durch sein Heer Rom zu vernichten, über die Alpen gestiegen wäre; und gerade sein Benehmen auf dem Schlachtfelde von Cannä ist vielleicht der stärkste Beweis für die Richtigkeit der hier entwickelten Ansicht von seinem Kriegsplane."

Man lese die Worte so oft man will, das endliche Resultat bleibt kein anderes, als Hannibal wollte nicht auf kürzestem und sicherstem Wege sein Ziel erreichen, weil er es alsdann auf einem andern als dem Wege erreicht hätte, den er sich anfänglich vorgesetzt hatte; mit andern Worten: Hannibal war nun einmal eigensinnig. Des großen Mannes Ehre besser rettend, als es durch des Hrn. v. Vincke Exposition geschieht und psychologisch wahrer und begreiflicher sind die von diesem getadelten Worte des Livius: „Hannibali nimis laeta res est visa, majorque quam ut eam statim animo capere posset", Worte, die uns mit dem Gefühle durchdringen, daß Roms Weltherrschaft über den Sternen von jener Macht beschlossen war, die alle Kriegspläne zu nichte macht, und dem mächtigsten aller von Rom bekämpften Feinde durch den Sieg selbst die Sinne also verwirrte und blendete, daß er, seinen Kriegsplan verfolgend, weitern Ereignissen Raum geben mußte, welche des großen Feldherrn Talenten hemmend und vernichtend entgegentraten, ungeachtet der Trefflichkeit des von dem Hrn. Verf. entwickelten Kriegsplanes. 34.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Hr. Ch. Liadières ist eine der größten Nullitäten, welche die neuere französische Literatur aufzuweisen hat. Dies hindert ihn nicht, bei Hofe eine bedeutende Rolle zu spielen, in der Kammer, wo er gewöhnlich nur die Rede nimmt, wenn von den Subventionen der Theater gesprochen wird, auf den Bänken des Centrums zu sitzen und mit Ehren und Schmeicheleien aller Art überschüttet zu werden. Leider respectirt das große Publicum den Ruhm, den er als Dichter bei der hohen Aristokratie genießt, nur in einem geringen Maße, und seine langweiligen Tragödien würden schwerlich dem traurigen Schicksale, ausgepfiffen zu werden, entgangen sein, wenn nicht die Société d'encouragement, die ehrenwerthe Claque, oder L'armée des Romains, dem eiteln Dichter für schweres Geld wenigstens einen ephemeren Triumph gesichert hätte. Jetzt kommt er nun mit einer mächtigen Gesammtausgabe seiner Werke angerückt, die jeden Zweifel an seinem Genie niederschlagen soll. Der erste Theil, mit dem die Galerie seiner Theaterstücke eröffnet wird, enthält die beiden Tragödien „Conradin" und „Walstein", sprechende Zeugen seines Mangels an Poesie, und seine epische Dichtung „Dioclétian", die an Langweiligkeit seinen übrigen Schöpfungen nicht nachsteht. Wahrscheinlich wird Hr. Liadières sich um einen Sitz in der Académie française bewerben.

Illustrirte Werke.

Wir haben einige Lieferungen von dem herrlichen Kupferwerke „L'Irlande au 19ième siècle", von J. J. Prévost, zu Gesicht bekommen, welche die Hoffnungen, die wir bei der ersten Ankündigung dieses Werkes aussprachen, glänzend erfüllen. Alle Unternehmungen von Curmer, dem bekannten Verleger der „Français peints par eux-mêmes", des „Jardin des plantes" u. s. w. sind aufs prächtigste ausgestattet, und ihr Text verdient — was bei solchen Werken schon seltener der Fall ist — eine so glänzende Ausstattung. Etwa als ein Seitenstück zu dieser illustrirten Beschreibung Irlands ist ein in Heften erscheinendes Werk zu betrachten, das bei Bourdin erscheinen wird und in dem wir in die schöne Provence eingeführt werden sollen. Der Titel desselben lautet: „La Provence illustrée, ou précis de l'histoire de la Provence depuis l'occupation romaine jusqu'à nos jours." Sein Umfang ist auf 20 Lieferungen berechnet. Als Verf. des Textes ist J. Janin, der allzeit Fertige, genannt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 196. —— 15. Juli 1843.

Die Strauß'schen Zerwürfnisse in Zürich von 1839. Zur Geschichte des Protestantismus. Von Heinrich Gelzer. Hamburg, F. Perthes. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Erster Artikel.

„Zur Geschichte des Protestantismus", sagt der Verf. auf dem Titel. Die Überschrift des zweiten Buchs (denn seine Schrift ist in drei Bücher getheilt) heißt auch „Die Protestation". In der Geschichte des Protestantismus ist bekanntlich die erste Protestation jene zu Speier 1529. Hier legt uns nun der Verf. die letzte vor, die zu Zürich 1839. Zwischen den beiden Protestationen ist indessen ein ganz kleiner Unterschied. Die Protestanten von Speier verlangten im Namen Gottes „Glaubensfreiheit", die Protestanten von Zürich verlangten in Namen Gottes „keine Glaubensfreiheit". Die Protestanten von Speier traten für eine Reformation der Kirche auf, die Protestanten von Zürich gegen eine Reformation der Kirche. Die Protestanten von Speier protestirten gegen die Zumuthung, daß die Prediger das heilige Evangelium sollten und müßten „nach Auslegung der Schriften von der heiligen christlichen Kirche approbirt und angenommen" predigen und lehren, aus dem Grunde, weil man eben „nicht einig, was die rechte heilige christliche Kirche sei"; die Protestanten von Zürich protestirten gegen die Zumuthung, daß man den Predigern freilassen solle, das Evangelium auszulegen, ohne sich an die von der heiligen christlichen Kirche approbirten und angenommenen Schriften zu binden, und zwar aus dem Grunde, weil es verfassungsmäßig sei, den Lehrbegriff der evangelisch-reformirten Kirche festzuhalten. Die Protestanten von Speier fochten für einen Lehrbegriff, den sie neu aufstellten und wirklich durchsetzen wollten; die Protestanten von Zürich für denselben nunmehr alten Lehrbegriff, den aber ihre Führer selbst bekannten, heutzutage nicht mehr unbedingt festhalten und durchsetzen zu können. Und so fort ins Unendliche. Es ist der Lauf der Dinge dieser Welt: es geht so lange bergauf, bis es wieder bergab geht, und bergab geht es allerdings schneller und leichter.

Also die züricher Knüttelrevolution von 1839 ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus. Und zwar ein Beitrag von unermeßlicher Wichtigkeit, wenn man den Verf. hört. Und nicht ihn allein; er läßt auch Andere, z. B. Lücke, für sich reden. „Im Hintergrunde des Schlachtfeldes", sagt der, „sieht man deutlich genug den Anfang jenes universellern Kampfes, in welchem sich Kirche und Wissenschaft gegenseitig messen und beide mit der letzten Frage aufeinander losgehen" u. s. w. In der That ein schöner Anfang des universellen Kampfes zwischen Wissenschaft und Kirche, ein schöner Anfang, wo die Wissenschaft mit regierungsräthlichen Erlassen und die Kirche mit Stutzen und Morgensternen aufeinander losgehen! Gewiß, ein glücklich gewählter Ausdruck! Es ist nur zu verwundern, daß die gelehrten Herren sich nicht wenigstens schämen, dergleichen Phrasen in die Welt zu schicken. Denn hiervon sollten sie billig die Unschicklichkeit fühlen, auch wenn sie keine Ahnung von dem Kampfe haben, welcher wirklich die Welt bewegt. Und noch mehr sollten sie, auch ohne solche Ahnung, fühlen, wie unpassend es ist, von der züricher Revolution viel Rühmens zu machen. Deckt lieber Schleier auf Schleier über diese traurige Geschichte, die, wenn auch ohne allgemeinere geschichtliche Bedeutung, doch ein Fleck in der Geschichte des Schweizervolks bleibt, nicht etwa weil die schlechtere Sache gesiegt hätte, oder weil die Barbareien früherer Jahrhunderte erneuert worden wären, sondern weil um gar keine Sache Streit war, weder um eine gute noch um eine schlechte und weil diese ganze Geschichte nichts als ein Gewebe von Schwäche und Verkehrtheit gewesen ist. Ich werde meine Behauptung beweisen, und zwar aus der eigenen Darstellung des Verf., der uns dieselbe Sache als den erhabensten Triumph des besten Geistes zu schildern meint. Ich werde beweisen, daß uns dieser Handel als Dramatis personas vor Augen führt: 1) eine Republik, die sich selbst nicht kennt, in der weder Regierung noch Volk einen Begriff von der eigenen Staatsverfassung hat; 2) eine Regierung, die tollkühne Maßregeln ergreift und nicht den Muth und die Kraft hat, — etwa diese Maßregeln? nein! auch nur ihre verfassungsmäßigen Rechte zu behaupten; 3) Theologen, die Demagogen sind, und Demagogen, die sich nicht für das Volk, sondern für die Theologie schlagen, Leute, die sich Christen nennen und das Gebot vergessen haben: seid unterthan der Obrigkeit; 4) ein Volk, das Blindekuh mit sich spielen läßt und eine ebenso schändliche als unnöthige Revolution macht; 40,000 Republikaner, die im Besitz der Souverainetät, im Besitz der Macht, ihre Regierung selbst zu wählen,

dem Worte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ und jenem: „Stecke dein Schwert in die Scheide“ u. s. w.

(Der Beschluß folgt.)

Reisen auf den griechischen Inseln des Ägäischen Meeres. Von Ludwig Roß. Zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit Vergnügen und nicht ohne seine Kenntniß von den Inseln des Ägäischen Meeres vermehrt und erweitert zu haben, hat Rec. nun auch den zweiten Band der im J. 1841 von Roß begonnenen „Reisen auf den griechischen Inseln des Ägäischen Meeres“ *) gelesen, und er glaubt, ihn nun auch Andern als einen interessanten und nicht unwichtigen Beitrag zu jener Kenntniß der historisch-antiquarisch und geographisch-statistisch interessanten und wichtigen Inseln des Ägäischen Meeres empfehlen zu müssen. Fehlen auch noch in der Darstellung, die Roß von diesen Inseln in den beiden Bänden seiner „Reisen“ gegeben hat, einige dieser Inseln, worüber er sich hier in dem Vorworte (S. III) ausspricht, und sind selbst darunter einige Inseln, welche zum Königreiche Hellas gehören, so hat doch der Verf. nach S. IV nicht ganz die Hoffnung aufgegeben, die Beschreibung jener noch fehlenden Inseln später folgen zu lassen. Übrigens gewährt er in dem vorliegenden zweiten Bande insofern einige Entschädigung dafür, als er in diese Darstellung die Beschreibung eines Theils der unter türkischer Herrschaft stehenden Inseln des Ägäischen Meeres mit aufgenommen hat, was „bei der nahen Verwandtschaft und dem engen geschichtlichen Zusammenhange der althellenischen Eilande untereinander“ (S. III) um so weniger Tadel verdienen dürfte. Die Inseln des Ägäischen Meeres, die den Gegenstand des zweiten Bandes ausmachen, sind: Andros, Syros, Mykonos, Amorgos, Astypaläa, Nisyros, Kos, Kalymnos, Telendos, Leros, Patmos, Samos, Ikaros (diese letztern neun sind türkisch), Delos, Rhenäa, Gyaros und Bellina. Was die Behandlung des Stoffs selbst im Einzelnen anlangt, so schließt sich der zweite Band an den ersten in dieser Hinsicht in der Hauptsache genau an, nur daß eben dieser zweite Band „in einem Gusse entstanden, und daß sein Inhalt nicht durch vorgängige theilweise Mittheilung in Zeitschriften und Monographien abgenutzt oder verplittert worden ist“ (S. IV). Was der Verf. an Inschriften auf den Inseln aufgefunden, hat er hier ausgeschieden und in das nunmehr bereits erschienene zweite Heft seiner „Inscriptiones Graecae ineditae“ aufgenommen. Im übrigen hat er auch hier die historischen Verhältnisse der Inseln, die auf ihnen noch vorhandenen Alterthümer, namentlich aber deren heutige Zustände nach drei verschiedenen Seiten hin besonders ins Auge gefaßt, und es ist über sie vornehmlich in geographischer und statistischer Beziehung Vieles aus der vorliegenden Darstellung zu lernen. Erfreulich ist es, daß darin hin und wieder, wennschon immer nicht genug, auch auf die neugriechische Sprache Rücksicht genommen worden ist, für welche, vorzüglich was die Kenntniß der verschiedenen Lokaldialekte der heutigen Mundart betrifft, aus den hier gelegentlich mitgetheilten Wahrnehmungen manche Ausbeute gewonnen werden kann. Dabei mag sogleich hier der kleinen Sammlung neugriechischer Sprüchwörter gedacht werden, die S. 174 fg. im Originale und mit deutscher Übersetzung mitgetheilt werden. Einige Beilagen (S. 179 fg.) beziehen sich auf Dasjenige, was in den „Reisen“ über die Insel Patmos, und zwar über die dortige Klosterbibliothek (S. 125 fg.) bemerkt worden ist. Wie von andern Reisenden die frühern Hoffnungen unserer Gelehrten von Handschriften und sonstigen Bücherschätzen in Griechenland, z. B. in den Klöstern des Athos, fast ganz zu nichte gemacht worden sind, so ist es zum Theil auch der Klosterbibliothek der Insel Patmos durch unsern Verf. geschehen. Derselbe hatte nebst seinem Reisegefährten, dem Prof. Herzog von Athen, die Erlaubniß erlangt, die etwa 300 Handschriften der Bibliothek einzeln durchzusehen, wobei sich jedoch Beide bald überzeugten, daß dort von classischen oder sonst philologisch werthvollen Handschriften so gut wie nichts vorhanden sei (S. 132). Statt dessen entdeckten sie daselbst zwischen 40 und 50 kaiserliche Bullen aus der Zeit vom Ende des 11. Jahrhunderts bis zur Mitte des 15., im Originale, die sie als wichtig für die Kenntniß der innern Verwaltung des byzantinischen Reichs bezeichnen (S. 135). Von diesen Bullen, sowie über einige und aus einigen Handschriften jener Bibliothek, wird eben in den gedachten Beilagen Manches mitgetheilt. Im Allgemeinen finden hier die physischen und sonstigen Eigenthümlichkeiten der von Roß besuchten Inseln des Ägäischen Meeres ihre rechte Würdigung und Darstellung; der Verf. ist ein guter Beobachter, der mit den erfoderlichen Kenntnissen ausgerüstet ist, und ein angenehmer Reisegesellschafter, der nicht über die Gebühr bei den einzelnen Gegenständen verweilt, aber in angenehmer Weise die Ergebnisse seiner Forschungen oder andere glaubhafte Aufschlüsse mittheilt und dem lebendigen Interesse der Leser immer frische Nahrung zuführt. Sein langer Aufenthalt in Griechenland, seine häufigen Reisen in dem Lande, seine Kenntniß der Sprache u. s. w. kommen ihm dabei wunderbar zu statten. Um dieser ihm eigenthümlichen Vorzüge willen, und bei den Vortheilen, welche er schon theils unmittelbar seinem neuen Vaterlande gewährt, theils ihm mittelbar durch Vermehrung und Berichtigung der Kenntnisse des Auslandes von Griechenland, von dem neuen und von dem alten im neuen, verschafft hat, hoffen wir nicht blos, dem Verf. dieser „Reisen“ in ähnlicher Weise bald wieder in Griechenland zu begegnen, sondern freuen uns auch, allen Denen, die an ihm Antheil nehmen, hier mittheilen zu können, daß Roß vorläufig noch länger in Griechenland in seiner bisherigen Stellung bleiben wird, wennschon er, wie kürzlich verlautet, seine Entlassung aus griechischen Diensten zu nehmen beabsichtigt hat. Der angebliche Fremdenhaß der Griechen, der jedoch im Allgemeinen nicht gegen die dort in wissenschaftlicher Stellung lebenden Fremden, deren die Griechen bedürfen, gerichtet ist, sondern nur fremden Militairs und Hofleuten, aber auch hier mit Ausnahme, gilt, die ihnen weniger noth thun, hat an dem Entschlusse des Prof. Roß keinen Antheil gehabt. 31.

*) S. über den ersten Band derselben die Anzeige in Nr. 281 d. Bl. f. 1841. D. Red.

Literarische Notizen aus England.

In jüngster Zeit hat man in England mancherlei Versuche angestellt, um dem Drama einen neuen Impuls zu geben. So hat neulich der Pachter des Haymarket-Theaters 500 Pf. als Preis für das beste Lustspiel ausgesetzt, welches in Entwickelung und Charakteristik die Schilderung britischer Sitten und Gewohnheiten zum Gegenstande haben soll. Über das Preisstück wird ein Comité von dramatischen Dichtern, die aber nicht zugleich Mitbewerber sein dürfen, dramatischen Kritikern und Schauspielern und Schauspielerinnen entscheiden, welche Hr. Webster, der sich natürlich die Ausschlag gebende Stimme vorbehält, ernennen wird. Am 1. Januar 1844 soll das Urtheil gefällt und verkündigt werden. Außer dem Preise bewilligt Hr. Webster noch den dritten Theil von den Einnahmen der zwanzigsten, vierzigsten und sechszigsten Vorstellung.

Erschienen ist: „The maid of Hallig, or the unfortunate islanders; a narrative founded on fact, by the Rev. *J. C. Biernatzky*; from the German, by *Samuel Jackson*.“ Der Übersetzer ist derselbe, welcher auch Jung Stilling's „Memoiren“ in das Englische übertragen hat. Was die Tendenz betrifft, so findet ein Recensent im „Athenaeum“ Einiges daran auszusetzen; dagegen, sagt er, sei das Buch als scenisches Gemälde und als Sittenschilderung von nicht geringem Werth; die Erzählung besitze den Reiz der Individualisirung in einem solchen Grade, daß er sie, nur unter dem bereits ausgesprochenen Vorbehalt mangelhafter Tendenz, zu empfehlen wage. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 197. —— 16. Juli 1843.

Die Strauß'schen Zerwürfnisse in Zürich von 1839. Zur Geschichte des Protestantismus. Von Heinrich Gelzer.

(Beschluß aus Nr. 196.)

Wenn nun dieses Drehen und Wenden, um das Schwarze weiß zu machen, nicht Jesuitismus ist, so gibt es keinen. Aber die Regierungen mögen es sich merken, was sie von den Gegnern des sogenannten Radicalismus, von den gottesfürchtigen Positivisten und Autoritätsmännern zu hoffen haben. „Mit Gottes Hülfe" findet sich ein rechtfertigender „innerster Beweggrund" für Alles und Recht wird Unrecht, Unrecht Recht, Unordnung thatsächliche Ordnung, und Ordnung gotteslästerliche Unordnung, Alles in majorem dei gloriam. Ich will dies noch deutlicher an Urtheilen des Verf. über die Volksbewegung zeigen. Ganz übereinstimmend mit dem aufwiegelnden Comité und mit den geistlichen Rednern im großen Rath versichert er fortwährend, die Bewegung im Volke wäre ursprünglich rein religiös gewesen.

Nur Verblendung, nur irreligiöser Stumpfsinn könnte das ursprünglich Reine und Innerliche der Volksbewegung in Abrede stellen. . . . Die ernstesten Gemüther (und von ihnen ging überall der erste Antrieb aus) glaubten sich hier in die Mitte gestellt, zur Wahl und Entscheidung zwischen Christenthum und einem glaubensleeren Verstandeshochmuth, zwischen der sittlichen Zucht und frechem Epikureismus u. s. w. (S. 179).

Und wie kam es, daß sie sich so gestellt glaubten? Doch wol, weil man es sie glauben gemacht hatte. Ist solch Glaubenmachen auch ein reiner Ursprung? Sobald das Glaubenmachen im Volke anfing, wurde natürlich die Regierung besorgt; der Ausgang hat ihre Besorgniß gerechtfertigt. Der Verf. unterläßt aber nicht, bei Mittheilung dieser Thatsache die Regierung zu verspotten, und ohne sich durch den Ausgang, der ihm doch stets vorschweben müßte, irre machen zu lassen, fügt er hinzu:

Den Geängstigten entging Eins: die Macht der religiösen Überzeugungen über die Leidenschaften eines Volks. Eben an diese Überzeugung, an diese Ehrfurcht des Volks für die Göttlichkeit der Religion der Liebe und der Sanftmuth, kurz an den christlichen Ernst, der die bessere Mehrzahl des Volks belebte — wendeten sich die Freunde des Gesetzes, namentlich die Geistlichen (wir werden weiter unten schauderhafte Beispiele davon in Augenschein nehmen) um eine Verletzung der öffentlichen Ordnung, eine Schändung der heiligen Sache zu verhüten.

Wie hoch denkt der Verf. vom Volke. Aber bilde dir nur nicht ein, Volk! daß er dich um deinetwillen ehrt. Er weiß recht gut, daß du leicht zu allem Bösen zu verführen bist. Er wirft gerade seinen Gegnern eine „enthusiastische Volksidolatrie, einen idealisirenden Cultus der Massen" vor, und nennt dies eine arge Täuschung (S. 29). Er fürchtet für dich, wenn seine Gegner ihre Sache durchsetzten,

eine Zukunft, wie das gegenwärtige Nordamerika sie uns warnend darstellt, jene Zerrissenheit, jene atomistische Auflösung des religiösen und geistigen Lebens, wo die Volkssouverainetät zu einem Rechenexempel wird, vermöge dessen die brutale Tyrannei einer arithmetischen Köpfemajorität sich auch über die heiligsten Interessen zum Gesetzgeber aufwirft (S. 174).

Und im Kanton Zürich war es keine brutale Tyrannei einer arithmetischen (!) Köpfemajorität (!), die sich über die heiligsten Interessen zum Gesetzgeber aufwarf? Diese Köpfemajorität muß doch einen Werth für den Verf. haben, denn er hält uns wer weiß wie oft die Stärke der Versammlungen, die 10,000, 20,000 und 40,000 u. s. w. vor die Nase. Aber diese Zehn-, Zwanzig- und Vierzigtausend, die gegen ihre (radicale) Regierung sich erheben, sind plötzlich befreit von dem Makel einer „brutalen Tyrannei". Wie geht dies Wunder zu? Nun, offenbar durch den Glauben, der Berge versetzt, durch „die Macht der religiösen Überzeugungen über die Leidenschaften". Also im religiösen Drange, von religiösen Überzeugungen, oder — ich will auch dies nicht übersehen — von den Überzeugungen einer Religion der Liebe und Sanftmuth geleitet, hört das sonst brutal-tyrannische vielköpfige Ungeheuer Volk plötzlich auf, wilde, zügellose Leidenschaften zu haben? Hat der Verf. die Geschichte vergessen? Vergessen die Scheiterhaufen, die Metzeleien, den Bildersturm, den Hussitenkrieg — alle jene Unmenschlichkeiten, die aus frommer Überzeugung von der Göttlichkeit der Religion der Liebe verübt wurden? O nein! er weiß das Alles und hat es nicht vergessen. Er fürchtet auch die Einmischung der Volksüberzeugungen in die Sache der Kirche selbst. Z. B. er will eine Generalsynode, aber nicht wie die züricher Volksführer sie wollten, nein! es erscheint ihm als ein Misgriff, die Synode als gesetzliche Repräsentation der Landeskirche ausschließlich aus einer demokratischen, nach dem Maßstab der Kopfzahl geordneten Volkswahl hervorgehen zu lassen.

Wer die Wechselfälle, die Zufälligkeiten kennt, denen das *rohe, materialistische* Princip der Kopfzahlrepräsentation in den Volkswahlen ausgesetzt ist, der wird es in hohem Grade zweifelhaft finden, ob auf einer solchen Grundlage *für die Kirche* irgend eine sichere Gewähr vorhanden sei.

Eine Synode, in welcher der *theologischen* Bildung, also dem *geistlichen Stande als solchem*, nicht ein bestimmter, *bedeutender* Einfluß gesetzlich zugesichert wäre ..., würde jeden Anspruch einbüßen, als Ausdruck einer — *christlichen Gemeinschaft*, als Vertretung einer Kirche zu gelten... Oder wie ließe sich die reine Überlieferung des ursprünglichen Christenthums und der damit bedingte geschichtliche und innere Zusammenhang mit der allgemeinen Kirche anders bewahren und fortpflanzen als durch die Wissenschaft und Frömmigkeit, d. h. durch christliche Theologie und christliche Gesinnung? (S. 318.)

Das heißt: durch die unbedingte Herrschaft der Herren Dr. Gelzer und Consorten und durch die unbedingte Unterwerfung und Folgsamkeit der christlichen Gemeinde. Also: das Volk ist eigentlich eine brutale Menge, und muß in Ordnung, muß kurz gehalten werden, bedarf einer starken Regierung („eine starke Regierung und durch sie Ordnung ist die größte politische Wohlthat, deren ein freies Volk am ehesten bedarf", S. 22); aber gegen die weltliche Regierung hat das Volk dennoch Recht, wenn es in eine „innere Bewegung" u. s. w. geräth; es kann demnach nur in Ordnung gehalten werden durch die „heiligen Überzeugungen", die es aber auch nicht aus eigener Machtvollkommenheit „durch Kopfzahlvertretung" ermitteln darf, sondern nur unter dem „bedeutenden Einfluß" der reinen Überlieferung u. s. w., d. h. der „Geistlichen". Mit andern Worten: Niemand soll regieren als die Geistlichen. Wenn dieser Hr. Dr. Gelzer kein Hierarch ist, so hat es nie einen gegeben.

So ist es nicht zu verwundern, daß der Verf. das Mögliche aufbietet, um den Schein hervorzubringen, der Volksaufstand sei nicht durch einen Putsch der Geistlichkeit entstanden, obgleich die Documente, die er mittheilt, obgleich die Thatsachen, die er erzählt, ihm hartnäckig widersprechen. So dumm sind die frommen Hirten nicht, daß sie geradezu putschen sollten, wiewol auch das hinlänglich geschehen (der Verf. selbst gibt die Belege dazu); aber ist das nicht geputscht, wenn man dem Volke sagt: sofern ihr die Regierung thun laßt, was sie thut, gebt ihr zu, daß diese Regierung euch und eure Kinder und Kindeskinder physisch und moralisch zu Grunde richtet? Der Einwand der Wahrheit, fast das einzige Vertheidigungsmittel der Putscher selbst wie unsers Verf., hilft hier nicht: ein Putsch bleibt es doch. Das Volk glaubt allerdings seine besten Güter zu vertheidigen; insofern ist seine Gesinnung rein: desto mehr haben seine Verführer auf ihrem Gewissen. Und mögen auch diese zehnmal von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt sein, die gute Sache heiligt doch nicht die schlechten Mittel, den Volksputsch. Und ob die Sache gut ist, das bedarf doch erst noch des Beweises. Dr. Keller fragte in einer der Rathssitzungen: „Wie soll irgend etwas Großes entstehen, wenn Sie nicht Jeden sein Licht wollen leuchten lassen, wenn Sie es nicht wagen wollen, ihn auftreten zu lassen?" und erinnerte: „Was haben auch die Juden zur Zeit Christi und die Gegner der Reformation gesagt?" Diese Parallele verdient in der That eine anschaulichere Ausmalung. Ein Dr. Gelzer aus dem Jahre 33 n. Chr. Geb. schreibt:

Es wird auch berichtet, wie folgt: Der Hohepriester aber zerriß seine Kleider und sprach: Er hat Gott gelästert, was bedürfen wir weiter Zeugniß? Siehe, jetzt habt ihr seine Gotteslästerung gehört. Was dünket euch? Sie antworteten: Er ist des Todes schuldig! und spieen in sein Gesicht und schlugen ihn mit Fäusten. Pilatus sprach zu ihnen: Was soll ich machen mit Jesu? Sie sprachen *alle*: Laß ihn kreuzigen! Und da Pilatus sah, daß ein immer größer Getümmel ward, wusch er die Hände und sprach: Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten; sehet ihr zu! Da schrie *das ganze Volk*: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.

Der Dr. Gelzer aus dem Jahre 33 fährt fort:

Nur Verblendung und irreligiöser Stumpfsinn könnte das ursprünglich Reine dieser Volksbewegung in Abrede stellen. Die ernstesten Gemüther glaubten sich hier in die Mitte gestellt zur Wahl und Entscheidung zwischen Gottesfurcht und Gotteslästerung, zwischen der Ehrfurcht vor dem Herrn und der frechen Selbstvergötterung des Menschen, denn er sagte: „Von nun an wird es geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft." Ihr habt seine Gotteslästerung gehört!

Man misverstehe diese Parallele nicht. Das Tertium comparationis ist lediglich der fromme, kleiderzerreißende, übrigens nicht weiter putschende Eifer des Antistes der Kirche von Jerusalem und die „reine und innerliche Bewegung des Volks".

Es ist natürlich, daß das Volk, wenn es *zu Verstande kommt*, sich der Bevormundung seiner „religiösen Überzeugungen" durch die „theologische Bildung und den geistlichen Stand als solchen" nicht mehr so willig unterwirft, um denen, die sich selbst Männer nennen, welche „ihr Leben lang den Glauben und die Sitte des Volks ehrten" und welche Diejenigen, die das Volk zu Verstande bringen wollen, „Advocaten und Intriguanten" nennen, auf ihr ehrliches Gesicht und aufs Wort zu glauben und sich von ihnen zu einem „christlichen Ernst" anputschen zu lassen, der mit dem Knüttel in der Hand Regierungen „flehentlich bittet", bei Leibe nicht zu regieren. Der Fall ist nicht neu, daß sich der Glaube vor dem Volksverstande fürchtet.

So sehr — schreibt Luther (merkt's: *Luther!*) A. D. 1519 an seinen Kurfürsten — furcht sich die Eck'sche und leipzigische Wahrheit, daß sie allein in der Theologen Winkel kreucht, will allein die Theologen zu Richter haben, weigert die Legisten, Ärzt, Artisten (da habt ihr die „Advocaten und Intriguanten). Dr. Reuchlin's Sach hat mich gewitzigt, *wie gelehrt die Theologen sind, und wie sie richten*. Hätten nicht die Legisten, Ärzt, Artisten und Laienfürsten dazu gethan, die Wahrheit wäre den Theologen zu Theil worden wie ein Schaf dem Wolfe. (Steht bei de Wette, Bd. 1, S. 320.)

Daß also das Volk in Masse lerne, wie gelehrt die Theologen seien und wie sie richten, und dadurch seine Geistlichen zwinge, ihm in Wahrheit die Freiheit zu lassen, daß es alle Geister erprobe — dies ist die Furcht der Hierarchen, und aus dieser Furcht stammt ihr Haß gegen verständige Volkserziehung. Hr. Dr. Gelzer sagt:

Durch eine fast ausschließliche Richtung auf intellectuelle Entwickelung — also doch nicht blos Administration, Maschinen, Zeitungsaufklärung! — geräth der Unterricht in eine einseitige

und für die Zukunft Gefahr drohende Bahn, indem er die höhern Bedürfnisse der Seele, den heiligsten Sinn im Kinde, wie im Menschen überhaupt, vernachlässigt und zuletzt verkümmern läßt (S. 321).

Dann wirft er der intellectuellen Erziehungsweise solche Ehrentitel an den Hals wie „Anhäufung schlecht verdauter Kenntnisse", „dürftiges Wissen", „ungeistigen Mechanismus" und ficht gegen die Windmühlen der „oberflächlichen Aufklärung", des „dürren Rationalismus", der „aufgeblasenen Halbbildung". Mit diesen Gemeinplätzen wäre es nachgerade Zeit, ein Ende zu machen. Die Stelle des Verf. aber, die besonders hierher gehört, ist im höchsten Grade komisch. Denn er fühlt wol, daß er der falschen Erziehungsweise auch die seiner Ansicht nach rechte Methode entgegenstellen müsse und sagt nun:

> Eine wahre Erziehung, eine echte, die jugendlichen Geister nährende Bildung kann nur von Lehrern ausgehen, in deren Innerm Glauben und Wissen sich nicht feindselig getrennt, von Lehrern, die bei der klaren Begründung und freudigen Erweiterung ihrer Kenntnisse einen lautern Sinn für das Göttliche, das Heilige bewahrten. Ist in ihnen die höhere Einheit des Erkennens und des geläuterten Willens, der Wissenschaft und der Religion gerettet, so ist die sicherste, die alleinige Garantie gefunden, daß die Jugend u. s. w. (S. 322).

Bei diesem Phrasenqualm, der eben gar nichts sagt, weil nicht herauskommt, welchen Umfang jeder dieser zusammengestapelten Begriffe haben solle, und weil es bei Wissenschaft, bei Religion, beim Heiligen, beim Willen doch erst noch auf den Inhalt ankommt, fällt ihm nun ein, daß seine Gegner denselben Anspruch machen, es auch auf eine Vereinigung der Religion und Wissenschaft abgesehen haben, und da verwahrt er sich geschwind in einer Note und sagt: „Er meine damit etwas Anderes und Höheres als Bürgermeister Hirzel." Etwas Anderes und Höheres. Ja aber was? Nun — „haltet euch an Worte! Dann geht ihr durch die sichere Pforte zum Tempel der Gewißheit ein." Bürgermeister Hirzel's Phrasen nennt er farblos: ei, wenn die seinigen eine Farbe haben, so ist es die, welche unsere Damen „die unbestimmte Farbe" nennen, oder auch was bei den Malern Neutraltinte heißt, ein Farbenton, der zu Allem taugt, besonders aber zu einer leeren und dunstigen Luft. Nach allem Diesen ist die unparteiische Geschichtschreibung des Verf. zu würdigen.*)

G. Julius.

*) Ein zweiter Artikel folgt in der nächsten Lieferung. D. Red.

Frederike Bremer im Englischen.

„Die Nachbarn" von Frederike Bremer haben in Marie Howitt eine gewandte Übersetzerin gefunden („The neighbours; a story of every-day life", 2 Bde., London 1842), und wird das Buch günstig aufgenommen, will Mrs. Howitt die andern Erzählungen folgen lassen. „Wir fürchten", sagt das „Edinburgh journal", „daß ihre in dieser Hinsicht halb und halb gehegten Erwartungen sich nicht bestätigen werden. Wir haben das Buch aufmerksam gelesen und können uns nicht von der Überzeugung trennen, daß es in England kein Glück machen wird. Es besteht aus einer Reihe von Briefen, die eine kürzlich verheirathete Dame an eine Freundin schreibt und worin sie Personen und Familien schildert, aber für den Geschmack unserer meisten Novellenleser nicht genug Geschichte erzählt. Auch die Gedanken, Sitten und Verhältnisse sind von einer Art, zu welcher die gewöhnliche englische Sympathie nicht hinüberreicht. Sogar die Namen der Personen haben etwas Abstoßendes. Die schöne Briefstellerin — sie darf die Heldin des Stückes heißen — redet ihren Gatten nie anders an, als mit ‚Bär', ein Schmeichelwort, das nach wilden, weit im Norden liegenden Gegenden hinzuweisen scheint. ‚Ach, Bär', bemerkt sie eines Tages, „was ein Weib glücklich macht, ihr die Häuslichkeit verschönt, ist nicht der Reichthum des Gatten, nicht seine glänzenden Talente, nicht seine Feuerseele — alles Das kann den Hausfrieden untergraben. Nein, das Glück des Weibes liegt in der Unbescholtenheit des Mannes, liegt darin, daß er gut, vernünftig, verständig und ordentlich, daß er so sei, wie du, Bär.' Hier und in ähnlichen Stellen ist der Gedanke einfach und rührend. Weil jedoch die liebenswürdige Verfasserin ihn mit der für uns zu grotesken Idee eines Bären vergesellschaftet, mischt sich der angeregten Theilnahme etwas Ungehöriges bei. Mit einem Worte, der Witz, Humor, Pathos, der ganze Gefühlszustand des Buches findet zum größern Theile bei englischen Lesern keinen Anklang. Nach unsern Begriffen ist der Witz kein Witz. Und was daher den meisten Übersetzungen aus der Novellenliteratur des Auslandes zu geschehen pflegt, das wird auch diesem Buche, trotz aller seiner Verdienste begegnen, — man wird es trocken und geistlos nennen und es wird eine Nummer mehr auf der Liste der ungelungenen Versuche sein, Novellen dieser Art bei uns einzubürgern." 14.

Bibliographie.

Ackermann, G. A., Der Instanzenzug und die Rechtsmittel, nach königl. sächs. Proceßrechte, mit Berücksichtigung der bundesgesetzlichen Bestimmungen und Einrichtungen, übersichtlich zusammengestellt. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 22½ Ngr.

Anger, R., Beiträge zur historisch-kritischen Einleitung in das alte und neue Testament. Istes Bändchen: über den Laodicenerbrief. Leipzig, Gebhardt & Reisland. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Andeutungen zu einer Reorganisation der preuß. Militairjustiz. Aus den nachgelassenen Papieren eines alten Militairs herausgegeben von Dorow. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 Ngr.

Baumgarten-Crusius, L. F. O., Theologische Auslegung der Johanneischen Schriften. 1. Bd. (die Evangelien) I. Abth.: Die Einleitung und Auslegung von Cap. I—8. Jena, Luden. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Richard Barter. Sein Leben und Wirken nebst einigen ausgewählten Stellen seiner Schriften. Nach dem Englischen bearbeitet und herausgegeben von K. Ch. G. Schmidt. Leipzig, Hinrichs. 8. 7½ Ngr.

Bernhard, G., Fata Morgana. Dichtungen. Leipzig, Goetz. 8. 22½ Ngr.

Blanc, L., Geschichte der zehn Jahre 1830—40. Deutsch herausgegeben von Th. Cramer. 1ster Band. (Geschichte der Julirevolution.) 1ste Lieferung. Nürnberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Fliegende Blätter für Fragen des Tages. V. Das Vertrauen. — Correspondenz. — Ein Gespräch. — Aufruf an den Journalismus. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 Ngr.

Burmeister, H., Geschichte der Schöpfung. Eine Darstellung des Entwicklungsganges der Erde und ihrer Bewohner. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Büttner, F., Bemerkungen über die Quantität der deutschen Sprachlaute, wie den Hexameter im Allgemeinen, und des Grafen Aug. Platen, Schlegel's, Wolf's und Voss' Hexameter im Besondern; nebst Verdeutschung der ersten Satire des Horaz und der ersten Elegie des Tibull in quantitativ correcteren Hexametern, neben Kirchner's, Wolf's und Voss' Verdeutschungen gestellt. Havelberg. Gr. 8. 20 Ngr.

Christiansen, J., Institutionen des römischen Rechts oder erste Einleitung in das Studium des römischen Privatrechts. Altona, Hammerich. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

China, historisch, romantisch, malerisch. Nach Berichten und Zeichnungen von Mitgliedern der letzten englischen Expedition. Aus dem Englischen, mit circa 36 Stahlstichen nach Th. Allom. 1stes Heft. Karlsruhe, Kunstverlag. Gr. 8. 10 Ngr.

Derschau, F., Finland und die Finländer. Aus dem Russischen. Leipzig, Hinrichs. 8. 15 Ngr.

Donin, L., Kurze Übersicht der christkatholischen Lehre. Mit einigen beweisenden Stellen der heiligen Schrift. 2te Auflage. Wien, Beck. 8. 15 Ngr.

Ehrlich, J. N., Lehre von der Bestimmung des Menschen als rationale Teleologie. I. Analytischer Theil. Wien, Beck. 1842. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Ephemeren, gesammelt von F. Marius. Berlin, Besser. Gr. 12. 10 Ngr.

Fidicin, E., Berlin, historisch und topographisch dargestellt. Mit einer Doppel-Karte: Berlin im J. 1640 und im J. 1842. Berlin, Jonas. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Francke, H., Der böotische Bund. Wismar, Schmidt u. v. Cossel. 8. 5 Ngr.

Fraustadt, A., Die Einführung der Reformation im Hochstifte Merseburg, größtentheils nach handschriftlichen Quellen dargestellt. Leipzig, Friedlein u. Hirsch. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Frick, Ida, Sybrecht Willms. Ein historischer Roman in sechs Abschnitten. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Glaser, J. C., Die Philosophie und die Wirklichkeit. Berlin, Rücker u. Püchler. Gr. 8. 10 Ngr.

Gozlan, L., Castmira von Canilly, nach „le dragon rouge". Ins Deutsche übertragen von Emilie Wille. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Hebenstreit, W., Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpunkte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Wien, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Helbig, K. G., Grundriß der Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen. Dresden, Arnold. 8. 5 Ngr.

Herrmann, E., Beiträge zur Geschichte des russischen Reichs. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hugues, Unionsgedanken. Ein Friedensruf an beide evangelische Kirchen. Celle, Schulze. 8. 5 Ngr,

Jäck, H. J., Zweites Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs. Vom 11ten Jahrh. bis 1843. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 1 Thlr.

Jeppe, C. F. W., Berichterstattung über die sechste Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Stuttgart an den Mecklenburgischen Patriotischen Verein. Ein Résumé. Rostock, Oberg. 8. 11¼ Ngr.

Kater Murr's Jugendstreiche. Berlin, Plahn. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Katholiken des Aargaus und der Radicalismus. (Vermehrter Auszug aus der Schrift: „Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz, von Fr. Hurter".) Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Kleinpaul, E., Die Lehre von den Formen und Gattungen der deutschen Dichtkunst. Barmen, Langewiesche. Kl. 8. 17½ Ngr.

Kuhn, O., Das Polizeistrafrecht in seinen Grundzügen, mit besonderer Rücksicht auf das Particularrecht des Königreichs Sachsen. Eine publicistische und strafpolitische Abhandlung. Dresden, Arnold. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kutscheit, J. V., Hand-Atlas der alten Geschichte und Geographie für den Schul- und Privatgebrauch; in 10 illuminirten Karten. Berlin, Schröder. 2 Thlr.

Kux, I. P., Handbuch für Geschäfts-, Lust- und Badereisende auf Eisenbahnen und Dampfschiffen des nordöstlichen und nordwestlichen Deutschlands. In 5 Theilen. Nach zuverlässigen Quellen und eigener Anschauung bearbeitet. Berlin, Hermes. Gr. 12. 1 Thlr.

Laiser, H. W, Die Persönlichkeit des Eigenthums in Bezug auf den Socialismus und Communismus im heutigen Frankreich. Bremen, Kaiser. Gr. 8. 15 Ngr.

Leibrock, A., Graf Gerhard von Schwarzburg. Historisch-romantisches Gemälde aus der Zeit der Belagerung Braunschweigs im J. 1492. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Leonhardi's, H. K. v., Vorbericht zu K. Ch. Fr. Krause's Vorlesungen über die reine d. i. allgemeine Philosophie der Geschichte. (Nebst der Inhaltsübersicht dieser Vorlesungen aus Krause's handschriftlichen Nachlass IV. Abtheilung, 1ster Band, besonders abgedruckt.) Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 15 Ngr.

Loewenberg, Beiträge zur Kenntniß der Motive der preußischen Gesetzgebung. Aus amtlichen Quellen bearbeitet und mit höherer Genehmigung herausgegeben. 1ster Band. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

— — 2ter. Band. A. u. d. T.: Materialien des Anhanges zum Allgemeinen Landrecht und zur Allgemeinen Gerichtsordnung. Berlin, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Mager, Politische Flüchtlinge, Demagogen und Sykophanten in der heutigen Schweiz. Erster Schub. Das Kleeblatt der HH. Rochholz, Dr. Balley und Dr. Kurz, Professoren in Aarau, und ihre Praktiken. Aarau, Christen. Gr. 8. 5 Ngr.

Manzoni, A., Geschichte der im Jahre 1630 in Mailand errichteten Schandsäule. Und: Bemerkungen über die Tortur, insbesondere deren Wirkungen während der zu Mailand, im Jahre 1630, geführten Untersuchung einer angeblichen Pestverschwörung, niedergeschrieben im Jahre 1777 von dem Grafen Pietro Verri. Aus dem Italienischen übersetzt. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Die deutsche Medicin im 19ten Jahrhundert. Eine Festgabe dargebracht Hrn. Ph. Fr. von Walther zu dessen 40jährigem Dienstes-Jubiläum vom ärztlichen Verein zu München am 23. Mai 1843. München, Literar.-artist. Anstalt. Gr. 4. 15 Ngr.

Möhler's Grab und der Dombau zu Köln. (Zum Besten des Dombaus.) Schaffhausen, Hurter. 8. 3½ Ngr.

Novellen, Berliner. Von A. Weill und E. Bauer. Berlin, Berliner Verlags-Buchhandlung. 8. 2 Thlr.

Paris wie es wirklich ist. 3tes Heft: Zuverlässige Instruction für Deutsche, welche zum ersten Male Paris besuchen und Prellereien und Plackereien überhoben sein wollen. — Die Pariser Bureaus de Placement. — Grotesk-burleske Hallenscene. — Komische Scene im Künstler-Foyer der großen Oper. — Teufeleien. Mit einer colorirten Kupfertafel. Leipzig, Jackowitz. Kl. 8. 10 Ngr.

Perthaler, J., Recht und Geschichte. Zur encyklopädischen Einleitung in das Studium der juridisch-politischen Wissenschaften. Wien, Beck. Gr. 8. 12½ Ngr.

Reichenbach, H. G. L., Blicke in das Leben der Thierwelt, verglichen mit dem Leben des Menschen. Dresden, Arnold. 8. 15 Ngr.

Schroeter, L. W., Die Wissenschaft des Lebens. 5tes Heft: Die Handelspolitik im Allgemeinen und die Handelsfreiheit insbesondere, oder geschichtliche, kritische und dogmatische Widerlegung der Handelsfreiheit und alles dessen, was mit ihr zusammenhängt. Leipzig, Goetz. Gr. 8. 1 Thlr.

Stöber, K., Erzählungen. Gesammtausgabe mit Zeichnungen nach Prof. Richter d. j. 3ter Band. Dresden, Naumann. Br. 8. 1 Thlr.

Treunert, W., Harfenklänge aus vergangenen Tagen. Den Manen und den Zeitgenossen Friedrich Wilhelm's III. geweiht. Jena, Frommann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Unger, F., Die Pflanze im Momente der Thierwerdung. Wien, Beck. Gr. 8. 1 Thlr.

Der Weise und der Thor. Aus dem Tibetischen übersetzt und mit dem Originaltexte herausgegeben von *I. J. Schmidt*. Zwei Theile. Petersburg. Gr. 4. 5 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 198. — 17. Juli 1843.

O'Connell's geschichtliche Denkschrift über Irland und die Irländer.

Diese Denkschrift füllt mit den dazu gehörigen Beweisen aus Urkunden, Staatsschriften, Verträgen, Parlamentsverhandlungen, Briefen u. s. w. zwei Bände. Obgleich Mancher, welcher die nur zu genügenden Beweise nicht liest, an der Wahrheit der Anklagen zweifeln wird, eignen sie sich für Deutschland doch nicht zu einer vollständigen Übersetzung. Desto mehr dürfte die Mittheilung des Textes der eigentlichen Denkschrift an der Zeit sein. Viele Bestätigungen finden sich in Raumer's „Geschichte Europas", Bd. 5, und in dessen Werke über England.

Vorrede.

Ich widme die nachfolgende Denkschrift in tiefster Unterthänigkeit Ihrer Majestät der Königin; nicht in der Form einer Zueignung oder in der anmaßlichen Hoffnung, ein Werk zu Stande bringen zu können, das anziehend genug wäre, den königlichen Geist zu beschäftigen. Nichts ist jedoch wünschenswerther, als daß die Herrscherin dieser Reiche die irländische Geschichte in ihrer wahren Gestalt kennen lerne; daß sie erfahre, wie viel die Irländer durch Mishandlung von Seiten der Engländer gelitten haben; daß sie die geheimen Quellen des irländischen Mismuths kennen lerne; daß sie mit den hervorstechenden Tugenden vertraut gemacht werde, welche das irländische Volk bei jeder Vorkommniß seines eigenthümlichen Schicksals an den Tag gelegt, und vor Allem, daß sie genaue Kenntniß erhalte von der Gütereinziehung, der Plünderung, der Räuberei, dem häuslichen Verrath, der Verletzung von Treue und Glauben und der Heiligkeit der Verträge, dem massenhaften Abschlachten, den planmäßigen Mordthaten, dem verabredeten Gemetzel, womit die englischen Regierungen das irländische Volk heimgesucht haben.

Das englische Volk im Allgemeinen hat alle Thatsachen der irländischen Geschichte zu vergessen beliebt. Auch hat dasselbe die Gnade gehabt, sich alle jene Verbrechen zu vergeben. Und das irländische Volk würde sie ebenfalls verzeihen, wenn nicht jetzt noch Vieles von dem bösesten Geiste der bösesten Zeiten vorhanden wäre. Das Verfahren hinsichtlich der Beseitigung der Pächter heutzutage gehört jenem Hasse gegen das irländische Volk an, welcher die Rathschläge Spencer's und das Thun Cromwell's beseelte, und ist ein Beweis davon.

Wahr ist es allerdings, daß heutigen Tages Richter nicht mit „vier Schilling vom Pfunde" zahlbar aus dem Betrage des streitigen Eigenthums bestochen werden; aber erzeugen nicht Vorurtheil und Glaubenseifer ebenso gut ungerechte Urtheilssprüche wie Geldbestechung? Und sind Diejenigen frei von Vorwurf oder Schuld, welche ihre Wahl für den Gerichtshof auf Männer fallen lassen, deren Charakter sich durch nichts Anderes auszeichnet als durch feindselige Gesinnungen, die sie gegen die Religion und das Volk Irlands zur Schau tragen?

Hat Stanley nichts von der Sinnesart Ireton's in seiner Zwangsbill offenbart? Ist nichts von dem Geiste Coote's oder Parson's (in einer gemilderten Form) in Denen zu finden, welche dem katholischen Volke Irlands seinen gerechten Antheil an Wahl- und Gemeindefreiheiten verweigern, und welche darauf beharren, daß die Irländer eine untergeordnete und erniedrigte Menschenclasse bleiben, jener vollkommenern Gleichheit beraubt in bürgerlicher und religiöser Freiheit, in Gerechtsamen und Befugnissen — einer Gleichheit, die allein eine Verbindung stiften und eine Verbindung erträglich machen könnte?

Ich wünsche die Aufmerksamkeit der Herrscherin und des redlich gesinnten Theiles des englischen Volks auf die Unbilden zu leiten, welche Irland erduldet hat und noch jetzt durch britische Regierungsungerechtigkeit erduldet. Das irländische Volk ist entschlossen, seine Treue gegen den Thron ungeschwächt und unvermindert zu bewahren; aber es ist auch ebenso entschlossen, Gerechtigkeit für sich zu erlangen; auf der Wiederherstellung seines ursprünglichen Parlaments zu bestehen, und bei dieser Foderung zu beharren, ohne das Gesetz zu verletzen, aber auch ohne seine desfallsigen Bemühungen aufzugeben, oder darin nachzulassen, bis der Gegenstand derselben vollständig und mit Erfolg erreicht ist.

Was die Herrscherin und die Staatsmänner Englands wissen sollten, ist: daß das irländische Volk fühlt und weiß, daß Irland kein schwereres Unglück treffen kann als das Gedeihen und die Macht Großbritanniens. Wenn Großbritannien mächtig ist, dann wird die dasige Gegenpartei Irlands ermuthigt, genährt und befördert; dann verlacht man Irlands Rechte; dann spottet man seiner Beschwerden; man zwingt uns zur Wahl zwischen beschränkten Gerechtsamen und gar keinen! engbegrenzten Vorrechten und gar keinen! zur Unterwerfung unter eine staatliche Unterordnung, welche im

Gegensatze gegen die Vorzüge, deren das Volk Englands und Schottlands sich erfreut, doppelt schmerzlich wird. Die Classe der toristischen Gutsbesitzer — Ausrotter und was sonst noch, Hauptgünstlinge auf dem Schlosse — betrachtet und unterstützt als der Kern jener Irland feindlichen Partei, welche die Katholiken Irlands noch einmal nach den entferntesten Gegenden verpflanzen würden, wenn es nur in ihrer Macht stände, und welche wirklich jene Katholiken dahin bringen, sich in Massen nach allen Ländern außerhalb Irland zu begeben.

Die schlimmste Frucht von Britanniens Wohlstand ist der Schutz, den er den hartherzigen und glaubenseifrigen irländischen Grundbesitzern gewährt.

Es ist auch von der äußersten Wichtigkeit, daß die Herrscherin und die Staatsmänner Englands darüber belehrt werden, wie das irländische Volk es weiß und fühlt, daß für dasselbe die Schwäche Englands und dessen Misgeschick eine Lebensfrage ist. Nicht für ihren alleinigen Vortheil errangen die Amerikaner den Sieg über Burgoyne zu Saratoga. Sie erkämpften die Freiheit sowol für die Irländer wie für sich selbst. Ebenso schlug Dumouriez das östreichische Heer bei Jemappes nicht zum Nutzen Frankreichs allein. Die Katholiken Irlands hatten Antheil an den Früchten jenes Sieges. Vergebens würde man heutzutage die Freude der Irländer über die Geldverlegenheiten Englands zu verbergen suchen. Sie fühlen herzliches und tiefes Bedauern über die Leiden und Entbehrungen der englischen und schottischen Handwerker und Fabrikarbeiter. Aber sie bedauern nicht die Schwäche der englischen Regierung, welche aus dem dahinwelkenden Handel und den stillestehenden Fabriken entspringt. Für das Leiden jedes einzelnen Menschen empfinden sie das wärmste Mitleid und das lebendigste Mitgefühl. Die anhaltende Schwäche der Regierungspartei erzeugt bei ihnen keine andern Gefühle als die der Genugthuung und der Hoffnung.

Hat es je eine größere Unklugheit, eine größere Albernheit gegeben, als die ist, welche in den Regierungsgrundsätzen bei einem Lande wie Irland in der Art zu Tage liegt, daß durch dieselben Gefühle und Ansichten erweckt und unterhalten werden, wie ich sie ausgesprochen, und nur schwach bemüht war zu beschreiben?

Ihrer Majestät treuester, ergebenster und gehorsamster Unterthan

Im Februar 1843. Daniel O'Connell.

Erstes Hauptstück. Die Jahre 1172—1612.

§. 1. Die Herrschaft Englands in Irland begann im J. 1172. Einige Jahrhunderte hindurch erstreckte sie sich nur über einen unbeträchtlichen Theil der Insel. Aus verschiedenen Ursachen nahm das englische Landgebiet zuweilen an Umfang zu, zuweilen ab. Es dehnte sich nicht eher allgemein über Irland aus als während der letzten Regierungsjahre der Königin Elisabeth, und gänzlich erst kurz nach der Thronbesteigung König Jakob's I. Der Erfolg, zu welchem die Kriegsmacht der Königin Elisabeth gelangte, wurde durch die abscheulichsten Mittel erreicht: durch Verrath, Mord, massenhaftes Gemetzel und absichtlich herbeigeführte Hungersnoth. In letzterer Hinsicht z. B. wurden die heranwachsenden Ernten ein Jahr nach dem andern zerstört, bis der schönste Theil Irlands, und besonders die Landschaft Munster, buchstäblich entvölkert war. Ich führe hier die Stelle des englisch-protestantischen Geschichtschreibers Morrison an: „Kein Schauspiel wiederholte sich öfter, als in den Stadtgräben und besonders in öden Gegenden, Haufen Todte dieses unglücklichen Volks, der Irländer, zu sehen, deren Mund ganz grün gefärbt war vom Essen der Brennnesseln, des Ampfers und alles Dessen, was sie vom Erdboden pflücken konnten." Merke auf, erlauchte Frau, o merke es dir! Das häufigste Schauspiel waren Haufen von Todten, von irländischen Todten, vor Hunger gestorben! nachdem sie sich das Leben dadurch zu fristen gesucht, daß sie nach Art der wilden Thiere des Feldes wild wachsende Kräuter verschlungen. Haufenweise waren sie gestorben, und Keiner fand sich, sie zu begraben! So vollendete sich die Unterjochung der Irländer nach einem vierhundertjährigen Kampfe. Niemals ward ein Volk auf Erden so grausam behandelt als die Irländer.

§. 2. Das irländische Volk wurde nicht zur Huldigung oder zur Wohlthat, als Unterthanen anerkannt zu werden, zugelassen, bis 1612, also erst vor 228 Jahren, wo die Verordnung 11 Jakob's I., Hauptstück 5, erfolgte. Diese Verordnung schaffte alle Stammunterschiede zwischen Engländern und Irländern ab, „in der Absicht", wie die Verordnung es ausdrückt, „daß sie in ein Volk zusammenwachsen, wobei aller frühere Hader und alle Zwietracht zwischen ihnen gänzlich vergessen und vertilgt werden solle."

§. 3. Während der 440 Jahre, welche zwischen dem Anfange der englischen Herrschaft 1172 und deren Vollendung 1612 lagen, kannte man die Irländer nur als „die irländischen Feinde". So wurden sie in allen königlichen Erlassen, Freibriefen und Parlamentsurkunden während jenes Zeitraums genannt. Es war der gesetzliche Kunstausdruck für dieselben.

§. 4. Während dieses Zeitraums war es den Engländern verboten, Heirathen mit Irländern zu schließen, ihre Kinder von den Frauen irländischer „Hauptleute, Anführer und Gutsherren" säugen zu lassen; und was noch sonderbarer ist, es war den Engländern auch verboten, den Irländern Waaren oder Kaufmannsgüter zum Verkauf zu senden, oder sie ihnen weder borgweise noch gegen baares Geld zu verkaufen.

§. 5. Während jener Zeit durfte Jedermann von englischer Abkunft einen Irländer oder Irländerin als solche völlig ungestraft ermorden. Einen derartigen Mord betrachtete das Gesetz ebenso wenig für ein Verbrechen, als den Todschlag eines tollen oder eines wilden Thieres.

§. 6. Es fand hierbei jedoch allerdings der Unterschied statt, daß, wenn ein geborner Irländer sich gesetzlich unterworfen hatte und in englische Unterthanenpflicht genommen worden war, er nicht mehr ungestraft ermor-

det werden konnte, denn sein Mord wurde mit einer kleinen Geldstrafe belegt; einer Strafe, die nicht für das moralische Verbrechen eines Menschenmordes, sondern für das politische Vergehen auferlegt ward, den Staat eines Dieners beraubt zu haben. Gerade ebenso wie vor nicht gar langer Zeit in verschiedenen unserer westindischen Pflanzstaaten ein Weißer verbunden war, für die Tödtung eines Schwarzen eine Geldstrafe zu erlegen, nur weil ein Eigenthümer dadurch eines Sklaven beraubt wurde.

Zweites Hauptstück. Die Jahre 1612—25.

Rest der Regierung König Jakob's I.

§. 1. Ich habe den ersten Zeitraum der englisch-irländischen Geschichte durch wenige bezeichnende Merkmale derselben geschildert. Er umfaßte eine Zeit von 440 Jahren innern Krieges, Raubes und Mordes. Der zweite Abschnitt besteht nur aus 13 Jahren, bietet aber ein Interesse anderer, geistiger Art dar.

§. 2. Unglücklicherweise war während des ersten Zeitraums eine andere und eine leider tiefere Quelle von „Hader und Streit" unter den Völkern emporgeschossen; ich meine die protestantische Kirchenverbesserung. Es liegt mir jetzt nicht ob, irgend eine Meinung über die religiösen Gründe zu jener hochwichtigen Maßregel abzugeben. Ich bespreche sie nicht wie ein Gottesgelehrter, sondern nur geschichtlich, als eine Thatsache, deren Erfolge höchst einflußreicher Natur sind.

§. 3. Die eingeborenen Irländer durchgehends, und die von englischer Abkunft im Allgemeinen, verwarfen die Kirchenverbesserung. Nur verhältnißmäßig Wenige traten ihr bei und so wurden die Quellen des „Haders und Streites" fortgeleitet. Die Stammunterschiede hörten auf. Irländer und Engländer wurden in der Absicht miteinander verschmolzen, um sie Raub und Unterdrückung unter dem Namen Katholiken erleiden zu lassen. Die Partei, welche die englische Regierung unterstützte, bestand aus Männern, die erst vor kurzem nach Irland gekommen waren und natürlich den Namen Protestanten annahmen.

§. 4. So war die Absicht der Verordnung von 1612 vereitelt; der „Streit" zwischen den protestantischen und katholischen Parteien verhinderte die Irländer, „in ein Volk zu verwachsen" und verhindert sie noch immer daran, ein Volk zu sein. Der Fehler hat jedoch an der Regierung gelegen, und liegt noch an ihr. Ist es nicht Zeit, daß er gänzlich verbessert werde?

§. 5. Die Regierung Jakob's I. zeichnete sich aus durch Verbrechen, welche man an dem irländischen Volke unter dem Vorwande des Protestantismus verübte. Die ganze Landschaft Ulster ward ungerechterweise in Beschlag genommen; die Eingeborenen wurden auf dem Blutgerüste hingerichtet oder mit dem Schwerte erschlagen, ein elender Rest ward in die Verliese entlegener Gebirge oder in die Wildnisse fast unzugänglicher Moore gejagt. Ihre Stellen wurden mit schottischen Abenteurern ausgefüllt, mit „Fremdlingen durch Blut und Religion". Eine Verwüstung gleich der von König Jakob in Ulster vollführten hatte man vorher in der Christenheit nie gesehen, außer in Irland. Niemals ist in der christlichen Welt ein Volk so grausam behandelt worden wie das irländische.

§. 6. Da nun die Gerichtsbarkeit des Parlaments über ganz Irland sich erstreckte, ernannte Jakob I. in einem Tage 40 geschlossene Burgflecken mit dem Rechte, in jedem derselben durch 13 Protestanten zwei Parlamentsmitglieder zu wählen, und zwar um seine katholischen Unterthanen ihres natürlichen und gerechten Antheils an der Volksvertretung zu berauben.

Drittes Hauptstück. Die Jahre 1625—60.

§. 1. Die Regierung Karl's I. begann unter andern Aussichten. Die Form der Unterdrückung und Räuberei wechselte — die Sache selbst war noch die nämliche. Unbillige Gesetze traten an die Stelle des blutigen Schwertes, der Richter an die des Soldaten, und die Namen Beute und Plünderung wurden durch die von Verwirkung und Beschlagnahme ersetzt. Das Werkzeug, dessen sich die Regierung bediente, war „der Ausschuß zur Untersuchung mangelhafter Ansprüche". Der König nahm die Güter des irländischen Volks in drei Landschaften in Anspruch. Jener Ausschuß wurde gestiftet, um diesen Anspruch durchzusetzen. Es war ein greulicher Gerichtshof: man versuchte Geschworene zu bestechen, damit sie den Anspruch der Krone für begründet erklärten, — dieser Versuch schlug fehl. Hierauf wurden die Geschworenen, die Anstand nahmen, einen Ausspruch gegen das Volk zu thun, in Geldstrafen genommen, ins Gefängniß gesetzt, zu Grunde gerichtet. Die Richter waren nicht so behutsam — sie waren bestochen — ja, bestochen mit vier Schilling vom Pfunde des Werths aller Ländereien, die vor solchen Richtern von den Unterthanen für die Krone zurückerworben wurden. Und der frevelhafte Ausüber dieser Bestechung, Strafford, hatte so sehr allen Sinn für Gerechtigkeit und Scham verloren, daß er sogar sich damit brüstete, daß er auf diese Weise den Lord Oberrichter und andere Richter dahin gebracht habe, „die Sache so zu betreiben als wäre sie ihr eigenes persönliches Geschäft".

§. 2. Durch diese ungerechten und verworfenen Mittel entrissen zu Gunsten der Krone die Minister Karl's I. der irländisch-katholischen Bevölkerung über eine Million Morgen urbaren Landes, außer einer beträchtlich größern Strecke Landes, welche ihren rechtmäßigen Besitzern genommen und den habgierigen Leuten zugetheilt ward, mittels welcher man den Raub ausführte.

§. 3. Hierauf erfolgte der Bürgerkrieg. Die irländischen Katholiken vergaßen alle an ihnen verübte Verbrechen und hingen mit verzweifelter Beharrlichkeit der Partei des Königs an. Die irländischen Protestanten gesellten sich, die einen früher, die andern später, den Streitkräften der Gewaltherrschaft zu.

§. 4. Während jenes Bürgerkriegs waren die von St.-Leger, Monroe, Tichbourne, Hamilton, Grenville, Ireton und Cromwell an den Irländern verübten Metz-

leien ebenso wild und roh wie die Greuelthaten Attila's und Dschingis-Khan's.

§. 5. Insbesondere bietet die Weltgeschichte nichts Schrecklicheres und Abscheulicheres dar als die Metzeleien, welche Obrien, Lord Inchiquin in der Stiftskirche von Cashel, Jacton in Limerick, Cromwell in Drogheda und Werford verübten.

§. 6. Nach beendigtem Kriege sammelte Cromwell, als die Erstlinge des Friedens, 80,000 Irländer in den südlichen Theilen Irlands, um sie nach den westindischen Inseln zu verpflanzen. So viele als das Verfahren des Zusammentreibens überlebten, wurden in einzelnen Sendungen nach diesen Inseln eingeschifft. Von den 80,000 beliefen sich in sechs Jahren die Überlebenden auf nicht 20 Personen!! 80,000 Irländer mit einem Streiche, durch langsame, aber beharrliche Grausamkeit, hingeopfert dem Moloch englischer Herrschaft!! 80,000 — o Gott der Gnade!

§. 7. Und doch erscheinen alle diese Grausamkeiten unbedeutend und nichtssagend gegen die Allem die Krone aufsetzende Grausamkeit der Feinde Irlands. Es wurde den Irländern bürgerliche Gerechtigkeit verweigert. Aber noch weit abscheulicher ist es, daß man ihnen geschichtliche Gerechtigkeit verweigerte, und sie beschuldigte, Urheber und Ausüber der Todtschläge und Metzeleien zu sein, deren Opfer sie nur waren.

§. 8. Kein Volk auf Erden ist jemals mit solcher Grausamkeit behandelt worden wie die Irländer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geschichte des Theaters.

Wir haben vor kurzem in d. Bl. eine Reihe von Werken aufgezählt, welche alle die Geschichte der französischen Bühne zum Gegenstande haben, oder wenigstens Beiträge zur Kenntniß einzelner Perioden derselben geben. Wir können heute diese Liste noch um eine „Histoire philosophique et littéraire du théâtre français depuis son origine jusqu'à nos jours" vermehren, die soeben die Presse verläßt. Dieses Werk rührt aus der Feder eines Feuilletonisten des „Siècle", Hippolyte Lucas, her, der sich selbst durch einige leichtere Theaterstücke, Vaudevilles und Operntexte bekannt gemacht hat. Seine besonnenen Theaterkritiken im erwähnten Journale bestechen bei seinen Werken von vornherein und lassen eine unparteiische Würdigung fremden Verdienstes erwarten. Diese Erwartungen werden denn auch nicht getäuscht. Wir machen besonders auf den schwierigen Abschnitt, welcher den Zustand des französischen Theaters während der Revolutionsperiode behandelt, aufmerksam. Derselbe ist wirklich höchst interessant. Der Verf. überblickt dabei die ganze Lage der Dinge zu jener Zeit und gibt zugleich noch eine unerschöpfliche Fülle einzelner interessanter Züge und pikanter, charakteristischer Anekdoten, aus denen man jene Periode oft besser kennen lernt als aus langen ästhetischen Raisonnements. Interessant ist, was Lucas von den ersten Aufführungen von Chénier's „Charles IX" erzählt. Talma, der bis dahin noch keine Gelegenheit gefunden hatte, sein herrliches Talent vollständig hervortreten zu lassen, ward in diesem Stück, in dem sein chef d'emploi nicht auftreten wollte, zum ersten Male an eine größere Rolle gelassen. Die übrigen Schauspieler weigerten sich mit Talma aufzutreten, nicht aus Misgunst über sein Genie, dessen Umfang sie noch gar nicht ahnten, sondern weil sie die republikanischen Gesinnungen nicht theilten, von denen dieses neue Stück durchdrungen war. Die Anhänger des Hofes geriethen in Wuth, als die ersten Vorstellungen, ungeachtet ihrer Cabalen, doch ihren Fortgang hatten, und der Dichter sowie der Schauspieler, der die erste Rolle hatte, wurden in allen Blättern, die den Royalisten zu Gebote standen, bis in den Staub gezogen. Ja, die Erbitterung ging so weit, daß Chénier und Talma sich genöthigt sahen, öffentlich bekannt zu machen, sie würden stets Waffen bei sich tragen, um sich, wenn sie auf der Straße angegriffen würden, vertheidigen zu können. Mirabeau nahm für die Verfolgten Partei, und erkannte namentlich in Talma den unsterblichen Künstler. Wenig bekannt dürfte auch sein, daß Laya, unbedingt der einzige Dichter, der seinen Revolutionsstücken wenigstens eine gewisse literarische Form zu geben verstand, im J. 1793 den Muth hatte, die Ultraradicalen in der Convention offen anzugreifen. Das Stück, in dem er dies that, führte den Titel „Ami des lois". Man wollte in demselben sogar die Portraits von Robespierre und Marat erkennen. Die Verfolgungen, die sich der Verf. durch sein Stück zugezogen hatte, wurden von der Convention, die einen Act der Großmüthigkeit thun wollte, niedergeschlagen. Von allen Stücken, die Lucas in seiner Schrift bespricht, ist das tollste und ungestaltetste das „Jugement des rois", das mitten im ärgsten Gewirr der Revolution zur Aufführung kam. Der Verf., Sylvain Maréchal, hatte sein Stück, in dem den armen Königen und sogar dem Zar und dem Papste, die sich beide ins Haar fallen, arg mitgespielt wird, eine „Prophétie" genannt.

Lothringische Alterthümer.

Wir haben vor kurzem den zweiten und letzten Band der „Archéologie de la Lorraine" von J. L. Beaulieu erhalten, der an wichtigen und interessanten Einzelheiten nicht weniger reich ist als der erste. Dieses Werk verdient namentlich auch von deutschen Gelehrten beachtet zu werden. Der Verf., geb. zu Nancy am 28. Aug. 1788, gegenwärtig Präsident der Sotciéé royale des antiquaires de France, hat sein ganzes Leben archäologischen Untersuchungen gewidmet, und diese Studien verdanken ihm manche wichtige Bereicherung. Einen Theil seiner Beobachtungen hat er in verschiedenen gelehrten Zeitschriften niedergelegt, indessen sind auch mehre selbständige Werke aus seiner Feder erschienen. Erst neuerdings hat er in einem Briefe an Jomard, Mitglied der Akademie, die ägyptischen Alterthümer beschrieben, die vor einigen Jahren bei Salzburg aufgefunden sind. Leider ist es ihm gleich bei der Abfassung des Titels zu diesem Buche begegnet, einen kleinen geographischen Schnitzer zu machen. Von Beaulieu's übrigen archäologischen Schriften heben wir die „Recherches archéologiques et historiques sur le comté de Dachsbourg, aujourd'hui Dabo" und die „Antiquités de Vichy les Bains" hervor.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 199. —— 18. Juli 1843.

O'Connell's geschichtliche Denkschrift über Irland und die Irländer.

(Fortsetzung aus Nr. 198.)

Viertes Hauptstück. Die Jahre 1660—92.

Wir sind jetzt zur Restauration gelangt, einem Ereignisse von äußerstem Vortheil für die Anhänger der Krone, die gerechterweise wieder in ihr Eigenthum eingesetzt wurden; einem Ereignisse, das den britischen Plünderern und besonders den Soldaten Ireton's und Cromwell's das Eigenthum der irländischen Katholiken, deren Väter gegen die Gewaltherrschaft bis zu ihrem letzten Blutstropfen und Athemzuge gekämpft hatten, unwiderruflich und für immer zuwies.

§. 2. Der Herzog von York, nachmals Jakob II., nahm, für seinen eigenen Antheil an dem Raube, über 80,000 Morgen Landes, den irländischen Katholiken zugehörig, die diese durch nichts Anderes verwirkt hatten, als daß sie die Freunde und Beschützer seines ermordeten Vaters und die Feinde seiner Feinde gewesen waren.

§. 3. Und dennoch war die dem irländischen Volke inwohnende Liebe für einen einmal gefaßten Grundsatz — einen Grundsatz ehrenhafter, aber in diesem Falle höchst misverstandener Unterthanentreue — so groß, daß, als dieser königliche Räuber nachher durch seine britischen Unterthanen vom Throne gestürzt wurde und seine Zuflucht zu Irland nahm, der irländische katholische Adel, der Mittelstand und das Volk im Allgemeinen sich um ihn reihten, und ihr Blut mit einem Muthe und einer Beharrlichkeit für ihn vergossen, welche einer bessern Sache würdig waren.

§. 4. Dieser Abschnitt sollte für den Vertrag von Limerick bestimmt sein. Die Irländer, erhabene Frau, wurden im Kriege nicht besiegt. Sie hatten in dem Jahre vor dem Vertrage Wilhelm III. mit Niederlage und Schande aus Limerick vertrieben. An diesem irländischen Siege nahmen die Frauen Theil. Es ist keine Erdichtung. Bei den großen Niederlagen Wilhelm's III. fochten, bluteten und siegten die Frauen von Limerick. Am 3. Oct. 1691 ward der Vertrag von Limerick unterzeichnet. Das irländische Heer, 30,000 Mann stark, der Adel, der Mittelstand und das Volk Irlands unterhandelten mit dem Heere und der Krone Großbritanniens. Das irländische Volk leistete dieser Krone von neuem Huldigung. Nie hat England einen vortheilhaftern Vertrag geschlossen als diesen, unter den vorhandenen Umständen. Es war ein wohlüberlegter und feierlicher Vertrag, wohlbedachterweise durch offene Freibriefe von der Krone bestätigt. Er machte einem blutigen Bürgerkriege ein Ende. Er brachte das irländische Volk wieder unter die Herrschaft Englands, und sicherte diese Herrschaft auf ewig über einen der schönsten Theile des Erdballs. So groß war der Werth von Dem, was das irländische Volk gegeben.

§. 5. Durch diesen Vertrag bedangen sich andererseits die irländischen Katholiken von der englischen Krone, was ihnen auf „Treu und Glauben" von derselben verbürgt ward, den gleichen Schutz des Gesetzes mit allen andern Unterthanen, für ihr Eigenthum und ihre Freiheiten — und besonders für die freie und unbeschränkte Ausübung ihrer Religion.

Fünftes Hauptstück. Die Jahre 1692—1778.

§. 1. Die Irländer erfüllten ihrerseits in jeder Rücksicht mit gewissenhafter Genauigkeit die Bedingungen des Vertrags von Limerick.

§. 2. Dieser Vertrag wurde von der britischen Regierung gänzlich verletzt, im Augenblick, wo sie vollkommen sicher war, es thun zu können.

§. 3. Diese Verletzung geschah durch die Verfügung eines Gesetzbuchs von der listigsten, abscheulichsten Ungerechtigkeit, welche jemals die Jahrbücher der Gesetzgebung befleckt hat.

§. 4. Hier führe ich einige Beispiele von der Grausamkeit an, womit der Vertrag von Limerick verletzt ward, und zwar unter folgenden Hauptpunkten: „1) Eigenthum. Jedem Katholiken war durch einen Parlamentsbeschluß die Befugniß genommen, einer katholischen Ehefrau ein Witthum auszusetzen, oder seine Ländereien mit irgend einer Anwartschaft zu Gunsten seiner Töchter zu belasten, oder letztwillig über sein Grundeigenthum zu verfügen. Bei seinem Tode theilte das Gesetz seine Ländereien zu gleichen Theilen unter alle seine Söhne. So wurden alle Familienverhältnisse verletzt. — Ging eine katholische Ehefrau zum Protestantismus über, so berechtigte sie das Gesetz nicht nur, ihren Ehemann zu zwingen, ihr ein besonderes Einkommen zu

geben, sondern auch die Aufsicht und Vormundschaft über alle ihre Kinder auf sie zu übertragen. Auf diese Weise wurde die Ehefrau ermuthigt und ermächtigt, mit Erfolg gegen ihren Ehemann sich aufzulehnen. — Wenn der älteste Sohn eines katholischen Vaters sich in irgend einem, wenn auch noch so jugendlichem Alter, zum Protestantismus bekannte, so machte er dadurch seinen Vater zum Pachter auf Lebenszeit, raubte ihm jede Befugniß zum Verkauf eines Guts oder zur Verfügung darüber, und ein solcher Protestant erhielt den Anspruch auf unbeschränkte Herrschaft und Eigenthumsrechte des Guts. Auf diese Weise wurde der älteste Sohn ermuthigt und sogar durch das Gesetz bestochen, sich gegen seinen Vater aufzulehnen. — Wenn irgend ein anderes Kind, außer dem ältesten Sohne, sich in irgend einem Alter als Protestant erklärte, entging ein solches Kind sofort der Aufsicht seines Vaters, und hatte Anspruch auf Unterhalt aus dem väterlichen Vermögen. Auf diese Weise ermuthigte das Gesetz jedes Kind, sich gegen seinen Vater aufzulehnen. — Wenn ein Katholik ein Landgut für Geld erkaufte, war jeder Protestant gesetzlich berechtigt, dem Katholiken jenes Gut zu nehmen, und dasselbe zu nutzen, ohne einen Schilling Kaufgeld zu zahlen. Dies war Gesetz. Der Katholik zahlte das Geld, worauf der Protestant das Gut nahm. Der Katholik verlor sowol Geld wie Gut. — Wenn ein Katholik ein Landgut durch Heirath, durch Schenkung oder durch Vermächtniß eines Verwandten oder Freundes überkam, konnte dem Gesetze nach jeder Protestant das Gut dem Katholik fortnehmen, und es selbst nutzen. — Wenn ein Katholik einen Pachtvertrag eines Landguts als Pächter auf eine oder mehre Lebenszeiten oder auf länger als 31 Jahre schloß, konnte jeder Protestant gesetzlich dem Katholiken die Pachtung abnehmen, und den Vortheil des Pachtvertrags genießen. — Wenn ein Katholik einen Pachtvertrag auf eine, 31 Jahre nicht überschreitende Frist schloß, was er dem Gesetze nach thun konnte, und durch Arbeit und Fleiß den Werth des Guts so erhöhte, daß es einen Nutzen gewährte, der einem Drittheil des Pachtvertrags gleichkam, so durfte in diesem Falle jeder Protestant gesetzlich den Katholiken entwähren und für den Rest der Pachtzeit die Frucht der Arbeit und des Fleißes des Katholiken genießen. — Wenn ein Katholik ein Pferd besaß, das über 5 Pf. Sterling werth war, und ein Protestant dem katholischen Eigenthümer 5 Pf. Sterl. dafür bot, war er gesetzlich berechtigt, das Pferd zu nehmen, wenn es auch 50 oder 100 Pf. Sterl. oder mehr werth war, und es als sein Eigenthum zu betrachten. — Wenn ein Katholik ein Pferd besaß, das über 5 Pf. Sterl. werth war, und dies Pferd vor einem Protestanten verbarg, war der Katholik für das Verbrechen, sein eigenes Pferd verborgen zu haben, einer Gefängnißstrafe von drei Monaten und einer Geldbuße von dreifachem Werthe des Pferdes, wie hoch derselbe auch sein mochte, unterworfen. — So viel in Hinsicht der Gesetze, welche durch Parlamentsbeschlüsse das Eigenthum des Katholiken ordneten oder vielmehr im gehörigen Laufes Gesetze des plünderten. 2) Erziehung. Wenn ein Katholik eine Schule hielt, oder Jemandem, einem Protestanten oder einem Katholiken Unterricht in irgend einer Art von Bücherkenntniß oder Wissenschaft ertheilte, so bestrafte das Gesetz einen solchen Lehrer für das Verbrechen mit Verbannung, und kehrte er aus der Verbannung zurück, mußte er gewärtig sein, wie ein Missethäter gehenkt zu werden. — Wenn ein Katholik, sei es ein Kind oder ein Erwachsener, in Irland eine Schule besuchte, die ein Katholik hielt, oder zu Hause von einem Katholiken unterrichtet wurde, so verwirkte ein solcher Katholik dadurch, wenn er auch noch ein junges Kind war, die Einziehung seines ganzen jetzigen und künftigen Eigenthums. — Wenn ein auch noch so junges Kind in das Ausland zur Erziehung gesandt ward, setzte sich ein solches Kind einer ähnlichen Strafe aus, nämlich der Einbuße seines Rechts auf gegenwärtiges oder zu hoffendes Eigenthum. — Wenn irgend Jemand in Irland Geld oder Waaren zum Unterhalt eines irländischen im Auslande erzogenen Kindes beförderte, so setzte er sich der nämlichen Buße aus. 3) Persönliche Unfähigkeiten. Das Gesetz machte jeden Katholiken unfähig, eine Anstellung im Heere oder in der Kriegsflotte zu bekleiden, ja selbst nur Soldat zu sein, wenn er nicht seine Religion feierlich abschwor. — Das Gesetz erklärte jeden Katholiken für unfähig, irgend ein Ehren- oder Soldamt im Staate zu bekleiden. Von solchen waren sie gänzlich ausgeschlossen. — Ein Katholik entbehrte jedes gesetzlichen Schutzes für Leben und Freiheit. Er konnte nicht sein: Richter, Obergeschworener, Sheriff, Untersheriff, Referent im Kanzleigericht, Anwalt, Geschäftsverwalter, Bevollmächtigter, Schaffner oder Verwalter einer Gutsherrschaft oder selbst Wildhüter eines einzelnen Edelmanns. — Ein Katholik konnte nicht Mitglied einer Körperschaft sein, und das Gesetz schloß Katholiken vom Wohnsitze in manchen Gemeindestädten aus. — Die Katholiken waren jedes Rechts beraubt, für Mitglieder des Hauses der Gemeinen im Parlamente zu stimmen. — Katholische Pairs hatten kein Recht zu Sitz und Stimme im Oberhause. — Fast alle diese persönlichen Unfähigkeiten setzte das Gesetz gegen jeden Protestanten durch, der eine katholische Frau heirathete, oder dessen Kind unter 14 Jahren, selbst ohne seine Bewilligung, katholisch erzogen war. 4) Religion. Die katholische Religion zu lehren war eine Missethat, worauf Landesverweisung stand; einen Protestanten zum katholischen Glauben zu bekehren war ein Hauptverbrechen, wie Hochverrath strafbar. — Ein katholischer Ordensgeistlicher, d. h. ein Mönch oder Klosterbruder zu sein, wurde mit Verbannung bestraft, und aus der Verbannung zurückkehren, war eine Handlung des Hochverraths. — Ein katholischer Erzbischof oder Bischof zu sein oder irgend eine geistliche Gerichtsbarkeit in der katholischen Kirche Irlands auszuüben, war strafbar durch Verbannung — aus solcher Verbannung zurückzukehren, war Hochverrath, worauf die Strafen des Henkens, des lebendig Ausweidens und nachher des Viertheilens standen."

§. 5. Möge es nach dieser Aufzählung Euch, erlauchte Frau, gefallen, sich zu erinnern, daß jede einzelne dieser Verordnungen, jedes einzelne dieser Gesetze geradezu eine handgreifliche Verletzung eines feierlichen Vertrags war, für den Treue und Ehre der britischen Krone verpfändet und die Gerechtigkeit des englischen Volks unzweideutig verpflichtet war.

§. 6. Niemals war noch eine so abscheuliche Sammlung von Verfolgungsgesetzen erdacht worden, so grausam, so kaltblütig, so berechnet, so umfassend wie diese Gesetzgebung, welche die irländische Orangepartei, die Shaw, die Lefroy, die Verner damaliger Zeit ersannen und ausführten. Ein Gesetzbuch, dadurch zur äußersten Höhe von Schande gesteigert, daß es mit der schändlichsten Verletzung einer feierlichen Verpflichtung und eines wohlüberlegten Vertrags beschlossen ward.

§. 7. Es ist mir nicht möglich, dies Gesetzbuch in einer angemessenen Sprache zu beschreiben. Dies übersteigt fast die Beredtsamkeit Burke's. „Es hatte", so beschreibt es Burke, „eine lasterhafte Vollkommenheit — es war ein vollständiges Lehrgebäude — voller Zusammenhang und Haltbarkeit; in allen seinen Theilen wohlüberlegt und wohlberechnet. Es war ein Triebwerk von kluger und überdachter Erfindung, und so wohl geeignet zur Unterdrückung, Verarmung und Erniedrigung eines Volks und selbst zur Herabwürdigung der menschlichen Natur in demselben, als jemals aus dem verderbten Scharfsinn des Menschen hervorgegangen ist."

§. 8. Dies Gesetzbuch verhütete die Anhäufung von Eigenthum, und bestrafte den Fleiß als Verbrechen. Gab es je in einem andern Lande, in einem christlichen oder heidnischen, solche Gesetzgebung? Doch das ist nicht Alles; denn die Partei, welche dies abscheuliche Gesetzbuch zusammenstellte, machte dem irländischen Volke wirklich den Vorwurf absichtlicher und schmutziger Armuth.

§. 9. Dies Gesetzbuch zwang durch Fug und Recht zur Unwissenheit, und bestrafte die Erlangung von Kenntnissen als Verbrechen. Ist dies glaublich? — und dennoch ist es wahr. Doch das ist nicht Alles; denn dieselbe Partei, welche die Bildung des Geistes so verfolgte, warf den Irländern Unwissenheit vor, und thut es noch.

§. 10. Ja, niemals ward ein Volk auf Erden so grausam, so niedrig behandelt wie das irländische. Niemals gab es eine so blutbefleckte, so verbrecherische Partei als die Orangepartei, die, unter dem Namen von Protestanten, den Rest ihrer gemisbrauchten Macht zu erhalten strebt, indem sie den Geist aufrecht erhält, der die schändliche Racheverfolgung schuf und fortsetzte, von welcher ich die Umrisse nur schwach gezeichnet habe. Es wäre mehr als aufrührerisch, ja wirklich verrätherisch, wenn man voraussetzte, daß eine solche Partei jemals bei Euch, glorwürdige Frau, Schutz finden könnte, die Ihr dazu bestimmt seid (denn dies Vertrauen hege ich), endlich Gerechtigkeit walten zu lassen, dadurch, daß Ihr die Rechte Eures getreuen, braven, lange unterdrückten, aber hochherzigen irländischen Volks denen Eurer übrigen Unterthanen gleichstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über China.

Bei dem Interesse, welches der Ausgang des chinesischen Kriegs für dieses Land wieder erweckt hat, ist es dem „Foreign and colonial quarterly review" nicht zu verdenken, daß es demselben in dem ersten Hefte des gegenwärtigen Jahrgangs sogar zwei Artikel widmet. Einiges daraus wird auch dem deutschen Leser willkommen sein. In dem einen dieser Artikel ist eine Übersicht des Ganges geliefert, welchen die Feindseligkeiten Englands mit China von Anfang an genommen haben. Als Quellen sind angeführt die londoner Zeitungen von 1842, das dem Parlamente vorgelegte „Blue Book", welches die officiellen Documente enthält, und folgende zwei Schriften: „The Chinese", von J. F. Davis (London 1840), und „A narrative of the expedition to China", von Com. Elliot. Von demselben Davis ist später ein Werk in zwei Bänden erschienen: „Sketches of China" (London 1841). Der genannte Aufsatz des „Review" enthält eine unerquickliche Polemik gegen die Behauptung der Whigs, daß der Erfolg des Kriegs noch auf Rechnung des Whigministeriums zu stellen sei. Als ein Fehler, ohne welchen es vielleicht gar nicht zum Kriege gekommen wäre, wird die Übertragung der Handelsverwaltung in China, nach Auflösung der Ostindischen Compagnie (deren Auflösung ebenfalls verurtheilt wird), an Lord Napier gerügt, während dieselbe in Hrn. Davis' Händen besser aufgehoben gewesen wäre. Der Gang der Ereignisse während des Kriegs ist aus den Zeitungen bekannt, aber interessant ist eine Tafel der Eroberungen, welche zeigt, wie die Erfolge seit August 1841 einander jagten. Eingenommen wurde nämlich Amoi 26. Aug., Tschusan 3. Oct., Ningpo und Tsching-hä 10. März 1842, Siguhn und Tsi-ki 15. und 16. März, Tschä-gu 18. Mai, Wu-sung 16. Juni, Tschang-hä 18. Juni, Tschin-kiang-fu 21. Juli; und am 29. August wurde der Friede von Nan-king geschlossen.

Sobald die britische Expedition in den Yang-tsi-kiang eingedrungen war, änderten die chinesischen Beamten plötzlich ihren Ton. Wie sie früher den Kaiser gegen die Briten einzunehmen gesucht hatten, ist oft komisch genug. In einem Memorial, das der weitsehende Ki-schen, Vicekönig von Petsche-li, an den Kaiser gerichtet hatte, hieß es: „Anlangend das Geld, das die gedachten Barbaren einführen, so ist es allesammt mit Quecksilber legirt. Wenn man es einwickelt und etliche Jahre weglegt, ohne daran zu rühren, so wird es voller Motten und fressender Insekten, und ihre silbernen Becher verwandeln sich ganz in Federn und Flügel." Ist das nicht noch toller ausgedacht, als es der Sklave Stasimus bei Plautus zu machen weiß, um dem alten Philto das Landgut, das dieser kaufen will, zu verleiden? „Ihr Geld, heißt es noch weiter, ist alles von dieser Art, und wollte man es ein 400 oder 500 Jahre liegen lassen, so kann kein Mensch wissen, in was es sich noch verwandeln würde." Aber die Niederlagen von Amoi u. s. w., besonders die bei Tschä-gu und bei Tschin-kiang-fu, hatten die Mandarinen und mittelbar den Kaiser mürbe gemacht. Nanking war bedroht und außerdem, wie es scheint, das Land unruhig; die Soldaten aus dem Innern wollten nicht mehr an die Küste, desertirten und streiften in Banden plündernd umher; die Schrecken, welche den Fall von Tschin-kiang-fu begleiteten, hatten allgemeine Sehnsucht nach Beendigung der Feindseligkeiten erweckt; scharenweise hatten sich die Bewohner der Stadt, Männer und Weiber, erhenkt oder den Hals abgeschnitten; Väter, Gatten liefen nach Hause, als sie Alles verloren sahen, und erwürgten ihre Kinder, ihre Weiber und brachten zuletzt sich selbst um. Dies geschah nicht nur unter den niedern Volksclassen, die Sieger drangen in die stattlichsten Häuser und fanden Frauen in Seide und Atlas aufgeknüpft; die tapfern Tataren ließen sich niederhauen oder verbrannten sich in ihren Häusern; die Luft war scheußlich erfüllt von dem Modergeruch der verwesenden Leichen in der Stadt und den Vorstädten; die Stadt war unbewohnbar geworden, weil alle Häuser verpestet waren; die Cholera brach aus. Viele Familien waren auch

flüchtig geworden. Räuberische Banden durchzogen und verwüsteten das Land.

Nun wünschte man Frieden, [illegible] Unterhändler desselben chinesischerseits stimmten einen ganz andern Ton an, als ihn die Briten früher vernommen hatten. Die beleidigenden Ausdrücke, wie „Barbarenauge" und dergl., unterblieben. Der Abschluß und die Bedingungen sind bekannt. „So", sagt unser englischer Berichterstatter, „endete ein Krieg, der höchst verderblich und unglücklich für eine der Parteien, höchst kostspielig und unrühmlich für die andere war." Er zählt sodann die Vortheile auf, welche sich aus den Punkten des Vertrags für England in Aussicht stellen lassen; die Möglichkeit jedes wirklichen und nachhaltigen Erfolgs, sagt er mit Recht, wird von dem richtigen Benehmen der englischen Kaufleute und Beamten in China abhängen. Man wird sich müssen verständigen lernen und zu diesem Zwecke besonders für gute Dolmetscher sorgen. Den Consularagenten müßte streng untersagt sein, ihre Frauen, Töchter und überhaupt Frauenzimmer mit ins Land zu nehmen; die Chinesen haben einen eingewurzelten Widerwillen gegen fremde Frauen, und es wurde nie eine in die Factorei zu Kanton gelassen. Als Grund für die Ausschließung der fremden Frauen führten die Mandarinen, die man deshalb befragte, die Gewohnheit der Engländerinnen an, auf den Straßen und in den Läden herumlaufen, was in China ungebräuchlich wäre und sie den Beleidigungen des Pöbels aussetzte. Mit guten Ärzten müsse man die Stationen versehen, da die Chinesen den englischen Ärzten immer viel Zutrauen und nach der Cur viel Dankbarkeit bewiesen hätten. Sie zu Christen zu machen, scheint ebenso wenig Aussicht als früher. Über diesen Gegenstand findet sich folgende bemerkenswerthe Stelle: „Gegenwärtig, darf man behaupten, sind die Chinesen ein Volk ohne alle Religion. Sie haben nicht einmal einen Namen für den Schöpfer der Welt, keinen persönlichen Gott, keine individuelle obere Macht; sie beten zu keiner einzigen, sie beten in der That gar nicht und sie haben auch keine gottesdienstlichen Zusammenkünfte irgend einer Art." Also ein wirklich existirendes Atheistenvolk, 200 Mill. Atheisten, welch ein Graus! Und seltsam, diese schrecklichen Atheisten sehen es als höchstes Ziel der Menschheit an, „eine friedliche Heimat auf Erden zu gründen, die Natur zu bezähmen und den Boden durch Ackerbau zu bewältigen, unschuldig und friedselig, tugendhaft und in rechtem Maße zu leben, um das Gleichgewicht der Welt durch ordnende sittliche Thätigkeit, an welcher jeder Mensch ohne Ausnahme Antheil nimmt, zu erhalten." Dies die Lehre des Confucius. „Die Mandarinen und Studenten, die sich für den Staatsdienst vorbereiten, versammeln sich zu festgesetzten Zeiten, um den Confucius zu verehren in Tempeln oder Hallen, deren jede Stadt eine besitzt; die zahlreichen Tempel und Pagoden mit misgestalten Götzenbildern, welche von den westlichen und östlichen Tataren herrühren, sind dagegen allgemein verachtet und werden von den Tataren selbst nicht sehr ehrerbietig behandelt." Bekannt genug ist der Grundzug der chinesischen Anschauungsweise, Sittenlehre und Staatsverfassung: das Verhältniß der Pietät, der kindlichen Liebe. Aus diesem Zuge entspringt unter Anderm die Verehrung der Verstorbenen und der Gräber. Wir erfahren, daß die Engländer es nicht immer vorsichtig genug vermieden haben, die Pietät der Chinesen in dieser Hinsicht zu verletzen; so brachen nach der Einnahme eines Ortes nahe bei Canton Soldaten zu großem Anstoß und Kummer der Chinesen aus bloßer Neugier in die Grabstätten; nach der Einnahme von Tschin-Kiang-fu schnitt ein englischer Wundarzt vielen Leichnamen erhenkter Frauen die Füße ab, um sie zu seciren, zu großem Abscheu der Chinesen.

Aus dem kindlichen Verhältniß entspringt nothwendig die durchgängige Begründung der Sittlichkeit auf Furcht. Hierin begegnet der chinesische Atheismus unserm Theismus, statt der Gottesfurcht haben sie die Gesetzesfurcht, welche in die Peitschenfurcht umschlägt, und das ist nun wieder tout comme chez nous. Die Strafgesetze, die in ihrer barbarischen Strenge keineswegs immer ausgeführt werden, scheinen mehr nur des Furchtmachens wegen da zu sein. Nicht nur die Deserteure der himmlischen Armee, sondern wer in Reih und Glied zittert oder mit seinem Nachbar flüstert, soll dem Gesetze nach geköpft werden; es wäre im letzten Kriege viel zu köpfen gewesen, wenn man auf den Buchstaben des Gesetzes gehalten hätte. Nach Gützlaff's Angabe besteht die stehende Armee aus 700,000 Mann, und das gesammte Kriegsheer, Mongolen und Mantschu-Reiter einbegriffen, aus 1,200,000 Mann; von diesen sind aber die Meisten nichts als gewöhnliche Bauern, und seit Jahrhunderten nicht „im Felde" gewesen, außer um zu säen und zu ernten. Die chinesischen Truppen suchten auch den Engländern auf allerlei Art, oft sehr komisch, wie Com. Elliot umständlicher erzählt, Furcht zu machen; sie hingen über ihren Kanonen Gemälde von schrecklichen Tigerköpfen auf; sie errichteten Scheinlager von zahllosen Zelten, die nichts als weiß übertünchte Erdhaufen waren; sie stellten dem Feinde gemalte Festungswerke entgegen, in der Meinung, es werde ihm davor schon von weitem bange werden; sie maskirten die Mündungen ihrer Böller mit Holzscheiben, die wie Mündungen schwerer Geschütze angefärbt waren.

Die Erschütterung, welche der Sieg der Engländer in China hervorgebracht hat, scheint Dem zufolge, was sich aus den verschiedenen Berichten entnehmen läßt, nicht so groß gewesen zu sein, daß man eine Erhebung des Volksgeistes aus seiner jahrhundertjährigen Lethargie hoffen dürfte. Wenn es gelingen sollte, die Handelsverhältnisse für die Dauer auf einen leidlichen Fuß zu bringen, so könnte vielleicht der Verkehr mit den europäischen Nationen, wenn die Chinesen erst selbst Geschmack daran fänden, allmälig auf eine Wiederbelebung der innern Energie des Volks Einfluß üben. Es wäre eine Frage von mehr als blos müßiger Neugier, ob sich auf dieser Wurzel eines abgestorbenen Culturlebens noch ein lebensfähiges Reis wird pfropfen lassen. 48.

Notiz.

English aristocratic education.

Unter dieser Überschrift enthält das „Dublin university magazine" folgenden Paragraphen: „Wir sind eine große Nation und in nichts zeigt sich unsere Größe deutlicher als in der Erziehung unserer Jugend. Der junge Franzose scheint sein Schicksal erfüllt zu haben, wenn er mit einem Paar Glacéhandschuhen der knappsten Art und von Madame Laffarge's Lieblingsfarbe auf dem Boulevard de Gand umherschlendert oder in der Coulisse der Oper faullenzt. Anders der Deutsche. Der junge Deutsche verachtet nicht blos Handschuhleder, sondern auch reine Hände und begibt sich so früh als möglich auf den Weg, von welchem er — die Gerechtigkeit muß man ihm lassen — nie wieder abzuweichen wünscht. Eine drei Fuß lange Pfeife mit Meerschaumkopf und ein Tabacksbeutel von der Räumlichkeit eines Schultornisters befriedigen die Bedürfnisse seines Lebens. Träumerische Visionen von Schmerzen, die nicht existiren, und von der Größe seines Vaterlandes, die vollends gar nicht existirt, sind das Futter seiner Gedanken, und ein halbes Dutzend Lebensjahre hindurch kennt er keinen andern Ehrgeiz, als offen zu erklären, daß Könige und reines Waschwasser ihm höchst gleichgültig sind. Anders und etwas besser ist das bei uns. Von dem Augenblicke, wo unsere jungen Männer ihre Laufbahn betreten, sind sie ausgezeichnete Jockeis. Sollte daher eine Fatalität gleich der fürchterlichen französischen Revolution unsern Adel zur Auswanderung zwingen, so werden wir die Freude erleben, daß der englische Adel, statt Mathematik- und Musik-, Fecht- und Tanzunterricht zu geben, ganz Europa mit Stalljungen versorgt." 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 200. —— 19. Juli 1843.

O'Connell's geschichtliche Denkschrift über Irland und die Irländer.

(Fortsetzung aus Nr. 199.)

Sechstes Hauptstück. Die Jahre 1778—1800.

§. 1. Die Verfolgung, die ich beschrieben — welcher Verletzung von Volkstreue und Volksehre zu Grunde liegt —, währte 86 lange Jahre der Finsterniß, der Schande und der Trübsal. Man beabsichtigte, das katholische Volk Irlands in den Zustand scheußlichster Armuth zu versetzen, und durch dieselben Mittel die katholische Religion auszurotten. Hier steigt eine Frage von einiger Wichtigkeit auf: Worin bestand der Erfolg des Versuches? Vor der Beantwortung dieser Frage müssen wir uns daran erinnern, daß für den Erfolg des Versuchs günstig gestimmt waren: die Krone, das Parlament, die Bischöfe und Geistlichkeit der herrschenden Kirche, die Richter, das Heer, die Flotte, die Körperschaften, die Bürgermeister, die Rathsherren, die Sheriffs und Freibürger, die Obrigkeiten, die Obergeschworenen — kurz fast die ganze Masse des Vermögens und Wohlstandes des irländischen Volks. Er fand überdies Schutz, Stütze und Beförderung von England und Schottland; kein Mund durfte sich dagegen öffnen, und äußerte Jemand ein Wort dagegen, so ward ihm ewiges Stillschweigen geboten; nicht eine Feder konnte ein Wort dagegen schreiben. Und dennoch, was war bei allen diesen furchtbaren Vortheilen der Erfolg des Versuchs? Er scheiterte, glorreiche Frau, er scheiterte gänzlich. Nach einer richtigen Schätzung gab es über zwei Millionen Katholiken beim Beginn der Verfolgung; der protestantischen Verfolger — denn damals waren sie alle Verfolger — gab es eine Million. Die Katholiken haben sich auf fast sieben Millionen vermehrt, die Protestanten übersteigen kaum die ursprüngliche Million. Die verhältnißmäßige Zunahme der Verfolgten ist ungeheuer, während die verhältnißmäßige Abnahme der Verfolger Erstaunen erregt; im erstern Falle waren die Katholiken aufs höchste nur zwei gegen eins, im zweiten sind sie beinahe sieben gegen eins: „So mehrte sich in Banden Israel." Gelobt sei Gott! So möge es der Verfolgung in jedem Lande fehlschlagen, bis man überall die Überzeugung gewinnt, daß sie ebenso nutzlos zur Bekehrung sich erweist, wie sie Denen zur Schmach und Erniedrigung gereicht, die sich derselben bedienen.

§. 2. Die Zeit der Milderung des „Strafgesetzbuchs" — dies war der Kunstausdruck, womit man das Gesetzbuch der Verfolgung bezeichnete — war endlich gekommen. Im J. 1775 wurde die hartnäckige Weigerung der britischen Regierung, Amerika Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, durch Blut im Zaum gehalten; 1777 ergab sich ein britisches auf seinen Stand stolzes Heer zu Saratoga den einst verachteten, beschimpften und geschmähten Eingeborenen (Provincials); 1778 war es zu spät, Amerika wieder für sich zu gewinnen. Es erklärte sich für unabhängig und so ging Amerika auf ewig für die britische Krone verloren.

§. 3. Die alten Feinde Englands in Europa waffneten sich und griffen es an. Die englische Regierung empfing in ihrem Misgeschicke eine Lehre durch traurige Erfahrung; zum ersten Male versuchte sie, sich Irland zu versöhnen. Das Strafgesetzbuch wurde 1778 gemildert. Die Versöhnung mit dem irländischen Volke gelang wie sie immer mit demselben gelingen wird. Amerika ging allerdings verloren, weil es die Versöhnung ausschlug — doch Irland wurde der britischen Krone durch Versöhnung erhalten.

§. 4. Die Milderung des Strafgesetzbuchs 1778 war, ihrer Natur nach, eine große Abschlagszahlung auf die Schuld der „Gerechtigkeit gegen das katholische Volk Irlands". Sie gab den Katholiken die nämliche Macht und Herrschaft über ihr damaliges Eigenthum zurück, wie sich die Protestanten deren stets erfreuten; und die Katholiken erhielten danach die Befugniß, als Pächter oder Käufer Landeigenthum auf so lange Jahre sie wollten, und wäre es auf tausend, zu erwerben. Doch noch konnten sie weder durch Kauf noch als Pächter irgend ein zinsfreies unabhängiges Eigenthum erwerben. Die Katholiken nahmen klugerweise die Abschlagszahlung an, und machten sich mit vermehrter Sicherheit und Macht daran, sich um den Rest der Gerechtigkeitsschuld zu bemühen.

§. 5. Im J. 1782 stand England allein im Kampf mit der größten Macht der Welt; die vereinigten Flotten seiner Feinde, eins der seltenen Beispiele in den Jahrbüchern seiner Seemacht, liefen siegreich und ohne Widerstand in den Britischen Kanal ein. Demzufolge wurde das „Strafgesetzbuch" noch einmal gemildert; das ver-

söhnte Irland lieferte 20,000 Seeleute und rüstige Landtruppen zur britischen Flotte, setzte Rodney in den Stand, die französische Flotte nach Westindien zu verfolgen, wo in seinem Zusammentreffen mit De Grasse, irländischer Muth mit britischer Tapferkeit wetteifernd, ja wo möglich diese überbietend, der „Zauberflagge Englands" noch einmal den Sieg verschaffte, die Seemacht des Feindes vernichtete, nicht allein die westindischen Pflanzstaaten, sondern auch die Ehre der britischen Krone rettete, und Lorbern streute auf einen Frieden, der sonst ebenso schimpflich wie unheilvoll gewesen sein würde.

§. 6. Die Milderung vom Jahre 1782 war eine zweite Abschlagszahlung der Schuld der „Gerechtigkeit für Irland". Sie war eine edle Abzahlung. Sie gab den Katholiken die Befugniß, unabhängiges, zinsfreies Eigenthum auf Lebenszeit zu erwerben, oder es durch Erbschaft an sich zu bringen. Aber sie that noch mehr; — denn zum ersten Male nach neunzigjähriger Verfolgung aller Geistesbildung gestattete sie den Katholiken, Schulen zu öffnen und ihre Jugend in Literatur und Religion zu unterrichten. Die Katholiken nahmen verständigerweise diese Abschlagszahlung an, welche ihr Eigenthumsrecht vollständig wiederherstellte und ihnen das unschätzbare Recht der Erziehung ertheilte. Sie nahmen die Abschlagszahlung dankbar an, und begannen um den Rest, mit Klugheit und vermehrter Kraft, einen neuen Kampf.

§. 7. Die Zulassung der Katholiken zu den Landpachtungen 1778 vermehrte die Einnahmen der protestantischen Gutsbesitzer in Irland beträchtlich. Die den Katholiken 1782 gewordene Erlaubniß, Güter zu kaufen, steigerte den Werth des Eigenthums aller Protestanten in Irland ungeheuer. Versöhnung und Wohlfahrt gingen Hand in Hand. Dasjenige, was Wohlwollen allein gewährt haben würde, erwies sich in der Erfahrung als das beste Mittel zur Steigerung des Werths ihres Eigenthums, welches die strengste und selbstsüchtigste Klugheit den protestantischen Grundbesitzern in Irland hätte an die Hand geben können.

§. 8. Im J. 1782 erlebte man noch andere Ereignisse, die mehr als den vorübergehenden Blick verdienen, den ich jetzt darauf werfen kann, Ereignisse der innigsten und freudigsten Theilnahme werth. Für jetzt mag es genügen, zu bemerken, daß das irländische Parlament, welches Irland die gesetzliche Unabhängigkeit sicherte, nicht nur höchst vortheilhaft war für die Vollmachtgeber, sondern höchst treugesinnt gegen die britische Krone, und höchst nützlich für die britische Macht. Es war jenes Parlament, welches den Beschluß zur Absendung und Besoldung der 20,000 irländischen Katholiken faßte, die zur Bemannung der britischen Flotten eilten und zum Siege Rodney's beitrugen. Niemals hatte Irland ein Parlament, das der Verbindung mit Großbritannien mehr zugethan war als jenes, welches die gesetzliche Unabhängigkeit Irlands sicherte.

§. 9. Es folgten zehn Jahre großer und wachsender Wohlfahrt in Irland; aber es waren zugleich Jahre des Friedens und der Macht Englands, und man hatte keine Veranlassung, die Katholiken Irlands zu versöhnen oder ihnen zu schmeicheln. Daher wurde auch kein fernerer Schritt zu ihrer Gleichberechtigung gethan. Die Katholiken nahmen indeß an dem allgemeinen Gedeihen Irlands Theil.

§. 10. Das Jahr 1792 fand die Sachen in dieser Lage. Die Wohlfahrt, deren die Katholiken in Gemeinschaft mit ihren übrigen Landsleuten genossen, das Eigenthum, das sie täglich erwarben, machte sie nach politischen Rechten begierig. Sie legten daher dem irländischen Hause der Gemeinen das Gesuch vor, daß ihnen die Ausübung richterlicher Thätigkeit und Wahlfreiheit gewährt werden möge. Nur mit Mühe konnte man sich ein Mitglied verschaffen, um die Niederlegung des Gesuchs auf die Tafel vorzuschlagen, und ein anderes, es zu unterstützen. Der Vorschlag fand Widerspruch bei dem Mitgliede von Kildare, Mr. Latouche; er schlug vor, das Gesuch zu verwerfen, es sei keine Gefahr vom Verwerfen zu befürchten. Es ward daher verworfen, da alle Mitglieder der Regierung für das Verwerfen stimmten.

§. 11. Aber vor dem Schlusse des J. 1792 bot sich ein neuer Auftritt dar. Die französischen Heere schlugen ihre Feinde auf allen Punkten. Die Niederlande wurden erobert, und ein Strom von Freibürgersinn, von soldatischer Macht getragen, bedrohte alle europäischen Staaten. Die Kanonen von der Schlacht bei Jemappes wurden im Palast von St.-James vernommen, die Weisheit, die im Versöhnen der Katholiken lag, wurde gefühlt und verstanden, und noch am Schlusse des nämlichen Jahres 1792, in dessen früherer Hälfte die Regierung das Gesuch der Katholiken mit Geringschätzung verworfen hatte, brachte dieselbe Regierung eine Bill zu einer noch größern Milderung des „Strafgesetzbuchs" ein; und zeitig im nächsten Jahre eine andere, wodurch den Katholiken noch größere Vorrechte zugesichert, oder ich sollte lieber sagen, zurückgegeben wurden.

§. 12. Vermöge dieser beiden Bills wurden den Katholiken die Schranken der Gerichtspflege geöffnet, — sie konnten Anwalte, doch nicht königliche Räthe werden, — sie konnten Sachwalter und Rechtsbevollmächtigte, Freibürger weltlicher Körperschaften sein, — es wurden ihnen die Würden von Obergeschworenen und Magistratspersonen zugänglich gemacht, — sie konnten zum Range eines Obersten im Heere gelangen — und was über Alles ging, es wurde ihnen die Wahlfreiheit und eine Stimme für Mitglieder des Parlaments gewährt. Dies war die dritte große Abzahlung öffentlicher Gerechtigkeit, welche die Katholiken Irlands empfingen.

§. 13. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Zugeständnisse mehr aus Furcht als aus Freundschaft erfolgten. Der Empörungskrieg war dem Ausbruch nahe, die Funken des Freibürgersinns sprühten nah und fern. Die Protestanten und besonders die presbyterianische Bevölkerung des nördlichen Irlands fingen sie begierig auf. In Belfast fanden sie ihren heißesten Brennpunkt; der Vortheil der britischen Regierung foderte dringend, die

reichen und einsichtigen Katholiken Irlands von der Freibürgerpartei zu trennen. Man schlug diesen Weg ein. Die Katholiken wurden dafür gewonnen. Der katholische Adel, der Mittelstand, der Handelstand und andere gebildete Volksclassen trennten sich fast wie ein Mann von der Freibürgerpartei. Was sonst eine Staatsumwälzung gewesen wäre, wurde nur ein erfolgloser Aufstand. Die einsichtigen und tonangebenden Katholiken wurden gewonnen und so ward Irland durch die weise und versöhnende Staatsklugheit des Zugeständnisses der britischen Krone abermals gerettet.

§. 14. Erlauchte Frau — der Aufstand von 1798 selbst war offenkundig, und, über allen Zweifel erweislich, angeregt, um die britische Krone zur Vernichtung der irländischen gesetzgebenden Unabhängigkeit zu vermögen, und die „Vereinigung" zu Stande zu bringen. Aber das Werkzeug war fast zu mächtig für die ungeschickten Hände, die sich desselben bedienten; und hätten sich der Reichthum, die Bildung und der Verstand katholischerseits dem Aufstande angeschlossen, würde er wahrscheinlich erfolgreich gewesen sein.

§. 15. Jetzt ein Wort von der gesetzgebenden Unabhängigkeit Irlands, die jetzt „Widerruf der Vereinigung" genannt wird. Man sagt, sie sei eine Absonderung vom Reiche, eine Trennung der beiden Länder. Erlauchte Frau, diese Behauptungen gehen von Menschen aus, welche wissen, daß sie ungegründet sind. Eine irländische gesetzgebende Unabhängigkeit würde, im Gegentheil, das festeste und dauerhafteste Band zwischen Ew. Majestät irländischen und britischen Landen sein. Sie würde durch die Versöhnung Ihrer irländischen Unterthanen und durch die Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Wünsche die Trennung Irlands von dem gesetzmäßigen Gebiete Ihrer Krone durchaus unmöglich machen.

§. 16. In keinem Lande stiegen der Handel, die Fabriken, der Geschäftsverkehr, der Reichthum des Ackerbaues und der allgemeine Wohlstand so rasch wie in Irland vom J. 1782—98, wo der „herbeigeführte (fomented) Aufstand" ausbrach und eine Zeit lang, doch vorübergehend, die schönen Aussichten Irlands trübte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Vogelhändler von Imst. Tirol vor hundert Jahren. Volksroman in vier Bänden von C. Spindler. Stuttgart, Hallberger. 1842. 8. 7 Thlr.

Eine einmal vorübergerauschte Welle in der Volksbildung, in der Literatur, in der Kunst kehrt niemals wieder, wenigstens niemals so, wie sie schon da war und nicht in derselben Generation. So ist auch Spindler und der Geist seiner Romane vorübergerauscht und dünkt uns nur noch eine Reminiscenz aus vergangener Zeit. Die unsere ist so begierig nach Wechsel und so schnell im Verändern, so egoistisch und so leicht im Urtheil, daß sie in der Kunst nicht das an sich Befriedigende, sondern das sie Befriedigende sucht, und daß es ihr unmöglich ist, zehn Jahre lang an demselben Object ihre Befriedigung zu finden. Was sie als Jüngling liebte und bewunderte, das nennt sie als Erwachsener kindisch, und was ihr in jenem Altersstadium zusagte, was sie mit Neigung umfaßte, das bezeichnet sie nun, zum spätern Mannesalter gelangt, als Jünglingstraum und werthlose Durchgangsstufe. Dies ist Schicksal, und diesem echt deutschen Schicksal erliegen unter uns alle diejenigen Geister, denen es nicht, wie wenigen nur, möglich ist, von drei zu drei Jahren ein neues Gewand umzuthun, oder ihren nun gealterten Überzeugungen, Formen, Vorbildern, Ideen untreu zu werden. Es gibt Seelenstimmungen, in denen uns nichts willkommener ist, als Vorwürfe zu empfangen. In einer solchen befindet sich eben jetzt das Volk der Deutschen. Wir hören es gar zu gern, wenn man uns unsern unpraktischen Sinn, unsere Immaterialität, unsere phantastische Geistesrichtung, unsere Abgezogenheit vom wirklichen Leben zum Vorwurf macht; wir jauchzen zu den Schmähungen des Auslandes über das deutsche Ideologenthum, und glauben uns schon halb gebessert, wenn wir dazu Amen! sagen. Als wenn alles Dies nicht in unserer Natur läge und zu den unabänderlichen Dingen gehörte; als wenn es an dem Vorsatz genug wäre, uns zu bessern, und als wenn wir, von dem wissenschaftlichen Gebiete auf das Staats- und politische Gebiet geworfen, darin nicht gerade ebenso unpraktisch und theoriensüchtig zu Werke gehen würden, als dies auf dem erstern der Fall gewesen ist! Diesen Vorwürfen zufolge hat sich Deutschland jetzt vorgenommen, praktisch zu sein, und gemäß diesem Vorhaben verachten wir dermalen, was uns vor zehn Jahren genial, groß, ja fast classisch erschien. Gerade so lange ist es her, daß Spindler's Romane beinahe in dem Ansehen der Classicität standen. Welche ganz andere Urtheile muß der arme Autor, der doch nicht um ein Haar breit schlechter geworden ist, jetzt vernehmen, — er wäre zu bedauern, wenn er sie läse! Da er dies aber wahrscheinlich nicht thut, und daher auch unser Urtheil für ihn ein „Geheimniß" bleibt, so können wir um so unbefangener und freier unsere Herzensmeinung über ihn aussprechen.

Spindler ist noch heutiges Tages, was er von jeher war, ein Talent, in dem der Geist der Schönheit lebendig ist. Was ihm wesentlich mangelt, ist der Formwechsel, die Mannichfaltigkeit nicht sowol der Anschauungen, als der Darstellung. Es ist eine trostlose Monotonie des Stils, die ihn charakterisirt und die er mit Tromlitz, mit Blumenhagen und andern Sternen seiner Epoche theilte. Verglichen mit W. Alexis, mit Sternberg, mit Immermann, welches starre Beharren an dem einmal erfaßten Ideenkreise, welche eigensinnige Wiederkehr derselben Conceptionen, desselben Gewebes der Fabel, derselben Mittel zur Wirksamkeit und endlich desselben Stils der Darstellung! Wie leicht die Arbeit, wie gewohnt die Vorbereitung, wie verbraucht durch eigene Verschwendung Gang und Entwickelung der Begebenheit! Spindler hat zu viel, zu rasch nacheinander geschrieben, er hat sich in seine Formen festgeschrieben. Zum Theil jedoch, wir müssen es gestehen, sind diese Formen nicht übel, es ist Natur und Kürze in ihnen, wie sie der Reichthum geistiger Anschauungen liebt. Spindler hält den Leser nicht lange hin bei Dingen, die dieser schon ahnt; er endet jede Situation gewöhnlich kurz und gut, weil ihm im Schreiben schon eine neue zufließt, und weil er außer der Erzählung selbst keine andere Absicht verfolgt. Dinge, die gesagt werden müssen, sagt er gewöhnlich kurz und bündig, und Situationen, in welchen für Andere Verlockung zu langer Ausführung liegen möchte, thut er meistens kurz ab. Da seine Romane immer bändereich sind, so setzt diese Eigenschaft viel Erfindung voraus und gewährt Spannung und Unterhaltung. Im Erfinden ist er daher fast allen spätern Romandichtern überlegen, wenngleich wir zugeben müssen, daß gute und üble Erfindungen bei ihm wechseln. Die Reflexion, die stationaire Selbstbetrachtung ist nicht sein Fach, er verwirft sie aus der Erzählung und bannt sie, vielleicht mit Recht, in den Anfang oder ans Ende seiner Abschnitte, wie auch Fielding that. Ebenso wenig verfolgt er sentimentale Ergüsse, zu welchen er, stets auf einen Kern von Erzählung und Ereigniß bedacht, wenig Zeit hat. Dies unterscheidet ihn von seinen obengenannten Zeitgenossen.

Aus diesen Bemerkungen stellt sich ein Bild der Spindler'-

föhnte Irland lieferte 20,000 Seeleute und rüstige Landtruppen zur britischen Flotte, setzte Rodney in den Stand, die französische Flotte nach Westindien zu verfolgen, wo in seinem Zusammentreffen mit De Grasse, irländischer Muth mit britischer Tapferkeit wetteifernd, ja wo möglich diese überbietend, der „Zauberflagge Englands" noch einmal den Sieg verschaffte, die Seemacht des Feindes vernichtete, nicht allein die westindischen Pflanzstaaten, sondern auch die Ehre der britischen Krone rettete, und Lorbern streute auf einen Frieden, der sonst ebenso schimpflich wie unheilvoll gewesen sein würde.

§. 6. Die Milderung vom Jahre 1782 war eine zweite Abschlagszahlung der Schuld der „Gerechtigkeit für Irland". Sie war eine edle Abzahlung. Sie gab den Katholiken die Befugniß, unabhängiges, zinsfreies Eigenthum auf Lebenszeit zu erwerben, oder es durch Erbschaft an sich zu bringen. Aber sie that noch mehr; — denn zum ersten Male nach neunzigjähriger Verfolgung aller Geistesbildung gestattete sie den Katholiken, Schulen zu öffnen und ihre Jugend in Literatur und Religion zu unterrichten. Die Katholiken nahmen verständigerweise diese Abschlagszahlung an, welche ihr Eigenthumsrecht vollständig wiederherstellte und ihnen das unschätzbare Recht der Erziehung ertheilte. Sie nahmen die Abschlagszahlung dankbar an, und begannen um den Rest, mit Klugheit und vermehrter Kraft, einen neuen Kampf.

§. 7. Die Zulassung der Katholiken zu den Landpachtungen 1778 vermehrte die Einnahmen der protestantischen Gutsbesitzer in Irland beträchtlich. Die den Katholiken 1782 gewordene Erlaubniß, Güter zu kaufen, steigerte den Werth des Eigenthums aller Protestanten in Irland ungeheuer. Versöhnung und Wohlfahrt gingen Hand in Hand. Dasjenige, was Wohlwollen allein gewährt haben würde, erwies sich in der Erfahrung als das beste Mittel zur Steigerung des Werths ihres Eigenthums, welches die strengste und selbstsüchtigste Klugheit den protestantischen Grundbesitzern in Irland hätte an die Hand geben können.

§. 8. Im J. 1782 erlebte man noch andere Ereignisse, die mehr als den vorübergehenden Blick verdienen, den ich jetzt darauf werfen kann, Ereignisse der innigsten und freudigsten Theilnahme werth. Für jetzt mag es genügen, zu bemerken, daß das irländische Parlament, welches Irland die gesetzliche Unabhängigkeit sicherte, nicht nur höchst vortheilhaft war für die Vollmachtgeber, sondern höchst treugesinnt gegen die britische Krone, und höchst nützlich für die britische Macht. Es war jenes Parlament, welches den Beschluß zur Absendung und Besoldung der 20,000 irländischen Katholiken faßte, die zur Bemannung der britischen Flotten eilten und zum Siege Rodney's beitrugen. Niemals hatte Irland ein Parlament, das der Verbindung mit Großbritannien mehr zugethan war als jenes, welches die gesetzliche Unabhängigkeit Irlands sicherte.

§. 9. Es folgten zehn Jahre großer und wachsender Wohlfahrt in Irland; aber es waren zugleich Jahre des Friedens und der Macht Englands, und man hatte keine Veranlassung, die Katholiken Irlands zu versöhnen oder ihnen zu schmeicheln. Daher wurde auch kein fernerer Schritt zu ihrer Gleichberechtigung gethan. Die Katholiken nahmen indeß an dem allgemeinen Gedeihen Irlands Theil.

§. 10. Das Jahr 1792 fand die Sachen in dieser Lage. Die Wohlfahrt, deren die Katholiken in Gemeinschaft mit ihren übrigen Landsleuten genossen, das Eigenthum, das sie täglich erwarben, machte sie nach politischen Rechten begierig. Sie legten daher dem irländischen Hause der Gemeinen das Gesuch vor, daß ihnen die Ausübung richterlicher Thätigkeit und Wahlfreiheit gewährt werden möge. Nur mit Mühe konnte man sich ein Mitglied verschaffen, um die Niederlegung des Gesuchs auf die Tafel vorzuschlagen, und ein anderes, es zu unterstützen. Der Vorschlag fand Widerspruch bei dem Mitgliede von Kildare, Mr. Latouche; er schlug vor, das Gesuch zu verwerfen, es sei keine Gefahr vom Verwerfen zu befürchten. Es ward daher verworfen, da alle Mitglieder der Regierung für das Verwerfen stimmten.

§. 11. Aber vor dem Schlusse des J. 1792 bot sich ein neuer Auftritt dar. Die französischen Heere schlugen ihre Feinde auf allen Punkten. Die Niederlande wurden erobert, und ein Strom von Freibürgersinn, von soldatischer Macht getragen, bedrohte alle europäischen Staaten. Die Kanonen von der Schlacht bei Jemappes wurden im Palast von St.-James vernommen, die Weisheit, die im Versöhnen der Katholiken lag, wurde gefühlt und verstanden, und noch am Schlusse des nämlichen Jahres 1792, in dessen früherer Hälfte die Regierung das Gesuch der Katholiken mit Geringschätzung verworfen hatte, brachte dieselbe Regierung eine Bill zu einer noch größern Milderung des „Strafgesetzbuchs" ein; und zeitig im nächsten Jahre eine andere, wodurch den Katholiken noch größere Vorrechte zugesichert, oder ich sollte lieber sagen, zurückgegeben wurden.

§. 12. Vermöge dieser beiden Bills wurden den Katholiken die Schranken der Gerichtspflege geöffnet, — sie konnten Anwalte, doch nicht königliche Räthe werden, — sie konnten Sachwalter und Rechtsbevollmächtigte, Freibürger weltlicher Körperschaften sein, — es wurden ihnen die Würden von Obergeschworenen und Magistratspersonen zugänglich gemacht, — sie konnten zum Range eines Obersten im Heere gelangen — und was über Alles ging, es wurde ihnen die Wahlfreiheit und eine Stimme für Mitglieder des Parlaments gewährt. Dies war die dritte große Abzahlung öffentlicher Gerechtigkeit, welche die Katholiken Irlands empfingen.

§. 13. Man darf aber nicht vergessen, daß diese Zugeständnisse mehr aus Furcht als aus Freundschaft erfolgten. Der Empörungskrieg war dem Ausbruch nahe, die Funken des Freibürgersinns sprühten nah und fern. Die Protestanten und besonders die presbyterianische Bevölkerung des nördlichen Irlands fingen sie begierig auf. In Belfast fanden sie ihren heißesten Brennpunkt; der Vortheil der britischen Regierung foderte dringend, die

reichen und einsichtigen Katholiken Irlands von der Freibürgerpartei zu trennen. Man schlug diesen Weg ein. Die Katholiken wurden dafür gewonnen. Der katholische Adel, der Mittelstand, der Handelstand und andere gebildete Volksclassen trennten sich fast wie ein Mann von der Freibürgerpartei. Was sonst eine Staatsumwälzung gewesen wäre, wurde nur ein erfolgloser Aufstand. Die einsichtigen und tonangebenden Katholiken wurden gewonnen und so ward Irland durch die weise und versöhnende Staatsklugheit des Zugeständnisses der britischen Krone abermals gerettet.

§. 14. Erlauchte Frau — der Aufstand von 1798 selbst war offenkundig, und, über allen Zweifel erweislich, angeregt, um die britische Krone zur Vernichtung der irländischen gesetzgebenden Unabhängigkeit zu vermögen, und die „Vereinigung" zu Stande zu bringen. Aber das Werkzeug war fast zu mächtig für die ungeschickten Hände, die sich desselben bedienten; und hätten sich der Reichthum, die Bildung und der Verstand katholischerseits dem Aufstande angeschlossen, würde er wahrscheinlich erfolgreich gewesen sein.

§. 15. Jetzt ein Wort von der gesetzgebenden Unabhängigkeit Irlands, die jetzt „Widerruf der Vereinigung" genannt wird. Man sagt, sie sei eine Absonderung vom Reiche, eine Trennung der beiden Länder. Erlauchte Frau, diese Behauptungen gehen von Menschen aus, welche wissen, daß sie ungegründet sind. Eine irländische gesetzgebende Unabhängigkeit würde, im Gegentheil, das festeste und dauerhafteste Band zwischen Ew. Majestät irländischen und britischen Landen sein. Sie würde durch die Versöhnung Ihrer irländischen Unterthanen und durch die Befriedigung ihrer Bedürfnisse und Wünsche die Trennung Irlands von dem gesetzmäßigen Gebiete Ihrer Krone durchaus unmöglich machen.

§. 16. In keinem Lande stiegen der Handel, die Fabriken, der Geschäftsverkehr, der Reichthum des Ackerbaues und der allgemeine Wohlstand so rasch wie in Irland vom J. 1782—98, wo der „herbeigeführte (fomented) Aufstand" ausbrach und eine Zeit lang, doch vorübergehend, die schönen Aussichten Irlands trübte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Vogelhändler von Imst. Tirol vor hundert Jahren. Volksroman in vier Bänden von C. Spindler. Stuttgart, Hallberger. 1842. 8. 7 Thlr.

Eine einmal vorübergerauschte Welle in der Volksbildung, in der Literatur, in der Kunst kehrt niemals wieder, wenigstens niemals so, wie sie schon da war und nicht in derselben Generation. So ist auch Spindler und der Geist seiner Romane vorübergerauscht und dünkt uns nur noch eine Reminiscenz aus vergangener Zeit. Die unsere ist so begierig nach Wechsel und so schnell im Verändern, so egoistisch und so leicht im Urtheil, daß sie in der Kunst nicht das an sich Befriedigende, sondern das sie Befriedigende sucht, und daß es ihr unmöglich ist, zehn Jahre lang an demselben Object ihre Befriedigung zu finden. Was sie als Jüngling liebte und bewunderte, das nennt sie als Erwachsener kindisch, und was ihr in jenem Altersstadium zusagte, was sie mit Neigung umfaßte, das bezeichnet sie nun, zum spätern Mannesalter gelangt, als Jünglingstraum und werthlose Durchgangsstufe. Dies ist Schicksal, und diesem echt deutschen Schicksal erliegen unter uns alle diejenigen Geister, denen es nicht, wie wenigen nur, möglich ist, von drei zu drei Jahren ein neues Gewand umzuthun, oder ihren nun gealterten Überzeugungen, Formen, Vorbildern, Ideen untreu zu werden. Es gibt Seelenstimmungen, in denen uns nichts willkommener ist, als Vorwürfe zu empfangen. In einer solchen befindet sich eben jetzt das Volk der Deutschen. Wir hören es gar zu gern, wenn man uns unsern unpraktischen Sinn, unsere Immaterialität, unsere phantastische Geistesrichtung, unsere Abgezogenheit vom wirklichen Leben zum Vorwurf macht; wir jauchzen zu den Schmähungen des Auslandes über das deutsche Ideologenthum, und glauben uns schon halb gebessert, wenn wir dazu Amen! sagen. Als wenn alles Dies nicht in unserer Natur läge und zu den unabänderlichen Dingen gehörte; als wenn es an dem Vorsatz genug wäre, uns zu bessern, und als wenn wir, von dem wissenschaftlichen Gebiete auf das Staats- und politische Gebiet geworfen, darin nicht gerade ebenso unpraktisch und theoriensüchtig zu Werke gehen würden, als dies auf dem erstern der Fall gewesen ist! Diesen Vorwürfen zufolge hat sich Deutschland jetzt vorgenommen, praktisch zu sein, und gemäß diesem Vorhaben verachten wir dermalen, was uns vor zehn Jahren genial, groß, ja fast classisch erschien. Gerade so lange ist es her, daß Spindler's Romane beinahe in dem Ansehen der Classicität standen. Welche ganz andere Urtheile muß der arme Autor, der doch nicht um ein Haar breit schlechter geworden ist, jetzt vernehmen, — er wäre zu bedauern, wenn er sie läse! Da er dies aber wahrscheinlich nicht thut, und daher auch unser Urtheil für ihn ein „Geheimniß" bleibt, so können wir um so unbefangener und freier unsere Herzensmeinung über ihn aussprechen.

Spindler ist noch heutiges Tages, was er von jeher war, ein Talent, in dem der Geist der Schönheit lebendig ist. Was ihm wesentlich mangelt, ist der Formwechsel, die Mannichfaltigkeit nicht sowol der Anschauungen, als der Darstellung. Es ist eine trostlose Monotonie des Stils, die ihn charakterisirt und die er mit Tromlitz, mit Blumenhagen und andern Sternen seiner Epoche theilte. Verglichen mit W. Alexis, mit Sternberg, mit Immermann, welches starre Beharren an dem einmal erfaßten Ideenkreise, welche eigensinnige Wiederkehr derselben Conceptionen, desselben Gewebes der Fabel, derselben Mittel zur Wirksamkeit und endlich desselben Stils der Darstellung! Wie leicht die Arbeit, wie gewohnt die Vorbereitung, wie verbraucht durch eigene Verschwendung Gang und Entwickelung der Begebenheit! Spindler hat zu viel, zu rasch nacheinander geschrieben, er hat sich in seine Formen festgeschrieben. Zum Theil jedoch, wir müssen es gestehen, sind diese Formen nicht übel, es ist Natur und Kürze in ihnen, wie sie der Reichthum geistiger Anschauungen liebt. Spindler hält den Leser nicht lange hin bei Dingen, die dieser schon ahnt; er endet jede Situation gewöhnlich kurz und gut, weil ihm im Schreiben schon eine neue zufließt, und weil er außer der Erzählung selbst keine andere Absicht verfolgt. Dinge, die gesagt werden müssen, sagt er gewöhnlich kurz und bündig, und Situationen, in welchen für Andere Verlockung zu langer Ausführung liegen möchte, thut er meistens kurz ab. Da seine Romane immer bändereich sind, so setzt diese Eigenschaft viel Erfindung voraus und gewährt Spannung und Unterhaltung. Im Erfinden ist er daher fast allen spätern Romandichtern überlegen, wenngleich wir zugeben müssen, daß gute und üble Erfindungen bei ihm wechseln. Die Reflexion, die stationaire Selbstbetrachtung ist nicht sein Fach, er verwirft sie aus der Erzählung und bannt sie, vielleicht mit Recht, in den Anfang oder ans Ende seiner Abschnitte, wie auch Fielding that. Ebenso wenig verfolgt er sentimentale Ergüsse, zu welchen er, stets auf einen Kern von Erzählung und Ereigniß bedacht, wenig Zeit hat. Dies unterscheidet ihn von seinen obengenannten Zeitgenossen.

Aus diesen Bemerkungen stellt sich ein Bild der Spindler'-

schen Romane zusammen, das dem Verf. Ehre genug macht. Er ist, wiewol ausführlich und redselig, doch ein körniger Erzähler, flüchtiger, aber reicher Beobachter der Natur, guter, willkommener Unterhalter, wenn nicht immer geschmackvoller, doch stets schicklicher Zeichner.

Spindler hat eine Vorliebe für Erzählungen aus dem Volks- und Bürgerleben; nur selten erhebt er sich über diese Region zu den Gipfeln der menschlichen Gesellschaft, und nie verweilt er lange in dieser frostigen und monotonen Höhe. Seine Welt ist das seßhafte oder wandernde Bürgerthum, nicht der Hof, nicht das Lager, die See oder der Krieg. Es ist gut, wenn ein Autor sich seinen Kreis zu ziehen weiß, in dem er sich einheimisch macht, den er ganz und völlig kennt; inzwischen fodert der Leser Abwechselung und auch dies Begehren will berücksichtigt sein. Spindler's Lieblingsgestalten sind alle von demselben Schlage, wie die Cooper's, mit dem er überhaupt viel innere Verwandtschaft darlegt; Wirthe, Hausirer, invalide Soldaten, denen er, in oft befangener Naturanschauung, meistens eine Jean Paul'sche Gefühlsamkeit anbildet, die mitunter hart an das Komische streift.

Doch betrachten wir endlich den vorliegenden Roman in seiner Besonderheit; er gibt uns Gelegenheit genug, die obigen allgemeinen Bemerkungen zu bewahrheiten. Es ist ein Volksroman, wie der Verf. selbst sagt, aber ein Volksroman so eigenthümlicher Art, daß, um ihn verständlich zu machen, der Autor genöthigt gewesen ist, ein doppeltes Wörterbuch, ein deutsch-tirolerisches und ein romanisch-deutsches, jedem seiner vier Bände anzuhängen. Es ist eigentlich damit noch nicht genug, er hätte, um vollständig zu sein, streng genommen, auch noch eine Bergkarte, eine statistische Abhandlung über Südtirol und eine Geographie des Vintschgaus beifügen sollen! Der Misbrauch der Specialität und des Einzelwissens liegt hier auf der Hand; es ist derselbe, den Belani uns oft hat fühlen lassen, der bald kannibalisch, bald hottentottisch mit uns zu sprechen unternahm. Wir halten es für möglich, fremde Eigenthümlichkeiten treu zu malen in unserer Muttersprache. Cooper selbst, dessen wir vorhin gedachten, ist darin ein ganz gutes Vorbild; er greift niemals zu gänzlich unverständlichen und durch ein Wörterbuch zu entziffernden Redeformen; er verfällt niemals in einen Mischmasch unergründlicher Worte, wie der Verf. ihn sich beispielsweise am Schlusse des ersten Bandes gestattet. „Die Wahrheit, Egidi! O Chei miseria! Du thust lügen. Tia Bucca plaida la vardad. Gewißlich lüge ich nicht. Laß uns umkehren. Ca nun, ca nun, Charett. Ich thu nichts halb. Willst du annehmen das ehrliche Uffizi, das ich dir hab' ausgemacht? Nein, Egidi; sag mir lieber, was ... der Engaddiner ließ ihn nicht ausreden ... Ca nun, ich hab' dich lieb, lieber als der Traficant, der immer ist die Trumpeta seiner artificious liberalidad! Ich habe mich bemüht, ich habe Sagirtad gegeben für dich. Ige Meister thut dich erwarten. Laß mich aus, du thust mir so viel wehe. Cludeit la bocca, Jau sunt par ir, und du mußt mitgehen. Seraphin wollte sich mit Gewalt losreißen. Was da, rief der Engaddiner und hielt ihm den Mund zu: Un giavel catsch 'lg auter, ein Teufel treibt den andern. Or oun tei, marsch, Coloman... A la groda, Marsch! Ige temps passa! A l'alva di gi müssen wir weit sein, Kölbe, weit, wie flüchtige Schulbaba. Chiou, chiou, cor guiven! Jau nous gavisch un vantireivel viadi! Und fort etschaufwärts flog wie ein Vogel der Schlitten auf glattem Pfad in die sterndurchfunkelte Nacht hinein."

Wir fragen: kann es einem deutschen Romandichter erlaubt sein, so zu sprechen? Ja, wir fragen mehr: Ist es naturgetreu, ist es möglich und wahr, daß ein Mensch so spreche, wie der Engaddiner Spindler's? Gewiß nicht, Niemand wirft einen solchen Mischmasch zusammen als ein Schriftsteller, der gerade seine Kenntniß des romanischen Dialekts zeigen will. Die Absicht ist klar.

Wenn der Verf. ferner seinen Roman einen Volksroman nennt, weil er fast zur Hälfte aus Redensarten, Sprichwörtern und Redefiguren des Volks besteht, so hat er insoweit Recht; es ist nur zu bedauern, daß er auch dieses Meer erschöpft und daß ein Buch, welches durch vier Bände kaum eine Abwechselung in dieser Stilindividualität darbietet, doch zuletzt für monoton und langweilig gelten wird. In den Gesprächen der Gevatterinnen und in verwandten Dingen findet Spindler jetzt kein Ende mehr, und das beliebte „Sichgehenlassen" gedeiht bei ihm bis zum Überdruß. „Das Madl haltet's mit der Welt wie sie ist, und macht sich keine Fabeln vor, sagte die Großmutter. Worauf die Tante schmerzlich verletzt: Kann denn die Frau Mutter nicht einmal heut ein'n Fried' geben? Eine ziemliche Stille erfolgte, die erst Tammerl unterbrach: Wie's heut geläutet hat, hat die Uhr zugleich die Stunde geschlagen, und das bedeutet nichts Guts. Hm, machte die Hausfrau, muß es gerade für uns Übles bedeuten? Es sind mehr Leute auf der Welt. Die Martine hat in der Taufe geschrien und dergleichen Kinder werden nicht alt. Ei was, sagte Frau Marta drein, ich soll auch geschrien haben, und siehe, ich hab' doch meine Jahrln auf'm Buckel. Der eigensinnige Tammerl wackelte mit dem Kopfe und predigte immer fort: Ich sag', die Vögel, die am Morgen so früh singen, verrecken (?) gern am Abend. Die Hauptsach, begann wieder die Nahnl, ist, daß das Madl bald einen braven Mann kriegt. Das wird sie, nickte Tammerl, sie hat immer die Katz so viel gern gehabt, und selbige Madln... Das wissen wir, unterbrach ihn Genovefa... Dem Madl, bemerkte nun Tammerl, ist das Schuhbandl so viel oft aufgegangen und das bedeutet immer"... und in dieser Weise ohne Ende fort.

Wir meinen, es könne auch des an sich Guten zu viel gegeben werden, und rathen dem Verf., auf diejenige Abwechselung zu denken, in der die altenglischen Romandichter Vorbilder sind.

Wir wollen den Lesern nicht verrathen, wie es gekommen ist, daß Seraphin Plaschur am Ende des Buchs doch noch seine Martina Tammerl, des Vogelhändlers Tochter, zum Ehegespons erhält, nachdem sie einen reichen Haustyrannen überlebt und beerbt, noch welche erbauliche Redensarten bei dem Brautschmaus geflossen sind; inzwischen ist für uns so viel gewiß, daß der Mangel an Ernst und die Verlockung leichter und flüchtiger Production, welche Geschmack und Maß gering achtet, unserm Verf. viel von seinem ursprünglichen Verdienst geraubt haben, und daß er, wenn er nicht ernstlich an eine Umkehr in den rechten Weg denkt, wenn er nicht auf **Inhalt** statt der Worte, auf **Gedanken** statt der Redensarten, auf **Stoff** statt eines hohlen Nichts, zu sinnen sich vornimmt, von ihm in der schönen Literatur bald keine Rede mehr sein wird. Es wird alsdann zu unserm Bedauern von dem Verf. des „Juden", des „Jesuiten", des „Invaliden" und so mancher andern, zu ihrer Zeit bedeutenden und geschätzten Hervorbringung nichts übrig bleiben als ein klangloser Name, der den Nachlebenden nichts davon meldet, eine wie glühende Phantasie und wie glänzende Erfindungsgabe hier in Trivialität und Gedankenlosigkeit zu Grunde gegangen ist.

8.

Notiz.

Ein interessanter Fund.

Man hat vor kurzem zu Paris unter einem Pack unbeachtet gebliebener Handschriften einen interessanten Fund gethan. Es ist dies der Originaltext von der Erklärung der Geistlichkeit von Frankreich, die in der Generalversammlung des Jahres 1682 entworfen wurde und die als die Charte der gallicanischen Kirche zu betrachten ist. Diese Erklärung ist von Bossuet redigirt und trägt die Signaturen aller Bischöfe von Frankreich. Das Exemplar, was zu Rom auf Befehl des erzürnten Papstes in das Feuer geworfen ward, war nur eine gleichlautende Copie.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 201. —— 20. Juli 1843.

O'Connell's geschichtliche Denkschrift über Irland und die Irländer.

(Fortsetzung aus Nr. 200.)

Siebentes Hauptstück. Das Jahr 1800.

§. 1. Dies Jahr würde allein einen Band füllen. Es war das Jahr, das die Verbrechen vollzählig machte, welche sieben Jahrhunderte hindurch die englische Regierung an Irland verübt hatte. Es war das Jahr der Zerstörung der irländischen Gesetzgebung. Es war das unselige, ewig verwünschte Jahr, worin die Vereinigung durchgesetzt ward.

§. 2. Die Vereinigung wurde Irland auferlegt durch das Zusammenwirken von Schrecken, Qual, Gewalt, Betrug und Bestechung.

§. 3. Die Urheber der Vereinigung blieben schlagfertig und fachten die Glut eines zögernden Aufstandes an. Sie reizten die Katholiken gegen die Protestanten und die Protestanten gegen die Katholiken auf. Sie nährten absichtlich heimische Zwistigkeiten, die bei der Unterjochung ihren Zwecken dienen sollten.

§. 4. Während die Vereinigung im Fortschreiten begriffen war, wurde die Habeas Corpusacte aufgehoben, — alle verfassungsmäßige Freiheit in Irland vernichtet, — das Kriegsgesetz verlesen, — die Folter häufig in Anwendung gebracht, — Freiheit, Leben und Eigenthum fanden keinen Schutz. Die öffentliche Meinung wurde erstickt, — Verhöre vor dem Kriegsgericht waren gangbar, — gesetzlich durch Sheriffs und Obrigkeit berufene Versammlungen wurden durch soldatische Gewalt auseinander getrieben, — Irlands Stimme war unterdrückt, — das irländische Volk fand keinen Schutz. Ich wiederhole es nochmals: das Kriegsgesetz ward verlesen — so kam die Vereinigung dem irländischen Volk zum Trotz zu Stande.

§. 5. Doch dies war noch nicht Alles; man nahm seine Zuflucht zur ungeheuersten und niedrigsten Bestechung. Man sagt, Lord John Russell habe vor einiger Zeit bei einem öffentlichen Mittagsmahle behauptet, daß die Vereinigung eine Ausgabe von 800,000 Pf. Sterl. verursacht habe. Er war sehr im Irthum, als er dies, so blos auf ungewisse Erinnerung hin, sagte. Die Parlamentsurkunden werden ihm darthun, daß nur der eine Ansatz für Kaufgelder von ausgestorbenen und wahlberechtigten Burgflecken nicht weniger als 1,245,000 Pf. Sterl. beträgt. Die Geldbestechungen beliefen sich im Ganzen auf ungefähr drei Millionen Pf. Sterling.

§. 6. Doch dies war noch nicht Alles, die Ausgabe für Gönnerschaft war noch offener, unverhohlener und verworfener; Pairswürden wurden zu gewöhnlichen Handelsgegenständen. Der Befehl über Linienschiffe und Regimenter, die Ämter von Ober- und Unterrichtern, die Stellen von Erzbischöfen und Bischöfen, von Staatsrentmeistern, und alle Arten von Einnehmerstellen — kurz alle Dienststufen, das Heiligthum des Gesetzes und die Tempel der Religion, wurden zu Bestechungen verhandelt, und für Parlamentsstimmen zu Gunsten der Vereinigung hingegeben.

§. 7. Doch dies war noch nicht Alles. Ungeachtet aller Anwendung von Einschüchterung und Schrecken, von Kriegsgericht und soldatischer Folter, von dem ungeheuersten jemals erlebten Bestechungswesen, konnte die Vereinigung doch nicht eher zu Stande gebracht werden, als bis verschiedene wahlfähige Burgflecken erkauft waren, um eine Anzahl Schotten und Engländer ins Parlament zu senden, welche insgesammt Stellen im Heer, oder bei der Flotte, oder andere Regierungsämter bekleideten, von denen sie nach Gefallen entfernt werden konnten. Die Zahl solcher „Fremden" war fast ebenso groß wie die Stimmenmehrheit, womit die Vereinigung durchgesetzt wurde.

§. 8. Die Vereinigung, ehrwürdige Frau, war kein Vertrag oder eine Übereinkunft; sie war kein geschlossener Handel oder Vergleich; sie hatte ihren Ursprung und Fortgang in Gewalt, Betrug, Schrecken, Folter und Bestechung; sie hat bis auf diese Stunde keine andere bindende Kraft als die der Gewalt; sie ist noch jetzt ein bloßer Name. Die Länder sind nicht vereinigt, die Irländer werden fortwährend als „Fremde der Abstammung und Religion nach" behandelt.

§. 9. So wurde die gesetzgebende Unabhängigkeit Irlands vernichtet. So ward das größte, jemals von der englischen Regierung gegen Irland begangene Verbrechen vollendet.

§. 10. Der abscheulichen Art, auf welche die Vereinigung herbeigeführt wurde, kommt nur die Ungerechtig-

keit der Bedingungen gleich, denen Irland unterworfen ward.

§. 11. Ich mag nicht lange bei diesem verabscheuungswerthen Gegenstande verweilen. Nur zwei Züge von der Irland zugefügten Ungerechtigkeit will ich anführen. Der eine bezieht sich auf Geld, der andere auf Volksvertretung.

§. 12. Der kurze Umriß des gegen die Irländer verübten Geldbetrugs ist folgender: Zur Zeit der Vereinigung hatte Irland eine eingetragene Schuld von 20 Millionen. Englands Schuld betrug 446 Millionen. Wäre die Vereinigung ein offener rechtlicher Vertrag, so sollten die Schulden beider Länder sich fortwährend in demselben Verhältniß erhalten. Vielleicht wäre, alle Umstände berücksichtigend, sogar eine solche Eintheilung hart gegen Irland. Doch was erfolgt für Irland aus der Vereinigung? Daß alles Land, alle Häuser und anderes sowol Grund- als persönliches Eigenthum Irlands jetzt gleich mit England für die Wiederbezahlung von 840 Millionen Pf. Sterl. haftet!! Höchstens dürfte Irland eine nicht 40 Millionen übersteigende Summe schulden. Durch die Vereinigung bürdet man uns eine Schuld von 840 Millionen auf. Ohne die Vereinigung wäre die ganze irländische Schuld schon lange abgezahlt, und Irland hätte, gleich Norwegen, keine Landesschulden. Niemals ist ein Volk so ungerecht behandelt worden wie das irländische!

§. 13. Die Irland zugefügte grobe Ungerechtigkeit in Absicht der Volkstretung in den vereinten Parlamenten war folgende: Die Eigenschaften, welche jedes Land zur Volksvertretung befähigen, sagten die Verfertiger der Vereinigung, seien Bevölkerung und Eigenthum. Die einzigen Beweise von Eigenthum, die Lord Castlereagh zugestehen wollte, waren Ausfuhr, Einfuhr und Einkünfte. Zinserträge ließ er ganz aus, und dennoch war Irland, nach seinem eigenen Zugeständniß, zu 108 Volksvertretern auf 658 im Ganzen berechtigt. Von dieser Zahl nahm er nach eigenem Gutdünken noch acht hinweg und ließ Irland nur 100 Mitglieder. Er hätte aber rechtlich den verhältnißmäßigen Ertrag beider Länder in seine Berechnung aufnehmen müssen, und dann würde für Irland die richtige Zahl von 169 herauskommen. Noch mehr, wäre der Maßstab zu einer verhältnißmäßigen Volksvertretung angelegt worden, wie er hätte angelegt werden müssen, nur auf Bevölkerung und Einkünfte begründet, so würde für Irland das Recht auf 176 Mitglieder sich ergeben haben.

§. 14. Wäre die Vereinigung ein ehrlicher Vertrag gewesen, so würde keine Rechtsverdreherei Irland bis auf 150 Mitglieder haben berauben können. Dennoch wurde, nach dem eigenmächtigen Willen und Belieben der englischen Regierung, ein Drittheil abgeschnitten. Dies ist eine schreiende Ungerechtigkeit und dieselbe ist großentheils Schuld an der Unsicherheit, worauf die Vereinigung beruht. Wesentliche Gerechtigkeit in dieser Beziehung ist stets vorenthalten worden. So sind wir durch die Vereinigung entwürdigt und beschimpft.

Achtes Hauptstück. Die Jahre 1800 — 29.

§. 1. Als Zweck der Vereinigung wurde angeführt: das feste Verschmelzen der Bewohner beider Inseln zu Einem Volke. Man bot die schmeichelhaftesten Hoffnungen, verhieß die feierlichsten Bürgschaften, Irland solle der britischen Freiheit nicht länger fremd und fern bleiben. Die Religion der Einwohner solle nicht länger ein Wahrzeichen für Verfolgung sein, die Völker sollten Eins werden; an Rechten, Gesetzen und Freiheiten einander gleichgestellt sein. Man posaunte die abgenutzten Redensarten: „Paribus se legibus", „Invictae gentes", „Aeterna in foedera", so lange aus, bis das Ohr betäubt ward und der gute Geschmack einen Ekel davor erhielt.

§. 2. Dies waren Worte — lateinische oder englische, doch leere Worte. Irland verlor durch die Vereinigung Alles, und erhielt durch sie nichts. Pitt benahm sich mit einiger Würde, als er die Stelle eines ersten Ministers aufgab, weil er fand, daß ihm Georg III. nicht gestatten wollte, die der Vereinigung geleistete Bürgschaft für Gleichberechtigung der Katholiken einzulösen. Allein jene Würde wurde in Schmutz getreten, als er nachher einwilligte, mit seiner gebrochenen Bürgschaft und verletzten Treue, Minister zu bleiben. Und dennoch gibt es noch „Pitt-Clubs" in England!

§. 3. Irland verlor Alles, und gewann nichts durch die Vereinigung. Es gibt ein großes Übel in dem Staatshaushalte Irlands. Es gibt einen unvertilgbaren Schandfleck im irländischen Staate. Sie bestehen darin, daß neun Zehntheile des Bodens Abwesenden gehören. Dieses Übel wurde als ein unheilschwangeres mit dem größten Leidwesen selbst vor der Vereinigung empfunden. Es hat seitdem ungeheuer zugenommen. Die Vereinigung muß das Außerlandesleben unausbleiblich vermehrt haben und es noch fortwährend vermehren. Selbst alle zur Leitung der Regierung nothwendigen Dienstämter, mit Ausnahme eines einzigen — das des Lord-Lieutenants —, sind Abwesenden zu Theil geworden.

§. 4. Irland verlor Alles, und gewann nichts durch die Vereinigung. Jedes Versprechen ward gebrochen, jede Bürgschaft verletzt. Irland mühte sich ab, und bat und rief Freunde zu Hülfe und das Parlament um Erleichterung an.

§. 5. Endlich kam ein anderer Geist über unsere Bestrebungen. Das irländische Volk hörte auf, um Gönnerschaft zu buhlen, oder Hülfe von seinen Freunden zu hoffen. Es wurde „sein eigener Freund" und nach sechsundzwanzigjähriger Aufregung erzwang es die Gleichberechtigung. Es nöthigte die mächtigsten wie die falschesten, die frechsten wie die gewandtesten seiner Feinde, ihm Gleichberechtigung zu gewähren.

§. 6. Wellington und Peel — Gott sei Dank! wir haben Euch geschlagen. Unsere friedliche, unblutige, unbefleckte, unverbrecherische Verbündung war zu stark für den soldatischen Ruhm des Einen, und für alle die

seinen [illegible], die erniedrigende Rechtsverdrehung, das täuschende Blendwerk des Andern. Beide bewilligten endlich, aber ohne Würde, ohne Edelmuth, ohne Biederkeit, ohne Aufrichtigkeit. Ja, das Zugeständniß ward mit einer Kleinlichkeit ertheilt, die fast unglaublich ist, wenn sie nicht bereits der Geschichte angehörte. Sie ertheilten einem Volke die Gleichberechtigung und durch die nämliche Urkunde ächteten sie einen Einzelnen. Peel und Wellington, wir schlugen Euch und trieben Euch in eine erzwungene Freisinnigkeit hinein, und Ihr ließet jeden Rest von Charakter als eine Beute der Sieger hinter Euch zurück.

§. 7. Es gab eine Zwischenzeit, in welcher die Gleichberechtigung mit Anstand hätte bewilligt werden können, und in welcher sie als eine Gunst angenommen worden wäre. Dies war das Jahr 1825. In diesem Jahre, wo Alles das Gewähren der Gleichberechtigung begünstigte, wo sie mit Anstand und Würde hätte verliehen werden können, wo sie als ein Erguß mächtiger Geister von Staatsmännern und Eroberern ertheilt werden konnte — 1825 widersetzten sich Wellington und Peel mit Erfolg der Gleichberechtigung, und bewirkten dadurch, daß Das, was ihnen zu glorreichem Ruhme gedient hätte, zum Werkzeuge ihrer eigenen Erniedrigung wurde.

§. 8. Laßt es uns nicht vergessen, daß das Haus der Gemeinen während dieser 29 Jahre dreimal eine Gleichberechtigungsbill durchgehen ließ; daß aber diese Bill jedesmal vom Oberhause verworfen ward. Die Pairs gestatteten indeß einen vierten Angriff, da er sich auf die Kraft des irländischen Volks stützte. Endlich haben wir den beständigen Feind Irlands geschlagen — das englische Oberhaus.

§. 9. Wir wollen daran erinnern, daß unser Kampf „Gewissensfreiheit" galt. O, wie beschränkt sind die Menschen, die mit protestantischer Duldsamkeit prahlen, und gegen katholischen Glaubenseifer losziehen! Diese Verleumdung war eins der ärgsten Übel, die wir früher zu erdulden hatten. Jetzt verlachen wir sie. Die Geschichte der Verfolgungen, welche von den Protestanten der herrschenden Kirche Englands gegen die Katholiken einerseits, und gegen Presbyterianer und andersdenkende Protestanten andererseits ausgeübt wurden, ist eine der schwärzesten auf den Blättern der Zeit.

§. 10. Die irländischen Katholiken, die seit der Reformation dreimal wieder zur Macht gelangten, haben, gelobt sei der große Gott, niemals einen einzigen Menschen verfolgt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Die Heilquellen Griechenlands.

Herr X. Landerer, der sich seit seinem zehnjährigen Aufenthalte in Griechenland mit den Mineralwässern, womit die Natur das in so vieler Hinsicht glückliche Königreich Griechenland beschenkt hat, besonders beschäftigt, und auf den von Zeit zu Zeit unternommenen Reisen daselbst die schon in alten Zeiten gekannten Heilquellen besucht und an Ort und Stelle analysirt, auch andere neue und den Griechen ganz unbekannte Quellen dieser Art aufgefunden hat, ist auch vielfach bemüht gewesen, die Ergebnisse seiner Untersuchungen in kleinern Aufsätzen in Journalen und in eigenen Schriften in griechischer Sprache zu veröffentlichen. So gab er 1835 eine Schrift: „*Περὶ τῶν ἐν Κύθνῳ θερμῶν ὑδάτων*" (vergl. „Die Insel Thermia und ihre Heilquellen", von Goedechen, in „Rust's Magazin für die gesammte Heilkunde", 1837, Bd. 50, Heft 1), 1836 eine: „*Περιγραφὴ τῶν ἐν Ὑπάτῃ, Αἰδηψῷ καὶ Θερμοπύλαις θερμῶν ὑδάτων*" (Deutsch: Bamberg 1837), auch ähnliche „*Περὶ τῶν Θήρᾳ, Μήλῳ κ. τ. λ. θερμῶν ὑδάτων*" heraus. Da jedoch diese Mittheilungen, in so vielen Zeitungen zerstreut, den beabsichtigten Nutzen nicht darbieten konnten, so schrieb er 1840 ein eigenes Werkchen: „*Περὶ τῶν ἐν Ἑλλάδι ἰαματικῶν ὑδάτων*", das er nun in einer deutschen Übersetzung, die er durch Hinzufügung einiger neuen Untersuchungen vermehrt hat, für Diejenigen, die sich in Deutschland für die Heilquellen in Griechenland interessiren, bearbeitet hat. („Beschreibung der Heilquellen Griechenlands." Nürnberg, Schrag. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.) Jedenfalls verdienen letztere aus mehren Gründen die Aufmerksamkeit und nähere Beachtung des Auslandes, und es ist ein Verdienst des Verf., denselben diese Schätze Griechenlands näher gerückt zu haben. Die gründliche Untersuchung dieses Gegenstandes gehört nicht hierher; doch wird sie wol demselben, namentlich auch in Deutschland, sicher zu Theil werden. Die Beschreibung selbst behandelt ihren Gegenstand mit Fleiß und wissenschaftlicher Genauigkeit und beschränkt sich nicht blos auf die gewöhnlich allein genannten Bäder und warmen Wasser im neuen Griechenland auf den Inseln Kythnos (Thermia), Milos und Thera (Santorin) und bei Ypati (Patradgik), Aidipsos und den Thermopylen. 31.

Cyclopaedia Indianensis.

Zu Neuyork erscheint eine „Cyclopaedia Indianensis, or a general description of the Indian tribes of North and South America", herausgegeben von H. Schoolcraft. Das Ganze ist alphabetisch angeordnet und umfaßt den Ursprung dieser Stämme, ihre Geschichte, Sitten und Gebräuche, Sprache und Religion, Alterthümer und monumentale Überreste, Allegorien und Sagen, Schriftart, Spuren von Kunstübung, Vergnügungen, Biographien der berühmtesten Häuptlinge u. s. w. Ein Lexikon indianischer Worte und Phrasen wird beigegeben, ferner die Portraits ausgezeichneter Häuptlinge, Abbildungen von alten Ruinen, Hieroglyphen u. s. w. Dies sehr interessante Werk ist auf acht Nummern berechnet, von denen je vier einen Band von 700 Seiten bilden. Ein uns vorliegendes Probeheft lehrt uns die Trefflichkeit der Ausstattung kennen. Wir entnehmen diesem Hefte folgende statistische Angabe. Großbritannien verwandte während des Revolutionskrieges in mehr oder weniger directer Weise nachstehend verzeichnete indianische Streitkräfte: Choctaws 600, Chickasaws 400, Cherokesen 500, Creeks 700, Kiankaschaws 400, Omiamies 300, Kickapoos 500, Munseys 150, Delawaren 500, Shawnees 300, Foxes 300, Puyon (Paunts) 350, Sokki 450, Abienkis 200, Mohickons 60, Uchipways 3000, Ottaways 300, Mohawks 300, Cayugas 230, Jenckaws 400, Sues und Soulhuse 1300, Puttawottomees 400, Talawas 150, Muskulthe 250, zusammen 12,690 Krieger. Rechnet man auf einen Krieger 5 Seelen, so war eine Totalbevölkerung von 63,450 Seelen bei dem Kriege betheiligt. Diese Liste veröffentlichte Capitain Dalton, Oberintendant der indianischen Angelegenheiten für die Vereinigten Staaten, der lange Zeit Gefangener des Feindes gewesen war, am 5. Aug. 1783 zu Philadelphia.

Ein chinesischer politischer Roman.

Von Dr. J. Legge eingeleitet erschien zu London: „The rambles of the emperor Ching Tih in Kiang Nan, a chinese

leien ebenso wild und roh wie die Greuelthaten Attila's und Dschingis-Khan's.

§. 5. Insbesondere bietet die Weltgeschichte nichts Schrecklicheres und Abscheulicheres dar als die Metzeleien, welche Obrien, Lord Inchiquin in der Stiftskirche von Cashel, Jacton in Limerick, Cromwell in Drogheda und Werford verübten.

§. 6. Nach beendigtem Kriege sammelte Cromwell, als die Erstlinge des Friedens, 80,000 Irländer in den südlichen Theilen Irlands, um sie nach den westindischen Inseln zu verpflanzen. So viele als das Verfahren des Zusammentreibens überlebten, wurden in einzelnen Sendungen nach diesen Inseln eingeschifft. Von den 80,000 beliefen sich in sechs Jahren die Überlebenden auf nicht 20 Personen!! 80,000 Irländer mit einem Streiche, durch langsame, aber beharrliche Grausamkeit, hingeopfert dem Moloch englischer Herrschaft!! 80,000 — o Gott der Gnade!

§. 7. Und doch erscheinen alle diese Grausamkeiten unbedeutend und nichtssagend gegen die Allem die Krone aufsetzende Grausamkeit der Feinde Irlands. Es wurde den Irländern bürgerliche Gerechtigkeit verweigert. Aber noch weit abscheulicher ist es, daß man ihnen geschichtliche Gerechtigkeit verweigerte, und sie beschuldigte, Urheber und Ausüber der Todtschläge und Metzeleien zu sein, deren Opfer sie nur waren.

§. 8. Kein Volk auf Erden ist jemals mit solcher Grausamkeit behandelt worden wie die Irländer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geschichte des Theaters.

Wir haben vor kurzem in d. Bl. eine Reihe von Werken aufgezählt, welche alle die Geschichte der französischen Bühne zum Gegenstande haben, oder wenigstens Beiträge zur Kenntniß einzelner Perioden derselben geben. Wir können heute diese Liste noch um eine „Histoire philosophique et littéraire du théâtre français depuis son origine jusqu'à nos jours" vermehren, die soeben die Presse verläßt. Dieses Werk rührt aus der Feder eines Feuilletonisten des „Siècle", Hippolyte Lucas, her, der sich selbst durch einige leichtere Theaterstücke, Vaudevilles und Operntexte bekannt gemacht hat. Seine besonnenen Theaterkritiken im erwähnten Journale bestechen bei seinen Werken von vornherein und lassen eine unparteiische Würdigung fremden Verdienstes erwarten. Diese Erwartungen werden denn auch nicht getäuscht. Wir machen besonders auf den schwierigen Abschnitt, welcher den Zustand des französischen Theaters während der Revolutionsperiode behandelt, aufmerksam. Derselbe ist wirklich höchst interessant. Der Verf. überblickt dabei die ganze Lage der Dinge zu jener Zeit und gibt zugleich noch eine unerschöpfliche Fülle einzelner interessanter Züge und pikanter, charakteristischer Anekdoten, aus denen man jene Periode oft besser kennen lernt als aus langen ästhetischen Raisonnements. Interessant ist, was Lucas von den ersten Aufführungen von Chénier's „Charles IX" erzählt. Talma, der bis dahin noch keine Gelegenheit gefunden hatte, sein herrliches Talent vollständig hervortreten zu lassen, ward in diesem Stück, in dem sein chef d'emploi nicht auftreten wollte, zum ersten Male an eine größere Rolle gelassen. Die übrigen Schauspieler weigerten sich mit Talma aufzutreten, nicht aus Misgunst über sein Genie, dessen Umfang sie noch gar nicht ahnten, sondern weil sie die republikanischen Gesinnungen nicht theilten, von denen dieses neue Stück durchdrungen war. Die Anhänger des Hofes geriethen in Wuth, als die ersten Vorstellungen, ungeachtet ihrer Cabalen, doch ihren Fortgang hatten, und der Dichter sowie der Schauspieler, der die erste Rolle hatte, wurden in allen Blättern, die den Royalisten zu Gebote standen, bis in den Staub gezogen. Ja, die Erbitterung ging so weit, daß Chénier und Talma sich genöthigt sahen, öffentlich bekannt zu machen, sie würden stets Waffen bei sich tragen, um sich, wenn sie auf der Straße angegriffen würden, vertheidigen zu können. Mirabeau nahm für die Verfolgten Partei, und erkannte namentlich in Talma den unsterblichen Künstler. Wenig bekannt dürfte auch sein, daß Laya, unbedingt der einzige Dichter, der seinen Revolutionsstücken wenigstens eine gewisse literarische Form zu geben verstand, im J. 1793 den Muth hatte, die Ultraradicalen in der Convention offen anzugreifen. Das Stück, in dem er dies that, führte den Titel „Ami des lois". Man wollte in demselben sogar die Portraits von Robespierre und Marat erkennen. Die Verfolgungen, die sich der Verf. durch sein Stück zugezogen hatte, wurden von der Convention, die einen Act der Großmüthigkeit thun wollte, niedergeschlagen. Von allen Stücken, die Lucas in seiner Schrift bespricht, ist das tollste und ungestaltetste das „Jugement des rois", das mitten im ärgsten Gewirr der Revolution zur Aufführung kam. Der Verf., Sylvain Maréchal, hatte sein Stück, in dem den armen Königen und sogar dem Zar und dem Papste, die sich beide ins Haar fallen, arg mitgespielt wird, eine „Prophétie" genannt.

Lothringische Alterthümer.

Wir haben vor kurzem den zweiten und letzten Band der „Archéologie de la Lorraine" von J. L. Beaulieu erhalten, der an wichtigen und interessanten Einzelheiten nicht weniger reich ist als der erste. Dieses Werk verdient namentlich auch von deutschen Gelehrten beachtet zu werden. Der Verf., geb. zu Nancy am 28. Aug. 1788, gegenwärtig Präsident der Sotciéé royale des antiquaires de France, hat sein ganzes Leben archäologischen Untersuchungen gewidmet, und diese Studien verdanken ihm manche wichtige Bereicherung. Einen Theil seiner Beobachtungen hat er in verschiedenen gelehrten Zeitschriften niedergelegt, indessen sind auch mehre selbständige Werke aus seiner Feder erschienen. Erst neuerdings hat er in einem Briefe an Jomard, Mitglied der Akademie, die ägyptischen Alterthümer beschrieben, die vor einigen Jahren bei Salzburg aufgefunden sind. Leider ist es ihm gleich bei der Abfassung des Titels zu diesem Buche begegnet, einen kleinen geographischen Schnitzer zu machen. Von Beaulieu's übrigen archäologischen Schriften heben wir die „Recherches archéologiques et historiques sur le comté de Dachsbourg, aujourd'hui Dabo" und die „Antiquités de Vichy les Bains" hervor.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 199. —— 18. Juli 1843.

O'Connell's geschichtliche Denkschrift über Irland und die Irländer.

(Fortsetzung aus Nr. 198.)

Viertes Hauptstück. Die Jahre 1660—92.

Wir sind jetzt zur Restauration gelangt, einem Ereignisse von äußerstem Vortheil für die Anhänger der Krone, die gerechterweise wieder in ihr Eigenthum eingesetzt wurden; einem Ereignisse, das den britischen Plünderern und besonders den Soldaten Ireton's und Cromwell's das Eigenthum der irländischen Katholiken, deren Väter gegen die Gewaltherrschaft bis zu ihrem letzten Blutstropfen und Athemzuge gekämpft hatten, unwiderruflich und für immer zuwies.

§. 2. Der Herzog von York, nachmals Jakob II., nahm, für seinen eigenen Antheil an dem Raube, über 80,000 Morgen Landes, den irländischen Katholiken zugehörig, die diese durch nichts Anderes verwirkt hatten, als daß sie die Freunde und Beschützer seines ermordeten Vaters und die Feinde seiner Feinde gewesen waren.

§. 3. Und dennoch war die dem irländischen Volke inwohnende Liebe für einen einmal gefaßten Grundsatz — einen Grundsatz ehrenhafter, aber in diesem Falle höchst misverstandener Unterthanentreue — so groß, daß, als dieser königliche Räuber nachher durch seine britischen Unterthanen vom Throne gestürzt wurde und seine Zuflucht zu Irland nahm, der irländische katholische Adel, der Mittelstand und das Volk im Allgemeinen sich um ihn reihten, und ihr Blut mit einem Muthe und einer Beharrlichkeit für ihn vergossen, welche einer bessern Sache würdig waren.

§. 4. Dieser Abschnitt sollte für den Vertrag von Limerick bestimmt sein. Die Irländer, erhabene Frau, wurden im Kriege nicht besiegt. Sie hatten in dem Jahre vor dem Vertrage Wilhelm III. mit Niederlage und Schande aus Limerick vertrieben. An diesem irländischen Siege nahmen die Frauen Theil. Es ist keine Erdichtung. Bei den großen Niederlagen Wilhelm's III. fochten, bluteten und siegten die Frauen von Limerick. Am 3. Oct. 1691 ward der Vertrag von Limerick unterzeichnet. Das irländische Heer, 30,000 Mann stark, der Adel, der Mittelstand und das Volk Irlands unterhandelten mit dem Heere und der Krone Großbritanniens. Das irländische Volk leistete dieser Krone von neuem Huldigung. Nie hat England einen vortheilhaftern Vertrag geschlossen als diesen, unter den vorhandenen Umständen. Es war ein wohlüberlegter und feierlicher Vertrag, wohlbedachterweise durch offene Freibriefe von der Krone bestätigt. Er machte einem blutigen Bürgerkriege ein Ende. Er brachte das irländische Volk wieder unter die Herrschaft Englands, und sicherte diese Herrschaft auf ewig über einen der schönsten Theile des Erdballs. So groß war der Werth von Dem, was das irländische Volk gegeben.

§. 5. Durch diesen Vertrag bedangen sich andererseits die irländischen Katholiken von der englischen Krone, was ihnen auf „Treu und Glauben" von derselben verbürgt ward, den gleichen Schutz des Gesetzes mit allen andern Unterthanen, für ihr Eigenthum und ihre Freiheiten — und besonders für die freie und unbeschränkte Ausübung ihrer Religion.

Fünftes Hauptstück. Die Jahre 1692—1778.

§. 1. Die Irländer erfüllten ihrerseits in jeder Rücksicht mit gewissenhafter Genauigkeit die Bedingungen des Vertrags von Limerick.

§. 2. Dieser Vertrag wurde von der britischen Regierung gänzlich verletzt, im Augenblick, wo sie vollkommen sicher war, es thun zu können.

§. 3. Diese Verletzung geschah durch die Verfügung eines Gesetzbuchs von der listigsten, abscheulichsten Ungerechtigkeit, welche jemals die Jahrbücher der Gesetzgebung befleckt hat.

§. 4. Hier führe ich einige Beispiele von der Grausamkeit an, womit der Vertrag von Limerick verletzt ward, und zwar unter folgenden Hauptpunkten: „1) Eigenthum. Jedem Katholiken war durch einen Parlamentsbeschluß die Befugniß genommen, einer katholischen Ehefrau ein Witthum auszusetzen, oder seine Ländereien mit irgend einer Anwartschaft zu Gunsten seiner Töchter zu belasten, oder letztwillig über sein Grundeigenthum zu verfügen. Bei seinem Tode theilte das Gesetz seine Ländereien zu gleichen Theilen unter alle seine Söhne. So wurden alle Familienverhältnisse verletzt. — Ging eine katholische Ehefrau zum Protestantismus über, so berechtigte sie das Gesetz nicht nur, ihren Ehemann zu zwingen, ihr ein besonderes Einkommen zu

geben, sondern auch die Aufsicht und Vormundschaft über alle ihre Kinder auf sie zu übertragen. Auf diese Weise wurde die Ehefrau ermuthigt und ermächtigt, mit Erfolg gegen ihren Ehemann sich aufzulehnen. — Wenn der älteste Sohn eines katholischen Vaters sich in irgend einem, wenn auch noch so jugendlichem Alter, zum Protestantismus bekannte, so machte er dadurch seinen Vater zum Pachter auf Lebenszeit, raubte ihm jede Befugniß zum Verkauf eines Guts oder zur Verfügung darüber, und ein solcher Protestant erhielt den Anspruch auf unbeschränkte Herrschaft und Eigenthumsrechte des Guts. Auf diese Weise wurde der älteste Sohn ermuthigt und sogar durch das Gesetz bestochen, sich gegen seinen Vater aufzulehnen. — Wenn irgend ein anderes Kind, außer dem ältesten Sohne, sich in irgend einem Alter als Protestant erklärte, entging ein solches Kind sofort der Aufsicht seines Vaters, und hatte Anspruch auf Unterhalt aus dem väterlichen Vermögen. Auf diese Weise ermuthigte das Gesetz jedes Kind, sich gegen seinen Vater aufzulehnen. — Wenn ein Katholik ein Landgut für Geld erkaufte, war jeder Protestant gesetzlich berechtigt, dem Katholiken jenes Gut zu nehmen, und dasselbe zu nutzen, ohne einen Schilling Kaufgeld zu zahlen. Dies war Gesetz. Der Katholik zahlte das Geld, worauf der Protestant das Gut nahm. Der Katholik verlor sowol Geld wie Gut. — Wenn ein Katholik ein Landgut durch Heirath, durch Schenkung oder durch Vermächtniß eines Verwandten oder Freundes überkam, konnte dem Gesetze nach jeder Protestant das Gut dem Katholik fortnehmen, und es selbst nutzen. — Wenn ein Katholik einen Pachtvertrag eines Landguts als Pächter auf eine oder mehre Lebenszeiten oder auf länger als 31 Jahre schloß, konnte jeder Protestant gesetzlich dem Katholiken die Pachtung abnehmen, und den Vortheil des Pachtvertrags genießen. — Wenn ein Katholik einen Pachtvertrag auf eine, 31 Jahre nicht überschreitende Frist schloß, was er dem Gesetze nach thun konnte, und durch Arbeit und Fleiß den Werth des Guts so erhöhte, daß es einen Nutzen gewährte, der einem Drittheil des Pachtvertrags gleichkam, so durfte in diesem Falle jeder Protestant gesetzlich den Katholiken entwähren und für den Rest der Pachtzeit die Frucht der Arbeit und des Fleißes des Katholiken genießen. — Wenn ein Katholik ein Pferd besaß, das über 5 Pf. Sterling werth war, und ein Protestant dem katholischen Eigenthümer 5 Pf. Sterl. dafür bot, war er gesetzlich berechtigt, das Pferd zu nehmen, wenn es auch 50 oder 100 Pf. Sterl. oder mehr werth war, und es als sein Eigenthum zu betrachten. — Wenn ein Katholik ein Pferd besaß, das über 5 Pf. Sterl. werth war, und dies Pferd vor einem Protestanten verbarg, war der Katholik für das Verbrechen, sein eigenes Pferd verborgen zu haben, einer Gefängnißstrafe von drei Monaten und einer Geldbuße von dreifachem Werthe des Pferdes, wie hoch derselbe auch sein mochte, unterworfen. — So viel in Hinsicht der Gesetze, welche durch Parlamentsbeschlüsse das Eigenthum des Katholiken ordneten oder vielmehr im gehörigen Laufes Gesetze des plünderten. 2) Erziehung. Wenn ein Katholik eine Schule hielt, oder Jemandem, einem Protestanten oder einem Katholiken Unterricht in irgend einer Art von Bücherkenntniß oder Wissenschaft ertheilte, so bestrafte das Gesetz einen solchen Lehrer für das Verbrechen mit Verbannung, und kehrte er aus der Verbannung zurück, mußte er gewärtig sein, wie ein Missethäter gehenkt zu werden. — Wenn ein Katholik, sei es ein Kind oder ein Erwachsener, in Irland eine Schule besuchte, die ein Katholik hielt, oder zu Hause von einem Katholiken unterrichtet wurde, so verwirkte ein solcher Katholik dadurch, wenn er auch noch ein junges Kind war, die Einziehung seines ganzen jetzigen und künftigen Eigenthums. — Wenn ein auch noch so junges Kind in das Ausland zur Erziehung gesandt ward, setzte sich ein solches Kind einer ähnlichen Strafe aus, nämlich der Einbuße seines Rechts auf gegenwärtiges oder zu hoffendes Eigenthum. — Wenn irgend Jemand in Irland Geld oder Waaren zum Unterhalt eines irländischen im Auslande erzogenen Kindes beförderte, so setzte er sich der nämlichen Buße aus. 3) Persönliche Unfähigkeiten. Das Gesetz machte jeden Katholiken unfähig, eine Anstellung im Heere oder in der Kriegsflotte zu bekleiden, ja selbst nur Soldat zu sein, wenn er nicht seine Religion feierlich abschwor. — Das Gesetz erklärte jeden Katholiken für unfähig, irgend ein Ehren- oder Soldamt im Staate zu bekleiden. Von solchen waren sie gänzlich ausgeschlossen. — Ein Katholik entbehrte jedes gesetzlichen Schutzes für Leben und Freiheit. Er konnte nicht sein: Richter, Obergeschworener, Sheriff, Untersheriff, Referent im Kanzleigericht, Anwalt, Geschäftsverwalter, Bevollmächtigter, Schaffner oder Verwalter einer Gutsherrschaft oder selbst Wildhüter eines einzelnen Edelmanns. — Ein Katholik konnte nicht Mitglied einer Körperschaft sein, und das Gesetz schloß Katholiken vom Wohnsitze in manchen Gemeindestädten aus. — Die Katholiken waren jedes Rechts beraubt, für Mitglieder des Hauses der Gemeinen im Parlamente zu stimmen. — Katholische Pairs hatten kein Recht zu Sitz und Stimme im Oberhause. — Fast alle diese persönlichen Unfähigkeiten setzte das Gesetz gegen jeden Protestanten durch, der eine katholische Frau heirathete, oder dessen Kind unter 14 Jahren, selbst ohne seine Bewilligung, katholisch erzogen war. 4) Religion. Die katholische Religion zu lehren war eine Missethat, worauf Landesverweisung stand; einen Protestanten zum katholischen Glauben zu bekehren war ein Hauptverbrechen, wie Hochverrath strafbar. — Ein katholischer Ordensgeistlicher, d. h. ein Mönch oder Klosterbruder zu sein, wurde mit Verbannung bestraft, und aus der Verbannung zurückkehren, war eine Handlung des Hochverraths. — Ein katholischer Erzbischof oder Bischof zu sein oder irgend eine geistliche Gerichtsbarkeit in der katholischen Kirche Irlands auszuüben, war strafbar durch Verbannung — aus solcher Verbannung zurückzukehren, war Hochverrath, worauf die Strafen des Henkens, des lebendig Ausweidens und nachher des Viertheilens standen."

§. 5. Möge es nach dieser Aufzählung Euch, erlauchte Frau, gefallen, sich zu erinnern, daß jede einzelne dieser Verordnungen, jedes einzelne dieser Gesetze geradezu eine handgreifliche Verletzung eines feierlichen Vertrags war, für den Treue und Ehre der britischen Krone verpfändet und die Gerechtigkeit des englischen Volks unzweideutig verpflichtet war.

§. 6. Niemals war noch eine so abscheuliche Sammlung von Verfolgungsgesetzen erdacht worden, so grausam, so kaltblütig, so berechnet, so umfassend wie diese Gesetzgebung, welche die irländische Orangepartei, die Shaw, die Lefroy, die Verner damaliger Zeit ersannen und ausführten. Ein Gesetzbuch, dadurch zur äußersten Höhe von Schande gesteigert, daß es mit der schändlichsten Verletzung einer feierlichen Verpflichtung und eines wohlüberlegten Vertrags beschlossen ward.

§. 7. Es ist mir nicht möglich, dies Gesetzbuch in einer angemessenen Sprache zu beschreiben. Dies übersteigt fast die Beredtsamkeit Burke's. „Es hatte", so beschreibt es Burke, „eine lasterhafte Vollkommenheit — es war ein vollständiges Lehrgebäude — voller Zusammenhang und Haltbarkeit; in allen seinen Theilen wohlüberlegt und wohlberechnet. Es war ein Triebwerk von kluger und überdachter Erfindung, und so wohl geeignet zur Unterdrückung, Verarmung und Erniedrigung eines Volks und selbst zur Herabwürdigung der menschlichen Natur in demselben, als jemals aus dem verderbten Scharfsinn des Menschen hervorgegangen ist."

§. 8. Dies Gesetzbuch verhütete die Anhäufung von Eigenthum, und bestrafte den Fleiß als Verbrechen. Gab es je in einem andern Lande, in einem christlichen oder heidnischen, solche Gesetzgebung? Doch das ist nicht Alles; denn die Partei, welche dies abscheuliche Gesetzbuch zusammenstellte, machte dem irländischen Volke wirklich den Vorwurf absichtlicher und schmutziger Armuth.

§. 9. Dies Gesetzbuch zwang durch Fug und Recht zur Unwissenheit, und bestrafte die Erlangung von Kenntnissen als Verbrechen. Ist dies glaublich? — und dennoch ist es wahr. Doch das ist nicht Alles; denn dieselbe Partei, welche die Bildung des Geistes so verfolgte, warf den Irländern Unwissenheit vor, und thut es noch.

§. 10. Ja, niemals ward ein Volk auf Erden so grausam, so niedrig behandelt wie das irländische. Niemals gab es eine so blutbefleckte, so verbrecherische Partei als die Orangepartei, die, unter dem Namen von Protestanten, den Rest ihrer gemisbrauchten Macht zu erhalten strebt, indem sie den Geist aufrecht erhält, der die schändliche Rachverfolgung schuf und fortsetzte, von welcher ich die Umrisse nur schwach gezeichnet habe. Es wäre mehr als aufrührerisch, ja wirklich verrätherisch, wenn man voraussetzte, daß eine solche Partei jemals bei Euch, glorwürdige Frau, Schutz finden könnte, die Ihr dazu bestimmt seid (denn dies Vertrauen hege ich), endlich Gerechtigkeit walten zu lassen, dadurch, daß Ihr die Rechte Eures getreuen, braven, lange unterdrückten, aber hochherzigen irländischen Volks denen Eurer übrigen Unterthanen gleichstellt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über China.

Bei dem Interesse, welches der Ausgang des chinesischen Kriegs für dieses Land wieder erweckt hat, ist es dem „Foreign and colonial quarterly review" nicht zu verdenken, daß es demselben in dem ersten Hefte des gegenwärtigen Jahrgangs sogar zwei Artikel widmet. Einiges daraus wird auch dem deutschen Leser willkommen sein. In dem einen dieser Artikel ist eine Übersicht des Ganges geliefert, welchen die Feindseligkeiten Englands mit China von Anfang an genommen haben. Als Quellen sind angeführt die londoner Zeitungen von 1842, das dem Parlamente vorgelegte „Blue Book", welches die officiellen Documente enthält, und folgende zwei Schriften: „The Chinese", von J. F. Davis (London 1840), und „A narrative of the expedition to China", von Com. Elliot. Von demselben Davis ist später ein Werk in zwei Bänden erschienen: „Sketches of China" (London 1841). Der genannte Aufsatz des „Review" enthält eine unerquickliche Polemik gegen die Behauptung der Whigs, daß der Erfolg des Kriegs noch auf Rechnung des Whigministeriums zu stellen sei. Als ein Fehler, ohne welchen es vielleicht gar nicht zum Kriege gekommen wäre, wird die Übertragung der Handelsverwaltung in China, nach Auflösung der Ostindischen Compagnie (deren Auflösung ebenfalls verurtheilt wird), an Lord Napier gerügt, während dieselbe in Hrn. Davis' Händen besser aufgehoben gewesen wäre. Der Gang der Ereignisse während des Kriegs ist aus den Zeitungen bekannt, aber interessant ist eine Tafel der Eroberungen, welche zeigt, wie die Erfolge seit August 1841 einander jagten. Eingenommen wurde nämlich Amoi 26. Aug., Tschusan 3. Oct., Ningpo und Tsching-hä 10. März 1842, Siguhn und Tsi-ki 15. und 16. März, Tschä-gu 18. Mai, Wu-sung 16. Juni, Tschang-hä 18. Juni, Tschin-kiang-fu 21. Juli; und am 29. August wurde der Friede von Nan-king geschlossen.

Sobald die britische Expedition in den Yang-tsi-kiang eingedrungen war, änderten die chinesischen Beamten plötzlich ihren Ton. Wie sie früher den Kaiser gegen die Briten einzunehmen gesucht hatten, ist oft komisch genug. In einem Memorial, das der weitsehende Ki-schen, Vicekönig von Petscheli, an den Kaiser gerichtet hatte, hieß es: „Anlangend das Geld, das die gedachten Barbaren einführen, so ist es allesammt mit Quecksilber legirt. Wenn man es einwickelt und etliche Jahre weglegt, ohne daran zu rühren, so wird es voller Motten und fressender Insekten, und ihre silbernen Becher verwandeln sich ganz in Federn und Flügel." Ist das nicht noch toller ausgedacht, als es der Sklave Stasimus bei Plautus zu machen weiß, um dem alten Philto das Landgut, das dieser kaufen will, zu verleiden? „Ihr Geld, heißt es noch weiter, ist alles von dieser Art, und wollte man es ein 400 oder 500 Jahre liegen lassen, so kann kein Mensch wissen, in was es sich noch verwandeln würde." Aber die Niederlagen von Amoi u. s. w., besonders die bei Tschä-gu und bei Tschin-kiang-fu, hatten die Mandarinen und mittelbar den Kaiser mürbe gemacht. Nanking war bedroht und außerdem, wie es scheint, das Land unruhig; die Soldaten aus dem Innern wollten nicht mehr an die Küste, desertirten und streiften in Banden plündernd umher; die Schrecken, welche den Fall von Tschin-kiang-fu begleiteten, hatten allgemeine Sehnsucht nach Beendigung der Feindseligkeiten erweckt; scharenweise hatten sich die Bewohner der Stadt, Männer und Weiber, erhenkt oder den Hals abgeschnitten; Väter, Gatten liefen nach Hause, als sie Alles verloren sahen, und erwürgten ihre Kinder, ihre Weiber und brachten zuletzt sich selbst um. Dies geschah nicht nur unter den niedern Volksclassen, die Sieger drangen in die stattlichsten Häuser und fanden Frauen in Seide und Atlas aufgeknüpft; die tapfern Tataren ließen sich niederhauen oder verbrannten sich in ihren Häusern; die Luft war scheußlich erfüllt von dem Modergeruch der verwesenden Leichen in der Stadt und den Vorstädten; die Stadt war unbewohnbar geworden, weil alle Häuser verpestet waren; die Cholera brach aus. Viele Familien waren auch

den überschickt. Am 10. März (Sonntag) wurde die Petition in diesen verlesen und in Allem mit 39,225 Stimmen gegen 1048 angenommen.

Am 14. März verwandelte der Regierungsrath seinen Vorschlag, Strauß zu pensioniren, auf den der Erziehungsrath nicht eingegangen war, in förmlichen Beschluß, doch mit dem Vorbehalt der Genehmigung des Großen Raths. Des letztern Versammlung fand am 18. statt, und es wurde die Pensionirung mit 149 gegen 38 Stimmen beschlossen. Das Centralcomité erklärte nunmehr, daß es, da seine Functionen erfüllt seien, zurücktrete, ohne jedoch die Organisation in Bezirksvereine aufzulösen, als deren Mittelpunkt Horgen am Zürichersee bezeichnet wurde.

Hiermit endet der erste Act des Trauerspiels, der als die speciell Strauß'sche Angelegenheit ganz für sich betrachtet werden kann. Er durchläuft zwei Phasen, deren erste den Kampf zwischen der kirchlichen Partei und den für die Berufung des Dr. Strauß stimmenden Räthen, die zweite den Aufstand des Volks zu Gunsten der kirchlichen Partei darstellt.

Die Verhandlungen im Großen Rath drehten sich natürlich um die streitigen Gebiete von Staat und Kirche und um die Frage der Lehrfreiheit (welche letztere allerdings vom allgemeinsten Interesse, obgleich weit weniger von allgemeiner Wichtigkeit als die der Preßfreiheit ist). Von Seiten der Kirche wurde es sogleich durchschaut, daß in der Strauß'schen Berufung ein Element lag, welches sich zur Aufreizung des Volks gegen die Regierung, somit zur Schwächung der Regierung und zur Ausdehnung des kirchlichen Machtgebiets eignete. Daß es sich viel weniger um die Abweisung dieses einzelnen theologischen Lehrers, als um eine kirchliche Eroberung handelte, beweist unwidersprechlich die erste Motion des Antistes Füßli auf Betheiligung des Kirchenraths bei den Wahlen zu theologischen Lehrstellen. Dr. Keller zeigte in der Sitzung am 31. Januar aufs klarste, daß durch die Annahme des Füßli'schen Antrags gegen Strauß' Berufung, gegen welche er doch ostensibel gemünzt sei, gar nichts ausgerichtet sein würde, weil der Beschluß, der erst in sechs Monaten gesetzliche Kraft erlangen würde, keine rückwirkende Kraft haben könnte. Auch Regierungsrath Wyß sagte: „Die Motion ist ein Nothruf der Geistlichen", und fügte hinzu: „Diesen soll man nun hören? Und den Nothschrei von Tausenden, der täglich um Licht und Wahrheit zum Himmel steigt, hat man seit Jahrhunderten nicht hören wollen." Die Motion war aber ganz zweckmäßig gestellt. Wurde sie angenommen, so hatte die Kirche weit mehr gewonnen als den Ausschluß eines Neologen, der doch ohne Zweifel alsdann auch erfolgt wäre; wurde sie nicht angenommen, so zog sich die Kirche auf das Volk zurück, dem sie an dem Strauß'schen Fall die Nothwendigkeit der von ihr beanspruchten Machterweiterung einleuchtend machen konnte. Dr. Keller ist der Einzige, der mit seinem scharfen, praktischen Blick das Manoeuvre sogleich durchschaute. In bestimmten Worten erklärte er: „Die Kirche soll nicht als selbständige Macht dem Staate gegenüberstehen." Sicherlich wirkte seine Rede am meisten dazu, daß der Große Rath mit so starker Majorität (98 gegen 49) die Motion verwarf.

Der zweite Punkt der Verhandlung betraf die Lehrfreiheit. Diese Frage ist in jüngster Zeit bekanntlich ganz verfitzt und verwickelt worden. Die Sache ist aber an sich unsäglich einfach, und die Beantwortung der Frage dem unbefangenen und unbestochenen Urtheil überaus leicht. Fragt man ohne alle Einschränkung: Soll Lehrfreiheit sein? so antwortet die Vernunft: „Unbedingt, ja!" Fragt man: Soll in einem christlichen Staat Lehrfreiheit sein? soll in einer evangelisch-reformirten, oder lutherischen oder unirten theologischen Facultät Lehrfreiheit sein? so läßt sich nur antworten: „Es kommt darauf an, wer zu befehlen hat." Ein vernünftiges „Soll" gibt es da nicht mehr. Denn was ist ein christlicher Staat? welche Stelle nimmt die Organisation der Kirche, nämlich der reformirten, oder lutherischen oder unirten, darin ein? Wie viel hat die Kirchenbehörde zu sagen? Welche Ansichten hat sie? u. s. w. Auf das Alles gibt es gar keine vernünftige Antwort, sondern es steht wie es steht, und geht wie es kann. Der Streit über den Umfang der Lehrfreiheit in einem sich ausdrücklich als christlich bezeichnenden Staate, und für eine theologische Facultät ist demnach ein ganz müßiger. Wer das Recht und die Macht hat, den Staat als christlichen zu decretiren, hat auch Recht und Macht, den Begriff des Christlichen zu expliciren und danach zu bestimmen, was frei sein soll, was nicht. In einer evangelisch-reformirten u. s. w. Facultät soll natürlich nur gelehrt werden, was evangelisch-reformirt u. s. w. ist. Da aber hierüber Streit ist, was denn eben das Evangelisch-reformirte u. s. w. sei, so läßt sich auch nicht sagen, was frei sein soll und was nicht, sondern wer die Macht hat, hat das Recht.

Die züricher Sache lag so: Hätte der Große Rath wirklich Lehrfreiheit gewollt, so hätte er sprechen müssen: Den Studenten soll Alles vorgetragen werden, was sich über das Christenthum, die Kirche u. s. w. denken und mit Gründen erweisen läßt, und käme auch dabei heraus, daß die ganze Kirchenlehre falsch ist. Denn was gelehrt werden soll, ist Wissenschaft, und die Wissenschaft hat es lediglich mit der Wahrheit zu thun. Kurz, der Große Rath mußte sich, wenn er Lehrfreiheit wollte, auf das „Christliche", welches doch ein irgendwie Bestimmtes und daher die Freiheit Beschränkendes sein muß, gar nicht einlassen. Wenn auch Einer oder der Andere im Rathe dies sehr wohl empfand, so ging doch Keiner ganz rein mit der Sprache heraus, und der Rath im Ganzen erklärte, daß es ihm um das Christliche so ganz eigentlich zu thun sei, nicht um die Wahrheit als solche. Er war daher gezwungen, das Christliche auch zu definiren, und dann zu behaupten, daß die Strauß'schen Ansichten dieser Definition des Christlichen gemäß seien.

Hiermit zog er natürlich den Kürzern nicht nur gegen die gelehrten theologischen Herren in und außer seinem Schoose und gab sich die Blöße, daß er bei seiner christlichen Ansicht angegriffen werden konnte, sondern er gab seine wahre Stärke völlig aus den Händen, denn es konnte

doch [illegible] wirklich sein, daß die Straußischen Ansichten in keinem Sinne als christliche gelten dürften, wodurch die Staatsbehörde, die sich bei Ihrer Beibehaltung der „christlichen" Tendenz nothwendig auf solche Untersuchung einlassen mußte, jedenfalls ihren eigenen Boden verlor. Keller versicherte zwar, es sei gar nicht die Absicht, der Kirche einen Lehrbegriff aufzudrängen; das Wesen des Protestantismus sei freie Forschung, und dieses Wesen wolle man behaupten. Aber er hatte hierin großes Unrecht. Denn erstlich ist das Wesen des Protestantismus — zwar freie Forschung gewesen, bis 1530, von da an jedoch durchaus nicht mehr; und von Protestantismus sollte auch nicht mehr die Rede sein, sondern nur von evangelisch-reformirter u. s. w. Kirche. Zweitens wollte man der Kirche allerdings etwas, wenn auch nicht einen Lehrbegriff, aufdrängen. Denn was ist die Kirche? Die Kirche ist Antistes Füßli und der Kirchenrath und die Capitel der Geistlichkeit, welche 40,000 Mann mit Sensen, Flinten, Morgensternen, Piken, Knütteln hinter sich her schleppen. Was der Lehrbegriff dieser Kirche ist, das — weiß Gott allein. Weder Hr. Antistes Füßli, noch Hr. Dr. Schweizer, noch irgend ein Anderer hat es im Großen Rath zu sagen vermocht. Hr. Dr. Schweizer sagte aber ganz naiv:

Der Protestantismus ist die Freiheit des Geistes, welcher ihm fremdes Menschenwerk verschmäht, und sich das heilige Recht nimmt, den göttlichen Gehalt, den der Glaube aus Christus schöpft, in die der Zeit, Weltansicht, wissenschaftlichen Denkweise angemessenen Formen hineinzugießen und ein uns eigenes, in uns lebendes Ganze zu gestalten (S. 136).

Und so alle diese Herren, die dem Volke weis machten, sie hätten den etablirten Landesglauben, die ihn aber nicht haben, sondern nur ihren eigenen „nach ihren Bedürfnissen zu Stande gebrachten Glauben" (wie Hr. Schweizer ebenfalls wörtlich sagte), die also gegen Strauß nicht den Funken einer Berechtigung im Heidelberger Katechismus u. s. w. aufbringen können und gegen ihn kein anderes Recht haben als 40,000 Knüttel, welche letztern nun freilich auch nicht wissen, was sie glauben, aber alles Das glauben, was sie glauben, daß ihr Pfarrer zu glauben glaubt.

Wir haben also hier das widerwärtige Schauspiel vor Augen, welches sich in allen ähnlichen Streitigkeiten älterer und neuerer Zeit überall wiederholt, daß einerseits der Staat (ich meine die Staatsbehörde) der Kirche (nämlich der Geistlichkeit) sich feindlich gegenüberstellt, sie als Feind erkennt und ausdrücklich für seinen gefährlichsten Feind erklärt, dessen Selbständigkeit und Macht man brechen müsse, dennoch aber nicht des Feindes sich erwehren kann, weil er selbst Das nicht aufopfern will, was des Feindes eigenstes und von ihm unabtrennliches Eigenthum ist; daß andererseits die Kirche, die gar keinen erkennbaren Zusammenhalt mehr, außer in der Herrschsucht der Geistlichen, die gar keinen bestimmten Lehrbegriff mehr, sondern so viel Lehrbegriffe oder Lehrunbegriffe als theologische Köpfe hat, sich dennoch für eine Macht ausgeben und ein Recht zur Ausschließung von Heterodoxen ausüben will. Nur derjenige Staat, der wirklich Jedem Freiheit lassen will, auf seine Façon selig zu werden, der dann aber auch der Kirche Freiheit lassen muß, es auf die ihrige zu thun, sofern sie nur keine andern Mittel anwendet als Lehre; der wirklich Wissenschaft und also unbedingte Lehrfreiheit will, der dann aber auch seine Unterrichtsanstalten von denen irgend einer Kirche trennen und solcher Kirche das Recht zugestehen muß, sich ihre eigenen zu unterhalten: nur dieser Staat ist stark gegen die Kirche und frei von ihrer Tyrannei. Ebenso ist nur diejenige Kirche berechtigt gegen den Staat und stark gegen ihn, welche sich auf eine wirkliche, gemeinsame und von ihren Mitgliedern anerkannte Überzeugung berufen kann, nicht aber eine solche, welche dem Staat die von ihm approbirten Confessionsschriften entgegenhält, während sie zugleich selbst erklärt, ihrerseits nicht an jene Confessionsschriften unbedingt gebunden zu sein. Letzteres hat die zürcherische Kirche mit einer — Dreistigkeit erklärt, durch den Mund ihres Antistes Füßli, daß man, die Erklärung lesend, seinen Augen nicht traut.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Derselbe englische Beurtheiler, welcher Schiller einen wahren Christen trotz Jedem nennt, hat doch auch Gedichte wie „Die Götter Griechenlands" nicht unbeachtet gelassen. Er kommt natürlich dabei mit seiner Vertheidigung des Schiller'schen Christenthums als ein echter Engländer in eine schlimmere Lage als seine deutschen Collegen, die fromm und Freunde der Schiller'schen Muse zu gleicher Zeit sein wollen. Es ist ergötzlich zu sehen, wie er sich dreht und windet. „Über dieses sehr merkwürdige Gedicht möchte genug gesagt sein, wenn man bemerkt, daß es als eine Schilderung der im Zeitalter Konstantin's die noch heidnische Welt beherrschenden Gesinnung jeden Leser durch die Wahrheit seiner Charakteristik und die Lebendigkeit der Anschauungen entzücken würde; aber aus des Dichters eigener Seele gesprochen, wie es doch der Fall ist, und also am Schlusse des 18. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung und mitten in der Christenheit, ist es nur zu sehr dazu geeignet, jeden Leser irre zu führen, der nicht, wie wir es versucht haben, sich über den Charakter und die innere Entwickelung des Dichters Klarheit verschafft hat." Kurz, „Die Götter Griechenlands" und verwandte Gedichte sieht der gute Engländer als Producte einer krankhaften Epoche in Schiller's Geistesleben an, und findet es tröstlich, daß Schiller „in der Reihe seiner reifern Erzeugnisse das Bedürfniß einer gewissern Hoffnung, als seine Philosophie ihm geben konnte, nicht verhehlt hat." Schiller sei auch, wenn immerhin nicht zum positiven Glauben, doch wenigstens zum Gerneglaubenwollen (willing docility) gelangt, was jedenfalls besser sei als jene Selbstgenügsamkeit u. s. w.

„Der Vers von Schiller: ‚Die Weltgeschichte ist das Weltgericht', sagt ein englischer Kritiker, ‚ist ein schlagendes Beispiel von jenen bei Schiller häufigen Sentenzen, die sich in einer andern Sprache nur durch Umschreibung wiedergeben lassen.' Dieser Kritiker übersetzt: „The world's record is the world's final doom." Er stellt noch M. de Barante's französische Übersetzung daneben: „L'histoire du monde, voilà le jugement du monde!" und eine lateinische (aus Feuerlein's „Schilleri lyrica omnia", Stuttgart 1831): „Usque Clio Munus obit Themidis supremae." Die letztere ist ganz abgeschmackt und verkehrt. Die Schwierigkeit der Übersetzung, ja die Unmöglichkeit liegt darin, daß der mächtige Gedanke, dessen ungeheuren Inhalt der

deutsche Werk in ein einfaches Urtheil zusammenfaßt, ein Product ganz des deutschen Geistes ist.

Nachdem in Deutschland durch mehre Schriften über Savonarola die Aufmerksamkeit wieder auf diesen italienischen Reformator, und, wenn man will, Revolutionnair gelenkt worden, ist soeben auch in England eine nach Quellen gearbeitete Lebensgeschichte desselben erschienen: „The life and times of Girolamo Savonarola." (London 1843.) Da wir das Buch noch nicht in Händen gehabt, können wir hier nur darauf aufmerksam machen. 48.

Amenophis an Letronne.

Weit aus libyschem Sand Jahrtausende durch und durch Länder,
Gruß, du Seher des Nords, send' ich dir Amenophis.
Unsre Geheimnisse nicht, gleich Moses, verriethen dir Priester,
Dein tief schauender Geist im Katakomben-Geklüft
War dein Hierophant; klar sprachen dir Hieroglyphen,
Die auf der Mumien Grab ernst der Granit-Obelisk
Zeigte zum Hohn Jahrhunderten stumm, bis Champollion endlich
Wußt' ein Ödipus klug Räthsel zu lösen der Sphinx.
Hüter des Tempels, den ich gebaut, vor den Riesen-Pylonen
Saß ich, ein Zwillingkoloß, den mir Syenas Granit
Hoch aufragend gehau'n aus ungespaltenem Felsblock,
Ernst auf der Stirn, Monolyth, wie's dem Ägypter geziemt.
Auf dem riesigen Fuß, nur dem Eingeweihten verständlich,
Hieroglyphen vermummt nannten Amenophis mich.
Einst erbebte die Erde, zerriß mir spaltend den Felsleib;
Nicht der Perser Pygmär, nicht dies Kambyses vermocht,
Brust und mein riesiges Haupt entrollten zum Fuß mir in Trümmern,
Halbmensch, ruinenumringt thront' in der Wüst' ich Koloß.
Wenn mich die Mutter die Sonne begrüßte mit Strahlen des Aufgangs,
Die in den felsigen Leib drangen mit Flammengewalt,
Tief aufseufzend zu ihr laut klagt' ich erbebend mein Weh ihr,
Mich den Verstümmelten fleht' ich sie mich wieder zu au'nb.
Wie durch die Länder die Kunde nun scholl von dem Sohne des Nilthals,
Wie er mit tönendem Fels Morgens die Sonne begrüßt;
Strömte der Sterblichen Schar zur hunderthorigen Thebe,
Um zu lauschen dem Ton felsigen Wehmuthgesangs.
Romas wandernder Kaiser er selbst, Autokrator des Erdballs,
Hadrianos er stand vor mir im thebischen Sand.
Stolz verstummt' ich jedoch vor dem Herrscher am ersten der Morgen,
Zweimal mußte der Welt-Herr zu mir wandern hinaus,
Denkend in felsiger Brust: ich selbst ein König, nicht ziem' es,
Horchend auf Herrscher Befehl sklavisch zu singen mein Lied.
Strabo er kam, Pausanias auch, durchspähend die Länder,
Auch der Spötter Lucian horchte mit zweifelndem Ohr,
Tacitus selbst, den Tyrannen ein Schreck, Priester und Sänger,
Centurionen, Befehlshaber der Römer Provinz,
Zogen zum Nil aufhorchend gespannt dem Wundergesange,
Der mir zur Sonn' Aufgang bebt aus dem Trümmerkoloß.
Mir auf dem riesigen Fuß eingruben sie ihre Bewund'rung,
Auf daß zur Nachwelt ich trüg' ihre Namen mit mir.
Fabelnde Griechen im eitlen Geschwätz miskannten den Herrscher,
Mich des thebanischen Nils König mich Amenophis,
Nannten mich Sohn der Aurora, mich Sohn des schwindenden Tithon,
Nannten mich Memnon, vom Thron stürzend der Mumien Herr'n.
Endlich der strenge Septimius er misdeutend mein Klaglied,
Welches zur Sonn' empor tönt' aus dem Felskatafalk,
Wähnt', ich klagt' als Orakel die Flucht hinscheidender Götter,
Weil sie erlagen im Kampf mit dem gekreuzigten Gott.
Um mich zu rüsten mit Kraft, mir zu stillen die Klage der Wehmuth,
Thürmend Fels auf Fels hoch bis zur Stirne hinauf,
Ließ Septim mich wieder erbau'n, um würdig zu thronen,
Um vor dem Zwilling beschämt mich nicht verstümmelt zu schau'n.
Nun ich mich nicht mehr erblickt von meinen Ruinen umlagert,
Sandt' ich zur Sonne nicht mehr Klagen aus felsiger Brust.
Laut frohlockte Septim, versöhnt nun wähnend die Trauer,
Stark mit der Jungfrau Sohn mich nun gerüstet zum Kampf.
Doch Jahrhunderte durch stets Memnon ward ich gescholten,
Hieroglyphen verstummt waren mit meinem Gesang.
Was nicht der Grieche, der Römer errieth, die so nah mir doch standen,
Denen noch Nachhall sprach von hieroglyphischer Schrift,
Sie, die mich König entthront, umschaffend mich fabelnd zum Memnon,
Du nur hast es geschaut in der Nekropolis Nacht,
Du nur, blonder Barbar, gezeugt weit jenseits der Meerflut,
Hast ein Sehender mich Wüstenbeherrscher erkannt;
Hast das Gespenst Memnon mir gebannt aus dem riesigen Felsleib,
Wieder zum König gekrönt mich den entthront Amenoph.
Hold sei'n Könige dir, weil du die Kron' auf das Haupt mir,
Die mir der Griech' entriß, wieder mich ehrend, gesetzt.
Drum aus libyschem Sand Jahrtausende durch und durch Länder,
Heil und Gruß dir und Dank send' ich Amenophis dir.
Unangetastet von rollender Zeit steh' nimmer erschüttert
Deines Geists Monument so wie ich Zwillingkoloß
Im Nilthal von Granit, unschmelzbar verzehrender Sonne,
Unlösbar von der Flut, nimmer begraben vom Sand.

Paris, im Juni 1843.

J. F. Koreff.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 204. —— 23. Juli 1843.

Die Strauß'schen Zerwürfnisse in Zürich von 1839.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 203.)

Antistes Füßli bezog sich schon in der Sitzung am 31. Jan. auf die Facultätsstatuten, um die Strauß'sche Berufung als eine Rechtsverletzung darzustellen. Dem Gesetze nach, sagte er, habe die Universität den doppelten Zweck: 1) die Wissenschaft zu bearbeiten; 2) die Zwecke des Staats und der Kirche zu fördern. Dieser Doppelzweck kommt allerdings in aller Welt Universitätsstatuten vor, macht aber das Statut zu einem trockenen Wasser, kalten Feuer, lebendigen Tode, kurz zu einem unlösbaren Widerspruche. Soll man dem Zwecke dienen, die Wahrheit zu suchen, so kann man doch auf anderweitige Staats- und Kirchenzwecke keine Rücksicht nehmen; soll man Staats- und Kirchenzwecke im Auge haben, so kann man nicht mehr sagen, man mache die Wahrheit zum Zweck, denn der Wahrheitsforscher muß ohne Voraussetzungen an sein Geschäft gehen. Gesetzt aber auch, der Zweck der Wahrheit würde geopfert, wie soll man den Staats- und Kirchenzwecken zu gleicher Zeit dienen, da diese beiden einander so oft widersprechen? „Niemand kann zweien Herren dienen; entweder er wird einen hassen und den andern lieben, oder wird einem anhangen und den andern verachten." Der Große Rath in Zürich gab sich das Ansehen, die Lehrfreiheit zu vertheidigen, er vertheidigte aber (mit Ausnahme einiger wenigen Räthe, die von der Wahrheit als solcher, aber auch nur beiläufig sprachen) eine durch den — Namen der Christlichkeit bedingte Lehrfreiheit, wie denn das im „christlichen" Staat ganz in der Ordnung. Die Kirche, die ihm gegenüberstand, war aber nicht die „christliche" Kirche, sondern die „evangelisch-reformirte"; sie konnte also auch nur eine durch den evangelisch-reformirten Lehrbegriff bedingte Lehrfreiheit zugestehn. Diese Collision war vorhanden. Antistes Füßli war in der Sitzung am 31. Jan. in seinem Rechte, als er behauptete: „Die Lehrfreiheit ist zwar anerkannt, aber sie ist an die confessionellen Schranken gebunden." In der Sitzung am 11. März sagte einer der Staatsmänner, kein Geistlicher, Regierungsrath Sulzer, noch deutlicher als Füßli: „Wenn auch Lehrfreiheit anerkannt wird, so wird mit Rücksicht auf die theologischen Professoren vorausgesetzt, daß sie nichts lehren als den Lehrbegriff des Staats." Der „christliche Staat", den der große Rath proclamirte, hat aber keinen bestimmten Lehrbegriff, Sulzer machte also durch seine Äußerung, in Widerspruch mit der Ansicht der Majorität, den züricher Staat zu einem „evangelisch-reformirten", d. h. die Kirche zur Regentin. Während dies von der Seite des Staats her geschah, opferte von der andern Seite her die Kirche ihren Lehrbegriff total auf, und acceptirte die Norm des Staats, daß man nur christlich zu sein brauche. An demselben Tage, an welchem der Antistes die Lehrfreiheit als eine confessionell beschränkte dargestellt hat, setzte Hr. Schweizer des Breitern auseinander, in welche „der Zeit, Weltansicht u. s. w. angemessene Form" er sich den kirchlichen Glauben hineingegossen habe und sagte: „Der nach unsern Bedürfnissen zu Stande gebrachte Glaube wird den uns fremden, für die Denkweise früherer Jahrhunderte gemachten, uns wie ein Joch drückenden Glauben (also den confessionellen) besiegen." Strauß sehe nur „in übergroßem Maße" die biblischen Erzählungen für Mythen an. „Christus ist ein — genialer, vom Göttlichen durchdrungener Mensch, der höchste und letzte" (wie auch Strauß sagt). Gleich darauf erklärte der Decan Vögeli: „Die Jünglinge, die in den Kirchendienst treten, müßten geloben, das Evangelium nach den Grundsätzen der reformirten Kirche ungefälscht zu predigen; das könnten sie nicht, wenn sie Strauß erzöge." Und in demselben Athem sagte er: „Die Kirche ist nicht stationnair, sondern besonnen vorwärts schreitend." So zeigte es sich, daß die Collision zwischen Staat und Kirche nicht blos zwischen den Vertretern des Staats und der Kirche stattfand, sondern innerhalb der Staatsvertretung selbst und ebenso innerhalb der Kirchenvertretung selbst schon vollständig vorhanden war. Die Kämpfer auf beiden Seiten kehrten die eigenen Waffen stets nur gegen sich selbst und wütheten im eigenen Fleische. Daher kam es, daß der Antistes Füßli, das Oberhaupt der züricherischen Kirche am 18. März, die Worte sprach, von denen ich zuvor sagte: man glaubt, sie lesend, seinen Augen nicht trauen zu dürfen, Worte, die in Lapidar gedruckt zu werden verdienten, Worte des bösen kirchlichen Gewissens, Worte, die das Wort wahr machen: „Ihr seid schon ge-

richtet, weil ihr nicht glaubt!“ Hr. Antistes Füßli sprach aber, und der gelehrte Professor Hr. Dr. Gelzer hat es wiederum (S. 291) drucken lassen:

Die Lehrfreiheit besteht wol darin, daß ein einmal für ein bestimmtes Fach angestellter Lehrer nicht gehindert werden darf, frei seine Ansichten vorzutragen, nicht aber darin, daß in Fällen, wo ein Mann, der zu einer Stelle berufen werden soll, Ansichten hat, die durchaus in Widerspruch mit den Bedürfnissen Derjenigen, welche als Schüler von diesem Manne gelehrt werden sollen, stehen, derselbe angestellt werden müsse.

Habt ihr dies auch gelesen, ihr Männer mit den Morgensternen, Büchsen und Knütteln? Wenn etwa einmal Hr. Schweizer oder sonst ein „einmal Angestellter“ euch physisch und moralisch durch die Lehrfreiheit zu Grunde richten will, habeat sibi! Ob Hr. Antistes Füßli die orthodoxe Lehre verkündige oder nicht, darüber darf Keiner mit ihm rechten, auch ihr nicht; denn wer angestellt ist, hat Lehrfreiheit. Hang him, wenn es nicht schon die Schulknaben gethan haben, aus „innerer Bewegung“ für das Wohl der gemishandelten deutschen Construction.

O schnöde Heuchelei! Ich meine gar nicht die bewußte, insidiöse: fern sei es von mir, Jemandes Charakter und Gesinnung anzutasten! ich meine jene innere Heuchelei, von welcher Feuerbach einmal sagte:

Er rede nicht von der gemeinen, mit dieser besudle er seinen Geist, seine Feder nicht. Er nenne es Heuchelei, wenn Jemand Bestimmungen gibt, welche, indem sie ihren Gegenstand bejahen sollen, denselben in der That verneinen und aufheben u. s. w.

Woher denn aber die Erbitterung gegen Strauß? Ist es doch wahr, was mehre Räthe den Theologen ins Gesicht warfen, daß sie gar kein Recht hätten, diesen Mann zu verwerfen, sie, die selbst schon längst nicht mehr in der Kirchenlehre ständen. Brüstet sich doch Schweizer selbst, brüstet sich sogar, mit seiner „schönen Idee der genialen Persönlichkeit“, um deren willen Huldreich Zwingli, wenn er aufstände, ihn getrosten Muthes würde — köpfen lassen! Woher die Erbitterung? Ei, sie fürchteten sich vor Strauß. Dr. med. Zehnder sagte ihnen am 31. Jan.:

Der Unterschied zwischen Strauß und andern Theologen sei nur, daß er ganz durchgeführt habe, was die Andern stückweise gethan. Es sei unbegreiflich, daß die Geistlichen, welche sich in der schlimmen Stellung befänden, zu lehren, was sie selbst nicht glauben, nicht Denjenigen mögen, der sie aus dieser schlimmen Stellung bringen wolle (S. 138).

Dies ist nicht geschickt ausgedrückt, aber der Redner fühlte wenigstens, daß Strauß' Gegner kein Recht gegen ihn hatten. Daß sie ihn dessenungeachtet zurückstießen, ist aber keineswegs unbegreiflich, sondern ganz in der Ordnung. Niemanden hatten sie mehr zu fürchten als Den, welcher ihnen die Consequenzen ihrer eigenen Ansichten und damit den Ruin ihrer Kirche, also auch ihren Untergang als kirchliche Personen vor Augen brachte. Sie alle gestanden den Bruch der Kirche ein, hofften aber immer noch auf eine bisher nicht entdeckte Heilung, in deren Erwartung sie es sich gern einstweilen im Besitz ihrer baufälligen Hütte behaglich machen wollten. Strauß aber war ein Rüttler, und, was noch schlimmer, drohte, die Menge, das malignum vulgus, in stürmischer Hast hinter sich her zu reißen. Dies mußte verhütet werden, der Menge mußte ein Grauen vor ihm beigebracht werden. Hätte die zürcherische Kirche wirklich den Glauben besessen, der sich nicht „in die Winkel der Theologen verkreucht“, sondern getrost auch „Legisten, Ärzt, Artisten“ u. s. w. über sich richten läßt, so hätten sie sich vor dem Einen Strauß gar nicht zu fürchten gebraucht; so hätten sie für das Volk und seinen wahrhaften Glauben gar nichts zu besorgen gehabt; so hätten sie sich auf die Macht der von ihnen bekannten Wahrheit verlassen. Sagt doch unser Verf. selbst in seinem Buche (S. 16):

Unter des Dr. Schultheiß u. s. w. Einfluß (der fast ein halbes Jahrhundert in Zürich wirkte) stand es zu erwarten, daß die theologische Bildung der jüngern Geistlichen zum großen Theil eine unbedingt rationalistische würde; dennoch fand dies nur in beschränktem Maße statt.

Warum fürchteten sie sich denn nun vor Strauß? Vor Strauß, dem einzigen Bock unter so vielen Schafen an der züricher Hochschule? War doch da — wie Scherr dem Glaubenscomité im „Pädagogischen Beobachter“ (12. März) vorhielt — ein frommgläubiger, demüthiger Prof. Hirzel, ein geistreicher Ulrich, ein Alex. Schweizer, ein Hitzig, und sogar — o, wer da an Frömmigkeit zweifeln möchte! — als Docenten die Herren Pfarrer Schinz, Zimmermann und selbst eins der Comitémitglieder, Hr. Pfarrer Usteri, die an der Bildung der jungen Geistlichen arbeiten. Es ist eine wahre Herabwürdigung dieser Herren, daß man zweifelte, so ein schwäbischer Strauß würde nicht bald von ihnen in die Wüste des Unglaubens zurückgetrieben werden. Aber die Herren hatten — ein böses Gewissen: ihr eigenes Christenthum, wenn man es so hört, möchte leidlich scheinen, steht aber doch immer schief darum! Man höre nur, was Hr. Dr. Gelzer (S. 99) sagt:

Gerade für Solche, die sich in der wissenschaftlichen Bewegung der Zeit mitbegriffen wußten, konnte der Gedanke danieder drückend sein, daß die Frucht so langer und vielseitiger Arbeit am Ende zur Zertrümmerung aller höhern Aussichten sollte ausgebeutet werden.

O, das böse Gewissen! Sich daniederdrücken lassen? Luther sagte: „Meine Lehre ist das Hauptstück, darauf ich trotze, nicht allein wider Fürsten und Könige, sondern auch wider alle Teufel, und habe sonst nichts, das mein Herz erhält, stärkt, fröhlich, und je länger je mehr trotzig macht.“ Hr. Dr. Gelzer spricht dagegen (S. 92) von dem „Zweifel, der oft momentan selbst in den frömmsten Gemüthern erwacht, dem Zweifel an der objectiven Wahrheit der Religion“ u. s. w. O, das böse Gewissen! das sich vor dem Zweifel fürchtet und ihn lieber vertuschen als bekämpfen will. Die Herren zitterten, und zogen sich hinter das Volk zurück, da sie sich hinter Zwingli's 67 Artikel oder des Calvin Consensus Tigurinus oder den „Heidelberger Katechismus“, wovon sie Eins wie das Andere längst verrathen und Alles „in die zeitgemäße u. s. w. Form hineingegossen“ hatten, nicht zurückziehen durften.

Sie fingen gleich damit an, dem Großen Rath mit dem Volke zu drohen. „Die religiösen Kämpfe“, hieß es in dem Bedenken des Kirchenraths, „die gefährlichsten von

allen, werden nicht ausbleiben" u. s. w. (S. 115). „Leicht", sagte der Antistes in seiner Rede, „könnte das Volk sich für sein Heiligstes regen" (S. 124). Ja, sie drohten mit Verödung der Universität, selbst mit der Abneigung der auswärtigen Mächte. Es ging pro aris et focis. Daher sagte ihnen Dr. Keller mit Recht: sie wendeten „moralischen Zwang" statt triftiger Gründe an. „Unser Volk", sagte er ihnen, „ist fähig wie jedes andere, in einen falschen Schrecken versetzt zu werden." Und als die Volksbewegung entstanden war, nannte er sie (am 18. März) „unrein in ihrer Quelle, unrein in ihrer Entwickelung, unrein in ihren Resultaten". Mit Recht. Zwar widerstritten die Gegner und priesen die edle Regung des Volks, und Dr. Schweizer sagte, der Geistlichkeit sei es Ernst mit ihrem Glauben, und also die Quelle des Widerstandes nicht unrein. Umsonst. Nicht blos darum unrein, weil die Geistlichkeit kein reines Gewissen haben konnte im Streit für ihre Lehre, sondern auch darum, weil schlechte Putschermittel wirklich angewendet wurden. Erstlich verschwiegen sie dem Volk, wie Scherr bemerkte, daß dem einen neuen Lehrer so viele alte, angeblich rechtgläubige gegenüberstanden. Sodann schrien sie unaufhörlich, wie ihnen Staatsanwalt Ulrich vorrückte: Der Strauß glaubt nicht an Gott, an Christum, an Unsterblichkeit u. s. w. Ferner sprachen sie immerfort durch alle ihnen zu Gebote stehenden Organe von einem „erschütternden Ereigniß, zu erschütternd (so sind die Worte des Sendschreibens an die Kirchgemeinden) für die ungeheure Mehrzahl der Bewohner des Cantons, als daß sich nicht alle Gemüther, wie durch elektrischen Schlag getroffen, mit Entsetzen erfüllt sähen." Oberrichter Füßli erklärte: „In den Volksversammlungen sind die Gegner theils hinausgewiesen, theils überbrüllt worden." Man fragte die Leute: „Wollt ihr Christus oder Strauß?" Man warf den Radicalen die scheußlichste Unsittlichkeit vor. Man sagte dem Volke, es sei darauf abgesehen, ihm Taufe und Abendmahl zu rauben; Strauß sei dem Zuchthause entlaufen und trage die Zeichen der Brandmarkung (S. 279). Aber lasse man das Alles fallen, obgleich Niemand im Rathe diesen Angaben widersprach, nehme man das Alles nur für mituntergelaufenen Unfug: hier ist ein Mittel, das der Hr. Antistes selber angewendet hat, ein actenmäßig constirendes Factum! Strauß hatte nämlich ein Schreiben an einige seiner züricher Freunde erlassen, und darin unter Anderm gesagt: „Mit jener aufgereizten Masse habe ich nichts zu reden, des Spruchs eingedenk, der solcherlei Menschen das Kleinod religiöser Überzeugung vorzulegen ausdrücklich verbietet." Strauß unterschied hierdurch, wie billig, Volk und Pöbel. Der Hr. Antistes aber erwähnte diesen Passus in einer seiner Reden: „So spricht Strauß von unserm Volke! Er weist auf die Stelle hin: Werfet die Perlen nicht vor die Schweine! und zeigt damit deutlich, wofür er unser Volk hält. Doch wenn der Schwabe mit solchem Kram zu unserm Volk kommt, so wird das Volk ihm sagen: Behalte deine Perlen!" Ist das aufreizend oder nicht? Ist das ein reines oder ein unreines Mittel? O, Hr. Antistes! Und hier nur noch ein paar Fragmente aus einem Libell, das unter dem Titel einer „Bettagspredigt für die eidgenössischen Regenten, welche weder in den Kirchen noch in den Herzen den eidgenössischen Bettag mit den eidgenössischen Christen feiern" im Druck erschien.

Ihr armen Leute! (die Regenten nämlich) während ihr euern Gott mit dem Munde predigt, predigt euer Leben eine furchtbare Predigt über den Jammer, das Elend Derer, die unsern Gott tauschen an euern Gott.

Während Viele von euch bereits in wüstem Thierdienst sich wälzen, sieht man Andere nach und nach von lebendigen Götzenarmen umschlungen .... sie fallen tiefer und tiefer dem häßlichen Dienste entgegen, dem eure Gefährten sich weihen.

Ihr armen Kindlein nennt System euern Götzen, den Dunst, den fremde (!) Taugenichtse euch einblasen, tretet die Freunde in den Koth, um Handlanger und Sklaven fremder (!) Hungerleider, zuchtloser Lüstlinge zu werden.

Euer Dienst war die Überlieferung des Vaterlandes in fremde Knechtschaft (!), in die verruchte Knechtschaft des jungen Europa. Das thatet ihr Unglückliche!

Geht im Lande von Hütte zu Hütte, schaut in die Augen der Leute, sie werden sich abwenden von euch; gebt ihnen die Hände, die Weiber werden abwischen die berührte Hand! Sucht euern guten Namen von Dorf zu Dorf, ihr werdet ihn nicht mehr finden, aber finden werdet ihr Mistrauen, Ekel, Haß.

Die Versunkenheit des Götzendienstes legt als Gespenst sich zwischen euch und das Volk, und was das schlummernde Volk schon lange träumte, wird das wachende vollziehen — es wird euch verwerfen!

Von einem Pfarrer, sagt Hr. Dr. Gelzer, sei dies Libell verfaßt.

Gegen diese abscheulichen Umtriebe mußte die Regierung durchaus mit entschiedener Festigkeit ihr verfassungsmäßiges Recht wahren. Die Berufung des Dr. Strauß war von vornherein ein Misgriff. Hatte sie ihn aber berufen, so mußte sie die Berufung mit fester Stirn behaupten, dem ganzen Volk gegenüber. Sie hatte erkannt, daß es hier einen Streit zwischen Kirche und Staat gab. Sie mußte den Staat vertheidigen gegen den Übergriff der Kirche, und wenn die Kirche das gesammte Volk aufbot. Sie mußte das Volk, auch wider seinen Willen, in seinen politischen Rechten schützen; sie mußte das Volk verhindern, in seinem eigenen Fleisch zu wüthen. Sie hatte das Recht dazu, denn sie war das verfassungsmäßige Organ des Volkswillens: an die Vertheidigung des Staats mußte sie ihre Existenz setzen. Sie durfte nicht die Adresse des Centralcomité als anmaßlich zurückweisen und zugleich über Pensionirung des Dr. Strauß Raths pflegen. Von diesem Augenblick an hatte sie das Heft aus den Händen gegeben. Der wackere Dr. Keller hat dies Alles durchschaut und deutlich ausgesprochen, aber sein und einiger andern braven Männer Wort verhallte, und die elende Feigheit der Majorität behielt den Sieg. Es waren ihrer zu Viele ohne klares Bewußtsein, ohne feste Überzeugung, ohne starken Willen; zu Viele, die sich nur von der kleinlichen Eitelkeit, Zürich berühmt, Zürich zu einem Musterstaat zu machen, oder selbst als freisinnige Männer zu glänzen, nicht aber durch den gewaltigen Antrieb des Feuereifers für Wahrheit und Volkswohl leiten ließen. Sobald die Pensionirung durchgesetzt war, sahen diejenigen

Männer, welche wissenschaftliche Freiheit wollten, daß an diese nicht mehr zu denken wäre, und es mußte ihnen daher besser erscheinen, gar keine Hochschule zu besitzen als eine geknechtete. Dem Antrag auf Aufhebung der Hochschule lag also nicht Perfidie und Rachsucht zum Grunde, sondern eine vernünftige Erwägung und Schmerz. Statt blos auf Auflösung der Universität hätten sie aber lieber auf Auflösung der Regierung antragen sollen, denn die Regierung war noch weit mehr innerlich zerbrochen als die akademische Freiheit.

Abgesehen von der Schwäche der Regierung, lag dieser kein Grund vor, sich für aufgelöst zu erklären: die Ehre erfoderte dies nicht, die Verfassung gar nicht. In constitutionellen Monarchien ist es nothwendig, daß sich die Regierung zurückziehe, wenn die Volksvertretung ihr kein Vertrauen mehr schenkt. In Zürich nimmt der Große Rath selbst die Stelle der Volksvertretung ein, und wenn das Volk seinem verfassungsmäßigen Organ kein Vertrauen schenkte, so mußte es sich gedulden bis zum Jahre 1842, bis zu der verfassungsmäßigen Zeit der Neuwahlen. Inzwischen hätte es Muße gefunden, sich selbst einigermaßen aufzuklären, ob die allgemeine Bewegung eine fanatische Raserei, die Folge eines panischen Schreckens war oder ein auch bei ruhigem Blute stichhaltender Wille. Denn die Allgemeinheit der Aufregung beweist nichts für die Güte der Sache und für die Standhaftigkeit ihrer Behauptung. „Ein großer Haufen", sagt Seneca, „ist ein Beweis vom Schlimmsten. Wir müssen fragen, was das Beste zu thun sei, nicht was dem großen Haufen gut dünke, der gar schlecht entscheidet, wo es Wahrheit gilt. Zum großen Haufen gehören mir aber Leute mit Kronen so gut wie die mit der Chlamys." Dazu ist nun Ordnung in der Welt, dazu sind Verfassungen, daß nicht das Erste Beste geschehe, sondern daß Jegliches nach bestimmten Gesetzen und in vernünftiger Weise durchgekämpft und das Wahre und Rechte wie das Nützliche und Zweckmäßige an den Tag gebracht werde. Willkür darf und soll durchaus nicht sein, weder Willkür eines Despoten noch Willkür einer Aristokratie, noch bureaukratische Willkür, noch Willkür des vielköpfigen Ungeheuers Volk. Das Volk, das nicht von dem Glauben an die lebendige Macht des ihm einwohnenden staatsbildenden Wesens durchdrungen ist, das nicht in der Erhaltung seines Staatswesens die Bethätigung seines Willens sieht, das nicht demnach Gesetz und Ordnung über Alles stellt, sondern noch Dies oder Das in petto behält, was ihm höher gilt als seine Verfassung und sein Recht, verdient nicht den Namen eines Volks; die Regierung, welche nicht im Stande ist, die sich selbst vergessende Menge zur Vernunft zu bringen, verdient nicht den Namen einer Regierung, und die Republik, in der der Unsinn, die Unvernunft und das Unrecht siegen, nicht den Namen einer Republik. *)

G. Julius.

*) Der dritte und letzte Artikel folgt in der nächsten Lieferung.
D. Red.

Bibliographie.

Baumgarten, M., Liturgie und Predigt. Ein theologischer Tractat. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 15 Ngr.

Carcano, G., Angiola Maria, eine Schilderung aus dem häuslichen Leben. Nach dem italienischen Originale bearbeitet von R. v. Langenn. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dumas, A., Georg. Aus dem Französischen von W. L. Wesché. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr.

Eichhorn, K. F., Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 5te verbesserte Ausgabe. 1ster Theil. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Feller, F. E., Archiv der Staatspapiere, enthaltend den Ursprung, die Einrichtung und den jetzigen Zustand der Staats-Anleihen, nebst den nöthigen Notizen über die Berechnung der Staats-Effecten und den darin vorkommenden Geschäften. 3te gänzlich umgearbeitete Auflage. Leipzig, Müller. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Groß von Trockau, A. Freiherr, Reise von Bamberg nach Aurach auf Umwegen, da man heutzutage auf dem geraden nicht mehr fortkommt, oder: Auch eine Reise um die Welt. Bamberg. 8. 3¾ Ngr.

Humboldt, A. v., Central-Asien. Untersuchungen über die Gebirgsketten und die vergleichende Klimatologie. Aus dem Französischen übersetzt von *W. Mahlmann.* Mit einer Karte und mehren Tabellen. Istes Heft. Berlin, Klemann. Gr. 8. 15 Ngr.

James, G. P. R., Robin Hood, oder das Leben im lustigen Walde von Sherwood. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Krause, K. Ch. F., Handschriftlicher Nachlass. Herausgegeben von Freunden und Schülern desselben. Iste Abtheilung 2te Reihe: Synthetische Philosophie. I. Die absolute Religionsphilosophie in ihrem Verhältnisse zur Glaubenslehre des Gefühls und nach ihrer Vermittelung des Supernaturalismus und des Rationalismus; dargestellt in einer philosophischen Prüfung und Würdigung der religionsphilosophischen Lehren Jacobi's, Bouterwek's und Schleiermacher's. 2ter Band. 2te Hälfte. Göttingen, Dieterich. Gr. 8.

a. Kritik von Fr. Schleiermacher's Einleitung seiner Schrift: der christliche Glaube. Herausgegeben von *H. K. v. Leonhardi.* 1 Thlr. 20 Ngr.

b. Ergebniss der Kritik der religionsphilosophischen Lehren Jacobi's und Bouterwek's. 12½ Ngr.

— — Des handschriftlichen Nachlasses IV. Abtheilung: Vermischte Schriften. 1. Geist der Geschichte der Menschheit. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die reine und die allgemeine Lebenlehre und Philosophie der Geschichte zu Begründung der Lebenkunstwissenschaft. Herausgegeben von *H. K. v. Leonhardi.* Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Moser, L., über das Licht. Vortrag, gehalten in der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg, den 7. April 1843. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 10 Ngr.

Reybaud, Mad. Charles, Clemenze. Ins Deutsche übertragen von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr 15 Ngr.

Schoppe, Amalie, Bilder aus dem Familienleben. 2ter Band: Die beiden Schwestern — Veronika. Zwei Erzählungen. Leipzig, Taubert. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Thermann, E. v., Reisebilder aus Deutschland und Italien, nebst einer Sammlung von Gedichten. Leipzig, Serig. 8. 1 Thlr.

Ulmer, K., Der Empörer. Politisches Trauerspiel. Nürnberg, Stein. Gr. 12. 11¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 205. —— 24. Juli 1843.

Betrachtungen über die berliner „Literarische Zeitung".

Die berliner „Literarische Zeitung", gegenwärtig redigirt durch Dr. **Karl Brandes**, hat seit der Zeit ihrer Begründung eine sonderbare Reihe von Stadien durchlaufen: Dies ist, für sich betrachtet, nichts Auffallendes, da in einem Zeitraum von fünf Jahren z. B. mannichfaltige Verhältnisse eintreten können, durch welche Geist, Tendenz, Umfang u. s. w. eines Flugblattes verändert werden. Wir würden auch jetzt weder diesen Punkt hervorheben, noch überhaupt über jenes Blatt ein Urtheil abzugeben Veranlassung finden, wenn es nicht seit einiger Zeit eine gewisse Partei zu verfechten sich zur Aufgabe gestellt, und in dieser neuen Function einer andern Partei entgegengetreten wäre. Hiermit hat sie ihre Gegenpartei, nämlich einen großen Theil der heutigen Journalisten, direct provocirt, und es liegt im Interesse der Gegenwart wie der Wahrheit, das Streben sowol dieser Zeitung als ihrer vermeintlichen oder wirklichen Gegner einmal aufmerksam zu beleuchten. Wer sich der ersten Jahrgänge der „Literarischen Zeitung" erinnert, wird ziemlich deutlich gewisse Wendepunkte ihrer Tendenz unterscheiden. Sie trat auf als anspruchloses, doch gehaltvolles literarisches Wochenblättchen. Man freute sich der kurzen treffenden Weise, wie dies bescheidene Blättchen wichtige Schriftwerke zur öffentlichen Kenntniß brachte, und lobte vorzüglich die reizende Miniaturarbeit; denn mit ungewöhnlich gewandter Kunst waren die Ergebnisse mühsamer Studien hier im kleinsten Raume zusammengedrängt: ein würziger Genuß für die durch schwere wissenschaftliche Kritik Ermüdeten, selten ohne irgend eine specielle Anregung, meist mit neuen, obwol ohne Anmaßung hingestellten Gesichtspunkten. Und wer selbst die milde, zuweilen farblose Weise nicht guthieß, benutzte doch das Blatt gern wegen seiner ziemlich vollständigen Bibliographie. Nach dem Tode des ersten Redacteurs dauerte diese Weise eine Zeit lang fort. Allmälig jedoch wuchsen jene köstlichen Miniaturbilder zu Genrebildern heran, die etwas mehr bedeuten wollten als ein Urtheil in nuce oder ein pikantes Résumé der wissenschaftlichen Kritik. Die Zeitung fing an, eine bestimmte Gesinnung auszusprechen; sie trat gegen gewisse Zeitrichtungen in polemische Haltung. Dieses zweite oder Übergangsstadium erweckte Neugier, Theilnahme, Zweifel und Fragen bei dem Publicum, das sich indessen unmerklich erweitert hatte. Immer deutlicher traten diese Tendenzen hervor, bis endlich seit einem Jahre, am entschiedensten aber seit Anfang des letzten Jahrgangs, ein neuer Höhepunkt erreicht war, den wir jetzt näher ins Auge fassen wollen.

Die Zeitung will nämlich, nunmehr den größern Journalen sich ebenbürtig stellend (seit 1843 zweimal wöchentlich in größerm Format erscheinend), in die wichtigsten Zeitfragen selbstthätig eingreifen. Diese Absicht involvirt schon eine gewisse Tendenz, in welchem Punkte sich die gegenwärtige „Literarische Zeitung" von ihrer harmlosen naiven Jugend wesentlich unterscheidet. Sie erfüllt hiermit allerdings den Anspruch, den man an das gereifte männliche Alter macht, sich in und für die Gegenwart zu bewegen, zu arbeiten, zu hassen und zu lieben, und wenn es hier und da einmal Stöße und Schläge absetzt, so hat sich der Gegner nicht zu beklagen, der selbst Arme und Kopf frei hat, um mit rechtem Maß wieder zu zahlen. Selbst wenn der Gegner einer Partei angehört, die in vielen Kreisen verdächtig scheint, so kann doch immer noch ein ruhiger Zuschauer sein Theil daraus nehmen, und vom Feinde lernen, sofern dieser vernünftig und ehrlich ist. Man sagt, dies sei eine Nationaltugend der Deutschen, den Feind zu ehren: eine Eigenschaft, die wol die Hälfte ihrer Schwächen vergütet. Ist nun die „Literarische Zeitung" — oder Hr. Dr. Brandes — ein eifriger Verfechter der Maßregeln, Tendenzen und Maximen der preußischen Regierung: so ist hieran nicht nur kein Tadel, sondern es ist lobenswerth, wenn das gerade herausgesagt wird. Schließt er sich der bei den Franzosen unter allerlei Namen verrufenen Partei der Stabilen, Legitimisten, Servilen u. s. w. an, so läßt man es geschehen, so lange dies mit ehrlichen Waffen, mit Vernunft und Liebe geschieht; denn jeder Ehrliche hat seine Waffen dagegen — entweder Schweigen oder Widerlegen. Es ist heutzutage nicht so bequem wie vor zehn Jahren, ein rechtes Organ der Regierung für die Oeffentlichkeit darzustellen; wer auf Seiten der Macht steht, hat einen schweren Stand dem Geschrei der Parteien gegenüber. Desto ehrenwerther, wo dies mit Einsicht und Ruhe geschieht, und vor Allem ohne Leiden-

schaft; denn nach deutschen Begriffen muß ein königliches Wort kein Parteiwort sein. Wo die Polemik zu Parteiwaffen greift, z. B. Ironie, Sophisterei, Verkleinerung des Gegners u. s. w., da wird sie verdächtig, sich ihrer Macht nicht bewußt zu sein.

„Ein Nagel im Kopfe" das bedeutet in einigen Gegenden sprüchwörtlich so viel als Hochmuth und Bornirtheit. Um nicht allzu unhöflich zu sein, gestehen wir vorab, daß dies nicht die hervorstechenden Eigenschaften der „Literarischen Zeitung" sind, wenn auch Spuren pfäffischen Hochmuths und historischer Bornirtheit vorkommen, z. B. wenn die wichtigsten Fragen von Strauß, Ruge u. A. nur so über's Knie gebrochen oder als abgethan bezeichnet werden. Vielmehr muß man im Übrigen, auch den Feind ehrend, gestehen, daß die Herausgeber und Mitarbeiter tüchtig studirte Leute, daß sie fleißig, belesen und nicht ohne Gewandtheit im Ausdrucke sind. Manche Aufsätze sind gehaltreich und treffend, wie z. B. der über preußische Elementarschulen; in ihm und mehren andern erkennen wir jene Vorzüge dankbar an. Doch sind dies Eigenschaften, die in unsern Tagen viel weiter verbreitet sind als ehedem; fehlten sie, so würden wir den Gegner nur verächtlich finden, und das finden wir nicht — und wünschen nur, daß die Herren von der Zeitung ebenso viel Billigkeit gegen ihre Feinde ausübten, von denen sie gar Manches lernen könnten. Von einem Journal, das sich heute Achtung und Geltung verschaffen soll, verlangen wir jedoch, abgesehen von Gesinnung und Tendenz, noch ein Mehres außer jenen allgemeinen löblichen Eigenschaften, die der „Literarischen Zeitung" nicht abzusprechen sind. Wir verlangen von der Gesinnung, einerlei, welche sie sei, Selbständigkeit und Tiefe; wir wünschen und fodern in der Aussprache derselben Ehrlichkeit und Scharfsinn; der allgemeine Gehalt aber kann nicht imponiren ohne eine gewisse Großartigkeit der Auffassung, und ohne Neuheit, d. h. daß nicht das einmal Dagewesene zum hundertsten Mal wiederholt werde.

Wie es mit der Selbständigkeit der Gesinnung stehe, können wir zwar ebenso wenig ad oculos demonstriren, als überhaupt irgend ein Mensch den andern nach Herz und Nieren prüfen kann. Gewisse Indicien jedoch zeigen, daß eine Frage nach der Selbständigkeit der „Literarischen Zeitung" nicht so ganz bornirt ist, wie der seit 1843 neugebildete Artikel „Falsche Gerüchte, Entstellungen, Irrthümer, Lügen" vermeldet. Nicht, weil sie auf Seiten aller Regierungsmaßregeln seit einem Jahre unausgesetzt gestanden hat, stellen wir diese Frage. Nur darum, weil dieser Ton erst von so neuem Datum ist; weil sich dieselbe Zeitung vor zwei Jahren wenig um Zeitfragen kümmerte, und jetzt plötzlich bei den Kanonieren der ersten Batterie steht; weil sie ein grausames Vergnügen daran findet, dem am Boden liegenden Feinde den Eselstritt zu geben. Dieselbe Zeitung, welche bei andern Artikeln, z. B. Marx's „Compositionslehre", nicht unterließ, mit einer großen Satisfaction zu bemerken, daß sie zuerst (!!) auf die Vorzüglichkeit dieses Werks aufmerksam gemacht habe, dieselbe Zeitung wußte nichts von Herwegh, als seine „Lieder eines Lebendigen" in Deutschland berühmt waren — bis er ausgespielt hatte; da kriegte er tüchtig Eins ab. Hoffmann von Fallersleben ward vor seiner Absetzung kaum erwähnt, und jetzt — ach! es ist eine alte Tradition geworden, jenes vielhundertjährige Wort: victrix causa diis placuit, sed victa Catoni. Und in Dem, was nun eigentlich den Genannten vorgeworfen wird, was die „Literarische Zeitung" sowol diesen als Ruge und Strauß als verdammliche Ketzerei nachweist, ist weder der Kern ihrer Ansichten getroffen noch das Wesen ihrer Leistungen, sondern nur entweder die äußere Form des Ausdrucks oder ihre Persönlichkeit. Und auf welche Weise ist dies geschehen!

Es ist aber kein Zeichen von Tiefe, Ehrlichkeit oder Scharfsinn, wenn man dem Gegner Consequenzen aufbürdet, die er nicht ausgesprochen; wenn man seine Worte im Einzelnen durchnimmt, die im Ganzen verstanden werden sollen; wenn man die Grundidee seines Strebens verkennt um des leidenschaftlichen Ausdrucks willen. So wurden in der wässerigen Restaurationszeit die Burschenschaften verfolgt um ihrer grimmigen Geberden willen, und damit das hehre Wort deutsches Vaterland in vielen Kreisen geächtet; so ist Strauß von vielen Pfaffen perhorrescirt, weil sie für ihre Pfründen zitterten, weil deren Untergang die Consequenz der freien Forschung schien. Wir müssen gestehen, daß weder Herwegh, noch Hoffmann von Fallersleben, noch Niklas Becker uns echte geborene Dichter scheinen, und daß wir dieselbe Meinung von Anfang gehegt haben, wenn Jemandem daran liegt, das zu wissen. Aber was sie gesagt haben, wo sie die Wunden zeigten, die unser sonst gesundes Blut bedrohen, wo sie den wackeligen Schlendrian angetastet — das lasse sich nur jeder Vaterlandsfreund gesagt sein, und wenn ein überflüssiges Wort mitunterläuft, so ist das nicht schlimmer als vieles Überflüssige in der „Literarischen Zeitung", wo längst Gehörtes wiedergekäut wird, wie z. B. die uralte Wahrheit, daß in jeder größern Gesellschaft der Einzelne einen Theil seiner individuellen Freiheit daran geben müsse, daß es keine absolute Freiheit gebe, daß der Staat die Obergewalt haben müsse u. s. w. Wenn aber Herwegh dem deutschen Volke Freiheit wünscht, und Hoffmann die bösen Flecken eines sonst kräftigen Staatskörpers aufdeckt, und Becker unsern alten heiligen Grund und Boden zu schirmen aufruft: — dann ist's nöthig, bei so wichtigen Fragen der Gegenwart zuerst nach ihrem Inhalt, Bedeutung und Wirklichkeit zu forschen, dann erst nach der Form und Darstellung, welche ihr der menschlich Irrende gegeben.

Scharfsinn und Großartigkeit der Auffassung verräth es nicht, wenn man in unsern Tagen noch, um den noch so verrufenen Gegner aus dem Sattel zu heben, zu dem schwachen Mittel der Consequenzmacherei greift, von dem sowol die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts als die Belehrungen der Philosophen den Geist der Deutschen befreit haben müßten. Weil ein

paar Musiker gemüthlose Gimpel gewesen, darum ist nicht die Musik ein Nichtiges. Weil die Revolution viel Blut gefodert, darum ist sie an sich noch kein Verbrechen, so wenig als das Christenthum um der Blutströme willen, womit es den Erdboden gewaschen, um ein Tittelchen geringer wird. Nur welches das wahre Christenthum sei, darüber erlaubt ihr eine Frage? und gleicherweise hierüber: welches ist die wahre, vernünftige Umwälzung oder Reform oder Fortschritt, wie es auch heiße? Nun, so untersucht mit demselben Aufwand an Scharfsinn, mit dem ihr Herwegh's Begriffe analysirt zu haben euch ungewöhnlich freutet, auch einmal diesen Begriff nach allen seinen Kategorien und Relationen. Wenn es manchem Könige zum Ruhme gerechnet wird, von oben herab revoltirt und reformirt zu haben, Andere aber, die Dasselbe von unten herauf gewagt, wie Luther, ebenfalls eure Billigung erzwungen haben: so ist doch wol das Umwälzen an sich so wenig gut und böse, als die Freiheit an sich, d. h. der leere abstracte Freiheitsbegriff. Einem sehr bekannten Satze ferner, dem: quidquid delirant reges — wollen wir hier gar nicht einmal viel Gewicht beilegen, um nicht triviale Wahrheiten mit ähnlichem Pompe aufzuführen wie die „Literarische Zeitung", die sich übrigens aus ihren gründlichen historischen Studien wol erinnern wird, wie alle Völkerrevolutionen die Schuld der Regierenden von jeher bezahlt haben. Aber darüber steht doch wol eine Frage frei: ob denn Alles, was die heutige erregte Jugend fodert, selbst wenn sie es unmanierlich thäte, oder wenn sie dem neuen Gesetz der Hoffnung zu Liebe sich in dem alten der Erinnerung nicht immer wohlbewandert erwiese — ob dies Alles, was und wie es gefodert wird, wirklich so unzeitig, idealistisch und frevelhaft sei; ob man zu harren habe auf die Güte, Weisheit und Kraft allerhöchster Staatsbehörden, wenn es sich um dringende Fragen der Gegenwart handelt; ob nicht vielmehr ein kräftiges Wort aus freiem Munde auch heute den Königen und Völkern gut thue? Ein kräftiges freies, d. h. weder in vorgefaßter Meinung noch pfäffischer Demuth dem Fürstenwort nachbetend, sondern auch dem Fürsten frei entgegnend: du bist ein Mensch! Man ist gewohnt, gegenwärtig über den Marquis Posa zu lächeln, der vor 60 Jahren das Entzücken von Fürst und Volk erweckte. Stände doch heute noch einer auf! Aber ein edler, reiner, in Schiller's Sinn, dem es weder um Ehrenglanz noch um Märtyrerthum an sich zu thun wäre, sondern allein um die Wahrheit und den Genuß und die Verkündigung derselben an alle Menschen! Der wie Schiller und Uhland und Pitt, ohne Eitelkeit, ohne Pöbel- oder Herrengunst zu suchen, vor der Krone nicht erbleichend, ihr zuriefe: du bist von Staub! Und Carlos' Worte nicht verschmähte: „Es ist nicht Alles gut, was Ihre Diener sagen!"

Es scheint sich erwiesen zu haben, daß Herwegh nicht dieser echte Marquis Posa war. Die schönste Consequenzmacherei von hinten ist nun diese, um des Einen willen von neuem auf das Posathum loszutrommeln. Wir untersuchen hier noch nicht, wie weit das Urtheil über Herwegh gerecht, wie weit es frei und selbständig ist, was von seinem Dichten und Trachten zu halten, ob er wirklich ein so arger Renegat der Freiheit, wie die Berliner sagen, nachdem er fiasco gemacht hat durch den allerunglücklichsten faux pas. Vielmehr haben wir vorab zu fragen, ob denn im deutschen Vaterlande Alles so trefflich stehe, ob die Bedürfnisse so weit erfüllt, seine langen Täuschungen so weit ausgeglichen seien, daß es nun weiter nichts zu thun nöthig habe, als ein Halleluja zu singen den Gesandten des Herrn, die das wahrhaftige Reich Saturni wiedergebracht hätten? Ist Alles, was die deutschen Fürsten ihren Völkern seit 30 Jahren versprochen, nun wirklich ausgeführt? Wir erwarten z. B. allgemeine gesetzliche und gewissenhafte Bestimmungen über die Presse. Nicht allein das „Gesindel", sondern sehr ehrenwerthe Männer hoffen auf den Augenblick, wo ihre Freiheit ehrlich und rückhaltlos wird verkündet werden. Wir wissen zwar Alle so gut wie die „Literarische Zeitung", daß die individuelle Freiheit in monarchischen Staaten und bei strengem Regiment geschützter ist als in jeder andern Verfassung. Auch sehnen wir uns nicht nach der französischen Freiheit, nachdem wir ihr Gebahren mit Augen gesehen, meinen aber doch, daß der unserigen der rechte Nerv fehlt, so lange nicht sichere Bestimmungen gefunden sind, welche ebenso sehr der Ordnung wie der Willkür Raum geben, sich in vernünftiger Freiheit zu bewegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fiat applicatio.

Lounger's „Commonplace Book" (London 1842) erzählt von einem Marktschreier, der unter der Regierung Georg I. von England auf seiner zu Hammersmith, nahe bei London, errichteten Bühne die versammelte Menge folgendermaßen angeredet: „Von Geburt ein Hammersmithianer habe ich lange nachgedacht und reiflich erwogen, auf welche Weise ich meinen Mitbürgern das verständlichste Zeichen meiner Liebe und Verehrung geben könne, und da ist mir eingefallen und ich habe mich entschlossen, jedem Einwohner des Kirchspiels 5 Schilling zu schenken. Ich weiß, das wird mich viel kosten. Desto fester vertraue ich der Hoffnung, daß Niemand von meiner Generosität zu profitiren suchen wird, der nicht wahr und wahrhaftig ein Eingepfarrter ist." Die Menge drängte näher, mit weit geöffneten Augen und aufgesperrten Mäulern, Aller Blicke auf einem grünsammetnen Beutel von beträchtlichem Umfange, der dem generösen Manne über dem Arme hing. Und der Redner fuhr fort: „Ich weiß, Ihr seid nicht so feil und schmutzig, meine Freigebigkeit blos deshalb zu schätzen, weil sie Euch ein paar Schillinge in die Taschen steckt. Die Freude, die ich in Euern Augen funkeln sehe, ist nicht das Product des Gedankens an den elenden Quart, der heute in Euern Händen, vielleicht schon morgen in der Faust eines Geizhalses, eines Spitzbuben oder eines Pfänderverleihers ist. Ich begreife recht gut, was Euch entzückt. Euch entzückt die Überraschung, daß ein Mann, den Ihr für einen Fremden hieltet, der wärmste, der aufrichtigste, der uneigennützigste Freund ist, den Ihr in Euerm Leben gehabt. Aber, meine lieben Freunde, Geld verleitet nur zu oft die Jungen und Unbesonnenen, sich zu betrinken und andere Excesse zu begehen, zum größten Schaden für ihre Gesundheit und Moralität. Dies zu verhindern, und damit meine Wohlthat

nicht zum Nachtheil werde, schenke ich aus freiem Antriebe jedem meiner Mitbürger" (hier griff der Redner in den Sammetbeutel) „ein solches unschätzbares Packet, worin eine Schachtel Pillen, eine Partie Pulver und ein Pflaster, das in Europa seines Gleichen nicht hat, für Quetschungen und Wunden, gleichviel, ob das Messer sie geschnitten, das Schwert sie gehauen oder die Pistole sie geschossen. Legt der Verwundete es vor Schlafengehen auf, so wette ich meine Reputation, daß die Kugel, dafern eine in ihm sitzt, sich herauszieht, und ehe der Morgen graut, das Fleisch so gesund ist, wie meine flache Hand. Wer dagegen Pflaster und Salben nicht mag, weil sie Schmerzen und Mühe machen, dem empfehle ich das Pulver. Das Pulver, meine Damen und Herren, wirkt mittels Sympathie und ist die vereinigte Erfindung von dreien der größten Ärzte, die je gelebt haben, Galen, Hippokrates und Paracelsus. Tragt Ihr nur ein Paar Körnchen dieses Pulvers bei Euch, so könnt Ihr ohne Gefahr in das dickste Gewühl der Schlacht stürzen, Schwertern, Spießen und Bayonneten Trotz bieten. Was ich sage, ist: laßt Euch verwunden, laßt Euch verkrüppeln, laßt Euch in Kochstückchen hacken wie einen Stockfisch, den Ihr essen wollt, — je länger, je tiefer, je zahlreicher die Schnitte, desto lieber ist mir's, desto schlagender wird der Beweis sein für die Meriten meines Pulvers. Bleibt ganz ruhig, wickelt blos den verwundeten Theil in ein reines, weißes Tuch und geht zu Bett, schlaft, wenn Ihr könnt, laßt inzwischen die Waffe, die Euch verwundete, neunmal mit einer kleinen Quantität des Pulvers abreiben, und mein Wort zum Pfande, des folgenden Tags könnt Ihr wie gewöhnlich an Eure Geschäfte gehen. Von den Pillen sage ich nichts. Die sind seit lange ihre eigenen Lobredner und außerdem liegen vollständige Gebrauchsanweisungen bei. Nur weil Ihr etwas abseit der großen Welt lebt, muß ich Euch bemerken, daß sie ledigen Frauenzimmern Männer, und verheiratheten Kinder verschaffen, daß sie das Blut reinigen und die Gesichtsfarbe wunderbar verschönern. Weit über Menschengedenken hinaus sind diese unerreichbaren Arzneien mit 6 Schilling bezahlt worden. Aber ich bin fest entschlossen, mein Wort zu halten, prakticire auch nicht wegen schnöden Gewinnes. Wollt Ihr daher Eure Taschentücher, jedes mit der Kleinigkeit eines Schillings, lediglich zur Bezahlung der Reisekosten und meiner Dienerschaft, mir heraufwerfen, so schenke ich Euch aus freier Bewegung das übrige Geld, genau wie ich es von vornherein versprochen."

Einige aus der Menge gingen schweigend fort; die Meisten blieben. Auch die passive Bethörung, sich betrügen zu lassen, hat ihre Freuden. Zwei Stunden lang flogen Taschentücher, leerte sich der grünsammetne Beutel, spielte das Orchester, und als der Künstler des Abends im Gasthofe an Entenbraten und Schotenerbsen sich delectirte, hatte er 25 Guineen reinen Profit in der Tasche. 14.

Literarische Notiz.

Gegen England.

Bekanntlich hat der Julivertrag den alten Zwist zwischen England und Frankreich wieder geschürt, und seit der Zeit lodert in den französischen Journalen und Flugschriften der Haß gegen die Briten aufs neue in hellen Flammen. Das Lied „Guerre aux tyrans! Jamais en France jamais l'Anglais ne règnera!" in der Oper „Charles VI" von Casimir Delavigne, der schon bei der Ankunft von Napoleon's Asche vom „perfiden Albion" sang, ist zum Nationalliede geworden. Natürlich wird von den Buchmachern diese feindselige Stimmung „exploitirt" (es gibt hier eine „Société pour l'exploitation des oeuvres de V. Hugo") und so sind wir denn mit einer ganzen Flut dick- und dünnleibiger Werke überschwemmt worden, in denen die Geschichte Englands mit den schwärzesten Farben gemalt und oft aufs gräulichste entstellt wird. Die flammendste dieser Schriften, die in der Regel bloße Pasquille sind, aber auch zugleich die einzige, die, wenigstens was Stil und Darstellung betrifft, lesbar ist, dürfte die „Histoire criminelle du gouvernement anglais depuis les premiers massacres de l'Irlande jusqu'à l'empoisonnement des Chinois", von Elias Regnault, von der vor kurzem die letzte Lieferung erschienen ist, sein. Der Verf., der, irren wir nicht, einige Abhandlungen von Bentham übersetzt hat, entwirft in seinem Buche ein langes Sündenregister der englischen Regierung, das in der That — wenn man von den gar zu grellen Farben, die er aufträgt, absieht — ganz erbaulich zu lesen ist. Eine andere Schrift, die wir soeben u. d. T. „Napoléon et l'Angleterre", vom Vicomte de Marquesac (2 Bde.), erhalten, ist zwar gleichfalls in einem sehr feindseligen Sinne gegen England geschrieben, verdient aber eine ganz andere Beachtung, als alle diese politischen Gelegenheitsschriften, die von der Welle des nächsten Tages verschlungen werden. Mit Recht behauptet der Verf. dieses Werkes, daß die meisten Geschichtschreiber bei der Darstellung der Kriege des gesammten Europa in der Regel die bedeutende Rolle, die England sozusagen hinter den Coulissen spielte, zu wenig berücksichtigt haben. So sucht er bei seinem historischen Werke namentlich das Verhältniß Englands zu den übrigen kriegführenden Mächten ins rechte Licht zu stellen. Vielleicht dürfte er indessen doch manchmal etwas zu weit gehen und den britischen Einfluß da sehen, wo er wol in der Wirklichkeit nicht thätig gewesen ist. Interessant aber sind auch die Partien, wo der offene Kampf zwischen Frankreich und England dargestellt ist; so namentlich die Schilderung der Kriege in Spanien, die man in diesem Buche, ungeachtet der meisterhaften Werke, die wir über diesen Gegenstand von Foy, Napier, Southey u. s. w. haben, immer noch mit Interesse lesen wird. Mit besonderer Vorliebe schildert der Hr. von Marquesac die Vorgänge in Polen, sodaß es uns, um so mehr, da er eine Menge strategischer Einzelheiten auskramt, fast scheint, als sei er bei den militairischen Operationen in diesem Lande vielleicht selbst thätig gewesen. Überhaupt athmet in dieser Schrift eine große Bewunderung für das militairische Genie Napoleon's, ohne daß die Darstellung den Feinden des Kaisers gegenüber in wirkliche Ungerechtigkeiten ausartete. Der Stil ist gewählt, nur zuweilen gar zu bilderreich. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 206. — 25. Juli 1843.

Betrachtungen über die berliner „Literarische Zeitung".

(Fortsetzung aus Nr. 205.)

Laßt uns doch einmal die „Literarische Zeitung" auf ihre Wahrhaftigkeit ansehen. Freilich, wenn wir versuchen, über ihre Ansichten von Religion, Philologie, Politik, Freiheit u. s. w. zu urtheilen, so tönt das alte Wort entgegen: was ist Wahrheit? und immer mahnt es das Gewissen: richtet nicht! Denn so fein studirte Argumente wie die über Herwegh, Hoffmann u. A. sind von der Art, daß man an der eigenen Wahrheit irre wird, und nicht gern leichtfertig über seinen Collegen in der Wissenschaft nach seinem innern Werthe absprechen möchte. So oft mir daher mein Freund — daß ich es nur gestehe, auch ein Freund Herwegh's —, so oft dieser den Brandes am Zopfe nahm und wüthend in die Ecke schmiß und ausrief: „Wie magst du nur die unverschämten Sophistereien noch lesen! Wird dir nicht recht sadducäisch zu Muth bei dem Pharisäer?" — so fragte ich ihn ernstlich: Hast du ihm denn in die Seele geguckt, wie er dem Herwegh? Was weißt du von Heuchelei und wie magst du den Stab über ihn brechen? Das gab denn einige polemische Glühhitze, und blieb daraus ein gereinigtes Metall übrig, eine feste Meinung, die sich aus den Gesprächen meines Freundes — nebst den eigenen Beigaben — ungefähr folgendermaßen consolidirte.

Wer mit den Waffen heutiger Schulbildung gerüstet und durch gute Universitätsstudien gestärkt ist und dazu eine gewisse Gewandtheit der Sprache besitzt, dem ist es gegenwärtig nicht schwer, einen leidlichen Aufsatz über Angelegenheiten von allgemeinem Interesse zu schreiben, und wenigstens dem großen Haufen der Leser, die nach Bildung streben und ihren gewöhnlichen Bedarf aus den Tageblättern beziehen, eine relative Belehrung zu geben. Wie weit die Argumentation gegründet oder selbständig ist, das durchschaut nur, wer verwandte Studien gemacht. Es ist gar leicht, zu täuschen und getäuscht zu werden, wenn man sich selbst täuscht aus Bequemlichkeit. Daß Hr. Brandes und die Seinen absichtlich hätten täuschen wollen, wie unser Freund in polemischem Ingrimm wol behauptete, kann kein Mensch entscheiden; denn einen so tiefen Blick in fremde Herzen, wie Brandes in Herwegh's, getrauen wir uns nicht zu thun. Es wäre nun auch nichts daran gelegen, zu wissen, wie viel die „Literarische Zeitung" in der Selbsttäuschung bis jetzt geleistet, wenn nicht so viel an der Wirkung des Augenblicks hinge, und namentlich jetzt. Darum ist wol einmal die Frage anzustellen, was denn z. B. an der Freiheitsidee der Zeit sei, und wie sich dazu die berlinische verhalte.

Die Freiheit ist ein vieldeutiges Wort. Sie hat seit viel hundert Jahren die Welt in Bewegung gesetzt: Völker sind darum verblutet; in Schutt und Brandstätte hat man sie gesucht und nicht gefunden. Es ist aber mit der Freiheit ebenso bestellt wie mit allen höchsten Begriffen der Menschheit, mit jeder Abstraction, jeder Transcendenz, die über das sinnliche Bewußtsein hinaus geht. Römische und deutsche Christen haben 30 Jahre um die Wahrheit gestritten und sie im Streite fast verloren; größere Heere von Büchern haben darum gekämpft und noch ist die Frage nicht entschieden: was sie sei, wie sie wirke, wozu, wohin sie führe. Und doch haben alle Menschen ein stilles Bewußtsein in sich von Wahrheit und Freiheit, so wie sie die Liebe im Herzen empfinden, wie sie ihren Gott anbeten jeder in seiner Sprache, den Gott, den sie doch nicht nennen und beschreiben können. Darum ist weder Freiheit noch Glauben noch Liebe verloren, weil sündige Menschen darum gestritten haben. Selbst wenn wir, Hrn. Brandes zu Gefallen, einen Versuch der Definition etwa mit Goethe's Worten hinstellten: die Freiheit sei das Recht und die Macht, ungehindert das Gute zu thun: so glaubten wir auch hierin keinen praktischen Gewinn für unsern Fall zu finden. Der unfruchtbarste aller Streite ist der um Definitionen. Dies wenigstens könnten Alle, die an den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft Theil genommen, an sich selbst erfahren haben. Wozu also dergleichen aufrühren, wenn man nicht geflissentlich Streit sucht? Es gibt keine maliciösere Vexirfrage als die, wenn einer eben in hellen Liebesflammen lodert, von ihm die nüchterne Definition zu verlangen, was Liebe sei; er hat es und braucht nicht darüber zu schwatzen, sondern spricht die Liebe selbst aus und bethätigt sie. So spricht die Sehnsucht ihr Sehnen aus in That und Wort, aber nicht in Definitionen. Damit hebt ihr keinen Freiheitsfreund aus dem Sattel, daß ihr ihm ein Schulexercitium entgegen haltet, welches

nur für euch und euern Magister Interesse hat. Thut und handelt ihr selbst nur, aber nicht mit logischen Distinctionen, die auf dem Katheder richtig sind, sondern mit thatkräftigen wirksamen Worten, die das Leben berühren. Bei jenen Vexirfragen ist der Beweisfodernde natürlich im Vortheil, zumal hier, wo ihr — eine große Concession! größer als wir selbst concediren — ihm den Titel des Dichters a priori einräumt. Hiervon wäre der Anfang zu machen: sein Gesichtspunkt der Dinge und Ideen, ob dieser wirklich poetisch sei, wäre zu untersuchen, ehe man an die specielle Tendenz seiner Poesien ginge mit philosophischer Zerklaubung. Das zwar gesteht jeder Vernünftige zu, daß der Dichter Vernünftiges sucht und will; aber er fodert darum nicht von ihm eine logische Analyse. Und was ist es endlich, was ihr mit dem Wunderwerk euerer Dialektik aus ihm herausgeklaubt hat?

Daß Vieles, was manche Leute nicht gern hören, von ihnen häufig als unpatriotisch, irreligiös, unsittlich u. s. w. bezeichnet wird, sind wir längst so gewohnt, daß wir uns darum allein keine grauen Haare wachsen lassen. Aber daß ein Dichter wie ein Frosch secirt wird und alle Unreinlichkeiten des Messers dem unglücklichen Präparate aufgebürdet werden — das ist ein unwahres Verfahren, das wir nur darum nicht als Lüge bezeichnen, weil wir von Hrn. Brandes etwas mehr gute Meinung hegen als er von seinen Feinden. Wenn nun der Dichter Herwegh spricht: „Es gibt auch bei uns Pulver und Blei, die Freiheit zu erkämpfen, wir brauchen sie nicht von den Franzosen zu erbetteln", so glauben wir dies richtig gesagt in demjenigen vaterländischen Sinne, wie man überhaupt sagt: Wehre dich deiner Haut — hilf dir selber, so wird dir Gott helfen. Daß es bei großen Umwälzungen nicht ohne Gewalt und Blut abgeht, ist eine natürliche Nothwendigkeit, und es ist da von Recht und Gesetz nicht mehr die Rede, wo das reine Gute, wenn auch irrend, gesucht wird. Ihr pflegt auf die Greuel der französischen Revolution mit sittlichem Abscheu hinzublicken; wer ist es denn aber, der sie bewirkt hat? Das arme blinde irrende Volk doch nicht, das sich mehr denn 100 Jahre weiblich hatte treten lassen, und nun endlich für die Sünden der Väter die Söhne büßen ließ? — Und sind denn alle königlichen Revolutionen, Reformen u. s. w. nichts als pure Gerechtigkeit gewesen? Es klingt frech und gottlos, und ist doch wieder im höhern Sinne sittlich, daß, wo kein Recht beim Herrn zu finden, der Sklave es sich selbst schaffen muß. Wird man uns nicht entgegenhalten, daß das polnische Volk blos deshalb zweimal gemordet sei, weil es gegen seinen rechtmäßigen Herrn rebellirt habe — und daß die kaiserliche Zuchtruthe, von Osten her geschwungen, noch allzu gnädig verfahren gegen die verruchten Ruhestörer, welche nicht einmal ihre Freiheit definiren konnten! Andere einsichtsvolle Leute meinen zwar, daß eine höhere Rache des Schicksals an dem Volke vollzogen sei, das seine Freiheit nicht selbst zu erwerben verstand: aber das sind radicale Possen; wer wollte zweifeln, daß nur die Gerechtigkeit und Gnade des Kaisers von Rußland dem polnischen Volke gethan, was ihm recht war!

So ungefähr könnte man die Consequenzmacherei der „Literarischen Zeitung" nachahmend verhöhnen, wenn es ehrenvoll wäre, sich solcher Waffen zu bedienen. Herwegh hat aber nirgend ein so pöbelhaftes Geschrei angestimmt, wie hier behauptet wird*), als z. B. mit Mord und Todtschlag gleich Robespierre die Reichen und Mächtigen zu verfolgen, das sei Freiheit; oder: diese Freiheit verlange „den Untergang alles Herrlichen, der Ordnung Gottes, durch die niedrigen Leidenschaften des Egoismus ...", und so sei denn klar: „daß man das anerkannt Schlechte und Elende statt des Guten und Glücklichen verlange". Diese letztere offenbare Verrücktheit ist aus einer sehr gewöhnlichen poetischen Hyperbel Herwegh's abgeleitet, nämlich dieser: „man solle für der Sklaverei Idylle ein Trauerspiel der Freiheit geben". Wir wollen gar nicht leugnen, daß uns sehr viele poetische Wendungen in Herwegh's Worten abgebraucht oder unwahr vorkommen (obwol das von der „Literarischen Zeitung" incriminirte „Sturmesodem" nicht so ungeheuerlich ist, wie es das beigemalte sic! vermeldet), und daß viele seiner Ideen übertrieben oder unpraktisch oder verkehrt sind. Aber um diese zu widerlegen, bedarf es anderer Mittel als eines abgeschriebenen Paragraphen aus der ersten besten Ästhetik über das Wesen des Trauerspiels, und noch viel weniger kann aus der Consequenz jenes Paragraphen die Consequenz abgeleitet werden, daß Herwegh „frevelhafterweise Gott um seinen Fluch, um Vernichtung des Segens und Glückes der Völker förmlich bitte!!" Da wir auf dem Wege sind, gegen Hrn. Brandes bitter zu werden, und ihm selbst wieder Consequenzen, Sophisterei, Heuchelei u. s. w. in den Bart zu werfen, so halten wir inne, und bemerken nur, daß nach unserm nüchternen Sinne jene poetische Hyperbel ad vocem Trauerspiel nichts besagen will als: „Rüttelt euch auf aus dem Schlafe eurer Scheinfreiheit, und erwerbet die wirkliche, wenn auch mit Schmerzen; diese ist nicht auf idyllischem Wege zu finden." Und in diesen nächsten Sinn stimmen viele weit ruhigere Köpfe als Herwegh ein; Autoritäten, deren Namen Hrn. Brandes verblenden würden mit mehr als königlichem Glanze, wenn seine Augen nicht schon ent[illegible] wären.

Mit dem poetischen Verständniß ist es eine eigen Sache: es wird nicht aus philosophischen Compendie erlernt, sondern muß zuerst im eigenen Herzen anklingen wer dazu ein bischen ursprüngliche Phantasie und Lieb mitbringt, wird auch das Ungehörige in seiner Wei auffassen und gelegentlich zurechtlegen, nicht aber üb

*) Es muß bemerkt werden, daß wir die namentliche A führung und Seitenzahl der „Literarischen Zeitung" unt lassen haben, weil uns unmöglich war, alle cursirenden Blä zusammenzubringen, und der Augenblick kostbar schien. Ü gens sind die Citate, obwol ohne Zahlen, doch gewissen nach dem Original abgeschrieben, wie Hr. Brandes selbst zu stehen wird.

die erste beste ungelegene Stelle kalpern und ausrufen: der Kerl spricht Unsinn! „Die grüne Insel, wo man frei und freudig sterben kann", versteht z. B. jeder Andere außer Hrn. Brandes, der daraus einen locus secretus macht, wo man in Frieden sich selbst die Kehle durchsägen kann. Ebenso: wenn der Dichter sagt, daß man für die Freiheit sterben müsse: flugs malt die „Literarische Zeitung" den Fratzen an die Wand: „eine curiose Freiheit, für die man sterben muß, um sie zu genießen!" Beide Stellen sind dem unbefangenen Verständnisse gar nicht so fern, daß man nicht den Sinn, der seit Körner's Freiheitsliedern im deutschen Volke angeklungen, gar bald enträthselte. Wir würden die Leser ermüden, wenn wir ihnen den Tod für die Freiheit und die grüne Insel (nach der sich auch Schiller sehnte, phantastisch, doch nicht albern) des Breitern demonstriren wollten; und überlassen Andern die geistreiche Frage: wenn ich aber todt bin, was habe ich dann von Freiheit und Vaterland? Hrn. Brandes aber möchten wir fragen, warum er diese Analyse einer etwas wilden Gedichtsammlung nicht damals, als der Dichter berühmt war und von dem hochherzigen Könige mit Interesse gelesen, mit persönlichem Freimuth aufgenommen ward, warum er jene logische Zersplitterung nicht vor 6—8 Monaten, sondern post festum angestellt habe? Denn wir leugnen nicht, daß Brandes sehr viel Treffendes gesagt hat; nur in dem Punkte finden wir ihn irren, daß er den ganzen Poeten ins Irrenhaus stecken will. Die wichtigere Frage: ob Herwegh wirklich ein Dichter sei, ist umgangen. Was er persönlich verschuldet, zeigt allerdings, daß es mit seiner sittlichen Haltung nicht ganz sicher stehe; aber das schien schon damals offenbar, als er in erster Jugend über einige militairische Ungelegenheiten ein kindisches Lamento erhob, in welches A. Lewald mitleidig einstimmte, als ginge durch eine simple Disciplinarstrafe einer der Großgeister Germaniens zu Grunde. Von dieser sittlichen Seite und von der rein ästhetischen Betrachtung seiner Leistungen hätte eine vernünftige Kritik von Herwegh's Thun und Treiben ausgehen müssen, nicht von einer Consequenzmacherei aus poetischen Redeblumen.

Weit mehr aber als jenes harmlose Lanzenstechen im Gebiete der Rhetorik hat uns die Betrachtung der Bauernkriege in einem Aufsatze gegen Hoffmann von Fallersleben erbittert. Auch Hoffmann's Leben und Treiben nehmen wir nicht unbedingt in Schutz; dies hindert uns jedoch nicht, aus seinen Büchern das Vernünftige herauszusehen. In Bezug auf die „Literarische Zeitung" heben wir nur die Ansicht über die Bauern hervor, welche im 16. Jahrhundert ein scheußliches Joch abzuschütteln versuchten, und dennoch der damals kräftigen Aristokratie ebenso scheußlich unterlagen. Was sie wollten, das wußten sie wol, obgleich der Metzler von Stuttgart schwerlich dem Hrn. Brandes eine Definition ihrer Bedürfnisse geliefert hätte. Gegenwärtig ist, was damals gerecht gefodert ward, erfüllt: ein halbes Jahrhundert hat im germanischen und romanischen Europa die Reste der Leibeigenschaft vernichtet bis auf wenige Spuren. Hr. Brandes weist nun mit einer verhängnißvollen historischen Beweislust nach, jene unseligen Verhältnisse, gegen welche die Bauernkriege gerichtet waren, seien völlig im historischen Recht begründet! Ein Deutscher des 19. Jahrhunderts erröthet nicht, dieses Wort unter freiem Himmel auszusprechen. Gewiß und wahrhaftig! es war historisches Recht: das jus primae noctis, die Gewalt über Leben und Tod der Bauern, die Legitimität jener Gesetze mag so wenig bezweifelt werden als Ludwig's XVIII. wackelnde Krone; und wenn ein Bauer lebendig geschunden ward, weil er seines Herrn Hund todtgeschlagen, oder einen Hirsch gefällt, oder keinen Zins und Frohndienst geleistet, so gab es keinen Gerichtshof dagegen — auch dies war historisch! Es ist noch historisch in Rußland, wenn auch durch die Bildung der Zeit gemildert: möchte Hr. Brandes darum wol nach dem alten heiligen Moskau auswandern oder — Gott behüt's! — etwa selbst einer von Denen sein, die zu Tausenden um das Denkmal Peter's des Großen herangezwungen wurden, um ihres Herrn Willen kraft des historischen Rechts erfüllen? Wir kennen sehr wohl die Misstände der völligen Befreiung der niedersten Volksclassen, und wissen, daß es in Rußland keinen ausgedehnten Pauperismus gibt wie in Frankreich, England und Deutschland. Sollen wir darum zur Clientel zurückkehren, oder nicht vielmehr arbeiten, die Freiheit fruchtbar zu machen, die wir, freilich auch mit manchem Opfer an die untern Stände, nur eben erst gegründet haben? Die Freiheit ist das wahre Ziel der Völker, das Ziel der Wahrhaftigkeit, nach dem sich die Gewissen sehnen, unbekümmert um historisches, dogmatisches, philosophisches und anderes Recht, dergleichen Hr. Brandes vorschiebt zum Gespenst für die Kinder.

In ähnlicher Weise, wie gegen Herwegh, perorirt die „Literarische Zeitung" vielfältig gegen Personen und Tendenzen in einem Tone der Sicherheit, als hätte sie ein kaiserlich russisches Privilegium darauf erhalten. Mit einem Tone der sichersten Gewißheit, der in den päpstlichen Bullen des 13. Jahrhunderts seines Gleichen suchen würde, und mit einer fast hohenpriesterlichen Untrüglichkeit werden die schwebenden Fragen der heutigen Theologie behandelt, und das Urtheil so hingesprochen, als wenn kein Zweifel möglich. Dies kommt uns nun in demselben Maße pharisäisch vor, wie der „Literarischen Zeitung" das Treiben Bauer's, Feuerbach's, Strauß's u. A. gottlos, frevelhaft, pelagianisch, socinianisch, pantheistisch und wie sonst noch vorkommen mag. Dies wären nun subjective Äußerungen von Liebe und Haß, welche die Wissenschaft nichts angehen und ihr so lange gleichgültig sind, als sie selbst, die kalte reine Wissenschaft, von ihnen unberührt bleibt. Der erste Schritt in die objective Wahrheit ist die Betrachtung der historischen Thatsache; hier ist ein Falschsehen verdächtig, und dem erhitzten Feinde der Vorwurf der Lüge nicht übel zu nehmen, wenn ein Factum geleugnet oder verdreht oder misdeutet wird. Wenn nun die „Literarische Zeitung" über Strauß wie über einen bürgerlich Todten abspricht, er

sei überwunden, oder sich der wohlgelungenen Phrase freut: „an den ersten Theil der Strauß'schen Dogmatik glaubt Niemand mehr als er selbst —" wie ist solcher hohenpriesterliche Spruch zu benennen, wenn alle Welt weiß, wie Strauß's Werke jährlich neu aufgelegt, wie sie trotz des Verbots von katholischen und protestantischen Priestern gleich eifrig gelesen werden, und höchst ehrenwerthe Männer (wir würden sie mit Namen nennen, wenn sie selbst es nicht verböten) den Ketzer Strauß einen redlichen Forscher nennen? Dieser letzte Punkt scheint Vielen unerheblich, die sich bei theologischen Streitfragen mit dem Herkömmlichen: du bist ein Pelagianer, Spinozist, Pantheist, Hegelianer u. s. w. priesterlich zu helfen wissen, statt redlich dem redlich Fragenden zu antworten. Strauß hat die große Frage — die redlichste von allen theologischen seit viel hundert Jahren — die Frage: „Ist Das wahr, was ihr von Christo saget, und woher wisset ihr es", mit ungeheurem Fleiß, redlichem Willen und genialer Kraft durchgearbeitet — und statt der Frage redlich zu antworten, spricht der priestliche Hochmuth: Du bist ein Ketzer! Zeige uns doch Hr. Brandes oder einer der Seinen sonst, wer denn eigentlich den Strauß widerlegt oder überwunden habe? Neander doch nicht, der (in seinem übrigens vortrefflichen Werke „Das Leben Jesu") ohne weiteres sagte: „Ja, es ist wahr, was die Evangelien gesprochen" — und den Beweis schuldig blieb? Denn wenn Strauß fragt: Können wir voraussetzungslos beginnen? ist es dann eine Antwort, zu sagen: Darauf kommt es nicht an? Und gesetzt, es käme darauf nicht an, und die historische Wahrheit der Evangelien läge so auf platter Hand: warum so viele redliche Zweifler von Lessing an, warum solche Denker, wie Mendelssohn, Spinoza, gewissermaßen auch Kant, noch in Ungewißheit? Waren sie auch alle unredlich oder bornirt? Und wie ist es mit dem Gros der Welt, Juden, Türken und Heiden, die doch nicht allesammt auf den Kopf gefallen sind — warum geht diesen die offenbare Religion so schwer ein, und tüchtige Missionare können sie nicht zwingen, das Offenbarste zu begreifen? Aber alle diese Fragen beiseite — denn Hr. Brandes möchte uns leichtlich auf den Rost bringen, um alles unnütze ketzerische Fleisch auszubrennen —, seid ihr deß Allen, was ihr als längst ermittelt hinstellt, so ausnehmend gewiß: so lehret es doch der Welt, die so lange durch Kirche und Priester nicht hinlänglich belehrt war: ihr werdet ein didaktisches Meisterstück machen! und vielleicht gar Calvinisten, Socinianer und Anabaptisten zu dem einzig wahren Lutherthume convertiren, wenn ihr sie nicht alle vorher verbrannt habt. Den Rationalisten, die noch nicht so ganz gestorben sind, wie euer Grimm vermeldet, werdet ihr ihre eigene Hölle anweisen — während sie hier auf Erden nur eine Sekte neben vielen Sekten der freien Kirche bilden, und es vielen Gutmüthigen so scheint, als sei es kein Verbrechen, die ratio zu suchen. Wollt ihr dagegen den Spruch an eure Tempel heften: Credo quia absurdum est, so haben wir gar nichts dagegen, da wir mit dem großen Fritz Jeden auf seine Façon selig werden lassen. Aber nur nicht verketzern! Das ist unprotestantisch. Wenn wir euch das Eure lassen, ohne sogleich Mucker, Pietist u. s. w. zu schelten: so laßt auch uns, die Suchenden, in Ruhe ohne atheistischen Spitznamen. Dergleichen Streitigkeiten werden, wie das Reformationszeitalter zeigt, weder in Worten noch auf dem Schlachtfelde erledigt, sondern durch Liebe, Willen und Schicksal. Diese Art der Erledigung kommt manchem Priester mit und ohne Stola sehr lächerlich vor. Nun, das Lachen hat Jeder frei. Aber dies können alle Parteien auf dem Gebiete der Religion wie der Politik verlangen, daß mit Begriffen, nicht mit Worten und systematischen Ekelnamen gefochten werde. Und als echte aufrichtige Protestanten erkennen wir keine menschliche Autorität in Sachen des Glaubens an, und verabscheuen jeden Papst, sitze er nun zu Rom oder zu Berlin, mit oder ohne Königskrone.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Nationalökonomie.

Wie ausgezeichnet in mehr als einer Beziehung auch die „Geschichte der Nationalökonomie" von Blanqui ist, von der wir vor kurzem eine zweite umgearbeitete Auflage erhalten haben, so läßt sich doch nicht leugnen, daß mehre Partien derselben bedeutend berichtigt und ergänzt werden können. So waren namentlich die Abschnitte, welche der Verf. dem Zustande der Nationalökonomie im Alterthume, namentlich bei den Römern, gewidmet hat, etwas dürftig ausgefallen. Als eine Ergänzung und Vervollständigung dieses Theils läßt sich aber das umfassende Werk von de Villeneuve betrachten, das gerade diesen Gegenstand ins Auge faßt und dessen wir in d. Bl. bereits gedacht haben. Sodann zeigten sich auch bei der Behandlung des Mittelalters fühlbare Lücken, die um so auffallender waren, da wir bereits ein ziemlich umfassendes Werk über diesen Abschnitt besitzen. Es ist dies, wie man errathen wird, das Werk des Italieners Cibraria, das Blanqui bei seiner Darstellung gar nicht berücksichtigt zu haben scheint. Gegenwärtig erscheint nun von demselben eine französische Übersetzung, deren Herausgeber den Werth des Originals durch zahlreiche Noten und Erläuterungen bedeutend erhöht hat. Blanqui hat bereits eine Reihe von Bruchstücken aus den Bemerkungen, die er im J. 1841 auf seiner Reise nach Konstantinopel gemacht hat, in verschiedenen Zeitschriften, namentlich im „Journal des économistes" und dem „Siècle" mitgetheilt. Man sah deshalb dem Erscheinen seines Reiseberichts mit Ungeduld entgegen. Gegenwärtig hat nun eine „Voyage en Bulgarie pendant l'année 1841" unter seinem Namen die Presse verlassen. Dieses Werk entspricht eigentlich den Erwartungen nicht, die man davon hegte. Der Verf. entschuldigt sich aber auch gewissermaßen über die Dürftigkeit seiner Schrift selbst, indem er sagt, daß er seine eigentlichen Beobachtungen, die sich auf den wahren Zweck seiner Reise, das Studium der Donauländer in politischer und commercieller Hinsicht bezögen, in seinem Bericht ans Ministerium niedergelegt habe, und daß er hier gewissermaßen nur die allgemein interessanten Bemerkungen eines „flüchtigen Reisenden" mittheilt. Wir erhalten in dieser kleinen Schrift also nur die Schnitzel und Gedankenspäne, die von seiner größern Arbeit, die er dann aber dem Publicum nicht vorenthalten sollte, abgefallen sind. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 207. —— 26. Juli 1843.

Betrachtungen über die berliner „Literarische Zeitung".

(Beschluß aus Nr. 206.)

Auch den *Philologen* ist es neulich übel ergangen, wie sich denn die väterliche Sorgfalt der „Literarischen Zeitung" auf alle Seiten unsers Culturlebens erstrecken will. Eine Insinuation, dergleichen man seither nur in Baiern zu hören gewohnt war, erschallt von Berlin her, das sich so gern den Sitz der Freiheit nennt: „*Das religiös-sittliche Bewußtsein der Philologen*" wird auf eine Weise kritisirt, die keinen Zweifel läßt, welche Consequenz die nächsten Blätter bringen werden. Wir könnten schon an dem Titel Anstoß nehmen, da in ihm wieder eine Seelenschau ausgesprochen ist, die wir uns nicht getrauen von irgend einem Feinde zu geben: denn wir wagen nur Thaten zu beurtheilen, nicht über Herz, Sitte und Bewußtsein ohne tiefere Hülfsmittel abzusprechen. Daß der Ausdruck „Bewußtsein" hinzugefügt wird, ist eine unfreiwillige Concession an den sonst verhaßten Hegel'schen Sprachgebrauch, da in der That Religion und Sitte der Philologen in Frage gestellt werden soll. Aber wir enthalten uns, um nicht auch in rhetorische Klaubereien zu gerathen, der weitern Ausführung unserer Bedenken gegen das übelgewählte Wort. Wichtiger ist das andere Bedenken, wie man es zu verstehen habe, daß hier ein ganzer sonst ehrenwerth erachteter Stand urplötzlich vor der öffentlichen Meinung verdächtigt und inculpirt wird. Meint nun die „Literarische Zeitung" — wie man grammatisch schließen könnte, aus der Wahl des *bestimmten Artikels*: „der Philologen" — wirklich und aufrichtig *alle* Philologen, so ist dies eine gröbliche Insinuation, deren Sinn geradezu verkehrt und unwahr, und die also nur noch ihrer Tendenz nach beachtenswerth sein kann. Doch davon nachher. Wir wollen, so besorgt wir auch für die *Gesinnung* der „Literarischen Zeitung" zu werden anfangen, ihr wenigstens keinen *offenbaren Unsinn* zutrauen. Denn einen ganzen Stand verdächtigen ist Unsinn gleich dem Aberglauben der alten Aristokratie, die sich rühmte, mit exquisiten Leibern und Seelen auf die Welt gekommen zu sein. Mit demselben Rechte könnte man reden von der Religiosität und Sittlichkeit *der* Bibliothekare, Journalisten, Mathematiker, Physiker, Maschinenmeister und Schornsteinfeger. Da nun jeder vernünftige Mensch weiß, daß es weder zum Schornsteinfegen noch zum Maschinenbauen oder zum Elektrisiren und bibliothekarischen Registriren einer besonders qualificirten Religion bedarf, so muß jenem seltsam gewählten Thema ein esoterischer Sinn unterliegen; und es ist möglich, daß der verkehrte Titel, um der Kürze willen gewählt, etwas Anderes hinter sich birgt. Was ein Philologe sei — ob das Wort gedacht sei in dem altgriechischen Sinne oder im Wolf'schen, oder in dem neuern, den Dr. Mager in dem einleitenden Aufsatze seiner „Pädagogischen Revue" vortrefflich begründet und erläutert hat, ist nicht mit gewohnter Spitzfindigkeit deducirt, wol aber die Bestimmung hinzugefügt, daß man die *Gymnasiallehrer* meine. Da nun deren in Deutschland über 1000 sich befinden, so ist die Frage: *entweder*, ob Hr. Brandes einen so erstaunlich tiefen Blick in die Herzen dieser Tausende gethan, daß er davon historischen Bericht abstatten könnte; *oder*, welche unter den genannten vorzugsweise gemeint seien. Wir ersehen es bald aus dem Aufsatze selbst, daß Niemand anders gemeint sei als der größte Theil der Gymnasiallehrer, die den künftig Studirenden den Cicero und Homer eröffnen und ihnen Lateinschreiben u. s. w. lehren. Ob es in dem Wesen ihrer Studien liege oder in den Verhältnissen der Lehrverfassung oder in der zufälligen Persönlichkeit der Meisten, daß sie solche Halb- und Scheinchristen sind, wie Hr. Brandes insinuirt, wird nicht gesagt; genug, sie sind es. Daß einige namhafte und *sehr bekannte* (wir vermeiden es mit Hrn. Brandes Namen zu nennen, weil dies persönlich stören könnte!) par excellence orthodoxe Lutheraner sind, verschlägt hierbei wenig, denn es soll von der Mehrheit geredet werden. Nun wissen wir zwar, daß es zur Erklärung des Livius und Cicero keines besondern Glaubens bedarf (obwol, auffallend genug! — noch kein Jude oder Türke unter die philologischen Notabilitäten gerechnet ist), und daß z. B. der gute Gruterus mit seinen christlich-moralischen Sentenzen den Livius mehr verdunkelt als erläutert hat. Aber leider wissen wir auch, daß F. A. Wolf ein Pfaffenfeind und arger Ketzer war. Desto schlimmer für ihn! könnte man sagen — und sich dann mit den Beispielen des Gegentheils an Böckh und O. Müller getrösten.

Aber man ahnt schon, wo die ganze Diatribe hinaus will. Nicht darum sollen alle Nachfolger F. A. Wolf's mit ihm zusammen in solidum verhaftet werden, weil diese Schule die Kenntniß des Alterthums auf bisher unbekannte Weise gefördert hat; nicht darum, weil sie etwa einem andern Lebensgebiete beschränkend im Wege stände: nur weil ihr Einfluß auf die Jugend gefährlich sei, insofern der echte Philolog in der Verehrung des Alterthums befangen, darüber die Gegenwart und das Christenthum vernachlässige; und da sie einmal in der Sprache das wichtigste Culturelement in der Hand hätte, so müsse man sie um so vorsichtiger überwachen. Das also war des Pudels Kern! Eyth und Hengstenberg und so Gott will die Benedictiner sollen in unsere Gymnasien eingeführt werden, welche die verruchten Antiquarien verpestet haben. Bemerkenswerth ist hierbei der Umstand, daß die Philologen fast in einem Athem „gefährlich und überwunden" genannt werden; gefährlich in ihrem Einflusse auf die Jugend, überwunden in der Meinung der Welt, da nur noch wenige Gebildete an diesem hoffnungslosen Grübeln in der Vergangenheit Gefallen hätten. Hierbei konnten wir uns nicht enthalten, jener Neigung zu gedenken, die wir vorher in der Beurtheilung Herwegh's so auffallend wirksam fanden: den sinkenden Stern zu verunglimpfen; denn wenn selbst eingestanden wird, daß die Philologie sich gegenwärtig en décadence befinde, was braucht es denn solches Geschreis über ihre Gefährlichkeit?

Sollten wir unser eigenes Urtheil über jene trüben und durch die „Literarische Zeitung" vollends getrübten Fragen abgeben, so würden wir vorsichtiger zu Werke gehen, und zuerst über das Wesen der heutigen Philologie uns zu belehren suchen, dann die bedeutendsten Leistungen der Gegenwart betrachten, endlich einen Blick in die Schulzimmer thun und mit heiterm, ungetrübtem Auge die Tendenzen und Ergebnisse der neuern Pädagogik ansehen. Gewiß ist der gegenwärtige Zustand nicht vollkommen; doch damit ist nichts gesagt, als die nothwendige Beschränkung alles Endlichen. Doch haben wohlunterrichtete Geistliche und Staatsmänner eingestanden, daß der Zustand der preußischen Gymnasien und nach ihnen der norddeutschen im Allgemeinen seit einem Menschenalter sich wesentlich gebessert habe; indem nämlich zuvörderst mehr wirklich gelernt und das Gelernte besser als früher durchgearbeitet werde, die einseitige Cultur des Alterthums einer allgemeinern Bildung auch in realem Wissen gewichen sei und die disciplinarischen Verhältnisse sich wesentlich gebessert. Unter die Mängel pflegt man dagegen die Überladung mit mancherlei Arbeiten und die Vernachlässigung des Körpers zu rechnen, und es erheben sich Stimmen genug, welche diesen Übelständen abzuhelfen suchen. Über den Mangel an Religiosität der Gymnasien haben wir noch nirgend außer in der „Evangelischen Kirchenzeitung" Klage gehört, und diese erkennen wir so wenig als sonst einen Menschen für unsern Papst. Wir wissen vielmehr aus Vergleichungen sowol der ältern Lehrbücher mit den jetzigen als aus eigener Erinnerung der Jugendjahre und Anschauung der Gegenwart, daß die heutigen Religionslehrer im Durchschnitt die Sache ernster und tiefer anfassen, als es vor 20 Jahren zu geschehen pflegte. Wenn aber der Interpret des Sophokles nicht mit christlichen Nutzanwendungen dazwischen fährt, sondern der Jugend die Schönheit des Jugendvolks der Menschheit eröffnet ohne krankhaftes Nebenbei — ist das gottlos oder vernünftig? Hättet ihr nur ehrlich herausgesprochen: ihr Schulmeister nehmt euch zusammen und lebt nicht wie die Heiden, und docirt wie Christen! — so hätte kein Vernünftiger gegen diesen Wunsch etwas einzuwenden gehabt und euch selbst die unbefugte väterliche Ermahnung um der guten Sache willen zugute gehalten. Daß ihr aus der Ermahnung einen Bericht, eine Insinuation, eine Verleumdung machtet, kann nur empören, nicht bessern.

Es haben schon bedeutendere Stimmen als die unserige sich erhoben gegen solches Treiben einer Zeitung, die sich für eine Zeitstimme ausgeben möchte, und allerdings eine Stimme aus der Zeit ertönen läßt, die wir als eine bedrohliche fürchten, nicht verachten; denn Verachtung des Feindes ist die größte Thorheit und der Anfang der Niederlage. Hier erinnern wir nur noch, daß Dr. Fr. Ellendt, einer der würdigsten preußischen Schulmänner, die Verantwortung der Philologie bereits übernommen hat in einer kürzlich erschienenen Broschüre mit ähnlichem Titel wie der eben besprochene Aufsatz. Die politischen Glaubensbekenntnisse der berliner Camarilla sind in einem andern Buche: „Über das Verhältniß Preußens zu Deutschland", von Steinacker (Braunschweig 1842) mit solcher Gediegenheit und Tiefe beleuchtet, daß Männer des verschiedensten Glaubens dasselbe für die vorzüglichste politische Schrift der Gegenwart erklärt haben, da in demselben mit Ruhe und einem wahrhaft königlichen Bewußtsein von Recht und Freiheit die wichtigsten Fragen der Gegenwart unsers Vaterlands einsichtsvoll besprochen werden. Mein Freund, der sich durch die literarische Feindschaft gegen die „Literarische Zeitung" so bedenklich hervorthut, wollte diesen Steinacker zum Schiboleth machen für diese seine Feindin, indem er ausrief: „Gib Acht! binnen vier Wochen wird das köstliche Buch in Berlin durch Feuer und Wasser gehen!" Wir aber zweifeln dennoch nicht, daß Hr. Brandes aus demselben Belehrung entnehmen und die guten Seiten mit dem feinen kritischen Takte herausfühlen wird, der ihn anderswo auszeichnet, wo ihn nicht Fragen der Gegenwart in Fieberhitze versetzen. Denn wir wiederholen das Geständniß vom Anfange, daß uns nur eine unselige Verblendung, wenn nicht andere minder schuldlose Motive, diese traurige Ablenkung eines sonst gesunden Verstandes und günstiger Anlagen in das trübe Gebiet sophistischer Parteiklätscherei verursacht zu haben scheinen.

Was nun endlich unser Verhältniß zu den wichtigen Fragepunkten betrifft, die wir zu besprechen uns gedrungen fühlten, so bemerken wir hier schließlich, dem Hrn. Brandes zum Troste, daß wir zu keiner der durch ihn verdammten Kategorien sträflicher Journalisten gehören, als da sind: Juden, durchgefallene Candidaten, Bankrot-

teurs u. s. w. Warum wird nicht hinzugefügt, um das Maß voll zu machen: Pharisäer, Edomiter, Sodomiter und Zigeuner? Was in der That diese persönliche Qualification zur Sache thut, sehen wir nicht in dem Maße ein, wie es die „Literarische Zeitung" urgirt. Wenn auch auf die bürgerliche und sittliche Haltung des Menschen viel ankommt, der seine Stimme öffentlich erhebt, so sind doch allen den Genannten die Thore der Zeitungen nicht zu verschließen, da sie auch zuweilen etwas Vernünftiges sagen, und dies werden die literarischen Herren auch schwerlich leugnen. Aber — zugegeben einstweilen! — wir gehören nicht zu der verfemten Classe, von der es in der „Literarischen Zeitung" heißt: hic niger est, hunc tu Germane caveto! Wir sind glücklicherweise in dem Falle, nicht für unser täglich Brot fechtend zu journalisiren, weder beim Pöbel noch bei Fürsten um Gnade buhlend, wenn Hrn. Brandes daran liegt, das zu wissen, und an dieser Elle das bisher Gesagte zu messen. Schreiber dieses befindet sich in einer glücklichern Verfassung als manches Königreich: mit der Gegenwart zufrieden, so weit in den Unzulänglichkeiten des heutigen Lebens einer die Zufriedenheit durch sich selbst erfechten kann; ein eifriger Freund des deutschen Vaterlands, dem er doch dereinst eine schönere Regsamkeit und wahrhaftige Freiheit wünscht; Verehrer des Königthums, und zu dem Allen Christ ohne Pfafferei und Gleichgültigkeit. Damit wir aber Hrn. Brandes nicht den Triumph lassen, in diesem Glaubensbekenntniß nur eine rationalistische Verwahrung mit durchscheinendem Indifferentismus zu entdecken, und also neue Gelegenheit geben zu willkommenen Insinuationen der umgekehrten Seite: fügen wir hinzu, daß wir bei aller Größe seines erkorenen Leitsterns, die wir mit Freude und Verehrung anerkennen, doch nicht blind sind für dessen angeerbte Schwäche, keinen Widerspruch ertragen zu können: und wir glauben, daß in evangelischen Landen weder Pfaff noch Fürst für infallibel gilt. Die Religion der Deutschen aber, meinen wir, habe sich ebenso sehr vor dem eigenen Krebs des Pietismus und der fürstlichen Knechtschaft wie vor römischem Ketzergericht zu hüten. Redlichkeit aber vor Allem! Sei einer ministeriell oder liberal, königisch oder demokratisch — nur ehrlich! So lang noch ehrlich gestritten wird, werden wir weder kalt noch schwach sein im Streit. Wir wollen ehrliche Feinde sein! hat ein König gesagt.

62.

Les manuscrits français de la bibliothèque du roi, leur histoire etc., par *P. Paris*. Fünfter Band. Paris 1843.

Der verdiente Gelehrte Paris, dem die Archäologie und insbesondere die Kenntniß der alten Manuscripte manche wichtige Untersuchungen verdankt, läßt sich durch die mannichfachen Kritiken, die ihm sein umfassendes Werk über die französischen Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris zugezogen hat, nicht abhalten, ruhig seinen Weg zu verfolgen. Und wahrlich! die Wissenschaft muß es ihm Dank wissen, daß er sich nicht irre machen läßt. Der größte Theil der Aussetzungen, die man an diesem Werke, von dem wir den fünften Theil anzeigen wollen, macht, ist völlig aus der Luft gegriffen, oder ohne allen Belang, und es scheint, daß man die Anfeindungen, die sich gegen den Verf. desselben erhoben haben, meistens aus persönlichen Beziehungen erklären muß. So war die feindselige Kritik von Daunou im „Journal des savants", der sonst sein Richteramt mit geringerer Strenge auszuüben pflegte, offenbar ungerecht. Daunou hatte es sich bei der Verdammung der ersten Theile dieses Werks sehr leicht gemacht. Seine Aussetzungen bezogen sich nämlich fast ohne Ausnahme auf Nebensachen und ganz unwichtige Dinge, die dem Werke selbst seinen hohen Werth nicht rauben konnten. So macht er Paris ein Staatsverbrechen daraus, daß derselbe sich in einigen Punkten der Orthographie, namentlich in der Schreibung des oi und ai ebenso wenig wie einige andere ausgezeichnete Schriftsteller, z. B. Ch. Nodier, der doch Akademiker ist, vor dem Ausspruche der Académie française nicht hat beugen wollen. Ferner warf ihm Daunou vor, daß er sich mit zu großer Ausführlichkeit bei der äußern Beschreibung der Manuscripte, der darin befindlichen Wappen, die oft ein Licht auf ihre ehemaligen Besitzer werfen u. s. w., aufhalte, obgleich gerade dieser Theil für den Bibliographen von hohem Interesse ist. Diese Kritiken haben wie gesagt glücklicherweise Paris nicht abgehalten, die Linie, die er sich gezeichnet hatte, unverdrossen zu verfolgen; nur hat es derselbe für nöthig befunden, auf die gar zu mäkelnden Aussetzungen, die Daunou an seinem Werke gemacht hatte, ausführlich zu antworten. Wir wollen im Vorübergehen eine höchst originelle grammatikalische Bemerkung aus dieser Antikritik ausheben, obgleich dieselbe eigentlich mit dem Werke selbst nichts zu schaffen hat. Nachdem Paris die Gründe auseinander gesetzt hat, die ihn bewogen, in Bezug auf das oi und ai der alten Orthographie getreu zu bleiben, macht er auf die sonderbare Verschiedenheit in der Aussprache der verschiedenen Völkernamen aufmerksam. Während nämlich die Endsylbe der einen auf ois, z. B. Danois lautete, werden die andern mit der Ableitungssylbe ais gebildet. Ursprünglich wurde bekanntlich oi stets wie oa gesprochen, wie dies Reime wie autrefois und j'étais, die im Racine vorkommen, beweisen. Als allmälig eine beträchtliche Anzahl von Wörtern mit dem Ä-Laute ausgesprochen zu werden anfing, so stellte es sich sonderbarerweise heraus, daß die Namen der Völker, die mit Frankreich in einem regen Verkehre standen, die also häufig im Munde des Volks waren, diese neue Aussprache erhielten, während man für diejenigen, von denen man seltener zu reden hatte, weil die französische Nation mit ihnen weniger in Berührung kam, den alten Laut oi beibehielt. So sagt man Polonais, Hollandais, Anglais, während es Danois, Suedois u. s. w. heißt. Paris führt diese Bemerkung, die ihm, so viel wir wissen, eigenthümlich ist, weiter durch und belegt sie mit den gehörigen Beispielen.

Was nun den neuen Band dieses interessanten Werks selbst betrifft, so steht derselbe an Reichhaltigkeit hinter den schon erschienenen Abtheilungen nicht zurück. Sehr wichtig für die Kenntniß der Manuscripte und für die Bibliographie im Allgemeinen ist der Artikel, in welchem eine bedeutende Anzahl versificirter Übersetzungen von Boëthius besprochen werden, die sich in der reichen Bibliothek befinden. Aber der interessanteste Abschnitt des ganzen Bandes ist derjenige, welcher den Werken der Christine de Pisau gewidmet ist. Diese fruchtbare Schriftstellerin aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die uns eine Menge der verschiedenartigsten Werke in Versen und in Prosa gelassen hat, verdient die Aufmerksamkeit, die ihr Paris widmet, um so mehr, da sie bis jetzt im Allgemeinen nicht gehörig berücksichtigt ist. Bekanntlich hatte Karl V. von Frankreich stets mehre Astrologen und Zeichendeuter um sich, auf deren Aussprüche er großes Gewicht legte. Einer von denen, die bei ihm in besonderm Ansehen standen, war Thomas de Pisau, der Vater der eben erwähnten Christine. Derselbe befand sich gerade zu Venedig, als er seines großen Rufes wegen eingeladen ward, sich an den Hof des Königs von Frankreich zu begeben. Er ging zuerst nach Bologna, wo er seine Frau und seine fünfjährige Tochter gelassen hatte, und langte mit denselben im J. 1368 zu Paris

an, wo er im Louvre einquartiert ward. Es dauerte nicht lange, so stieg er immer höher in der Gunst des Königs, der endlich keinen Schritt mehr that, ohne Thomas de Pisau zu Rathe gezogen zu haben. Unter diesen Umständen ward die Erziehung seiner Tochter Christine mit der größten Sorgfalt geleitet, sodaß sie bald als eine Art von Wunderkind betrachtet wurde. Sie sprach drei Sprachen mit gleicher Geläufigkeit und war in der Geschichte und den schönen Wissenschaften wohl bewandert. Kaum 14 Jahre alt ward sie an einen jungen Mann verheirathet, dem sein Verdienst und die Fürsprache seines Schwiegervaters eine ansehnliche Stelle im Gerichtswesen verschaffte. So lebte sie bis zum Tode ihres Vaters im Überfluß und in den angenehmsten Verhältnissen; bald aber lernte sie die Schattenseiten des Lebens kennen. Nachdem ihr Vater, an dem sie mit großer Liebe hing, gestorben war, ward auch ihr Gatte von einem frühen Tode hingerafft. So stand die verwaiste Christine in einem Alter von 25 Jahren allein, ohne Vermögen und ohne zu wissen, wie sie sich selbst, ihre drei Kinder und eine altersschwache Mutter ernähren sollte. Die Noth zwang sie, zur Feder zu greifen. Es ist dieser Umstand um so bemerkenswerther, da dies das erste Beispiel ist, welches im Mittelalter von einem Gelehrten, der sich mit dem Ertrage seiner Geistesproducte nähren will, vorkommt. Indessen kann man sich denken, daß die Zeiten für den literarischen Erwerb nicht eben günstig waren, und in der That hatte die bedrängte Schriftstellerin unaufhörlich mit Noth und Elend zu kämpfen. Das einzige Mittel, sich mit ihrer Feder einiges Geld zu verdienen, war, ihre Werke irgend einer vornehmen und einflußreichen Person zuzueignen. Glücklicherweise fand sie in Philipp dem Kühnen, Herzog von Burgund, einen großmüthigen Beschützer, welcher das Gedicht „La mutation de la fortune", das Christine ihm überreichte, mit Wohlwollen entgegennahm. Dieser Fürst glaubte in der Verf. dieses Gedichts ein hervorstechendes Talent zur historischen Darstellung zu finden, und er gab ihr daher den Auftrag, das Leben des Königs Karl's V. zu schreiben. Auf seinen Befehl wurden die nöthigen Documente zu ihrer Verfügung gestellt und Christine ging rasch an das Werk. Bevor es aber noch vollendet war, starb Philipp und ihr Loos ward so traurig als vorher. Mitten in dieser bedrängten Lage nun entfaltete sie eine erstaunenswerthe Fruchtbarkeit. Von alle Dem, was aus ihrer Feder geflossen ist, verdienen ihre „Faits et bonnes moeurs du sage roy Charles V" besondere Aufmerksamkeit. Dieses Buch ist in einem naiven und gefälligen Tone abgefaßt, den man indessen nicht in ihren übrigen Werken, weder in denen, die in Versen, noch in den prosaischen suchen muß. Der größte Theil derselben ist nämlich in einem verworrenen, schleppenden und gezierten Stile geschrieben, der um so unerträglicher wird, weil man die Absichtlichkeit sieht, mit der die Verf. ihre Sätze dem lateinischen Periodenbau anzupassen strebt. In dieser Beziehung reiht sich Christine de Pisau eng an die pedantische Schule an, die im 15. Jahrhundert und namentlich in der zweiten Hälfte desselben in die einfache und naive französische Prosa den Numerus und den Prunk der lateinischen Satzbildung einzuführen suchte. Glücklicherweise konnten sich diese ohnmächtigen Versuche einer pedantischen Gelehrsamkeit nicht lange halten. Sie scheiterten ebenso wie ein Jahrhundert später die Bemühungen Ronsard's und dessen Schule, die Alles nach griechischem Muster zustutzen wollte — am gesunden Sinn der großen Menge. 6.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Hippologische Literatur.

Die große Pferdeliebhaberei, die von England aus den Kanal überschritten hat und die sich immer mehr in Frankreich ausbreitet, zeigt sich in der Literatur auf doppelte Art. Einmal nämlich werden solche Bücher, die der bloßen Abspiegelung des alltäglichen Lebens gewidmet sind und daher auf den Ton und die Farbe der Gesellschaft Rücksicht nehmen müssen, so von hippologischen Kunstausdrücken gespickt, daß man, um diesen Jargon zu verstehen, immer das englische Lexikon zur Hand haben muß; dann aber nimmt die Zahl der der edeln Pferdezucht und Gestütwissenschaft gewidmeten Schriften so überhand, daß man noch gar nicht absehen kann, wo sich die Flut dieser Literatur aufhalten wird. Das Werk des ersten Bereiters von Franconi, Baucher, das jetzt auch ins Deutsche übersetzt ist, wollen wir weniger um seines theoretischen Gehalts willen, den wir nicht zu würdigen verstehen, als der Merkwürdigkeit wegen angeführt haben, weil der Verf., dem man, wie er sagt, es übel ausgelegt habe, daß er, der Begründer eines neuen Reitsystems, seine Künste im Franconi'schen Circus für Geld zeige, sich keck mit Shakspeare und Molière vergleicht, die ja auch in ihren eigenen Stücken aufgetreten wären. Diese Schrift, die bereits ihre vierte Auflage erlebt hat, ist von manchen Seiten angegriffen worden. Unter den Broschüren, die sie hervorgerufen hat, erwähnen wir des „Examen du système Baucher et de son application à notre cavalerie, avec quelques observations sur l'ouvrage de M. le comte Savary de Lancosne-Breves", von Lecormée. Wir wollen gleich noch ein paar andere hippologische Schriften, die vor kurzem in Frankreich erschienen sind, erwähnen, da es vielleicht für Liebhaber von Interesse ist, dieselben kennen zu lernen. Es sind dies der „Abrégé d'hippologie", von E. Laborde; „Traité de l'extérieur du cheval", von F. Lecoq; „Traité de l'équitation sur des bases géométriques", von Parisot; endlich die „Considérations générales sur l'amélioration des chevaux en France", von N. Hamont. Der Verf. der zuletzt genannten Broschüre war, wenn wir nicht irren, 14 Jahre Vorsteher eines der ersten Gestüte von Mohammed-Ali, und hat sich durch seine vor kurzem erschienene Schrift, „L'Egypte sous Méhémet-Ali" (2 Bde.), deren wir in d. Bl. gedacht haben, bekannt gemacht.

Gedichte über die Jungfrau von Orleans.

Der „Augsburger Zeitung" ward vor einiger Zeit bei Gelegenheit der Enthüllung des Denkmals für die Jungfrau von Orleans aus Lothringen berichtet, daß wir binnen kurzem eine Tragödie zu erhalten hätten, die zum ersten Male die Geschichte dieses Heldenmädchens würdig darstellen würde. Allerdings hat auch nicht ein einziger der französischen Dichter, die diesen nationalen Gegenstand behandelt haben, bis jetzt unserm Schiller die Palme streitig machen können. Und doch treten Jahr aus Jahr ein eine Menge Bewerber um diesen Preis auf. In diesem Jahre allein sind schon zwei Dichtungen, die dem Leben der Jungfrau von Orleans gewidmet sind, im Druck erschienen. Es sind dies: „Jeanne d'Arc, un poëme en six chantes", von F. Amand de Gournay, und „Jeanne d'Arc, poëme national en 18 chants", von A. L. Jacquet, aber weder das eine noch das andere dieser Gedichte verdient Beachtung. Von den übrigen französischen Dichtungen, die das Leben der heldenmüthigen Johanna behandeln, sind uns unter denen, die in den letzten Jahren erschienen sind, zunächst eine „Jeanne d'Arc" von Mad. de ***, die 1828 gedruckt ist, und deren zweite Auflage die Gräfin von Choiseul, geb. Prinzessin von Bauffremont als Verf. angibt, und dann ein anderes gleichnamiges episches Gedicht in 10 Gesängen von A. Bonvalot bekannt, das im J. 1837 herausgekommen ist.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch anführen, daß der vor kurzem gestorbene französische Generalconsul zu Alexandrien, Gautier d'Arc, aus der Familie der Jungfrau von Orleans stammte. Er war früher seiner Kenntniß der orientalischen Sprachen wegen in der „École des langues orientales vivantes" zu Paris angestellt, und kam dann nach Barcelona als Consul, von wo aus er nach Alexandrien versetzt ward. In der Literatur hat er sich namentlich durch seine interessanten Reiseberichte aus Griechenland und der Levante, die vor mehren Jahren die „Revue des deux mondes" mittheilte, sowie durch eine Geschichte der Einfälle der Normannen in Süditalien, Spanien u. s. w. rühmlich bekannt gemacht. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 208. —— 27. Juli 1843.

Übersicht der neuesten poetischen Literatur.
Zweiter Artikel.*)

29. Gedichte von Karl Friedrich Heinrich Straß. (Otto von Deppen.) Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Wenn der uns schon längst vortheilhaft bekannte Sänger dieser 227 Lieder in deren ersten Nummer „Die Quelle meiner Lieder" sich also vernehmen läßt:

> Nicht feil für Gold ist mein Gesang,
> Ich singe, wenn des Herzens Drang
> Gedanken schafft zum Liede,
> Und wenn es stammt aus tiefster Brust,
> So muß es sein, als ob die Lust
> Aus jedem Worte sieht.
>
> Nicht wäg' ich dann nach Maß und Zahl,
> Nicht fühl' ich mehr des Reimes Qual,
> Es fügt sich ungestrebt!
> Und kräftig, wie aus einem Guß,
> In freier Rede schnellem Fluß,
> Wird dann mein Lied belebt!
>
> Nur muß das Herz sein übervoll,
> Ein Quell, der aus den Ufern schwoll,
> Den nichts mehr hemmt und hält!
> Dann reißt's mich fort, wie Windeswehn,
> Ich kann nicht fliehn, nicht widerstehn,
> Das Lied wird meine Welt!

so spricht er darin nicht nur seine geistige Individualität und tüchtige Gesinnung aus, sondern rechtfertigt auch vollkommen seinen Beruf zum Dichten; denn, in wessen Innenwelt das vorgeht, und wer so Lieder machen muß, der ist ein Dichter, und bedarf einer Rechtfertigung wegen der Veröffentlichung seiner Gedichte, wie wir sie in der etwas zu langen und Heterogenes einmischenden Vorrede lesen, durchaus nicht. Hat er sie doch über den Horaz'schen Zeitraum von neun Jahren zögernd in seines Pults Verschluß gehalten! überschätzt er doch ihren ästhetischen Werth nicht mit väterlicher Affenliebe! Fühlt er doch selbst, daß sie, wie alles Menschenwerk, an Mängeln und Unvollkommenheiten laboriren! Sie sind nicht rubricirt nach der Zeit ihrer Erscheinung oder der Verschiedenheit ihrer Themen, sondern er gibt sie in bunter Reihe, und sie feiern, ohne Bombast, Schwulst, Dunkelheit oder politischen Fanatismus, bald die Zeit und das Vaterland, bald den Krieg und die Natur, bald die Liebe und den Wein, bald das Heilige. Alles ist leicht hingehaucht und bekundet, bis auf Stachelvers und Charade, eine anerkennenswerthe Vielseitigkeit und innere Beweglichkeit.

Vor Allem tritt ein poetisch-politischer Charakter hier hervor. Der Verf. ist mit ganzer Seele ein Preuße, und kündet überall als solcher seine Vaterlandsliebe. Er ist aber auch ein Deutscher und hat seinem Volke eine ziemliche Anzahl von Liedern geweiht, unter denen wir das an „Joseph II." (S. 52), „An die Deutschen" (S. 13), zwei: „An mein Vaterland" (S. 15, S. 58), „Kriegslied" (S. 70), „Das deutsche Ça ira" (S. 340), nebst dem folgenden „An die Franzosen" auszeichnen möchten. Da Poesie und Politik, nachdem sie seit einigen Jahren schon miteinander geliebäugelt, in neuester Zeit den Bund der Herzen geschlossen haben, so läßt sich diesen Liedern, welche vernünftige Reformen und zeitgemäßen Fortschritt predigen, und sich namentlich für ständische Verfassung erklären, ein glückliches Prognostikon hinsichtlich ihrer Aufnahme beim Publicum stellen. Störend sind die des Verf. Ansicht erläuternden Noten unter diesen Gedichten, und wenn sechs Lieder für Deutsche, die viele Gedanken und manche Stellen gemein haben, gegen das Ende der Sammlung mitgetheilt worden, so ist das eine Tautologie, die schwer zu rechtfertigen ist. „Die Monarchie" (S. 154) ist kaum noch Poesie zu nennen, und in „Die Constitution" (S. 264) klingt ein diplomatischer Ton hervor. Rühmen müssen wir dagegen die Freimüthigkeit, mit welcher der Sänger seine Ansichten über Lebensformen, Institute und Zeitbegebenheiten ausspricht. Man sehe (S. 24), wo er seine Ansicht über Schulbildung der Jetztwelt, für das Reale sich entscheidend, darlegt, oder „Preßfreiheit" (S. 242), wo er volle Freiheit der Presse bei strengen Gesetzen wünscht, aber Preßfrechheit verwirft. Furchtlos, unparteiisch und unerschrocken zieht er zu Felde gegen den modernen Pietismus, gegen den Papst und die Umtriebe der Römlinge Man lese S. 5 und S. 20; den Genius zu jeder Zeit und in jeder Persönlichkeit anerkennend, spricht er seine Verehrung gegen Napoleon (S. 31 fg.) unumwunden aus. Von ähnlicher Gesinnung zeugt auch das Lied „Bei Griechenlands wahrscheinlichem Untergange" (S. 109). Dabei offenbart sich ein frommer Sinn in der Übersetzung einiger David'scher Psalmen, und die irenischen Worte „An meine Landsleute" (S. 69 und S. 107) bekunden seinen Natursinn. Themen, die einen allgemein lyrischen Charakter haben, Liebe, Schönheit, Wein, Frühling, athmen, ohne eben Neues und Originelles zu bringen, doch Gemüthlichkeit und Grazie und sind so sangbar, daß Mantius vielen eine Melodie untergelegt hat, und unter diesen tritt als allgemein beliebt hervor: „Ich habe zwei Sterne, zwei Sterne gesehen" 2c. Daß (S. 162) auch der „Cotillon" gepriesen wird, mag den diese Gedichte lesenden Damen lieber sein als den grämlichen Kritikern. Die Lieder, welche den Wein preisen, bewegen sich freilich in ziemlich ausgefahrenen Gleisen auf allbekannten Heerstraßen; aber sie sind frisch und riechen nicht nach der Öllampe des Studirzimmers. Das ist freilich ein Verstoß gegen das feinere Gefühl, daß er die gefüllten Becher eine Hauptrolle in seinen Weihnachtsliedern spielen läßt; denn nach diesen Liedern scheint es in der That, als ob der liebe Gott blos darum seinen Sohn in die Welt gesandt habe, damit die Leute bei dieser freudigen Veranlanlassung brav zechen können. In einigen Nummern kommen die Berliner, des Verf. Landsleute, schlecht weg. S. 198 gibt er ihnen den guten Rath:

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 139—141 d. Bl. D. Red.

Lasst doch Eure Hegelei,
Euer Tholuckiren!
Soll man ob der Narrethei
Nicht scandalisiren?

Lasst den theuern Hengstenberg
Und die edeln Mucker!
All sein evangelisch Werk
Ist für arme Schlucker.

Lasst den übertrieb'nen Hang
Zum Theater-Wesen!
Wahrlich wol zu besserm Drang
Seid Ihr auserlesen.

Fort die Pietisten-Zunft,
Die in Nebeln brütet!
Heilig sei Euch die Vernunft
Stets und rein behütet.

Noch schlimmer geht es ihnen in der jovialen Buß-, Straf- und Controverspredigt, „Das verkehrte Berlin", in Knüttelversen und im Geist und Ton der Schiller'schen Kapuzinerpredigt in „Wallenstein" abgefaßt, die, 20 Blattseiten lang, 1826 erschien, in wenigen Wochen drei Auflagen erlebte und vier bis fünf Gegengedichte hervorrief. Hier trifft die Geißel der Satire oft den rechten Fleck, sowie auch Nr. 196, wo Heine, der Göttliche, in kurz gemessenen aber stechenden Daktylen gegeißelt wird. Schließlich bemerken wir noch, daß, wenn wir „Das wunderthätige Marienbild" (S. 28, das aber mehr Anekdoton als Romanze ist), „Des Fischers Weib" (S. 99), und „Das Mädchen von Verona" (S. 120) ausnehmen, der Verf. das epische Gebiet zu betreten vermeidet; und er thut wohl daran, die Richtung seines Geistes ist rein subjectiv. Gewiß fühlt der wackere Verf. die Wahrheit des Rousseau'schen Wortes: „On ne sort point impunément de son natural."

30. Lebenssymptome. Gedichte von A. Horwitz. Berlin, Lesecabinet. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Es ist eine schöne Sache um Licht und Klarheit in der Poesie. Beides fehlt vorliegenden Gedichten. Man hört in ihnen größtentheils nur die Klage um die Ohnmacht, das Leben selbst aus seinen Symptomen zu erkennen, oder die Resignation, die es aufgibt, das dunkle Räthsel zu lösen. S. 40 nennt der Verf. das Menschenleben einen langen Faden, und den Menschensinn einen wirren Knoten und schließt:

Ein alt Geweb' mit neuen Fäden,
Und neue Fäden alt an Bruch;
Vertagtes Sinnen — neue Reden,
Doch ungelöster Räthselspruch.

Dazu kommt, daß das einleitende Gedicht, wo von einem großen Wort in einem geheimnißvollen Alphabet die Rede ist, im Leser die Erwartung weckt, er werde erfahren, was Menschenleben und Menschenherz sei, daß aber weder in den größtentheils erotischen Gaben der ersten Abtheilung, noch in den Friedensmanifesten, wie Hr. Horwitz die zweite Abtheilung betitelt, noch in den Wallfahrten dieser Erwartung Genüge geleistet wird. Viel Geschrei und wenig Wolle. Auch in den übrigens wohlgerathenen Übersetzungen aus Wordsworth, Thomas Moore, Victor Hugo und aus den Psalmen finden wir keinen leitenden Faden, der uns aus dem dunkeln Labyrinthe leitet; natürlich, daß das Ganze den Leser in eine unbehagliche Stimmung versetzt. Wer wandelt gern in nächtlicher Stunde im Walde und sieht das Tageslicht nicht anbrechen?

31. Balladen und Romanzen von Wolfgang Müller. Düsseldorf, Schreiner. 1842. 8. 1 Thlr.

Über Dichterberuf und Eigenthümlichkeit dieses jungen rheinischen Lyrikers hat sich Ref. bei Gelegenheit der von ihm unter dem Titel „Junge Leiden" herausgegebenen lyrischen Gedichte in Nr. 230 d. Bl. f. 1842 ausgesprochen. Wir können deshalb hier kurz sein. Der Geist eines Dichters bleibt derselbe, er mag sich subjectiv darstellen, oder eine objective Richtung nehmen; indessen ist es doch etwas Anderes, das schon in der Seele Vorhandene in Wort und Klang verwandelt darzustellen, als einen außenliegenden, gegebenen Stoff der Kunst und Wahrheit gemäß zu behandeln. Letzteres hat da selbst seine Schwierigkeiten, wo der Dichter sich seinen Stoff selbst schafft; denn man verlangt von ihm Umbildung desselben, ohne daß er der Natur und Wahrheit Eintrag thut. In Wolfgang Müller — dieses Urtheil läßt sich im Allgemeinen über ihn fällen — sticht das Epische gegen das Lyrische gehalten nicht unvortheilhaft von demselben ab, und wird er auch mehr als Sänger in vorherrschender Subjectivität wie als plastischer Bildner dem Publicum gefallen, so verdienen vorliegende epische Bestrebungen und Leistungen doch unsere Theilnahme und Beachtung, und wir können Folgendes zu ihrer Empfehlung sagen. Der Balladenton ist überall getroffen. Das Meiste offenbart epische Prägnanz. Die Sprache, wennschon sie selten originell wird, ist stets edel, rein, würdig. Die in der letzten der vier Abtheilungen des Buchs gegebenen Übersetzungen aus Burns', Byron's, W. Scott's und Landon's Gedichten sind wohl gelungen, und unter den „Deutschen Sagen" und „Vermischten Balladen" sind vier Nummern, die wir als Juwele der Sammlung betrachten können, und die auch von ihm selbst erfunden sind: „Meister Tancho" (S. 40), „Wolfdietrich's Buße" (S. 45), „Nächtliche Erscheinung zu Speier" (S. 53), und „Schönster Tod" (S. 64). Diesen zunächst stehen ihrem ästhetischen Werthe nach „Altmahr" (S. 3), „Ludwig des Eisernen Mauer" (S. 19), „Johann von Böhmen" (S. 26), „Der Mönch von Heisterbach" (S. 29), „Harald" (S. 59), „Jakob von England" (S. 66), „Geisterschlacht" (S. 83), und „Märchen" (S. 88). Dagegen lassen sich auch viele Ausstellungen an diesen Balladen und Sagen machen. Schon was die Stoffe eigener Wahl und Bildung anlangt, so läßt sich nicht behaupten, daß der Verf. eine glückliche Erfindungsgabe habe. Unter denen von nicht eigener Erfindung aber sind viele von Andern bereits bearbeitet, also schon da gewesen. „Das Grab des Volks" (S. 76) hat eine sehr ergreifende Pointe, aber die Anlage und Behandlung ist — ungeschickt. Überhaupt zeigt dieses und das vorhergehende Gedicht, „Der Guaranne" (S. 73), daß unser Dichter für derartige Stoffe kein Freiligrath ist. Mitunter macht er einen Misgriff in der Sprache, wo diese recht einfach sein soll. Man vergleiche in „Wikher" (S. 32), wie denn das ganze Gedicht weit unter dem ihm sehr ähnlichen von Uhland „Schwäbische Kunde" steht. In der Uebersetzung des Byron'schen „Gefangenen von Chillon" (S. 141), noch augenfälliger in „Ginevre" (S. 157), gibt es mancherlei sprachliche Schwerfälligkeiten, die zu detailliren der Raum nicht gestattet. S. 74 wird er in der Construction undeutsch. Wie in den „Jungen Liedern" erlaubt sich der Verf. auch hier die falschen Messungen Meeré (S. 167), und sehr auffallend (S. 3) Könige. Ob die Reimstellung in den Gedichten S. 73, 76 und 97 gefallen mag, steht dahin. Endlich ist auch das sonst von der Verlagshandlung gut ausgestattete Buch nicht rein von störenden Druckfehlern. Als Resultat unserer Durchsicht fällen wir das Urtheil: Wolfgang Müller steht als Lyriker höher denn als Epiker.

32. Lieder eines Einsiedlers. Von C. W. Nolte. Leipzig, Brockhaus. 1842. 8. 16 Ngr.

Dieser Einsiedler ist kein Anachoret, der, im härenen Gewande, umgürtet mit dem Strick der Geißel, mit der Welt zerfallen, in finsterer, rauher Öde lebt, sondern, wie die Vorrede zu verstehen gibt, ein fühlender Mensch, der sich blos deshalb aus dem Geräusch gezogen, weil er kein mit ihm sympathisirendes Wesen in der lauten Menge finden konnte, und nun dieses Gefühl der Einsamkeit in Versen, in zwei Abtheilungen, auf 105 Seiten ausspricht. Diese Verse nun, die größtentheils Liebe zum Thema haben, und häufig in kurzen Metren abgefaßt sind, lassen viel — recht viel zu wünschen übrig, und sie erwecken — wir müssen der Wahrheit die Ehre geben — den Wunsch, daß der Einsiedler das Gelübde des Schweigens abgelegt, und sich an den Ergüssen des eigenen Liebe bedürfenden

Herzens allein und in der Stille gelebt haben möchte. Die Gedichte, so am Schlusse englischen und französischen Dichtern nachgebildet sind, verrathen viel richtigen Takt in der Wahl und lassen sich ganz gut lesen.

23. Neuere Gedichte von Wilhelm Wackernagel. 1832—1841. Zürich und Frauenfeld, Beyel. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mit derselben Freude, mit welcher wir diesen geistreichen, wackern Sänger auf dem Fruchtfelde der Wissenschaft schon früher sahen, begrüßen wir ihn hier im Blumengarten der Poesie. Wir finden in dem auf das feinste Velin gedruckten und mit einem seltenen Luxus äußerlich ausgestatteten Buch in größter Octavform weder eine Zueignung an Salomon Vögelin, noch eine Vorrede, noch einen Epilog, noch erläuternde Noten, noch eine Rubricirung nach Verschiedenheit der behandelten Stoffe. Der Verf. scheint damit sagen zu wollen: „Da bin ich; nehmt mich hin, wie ich eben bin in Manier und Kleid." In der That lobt sich die Waare von selbst, und guter Wein bedarf keines Kranzes. Rubriciren und classificiren lassen sich überdies diese Lieder nicht; denn wenn wir die orientalische Erzählung (S. 274), nach einem Salomonischen Ausspruche gedichtet, und „Die Schatzgräber" (S. 289), eine Perle der ganzen Sammlung, ausnehmen, so findet sich nichts Episches. Ebenso wenig ist das Erotische, oder das Elegische, oder das Religiöse, oder das Phantastische vorherrschend. Der Charakter dieser rein lyrischen Gedichte, von denen viele nur aus vier kurzgemessenen Reimzeilen bestehen, ist Witz, Scharfsinn, Sinnigkeit. Daher haben nicht wenige in den ersten drei Büchern ein epigrammatisches Moment, welches nur da die Wirkung auf den Leser verfehlt, wo der Dichter den Gedanken mit keinem ihm ganz entsprechenden Bilde ausgestattet, und wo der Sinn erst errathen werden muß. In der äußern Anordnung und Reihenfolge hat der Herausgeber eine Steigerung ihres ästhetischen Werths beobachtet, sodaß man immer Besseres findet, je länger man liest. Die ersten drei Bücher bringen fast ausschließlich Erzeugnisse des Witzes und Scharfsinns, und dies geht bis auf die sinnreichen Überschriften, die von Andern so oft jetzt vernachlässigt werden; z. B. „Atra cura"; „Frühlings-Kalligraphie"; „Et ab hoc, et ab hac, et ab illa"; „Opferrauch" und mehre andere. Die Mitte des Buchs enthält „LXX Lieder aus dem Brautstande", in denen natürlich die Empfindung vorherrscht, die aber nur nach des Verf. eigenem Urtheile höher stehen können als die der ersten drei Bücher; sie sind tautologisch und viele wiederholen denselben Gedanken, der uns in Nr. 27 und 32 gegeben wird. Aber das fünfte Buch enthält das Gediegenste, und das letzte Gedicht „Neujahrsnacht" bildet einen würdigen Schlußstein des ganzen wohnlichen und zierlichen Gebäudes.

Nach diesem allgemeinen Urtheil erlauben wir uns ein besonderes in Bezug auf einzelne Nummern, wie es sich bei der Lecture ungesucht ergab. Ausgezeichnet sind: „Müde bin ich" (S. 12); „Auf dem Kirchhofe" (S. 14); „Raum genug" (S. 19); „Himmelhoch" (S. 42); „Nach Netschati" (S. 68), also lautend: „Lerne von der Muschel, Kind, selten deine Lippen rühren, Und du wirst wie sie im Mund einen Schatz von Perlen führen"; „Frau Kratzefuß" (S. 71), doch ist es mehr Idee als Ausführung; „Ab und auf" (S 81); „Halte Stand" (S. 87); „Halte Stand" (S. 88); „Stoff und Form" (S. 110), also lautend:

Sei nur auf rechten Stoff bedacht:
Das Andre magst du lassen;
Der schafft sich selber über Nacht
Die Kleider, die ihm passen.

Hast du von Fässern nie gehört,
Vergrabnen, längst vergeßnen?
Die Dauben hatten sich zerstört,
Die sorglich abgemeßnen,

Und dennoch war vom edeln Wein
Kein Tropfen drum verloren:
Er hatte selber sich von Stein
Ein neues Faß geboren.

„Zu Weihnachten" (S. 94), doch nur der Anfang; „Was suchst du mehr als was du bist, zu sein?" (S. 113); „Die Familie Muth" (S. 128); fast alle „Gutenbergslieder" (S. 242 fg.); „Der Christbaum" (S. 315); „Hornungswetter" (S. 340). Ein ironisches Wort auf die Weinstudien frommer Klosterherren steht S. 132. Ein Anklang an politische Poesie gibt recht sinnreich „Der Storch" (S. 137). Wir hofften viel Naturgemälde zu finden, aber nach Verhältniß läßt sich hier eine geringe Ausbeute machen. Schönes in diesem Genre bietet indessen das „Frühlingslied" (S. 251), hätte es nur einen bessern Schluß; würdig an dieses schließt sich „Die Rigikanzel" (S. 257), „Muottathal" (S. 258) und „Vierwaldstättersee" (S. 259). „Gottes Wort" (S. 328) erinnert an das Schönste der Art aus der Poesie des 17. Jahrhunderts. Wie fromm und in welchem echt biblischen Gewande erscheint das „Weihnachtslied" (S. 347), wie denn überhaupt gegen den Schluß der Sammlung ein frommer Athem durch das Ganze weht, und die Behandlung der biblischen Texte überall gelungen ist. Zur Probe, wie gewandt der Dichter mit der Sprache umzugehen weiß, wie plastisch sein Pinsel, wie warm sein Gefühl, wie frisch seine Phantasie ist, wählen wir „Das Abendopfer" (S. 266):

Es kniet der Berg, der alte Riese,
Ein Föhrenhain sein wallend Haar,
Sein Mantel eine grüne Wiese,
Er kniet als Priester und Altar,
Und bringt mit still gefaltnen Händen
Von Wies' und Wald und Fels die Spenden,
Dem Herrn das Abendopfer dar.

Und sieh! in seinem schönsten Strahle
Ist auch der Mond daher gelenkt,
Und hat als goldenrothe Schale
Dem Priester sich aufs Haupt gesenkt;
Sie schwebt und strahlt vom Glanz der Sonnen,
Und strahlt vom Glanz der Erdenwonnen,
Und tropft, vom Erdenweh getränkt.

Der Priester kniet, und Blumendüfte
Sind seines Opfers süßer Rauch;
Und wie im Schatten seiner Hüfte,
So knien auch wir und beten auch
Und opfern, während rings von Kerzen
Der Himmel flammt, aus vollem Herzen
Gebetesduft und Liederhauch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein kritischer Johann Ballhorn.

Eine köstlichere Ballhorniade läßt sich nicht denken, als uns der zweite Band des „Foreign and colonial quarterly review" von diesem Jahre bringt. Archer Gurney hat den zweiten Theil des „Faust" übersetzt.*) Das „Westminster review" tadelt diese Übersetzung und bringt Beweise. Gleich die ersten Worte Ariel's:

Wenn der Blüten Frühlingsregen
Über Alle schwebend sinkt u. s. w.

paraphrasirt die Übersetzung wie folgt:

When o'er the landscape charming spring
Weeps 'mid her smiles in gentle showers etc.

wogegen der Recensent mit Recht bemerkt, von einem Frühlingsregen, von Regenwasser (wodurch sich der Übersetzer auf seine „Thränen unter Lächeln" habe bringen lassen) sei gar nicht die Rede, sondern der Vers besage: When the spring-shower of blossoms, over all things hovering, sinks (Wenn der Frühlingsregen der Blüten, der über Allem schwebt, niedersinkt). Hier irrt der Recensent allerdings in der Auffassung des „Über Alle schwebend u. s. w.", denn „Alle" ist nicht „Alles" und

*) Vgl. eine Mittheilung hierüber in Nr. 157 und 158 d. Bl.
D. Red.

„schwebend" ist Beiwort des „Sinkens", das Sinken der Blüten ist ein schwebendes Sinken. Aber man höre, wie eine Antikritik des „Foreign review" sich über die Kritik des „Westminster" lustig macht. „Frühlingsregen bedeutet allerdings Regen im Frühling", sagt dieser neue Ballhorn; „alle ist ein Adjectivpronomen, welches sich auf Blüten bezieht, und der Sinn ist: ‚Wenn der Frühlingsregen schwebend auf alle Blüten sinkt' (When the spring-shower sinks hovering on all the blossoms), denn der Frühling läßt doch nicht Blüten aus den Wolken regnen, sondern treibt diese vielmehr von unten aus der Erde hervor, und noch weniger läßt er sie auf Alles regnen." O weiser Richter! An upright judge, a learned judge! A second Daniel! Nein, höchst weiser Richter! Freilich läßt der Frühling nicht Blüten aus den Wolken regnen, aber doch von den Bäumen; freilich läßt er seinen Blütenregen nicht auf Alles fallen, aber doch auf Alle, d. h. auf alle Menschen, d. h. nun wieder nicht auf alle Menschen ohne Ausnahme der Zahl nach, aber auf alle Menschen ohne Unterschied der Person, auf Gute, wie auf Böse. Die Elfen sind Allen freundlich; „ob er heilig? ob er böse? jammert sie der Unglücksmann" — heißt es gleich darauf in Ariel's Gesang.

Weiter zu den Versen:

> Lispelt leise süßen Frieden,
> Wiegt das Herz in Kindesruh u. s. w.

bemerkt der Antikritiker: diese Construction könne auf zwiefache Art verstanden werden, nämlich entweder so, daß man „lispelt" und „wiegt" als dritte Person der Einheit fasse, und als Subject dazu das vorhergegangene Wort „Dämmerung" nehme, oder aber so, daß man es als zweite Person der Mehrheit und als Anrede an die Elfen nehme. Wie man es nun nehmen wolle, das sei Geschmacksache. Nein, mein werther Herr! das ist nicht Geschmacksache, sondern wenn Sie deutsch verständen, so würden Sie wissen, daß beide Formen an der betreffenden Stelle nur und allein als zweite Person in der Mehrheit zu verstehen sind; denn der Sinn ist: „In der Dämmerstunde (welche die vier ersten Verse malerisch umschreiben) lispelt, ihr Elfen, Frieden in das Herz dieses Müden u. s. w.!" Und wenn Sie zum Schlusse dem „Westminster" den wohlgemeinten Rath geben: not to meddle with foreign tongues, so lassen Sie sich Dasselbe gerathen sein. 48.

Bibliographie.

Beck, J., Leitfaden beim ersten Unterrichte in der Geschichte in vorzugsweise biographischer Behandlung. 2te durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 10 Ngr.

Bilder aus dem Leben. Lecture für Schule und Haus auf festliche Jahreszeiten. Von dem Verfasser der „Beatushöhle". Mit einem Stahlstich nach Originalzeichnung von J. Leudner. Regensburg, Manz. 8. 11¼ Ngr.

Bretschneider, K. G., Die religiöse Glaubenslehre nach der Vernunft und der Offenbarung für denkende Leser dargestellt. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Caricaturen und Silhouetten des neunzehnten Jahrhunderts. Vom Verfasser des „Mefistofeles". 1ste Sammlung. Coesfeld, Riese. 8. 15 Ngr.

Davis, J. F., China, oder allgemeine Beschreibung der Sitten und Gebräuche, der Regierungs-Verfassung, der Gesetze, Religion, Wissenschaften, Literatur, Naturerzeugnisse, Künste, Fabriken und des Handels der Chinesen. Deutsch von F. Wesenfeld. 2te Ausgabe. Nebst einem Supplementbande, die Nachrichten über die neuesten Vorfälle, Entdeckungen und Fortschritte der Chinesen enthaltend. 1ster Thl. Magdeburg, Falckenberg und Comp. Gr. 8. 1 Thlr 7½ Ngr.

Deeg, J. G., Gedichte. Stuttgart, Franckh. 8. 2 Thlr.

Deutinger, P. M., Grundlinien einer positiven Philosophie, als vorläufiger Versuch einer Zurückführung aller Theile der Philosophie auf christliche Principien. 1ster Theil: die Propädeutik. Regensburg, Manz. Gr. 8. 15 Ngr.

Dreves, L., Schlichte Lieder. Hamburg, [illegible]. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Freiheit und Gleichheit! oder hat die oberste Gewalt ihre Quelle im Volke? Im Hinblick auf unsere religiösen und politischen Verhältnisse, und insbesondere auf die Bestrebungen eines Ruge, Bruno Bauer, Herwegh und anderer Gleichgesinnten. 2te Auflage. Düsselthal, Verlag der Rettungs-Anstalt. Kl. 8. 3½ Ngr.

Gerstner, F. A. Ritter v., Die innern Communicationen der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nach des Verfassers Tode aufgesetzt, redigirt und herausgegeben von *L. Klein*. 2ter Band. Mit 19 Tafeln Zeichnungen. Wien, Förster's artistische Anstalt. Gr. 4. Beide Bände 13 Thlr. 10 Ngr.

Die Kirche in unserer Zeit. Ein Wort an Geistliche und Laien. Düsselthal, Verlag der Rettungs-Anstalt. 8. 10 Ngr.

Köstlin, K. R., Der Lehrbegriff des Evangeliums und der Briefe Johannis und die verwandten neutestamentlichen Lehrbegriffe. Berlin, Bethge. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Krüger, E., Übersicht der heutigen plattdeutschen Sprache. Emden, H. Woortmann jun. Gr. 8. 10 Ngr.

Kurtz, H., Schiller's Heimatjahre. Vaterländischer Roman. Drei Theile. Stuttgart, Franckh. 8. 6 Thlr.

Lessing, C. F., Vollständiger Beweis 1) dass wir bis jetzt noch kein verständiges System der Philosophie gehabt haben, und 2) die modernen Philosophien von Kant bis Hegel Phantasien, nicht aber Wissenschaften sind. 2ter Band. Breslau, Grass, Barth und Comp. Gr. 8. 25 Ngr.

Riesberg, E., Gedichte. Osnabrück. 8. 20 Ngr.

Rüder, F. A., Über die Ernährung der Pflanzen und die Statik des Landbaues, in Bezug auf die gekrönte Preisschrift des Dr. Hlubeck. Leipzig, Peter. Gr. 8. 10 Ngr.

Rupp, J., Der Symbolzwang und die protestantische Lehr- und Gewissensfreiheit. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 10 Ngr.

Die gute Sache der Seele, ihre eigenen Angelegenheiten und die aus dem Menschen und der Vergangenheit entwickelte Geschichts-Zukunft. Braunschweig, Otto. Gr. 8. 25 Ngr.

Schilling, G., Musikalische Dynamik, oder die Lehre vom Vortrage in der Musik. Kassel, Krieger. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Schricker, M., Lilien und Leidensblumen aus dem Garten der Legende der Heiligen. Erbauungsgedichte. 1ste und 2te Abtheilung. Regensburg, Manz. 8. 15 Ngr.

Schütz, W., Zeitbilder der Gesammtgeschichte von Erfurt, der Hauptstadt Thüringens. Prosaisch und poetisch gezeichnet. Mit dem Portrait des Obervierherrn H. Kellner. Erfurt, Otto. 8. 12½ Ngr.

Schwarzlose, J., Mein Leben auf der Königlichen Staats- und landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena, als Vertheidigung gegen die mir daselbst widerfahrene Behandlung, sowie gegen die Angriffe auf mich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung". Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Theiner, A, Geschichte der Zurückkehr der regierenden Häuser von Braunschweig und Sachsen in den Schoos der katholischen Kirche im 18. Jahrhundert, und der Wiederherstellung der katholischen Religion in diesen Staaten. Einsiedeln, Gebr. Benziger. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Veilchen und Tulpen aus dem Bereiche der Phantasie und Wirklichkeit von dem Verfasser der „Beiträge zur Geschichte Griechenlands", des „Allerlei aus dem Tagebuche eines Reisenden", des „Rund, Eckig und Bunt" und der „Saitenklänge des Gefangenen auf Marienberg", des „Allerlei zum neuen Jahr wie's die Phantasie gebar". Angehängt ist: Geburten des Augenblicks für den Augenblick. Von A. Freihrn. Groß von Trockau. Bamberg, Züberlein. 8. 7½ Ngr.

Zell, K., Über die Iliade und das Nibelungenlied. Neun literarische Abendunterhaltungen in dem Museum zu Karlsruhe. Karlsruhe, Braun. Gr. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 209. — 28. Juli 1843.

Übersicht der neuesten poetischen Literatur.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 208.)

34. Laien-Evangelium. Jamben von Friedrich von Sallet. Leipzig, Volckmar. 1842. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hier haben wir keine gewöhnliche rhythmische Paraphrase über die neutestamentlichen Synoptiker, mit der man sich etwa nach Tische in eine Siesta-Ecke schleicht, noch ein Unterhaltungsbüchlein vor uns, dessen bunte Bilder man in behaglicher Stimmung dem geistigen Auge vorübergehen läßt, sondern ein didaktisches kleines Werk, ein Erzeugniß prüfenden Nachdenkens über Das, was der Stifter des Christenthums lehrte, that und wollte, welches des Lesers Aufmerksamkeit in vollen Anspruch nimmt, welches Lust erweckt, den vom Verf. angedeuteten Weg weiter zu verfolgen, und welches, obwol der Verf. kein gelehrter Theolog oder Geistlicher vom Fach ist, eine entschiedene theologische Farbe trägt. Trägt es nun auch nicht die Farbe, in welcher neuerlich Strauß, Bruno Bauer oder gar Feuerbach aufgetreten sind, so erscheint der Verf. doch als Vertreter und Verkünder jener liberalen Ansicht des Christenthums, die sich aus den Schriften des heidelberger Paulus, Schultz's, Bretschneider's und Röhr's offenbart, die sämmtlich eine vernunftgemäße Auffassung der Wahrheiten des Evangeliums wollen und einschärfen. Natürlich ist es, daß hier gegen jene religiös-kirchliche Zeitrichtung, die in Hengstenberg und in dem gemäßigtern Tholuck ihre Vertreter findet, stark geeifert wird. Den Anhängern der Letztern, wir mögen sie Pietisten oder Mystiker, Pharisäer oder Mucker nennen, geht es hier schlimm; S. 127 fällt der Laien-Evangelist das Urtheil über sie, nachdem er über des Christen Gebet in seinem Kämmerlein gesprochen:

> Gleich einer Jungfrau, keusch und still entkeimt,
> Ist das Gefühl gesunder, schlichter Christen,
> Gleich einer Hure, frech und abgefeimt,
> Das der Empfindler und der Pietisten.

Unter der Überschrift „Ich muß wirken, so lange es Tag ist" (S. 178), schilt er:

> Nicht täuscht uns mehr die Frömmelei, die träge.
> Ein Kampfplatz Gottes ist der Erdenstern.
> Der Geist, der da nicht rüstig ist und rege,
> Der ist ein feiger Flüchtling vor dem Herrn.

Über die rechte Art zu beten sagt er S. 130 im „Gebet des Herrn" den Lippenbetern:

> Pfui über eure Blümlein und Guirlanden!
> Sie wuchern in gemeiner Seelen Sumpfe.
> Der Geist ward faulend drin zu Spott und Schanden,
> Die Kraft hinweggeschwemmt mit Stiel und Stumpfe.
>
> — — — — — — —
>
> Ich möcht' euch rathen: laßt's dabei bewenden!
> Wie lange wollt ihr noch Gebete schmieren?
> Will denn der Charivari nimmer enden,
> Das Greinen, Wimmern, Faseln, Declamiren?
>
> Schon längst sind reif an Geist und Herz die Starken,
> Aus sich zu beten, nicht durch fremde Mäuler.
> Wollt ihr die Schwachen uns noch ganz entmarken,
> Ihr heuchlerischen weinerlichen Heuler?
>
> Fort in die Glut mit all den süßen Bändlein,
> Draus ihr sollt beten lernen fein manierlich!
> Maroquindeckelchen mit goldnen Rändlein,
> Und drinnen? — Koth, bespritzt mit Blümlein zierlich.

In „Die falschen Propheten" ist die Warnung vor den Jesuiten beherzigenswerth:

> Blühend zu wuchern überm Grab der Geister,
> In solcher Satanskunst sind nicht allein
> Die Väter der Gesellschaft Jesu Meister —
> Sie führen — andre folgen hinterdrein.
>
> Ob pietistisch oder altkatholisch,
> Der euch betäuben soll der Lügendunst,
> Bedientenhaft loyal und apostolisch —
> Es ist die eine, alte schwarze Kunst.

Bei Gelegenheit der Schilderung des Kindermords zu Bethlehem versetzt er den Regenten, welche die freie Presse hindern (S. 20), einen Hieb:

> Horcht auf! Es waltet heut' ein schlimmeres Morden,
> Daß, bis zum Tod verletzt, die Besten kranken,
> Die Herrn der Welt, manierlicher geworden,
> Sie tödten keine Kinder, blos Gedanken.
>
> Da blitzt kein Stahl. Mit leichtem Federschwenken
> Wird Geistestodtschlag säuberlich vollzogen.
> Nur dies und das dürft ihr nicht lernen denken —
> Sonst bleibt man ja euch väterlichst gewogen.

In einer Erklärung der Worte des Herrn „Alles was ihr wollt, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen", heißt es abermals (S. 147) von den Fürsten:

> Warum umgarnt ihr uns auf allen Pfaden?
> Gewalt und List bedrohn uns fort und fort. —
> „Ja, wir sind Leute auch von Gottes Gnaden!" —
> Von solchen meldet Christus nicht ein Wort.
>
> Versucht's, ein Sprüchlein nur von ihm zu borgen,
> Damit ihr uns beweist, es sei erlaubt,
> Von Gottes Gnaden für sich selbst zu sorgen,
> Werd' auch die Welt der Freiheit drum beraubt.
>
> Ihr findet nichts im Neuen Testamente.
> Seit Christus niederwarf mit einem Streich
> Die Mauer, die von Gott den Menschen trennte,
> Sind Alle frei in Gott, vor Gotte gleich.

Mit leichter Ironie berührt er andere Zeitfragen und Interessen. So läßt er den Leichtsinnigen (S. 107) über die Ehe sagen:

> „Was ist die Eh'? Erfindung nur der Pfaffen,
> Des Herzens süße Regung, göttlich frei,
> In nüchterne Gewohnheit umzuschaffen,
> Den Feuerwein in faden Kinderbrei."

„Das Herz kann sich verschenken jede Stunde,
Und immer wieder ganz sein eigen sein.
Wo nur zwei Seelen tauschen süße Kunde,
Den Tag soll innigstes Genießen weihn."

Jeder, in welchem sittliches Gefühl und Bewußtsein der Menschenwürde nicht ganz erstickt ist, wird ihm beistimmen, wenn er auf solche ekelhafte Phrasen erwidert:

Das ist blödsinnig schwächliche Gemeinheit.
Verläudert ist der Geist, der's nicht begreift,
Daß nur des Lebens und des Strebens Einheit
Die Thierhaut ab vom echten Menschen streift.
— — — — — — —
Das Thier begeht sich, wenn es in der Brunst ist.
Dann flieht es pflichtenlos, so frei wie dumm.
Menschen! wenn das des Herzens freie Kunst ist, —
Wiehert und blökt! die Sprache werde stumm!

Zuletzt ruft er den Frauen zu:

Ihr Fraun! sie haben euch geistreiche Huren
Als hohe Musterbilder vorgerückt.
Schaustücke sind's, drauf seine schmutz'gen Spuren
So mancher Finger tastend abgedrückt.

Wir sehen hieraus, Herr von Sallet nimmt sich die Erlaubniß, das religiöse Zeitmoment in die Poesie zu ziehen, und wie uns dünkt, mit eben dem Rechte, mit welchem andere Dichter unserer Tage die Politik in die Sphäre der Dichtkunst ziehen. Dabei steht er in seinen Ansichten auf Niemandes Schultern, beruft sich auf keine fremde Autorität, ist keiner Philosophenschule, weder Spinoza noch Hegel, zugethan, und läßt seinen eigenen Geist nur walten. Strauß nähert er sich blos in der Hinsicht, daß ihm Vieles Bild, Sage und Mythus in Christi Lehre ist. Aus dem Bilde stellt er den Gedanken heraus. Als auf einen charakteristischen Typus hinsichtlich der Behandlung mythischer Gegenstände weisen wir auf „Die Versuchung Christi" (S. 32) hin, und gern theilten wir des Verf. ganzes exegetisches Raisonnement, besonders die Schlußstrophen mit, wenn es der Raum hier gestattete. In liberalem Geiste und vom Standpunkte des Rationalismus aus sind alle Reden Jesu commentirt und glossirt, wogegen er die Ansichten der judaisirenden Apostel völlig ignorirt. „Mariä Verkündigung" leitet er mit dem Gedanken ein, es verhalte sich mit der heiligen Sage wie mit dem goldenen Ei, welches Kinder anstaunen; wird es zerbrochen, so weinen sie über den Verlust, überhören aber den lieblichen Gesang des Vogels, der daraus hervorgegangen. Es spricht, sagt er (S. 12), die Sage tief und ahnungsvoll:

Doch, wenn ihr sie uns aufzwingt als Geschichte,
Dann macht ihr sie zum Märchen, zwecklos toll,
Und den lebend'gen Geist in ihr zu nichte.

Die Freisinnigkeit seiner religiösen Ansicht offenbart sich schon im „Geschlechtsregister Jesu", das er aus der Bibel ausreißen möchte als einen Stammbaum, der nur für Junker und Weiber Werth habe. Wozu, eifert er, die Abstammung Christi von einem Könige erweisen, der einst einem Weibe Ehre und Mann erschlug? Ist Gottes Sohn nicht Titels schon genug? Obwol mehre Stellen aus der Bergpredigt minder schön und kräftig sind, besonders in der Behandlung der sogenannten Makarismen, so sagt es doch zu, wenn er bei Gelegenheit der Worte: „Selig sind die Barmherzigen!" über Wohlthätigkeitssinn und Mitleid sagt, das Erbarmen sei kein marklos weichliches Zerfließen. Ebenso goldene Worte enthält der Abschnitt „Gott ist ein Geist", namentlich, wo er ausruft (S. 179): Was gemüthlos ist, ist gottlos! Im „Gastmahl" (S. 272), sind die beiden Strophen hervorzuheben:

Schwatzt nur von „materiellen Interessen",
Bergt hinter schönen Phrasen die Gemeinheit!
Verklärt, vergöttert Industrie und Messen!
Der Geist nur ist das sichre Band der Einheit.
Die Seele jedes Volks ist ein Gedanke.
Fuhr der dahin, dann hoff' es nicht Genesung!
Ob außen auch ein Lebensanflug kranke,
Ein Leichnam ist es, drinnen nagt Verwesung.

Über die katholische Lehre von der Brotverwandlung im Abendmahle spricht er sich (S. 311) sehr frei und derb aus. Über das Wunder der Verklärung Christi auf dem Berge sagt er:

Christus! dich schauten, wie du bist, verklärt,
Nur Wenige, und die nur wie im Traum.
Schnell ward uns deine Lichtgestalt verkehrt
In Nacht, grob übertüncht, zu kennen kaum.

Jetzt zieht der Geist hervor dein göttlich Bild,
Die falschen Farben tilgend und den Staub.
Wie schön hervor des Blickes Leuchten quillt!
Das Echte ward den Zeiten nicht zum Raub.

Bald stehst du nun in des Gedankens Licht,
Vor aller Menschheit in Verklärung da,
Und nimmer schwindet als ein Traumgesicht,
Was unser Geist bewußt und wachend sah u. s. w.

Besonders zeigt er sich auch als Prediger einer modernen Zeit- und Weltanschauung in dem Abschnitt: Politik der Pharisäer, wo er, sich über die Themata Staat, Volk, Censur, Freiheit u. s. w. verbreitend, oft mit der Waffe der Ironie, oft mit dem bloßen Schwerte lauter Misbilligung um sich haut und trifft. Überall versucht er, die scheinbaren Widersprüche zwischen den Erlebnissen des freien Denkens und der positiven Glaubenssätze im Christenthum zu lösen; den Rationalisten will er befriedigen, ohne dem Supranaturalisten Anstoß und Ärgerniß zu geben; auf dem eigenen Wege des Denkens schafft er sich seine Hermeneutik, und macht gewiß manchem Forscher klar, was dunkel und verworren in seiner Seele lag. Nur was wir selbst erringen, sagt er im Prolog, ist uns Wahrheit, und habe ich mich auch zuweilen in Dämmerung verloren, so habe ich doch dem Ewigen treu nachgerungen. Hin und wieder scheint aus der Sprache des Büchleins hervorzugehen, daß er mit der Sprödigkeit des Stoffs gerungen habe, so eckig und holperig kommt mancher Gedanke ans Tageslicht, so unmanierlich klingt mancher Vers, in welchem er dem unwilligen Ohre des Lesers einen Trochäus statt eines Jambus gibt. Vermißt haben wir hier das Evangelium, wonach das ganze Neue Testament Evangelium genannt wird, nämlich die frohe Botschaft des Engels an Bethlehems Hirten in der geweihten Nacht, ebenso die Auferweckung des Lazarus, die Darstellung Christi im Tempel, die Parabel vom barmherzigen Samariter — Alles Stoffe, woran sich der Scharfsinn versuchen konnte. Obwol Luther in seiner Verdeutschung der Heiligen Schrift sich mitunter derber Ausdrücke bedient, so hätte Ref. sie doch nicht nachgeahmt, wie der Verf. thut; wie unfein und unziemlich, wenn er dem Heiland die Worte Freßgelage, Brei, Brühe u. a. m. in den Mund legt. Wenn er ferner (S. 129) sagt: „Nicht daß sich lüderlich das Herzchen siele" (soll heißen herumwälze), so gebraucht er ein Gauwort, welches von Vielen nicht verstanden werden wird. S. 73 über die Makarisma: „Selig sind, die da Leid tragen", ist Vieles in ein metaphysisches Dunkel gehüllt, und der Hauptgedanke scheint dem Verf. selbst nicht klar zu sein. „Selig sind, die da hungert und durstet nach der Gerechtigkeit", ist nicht richtig gefaßt (S. 77), weil der Laien-Evangelist mit dem hebraisirenden Gebrauche des Wortes Gerechtigkeit im Alten und Neuen Testamente nicht bekannt zu sein scheint. Dies sind die leichten Ausstellungen, die wir an dem Laien-Evangelium zu machen uns erlauben; sonst empfehlen wir es Allen, welche bei poetischer Lectüre nicht blos zu fühlen, sondern auch zu denken lieben.

35. Thomson's Frühling, metrisch übersetzt und mit einer Beilage biographischer Notizen und kritischer Bemerkungen versehen von Hg. R. — Magdeburg, Rubach. 1842. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Eingenommen für das britische Original, bis zur Überschätzung seines ästhetischen Werths, ist der ungenannte Übersetzer und Bearbeiter des „Spring" aus Thomson's „Seasons".

So muß es aber auch sein, wenn man Ähnliches con amore und mit Glück bearbeiten will. Die Übersetzung ist keine bestellte Arbeit und braucht sich ihrer Erscheinung unter einem größern Publicum nicht zu schämen. Nicht rechten wollen wir mit dem Verdeutscher, daß er sich erlaubt hat, des Originals fünffüßige reimlose Jamben in Hexameter umzuwandeln — ist doch dadurch dem Geiste der heitern gefälligen Dichtung kein Eintrag geschehen —; ebenso wenig ist es rügenswerth, daß er den Frühlingsgesang in fünf, durch Motti bezeichnete Abschnitte zerfallen läßt, wovon das Original nichts weiß. Stellen, die blos auf das britische Reich oder die damalige Zeit, sei es in der Localität oder hinsichtlich der besungenen Personen, Bezug haben, sind weggelassen, in einem Anhange jedoch in wörtlicher Übersetzung beigefügt. Für einige im Original vorkommende fingirte Namen hat er andere gewählt, vielleicht um einem Freunde oder einer Freundin etwas Schönes zu sagen. Der erwähnte Anhang enthält ferner eine kleine sprachliche Abhandlung über schwierige Stellen und schwer zu übersetzende Worte, die wir mit Vergnügen gelesen haben, einige historische Erläuterungen, einige Briefe an einen Freund über Thomson's „Jahreszeiten" und deren Schicksale und Bearbeitungen in fremden Sprachen, und ein Bruchstück aus einem neuerlich erschienenen englischen Buche, das Lob eines edeln Weibes enthaltend.

36. Alexander Pope's poetische Werke. Deutsch von Adolf Böttger und Theodor Oelckers. Vier Bändchen. Leipzig, F. Fleischer. 1842. 16. 2 Thlr.

Vor nicht langer Zeit zeigten wir in d. Bl. eine Übersetzung von Pope's „Lockenraub" an, und hier erscheinen schon wieder in vier Bändchen die sämmtlichen poetischen Werke eines englischen Autors aus dem ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts, der von den Kritikern seiner Zeit hart angegriffen wurde, welchen aber neuerlich Lord Byron in einem Briefe an Th. Moore für den größten englischen Dichter und alle andern im Vergleich mit ihm für Barbaren erklärt. Die Übersetzer, welche Beide nicht ohne Beruf und Geschicklichkeit sich ans Werk machten, haben sich in die Arbeiten getheilt. Das erste Bändchen bringt zunächst den „Lockenraub", ein komisches Heldengedicht, in welchem „der Scherz Anadiomenens Gürtel trägt", von Adolf Böttger hier recht fließend und gewandt übertragen. Ebenso ergötzlich als lehrreich ist der von Th. Oelckers übersetzte „Versuch über die Kritik", der schon deshalb Boileau's „Art poétique" in Schatten stellt, weil die Sprache Albions poetischer als die der Männer von der Seine ist, die nur zierlich und leicht conversiren können, aber weder Rhythmus noch poetische Worte in ihrer Sprache haben. Die bekannte Heroide „Heloise an Abelard", die viele Nachahmungen in verschiedenen Landen und Zungen veranlaßt hat, von Th. Oelckers übertragen, ist noch immer lesenswerth. Kein Werk des geistreichen Briten hat ihm jedoch mehr Lorbern eingebracht, und seinen Namen am frühesten über den Kanal getragen, als sein „Essay on man", ein didaktisch-reflectirendes Gedicht in Briefen, das in acht Sprachen (auch in todte) übersetzt wurde und dessen Sentenzen und Kernsprüche noch heute in Albums und Anthologien spuken. Freilich sieht und fühlt der des englischen Idioms kundige Leser zehnmal mehr bei der Lecture desselben als der Unkundige, der sich mit dem Surrogat einer Übertragung, oder, um das Wort eines spanischen Dichters anzuführen, mit der Ansicht der Rückseite einer künstlich gewebten flamändischen Tapete begnügen muß. Der Witz der im dritten Bändchen mitgetheilten „Dunciade", in vier Büchern mit erklärenden Noten, hat freilich in unserer Zeit seine Frischheit und seine Spitzen eingebüßt, indem Autoren und Ereignisse aus Pope's Zeit der Gegenstand desselben sind; aber man wird sie immer noch gern lesen und sich besonders ergötzen an der in ungebundener Rede unter dem Titel abgefaßten Einleitung: „Prolegomena des Scriblerus und Hyperkritika des Aristarchus." Am anziehendsten und pikantesten möchten die Stellen dieses Lobes der Dummheit sein, wo der Dichter die Geißel der Satire über den literarischen Dieb oder Plagiarius, den novellistischen Pasquillanten, den speichelleckenden Dedicanten, den schreienden Kritikaster und den schmutzigen Parteischriftsteller schwingt. Unter den kleinern Gedichten (Idyllen und Oden) bezeichnen wir als classisch die „Ode am Cäcilientage", „An die Einsamkeit", ein kleines Gedicht, welches Pope in seinem zwölften Lebensjahre schrieb, und „Der sterbende Christ an seine Seele", welche Stücke von A. Böttger gut übertragen sind. Die Elegie „Dem Andenken eines unglücklichen Mädchens" ist ebenfalls trefflich übersetzt, wogegen uns die Übertragung des bekannten „Common prayer" weniger zugesagt hat. Die biographische Skizze über den Dichter bildet einen trefflichen Schlußstein des Ganzen. Das erste Bändchen ist mit Pope's von Richardson gezeichneten und von Duncan gestochenen Profil geziert, und das vierte bringt eine Zeichnung, welche Pope, der bekanntlich sehr häßlich war, in ganzer Figur darstellt. Sie ward ohne sein Wissen, während er im eifrigen Gespräch mit Mr. Allen in der Galerie zu Prior Park begriffen war, von Mr. Hoare gezeichnet. Sie ist deshalb besonders schätzbar, weil sie in ihrer Art die einzige von diesem berühmten Dichter ist. Die Nachahmungen des Horaz haben die Übersetzer aus begreiflichen Gründen wegfallen lassen.

(Der Beschluß folgt.)

Schriften zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Schulpforte.

1. Musae Portenses sive Analecta Poetica ab alumnis Portensibus ultimis decem annis saeculi scholae Portensis tertii composita. Leipzig, Vogel. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.
2. Chronik des Klosters Pforta nach urkundlichen Nachrichten. Erster Theil. Von C. A. B. Wolff. Leipzig, Vogel. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
3. Pförtner Album. Von H. Bittcher. Leipzig, Vogel. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.
4. Erinnerungsblätter. Von H. E. Schmieder. Leipzig, Vogel. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Als der Kurfürst Moritz von Sachsen am Montage nach Trinitatis des J. 1543 seine „Neue Landesordnung" erließ (s. Codex Augusteus, Bd. I, S. 14 fg.) und darin „von denen verledigten Klöstern und Stiftgütern die Aufrichtung dreier Schulen in Meißen, in Merseburg (von da kam die Schule im J. 1550 nach Grimma) und zu der Pforten anordnete, damit „die Jugend zu Gottes Lobe und im Gehorsam erzogen, in denen Sprachen und Künsten, und dann vornehmlich in der heiligen Schrift gelehret und unterweiset werde", erkannte er nicht allein seine Zeit und deren Bedürfnisse, als daß er ihr vielmehr mit vorahnendem Geiste voraus eilte. Sein großes Werk, mit der Reformation aufs innigste verbunden, aus ihr selbst unmittelbar hervorgegangen, und deren schönste Blüte und Frucht zugleich, hat, bei der glücklich getroffenen Wahl der Ortsverhältnisse, bei den vorgezeichneten Zwecken und den zu Erreichung dieser Zwecke mit weiser Klugheit angewendeten Mitteln, welche möglichst in der Stiftungsurkunde selbst oder in dem Geiste der nachfolgenden Jahrhunderte ihre Grundlage fanden, um so glücklicher und segensreicher sich bewährt, und ehrt noch nach Jahrhunderten eines segensreichen Bestehens den ruhmwürdigen Stifter und alle Diejenigen, welche in seinem Geiste fortgewirkt haben, ohne aus übelverstandener Nachgiebigkeit gegen einseitige Lieblingsneigungen und vorübergehende Richtungen der Zeit den Grund zu verlassen, welchen Moritz gelegt und in den er Keime gesenkt und Saatkörner ausgestreut hatte, welche herrlich aufgegangen sind und selbst wieder zu Blüte und Frucht auf das schönste sich entfaltet haben. Von den drei Fürstenschulen, die Kurfürst Moritz von Sachsen gegründet und seine Nachfolger mit Liebe gepflegt haben, sodaß sie bestanden bis auf unsere Zeiten, war es nun aber namentlich die zu Pforte, die im Laufe der Jahrhunderte zu besonderer Blüte sich entwickelte; — war es nun die ihr vorzugsweise zugewendete Gunst der Menschen, welche sie pflegten, oder war es eine besondere Huld des Genius des Orts selbst, der sich darin kund gab und gleichsam, ähnlich

der Egeria, immer mit den entsprechendsten und zweckmäßigsten Rathschlägen zur Hand war: die Thatsache selbst ist eine unleugbare, und eine Art Glorie ist über der Pforte und ihrer Schule verbreitet, die selbst ihre beiden Schwestern ihr gern vor ihnen selbst zugestehen werden, ohne sie ihnen zu beneiden und zu misgönnen. Nicht blos christliche Schulen sollten die drei Schulen des Kurfürsten Moritz sein; nicht blos zu „christlicher Lehre und Wandel" sollten sie die Jugend erziehen, und dieselbe nicht blos in der heiligen Schrift lehren und unterweisen (das soll ja eine jede Schule in christlichen Staaten!); die Jugend sollte vornehmlich auch in den Sprachen und Künsten, also, was jene anlangt, vornehmlich in der lateinischen und griechischen Sprache gelehrt und unterwiesen werden. Die hierdurch gegebene philologische Grundlage ist es nun eben, was diesen drei Schulen ihre besondere Eigenthümlichkeit, ihren entscheidenden Charakter schon durch die Stiftung selbst verliehen und aufgedrückt hat, eine Eigenthümlichkeit, ein Charakter, der neben der strengen Disciplin, neben der Abgeschiedenheit des auf die Schule selbst beschränkten, doch nicht mönchisch-eingeschränkten, selbständigen und geistig freien Lebens der Jugend vorzüglich dazu beigetragen hat, den Ruhm der sächsischen Fürstenschulen zu begründen und, insoweit sie diese Eigenthümlichkeit, diesen Charakter sich erhalten haben, auch diesen wohlverdienten Ruhm ihnen zu sichern und zu bewahren. Die classische Bildung; das Studium der griechischen und lateinischen Sprache; das Lesen der in diesen beiden Sprachen des Alterthums auf unsere Zeiten gekommenen Werke, welche ein richtiges Denken und Schärfe des Urtheils vermitteln, das Schönheitsgefühl und den Geschmack bilden und veredeln; das Befruchten der Geister mit den in diesen Werken enthaltenen großen und erhabenen Ideen; die Entwickelung und Bildung des Geistes und Charakters durch die lebendige Anschauung des Lebens der alten Griechen und Römer, durch die Anschauung ihrer Größe in Geist und Charakter, in ihrem Leben und in ihren Thaten, durch die Auffassung des rein Menschlichen in dem Leben und ganzen Wesen dieser Jugend des Menschengeschlechts: dies Alles, wozu die drei Fürstenschulen besondere Gelegenheit und ernste Anleitung gaben, dies ist es, was nun namentlich auch die Schulpforte zu Dem gemacht hat, was sie im Laufe der Jahrhunderte geworden ist: eine glückliche Bildnerin der Jugend, eine reiche Pflanzstätte gediegener Gelehrsamkeit, gründlichen Wissens und strenger Disciplin, eine, auch in ihren strengen Anfoderungen doch wahrhaft liebende Mutter der, ihrer ernsten Pflege und ihrer weisen Zucht anvertrauten Jünger, eine Mutter, die den Segen dieses Verhältnisses auch über die wenigen Jahre seiner Dauer hinaus zu erstrecken gewußt, die im Allgemeinen auch dann ihrer Pflege sich nicht zu schämen gehabt hat, wenn die Lebensrichtung des Einzelnen ihn jener Welt des Alterthums mehr entfremdet als näher geführt hat. Denn der Same, den die Pforte ausgestreut, war nicht verloren, und die Sonne des classischen Alterthums warf ihre belebenden Strahlen, und nicht etwa blos spärlich und mit geborgtem Lichte, auch nach vollendeter Schulzeit auf die mühevollen und dornenreichen Pfade des nur auf das Nächste und Nützliche bedachten Materialismus der sogenannten Brotstudien.

Es ist in den classischen Studien eine, die Phantasie und das Gemüth weit über das Gewöhnliche und Alltägliche erhebende Lebenskraft, die für Alle, die gleichsam an den Brüsten des Alterthums gelegen und da jenen göttlichen Ichor eingesogen hatten, ein nie versiegender Quell der Erhebung und Veredlung zu echter Humanität wird; und wie mußte dies, unter dem Hinzutritte so mancher andern günstigen Umstände, nun auch in Pforte und bei den Schülern der Pforte, selbst wenn sie längst die Schule verlassen hatten, der Fall sein! Daher auch jene sprüchwörtlich gewordene Anhänglichkeit und Liebe der alten Pförtner zur Pforte, die selbst, war sie auch eine nicht wenig strenge Zuchtmeisterin, ihnen doch immer und gern unter dem Bilde einer alma mater, wie sie sie so gern nannten und nennen, erschien: eine Anhänglichkeit, die ihren Grund nicht zuletzt in der lebendigen Gemeinschaftlichkeit hatte, womit die Schüler in dem classischen Alterthume lebten, und in welcher sie mit demselben verkehrten. Es ist nicht zu berechnen und ist nicht zu sagen, wie reich an ideenweckender Kraft, wie begeisternd für das Wahre, Gute und Schöne, wie ermunternd zur Erkenntniß des Menschlich-Edeln in dem Leben und in den Werken der alten Griechen und Römer, die classischen Studien gerade in Pforte sich erwiesen und bewährt haben; wie erhebend und befruchtend für das Leben des Einzelnen, also für die Gegenwart selbst, sie gewesen; wie sie einen Damm gegen die Roheit und Gemeinheit des gewöhnlichen Lebens haben errichten helfen, worin so leicht die Menschennatur, ohne eine gesunde und kräftige Speise für den Geist, ohne besondere Hinweisung zu dem Höhern, zu dem Erhabenen in der Geschichte der Menschheit, sich verliert und untergeht. Und wollte man vielleicht dagegen meinen, daß das Princip der classischen Studien dem christlichen Principe feindlich entgegentrete; daß auf den sächsischen Fürstenschulen und dann nun auch auf andern ähnlichen Anstalten wol das heidnische Alterthum, nicht aber das Christenthum gelehrt worden sei und gelehrt werde; daß also diese Schulen eher alles Andere wären als eine Pflanzstätte christlicher Gesinnung und christlichen Wandels: so wäre das eine Anklage, die allenfalls gewissen einseitigen, hyperorthodoxen Verächtern des Alterthums und engherzigen Splitterrichtern, die nur an die Form, nur an den äußern Schein sich halten, zuzutrauen wäre, nimmermehr aber im Ernste gegen jene Schulen, und also auch gegen die Pforte, würde erhoben werden können. Und wenigstens würde man, auf ihre Kosten, den sogenannten realistischen Schulen einen Vorzug in dieser Hinsicht doch wahrlich nicht einräumen können! Wollte Gott, wenn man ja glaubte, der Meinung sein zu müssen, daß z. B. in Pforte den alten Sprachen und dem Studium der classischen Schriftsteller in dem Schulplane zu viel eingeräumt worden sei, und daß so manches Andere, wenn auch nicht gerade der Religionsunterricht, darunter gelitten habe und vernachlässigt worden sei, daß man doch auf der andern Seite nicht etwa zu viel thue, um die classischen Studien einem übelverstandenen Glaubenseifer aufzuopfern und das Gebiet, was sie bisher beherrscht haben, einem Gegner zu überlassen, der mit dem Paniere des Zeitgeistes nur zur Vielwisserei und zur Oberflächlichkeit hinleitet, und da zur Verflachung führt, wo eben ein Damm hat errichtet werden sollen gegen die Roheit und Gemeinheit des alltäglichen Treibens. Der anerkannte und wohlverdiente Ruhm der sächsischen Schulpforte ist eben ein Ruhm, an welchem Jahrhunderte gebaut; und man kann wol den Bau, wie es unsere Zeit in andern Kreisen leider nicht ohne Erfolg versucht hat, untergraben und einreißen; aber man kann nicht gleich ein anderes, gleich festes Gebäude hinzaubern, und man wird es wol auch nach Jahrhunderten nicht können, wenn man den Grund dazu — in der flüchtigen Meinung des Tages findet.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Die Aufmerksamkeit namentlich von Rechtsgelehrten und Volksvertretern verdienen die neuerdings in Edinburg erschienenen „Speeches of Lord Campbell at the bar and in the house of commons; with an address to the Irish bar as Lord chanceller of Ireland". Diese Reden des ausgezeichneten Mannes, welche er theils als Rechtsanwalt, theils als Volksvertreter im Unterhause gehalten, zeichnen sich besonders durch Gründlichkeit der Argumentation, Klarheit der Auseinandersetzung und Richtigkeit der Schlußziehung aus. Ihr Verf., der jetzige Lord Campbell, gehört zu den Männern in England, die sich lediglich durch ausdauernden Fleiß, unermüdliche Arbeitsamkeit, Geist und Talent zu hohen Ämtern und Würden emporgeschwungen haben. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 210. —— 29. Juli 1843.

Übersicht der neuesten poetischen Literatur.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 209.)

Es war vorauszusehen, daß bei dem allgemeinen, jüngst in Deutschland erwachten Interesse für die kölner Dombauangelegenheit auch die Poesie sich einmischen würde, theils durch Beitragung ihres äußern Scherfleins des großen Plans Ausführung zu befördern, theils im rein ästhetischen Streben ihre Ranken um die Pilaster des ehrwürdigen Gebäudes zu schlingen. Und warum sollte sie das nicht? Ist sie doch neuerlich in die Dienste der Politik, einer sehr prosaischen Herrin, getreten; darf sie sich nicht mit weit größerm Rechte über einen Gegenstand der plastischen Kunst verbreiten? Ließe sich nur Erfreuliches darüber berichten; aber leider veranlaßt gleich die erste Schrift, die uns in Bezug auf diesen Gegenstand in die Hände fällt, den Wunsch, daß sie nicht möchte geschrieben worden sein. Sie erscheint als splendides Quartheft, auf Kosten ihres Verf. zu Dresden gedruckt und führt den Titel:

37. Der Dom zu Köln. Gedicht in drei Hymnen von C. F. Hausschild. Dresden. 4.

Titel, Widmung, Vorwort und Inhalt — Alles geht auf den Stelzen einer erkünstelten Begeisterung für Kunst und Deutschthum. Um der Welt zu zeigen, wo die unsterblichen, „aus bewegter Brust gesungenen und jedem echten Deutschen gewidmeten" Hymnen erzeugt und geboren sind, werden die Orte angegeben, wo der Verf. die Muse umarmt hat. Unerachtet nun das unsterbliche Werk jedem echten Deutschen gewidmet ist, so findet sich doch noch folgende Widmung: „Diese Dichtung ist eine Kniebeugung vor der unsterblichen Hoheit und Schöne des Genius, zunächst und insbesondere vor der des deutschen Genius! Aber auch ein Zoll der Achtung der Majestät, und den, im Zermalmen doch nur schöpferischen Mächten des Unglücks, und den hohen Tugenden, welche die Größe Hamburgs geschaffen, befestigt, erweitert, die unter der vulcanischen Umarmung des Brandunglücks ihre höchste, ewige Schönheit entfaltet haben, und die Seele des wiedererstehenden Hamburgs, ihm sein rasches, höheres, dauerndes Emporblühen verbürgen, dargebracht von dem Verfasser." Enthält nun schon diese Widmung sesquipedalia verba, die in Geist und Ton an jene Mordgeschichten mahnen, die der Bänkelsänger dem Marktpublicum vorträgt, so steigert sich der Hymnenflug bis zum Nonsens, die Gedanken drehen sich in einem Cirkel und quälen sich ab, in abenteuerlicher Decoration und Flitterputz aufzufliegen, die häufigen Noten unter dem Texte sollen den Gedanken manchmal klar machen, aber das gelingt nicht, kurz das Ganze ist eine Misgeburt, die nicht an der Asthenie, wol aber an der Hypersthenie des Vaters bald verenden wird. Wir wollten dieses Urtheil durch Mittheilung der auf S. 11 befindlichen Apostrophe an den Dom zu Köln belegen; aber es wäre Papier- und Druckerschwärze-Vergeudung, und so sehr wir dem Verf. Käufer seines pierischen Handelszweiges wünschten, so können wir doch, ehrlich gesagt, dem Publicum nicht zumuthen, um solcher Hymnen willen sich in Unkosten zu setzen. Etwas natürlicher und lesbarer ist die Schrift:

38. Die Volkssage vom kölner Dom, poetisch bearbeitet von Arnold Mayenburg. Berlin, Hold. 1842. Gr. 8. 10 Ngr.

Auch sie ist eine Finanzspeculation, gedruckt auf Kosten des Herausgebers, und verkauft zum Besten des kölner Dombaus. Hr. Dr. Th. Heinsius hat sie mit topographisch-historischen Vorbemerkungen begleitet, vielleicht um sie durch solches Trousseau an den Mann zu bringen. Sie betreffen den Nationalgeist der heiligen Künste und geben eine Geschichte der Stadt und des Doms zu Köln, die wir mit Vergnügen gelesen haben. Die Sage selbst erzählt in kurzgemessenen Stanzen, wie der erste uns unbekannte Erbauer des Doms, beim Entwurfe des Plans vom Teufel versucht, der des Meisters schöpferische Thätigkeit durch die Erinnerung an die Kathedralen von Strasburg, Speier und Rheims boshaft hemmte, durch seine Frömmigkeit den Bauplan des höllischen Baumeisters entwendete. Die Form ist immer noch besser als der höchst triviale Stoff.

Das dritte Schriftchen von gleicher Tendenz ist betitelt:

39. 1862. Gedicht von Eduard Duller und Ferdinand Freiligrath. Darmstadt, Jonghaus. 1842. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Musenkameradschaft nimmt alternirend die Lyra. Hr. Duller singt zuerst den Bruder in Apoll an, erinnernd an die schöne Zeit, wo sie miteinander aus Becker's Becher Rheinwein tranken, und sich der Hoffnung hingaben, es werde aus dem Dombau in Köln doch noch etwas werden. Hr. Freiligrath erwidert gar burschikos:

> Dank, altes Haus! Du auch zur Domschau hier?
> Nun: Unkraut stirbt nicht. Das bewähren wir!
> O, welch' ein Tag für solch' ein Wiedersehen!
> Vollendungsfest! Horch, voller Glockenklang
> Des fert'gen Münsters! Volksflut überall!
> Ihr nach! Zum Dom, die Stunde zu begehen!

Davon, fügt er hinzu, daß er jetzt wieder in seinem Heimatlande, dem prächtigen Westfalen, lebe, werde er hernach sprechen; jetzt sei vom Dom und von den sich daran knüpfenden Hoffnungen die Rede. Da weiset ihn denn Hr. Duller sogleich auf den wackern Meister Zwirner; Freiligrath weist auf die Fürsten, die ihn umstehen, vor allen auf den Albert, Victoria's Gemahl, und den königlichen Protector, auf Deutschlands Einheit, auf das Band, das Fürst und Volk umschlingt, auf die niedergefallenen Schranken, welche die christlichen Confessionen trennten:

> Wie Herz an Herz wir zwei, — Du Protestant,
> Ich Katholik — so Tausende! Es schwand
> Der Bann, der in zwei Schlachtreihn sie geschieden;
> Dem Einen Gott, dem ewigen, dem Dom!
> Dem Einen Sinn, dem deutschen, hier am Strom
> Die feste Burg! Ein Recht als Gottesfrieden!

Freiligrath schildert nun die Scene, wo, den König grüßend, der Erzbischof aus dem Portale tritt, wie das feierliche Hochamt gehalten wird, wie kein Herz ungerührt, kein Auge trocken bleibt; — Duller fährt in der Beschreibung fort, und prophezeit aus dem heitern Bilde der Gegenwart die glückliche Zukunft, wo Wahrheit, Freiheit, Recht das Scepter führen werden. Freiligrath, Ja und Amen dazu sprechend, erklimmt, nachdem das Volk sich verlaufen, den Thurm bis unters Kreuz, von wo herab er über Stadt und Strom und Vaterland in kräftigsten Phrasen orakelt — kurz, beide Herren thun ihr Möglichstes, sich mittels des Krahns einer künstlichen Begeisterung so hoch als möglich hinaufzuschrauben und würfeln in diesem Zustande allerlei Gedanken und Gefühle zusammen, die uns herzlich kalt gelassen haben. Der Titel „1862", wird durch den Inhalt durchaus nicht motivirt.

---

40. Die Henriade von François Marie Arouet de Voltaire. Aus dem Französischen im Versmaße des Originals übersetzt von Friedrich Schröder. Leipzig, Brockhaus. 1843. 8. 1 Thlr.

Diese mit Liebe und Geschicklichkeit gearbeitete Übersetzung des in Deutschland bekanntesten und gelesensten epischen Voltaire'schen Werks bildet zugleich den siebzehnten Band der in der Verlagshandlung d. Bl. herauskommenden „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes". Sie paßt vortrefflich in die Reihe dieser Schriften; denn abgesehen davon, daß Voltaire in der „Henriade" vorzugsweise aus der der Poesie sonst so abholden französischen Sprache Alles gemacht hat, was sich aus ihr machen läßt, so ist sie auch die Schrift der ältern französischen Classiker, die in unsern Schulen noch heute gelesen wird, und noch nicht antiquirt ist. Nun haben wir zwar Übertragungen der „Henriade", aber noch keine im Versmaße des Originals. Die von Kaltschmidt und Hoffbauer, jene 1817, diese 1821 erschienen, verwandeln die Alexandriner, vielleicht um das Schleppende derselben zu vermeiden, in Hexameter, ein Verfahren, bei welchem sich sagen läßt: Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim. Hr. Schröder hat es anders und besser gemacht. Den Alexandriner hat er zwar beibehalten; um aber die ermüdende Eintönigkeit desselben zu mindern, mischt er Senarien mit folgendem Rhythmus unter denselben:

◡ ◡́ ◡ — ◡ ◡́ ◡ — ◡ ◡́ ◡ —

und gibt dadurch dem Ganzen mehr Kraft und Abwechselung. Es kann ihm kein Vorwurf gemacht werden, wenn er einige Eigennamen in verschiedener Quantität, z. B. Valois bald zwei- bald dreisylbig gebraucht hat, noch auch, wenn hin und wieder ein unreiner Reim mit unterläuft; dagegen wundern wir uns, wenn er, der nach seiner Versicherung sich in seiner Jugend viel mit Poesie beschäftigt und anonym und pseudonym in früher erschienenen Zeitschriften Gedichte hat abdrucken lassen, in einer Note der Vorrede sagt, an mehren Stellen seiner dramatischen Werke habe Voltaire fehlerhaft ein und dasselbe Wort, (z. B. pas nicht und pas Schritt) aufeinander gereimt, woraus hervorgeht, daß Hr. Schröder nichts von den sogenannten rimes riches weiß, welche sich Franzosen, Deutsche, Italiener und Spanier in ihren poetischen Werken erlaubt haben. Nicht blos Corneille und Racine, sondern auch Garcilaso, der iberische Petrarca, und der Sänger der Laura in seinen Canzonen, namentlich in den Sestinen, bilden diese reichen Reime, wo ein und dasselbe Wort, vorausgesetzt, daß es, wie pas nicht und pas Schritt, einen andern Sinn hat, aufeinander reimt. Doch das sind unerhebliche Dinge; genug, daß wir hier eine leichte, treue, fließende Übertragung vor uns haben, aus welcher wir nur eine kurze Stelle als Probe ausheben, die uns beiläufig lehrt, daß wir Ursache haben, die Franzosen wegen der Freiheit und Anmuth im Gebrauch ihrer Participien zu beneiden. Dieser aus dem sechsten Gesange genommene Passus lautet:

> Tels, que des antres du nord, échappés sur la terre,
> Précédés par le vent, et suivis du tonnerre,
> D'un tourbillon de poudre obscurcissant les airs,
> Les orages fougueux parcourent l'univers etc.

welchen Hr. Schröder also wiedergibt (S. 81):

> So, losgelassen aus des Nordens Höhlen, rasen, —
> Den Donner im Geleit, vor dem die Stürme blasen,
> Indem des Staubes Wirbel schwärzt des Tages Schein, —
> Die wüthenden Orkane rings durch Flur und Hain.

Voran geht die Übersetzung von Voltaire's Entwurf die „Henriade", eine kurze Geschichte der Begebenheiten, auf welche sich der Stoff des Gedichts gründet, und ein Bericht über die französischen Bürgerkriege im 16. Jahrhundert, in welchem die Beschreibung der sogenannten Pariser Bluthochzeit besonders lesenswerth ist; angehängt sind erklärende historische Bemerkungen zu allen zehn Gesängen, ein Prolog und ein Appendix, die hier nicht fehlen durften, da es im Plan des Herausgebers der „Ausgewählten Bibliothek der Classiker des Auslandes" liegt, jedes einzelne Werk mit einer biographischen oder literarischen Einleitung ans Licht treten zu lassen, was allerdings den Werth der Schriften erhöht.

41. Gedichte von H. Hitzau. Soldin, Siebert. 1842. 8. 1 Thlr.

Von großer Begabung dieses wahrscheinlich noch jungen Sängers kann nicht die Rede sein. Er beobachtet hin und wieder mit gesundem Auge, und seine Phantasie verarbeitet auch das Beobachtete, aber nirgend erhebt sich sein Talent über das Niveau der poetischen Jetztwelt. Seine epischen Gaben sind weder durch Erfindung noch durch die Form ausgezeichnet, und besonders ist letztere überall mangelhaft, und der Verf. hat kein Ohr für wohlklingende gefällige Rhythmen.

42. Poetische Feldblumenkränze. Lieder eines Mitgliedes der Brudergemeine, von Fr. Burkhardt. Leipzig, Fort. 1843. Gr. 12. 25 Ngr.

Reinheit der Reime, Leichtigkeit in der Versification, Innigkeit des Gefühls, und eine Phantasie, die vom guten Hausvater, dem Verstande, überall im Zügel gehalten wird, charakterisiren diese Lieder, deren Titel schon von ihres Verf. Bescheidenheit Kunde und Zeugniß gibt. In ihnen tönen freilich nicht die Saiten, die von den jetzigen Sängern angeschlagen werden und deren Klange das Publicum so gern lauscht; aber sie haben dennoch ihren eigenthümlichen Werth. Das Heilige ist ihr Element; aber nicht jenes Heilige, in welches sich sonst die Mitglieder der Brudergemeine versenken, sondern das Heilige, welches in dem Boden jedes christlichen Herzens wurzelt, keimt und Blüten treibt. Kein heuchlerisches Augenverdrehen, kein Kokettiren mit dem süßen, unbefleckten Lämmlein, das der Welt Sünde trägt, und kein Schiboleth aus den Zinzendorf'schen Andachtsbüchern verkümmert dem denkenden und fühlenden Leser den Genuß, und wie die Religion, als ein unabweisbares Bedürfniß des Menschenherzens, über jeder kirchlichen Gemeinschaft steht, so schweben diese Gedichte durch ihre intensive, allseitige Gefühlskraft über jedem Schulparticularismus. Sie bewegen sich zwar nicht sämmtlich im Gebiete der Religion, sondern sind auch der Natur, dem Lebenswechsel, selbst der heitern Geselligkeit geweiht und verschmähen nicht, Zeitliches und Örtliches, Sage und Geschichte zu behandeln. Als besonders ansprechend notiren wir „Memnonstöne" (S. 23), „Die Stunden der Nacht" (S. 47), obwol eine fromme Spielerei zu nennen; „An meinem 50. Geburtstage" (S. 54), „Die Heimat" (S. 63), „Herrnhut" (S. 143), „Denksteine" (S. 148), und „Erinnerung an den 16. Mai 1760" (Zinzendorf's Todestag).

43. Maler-Sänge von Claring. München, Palm. 1842. 16. 20 Ngr.

Wir haben in dem Büchlein dieses Künstlers von der Isar, deren Wellen seit vier Lustren doch ganz melodisch rauschen, vorn und hinten geblättert und emsig geforscht, ob sich an den darin abgedruckten Gedichten nicht irgend ein Merkmal entdecken ließe, wodurch sie ein besonderes Gepräge erhielten; aber unser Bemühen war ohne Erfolg; wir fanden es im Innern ebenso winzig und unscheinbar wie im Äußern. Leicht hätte aber doch der Verf., der ja Maler ist, in letzterer Hinsicht auch für das Auge des Lesers sorgen können; aber auch das hat er nicht gethan;

denn die beiden allegorischen Gestalten (Malerei und Dichtkunst) auf der Duodez-Titelvignette entsprechen den Erwartungen, die man in dieser Hinsicht an einen dichtenden Maler macht, keineswegs. Von einigen Verstößen gegen die Sprache schweigen wir.

44. Gedichte von Moritz Brandes. Manheim, Bensheimer. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

Die elegische Stimmung, welcher diese einfachen Lieder ihre Entstehung zu verdanken scheinen, steht ihrem Verf. recht gut. Es ist kein künstlich gemachter, bei den Haaren herbeigezogener Schmerz, wie ihn eine gewisse Dichterkaste heutzutage liebt, was aus ihnen spricht; man sieht und hört es, Wahrheit ist in dem Wehmuthsgefühl, der Verf. liebt wirklich die Einsamkeit, die nächtliche Stille, das Träumen im Mondschein. Das Spiel des Lebens genügt ihm nicht. Eine fromme Ergebung jedoch in das Unvermeidliche, und ein daraus hervorgehender Muth, mit den Übeln der Zeitlichkeit zu ringen, gibt den Klagen einen Anflug von Kraft, wodurch der sonst leicht aufkommende Gedanke an Unmännlichkeit und Schwäche unterdrückt wird. Derjenige, welchem solche Stimmung nicht fremd ist, wird diesen einfachen Klängen eine freundliche Aufnahme gewiß nicht versagen.

45. Gedichte von Wilhelm Elias. Kleve, Cohen. 1841. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es herrscht eine ernste Reflexionspoesie in diesem Buche, welche den Leser noch mehr fesseln und nachhaltiger wirken würde, wenn es nicht hin und wieder den Anschein hätte, als habe sich der Verf. seine Gedanken selbst nicht klar gemacht und schwanke in seinen Ansichten. Man stößt selbst auf Unbeholfenheiten und Kakophonien im Ausdruck. Die Sonette leiden weniger an diesem Übelstande und bieten manches Schöne für Ohr und Herz. Die Lieder der zweiten Abtheilung sind noch tiefer in die Farbe der Schwermuth getaucht; sie beginnen:

> Dir gelten meine Lieder,
> Dir, Liebsten in der Gruft,
> Es sind des Grabes Blumen,
> Dir weihn sie ihren Duft.

Aus „Fatalismus" (S. 166) ist ersichtlich, daß philosophische Reflexion im Gewande der Rhythmen und Reime, wäre sie noch so geistreich, ohne Glauben, Demuth und Herzensmilde alles Eindrucks entbehrt. „An mein Grab" (S. 229) ist echt lyrisch und das letzte Lied: „Einst und Jetzt", ist nicht ohne ansprechende Eigenthümlichkeit.*) 61.

Schriften zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Schulpforte.

(Beschluß aus Nr. 200.)

Unter den aus den vorstehenden Andeutungen sich ergebenden Umständen und bei dem wohlbegründeten, von der Vergangenheit der Gegenwart überlieferten, weithin glänzenden Ruhme der Schulpforte war um so gewisser zu erwarten, daß bei dem, im J. 1843 eintretenden Jubiläum ihres dreihundertjährigen Bestehens zahlreiche Stimmen der Anerkennung Dessen, was diese Schule gewesen und was sie ist, der Anerkennung der Verdienste, die sie im Allgemeinen und im Einzelnen um die classischen Studien, um die Wissenschaften und um die Wissenschaftlichkeit, sowie um die Erziehung der Jugend überhaupt, um Staat, Kirche und Schule sich erworben, endlich der Anerkennung des über die Pforte verbreiteten Ruhms, von nah und fern, zu selbsteigenem Ruhme und zur Beschämung gewisser Verächter deutscher Gründlichkeit und echter Wissenschaftlichkeit, sich aussprechen würden; daß es aber auch nicht an warnenden Stimmen Solcher fehlen könne, die da meinten, es käme nun auch um so mehr darauf an, den alten Ruhm der Schulpforte zu bewahren und zu behaupten; es müsse vor allen Dingen auf dem rechten Wege nach dem Einen Ziele gestrebt werden: Porta, mane! Das Fest des dreihundertjährigen Bestehens der Schule zu Pforte ist am 21. Mai d. J. — dem Tage, an welchem im J. 1543 der Kurfürst Moritz die obenerwähnte Verordnung erlassen hatte, — gefeiert worden; ausführliche Beschreibungen desselben haben darüber seiner Zeit, sowie über die zahlreichen Zeugnisse ehrender Anerkennung, die bei dieser Gelegenheit der Schulpforte öffentlich und mit vollem Rechte von verschiedenen Seiten her zu Theil geworden sind, genügend sich ausgesprochen, und es kann daher hier um so weniger davon die Rede sein, nochmals auf jene Festbeschreibung zurückzukommen. Es mag vielmehr in dieser Hinsicht genügen, auf die „Allgemeine Literaturzeitung", 1843, Nr. 25, 26 und 28 des Intelligenzblatts, zu verweisen, im übrigen aber zu bemerken, daß, was auch sonst die Schulpforte für frühere Zeiten gewesen, und mit welch einem rühmlichen Beispiele sie auf dem Gebiete classischer Jugendbildung andern Anstalten des deutschen Vaterlandes vorgeleuchtet haben mag, es besonders für unsere Zeiten hervorgehoben werden müsse, daß sie ein glänzendes Muster tiefer Gelehrsamkeit und Wissenschaftlichkeit auf dem Grunde des griechischen und lateinischen Studiums gewesen, und eine strenge Disciplin, selbst gegen die Weichlichkeit der Zeitansichten und die Sittenschlaffheit des Jahrhunderts, aufrecht zu erhalten gewußt hat. Welche mächtige Auffoderung hierin für unsere und für die nachfolgende Zeit liege, ist leicht zu erkennen; möge die Auffoderung auf die rechte Weise verstanden und befolgt werden!

Es ist gegenwärtig nur die Absicht, über die im Eingange dieses Aufsatzes erwähnten Jubelschriften kurz zu berichten, wozu die vorstehenden allgemeinen Bemerkungen vorauszuschicken nicht unpassend erschien. Diese Jubelschriften nehmen für sich eine gewisse Selbständigkeit und ein allgemeineres Interesse, das gerade nicht blos an den flüchtigen Augenblick sich kettet, in Anspruch. Nr. 1 von diesen Schriften ist eine Sammlung lateinischer Gedichte, theils epischer und elegischer, theils lyrischer Gattung, die von den Schülern in Pforte während der letzten zehn Jahre bei verschiedenen Gelegenheiten gedichtet, und hier, nach dem Beispiele der Musae Etonenses (1795), von dem Rector in Pforte, nach vorheriger Durchsicht und Verbesserung, herausgegeben worden sind. Es hat dadurch bewiesen werden sollen, was gegenwärtig die Schüler in Pforte in der lateinischen Poesie leisten. Natürlich sind diese Gedichte an Gehalt und innerm Werthe sehr verschieden, doch zeugen sie im Allgemeinen von einer gewissen Fertigkeit und Gewandtheit, womit hier, namentlich in der epischen Gattung, die lateinische Poesie gehandhabt wird. Es verdient dies um so mehr Anerkennung, je seltener die Kunst werden zu wollen scheint, lateinische Gedichte zu dichten, die nicht blos frei von Fehlern der Prosodie sind, sondern die zugleich auch, worauf es hauptsächlich ankommt, römischen Geist athmen und eine lateinische Farbe an sich tragen. Und doch sind solche Übungen von besonderer Wichtigkeit, weil dabei der Lehrer mit weit größerer Bestimmtheit und mit weit mehr Schärfe, als dies bei der Prosa geschehen kann, auf die rechte Wahl der Ausdrücke, die richtige Wortstellung, die Vermeidung leerer Phrasen und Flickwörter und dergleichen mehr aufmerksam zu machen und auf diese Weise auch bei dieser Gelegenheit den Verstand zu läutern, das Urtheil zu bilden, den Geschmack zu veredeln und den Sinn für das wahrhaft Antike zu wecken und zu beleben Veranlassung findet; und vor Allem würde es hier heißen: Ars non habet osorem nisi ignorantem. Wir können nicht wünschen, haben aber auch keine Veranlassung zu fürchten, daß dergleichen osores in Pforte und für Pforte die Oberhand gewinnen könnten; aber immer möge man bedenken, daß es ersprießlich sei, sich es recht oft zu vergegenwärtigen, auf welchem Grunde unsere classische Bildung beruhe, damit wir um so weniger uns veranlaßt sehen können, wo die Zwecke wahrer Bildung zur Humanität es fodern, auch nicht einen Fuß breit diese Grundlage zu verlassen. Auf Kosten anderer Mittel zu den nämlichen Zwecken der Bildung braucht das nicht zu geschehen; man muß sich aber nur

*) Ein dritter und letzter Artikel folgt im September. D. Red.

hüten, in dem Streben nach möglichst Vielem das rechte Maß und den festen Boden selbst, auf dem wir stehen, zu verlieren und die Wolke statt der Göttin zu umarmen. Im übrigen werden Kenner der neuern lateinischen Poesie in der unter Nr. 1 gedachten Sammlung, und zwar S. 152 fg., ein nur nach dem Gegenstande in wenigen einzelnen Worten abgeändertes, auch abgekürztes Gedicht Gottfried Hermann's in Leipzig wiederfinden, das derselbe im J. 1827 bei Gelegenheit der Thronbesteigung des Königs Anton von Sachsen gedichtet, und welches sich nun auch in der Sammlung der „Opuscula Hermanni", Bd. 3, S. 354 fg., wiederfindet; der Pförtner Schüler hatte es im J. 1840, mit Aufopferung fast aller seiner Selbständigkeit, auf den König von Preußen angewendet.

Nr. 2 hat Prof. Wolff in Schulpforte herausgegeben. Es ist der Anfang einer Geschichte des Klosters Pforta, der hier gegeben wird, einer Geschichte, die bei der Wichtigkeit des Klosters und der Schule Pforte, sowie insofern die Geschichte des Klosters mit der Geschichte Thüringens und des Mittelalters überhaupt eng verbunden ist, ihr unläugbares Interesse hat. Es sind dabei die beiden handschriftlichen Urkundenbücher, die Pforta aus der Klosterzeit besitzt, besonders benutzt worden; indeß hat der Verf. es für zweckmäßig gehalten, statt die Urkunden vollständig in dem lateinischen Originale oder in Auszügen mitzutheilen, die nur das Wesentliche kurz zusammenstellen, diese Urkunden fast vollständig und wörtlich ins Deutsche zu übersetzen. Manche würden die Urkunden jedenfalls lieber in den Originalen vor sich haben. Den mitgetheilten Urkunden hat übrigens der Verf. über Ort und Verhältnisse Erläuterungen beigefügt. Die Darstellung, das Ergebniß sehr fleißiger und mühevoller Studien, verbreitet sich mit großer Ausführlichkeit über die Gründung des Klosters und über die ersten Zeiten desselben, und wird namentlich von den Freunden des mittelalterlichen Geschichtsstudiums als besonders verdienstlich anerkannt werden. Sie umfaßt die Zeit von der Gründung des Klosters bis zum J. 1223, und wird hoffentlich seiner Zeit weiter fortführt werden.

Das „Pförtner-Album" unter Nr. 3 ist ein Verzeichniß sämmtlicher Lehrer und Schüler der Pforte vom J. 1543 bis 1843, das von dem Dr. Bittcher, Adjunct und zweitem Geistlichen in Pforte, auf den Grund früherer gedruckter Verzeichnisse und schriftlicher Notizen sowie mündlicher Mittheilungen, höchst mühsam zusammengetragen worden ist, und in der Hauptsache, außer den Namen der Einzelnen und der Angabe des Jahrs ihrer Aufnahme in der Schule, ihre spätern Schicksale, wenn auch nicht durchgängig, kurz angibt. Auch bei einer nicht zu verkennenden Mangelhaftigkeit, die in der Sache selbst und in den Umständen begründet ist, hat dieses Pförtner-Album vorzugsweise für ehemalige Schüler der Anstalt, außerdem aber auch für die Schule selbst, gleichsam zu ihrer Beglaubigung und als ein Zeugniß, worauf sie sich berufen kann, ein besonderes Interesse. Ein ausführlicheres, umfangreicheres Pförtner-Album wird durch das vorliegende allerdings nicht ausgeschlossen, vielmehr wird die Idee eines solchen durch letzteres erst recht lebhaft angeregt; namentlich aber wird bei dieser Gelegenheit der Wunsch nach einer ausführlichen Geschichte der berühmten Pförtner von neuem rege, — ein Wunsch, den Schreiber dieses schon früher einmal in d. Bl. ausgesprochen hat. Das vorliegende Verzeichniß weist übrigens 9921 Schüler und 254 Lehrer der Pforte nach.

Die „Erinnerungsblätter" unter Nr. 4 sprechen zunächst, insofern sie hauptsächlich theils den ersten Rector der Pforte, Johannes Gigas, dessen Leben, literarische Thätigkeit u. dergl. zum Gegenstande haben (S. 1—142), theils dem Gedächtniß einiger Lehrer der Schule aus dem gegenwärtigen Jahrhundert gewidmet sind, ebenfalls nur das Interesse ehemaliger Pförtner an, die eben als solche an der Vergangenheit der Schule selbst Interesse nehmen, und diese Lehrer, deren Andenken hier gefeiert wird, gekannt haben; allein sie sprechen in dieser Hinsicht jenes Interesse und das Gemüth überhaupt in einer ebenso rührenden als erhebenden Weise in einem so hohen Grade an, daß wir nicht umhin können, allen Pförtnern, die der frühern Pietät gegen die alma mater noch gern und freudig-dankbar sich bewußt sind, diese „Erinnerungsblätter" zum Lesen zu empfehlen. Außerdem aber haben diese Blätter auch im Allgemeinen, wie zum Theil schon aus dem Gesagten selbst hervorgeht, theils ein literarisches, theils ein pädagogisches Interesse, um dessen willen sie auch in weitern Kreisen Beachtung verdienen dürften, welcher selbst dadurch, daß man sich an eine gewisse, in einer etwas salbungsvollen Darstellungsart bestehende Eigenthümlichkeit des Verf. gleichsam erst gewöhnen muß, kein Eintrag geschehen kann.

So viel über diese obgedachten Jubelschriften bei Gelegenheit der dreihundertjährigen Feier der Schulpforte. Bedenken wir am Schlusse noch einmal, was uns besonders zu dem Vorstehenden veranlaßt hat, so können wir nun um so weniger unterlassen, noch eines Zeugnisses über Pforte hier zu gedenken, dessen Aussteller, ein gründlicher Kenner des classischen Alterthums, ein wahrer Priester reinster, edelster Humanität, wol von keiner Seite her verdächtigt werden kann. Es ist der ehrwürdige Friedrich Jacobs. Derselbe berührte auf einer Reise im J. 1835 auch die Schulpforte. „Ich betrat damals", so schreibt er in seinen „Personalien" (Leipzig 1840, S. 268 fg.), „die berühmte Pforte, aus der so viele treffliche Gelehrte und Lehrer hervorgegangen sind, zum ersten Male, sie mit der Ehrfurcht begrüßend, auf die keine Anstalt gleicher Art mit größerm Rechte Anspruch zu machen hat. Wie viele Umwälzungen der Zeit und ihrer pädagogischen Systeme hat sie überlebt! Wie hat sie mit stiller Würde alle philanthropischen und realistischen Angriffe ohne Kampf und Streit überwunden! Tönt nicht ihr Lob aus dem Munde Aller, die ihre Pflege genossen haben? Senden sie nicht auch ihre Söhne dieser nämlichen Pflegerin gründlichen Unterrichts zu? Ist sie nicht, wie vor Jahrhunderten, noch jetzt die stille Heimat einer gediegenen classischen Gelehrsamkeit, die von den Weltleuten oft mit Worten verspottet, aber, wo sie sich kund gibt, im Stillen bewundert wird? eine wohlwollende Mutter, die den Geist ihrer Kinder durch strenge Gesetze stärkt, seine Freiheit durch Zucht nährt und sichert, und, indem sie straft, des Segens gewiß ist, mit dem einst der Gestrafte ihr danken wird?" Das Urtheil, das Zeugniß, welches Jacobs in diesen Worten über die Schulpforte ausspricht, ist so sehr auf eine genaue Kenntniß der Eigenthümlichkeit dieser Anstalt gegründet, so sehr von der Wahrheit und von dem Gefühle hoher Pietät durchdrungen, daß man zu bedauern sich fast versucht fühlen könnte, daß Jacobs — kein Schüler der Pforte selbst ist. Ehrt sie dieses Urtheil des ehrwürdigen Jacobs in einem nicht geringen Grade, so ist das Wort Friedrich Wilhelm's III., welches uns Eylert („Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III., Bd. 1, S. 388) von ihm über die Schulpforte überliefert hat, nicht nur ein Wort ehrender Anerkennung, sondern auch eine bedeutungsvolle Mahnung. „Habe viel Gutes", also lautet dieses Wort, „von Schulpforte gehört, und sollen die Beamten, die auf derselben gebildet sind, vergleichungsweise die gründlichsten und besten sein. Mag wol mit der geistigen Speise gehen, wie mit der körperlichen; es kommt nicht darauf an, daß man viel genießt, sondern daß man Das, was man genießt, gut verdauet und in Kraft und Gesundheit verwandelt." Wir wünschen von Herzen, daß die Mahnung, welche in diesen Worten liegt, nie überhört werden möge. 31.

Notiz.

In Philadelphia hielt vor kurzem ein Hr. Ginal eine öffentliche Vorlesung in deutscher Sprache über Monarchie, Aristokratie und Demokratie. Es hatten sich zahlreiche Zuhörer eingefunden. 33.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 211. — 30. Juli 1843.

Die Strauß'schen Zerwürfnisse in Zürich von 1839.

Dritter und letzter Artikel.*)

Die kirchliche Partei im Großen Rathe und das Centralcomité behaupteten mit Worten fortwährend, daß die Volksbewegung durchaus keine politischen Zwecke habe. Und Hr. Dr. Gelzer behauptet Dasselbe noch im J. 1842. Aber schon in der Rathssitzung am 31. Jan. sagte Staatsanwalt Ulrich: „Man hat uns ja prophezeit, daß die Strauß'sche Frage eine solche sei, über welche die Radicalen endlich einmal den Hals brechen werden." Übrigens ist es lächerlich, auch nur darüber zu streiten, ob ein politischer Zweck den Demarchen der kirchlichen Partei zum Grunde lag. Alles, was sie von der Regierung verlangte, war ein Zuwachs von Rechten, zwar für die Kirche, aber von politischen Rechten. Auch waren die Mittel, die man anwendete, durchaus politischer Natur. Wenn man erklärte, keine ungesetzliche Gewalt anwenden zu wollen, so zeigte man doch, daß man sich wohl bewußt sei, diese Waffe in der Hand zu haben. Folgende Stelle kam in der Adresse des Centralcomité an den Großen Rath vor:

Es ist bisher Alles gesetzlich hergegangen ... allein das Volk befindet sich in höchster Spannung, wie im höchsten Grade der Kraft ... Jeder Widerstand der Regierung, dem Volkswillen in dieser Hinsicht seine Rechte zu versagen, ist gefährlich (S. 191).

Und in dem Sendschreiben an die Kirchgemeinden hieß es:

Sie wäre wahrlich ein entartetes Geschlecht die jetzige Generation des Cantons Zürich, wenn irgend eine weltliche Macht es vermögen sollte, ihr ihren Glauben an die unmittelbare Sendung eines Weltheilands .... zu nehmen u. s. w. Frei geboren, und gewohnt, ihre Gefühle ohne Scheu auszudrücken, fühlt sie sich beleidigt, gekränkt in den heiligsten Rechten der Menschheit, durch eine, ohne den Volkswillen zu befragen, in den Annalen der Geschichte beispiellose Verfügung über ihre religiöse Zukunft, und — wie Ein Mann und Eine Seele steht sie auf u. s. w.

Ja der politische Charakter, den man der ganzen Bewegung zu geben suchte, war so stark ausgeprägt, daß dasselbe Sendschreiben sogar folgende Hypothese enthielt:

Die socialen Zustände würden der Probirstein ideeller Phantasiegebilde werden (durch die Seitens der Regierung angeblich begonnene Kirchenreform), und das Band, das uns noch an unsere reformirten, ihrem Glauben getreuen und an unsere katholischen Brüder anschließt, dürfte vollends zerschnitten werden... Mit dem Verluste unserer Gewissens- und Gemüthsruhe wäre auch unser schweizerisch-politischer Verband zu Grunde gegangen. Innerlich und äußerlich zernichtet würden wir dem verdienten Untergange aller sittlichen und politischen Kräfte entgegenschreiten u. s. w. (S. 187.)

Der erste Entwurf der Petition vom 10. März hatte folgenden (bei den Haaren herbeigezogenen) Eingang:

Es gibt im Leben der Staaten Momente, wo die gesetzmäßigen Gewalten ihre Befugnisse überschreiten, die Völker sich erheben und diese Misbräuche — bestrafen. Die Geschichte gibt dazu Belege, und einer der neuesten ist die 1830 stattgehabte Schilderhebung des französischen Volks gegen seinen König, der die gethanen Übergriffe mit dem Verluste seines Throns büßen mußte u. s. w.

Endlich wurde die Berufung des Dr. Strauß mittels einer merkwürdigen Deduction für verfassungswidrig erklärt, indem zwar die Wahl des Professors der Regierung zustehe, die Regierung aber doch nicht die Verfassung durch ihre Wahl verletzen dürfe, was aber durch die Berufung des Dr. Strauß geschehen sei, da durch diese Berufung die der Theologie Beflissenen in die Irrlehren dieses Mannes eingeführt würden und unfehlbar der Verfall der Landeskirche eintreten müßte.

Indessen war mit der Pensionirung des Dr. Strauß jeder auch nur scheinbare Grund zur Rechtfertigung einer Auflehnung gegen die Regierung weggefallen. Man wird sich erinnern, daß das Centralcomité selbst sich geweigert hatte, um Absetzung des Seminardirectors Scherr zu petitioniren, weil dieser durch die Verfassung und das Gesetz davor geschützt sei. Plötzlich wurden Gerüchte ausgebreitet, als gehe Scherr damit um, die Schule ganz an die Stelle der Kirche zu setzen (S. 327). Und am 8. Aug. erließ das Centralcomité einen Aufruf: „An die Bürger der vereinigten petitionirenden Kirchgemeinden", worin es heißt: Zwar habe die Regierung die Niedersetzung einer Prüfungscommission für die religiösen Lehrmittel, die Vermehrung der Religionsstunden in den Volksschulen, die Übertragung der Wahl von Religionslehrern für Seminar- und Cantonsschule an die Geistlichkeit, die Übertragung des Religionsunterrichts in der Repetirschule an einen Geistlichen u. A. den Wünschen des Volks gemäß bewilligt. Indessen obgleich das Comité hierin „einige Berücksichtigung der Volkswünsche" aner-

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 186—197 und [illegible] d. Bl. D. Red.

des französischen Feldherrn darstellenden, sodaß man zu der Voraussetzung aufgefodert wird, Schiller habe seine Dichtung zum Theil nach der Geschichte der Tage, in welchen Dumouriez sich zu Grunde richtete, gebildet. Dieser Umstand sowol, als das Anziehende eines so merkwürdigen Ereignisses, haben mich zur Bearbeitung des Feldzuges von 1793 bewogen und lassen hoffen, daß diese Darstellung auch dem Leser aus andern Ständen Stoff zur Unterhaltung und zum Nachdenken geben werde."

Die Bemerkung des Verf. scheint uns neu und in Bezug auf den Dichter des „Wallenstein" überaus bedeutend zu sein; wir empfehlen sie der eigenen Würdigung des Lesers. Es sei uns jedoch gestattet, aus dieser so anziehenden Darstellung ein paar Momente hervorzuheben, welche beinahe unverkennbar ähnlichen Momenten in der Dichtung Schiller's zum Grunde gelegen zu haben scheinen. Seinen Oxenstierna fand Dumouriez an Koburg, seinen Bauer an Obrist Mack; sein Questenberg war Beurnonville und die Commissare des Convents, Camus, Lamarque, Bancal; sein Octavio Piccolomini war der Großprofos Leuper; sein Illo, Terzky und Tiefenbach waren Valence, Thouvenot, Montjoie, Devaux, Neuilly, Ruault und Berneron; sein Heer war in Haß und Liebe, in Entschlossenheit für ihn und in schnellem Abfall ganz das Wallenstein's und seine Pappenheimer waren die Volontairs vom dritten Bataillon der Marne. Hören wir nur den Verf.: „Am 1. März verlangen sechs Volontairs des dritten Bataillons von der Marne den Feldherrn zu sprechen. Dieser läßt sie kommen. Sie treten vor ihn mit militairischem Anstande und nehmen Gewehr beim Fuß. Die Hüte trugen sie verkehrt, die breitern Stütze vorn, darauf hatte jeder mit Kreide das Wort ‚République' geschrieben. Der General erlaubt, daß sie reden. Der Wortführer beginnt alsbald: wie er höre, daß der General das Vaterland verrathen wolle, daß er nicht daran glauben könne, daß aber kein Mittel vorhanden sei, sich von diesem Verdachte zu retten, als vor die Schranken des Convents zu treten. Dumouriez läßt ihn bis zu Ende reden. Dann macht er einige Seitenfragen und spricht in allgemeinen Ausdrücken. Diese Äußerungen werden vielmal unterbrochen, endlich kündigen ihm die Soldaten an: wenn er sich weigere zu gehorchen, so sähen sie die Beschuldigung als erwiesen an, und für diesen Fall hätten sie sich verschworen, ihn umzubringen. Dumouriez antwortete mit ruhigem Ton, ihr Eifer führe sie zu weit. Wenn ihnen daran läge, das Vaterland zu retten, so müßten sie erkennen, daß das Ungeheuer der Anarchie gestürzt werden müsse. Diese habe Frankreich ins Verderben gebracht u. s. w. Dieser Versuch des Generals mislingt, das Gespräch wird hitzig, die Soldaten umringen ihn, er scheint verloren, da springt sein Diener Baptiste herbei und befreit ihn" u. s. w.

Unter so ähnlichen Nebenumständen entwickelten sich zwei in ihrem Wesen verwandte geschichtliche Ereignisse; beide Unternehmungen scheiterten aus zwei Gründen, erstens weil die öffentliche Meinung sie nicht unterstützte, und weil die Hand, die zu ihrer Ausführung berufen war, im entscheidenden Augenblick zauderte. Auf der andern Seite ist es eine historische Merkwürdigkeit, wie geringen Nutzen die Verbündeten aus der Verwirrung zogen, welche Dumouriez' Beginnen über die französische Macht brachte; 50,000 Mann bewährter Krieger standen zwölf Märsche von Paris entfernt, hatten auf ihren Flanken keinen Feind zu fürchten und vor sich einen aufgelösten Heerhaufen, der kaum einigen Widerstand leisten konnte. Und dennoch kam Niemand auf den Gedanken, über Valenciennes hinaus zu marschiren. So beschränkt war die Auffassung kriegerischer Unternehmungen in jener Zeit!

Der vierte Band faßt sechs Biographien und Nekrologe zusammen, wie wir glauben, die frühesten schriftstellerischen Versuche des Verf. Die „Lebensgeschichte Fürst Karl v. Schwarzenberg's" ist ein äußerst flüchtiger Auszug aus den „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürst v. Schwarzenberg"; ein Anhang widerlegt einige Einreden der „Leipziger Litteratur-Zeitung". Die Biographie des Herzogs von Reichstadt, dem der Verf. sehr nahe stand, ist mit von Neigung und Liebe begeisterter Hand entworfen, und läßt nur bedauern, daß der Biograph nicht zu größerer Ausführlichkeit Lust und Muse fand. Über Wilhelm v. Meyern, den Verf. von „Dya-Na-Sore", mit welchem der Autor als Ordonnanzoffizier des Fürsten v. Schwarzenberg im J. 1820 gleichen Dienst theilte, folgen einige warme Worte, welche Beide, den Beschreiber und den Beschriebenen, ehren. Diesen folgt ein ziemlich umfassender Auszug aus Meyern's hinterlassenen Schriften, welche seitdem gesammelt erschienen sind. Diese biographischen Notizen von der Hand eines Freundes würden jene von Feuchtersleben herausgegebene Sammlung geziert haben und wir bedauern, daß sie dem Sammler unbekannt geblieben zu sein scheinen.

Den Beschluß machen einige kurze Notizen über den Dritten in diesem Bunde, über Graf Johann Saar, gleichfalls aus der nächsten Umgebung des Fürsten v. Schwarzenberg, dem er, als ihn in Leipzig, gerade sieben Jahre nach seinem ruhmgekröntesten Lebenstage und auf demselben Platze, wo ihm der unsterbliche Sieg zufiel, der Todesengel erreichte, das Auge schloß.

Wir entlassen hiermit die Sammlung kleiner Schriften des Verf. nicht ohne Dank für die Zusammenstellung derselben. Wir nehmen daraus die Überzeugung mit, daß der Verf. noch im vollen Aufsteigen in seiner Laufbahn begriffen und daß in vielen Richtungen hin noch mehr als eine erfreuliche und dankenswerthe Leistung von ihm zu erwarten sei. 8.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die rühmlich bekannte „Bibliothèque latine-française" von Panckoucke wird jetzt in einer zweiten Serie, von der bereits der erste Band erschienen ist, vervollständigt und ergänzt. In der ersten Abtheilung hat sich der gelehrte Herausgeber bekanntlich auf die Werke der vorzüglichen Dichter und Prosaiker der lateinischen Literatur beschränkt, sodaß ihm für diese zweite Abtheilung, in der die kleinen und unbeachteten Werke der bessern Zeit und insbesondere die werthvollern Schriftsteller aus der Zeit des Verfalls mit französischer Übersetzung herausgegeben werden sollen, noch eine reiche Nachlese übrig geblieben ist. Der erste Band dieser neuen Sammlung enthält eine Auswahl von kleinern Poesien, die nur seltener gelesen werden, und die doch in mehr als einer Beziehung für das Studium des Alterthums nicht ohne Interesse sind. Man muß es dem Herausgeber Dank wissen, daß er einzelne derselben, von denen oft noch gar keine lesbare Ausgabe vorhanden ist, wieder aus ihrer Vergessenheit hervorzieht. Wir erwähnen von denselben nur den Aulus Sabinus, Gratius Faliscus, Fracastor Alcon u. s. w. Die Übersetzung dieser Dichter rührt von Cabaret Dupaty her, der Geschmack mit Treue zu vereinigen gewußt hat.

Übersetzungen des Virgil und Horaz.

Pongerville ist eine von den alten ehrwürdigen Gestalten der Académie française. Er hat sich durch seine schulgerechte und wohlversificirte Übersetzung des „Lucrez" die Sporen verdient und seitdem ist er nie ein Haarbreit von den Foderungen des Classicismus abgewichen. Seine Worte sind: „Die Classiker, die Classiker, und wieder die Classiker!" So hat es ihm denn ein dringendes Bedürfniß der Zeit geschienen, in einer Übersetzung des Virgil den auf den Pfaden des Romanticismus verirrten Schafen eins von den vollendeten Mustern der Schönheit vorzuhalten. Wenn seine Übersetzung wenigstens in Versen wäre, so hätten wir nichts dagegen einzuwenden; aber was sollen wir mit gewöhnlichen prosaischen Übersetzungen, wie wir sie deren schon ein Dutzend haben? Hr. v. Pongerville schreibt noch dazu eine Prosa, in der überall der Alexandriner durchblickt. Desto mehr Gefallen finden wir an einer Übersetzung des Horaz von Michaux, bei der man nicht weiß, ob man die Treue der Übersetzung oder die Anmuth und Leichtigkeit der Form mehr bewundern soll. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 212. —— 31. Juli 1843.

Die Strauß'schen Zerwürfnisse in Zürich von 1839.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 211.)

Inzwischen sollte die Regierung den 9. Sept. nicht mehr erleben. In einem Gebirgsdorf des östlichen Cantons, in einer Gegend, wo Armuth, Unwissenheit, Starrsinn vorzugsweise herrschend sind, in Pfäffikon brach der Sturm los. Sein Urheber, der Pfarrer Dr. Bernhard Hirzel, erzählt selbst:

Der bloße Gedanke an fremde Einmischung, an Zwang zu verabscheuten Zwecken von Seiten einer verachteten Regierung regte mich und Alle, denen ich den Mahnbrief des Comité mittheilte, dergestalt auf, daß wir lieber sterben wollten als solchen Zwang erdulden. Sogleich benachrichtigte ich die umliegenden Gemeinden, daß sie auf die Glocken von Pfäffikon achten möchten, und überlegte sodann mehre Stunden lang, allein vor Gott, die Lage der Dinge.

Das Resultat der Überlegung war blos, man müsse der Intervention zuvorkommen, wenn man nicht alle bisher errungenen Vortheile einbüßen wolle. Also — er ließ Sturm läuten. Nun höre man den Pfaffen:

Eine allgemeine Bewaffnung fand nicht statt, weil wir blos durch eine moralische Demonstration, nicht durch Waffengewalt, die Regierung zur Erfüllung der Volkswünsche bewegen wollten; aber — es bewaffnete sich ein kleinerer Theil, um damit dem Zuge ein gewisses Ansehen zu geben (S. 380).

Das Centralcomité war auf diese Übereilung seiner Sache nicht vorbereitet. Hürliman-Landis war ruhig zu Hause in Richterschwyl. Als man am 5. Sept. Abends hörte, daß Stürmende im Anzug wären, wurde der Actuar des Comité Spöndlin abgeschickt, die Bauern zurückzuweisen, weil (des Präsidenten Worte) „man sie nicht gerufen und in der Stadt sie weder brauchen könne noch wolle". Spöndlin schrieb zugleich an alle Seegemeinden, sie möchten durchaus nicht eher aufbrechen, als bis das Comité in Neumünster (erste Gemeinde am rechten Ufer nächst Zürich) Sturm läuten lasse.

Der Zug von Pfäffikon war bei Dübendorf schon auf 4—5000 Mann angeschwollen. Hier erhielten sie die Auffoderung des Comité, nach Hause zu gehen, kehrten sich aber nicht daran und rückten weiter auf der Straße gen Zürich vor. Auf der Höhe der Winterthurerstraße, in Oberstraß trafen sie auf zwei Abgeordnete des Regierungsraths, welche sie befragten, was sie für Wünsche hätten. Dr. Rahn-Escher langte gleichzeitig von Seiten des Comité an. Als Wünsche des Volks wurden ausgesprochen: 1) Erfüllung sämmtlicher in der Adresse von Kloten kundgegebenen Wünsche; 2) bestimmte Erklärung, daß man keine Intervention zulassen werde; 3) Lossagung vom Siebner-Concordat. Mit diesen Aufträgen kehrten die beiden Abgeordneten nach Zürich zurück. Ohne jedoch die Antwort der Regierung abzuwarten, ging die Masse, von der sich die Hälfte schon wieder verlaufen hatte, also etwa 2000 Mann, mit Stöcken u. dgl. bewaffnet, voraus aber gegen 20 Scharfschützen und etwa 100 Mann mit Infanterieflinten und andern Waffen, gegen Zürich los.

Da das Comité sah, daß sich die Heranziehenden nicht mehr abweisen ließen, so that es den letzten Schritt. Man bot den allgemeinen Landsturm auf. Hürliman-Landis schrieb an einen Bezirk:

Laßt Sturm läuten, Brüder! vereinigt euch zum Schutze der verletzten Religion, der verletzten Verfassung, der Grundlage einer bessern Zukunft (S. 390).

Die Gemeindevorsteher in Neumünster ließen sich lange bitten, die Glocken zu ziehen; endlich wichen sie den dringenden Vorstellungen und stürmten. Das Sturmgeläute ging dann weiter den See entlang von Gemeinde zu Gemeinde.

Die Pfäffikoner rückten unter Absingung des Liedes „Dies ist der Tag, den Gott gemacht", in die Stadt ein, und dann vom Rathhausplatze aus, auf Rahn-Escher's Rath in zwei Haufen, deren einer über die untere Brücke, Hirzel und die Schützen an der Spitze, der andere unter Rahn-Escher's Führung über die obere Brücke zog, nach dem Fraumünsterplatze, an welchem das Zeughaus liegt. Regierungsrath Wyß hatte auf die Kunde vom Sturmläuten in Pfäffikon als Präsident des Kriegsraths dem Obersten Hirzel Vollmacht gegeben, die Militairschule „zum Schutz und zur Sicherheit der Personen und des Eigenthums sowie der verfassungsmäßigen Behörden" zu verwenden, eine Vollmacht, die der um 4 Uhr Morgens zusammengetretene Regierungsrath bestätigte, mit der nähern Bestimmung, daß Oberst Hirzel „ausgedehnte Vollmacht" habe. Die Bürger Zürichs erhielten zugleich, auf Antrag ihres Vorstandes, Erlaubniß, sich „zum Schutze der Personen und des Eigenthums" aus dem Zeughause zu bewaffnen.

Ich lasse jetzt den Pfarrer Hirzel weiter erzählen:

Gegen die Mündung der Storchengasse in den Fraumünsterplatz hörte ich plötzlich Cavalerie heransprengen, lief schnell vorn an die Schützen, und — (nun höre man wieder den Pfaffen!) rief ihnen zu: „Um Gotteswillen nicht zu feuern, bis Zwei von uns todt darniederlägen, damit wenigstens wir nicht den Bürgerkrieg anfangen." In diesem Augenblick sah ich die Dragoner mit gezücktem Säbel —"

Doch — ich muß hier bemerken, daß unser Verf. lediglich die Hirzel'sche Erzählung mittheilt, und die vom Major Uebel gegebene Darstellung des Vorgangs (vergl. „Leipziger Allgemeine Zeitung", 1839, Nr. 270) verschweigt. Er traut dem Pfarrer mehr als dem Offizier. Ich will keinen Zweifel in die Aufrichtigkeit des Pfarrers Hirzel setzen, aber ich frage, wer verdient in Betreff der Schilderung eines Treffens mehr Glauben, der brave, erprobte kriegegeübte Offizier, der gewiß keinen Augenblick einem Volkshaufen gegenüber die Ruhe und Aufmerksamkeit verlor, oder der fanatische, heftig aufgeregte, durch das Zusammentreffen überraschte Pfarrer, der den Bericht des Majors „ganz unrichtig" nennt, aber selbst gesteht, nicht mehr recht zu wissen, was nach dem ersten Wortwechsel mit Major Uebel, dessen er sich ganz klar erinnern will, vorging? Da Hirzel's Darstellung überdies das Andenken des braven, seitdem in Algier an einer Wunde gestorbenen Offiziers befleckt, so schalte ich hier einen Auszug aus Major Uebel's Darstellung ein.

Uebel hatte von Hirzel Instruction, den Münsterplatz von Menschenmassen frei zu halten, und wenn bewaffnete Haufen sich näherten und nicht zurückwollten, die Waffen zu gebrauchen. Als sich der Hirzel'sche Haufe an der Mündung der Storchengasse zeigte, sprengte ihm Uebel mit seinen Reitern (20 Mann) entgegen, und rief: „Zurück! der Platz soll frei bleiben!" Hirzel antwortete: „Friede!" Uebel: „Ja wol, Friede! aber der Platz soll frei bleiben. Ihr dürft nicht vorrücken." Hirzel abermals: „Friede!" Jetzt riefen Leute hinter ihm: „Vorwärts!" und legten die Gewehre an. Oberst Hirzel, der zu Fuß von hinten herankam und alle Cavaleristen riefen: „Zurück!" Da fiel aus dem Haufen ein Schuß.

Hirzel, der Pfarrer, erzählt dagegen:

Ich sah die Dragoner mit gezücktem Säbel hart vor mir, trat hin vor Major Uebel und rief so laut ich konnte: „Wir kommen blos, um unsere friedlichen Unterhandlungen mit dem Regierungsrathe fortzusetzen; ich beschwöre Sie, beginnen Sie keinen Bürgerkrieg!" (Man denke sich diese Tirade in diesem Augenblick. O guter Pfarrer!) Allein Hr. Uebel sprach kein Wort, wenigstens hörte ich keinen Ton, und sah seine Lippen sich nicht bewegen. Vielmehr zog er sich mit seinen Dragonern ein paar Schritt zurück. Ich hoffte schon, er würde absteigen und mit mir sprechen, allein er glaubte vielleicht, daß er vor den nun wirklich angehaltenen Stutzen meiner Leute weniger sicher sei als ich zwischen diesen und den Pferden u. s. w. seiner Leute: er sprengte zum zweiten Mal auf uns ein, die wir unbeweglich stille hielten; wieder derselbe Zuruf von mir, wieder keine Antwort, nochmaliger Rückzug.

Dann erzählt Hirzel, aber aus unbestimmter Erinnerung, die Cavalerie sei zum dritten Male angesprengt, der Schuß gefallen, er wisse nicht, ob aus dem Haufen seiner Leute, oder aus einem Hause, ein Dragoner habe dann auf ihn, Pfarrer Hirzel, loshauen wollen, diesen Dragoner habe sammt seinem Pferde ein Schuß niedergestreckt, die Dragoner seien entflohen, rückwärts noch einmal feuernd, und „ihr Heldenmuth habe sich gegen die Unbewaffneten" die über die obere Brücke heranzogen, gewandt. In diesem Augenblicke habe er, mit schwerem Herzen, gerufen: „Nun denn in Gottes Namen vorwärts!" „Zum Feuern — (hört den Pfaffen!) foderte ich niemals auf." Der ganze Zug sei dann an dem gefallenen Dragoner vorbeimarschirt, der sich unter dem Pferde hervorarbeitete, „ohne ihm ein Haar zu krümmen", gegen die Mitte des Platzes.

Hier erfuhren wir erst recht die Schändlichkeit und Niederträchtigkeit der Gegenpartei. Nicht offen, Mann gegen Mann, wagte sie zu kämpfen, sondern feige verkrochen sie sich in die Häuser und richteten ihre meuchelmörderischen Schüsse auf ihre Brüder u. s. w.

Major Uebel erzählt dagegen weiter:

Als der Schuß fiel, rief Pfarrer Hirzel: „Nun denn, in Gottes Namen schießt!" Ein lebhaftes Rottenfeuer erfolgte, wovon mehre Cavaleristen und Pferde getroffen wurden. Natürlich gab jetzt auch die Cavalerie Feuer. Ich konnte aber nicht daran denken, mit 20 Reitern eine in enger Straße dicht zusammengedrängte Masse von mehr als 2000 Menschen, welche lebhaft auf uns feuerten, zurückzuwerfen; auch bemerkte ich in diesem Augenblick eine zweite feindliche Masse über die obere Brücke uns fast im Rücken gegen den Platz vorrücken: ich führte daher die Cavalerie an das Zeughaus neben die Infanterie zurück; unterwegs machten wir noch zweimal Front, um Kameraden zu retten, deren Pferde gestürzt waren. Die feindliche Masse folgte uns, blieb aber im Vorgehen nicht dicht zusammen. Als diese Haufen am Zeughause ankamen und auf wiederholtes Zurückrufen nicht wichen, sondern wüthend andrangen, gab die Infanterie Feuer und die Cavalerie brach hervor. Nach einem kurzen Gefecht zogen sich die feindlichen Haufen in wilder Flucht zurück.

Wenige Minuten später kam von der Regierung der Befehl, das Zeughaus an die Stadtwehr zu übergeben und bald darauf ein zweiter Befehl, die Militairschule zu entlassen.

Oberst Hirzel und Oberstlieutenant Sulzberger verlangten, mit der Schule in Masse nach Dietikon an der Grenze des Cantons zu marschiren, um sie dort zu entlassen. Dies wurde auf das entschiedenste verweigert und wir mußten einzeln, so gut Jeder konnte, die Stadt verlassen. Alle Cavaleristen mußten in andere Casernen gehen, um sich der Wuth der fanatisirten Massen zu entziehen; Einzelne haben auf ihrem Wege noch Schüsse bekommen. — — Als die Leichen der Gebliebenen (9 im Ganzen) in der Kirche aufgestellt waren, haben die Lenker des Glaubens die Haufen der Bauern vor den Leichen vorübergeführt und ihnen gesagt: Seht! Dem hat Major Uebel den Kopf zerhackt, Jenen erschossen u. s. w.

Auch dem Oberstlieutenant Sulzberger hat Pfarrer Hirzel noch eins angehängt.

Es ist zu bemerken, daß die Infanterie schwerlich dem Befehle von Hrn. Obersten Sulzberger gehorcht haben würde, wenn sie gewußt hätte, daß dieser radicale Held ein paar Stunden später als galantes Fräulein in Schleier und Corsett seine Ehre beweisen werde.

Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß sich Oberstlieutenant Sulzberger in Frauenkleidern gerettet habe. So viel ist aber gewiß, daß die Ehre eines Soldaten es nicht erfodert, wenn ihm der Gebrauch der Waffen von seiner Obrigkeit verboten und er des Dienstes entlassen ist, sich vom Pöbel abschlachten zu lassen, sondern daß es ihm auf alle

Weise zu rathen ist, daß er sehe, wie er mit heiler Haut davon komme; ob er in Verkleidung und in welcher seine Flucht bewerkstellige, ist gewiß ganz gleichgültig: die nächst zu habende gewiß die beste. Was meint ihr aber zu der liebreichen Art, in welcher der fromme Pfarrer jene Verkleidung ausmalt?

Der Regierungsrath fing an sich zu zerstreuen, als das Gewehrfeuer gehört wurde. Aus dem Hause, wo er Sitzung hielt, stürzte noch Regierungsrath Hegetschweiler, den schriftlichen Befehl, nicht länger zu schießen, in der Hand, den er einem Cavalerieoffizier übergab, und fiel, von einem Schrotschuß getroffen, ein Opfer seines Muthes. Nach Beendigung des Kampfes constituirte sich aus Mitgliedern der aufgelösten Regierung und Mitgliedern der Volkspartei eine provisorische Regierung.

Ich schließe. Die ganze Geschichte — „sie klingt sehr pfäffisch".

> — — Pfaffen waren's auch.
> Sie waren mehr als Andere betheiligt,
> Der Aufruhr schwoll, der Aufruhr ward geheiligt.

G. Julius.

Romanliteratur.

1. Die Bettler in Köln, ein Roman von Maria Lenzen. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1843. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Man muß der Autorin dieses Romans die romantische Schule zugestehen und sieht die Romantik bis zum höchsten Grade gesteigert. Es gibt Begebenheiten und Leidenschaften aller Art, und meist von den abenteuerlichsten; und Schatten und Licht sind so grell aufgetragen, daß man diesen Roman mit jenen nur mit zwei Farben, nämlich roth und schwarz, gemalten Bildern vergleichen möchte; auch treten sämmtliche Gestalten sehr grell hervor und beschäftigen durch ihr Erscheinen, Sprechen, Thun, die Phantasie des Lesers auf sehr fesselnde Weise. Das Ende des 17. Jahrhunderts und die ersten Jahre des 18. geben den Zeitraum der Begebenheiten. Köln ist der Schauplatz und die damaligen Sitten und Gebräuche scheinen guten Chroniken entnommen zu sein. Das Bettlerreich, jener kleine Staat im Großen, ist in seinen verschiedenen Typen gut repräsentirt; man sieht sie betteln, schwelgen, darben und in ihrer ganzen privilegirten Gemeinheit sich entwickeln. Beim ersten Ton der Morgenglocke spie die Pfarrei von St.-Mauricius ganze Scharen dieser Hefe der Menschheit aus, sie überflutheten in einem Nu die Straßen Kölns und kehrten erst am Abend zurück. Diejenige Kirche oder Klosterschwelle, wo seit vielen Jahren Vater und Mutter gebettelt hatten, betrachtete der Bettelnde als sein rechtmäßiges Eigenthum und kein Anderer durfte die Stätte einnehmen. Er wurde von seinen Standesgenossen in diesem sonderbaren Eigenthumsrecht beschützt; daher kam es, daß Manche das Bettelrecht an verschiedenen Portalen besaßen, während Andere eine solche Stelle oft mit Vielen theilten. Manche besaßen mehre solcher Bettlerstellen, Andere nur Antheil daran. Den Töchtern gab man häufig eine Bettlerstelle statt des Heirathsguts. Die ärmsten und verachtetsten von Allen waren die auf das Thürbetteln der Bürger angewiesenen. Und dieser Sphäre entsproßte die Heldin unsers Romans, die schöne Columba, ein Ideal von Schönheit, Bildung, Tugend u. s. w. Sie ist an den würdigen Bettler Valentin Hahn verlobt, welcher drei Bettelstellen besitzt und also eine gute Partie ist. Sie liebt aber einen jungen Maler, erregt die Leidenschaft eines Comthurritters, welcher ihr nachstellt und gegen den sie mit Dolch und Messer ihre Unschuld vertheidigt. Sie findet in einem würdigen Gelehrten ihren Vater, den Verführer ihrer Mutter, die Mutter aber in Ketten, als Mörderin des Gatten und Brandstifterin, als ein verworfenes, Ekel erregendes Weib, welches auf dem Schaffot endigt. Wenn dem Buche auch historische Wahrheiten untergelegt sind, so fehlen ihm doch die psychologischen, denn Alles ist übertrieben, allzu grell aufgetragen. Entsetzen häuft sich auf Entsetzen, das Ende ist traurig, schauerlich, die Liebenden sterben, nachdem ihre Liebe sich als alle Prüfungen bestehend erwiesen hat. Der Charakter eines vornehmen Coquetten ist eben so unwahr in seiner Frechheit, wie Columba und Agnes, die Bettlerinnen, in ihrem Edelmuth und in echter Weiblichkeit. Trotz aller der hier angeführten Mängel liest man indeß von Anfang bis zu Ende mit Spannung und folgt gern durch die wechselnden Bilder, von der Bettlerwohnung zum Carneval von Köln, von den Verführungsscenen des Comthurs zu dem Liebeflüstern des liebenden Malers, über Kerker, Verhör, Schaffot, Abenteuer aller Art; man vernimmt Segen und Fluch, man sieht hassen und lieben in den grellsten Farben und läßt sich gern umspinnen von diesem bunten Gewebe einer begabten weiblichen Phantasie, welche mit beinahe männlicher Feder niederschrieb und die Kühnheit des Ausdrucks nicht scheut, wo er zum tiefsten Schatten ihr nothwendig dünkt.

2. Lodore. Nach dem Englischen von A. Gräfin v. M***. Zwei Bände. Altenburg, Pierer. 1843. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Sehr weitschweifig erzählt; Conversationen, Lebensgeschichten, Rückblicke und Nachträge aller Art, die man weniger ihrer selbst wegen gern liest, als der handelnden Personen wegen, mit denen der Leser bekannt gemacht wird und die ihn in ihren verschiedenen Individualitäten so sehr interessiren, daß er gern ihr ferneres Schicksal erfahren möchte. Man liest mehr aus Neugierde als aus Genuß am Lesen. Dieser handelnden Personen sind sehr viele, und alle mehr oder weniger gut und edel gehalten, eine jede hat zwar ihre Fehler, doch zuletzt legen sie diese ab. Lodore, der dem Buche den Namen gab und dessen Held ist, stirbt schon in der ersten Hälfte. Seine Existenz in Amerika, sowie sein früheres Leben, hätten viel kürzer skizzirt werden können. Der Leichtsinn und Stolz seiner Frau haben ihn bewogen, sie zu verlassen und ihr das Kind auch zu entführen. Der Charakter dieser Frau ist nun, wie es scheint, das Hauptmotiv des Werks, er wird in seinen Schroffheiten von allen Seiten beleuchtet; zuletzt wird indeß aus der egoistischen Frau eine liebevolle, aufopfernde Mutter. Es endigt Alles in Friede und Glück, und es ist gewiß nicht leicht, so zahlreiche heraufbeschworene Gestalten mit- und nebeneinander durchzuführen und doch glücklich zu machen. Talent und Erfahrung verräth der Autor dabei, doch kein Genie, da solches die Lebenswahrheiten und psychologischen Grundideen mit weniger Material dargestellt haben würde.

3. Drei Tage in San-Carlo. Roman von Georg Lotz. Drei Theile. Jena, Luden. 1843. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Eine aus den verschiedensten Individuen bestehende Gesellschaft aus verschiedenen Ländern stammend und verschiedene Sprachen redend, versammelt sich im Hospital zu San-Carlo zu Havana, in dieser trefflichen Anstalt der Verpflegung von in- und ausländischen Kranken, und man erzählt sich, um die Zeit der Genesung zu verkürzen, allerlei wahre und erfundene Begebenheiten, Auszüge aus Memoiren, Novellenskizzen u. s. w. Der Verf. scheint nichts davon erfunden zu haben, denn Ref. fand Erinnerungen aus französischen und andern Autoren; er hat sie aber gut nacherzählt, auf anmuthige Weise aneinander gereiht, geschickt in die Conversationen der vereinigten Patienten eingewebt, die Individualitäten des Erzählers ihnen angepaßt, sodaß man die Absichtlichkeit der Einfassung jener wahrscheinlich seit lange gesammelten Erzählungen nicht allzu sehr herausfühlt. Am besten gefiel uns der Auszug aus den Memoiren eines alten französischen Bürgers: „Eine berühmte Frau"; diese gibt die Geschichte der Caroline Wuiet, welche als Kind schon glänzte, als junges Mädchen eine so große, gefeierte Rolle spielte, um im Alter kümmerlich verlassen zu sein und vergessen

zu werden, lange ehe sie gestorben ist. Ihr letztes Wort: „Wo das himmlische Feuer gebrannt hat, kann keine Freude sein, da bleibt nur Asche noch übrig", ist in ihrer verlassenen Lage sehr ergreifend. Auch die Erzählung vom Belisar der großen Armee ist anziehend und hat gewiß den Kreis der vereinigten Zuhörer erfreut. Die spanische Novelle: „Braut von Navarra", sprach uns am wenigsten an; sie ist zu lang gedehnt und man vergibt nur den unnöthigen Aufenthalt auf einer Reise, wenn der Weg etwas Reizendes oder Interessantes bietet, was hier aber nicht der Fall ist. Die ganze Sammlung ist indeß, trotz einiger schwacher Producte, welche nie bei einer Sammlung fehlen, doch sehr empfehlungswerth.

4. Louise. Aus den Papieren eines Staatsmannes, von L. Schubar. Berlin, Heymann. 1843. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Vorrede läßt zweifelhaft, ob Wahrheit oder Erfindung den Stoff zu diesen Blättern geliefert, indem sie versichert: „daß einzelne Punkte sich an Begebenheiten anschließen, welche in dem Buche der Weltgeschichte verzeichnet sind, zum Theil aber auch diese Handlungen selbst ins Leben gerufen haben, nur daß diese Handlungen, wo es angemessen schien, von den Orten des Ursprungs entfernt und willkürlich auf fremden Boden verpflanzt sind." Durch diese Erklärung verlieren die Mittheilungen sehr ihren Werth, sie sind weder poetisch noch romantisch genug, um des Localinteresse entbehren zu können; als historische Wahrheiten sind sie zu breit erzählt, um dem Diplomaten und Staatsmann Unterhaltung zu bieten; als Erfindung enthalten sie zu wenig romantische Ausschmückung, um zu erfreuen. Die Heldin, welche dem Buche den Namen gibt, erscheint nur flüchtig, und man weiß nicht, was sie will, was sie soll, was sie treibt und warum sie handelt. Verschmitzte Diplomaten, ein räthselhafter Mönch, diplomatische Betrüger, vermummte Gestalten einer heimlichen Verbindung, deren Zwecke ebenso vermummt sind u. s. w., ziehen wie die Gestalten eines Schattenspiels vor dem Leser auf und nieder, keine vermag zu fesseln, keine tritt lebendig und klar Rechenschaft gebend heraus. Das Verschwinden, Wiedererscheinen und abermalige Entwendetwerden der baierischen Documente verheißt vergebens eine verständliche Katastrophe, und diejenige, welche endlich eintritt und den Tod der Heldin herbeiführt, ist ebenso dunkel, wie das ganze Buch, wie der Nachtrag des Helden. Der Stil des Staatsmanns ist mit französisirten Worten angefüllt, was oft stört; das ist wahrscheinlich mit Vorbedacht geschehen, die damalige Sitte darstellend, doch ist diese Phrasenverzierung zu häufig angebracht und wirkt unangenehm störend auf den Leser.

5. Novellen aus dem modernen Leben von Fr. Paolo. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1843. 8. 1 Thlr.

Drei Novellen, welche jede die Darstellung einer Ansicht, die Verkörperung einer Idee zum Zweck hat. In den „Zwei Schwestern" ist die Tendenz indeß am wenigsten klar. Der Held hat das Recht zu sehr auf seiner Seite, wenn er seine Neigung von der coquetten Schwester ab und der bessern zuwendet, um die harte Bestrafung der letztern zu verdienen. Die Novelle „Ins Kloster" ist gegen die Tyrannei des Katholicismus gerichtet und stellt dieselbe in das grellste Licht. Der Jesuitismus mit seiner zweideutigen Moral, welche kein Mittel scheut zum Triumph der Kirche, wird in grellen Bildern dargestellt. Die Disputationen über Protestantismus und Katholicismus sind ernst und durchdacht, beinahe zu ernst zur Novelle. Der Erzählungsfaden ist ergreifend. Die „Moderne Ehe" verdient das Prädicat modern auf dem Titel nur, indem Lißt darin spielt und George Sand genannt wird; die Ehe gehört in ihrer Eigenthümlichkeit jeder Zeit an, denn zu allen Zeiten haben solche Heirathen nach Vermögen stattgefunden, welche schlecht ausfielen und deren Glück an der Emancipationswuth der Frau scheiterte. Die jetzige Zeit beschirmt sie nicht mehr als jede andere. Man liest indeß auch diese Novelle mit Vergnügen und wird die ganze Sammlung gewiß nicht zu den unbedeutenden Erscheinungen unserer Literatur rechnen. 12.

Bibliographie.

Aus der Residenz. Schicksale eines Fürstensohnes. Zwei Bände. Breslau, Kern. Kl. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bacherer, G., Schattenrisse und Querstriche aus den Reise-Papieren des Michel Teut. Darmstadt, Leske. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Beidtel, J., Betrachtungen über einige durch die Zeitumstände besonders wichtig gewordene Gegenstände der Civilgesetzgebung und Staatswirthschaft. 2ter Theil. Leipzig, Barth. Gr. 8. 22½ Ngr.

Beitrag zur Beurtheilung des Preußischen Strafgesetzentwurfs in seinem allgemeinen und politischen Theile. Jena, Hochhausen. Gr. 12. 15 Ngr.

Die Beschwerden und Klagen der Slaven in Ungarn über die gesetzwidrigen Übergriffe der Magyaren. Vorgetragen von einem ungarischen Slaven. Leipzig, Binder. Gr. 8. 1 Thlr.

Brunnow, E. v., Der Troubadour. Historischer Roman. Zwei Bände. 2te Auflage. Leipzig, Teubner. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bibliothek für moderne Politik und Staatswissenschaft. Herausgegeben von K. Riedel. 4tes Heft: Mariana von dem Könige und des Königs Erziehung. Mit Untersuchungen über den christlichen Staat der Neuzeit, von K. Riedel. Darmstadt, Leske. Gr. 16. 1 Thlr.

Das Buch von unserm Könige, oder Leben, Reisen, Reden, Anekdoten und Charakterzüge des Königs Friedrich Wilhelm IV. In drei Lieferungen. 1ste Lieferung. Leipzig, Schmalz. Gr. 8. 5 Ngr.

Evangelisches Concordienbuch, oder die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen, herausgegeben von F. W. Bodemann. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Flugi, A. v., Volkssagen aus Graubünden. Chur, Grubenmann. Gr. 12. 15 Ngr.

Hanke, Henriette, Sämmtliche Schriften. Ausgabe letzter Hand. 53ster bis 57ster Band. Hannover, Hahn. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In der Heimath. Briefe eines Halbjahres, vom Blätterknospen bis zum Blätterfallen. Von der Verfasserin von „Schloß Goczin". Breslau, Kern. Gr. 8. 2 Thlr.

Kraft, F. K., Kleine Schulschriften. Neue Folge. Stuttgart, Metzler. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Mauritius, A., Der Panslawismus. Eine Improvisation als Sendschreiben an den Grafen Adam Gurowski. Leipzig, Binder. Gr. 8. 10 Ngr.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 19ter Jahrgang, 1841. In zwei Theilen. Mit einem Portrait. Weimar, Voigt. 8. 4 Thlr.

Orsini, Leben des heiligen Vinzenz von Paul. Aus dem Französischen übersetzt. Herausgegeben von F. X. Steck. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 11¼ Ngr.

Possart, P. A. F. K., Die russischen Ostsee-Provinzen Kurland, Livland und Esthland, nach ihren geographischen, statistischen und übrigen Verhältnissen dargestellt. 1ster Theil: Statistik und Geographie des Gouvernements Kurland. Stuttgart, Steinkopf. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rieck, F., Der Schleswig-Holsteinische Gnomon und die Volksschule. Flensburg, Kastrup. 8. 10 Ngr.

Schirach, C. v., Über die von den Holsteinischen Ständen beantragte Reform des Strafverfahrens. Kiel, Schwers. Gr. 8. 10 Ngr.

Sigismund Rüstig, der Bremer Steuermann. Ein neuer Robinson, nach Capitain Marryat frei für die deutsche Jugend bearbeitet. Zwei Bände mit eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, Teubner. Kl. 8. 3 Thlr.

Sternau, C. O., Kaleidoscop von Dresden. Skizzen, Berichte und Phantasien. Magdeburg, Inkermann. 16. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 213. —— 1. August 1843.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preussische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt.

Vortrag, gehalten am 18. März 1843 im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin von **Dr. Gustav Waagen**, Director der Gemäldegalerie des Königl. Museums.

Vorbemerkung.

Der Wunsch, theils würdigere Ansichten über das Wesen von Baukunst, Bildhauerei und Malerei und deren Wirkung allgemeiner zu verbreiten, als leider nach den von mir vielfach gemachten Erfahrungen noch immer häufig im Schwange gehen; theils dem richtigen aber unbestimmten Gefühle darüber bei so Vielen einen bestimmten Ausdruck zu leihen, hatte mich veranlaßt, diesen Vortrag im hiesigen Wissenschaftlichen Vereine zu halten. Verschiedene mir zugegangene Auffoderungen, denselben zu veröffentlichen, haben mir bewiesen, daß ich meinen Zweck wenigstens nicht gänzlich verfehlt habe. Sowol um diesen Auffoderungen zu genügen, als auch an Orten, wo meine literarischen Arbeiten über Kunst bisher einige Theilnahme gefunden, vielleicht im obigen Sinne wohlthätig einzuwirken, übergebe ich den Vortrag hiermit dem Drucke. Obgleich ich in demselben das vorgeschriebene Zeitmaß einer Stunde schon um etwas überschritten hatte, so war es doch natürlich immer nicht möglich, in so kurzer Zeit einen so umfassenden Gegenstand irgend erschöpfend zu behandeln. Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich dies bei dem Druck, woselbst diese Schranke wegfällt, nicht nachgeholt habe. Durch eine strengere wissenschaftliche Form, durch eine größere Ausführlichkeit würde der Aufsatz allerdings an sich gewonnen haben. Er dürfte aber dadurch meines Erachtens minder geeignet geworden sein, auf die weitern Kreise von gebildeten Männern und Frauen einzuwirken, welche an der Kunst ein allgemeines Interesse nehmen, ohne daraus ein eigentliches Studium zu machen, worauf er doch ursprünglich, als ein lebendiger und anregender Vortrag, berechnet war. Für alle Solche, welche in Wesen und Wirkung der Kunst völlig eingeweiht sind, oder wenigstens es zu sein glauben, ist er ohnehin weder gehalten noch geschrieben, und würde er auch in erweiterter Gestalt überflüssig geblieben sein. Ich habe mich daher mit einigen Zusätzen begnügt, welche ihn nur in seiner ursprünglichen Weise gleichmäßiger abrunden dürften.

Berlin, 30. Mai 1843.

Gewiß ist die in unsern Tagen immer mehr erwachende Liebe zu den bildenden Künsten eine der erfreulichen Seiten unserer Zeit. Es dürfte indeß wol die Frage sein, ob diese Kunstliebe sich der Gründe, worauf sie beruht, der Wirkungen, welche sie hervorbringt, immer deutlich bewußt ist. Ich erlaube mir daher, der hochverehrten Versammlung Einiges über die Stellung vorzutragen, welche der Baukunst, der Bildhauerei und der Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt. Inwiefern diese Künste, welche ich im Verfolge alle drei unter dem Namen der bildenden begreife, eine solche Stellung einst wirklich eingenommen, werden uns vor Allen die alten Griechen und die Italiener des Mittelalters lehren. Schließlich wird sich daraus die Stellung jener Künste in unsern Tagen, und was wir uns von ihnen versprechen dürfen, so gut wie von selbst ergeben.

Gleich der Dichtkunst und der Musik sind auch die bildenden Künste die Töchter der schöpferischen Kraft im Menschen, der Phantasie, welche bestimmt ist, uns die Schönheit in der einer jeden Kunst entsprechenden Form in unendlicher Mannichfaltigkeit zu offenbaren. Wie der Dichtkunst die Sprache, der Musik der Ton, so ist den bildenden Künsten der sinnliche, durch die Anschauung auffaßbare Stoff, als Ausdrucksmittel ge-

geben, sei es nun, daß er, wie bei der Architektur und Bildhauerei zugleich greifbar, oder, wie bei der Malerei, nur scheinbar ist.

Wie allgemein und wie ursprünglich diese Ausdrucksweise der Phantasie für die unmittelbare, sinnliche Anschauung dem Menschen innewohnt, zeigen die vielen kindischen Kunstversuche bei Völkern, welche auf einer sehr niedrigen Stufe der allgemeinen Cultur stehen. Die höchste Ausbildung derselben aber hat nur bei wenigen, selten begabten und von geographischen und historischen Verhältnissen vorzüglich begünstigten Völkern stattgefunden, deren Kunstdenkmäler daher auch als Geistesblüten, welche in so vielen Jahrtausenden nur an einigen Stellen unsers Planeten zur Entfaltung gekommen, von den Gebildeten aller Zeiten und Länder mit Begeisterung bewundert und angestaunt werden.

Wiewol der Mensch in allen oben angeführten Künsten als Schöpfer erscheint, so drängt sich doch das Product von keiner derselben im Vergleich mit der großen äußern Welt (dem Makrokosmos), so sehr als Welt im Kleinen (Mikrokosmos) auf, als dies bei den bildenden Künsten der Fall ist. Wie die Gottheit die Welt nach ewigen Gesetzen der höchsten Zweckmäßigkeit und Schönheit geordnet, welche so geordnete Welt die Griechen schön mit dem einzigen Worte „Kosmos", die Römer mit „Mundus" ausdrückten, so gestaltet sich der Mensch, in welchem der in ihn gelegte, göttliche Keim zur Ausbildung gelangt ist, seine Umgebung nach ebenfalls ewigen, seinem Geiste innewohnenden Gesetzen der Schönheit und drückt ihr das Gepräge dieses seines Geistes auf. Da nun aber der Mensch ebenso gut ein Geschöpf der Natur ist wie alle andern auf der Erde, kann man die durch den menschlichen Geist vermittelten Erzeugnisse der bildenden Künste füglich Naturproducte in zweiter Potenz nennen, worin die Natur zum deutlichen Ausdruck des sich bewußt gewordenen Gesetzes der Schönheit gelangt ist.

Wie sich nun auf der großen Erde die Gebirge nach Art des Gesteins und der Einwirkungen der Elemente bald in erhabener Mächtigkeit und Schroffe, bald in sanften, lieblichen Schwingungen erheben, so steigen in der kleinen Welt, welche sich der Mensch erschafft, nach Art der geistigen Anlage und der historischen Erlebnisse, bald himmelanstrebende Pyramiden, bald schöne Tempel, oder hohe Dome, und wieder majestätische Paläste und heitere Villen empor. Die Gesetze der Regelmäßigkeit und Schönheit der Verhältnisse, welche in den gewaltigen Gebirgen aus der Masse des derben Gesteins nur in den kleinen Krystallen zum bestimmten Ausdruck und zu scharfer Form gelangen, gestalten bei jenen Kunstgebirgen, welche der Mensch hervorbringt, dagegen die ganze Masse und gewinnen sie für das Gebiet der Schönheit. Im obenberührten Sinne erscheinen diese als mächtige Krystallisationen der Natur in zweiter Potenz, welche dem Forscher der Kunstgeschichte ebenso von Geist und Art ihrer Urheber, nachdem deren Staub schon vor Jahrtausenden verweht ist, Zeugniß geben, wie der Naturforscher die Conchylien nach ihren Schalen bestimmt, aus denen das leicht vergängliche Thier längst entwichen ist. Betrachten wir daher die großartigen und schönen Ruinen, welche uns Ägypten, Griechenland und Italien darbieten, so findet auf sie, was Schiller so erhaben schön allein in geistiger Beziehung von den Fürsten sagt, auch in physischem Sinne seine volle Anwendung:

Völker verrauschen, Namen verklingen,
Finstre Vergessenheit breitet die dunkelnächtigen Schwingen
Über ganzen Geschlechtern aus.
Aber der Denkmale einsame Häupter
Ragen empor und Aurora berührt sie
Mit den ewigen Strahlen,
Als die stillredenden, traurenden Zeugen
Längst schon entschwundener edler Geschlechter.

Dieser Vergleich mit dem sich so natürlich darbietenden Schluß stieg in mir auf, als ich, an des seligen Schinkel Seite, die vom Frühroth beglänzten Tempel von Pästum in einsamer Öde vor mir liegen sah.

Wie aber dem mütterlichen Schoose der Erde die schöne Welt der Pflanzen entsprießt und sie mit tausendfachem Schmuck bekleidet, wie die mannichfaltigen Formen der Thiere und, vor Allem am bedeutendsten, der Mensch sie belebt, so sind auch in jener kleinen Welt, der Architektur, welche sich der Mensch schafft, die Künste der Sculptur und Malerei emsig bemüht, ein mannichfaltiges, eigenthümliches und geistig bedeutendes Leben der Schönheit zu gestalten.

Betrachten wir kürzlich, inwiefern sich diese Künste in den Mitteln, wodurch, und in den Gesetzen, wonach sie bilden, von der Architektur unterscheiden. Die Formen der Architektur sind in der Natur nicht vorgebildet, sondern allein das Ergebniß des Sinns für Harmonie und Schönheit der Verhältnisse im Ganzen und der Gliederung und Verzierung im Einzelnen, wie solches dem wahren Architekten, vermöge eines höhern, geistigen Gesetzes, ebenso innewohnt, wie die Biene vom Instinct getrieben ihre regelmäßig geformten Zellen baut. Bildhauer und Maler finden dagegen die Formen, womit sie sich aussprechen, schon in der Natur vor. Erscheinen sie hierdurch im Vergleich mit der Architektur nach einer Seite hin in einer größern Abhängigkeit von der Natur, so wird dies doch reichlich dadurch aufgewogen, daß die Architektur ursprünglich eine Tochter des Bedürfnisses ist und auch in ihren höchsten Schöpfungen diese ihre Mutter nie verleugnen, nie auf Unkosten der Zweckmäßigkeit schön sein darf, sondern vielmehr ihre Schönheit aus dem jedesmaligen Zwecke entwickeln muß, während Bildhauerei und Malerei sich dem schönen Ausdrucke von Ideen ganz unabhängig und frei hingeben können. Entspricht die Form, in welcher sich die Schönheit in der Architektur offenbart, in ihrem constructiven Theile der Schönheit der Natur, in ihrer unorganischen Erscheinung, wie sie uns in den Gebirgen und besonders in den Krystallen entgegentritt, in ihrem ornamentalen Theile aber, worin sie zum Organischen erblüht, der Schönheit der Natur in der Vegetation, so entspricht die Form der Schönheit in Bildhauerei und Malerei der Schönheit der Natur in ihren höhern animalischen Gebilden, namentlich in ihrem höch-

sten Product, dem Menschen, in welchem allein der Geist der Natur zum vollen Bewußtsein und zum lebendigsten Ausdruck seiner selbst gekommen ist. Obgleich nun diese beiden Künste sich, wie schon bemerkt, dieser organischen Wesen, und vornehmlich des Menschen, als Vorbilder zum Ausdruck ihrer Ideen bedienen, so ist doch die Schönheit, welche sie mittels derselben zur Anschauung bringen, nicht minder eigenthümlich als die Schönheit der Architektur, und wesentlich von der Schönheit in den entsprechenden Naturerscheinungen verschieden.

Diese Behauptung möchte Manchem paradox vorkommen, namentlich allen Denen, welche noch an dem Gemeinplatz festhalten, daß das Wesen der Sculptur und Malerei in der Nachahmung der Natur bestehe. Unter allen Umständen sind dem wahren Künstler die Naturformen aber nur Mittel zum freien, bewußten und schönen Ausdruck in seiner Phantasie entstandener Ideen, als eigenthümlichem Zwecke der Kunst. Und zu diesen Naturformen gelangt der echte Künstler weder dadurch, daß er ein einzelnes Individuum in allen Theilen möglichst genau nachahmt, noch dadurch, daß er, von einem Modell diesen, von einem andern jenen Theil entlehnend, eine Art äußerer Zusammensetzung macht; sondern wie die Biene, von einem unwiderstehlichen Instinct getrieben, das Bedürfniß hat, Honig hervorzubringen und daher von den Blumen angezogen wird, welche ihr den Saft dazu hergeben, und sich in deren Innerstes gänzlich versenkt und wie berauscht, so wohnt dem bildenden Künstler, als eine Art höherer, geistiger Instinct, das sehnlichste Verlangen inne, in ihm aufsteigende Ideen auf eine schöne und bedeutende Weise mittels Naturformen auszudrücken. Um dieses Verlangen zu befriedigen, stürzt er sich daher mit Begeisterung in die Fülle der äußern Naturerscheinungen, erkennt mit scharfem Auge das Unendliche und Ewige, das geistig Bedeutende, Schöne und Anmuthige, sei es in Form, Bewegung oder Ausdruck, welches seinen Zwecken entspricht, und schwelgt und vertieft sich in diesen Anschauungen und Studien in seliger Lust. In seiner so befruchteten und gesättigten Phantasie gewinnen seine Ideen Gestalt, und er ist im Stande, ihnen den angemessenen Ausdruck zu geben. Wie aber der Honig der Biene nicht ein mechanisches Gemisch des Saftes verschiedenartiger Blumen, sondern ein ganz neues Product eines organischen Wesens ist, ebenso ist das Product des bildenden Künstlers etwas durchaus Anderes als ein mixtum compositum einzelner Naturerscheinungen, es ist das organische Geschöpf seiner Phantasie, welchem er ebenso das eigenthümliche Gepräge derselben aufgedrückt und ihm ein geistiges Leben eingehaucht hat, wie die Natur einem ihrer Geschöpfe das ihrige. Daß der bildende Künstler als Aushülfe seines Gedächtnisses sich vielfach einzelne Studien sogleich äußerlich fixirt, bisweilen auch eine seiner Idee wunderbar entsprechende, einzelne Erscheinung in der Natur vorfindet, endlich bei der Ausführung die Natur mehrfach zu Rathe zieht, ändert in der Weise der Conception wie des Resultats nichts. Bei dem Maler umfassen diese Naturstudien außer der Welt der Formen auch noch die der Farben, und spricht sich daher auch in der Art und Weise, wie er dieselben mehr oder minder harmonisch zusammenstellt, seine Eigenthümlichkeit so entschieden aus, daß darin bei manchen Malern mit der Hauptreiz ihrer Werke liegt.*)

Dieses eigenartige Gepräge eines bestimmten, schönen Geistes ist es aber, welches den höchsten und geheimnißvollen Zauber eines Kunstwerks ausmacht und es von den entsprechenden Schönheiten in der Natur wesentlich unterscheidet. Je schöner, je bedeutender ein solcher Geist ist, desto mehr wird sich dieser Zauber steigern, woher z. B. ein Bild von Rafael etwas ungleich Anziehenderes hat als von dem an sich sehr liebenswürdigen Meister Garofalo.

Daß derselbe Fall auch bei den Werken der Architektur stattfindet, leidet keinen Zweifel, nur möchte sich hier Manchem die Frage aufdrängen, auf welche Weise sich die Eigenthümlichkeit des Architekten so deutlich ausspricht, daß man ein Werk, als von ihm herrührend, erkennen kann.

Auf den ersten Blick sollte man glauben, daß, nachdem gewisse Formen und Maße, gewisse Verzierungen einmal als die schönsten ermittelt sind, die Architekten in der Wiederholung derselben sich ziemlich gleich sehen müßten. Wie aber nach Geistes- und Lebensart der Völker, nach Klima und Baumaterial, in allen jenen Stücken sich eine so große Verschiedenheit ausgebildet hat, als sie z. B. in der griechischen und gothischen Architektur hervortritt, so stellt sich auch innerhalb jener großen Massen eine unendliche Menge von feinern Modificationen dar. Ja, jede neue Aufgabe fodert eine neue Lösung und führt daher für den echten Architekten nothwendig eine neue Modification mit sich. Seine Eigenthümlichkeit wird sich daher in der bestimmten Art und Weise aussprechen, wie er aus dem jedesmaligen Zweck und nach dem Material des Gebäudes Schönheiten der Verhältnisse wie der Ornamente entwickelt. Diese Art und Weise aber hat ein so bestimmtes Gepräge, daß man sie an den verschiedensten Aufgaben und bei dem verschiedensten Material doch wieder erkennt, wie dies z. B. für den Geübten bei zwei gleich vortrefflichen, in jenen Bezügen aber sehr voneinander abweichenden Gebäuden von Schinkel der Fall ist, dem Museum und der Bauschule.

Hat man für die Beurtheilung eines Bauwerks einmal diesen Standpunkt gewonnen, so erscheint die so oft gehörte Klage, daß unsere Architekten nichts Originelles hervorbringen könnten, weil es unserer Zeit an einer in ihr erfundenen, eigenthümlichen Bauart, gleich der griechischen oder gothischen fehle, keineswegs als gegründet. Allerdings nimmt der Architekt unserer Tage seinem Werke

---

*) Es mußte mir genügen, hier nach meiner Art kurz anzudeuten, was Schelling in seiner berühmten Abhandlung über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur ausführlich behandelt hat.

gegenüber als Erfinder eine andere Stelle ein, als ein Iktinos, einer der Baumeister des Parthenon, oder als ein Erwin von Steinbach, der Baumeister des Strasburger Münsters, wiewol Beide nur wieder Hauptglieder in der Kette gleichartiger Reihen von Erfindungen sind, welche ihnen bereits vorausgegangen waren; dessenungeachtet ist aber bei ihm die Erfindungskraft keineswegs unthätig. Er befindet sich den, heute genauer als je zuvor, in allen ihren Feinheiten zur allgemeinen Kenntniß gelangten, schönen Baudenkmalen aller Völker und Zeiten gegenüber in einem Verhältnisse, welches einige Ähnlichkeit mit dem der Bildhauer und Maler zu den Gebilden der Natur hat. Es kommt nur darauf an, was er mit diesem unermeßlichen Apparat anzufangen weiß. Der geistreiche, originell schaffende Architekt gelangt dazu, sich das ihm nach einer innern Verwandtschaft seiner Natur Zusagende geistig anzueignen, und sich desselben mit derselben Freiheit zu seinen Zwecken zu bedienen, dem mittels desselben hervorgebrachten Werke, von dem allgemeinen Entwurfe, bis zu den kleinsten Ornamenten, dieselbe geistig-organische Eigenthümlichkeit seines Wesens aufzudrücken, wie der Bildhauer oder Maler es mit seinem Werke im Verhältniß zur Natur macht. Es findet hier im Vergleich zu jenen alten Architekten immer eine freie Reproduction statt. Ein solcher Architekt war Schinkel.

Den kalten, geistlosen Nachahmer und Eklektiker kann dagegen selbst die Benutzung, ja die genaue Wiedergabe der gepriesensten Muster nicht verbergen. Aus der Art, wie er auch nur ein noch so classisches Ornament anbringt, fühlt der Kunstverständige heraus, ob es dem Architekten lebendig an seiner Stelle herausgewachsen, oder, wie ein exotisches Gewächs, willkürlich und invita Minerva angeklebt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hospitaliten-Literatur.

Der „Eclaireur du Midi" ist das allernützlichste und allerökonomischste Journal, das auf Erden erscheint, das nützlichste in Betracht der hochwichtigen Gegenstände, mit denen es sich beschäftigt, das ökonomischste wegen der ungeheuren Wohlfeilheit seines Abonnementspreises. Diese Behauptung ziehe nur Niemand in Zweifel! Denn nicht Ref. behauptet sie, sondern der „Eclaireur du Midi" selbst, oder vielmehr der Directeur desselben zu Avignon, d. h. der Mann, welcher dieses allervortrefflichste Journal Namens der Frères hospitaliers de St.-Augustin herausgibt. Der Leser ist ohne Zweifel sehr gespannt auf nähere Bekanntschaft mit dem gerühmten Blatte. Doch erst ein Wort über die Gesellschaft, welche es herausgibt. Das Institut der Frères et soeurs, der Hospitaliten des heil. Augustin, hat es sich zur Aufgabe gemacht, allerlei heilsame Schriften herauszugeben, fromme Tractätchen, populaire Abhandlungen über Medicin, Ackerbau u. dgl., natürlich auch diese nicht ohne fromme Beimischung. Als Krankenpfleger sind die Hospitaliten wirklich schätzenswerthe Menschen; sie reisen in die Länder, wo Epidemien herrschen, und sind unermüdlich in Ausübung der beschwerlichsten und widrigsten Nächstenpflicht. Damit befaßt sich eine Classe derselben, die eigentlichen Hospitaliers; es gibt aber im Orden noch zwei Classen, nämlich Solitaires, die unnützesten und unökonomischsten Geschöpfe unter der Sonne, und die Missionnaires propagateurs de bons livres, eben Diejenigen, welche das nützlichste und ökonomischste Journal, den „Eclaireur du Midi" herausgeben.

Was nennen diese Missionare „gute Bücher"? Was verstehen sie unter „Aufklärung"? Wie sieht der Inhalt des nützlichsten Journals aus? Der „Eclaireur" erscheint seit dem 1. Jun. 1842 in 12 jährlichen Lieferungen von je 48 Seiten; das Jahresabonnement kostet nur 3 Francs. „Der ‚Eclaireur'", so berichtet das diesjährige Programm, „behandelt Gegenstände der höhern Philosophie." Was ist höhere Philosophie? Geduld! „Der ‚Eclaireur' handelt über die guten und bösen Engel, ihre Macht und Wirkung auf den Menschen, auf die Natur und die ganze Welt; er handelt über Wunder, Zauberei, abergläubische Praktiken, Besessenheit und übernatürliche Erscheinungen aller Art, wie solche vielen Theologen und insonderheit Ärzten und Philosophen viel zu schaffen machen." Also bekämpft wol der „Eclaireur" alle Art von Aberglauben? Geduld! „Der ‚Eclaireur' gibt die Kennzeichen an, nach welchen man unterscheiden kann, was gute und was böse Geister seien. Die Wissenschaft hiervon ist den Beichtigern unerläßlich sowie auch den Ärzten. Man sehe nur Hippokrates" u. s. w. „Die Beichtiger und Ärzte, welche diese, leider in den Seminarien und auf den Universitäten höchst vernachlässigte Wissenschaft nicht verstehen, handeln gleich Blinden" u. s. w. „Die Sektirer, Swedenborgianer, Jansenisten u. s. w. bilden sich ein, daß ihre Hellseherinnen und Kataleptischen aus dem heiligen Geist reden. O ja doch! Der ‚Eclaireur du Midi' beweist, daß aus ihnen der Teufel redet und der heilige Geist nur aus den römisch-katholischen Heiligen." „Der Ackerbau ist ebenso materialistisch geworden wie die Medicin. Der ‚Eclaireur du Midi' wird ihn zur Religion zurückführen, als zu seiner eigentlichen Stütze." „Der ‚Eclaireur' ist kein Sophistenwerk, er wird einfach und kunstlos reden, er wird die freie Rede und die freie Schreibart der Heiligen sich zum Muster nehmen." „Die Religion und die Menschheit sind betheiligt bei dem Succeß dieses Journals." „Der ‚Eclaireur' hat Nichts vor Augen als Gott und das Heil der Seelen, wie schon der Abonnementspreis genugsam zeigt." U. s. w. Also abonnire, lieber Leser, abonnire! 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 214. —— 2. August 1843.

Über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt.

(Fortsetzung aus Nr. 213.)

Hängen nun schon Sculptur und Malerei nicht wie die Architektur theilweise vom Bedürfniß ab, so sind sie doch Kinder der Architektur und dürfen diese Abkunft ungestraft nie ganz vergessen. Wie es nämlich zum Wesen der Architektur gehört, gewisse Gesetze der Symmetrie festzuhalten, so müssen solche auch in den Werken der Bildhauerei und Malerei in der Anordnung, in der Vertheilung der Massen im Raum, wenn schon im Ganzen mehr verhüllt, im Einzelnen mit mehr Freiheit, beobachtet werden. Die meisterliche Wahrnehmung dieses Gesetzes gehört z. B. zu den größten Eigenschaften Rafael's. Man hat die Beobachtung desselben passend das räumliche Stilgefühl genannt.

Aber auch die Architektur erfährt wieder einen gewissen Einfluß von der Sculptur und Malerei. So thut sich bei ihr in den Zeiten ihrer höchsten Blüte das malerische Element in einer geschmackvollen, meist durch einen besondern, praktischen Zweck bedingten Unterbrechung der zu strengen Symmetrie kund, wie bei den mit dem Parthenon verbundenen kleinen Gebäuden des Pandrosions und des Erechtheums und so vielen gothischen Kirchen. Das plastische Element aber tritt bei der größern Ausbildung des ornamentalen Theils der Architektur, z. B. bei der Canelirung des Säulenstammes hervor, wodurch das Schwere und Plumpe der Masse gebrochen, und dieses Glied, welches ursprünglich als tragendes mehr constructiv ist, in ein zu gleicher Zeit in einem hohen Grade schmückendes verwandelt wird. Wie allen drei Künsten das Zeichnen als Element gemeinsam ist, so zeigt sich auch in jenen gegenseitigen Einflüssen eine enge Verwandtschaft derselben und der bei dem Schaffen in jeder von ihnen thätigen Geistesart. Hieraus ist es zu erklären, daß manche Künstler sich in allen dreien hervorgethan, von denen ich hier nur den Michael Angelo Buonarroti als das berühmteste Beispiel anführen will.

Allerdings aber hat jede dieser Künste wieder ihre besondern Stilgesetze, von deren strenger Beobachtung ein großer Theil des Werths ihrer Productionen abhängt. Vor Allem machen sich bei der Architektur und Bildhauerei gewisse Foderungen des Materials, deren sie sich bedienen, geltend. In der Architektur müssen die Gesetze der Statik auf eine Weise beobachtet sein, daß die Gebäude auch dem äußern Sinn in allen Theilen als eine fest auf sich beruhende Masse erscheinen, und nicht, wie der schiefe Thurm von Pisa, den Eindruck machen, als ob sie Einen durch Umsturz erschlagen könnten. Nach der Verschiedenheit des Materials treten für Construction wie für Ornamentirung wieder verschiedene Bedingungen ein. Anders sind diese, jenachdem der Architekt in Holz oder Stein und wieder, jenachdem er in großen Werkstücken oder in Backstein zu bauen hat. Wesentliche Stilgesetze sind außerdem für ihn, die Hauptlinien nicht zu unterbrechen, die constructiven und ornamentalen Glieder nicht auf eine Weise zu mischen, daß man nicht erkennen kann, welchem der beiden ein jedes angehört; endlich durch die Ornamente die Profile der Hauptglieder nicht zu durchschneiden.

Bei dem Bildhauer greifen die Stilgesetze des Materials in sehr mannichfachen Modificationen ein. Er darf nie vergessen, daß der Stoff, worin er bildet, sich immer als eine schwere und derbe Masse darstellt, und muß mithin in Rundwerken wie der Architekt nicht versäumen, den Schwerpunkt auf eine Weise zu beobachten, welche auch den äußern Sinn nicht stört. Er soll daher zu lebhafte Bewegungen, wie die des Fliegens und Fallens, vermeiden. Manche Gegenstände, bei deren treuer Nachahmung sich der Stoff zu sehr als solcher aufdrängt, wie z. B. Gewandfalten, Haarlocken, muß er mehr durch Vertiefungen und Einschnitte, als durch starke, immer plump und schwerfällig lassende Ausladungen ausdrücken und dadurch die Masse brechen und minder fühlbar machen. Andere Gegenstände, z. B. Bäume, welche er nicht im Einzelnen wiedergeben kann, darf er nur andeuten; noch andere endlich, welche in der Natur in gar zu großem Widerspruche mit seinem Material stehen, wie z. B. Wolken, muß er durchaus nicht darstellen. Ein schlagendes Beispiel hierfür gewährt die auf Wolken einherschwebende Statue der Hebe des Canova im hiesigen Museum. Bei erhabenen Arbeiten (Reliefen) darf er, um Verworrenheit und Unwahrheit zu vermeiden, nicht mehr als zwei Pläne gebrauchen, in welchen die in einem jeden derselben befindlichen Figuren einen gewissen all-

gemein dafür angenommenen Grad der Erhabenheit nicht überschreiten dürfen. Weite, landschaftliche Hintergründe sind vollends unstatthaft, weil ihm die Illusion der dem Maler zu Gebote stehenden Luftperspective fehlt, und sich in allen Plänen dieselbe breite Masse gleich sehr geltend macht. Anders stellen sich aber wieder manche dieser Bedingungen, nachdem das Material verschieden, z. B. Marmor, Bronze oder Holz ist. So würde z. B. die schöne bronzene Statue des fliegenden Mercur von Johann von Bologna in Marmor stilwidrig, ja unmöglich sein.

Wenn der Maler bei den ihm zu Gebote stehenden Mitteln der Linien und Luftperspective recht eigentlich darauf angewiesen ist, eine größere Zahl von Gegenständen in verschiedenen Plänen darzustellen, so hat er doch auch wieder die gefährliche Klippe der Überhäufung und Verworrenheit zu vermeiden. Um den jedesmal erstrebten Grad von Illusion zu erreichen, ist es ferner erfoderlich, daß derselbe in allen Theilen gleichmäßig durchgeführt sei. Obgleich in der Malerei die Stilfoderungen des Stoffes sich minder geltend machen als bei den andern beiden Künsten, so bestehen sie doch ebenfalls für gewisse Theile, wie z. B. bei der Behandlung der Gewänder. Wie es dem Bildhauer dabei darauf ankommt, die Masse zu brechen, so dem Maler, auf der Fläche die Wirkung von Massen hervorzubringen. Dies geschieht aber durch möglichst geringe Unterbrechung der Lichtmassen in ihrer allmäligen Abstufung. Um dies zu erreichen, haben die Maler dafür entweder breite Faltenmassen gewählt und die Angabe der kleinern Motive innerhalb derselben sehr gemäßigt, oder die Stoffe so zart angenommen, daß die Falten bei ihrer großen Feinheit die Lichtmasse nicht wesentlich stören. Die erstere Weise ist im Mittelalter, die zweite bei den antiken Gemälden vorzugsweise in Anwendung gekommen.*) Obwol es den Anschein hat, als ob viele dieser Stilgesetze in den drei Künsten sich fast von selbst verständen, lehrt die Kunstgeschichte leider, daß gegen alle unzählige Mal gefehlt worden ist.

Obgleich die geistige Schönheit der Eigenthümlichkeit des Künstlers, welche aus seinem Werke herausstrahlt, den Beschauer am geheimnißvollsten und mächtigsten anzieht, nächstdem aber die Beobachtung der jeder Kunst eigenthümlichen Stilgesetze von der entschiedensten Wirkung ist, so macht sich dasselbe doch auch noch in andern Beziehungen auf eine sehr bedeutende Weise geltend.

Zunächst kommt hier die Idee, welche uns der Künstler zur Anschauung bringt, in Betrachtung. Da thut sich nun eine unendliche Mannichfaltigkeit auf! Bald beziehen sich diese Ideen auf das Höchste, wozu sich der Mensch erheben kann: auf sein Verhältniß zur Gottheit, oder auf das schlechthin Ewige und Unvergängliche, bald auf die Gesammtheiten der Menschen, worin sie sich, als in höhern Individualitäten, hier schon auf Erden unsterblich fühlen, auf die Staaten und ihre Geschichte. In diesen beiden Beziehungen findet die bildende Kunst vorzugsweise ihre öffentliche, monumentale Bedeutung, und in den Denkmalen der Völker, welche zum freien und schönen Ausdruck in der Kunst gelangt sind, spiegelt sich in der würdigsten Vereinigung und Durchdringung der eigenthümliche Geist ihrer Kunst, ihrer Religion und ihres Staats. So tritt uns in den Tempeln und den Sculpturen der Griechen die jugendliche, sich genügende Frische und Naivetät der Menschheit in einer Fülle von scharfumrissenen, auch formell schönen Bildungen entgegen, während die Dome und religiösen Gestalten des Mittelalters eine erhabene Strenge, oft düstere, seltener heitere Feier, oder eine tiefe, ergreifende Sehnsucht athmen. Es versteht sich, daß in diesen beiden Kunstwelten tausende von Modificationen stattfinden, ich muß mich aber hier mit Andeutung der allgemeinsten Grundzüge begnügen.

Der Sculptur und Malerei gewähren die Werke der Dichter zunächst ein reiches Gebiet von Ideen, welche ebenfalls meist in monumentaler Weise ausgebildet werden. Auch hier ist es wiederum natürlich, daß die Künstler anders von Homer, und wieder anders von Dante begeistert werden und daß ihre Werke der Verschiedenartigkeit dieser Begeisterung entsprechen.

Selbst ganz einfache und schlichte Naturmotive haben bei den Griechen, wie bisweilen im Mittelalter und auch in der neuesten Zeit den Künstlern zu sehr anziehenden Werken Veranlassung gegeben; solche sind z. B. der Knabe, welcher sich den Dorn auszieht, eine berühmte, antike, bronzene Statue, wovon eine antike Wiederholung in Marmor im hiesigen Museum, das bekannte Gänsemännlein von Peter Vischer auf dem Marktplatze von Nürnberg, endlich die Statue der Psyche im Schlosse Tegel, eins der vollendetsten Werke von Rauch.

Ich komme zunächst auf die Beziehungen des Privatlebens, als Gegenstand der Kunst.*) Obwol, wie so viele Bilder in Pompeji beweisen, den Alten keineswegs fremd, haben sie doch erst vom 16. und 17. Jahrhundert an eine vielseitige Ausbildung erhalten und machen sich bald durch einen gemüthlichen, bald durch einen rührenden, bald endlich durch einen humoristischen Inhalt geltend. Entsprechen die Sculpturen und Bilder von monumentalem Charakter dem Epos und dem Drama, so nehmen diese in den verschiedenen Gattungen der Conversations-, der Bauern-, der Jagd-, Schlacht- und Viehstücke, worin sie sich ausspalten, die Stelle des Idylls und der Novelle in ihren mannichfaltigsten Ausgestaltungen ein. Ich erinnere hier für die Conversationsstücke an so viele Bilder des David Wilkie, in der Voraussetzung, daß diese durch die meisterlichen Kupferstiche nach denselben der hochverehrten Versammlung am allgemeinsten bekannt sein möchten. Für die sonstigen Gattungen wird es genügen, hier der Bilder des Teniers, des Wouwerman und des Potter zu gedenken.

In allen obigen Beziehungen spielt der Mensch die Hauptrolle; die Landschaftsmalerei begründet sich dagegen auf den eigenthümlichen Eindruck, welchen die Na-

*) Ich bin in diesen Angaben über Stilgesetze meist den treffenden Bemerkungen des Herrn von Rumohr im ersten Bande seiner „Italienischen Forschungen“ gefolgt.

*) Das Fach des sogenannten „Genre“.

aus auf den Menschen als ein geistiges [illegible] und ihr daher innig verwandtes Wesen hervorbringe. Wiewol auch diese Richtung der Malerei den Alten nicht unbekannt gewesen, wie aus verschiedenen Bildern aus Pompeji erhellt, so hängt sie doch innig mit der Auffassungsweise zusammen, welche die christliche Kunst von der antiken unterscheidet, und hat daher ihre höchste Ausbildung in neuern Zeiten, nämlich im 17. Jahrhundert erhalten. Es dürften nun Manche glauben, daß der oben als irrig verworfene Satz: „Die Kunst sei eine Nachahmung der Natur", wenigstens hier seine Richtigkeit habe. Dies ist aber keineswegs der Fall. Vielmehr braucht auch hier der schöpferische Künstler nur gewisse Naturmotive, um seine eigenthümliche Gefühlsweise auszudrücken. So ist der Grundzug in dem Wesen des Claude Lorrain das Gefühl der erhabenen Schönheit der Linien und einer ewigen Heiterkeit und Klarheit, in der nur die weite Ferne eine leise Sehnsucht weckt; eine Vereinigung, wie die glücklichsten Gegenden Italiens sie in den begünstigtsten Momenten darbieten, und Homer sie so herlich in der berühmten Stelle von den Inseln der Seligen schildert:

Dort lebt mühelos und behaglich der Mensch sein Leben;
Nie ist da Schnee, nie rauscht Platzregen da, nimmer auch Sturmwind;
Selbst Okeanos sendet des Wests hellwehende Hauche
Immer dahin, die Bewohner mit Frühlingsluft sanft kühlend.

Dagegen zeigt sich der berühmte Kaspar Poussin in seinen Landschaften bald als ein erhaben melancholisches, bald als ein höchst leidenschaftlich aufgeregtes, aber immer schönes Naturell.

Wer sich nicht zu einer solchen eigenthümlich poetischen Auffassung erheben kann, sondern nur die jedesmal vorliegende Natur geistlos copirt, wird daher auch zum Unterschiede Vedutenmaler genannt; womit indeß nicht gesagt sein soll, daß sich nicht auch hier ein eigenthümliches Gefühl aussprechen kann, ja aussprechen muß, wenn solche Ansichten ein höheres, künstlerisches Interesse erregen sollen. Indeß wird sich der geschickteste Maler dieser Gattung zu dem erfindenden Landschaftsmaler immer verhalten wie der bloße Portraitmaler zum Historienmaler. See- und Architekturmalerei sind Verzweigungen der Landschaftsmalerei. Die Landschaftsmalerei in jenem höhern Sinne entspricht der lyrischen Poesie vom erhabensten Hymnus bis zum leichtesten Liede.

(Die Fortsetzung folgt.)

Arndt und Deutschlands Erhebung im J. 1813.

Eine Stimme aus England.

Eine Zeit lang war es unter den französelnden Kritikern, unter den jüdischen Schöngeisterchen, unter den geschniegelten Salon-Romantikern in Deutschland Brauch, der Zeit von 1812—15, die so viel Herrliches sah, die Ehre nicht zu geben, sondern zu nehmen, welche sie in so reichem Maße verdient. Und doch war jene Zeit die erste in Deutschland, wo die Volkskraft hohe Wellen schlug, wo Ein Sinn, Ein Gefühl das deutsche Volk belebte, Ein deutscher Stamm den andern im Sturme mit sich fortriß; es waren Symptome da, welche anzeigen, daß die deutsche Einheit in mehr als Einem Sinne kein bloßer Traum bleiben, sondern daß sich die Prophezeiung davon früher oder später erfüllen wird; immer hat das Wort „deutsche Einheit" einmal hingeworfen, und das Volk wird es als [illegible] aufnehmen gegen Die, welche vielleicht jetzt schon wünschen, das Wort möchte nie ausgesprochen worden sein, weil sie sich vor den möglichen Consequenzen fürchten. Die aber, welche die glorreiche Zeit des Aufschwungs vom J. 1813 verunglimpften und beschnüffelten, waren zuvörderst junge jüdische Autoren, welche meist von Hause aus kein Mitgefühl für deutsche Art haben und obgleich sie deutsches Brot essen, deutsches Wasser trinken, deutsche Luft einathmen und klingendes deutsches Honorar beziehen, doch lieber den murrenden Slawen oder Panslawen oder den gemachten feinen Pariser spielen möchten; ferner die radicalen Liberalen vom J. 1830, welche stets auf Paris als auf die Stadt Gottes hinblickten, von der aus das Heil kommen müsse, die vielen Anhänger des plötzlich Mode gewordenen und blind zutappenden Napoleon-Enthusiasmus, die große Anzahl der aus Zeitgährungen und unbefriedigten Hoffnungszuständen hervorgegangenen Geister und Geisterchen, denen nichts recht war, die Alles bemäkelten und bespöttelten, blos um zu mäkeln und zu spötteln; endlich auch viele der Bessern, denen die Zeit in ihren Entwickelungen zu langsam ging, welche die Anstrengungen vom J. 1813 darum verachteten und verdächtigten, weil die im Innern Deutschlands gewonnenen Resultate ihnen diesen Anstrengungen nicht zu entsprechen schienen, weil sie die Querstriche bedauerten, welche der diplomatische Areopagus durch die Rechnung des deutschen Volks zog; und zu allerletzt die Unzahl Derer, welche kein eigenes Urtheil haben, sondern nur das ihnen Vorgesprochene nachlallen und nachbuchstabiren. Die Reihen dieser Verächter der Thaten von 1813 wurden noch durch einzelne emancipirte Schriftstellerinnen verstärkt, welche die Männerthaten von damals geringschätzten, weil ihnen die Thaten nicht mehr vor Augen und die Männer, welche die Thaten ausgeführt, entweder todt, oder bejahrt, d. h. durch Jugend und Kraft nicht mehr anziehend sind; denn das Weib kümmert sich viel um die Vergangenheit, es lebt für die Gegenwart, und wenn es einen Mann würdigen soll, muß es seine Persönlichkeit kennen. Gefallene Männer sind dem Weibe keine Männer, geschehene Thaten keine Thaten mehr. Daher der Ausspruch einer schriftstellernden Gräfin, was man denn um die Erhebung des preußischen und weiterhin des deutschen Volks ein so großes Geschrei mache? das sei doch wirklich so gut wie nichts, wenn ein Volk sich Jahre lang treten lasse und endlich sein Joch abschüttele. Mit Erlaubniß! Wenn der einzelne Mann den einzelnen Mann gegenüber hat und er wird von diesem beleidigt, so gibt er ihm entweder eins hinter die Ohren oder er fodert ihn vor die Klinge; sogar eine einzelne Stadt, wie Numantia, Karthago, Tyrus, in neuester Zeit Saragossa, mag sich leicht in der höchsten Noth wie Ein Mann zum Kampfe auf Leben und Tod vereinen; nicht so leicht ein Volk, welches umstellt und noch zum Theil in der Hand des Feindes ist, wo unter den Augen des Feindes erst Alles vorbereitet, organisirt, instruirt, die Einzelheiten zu einer Gesammtheit verdichtet werden müssen, und zwar einem so großen und furchtbaren Feinde wie Napoleon gegenüber. Und durch wen fiel das deutsche Volk? Durch sich selbst? Nein! Aber durch wen erhob es sich? Durch sich selbst! Man muß die Anstrengungen des preußischen Volks kennen, welche es gekostet hat, um das Ziel der allgemeinen Volksbefreiung zu erreichen, man muß die historischen Vorderſätze kennen; aber darum kümmert sich ein Weib freilich nicht, welches auch im Buche immer nur wie am Theetische schwatzt.

Diese verächtlichen Ansichten über die Erhebung Preußens im J. 1813 waren, bei der durch einzelne Gründe gerechtfertigten Abneigung des übrigen Deutschlands gegen Preußen, so banal, daß eine entgegengesetzte Ansicht in diesem Hin- und Hersummen und Surren spöttischer Stimmen gänzlich überhört wurde oder lächerlich erschien. Aber es änderte sich, schneller als man einen Handschuh umkehrt, und plötzlich waren die Männer und Thaten von 1813 wieder obenauf. Arndt's „Erinnerungen aus dem äußern Leben" erlebten schnell eine dritte Auflage; man

liehe, daß Herwegh's polemisches Gedicht diesem Manne von deutschem Schrot und Korn nichts geschadet hat. Mit diesem Reimkolben tödtet man überhaupt nicht, man fängt Niemand zu Boden, wenn nicht der Kolben wie 1813 den Volks- und Kriegsgesang taktmäßig begleitet. Mag sich Arndt darüber mit der Anerkennung trösten, welche ihm in England, wie namentlich im „Foreign quarterly review" erst neulich, zu Theil geworden ist. Der Berichterstatter sagt von Arndt's Buche, es sei eins der besten deutschen Memoiren, die ihm zu Gesicht gekommen wären, und dies aus zwei Gründen. Einmal sei es die Production eines geraden, biederherzigen Mannes, und dieser kein bloßer philosophischer Schwätzer, wie dies in Deutschland so gewöhnlich sei, sondern einer, welcher in allen Dingen die kräftige Praxis der verschwommenen Speculation vorziehe und doch eine Färbung von Enthusiasmus und einen poetischen Anstrich bewahre, wodurch mancher Reimer beschämt würde; sodann sei das Thema von solchem epischen Gehalt und solcher sittlichen Würde, wie kein anderes, welches die neue Geschichte Europas darbiete — der Befreiungskrieg der Deutschen im J. 1813. Man müsse, fährt er fort, sich der Bemerkung freuen, daß die Brüder jenseit des Rheins neuerdings beflissen seien, ihre glänzenden Erinnerungen aus jener patriotischen Epoche wieder aufzuwecken. „Arndt", sagt er, „war ein Mann, welchem der verstorbene König von Preußen den Thron verdankte, auf dem er saß, mehr fast verdankte als dem ‚dogged patriotism' der Moskowiten, dem Brande von Moskau, dem Schnee Lithauens und dem antigallischen Kreuzzuge Alexander's. Er war ein Mann — der Repräsentant einer Männergemeinde —, welchen Napoleon mehr zu fürchten Ursache hatte als jene drei schrecklichen Schlachttage bei Leipzig. Er war nicht Soldat; er war eine ungeschlachte Art Dichter, aber ein Dichter, welcher zum Herzen des Volks in diesen ernsten Tagen sprach, als die Gesänge Predigten und die Predigten Schwerter waren. Der König von Preußen, oder lieber seine Minister, peinigten, nachdem der Krieg vorüber und Feuer und Kraft nicht mehr bedurft wurden, diesen Mann zuerst mit jeglicher Art polizeilicher Examinationen und inquisitorischer Nachforschungen und gaben ihm sodann den Laufpaß. Das war natürlich genug, und man darf sich darüber nicht wundern, wie einmal die Weltsachen gehen; denn sie verstanden die Volksbewegungen in Preußen nicht und ein von einer Hand voll thörichter Studenten angestelltes Freudenfeuer reichte bei Gelegenheit hin, eine ganze Phalanx ihrer bureaukratischen Weibergesichter fieberhaft in Furcht zu setzen."

Es würde zu weit führen, wollten wir hier alle einzelnen Bemerkungen, womit der englische Berichterstatter die mitgetheilten langen Auszüge begleitet, zur Kenntniß der deutschen Leser bringen; doch fiel uns folgende auf: „Der kennt Deutschland wenig, mag Goethe auch denken, was er will" — mit Bezugnahme auf Goethe's Worte: „Schüttelt nur an euern Ketten, der Mann ist euch zu groß, ihr werdet sie nicht zerbrechen!" — „welcher meint, daß Preußen, selbst wenn Rußland nicht zu Hülfe gekommen wäre, noch lange das schimpfliche Joch geduldig getragen haben würde, das ihm zu Tilsit auf den Nacken gelegt worden." Der Berichterstatter schließt dies aus der Stimmung zu Berlin, besonders zur Zeit des Waffenstillstand-Abschlusses vom 4. Juni. Wir bedauern, daß Jahn, welcher durch seine Einwirkung auf die Jugend für die Erhebung Preußens wol kaum weniger gewirkt als Arndt, nirgend erwähnt wird in diesem Referate, welches folgendermaßen schließt: „Ein Band könnte über den politischen Einfluß der Männer von 1813 geschrieben werden, über Das, was Deutschland jetzt ist und was es in der Welt zu sein noch bestimmt ist. Unsere Grenzen verbieten uns jedoch irgend eine Art Untersuchung; und wir können Diejenigen, welche mit den großen Thaten der Deutschen gegen Napoleon noch nicht vertraut sind, nur auf den neunten Band von Alison's (History of Europe) verweisen, wo sie Alles, was zu einer genügenden Kenntniß hinreicht, finden werden. Wir in England wissen, aus genugsam unterscheidendem Elemente, im Allgemeinen mehr von dem Zustande Spaniens im J. 1812 als von dem Deutschlands im J. 1813; aber Spanien war nur die Mine, welche, nachdem sie geplatzt, Napoleon im Rücken isolirte; Deutschland dagegen das Feld, auf welchem der Entscheidungskampf geschlagen werden mußte. Auf den Fluren Leipzigs, dieser Schlachtarena im Mittelpunkte Europas, und nirgendwo sonst konnte Napoleon zu Boden geworfen werden. Was die spanischen Patrioten betrifft, so war ihre Bewegung höchstens nur eine begeisterte Ballade, die Erhebung von Deutschland dagegen ein großes Heldengedicht." 13.

Notizen aus Rußland.

Wissenschaftliche Cultur.

Nach amtlichen Berichten gab es in Rußland im J. 1842 2166 Lehranstalten, darunter 6 Universitäten, 1 pädagogisches Hauptinstitut, 1 medico-chirurgische Akademie, 3 Lyceen, 76 Gymnasien, 76 adelige Gymnasialpensionen, 445 Kreisschulen, 1067 Pfarrschulen und 521 Privatschulen und Pensionen. Seit 1833 hatte sich die Anzahl der Lehranstalten um 784 vermehrt, nämlich um 1 Universität, 1 Akademie, 12 Gymnasien, 40 adelige Pensionen, 52 Kreisschulen, 515 Pfarrschulen und 163 Privatlehranstalten. Die Zahl der Lehrer und Beamten an Lehranstalten betrug 1842: 6767, 1833 nur 4936. Im J. 1842 erhielten 742 Personen gelehrte Grade und Würden, seit 1833 im Ganzen 5723 Personen. Die Anzahl der Lernenden war 1842: 103,243; von diesen besuchten 3488 die Universitäten, Akademien und Lyceen, 99,755 die Gymnasien und niedern Lehranstalten. Im J. 1833 gab es nur 71,399 Lernende. Hierbei ist aber nicht die große Zahl der Lernenden mit eingerechnet, die sich in den Militairanstalten und geistlichen Schulen befinden. Auch der warschauer Lehrbezirk fehlt bei dieser Berechnung. In diesem waren 1842 66,708 Lernende. Binnen zehn Jahren sind in Rußland 784 neue Lehranstalten errichtet worden und die Zahl der Lernenden ist um 32,000, die Zahl der Lehrer um fast 2000 gestiegen. In den J. 1833—43 sind in Rußland über 7 Mill. Bände russischer Bücher gedruckt, und gegen 4½ Mill. Bände ausländischer Werke eingeführt worden. Auf Bauten zu Lehr- und wissenschaftlichen Anstalten wurden in dieser Zeit mehr als 17 Mill. Rubel Ass. verwendet; der Adel gab zu solchen Anstalten über 13 Mill. Rubel her, im J. 1842 allein 2,954,581 Rubel.

Für die römisch-katholische geistliche Akademie, deren Übersiedelung von Wilna nach Petersburg nun vollendet ist, und an deren Stelle in Wilna nur ein Diöcesal-Seminar gelassen worden ist, hat der Kaiser folgenden Etat bestätigt. Der Rector erhält an jährlichem Gehalte 857 Rubel Silber; der Inspector 561 Rubel; acht Professoren, der heil. Schrift, der Theologie, der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts, der theoretischen und praktischen Homiletik, der russischen Literatur, der allgemeinen und russischen Geschichte, der Logik und Moralphilosophie, der lateinischen und griechischen Literatur zu 857 Rubel; zwei Adjuncte der heil. Schrift und der Theologie zu 500 Rubel; drei Lectoren der hebräischen, französischen und deutschen Sprache zu 342 Rubel; der Capellan 142 Rubel; der Bibliothekar 142 Rubel; der Arzt 571 Rubel, u. s. w. Zur Unterhaltung eines jeden der vierzig Schüler sind ausgesetzt 142 Rubel, zur Bibliothek jährlich 285 Rubel. Mit Bewilligung des Ministers des Innern dürfen zwei und mehr Ämter einem Gelehrten übertragen werden.

Bei sämmtlichen höhern Lehranstalten in den Ostseegouvernements, namentlich bei der Universität Dorpat, sind jetzt besondere Museen für die Alterthümer errichtet worden, die in diesen Gouvernements aufgefunden werden. Es sind einige dieser Sammlungen schon jetzt von Bedeutung, vornehmliche Bereicherungen für Liefland haben die Forschungen des Professors Kruse gewährt. 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 215. —— 3. August 1843.

Über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt.

(Fortsetzung aus Nr. 214.)

Es bleibt mir noch übrig, von einer Äußerungsweise des künstlerischen Geistes zu sprechen, nämlich von der Portraitbildung. Wie groß auch der Unterschied der Art und des Aufwandes der künstlerischen Phantasie von der Bildung eines olympischen Zeus des Phidias, einer Sixtinischen Madonna von Rafael, bis zu dem blinden Fiedler von Wilkie, oder dem Heirathsantrag auf Helgoland von Jordan sein mag, so ist doch von einem bis zum andern, durch alle die dazwischen liegenden Stufen, dieselbe erfindende Kraft thätig und macht das eigenthümliche Naturell des Künstlers, welches sich darin ausspricht, überall den Hauptreiz aus. Bei der Portraitbildung, wo doch der Künstler allein an die Wiedergabe der einzelnen, ihm vorliegenden Naturerscheinung gewiesen ist, möchte es dagegen auf den ersten Blick scheinen, als ob hier die Thätigkeit der künstlerischen Phantasie ausgeschlossen sein und an dieser Stelle doch endlich der Satz: „Der Zweck der Kunst bestehe in der Nachahmung der Natur", seine volle Anwendung finden müsse. Und doch ist dem selbst hier keineswegs also. Es macht sich vielmehr gerade hier die künstlerische Eigenthümlichkeit auf eine überraschende Weise geltend. Oder worauf beruhte sonst der unermeßliche Unterschied in der Wirkung eines Portraits von Rafael und eines von Denner? Man wende mir nicht ein, dieser entstehe dadurch, daß Denner in seinen so unsaglich ausgeführten Portraits fast immer häßliche und runzlige alte Männer und Frauen, Rafael dagegen meist schöne Leute gemalt habe. Im Palast Pitti zu Florenz hängt von Rafael das Portrait des Cardinals Inghirami, eines häßlichen, dicken und schielenden Prälaten, und doch übt dieses Bild eine wunderbare Anziehungskraft aus. Worin liegt diese also anders als in der eigenthümlich edeln Art der Auffassung, vermöge welcher Rafael in seinem Vorbilde alles geistig Bedeutende, oder das Ewige, was in jedem Menschen liegt, geschaut und mit Unterdrückung des Zufälligen und Geringen, welches ebenfalls jedem Menschen nothwendig anklebt, vorzugsweise wiedergegeben hat? In diesem Sinne malen die großen Maler, bilden die großen Bildhauer in ihren Portraits ihr Vorbild nicht wie es ist, sondern wie es sein soll, und bestreben sich darin, das Ideal desselben, welches in jedem Menschen vorhanden, aber in der Erscheinung mehr oder minder getrübt ist, zu erkennen und zur Anschauung zu bringen. Man würde sich indeß sehr irren, wenn man glaubte, daß dies auf Kosten der Ähnlichkeit und Lebendigkeit geschähe; diese treten vielmehr gerade dadurch auf das ergreifendste und geistigste hervor. Ich erlaube mir hier nur an die Büsten von zwei, einem großen Theile der hochverehrten Versammlung persönlich bekannten Männern zu erinnern, an die Büste des seligen Schleiermacher von Rauch und an die des Dichters Ludwig Tieck von seinem Bruder, dem Bildhauer Friedrich Tieck. Beides sind treffliche Beispiele von jener Art von geistreicher, ideeller und doch wahrer Auffassung.

Werfen wir nun einen Blick auf die Portraits von Denner! Dieser Künstler hat sich allein an das Wiedergeben der äußerlichen Erscheinung mit allen ihren kleinsten Zufälligkeiten gehalten und jedes Hautfältchen, jedes Blutäderchen, jedes Schweißloch, jedes Härchen mit topographischer Gewissenhaftigkeit auf das natürlichste ausgedrückt. Hier hätten wir also eine bis aufs äußerste getriebene Nachahmung der Natur! Jedem gebildeten Auge erscheinen seine Bilder aber ungeachtet ihrer ungemeinen technischen Virtuosität nicht blos geistlos, sondern widerlich. Die freie Kunst grenzt in ihnen mit den Wachsfiguren zusammen, die etwas Grauenhaftes haben, weil sie lediglich auf eine täuschende Nachahmung des organischen Lebens ausgehen, ohne daß dasselbe durch einen andern Geist, nämlich den eigenthümlich schönen eines Künstlers ersetzt würde. Ein Jeder kann sich hiervon durch ein vortreffliches Portrait von Denner, welches das Museum besitzt, selbst überzeugen.

Sollte indeß die hohe Bedeutung der Eigenthümlichkeit des Künstlers bei dem Portrait noch irgend in Zweifel gezogen werden, so ist dieselbe auf die evidenteste Weise durch die Portraits dargethan, welche gegenwärtig in so großer Anzahl durch das Daguerreotyp hervorgebracht werden. Hier ist die Nachahmung getreuer als irgend eine Künstlerhand sie geben kann, denn hier verfährt die Natur nach ihren eigenen Gesetzen. Selbst die gelungensten

solcher Portraits haben indeß etwas Nüchternes, Gleichgültiges und Kaltes, weil ihnen nämlich das Gepräge der Auffassung eines bestimmten, künstlerischen Geistes fehlt, welcher ihnen allein Wärme, Geist und ein höheres Interesse einflößen kann.

Aus dem Gesagten erhellt von selbst, daß, wenn schöne und geistreiche Persönlichkeiten sich mit der Auffassung durch einen großen Künstler wie in einem Brennpunkte vereinigen, Portraits solcher Art selbst den Kunstwerken der höchsten, ideellen Aufgaben nicht nachzustehen brauchen, wie denn auch ein Portrait, wie das der irrig sogenannten „Belle ferronière" *) des Leonardo da Vinci zu Paris, oder das des Papstes Leo X. von Rafael im Palast Pitti zu Florenz jedem historischen Bilde gleich geachtet wird.

Es dürfte hier der schicklichste Ort sein, auch der Malerei von Früchten, Blumen und sogenannter Stilleben mit einigen Worten zu gedenken, indem es sich dabei, wie bei dem Portrait, vorzugsweise um das Wiedergeben der einzelnen Naturerscheinung handelt. Allerdings beruht bei Bildern dieser geringsten Gattung der Reiz ungleich mehr als bei allen übrigen auf der Illusion, welche eine möglichst getreue Nachahmung der Natur hervorbringt. Dessenungeachtet macht sich auch hier die Eigenthümlichkeit des Künstlers sowol in dem Geschmack der Anordnung als in der harmonischen Zusammenstellung der Farben auf eine sehr bedeutende Weise geltend.

Haben die Kunstideen, welche sich auf Kirche, Staat und Poesie beziehen, vorzugsweise eine öffentliche und monumentale Bedeutung, so sind die übrigen meist dazu bestimmt, das Privatleben auf eine schöne und bedeutende Art zu schmücken.

Die Eigenthümlichkeit des Künstlers, die Beobachtung der einer jeden Kunst zukommenden Stilgesetze und die Idee, oder der Gegenstand des Kunstwerks, sind unstreitig die Eigenschaften, welche vor Allem in demselben anziehen; aber auch die eigentliche Wissenschaft, als bei der Architektur die strenge Beobachtung der Regeln der jedesmaligen Construction, bei der Sculptur und Malerei die auf gründlichen anatomischen Studien beruhende Richtigkeit der Zeichnung, wozu bei der letztern noch die Beobachtung der Linien- und Luftperspective kommt, hat an dem Eindruck, den ein Kunstwerk auf den Beschauer macht, einen höchst bedeutenden Antheil. Dasselbe gilt endlich von dem rein technischen Theil, von der Weise, wie der Architekt sein Material scharf und genau zusammenfügt, wie der Bildhauer mit dem Meisel seinen harten Stoff kunstreich bezwingt und ihm gleichsam Leben einhaucht, wie der Maler durch die Führung des Pinsels und den Gebrauch schöner und haltbarer Farben seine Kunstwelt hervorzaubert.

Ein in allen Theilen schönes und befriedigendes Kunstwerk kann nur dann entstehen, wenn alle diese Eigenschaften in einem hohen Grade vorhanden sind und auf eine lebendige Weise zusammenwirken, sodaß eine besonders schöne und bedeutende Eigenthümlichkeit des Künstlers sich mit einem richtigen Stilgefühl, einem günstigen Gegenstande und einer hohen Ausbildung der wissenschaftlichen und technischen Theile durchdringt. Dies ist indeß verhältnißmäßig nur selten der Fall. Nach Maßgabe aber, wie ein Kunstwerk die mehr oder minder wesentlichen jener Eigenschaften besitzt, wird es immer noch schön und ansprechend bleiben. Der Ausdruck einer schönen und naiven Eigenthümlichkeit des Künstlers übt eine solche Gewalt aus, daß er selbst gegen die Stilgesetze verstoßen kann, wie dies z. B. in einem hohen Grade bei den nach malerischen Stilgesetzen componirten, weltberühmten Bronzethüren des Baptisteriums zu Florenz von Lorenzo Ghiberti der Fall ist, daß er auch dem ungünstigsten Gegenstande, z. B. der Marter des heiligen Erasmus, dem die Eingeweide aus dem Leibe gewunden werden, noch Reize zu verleihen vermag und sogar sehr erhebliche Mängel in den wissenschaftlichen und technischen Theilen sehr erträglich macht. Hierin liegt der Hauptgrund, weshalb so viele Werke früherer Kunstepochen gebildeten Künstlern und Kunstfreunden ungeachtet solcher Mängel oft eine so warme Bewunderung entlocken. Selbst der Ausdruck einer mehr oder minder verschrobenen, aber entschiedenen Persönlichkeit (eines Manieristen) verleiht dem Kunstwerke noch immer eine energische Wirkung, mag es nun anziehen, wie z. B. ein Bild des Salvator Rosa, oder abstoßen, wie ein Bild des Spranger. Ein Kunstwerk dagegen, welches ohne Gefühlsbegeisterung, wie ein Rechenexempel, lediglich aus der Beobachtung gewisser Regeln und Reflexionen entstanden ist, kann besten Falls ein Aggregat von sehr lobenswerthen Eigenschaften, es kann wohl angeordnet, richtig gezeichnet, mit vieler Bravour gemalt sein, aber als Ganzes wird es den Beschauer, trotz des schönsten Gegenstandes, immer kalt und gleichgültig lassen, weil ihm die Alles durchdringende Seele fehlt. Kunstwerke von solchen negativen Vollkommenheiten sind im 18. Jahrhundert in besonders großer Anzahl hervorgebracht worden.

Machwerke endlich, welche keine aller erwähnten Eigenschaften in einigem Grade besitzen — und leider ist deren zu allen Zeiten eine Unzahl hervorgebracht worden —, verdienen gar nicht den Namen von Kunstwerken und wirken verderblich auf Sinn, Geschmack und Geist. Die leider unmögliche Vertilgung dieser Fehlgeburten wäre eine große Wohlthat für das menschliche Geschlecht!

Ist aber bei einem Volke der Kunstsinn einmal lebendig geworden, so ruht er nicht eher, bis er nicht allein die Gebäude, von dem Palast bis zur Hütte, von außen und innen geschmückt, sondern auch ein jegliches Hausgeräth durch Form und Verzierung in das Gebiet des Schönen gezogen hat. Dadurch aber, daß Gegenstände des bloßen Bedürfnisses das Gepräge einer der höchsten Thätigkeiten des menschlichen Geistes, nämlich der erfinderischen, künstlerischen Phantasie tragen, erheben sich auch diese aus dem Gebiet der bloßen äußern

*) Jetzt mit viel mehr Wahrscheinlichkeit für das Portrait der Lucrezia Crivelli gehalten.

Nützlichkeit in das des Seins um ihrer selbst willen und adeln auf diese Weise selbst das Bedürfniß.

Eine solche von dem Größten bis zum Kleinsten von den bildenden Künsten durchdrungene Umgebung übt nun auf den Menschen einen wunderbar veredelnden Einfluß aus. Sie gewährt die stumme, langsam, aber sicher und mächtig wirkende Erziehung durch die Schönheit. Wem es auf längere Zeit vergönnt gewesen ist, in solcher Umgebung zu leben, dem wird sie so sehr zum geistigen Bedürfniß, daß ihm da, wo sie ganz fehlt, nicht anders zu Muthe ist wie dem Freunde der Natur, wenn er aus Sorrent, oder Salzburg, wo sie das reichste und schönste Leben athmet, in die Lüneburger Haide versetzt würde, wo sie sich in einförmiger Dürre und todter Erstarrung vor ihm ausbreitet. Erst ein Solcher versteht ganz den tiefen Sinn der Zeilen:

> Kennst du das Haus, auf Säulen ruht sein Dach,
> Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach
> Und Marmorbilder stehn und sehn mich an.

worin die Sehnsucht eines jugendlichen Gemüths nach einer kunsterfüllten Heimat so herrlich anklingt.

Aber auch in anderer Beziehung ist die bildende Kunst von hoher, sittlicher Bedeutung. Die dem Menschen nun einmal eigene Welt der Sinnlichkeit, welche so Viele in den Schlamm thierischer Gemeinheit hinabzieht, welche ganz zu verleugnen aber immer nur sehr Wenigen gelingt, wird durch die Kunst veredelt und gereinigt, indem sie dieselbe zum Ausdruck der Schönheit und oft rein geistiger Beziehungen verwendet. So bewahrt nichts mehr gegen die so häufige, falsche Prüderie, welche an der Darstellung des Nackten Anstoß nimmt, als die frühe Bekanntschaft mit echten Kunstwerken, wo dasselbe, im reinen und keuschen Dienst der Schönheit, geringere Beziehungen in der Phantasie gar nicht aufkommen läßt, und so die wahre Unschuld bewahrt. In diesem Sinne malte Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle den Adam, welcher, am Boden ruhend, von dem Finger Gottes berührt wird; die Eva, wie sie, neuerschaffen, vor ihrem Schöpfer kniet, in der Unschuld, wie sie aus seiner Hand hervorgegangen sind. In diesem Sinne sind auch die herrlichen Compositionen von Schinkel gedacht, welche, in Fresco ausgeführt, die Halle des Museums schmücken werden. Wenn aber selbst eine Venus von Tizian in dem Beschauer andere Empfindungen als die reine Bewunderung der Schönheit als einer göttlichen Eigenschaft erweckt, so ist die Schuld hiervon nicht dem Künstler, sondern der sittlichen Verderbniß des Gefühls im Beschauer beizumessen.*) Ich bin indeß weit entfernt, behaupten zu wollen, daß die Kunst nicht ihre edlere Natur verleugnen und einer niedrigen Sinnlichkeit dienen kann und vielfach gedient hat. Der Misbrauch einer an sich guten Sache beweist aber nichts gegen dieselbe; denn womit wäre wol je ein größerer Misbrauch getrieben worden, als mit dem höchsten Gute der Menschheit, der Religion? Wem aber könnte es einfallen, deshalb an ihrem göttlichen Ursprunge zu zweifeln, oder sie gar verwerfen zu wollen?

*) Es sei mir erlaubt, in dieser Beziehung auf einen trefflichen Aufsatz von Goethe: „Der Sammler und die Seinigen", aufmerksam zu machen.

Andere Leidenschaften, denen der Mensch sich nur gar zu leicht rücksichtslos überläßt, z. B. der Schmerz, werden durch die Weise, womit die Kunst sie durch die Schönheit des Gefühls verklärt, gelindert und harmonisch aufgelöst. So will ich bekennen, daß der Anblick der Mutter Niobe, der Grablegung in Borghese von Rafael, mir in schmerzlichen Lebensvorgängen wunderbar trostreich geworden sind. Einen verwandten Eindruck macht der von zwei Engeln betrauerte Christus von Mantegna im hiesigen Museum, besonders in dem emporblickenden Engel.

Ich berühre jetzt einen andern wichtigen Einfluß der bildenden Kunst, die Schärfung und Verfeinerung des Sinns für die verschiedenartigsten Schönheiten in der Natur. Da jeder große Künstler dieselbe auf eine bedeutende, aber doch nur ihm eigenthümliche Weise aufgefaßt hat, sieht sich der aufmerksame Beschauer von Kunstwerken allmälig in die verschiedenen Weisen derselben hinein, sodaß ihm erst die geistige Bedeutung der Gesichtsformen, der Mienen und der Geberden in der Natur in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit aufgeht und er z. B. gewahr wird, wie sich bisweilen in einem, in den Formen häßlichen, Gesichte, wie dem des Sokrates, eine höhere, geistige Schönheit ausspricht, während ein formell schönes Gesicht gelegentlich wieder moralische Verderbtheit und Häßlichkeit des Geistes verräth und ihm der Ausdruck, oder die Anmuth keiner Wendung und Bewegung entgeht. Ebenso erhält die landschaftliche Natur tausend neue Reize. Faßt das Auge in einer Gegend wie die von Neapel mit Claude Lorrain jede neue Verschiebung der Linien bei der Änderung des Standpunkts und die zartesten Abstufungen der Töne auf, so erfreut es sich auch in unserer Mark mit Ruysdael über eine schöne Baumgruppe, über das mannichfache Spiel der Wolkenschatten und der Sonnenblicke auf den weiten Flächen von Wiesen und Feldern und entdeckt selbst in den gewöhnlichen Kräutern zu seinen Füßen eine Menge von Schönheiten.

Betrachten wir nun die besondere Weise, wie die bildenden Künste in dem oben angegebenen Kreise von Ideen, worin sie sich bewegen, auf den Menschen wirken, so unterscheiden sie sich von allen andern Arten der geistigen Mittheilung durch die Gewalt des unmittelbaren, augenblicklichen und zugleich dauernden, sinnlichen Eindrucks, womit sie uns die verschiedensten Leidenschaften und Zustände von dem höchsten sittlichen Wollen und der innersten Heiligung bis zur tiefsten Verworfenheit und gänzlichen geistigen Entartung in den mannichfachsten Gestalten vor Augen stellen, sowie durch die allgemeine Verständlichkeit in den Mitteln ihres Ausdrucks, vermöge deren sie nicht allein dem ganzen Volke, wo sie entstanden, sondern allen Menschen, sie mögen eine Sprache reden, welche sie wollen, deutlich sind. So würde der Chinese so gut wie der Irokese bei dem Anblick von Rafael's Madonna aus

dem Hause Colonna im hiesigen Museum den allgemein menschlichen Inhalt des Bildes erkennen, daß hier nämlich eine Mutter und ihr Kind dargestellt sind, welche sich innig aneinander freuen.

Gewiß erfüllt nichts die Seele so lebendig mit heiligen Schauern, läßt die Gegenwart Gottes in dem Maße ahnen, stimmt den Geist so zur Erhebung zu ihm, als eine würdige Kirche, wie z. B. der kölner Dom. Ebenso wird die Vorstellung irdischer Majestät auf keine Weise so schlagend und allgemein erweckt, als durch einen Palast, der, wie er durch Größe und Adel der Verhältnisse die Wohnungen der andern Menschen überragt, so sich durch Bedeutung, Feinheit und Reichthum des Kunstgeschmacks im Innern von ihnen unterscheidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue französische Literatur.

1. **Napoléon et Marie Louise. Souvenirs historiques par M. le baron de *Meneval*.** Zwei Bände. Paris 1843.

Von allen unzähligen Erinnerungen aus dem Kaiserreiche, die wir in der letzten Zeit erhalten haben, ist das vorliegende Werk gewiß eins der interessantesten. Man hat es hier mit wirklichen, authentischen Memoiren zu thun, die sich von den untergeschobenen Fabrikarbeiten, mit denen man eine Zeit lang das Publicum zu täuschen gesucht hat, auf den ersten Blick unterscheiden. Wir finden in diesem soeben erschienenen Werke eine Fülle von neuen Anekdoten, für deren Echtheit der Name des Verf. und die ehemalige Stellung desselben bürgen. Derselbe war lange Zeit hindurch Secretair bei Napoleon und bekleidete zu gleicher Zeit eine ähnliche Stelle bei Marie Luise. Man begreift, von welchem Interesse die Erinnerungen eines Mannes sein müssen, der mit dem Leiter der Welt in einem so nahen und engen Verhältniß gestanden hat. Man muß deshalb dem Verf. seine Zustimmung geben, wenn er in der Vorrede sagt, daß es seine Absicht nicht sei, Napoleon als Helden und Gesetzgeber, wie er schon tausend und abertausendmal geschildert ist, sondern mehr in seinen häuslichen Beziehungen, als Gatte und Vater zu zeichnen. Auf St.-Helena hatte Napoleon den Wunsch ausgedrückt, es möchte mehren Personen, unter denen er namentlich Meneval nannte, gefallen, seinen Sohn mit den wahren Verhältnissen der Dinge, die zum Theil entstellt seien, bekannt zu machen, und demselben mehre Punkte, die für ihn von Interesse sein müßten, mitzutheilen. Der Verf. hat lange gezögert, mit seinen Denkwürdigkeiten hervorzutreten, und auch jetzt theilt er nur einzelne Bruchstücke daraus mit, die ihm für die Öffentlichkeit vorzugsweise geeignet scheinen. Zum Theil halten ihn, wie er sagt, Zweifel an seiner literarischen Befähigung ab. Indessen sollte er dieselben bekämpfen und aus seinem reichen Schatze noch andere Mittheilungen machen. Sein Buch ist mit vielem Talent geschrieben, sein Stil ist elegant und stets des Gegenstandes, den er behandelt, würdig. Mit außerordentlicher Gewandtheit und mit einer Zartheit, die unter den Schriftstellern von Tag zu Tag seltener wird, behandelt er die schmerzliche Trennung, bei der Napoleon das Herz seiner geliebtesten Freundin einer politischen Berechnung opferte. Wenn wir so im Ganzen im Werke Meneval's uns mehr in den stillern Kreisen des häuslichen Lebens von Napoleon bewegen, so berührt der Verf. doch zuweilen einzelne politische Verhältnisse, über die immer noch ein gewisses Dunkel schwebt. Möchte er sich durch die große Aufmerksamkeit, welche das vorliegende Werk bereits gefunden hat, veranlaßt sehen, seine eigentlichen Memoiren, in denen er gewiß auf die Politik näher eingeht, recht bald erscheinen zu lassen. Indessen enthalten wie gesagt auch schon diese zwei Bände mehre gelegentliche Bemerkungen über einige von den Herrschern und den Staatsmännern, die in Frankreich, Östreich und Rußland in dem Drama, das der Verf. uns vorführt, mit thätig gewesen sind. Auch der Congreß von Wien, der so viel behandelte und doch noch nicht erschöpfte, geht nicht leer aus.

2. **Le Troubadour, ou la Provence au 12ième siècle, par le baron *Ladoucette*.** Paris 1843.

Wilhelm von Cabestaing, der einer alten Familie aus dem Geschlechte der Bottinier angehörte, ward in einem provenzalischen Dorfe geboren, das aus den Überresten einer römischen Stadt gebildet war. Lange Zeit trieb er sich im Gefolge eines Troubadour umher, der den Namen Ollivier führte, bis er endlich selbst der Ehre theilhaftig wurde, sich einen Titel beizulegen, vor dem sich die Burgen der Herren sowie die Paläste der Könige öffneten. Eine alte Sage lehrt uns — denn wir haben es in diesem Romane mit historischen Gestalten zu thun —, daß es Wilhelm gelungen war, einer hohen Dame, für die er eine heftige Leidenschaft empfand, eine lebhafte Liebe einzuflößen. Von den Hindernissen, die sich ihrer Vereinigung entgegensetzten, zur Verzweiflung gebracht, machten die Liebenden ihrem trostlosen Leben selbst ein Ende. Dies ist das nackte Gerippe der Erzählung, in welcher der Baron Ladoucette uns ein Bild von dem moralischen und politischen Zustande der Provence während des 12. Jahrhunderts entwirft. Der Verf. stützt sich bei der Schilderung dieser interessanten Epoche gewiß auf gründliche Forschungen. Und wir erwähnen auch seinen Roman mehr um der einzelnen Bemerkungen als seines poetischen Gehalts willen, der nicht sehr hoch anzuschlagen ist. Von besonderm Interesse sind die Lieder Wilhelm's, die Hr. v. Ladoucette am Ende seines Werks hat abdrucken lassen. An den „Troubadour" schließt sich ein anderer kleiner Roman in Briefen an, der den Titel hat: „La jeune fille de la Vallouise", in dem der Verf. an die Manier von Bernardin de St.-Pierre streift. 6.

Notiz.

Eine merkwürdige Preisaufgabe.

Der Herzog von Modena hat seiner Akademie die Mittel zu sechs Preisaufgaben für das Jahr 1843 zufließen lassen. Eine dieser Preisaufgaben verdient auch in Deutschland bekannt zu werden, wo man sich durch ihre Lösung zwar vielleicht Geld und Beförderung, aber schwerlich gerade ein premio d'onore erwerben kann. Die Akademie verspricht 500 italienische Lire für die beste italienisch oder deutsch geschriebene Arbeit, die mit den besten Gründen die Nachtheile einer zügellosen, und die Vortheile einer gezügelten Presse, und dadurch die Nothwendigkeit einer weisen Censur darthut (— dimostrare co' migliori argomenti i mali della stampa licenziosa, ed i vantaggi della ben regolata, e quindi la necessità di una savia censura —). Die Arbeiten müssen bis zum 31. Dec. 1843 (accompagnate da una scedola sigillata con entro il nome, cognome e domicilio del concorrente e di fuori verrà ripetuta la epigrafe medesima) frankirt Alla R. Accademia delle scienze, lettere ed arti di Modena gesendet werden. Das siegggekrönte Meisterwerk wird sogleich auf Kosten der Akademie gedruckt und der Sieger erhält eine Anzahl Exemplare, mit denen er sich bei seinen Vorgesetzten empfehlen kann; selbst wer blos das Accessit davonträgt, erlebt die Freude, sein Werk gedruckt zu sehen und noch dazu unter einer „savia censura". Unter den deutschen Freunden der Censur gibt es hoffentlich einige, die Gedanken und Latein genug besitzen zum Wettstreit um die herzoglich modenesische Siegespalme, die des Schweißes der Edeln unstreitig sehr würdig ist. 73.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 216. — 4. August 1843.

Über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt.

(Fortsetzung aus Nr. 215.)

Bestimmte und würdige Vorstellungen der Gottheit oder heiliger Personen werden im Geist am sichersten und dauerndsten durch Werke großer Künstler erzeugt. So trat den Griechen ihr Zeus durch die berühmte Statue des Phidias zu Olympia in seiner ganzen, schönen Majestät und Milde entgegen, so den Katholiken die Maria, als Himmelskönigin, in hinreißender Schönheit und Begeisterung in Rafael's Sixtinischer Madonna zu Dresden.

Aber auch in protestantischen Ländern würde unfehlbar noch jetzt die Verbreitung *würdiger* Darstellungen aus der heiligen Schrift, sei es durch Sculpturen und Gemälde in den Kirchen, oder auch nur durch Kupferstiche im Privatleben, ungemein zur Belebung und Veredlung des religiösen Sinns beitragen. Wenigstens habe ich an mir erfahren, wie durch die *sehr frühe* Bekanntschaft mit der sogenannten Bibel von Rafael, den Propheten des Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle und den Rafael'schen Cartons, mittels der besten Kupferstiche, mir die patriarchalischen Vorgänge des Alten Testaments, die erhabene Begeisterung der Propheten und die Glaubensgröße der Apostel für das ganze Leben in der würdigsten und schönsten Gestalt eingeprägt worden ist.

Das Andenken der Männer und Thaten, in denen sich ein Volk am lebhaftesten und freudigsten als ein großes Ganze fühlt, wird aber unstreitig durch nichts auf eine so *schöne, eindringliche und allgemeine* Weise lebendig und gegenwärtig erhalten und dadurch zu rühmlicher Nacheiferung aufgefodert, als durch die Denkmale der bildenden Kunst. Ebenso werden die Gestalten der Dichter dadurch erst zu völlig bestimmten, äußerlich scharf begrenzten Wesen. Wie mußten z. B. die Griechen ihren Homer lesen, welchem alle Gestalten, die er uns vorüberführt, in den Gebilden ihrer trefflichsten Künstler vorschwebten!

Jene Werke, welche uns, wie der erwähnte Dornzieher, nur *einfache Naturmotive* vorführen, beweisen vielleicht die Macht der Kunst am glänzendsten, indem hier Vorgänge, an denen wir in der Wirklichkeit in der Regel fast unbemerkt vorübergehen, durch die kunstgemäße Auffassung, die liebevolle Durchbildung, einen wunderbaren Reiz ausüben.

Die Darstellung jener mehr dramatischen Vorgänge des gewöhnlichen Lebens zieht uns durch den Geschmack und die große Lebendigkeit an, womit sie uns die Mannichfaltigkeit der geistigen Beziehungen und das Malerische und Zierliche desselben vorführt.

Die *Landschaften*, welche uns schöne, aber leider in der Natur schnell vorübergehende Momente für immer festhalten, rufen die eigenthümliche Gemüthsstimmung, welche jene in uns erregen, ungleich schlagender und unmittelbarer hervor, als die schönste Beschreibung des größten Dichters es vermag.

An den *Bildnissen* endlich, jenen rührenden Denkmalen der Familienpietät, welche die geliebten Züge der Angehörigen über die schnelle Veränderlichkeit der Zeit und die Vergänglichkeit des Grabes hinüberretten, knüpfen sich tausende von großen und kleinen Erinnerungen auf eine lebendigere Weise, als dies sonst irgendwie geschehen könnte. Betreffen sie aber hervorragende Persönlichkeiten, so gewinnen sie eine hohe und allgemeine Bedeutung. Denn was ist die genaueste Beschreibung von dem Aussehen eines großen Mannes, welche uns die Historiker mit Recht geben, gegen die unmittelbare Anschauung, wie sie uns der Pinsel eines Holbein, Tizian oder van Dyck, ja selbst eines jeden geschickten Künstlers gewährt?

Erhellt nun aus allem Gesagten, wie mannichfaltig und bedeutend die bildenden Künste in die Bildung des menschlichen Geschlechts eingreifen, sodaß selbst der übrigens gebildetste Geist, welcher sich ihnen verschließt, nothwendig in eine gewisse Einseitigkeit verfällt, so gewähren sie meiner Überzeugung nach unter allen Künsten das wirksamste Mittel, um mittels der Schönheit *wahre Bildung auch unter den untern, ja geringsten Classen der menschlichen Gesellschaft zu verbreiten*. *Wahre Bildung* aber entsteht in jedem Geistesgebiet nur durch den *vertrautesten, unmittelbaren Umgang mit den edelsten Geistern des menschlichen Geschlechts, oder den Erzeugnissen von solchen*. Wer nicht aus dieser Quelle schöpft, wird nichts als einen äußern Schein von Bildung erlangen. Das treffliche Sprüchwort: „Sage mir, mit wem du

umgehst, ich will dir sagen, wer du bist", ist auch in diesem Sinne höchst wahr. Die Werke der großen Dichter, eines Homer, Sophokles, Dante, Shakspeare, Goethe, die der großen Musiker, eines Sebastian Bach, Händel, Gluck oder Mozart sind nun aber, wie einiges Nachdenken lehrt, jenen untern Classen theils gar nicht zugänglich, theils aus Mangel an Vorbildung, welche zu erlangen ihre Lebenslage nie zuläßt, nicht verständlich. Beides ist aber mit den Werken der bildenden Kunst aus den soeben erörterten Ursachen der Fall und dadurch der unmittelbare und allein fruchtbringende Verkehr mit den Werken ursprünglicher, schöner und edler Geister vermittelt, deren eigenthümliches Gepräge, wie wir uns erinnern, ja das eigentlichste und innerste Wesen eines Kunstwerks ausmacht. Vielleicht dürften sich wenige der hochverehrten Versammlung, welcher die oben erwähnten und so unzählige andere geistige Schätze täglich zu Gebote stehen, eine Vorstellung von der Armuth an schönen, geistigen Genüssen bei der Mehrzahl in jenen untern Classen machen können, wie ich dies, als Freiwilliger in den Jahren 1813 und 1814, mit lebhaftem Mitgefühl zu beobachten vielfach Gelegenheit gehabt habe und dadurch zum Nachdenken über diesen Gegenstand veranlaßt worden bin. Die hohe Wichtigkeit öffentlich aufgestellter Kunstwerke und für Jedermann zugänglicher Kunstsammlungen ist demnach auch als ästhetisches Bildungsmittel für jene Classen der Gesellschaft einleuchtend.

Werfen wir nun einen Blick auf Griechenland und Italien, um zu sehen, inwiefern die bildenden Künste die ihnen in unserer bisherigen Betrachtung vindicirte Stellung unter den Mitteln menschlicher Bildung wirklich eingenommen haben.

Nie und nirgend hat dies in so umfassendem Maße, in so organischer Entwickelung, in so mannichfaltiger und schöner Ausgestaltung stattgefunden, als bei den alten Griechen.

Vor Allem tritt die Kunst nirgend in dem Maße in ihrer öffentlichen Bedeutung, im Verhältnisse zur Religion und zum Staat und als allgemeines Erziehungs- und Bildungsmittel hervor. Nicht blos den vielen, allgemein verehrten Gottheiten, sondern auch den unzähligen Göttern, Halbgöttern und Heroen, welche eine locale Verehrung genossen, stiegen Heiligthümer und Standbilder empor, und die höchste Ehre, wonach die Lebenden jederzeit strebten, war die Errichtung einer Bildsäule, wodurch sie sich jenen höhern Wesen zunächst anzureihen glaubten. Der Weise, der Dichter, der Redner, der Künstler und der Sieger in den Kampfspielen wurde ebenso dadurch verherrlicht, wie der Held, der Staatsmann, der Herrscher. Neben den heiligen Gebäuden erhoben sich die für die öffentlichen Versammlungen der Staatsgewalten, die Theater, die Odeen, die Gymnasien, die Bäder und die Märkte mit ihren Säulenhallen, alle mehr oder minder mit Werken der Sculptur und Malerei aus dem reichen Schatze der griechischen Mythologie oder des griechischen Lebens auf eine dem jedesmaligen Zweck entsprechende Weise ausgestattet. Orte, wo die nationalen Kampfspiele stattfanden, die Orakel ihren Sitz hatten, waren vollends mit Kunstwerken wie bedeckt. Auch in den heiligen Hainen des Helikon reihten sich um die Statuen des Apollo, der Musen und anderer Götter die vieler alten Dichter. Die Anzahl von Kunstwerken, welche solcherweise in Griechenland und seinen Colonien im Laufe der Jahrhunderte entstanden waren, und nicht allein die großen und kleinen Städte, sondern auch die Landstraßen, die Flüsse, die Quellen, die Haine und Berge ebenso bedeutend als schön schmückten, grenzt an das Unglaubliche. Ich erlaube mir hier nur einige Beispiele anzuführen. Zu Athen fand Pausanias, der Griechenland erst im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung bereiste, sodaß die Stadt schon verschiedene schwere Plünderungen von Kunstwerken durch die Römer, besonders durch Sulla und Nero, erfahren hatte, noch gegen 300 Bildsäulen, welche er einer namentlichen Erwähnung für würdig erachtet, außerdem aber ganze Massen, die er, ohne Angabe der Zahl, nur andeutet. Unter der Welt von Götter- und Menschenbildern, welche den Beschauer auf der Akropolis umfing, befanden sich die drei berühmten Statuen der Pallas von Phidias, die der Athene Polias, ein Koloß von einer Größe, daß ihr Helmbusch schon vom sunischen Vorgebirge dem Schiffer entgegenstrahlte, die, welche vorzugsweise den Namen der schönen führte, beide in Erz, und die vor allen gepriesene Tempelstatue des Parthenon, die Jungfrau (Parthenos) genannt, ein 40 Fuß hoher Koloß von Gold und Elfenbein. In Delphi sah man schon aus der Ferne ganze Scharen von Statuen der Sieger in den Kampfspielen, mehre auf Quadrigen erhöht, und Nero fand, nachdem Brand und Raub hier schon öfter die Zahl verringert, noch 500 eherne Statuen, welche er der Entführung werth hielt. Dennoch ließ auch er noch mehre Hundert zurück, welche Pausanias ausdrücklich namhaft macht. In Olympia reihten sich um den großen Centralpunkt, den berühmten Koloß des Zeus von Phidias, aus Gold und Elfenbein, nicht allein viele andere Statuen des Zeus, unter denen noch fünf Kolosse, deren größter 27, der kleinste 12 Fuß maß, sondern auch, theilweise ebenfalls kolossale, Statuen anderer Gottheiten, Werke berühmter Künstler. Die Zahl der Statuen von Siegern in den Spielen aber muß in die Tausende gegangen sein, von denen Pausanis nur zweihundert und etliche dreißig als die merkwürdigsten hervorhebt. Fast noch auffallender aber ist der Reichthum von Statuen, den die kleine, aber durch den Handel reiche Insel Rhodus besaß. Plinius gibt die Zahl der Statuen dort auf 3000 an, unter denen sich, außer dem weltberühmten Koloß, einer Statue des Sonnengottes (Helios), noch 100 andere Kolosse befanden, jeder wichtig genug, um jeglichen Ort, wohin er gestellt würde, berühmt zu machen. Aber auch andere Inseln an der Küste von Kleinasien, wie Samos und Kos, besaßen eine Fülle von Kunstwerken. Dasselbe galt von den großen Städten des Festlandes, wie Ephesus, Milet und Smyrna. Selbst in Gegenden wie Ätolien, wo die Künste nie sonderlich begünstigt worden, befanden sich so viele Statuen, daß die Macedonier

bei ihrem Rachekriege gegen die Ätoler, zu Thermon, der Hauptstadt des Landes, deren mehr als 2000 zertrümmern konnten.*)

Die Überreste dieser Kunstwelt, welche die Jahrtausende und die Barbarei der Menschen überdauert haben, sind im Verhältniß zu jenem einstmaligen Reichthum äußerst dürftig. Von den Ruinen und Sculpturen, welche wir besitzen, werden nur sehr wenige von den Alten erwähnt. Glücklicherweise befinden sich unter diesen die von den alten Schriftstellern so hochgepriesenen Propyläen und der Tempel der Pallas, Parthenon genannt, auf der Burg (Akropolis) von Athen, sowie ein Theil der Sculpturen, welche jenen Tempel geschmückt haben. Diese und verschiedene andere Denkmale aber lehren, daß die Griechen in diesen Künsten ganz die Höhe erreicht haben, welche wir im Epos beim Homer, im Drama beim Sophokles bewundern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mein Orient. Von C. O. Sternau. Magdeburg, Inkermann. 1843. 8. 1 Thlr.

Der Verf. scheint noch in sehr jugendlichem Lebensalter zu stehen; das läßt sich aus Vielem schließen, zum Exempel aus der modernen Sucht, sich alt zu machen, und aus der großen Unreife einzelner seiner Arbeiten. Darüber sollte nun eigentlich mit dem Verf. Niemand rechten; denn er hat ja gesagt „Mein Orient"; der Orient mag sein welcher er will und wo er will, was geht es uns an? Indeß unter die Schriftsteller rechnet der Verf. sich denn doch; darum muß er der Kritik sich unterwerfen.

Der erste Artikel ist überschrieben „Hölderlin" und erzählt in Novellenform recht ansprechend Hölderlin's Liebe zu Diotima, die Entstehung seines „Hyperion", einen Besuch bei Schiller in Jena, seine Reise durch die Schweiz und Frankreich und die Rückkehr des unglücklichen Jünglings nach Tübingen, wo er 34 Jahre im Zustande des tiefsten Wahnsinns bei einem Tischler verlebte — bei dem er jeden Abend seinen Sarg bestellte und bat, er solle recht starke Breter nehmen, damit die Würmer nicht eindringen könnten in das traute schlummersüße Haus —, und wo er auch vor kurzem gestorben ist. Diese Schilderung ist recht ansprechend, ganz in dem Tone gehalten, der dazu paßt, wehmüthig, ohne schwächlich zu werden. Hölderlin's „Hyperion" hat viel Ähnlichkeit mit Heinse's „Ardinghello", namentlich das hellenische Element ist beiden gleich; indeß hat Heinse eine beiweitem größere Kraft im Plastischen. Das hellenische Element machte sich damals in der deutschen Poesie mit Entschiedenheit geltend; auch die „Götter Griechenlands" von Schiller, „Das eleusinische Fest", „Das Siegesfest", „Die Klage der Ceres" gehört in die Zeit. Hölderlin war mit Schelling und mit Hegel im Stifte zu Tübingen; damals cultivirten alle Drei die Lehren des Neu-Platonismus und des Pantheismus. Hegel riß sich zuerst heraus und warf sich auf die diametral entgegengesetzte Seite, auf die des Rationalismus, des Verstandes, der Dialektik; Hölderlin blieb in der extremen Tiefe der Poesie. Das Centrum seines Bewußtseins ist wol in dem Schelling'schen Satze zu suchen: Eins zu sein mit Allem, was lebt; in seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur: das ist der Gipfel der Gedanken und Freuden, das ist die heilige Bergeshöhe, der Ort der ewigen Ruhe, wo der Mittag seine Schwüle, der Donner seine Stimme verliert und das kochende Meer der Woge des Kornfeldes gleicht.

Hr. Sternau läßt auf „Hölderlin" folgen ein Märchen „Der gläserne Hansel". Das ist nun aber gar keine sinnreiche Dichtung, und wir begreifen nicht, wie der Verf. dem Leser, für den „Hölderlin" bestimmt ist, diese fade, langweilige Erzählung vortragen mag. Aber Hr. Sternau geht noch weiter, er läßt folgen „Der Grenadier von Auerstädt", ein so hingeschludertes Machwerk, daß die Kritik gar keine Rubrik dafür hat. Von Charakterschilderung, von Situation, von Wahrheit ist auch nicht die Spur darin zu finden; der Ausdruck ist vernachlässigt, fehlerhaft.

Die nächste Nummer: „Über die Jugendideale unsers Lebens." Jedem edeln Menschen sind die Ideale und Träume seiner Jugend heilig; darum soll man Jedem die seinigen lassen. Der Hr. Verf. will uns aber offenbar die seinigen aufdrängen, indem er schreibt, die Jugendideale unsers Lebens. Das müßten wir denn aber doch zurückweisen. Er weist gar kein Centrum nach, um welches sich die Jugendideale herumlagern, und über den Urquell der Ideale sind wir gar nicht mit ihm einverstanden. Er behauptet nämlich, eine Art von Unzufriedenheit sei der Urquell der Ideale; allein das ist eine höchst untergeordnete, veraltete Ansicht. Vielmehr liegt die Sache so: der Menschengeist hat eine Anlage zu allem Höchsten, zur unendlichen Vollkommenheit, eine Anlage, worauf der Christ den Glauben und der Philosoph die Ahnung der Unsterblichkeit gründet. Diese unendlichen Anlagen des Menschengeistes kommen aber in der beschränkten Form des Menschendaseins und des Menschenlebens zur Erscheinung; dieses Hinüberstreben über die beschränkenden Grenzen und Formen des Erdendaseins ist der Urquell des Ideals. So sieht der Hr. Verf. die Sache freilich nicht an.

Es folgt dann einiges recht Poetische über die erste Liebe, angeregt vielleicht durch Vorbilder unserer ersten deutschen Classiker; einmal ruft der Verf. aus: „Eine erste Liebe! Siehst du nicht einen blauen klaren Äther über die Erde gespannt bei dieser Erinnerung! Brechen nicht all die verhaltenen Thränen hervor und fließen zusammen in eine große Thräne? O, es war kein irdisch Leben, kein Traum und auch kein Ideal. Ein leiser süßer Kuß war es, den dir ein Engel auf die Lippen drückte." Recht hübsch verbindet sich damit das Ideal der Freundschaft, wenn es heißt: „Es deckt die Wunden leise zu, die erste Liebe ihm schlug, es bringt ihm seine Blumen wieder und seine Hoffnung, und seine Thatkraft steht wieder gewappnet im Felde des Lebens." Zum Schluß sei noch bemerkt, daß die Jugendideale sich aufzulösen scheinen in Schmerz über getäuschte Liebe, und daß das Ganze viel zu subjectiv gehalten ist, um überschrieben sein zu dürfen: Ideale unsers Lebens.

Nun folgen „Aphorismen" und „Denksteine". Darunter findet sich wieder mancherlei, worüber wir mit dem Verf. rechten könnten; mancherlei gar Confuses, z. B. wenn er stille Liebe mit einer einsamen Wasserpflanze vergleicht, die einsam blüht und welkt, von Niemand gekannt, von Niemand geliebt. Wenn wir grammatisch rigoros verfahren wollten, so müßten wir behaupten, der Verf. mache in seinem letzten Satze die einsame Wasserpflanze zu einem stillen Morgenstern, der über die Erde zieht. Dergleichen Überschwänglichkeiten sollte Niemand fabriciren; will man damit gar den großen deutschen Dichter mit dem französischen Namen nachahmen, so versündigt man sich an dem reichen, göttlichen Genius desselben.

Recht hübsch scheint der Denkstein, den der Naturforscher Tauscher bekommen hat; aber wenn man genau aufs Einzelne sieht, so ist viel Wortgeklingel darin. Er sagt von Tauscher's Philosophie: „Sie war ein aufstrebender Aar mit gebrochenem Flügel; sie war eine ewige goldene Freiheit, ein Phantom, nur schade, daß es unterm Drange irdischer Ketten schmachtete; seine Philosophie pflückte er draußen in Gottes weiter Natur. Am Bache grünte sie und auf luftigen Bergen im bunten Gewande; am sternbesäeten Himmel glühte die Iris seiner Philosophie." Dergleichen Phrasendreherei aber sollte sich Niemand

*) Ich habe diese Beispiele der vortrefflichen Abhandlung von Friedrich Jacobs über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken entlehnt.

gestatten, der etwas drucken läßt; das ist ein unreifes Wesen, das an Unsinn grenzt.

Hierauf folgen Gedichte; das erste Gedicht, ein episch-lyrisches, „Der Mensch", ist wirklich gar zu allgemein gehalten, obwol es zehn Seiten umfaßt; warum heißt es nicht lieber Der erste Mensch, oder Der letzte Mensch, oder Der junge, oder Der ordinaire, oder Der neue Mensch, das wäre dem Verf. vielleicht besser gelungen. Das Lied „Woll'n meine Rosen noch immer nicht blühn!" ist schon besser; das Lied vom silbernen Hirten erinnert an Schiller's Räthsel; die „Schlacht der Blumen" scheint auch nicht original zu sein; in „Pandora" von Emile d'Estrées finden sich Ghaselen von Fr. du Gardien, welche dieser Blumenschlacht gar zu weit voraus sind. „Das Schillerfest", „Die bescheidene Bitte" u. A. sind auch nur ein zweiter Aufguß, und dergleichen sollte Niemand anbieten, der gern den Namen des Poeten gewinnen will.

Wenn wir nun das Resultat des Ganzen ziehen sollen, so ist es dies: Der Verf. hat sich insonderheit in Einem vergriffen, nämlich darin, daß er sein Buch, welches er ja auch „Mein Orient" nennt, drucken ließ. Für ihn selbst mag es den höchsten Werth haben, weil er vielleicht Erlebnisse seines Herzens darin andeutete, oder weil es ihm als Merkzeichen seiner Bildung wichtig scheint; nur hätte er es für sich behalten sollen, in das Pult verschließen und vielleicht einmal einen Freund oder eine Freundin hineinblicken lassen: dann hätte die Kritik nicht nöthig gehabt, ihm zu sagen, daß sein Werkchen sich kaum zu der Linie des Mittelmäßigen erhebt. 29.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Silvio Pellico in illustrirten französischen Übersetzungen.

Eine neue Ausgabe der französischen Übersetzung des Silvio Pellico erschien u. d. T.: „Silvio Pellico illustré, contenant Mes prisons, suivies des Devoirs des hommes, avec des chapitres inédits, les additions de Maroncelli et des notes littéraires et bibliographiques sur plusieurs prisonniers de Spielberg"; die Übersetzung ist die von Latour, welche sich in sieben Ausgaben und in 21,000 Exemplaren verbreitet hat. Die bisher nicht gedruckten Capitel, welche dieser Ausgabe beigegeben sind, verdankt der Übersetzer der Freundschaft Silvio Pellico's. Diese Ausgabe ist mit 100 Holzschnitten nach Zeichnungen von Tony Johannot geschmückt. Wie sehr die Gerechtigkeitspflege, welche Östreich gegen Silvio Pellico ausgeübt hat, das Interesse Frankreichs erregt, beweist der Umstand, daß dasselbe Werk, und ebenfalls illustrirt, in einer neuen Übersetzung erschienen ist, besorgt vom Grafen von Messey und durchgesehen vom Vicomte Alban von Villeneuve, mit Vorwort und biographischer Betrachtung über Silvio Pellico. Es kann nicht fehlen, daß Östreichs Gefängnißwesen und Verfahren gegen politische Verbrecher immer mehr dem Auslande solchergestalt verbildlicht wird.

In den französischen Journalen erfährt ein Gedicht von Baron Guiraud „Le cloître de Villemartin" große Lobeserhebungen und Beglückwünschungen. Man will darin eine echt künstlerische Anlage, erhabene Ideen, einen reinen und edeln Ausdruck, eine süße Anmuth, ein lebhaftes Gefühl, überhaupt Eigenschaften erkennen, welche an Lamartine's „Jocelyn" erinnern. Durch philosophischen Inhalt zeichnen sich besonders die Gesänge „La gitana", „Le condamné" und „La femme", durch ein mehr dramatisches Interesse die Capitel „La chapelle", „Le couvent" und „Le mariage" vortheilhaft aus. Von Demselben befinden sich „Oeuvres littéraires" unter der Presse, nicht weniger als fünf Bände, wovon jeder, laut der Buchhändleranzeige, den Stoff von drei Bänden enthalten soll. Als ob es auf die Masse ankäme!

Von dem Verf. der „Enfants peints par eux-mêmes", „Caractères et portraits de jeunes filles", „Mémoires d'un centenaire" u. s. w., Hrn. A. de Saillet, erscheint: „Les enfants chez tous les peuples ou la famille de l'armateur", in 20 Lieferungen, jede mit drei Vignetten in Holzschnitt und einer Abbildung in colorirter Aquarellmanier geschmückt. 18.

Bibliographie.

Die westphälischen Anlehens-Creditoren, ihre Stellung und Perspective, eine gutachtliche Ansicht. Herausgegeben von C. W. Hoffmann. Frankfurt a. M., Meidinger. Gr. 8. 3½ Ngr.

Der Branntwein und die Proletarier. Ein dem Branntwein-Entsagungsverein im Großherzogthum Posen vorgelegtes Gutachten: „Über die Wirkung des nicht medicinischen Branntwein-Genusses und dessen Entbehrlichkeit." Von P. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.

Briefe eines Deutschen aus dem Exil. Winterthur, Steiner. 8. 1 Thlr.

Das Buch Jona. Nach der englischen Auslegung R. W. Sibthorp's übersetzt von A. H. Werner. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 7½ Ngr.

Engelmann, E., Die Convertirung der Schlesischen Pfandbriefe mit besonderer Beziehung auf die Amortisation. Ein Beitrag zur Lösung der Pfandbrief-Tilgungs-Frage, durch Rechnungsbeispiele erläutert. Neisse, Hennings. Gr. 8. 10 Ngr.

Festgruß an die Königlich Bayerische Friedrich-Alexanders-Universität in Erlangen zu ihrer ersten Säcularfeier im Jahre 1843. Herausgegeben von J. H. Jordan. Nördlingen, Beck. 8. 15 Ngr.

Feuerbach, L., Das Wesen des Christenthums. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Haupt, E. F., Wilhelm und Konrad, Brüder Rasen, Nikolaus von Dornspach und M. Procopius Naso. Zittau, Schöps. Gr. 8. 25 Ngr.

Jesus Christus, unentbehrlicher Vermittler mit Gott und Wirkungen der Verbindung mit ihm. St.-Gallen, Huber und Comp. 8. 20 Ngr.

Krüsi, H., Meine Bestrebungen und Erfahrungen im Gebiete der Volkserziehung, dargestellt in Briefen an Freunde. 1ster Theil. Gais 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

Norwegen 1814. Historisch-romantisches Gemälde von L. K. Leipzig, Barth. Gr. 12. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Einige Oden des Horaz, im humoristischen Gewande, grammatisch, kritisch, historisch und philosophisch erläutert. Kein Beitrag zu einer Textesrevision. Von Carlo del Re. Ein Heft. Odarum lib. I.; 1, v. 1—6. Berlin, Springer. 8. 7½ Ngr.

Russa, D., Der räthselhafte Fremde, oder: Der Scheintodt. Novelle. Leipzig, Schreck. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schäffer, F. A., Kurze geographisch-historisch-statistische Beschreibung des Großherzogthums Hessen. Mit einer Karte des Großherzogthums. Mainz, Kunze. 8. 20 Ngr.

Schlosser, F. C., Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf den Gang der Literatur. 1ster Band, bis zum Belgrader Frieden. 3te durchaus verbesserte Auflage. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Schultz, J. H. S., Über Colonisation mit besonderer Rücksicht auf die Colonie zu Santo Thomas, im Staate Guatemala, und die belgische Colonisations-Compagnie. Mit zwei Karten. Köln, Du Mont-Schauberg. Kl. Fol. 15 Ngr.

Volkmann, A., Die Stände Sachsens über die Reform des Strafprocesses. Eine Betrachtung über constitutionelle Wirksamkeit beim Schlusse des Landtags. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 20 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 217. —— 5. August 1843.

Über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt.

(Fortsetzung aus Nr. 216.)

Eine unmittelbare Anschauung, in welchem Maße die bildenden Künste das Privatleben bei den Alten verherrlichten, ist uns, wunderbar genug, gerade durch ein Naturereigniß der furchtbarsten und zerstörendsten Art, durch den Ausbruch des Vesuv unter Kaiser Titus, erhalten worden. Die Fülle von heitern und schönen Erfindungen der Malereien, welche die Wände der kleinen Zimmer selbst geringer Häuser der mäßigen Stadt Pompeji schmücken, ist erstaunungswürdig, und läßt von der Höhe, welche auch die Malerei in ihrer glücklichsten Zeit, von Polygnot, dem Maler des Untergangs von Troja, bis Apelles, dem Lieblingsmaler Alexander's des Großen, in Mittelpunkten des griechischen Lebens, wie Athen, oder Korinth, erreicht haben muß, den vortheilhaftesten Schluß machen. In ansehnlichern Häusern gesellten sich hierzu noch die zierlichen, öfter, wie bei der bekannten Schlacht des Alexander und Darius, sehr kunstreichen, musivischen Gemälde der Fußböden.*) Eine nicht geringere Vorstellung von der Schönheit, welche das Leben der antiken Welt bis in dessen feinstes Geäder durchdrang, erweckt die Unzahl von kleinen Sculpturen und dem mannichfachen Hausgeräth, welche in Pompeji und Herculanum gefunden, jetzt, gleich der Mehrzahl jener Malereien, eine Reihe von Räumen im Museo borbonico zu Neapel anfüllen, deren aber auch das hiesige Museum eine schöne Auswahl besitzt. Gefäße verschiedenster Art, Dreifüße, Candelaber, Lampen, Toiletten, Frauenschmuck und so viele andere Gegenstände, in Gold, in Silber, in Bronze, wie in gebrannter Erde, zeigen eine Verbindung der vielfältigsten und schönsten Erfindungen und Verzierungen mit der größten Zweckmäßigkeit, eine Trefflichkeit der Arbeit, welche die lebhafteste Bewunderung hervorrufen und diese Gegenstände zu ewigen Mustern eines schönen und reinen Geschmacks machen. Ich erinnere hier nur an die kleinen silbernen Gefäße mit den Centauren, welche hier in Berlin in mehren Abgüssen vorhanden sind. Dieselbe hohe Ausbildung der Kunst beweisen für alle Gegenden, wohin griechische Bildung gedrungen, die Münzen, welche von einer Schönheit sind, wie kein anderes Volk der Erde sie aufweisen kann. Ich erwähne hier nur des Kopfes der Nymphe Arethusa auf den größten Münzen von Syrakus, welcher von der wunderbarsten Reinheit und Feinheit der Form ist. Ein Ähnliches gilt endlich auch von den geschnittenen Steinen, deren unser Museum für vertieft geschnittene eine der kostbarsten und zahlreichsten Sammlungen besitzt.

*) Das Werk, welches Professor Zahn über diese Malereien in Berlin herausgibt, ist wohl geeignet, eine Anschauung von denselben zu gewinnen.

Hatte aber die Kunst mit ihrem so bedeutungsvollen Schmuck das Leben der Menschen in seinen verschiedenen Beziehungen verschönt, so verschönte sie, mit ihm in das nächtliche Dunkel der Erde hinabsteigend, in gleicher Weise auch sein Grab mit Sculpturen und mit Malereien, an den Wänden, wie auf den zierlich geformten, dem Todten mitgegebenen Vasen, von denen das Museum eine der reichsten Sammlungen aufzuweisen hat, und bezeichnete endlich diese seine Ruhestätte für die kommenden Geschlechter mit einem Denkmale. Hierfür legt die bekannte Gräberstraße in Pompeji ein rühmliches Zeugniß ab, und in welcher Ausdehnung im eigentlichen Griechenlande dieselbe Sitte herrschte, beweisen die vielen, höchst einfachen, aber doch immer mit einem Relief gezierten Grabsteine, welche man dort aufgefunden und deren auch das hiesige Museum verschiedene, zum Theil erst ganz neuerdings erworbene, besitzt.

Daß unter solchen Umständen die bildenden Künste ihre wohlthätigen Einflüsse in allen von mir oben angedeuteten Beziehungen im reichsten Maße ausübten, bedarf wol kaum der Versicherung. Die Griechen erreichten dadurch eine Harmonie der geistigen Bildung, von welcher es schwer hält, bei der einseitigen Reflexionsbildung unserer Tage eine deutliche Vorstellung zu gewinnen. Ich mache hier nur auf die Wechselwirkung zwischen der Poesie und den bildenden Künsten aufmerksam, durch welche beide sich in ihren Erzeugnissen nothwendig immer steigern mußten. Selbst die schöne, kunstreiche Form, in welcher bei den Griechen Philosophie, Redekunst und Geschichte erscheinen, hängt mit dieser hohen Ausbildung und allgemeinen Verbreitung der bildenden Künste innig zusammen, ja, ist zum Theil das Ergebniß derselben.

Nachdem die bildenden Künste zugleich mit den Griechen in den Dienst der weltbeherrschenden, aber im Verhältniß zu den Griechen immer halbbarbarischen Römer gerathen, und in diesem, im Besitz unermeßlicher Mittel, in einer Anzahl von zum Theil kolossalen Denkmalen der allgewaltigen politischen Größe und Würde und dem übermäßigen Luxus dieses Volks, wennschon auf eine ihrer edeln griechischen Abkunft würdige Weise gefröhnt hatten, erlebten sie noch in den ältesten Denkmalen christlicher Kunst, worin sie die Grundzüge derselben, eine erhabene Feier und sittliche Strenge, angaben, durch den Impuls dieses neuen Begeisterungsmoments eine schöne Abendröthe. Darauf fristeten sie durch die lange Epoche einer tausendjährigen Barbarei ein kümmerliches Leben, bis sie im Mittelalter zum zweiten Male unter dem Panier des Christenthums der Gegenstand einer allgemeinen Begeisterung wurden. Obgleich diese außer Italien auch andere Länder Europas, am lebhaftesten die Niederlande, Deutschland und Frankreich ergriffen, ja in diesen allein in der gothischen Bauart eine durchaus eigenthümliche und bewunderungswürdige Form der Architektur entwickelt hatte, sind doch Sculptur und Malerei nirgend zu so vollendeter, großartiger und schöner Blüte gelangt als in Italien, und bietet kein anderes Land noch heute in so vielen und großartigen Beispielen die volle, lebendige Anschauung dieser Kunstblüte dar.

Wenn aber die Architektur daselbst an Eigenthümlichkeit der Erfindung den genannten Ländern und auch den Denkmalen gothischer Baukunst in England und Spanien allerdings weit nachstehen muß, so entwickelte sie doch im 15. und 16. Jahrhundert nach den Vorbildern der altrömischen Denkmale auf eine freie und geistreiche Weise nach den verschiedenen Zwecken selbständige und schöne Formen, und ist der Umstand wohl zu bedenken, daß sie sowol in diesen, als schon in der minder in die Höhe strebenden Art der gothischen Bauart, wie sich dieselbe im 14. Jahrhundert in Italien meist ausgestaltete, der Sculptur und Malerei an den weniger hohen Giebeln und Strebepfeilern des Äußern, an den geräumigen, meist halbkreisförmigen oder doch wenig spitzen Wandflächen und mäßig hohen Gewölben des Innern, einen ungleich weitern und passendern Spielraum zu monumentaler und stilgemäßer Entwickelung gewährte und dadurch eine solche ungleich mehr förderte, als dies bei der gothischen Bauart in ihrer strengern und an sich weit schönern Form der Fall ist.

Schon vom 13. Jahrhundert an sehen wir in dem, in viele größere und kleinere Staaten getheilten Italien Fürsten und Freistaaten, Geistliche und Weltliche von der Begeisterung für die bildenden Künste erfüllt, dieselben im rühmlichsten Wetteifer in den meisten der oben erwähnten Beziehungen ausbilden. Wie die Verherrlichung der Kirche indeß allen andern vorausging, behauptete sie auch immer diesen Vorrang. Auch hier spielten diese Künste, wie einst bei den Griechen, als Mittel der Erziehung und Belehrung eine sehr bedeutende Rolle. Im Gefolge der Sculptur und Malerei bildeten sich dort auch deren Verzweigungen, die Goldschmiede-, die Stempel- und Steinschneidekunst, die Miniatur- und Schmelzmalerei, das Niello, die Malerei in gestickten und gewebten Stoffen, endlich die Holzschneide- und Kupferstecherkunst früher oder später aus. Letztere beide verbeiteten durch Vervielfältigung eine beträchtliche Anzahl schöner Kunstideen in großer Allgemeinheit.

Von den verschiedenen größern Mittelpunkten, Venedig, Pisa, Siena, Florenz, in welchen die Kunst in fröhlichem Gedeihen emporblühte, erlauben Zeit und Zweck dieses Vortrags nur einen etwas näher zu betrachten. Ich wähle hierzu Venedig.

Venedig ist unstreitig das eigenthümlichste und großartigste Denkmal des Mittelalters. Erscheint es schon in der Ferne mit seinen vielen Thürmen und Kuppeln, aus der Meeresfläche hervorragend, fast märchenhaft, so steigert sich der Eindruck des Wunderbaren noch in der Nähe, wenn man in den Canale grande, die Hauptstraße Venedigs und unbedingt die schönste, welche es gibt, hineinschifft und diese Welt von Kirchen und Palästen erblickt, welche zu beiden Seiten in den mannichfaltigsten Formen aus dem Wasser emporsteigen. Romanische, arabische, gothische Architektur wechselt hier mit den nach der altrömischen Baukunst frei entwickelten Formen von den Lombardi, dem Sansovino, dem Palladio, im bunten, malerischen Gemisch und vergegenwärtigt uns ebenso viele Epochen der langen Blüte der Republik. Dabei ist die Verzierung an den meisten dieser Gebäude so reich und so geschmackvoll, das Material, Marmor, oder der harte Kalkstein von Istrien, so gediegen, daß man in einer Stadt von Fürsten zu sein glaubt. Dennoch erreicht der Eindruck erst seinen höchsten Grad, wenn man zum alten Mittelpunkt der Republik, zur Piazzetta und dem Marcusplatz gelangt, welche durch ein höchst glückliches Gemisch von Regel und Zufall ein Ganzes von architektonischer und malerischer Wirkung ausmachen, wie die Welt es ebenfalls nicht zum zweiten Male aufweisen kann. Die Hauptmassen bilden hier, gleich schön und eigenthümlich, die Marcuskirche und der Dogenpalast, gleichsam Herz und Kopf des Staats.

Welch ein lebhaftes Bewußtsein dieser Wunder von Venedig schon von Alters her die Italiener durchdrang, beweist das berühmte, lateinische Epigramm des Dichters Sannazar *), welches ich mir erlaube der verehrten Versammlung in einer versuchten Übersetzung mitzutheilen:

Als, in den Wogen gegründet, Neptun Venedig erschaute,
Wie es in ruhiger Kraft trotzt dem unbändigen Meer,
Sprach er zu Jupiter: Setze, so viel dir behagt, mir entgegen,
Deine tarpejische Burg mit der Ummaurung des Mars!
Ziehest den Tiber dem Meere du vor, von den Städten bekenne:
Menschen nur haben dein Rom, Götter Venedig gebaut!

Der Senat von Venedig fand, daß der Dichter würdig

*) Viderat Adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem, et tanto ponere jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis Jupiter arces
Objice et illa tui moenia Martis, ait.
Si pelago Tyberim praefers, urbem aspice utramque
Illam homines dices, hanc posuisse deos.

von der Stadt gesprochen und drückte ihm daher seinen Dank in einem Schreiben aus, welches mit 100 Dukaten für jede der sechs Zeilen begleitet war. Sein Bildniß, im Auftrag der Republik von Tizian gemalt, fand seine Stelle im Dogenpalast unter denen der ersten Männer Venedigs.

(Der Beschluß folgt.)

Merkwürdige Äußerungen Napoleon's.

Über Liebeshändel und Maitressen der Fürsten.

Chevalier von Beauterne läßt in seiner zu Paris erschienenen Flugschrift: „Sentiments de Napoléon sur la divinité de Jésus Christ. Pensées inédites, recueillies par M. le comte *de Montholon* et publiées par Mr. le chevalier *de Beauterne*", den Ex-Kaiser eines Tages in St.-Helena sagen: „Wenn das Bourbonische Geschlecht sein Unglück verdient hat, so ist es dadurch geschehen, daß es sich über Religion und Sittlichkeit hat erheben wollen. Es gibt nichts Unverschämteres und Verderblicheres für die Sittlichkeit als die skandalöse Liederlichkeit eines Souverains. Besser ist für ein Reich der unglücklichste Krieg und die Geißel der Pest. Das Sittenverderbniß ist ansteckend, wenn es vom Throne herabkommt, denn der Hof und die Stadt beeilen sich, nachzuahmen. Die Religion wird dadurch auf eine traurige Weise verletzt. Man schreibt den Priestern und der Lehre alles Böse zu, was sie nicht verhindern. Ihr Unvermögen, die Unordnung zu hemmen, wird ihnen zur Last gelegt. Wie kommt es, daß kein Priester den Muth gehabt hat, Ludwig XIV. wegen seines öffentlichen Ehebruchs öffentlich zu tadeln, und seinen Fluch gegen den Prinzen-Regenten (Philipp von Orleans) und Ludwig XV. mit kühner Stimme zu schleudern? Dies macht der Geistlichkeit jener Zeit wenig Ehre. Mit weniger Talent als Bossuet und Massillon besaßen, würde sich in frühern Zeiten ein Bischof gefunden haben, der mit Gefahr seines Lebens diese Pflicht erfüllt hätte. Der Eingriff der kirchlichen Gewalt ist von dieser Seite nicht zu befürchten. Es gehört zu viel Seelenhoheit dazu, um sich der Sache des beleidigten Himmels anzunehmen, indem man sich der Ausschweifung der Großen widersetzt. Die Energie, welche sich dieser Pflicht erledigt, ist zu selten und sympathisirt mit dem Volksgefühl. Ich wüßte nichts Niedrigeres als die Gewalt eines unsittlichen Herrschers. Eine Gesellschaft ist sehr tief gesunken, welche ein so verächtliches Joch erträgt: es ist ein Zeichen der Auflösung des Staatsvereins. Ohne allen Zweifel waren die Liebeshändel der Könige, die Schändlichkeiten Ludwig's XV. und des Regenten eine der Hauptursachen der Revolution. Bevor man die Gewalt herabwürdigte, hatte sie sich selbst herabgewürdigt; sie war unter alle Welt gefallen, indem sie alle Grundsätze mit Füßen trat. Durch seinen muthvollen Märtyrertod hob Ludwig XVI. das Königthum in der öffentlichen Meinung; dies rechtfertigt nicht, erklärt aber die Verbrechen Marat's, Robespierre's und der übrigen Königsmörder, welche wahre Ungeheuer mit menschlichem Antlitze sind; aber diese Ungeheuer haben ein Urtheil der socialen Genugthuung vollzogen.... Die Verbrechen haben dazu gedient, wie die Unreinigkeiten, welche zum Dünger eines erschöpften Feldes dienen und es fähig machen, das Hundertfache hervorzubringen. Was mich betrifft, wenn ich auch einige Schwachheiten gehabt, so habe ich sie nie zur Schau getragen; ich war der Erste, der sich derselben schämte, weil ich die Folgen davon zu beurtheilen wußte. Die Weiber sind eine Klippe für den Souverain. Meine Seele war zu stark, um in die Falle zu gerathen; unter den Blumen nahm ich den Abgrund wahr. Ich beschligte alte Generale. Neidische Blicke verfolgten alle meine Bewegungen. Mein Glück war in meiner Weisheit; ich hätte mich eine Stunde vergessen können, und wie viele meiner Siege haben von nicht mehr Zeit abgehangen. Als ich mich mit Marie Luise vermählte, fühlte ich, daß ich noch ein bürgerliches Herz hatte. Vielleicht wird die Nachwelt mir diese Heirath vorwerfen: ich hätte eine Französin heirathen sollen."

Über Religion.

Oft stellte der Ex-Kaiser allgemeine Betrachtungen über Religion überhaupt an, woraus wir Einiges anführen wollen. „Der in das Leben geschleuderte Mensch", läßt ihn Las Cases sagen, „fragt sich: woher komme ich? wohin gehe ich? Dies sind ebenso viele geheimnißvolle Fragen, die uns auf die Religion hindrängen. Wir fühlen uns zu ihr hingezogen, unser natürliches Gefühl treibt uns dazu an. Dann kommt der Unterricht, der uns auf einmal aufhält. Wissenschaften und Geschichte, dies sind die großen Feinde der wahren, durch die Unvollkommenheiten der Menschen entstellten Religion. Warum, fragt man sich, ist die Religion von Paris nicht die gleiche mit der von London, mit der von Berlin? Warum unterscheidet sich die Religion von Petersburg von der in Konstantinopel? Die letztere von der in Persien, am Ganges und in China? Warum ist die Religion des Alterthums nicht die Religion unserer Zeit? Alsdann geht die Vernunft mit schmerzhaftem Gefühl in sich zurück; sie ruft aus: Religionen! Religionen! O Kinder der Menschen!.... Man glaubt wol an Gott, weil Alles um uns her sein Dasein verkündet, und weil die größten Geister an ihn geglaubt haben, nicht allein Bossuet, bei dem es zu seinem Amte gehörte, sondern auch Newton und Leibnitz, die nur ihre Überzeugung auszusprechen brauchten. Aus der Lehre, die man uns vorträgt, weiß man aber nicht, was man machen soll, und es ergibt sich, daß wir die Uhr sind, die geht, ohne ihren Uhrmacher zu kennen. Und bedenke man einmal die Ungeschicklichkeit Derer, die uns bilden; sie sollen die Vorstellung des Heidenthums und des Götzendienstes von uns entfernen, weil die Ungereimtheit derselben unsere ersten Urtheile hervorruft und uns dazu vorbereitet, dem passiven Glauben zu widerstreben, und doch erziehen sie uns mitten unter Römern und Griechen, mit ihren unzähligen Gottheiten. Dies war wenigstens bei mir buchstäblich der Gang meines Geistes. Ich hatte das Bedürfniß, zu glauben, und glaubte; aber wie ich anfing zu wissen und zu denken, so fand mein Glaube Anstoß, Ungewißheit; und dies war schon bei mir im dreizehnten Jahre der Fall. Vielleicht werde ich einmal wieder blind glauben, Gott gebe es! Ich habe nichts dagegen und wünsche es sogar; denn ich fühle es, daß ein großes und wahres Glück darin liegen muß. Gleichwol darf ich versichern, daß bei den großen Stürmen, bei den zufälligen Eingebungen der Immoralität selbst, der Mangel an diesem religiösen Glauben nie irgend einen Einfluß auf mich gehabt hat, und daß ich nie an dem Dasein Gottes zweifelte. Denn hätte meine Vernunft nicht hingereicht, ihn zu begreifen, so würde ihn mein Inneres nichtsdestoweniger aufgenommen haben. Meine Nerven waren in Sympathie mit diesem Gefühle. Alles verkündet das Dasein eines Gottes, dies ist nicht zu bezweifeln, aber alle unsere Religionen sind offenbar Kinder der Menschen. Warum widerlegt eine Religion die andere? warum bekämpfen sie sich? warum war dies zu allen Zeiten und in allen Ländern der Fall? Darum, weil die Menschen immer Menschen sind und die Priester stets den Betrug und die Lüge einzuschwärzen suchten. Bei alledem, sobald ich Macht hatte, beeiferte ich mich die Religion wiederherzustellen. Ich bediente mich ihrer als Basis und Wurzel der Gesellschaft. Sie war in meinen Augen die Stütze der echten Moral, der guten Sitten und der wahrhaften Grundsätze. Und dann, die Unruhe des Menschen ist der Art, daß er dieses Unbestimmte, dieses Wunderbare, das sie ihm vorhält, nicht entbehren kann. Es ist besser, daß er hier, als bei Cagliostro und Mademoiselle Lenormand oder bei Wahrsagerinnen oder Beutelschneidern seine Befriedigung findet."

Als Jemand aus Napoleon's Umgebung auf St.-Helena bemerkte, daß er, der Kaiser, wol noch sogar fromm (dévot) werden könnte, antwortete er mit der Miene der Überzeugung: Er fürchte, dies würde nie der Fall sein, und er sage dies mit

Bedauern, denn es läge im religiösen Gefühle unstreitig ein unendlicher Trost. Sein Unglaube entspringe aber nicht aus Verkehrtheit, oder Ausschweifung des Geistes, sondern einzig aus der Stärke seiner Vernunft. Er fügte hinzu: „Ich bin weit entfernt, Atheist zu sein; ich kann aber nicht Alles glauben, was man, meiner Vernunft zum Trotze, mich lehren will, wenn ich anders nicht falsch und ein Heuchler sein will.“ Er sagte dann: „Es ist übrigens kein Zweifel, daß meine Art von Unglauben in meiner Stellung als Kaiser reine Wohlthat für die Völker wurde. Wie hätte ich sonst eine wahre Toleranz ausüben können? Wie hätte ich mit gleichem Schutze so entgegengesetzte Sekten begünstigen können, wenn ich von einer einzigen beherrscht worden wäre? Wie hätte ich die Unabhängigkeit meiner Gedanken und meiner Schritte unter der Einflüsterung eines Beichtvaters erhalten, der mich unter der Furcht vor der Hölle regiert hätte? Welche Herrschaft kann nicht ein Schurke, der dümmste Mensch unter diesem Titel über die Fürsten ausüben! Wer zweifelt, daß die letzten Jahre Ludwig's XIV. ganz anders gewesen sein würden, hätte er einen andern Beichtvater gehabt? Ich war von diesen Wahrheiten so sehr überzeugt, daß ich entschlossen war, so viel von mir abhing, meinen Sohn in derselben religiösen Richtung, der ich folgte, zu erziehen.“

Über den Islamismus und die christliche Religion.

Las Cases läßt Napoleon darüber Folgendes sagen: „Der Islamismus ist die Religion eines Volks in seiner Kindheit; er entstand in einem armen Lande, dem die zum Leben nöthigen Dinge fehlten. Mohammed sprach nur zu den Sinnen; er wäre von seiner Nation nicht verstanden worden, wenn er zum Verstande gesprochen hätte. Er versprach seinen Anhängern wohlriechende Bäder, Ströme von Milch, weiße Houris mit schwarzen Augen und den ewigen Schatten der Lauben. Der Araber, dem es an Wasser fehlte, der von der Sonnenglut verbrannt war, schmachtete nach Wasser und Kühle, und that Alles, um eine solche Belohnung zu erlangen. So kann man als Gegensatz zum Christenthum sagen, daß Mohammed's Religion eine Verheißung sei.... Die christliche Religion ist die Religion eines civilisirten Volks, sie ist durchaus geistig. In dieser Religion ist Alles dazu geeignet, die Sinne zu tödten, Nichts, um sie zu reizen. Die Fortschritte des Christenthums waren der Triumph der Griechen über die Römer, die Rückwirkung der Philosophen Griechenlands auf ihre Eroberer. Die heiligen Väter waren fast alle Griechen. Die Moral, welche sie predigten, war Plato's Moral. Die Christen glaubten, nach dem Beispiele des Heidenthums, an die Belohnungen des künftigen Lebens, welches jedoch unzulänglich war, um die Laster und Verbrechen, welche aus den Leidenschaften entstehen, zu unterdrücken; sie schufen eine ganz physische Hölle mit ganz körperlichen Strafen; sie bereicherten durch Vieles ihre Vorbilder und gaben selbst dieser Lehre ein solches Übergewicht, daß man mit Recht sagen kann, Christi Religion sei eine Drohung.... Redliche Menschen und Dummköpfe bedürfen beiderseits dieser Religion. Die erstern befolgen sie aus Tugend und Liebe zur Ordnung, die letztern aus Unwissenheit und um Lohn zu verdienen. Sie befriedigt die Einen und zügelt die Andern.“

Über den Katholicismus.

Graf Las Cases läßt Napoleon darüber sich dahin aussprechen: „Als ich die Leitung der Staatsangelegenheiten übernahm, hatte ich schon meine festen und geordneten Ansichten über die großen Elemente, welche die Gesellschaft zusammenhalten. Ich hatte die ganze Wichtigkeit der Religion erwogen, ich war überzeugt und entschlossen, sie wiederherzustellen. Man kann sich aber kaum einen Begriff von dem Widerstande machen, den ich zur Wiedereinführung des Katholicismus zu fürchten hatte. Man würde mir weit gutwilliger gefolgt sein, wenn ich die Fahne des Protestantismus aufgesteckt hätte. Dies ging so weit, daß im Staatsrathe, wo ich die größte Mühe hatte, die Annahme des Concordats durchzusetzen, Mehre sich blos in der Absicht ergaben, um ein Complot zu machen, demselben zu entgehen. Wohlan! sagte Einer zu dem Andern, wir wollen uns zu Protestanten machen, und dies Alles wird uns dann nichts angehen. Gewiß ist, daß bei der Unordnung, in welcher ich auftrat, bei den Trümmern, auf welche ich mich gestellt sah, mir die Wahl zwischen dem Katholicismus und dem Protestantismus blieb. Ebenso wahr ist es, daß die augenblickliche Stimmung allgemein für den letztern war. Außerdem aber, daß ich in der That für meine Geburtsreligion Anhänglichkeit fühlte, hatte ich noch die höchsten Beweggründe zu meiner Entscheidung. Was würde ich bei Ausrufung des Protestantismus erhalten haben? Ich würde die Entstehung von zwei ungefähr gleich großen Parteien veranlaßt haben, da doch mein Hauptzweck aller Entzweiung entgegen war; ich würde die Wuth einer Religionsstreitigkeit wieder herbeigeführt haben, da doch die Aufklärung des Jahrhunderts und mein Wille vorzüglich darauf hinzielten, diese verschwinden zu machen. Diese zwei Parteien würden gegeneinander gewüthet, Frankreich ohnmächtig und zum Sklaven Europas gemacht haben, da doch mein Ehrgeiz darin bestand, ihm die Herrschaft desselben zu verschaffen. Mit dem Katholicismus gelangte ich weit sicherer zu allen meinen großen Resultaten; im Innern Frankreichs verschwand die kleine Anzahl unter der großen, und ich hatte mir fest vorgenommen, jene mit einer solchen Gleichgültigkeit zu behandeln, daß bald kein Beweggrund mehr vorhanden sein sollte, eine Verschiedenheit derselben zu erkennen.“

Man sieht hieraus, daß Napoleon die Religion immer nur zum Kitt und Kleister seiner Herrschsucht und selbstsüchtiger Zwecke diente. Er glaubte in der Suprematie des Papstes eine Stütze seiner Gewalt, Macht und Herrlichkeit zu finden. Er war Katholik nicht aus religiöser Überzeugung, sondern aus Politik. Aus Politik hätte er sich zum Islam bekennen können, denn nach der Erzählung des Grafen de Las Cases soll er einmal auf der Insel St.-Helena geäußert haben: „Im Ganzen ist es nicht unmöglich, daß mich die Umstände dahin hätten bringen können, zu der mohammedanischen Religion überzugehen. Aber nur unter glücklichen Vorbedeutungen hätte ich so etwas unternommen, ich mußte bis an den Euphrat gekommen sein. Eine Religionsveränderung, die für Privatvortheile nicht zu entschuldigen ist, läßt sich vielleicht bei Erreichung unermeßlicher politischer Resultate begreifen. Heinrich IV. hatte Recht, zu sagen: ‚Paris ist eine Messe werth.‘ Sollte das orientalische Reich und vielleicht die Unterwerfung von ganz Asien nicht einen Turban und lange Hosen werth sein?“ So konnte Napoleon reden, dem für sich und seine Armeen alle Religionen gleich waren. Mohammedanisch, Koptisch, Arabisch, Christlich u. s. w.: das Alles war im System seiner Rechtgläubigkeit eine Sache der Gleichgültigkeit.

64.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 218. — 6. August 1843.

Über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt.

(Beschluß aus Nr. 217.)

Treten wir jetzt einen Augenblick in die Kirche des heiligen Marcus! Die Schutzpatrone der Städte nehmen in Italien öfter eine ähnliche Stellung ein wie die Localgötter im alten Griechenland. Wie die Athener Alles zur Verherrlichung der Pallas aufboten, so die Venetianer zu Ehren des heiligen Marcus. Hiervon legt die frei nach dem Vorbilde der Sophienkirche in Konstantinopel erbaute Kirche das glänzendste Zeugniß ab. Nicht nur die Wände und die fünf Kuppeln des Innern, sondern auch die Vorhalle und die Vorderseite sind durchaus auf die kostbarste Weise, nämlich mit musivischen Gemälden aus der heiligen Geschichte auf musivischem Goldgrunde, ausgeschmückt, woran von der Entstehung der Kirche bis ins 17. Jahrhundert, wennschon mit Unterbrechungen, gearbeitet worden ist. Der Eindruck dieser prachtvollen Feier ist einzig in seiner Art! Das Seltenste und Köstbarste von Gegenständen der Kunst, welche Siege oder der Handelsverkehr den Venetianern zuführten, wurde hier dem Heiligen geweiht. In diesem Sinne stellten sie die berühmten bronzenen Pferde, welche sie in Konstantinopel erbeutet, über dem Hauptportal der Marcuskirche auf, brachten von Porphyr und andern seltenen Steinarten Säulen an Säulen und schmückten den Fußboden mit schönen antiken Mosaiken. Von der kunstreichen Altartafel aus gediegenem Golde, von den reichen und schönen Altären und Kanzeln näher zu sprechen, verbietet mir die Zeit.

Die ganze Reihe der großen und kleinen Räume des meist im großartigsten, italienisch-gothischen Geschmack erbauten Dogenpalastes ist von Paul Veronese, Tintoretto und vielen andern Malern der venetianischen Schule, mit zum Theil kolossalen Gemälden geziert, deren Mehrzahl sich auf die Großthaten und die Verherrlichung der Republik bezieht. Um eine Vorstellung von dem Reichthume der künstlerischen Production zu geben, bemerke ich, daß die Hauptsäle schon im 15. Jahrhundert auf eine ähnliche Weise von den Bellini und andern gleichzeitigen Malern geschmückt waren, welche Bilder aber bei einem großen Brande zu Grunde gegangen sind.

Eine beträchtliche Zahl von Gemälden, welche vordem Altäre der Kirchen und die Versammlungshäuser heiliger Brüderschaften zierten, jetzt aber in den Sälen der Akademie der Künste vereinigt sind, setzen durch Schönheit und Umfang in Erstaunen. In dem kolossalen Gemälde von Tizian daselbst, der Himmelfahrt der Maria, feiert die Glut und Tiefe der Farbe, welche dieser Schule vor allen eigen ist, einen glänzenden Triumph. Aber auch viele Gemälde, welche noch heute in den Kirchen übrig geblieben, sind von großer Bedeutung.

Das Andenken der großen Männer der Republik lebt in den prachtvollen Familiendenkmälern fort, von denen sie noch heute stolz und streng herabblicken. Viele Kirchen prangen mit solchen. Vor allen großartig erscheinen aber durch ganze Reihen die Kirchen S.-Giovanni e Paolo und de' Frari. Bildhauer wie die Lombardi, Sansovino und Alessandro Vittoria haben in Denkmalen dieser Art mit ihr Bestes geleistet.

Nur in wenigen Palästen ist seit dem Untergange der Republik noch der alte Schmuck des Innern erhalten worden, doch so manches daraus herstammende Geräth, als: Marmorkamine, Spiegelrahmen und Truhen in Holz, wie von beiden Beispiele neuerdings für das Museum erworben worden, und so viele andere Gegenstände zeigen, daß hier die Kunst in Reichthum und Schönheit der Arbeit nicht zurückgeblieben ist.

Die Unzahl von historischen Bildern und Bildnissen der großen venetianischen Meister, welche jetzt, in ganz Europa zerstreut, die Bewunderung der Kunstfreunde ausmachen, bedeckte einst die Wände der Privathäuser in Venedig und gewährte ihnen so den edelsten Schmuck.

Was aber in Italien den Fremden fast noch mehr in Erstaunen setzt als die Fülle von Kunstdenkmalen, welche ihm in großen Mittelpunkten des Lebens wie in Venedig oder den andern obengenannten Städten entgegentritt, sind die Kunstwerke der großartigsten und edelsten Gattung, welchen er in kleinen, abseits gelegenen Orten begegnet. Kein Umstand beweist wol schlagender, wie echt und allgemein die Kunstbegeisterung gewesen, welche Italien im Mittelalter durchdrang.

So fand ich in der kleinen Stadt Gubbio in Umbrien, welche, sehr malerisch am Apennin gelegen, die große Ebene von Umbrien beherrscht, das vormalige Rathhaus

Börne und Zschokke über Schriftstellerei, namentlich in Deutschland.

Nach einer Mittheilung Zschokke's in seiner „Selbstschau" sprach sich einst Börne gegen ihn über das literarische Treiben in Deutschland aus. Ist auch das Urtheil Börne's etwas sehr schneidend und bitter, so wird doch darin unserer Zeit ein Spiegel vorgehalten, in welchem sich gewisse Leute immer umsehen mögen, um, was sie gewiß können, gar Manches daraus zu lernen. „Sehen Sie", sprach Börne, „bei uns in Deutschland gibt es kein eigentliches öffentliches Leben wie bei Ihnen in der Schweiz. Die bessern Köpfe schaffen es sich selbst, wie sie es können, wenigstens auf dem Papiere. So haben wir beinahe eine Million Schriftsteller und Schriftstellerinnen. Wer sich bemerkbar machen, wer Beförderung in Stellen will, schreibt. In unserer Gelehrten-Republik gilt ebenfalls Freiheit und Gleichheit. Einer tritt dem Andern in die Schuhe, man drängt sich vor, und vertheilt und empfängt Rippenstöße links und rechts. Wie in allen Republiken, gibt es auch in der unserigen Factionen, die einander moralisch todtschlagen, bis endlich ihr natürlicher Tod von selbst dazu kommt, nämlich andere Mode, anderer Geschmack, und gänzliches Vergessenwerden vom Publicum. Um nicht im Gedränge aller Ritter von der Feder erdrückt und zertreten zu sein, muß man zur Fahne irgend welcher literarischen Coterie halten. Da wird man gehoben, weil man Andere heben hilft. Das sind schriftstellerische Handwerkskniffe. Man muß sie kennen. Es thut mir um die deutsche Nation leid. Sie trat mehr als die französische und britische wie ein Riesenkind aus dem Mutterschoose der Natur. Allein man hält dies alte Kind in den Windeln fest eingeschnürt mit Armen und Beinen, daß es seine Glieder nimmer gebrauchen lernen kann." So Börne. Darauf bemerkt nun der edle Zschokke: „Für mich lag nun einmal die höchste Würde des Schriftstellerthums im Anregen des Hochmenschlichen, des Sinnes für Wahrheit, Menschenrecht und Geistesveredlung der Zeitgenossen. Bloße Gaukelspiele des Witzes, Bambocciaden und Luftsprünge der Einbildungskraft, wie viel sie der sogenannten poetischen Höhe und Tiefe haben mögen, genügten mir nie, und noch heute nicht. Was nicht auf die eine oder andere Art den Menschengeist emporlüpft, trägt nicht das reine Gepräge des Schönen, ist nur Seiltänzerei der Phantasie, gleich derjenigen, die der Markt auf der gespannten Schnur zeigt, wo man zwar mit Ergötzen oder Verwunderung, mit Gelächter oder Grausen eine Weile zusieht, aber endlich mit nüchternem Misbehagen oder gleichgültig von dannen geht. Wahrhaft Schönes läßt einen langen Nachhall des Wohllauts in der Seele zurück." Nicht blos das Schöne, auch das Wahre! So auch diese wahren Worte Zschokke's. Laß dir dafür, edler Zschokke, und daß du in diesem Sinne gewirkt, die Hand im Geiste drücken! Ihr Schriftsteller aber, lernt von Börne, lernt aber noch mehr von Zschokke! 31.

Bemerkung.

W. A. Passow, in seinem Aufsatze „Zur Geschichte der politischen Poesie in Deutschland", in Nr. 287—291 d. Bl. f. 1842, meint daselbst S. 1166, wo er von Paul Gerhard als politisch-religiösem Dichter spricht, aus dessen herrlichem Pfingstliede „Zeuch ein zu deinen Thoren" seien die dort von ihm angeführten drei Strophen, die wir hier kurz durch 1, 2, 3 bezeichnen, aus unsern Gesangbüchern verschwunden. Dem ist indeß nicht ganz so. Einsender dieses hat gerade drei alte Gesangbücher zur Hand, nämlich das alte Dresdener (von Joh. Georg Börner), das Leipziger (von Karl Gottl. Hofmann) und das nach Stier's Urtheile in seiner „Gesangbuchsnoth" „sehr wenig modernisirte" Altmärkische und Priegnitzische (von Kasp. Georg Friccius, zuerst erschienen 1734 mit einer Vorrede von Joh. Chrph. Maurer). In diesen drei Gesangbüchern findet sich die erste und dritte Strophe unverändert, doch die zweite Strophe ist nicht aufgenommen. Nun wird aber das alte Dresdener Gesangbuch noch in manchen Landgemeinen der ehemaligen sächsischen Grafschaft Gommern (jetzt zum Regierungsbezirke Magdeburg gehörig) und das Altmärkische Gesangbuch wol allenthalben in der Altmark und Priegnitz gebraucht; was in dieser Hinsicht vom Leipziger Gesangbuche gelte, kann Einsender nicht sagen. Aber auch in neuern Gesangbüchern, z. B. in dem vortrefflichen, besonders von Duhm redigirten und 1805 erschienenen Gesangbuche für die Stadt und das Herzogthum Magdeburg und in dem 1800 zu Berlin zum Gebrauche für evangelische Gemeinen herausgekommenen Gesangbuche findet sich die erwähnte erste Strophe nur in der letzten Hälfte, hier mit fast gar keiner, dort mit geringer Abänderung, aber die dritte Strophe bietet nur das Berliner Gesangbuch dar, wo sie jedoch ganz verändert, besonders hinsichtlich der letzten Hälfte, ist.

Bei dieser Gelegenheit wird Einsender eine Parallele zu der zweiten Strophe von demselben Dichter aus dessen Friedensliede „Gottlob! nun ist erschienen", das ganz einstimmig in den genannten drei alten Gesangbüchern und blos den Worten nach etwas verändert und ohne die fünfte Strophe auch in dem Berliner Gesangbuche zu lesen ist, mittheilen. Diese Parallele lautet dort in der dritten und vierten Strophe also, deren Abweichungen bei den berliner Ausgaben unten hinzugefügt sind:

3.

Sei tausendmal willkommen,
Du theure, werthe Friedensgab!*)
Jetzt sehn wir, was für Frommen
Dein bei uns Wohnen in sich hab.
In dir hat Gott versenket
All unser Glück und Heil;
Wer dich betrübt und kränket,
Der drückt sich selbst den Pfeil
Des Herzleids in das Herze,
Und löscht aus Unverstand
Die güldne Freudenkerze
Mit seiner eignen Hand.**)

4.

Das drückt uns niemand besser
In unser Seel und Herz hinein,
Als ihr zerstörten Schlösser
Und Städte voller Schutt und Stein;
Ihr vormals schönen***) Felder,
Mit frischer Saat bestreut,
Jetzt aber lauter Wälder
Und dürre wüste Heid;†)
Ihr Gräber voller Leichen
Und blutgem Heldenschweiß††),
Der Helden, deren Gleichen
Auf Erden man nicht weiß.

71.

*) Du theures, werthes Friedensgut!
Nun sehen alle Frommen,
Wie reicher Segen in dir ruht.
[illegible]
[illegible]
Wer dich verletzt und kränket,
Den trifft sein eigner Pfeil,
Er drückt ihn sich ins Herze
Mit frevelhafter Hand.

***) grünen

†) Noch mit Gebein bestreut,
[illegible]

††) [illegible]
Getränkt mit Blut und Schweiß

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 219. — 7. August 1843.

General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814. Von einem preußischen Offizier. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die ununterbrochene Waffenruhe, in welcher das preußische Heer seit 30 Jahren ohne alle Gelegenheit zu neuen Lorbern gelebt hat, ist dafür fruchtbringend an Schilderungen früherer Großthaten desselben und an schätzbaren kriegsgeschichtlichen Monographien über die Ereignisse der Jahre 1813—15 gewesen. Nachdem in den ersten Jahren nach Beendigung des großen Kampfes mehre der einsichtsvollsten Theilnehmer an demselben, wie Müffling, Rühle von Lilienstern, Pfuel, Clausewitz, Blesson, Varnhagen von Ense, einzelne Partien aus der unmittelbarsten Erinnerung und mit Benutzung der besten Quellen dargestellt hatten, begann der letztgenannte mit seiner ausgezeichneten „Biographie Blücher's" im J. 1827 die neue Reihe militairisch-biographischer Schriften zur Geschichte des preußischen Heeres und seiner Feldherren. Ihm folgte der edle Minister Boyen mit den „Erinnerungen an Scharnhorst"; General Grolmann mit der „Geschichte des Feldzugs von 1815 in Frankreich und in den Niederlanden", einem Buche voll würdevoller Anspruchslosigkeit und männlicher Grazie; General Hofmann mit den „Erinnerungen aus dem J. 1813", die mit Wahrheit und Klarheit eine möglichst bündige Kürze vereinigen; Major von Damitz mit der „Geschichte des Feldzugs von 1814 im östlichen und nördlichen Frankreich", die nach den Belehrungen und Anleitungen Grolmann's geschrieben ist und die Vorzüge jenes classischen Werks theilt; zuletzt in diesem Jahre ein höherer Offizier der preußischen Armee (General von Prittwitz) in den sehr ausführlichen, sachreichen „Beiträgen zur Geschichte des J. 1813", und der Generalauditeur Friccius mit seiner „Geschichte des Krieges in den J. 1813 und 1814", die zwar Veranlassung mancher Widersprüche in öffentlichen Blättern geworden ist, aber doch jedenfalls ein interessantes Denkmal der heldenmüthigen Bestrebungen bleibt, mit welcher die ostpreußische Landwehr, in der Friccius Major war, in jener Zeit gefochten hat. Neben jenen größern Werken sind auch eine Anzahl kleinerer Schriften und Geschichten einzelner Regimenter (uns sind deren 12 bekannt) erschienen, die von größerm oder geringerm Werthe sind, alle aber das Verdienst haben, specielle Züge der Tapferkeit einzelner Soldaten vor der Vergessenheit bewahrt zu haben. Die Geschichte des Kolbergschen Regiments von Bagensky und die des fünften Husarenregiments von Schöning sind in jeder Beziehung unter diesen Monographien die vorzüglichsten. Ohne nun jetzt auf einzelne Vorzüge dieser Schriften und der vielen in Zeitschriften zerstreuten Aufsätze, wie in der „Minerva", im preußischen „Militair-Wochenblatte" (wo freilich die im J. 1833 gegebene Übersicht jetzt vieler Nachträge bedarf), in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" und in andern, weiter einzugehen, können wir einer Tugend fast aller Schriftsteller ihr gebührendes Lob nicht versagen. Das ist die Tugend der Bescheidenheit.

Ich glaube — schrieb W. Alexis schon im J. 1829 („Herbstreise in Skandinavien", II., 99) — in der ganzen preußischen Armee sucht man jetzt vergebens nach einem Original, das bei Katzbach oder Waterloo schwört oder flucht. Man möchte eher eine zu weit gehende deutsch-nationale Bescheidenheit finden, welche lieber jeden Glückscoup des genialen Feindes anerkennt als das Verdienst der eigenen That.

Dies Wort findet auf alle oben genannten Schriften Anwendung. Denn wenn man die bescheidene Sprache eines Grolmann und Prittwitz mit den Affectationen der Franzosen vergleicht, die ihre Niederlagen eher allem Andern zuschreiben als der Tapferkeit der Preußen und dem Genie des Fürsten Blücher, oder mit den Prahlereien des Russen Danilefski, der alles Verdienst seinen Landsleuten allein beilegt und Blücher's Ruhm wol gar durch unwürdige Verleumdungen zu verdunkeln sucht, oder mit gehässigen Ausfällen englischer Offiziere auf den Muth und die Disciplin der preußischen Armee im J. 1815 — dann muß man zugestehen, daß die edle Bescheidenheit und die großmüthige Schonung der preußischen Kriegsschriftsteller ein neues Lorberblatt in dem Kranze der unsterblichen Leistungen ist, durch welche das preußische Volk und das preußische Heer sich gerechte Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nachkommen erworben haben.

Ist es nun für die Geschichte der J. 1813—15 ein ganz besonderes Glück, so viele Beiträge von ausgezeichneten Zeitgenossen und selbstthätigen höhern Militairpersonen zu besitzen, so darf uns dies auch nicht ungerecht gegen solche Arbeiten machen, die von später Lebenden mit Geschick und Fleiß ausgeführt worden sind und in

der löblichen Absicht, das Andenken an jene Großthaten unter der jüngern militairischen Generation frisch zu erhalten. Man kann es nicht leugnen, daß bei aller Sorge, welche für die Intelligenz der jüngern preußischen Offiziere durch einen hochgebildeten Kriegsminister getragen wird, dennoch der Garnisondienst und das Leben in den kleinern Garnisonstädten die jüngern Offiziere nur zu leicht verdirbt und in ihnen den Sinn für geschichtliche oder geographische Studien, wie überhaupt für das Höhere, gefährdet, ja sogar manche Erscheinung wieder hervorruft, die man zum Heile der Armee in ewiger Vergessenheit begraben glaubte. Nur wenige der Jüngern waren so glücklich, daß sie „des Dienstes gleichgestellter Uhr" entfliehen konnten und sich dafür im Kampfe mit Ägyptiern, Tscherkessen und Afghanen herumtummeln, und auf der andern Seite sind die Beispiele einer lobenswerthen schriftstellerischen Thätigkeit, wie sie Gansauge, Orlich, Roon, Sydow, Prodczinski und einige Andere gegeben haben, noch immer nicht zu zahlreich für die lange Reihe der Friedensjahre.

Um so freudiger begrüßen wir das vorliegende Werk. Denn ein jüngerer Offizier in der preußischen Armee hat, „um den Mangel eigener Kriegserfahrung so viel als möglich zu ersetzen und sich auch für den bedeutungsvollern Theil seines Berufs auszubilden" (Worte der Vorrede), seit mehren Jahren bei seinen kriegsgeschichtlichen Studien einen Mittelpunkt in den Feldzügen des Generals Bülow von Dennewitz gefunden. Da die Resultate dieser Forschungen bei den Freunden des Verf. Anklang fanden, so beschloß er, seine Arbeit der Öffentlichkeit zu übergeben, will sie aber nur als eine Materialiensammlung für einen spätern kritischen und mehr befähigten Schriftsteller angesehen wissen. Hierauf fährt er also fort:

> Den patriotischen Sinn der Söhne durch die Großthaten der Väter zu beleben und dem Andenken eines Helden ein Denkmal zu setzen, der in dem ewig denkwürdigen Befreiungskriege außer dem Feldmarschall Blücher der einzige preußische General war, der mit größern Streitkräften auf abgesonderten Kriegsschauplätzen selbständiges Feldherrntalent zu entfalten Gelegenheit hatte, ist der Zweck dieser Schrift, von der der Verf. hofft, daß man um der guten Absicht willen die oft mangelhafte Ausführung derselben übersehen werde.

Die Angabe solcher Mängel überlassen wir gern den militairischen Beurtheilern, wir an unserm Theile erkennen aber zuvörderst die löbliche und bescheidene Gesinnung unsers Verf. an, die sich auch im Buche (z. B. auf S. 83, 125) im erfreulichsten Gegensatze zu der Tagesweisheit junger Lieutenants ausspricht, die nur zu oft sich einfallen lassen, die versuchtesten Feldherren nach dem Exercierreglement zu kritisiren. Zweitens gereicht es ihm zur Ehre, sich die oben angeführten vaterländischen Schriftsteller auch in der Anerkennung fremder Tapferkeit, unbeschadet der Großthaten des eigenen Volks, zum Muster genommen zu haben. In dieser Beziehung nennen wir die Stellen über die hartnäckige Gegenwehr der Franzosen in Halle am 2. Mai 1813, über die Tapferkeit einzelner französischen Divisionen in der Schlacht bei Dennewitz, über die Auszeichnung, mit welcher die sächsischen Truppen in derselben Schlacht gefochten haben, und über den verzweifelten Kampf der französischen Tirailleurs in dem Treffen bei Hoogstraaten am 11. Januar 1814. Zum dritten ist überall das sorgfältige Studium der besten Quellen wahrzunehmen, und wenn der Verf. im Mistrauen auf die eigene Kraft und den Mangel an persönlicher Kriegserfahrung bei abweichenden Angaben sein Urtheil zurückgehalten hat, so ist es ihm doch dafür gelungen, die meisten Begebenheiten klar und anschaulich darzustellen, sodaß auch Nichtmilitairs mit Hülfe eines guten Situationsplans sich die Aufstellungen und Angriffe der Truppen hinlänglich verdeutlichen können. Diese Anschaulichkeit wird auch wesentlich durch gute Terrainbeschreibungen erhöht, wie der Schlachtfelder bei Groß-Beeren und Dennewitz, der holländischen Festungen Arnheim, Gorkum und Herzogenbusch, des Schlachtfeldes bei Laon und der Umgebung von Soissons. Überhaupt ist das Buch gut und einfach geschrieben und man erkennt auch hierin das Studium der besten militairischen Schriftsteller unserer Zeit und ihrer treuen, lebendigen Darstellung, der die Leser mit dem wärmsten Interesse folgen und die Vorzüge eines durch den Krieg, durch die große Welt und die Studien gebildeten Militairs vollkommen anerkennen.

Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit den Thaten des Generals Bülow und seiner Truppen von der Eröffnung der Feindseligkeiten bis zum Abschlusse des Waffenstillstandes zu Pleischwitz. Hier treten nun besonders die Gefechte bei Danigkow und Vahlitz hervor, dann die Einnahme von Halle am 2. Mai, die wir als eine der besten Partien ansehen und wo Bülow zuerst als selbständiger Führer erschien, ferner die Anstalten zum Schutze Berlins und der Mark Brandenburg, als diese durch Marschall Ney von Wittenberg und Torgau her bedroht wurden, und die kühne Diversion nach der Lausitz, um seinen bei Lützen besiegten Waffengefährten durch einen solchen selbständigen Schritt Hülfe und Erleichterung zu bringen. Unter den Ereignissen dieser Tage sind das für das Corps nachtheilige Gefecht des Generals Borstell bei Hoyerswerda am 28. Mai und das glückliche Treffen bei und in Luckau am 4. Juni mit besonderer Ausführlichkeit dargestellt worden. Der letztere Sieg war von großem moralischen Einflusse und für den militairischen Ruf Bülow's entscheidend, die französische Eitelkeit aber so sehr gekränkt, daß diese Schlacht in den amtlichen Berichten gar nicht einmal erwähnt ist, obschon die französischen Truppen 1100 Mann an Todten und Verwundeten und 800 Mann an Gefangenen verloren hatten.

Der zweite Abschnitt von der Wiedereröffnung der Feindseligkeiten bis zur Schlacht bei Leipzig ist nicht blos dem äußern Umfange nach der stärkste, sondern auch in Beziehung auf den Inhalt der wichtigste. Denn hier werden die beiden Schlachten bei Groß-Beeren und bei Dennewitz beschrieben, wo die geschickte Berechnung und der taktische Blick des Generals Bülow im Verein mit der preußischen Volkskraft zwei der herrlichsten Siege errangen und der Glaube an die Unüberwindlichkeit französischer Marschälle durch-

aus untergraben wurde. Mit diesen gewaltigen Anstrengungen steht nun die Langsamkeit und Unbestimmtheit des Kronprinzen von Schweden, des Oberanführers der Nordarmee, zu der das Bülow'sche Corps gehörte, in dem auffallendsten Gegensatze. Unser Verf. äußert sich darüber zwar mit Vorsicht und Zurückhaltung, er nimmt an, daß diplomatische und politische Rücksichten das Betragen jenes Feldherrn geleitet hätten; aber der patriotische Unwille über die Zögerung des Kronprinzen, über seine Isolirung von den Interessen des Tages, über sein spätes Erscheinen auf dem Schlachtfelde bei Dennewitz, bricht doch an mehr als einer Stelle hervor, wie denn ein deutsches Herz über jene Vorgänge auch nicht anders als tief betrübt sein kann. Es mag immerhin dem Kronprinzen eine solche Zögerung durch Umstände geboten sein, aber eine Schattenseite in dem Leben des ausgezeichneten Fürsten ist sein Benehmen für alle Zeiten und wie trefflich auch seine Dispositionen nach dem Urtheile von Sachverständigen gewesen sein mögen, so bleibt doch immer zu fragen übrig, was er dann gethan haben würde, wenn Bülow bei Groß-Beeren und bei Dennewitz geschlagen worden wäre. Schweden und Russen allein hätten schwerlich über die Franzosen gesiegt, nachdem die moralische Kraft der Preußen durch zwei Niederlagen erschüttert war. Was nun die Schilderung der beiden Schlachten betrifft, so sind wir dem Verf. für die Mühe, die er auf eine anschauliche Darstellung derselben in ihren einzelnen Theilen verwendet hat, Dank schuldig, und meinen, daß dieselbe auch neben den ausführlichen und genauen Berichten des Generals von Prittwitz in den angeführten „Beiträgen" ihren Werth behalten wird. Einzelnes herauszuheben gestattet der Raum nicht, es würde sonst der preußischen Tapferkeit in den Vorpostengefechten vor der Schlacht, wo sie stets gegen bedeutende Übermacht stritt, zu gedenken sein, ferner der Unverzagtheit der Anführer, des mannhaften Entschlusses Bülow's, auf seine eigene Verantwortung und gegen den Befehl des Kronprinzen die Hauptschlacht zu wagen, vor allen aber des Heldenmuthes der Landwehr und vieler einzelnen Züge von Muth und Vaterlandsliebe. Wir ergänzen aus einer glaubwürdigen Mittheilung, daß, als Bülow dem Kronprinzen in dessen Hauptquartier unter der Windmühle bei Ruhlsdorf hatte melden lassen, er wolle angreifen und zugleich gebeten, ihm die rechte Flanke zu decken und die linke des Feindes zu bedrohen, die Antwort des Oberfeldherrn lautete: „J'ai l'ennemi devant moi; chacun défend son front." Es erhöht Bülow's Ruhm, daß er durch diesen kalten Bescheid sich doch nicht von seinem großen Unternehmen zurückschrecken ließ. Die Ereignisse von da bis zur Schlacht bei Dennewitz (6. Sept. 1813) zeigen dieselbe Passivität des Kronprinzen und dieselbe glänzende Tapferkeit der Preußen in kleinern Gefechten, wo viel edles Blut vergossen wurde. Die Schlacht selbst ist gut und übersichtlich erzählt, sodaß der klare Blick und der besonnene Muth des Feldherrn, dem seine Soldaten mit hoher Freudigkeit vertrauten und die zu jeder Anstrengung bereit waren, in den einzelnen Hauptmomenten hervortreten. Aber ohne die Hülfe in der Noth, die General Borstell des Nachmittags 3½ Uhr brachte, wären alle Anstrengungen des Tages fruchtlos gewesen und die Preußen hätten der Übermacht weichen müssen. Daher ist Borstell's Entschluß, nach Gölsdorf vorzurücken, wo sich Bülow im heftigsten Feuer befand, statt der kronprinzlichen Weisung zu folgen, die ihm nach Eckmannsdorf zu marschiren befahl, ein Glanzpunkt in der preußischen Kriegsgeschichte. Nachdem die unmittelbaren Folgen der Schlacht bei Dennewitz angegeben sind, führt der Verf. seine Leser zu der Belagerung von Wittenberg und zu den ermüdenden Hin- und Herzügen der Nordarmee, deren Oberbefehlshaber die Ereignisse abwarten wollte, bis Marschall Ney wieder die Initiative ergriff, um den gesunkenen Muth seiner Krieger aufzurichten und dadurch auch den Kronprinzen zu größerer Thätigkeit nöthigte. Nun bereitet sich Alles zur Schlacht bei Leipzig vor, an der endlich das Bülow'sche Corps auch seinen ruhmvollen Antheil gehabt und namentlich bei der Erstürmung des äußern und innern Grimmaischen Thores Gelegenheit gefunden hat, große Tapferkeit und Todesverachtung zu beweisen.

(Der Beschluß folgt.)

Über den Unterricht in der deutschen Sprache.

1. Der deutsche Unterricht auf deutschen Gymnasien. Ein pädagogischer Versuch von Robert Heinrich Hiecke. Leipzig, Eisenach. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.*)
2. Der Unterricht in der Muttersprache. Von K. E. P. Wackernagel. Vierter Theil des Deutschen Lesebuchs. Für Lehrer. Stuttgart, Liesching. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

„Der deutsche Unterricht auf Gymnasien ist, dies kann man wol ohne Übertreibung sagen, von gestern und heute." So sagt Hr. Hiecke gegen Ende seines Buchs S. 288; und wer noch eine Erinnerung hat an die Langeweile und Fruchtlosigkeit der deutschen Stunden, die er selbst ausgehalten, der wird ihm darin Recht geben. Der deutsche Unterricht war und ist wol hier und da noch nichts Anderes als eine Übung in der Langeweile. Dies ist an und für sich schon ein großer Übelstand, der aber durch die Einwirkung des deutschen Unterrichts auf die übrigen Unterrichtsgegenstände unendlich verschlimmert wird. Wer wünschte nicht von ganzem Herzen, der jetzigen und den nachfolgenden Generationen diese Quälerei und Zeitvergeudung erspart zu sehen? Darum sind Schriften über Verbesserung der Methode des deutschen Unterrichts von Schulmännern willkommen zu heißen, und auch dem größern, gebildetern Publicum ist ein Interesse daran zuzumuthen, wenn die Darstellung, wie bei den vorliegenden Schriften, populair ist.

Als ich vor ungefähr einem Jahre Hrn. Hiecke's Buch zu Gesichte bekam, befand ich mich in der bedrängtesten Lage; denn ich hatte den deutschen Unterricht in vier verschiedenen Classen übernommen. Von meinen endlosen Verlegenheiten eine Vorstellung zu geben, brauche ich nur zu bekennen, daß ich sogar zu Raim und Jakob Wurst für die unterste Classe meine Zuflucht nahm: aber dieser Sünde wider den heiligen Geist der Sprache habe ich mich nur zwei- oder dreimal schuldig gemacht; dieses Zerreißen eines Organismus, der noch dazu mit den Empfindungen und Vorstellungen der Knaben in innerlichster, un-

*) Vgl. über diese Schrift einen Aufsatz von W. A. Passow in Nr. 106 und 107 d. Bl. f. 1842. D. Red.

mittelbarster Verbindung steht, war mir doch geradezu unerträglich. Da griff ich denn begierig, wie nach einem Rettungsmittel, nach Hiecke's Buche, aber ich fand mich betrogen. Das Buch enthält gar vielerlei und zwar in großer Breite und Ausführlichkeit (ich vermochte im Zusammenhange kaum bis zur Mitte zu lesen); aber von Dem, was man sucht, findet man nur zerstreute Winke. Ich legte das Buch aus der Hand, als ich S. 195 den Satz gelesen hatte, dessen Sinne ich selbst schon mit einiger Deutlichkeit auf der Spur war: „Lecture ist von uns als Basis und Ausgangspunkt, Production als Ziel- und Gipfelpunkt für den gesammten deutschen Unterricht festgesetzt worden." Beinahe Dasselbe hatte der Verf. allerdings schon früher gesagt (S. 61 und 62); aber ich hatte es über der Masse des dazwischen besprochenen Stoffes gänzlich wieder vergessen. Es würde durchaus nicht schwierig sein, das 296 Seiten lange Buch in ungefähr 50—60 Seiten zusammenzuziehen, ohne dem Inhalte Abbruch zu thun. In der Einleitung (26 S.) spricht der Verf. vom Wesen der Muttersprache, vom Verhältniß der Realgymnasien zu den altclassischen Gymnasien u. s. w, und schließt mit der naiven Wendung: „Somit können wir nun näher an unsern Gegenstand herantreten; jedoch noch nicht sogleich unmittelbar." Nämlich im nächsten Abschnitte (bis S. 60) ist von der „Stellung der anderweitigen Lectionen zu dem Unterrichte im Deutschen" die Rede, ohne daß man etwas Anderes erführe, als was man schon im Anfange weiß, daß nämlich aller Unterricht, auch unabsichtlich, Unterricht in der Muttersprache ist. Um ein recht auffallendes Beispiel von der Breite der Darstellung des Verf. zu geben, brauchen wir nur zu sagen, daß von S. 60—87, also auf 27 Seiten, von der „Wichtigkeit der deutschen Lecture" gehandelt wird, also von etwas, woran Niemand zweifelt, was sich aufdrängt wie Luft und Licht. Deutsche Lecture ist für die große Masse der Gymnasiasten Lecture überhaupt, und Lecture ist heutzutage für den Geist, was Essen und Trinken für den Leib, also — — doch genug! Man wird selbst breit, wenn man von Breite spricht. Darauf folgt: „Wahl und Umfang der Lecture." In diesem Capitel traut man seinen Augen nicht. Erstens hat der Verf. für jede Classe eine bestimmte Anzahl von Büchern ausgewählt, und alle Knaben sollen mit derselben Kost aufgefüttert werden. Aber das Schlimmere ist die Masse, die der Verf. vorschlägt. Alle Genres, ja alle Manieren werden herbeigezogen, alle Arten von Dichtern, Rednern, Historikern u. s. w. Der Verf. geberdet sich ordentlich ängstlich, ein Genus auszulassen. Und das Ganze ist mit ästhetisch-kritischen Bemerkungen durchzogen, die man hier, abgesehen von ihrer theilweisen Unrichtigkeit, nicht sucht. Um von der Masse der Lecture, die der Verf. z. B. den Primanern auferlegt, eine Vorstellung zu geben, führen wir eine Stelle an (S. 113): „In geschichtlicher Prosa werden einige Biographien von Varnhagen (etwa König Theodor und Paul Flemming); sodann Pfizer's Luther, außerdem noch einige Partien aus Ranke genügen; von rednerischen einige weltliche (sic) Reden von Bernhardi, Jacobs, Fichte, Hegel, Goethe, Schiller; von kirchlichen einige vorzügliche charakteristische von fünf oder sechs unserer bedeutendsten und für die Stadien des religiösen Lebens bezeichnendsten Kanzelredner, (etwa von Mosheim, Zollikofer, — Reinhard und Dräseke sprachen wir schon der Secunda zu — Theremin, Schleiermacher, Tholuck und [damit auch der religiöse Wahnsinn nicht fehle und damit die armen Jungen noch zeitig genug erfahren, daß sie auf dem Gymnasium sich auf dem nächsten Wege zur Hölle befinden] von Krummacher)." Zuletzt wird der Verf. scherzhaft und man möchte glauben, das Ganze wäre Scherz; aber es ist Ernst, denn gegen die Masse des Übrigen verschwindet das Angeführte völlig. Diese literarische Kleinkrämerei, diese stubengelehrt-ängstliche Begierde, von Allem Notiz zu nehmen, auf das Gymnasium zu verpflanzen, ist unverantwortlich. Hat der Verf. keinen Augenblick an das allbekannte multum, non multa gedacht? Glaubt er, daß seine Schüler ihre Seelen dazu haben, sie mit Büchern vollzustopfen? Leset alle die Bücher nicht, ihr Jünglinge, wenn euch das Heil eurer Seele und eures Leibes lieb ist! Traut dem Verf. nicht! er hat sie auch nicht in seiner Jugend gelesen; er hat sie vielleicht jetzt noch nicht alle gelesen; und ihr seid jung in der Zeit, wo der Götzendienst der Literatur und Gelehrsamkeit gestürzt wird.

Wir folgen unserm Verf. durch die übrigen Abschnitte. Von S. 120—194 wird bestimmt, „wie gelesen werden soll". Es soll „Manches bis in das Einzelnste hinein erläutert, Vieles nur besprochen werden". Gut. Aber nun fängt der Verf. gleich an, Prosaisches und Poetisches ausführlich zu erläutern und zu besprechen. Für wen? Am Ende des Abschnitts kommt der Verf. auf das Declamiren. Er beschreibt die herrschende alberne Manier vortrefflich, und doch will er es nicht fahren lassen. Man höre: „Freilich, so bleiben darf es nicht, aber Hülfe ist im Ganzen und Großen erst von der Zukunft zu erwarten, einestheils von den Leibesübungen, die u. s. w., sodann von guten Anweisungen zu der schweren Aufgabe des Declamirens, die aber nicht wohl von uns Gymnasiallehrern ausgehen können, sondern von durchgebildeten Schauspielern zu erwarten sind, bei denen sich die Lehrer erst selbst in die Schule zu begeben haben."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

In einem Bande von 1016 Seiten erschien: „Économistes-financiers du 18ième siècle", mit folgender Capitel-Eintheilung: *Vauban*, Projet d'une dime royale (mit einem bisher ungedruckten Capitel vermehrt); *Boisguillebert*, Détail de la France, Factum de la France, Opuscules divers; *J. Law*, Considérations sur le numéraire, Mémoires et lettres sur les banques; *Melon*, Essai politique sur le commerce; *Dutot*, Réflexions politiques sur les finances et le commerce. Herausgeber ist E. Daire, welcher zugleich Commentare, erklärende Anmerkungen und historische Nachrichten über jeden der Autoren beigefügt hat. Dieser Band enthält den Stoff von acht gewöhnlichen Bänden und ist mit einem schönen Portrait Vauban's geschmückt. Von derselben Sammlung erschien auch bereits der erste Band von Adam Smith und die drei Bände des „Cours complet du traité d'économie politique" von Say.

Im belletristischen Fache lieferte die französische Presse neuerdings: „L'alcove", von dem übermäßig productiven Jules Lacroix (2 Bde.); „Georges", von A. Dumas (3 Bde.); „Ciel et terre", Dichtungen von A. de Saillet; „Le château de Rochecourbe", vom Grafen Victor du Hamel; „Itinéraire poétique", von Victor de la Boulaye; „Le siége d'Orléans", von der Fürstin de Craon (2 Bde.); „Le rameau d'or", von A. S. Ronzière (2 Bde.); „Contes rémois", mit 30 Illustrationen; „Le comte de Sombreuil", von der Gräfin Dash (2 Bde.); „Transéundo", Gedichte von E. de Chambure; „Marcel", ein Gedicht von A. Leflaguais; „Edouard Aubert", von A. Leroux; „Le bananier", von F. Soulié (3 Bde.); „Rose Himmel", von M. Masson.

Eine neue französische Übersetzung des Dante, von dem Verf. der „Divines féeries", erscheint unter dem vollständigen Titel: „Dante. La divine comédie, contenant: l'Enfer, le Purgatoire, le Paradis, accompagnés de la Vie nouvelle et de la Prophétie du Dante par Byron, avec un préambule historique et les notes générales des cinq poëmes", drei Bände mit 108 Zeichnungen nach Flaxman.

In neuer Übersetzung von Bacharach erschien Lavater's „L'art de connaitre les hommes d'après les traits de leur physionomie", mit 120 Bildern, auf denen 600 Gegenstände dargestellt sind. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 220. — 8. August 1843.

General Graf Bülow von Dennewitz in den Feldzügen von 1813 und 1814. Von einem preußischen Offizier.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Im dritten Abschnitte ist der Feldzug Bülow's in Holland geschildert worden, von dem der Verf. richtig bemerkt hat, daß man ihn nicht als einen untergeordneten Theil des Kampfes wider Napoleon betrachten darf, und voll Begeisterung für seinen Helden hinzusetzt, daß die Lorbern, welche er sich in Holland erwarb, ihm durch keine Scheelsucht verkleinert oder gar entrissen werden können. In der That verdient auch der kühne Zug, den Bülow mit nicht mehr als 18,000 Mann unternahm, und im Geiste eines Parteigängerkrieges ausführte, alle Aufmerksamkeit in militairischer Hinsicht und volle Beachtung in Betreff der Resultate, welche in so kurzer Zeit für die allgemeine Sache der Verbündeten gewonnen worden sind, sodaß die ausführliche Beschreibung desselben nach den besten Hülfsmitteln eine Lücke in den meisten geschichtlichen Werken, wie bei Manso, Bülau und Andern, vollkommen ausfüllt. Wir können hier nur im Allgemeinen die Hauptsachen angeben, die Blockade von Wesel, die Einnahme von Doesburg und Zütphen, die Erstürmung von Arnheim, den Marsch nach Utrecht, die Gefechte auf dem bommeler Waard, die Vertheidigung von Breda durch 1500 Mann Cavalerie gegen 6000 Mann französisches Fußvolk, den Sieg bei Hoogstraaten, den verunglückten Angriff auf Antwerpen und die Eroberung von Herzogenbusch. Das Verdienst des Lieutenants Kretschmer (jetzt Regierungsrath in Danzig) bei der zuletzt genannten Expedition hat unser Verf. vollkommen anerkannt, und daher braucht sich derselbe nun nicht mehr zu beklagen, daß jene Waffenthat ganz vergessen sei, wie in seinem Buche „Soldaten-, Kriegs- und Lagerleben" (II, 161) geschehen ist. Das Buch selbst aber scheint unser Verf. nicht gekannt zu haben, sonst hätte er gewiß die betreffende Stelle angeführt, und es auch sonst bei andern Begebenheiten des holländischen Feldzugs benutzen können.

Der vierte und kürzeste Abschnitt handelt von dem Antheile des Generals Bülow an dem Winterfeldzuge des J. 1814 in Frankreich. Nach der Einnahme der Festung La Fere erschien er mit seinen Truppen an den Ufern der Aisne, als gerade Blücher dringend der Unterstützung bedurfte, und am 9. und 10. März 1814 standen 17,000 Mann seines Corps mit in den Reihen der Tapfern, welche den Sieg bei Laon erfochten. Diese Schlacht hat der Verf. seinen Lesern wiederum recht anschaulich darzustellen verstanden. Den Schluß der kriegerischen Unternehmungen bildet die Einnahme der Festung Compiegne; sie war die letzte Kriegsthat unter den fünf siegreichen Schlachten und vier größern Gefechten, an denen das Armeecorps unter seinem geliebten Führer Antheil genommen hatte. Um so mehr hätten wir gewünscht, hier Bülow's Abschied an das dritte Armeecorps zu finden, den er von London aus unter dem 20. Juni 1814 mit der innigsten Anerkennung so edler Waffenthaten erlassen hat. Der Verf. konnte ihn aus Bagensky's „Geschichte des Kolbergschen Regiments" (S. 224 fg.) entlehnen.

Es bleibt nun noch übrig, eines besondern Vorzugs des vorliegenden Werks zu gedenken. Wir begrüßen in ihm mit Verehrung und Bewunderung außer dem glücklichen, tapfern und menschlichen Führer des Corps eine Reihe von Namen der ausgezeichnetsten höhern Offiziere, eines Oppen, Krafft, Dobschütz, Thümen, Borstell, Boyen, oder solcher, die damals noch in den mittlern Dienstgraden standen und die erregte Hoffnung auf das trefflichste gerechtfertigt haben, als eines Hiller, Rekow, Colomb, Sandrart, Zastrow, Steinmetz, Sjöholm u. A., aber wir begegnen auch der ruhmvollen Erwähnung gemeiner Soldaten und gewöhnlicher Landwehrmänner. Eine solche Auszeichnung des Verdienstes gereicht unserm Verf. besonders zur Ehre und gibt seinem Buche einen dauernden Werth, wie sich auch die bereits genannte „Geschichte des Kolbergschen Regiments" gerade durch die Sammlung solcher Thatsachen als ein echtes Soldatenbuch bewiesen hat, aus dem unser Verf. vielleicht noch einzelne Züge in seine Erzählungen verflechten konnte. So berichtet er (S. 170), daß der Dragoner Schwarz in der Schlacht bei Dennewitz, nachdem ihm sein Pferd getödtet war, sofort Gewehr und Patrontasche eines Todten ergriffen und sich als Tirailleur der Infanterie angeschlossen habe; daß eben da der Musketier Drobowski, dem ein Bein zerschmettert war, seine zur Hülfe herbeieilenden Kameraden von sich weg in die Schlacht gewiesen habe. Als in der Schlacht bei Leipzig die Erstürmung des innern Grimmaischen Tho-

res durch einen Kugelregen fast unmöglich schien, stürzten sich pommersche Freiwillige kühn über die Brücke in den Feind, bemächtigten sich mit vorgehaltenem Bayonnete der feindlichen Stellung und gewannen mit Hülfe ihrer nacheilenden Kameraden das Thor. Es waren der Feldwebel Gränz, die Unteroffiziere Winkler und Kela, die Musketiere Kersten, Giese, Haß, Löper und Treptow (S. 230). Einen ähnlichen Beweis von Muth zeigte ein pommerscher Füselier Maaß in der Schlacht bei Hoogstraaten. Er erhielt einen Schuß in das Bein, nahm aber sogleich sein Taschenmesser heraus, schnitt sich während des heftigsten Feuers die Kugel aus dem Beine, ladete sie in sein Gewehr und schickte sie dahin zurück, von wo er sie empfangen hatte (S. 284). Andere Beispiele übergehen wir; aber es hat uns sehr erfreut, solche hier zu finden und auch hierin einen Beleg wahrzunehmen, wie aufrichtig es der Verf. mit seiner Versicherung gemeint hat, durch sein Buch die Erinnerung an die Großthaten der vaterländischen Krieger zu wecken und zu beleben. Möge sein dankenswerthes Unternehmen viele und geschickte Nachfolger finden! 9.

Über den Unterricht in deutscher Sprache.

(Beschluß aus Nr. 219.)

Der folgende Abschnitt ist überschrieben: „Theoretisches und historisches Wissen (Grammatik und Geschichte der deutschen Sprache, nebst philosophischer Grammatik; Metrik und Prosodik; Poetik, Rhetorik und Geschichte der deutschen Literatur; Logik; Encyklopädie der Schulwissenschaften), Production über dahin einschlagende Fragen." „Mir wird bei alle Dem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum." Im letzten Abschnitte (einen überspringen wir) handelt der Verf. „von den Aussichten und äußern Bedingungen für deren Realisation". Die Aussichten des Verf. gehen weit, sehr weit; von der Ausdehnung des deutschen Unterrichts erwartet er sehr große Dinge. Wir wollen die hauptsächliche Stelle, die davon handelt, anführen, zumal dieselbe zugleich als Probe von dem häufig äußerst unklaren, verworrenen und verstiegenen Stile des Verf. dienen kann. S. 280: „Dann, nur dann, wenn das Deutsche zu seinem vollen Rechte gelangt ist, werden die mancherlei zwar verworrenen, doch nicht alles Grundes ermangelnden Anklagen verstummen, dann erst werden die Gymnasien nach ihrer ganzen Bedeutung gewürdigt und anerkannt werden, als Anstalten, welche die gehaltvollsten und mannichfaltigsten Erscheinungen zu erfassen, festzuhalten, zu verarbeiten und von der Erscheinung des Wesenhaften zum Wesen selbst vorzudringen die Anleitung und Übung gewähren, hiermit auf die Arbeit des selbstthätigen Eindringens in die speciellern Wissensgebiete, sowie der Erkenntniß der Erscheinungen aus ihrem Begriffe heraus vorbereiten, und so den ersten Grund legen zu der geistigen Macht, alles Daseiende als ein durch den absoluten Geist Gesetztes, die Schöpfungen und Geburten des endlichen Geistes als zu ewiger sittlicher Fortgestaltung bestimmt zu fassen und in diese sittliche Fortgestaltung mit Besonnenheit und Klarheit mitwirkend einzugreifen." Welche Sprache! Welch ein Monstrum von Satz! Welch ein greuliches Gemisch von dürrer Logik und romantischem Gemüth! Dergleichen passirt jetzt nicht mehr — die Censur wol, denn was kümmert sich die Censur um fremden Unsinn? — aber nicht die Kritik. Mit solchen Rodomontaden läßt man sich nicht mehr verplüffen; denn die Grenzlinien des Unsinns und Tiefsinns sind aufgedeckt. Wer nicht menschlich reden kann — sonderbar, daß man das erst sagen muß —, der rede gar nicht. Was der Verf. mit dem obigen Satze sagen will, das ahnt man ungefähr; aber man begreift sogleich, daß das nicht von einer weitern Ausdehnung des deutschen Unterrichts, sondern von einer Umgestaltung und neuen Belebung des Gymnasialunterrichts überhaupt zu erwarten ist. Mit Hrn. Hiecke's Methode bildet man immer wieder nur deutsche Gelehrte und Pedanten. Was die Diction des Verf. betrifft, so genügt wol die obige Probe; sie ist unklar-althegelisch und oft schwülstig und Rosenkranzisch aufgeputzt. Mehr zur Belustigung als zur weitern Beweisführung von beiden Sorten noch ein Beispiel (S. 204): „Auch das Bekannte ist noch kein Erkanntes; der Weg des Erkennens aber ist nur der Weg der Beobachtung seiner selbst. Die Muttersprache muß allerdings erst gelernt werden, aber nicht auswendig gelernt; der Erkenntniß geht in ihr überall ein Können voraus u. s. w., sodaß das Erkennen nur besteht in einem Sichbesinnen in ihr über sie, in einem Zurückgehen in eine größere Tiefe des eigenen in ihr sich seiner bewußten Selbstes." Die Tortur ist noch nicht abgeschafft! Die einzelnen Wörter dieses Satzes, wenigstens des Nachsatzes, zerren den Verstand auseinander, wenn man sich bemüht, Sinn hineinzubringen. Und nun noch ein ganz kurzes Beispiel von des Verf. schwülstiger Rhetorik: „Also salutiren wir ehrfurchtsvoll vor Klopstock und Herder und scharen uns und unsere Schüler unter Lessing's, Schiller's, Goethe's freudig flatternde Paniere." Das Buch wird wenig Frucht bringen; denn die wenigen fruchtbaren Gedanken sind unter einem breiten Wuste verborgen. Hr. Hiecke sucht aber auch das Heil an ganz unrechten Orten; denn — dies ist charakteristisch und wir dürfen das Curiosum unsern Lesern nicht vorenthalten — er macht das Gedeihen des deutschen Unterrichts auf Gymnasien zuletzt abhängig von der Anstellung eines Professors an der Universität für Geschichte der deutschen Literatur seit Luther. Hilf Himmel! Als ob man nichts lernen könnte, als wofür ein Professor installirt ist!

Wackernagel's kleines Buch macht einen ganz andern Eindruck. Es leidet zwar auch an wesentlichen Mängeln, aber es geht überall von praktischen Gesichtspunkten aus, verirrt sich nicht — wenigstens nicht weit — in ungehörige Excurse, hat immer eine lebendige, einfache und überzeugende Sprache, und gelangt zu klar bestimmten und ausführbaren Resultaten. Aus diesen Gründen tragen wir keinen Augenblick Bedenken, es den Lehrern der deutschen Sprache — nicht nur auf Gymnasien, sondern auch auf den Realschulen u. s. w. — dringend zu empfehlen; und wer an dem Gegenstande überhaupt Interesse hat, der wird sich auf eine leichte und angenehme Weise aufgeklärt und belehrt finden. Manches trifft mit Dem, was Hr. Hiecke gesagt hat, auf eine auffallende Weise zusammen, aber die Art, wie es gesagt wird, und der Zusammenhang und die Folgerungen, die daraus abgeleitet werden, sind ganz verschieden. So ist das Resultat bei Hrn. Wackernagel die höchste Vereinfachung des deutschen Unterrichts, während das Resultat bei Hrn. Hiecke ein höchst complicirtes System war.

Aber was wir oben schon bemerkt haben, das müssen wir wiederholen, das Buch leidet an wesentlichen Mängeln, die manchem Leser die Lecture verleiden werden; und diese Mängel haben ihren Grund vorzüglich in der Gesprächsform, die dem Verf., man sieht nicht warum, zu wählen beliebt hat. Dem Gespräche fehlt alle künstlerische Anordnung, Stetigkeit, strenger Zusammenhang. Der Verf. scheint nicht der größern Schwierigkeit, sondern der größern Leichtigkeit wegen die Gesprächsform gewählt zu haben. Wir wollen hierbei nicht näher auf die Frage eingehen, wie das zu erklären ist, daß die Dialogen, in denen die Alten Meister sind, den Neuern so schlecht gelingen. Das Gespräch wird zwischen Karl und Philipp (Philipp ist der Verf. selbst) geführt; aber Karl und Philipp sind bloße Namen, die den Fluß der Rede unterbrechen; Einer spricht wie der Andere. Ehe man sich daran gewöhnt, die Namen ganz zu übersehen, und gar nicht danach zu fragen, ob Karl oder Philipp spricht, was einem sehr schwer wird und was man bei

einem Gespräche gar nicht sollte, sind die Namen höchst störend. Wenn dann der Verf. die Namen wieder plötzlich behandelt, als wären sie Menschen, sodaß etwa der Eine den Andern fragt: „Du nimmst deinen Hut?" so macht das einen lächerlichen Effect. Kurz! die Gesprächsform ist dem Verf. misglückt. Hätte der Verf., wie sich dies für das Thema schickte, die anspruchslose Form der Abhandlung gewählt, so hätte er wahrscheinlich auch alle die Fehler vermieden, die mit der Gesprächsform zusammenzuhängen scheinen. Den Gang des Gesprächs in der Kürze anzugeben, scheint geradezu unmöglich. Das Gespräch hat gar keine bestimmten, hervortretenden Wendungen; Karl setzt die von Philipp abgebrochenen Expositionen fort und umgekehrt; man besinnt sich nicht, von wo man ausgegangen und wohin man will.

Von der durchgehenden Mangelhaftigkeit der Form abgesehen, sind die einzelnen Punkte vortrefflich ausgeführt, besonders über die Grammatik, die Declamation, die Production; aber einige sonderbare Ansichten stehen mit der sonstigen gesunden und einfachen Art des Verf. in einem eigenthümlichen Widerspruche, sodaß sie fast wie Caprice aussehen, als wollte der Verf. seiner sonst einfachen und natürlichen Bildung einige glänzende und stechende Punkte anheften. Wir erwähnen sie nur und setzen voraus, daß unsere Leser eine weitere Erörterung derselben gar nicht verlangen. Gleich von vorn herein leugnet der Verf., um die Vermischung der prosaischen und poetischen Stücke in seinem Lesebuche zu rechtfertigen, allen specifischen Unterschied zwischen Poesie und Prosa. Er läßt Karl sagen: „Dann möchte ich dich auffodern, mir irgend ein Stück u. s. w. der ganzen Literatur zu nennen, das entweder reine Poesie oder reine Prosa wäre. Die wissenschaftliche Prosa so wenig als die Prosa in den Geschäften des öffentlichen oder Privatlebens ist ohne Poesie u. s. w." Und Philipp weiß dies nicht zu widerlegen.

Die zweite Sonderbarkeit ist die, daß der Verf. einen großen Werth darauf legt, wie es er mit großer Ausführlichkeit und sogar Wiederholungen auseinandersetzt, die landschaftlichen Mundarten literarisch zu cultiviren.

Die dritte und auffallendste Sonderbarkeit endlich ist die Art, wie der Verf. die christliche Dogmatik in eine Abhandlung vom deutschen Unterrichte einmischt. Wir wollen uns darauf beschränken, von den durch das ganze Buch zerstreuten Stellen eine anzuführen (S. 53): „Philipp: Als der erste Leser meiner Vorrede (das vorliegende Schriftchen ist gemeint, welches die Stelle einer Vorrede zum Lesebuche vertreten soll), der da merkt, in wessen Dienst sie geschrieben ist, sollst du die Hauptsumme meiner neuesten Methodik, welche die älteste ist, hören: Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre, denn die Zeit Seines Gerichts ist kommen, und betet an Den, der gemacht hat Himmel und Erden und Meer und die Wasserbrunnen. Karl: Bei Hamann ist diese Stelle aus der Offenbarung (14, 7) die Hauptsumme seiner Ästhetik." Aber Karl und Philipp lassen diesen Gedanken sogleich wieder fallen, und unsere Leser brauchen nicht zu fürchten, daß die Vermischung des religiösen und des wissenschaftlichen Standpunkts eine durchgängige sei. Der deutsche Unterricht liegt unsers Wissens noch immer sehr im Argen; wir wünschen von Herzen, daß das Schriftchen von Wackernagel von recht vielen Lehrern möchte gelesen und beherzigt werden.

42.

Notizen.

In dem neuesten Bande der „Geschichte der sechs Nationen" (Irokesenbund) von W. L. Stone, welcher das Leben des großen Redners aus dem Seneca-Stamme Sa-Go-Yi-Wat-Ha oder Rothjacke (Red Jacket) erzählt, liest man, daß dieser Seneca-Häuptling kurz vor seinem Tode zu einem Geistlichen gesagt habe: „Bruder, wenn ihr Weißen den Sohn des großen Geistes ermordet habt, so geht das uns Indianer nichts an. Wäre er zu uns gekommen, so würden wir ihn nicht getödtet, sondern gut aufgenommen haben, und die Weißen, die ihn getödtet haben, müssen für diese Missethat verdammt werden. Nur ihr habt die Schuld und müßt büßen." Löset einmal dieses Problem, ihr Theologen, ihr Missionare!

Derselbe Rothjacke vertheidigte vor dem Civilgericht einen Indianer, der angeklagt war, ein Weib als Hexe hingerichtet zu haben, wie folgt: „Was? ihr Weißen! Schimpfet ihr uns abergläubisch und wahnwitzig, weil wir glauben, was ihr vor 200 Jahren selbst geglaubt habt? Eure Schwarzröcke donnerten diese Lehre von ihren Kanzeln, eure Richter sprachen darüber zu Recht von ihren Bänken, und ihr wollt jetzt unsern unglücklichen Bruder verurtheilen, weil er dem Glauben seiner und eurer Väter anhängt? Was haben unsere Brüder anders gethan, als was eure Obrigkeiten in früherer Zeit thaten? Und was hat dieser Mann gesündigt, der nach den Gesetzen seines Landes und den Geboten des großen Geistes handelte?" Schämen wir uns!

Derselbe Rothjacke sah über einer Druckerei das Unionswappen und daneben allegorische Figuren, welche die Freiheit und die Gerechtigkeit vorstellten. „Wer das sein?" fragte er. „Die Freiheit". „Ugh", antwortete er mit einer eigenthümlichen Indianergeberde. „Und wer dieses sein?" „Die Gerechtigkeit." „Gut! Wo er jetzt leben?" Wer die Antwort weiß, der gebe sie! Wir wollen ihn mit Trompeten und Pauken empfangen.

Derselbe Rothjacke hatte in einer Zusammenkunft mit Gouverneur Tomkins von Neuyork Streit mit diesem wegen eines Punktes, über welchen man vor Jahren übereingekommen war. „Wir haben es aber hier auf dem Papier", sagte der Aktenmann. „Dann lügt das Papier", war die Antwort. „Ihr Yankees seid geboren mit einer Feder zwischen den Fingern, aber euer Papier ist nicht wahrhaft. Wir Indianer haben unser Wissen hier — auf die Stirn zeigend — und was da steht, lügt nicht." Man holte das Document hervor, sah nach, und der Indianer hatte Recht. Gesegnet sei das schriftliche Verfahren!

Dr. Anster's Übersetzung des „Faust" ist in England zum Ruhme der Classicität gelangt. Ein englischer Kritiker, der sich neulich darüber äußerte, findet zwar an ihr auszusetzen, daß sie hin und wieder zu paraphrastisch und zu wenig concis sei, nennt sie aber doch eine „splendid translation" und fügt hinzu: sie stehe nun einmal so fest als classisches Werk der britischen Literatur (so standard a classic in our language), daß man Änderungen für künftige Ausgaben kaum wünschen möchte.

48.

Bibliographie.

Das malerische und romantische Ausland. 2te Section. Belgien und Holland von O. L. B. Wolff. 1ste Lieferung. Leipzig, Kollmann. Lex.-8. 7½ Ngr.

Harmlose Bilderchen aus Danzig. Ungehaltene Vorlesungen. 1stes Heft: Inländische Zustände. Marienburg, Dormann. 8. 5 Ngr.

Boeckh, C. F., Rede am 27. Mai 1843 bei dem zur Feier des 25. Jahrestags der Verfassungs-Urkunde veranstalteten Festgottesdienste in der protestantischen Pfarrkirche zu München gehalten. München, Franz. Gr. 8. 2½ Ngr.

Clement, K. J., Die Lex salica und die Text-Glossen in der salischen Gesetzsammlung, germanisch nicht keltisch; mit Beziehung auf die Schrift von H. Leo: „Die Malbergische Glosse etc." Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die Dichter des deutschen Volks. Album des Gediegensten und Ausgezeichnetsten aus den Werken deutscher Dichter. Mit kritisch-biographischen Skizzen. Herausgegeben unter Mitwirkung mehrer Literaten von A. Braß. Illustrirt mit Originalzeichnungen von E. Holbein, T. Hosemann, A. v. Kloeber, A. Menzel, C. Rosenfelder, A. Schroedter, J. B. Sonderland u. A. m. 1ste Lieferung. Berlin, Meyer und Hofmann. Lex.-8. 10 Ngr.

Funck, F., 1793. Beitrag zur geheimen Geschichte der französischen Revolution, mit besonderer Berücksichtigung Danton's und Challier's; zugleich als Berichtigung der in den Werken von Thiers und Mignet enthaltenen Schilderungen. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Herbart's, J. F., kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von *G. Hartenstein*. 3ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Hoeck, K., Römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin. Mit vorzüglicher Rücksicht auf Verfassung und Verwaltung des Reichs. 1ster Band. 2te Abtheilung. Braunschweig, Westermann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hottinger, J. J., Aristokratie und Demokratie in der alten Zeit, Kirche und Staat in der neuen. Zwei akademische Vorlesungen. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Kirschbaum, Aufsätze im Gebiete der Religion und des socialen Lebens, welche die kühnste biblische Kritik bei der glücklichsten Rettung des Christenthums, wie die radicalsten socialen Reformen bei der größten Schonung des Bestehenden enthalten. 1ster Theil: der jüdische Alexandrinismus eine Erfindung christlicher Lehrer. Oder Beiträge zur Kritik biblischer Geschichte und Literatur, in welchen die Aufmerksamkeit der Forscher auf bisher nie geahnte Quellen für die Urgeschichte des Christenthums gelenkt wird; nebst einer Darstellung der Uridee des Christenthums. 1stes Buch: Jüdisch-griechische Originale, vorzüglich Philo und Sirach. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 22½ Ngr.

— — Derselben 2ter Theil: Vorschläge zu den radicalsten socialen Reformen bei der größten Schonung des Bestehenden. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 7½ Ngr.

Klenze, Die letzten Gründe zwischen den Dänen und Schleswig-Holsteinern, oder staatsrechtlicher Beweis der Staatseinheit Schleswig-Holsteins. Itzehoe. Gr. 8. 25 Ngr.

Kortüm, F., Die Entstehungsgeschichte des Jesuiten-Ordens, nebst einem Schlußwort über die neuen Jesuiten. Nach den Quellen dargestellt. Mannheim, Bassermann. Gr. 8. 20 Ngr.

Lasaulx, E. v., Der Fluch bei Griechen und Römern. Würzburg, Voigt und Mocker. 4. 5 Ngr.

Löwenberg's, J., Historisch-geographischer Atlas zu den allgemeinen Geschichtswerken von K. v. Rotteck, Pölitz und Becker. 2te durchaus umgearbeitete Auflage in 50 colorirten Karten von *J. V. Kutscheit*. 1ste Lieferung. Freiburg, Herder. Kl. Fol. 15 Ngr.

Monaldi. Eine Erzählung aus dem Englischen des amerikanischen Malers Washington Allston übersetzt von Kahldorf. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr.

Oertel, F. M., Das Münster der Augustiner Chorherren zu St.-Afra in Meißen. Eine Säcularschrift zum dreihundertjährigen Jubelfeste der königlich sächsischen Landesschule daselbst aus archivalischen Quellen dargestellt. Leipzig, Reclam sen. Gr. 8. 20 Ngr.

Östreich und dessen Zukunft. 3te Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr.

Oettinger, E. M., Joujoux. Humoristisch-satirisches Lesekabinet. 1ster Band. Mit 85 Caricaturen. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ott, K., Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's. Revolution und Restauration. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr 15 Ngr.

Piratenleben. Seescenen und Charakterskizzen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). 3ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Allgemeine Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen, wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von E. Bauer. 2ter Band: Epistelpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Rathgeber, G., Annalen der Niederländischen Malerei, Formschneide- und Kupferstecher-Kunst. Von Albrecht Dürer's Anwesenheit in den Niederlanden bis zu Frans Floris Tod. IIter Theil. Gotha, Müller. Fol. 3 Thlr.

Rellstab, L., Gesammelte Schriften. 4ter bis 6ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr.

Sale, Lady, Tagebuch der Unfälle in Afghanistan 1841—42. Aus dem Englischen von T. Oelckers. Mit zwei Lithographien. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 2 Thlr.

Sammlung orientalischer Märchen, Erzählungen und Fabeln. Herausgegeben von H. Brockhaus. 1ster und 2ter Theil: Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von H. Brockhaus. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Sartorius, E., Die Lehre von der heiligen Liebe oder Grundzüge der evangelisch-kirchlichen Moraltheologie. 1ste Abtheilung. Von der ursprünglichen Liebe und ihrem Gegensatz. 2te Auflage. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 27½ Ngr.

Schenkel, D., Vierundzwanzig Predigten über Grund und Ziel unsers Glaubens. 1stes Bändchen: Des Glaubens Grund. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 22½ Ngr.

Schiesl, J., Plinganser, oder die bairischen Landesvertheidiger. Vaterländisches Trauerspiel in fünf Acten. Regensburg, Pustet. 8. 12½ Ngr.

Schleiden, H., Versuch einer Geschichte des großen Brandes in Hamburg vom 5. bis 8. Mai 1842. Auch als erläuternde Zugabe zu den 14 Speckter'schen Lithographien und dem Panorama. Mit einem Plane des Brandes in seinem Fortschritt von sechs zu sechs Stunden. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 18¾ Ngr.

Schulte, J. W. P., Die sittliche Freiheit der Mitglieder der Mäßigkeits- und Enthaltsamkeits-Vereine. Leer, Prätorius und Seyde. 8. 2½ Ngr.

Seefried, Sidonie Baronesse v., Ein Album. Bilder aus unserer Zeit. 1ster Theil. München, Jaquet. 8. 18¾ Ngr.

Sparfeld, E., Zeittafel der Geschichte von Leipzig. Leipzig, Peter. 5 Ngr.

Temme, J. D. H., Kritik des Entwurfs des Strafgesetzbuchs für die Preußischen Staaten. 1ster Theil. Berlin, Rücker und Püchler. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Thomas von Kempen vier Bücher von der Nachfolge Christi. Dem Lateinischen in der Sinnesrichtung des Verfassers und textgetreu in Alexandrinern nachgebildet durch J. B. Rousseau. Für die kirchliche Andacht, häusliche Erbauung und den Schulgebrauch. Berlin, Voß. Gr. 16. 22½ Ngr.

Thun, L. Graf v., Die Stellung der Slowaken in Ungarn, beleuchtet. Prag, Calve. Gr. 8. 15 Ngr.

Trautner, J. K. F., Passifloren. Stimmen des Leidens und der Erhebung in Gedichten und Liedern. Nürnberg, Raw. 8. 7½ Ngr.

Uhden, H. F., Die Zustände der anglikanischen Kirche, mit besonderer Berücksichtigung der Verfassung und des Cultus dargestellt. Leipzig, K. Tauchnitz. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Walhalla. Meisterwerke deutscher Poesie. Die deutschen Volksbücher in neuen Bearbeitungen. Herausgegeben von einem Verein von Gelehrten. Mit Zeichnungen von C. Schorn, T. Hosemann u. A. 1ster Band. Leipzig, Peter. 1844. Gr. Lex.-8. 2 Thlr.

Deutsche Worte eines Östreichers. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 221. —— 9. August 1843.

Schweden beurtheilt von Samuel Laing, J. G. von Quandt und Gräfin Hahn-Hahn.

1. Reise in Schweden von Samuel Laing. Nach dem Englischen bearbeitet mit Zusätzen und Anmerkungen von Wilhelm Adolf Lindau. Nebst einem lithographirten Titelblatte. Dresden, Arnold. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der angezeigten Schrift, im Ganzen und Hauptsächlichen das Ergebniß einer im J. 1838 unternommenen Reise durch Schweden, ist das wohlverdiente Glück geworden, einen Bearbeiter zu finden, dessen Name für den Werth des Orginals und zugleich für die Güte der Bearbeitung bürgt. Die Vorrede gibt eine kurze Würdigung früherer Reisen durch Schweden, die Anmerkungen vervollständigen und berichtigen zum Theil den Text. Ein Anhang enthält eine sehr dankenswerthe historische Darstellung der kirchlichen Verhältnisse Schwedens, einen Aufsatz über die schwedischen Lappmarken, und eine lehrreiche Erklärung des lithographirten Titelblattes, das auf das Land sich beziehende Schildereien zeigt. Wir theilen aus der Schrift Einiges mit, das von allgemein ansprechendem Interesse und dadurch geeignet scheint, den Leser d. Bl. in den Stand zu setzen, selbst ein dem Werthe des Buchs entsprechendes Urtheil sich zu bilden.

Bei Betrachtung eines Volks ist dessen Sittlichkeit das Erste und Wichtigste. Sehr ungünstig äußert Laing sich über die der Schweden. Zerstört (behauptet er S. 67) sei durch den günstigen Erfolg, den die gewissenlosesten Menschen seit Gustav's III. Ermordung in dem zu einem Treibhaus politischer Ränke ausgearteten Lande gefunden, des Volks Gefühl für politische Sittlichkeit. Nicht minder hart äußert er sich über den moralischen Charakter in den Privatlebensverhältnissen der Schweden. Er zählt (Abschn. 4, S. 73) die Momente auf, von denen man die günstigsten Einwirkungen auf des Volks Sittlichkeit erwarten möchte und rechnet dahin, 1) daß es größtentheils von Ackerbau und Viehzucht lebt, überdies bei einer Gesammtbevölkerung von beinahe drei Millionen die Manufacturarbeit betreibenden 14,975 Individuen nicht in einem und dem andern Stadtbezirke zusammengedrängt, sondern durch 2037 Anstalten zerstreut sind, 2) die mäßige Stärke des Heeres, 3) den nicht sehr bedeutenden Handel, 4) den Umstand, daß von Fremden kein Andrang nach Schweden ist, 5) außer der Residenz das Land keine große Stadt hat, wol aber 6) eine verhältnißmäßige Anzahl von Schulen und Universitäten und 7) die mächtige und vollständige Einrichtung der Landeskirche, nicht in ihrer Wirksamkeit durch Sekten und Spaltungen gebrochen ist. Dessenungeachtet erklärt Laing, das Volk sei sittenloser als irgend ein anderes in Europa, sittenloser als selbst ein gleich zahlreicher Theil der dichten Bevölkerungen in Großbritanniens Manufacturgegenden. Näher auf diese Behauptung einzugehen ist um so mehr der Mühe werth, als auch Laing, bevor er selbst sich mit dem Gegenstande beschäftigt, besseres Vertrauen zu des Landes Sittlichkeit gehabt zu haben scheint. Die Statistik der Liederlichkeit bezeugt, daß in Stockholm die ehelichen sich zu den unehelichen Geburten wie 1 zu $2^{3}/_{10}$ verhalten. Auf der ganzen bekannten Erde geht es nur in München lebenslustiger her, während nach Puchet dies Verhältniß in Paris 1 zu 5, in den übrigen Städten Frankreichs 1 zu $7^{1}/_{2}$, nach Laing in England und Wales 1 zu 19, in London und Middlesex 1 zu 38 sein soll. Nicht überraschend ist es demnach, daß einige Jahre vor der Reise Laing's aus Rücksichten für Gesundheits- und Sittenpflege ein liederliches Haus unter Genehmigung der Behörden als öffentliche Anstalt errichtet worden ist. Sie mußte aber wieder aufgegeben werden, weil die Bewohnerinnen als Opfer der grausamen Einrichtungen fielen. Von der Statistik der Verbrechen, die Laing mittheilt, wobei er sich auf Angaben der schwedischen Staatszeitung stützt, deren Glaubwürdigkeit in gedachter Hinsicht zu bezweifeln er keinen Grund zu entdecken vermocht hat, heben wir folgende, die übrigen entbehrlich machenden Angaben aus. Im J. 1836, wo man die ungewöhnliche Schwäche des Verbrecherverzeichnisses erwähnenswerth fand, waren vor sämmtlichen Gerichtshöfen des Reichs wegen Vergehen angeklagt 26,925 Personen; 22,292 wurden verurtheilt, 3688 freigesprochen und 945 in Untersuchung behalten; es ist also im Verhältniß zu der Gesammtbevölkerung eine von etwas mehr als 112 Personen beschuldigt und unter ungefähr 134 eine überwiesen worden. Sondert man hiernach die städtische von der ländlichen Bevölkerung, so ist in gedachtem Jahre ein Mensch von 46 der erstern und einer von 174 Personen der letztern überwiesen worden, obschon, was

allerdings ein wichtiger Umstand ist, weder wie in Irland politische Aufreizungen Anlaß zu strafbaren Handlungen geben, noch die Willkür ungerechter Satzungen, wie der Jagd- und Zollgesetze Englands, gleichgültige Handlungen zu Verbrechen umgeschaffen hat. Jenes Verhältniß zu der loyalen, wenigstens nicht in Untersuchung gezogenen Bevölkerung erscheint als ungeheuer, wenn man erwägt, daß im April 1835 die Bevölkerung Londons 1,918,640 betrug und in dieser als ein Pfuhl von Sünden und Lastern verschrieenen Hauptstadt während des J. 1834 nicht mehr als 3547 Personen und also unter 540 eine einzige wegen Verbrechen in Untersuchung gekommen ist. Von selbst drängt gegen das Resultat, das eine solche vergleichende Zusammenstellung gibt, sich der Einwand auf, daß zwischen Verbrechen und Verbrechen ein gewaltiger Unterschied obwaltet, z. B. eine Ackerbau und Viehzucht treibende, 1000 Köpfe starke Bevölkerung, wenn in ihrer Mitte während eines Jahres drei betrügliche mit Helfershelfern ausgeführte Bankrotte vorgekommen sind, dadurch mehr in der Meinung der Menschen verliert, als durch 300 in der nämlichen Zeit vorgefallene Holzdiebstähle; auch beruft sich (S. 77) Hr. Lindau in einer Note auf Forsell's „Statistik von Schweden" (Lübeck 1835), wo in Betreff der schwedischen Verbrecher bemerkt wird, daß auch in Schweden eine Menge sozusagen rein bürgerliche Vergehen vorkommen, z. B. Übertretungen von Forst-, Branntwein- und Zollverordnungen, versäumte Wegebesserungen, vernachlässigtes Scheeauswerfen und — was in Schweden eine ganz eigenthümliche Art solcher Vergehungen bildet — unterlassene Leistung von Fuhren für die Postanstalt. Allein Laing's echt englischer Beobachtungsgabe ist der wohlfeile Einwand nicht entgangen. Man lese, was (S. 92 und 93) in dieser Hinsicht gesagt ist:

> Ich habe die Abschrift eines Berichts des Justizministers über die im J. 1837 begangenen Verbrechen gelesen, worin zum ersten Mal, wie ich glaube, die Vergehen in drei Classen getheilt sind. Die erste und zweite Classe umfaßt Verbrechen gegen die Person und das Eigenthum, die in allen gesitteten Ländern bestraft werden, und die dritte enthält Vergehen gegen die auf gewisse Übereinkünfte gegründeten Gesetze, z. B. Schleichhandel, oder Übertretungen von Policeiverordnungen, die mit Geldbuße oder Gefängniß geahndet werden. In dieser Classe sind aber Vergehen aufgeführt, die ich zur zweiten rechnen muß, nämlich Hurerei, angedrohter und gewaltthätiger Angriff und übermäßige Trunkenheit, die überall mehr oder minder der Strafgesetzgebung anheimfallen. Fassen wir nun jene beiden Classen, mit Einschluß der letztgenannten Vergehen, ins Auge, was ist das Ergebniß? Im J. 1837 ward unter der ländlichen Bevölkerung von 2,735,487 Personen eine unter 460, unter der Gesammtbevölkerung von 289,280 Personen in 84 Städten eine unter 78 wegen Verbrechen verurtheilt. So ist das Ergebniß, wenn man jedes Vergehen, das nicht von einer durchaus unsittlichen Beschaffenheit ist, und alle mit Geldbußen bestraften kleinern Vergehen ausschließt.

Desgleichen lese man S. 87—88:

> Man findet in dem amtlichen Verzeichnisse der im J. 1836 unter der Bevölkerung auf dem Lande begangenen Verbrechen eine Brandstiftung, 28 Mordthaten, 10 Kindermorde, 4 Vergiftungen, wobei 8 Personen verwickelt waren, 9 gewaltthätige Räubereien mit 14 Mitschuldigen, 13 Fälle von unnatürlicher Unzucht, 1776 Diebstähle mit 1271 Mitschuldigen, 2080 gewaltsame Anfälle, 7 Meineide. Ich erwähne nicht die Vergehen, die als Übertretungen von Policeiverordnungen gelten können, wie 190 Fälle von unerlaubtem Holzhauen, 32 von unanständigem Betragen während des Gottesdienstes, und nehme aus der Staatszeitung nur diejenigen Fälle, die in allen Ländern als schwere Verbrechen betrachtet werden und Gründe zu einer Schätzung des sittlichen Zustandes verschiedener Länder geben. Im J. 1835 erlitten 16, 1836 hingegen 21 Menschen die Todesstrafe und 1835 wurden 574, 1836 aber 592 zu lebenslänglicher Kettenstrafe verurtheilt. In England gab es 34 Hinrichtungen 1835, aber 1836 nur 17 und 1835 wurden 523, aber 1836 nur 494 Personen schwerer Verbrechen überwiesen. Zu Ende des J. 1836 enthielten die Gefängnisse Schwedens 13,209 Gefangene, außer 234 Kindern, die bei ihren Ältern lebten. Unter diesen Gefangenen saßen 547 in Schuldhaft. Die Gesammtzahl der Gefangenen war um 778 größer als im vorhergegangenen Jahre. Großbritannien und Irland würden mit ihren 27 Millionen nach diesem Verhältnisse 118,000 Personen von ihrer Volksmenge im Gefängniß sehen müssen. Im J. 1836 befanden sich in den Strafanstalten Schwedens 3240, die als Verurtheilte büßten.

Die Ursachen dieses tief gesunkenen sittlichen Zustandes findet Laing zunächst in fehlerhaften socialen Einrichtungen, in Folge deren nicht der moralische Werth des Menschen, sondern Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten die Achtung und die Geltung bestimmen, die das Individuum in der bürgerlichen Gesellschaft findet. Von dem höchsten Adel an bis zu dem letzten Handwerker herab gehört Alles irgend einer von dem Staate bevorrechteten Genossenschaft an, und die lächerliche, schwerlich in irgend einem andern Lande gleich weit getriebene Titelsucht, welche von der Regierung ohne Maß und Ziel ausgebeutet wird, stellt des Mannes bürgerlichen Rang in der Meinung höher als den moralischen Werth desselben. Ferner hat das Beispiel eines zügellosen Hofes entsittlichend auf die arme und müßige Bevölkerung Schwedens gewirkt. Die Sucht, den altfranzösischen Hof Ludwig's XIV. nachzuahmen, hat das Vorbild in allen dessen Verwerflichkeiten übertroffen. Zu Grunde gerichteter verarmter Adel sank zu den Mittelclassen herab und verbreitete unter diesen Spielsucht, Liederlichkeit und gänzlichen Mangel an Sinn für Sittlichkeit. Hiernächst zeigt von jener Verschwörung an, in der vornehme und gebildete Männer zu Gustav's III. Ermordung zusammentraten, die Geschichte Schwedens das Bild tiefster politischer Liederlichkeit. Daß ein Volk sinken müsse, dessen höchsten Classen politische Grundsätze, Gemeingeist und Rechtsgefühl gänzlich abgehen, das versteht sich von selbst. Merkwürdig ist es, daß Laing auch der Reformation einen ungünstigen Einfluß auf den moralischen Zustand des Landes zuschreibt. Denn er meint, die nicht von der Regierung, sondern ohne Zweifel in Einklang mit der Politik des neuen Fürstenstammes Wasa herbeigeführte Reformation habe nicht, wie in Deutschland, England und den übrigen vom Katholicismus abgefallenen Ländern, die Bevölkerung für eine geistigere, mehr zu dem Verstande als zu den Sinnen sprechende Form des Christenthums vorbereitet gefunden, und so sei nur ein Cultus durch den andern und zwar gerade derjenige verdrängt worden, der rohe Massen am kräftigsten im Zaum halte. Ref. möchte bezweifeln, daß zur Zeit der Reformation der deutsche Bauerstand dem schwedischen

auch nur im mindesten in religiöser Bildung nachgestanden habe. Auch wurde England wahrhaftig nicht von geistigen Bedürfnissen, sondern von dem verabscheuungswürdigen Heinrich VIII. reformirt; schwerlich aber würde Laing nachweisen können, daß die englische Volksmasse in nächster Zeit nach der Reformation von dieser eine schädliche Wirkung auf die Moralität verspürt habe. Fragt man die Schweden selbst, was der Grund der Verderbniß sei, so messen die unterrichtetsten sie der Trunksucht des untern Volks bei, die drei Viertheile aller Verbrechen herbeiführe und den Menschenschlag moralisch wie physisch zerstöre. In einer Anmerkung des Übersetzers lesen wir, daß vor Zeiten, wenn schwedische Frauen mit ihren Männern zu einem Schmause oder Hochzeitsfeste gingen, sie immer deren Sterbekleid aus Vorsorge mitnahmen, und noch jetzt diese Sitte sich in einigen Gegenden erhalten habe. Indeß stimmt Laing dieser Ansicht nicht ganz bei. Theils sind ihm selbst nur wenige berauschte Personen vorgekommen, theils folgert er aus statistischen Angaben über den Branntweinverbrauch in Schweden, daß die Unmäßigkeit im Genusse desselben nicht so verbreitet sein könne, als man im Allgemeinen annehme. Höchst eigenthümlich ist Schwedens politische Stellung dadurch, daß einzig und allein der Thron der Wasa's derjenige ist, den noch ein den alten Regentenhäusern Europas unebenbürtiger, durch die französische Revolution aus dem Volke emporgehobener Regent inne hat, als wovon sowol gewisse Antipathien als Sympathien die nothwendige Folge sind, wozu noch kommt, daß das von Dänemark getrennte und durch sein neues Königshaus mit Schweden verbundene Norwegen sich im Besitze einer freiesten Verfassung befindet, welche, verbunden mit den Aussichten in die Zukunft Dänemarks, Wünsche, wol auch Hoffnungen und Entwürfe angeregt hat, deren Erfüllung und Gelingen dem schwedisch-norwegischen nicht sehr bemerklichen Einflusse auf die europäischen Angelegenheiten eine viel bedeutende Gestaltung geben könnten. Darum theilen wir, was in dieser Beziehung uns in Laing's Buche bemerkenswerth geschienen hat, hier mit.

Die Frage betreffend, ob des neuen Regentenhauses Zukunft gesichert ist, so glauben wir, daß für wohl- und festbegründet nur eine in den Sympathien des Volks wurzelnde Regierung gelten kann, und für eine solche Begründung es keinen schlagendern Beweis gibt als eine freie und unbeargwohnte Presse. Frei nun ist allerdings nach dem Gesetze die schwedische Presse; denn der Verfassung nach kann Jedermann drucken lassen, was er will, namentlich auch beliebig ein Journal oder eine Zeitung herausgeben, und verantwortlich ist er nur dem Gesetze für Das, was er hat drucken lassen. Allein so wenig unbeargwohnt ist diese Presse, daß selbst ihre gesetzliche Freiheit factisch geraume Zeit lang wäre aufgehoben gewesen, wenn die Aufhebung nicht die schlimmste von allen, nämlich eine halbe Maßregel gewesen wäre. Denn nicht eher als 1840 ist die 1812 der Regierung eingeräumte Befugniß, jede Zeitschrift nach policeilichem Ermessen durch den Hofkanzler unterdrücken zu dürfen, wieder aufgehoben worden. Die unpopulaire Befugniß konnte fast 30 Jahre lang bestehen, weil bei dem Vier-Kammersysteme und dem unbedingten Veto es überaus schwer war, die Wiederaufhebung von dem königlichen Willen zu erlangen, obschon die Handhabung jener Befugniß nur diente, das Ansehen der Regierung bloßzustellen. Denn nach dem Gesetze war die Aufhebung einer Zeitschrift nur die augenblickliche Unterdrückung ihres Erscheinens unter gleicher Buchstäblichkeit des Titels. Nachdem einundzwanzigmal das „Aftonbladet" (Abendblatt) unterdrückt worden war, erschien es weiter als fünfundzwanzigstes Abendblatt. Nach Laing umgibt den König, welcher noch jetzt der Landessprache unkundig und darum offenbar persönlich außer Stande ist, von der Stimmung des Volks eigene genaue Kunde zu nehmen, ein Häuflein um ein Jahrhundert hinter ihrer Zeit zurückgebliebener Aristokraten, welche die Presse nur zu reizen, nicht aber im Geiste constitutionneller Regierungen auf die Presse durch die Presse zu wirken verstehen. Indeß, da man keinen Grund hat, zu bezweifeln, was Laing über den gesunkenen Zustand sagt, in den in Schweden der Sinn für Rechtlichkeit in öffentlichen Angelegenheiten verfallen ist, so drängt sich uns hier die Frage auf, wie bei einem solchen Zustande ein sonderlicher Segen von einer freien Presse zu hoffen, ja eine im eigentlichen Sinne des Worts freie Presse überhaupt möglich sei. Daß die Macht derselben in Schweden höchst bedeutend sein müsse, ergibt sich schon daraus, daß in Stockholm 19, in dem gesammten Lande 80 Zeitschriften erscheinen. Das Bestehen der Provinzialblätter ist durch den Regierungsorganismus selbst gesichert. Denn jede Stadt hat ihre örtlichen Gerichte, welche, wie Laing sagt, bei dem Systeme, viel Lärm um nichts zu machen, einer Anzahl von Beamten den Lebensunterhalt geben und fort und fort eine Menge gerichtliche Bekanntmachungen veranlassen. Hierzu kommt, daß der Zeitungsstempel überaus niedrig und das Papier aller Provinzialblätter überaus schlecht ist, so aber die wohlfeilen Insertionsgebühren auch für die Privaten die Einladung sind, aller Arten Anfragen und Anerbieten in die Tagesblätter einrücken zu lassen, deren Bestehen dadurch noch mehr gesichert wird. Gegen den Preis von 10 Reichsthaler Banco setzt das „Aftonbladet" nicht weniger als 4000 Exemplare des Jahres ab. Die nicht auf Gesetz beruhende Vergünstigung, innerhalb des Landes für 1 Reichsthaler 8 Schill. oder — 16 Gr. versendet zu werden, hat die übel berathene Regierung diesem Blatte entzogen, ohne es dadurch ändern zu können, daß nur die freisinnigen (in Schweden bedeutet das so viel als die der Regierung feindseligen) Blätter diejenigen sind, welche aller Orten ausliegen. Bedenklich ist die Stellung, die solchen Symptomen gegenüber jedes Regentenhaus hat, das fremd des Volks geschichtlichen Erinnerungen und nicht in längster Zeit her vom Vater auf den Sohn vererbten Besitz der höchsten Gewalt, auch kaum die Befugniß zu selbiger aus Gottes in der Geschichte manifestirten Gnaden ableiten kann. Die in Abschnitt 9,

S. 253 — 58 über die jetzige schwedische Stellung nach innen und nach außen entwickelten Ansichten Laing's sind durchaus interessant und bedeutend. Hoffentlich gelingt es Ref., dieselben — denn sie sind etwas breit und leiden hin und wieder an entbehrlichen Wiederholungen — in veränderter Gestalt mit vollkommener Erschöpfung des Wesentlichen mitzutheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Englisch-jüdische Zeitschrift.

Es ist vielleicht dem christlichen deutschen Publicum noch wenig oder gar nicht bekannt, daß seit 1841 in London eine Zeitschrift erscheint, die unter dem Titel „The voice of Jacob" das einzige öffentliche Organ für die Wünsche und Fortschritte der in Großbritannien lebenden Juden ist. Die erste Nummer datirt „Rosh Hashanah, a. m. 5602", was in England und Deutschland „den 16. Sept. 1841" bedeutet. Alle 14 Tage erscheint ein kleiner Bogen und der erste Jahrgang liegt in einem Bande gesammelt vor. Politisches enthält er gar nicht und das Ganze ist in dem Geiste redigirt wie die „Zeitung des Judenthums" und das deutsche „Zion", oder auch das französische „Archives des Israëlites". „The voice of Jacob" bespricht ausschließend jüdische Interessen, namentlich Erziehungsinstitute und geistige Cultur. Gleich der Anfang erzählt die Einweihung einer am 14. Sept. 1841 in London eröffneten Schule für 120 Kinder, und eine spätere Nummer berichtet, daß die ältern Geschwister und selbst die Mütter jener Kinder sich durch deren Kenntnisse so beschämt gefühlt, daß dies zur Errichtung einer Abendschule für Erwachsene Anlaß gegeben, die bereits von 280 Personen besucht werde. Einige kurze Auszüge mögen den Inhalt der Zeitschrift bezeichnen. „21. Nisan, 5602 (1. April 1842). Ein viel versprechendes Werk von Hrn. Joseph Schwarz befindet sich in Jerusalem unter der Presse. Es wird drei Abtheilungen haben, von denen die erste und zweite Hebräisch, die dritte Deutsch geschrieben ist, und eine Reihe Aufsätze über den Osten bringen, in physischer, politischer und historischer Beziehung. Gedruckt wird es in der erst kürzlich in Jerusalem errichteten Officin."

„15. Ab 5602 (22. Juli 1842). Wir haben eine neue, voriges Jahr in Jerusalem gedruckte Ausgabe des Rituals erhalten und uns selten so wahrhaft innig gefreut, wie über dieses junge, frische Erscheinen eines hebräischen Buchs in Jerusalem. Die Presse ist von jeher Vorläuferin der Verbesserung gewesen, die Schwalbe, die den geistigen Frühling verkündet. Wo gedruckt wird, gibt es Auffoderung zum Lesen; wo gelesen wird, entstehen neue Ideen, da ist Leben, gibt's ein Vorwärtsschreiten. Und wie gleichgültig auch der Jude gegen Lebenszeichen ferner Brüder sein möge, solche Zeichen, wenn sie in Jerusalem sich offenbaren, müssen zu seinem Innersten reden."

„Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte zu Prag in Böhmen der gefeierte Rabbiner Sarach Eidlitz, ein Mann von großem Verstande und tiefer Auffassung, nicht blos berühmt wegen seiner Kenntniß der heiligen Schriften, des Talmud und dessen Commentaren, sondern auch bekannt durch seine mathematischen Studien, von welchen sein Werk ‚Die Kunst zu rechnen' Zeugniß liefert. Nach der Sitte seines Wohnortes und der Zeit, in welcher er lebte, theilte er seine Stunden zwischen einsames Studiren und unentgeltliche Belehrung, während seine Gattin mittels eines kleinen Kramhandels die Erfodernisse des bescheidenen Haushaltes erwarb. Eidlitz kannte recht gut die reichen Quellen, welche seine Gelehrsamkeit ihm öffnen könne. Aber er lehnte jede Belohnung ab, weil unvereinbar mit dem Worte des Weisen: ‚Wer sein Pfund solchergestalt misbraucht, Der soll verworfen werden.' Im Fortgange der Zeit wurden die Umstände des gelehrten Mannes immer drückender und es kam dahin, daß er sich viele Bequemlichkeiten, oft die nothwendigsten Bedürfnisse versagen mußte. Dessenungeachtet hielt er aus und verschwieg seine Armuth, damit, wenn sie bekannt würde, es nicht aussähe wie ein leiser Anspruch auf Unterstützung. Zu selbiger Zeit besuchte ihn eines Tages ein alter Freund, der Rabbiner Israel Frankel, Vorsteher der prager Gemeinde, und im vertrauten Gespräche entdeckte ihm Eidlitz seine wahre Lage. Als Beide bald nachher sich wieder sahen, machte Frankel auf die zarteste Weise Eidlitzen ein Geldanerbieten, das dieser jedoch schlechterdings nicht annahm. ‚Wohl', versetzte Frankel, ‚du weißt, daß Gott mich mit Reichthum gesegnet hat, daß ich aber in Folge meiner zeitlichen Stellung die Befähigung hienieden nicht erlangen kann, die dem Studium des Rechtes gebührt. Willst du also diese Kleinigkeit schlechterdings nicht annehmen, werde ich sagen, du thuest es aus Neid, damit ich durch meine Handlung mir nicht einen Anspruch auf die Befähigung im künftigen Leben erkaufe.' Diese Äußerung hatte den gewünschten Erfolg, aus Rücksicht für das Gefühl seines Freundes nahm Eidlitz die Gabe an. Die Zeit verrann; die Freunde sahen sich oft, aber, wie leicht zu denken, der Gegenstand wurde nie wieder berührt. Nach einigen Jahren erkrankte Eidlitz und starb. Wie seine Pflicht es heischte, begab sich Frankel in die Wohnung des Gestorbenen, den Nachlaß zu verzeichnen. Doch war das eine bloße Förmlichkeit, denn er wußte, wie arm Eidlitz gestorben. Im Studirzimmer des Geschiedenen stand eine Kiste, worin Manuscripte und andere Sachen, welche der Eigenthümer von Werth geglaubt und so heilig gehalten, daß er während seines Lebens den Schlüssel nie aus den Händen gelassen. Beim Untersuchen der Kiste entdeckte Frankel ein hartes, rundes Packet. Er zog es hervor; es war ein versiegelter Beutel mit einer beträchtlichen Geldsumme, und an dem Beutel hing ein Zettel, auf welchem die Worte standen: ‚Bei mir deponirt von meinem Freunde, dem Rabbiner Israel Frankel'."

14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 222. —— 10. August 1843.

Schweden beurtheilt von Samuel Laing, J. G. von Quandt und Gräfin Hahn-Hahn.

(Fortsetzung aus Nr. 221.)

Zuerst von den Umständen, welche bei des gewesenen Marschalls Bernadotte Berufung zur Thronfolge als gegeben vorlagen. Als hauptsächliches Moment, das Gustav's IV. Entthronung rechtfertigen soll, führen die Schweden den Verlust Finnlands an, wogegen Laing vielleicht irrt, wenn er behauptet, dieser Verlust sei mehr gewinnbringend als schädlich gewesen, weil jene Besitzung genöthigt habe, auch im Frieden sich immer schlagfertig zu halten und sodann, weil Schweden seit Finnlands Verluste den eigenen Getreidebedarf erzeuge, während früher das Land seine geringe Bevölkerung nicht habe ernähren können. Dagegen ist es aber wol unbestreitbar richtig, daß in Folge der geographischen Lage Finnlands und nachdem Rußlands Größe zu intensiver Entwickelung gelangt ist, ersteres für Schweden ebenso nothwendig mußte verloren gehen, als es für England unmöglich gewesen ist, die Normandie zu behaupten. Und wenn erweislich die wichtigsten Festungen von den befehlshabenden Offizieren an Rußland sind verkauft worden, so fragt sich noch, ob ohne diese Verworfenheit eines armen Adels Rußland jene Eroberung schon unter Gustav IV. gemacht hätte, den Männer entthronten, mit denen weder Gustav Adolf noch Karl XII. ihre Schlachten gewonnen hätten. Der Herzog von Södermanland — Laing nennt ihn einen kinderlosen Macbeth — erlangte seinen Zweck, König zu werden. Den Verschwörern mußte daran gelegen sein, die Nachkommenschaft des Entthronten von der Nachfolge in der Regierung auszuschließen. In der Auffagungsacte vom 29. Mai 1809 wird hierüber gesagt: Der Nachkommen angeerbte Denkart und der Sippschaft wahrscheinliche Geneigtheit, Das zu rächen, was zu Rettung des Staats bereits geschehen oder künftig vorgenommen werde, könnte die Gefahren des Reiches erneuen. Der zum Kronprinzen erwählte Prinz Christian August von Holstein-Augustenburg, von dem man gesagt hat, seine Absicht sei gewesen, dem Hause Wasa die Krone zurückzugeben, starb im Mai 1810 auf nicht unbedenkliche Weise. Indem jetzt die Reichsstände, das Haus Holstein-Augustenburg von der Nachfolge ausschließend, zur Wahl eines andern Kronprinzen schritten, erklärten sie factisch Schweden für ein Wahlreich, das es nach keinem der Vorgänge ist, in welchen dessen Stände sich für grundgesetzlich berechtigt geachtet haben, die Thronfolge zu ordnen. Sowol die Partei, welche den vorigen König entthront hatte, als die, welche des alten Herrscherhauses Zurückberufung wünschte, beabsichtigte, einen Mann aus dem Privatstande zu wählen: jene, weil sie hoffte, der Neugewählte werde für das ihm so gänzlich unerwartet gewordene glänzende Loos doppelt dankbar sein; diese, weil sie nicht besorgte, daß denselben eine Macht des Auslandes gegen die Ansprüche der entthronten Familie schirmen werde. Zuverlässig richtig hat letztere Partei gerechnet. Dann zum Beweise, daß in den Augen der alten Herrscherfamilien das Haus Pontecorvo noch nicht in die Legitimität eingerückt ist, bedarf es nicht der von Laing S. 264 angezogenen Thatsachen. Selbst dann, wenn vor Berlin und bei Leipzig die Alliirten unbezweifelt nicht ohne die Schweden gesiegt hätten und man glauben sollte, ohne diese Siege wäre Napoleon überhaupt unbesiegt geblieben, selbst dann zerstörte durch Inconsequenz die Legitimität sich selbst, nähme sie auch das Haus Pontecorvo unter ihre Ägide. Berührungen, in welche schwedische Militairs mit dem Prinzen von Pontecorvo gekommen waren, lenkten die Wahl auf diesen. Die jungen Edelleute und Militairs träumten von der Wiedereroberung Finnlands, die Höflinge erwarteten großen Einfluß von einem der Sprache und Eigenthümlichkeiten des Landes unkundigen Regenten. Der König selbst mußte erfreut sein, wenn, was an ihm nicht rühmlich war, über den Ruhm des Thronfolgers vergessen wurde. Diese thatsächlichen Momente sind von der Art, daß sie dem neuen Kronprinzen die Aufgabe stellten, diejenigen Garantien, welche die Wahl ihm nicht gab, ihr durch seine Persönlichkeit, durch die Beobachtung von Maximen und Maßregeln zu substruiren, die ihn populair im eigentlichsten Sinne des Worts machen konnten, indem sie seine und die Interessen der Volksmassen verschmolzen. Bevor wir hierauf eingehen, die Bemerkung, daß man S. 264 fg. kaum ohne Lächeln die Behauptung liest, mit Unwillen sehe das protestantische Interesse Deutschlands die Abkömmlinge eines Königs, dem die Reformation ihre Förderung ebenso sehr als Luther verdanke, verdrängt von einem Könige, der zwar einen

Platz unter den bedeutendsten Feldherren der neuesten Geschichte, aber an großen mit verhältnißmäßig geringen Mitteln vollbrachten Thaten sich ebenso wenig mit Gustav Adolf messen könne, als die Zwecke, für die er gekämpft, gleich wohlthätig wie Gustav Adolf's Siege auf die Menschheit zurückgewirkt hätten, und daß dieser Unwille ein neues dem neuen Königstamme feindselig drohendes Element sei. Kennte Laing die deutschen Zustände nur halb, nur zum achten Theile so genau als die schwedischen, so wüßte er, daß, wenn von keiner andern Seite Gefahr droht, der Thron des Hauses Pontecorvo unerschütterlich feststeht. Denn angenommen, die Besorgnisse vor einem im Geheimen perfid wirksamen Protestantismus sind ungegründet, so fragen wir, wie kann jemals werkthätig in der Entscheidungsstunde ein Protestantismus werden, der nach allen Kennzeichen zu urtheilen immer mehr zu einer bloßen Negation, zu einem *Nichtkatholicismussein* herabsinkt?

Über des jetzigen Königs Persönlichkeit und Charakter äußert Laing sich durchaus höchst anerkennend, rühmt insonderheit — und das ist ein mächtiger Hebel, wo es darauf ankommt, sich der Volkstimmung zu bemeistern — daß seine Haltung und Benehmen edler und majestätischer die Königswürde darstelle, als viele für den Thron geborene Herrscher es vermögen. Allein er behauptet, daß des jetzigen Königs Regierungsansichten die eines Franzosen seien aus der Schule Napoleon's, er so wenig als Ludwig XIV. eine Vorstellung von verfassungsmäßig organisirtem und organisirendem Volkswillen habe, vielmehr in der Erinnerung an die Greuel, die des Volkswillens wilde Entfesselung während der französischen Revolution geboren, demselben abgewendet und dadurch dem Könige das liberale, so mächtig und rasch zunehmende Interesse, daß im Bunde mit diesem das neue Herrschergeschlecht sich gegen die ganze Welt hätte zu behaupten vermocht, entfremdet worden sei. Laing erklärt, jetzt sei die Legitimität oder die Unbeschränktheit der königlichen Rechte — diese und jene dürften dem Begriffe und also auch der Sache nach sehr verschieden sein — was zur Zeit der Reformation das Papstthum gewesen, eine hinfällige vor der Vernunft hinsterbende Lehre, was jedoch auch von dem Papstthum, faßt man dasselbe in seiner Idee auf, eine unhaltbare Behauptung zu sein scheint. Gewiß ist aber, daß so wie Gustav Wasa und Gustav Adolf, obschon rechtgläubige Protestanten, sich zugleich dadurch als politisch einsichtsvolle Männer charakterisirten, daß sie ihre Sache mit der des Protestantismus identificirten, der jetzige König der Schweden gleiche Politik nur dann befolgte, wenn er frei und muthig den neu aufgehenden politischen Ideen Europas sich anschloß. Statt dessen stützt er sich auf das Militair, und die Unzuverlässigkeit dieser Stütze hat auch in Schweden sich vielfach bewährt; auf eine Aristokratie, die, weil sie keinen auf überwiegenden Landbesitz gegründeten Einfluß übt, indem sie von Staatsämtern und Militairdiensten lebt, keine Aristokratie ist und und von Jahr zu Jahr mehr verfällt. So haben im J. 1835 Nichtadelige von dem Adel für 107,000 Reichsthaler Banco mehr Ländereien gekauft, als diese von jenen, und in zwei Jahrzehnden die mittlern und untern Stände für beinahe acht Millionen Besitzungen, die bis dahin adeligen Eigenthümern gehörten. Diese Richtung der Regierung, der Laing vorwirft, daß sie eine Art Kreuzzug gegen freisinnige Meinungen und Staatseinrichtung führe, wird ihr bitter von der Presse vergolten, die nicht müde wird, des Heldenkönigs Thaten mit denen Gustav Wasa's und Gustav Adolf's zusammenzustellen. Allerdings begibt sich ein König, der in Jahrzehnden sich noch nicht die Mühe genommen hat, die Landessprache zu erlernen, des Vortheils, unmittelbar auf die Vorstellungen und die Gefühle des Volks einzuwirken, er beachtet nicht, was ihm die schwedische Geschichte lehren sollte: daß immer die Könige des Landes entweder willenlose Werkzeuge in den Händen des Adels gewesen sind, oder, unmittelbar an das Volk sich wendend, eine von dem Adel unabhängige Gewalt behaupteten; daß, als Karl XII. drohte, einen seiner Steifstiefeln zum Vorsitze in den Reichsrath abzuschicken, er damit keine leere Beleidigung sagte, sondern nur kräftig aussprach, daß er auf das Volk, nicht auf den Adel rechne. Wie sehr die Regierung ihr Ansehen durch die Art und Weise compromittirt, auf welche sie dasselbe zu befestigen sucht, beweist allerdings schlagend folgender Vorfall: Ein Hauptmann, Lindeberg, Herausgeber einer freisinnigen Zeitschrift und darum aus dem Genusse seines Halbsoldes gesetzt, wollte ein neues Theater in Stockholm gründen und beschuldigte die Krone, welche als Eigenthümerin der bereits errichteten Bühnen dies ihm verwehren wollte, in öffentlicher Druckschrift des gesetzwidrigen Monopolismus. Für den deshalb des Hochverraths beschuldigten und nach veralteten Gesetzen zum Tode verurtheilten Mann erhob die Stimmung des Volks sich so bedrohend, daß die adeligen Machthaber nicht wagten, das Urtheil zu vollstrecken. Die königliche, das Todesurtheil in drei Jahre Gefängniß verwandelnde Begnadigung sollte aus der Verlegenheit helfen. Allein der Begnadigte lehnte die Begnadigung ab und indem er gegen die Verwandelung einer Strafe in die andere als verfassungswidrige Willkür protestirte, erbat er sich nur, am 8. Nov. hingerichtet zu werden, an dem Tage, an welchem Christian II. im J. 1520 nicht weniger als 37 der ersten Edelleute in Stockholm hinrichten ließ und dadurch den ersten Anlaß zu dem Aufstande unter Gustav Wasa gab. Nun wurde der vorher nie sonderlich beachtete Gedächtnißtag der ersten Landung des Königs in Schweden gebraucht, alle politischen Verbrecher zu begnadigen, obschon außer Lindeberg nur drei Männer dieser Gnade theilhaft werden konnten, von denen der eine seit einigen Jahrzehnden ausgewandert, der beiden andern Strafzeit ohnehin fast abgelaufen war. Daß der Regierung der Sinn abgeht, ihre Stärke da zu suchen, wo sie dieselbe zu finden im Stande wäre, das beweist ihr Benehmen gegen Norwegen. Durch einen Vertrag, der für die Norweger ein Pact unter dritten Personen war, wurden sie an Schweden überwiesen. Wenig angesprochen von der Rechtmäßigkeit dieser Maßregel gaben im April

1814 die Norweger sich die noch jetzt bestehende Verfassung. Sie und der von ihnen gewählte König Christian Friedrich unterzeichneten am 3. Mai 1814 das Grundgesetz, letzterer aber gab am 10. Oct. desselben Jahrs seine Gewalt in die Hände des Volks zurück. Die Reichsstände unterhandelten mit dem an der Spitze eines schwedischen Heeres heranziehenden Kronprinzen, und übergaben am 4. Nov. die Oberherrschaft dem Könige von Schweden, wogegen der Kronprinz in des Königs und seinem Namen vorausübereingekommenermaßen das Grundgesetz beschwor. Nach Karl's XIII. Tode ist er als König von Norwegen gekrönt worden, nachdem er nochmals das Grundgesetz beschworen. Somit aber ist sein Recht auf diese Krone das allerlegitimste, das sich nur denken läßt. Wahrhaft ärgerlich zu lesen ist es aber, wie dessenungeachtet die Regierung auf eine Art göttlichen, aus dem Kieler Vertrage hergeleiteten Rechts sich zu stützen sucht. Im J. 1821 hat man sogar versucht, durch Einschreiten der bewaffneten Macht das Volk zu zwingen, das Fest zur Erinnerung an den 14. Mai auf den 4. Oct. zu verlegen. Das gelingt nicht, schadet aber unendlich, weil die Norweger zu viel gesunden Verstand haben, um die Absicht nicht zu begreifen. Die Folgen sind um so nachtheiliger, als die Norweger für das Königshaus, das geschichtlich mit ihrer durch das Grundgesetz gesicherten Unabhängigkeit innig verflochten ist, aufrichtige Ergebenheit hegen. Was die Unpopularität der Regierung erhöht, ist der Umstand, daß die neue Dynastie zu halten nur Rußland ein Interesse haben kann, welches recht wohl einsieht, daß der König von Schweden und also auch der von Norwegen in steter Besorgniß, die Nachkommenschaft des zuletzt entthronten Königs durch fremden Einfluß wieder zurückgeführt zu sehen, den Türken und den miszufriedenen Polen für immer die Hoffnung auf schwedische Unterstützung entzieht.

Die Schweden verbergen sich nicht, daß einer ihrer löwenmuthigen Könige aus dem Hause Wasa bei dem letzten Kriege Rußlands mit den Türken und bei dem Aufstande der Polen unfriedfertigere Gesinnungen würde gezeigt haben. Aus gleichem Grunde erklärt sich die dem Nationalstolz wahrhaftig nicht schmeichelnde Deferenz, welche man 1837 gegen Östreich gehabt hat, den Herausgeber des „Aftonbladet" zu verurtheilen, weil er — was war davon wol für Östreich zu befürchten? — aus dem „Bon sens" einen Artikel über den Zustand der östreichischen Besitzungen in Italien gegeben hatte.

Die Verwirklichung des Gedankens an eine Vereinigung des schwedisch, dänisch, norwegischen Nordens ist bei Laing schlecht empfohlen. Zunächst bemerkt er, daß die Kalmarische Union schlechte Früchte getragen, von den sechs fürstlichen Personen, welche während deren Bestehens (1397—1523) regiert, nur eine eines natürlichen Todes im ungestörten Besitze der Herrschaft gestorben sei, könne man es nämlich so nennen, wenn eine Königin (Margarethe 1412) in der Kajüte eines Kauffahrteischiffes stirbt, daß Gustav Wasa die Union so leicht gesprengt habe, als hätte sie nie bestanden, und auch ihre letzte Spur, die Verbindung Schwedens mit Norwegen, ohne sonderliche Wehen und Krämpfe verschwunden ist. Daß die Union nie einen tief und innerlich eingreifenden Zusammenhang erhalten, wird ihm begreiflich dadurch, daß die drei Länder in keinem Austausch gegenseitiger Vortheile stehen können. Schwedens und Norwegens Productionen sind die nämlichen und dadurch beide Völker Rivale auf den Märkten des Auslandes. Beiden würde das Getreide Dänemarks willkommen sein, nur wenig würde dagegen Dänemark von ihnen als Zahlung nehmen können. Ein ganz anderes ist das Verhältniß der drei britischen Reiche. Würde Irland von England abgerissen, so würde eine sechsmonatliche Erfahrung das Verderbliche der Sonderung sichtbar machen. Übel stünde es auch nach Laing um die militairische Macht der verbundenen Reiche. An sich wäre ihre über ein zerrissenes, weit ausgedehntes Areal verbreitete, zusammen nicht mehr als 5½ Million betragende Bevölkerung unter heutigen Verhältnissen ungeeignet zu einem Angriffskriege. Gefährlich aber würde, besonders gefährlich für England es sein, wenn Rußland im Finnischen Meerbusen oder vor Stockholm die wichtigen Häfen vom Sund bis zum Nordcap erobern könnte und die Vertheidigung solcher Interessen einem schwedischen Adel anvertraut bliebe, während Norwegens locale und sociale Verhältnisse dasselbe gleich der Schweiz und Tirol in den Stand setzten, des nachbarlichen Schutzes entbehren zu können. Wir beschließen hiermit die Mittheilungen der aus dem bedeutenden Werk hervorgehobenen Betrachtungen, wünschend und überzeugt, die allgemeine Kenntnißnahme von demselben gefördert und beschleunigt zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Le Comte *J. Capodistrias*, président de la Grèce, jugé par lui-même. Paris 1842.

Es muß als ein glücklicher Gedanke des ungenannten Herausgebers des vorliegenden Buchs angesehen werden, den Grafen J. Kapodistrias, als Präsidenten von Griechenland, durch sich selbst zu schildern. Er hat dazu die im J. 1839 in Genf in vier Bänden erschienene „Correspondance du Comte *J. Capodistrias*, président de la Grèce" benutzt, indem er, von dem officiellen Charakter dieser Sammlung und von dem historischen Werthe derselben für Beurtheilung des Kapodistrias in seiner Stellung als Präsident von Griechenland ausgehend, deren reichen, durch seine Masse den Leser fast erdrückenden Inhalt im Allgemeinen zugänglicher und im Einzelnen gleichsam genießbarer zu machen sich bemühte. Zu diesem Zwecke, und zum Zwecke der Beurtheilung des Kapodistrias aus dessen, in seiner Briefsammlung enthaltenen Correspondenz, hat der Herausgeber die einzelnen Gegenstände, welche in der Masse jener Briefe des Kapodistrias behandelt werden, unter gewisse Gesichtspunkte geordnet, wonach es nun um so leichter ist, den Präsidenten Kapodistrias in den einzelnen Beziehungen seiner Stellung und nach den einzelnen Seiten seiner mannichfachen Wirksamkeit, seines Wollens und Strebens hin zu betrachten und aufzufassen. Der hier gegebene Auszug ist an und für sich höchst lehrreich und von besonderm Interesse, welches insofern noch erhöht wird, als der Herausgeber dabei den historischen Zweck der Beurtheilung des Kapodistrias durch sich selbst festgehalten und allein vor Augen gehabt hat; er hat diesem Zwecke jede andere Rücksicht unterordnen wollen und namentlich auch deshalb möglichst

streng an den Ausdruck der einzelnen Briefe sich gehalten und Alles vermieden, was den Zusammenhang, die Ideenverbindung in denselben, das Ursprüngliche und Echte in den Originalen zu vernichten und irgendwie aufzuheben geeignet wäre. Ob Dies wirklich immer und durchgängig geschehen sei, kann Ref., der die „Correspondance" selbst zur Vergleichung nicht gegenwärtig hat, nicht untersuchen und nicht entscheiden. Übrigens ist es dem Herausgeber der vorliegenden Schrift dabei zunächst um eine Apologie des Präsidenten Kapodistrias gegen die vielen Anklagen und Verleumdungen, deren Gegenstand er bei seinem Leben und nach seinem Tode gewesen ist, Anklagen und Verleumdungen, die zum Theil allerdings als ganz unbegründet zurückgewiesen werden müssen und in sich selbst zusammenfallen, zu thun gewesen; und es läßt sich auch wol nicht leugnen, daß die gedachte „Correspondance" in hohem Grade geeignet sei, aus ihr den Charakter des Präsidenten Kapodistrias, seine reinen Absichten und weisen Pläne für Griechenland, seine unermüdliche Thätigkeit, sein ganzes inneres und äußeres Wesen kennen zu lernen. Indeß muß doch auch dagegen wenigstens im Allgemeinen die Wahrheit als unumstößlich geltend gemacht werden, daß Das, was jene „Correspondance" enthält, nur bis zu einem bestimmten Punkte für Kapodistrias angeführt und zu seinen Gunsten angezogen werden kann, und daß im Einzelnen davon da nicht mehr die Rede sein kann, wo etwa die Thatsachen widersprechen. Fehlt es jedoch noch zur Zeit an einer wahrhaften Geschichte Griechenlands unter der Präsidentschaft des Grafen Kapodistrias, so mag Ref. auch um so weniger auf die nähere diesfallsige Untersuchung sich einlassen, als er nur im Allgemeinen obiges Bedenken hat aussprechen wollen, aber es auch aussprechen zu müssen geglaubt hat. Bis dahin, wo wir eine auf unparteiischer Prüfung der Thatsachen beruhende, und mit Unparteilichkeit geschriebene Geschichte Griechenlands unter Kapodistrias erhalten haben werden, wollen wir uns an das Bild halten, welches wir uns von dem Manne, dem es gilt, aus seinen Briefen zusammensetzen können, und wonach er unleugbar als höchst liebenswürdig und achtungswerth erscheint; wir wollen es nicht verkennen, daß in den Worten des Herausgebers der vorliegenden Schrift: „Capodistrias a été méconnu avant d'avoir été connu; il a été condamné avant d'avoir été jugé (S. XII fg.), viel Wahres liegt; und daß keine Voreiligkeit im Urtheilen über historische Personen, wenn man nur selbst ein historisches Gewissen hat, mehr und empfindlicher sich bestraft, als wenn diese Personen auf Zeugnisse Anderer und namentlich auf Zeugnisse aus einer Zeit sich berufen können, wo sie um so weniger für verdächtig angesehen werden können, und als sie für sich selbst und für ihr reines Wollen und Streben so echtes Zeugniß ablegen, wie Kapodistrias in seiner „Correspondance" für sich zeugt. Der Mann, von welchem ein Freiherr von Stein so urtheilt, wie derselbe es gethan, und der mit so reinen und frommen Gesinnungen das große und vielfach schwierige Werk der Befreiung Griechenlands von der Herrschaft der Muselmänner und von den Fallstricken einer hinterlistigen, lügenhaften, kurzsichtigen Politik ergreift, wie sie Kapodistrias unter Anderm in einem Briefe an den obengenannten Stein vom 8. Aug. 1827 ausspricht („Die Briefe des Freiherrn von Stein an den Freiherrn von Gagern", S. 196), ein solcher Mann kann nicht so ohne weiteres verworfen werden, wie es gleichwol so Manche in und außer Griechenland, vor und nach 1831, auf so unwürdige Weise gethan haben. Die Leidenschaften der Menschen können die Geschichte nicht machen, aber die Geschichte brandmarkt das Urtheil, das die Leidenschaften der Menschen in sie selbst, die Geschichte, und über sie selbst gebracht hat; und wissen wir denn übrigens so genau und im Einzelnen, welchen Antheil jene hinterlistige, lügenhafte und kurzsichtige Politik an dem Fehlschlagen der reinen Absichten des Präsidenten Kapodistrias für Griechenland und an dem traurigen Ausgange des Mannes selbst gehabt hat? Die nachfolgende Zeit mindestens hat von gewissen Seiten her die Politik nicht weniger feindlich für Griechenland bis auf die neueste Zeit erkennen lassen. 31.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Biographisches.

So unendlich viel auch schon über die französische Revolution von 1789 geschrieben ist, so bringt doch jeder Tag irgend einen neuen Beitrag, den der Geschichtschreiber dieses wichtigen Ereignisses nicht unberücksichtigt lassen darf. Außer den Memoiren der Zeitgenossen und Augenzeugen, welche, wenn sie wirklich wie die von Barrère, von denen soeben die beiden letzten Bände die Presse verlassen, authentisch sind, vorzügliches Interesse in Anspruch nehmen, verdienen die Biographien und Charakteristiken solcher Personen, die entweder bei jenem großen Drama selbst mithandelnd aufgetreten sind, oder die wenigstens mit den Helden der Revolution in Berührung kamen, besondere Beachtung. Wenn sie von unterrichteter Hand herrühren, so können sie die Stelle von Memoiren vertreten. Wir erhalten jetzt eben eine solche biographische Notiz über den Grafen Bigot de Préameneu, der während des Kaiserreichs Cultusminister war, aber schon seit dem Beginn der Revolution eine politische Rolle gespielt hatte, und namentlich als einer der drei Redacteurs des Entwurfs vom Civilgesetzbuche bekannt ist. Sie rührt vom Enkel des Grafen Bigot, dem durch seinen „Essai sur la constitution romaine" bekannten Auguste Nougarède de Fayet her, von dem wir vor kurzem auch eine interessante kleine Broschüre „Des systèmes en histoire et notamment du système de M. de Barante" gelesen haben. Fayet zeichnet in einigen Zügen das Leben seines Großvaters, der seit 1789 bis zur zweiten Restauration stets an den Staatsgeschäften Theil genommen. Obgleich diese kleine Biographie, die mit wahrhaft kindlicher Liebe geschrieben ist, weniger dramatisches Interesse in Anspruch nehmen kann als die Lebensbeschreibungen der eigentlichen Revolutionshelden, so wirft sie doch auf einzelne Partien der damaligen Geschichte ein helles Licht. Ganz vorzüglich ist die Partie, in welcher der Verf. das Verhältniß der französischen Regierung zum päpstlichen Stuhle schildert.

Übersetzung des Spinoza.

Fast alle jüngern Gelehrten, die sich auf dem Gebiete der Philosophie hervorgethan haben, sind Schüler von Cousin, den man den wahren Restaurateur dieser Wissenschaft in Frankreich nennen kann; auch H. Saisset, der vor kurzem eine Übersetzung sämmtlicher philosophischer Werke von Spinoza herausgegeben hat. Dieses Unternehmen ist um so verdienstlicher, da bisher in Frankreich nur eine einzige von den Schriften des berühmten Denkers und auch diese nur in einer ungenügenden und mangelhaften Übersetzung bekannt war. Cousin hat von dieser ersten vollständigen Sammlung in der Akademie einen sehr günstigen Bericht erstattet. Besonders hebt er den Werth der ausführlichen Einleitung und der einzelnen Vorbemerkungen zu jedem der einzelnen Werke hervor. Bei dieser Gelegenheit sagt Cousin auch noch: „Deutschland ist das einzige Land von Europa, wo man eine Übersetzung der Werke des Spinoza versucht hat, aber diese Übersetzung ist dunkler als der Text selbst, und entstellt überdies den Sinn nicht selten. Eine französische Übersetzung scheint mir allein fähig, seine Werke Allen zugänglich zu machen, denn es ist das Privilegium unserer Sprache, daß sie gewissermaßen für die metaphysischen Begriffe eine Art von Sieb ist, das nur Das durchläßt, was wirklich klar und verständig ist." Es liegt vielleicht etwas Wahres in dieser Behauptung, um so mehr, da der Satz Voltaire's „Tout ce qui n'est pas clair n'est pas français" noch seine Geltung hat.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 223. —— 11. August 1843.

Schweden beurtheilt von Samuel Laing, J. G. von Quandt und Gräfin Hahn-Hahn.

(Fortsetzung aus Nr. 222.)

2. Nippes von einer Reise nach Schweden. Von J. G. von Quandt. Leipzig, Hirschfeld. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Sehr verschieden von Laing's Schrift ist die des Hrn. v. Quandt; denn es sind, nach seinen eigenen Worten, Alles, was er gibt, nur Erinnerungen an unmittelbare Eindrücke. Was er niedergeschrieben, sollte kein Handbuch für Solche sein, welche eine Reise antreten wollen, sondern zurückgelegt haben und gern des Erlebten gedenken. Bei einer Reisebeschreibung, besonders wenn sie sich also ankündigt, kommt mehr als bei irgend einer andern Schrift Alles auf des Reisenden Subjectivität an. Derjenige, welcher uns gegenwärtig von seiner Reise nach Schweden Nippes mitgebracht hat — Goethe ist der Meinung, die schlechteste Art von Glossen wären diejenigen, die sich über einen Namen machen ließen —, bezeichnet in dem Vorworte, das er eine Vorklage nennt, die Wenigen, auf deren Zufriedenheit mit ihm er rechne — mittelbar also auch sich selbst —, für Solche, die sich geruhig in alte, feste und wohleingerichtete Häuser zurückgezogen, gegen die Welt mit Kunst- und Naturproducten verschanzt und das Alte liebgewonnen haben, weil sie dessen Gehalt erprobt, und denen man nicht erlauben wolle zu sein, wie sie sind, obwol — der Zusatz dürfte geflissentlich mehr Ärgerniß geben als eben noth that — der neumodischen Redner Wahlspruch sei „ich erlaube mir", während Hr. v. Quandt gesteht, lieber einen Kammersänger als einen Kammerredner zu hören. Ja, er treibe die Keckheit so weit, S. 69, wo er über stockholmer Journalwesen spricht, zu sagen und drucken zu lassen: die Preßfreiheit wäre nur dann zulässig, wenn die Journalisten unentgeltlich (gratis) um der Wahrheit willen schrieben, aber nicht als feile Miethlinge der Modemeinungen. Seltsam sei es, daß die Unzufriedenen nie auf den Einfall kämen, den Grund ihres Misvergnügens in sich selbst, in ihrem Gemüth, ihren häuslichen Verhältnissen, ihren Vermögensumständen und dergleichen zu suchen, sondern Alles, was sie drückt und kneipt, der Regierung aufwälzten. Dafür wird ihn die Terminologie des Tages, die im Gebrauch der Worte ebenso bestimmt als überall klarer Begriffe mächtig ist, einen Aristokraten, einen Ultra, einen Conservativen schelten, leicht möglich mit irgend einem ganz und gar unehrerbietigen Worte benennen. Zum größten Glück für ihn scheint der harmlose Mann sich nicht sonderlich viel daraus zu machen; denn gleich in den ersten Zeilen räth er Jedem, der sich von dem Buche nicht möchte angesprochen fühlen, kurzweg Alles beiseite liegen zu lassen. Indeß Ref. macht es sich zur Gewissenssache, zu warnen, daß man nicht durch übereilte Befolgung dieses Rathes sich um die Freude bringe, die es jedem Gebildeten gewährt, zu lesen, was ein gebildeter, mit regem Sinn für Kunst, Natur und menschliche Verhältnisse begabter Mann, dessen Aristokratismus also, oder wie man die von dem sogenannten Zeitgeiste verschrieenste aller Idiosynkrasien anders benennen möge, jedenfalls kein eingerostetes Stehengebliebensein ist, von einer richtigen Idee geleitet, niedergeschrieben hat. Denn soll eine Reisebeschreibung wirklich eine R e i s ebeschreibung, keine die Wanderung durch irgend ein Ausland zur Quelle statistischen, geographischen, ethnographischen oder sonst einer Art Wissens oder auch Notizenkrams machendes Lehrbuch sein, so muß sie, da nun und nimmermehr ein Object, sondern nur ein dieselben auffassendes Subject sich auf den Eilwagen setzen kann, auch den in dem Vorworte angekündigten Charakter der Subjectivität haben. Alles kommt darauf an, wie die Subjectivität die Eindrücke in sich aufgenommen und dieselben im Spiegelbilde dem Leser zu vergegenwärtigen gewußt hat. Ref. scheint der Hr. Verf. die angedeutete Idee einer Reisebeschreibung mit richtigem Takte ergriffen und glücklich durchgeführt zu haben. Nicht Das, was uns am meisten angesprochen hat (denn Form und Gehalt des Buchs, jene wie dieser, sind mit Gleichmäßigkeit durchgeführt), sondern so viel, als sich in den uns gesteckten Grenzen mittheilen läßt, theilen wir dem Leser aus dem Buche mit, um ihn in den Stand zu setzen, sich im voraus eine Vorstellung von demselben zu bilden. Vorher nur noch folgende allgemeine Bemerkung. Alle Jahre erscheinen Reisebeschreibungen in Masse und es wäre wol an der Zeit, über diese eigenthümliche Gattung der Literatur sich zu theoretischen Ansichten zu erheben, nach denen die Kritik jede solche Schrift unter eine bestimmte Kategorie von Reisebeschreibungen zu stellen vermöchte, um alsdann desto genauer und überzeugender auf

ihrer Eigenthümlichkeiten eingehen zu können. Noch ist es dahin nicht gekommen und wird auch schwerlich dahin kommen; daher, um doch wenigstens so viel möglich irgend eine allgemeinste Ansicht der Reise des Hrn. v. Quandt zu vermitteln, bemerkt Ref., daß, genau genommen, er nur zwei Reisen kennt, denen er einen, Form und Stoff durchdringenden und die Production in ein Kunstgebiet erhebenden Werth beilegen kann. Er meint damit zunächst und vor allen des jüngern Forster Reise am Niederrhein u. s. w., hiernächst Goethe's Erinnerungen an die Reise nach Italien. Letztere sind Ref. der Typus, welchen er in der Quandt'schen Reise wiederholt findet. Die vorliegende Reise hat Ref. zum häufigsten an jenes würdigste Vorbild erinnert, nie aber in Folge einer erkennbaren, solche Erinnerungen hervorzurufen absichtlich berechneten Manier. Jedes Wort, und darin wird Ref. jeder Leser beistimmen, ist der unbefangene natürliche Ausdruck der eben angeregten Stimmung. So z. B. reflectirt beim Frühstücke im Hotel zu Stockholm unser Reisender (S. 78—79) also:

Drei Flüssigkeiten dürfen bei meinem Frühstück nicht fehlen: Kaffee, Rahm und Tinte. Alles Dies fand ich von bester Qualität in unserm Hotel und ich war an meinem eleganten Secretair des Morgens ganz glücklich, als ich meine Reiseerinnerungen zu Papier brachte, welche mir jetzt wie ein Herbarium vorkommen. Da liegen nun die schönen Blumen vor uns, ohne Duft. Es ist mir ein Bedürfnis, mich schriftlich mit mir selbst zu unterhalten und über Vieles Aufschluß zu geben; aber das geschriebene Wort bleibt unabänderlich und darum starr, indeß die Erinnerung immer von neuem auflebt, tausendfältige Formen und die Färbung des Wiederscheins vom gegenwärtigen Augenblick annehmen kann. Auch gleicht das geschriebene Wort, welches den Begriff in sich trägt, der Mumie, in welcher nach der Meinung der Alten der Geist bis zum Weltgericht eingekerkert blieb. Ich war einen Augenblick im Zweifel, ob ich diese Blätter dem Feuer oder meinen Freunden übergeben sollte, und endlich siegte die Betrachtung, daß sie Die nicht lesen werden, welche keinen freundlichen Antheil an mir nehmen, einige Recensenten ausgenommen, die nur wieder von Solchen gelesen werden, welche kein Buch ansehen. Das ist der Trost jedes Schriftstellers, daß er beim Schreiben nur an seine Freunde denkt und für diese jede Schrift die Eigenschaft sympathetischer Tinte hat, welche, vom warmen Hauch des Mundes, frühlingsgrüne, frische Farbe immer von neuem wieder bekommt.

Ein anderes Mal geben artige und hübsche Mädchen, die in einer Mühle dem Reisenden das Mittagsessen darreichen, ihm Anlaß, sich mit recht logischer Bestimmtheit über die specifische Differenz zwischen der Anmuth schwedischer und römischer Töchter des Landes auszusprechen. Anstatt aber während der darauf folgenden Fahrt durch die Schatten eines Waldes an dem mitreisenden Sohne die Entwickelung dieser logischen bestimmten Differenz auf Sokratische Weise zu versuchen, denkt er ihr weiter nach.

Der Wind wehte bereits über die Stoppeln der Gerste, als Quandt von Dittersbach, seinem in dem auch dem obigen ihm zusagenden Sinne trefflich fortschreiten, am Eingange der sogenannten Sächsischen Schweiz gelegenen Landsitze, abreiste. Am folgenden Tage ließ er sich von Dresden nach Leipzig „spazieren schießen" und gedachte der Zeiten, wo eine Reise kein Spaß, sondern eine Freude war, der Rührung, mit welcher die meißner Gegend, durch die man damals allmälig fuhr, des Knaben Herz erfüllte, das tief die Gegenwart der Gottheit in dem Dom auf der Albrechtsburg, diesem erhabenen Werke der Baukunst, gleich wie beim Anblick der Schöpfung empfand. Von Magdeburg bis Helsingborg (S. 6 — 24). Unter den zahlreichen mit unserm Reisenden das Dampfboot in Magdeburg besteigenden Personen befindet sich ein von der Leipziger Messe heimkehrender Kaufmann, dem bei der Klage, daß es daselbst den Käufern an baaren Zahlungsmitteln fehle, einfällt, Vermehrung des Papiergeldes würde dem Mangel abhelfen; Quandt, der die Homonyme Staatsschuldverschreibung mit Schein ominös findet, fragt, was zu solchen Operationen Aristoteles sagen würde, der schon Geldgeschäfte für etwas Widernatürliches hält.

Hamburger Zustände (vor dem Brande) treten in heitern und ausdrucksvoll ansprechenden Bildern vor das geistige Auge des Lesers, dem sodann von Kopenhagen sieben Sonderbarkeiten mitgetheilt werden. Scheint nun schon Hr. v. Quandt seinen Scharfblick einigermaßen angestrengt zu haben, um die böse Siebenzahl voll zu machen, so bleiben doch drei übrig, deren jede für zwei und ein Drittheil Sonderbarkeit gelten kann. An der Universität, so berichtet Quandt, werden die wissenschaftlichen Vorträge, namentlich über Jurisprudenz, in einem dreijährigen Cursus also gehalten, daß wenn z. B. in den ersten Jahren die Institutionen und im dritten der Proceß gelesen wird, bei keinem Professor diese Doctrinen im zweiten Jahre zu hören sind. Ferner: Königs Neumark war zu flach, um das Wasser gehörig abfallen zu machen. Man erhöhte darum ihn von außen nach innen, bemerkte aber nach einiger Zeit, also fortfahrend würde man König Christian's V. Denkmal zum Theil verschütten. Anstatt die Bildsäule höher zu stellen, schaffte man die Auffüllung wieder hinweg. Dritte Sonderbarkeit: wird im Theater, wo übrigens der Preis der Abonnementsplätze auf dem Wege der Auction festgestellt wird, ein neues Stück zum drittenmale wiederholt, so entsteht nach dem vorletzten Acte, während einer Pause von fünf Minuten, furchtbarer Lärm von Klatschen und Pfeifen. Ein Glockenschlag macht dem Spectakel ein Ende. Je nachdem das Klatschen oder Pfeifen sich dabei am stärksten bethätigt hat, wird das Stück zu Ende gespielt oder wiederholt, bleibt es auf dem Repertoire oder verschwindet es von diesem. Bei Erwähnung des königlichen Lustschlosses Sorgenfrei gedenkt Quandt eines die freundliche Popularität des jetzigen Königs schön bezeichnenden Zugs. Ein Fleischer, der die Reise von Kiel nach Kopenhagen mitmachte, erklärte, seine Absicht sei, den König zu sprechen und erwiderte auf die Bemerkung, dieser sei nicht in der Residenz: „Das thut nichts, ich gehe zu ihm nach Sorgenfrei." Die bestellte Jagd und den ganzen ihn zu dieser begleitenden Hofstaat hat der König warten lassen, um, wie ein anderer Mitreisender erzählte, über seine, des bittend Erschienenen Angelegenheiten sich auf das genaueste zu erkundigen.

Von Kopenhagen bis Gothenburg (S. 25—43). Wir theilen eine Stelle wörtlich mit (S. 26):

Von der Seeseite nimmt sich das Schloß — Helsingborg — mit seinen hohen Giebeln und Thürmen sehr malerisch aus und obwol ich recht gut wußte, daß dieses Gebäude mit Ausnahme eines sehr alten viereckigen Thurmes erst um das Jahr 1574 erbaut wurde, und die Geschichte des Hamlet ein Märchen ist, so verwandelte doch meine Phantasie dieses Schloß zum Schauplatz jener phantastischen und schwermüthigen Tragödie; der Geist des Königs schritt auf den Wällen am Meer für mich sichtbar vorüber. Ebenso wenig konnte Jemand mir wehren, auf die Ruinen von Helsingborg den treuen König von Thule zu stellen, denn ohne Grenzstreitigkeiten zu bekommen, durfte ich nur sein Reich aus dem hohen Norden bis an den Sund ausdehnen, und wahrscheinlich sogar bespülten die Wellen damals die hohen Ufer, daß er vom Schlosse den Becher in das Meer werfen konnte, denn nach den alten Ringen zu urtheilen, welche an mehren Orten in den Felsen am Gestade der Ostsee zum Anhängen der Schiffe befestigt sind, trat die Flut seit vielen Jahrhunderten weit zurück. Von der Mitte des Sundes kann man beide Ufer sehr deutlich sehen, und wie Helsingör immer tiefer hinabsank, stieg Helsingborg mit seiner ehrwürdigen alten Kirche und den Trümmern eines Thurmes, der über der Stadt auf einer Anhöhe liegt, vor uns aus der Flut empor.

Über die eigenthümliche Art des Reisens mit schwedischen Postpferden sind Bemerkungen, die einem künftig eben dahin Reisenden von praktischer Wichtigkeit sein können. Auf der Fahrt von Engelholm nach Holmstadt erinnert der Anblick der Gegend unsern Reisenden an Everdingen's poetische Landschaften. Ref. Meinung spricht ihm die schöne Gabe zu, auf bescheidenste Weise die Erinnerung an Naturscenen so wiederzugeben, daß er, mehr den Eindruck von dem Geschehenen zurückrufend als dasselbe zu beschreiben versuchend, dennoch in des Lesers Phantasie bedeutende und erfreuliche Bilder hervorruft. Wenigstens glaubt Ref., daß man nur Dahl'sche Landschaften braucht gesehen zu haben, um durch folgende schlichte Worte sich wahrhaft angesprochen zu fühlen (S. 30):

Unweit Laholm führt eine steinerne und schmale Brücke in hohem Bogenschwunge über einen reißenden, starken Bach (Laga), der brausend über Steine sich hinstürzt und die Räder einer verfallenen Mühle in raschem Umschwung erhält. Ich konnte mich an diesem Bilde nicht satt sehen, welchem ein Maler wie Everdingen zu wünschen wäre. Zwar sieht das Wasser bräunlich aus, weil es aus Moorgegenden kommt, ist aber dabei so durchsichtig, daß man jeden Stein in der Tiefe des felsigen Flußbetts erkennen kann. Unser Reisediener fand meine Freude über diesen Fluß darum sehr passend, weil in demselben die besten Lachse in ganz Schweden gefangen werden, welche in der dabei liegenden Mühle zu haben sind.

In ähnlichem aber größerm Stile ist über die berühmten Wasserfälle bei Trollhätta gesprochen (S. 47):

Bei dem obern Falle, der nur 25 Fuß hoch ist, eilte ich vorüber, um nicht die Überraschung zu schwächen, welche der tiefer unten liegende Sturz beim ersten Anblick hervorbringt. Eine Felseninsel, mit dürftigen Fichten bewachsen, die sich ängstlich an das Gestein mit ihren Wurzeln anklammern, stellt sich der wilden Götha-elf entgegen und theilt ihre grünen Fluten, die sich schäumend bald wieder vereinen. Der Strom rast nun den noch tiefer liegenden Mühlen zu und hier tritt ihm eine andere Klippe noch kühner entgegen. Diese trennt die Götha-elf zum zweitenmale, indem sie rechts die Flut an schroffe Felsenwände bringt und links nach einem Hügel leitet, auf welchem friedliche Hütten mitten im Gewühl der Wellen ruhen. Es ist grausig und entzückend anzusehen, wie der brausende Strom den schroffen Felsen in seine Arme schließt und mit sich in die Tiefe hinab stürzen möchte. Zu dieser Klippe führt ein eiserner Steg hinüber mitten in den donnernden Fall hinein. Von Geistern der Elfen ist hier die Flut belebt, die sich, in Schaumgewänder gehüllt, in den Abgrund hinabrollen. Dann taucht es oft hoch und sehnend wie Nixen auf, winkt mit weißen Schleiern und schwebt und wogt über die Felsen weit hinunter.

Ebenso die Beschreibung der Lage von Lilla Edet (S. 44):

Die Lage dieses Ortes ist eine der schönsten. Die Berge sind mit Gebüsch gekrönt und an ihrem Fuße frische grüne Wiesenteppiche ausgebreitet. Mit ungestümer Gewalt stürzen die mächtigen Fluten der Götha-elf nach den Mühlen hin, wo mächtige Stämme zu Pfosten geschnitten werden. Vor einer dieser Mühlen liegt unter dem Strome verborgen eine Felsenmasse, sodaß hier das Gewässer sich aufbäumend darüber hinwegsetzt. Etwas Kühneres als die hohe, nie sinkende Welle von Lilla Edet habe ich bei keiner Brandung gesehen. Diese Mühlen, welche aus Pfosten nachlässig gebaut sind, tragen selbst zu der malerischen Ausstattung der Gegend bei. Jenseits des Stroms liegt auf einem grünen Hügel unter hohen Bäumen ein stattliches Landhaus, für welches keine reizendere Lage hätte gefunden werden können.

Kleebau hier im hohen Norden erinnert ihn an die Wohlthaten, welche Schubart von Kleefeld so weit verbreitet hat, und Quandt kann nicht recht begreifen, warum man die Nachkommen dieses Mannes in unverschuldeter Dürftigkeit schmachten läßt, indeß die leipziger Ökonomen dem großen Thaer, wie er genannt wird, dessen Wirthschaftssystem nur auf einen sehr kleinen Theil von Europa anwendbar sein möchte, ein prächtiges Denkmal zu errichten gedenken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die dramatische Literatur in England und Deutschland.

Deutschland und England theilen das Schicksal einer unlebendigen dramatischen Literatur. „In unserm Lande", sagt ein englischer Schriftsteller, „hat in den letzten 15 Jahren der dramatische Geist sich in einer Weise offenbart, welche in der Geschichte des Dramas aller Nationen ohne Beispiel ist. In frühern Zeiten kam es oft vor, daß Schauspiele, die man auf der Bühne gesehen, nie gedruckt wurden, aber wir haben eine bedeutende Menge Schauspiele in der letzten Zeit erhalten, die gedruckt und herausgegeben, aber niemals aufgeführt worden sind. Keins dieser unaufgeführten Dramen hat Absatz gefunden oder ist auch nur, wenige Ausnahmen abgerechnet, von der periodischen Presse sonderlich beachtet worden: wie verführerisch muß die Gattung sein, daß sie dennoch unablässig angebaut wird! Unter den Literaten ist augenscheinlich ein lebhafter Trieb vorhanden, sich dem Drama zu widmen; allein wie selten wird ein neues Drama höhern Ranges in Scene gesetzt! Zwei bis drei im Laufe einer Saison, das ist das Äußerste, was vorkommt, und diese erscheinen selten wieder, wenn diese Saison vorüber ist. Man hatte eine schlechte Wahl getroffen; was sich den wenigsten Erfolg versprechen durfte, hatte man für vielversprechend genommen. Wie wenige Verfasser erhalten eine Zulassung. Mit etwa vier Namen ist der ganze Reigen voll. Und es ist kaum ein Dichter, der nicht für die Bühne zu arbeiten versucht hätte, ungeachtet sich ihm die Bühne nicht öffnete. Die meisten dieser Stücke sind freilich ohne alles Geschick für dramatische Composition gemacht, sind effectlos und unscenisch. Aber sind denn die, welche wirklich auf die Bretter gelangen, besser? Der Hauptschauspieler verhilft ihnen vielleicht zu einiger Wirkung, aber man gewahrt nur zu leicht, wie unzulänglich. Natürlich! Die Dramatiker haben keine Gelegenheit, ihre Kunst praktisch

zu lernen, und die Leiter der patentirten Theater sind nicht im Stande, ihnen auch nur in Bezug auf Bühneneffect Rath und Anweisung zu geben, wie viel weniger in Bezug auf jene höhern Principien, von denen sie nicht einmal eine Ahnung haben; denn ihre ‚praktische Kenntniß und Erfahrung' verhilft ihnen selbst zu nichts als zu einer langen Liste mittelmäßiger Stücke, unverhoffter Fiasken und finanzieller Verluste."

Man hat es uns in Deutschland bis zum Überdrusse wiederholt, daß die dramatische Poesie bei uns nicht gedeihen könne, weil es uns an politischem Leben fehle. England hat an politischem Leben gewiß keinen Mangel; dennoch gedeiht die dramatische Poesie nicht. Wir haben schon neulich eine Stimme aus England über denselben Gegenstand gehört, die Alles auf den leidigen Zeitgeist schob. Der industrielle Geist, die Unruhe, die Gewinnsucht, diese sollen die Dämonen sein, welche Lust und Geschmack für dramatische Erzeugnisse verscheuchen. Nun ja! irgendwo muß die Ursache liegen. Aber wo? In den Dampfmaschinen und Eisenbahnen liegt sie unserer Meinung nach nicht. Denn besucht genug sind die Theater. An Lust, sich da zu erholen, zu erfreuen, zu erquicken, fehlt es im Allgemeinen nicht. Auf der andern Seite sind Kräfte genug bereit, sich dem Dienst der Bühne zu weihen. Warum sollte sich nicht der Geschmack des theaterbesuchenden Publicums bilden, heben, fixiren lassen? Es wäre nur nöthig, daß die rechten Kräfte zu diesem Ende zusammenwirkten. Und wäre nur Bahn gebrochen, so ginge es auch weiter.

Der Schriftsteller, dessen Bemerkungen über den Zustand der englischen Bühne und dramatischen Production wir oben mittheilten, hat ebenfalls versucht, dem Übel auf den Grund zu bringen. „Unter vielen äußern Ursachen", sagt er, „sind es zwei vornehmlich, die sich einer neuen, frischen Entwickelung hemmend entgegenstellen, eine innere und eine äußere, die eine ästhetischer Natur, die andere durch die Macht der Verhältnisse herbeigeführt. Die erstere ist: der unwandelbare Hang, Realitäten an die Stelle der poetischen Illusionen zu setzen; die andere ist: das Monopol. Die erstere macht es zu einem Riesenunternehmen, und daher zu einer ernsthaften Geschäftsspeculation, ein fünfaktiges Schauspiel in Scene zu setzen. Die andere legt Shakspeare und die Productionen höchsten Ranges in den Alleinbesitz der bevorrechteten Bühne, während auf den kleinern Theatern und in den Salons der Tavernen der Geschmack des Publicums mit den elendesten Machwerken verderbt wird, macht einen ehrlichen Wettkampf der producirenden Kräfte unmöglich und etablirt einen Despotismus der Unternehmer und Schauspieler über alle productiven Talente. Das Monopol, welches der großen Mehrzahl der Theater das Recht raubt, die besten Schauspiele, die sie erhalten können, anzunehmen und aufzuführen, könnte so leicht abgeschafft werden, wenn ein Parlamentsmitglied den Antrag stellte. Lord Lyndhurst hatte einen solchen Antrag in der That angekündigt, als er plötzlich in das Cabinet berufen wurde und so die Sache fallen ließ; neuerlich, noch vor wenigen Monaten, brachte Lord Mahon dieselbe Sache zur Sprache, man erwartete einen Antrag, aber es ist nichts weiter erfolgt."

Die Anwendung dieser Bemerkungen auf unsere deutschen Theaterverhältnisse ist leicht, und wir glauben, daß sie nicht ohne Nutzen gemacht werden könnte. 48.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

Der Luftschiffer J. Wise hat neulich seine zweite diesjährige Luftreise vollendet, welche er in einem an den Herausgeber der „United States Gazette" gerichteten Schreiben also beschreibt: „Bellefonte, am 17. Mai 1842. Vorigen Sonnabend gab ich den guten Einwohnern dieses Städtchens Gelegenheit, eine Luftfahrt mit anzusehen. Der Tag war [illegible] für eine solche Himmelfahrt und die Einwohner hatten sich zahlreich versammelt, um diesem Schauspiele beizuwohnen. Um 3 Uhr Nachmittags stieg der Ballon während einer vollkommenen Windstille empor und 20 Minuten darauf stellte sich eine Aussicht dar, wie man sie sich nicht schöner wünschen kann. Die endlose Kette des Alleghanygebirgs mit allen seinen Nebenzweigen gab, von oben herab betrachtet, der Gegend ein einziges und großartiges Ansehen. Die zahlreichen Ortschaften in den Thälern sahen aus wie Häuschen in einem unermeßlichen Lustgarten. Große Rauchsäulen drangen aus den vielen Eisenwerken in Centre County hervor und belebten die Landschaft. Ungeachtet dies meine 34. Luftreise war, so muß ich doch gestehen, daß diese mir eine der angenehmsten und interessantesten war. Es wäre ganz unmöglich, eine der Wahrheit nur annähernde Schilderung des prächtigen Anblicks zu geben, den die Berglandschaft gewährte. Wenn der Reisende auf der Erde und der Luftschiffer dieselbe Gegend beschreiben, dann werden ihre Erzählungen so weit voneinander verschieden sein, als wenn der eine unsere Gegend und der andere die unserer Gegenfüßler beschriebe. Um 4 Uhr schwebte ich über dem Rittanyberge und landete kurz darauf im Brushthale, 14 englische Meilen von dem Orte meiner Auffahrt. Die Einwohner der Umgegend, wo ich mich niederließ, betrachteten den Ballon mit Verwunderung und baten mich, ihnen die innere Maschinerie desselben zu zeigen. Als ich nun die Luft herausließ und denselben zusammenrollte, verwandelte sich ihre Neugierde in Argwohn und ich konnte sie nur mit Mühe überreden, den Ballon in eine Scheune zu legen, bis er abgeholt werden würde. Ich habe jetzt einen schwarzen Ballon im Gebrauch, weil diese Farbe mehr Hitze reflectirt als eine hellere und in den obern kalten Regionen eine angenehme Atmosphäre verbreitet. Ich bin nunmehr der festen Meinung, daß in den höhern Regionen ein beständiger Luftstrom von Westen nach Osten zieht und derselbe etwa 12,000 Fuß hoch über der Meeresfläche anfängt. Meine beiden diesjährigen Reisen haben mich völlig von dieser Thatsache überzeugt."

Die Hydropathie oder Wasserheilkunde hat auch in Nordamerika Eingang gefunden und besonders sind es Deutsche, die sich hier mit diesem Heilverfahren beschäftigen, aber dabei nicht selten gegen die herrschenden Vorurtheile zu kämpfen haben. Im Staate Neuyork existirt bereits eine Wasserheilanstalt unter der Leitung des Dr. Richter und auch in Philadelphia hat ein Deutscher, Dr. Karl Leisering, schon länger als ein Jahr diese Heilmethode mit bestem Erfolge angewendet, worüber er viele empfehlende Zeugnisse aufweisen kann. Zeugnisse, daß er Vertrauen verdiene, sind auch von den ersten deutschen Gelehrten und Ärzten ausgestellt worden. Bisher fehlt es jedoch noch an Unternehmern mit hinlänglichen Geldmitteln, um eine großartige Wasserheilanstalt ins Leben zu rufen.

Hr. Arthur Middleton hat dem Congreß zu Washington ein Bildniß von Colombo zum Geschenk gemacht, welches nach einem in Spanien befindlichen Originalgemälde ausgeführt ist. Der Congreß hat dem Geber seinen Dank für dieses Bild erstattet und dasselbe in der Bibliothek des Capitols aufhängen lassen.

Hr. Avequin, ein Chemiker französischer Abkunft, in Neu-Orleans, hat die Entdeckung gemacht, daß sich aus dem ausgepreßten Zuckerrohre ein ausgezeichnet gut brennendes Wachs bereiten läßt. Er hat bereits ein Patent genommen und gedenkt, die Sache im Großen zu betreiben.

Hr. Espy, der sich durch seine Theorie der Stürme einen Namen in der gelehrten Welt gemacht hat, ist vom Marinesecretair als Professor der Mathematik bei der Flotte angestellt worden. 33.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 224. —— 12. August 1843.

Schweden beurtheilt von Samuel Laing, J. G. von Quandt und Gräfin Hahn-Hahn.

(Fortsetzung aus Nr. 223.)

Von sehr sinnigen Bemerkungen über die Naturumgebungen bei Gothenburg nimmt Hr. v. Quandt Gelegenheit, gegen die Nachtheile zu sprechen, die auch hier in Schweden aus der Bewirthschaftung des unter viele kleine Besitzer zersplitterten Bodens entstehen. Obschon der Art Bemerkungen nicht neu sind und dies Thema schon vielfach besprochen worden ist, so macht doch das Beherzigungswerthe des Gegenstandes es erfreulich, wenn anderweit eines Einsichtsvollen Stimme sich darüber mit dem überzeugenden Nachdrucke verbreitet, der überall aus eigener klarer Selbstüberzeugung hervorgeht.

Von Gothenburg bis Stockholm. (S. 43—71): Das Schloß und die alte Kirche zu Örebro, in welchem Engelbrecht's Grab nicht mehr zu finden, veranlassen, von diesem als schwedischem Volkshäuptling und seinen Kämpfen gegen Erik von Dänemark zu berichten, was natürlich dem in der Geschichte Bewanderten nichts Neues, aber zu lesen auch diesem angenehm sein muß, weil es in einfach würdiger Schreibart die Erinnerung an eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der ältern Geschichte Schwedens erneuert. S. 63 findet sich eine Stelle, die den Leser auf Kosten des Verf. erheitert, der sich hier, ohne allen ausreichenden Grund, einer sentimentalen Wehmuth hingibt, die sonst eben nicht seine Stärke oder vielmehr Schwäche zu sein pflegt. Einem Hirtenknaben, an dem er vorüberfährt, kauft er ein Bockshorn ab, dessen helle weit durch das Feld erschallende Töne schon von fernher waren vernommen worden. Obschon der Empfang des Geldes den Knaben „erfreut, als habe er ein großes Loos gewonnen", reut doch der Handel unsern Reisenden, weil er, der selbst dem Instrumente keinen Ton abzugewinnen vermag „dem armen Jungen seine Freude abgekauft hat". Wer möchte zweifeln, daß der Knabe schon in den nächsten Tagen wieder im Besitz eines Bockshorns werde gewesen sein und damit anderweit zu gleich gutem Geschäfte bereit gewesen wäre? S. 65—70 spricht Quandt über den Dom in Westerås, wie er denn überhaupt große Aufmerksamkeit den Architekturen von Schlössern und Domen schenkt. Sehr angezogen hat Ref., was wir S. 72—77 über das Schloß in Stockholm, „dieses Pracht- und Mustergebäude", und dessen Umgebungen lesen. Der dahinter liegende Stadttheil Süderholm erinnerte Quandt so lebhaft an Neapel, daß er Sta-Lucia und Pizzi Falcone zu sehen glaubte. S. 78—88 über „Land und Leute" und „Die Dalekarlier in Stockholm". S. 93—96: „Die Taglioni in Stockholm". Hr. v. Quandt sah sie in dem nämlichen Theater, wo 1792 Gustav III. ermordet wurde (S. 96):

> Dieser Gedanke, daß in demselben Locale, in welchem sich die schöne Welt Stockholms jetzt amusirt, ein Königs- und Meuchelmord verübt wurde, verließ mich keinen Augenblick. Ich möchte sagen, daß mir dadurch die Taglioni wie ein herculanisches Wandgemälde erschien — eine Tänzerin in den heitersten Farben auf schwarzem Grunde.

S. 96—105: Upsala und bei Alt-Upsala „die Gräber der Könige — Götter —", waren das Ziel der Reise und vorzüglich der Dom hatte Quandt nach Upsala gezogen. In vielfacher Hinsicht ist, was S. 107—133 der Verf. in Erinnerung an diesen „meisterhaften Bau" niedergeschrieben, sehr anziehend. Unter Anderm spricht er gegen die Maß-, Zahlen- und Formenmystik und Symbolik, gegen die Maß- und Zahlenhieroglyphik, welche so viele der neuern Beschauer in den Werken der mittelalterlichen deutschen Baukunst erblicken. Hier wirft unter Anderm Hr. v. Quandt die Frage auf, ob die Baumeister, wenn durch die sinnliche Wahrnehmung der von ihnen beobachteten Maßverhältnisse jene Acht-, Sieben-, Sechs-, Fünf- und Vierecke eine ganz andere Wirkung auf das Gemüth machten, als sie der eigentlichen geistigen Weihe und Bestimmung des Baus nach hervorbringen sollten, ob alsdann wol die Baumeister solche Maße und Formen wegen ihrer Ausbildung hätten wählen können? und erklärt sich der Meinung, man hätte den Proportionalmaßen schöner Grundformen dogmatische Bedeutungen angehangen, um sie den Schülern und Solchen, welchen es an Sinn für Ebenmaß fehle, wichtig, heilig und zur Regel zu machen. Die historischen Erinnerungen, insonderheit an Gustav Wasa, die hier den Lesern vorübergeführt werden, sind in dem nämlichen Stile wie die zu Engelbrecht's in Örebro nicht aufzufinden gewesenen Grabe gehalten. Die Gemälde, die im Dome sich auf die Reformation und Gustav's freiwillige Abtretung der Regierung an Erich IV. beziehen, veran-

lassen den Verf. Folgendes (S. 123) über Historienmalerei zu sagen:

Der Historienmaler hat immer einen Entschluß zu fassen, ob er die Geschichte als thatsächliche Begebenheit, oder episch darstellen will. In ersterm Falle muß ihm an bestimmter, individueller Charakteristik der Personen und der Zeit, also an Portraitähnlichkeit und Beobachtung des Costume und Allem, was ein Vergangenes dem Beschauer schildern kann, gelegen sein, jedoch wird dabei immer eine Bekanntschaft mit der Geschichte vorausgesetzt werden müssen, wenn das Bild verstanden werden soll. Anders ist es bei der epischen Historienmalerei. Der dargestellte Held ist nur Träger einer Idee, Symbol eines Allgemeinen, was von jedem Menschen ohne Erklärung verstanden wird.

Wer an Das glaubt, was Quandt hier epische Historienmalerei nennt, der muß auch glauben, daß, wenn einem kunstsinnigen Athenienser in des Perikles Tagen durch Zauberei eine Flucht nach Ägypten wäre in einem mittelalterlichen Gemälde vorgehalten worden, er davon sich auf befriedigende Weise angesprochen gefühlt haben würde. Nicht scheint Quandt's Meinung haltbar nach Aristoteles, welcher im vierten Capitel der „Poetik" das Vergnügen bei Betrachtung von Bildnissen auf das Erkennen der abgebildeten (wirklichen oder angenommenen, wie z. B. der Götter und Heroen) Persönlichkeiten zurückführt.

Eine Meile von dem in einer unabsehbaren Ebene liegenden Alt-Upsala wurden in alten Zeiten die Volksversammlungen auf der Moraheide gehalten. In der Nähe erheben sich vier Hügel, von welchen drei so beisammen liegen, daß sie einen in die Länge gezogenen nicht sehr hohen Berg ausmachen. Der einzelne Hügel ist nach den aus ihm hervorragenden Steinen von Natur entstanden. Die drei bei der uralten Kirche von Alt-Upsala sind die Gräber der Götter; unter dem einen soll Frei, Odin's Enkel, mit seinen Schätzen ruhen, der mittelste ein Heiligthum der Gerechtigkeit (Ting) sein. Der dritte Hügel wird nach dem Gotte Thor benannt, dem, was jedoch die Beschaffenheit des Hügels nicht glaublich macht, hier vielleicht ein Tempel errichtet war. Zum Verständniß Dessen, was mit den Gräbern der Götter gemeint sei, geht Quandt auf die Naturphilosophie der Edda ein. Auch was er hierüber sagt wird man gedankenreich und anregend finden. Die Rückkehr nach Stockholm und von da der Heimweg machen den andern Abschnitt der Reise aus, deren Beschreibung insofern eine gesteigerte Bedeutsamkeit erhält, als Quandt erst jetzt auch den Sammlungen und Kunstwerken, die Stockholm und die Richtung des Heimweges ihm zu betrachten verstatteten, seine Aufmerksamkeit schenkt und nunmehr vielfach auf dem Gebiete sich ergeht, das seine eigentliche Domaine ist. Mögen von jetzt an die Leser d. Bl. selbst und allein den Reisenden bis dahin begleiten, wo er, wenn seine Berichte an Trockenheit litten, Alles mit dem Ende gut machen würde, das er die Reise und deren weitere Beschreibung unter einer Dachtraufe nehmen läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarisches aus Paris.

Unter dem Titel „Mirabeau et l'Assemblée constituante" ist vor kurzem ein Ergänzungsband zu J. Droz' „Histoire du règne de Louis XVI" erschienen. Die überaus günstige Aufnahme der ersten beiden Bände dieser Geschichte hat den Verf. bewogen, einen dritten Band nachfolgen zu lassen, der an Gehalt den beiden vorausgehenden nicht nachsteht und die Geschichte der Constituirenden Versammlung enthält. J. Droz, Mitglied der französischen Akademie und jetzt Präsident der auf Guizot's Vorschlag im J. 1832 neugegründeten fünften Classe des Instituts, der Académie des sciences morales et politiques, hat Mancherlei geschrieben. In seinem ersten, zu Anfang dieses Jahrhunderts herausgekommenen und seitdem oft aufgelegten Buche „Essai sur l'art d'être heureux" war er durchaus Sensualist und Epikuräer und hat sich erst allmälig zu einer etwas gereinigtern Auffassungs- und Anschauungsweise erhoben. Er ist ein Philosoph in der Weise der Weltleute, dabei Moralist, mehr ein eleganter Literator als ein Denker, und hat im Ganzen recht vernünftige Ansichten. Ohne mit den materialistischen Ideen ganz gebrochen zu haben, veredelt er sie. Das Schöne ist ihm in seinem „Essai sur le beau dans les arts" zwar das Nützliche, was einem zunächst fürchterlich klingt und Schrecken einjagt; aber Droz verfeinert die Vorstellung des Nützlichen so lange, bis etwas ganz Leidliches und von Volney's oder Bentham's Begriffen ganz Verschiedenes herauskommt. So ist auch die Moral in seinem Werke „De la philosophie morale ou des différents systèmes sur la science de la vie" ein Eudämonismus; der Eigennutz steckt dahinter; wir thun das Gute, um glücklich zu werden; aber man fürchte wieder nicht, daß er zu Holbach's oder Helvetius' Resultaten komme. Dazu ist Droz zu sehr καλὸς ἀγαθος. Im Grunde steht er noch etwas höher als die meisten Theologen, welche für das Gute viel stärkere Impulse in Bewegung setzen als Droz, die Himmelsfreud und das Höllenleid, und welche Spinoza's großes Wort: Virtus virtutis praemium, für toll halten. Auch in der Schrift „Application de la morale à la politique" behauptet Droz den Standpunkt eines im obigen Sinne moralisirenden Autors, und wenn diese Schrift, im Ganzen betrachtet, eben nicht viel besagen will, so enthält sie im Einzelnen die besten Lehren und, bei sehr viel Trivialem und Gemeinplätzigem, durchaus vernünftige, aus schmerzlichen Erfahrungen der Geschichte abgeleitete Grundsätze. Was nun Droz' „Histoire de Louis XVI" betrifft, so ist dieselbe in monarchisch-constitutionneller Gesinnung, in der Denkart der Necker, Mounier, Malouet abgefaßt und bietet eine überaus lehrreiche und unterhaltende Lecture. Droz ist zwar weder tief noch geistreich genug, um eine genügende Geschichte der Revolution zu schreiben, zum Glück aber bekennt er sich zu einer politischen Meinung, welche wenigstens der Wahrheit und Vernunft nicht gerade ins Angesicht schlägt, wie er denn auch persönlich ein braver, wohlgesinnter Mann ist. Seine pragmatischen Reflexionen sind freilich beschränkt, und er denkt ganz ernsthaft, daß das Räthsel, welches die Sphinx der Zeit dem Könige von Frankreich und seinem Volke aufgegeben, auf friedlichem Wege hätte gelöst, daß die Revolution 1789 und 1790 noch hätte vermieden werden oder wenigstens einen ganz andern Charakter erhalten können als den, der sie zum Fluche und Abscheu der Mit- und Nachwelt machen sollte; aber er steht doch auf einem Punkte, wo er weder dem Royalismus noch der Revolution absichtlich unrecht thun will und strebt in seiner Art nach lobenswerther Unparteilichkeit und Genauigkeit, ohne darum doch die höhere Wahrheit zu erreichen, welche auf dem Standpunkte des wohlgesinnten Mannes nicht zu finden ist.

Von diesem Gesichtspunkte aus prüft nun Droz in dem eben herausgekommenen dritten Bande die Handlungen der Constituirenden Versammlung und schließt aus dem damaligen Stande der Parteien und dem gewissermaßen magnetischen Einfluß Mirabeau's auf die Beschlüsse der Majorität, daß Ludwig XVI. an dem großen Redner für sich und seinen Thron eine feste Stütze gehabt haben würde, wenn nicht ein neidisches Geschick ihm diesen mächtigen Bundesgenossen durch zu frühen Tod entrissen hätte. Übrigens läßt der Verf. diese unhaltbare Meinung nicht ohne Einschränkung gelten. Daß Mirabeau's Reden wunderbar

elektrisirend und dominirend auf die Nationalversammlung gewirkt, darin stimmen alle Memoiren und sonstige Berichte der Zeitgenossen überein; aber die Popularität Mirabeau's, wiewol durch den letzten seinem Tode blos einige Tage voraufgehenden, rednerischen Triumph von neuem gehoben, hatte doch bereits mehr als einen empfindlichen Stoß erlitten und hätte das öffentliche Bekanntwerden seiner gouvernementalen Absichten nicht überlebt. Durch seinen Übertritt zur Regierung wäre der letzte arme Rest von Vertrauen vor der öffentlichen Meinung unwiderbringlich verloren gegangen, und von der Stunde an, wo er ein Portefeuille übernommen, wäre er in den Augen des Volks keinen Schuß Pulver mehr werth gewesen, und bei Hofe zwar zu Macht, aber nicht zu Ansehen gelangt. Ohnehin traute ihm weder das Volk, noch der König, dem er sich anbot, der aber nur zögernd und widerstrebend auf seine Anträge einging. Mirabeau, der **König der Halle**, wie ihn der Graf de Maistre in seinen „Soirées de Saint-Pétersbourg“ verächtlich nennt, hatte viele Feinde und Bewunderer, aber wenig Freunde und Anhänger; er riß zu Haß und Enthusiasmus hin, flößte aber keine Hochachtung und Verehrung ein, ohne welche der Einfluß eines Staatsmanns nur erzwungen und vorübergehend ist. Selbst den entgegengesetzten Fall angenommen, wäre der Erfolg seines Unternehmens immer noch höchst zweifelhaft gewesen. Daß der Hof auf seine Vorschläge einging, beweist durchaus nicht dessen aufrichtige Sinnesänderung. Da man in gutem Rechte zu sein und nur verbrecherischer Übermacht nachzugeben glaubte, so hielt man das unredliche Spiel für erlaubt, in welchem man den Volksredner unpopulair zu machen und der öffentlichen Meinung gegenüber so sehr zu compromittiren suchte, daß er hinfort willenloses Instrument hätte bleiben müssen, oder im Weigerungsfalle bei erster Gelegenheit als ein Paar verschlissene Schuhe weggeworfen werden können. Die schlimmsten Feinde hatte Ludwig XVI. nicht an den Demokraten der Nationalversammlung, sondern an seinen eigenen und seiner Freunde Ideen über Souverainetät. Wer mag dem Könige, in seiner Lage, einen Vorwurf machen? Als Vater, Gatte und Regent fühlte er sich von allen Banden des häuslichen und öffentlichen Lebens fest umstrickt. Er war im Glauben aufgewachsen und erzogen, ein Monarch besitze sein Reich, wie ein Privatmann Haus und Hof, und nichts könne ihn vermögen, gegen seine Einsicht und seinen Willen irgend eine Veränderung mit demselben vorzunehmen. Ludwig XVI. benahm sich, wie es menschlicherweise von ihm zu erwarten war. Er konnte sich nicht in die Neuerung finden, die allen seinen Gefühlen und Begriffen, seiner ganzen Erziehung und Angewöhnung, allen Verhältnissen, in denen er gelebt, aufs grellste widersprach. Mußte er nicht die Ehre und Pflicht des Vaters und Königs darin finden, seinen Nachkommen das Reich ungeschmälert zu hinterlassen, wie er es von seinen Vorfahren empfangen hatte? Es war ein ihm anvertrautes Gut, das er zu bewahren hatte. In demselben Sinne sprach und handelte der größte Theil des Adels und der Geistlichkeit. Sie, die mit dem Königthum Jahrhunderte hindurch den langen Weg der befreundeten Nähe zurückgelegt, sollten im Augenblicke der Gefahr und Noth sich trennen! Gleiche Vortheile flößten ihnen gleiche Gesinnungen und Grundsätze ein. So hoch auch der König über den Herzögen, Grafen und Erzbischöfen stand, sie standen ihm doch näher als das Volk, und waren alle in dem gleichen Falle, ihren Reichthum, ihre Macht und ihren Einfluß auf Kosten des dritten Standes, oft bis zur höchsten Ungebühr, vergrößert zu haben. Es gehörte kein gewöhnlicher Geist dazu, um den Unterschied zwischen der Lage und dem Interesse der Monarchie und des Feudaladels einzusehen; um zu begreifen, wie jene, statt ihrer morschen, zusammengebrochenen Stützen, auf denen sie ruhten, in dem Willen und der Kraft der Nation dauerhafte und starke finden konnte, während dem die Erbaristokratie nur als ein glänzendes Meteor in der Ferne, aber in der Gegenwart ohne Haltung dastand. Gehörte aber ein ungewöhnlicher Geist dazu, um diese neue Stellung zu begreifen, dann bedurfte es nicht weniger eines kräftigen Charakters, um sie frei von Vorurtheilen jeder Art, unabhängig von dem Einflusse verschlagener Umgebung geltend zu machen und zu benutzen. Dazu war Ludwig XVI. nicht, vielleicht kein König in der Welt gemacht. Der Thron, glaubte man, stehe nur fest auf seinen alten Fundamenten, welche die Zeit indessen untergraben hatte, und jeder Neuerung, die ein Bedürfniß geworden war, müsse er sich, als einem gefährlichen Eingriffe in seine Rechte, widersetzen. Der Feudaladel unterhielt nach Kräften diesen Glauben und versicherte, das Königthum, mit dem er sich in früherer Zeit nicht immer so befreundet gefühlt, könne mit ihm sich nur erhalten, oder müsse mit ihm untergehen. An dieser Klippe, die keineswegs in seinem Wege lag, ist der Thron gescheitert. Hr. Droz, der gewissenhaft nach Wahrheit gräbt, ohne seine Ansicht dem Leser aufdringen zu wollen, hat sich diese Einwürfe zum Theil selbst gemacht und ihre Kraft keineswegs verheimlicht.

Im Ganzen genommen urtheilt der Verf. durchaus besonnen und recht verständig; doch wird man Droz seiner Urtheile wegen nicht zu lesen haben; die sorgfältige, gewissenhafte und erfolgreiche Zusammenstellung und Sicherstellung des Stoffes, für welche er Bedeutendes leistet, empfiehlt sein Werk. Auch er wird zuweilen irren; aber, das ist gewiß, er will überall die Wahrheit sagen, und hat, um sie zu erfahren, keine Mühe und Arbeit gescheut und allseitige Forschungen angestellt. Man darf ja nicht glauben, Thiers' Revolutionsgeschichte sei, auch nur in Bezug auf materielle Wahrheit in Angabe der Thatsachen, das letzte Wort über die Revolution; Droz berichtigt ihn sehr häufig und in wesentlichen Dingen. Er befand sich im Besitze vertrauter Mittheilungen von mehren bedeutenden gleichzeitigen Personen, die er schildert, und zugleich in der Lage, geheime Archive und ungedruckte Memoiren für seine Arbeit benutzen zu können, die dadurch sehr an Reichhaltigkeit und besonderer Wichtigkeit gewonnen, daß sie merkwürdige Details und unbekannte Actenstücke beibringt. So stellt Droz mit unwiderleglichen Beweisgründen die bisher hypothetische Theilnahme des Grafen von der Provence an der Verschwörung des Marquis von Favras ins Licht; auch haben unlängst fast alle Journale seinem Werke die authentische Copie des Contracts entlehnt, in welchem Mirabeau sich gegen ein schmähliches Handgeld an den Hof verkauft, was Thiers bekanntlich in Abrede stellt, weil „der Hof sich zu linkisch dabei benommen“; der Cynismus seiner Reden, fügt er indeß hinzu, entschuldige jede Vermuthung. Die Bewunderung, welche Hr. Droz dem Genie Mirabeau's zollt, hat indeß die Strenge des Geschichtschreibers nicht entwaffnet; er beschönigt nicht nur nicht die Laster seines Helden, sondern hängt ihm unbarmherzig einen neuen Schandfleck an. Dieses einzige Factum beweist, dünkt mich, zur Genüge, wie wahr und gewissenhaft der Verf. zu Werke gegangen. Die aufrichtige Lobrede auf die Leistungen der Constituirenden Versammlung, womit das Buch schließt, ist ein eigenthümlicher Beleg von der honetten Unparteilichkeit, deren er sich gegen Personen, Meinungen und Dinge befleißigt.

Charles Lacretelle hat sich als Historiker durch mehre Werke über die ältere und neueste Geschichte von Frankreich einen ansehnlichen literarischen Ruf erworben und, da er selbst viel erlebt, unlängst unter dem Titel „Dix années d'épreuves pendant la Révolution“ den wichtigsten Abschnitt seines Lebens beschrieben. Diese Lebensnachrichten reihen sich in selbständiger Bedeutung den interessanten biographisch-socialen und literarischen Memoiren Morellet's, Arnault's, Girardin's u. A. an und liefern zur Cultur- und Sittengeschichte damaliger Zeit dankenswerthe Beiträge. Lacretelle kam gerade nach Paris, als die französische junge, freiheitsschwärmerische Generation mit transatlantischen Lorbern bekränzt zurückkehrte und die bedenkliche Wirkung des Beispiels mitbrachte, welches der amerikanische Freistaat dem beweglichsten, erregbarsten Volksgeiste gab. Sein älterer Bruder, der einige Jahre vorher nach Paris gegangen und sich als Jurist und Schöngeist einen Namen gemacht, führte

ihn bei einer Menge Literaten und Advocaten ein, die schon damals großes Renommée hatten und in der Folge meist ein noch größeres, wiewol in verschiedenen Beziehungen, erlangen sollten. Malesherbes, Deseze, Rulhières, Florian ziehen an unsern Blicken vorüber und gewinnen dadurch neues Interesse, daß der Verf. sie uns in einem neuen Lichte, in der Perspective des vertrauten, heitern Umgangs zeigt. Kaum auf den Schauplatz getreten, wurde Lacretelle durch den Ausbruch der Revolution in seinen Lieblingsbeschäftigungen, in seinen literarischen Studien, unterbrochen und in den politischen Strudel hineingerissen. Die Bekanntschaft mit Maret, dem spätern Herzog von Bassano, der damals ein Journal herausgab, welches unter dem Namen „Le Moniteur" zu der dickleibigsten Sammlung französischer Parlamentsdebatten angeschwollen ist, verschaffte dem Verf. indeß eine Anstellung bei der Redaction des eben gestifteten „Journal des débats", für welches er die Berichte über die Verhandlungen der Constituirenden Versammlung abfaßte. Als die Gesetzgebende Versammlung zusammentrat, wurde Lacretelle Secretair des Herzogs von Larochefoucauld-Liancourt und lebte fast diese ganze Zeit über auf dem Landgute seines Gönners und nachherigen Freundes, bei welchem zahlreiche royalistische Emigrirte vor ihrer Auswanderung und viele seiner demokratisch-monarchischen Collegen aus der Constituante zum Besuch einsprachen. Im nächsten Stadium der Revolution ward auch Larochefoucauld gezwungen, durch Flucht sein Leben zu retten und ließ seinem Freunde die Sorge, einige Trümmer aus dem Schiffbruche seines unermeßlichen, oberlehnsherrlichen Vermögens zu retten und sie ihm ins Ausland nachzuschicken. Von nun an beginnt für den Verf. ein unruhig bewegtes und schwer geprüftes Leben. Man muß seine „Souvenirs sous la terreur" lesen, wie er sich in einem Hôtel garni versteckt und auf wunderbare Weise den Klauen der Häscher entkommt. Um nicht länger in beständiger Todesangst zu schweben, nahm Lacretelle Dienste bei der Armee von 1,200,000 Mann, die der Nationalconvent ausheben ließ. Der Verf. gesteht selbst, daß er wenig Behagen am Kriegshandwerk gefunden; doch zog er sich besser aus der Affaire als der römische Dichter, er warf seine Flinte nicht weg und ging erst nach dem 9. Thermidor wieder nach Paris, um sich den Sieg seiner dortigen Freunde übers die Bergpartei zu Nutze zu machen. Dieser politische Sieg war nicht so entschieden, daß der Verlust der gewonnenen Position außer aller Besorgniß lag. Unter dem Absingen des „Réveil du peuple" hatten die Thermidorianer ihn erfochten, aber die wüthenden Jakobinerhorden drohten mit dem „Réveil du lion". Volk und Löwe, jeder hatte seine eigene Armee; dieser die Arbeiterclassen der Vorstädte, jenes die jungen Bürgersöhne mit geringelten Haaren und ungeheuern Lanzen, die sogenannte Jeunesse dorée. Hr. Lacretelle schrieb Morgens Journalartikel, tummelte sich den Tag über mit der „goldenen Jugend" und begeisterte sich am Abend bei der Egerie des 9. Thermidor. Eine Frau wirkte in der That am meisten zum Sturz des Berges und befeuerte hauptsächlich die Zagenden zum Aufstand gegen den Dictator und seine Rotte, welche die Hölle selbst ausgespieen zu haben schien. Diese Frau war Madame Tallien, „die incarnirte Menschlichkeit in der entzückendsten Gestalt", wie der Verf. sich ausdrückt, die Güte selbst, die sich während der ganzen Revolution und in ihren schrecklichsten Epochen überall zum Vortheil der Geächteten höchst thätig bewies und sich ein ewiges Denkmal der Dankbarkeit in den Herzen so vieler vor und nach Robespiere's Sturz befreiten und erhaltenen edeln Franzosen stiftete, daß man sie allgemein Notre Dame de bon secours nannte. Der 9. Thermidor hatte allerdings einige sühnende Resultate, aber der Löwe war nicht todt; er brüllte grimmig wie eine gefesselte Bestie in ihrem Käfig. Nun ging es an eine Klopffechterei der Parteien in Journalen und Flugschriften, an ein Gewebe von Übertreibungen und Lügen, von erdichteten Verbrechen und Beschuldigungen, an Aussprengung von Mord- und Staatsgeschichten, um eine Bewegung gegen den Convent zu bewirken, die auch nicht ausblieb und am 13. Vendémiaire losbrach. Hr. Lacretelle gesteht, daß er sich an diesem Tage gröblich geirrt, als er für die gegen den Convent aufgestandenen Sectionen einige Adressen verfaßte. Übrigens ist dieser Theil seiner Erzählung höchst interessant und ungemein lebendig geschrieben. Die pariser Nationalgarde schlug sich tapfer, wurde aber von dem jungen General besiegt, dessen Name seitdem die Welt mit Staunen erfüllt hat. Unter dem Directorium opponirte Lacretelle und hielt sich zur „Gesellschaft der Reitbahn", die in der Absicht gestiftet wurde, den Geist des Volkes aus seiner Lauheit und Gleichgültigkeit aufzurütteln und die Symptome des politischen Todes der Verfassung abzuwehren. Indessen blieb diese Gesellschaft der Reitbahn, die man bei den Gegnern nur die „kollerigen Pferde der Reitbahn" nannte, nicht auf dem Punkte stehen, worauf sie sich anfangs gestellt hatte. Sie ward aus einer Vereinigung unbefangener und wahrer Freunde der Freiheit eine grimmige Partei, ein Staat im Staate und zeigte nur zu bald, daß sie zu etwas ganz Anderm hinaus wollte, als sie anfangs den Leuten eingebildet hatte. Man blieb nicht blos bei den alten Klagen stehen, die bei dem Volke durch die ewige Wiederholung alles Interesse verloren hatten, sondern griff das Directorium und die Räthe im Centrum an. Man offenbarte das Geheimniß der Gesellschaft, welche die Sünden der Regierung nur aufdeckte und gegen den Luxus und die Gefühllosigkeit der Reichen nur declamirte, weil sie Lust hatte, den ledigen Thron, wenn sie ihn erledigen könnte, zu besteigen und sich mit den Schätzen zu vergnügen, deren Inhaber sie um ihre Köpfe bange machte. Bei diesen Ausbrüchen der Wildheit und des Schreckens trennten sich von der Gesellschaft alle Diejenigen, welche aus wirklich patriotischen Absichten beigetreten waren. Sie flohen eine Pest, die sie nicht heilen konnten, die sie aber leicht mit in ihre Greuel und Zerstörung verwickeln konnte. Zu diesen gehörte auch Lacretelle, der nach dem 18. Fructidor seine Opposition gegen das Directorium im Gefängnisse abbüßte, wo er zwei Jahre lang zubrachte, bis er wieder frei wurde.

Das ist in gedrängter Übersicht der Inhalt dieser „Dix années d'épreuve pendant la révolution". Der Verf. ist ein Akademiker im echten Sinne des Worts, ein correcter, eleganter Schriftsteller mit einem gewissen Talente, aber ohne Bedeutung als Geist und Charakter. Er ist ein ehrenwerther Mann, ein moralischer Pragmatiker, ein Tacitus im verkleinerten Maßstabe; er hat Leidenschaft, Phantasie, Gedächtniß, schildert lebendig und anschaulich und hat für einen sehr honetten, wenn auch nicht besonders geistreichen Theil des Publicums großen Werth, weil er gern und oft sagt, daß die Tugend eine schöne, das Laster eine verabscheuungswürdige Sache ist und dessengleichen mehr, was nicht schadet. Dabei ist Lacretelle's Stil leicht, kurzathmig, gezüchtigt, mehr blühend als kräftig; man sieht, daß der Akademiker seinem Corps Ehre machen will. So gibt er sich z. B. viele Mühe, kleine Bildchen von historischen Personen nach französischer Weise zu machen, die er mit besonderer Vorliebe und Geschicklichkeit handhabt.

27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 225. —— 13. August 1843.

Schweden beurtheilt von Samuel Laing, J. G. von Quandt und Gräfin Hahn-Hahn.

(Beschluß aus Nr. 224.)

3. Ein Reiseversuch im Norden, von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, A. Duncker. 1843. 8. 2 Thlr.

Mitte Juni 1842 traf auf dem Dampfboote die Frau Gräfin in Stockholm ein, um den Norden zu bereisen, war aber schon Mitte August zurückgekehrt. Denn der Plan zu einer ausgedehntern Bereisung der skandinavischen Halbinsel blieb ein unausgeführter Versuch, weil die Temperatur kalt und unangenehm war und blieb, sodaß die Frau Gräfin mit Lachen des weißen Musselinanzugs gedenkt, den sie in Berlin in den Koffer legen ließ. Unzertrennlich blieb sie von ihrem kleinen Pelze. Es fehlte an Blumen, die zum Sommer, zum Geburtstag, zum Hochzeitfest, zu allen Momenten des festlich verklärten Daseins gehören. So, nur so versteht die Frau Gräfin die Blumen, die, ihrem Verlangen nach, da sein müssen in Massen, überstürzend, berauschend, blendend als Gipfelpunkt und Krone des Naturlebens. So behagte ihr es nicht, im Norden zu reisen. Immer dachte sie an den Süden. Beim Anblick des Mälar fiel ihr der Leman ein und darum wurde sie von jenem weder „angedonnert" noch „angestrahlt". Entschuldigend für den Mälar setzt sie hinzu: „der graue Himmel mag daran Schuld sein, daß ich keinen blauen Blick auf die Gegenstände werfen kann". So hat unsere Reisende, sie für ihre Person, (Vorrede S. v) nicht besser als geschehen beschreiben können, was sie von Schweden sah, obschon sie sehr deutlich fühlt, daß mancher Andere es unendlich besser beschrieben hätte. Warnend macht sie selbst in der Vorrede darauf aufmerksam, nicht aber um sich zu entschuldigen, denn ihr ist nicht zu Muthe, als ob sie eine Entschuldigung brauche. Zu dem Publicum über ein Buch zu sprechen, das sich als der Spiegel verstimmend auf das Subject einwirkender Gegenstände ankündigt, das schien kaum thunlich, schien es um so weniger, als schon das eben Gesagte belegt, daß die Frau Gräfin ihrem gewohnten Stile und Ton auch in dem angezeigten Reiseversuche treu geblieben ist. Ref. aber, der so gern über etwas gesprochen hätte, was der Frau Gräfin so ganz eigen angehört, wie jede ihrer literarischen Productionen, fiel es schwer, dies Vergnügen sich zu versagen. In der Noth und Verlegenheit kam ihm der Einfall, zur Schadloshaltung, nicht mehr als Vorstehendes über das Buch zu dem Publicum gesprochen zu haben, vor diesem zu der Frau Gräfin auf eine Weise zu sprechen, die ganz am Orte und mehr noch an der Zeit zu sein scheint. Sie redet nämlich dem Bruder also in das Gewissen:

Ich weiß nicht, warum man solch ein Vorurtheil gegen Schriftstellerinnen hat, daß man im Allgemeinen sogleich die Idee von Lächerlichkeit und Verschrobenheit mit ihnen in Verbindung bringt. Das mag wol ehedem so gewesen sein; jetzt nicht mehr. Wahrscheinlich sind sie früher unbedeutender gewesen und folglich von der Angst geplagt, übersehen zu werden. Wer damit behaftet ist, wird durch seine Bestrebungen, dies Unglück von sich abzuwenden, freilich immer höchst albern sein und man kann das alle Tage an Männern und Frauen, Autoren oder nicht, genugsam beobachten. Eben fällt mir ein, daß ich ja auch Frau Karoline Pichler in Wien kenne. Es würde aber doch dem Übelwollendsten schwer werden, etwas Anderes an diesen beiden Frauen zu finden, als höchstens das: daß sie angenehmer als viele von Denen sind, welche nicht zu schreiben verstehen. Ich weiß aber auch recht gut, wer es erfunden hat, daß die schriftstellerischen Frauen abgeschmackt sein sollen: die mittelmäßigen Männer haben es gethan, und es gibt deren weit mehr, als sie selbst es ahnen. Diese Männer! auf der Schulbank haben sie gesessen und beim Latein geschwitzt; in den akademischen Hörsälen haben sie gesessen und sich einer der vier Facultäten beflissen; jetzt sitzen sie zum drittenmal auf einer Bank, in irgend einem Collegium, auf Kanzel, Katheder, was weiß ich, wo sie sich unterbringen, arbeiten da ihr Pensum ab und denken: „Himmel! wie ist es schwer, zu etwas in der Welt zu kommen!" und da haben sie sehr recht. Nun hören sie den Namen einer Frau nennen, mit Lob und Beifall und nicht mit dem, welcher sich auf ihre Schönheit bezieht. Da sind sie aus dem Häusel. „Was? sie hat nicht den Cornelius Nepos übersetzt!" rufen sie ganz grämlich, „hat nie ein philosophisches oder theologisches Collegium gehört, hat keine Examina bestanden, hat nie einen Vortrag gehalten oder eine Acte stilisirt, kann nie den rothen Adlerorden vierter Classe bekommen, kann nie Minister oder Präsident oder Superintendent, genug, kann gar nichts werden .... und bildet sich ein, berühmt werden zu können! das muß eine rechte Närrin sein!" — Lieber Bruder, ich wende mich an dich: ist dies nicht der Ideengang der Mediocren deines Geschlechts? Sei einmal ehrlich und sprich Ja! Sieh, es gibt auch Ueberlegene unter euch; die wissen, daß zwischen aller Superiorität eine Solidarität stattfindet, und die denken anders. Aber die Mediocren? gib sie nur preis und sprich Ja! da es doch ganz unmöglich ist, daß du Nein! sagen könntest.

Ref. setzt sich in die Lage, er wäre dieser Bruder. Er fühlt deutlich, ein anderer Bruder würde darauf an-

endlich viel besser antworten, er aber kann nicht anders antworten als in folgender Maße!

Liebe Schwester! Wäre im Leben ich noch niemals ehrlich gewesen, so bin ich es in dem Augenblicke, wo ich, die Hand auf dem Herzen, nicht Ja, sondern Nein, Nein, zu Hunderttausendmalen Nein auf deinen Brief sage. Wie aber soll ich es anfangen, damit deine Weiber- und Autorenüberzeugung wenigstens an die Redlichkeit, wenn auch nicht die Wahrheit meines Widerspruchs glaubt? denn allerdings das wird schwer halten, besonders jetzt, wo deines Namens Ruhm so weit gedrungen ist und so in Aller Munde lebt, daß — ich gestehe, von dir selbst mußte ich es hören, um es zu glauben — dein schwedischer Lohnbediente in Stockholm, ein stockordinairer Mensch, den du nicht anders als Caliban nennst, ohne dadurch sehr oft erwähntem Lohnbedienten die mindeste Ergötzlichkeit zu inoculiren, hitzig darauf war, eigenhändige Namensunterschriften von dir zu besitzen, die er vortheilhaft an reisende Autographensammler abzusetzen gedachte. Schwer also wird es halten, dich von meines Wortes Ehrlichkeit zu überzeugen. Was aber thäte ich nicht, um mir die gute Meinung einer Schwester, einer berühmten und, was du sicherlich noch viel lieber hörst, einer liebenswürdigen Schwester, nicht zu verscherzen. Ich eröffne meine Operationen von der Stelle aus, wo du (S. 10) über die Ilias redest. Da sagst du: sie mache uns den griechischen Olymp vertrauter, als uns je der christliche Himmel werden könne, sie lasse uns so theilnehmend auf die griechischen Heroen blicken, als wären sie unsere Ahnen. Wüßte ich nicht ohnehin, daß du, gutes Kind, von allem, was griechisches Alterthum heißt, gerade so viel inne hast, als um die Theetische herum cursirt, besonders seitdem in Berlin die „Antigone" gegeben worden und die Aufführung der „Medea" sowie Aristophanischer Lustspiele in Aussicht gestellt ist, so würden schon jene Worte, wie jede Stelle, in der dein dithyrambischer Redeerguß auch über das Griechenthum einherbraust, mir großes Vorurtheil gegen deine Kenntniß desselben eingeflößt haben. Indeß Alles, was du darüber sagst, überzeugt mich, auch im Respect für das Griechenthum machst du die neueste berliner Mode mit. Nun bitte ich dich, sei, und wärst du es noch nie im Leben gewesen, nur dies eine und einzigemal consequent, und du wirst mir recht geben, weil du es mußt. Du wirst oder kannst — denn das läuft bei meiner gelehrten Schwester auf eins hinaus — in einschlagenden Artikeln des „Conversations-Lexikon" ersehen, daß der freie Sinn Griechenlands Frauen, die von Trieb und Neigung dazu berufen waren, mehr noch sich zu emancipiren verstattete, als meine vortreffliche Schwester dazu irgend eine Anlage in sich verspüren wird. Wohin brachten es in Griechenland, wo jede naturgemäße Entwickelung in vollendeten Typen sich ausgeprägt hat, von des Hausaltars stillen und heiligen Pflichten emancipirteste Frauen? Dahin, der Blumenschmuck in der Unterhaltung geistreicher und bedeutender Männer zu sein. Kaum aber, daß ein und der andere Frauenname unter der großen, großen Anzahl in ihrer Literatur berühmt gewordener Männer einen Platz gefunden hat. Wenn Perikles, der Repräsentant hellenischen Sinnes, diejenigen Frauen für die trefflichsten erklärt, über die kein Wort gesprochen werde, so ermißt du leichtlich, was er von unsern femmes auteurs gedacht hätte, deren Name allüberall auf Velin- und Löschpapier prangt. Für ausgesprochen und thatsächlich erwiesen durch der Griechen unwiderlegbar richtigen Natursinn wirst du es also wol gelten lassen, wenn ich annehme, daß die Natur, die sich ja offenbar gar nicht die Mühe hätte zu geben gebraucht, Männer und Weiber zu schaffen, wenn nicht diese und jene gesonderte, darum aber, weil sie Naturzwecke sind, gleich heilige und große Aufgaben lösen sollten, daß sage ich, die Natur selbst bewiesen hat, die Literatur sei kein Element für die Frauen. Ja sogar da, wo dies Element schon mehr ein künstliches, ja erkünsteltes war, bei den Römern, die nämliche Erscheinung. Auch in Rom blieb die Literatur den Frauen fremd. Wenige Ausnahmen zählen hier ebenso wenig, als eine oder ein paar Schwalben Sommer machen. So wenig du sagen wirst, die Atmosphäre sei bestimmt, mit Steinen herniederzuregnen, weil es von jeher zu Zeiten Steine geregnet hat, kannst du sagen, die Frauen seien zu literarischer Thätigkeit berufen, weil von Zeit zu Zeit eine Dame sich auf solche Weise hervorgethan hat. Du hast ferner große Verehrung für Goethe (S. 83); — beiläufig gesagt, wo du auf Goethe und Eckermann kommst, mag ich es nicht tadeln, daß du letztern des Servilismus gegen seinen Herrn und Meister beschuldigest. Allein ich gäbe etwas, ich gäbe viel darum, wenn du nicht dabei von einem Menschenpudel gesprochen und — ich bitte dich um Alles in der Welt! — dabei in abgedruckten Lettern geschworen hättest, du wolltest kein Menschenpudel sein. Indeß zur Sache. Goethe also, der euch Weiber recht gut gekannt hat, stellt in der Prinzessin im „Torquato Tasso" ein Ideal der Weiblichkeit, in Tagen des höchstgebildeten und — du kannst und mußt mir das auf mein Wort glauben — unserer Weltbildung weit überlegenen spätern italienischen Mittelalters auf. Was sagt die hochsinnige und zartfühlende Dame?

> nie hab' ich
> Als Rang und als Besitz betrachtet, was
> Mir die Natur, was mir das Glück verlieh;
> Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
> Daß ich verstehen kann, wie sie es meinen u. s. w.
> Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt,
> Ich folge gern, denn mir wird leicht zu folgen.
> Ich höre gern dem Wort der Klugen zu.

Auch hat nicht die „schöne Seele", sondern Goethe ihre Bekenntnisse abdrucken lassen. Welches bedeutenden Mannes gewichtige Autorität kannst du, was kannst du Thatsächliches mir entgegenstellen? Weiter nichts, als daß sich in neuer und neuester Zeit die schriftstellerischen Frauen im Verhältniß zu der steigenden Zahl männlicher Versemacher, Novellen- und Romanschreiber gemehrt haben; ein Geschlecht, bei dem mir die Worte Napoleon's einfallen, der, als ihm einmal so ein Heros vorgestellt wurde, denselben mit den Worten stehen ließ: „Vous cultivez un très-mauvais genre." Daß manchen dieser Vortrefflichen

giftiger Neid pflegen mag, weil er weniger Buchhändlerhonorar bezieht als du, das beweist nur, daß diese cultivateurs d'un très-mauvais genre es nicht einmal so weit zu bringen vermögen als du. Es gab eine Zeit, wo der unsaubere Clauren stärker honorirt wurde als Schiller es jemals ward, stärker vielleicht auch als jemals Tieck oder selbst Goethe. Wo liegt denn der Musenberg, auf dem du die Anschauungen dir erholst, die den Leser auf würdige und bildende Weise anregen könnten? Denn deiner Absicht nach, nehme ich an, sollen sie das. Er liegt da, wo er jederzeit für die schriftstellerischen Frauen der modernen Zeit lag, in der Societät. Um die heutige von der unendlich geistreichen und in ihrer Art durchgebildeten unter Ludwig XIV. und XV. zu unterscheiden, muß man das Wort mit dem auch dir in der haute volée, der großen Welt geläufig gewordenem Accente aussprechen. Daß aber eben diese Welt eine Welt zum Gotterbarmen ist, das sei Gott geklagt. Du, die du in der großen Welt so zu Hause bist, daß du gewiß nie etwas thust oder sagst, was gegen diese Welt nicht zu vertreten wäre, hast selbst — in dem Augenblick wirst du es mir nicht glauben wollen, überlies aber nur gefälligst S. 247 — die entsetzlichen Worte ausgesprochen: „Befriedigung will ich, alles Andere ist mir einerlei. Worin ich Befriedigung finde, das führe ich aus und durch mit Gottes Hülfe, aber nur Das.“ Du siehst, welche Sublimitäten aus deiner Theekesselhippokrene an das Licht der Welt treten. Noch hat kein Minister ein Portefeuille erhalten, weil er den Cornel gelesen; also wirst du dir wol auch sagen, daß, wenn keine Frau Minister, Präsident oder Superintendent wird, es keineswegs daher kommt, weil ihr nicht den Cornel gelesen habt, sondern um deswillen, weil nun einmal eure Sphäre eine andere ist als die der Männer, mit andern Worten, weil ihr unberufen seid, in das Leben herauszutreten. In dieses wagt den Hinaustritt und zwar den allerblosstellendsten — erlaß mir, Stellen aus deinem Buche anzuführen, die mir dies Beiwort in die Feder legten — die literarische Thätigkeit. Einen Brief, der dir nicht durchaus angenehm sein kann, hätte ich Unrecht länger auszuspinnen. Jedenfalls habe ich genug gesagt, um dir, willst du meinen Worten reiflich nachdenken, zu der Überzeugung zu verhelfen, daß bei dem goldenen Ausspruch: „Auf Frauenverstand und Weibertugend ist jedes Glück der Welt gegründet“ nicht an die Möglichkeit deines Reiseversuches ist gedacht worden. Wie meine schriftstellerische Schwester mir zugeben wird, daß man verständig sein muß, um Autor zu sein, so wird sie auch so verständig sein, nicht zu zürnen dem brüderlich gesinnten und darum aufrichtigen Bruder.

34.

Romanenliteratur.

1. Karl II., König von England. Ein historischer Roman nach Quellen bearbeitet von Ferdinand v. Sommer. Berlin, Morin. 1843. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ref. hatte die beiden Bände bereits zu den letzten Blättern mit gespanntem Interesse, mit oft wechselnden Empfindungen und Urtheilsansichten gelesen; es war ihm zu Muthe gewesen wie bei den Debatten einer Jury, wo man die verschiedenen Zeugen verhört und in die verschiedensten Stimmungen versetzt wird; er war in Verlegenheit, wie alle Resultate so gedrängt wie möglich zusammenzufassen, als ihm der Autor in seinem Nachwort selbst zu Hülfe kam, und da dieses eine klare Einsicht in das Selbsterschaffene darlegt und dem Autor nur als ein Verdienst mehr angerechnet werden kann, führen wir dasselbe hier wörtlich an. „Zu den wunderlichen Schwachheiten der menschlichen Natur gehört unter andern auch die, daß nur Wenige sich selbst und ihre Producte zu beurtheilen wissen und selbst Solche nicht, die sich als competente Richter aller Andern aufwerfen, deren Meinung, besonders im Gebiete der Ästhetik, als Orakelspruch betrachtet werden soll; denn sonst müßten wir doch mindestens ebenso viele gute Originalwerke als Übersetzungen und Nachahmungen besitzen, da es uns bekanntlich nicht an Recensenten fehlt. Der Verf. ist nicht so eitel, um zu glauben, daß er dieser Schwachheit gar nicht unterworfen sei. Gleichwol kennt er sehr wohl einige Unvollkommenheiten dieses Buchs, die er aber nicht vermeiden konnte, wenn der Zweck desselben erreicht werden sollte. Dahin gehört z. B., daß eigentlich nicht Karl II., sondern Thomas Gorgon darin die Hauptrolle spielt; wie konnte dies aber anders sein, da dieser, aber nicht jener, einen vollendeten Charakter besitzt? Sollte der Verf. etwa jenen Karl zu einem ganz andern Menschen machen, als er wirklich war, und hierin dem Beispiel moderner Biographen folgen? Davor bewahre ihn der Himmel, oder vielmehr die ewige Gerechtigkeit! Karl II. ist eine historische Person, ein König; und die Geschichte der Völker ist, wie öfter mit Recht bemerkt worden, die ihrer Fürsten. Wir sagen mit Recht, meinen aber keineswegs damit, daß die Sache lobenswerth sei, oder etwa zu den Vollkommenheiten gehöre; ganz im Gegentheil rechnen wir sie zu der oben angedeuteten weitläufigen Kategorie der nothwendigen Schwächen unsers Geschlechts. Dasselbe gilt von den übrigen historischen Personen dieses Romans; wir können versichern, sie mit gewissenhafter Treue geschildert zu haben, und um hierüber dem Leser keinen Zweifel zu lassen, sah sich der Verf. veranlaßt, bei allen erheblichen Gelegenheiten seine Quellen anzuführen. Ein anderer Vorwurf, der dem Buche gemacht werden kann, sind die vielen eingestreuten Erzählungen, wodurch der Hauptfaden häufig unterbrochen wird; da aber der Verf. ein umfassendes Bild der Zeit, worin sich die Handlung bewegt, darzustellen bestrebt war, so glaubte er sich hin und wieder gleichsam zu einem Luftball erheben und zu entfernten Regionen hinbegeben zu müssen. Daß nun bei solchen Reisen das Gemüth auch einmal zum Nachdenken gestimmt wird, ist ganz natürlich, und daraus entstand nun wieder der dritte und Hauptfehler, das leidige Raisonnement, von dem der Verf. offen gesteht, daß es ihm damit gerade wie Thomas und Kirby mit ihrem Steckenpferde geht: denn wer kann helfen, daß er inwendig raisonnirt? Was endlich die Gedichte und dramatischen Versuche betrifft, so verlohnt es sich gar nicht der Mühe, viel darüber zu reden; der Verf. beruhigt sich bereits damit, wofern man sie nur nicht als ganz geschmacklos und verfehlt betrachten will, was sie freilich nicht sind.“ So hätte denn der Autor hiermit selbst die Schwächen seines Werks beleuchtet, und Ref. will sich nur an dessen Verdienste halten, welche hauptsächlich in der originellen Art der Beleuchtung von Zeit und historischen Personen besteht. Die besten und ergiebigsten Quellen wurden studirt und benutzt, und wenn der Roman oft unter der Überfülle des Stoffs leidet, so kann man solchen Reichthum gern verzeihen, da er ernste Interessen bietet. Die Romanheldin Clementine und ihre Freundin Marie Gorgon sind als anmuthige weibliche Wesen gut durchgeführt. Erstere hat durch des Herzogs von Buckingham, ihres Vaters, Schlechtigkeit mancherlei Gefahren zu bestehen, und muß erst den Nachstellungen des Königs, dann denen des Prinzen Jakob sich entziehen, um ihrem Herzen folgen zu können, welches sie mit Wilhelm Gorgon vereint und Beide in Kalkutta ein glückliches Asyl finden

lich. Thomas Gorgon ist indeß die Hauptgestalt des Romans, worauf alle Lichtstrahlen sich concentriren und der die Fäden der Intrigue mit den klugen, durchdringenden Augen durchschaut, sie größtentheils hält und mit kräftiger Hand leitet. Ihm scheint der Autor seine ganze schriftstellerische Zuneigung und Kunst zugewendet zu haben; denkend und entschlossen, muthig und bedacht, ist er zum Leiter einer geheimen Verschwörung würdig ausgerüstet, und den Leser ergreift mit seinem Fall die Überzeugung, daß nun auch seine Sache verloren ist. Karl II. tritt uns wie eine zweite Auflage des Tiberius entgegen; wir erhalten eine Art von pragmatischer Biographie von ihm, welche Interesse gewährt, wenngleich sie Abscheu und Widerwillen erregt. Der schöngerundete Stil, die reiche Abwechselung in Stoff und Behandlung, die Liebenswürdigen und Hassenswerthen, eine Musterkarte von großartigen Charakteren stempeln dieses Werk zu einem empfehlenswerthen Beitrag der Leihbibliotheken — und sichern ihm die Theilnahme der gebildeten Leser zu.

2. Lebensbilder aus Östreich. Ein Denkbuch vaterländischer Erinnerung, unter Mitwirkung sinnverwandter Schriftsteller und Künstler zum Besten der bei dem verheerenden Brande am 3. Mai 1842 verunglückten Familien von Steyr herausgegeben von Andreas Schumacher. Wien, Tauer und Sohn. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Ein Werk der Barmherzigkeit, und also schon deshalb empfehlungswerth. Da die Namen der sinnverwandten Autoren, welche es zusammentrugen, auch empfohlen werden, sollen sie hier ihren Platz finden: Ignaz Lederer, Johann Gabriel Seidl, Nordmann, Anton Langer, Anton Eisenschmid, Myller, Joh. Nep. Vogl, Emanuel Straube, Joseph Rank, Anton Ritter von Perger, Joseph Bergmann, Ernst von Feuchtersleben, Franz von Braunau, Mathilde Felbern-Rolf, Friedrich Wilh. Arming, Karl Adam Kaltenbrunner, Franz Schubert, Alex. Julius Schindler, Fürst Friedrich von Schwarzenberg, Karl Marie Böhm, Daniel Friedrich Reibersdorffer, Joseph Pfundheller, Hammer-Purgstall, Franz Botgorschek, Andreas Schumacher, Karl Landsmann, Karl von Sava, Ernst Sempl, Ludwig Englar. In der Beilage Gedichte von Castelli, Foglar, Friedrich Schlegel — in Musik gesetzt von Bischof, Hackel, Schubert. Als besonders ansprechend möchte Ref. unter den verschiedenen Beiträgen folgende herausheben: „Schusterfreuden" von Eisenschmid, voll Witz und Humor. Feuchtersleben's „Erinnerungen an Mayrhofer", voll Gefühlstiefe; ist eine jener schönen Biographien, welche das Herz dictirt, der Verstand niederschreibt, indem die Wahrheit die leuchtende Kerze dazu hält. „Der schwere Gang", von Friedrich Fürst von Schwarzenberg, ist besonders ergreifend erzählt, die Schilderung der Gemsjagden und Sitten lebhaft vorgetragen. Andreas Schumacher's „Erinnerung an Friedrich Ludwig Zacharias Werner" gewährt ein schmerzliches Interesse. Möchten die trefflichen Leistungen der Einen, der gute Wille der Andern und der Zweck des Unternehmens zahlreiche Leser und Käufer herbeilocken.

3. Anna Arnold, die Herrnhuterin. Der Thurmwächter an St.-Petri. Zwei Novellen von Bertha Wedekind. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1843. 8. 1 Thlr.

Die Erzählung handelt von Anna Arnold, einem frommen Herrnhutermädchen, welches in Altona öffentlich gestäubt wird, wegen angeklagten und überwiesenen Diebstahls, während sie unschuldig und nur durch Verleumdung und Meineid einer bösen, ränkelustigen Frau dahin gebracht ist, worauf später ihre Unschuld an den Tag kommt und ihr öffentliche Ehrenerklärung und Genugthuung wird, während die Verleumderin in Unglück und Gewissensbissen ihre schreckliche Strafe empfängt. Diese Geschichte soll sich auf ein Factum gründen und das Material dazu ist auch ganz geeignet, eine ergreifende Novelle daraus zu bilden, wenn nicht die über alle Maßen verlängerte Einleitung, das Hineinverweben von Schwester Elschen's Schicksal und noch manche andere Detailsmalerei-Versuche dem Effect schadeten. Der Vortrag ist überladen, es wird zu viel in der Erzählung erzählt, anstatt daß sie sich selbst erzählen sollte. In der zweiten Novelle: „Der Thurmwächter an St.-Petri", ist dieser Misgriff weniger fühlbar und die Erwähnung des noch in allen Seelen vibrirenden Ereignisses des furchtbaren hamburger Brandes, welcher die Katastrophe herbeiführt und der Erzählung den Schluß verleiht, verfehlt nicht, seine ergreifende Wirkung hervorzubringen.

4. Nachtviolen, ein Novellenkranz vom Chevalier St.-Henri. Leipzig, Peter. 1843. 8. 1 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Sehr wild, romantisch, sind die drei Novellen und könnten füglich als Opern verarbeitet werden; die Ereignisse ermangeln aller Wahrscheinlichkeit; die tragischen Scenen erregen Lachen. Wenn der Schriftsteller sehr jung ist, oder diese Erzeugnisse seiner Phantasie in großer Jugend niedergeschrieben hat, so verrathen sie allerdings Talent, und versprechen für die Zukunft wenigstens Erfindungsgabe. Der Stil ist gut. Sonst aber existirt nichts in den drei Novellen, was einen Ref. des 19. Jahrhunderts vermögen könnte, sie zu loben und dem Leser anzuempfehlen, dem Leser unserer Zeit, dem schon so viel Gutes geboten ward und bei dem das viele Mittelmäßige unserer jetzigen Literatur schon so großen Überdruß am Mittelmäßigen entwickelt hat. 12.

Literarische Notizen aus England.

Parlamentsberedtsamkeit in England.

Ausländer, welche englische Parlamentssitzungen besuchen, besonders, wenn sie zuvor französischen Kammerdebatten beigewohnt haben, machen uns nicht selten eine traurige Schilderung von dem Rednertalent selbst der Notabilitäten in den beiden britischen Häusern. Es ist natürlich, daß man solche Schilderungen nicht ohne einiges Mistrauen aufnimmt; um so überraschender ist ein verwandtes Urtheil aus englischem Munde. Francis Horner, dieser von allen Parteien geachtete, hochbegabte Staatsmann, welcher 1817 starb, war, als er es abgab, freilich noch sehr jung. Es findet sich in den „Memoirs and correspondence of Fr. Horner" (2 Bde., London 1843), herausgegeben von dessen Bruder Leonard. Francis schrieb, als er im Febr. 1796 zuerst einer Sitzung beigewohnt hatte: „Ich muß gestehen, daß ich mich in meinen Erwartungen hinsichtlich der Beredtsamkeit des britischen Senats sehr getäuscht fand. Die besten unter den Rednern — und es sind nur sehr wenig gute — sprechen mit einem so unverantwortlichen Redeton, haben so wenig Grazie in ihrem Vortrag und ihren Bewegungen, es ist so sehr eine Masse von feststehenden Redensarten und Wendungen in Brauch gekommen, daß Der, welcher sich seine Vorstellung von Beredtsamkeit nach den alten Mustern Griechenlands und Roms gebildet hat, selbst die Reden eines Pitt und Fox kläglich tief unter diese stellen muß. Der Eine spricht allerdings mit Lebhaftigkeit, und, wie ich mich überzeugt halte, recht aus dem wärmsten Herzen, und der Andere hat einen erstaunlichen Fluß und correcte Sprache, daß er fast an Mechanismus grenzt. Allein keiner von beiden ist so weit gekommen, Shakspeare's Regel anzuwenden, denn der eine sägt die Luft mit seinen Händen, der andere mit dem ganzen Leibe."

Ein hübsch übersetzter Schiller'scher Vers (aus dem „Foreign and colonial quarterly review"):

Kann der Liebe süß Verlangen,
Emma, kann's vergänglich sein?
Was dahin ist und vergangen,
Emma, kann's die Liebe sein?
Ihrer Flamme Himmelsglut —
Stirbt sie wie ein irdisch Gut?

Can sweet hopes of love's inspiring
Emma, can they transient prove?
What is past — long since expiring —
Emma, say, can that be love?
Can its flame of heavenly glow
Perish — like our joys below? 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 226. — 14. August 1843.

Theologische Poesie.

1. Theologische Sonette von Franz Frölich. Neubrandenburg, Brünslow. 1843. Gr. 16. 10 Ngr.
2. Gegen den Strom. Sonette. Zum Besten des kölner Dombaues. Stuttgart, Hallberger. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Expostulation oder Israel und England, ein Gedicht von William Cowper, übersetzt, mit Einleitung und Anmerkungen von Karl Heinrich Sack. Bonn, Weber. 1843. Gr. 12. 7½ Ngr.
4. Adelaide oder Religion und Liebe. Von Jakob Friedrich Lieberknecht. Sondershausen, Eupel. 1842. 8. 1 Thlr.

Die Theologie spielt jetzt eine große Rolle; das kann man nicht leugnen, man möge gegen sie gesinnt sein, wie man will. Alle Welt interessirt sich für die theologischen Fragen unserer Zeit. Freilich ist das Interesse meist nur ein mittelbares, weil die Theologie mit den anderweitigen Fragen der Zeit, den politischen und philosophischen, zusammenhängt. Die Zeiten des unmittelbaren und ungetheilten Interesses hat die Theologie längst hinter sich, die Zeiten nämlich, wo alle Welt auf theologischem Grund und Boden stand, die wesentlichen theologischen Voraussetzungen anerkannte, und wo sich der Streit nur um die einzelnen weitern Bestimmungen der verschiedenen theologischen Systeme bewegte. Katholicismus oder Protestantismus, ist schon lange keine Frage mehr, die die Welt bewegen könnte, sie spukte nur vor einigen Jahren noch einmal in den Köpfen einiger gelehrten Theologen, und bereicherte nicht die Welt, sondern die Bibliotheken um einige dicke Bücher, die Niemand mehr liest; und die neuesten sogenannten „Wirren" waren wesentlich politischer Natur. Rationalismus und Supranaturalismus, oder wie man die aus tausend Ingredienzien verschieden gemischten spätern theologischen Systeme nennen will, sind auch vom Kampfplatze abgetreten. Alle theologischen Gegensätze haben sich ausgeglichen, haben einen allgemeinen Frieden untereinander geschlossen, um ihre gemeinschaftlichen Waffen gegen ihren gemeinsamen Feind zu kehren, die neueste Philosophie. Die „Allgemeine" und die „Evangelische Kirchenzeitung" — um die theologischen Mischlinge gar nicht zu nennen —, Bretschneider und Hengstenberg blasen in ein Horn, und eine Melodie: und was blasen sie? Sie blasen Sturm gegen die neueste Philosophie. Die „Evangelische Kirchenzeitung" streichelt mit widerlich verzerrten süßlichen Mienen die bairischen Katholiken, die ihre protestantischen Brüder zwingen wollen, vor der Monstranz die Kniee zu beugen; sie nennt sie „ihre Brüder in der katholischen Kirche"; sie bittet sie ums Himmelswillen, Frieden zu halten, die Dogmen und Satzungen gegenseitig anzuerkennen. Nur Dogmen! Dogmen! ganz gleichgültig welche. „Dogmen! Dogmen! ein Königreich für ein Dogma!"

Zu dieser allgemeinen Verbrüderung haben die theologischen Systeme freilich Grund genug; denn die Philosophie hat ihnen insgesammt den Krieg angekündigt. Die Philosophie wendet sich nicht wider diese oder jene Kirche, sondern wider die Kirche überhaupt; nicht wider dieses oder jenes Dogma, sondern wider alle Dogmatik. Das erklärt schon Strauß in der Vorrede zu seiner „Glaubenslehre im Kampfe mit der modernen Wissenschaft"; und Strauß ist noch nicht Feuerbach und Bruno Bauer. Das ist der Stand der Dinge; die Schranken sind geöffnet; der Kampf geht auf Leben und Tod.

An diesem Kampfe sich literarisch zu betheiligen, ist nicht Jedermanns Beruf; aber gleichgültig und unberührt kann kein gebildeter Mensch bleiben. Und wenn er für rein theoretische, für metaphysische Fragen kein Interesse hätte, so müssen die unabsehbar wichtigen praktischen Folgen, die sich unmittelbar an das Resultat des Kampfes anknüpfen, seine Aufmerksamkeit an sich reißen; denn es hat sich noch niemals in der Welt um rein theoretische Fragen gehandelt: alle Theorie und Bildung setzt sich ins Leben um, gibt sich Gestalt und Wirklichkeit im Staat, in Gesetz und Sitte und in der Ordnung des gesellschaftlichen Lebens. Die katholische Theologie hat die Hierarchie hervorgebracht, das Papstthum, das Mönchswesen, die Inquisition, die Scheiterhaufen; was die protestantische Theologie hervorgebracht hat, das wissen wir, darin leben wir; man nennt es seit einiger Zeit den christlichen Staat. Was die freie Philosophie mit ihrem Principe der Humanität hervorbringen wird, das steht zu erwarten, man mag sich nun davor fürchten oder darauf hoffen.

Aus diesen Gründen sagte ich oben, daß die Theologie jetzt eine große Rolle spielt; und aus diesen Gründen setze ich bei den Lesern d. Bl. ein Interesse für theologische Fragen und für Erscheinungen der theologischen Literatur voraus. Daß die vorliegenden theologischen Schriften mit den Fragen der Zeit nicht zusammenhängen möch-

ten, davor brauchen wir von vornherein nicht bange zu sein; denn die Theologie hat immer nicht nur im, sondern auch vom Widerspruche mit der menschlichen Vernunft und also mit der jedesmaligen Wissenschaft und Bildung gelebt.

Nr. 1. „Theologische Sonette.“ Das muß man gestehen, die Theologen unserer Zeit wissen sich in Alles zu finden. Wo sind Kutte und Kapuze? Sonst war ihnen keine Form zu schlecht, ihren Glauben zu verbreiten; jetzt ist ihnen keine zu gut, ihr häßliches Gemisch von Glauben und Unglauben, ihr destillirtes, zersetztes, bruchstückiges Christenthum an den Mann zu bringen. Aber sind denn theologische Sonette, ist theologische Poesie überhaupt möglich? Die Theologie ist ja als Wissenschaft der Religion, wie sie die Theologen selbst erklären, durchaus eine Sache der Reflexion, des Verstandes. Freilich hat es in der Geschichte der deutschen Literatur einmal eine Zeit gegeben (im 17. Jahrhundert), wo die Poesie von der Theologie beherrscht wurde und darum selbst ein theologisches Gepräge an sich trug, wo die Rechtgläubigkeit für den Prüfstein des poetischen Werths galt: aber Klopstock, der das Gebiet der Theologie für die Empfindung und Phantasie eroberte, Wieland, der eine Zeit lang selbst in den theologischen Fesseln geschmachtet, und sich später empfindlich dafür gerächt hat, und vor Allen Lessing haben dieser schmachvollen Knechtschaft der Poesie für immer ein Ende gemacht. Nun gar theologische Sonette! Von jeher gilt das Sonett für den Ausdruck der innigsten und zartesten Empfindung: das Ungestüm und die Heftigkeit des Affects wird gebändigt durch das bestimmteste Maß, durch die kunstvollste Form; aber zahme (gar theologische!) Reflexionen passen in dieses Maß nicht. Darum sind denn auch die vorliegenden „Theologischen Sonette“ zum geringern Theil nicht theologische, zum größern Theil keine Sonette. Von den erstern eine Probe:

XIII.

Unverzeihliche Censur-Nachlässigkeit.

Oft hör' ich unsres Staates Weisheit preisen;
Wie aber, nennt man denn auch Das gescheit,
Daß er die Predigt von Censur befreit,
Uns von den Pfarrern läßt herunterreißen?

„Ihr Knechte, wollt ihr Gottes Kinder heißen“ —
Ward heut gepredigt —, „müßt ihr jeder Zeit
In allen Dingen Treu und Folgsamkeit
Den Herren, auch den strengsten selbst, beweisen.“

Schön das! wie aber kam's im zweiten Theile:
„Ihr Herrn, was recht und gleich beweist den Knechten;
Auch ihr habt einen Herrn! zu eurem Heile,
Vergeßt das nie; einst wird er mit euch rechten.“
Wie kann der Mensch so etwas sich erfrechen!?
O wär' ich Fürst, bald sollt' er anders sprechen.

Hierin ist doch die Pointe ganz untheologisch. Die Ausdrucksweise ist zwar immer noch breit und matt und nicht epigrammatisch, wie sie die Sentenz, die als mecklenburgisches Product ganz brav ist, erfoderte. Aber die wirklich „Theologischen Sonette“ sind schale Reimerei und noch dazu voll unklarer widersprechender Gedanken.

Nr. 2. „Gegen den Strom.“ Ja wol gegen den Strom, aber für den kölner Dom. Jedoch im ersten Theile: „Vaterland“, sind einige Sachen ganz leidlich. Der Verf. kämpft zuerst gegen die „Pfaffen“, und das ist sicherlich nicht gegen den Strom; aber dann gegen den „Erbfeind“, die Franzosen und gegen den Kosmopolitismus. Mit diesem Specke fängt man keine Mäuse mehr, zumal wenn man christliche Würze daran thut. Als ob das Christenthum nicht kosmopolitisch wäre! und als ob nicht gerade der Kosmopolitismus seine welthistorische unvergängliche Mission wäre! Was die Franzosenfresserei im Besondern betrifft, darf man immer noch auf das herrliche Schriftchen von Ludwig Börne verweisen: „W. Menzel, der Franzosenfresser.“ Nehmt euch ein Exempel dran, ihr „christlichen Germanen“, und denkt an den kläglichen Ausgang des Liedes vom sogenannten „freien“ deutschen Rhein! Der zweite Theil: „Kunst“, enthält auch noch leidliche Sachen; aber im dritten Theil: „Aus dem Leben“, bricht der Unsinn schon durch; z. B. XI:

Da lob ich' mir die bärt'gen alten Juden,
Dem blut'gen Talmud treu in finstern Buden,
Trotz manchem Fluche, den sie auf sich luden.

Zwar sagt man, daß sie Christenkinder schlachten,
Doch sind sie gläubig bei dem schlimmen Trachten —
Den Juden, der nichts glaubt, muß ich verachten.

Und das ist, man glaubt's kaum, blutiger Ernst, denn es kommt im vierten Theile: „Glauben“, noch ärger (X):

Den Mann von echtem Glauben muß ich achten,
Ob Fetischdiener, Jude, ob Brahmine,
Ob Moslim, oder welchem Gott er diene —
Den Mann, den Zweifel nicht zum Zweifler machten.

Sein Glaub' ist frei, er läßt dafür sich schlachten,
Nicht schreckt der Tod den Muth aus seiner Miene,
Er glaubt, daß er das Paradies verdiene,
Sobald die schwarzen Schleier ihn umnachten u. s. w.

Solcher Theologie geschähe zu viel Ehre, wenn man sie nach Ludwig Feuerbach in Anthropologie auflösen wollte; sie ist nur in Zoologie aufzulösen: ihr wahres Wesen ist die Bestialität. Ja unser Verf. geht mit seiner Glaubenssympathie noch eine Stufe unter das Thier, denn ein Sonett beginnt: „O, uns're Berge zweifeln nicht!“ und S. 59 ruft er aus: „Uns fehlt ein blinder unverzagter Glaube!“ Hiermit sei der Verf. der — Verachtung des gebildeten Publicums anheimgegeben!

Nr. 3. „Expostulation.“ Über die Beibehaltung dieses englischen Ausdrucks erklärt sich der Übersetzer in der Einleitung (S. 10) so:

Das Wort Expostulation bedeutet im Englischen Beschwerde, Streit, Wortwechsel, Anklage, aber diese Begriffe sind in der Bedeutung des Wortes so gebunden, und der ursprüngliche des Herausfoderns spielt so hinein, daß das Wort schwerlich im Deutschen durch ein ganz bezeichnendes wiedergegeben werden kann.

Das ganze Gedicht (734 Jamben) ist eine Allegorie ohne allen bestimmten, faßlichen Zusammenhang. Die englische Geschichte wird mit der jüdischen in Parallele gestellt; aber bisweilen weiß man nicht, ob von Israel

oder England die Rede ist. Die ganze alttestamentliche Weltanschauung des Verf. und sein prophetischer Stil möchten bei dem Geschlechte unserer Zeit schwerlich sonderlichen Anklang finden. Nur einige Stellen, wo von der Freiheit und Macht Englands in menschlicher Weise, ohne Einmischung der wunderbaren Vorsicht Gottes, gehandelt wird, geben für die sonstige Breite, unklare und verstiegene Allegorie eine gewisse Genugthuung, und es zeigt sich, wie unter einem freien Volke der Sinn für die Geschichte der Gegenwart auch bei einem sonst ganz theologischen Menschen nicht völlig ersterben kann.

Das Gedicht ist von William Cowper (geb. 1731, gest. 1800) im Winter 1780—81 geschrieben. Der Verf. war (nach der Einleitung des Übersetzers) zu verschiedenen Malen gemüthskrank, einmal fünf Jahre lang, von 1773—78; wir vermuthen, er war 1780 noch nicht völlig wiederhergestellt. S. 5:

Cowper starb den 25. April 1800. John Johnson, ein junger Geistlicher und Verwandter, der um ihn war, sagt, der Ausdruck seiner Züge im Tode sei Ruhe und Fassung gewesen, gemischt mit heiliger Überraschung. (Was ist heilige Ueberraschung?) Er deutet darauf, daß in den Zügen des Entseelten sich das selige Erstaunen (selige Erstaunen?) malte, so viel Größeres zu finden, als er in seiner letzten Dunkelheit erwartet.

William Cowper hat also die Herrlichkeit des jenseitigen Paradieses noch mit leiblichen Augen gesehen; er ist zu gleicher Zeit auf dieser Erde sterbend und in jener Welt auferstanden gewesen. Was doch ein Theologe Alles glaublich findet! Der Zusammenhang des Gedichts mit unserer Zeit beschränkt sich auf den Wunsch des Übersetzers, daß „die Theilnahme für Cowper's Werke überhaupt dadurch in gewissem Grade angeregt würde". Das steht nicht zu erwarten; denn mit Cowper'scher Poesie war wol gegen den damaligen englischen Deismus etwas auszurichten, aber nicht gegen unsere gegenwärtige Bildung und Philosophie.

Nr. 4. „Adelaide." Laßt euch nicht durch diesen schönen Namen verlocken, romantische Leserinnen! denn im Buche spielt Adelaide eine höchst untergeordnete Rolle; die Hauptrolle spielt — Gottlieb. Gottlieb predigt beinahe durch das ganze Buch, und die Dürftigkeit, Plattheit und Interesselosigkeit der Erzählung, des (sit venia verbo!) poetischen Ingredienz ist gar nicht mit Worten zu beschreiben, oder vielmehr mit zwei Worten. Gottlieb (er hat durch das ganze Buch hindurch keinen andern Namen; nur einmal sagt der Verf. „unser Theophilus", aber im Druckfehlerverzeichniß steht: ließ [unser] Gottlieb) Gottlieb also hat ein Gespräch mit Adelaide, erzählt das Leben seines seligen Freundes Gottlieb Weihe, und beide (nämlich Adelaide und Gottlieb) verlieben sich ineinander. Beim Abschiede sagt Adelaide zu Gottlieb: „Ich bin eine Jüdin." Aber das kümmert Gottlieb nicht, er hat fürs erste ganz andere Gedanken (S. 86):

Die Erde erschien ihm als eine Öde, aus welcher nur Sorgen und Kümmernisse wie Gespenster sich erhoben, um Gottlieb zu quälen. (Eine Probe von des Verf. Schreibart!) Was werden die Menschen davon sagen? wäre es nicht besser, später irgend ein reiches Mädchen zu heirathen, dessen Geld deiner Be[illegible] (sic!)? denn Adelaidens Vermächtniß ist so sicher nicht u. s. w.

Weiter unten:

Ich bin eine Jüdin, abstoßendes Wort — (das finde ich nicht; Jude klingt häßlich, aber Jüdin nicht) — allein wer bist du denn: ein Deutscher, ist denn das wirklich etwas Besseres? (Die Interpunction ist vom Verf.) Ha — ich fühle — doch nein, ich bin stolz, stolz bin ich darauf, ein Deutscher zu sein! Die Deutschen waren es, die tapfern Germanen, welche allein dem Römerjoche u. s. w. Doch — wo sind denn die deutschen Propheten, die deutschen Psalmen, das deutsche Testament? es gibt doch nur ein hebräisches und ein griechisches Testament u. s. w.

Gottlieb hält später eine lange Predigt über Altes und Neues Testament, schimpft auf Aufklärung und Toleranz, auf Hegel und Strauß (mit einer beispiellosen Unwissenheit), und verlobt sich mit der Jüdin Adelaide. Sie macht dann unfreiwillig einen Abstecher nach Amerika, wo sie ihren todt geglaubten Vater wieder findet; Gottlieb tröstet sich leicht und geht in den Orient. Beide treffen nach ungefähr einem halben Jahre an einem Tage in Hamburg wieder zusammen u. s. w. Wie man ein so geist- und geschmackloses Buch schreiben, und ohne Ahnung, daß man sich dadurch vor aller Welt blamirt, drucken lassen kann, wäre unbegreiflich, wenn's nicht — theologisch wäre. 42.

Humoresken von W. Achat. Coesfeld, Riese. 1843. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Verf. hat sich durch allerlei pikante Kleinigkeiten in den Tagesblättern bekannt gemacht; hier ist eine Sammlung derselben. Wir meinen, diese Sammlung selbst ist als eine Kleinigkeit dem Publicum übergeben und so muß sie beurtheilt werden. Die meisten Artikel sind mit Wortspielen, mit Wortwitz, mit schlagenden Beziehungen ausgestattet, sodaß sie sich ganz leicht weg lesen lassen. Es ist darin nicht das Blendende, nicht das Brillante, was in Saphir'schen Artikeln dieser Art so sehr anspricht, aber es ist doch in dem vorliegenden Buche eine Erinnerung daran. Einiges ist recht leicht und fließend, Anderes höchst schwerfällig und forcirt, zum Exempel die „Klagen des Eisens und Goldes"; übertrieben und matt ist „Roth und Grau". Das Buch ist wie manche Gesellschaft: hat man keine bessere, so läßt man sie sich einmal für eine Stunde gefallen. Bisweilen streift der Verf. ins Gebiet der Satire, aber da bewegt er sich nicht ohne Schüchternheit. Seine Satiren sind fast größtentheils allgemeine, gegen Lieutenants, Commissionsräthe und geprellte Ehemänner gerichtet; wendet sich seine Satire gegen Persönlichkeiten, so ist sie so zahm, daß ihr die Zähne zum Festhalten ausgefallen zu sein scheinen; oft kommt es Einem vor, als werde der todte Esel zum zweiten Male todt geschlagen. So sagt der Verf. z. B. einmal von Menzel: „Was da noch herumwandelt und Kritiken schreibt, das ist blos Menzel's Gespenst; sein Geist befindet sich längst im Reiche der Todten; er starb an einem Duell mit Heine, das zwar nicht zu Stande kam, aber er starb doch daran." Ebenso matt ist, was Hr. Achat über Grabbe sagt: „An einem Wasserfalle — ungeheure Ironie — sitzt Grabbe. Er trinkt verschiedene Schnäpse und arbeitet dabei an seiner wüsten Tragödie, die man aber wol wieder nirgend aufführen wird als im Meßkatalog." Ein höchst veralteter Witz wird über Raupach gerissen, wenn es heißt: „Der versteht's; einen Stoff, der kaum zu zwei Akten hinreicht, dehnt er in seinem dramatischen Prokustesbette zu fünfen. Warum? Weil das Hoftheater ihm für jeden Act 50 Thaler bezahlt." Gegen den Thalien-Vater Töpfer und Consorten, die sich für große Männer halten, geht er scharf zu Felde; „diese

elenden Übersetzungsfabrikanten, die noch dazu unverschämt genug sind, sich den Originalen an die Seite zu stellen, sollten als Feinde unserer National-Literatur öffentlich prostituirt werden." Der Verf. hat wirklich Recht, wenn er erklärt: „Kotzebue war ein anderer Mann, der übertrug nicht blos die Worte, sondern auch den Geist; er übersetzte nicht blos aus dem Französischen ins Deutsche, sondern auch aus dem Faden ins Pikante, aus dem Trivialen ins Witzige." Recht hübsch spricht Hr. Achat über den literarischen Neid: „Die Poeten sollten einander doch nur durch die Schönheit ihrer Lieder und Dichtungen zu übertreffen suchen." Mit Recht wird noch „Heine's Salon" tüchtig mitgenommen; der Verf. weist in dem ganzen Heine'schen Buche zwei und einen halben Witz nach, und redet, wie es Recht ist, mit Schärfe über diesen Auswuchs der Literatur.

Da Ref. die entschiedene Ansicht hat, daß gegen viele verkehrte Richtungen und Tendenzen der Zeit gar nicht anders als mit Satire gewirkt werden könne, so fodert er den Verf. der „Humoresken" auf, diese Waffe selbständig und mit Kühnheit zu gebrauchen, damit er nicht blos der Unterhaltung diene, sondern auch die reichere und vollere Entfaltung des geistigen Lebens fördere. 29.

Literarische Notizen aus Frankreich..

Katholische Zeitschrift.

Wir haben zu wiederholten Malen auf die große Thätigkeit aufmerksam gemacht, welche in jüngster Zeit einige der religiösen Gesellschaften in Paris entfaltet haben. Nicht nur durch die mündliche Rede suchen diese Gesellschaften, denen einige der einflußreichsten Familien angehören, ihrer Sache immer neue Anhänger zu verschaffen, sondern mehr als einer dieser eifrigen Apostel greift auch, um seinen Ideen eine weitere Verbreitung zu geben, zur Feder. So hat fast jede dieser Gesellschaften, die alle mehr oder weniger untereinander in Berührung kommen, ein eigenes Journal. Das gediegenste und am besten redigirte ist die „Revue littéraire et critique, publiée par la Société de Saint-Paul", deren wir ihrer wirklichen Bedeutung wegen hier gedenken wollen. Diese periodische Schrift, auf die namentlich der bekannte Abbé Ratisbonne, ein getaufter Jude aus Strasburg, einen großen Einfluß ausübt, bringt außer einigen gehaltvollen Originalaufsätzen eine Reihe kritischer Artikel, in denen die wichtigsten Erscheinungen der neuesten französischen Literatur vom religiösen Standpunkte aus beleuchtet werden. Wir rechnen dahin namentlich eine Besprechung der letzten Bände von Michelet's „Histoire de France". Es ist interessant zu sehen, mit welchem Auge ein eingefleischter Katholik; und dies ist M. D., der diesen Aufsatz unterzeichnet, dieses wichtige Geschichtswerk ansieht, dem von manchen Seiten schon ein allzu katholischer Anflug vorgeworfen wird. Beachtungswerth sind auch mehre der kritischen Portraits und literarischen Charakteristiken, die uns in dieser „Revue" geboten werden. Wir heben davon namentlich die Chateaubriand's, die aus der Feder von Gabourd geflossen ist, hervor. Vielversprechend sind endlich die „Etudes sur les philosophes contemporains", die mit Fourier eröffnet werden. So viel man auch schon über diesen Socialisten hin- und hergeredet hat, so ist doch bis jetzt sein Verhältniß zum Glauben der katholischen Kirche noch nicht so umfassend dargelegt, wie es in diesem Aufsatze geschieht. Von den Originalaufsätzen verdient einer aus der Feder vom Abbé Théodore Ratisbonne (dem Bruder des Obenerwähnten): „Harmonie des écrits de Saint-Bernard sur la sainte Vierge avec ceux des pères de l'église", besondere Beachtung. Binnen kurzem wird die „Revue littéraire" auch einige Proben aus einem größern Werke über Protestantismus und Katholicismus („Le protestantisme comparé au catholicisme dans les rapports avec la civilisation européenne", vom Abbé Jacques Balmer) bringen. Der Verf. dieser Schrift ist Herausgeber eines spanischen Journals „La civilizacion", das in Barcelona herauskommt, und hat sich bereits durch mehre literarische Arbeiten sowol in Frankreich als in Spanien rühmlich bekannt gemacht. Die „Revue littéraire" brachte schon vor einiger Zeit einen interessanten Aufsatz von ihm, in dem er den berühmten Geschichtschreiber Mariana ausführlich bespricht.

Raspail's neues medicinisches System.

Wir müssen zwar in der Regel die Anzeige solcher Werke, die den engen Kreisen einer besondern Fachwissenschaft angehören, andern Zeitschriften überlassen, wollen aber einmal in Bezug auf eine soeben erschienene medicinische Schrift eine Ausnahme machen. Dieselbe verdient nämlich einmal deshalb, weil sie bestimmt ist, in ihrer Wissenschaft Revolution zu machen, und dann insbesondere um ihres Verfassers willen eine allgemeinere Beachtung. Wir meinen die „Histoire de la santé et de la maladie chez les végétaux et chez les animaux en général et en particulier chez l'homme" (2 Bde). Der Verf. dieser Schrift ist F. V. Raspail, der sich sowol durch seine Theilnahme an revolutionnairen Umtrieben, als durch seine ausgezeichneten naturhistorischen, namentlich chemischen Werke, bekannt gemacht hat. Er ist einer von den feurigsten Köpfen, bei denen Alles, was sie angreifen, zum Spiel ihrer Leidenschaften wird. So bezweckt denn auch das vorliegende Werk nichts weniger als einen gänzlichen Umsturz Dessen, was bis jetzt in der Medicin für Autorität gegolten hat. Von bittern Erfahrungen mißgestimmt, hat sich sein Verf. von allem Verkehre zurückgezogen und ganz in das Studium der Grundsätze der Arzneiwissenschaften und der Verhältnisse des gesunden und kranken Körpers vertieft. Seine Schrift ist die erste Frucht seiner langjährigen Betrachtungen und Beobachtungen, der bald noch einige andere ähnlichen Schlags folgen werden. Wir müssen es Leuten von Fach, die sich aber, um ein unparteiisches Urtheil zu fällen, aller hergebrachten Vorurtheile zu entschlagen haben, überlassen, nachzuweisen, inwiefern die Wissenschaft durch dieses Werk gefördert wird, oder ob alle die neuen Theorien des originellen Denkers auch nur einmal wieder Leuchtkugeln sind, die eine Zeit lang flimmern, dann aber spurlos verpuffen.

Journale in Versen.

Von allen versificirten Journalen, die in Frankreich seit der Julirevolution aufgetaucht sind, das einflußreichste und dasjenige, welches den meisten poetischen Werth hatte, war jedenfalls die „Némésis" von Barthélemy, der sich bekanntlich auch einmal in Versen vor Gericht vertheidigte. Es gehört ein ungewöhnliches Talent dazu, der Besprechung der alltäglichen Ereignisse und der politischen Begebenheiten eine poetische Bedeutung zu geben; denn selbst im glücklichsten Falle bleiben dieselben doch nur gereimte „Premiers Paris". Dies ist die Klippe, an der alle ähnlichen Unternehmungen, in denen die Tagesneuigkeiten gesungen werden sollen, gescheitert sind, und wir möchten fast bezweifeln, daß das „Tribulet, journal en chansons politiques", das vor kurzem gegründet ist, sich eines großen Leserkreises und eines langen Bestehens erfreuen wird. Das zweite Heft, das uns zu Gesicht gekommen ist, enthält unter andern versificirte Artikel unter folgenden Überschriften: „La princesse Pomaré", „La comète de 1843", „Complainte sur le procès Caumartin" u. s. w., die alle weit hinter den politischen Liedern des „Corsaire" und namentlich des „Charivari", der zuweilen ganz meisterhafte hat, zurückstehen, und besonders einen Vergleich mit Béranger's satirisch-gutmüthigen Versen nicht im entferntesten aushalten. Der Herausgeber und wahrscheinlich alleinige Verf. dieses Journals in Liedern ist Charles Lepage, der vor einiger Zeit ein Bändchen ziemlich mittelmäßiger „Chansons politiques et autres" herausgegeben hat. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 227. — 15. August 1843.

Geschichte des Königreichs Dänemark. Mit steter Rücksicht auf die innere Entwickelung in Staat und Volk. Von C. F. Allen. Gekrönte Preisschrift. Aus dem Dänischen. Mit genealogischen Tabellen und einem Sach- und Namenregister vermehrt und mit einem Vorwort begleitet von Falck. Kiel, Universitätsbuchhandlung. 1842. Gr. 8. 2 Thlr.

Daß die Franzosen und Engländer der Wirkung ihrer auf die lesende Volksmasse berechneten Journalistik eine grössere Energie zu geben wissen als die Deutschen, ist in politischer, ästhetischer und industrieller Beziehung, weniger in rein wissenschaftlicher Hinsicht eine unbestreitbare Thatsache. Doch zeigt sich auch in diesem Punkte die Verschiedenheit der Charaktere jener beiden Nationen. Während nämlich die Franzosen, der Romantik ungleich geneigter als die Engländer, vorzüglich ihre Romane, die nach ihrer Vollendung mehre Bände füllen, in eine lange Reihe von Feuilletonsartikeln auflösend unter die Volksmasse möglichst schnell zu vertreiben suchen, nehmen die Engländer classische Werke des In- und Auslandes, sofern sie insbesondere die praktische Bildung und Speculation zu fördern scheinen, zur Hand und theilen sie in einer Menge von Zeitungsartikeln, wenn es nöthig ist in popularisirter Sprache dem grössern Publicum mit. Ein merkwürdiges Beispiel der Art liefert Chamber's „Edinburgh journal". Dieses Journal, vorzugsweise auf die industrielle Bevölkerung Schottlands berechnet und deshalb außerordentlich wohlfeil, setzte in der neuesten Zeit jährlich 70,000 Exemplare ab. Und was bot es seinen Lesern? z. B. Combe's „Constitution of man"; „Quetelet's „Sur l'homme"; Guizot's „L'histoire de la civilisation d'Europe"; Lord Bacon's „Essays moral, economical and political", und ähnliche Werke mehr. Was lesen die Deutschen? Rinaldo Rinaldini mit seinen Spießgesellen macht noch immer Geschäfte in einem gewissen Kreise der deutschen Lesewelt, trotz der Bemühungen, die in der jüngsten Zeit gegen solche Lectüre angewendet worden sind. Wir wollen hier diese Sache nicht weiter verfolgen, glauben jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken zu dürfen, daß es zur Beurtheilung unserer allgemeinen Cultur- und Geschmackszustände von Interesse sein möchte, wenn Leihbibliotheken höhern und niedern Ranges gehalten wären, alljährlich statistische Tabellen zu liefern über die Wahl der Lectüre von Seiten der einzelnen Stände, der Geschlechter und womöglich auch der verschiedenen Lebensalter. Welches Ergebniß man auch von dieser statistischen Maßregel fürchten oder hoffen mag, so viel ist schon im voraus gewiß, daß die Bekanntschaft mit den edlern und edelsten Theilen unserer Nationalliteratur nicht sehr tief in unser Volk herabreicht. Sind doch selbst in der gelehrten Welt noch nicht alle Pedanten ausgestorben, denen es Überwindung kostet, der deutschen Nationalliteratur neben der alten den ehrenvollsten Platz einzuräumen. Und es bedarf in der That noch eines Gervinus auch für die Geschichte der deutschen Prosa, um ganz und für Alle überzeugend zu sehen, was wir geleistet haben und wessen unsere Sprache fähig ist. Man hat übrigens theils unsern Schriftstellern selbst, theils unserer Muttersprache den Vorwurf gemacht, daß sie die Schuld jener nicht eben erfreulichen und ehrenvollen Erscheinung trügen. Über die Ungerechtigkeit der letztern Anklage sind die Kenner und unparteiischen Beurtheiler jetzt so ziemlich einig; J. H. Voß steht mit seinem ehrenvollen Zeugnisse für die deutsche Sprache schon längst nicht mehr allein da. Und was den Vorwurf gegen die Schriftsteller betrifft, so ist derselbe nur noch theilweise stichhaltig: es wird unleugbar seit längerer Zeit besonders in einigen Zweigen der Literatur besser geschrieben als gelesen. Wollten wir die Gründe alle aufsuchen und ihren Zusammenhang näher erörtern, weshalb wir in der Allgemeinheit so wenig geneigt sind, unsere nationale Literatur wahrhaft zu studiren, oder befähigt, sie gebührend beurtheilen zu können, so würde Das, was darüber zu sagen wäre, zu einer besondern Abhandlung anwachsen. Wir begnügen uns deshalb mit der Bemerkung, die nicht oft genug wiederholt und tief genug eingeprägt werden kann: derjenige Theil unsers Volks, der einst den geistigen Kern desselben bilden soll und zur Einwirkung auf die tiefer stehenden Volksgenossen zu wirken berufen ist, wird zu frühzeitig an das Ausländische und Fremde gewöhnt, der Blick, der Sinn, ja sogar das Herz sind schon gefangen genommen, wenn zum Beurtheilen, zum Würdigen des Vaterländischen und zur Aufnahme desselben in das Gemüth geschritten wird. Wir sind frühzeitig überall zu Hause, nur im Vaterlande am wenigsten und in der Regel, wenn es ja geschieht, am spätesten. Vergebens ist unser Ringen nach Nationaleinheit, vergebens unser Stre-

den nach einem starken Nationalgefühl, wenn wir nicht die Köpfe und Herzen unserer Volksgenossen mit dem wahren Geiste unserer Nationalliteratur erfüllen und beleben wollen. Doch nur zu gut wissend, zu welchen Consequenzen und Conflicten eine Fortentwickelung dieser Ansicht führen muß, brechen wir ab, um für unsere eigentliche Aufgabe noch den nöthigen Raum zu bewahren.

Der Wunsch, ein populaires Werk über die Gesammtgeschichte Deutschlands zu erhalten, ist schon oft und lange ausgesprochen worden, und es würde ein solches, wenn es die Aufgabe löste, unstreitig mit vielem, vielleicht mit allgemeinem Beifalle aufgenommen werden. Zur Zeit harrt dieser Wunsch noch seiner Erfüllung. Auch wird man um so weniger geneigt sein, den historischen Schriftstellern Deutschlands deshalb Vorwürfe zu machen, je mehr man über die Schwierigkeiten nachgedacht hat, denen diese Aufgabe unterworfen ist; je genauer man sich mit dem einmal angenommenen Charakter unserer geschichtlichen Studien und unserer historischen Kunst bekannt gemacht hat, und sobald man endlich bedenkt, daß es unserm öffentlichen Volkscharakter noch an einer gewissen Schärfe und sicherm Takte fehlt. Indeß hat auch in dieser Beziehung die neueste Zeit manche erfreuliche Fortschritte gemacht; wir besitzen insbesondere bereits einzelne historische Monographien, die alle Anerkennung verdienen; die Memoirenliteratur zeigt in einzelnen Erscheinungen schon eine gewisse Classicität, sowie auf der andern Seite historischer Unterricht und Geschichtslecture in Kreisen Raum gewonnen haben, wo dies früher nicht der Fall war. Allein es bleibt dessenungeachtet noch wahr, daß der Deutsche, wenn literarische Einladungen aus den Gauen seines Vaterlandes laut werden, etwas harthörig sich zeigt, dagegen Anpreisungen, wenn sie von der Seine oder Themse her ertönen, gleich Sirenenstimmen horcht: er sucht bereitwillig bei Fremden, was er entweder zu Hause bei sich nicht kennt oder in der That noch nicht besitzt. Daß unter den namentlich in Europa obwaltenden Culturverhältnissen nicht selten ein glücklicher Fund gethan werden sollte, wer möchte das in Abrede stellen? Und wir müssen denn auch das Werk, das uns jetzt zur Beurtheilung vorliegt, als einen solchen bezeichnen.

Die kopenhagener Gesellschaft für die Nachwelt hatte im J. 1836 als Preisfrage gestellt „Die Bearbeitung einer Geschichte Dänemarks mit besonderer Rücksicht auf die innere Entwickelung in Volk und Staat". Ein aus fünf der geachtetsten dänischen Gelehrten bestehendes Censorencollegium sprach 1839 Hrn. Allen den ausgesetzten Preis von 300 Reichsbankthalern zu. Die Mitglieder desselben erkannten das Verdienst, das sich der Verf. um die Befriedigung eines lange gefühlten Bedürfnisses erworben habe, einstimmig an, um so mehr, „weil dieses Bedürfniß in den letzten Jahren noch zugenommen, da die Bestrebungen einer bessern Ordnung der Verhältnisse des Gemeinwesens und das lebendige Interesse für das Oeffentliche, welches sich in der letzten Zeit kundgegeben, natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Vorzeit und ihre Verhältnisse, aus denen die Gegenwart sich entwickelt hat, hinlenken mußte". Der Umstand nun, daß die Preisschrift, welche vortrefflich die Mitte hält zwischen Dahlmann's gelehrter Geschichte Dänemarks und einem Schulcompendium, auch von dem dänischen Publicum mit großem Beifall aufgenommen ward, bestimmte den Verleger, eine deutsche Übersetzung davon veranstalten zu lassen. Und wir glauben mit Recht behaupten zu dürfen, daß durch diese Übertragung, die zugleich als eine sehr gelungene bezeichnet werden muß, der deutschen Geschichtsliteratur ein höchst dankenswerther Dienst geleistet worden sei, theils in materieller theils in formeller Beziehung: in materieller Beziehung deshalb, weil wir durch ein Werk, das auf tüchtige Quellenkenntniß und Bekanntschaft mit den besten Hülfsschriften gestützt ist, die Möglichkeit gegeben sehen, die Kenntniß der Geschichte eines benachbarten Brudervolks, das theilweise beinahe eine glänzende Vergangenheit gehabt hat, auf eine belehrende Weise unter uns zu verbreiten; denn Suhm's Werk ist veraltet und wenig gekannt, während Dahlmann nur für gelehrte Zwecke forscht und schreibt. Aber auch in formeller Hinsicht darf des Verf. Schrift unter uns willkommen geheißen werden, weil die sprachliche Darstellung, die geschichtliche Methode und die Auswahl der Begebenheiten, der Verfassungs- und Rechtsverhältnisse, der Cultur- und Wissenschaftszustände bis auf einzelne wenige Punkte, über die sich rechten läßt, unstreitig das Prädicat der Musterhaftigkeit in Anspruch nehmen können. Wir halten den Wunsch für vollkommen gerechtfertigt, daß uns ein ebenso gearbeitetes Werk für unsere Volksgeschichte recht bald zu Theil werden möchte! Der Eindruck, den des Verf. Schrift auf uns gemacht hat, ist uns um so wohlthuender gewesen, da Clement's „Nordgermanische Welt" trotz ihrer eigenthümlichen Gelehrsamkeit doch um ihrer Sonderbarkeiten und Übertreibungen willen so wenig wahrhaft wissenschaftlich zu erfreuen vermag.

Bevor indeß der Verleger die deutsche Übersetzung dem Drucke übergab, sendete er sie dem Hrn. Etatsrath Falck in Kiel zur Durchsicht zu mit der Bitte, dieselbe mit einem Vorworte zu begleiten. Dies ist denn auch geschehen, aber allerdings in einer Art, die wir zu billigen uns nicht entschließen können: diese Vorrede kommt uns vor wie eine Art Uriasbrief, nur mit dem Unterschiede, daß er geöffnet ist. Der Vorredner hat doch gewiß die Aufgabe, wenn nicht gar die Pflicht, ein Werk, dem er seine Worte oder seine Autorität vorsetzt, zu bevorworten und zu empfehlen; auf keinen Fall liegt ihm das Gegentheil ob. Sind seine Ansichten und Überzeugungen dem Werke selbst nicht günstig, nun dann ist es nicht sein Beruf, die Rolle eines Vorredners zu übernehmen: die Zumuthung, zu loben und Andern anzupreisen, was man nach seiner innern Überzeugung tadelnswerth findet, wird Niemand einem Ehrenmanne machen. Allein Hr. Falck verfährt nicht so, wie man erwarten sollte. Nachdem er ziemlich frostig geäußert, daß man im Allgemeinen alle Ursache habe, mit Allen's Schrift zufrieden zu sein, fügt er hinzu: „Ich betrachtete die Theilnahme an der Herausgabe dieser deutschen Übersetzung als eine willkommene Gelegenheit, so viel

[illegible] Zeit auch [illegible] möglich, wenn Einzelheiten in der Darstellung und Beurtheilung der geschichtlichen Ereignisse zu berichtigen". Das möchte doch sein. Aber [illegible] greift er den Verf. geradezu im Principe seiner geschichtlichen Darstellungen und Auffassungen an, er polemisirt förmlich gegen ihn. Er findet es tadelnswerth und unhistorisch, wie er zu beweisen bemüht ist, daß der Verf. die älteste Zeit des dänischen Staats gepriesen und sie als eine Zeit glücklicher Volksfreiheit ohne Grund charakterisirt habe. Ganz derselbe Zwiespalt der Meinungen zeigt sich in der Auffassung der ältern Geschichte Deutschlands. [illegible] glaubt überall in der Frühzeit unserer Volksverfassung nur Freiheit wahrzunehmen, während Wirth nichts als Knechtschaft und Adelsdespotismus zu erkennen vermag. Diese Erscheinung hat unleugbar ihre nächste Ursache darin, daß, da die Gesammtmasse des Volks sich frühzeitig schon in die beiden Classen der Freien und Unfreien schied, der Eine die Erstern, der Andere die Letztern vorzüglich ins Auge faßt. Jene besitzen der Freiheit oder, wenn man will der Freiheiten allerdings die Fülle und ziehen vermöge ihrer Stellung, ihres allgewaltigen Einflusses und ihrer Thaten die Aufmerksamkeit des Forschenden auf sich und erregen in Manchem sogar auch noch in unsern Tagen eine eigenthümliche Lüsternheit; die Unfreien dagegen verschwinden ebenso vor den Blicken des Geschichtschreibers, wenn er sie nicht besonders aufsucht und im Auge behält, wie sie politisch versinken: das ursprüngliche Gleichgewicht ward allmälig im Laufe des Mittelalters gänzlich aufgehoben. Aber die Geschichte hat das Anfängliche und Natürliche in ihrem Andenken ebenso gut zu bewahren und in Ehren zu halten wie das Spätere und gewaltsam oder gesetzlich Verschrobene. Und welchen Begriff man sich auch von dem verhängnißvollen Worte Freiheit bilden möge, auf welchen Standpunkt der Betrachtung man sich auch stelle, so viel ist gewiß — die Meisten stimmen darin überein und was noch wichtiger ist, die geschichtlichen Thatsachen und Urkunden verkünden es laut und vernehmlich —, daß das ursprüngliche Maß und der älteste Kreis der Volksfreiheit im Laufe eines großen Theils des sogenannten Mittelalters sich immer mehr verengte. Wenn man diesen Gegensatz hervorhebt, macht man sich deshalb der Verkennung geschichtlicher Zustände schuldig, wie Hr. Falck unserm Verf. vorwirft? Ganz [illegible] analog ist denn auch der Vorwurf, den wir in der Vorrede lesen: „daß namentlich die Ansichten des Verf. über die Stellung der Geistlichkeit und des Adels zum übrigen Volke während des Mittelalters und zum Theil auch in der neuern Zeit von der Art seien, daß sie der Urheber des Vorworts in keiner Art und Weise als die richtigen anerkennen möchte". Und zu den Gründen, womit Hr. Falck seine Polemik zu vertheidigen sucht, fügt er Folgendes hinzu:

Was das Schlimmste ist, eine solche nicht unparteiische und nicht von Übertreibung freie Auffassung und Darstellung der Verhältnisse kann in der Gegenwart leicht nachtheilig wirken, indem eine allgemeinere Verbreitung solcher Ansichten nur dazu dient, einen Theil des Volks mit seiner Lage unzufrieden zu machen und Haß gegen andere Stände zu erzeugen, deren Angehörige [illegible] in frühern Jahrhunderten [illegible] in der Gegenwart [illegible]. Jede Zeit hat eben des Zwietrachtstoffs genug in sich selbst, und es ist eben kein Bedürfniß vorhanden, neuen Stoff zur Zwietracht aus den Rüstkammern der Geschichte hervorzuholen.

(Der Beschluß folgt.)

Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. Von M. W. Drobisch. Leipzig, Voß. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.

Es hat bekanntlich eine, auch jetzt nicht ganz abgelaufene Periode in der Geschichte der Philosophie gegeben, in welcher die Psychologie an die Spitze aller übrigen philosophischen Untersuchungen gestellt zu werden verlangte. Nicht nur Locke und Kant suchten durch eine Analyse der Thatsachen des Bewußtseins die Grundlage und den Umfang des Wissens zu bestimmen, auch die meisten Systeme nach Kant verriethen eine nicht geringe Abhängigkeit von psychologischen Voraussetzungen, selbst da, wo sie die engen Grenzen des Kant'schen Kriticismus unermeßlich weit überschritten zu haben sich rühmten. Man gewöhnte sich allmälig, da, wo es an Beweisgründen fehlte, sich auf besondere geistige Organe als die Quelle gewisser Erkenntnisse zu berufen; Jacobi's unmittelbares Vernehmen des Übersinnlichen, Fichte's productive Einbildungskraft, Schelling's intellectuale Anschauung, sammt der Versicherung Hegel's, das speculative, vernünftige Denken sei etwas ganz Anderes als die blos verständige Reflexion, sind Belege dafür. Gleichwol hat sich die Psychologie von Seiten dieser Systeme keineswegs in dem Verhältnisse einer sorgsamen und fruchtbaren Behandlung zu erfreuen gehabt, in welchem diese stillschweigend oder ausdrücklich gewisse Voraussetzungen über die Natur des Geistes zur Unterlage ihrer Lehrsätze machten. Ihre Speculationen waren viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie die Phänomene des geistigen Lebens in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit hätten unbefangen ins Auge fassen können; sie betrachteten ihr eigenes Thun, und gaben, was sie da fanden oder zu finden glaubten, für allgemeine Thatsache aus; die Vorgänge in dem geistigen Leben der unzähligen Menschen aber, denen jeder Gedanke an Speculation zeitlebens fremd bleibt, waren für eine philosophische Richtung, die vor allem Andern der Erkenntniß Gottes und des Universums gewiß war, ein viel zu geringfügiger Gegenstand, als daß sie ihr der Mühe einer genauen Analyse hätten werth erscheinen können. Während daher da, wo man sich um die Schelling'sche Naturphilosophie und die Hegel'sche Dialektik nicht kümmerte, der gemeine psychologische Hausbedarf sich mit den alten Traditionen der Aristotelisch-Wolf'schen Vermögenslehre begnügte, liebten es die Adepten jener Systeme, mit dem, für eine präcise Untersuchung überall noch als ein unverstandenes Räthsel dastehenden Begriffe einer „organischen Entwickelung" bald in Bildern und Analogien, bald in willkürlichen Schulformeln zu spielen. Endlich ergriff man, als ob es möglich sei, die Dunkelheit durch die Finsterniß zu erhellen, die Erzählungen von Somnambulen und Clairvoyants, sammt den Geistererscheinungen und dem Besessensein als eine neue Art von Offenbarung über die Tiefen des geistigen Lebens und vergaß in einer Art träumerischen Entzückens über der „Nachtseite" desselben den Lichtstrahlen nachzugehen, welche Erfahrung und Nachdenken dem wachenden und nüchternen Menschen zu benutzen möglich macht. Der einzige Mann, der mit durchdringender Schärfe der Beobachtung und mit den Hülfsmitteln eines durchgebildeten Denkens ausgerüstet, die Aufgabe der Psychologie im Sinne der echten Naturforschung selbständig aufzufassen und zu lösen versuchte, Herbart, brauchte für seine mühsamen Untersuchungen viel, zu viel Zeit, um nicht lange Jahre allein zu stehen, und da er vollends überall darauf hinwies, daß ein adäquater Ausdruck der Gesetze des geistigen Lebens ohne mathematische Hülfsmittel nicht möglich sei, schien geraume Zeit und

[illegible] Ende zu sein.

Der Verf. des vorliegenden Buchs hat vor nunmehr fast zwanzig Jahren auf die Bedeutung der psychologischen Untersuchungen Herbart's zuerst aufmerksam gemacht, und es ist kaum nöthig zu sagen, daß diese Schrift in dem Sinne der Herbart'schen Philosophie geschrieben ist. Gleichwol wird sich hier Niemand durch metaphysische Deductionen oder durch Rechnungen behelligt finden. Das Buch will eine empirische Psychologie sein. Die Empirie, als reine, mit Hinzugedachtem nicht vermischte Auffassung des Gegebenen, ist, oder sollte wenigstens im Gebiete der Psychologie, wie in jedem andern, für alle Schulen dieselbe sein; die Erklärung der Facta durch Theorien mag verschiedene Wege versuchen, die Analyse der Facta selbst müßte überall auf gleiche Anerkennung rechnen können. Wenn nun gleichwol die vorliegende Psychologie zu der von Herbart aufgestellten Theorie in einer sehr genauen Beziehung steht, so hat das seinen Grund darin, daß der Verf. durch sie „factisch den Beweis zu führen versucht, daß eine andere und hoffentlich natürlichere und gesundere Ansicht als die noch immer gangbare von den Erscheinungen und wirklichen Vorgängen des geistigen Lebens, ohne Hülfe der Metaphysik und der Philosophie überhaupt, ohne Zuziehung der Mathematik, durch bloße unbefangene Beobachtung, Zergliederung, Vergleichung und Verknüpfung der Thatsachen unserer innern Erfahrung den wesentlichen Grundlinien nach sich gewinnen läßt" (S. 1). Er hofft seine Leser zu überzeugen, daß „die Übersicht über das Ganze des geistigen Lebens zu einer erklärenden Grundansicht führe, durch welche sich die Wahrheit der Herbart'schen, auf dem Wege der Speculation gewonnenen Theorie des Seelenlebens bewährt, alle frühern und spätern Hypothesen aber sich als ungenügend erweisen" (S. 11). Wollte man diese Sätze in aller Strenge nehmen, so würden sich wol Zweifel dagegen erheben lassen, schon deshalb, weil jede erklärende Grundansicht die Grenzen der bloßen Empirie überschreitet. Für die psychischen Phänomene vollends ist irgend eine Determination des Causalbegriffs unvermeidlich, sowol was die psychischen Kräfte selbst, als die Art ihrer Wirksamkeit betrifft; und schwerlich läßt sich behaupten, daß die bloße Auffassung, Zergliederung, Vergleichung und Verknüpfung der Phänomene genüge, um Beides hinreichend zu bestimmen. Wohl aber kann man den Grundgedanken der Herbart'schen Psychologie: daß die Vorstellungen selbst die wahren psychischen Kräfte und die geistigen Zustände der Ausdruck ihrer durch ihre Verbindungen und Gegensätze modificirten Wirksamkeit sind, unabhängig von seiner metaphysischen Begründung vorläufig blos als Hypothese betrachten, und dann wird man allerdings finden, daß sich diese Hypothese Dem, was die innere Erfahrung wirklich lehrt, unvergleichbar leichter und natürlicher anschließt als jede andere, durch welche man bis jetzt in die Mannichfaltigkeit des geistigen Lebens die Einheit eines gesetzmäßig bestimmten Causalzusammenhangs zu bringen versucht hat. Wenn daher die empirische Psychologie sich vorläufig mit der Möglichkeit jener Hypothese begnügen kann, deren Nothwendigkeit zu rechtfertigen den eigentlich speculativen Untersuchungen überlassen bleiben muß, so ist die vorliegende Schrift vollkommen geeignet, die fruchtbare Anwendbarkeit jenes Grundgedankens thatsächlich zu belegen und zu bestätigen. Dadurch hat nun der Verf. zugleich eine Arbeit geliefert, welche die Herbart's insofern wesentlich ergänzt, als sie durch eine sorgfältige, gewählte und umsichtige Zusammenstellung des psychologischen Materials vor Allem eine „leichtfaßliche Orientirung auf dem Erfahrungsgebiete der Psychologie" (S. v) sichert, während Herbart's eigene Schriften, zwischen der Analyse des Gegebenen, theoretischer Synthese und Polemik nach außen vielfach getheilt, auch auf diesem Gebiete die Orientirung keineswegs erleichtern. Über dieses Verhältniß seiner Arbeit zu denen [illegible] Stelle [illegible] muß. Schon daß für Herbart „empirische Psychologie kaum etwas Anderes gewesen sei als die Lehre von den Seelenvermögen", hat nur eine sehr beschränkte Geltung; Herbart fand keine andere empirische Psychologie vor [illegible] chungen der Vermögenslehre behaftete [illegible] hat es vor ihm so bestimmt ausgesprochen, daß diese Vermögen als solche eben keine Thatsache der Erfahrung sind, und daß also eine wahrhaft empirische Psychologie diesem Begriffe gar nicht würde begegnen können. Der Verf. setzt aber noch hinzu: „Selbst die Aufstellung dieser Vermögen wird dadurch [illegible] zweideutig, daß er (Herbart) ihnen, die er doch bloße mythologische Wesen nennt, dessenungeachtet eine gewisse Unentbehrlichkeit zugesteht, und so das mit scharfem Interdict Verbannte, unter der Bedingung, sich im Incognito zu halten, in die Wissenschaft wieder einläßt, ohne sich darüber deutlich und allgemein zu rechtfertigen." Der Verf. sagt das zwar nur in Beziehung auf das kleinere „Lehrbuch zur Psychologie", aber bei Unkundigen könnte diese Stelle leicht das grobe Misverständniß hervorrufen, als habe Herbart von dem vorher exterminirten Begriff der Seelenvermögen später irgendwie einen wissenschaftlichen Gebrauch zur Erklärung der Phänomene gemacht. Der Verf. weiß natürlich viel besser als ein anderer Psycholog, bei welchem wir neulich eine ganz ähnliche Äußerung lasen, daß Herbart den Worten Gedächtniß, Verstand, Vernunft u. s. w. höchstens in dem Sinne eine gewisse Unentbehrlichkeit zugesteht, in welchem wir Alle vom Aufgange und Untergange der Sonne sprechen; eben deshalb hätte nicht gesagt werden sollen, daß er die diesen Worten entsprechenden Begriffe gewisser Seelenvermögen „wieder in die Wissenschaft eingelassen habe".

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Zum Capitel der Ehescheidungen.

In den „Curiosités et anecdotes italiennes" von Valery, dem Bibliothekar König Ludwig Philipp's, lesen wir Folgendes: „Merkwürdig sind die Vorzüge, welche die venetianische Aristokratie in kirchlichen Angelegenheiten hatte. Die dortigen Geistlichen waren sehr bald bereit, die Ehen der venetianischen Großen zu trennen, wenn diese eine anderweite Heirath ihrer Convenienz angemessen fanden. Obwol keine Ehescheidungen vom Bande unter Katholiken stattfinden sollen nach der Praxis der römischen Kirche, wußten sie doch die geistlichen Nullitätsgründe sehr geschickt zu benutzen." Er erwähnt dabei desselben Einflusses der Aristokratie auf die geistlichen Gerichte in Polen, wo auch in den meisten Familien wiederverheirathete Mitglieder gefunden werden, während der erste Ehegatte noch lebt, und erzählt von der Fürstin C......, die noch in einem Kloster bei Rom lebt, daß sie bei der Trauung vor dem Altar ihrer Tochter ein Paar Ohrfeigen gab, welche diese auch als etwas ganz Natürliches hinnahm. Als die darüber verwunderten Umstehenden nach der Ursache fragten, sagte sie: „Meine Tochter erhält dadurch vorkommenden Falles das Recht, ihre Ehe wegen Nichtigkeit auflösen zu lassen, weil sie damit beweisen kann, daß ich sie zu dieser Heirath gezwungen habe." Obwol man in Norddeutschland nicht sehr erfahren im kanonischen Recht ist, da man eben nicht gut verstanden hat, aus der assistentia passiva den besten Vortheil zu ziehen, so ist doch im November 1842 in Berlin ein Buch erschienen, in welchem gezeigt wird, daß es weit leichter ist, eine katholische Ehe durch Nullität zu trennen als eine Ehe unter Evangelischen durch Ehescheidung. Dieses Buch führt den Titel: „Vergleichung der Ehehindernisse nach dem kanonischen und nach dem preußischen Landrecht." 64.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 228. —— 16. August 1843.

Geschichte des Königreichs Dänemark. Mit steter Rücksicht auf die innere Entwickelung in Staat und Volk. Von C. F. Allen.

(Beschluß aus Nr. 227.)

Wir glauben nun nicht zu irren, wenn wir namentlich in dieser Besorgniß einen Grund zur Polemik gegen unsern Verf. finden: Hr. Falck fürchtet, es möchte für einen gewissen Theil des dänischen Volks — die Herzogthümer sind überhaupt nicht mit in die historische Darstellung gezogen — aus der Preisschrift nicht sowol Belehrung als vielmehr Aufregung hervorgehen. Wir wollen den besorgten Vorredner zuvörderst mit einem deutschen Beispiele zu trösten suchen. Im J. 1831, also in einer Zeit, wo die deutsche Volksmasse ungleich aufgeregter war, als sie es jetzt in Dänemark ist, schrieb Dr. Fleischhauer „Die deutsche privilegirte Lehn- und Erbaristokratie vernunftgemäß und geschichtlich gewürdigt für gebildete Deutsche aller Classen". Diese Schrift, den Herrschern Deutschlands gewidmet, mußte allerdings um ihrer Tendenz willen viel Aufsehen erregen; denn sie machte kein Hehl daraus, wie gleich ihr Motto anzeigt — „Nicht den Personen, nur der ungerechten Sache gilt's" —, daß sie möglichst viele Thatsachen und Verhältnisse zu gruppiren beabsichtige, um die mittelalterliche Aristokratie als die größte Feindin der Volksfreiheit darzustellen und den schlagenden Beweis zu führen, daß nicht das Recht, sondern die Gewalt die obwaltenden Volkszustände herbeigeführt hätte, und daß mithin der Lehensverband auf keine nach rechtlichen Grundsätzen zu ordnende Auflösung Ansprüche erheben könne, sondern sich bei einer factischen Trennung zu beruhigen habe. Allein trotz der unverkennbaren Absicht, alle aristokratischen Elemente in dem Lichte der Gewaltthätigkeit und Rechtswidrigkeit erscheinen zu lassen, sind dennoch weder die deutschen Regierungen noch die Volksmasse von der Bahn der Gesetzlichkeit abgebracht worden. Die Einen nahmen verständigerweise a Lehre, die Andern mit lobenswerther Mäßigung als Trost hin: was vergangen ist, kehrt nicht wieder! Wir denken, das dänische Brudervolk wird es dem deutschen gleich thun, wenn von Seiten Derer insbesondere auch ein Gleiches geschieht, die das Wohl und Wehe, das Segnen und das Fluchen des Volks in ihrer Hand haben. Allein bei Lichte betrachtet verschwindet jeder Grund zu Besorgnissen und mithin auch zu jeder Polemik, da die Preisschrift auch nicht im geringsten die Absicht verräth, mit Hülfe geschichtlicher Erzählungen Misvergnügen oder wol gar Haß zu erregen, da vielmehr der ganze Ton, die ganze Haltung derselben eine Ruhe und Leidenschaftslosigkeit wahrnehmen lassen, wie sie die Geschichtschreibung zu fodern berechtigt ist. Daß aber der Verf. ein warmes Vaterlandsgefühl an den Tag legt; daß er Sympathie für das Volk empfindet, das unter den Folgen aristokratischer und hierarchischer Bestrebungen und Kämpfe leidet; daß er diesen Thatsachen, die einen wesentlichen Theil der Geschichte des germanischen Mittelalters, ja selbst bis ins 18. Jahrhundert bilden, eine besondere Aufmerksamkeit schenkt, sie auf dem Grunde von Quellen und Hülfsschriften anschaulich zusammenstellt und den Lesern der verschiedenen Volksclassen, denen anderweite historische Belehrungsschriften nicht zugänglich sind, in einem möglichst treuen und vollständig ausgemalten Bilde vorzulegen sucht, kann das etwa von dem Kenner des Berufs der Geschichte und von einem parteilosen Richter getadelt werden? „Wahrheit ist das erste Gesetz der Geschichte", sagte schon vor langer Zeit de Wette, „Wahrheitsliebe die erste Pflicht des Geschichtsforschers." Hat vielleicht der Geschichtschreiber, der sich der Trefflichkeit seines Berufs und der Reinheit seines Willens bewußt ist, rechts und links zu fragen: Was ist gefällig? Kann wol die Behauptung mit gutem Grunde bestritten werden, daß nichts so sehr zur Aussöhnung des Misvergnügten mit der Gegenwart, nichts so sehr zur richtigen und gebührenden Würdigung der gegenwärtigen Rechts- und Wohlfahrtszustände beizutragen vermöge, als wenn man das harte Drängen und Treiben und die Nöthen der Väter dem Volke zu einer lebendigen Anschauung bringt? Das können nur Diejenigen bestreiten wollen, die entweder aus sogenannten Rücksichten oder vermöge besonderer Parteiansichten mit jener alten Zeit noch liebäugeln. So vernünftig und aufgeklärt sind bereits alle germanischen Volksstämme, daß sie nicht vor Freuden oder Gott weiß aus welchem andern Grunde in den Strudel der Revolution rennen, weil sie durch das Gesetz und die Weisheit der Regierungen aus dem Sumpfe der Barbarei und der Rechtslosigkeit gerettet worden sind. Hat übrigens das Censorencollegium in Kopenhagen, was Hr. Falck aber nur vermuthet, ähnliche Bemerkungen

und Bedenklichkeiten, wie die seinigen sind, dem Manuscript der Preisschrift beigefügt, so können wir es dem Verf. derselben wirklich nicht verdenken, wenn er im Wesentlichen Gebrauch davon zu machen sich weigerte. Einmal durfte er dies thun, als selbständiger und denkender Geschichtsforscher, und dann als Mensch im Bewußtsein der Schuldlosigkeit: die Geschichte redet aus seinem Buche, nicht eine Partei, nicht eine verwerfliche Tendenz, keine Übertreibung. Und durfte auch der Verf. nicht mit einem ehemaligen Bürgermeister von Kopenhagen, Christoph Hansen, den der Reichsrath ungerecht schmähte, in damals gewöhnlicher Derbheit antworten: „Wir sind nicht eure Jungen, daß ihr uns so anfahren dürft", so möchte ihm doch Rabener's Beispiel nicht unpassend vorgekommen sein, der nach dem Erscheinen seiner Satiren mit einer Menge von Processen bedroht auf den Verdacht hin, daß er bestimmte Persönlichkeiten gezeichnet habe, öffentlich die Antwort gab: „Ich habe Niemanden gemeint, nur wer sich getroffen fühlt, den habe ich gemeint." Dies möge genügen, um unsern Verf. gegen den Vorredner in Schutz zu nehmen, und so viel an uns ist, zu verhüten, daß der einzelne Leser oder vielleicht gar das größere Publicum gegen die treffliche Preisschrift von irgend einem Vorurtheil eingenommen werde.

Wir hatten uns nun vorgenommen, einzelne Abschnitte der Preisschrift besonders zu besprechen, und dazu namentlich den kirchlichen Zehnten und Struensee bestimmt. Indeß der Raum, den wir nur noch übrig haben, nöthigt uns, von dieser Absicht wenigstens vor der Hand abzustehen und uns auf folgende Bemerkungen zu beschränken. Sugenheim's Werk: „Das Staatsleben des Klerus im Mittelalter", erhält in Absicht auf die Geschichte des Zehnten im Norden durch die vorliegende Schrift zahlreiche factische Beweise für den Widerwillen des Volks gegen diese Abgabe und für die selbst blutigen Kämpfe und kirchlichen wie weltlichen Verwickelungen, die daraus hervorgingen. Was Struensee betrifft, so ist es von Interesse, Vergleichungen anzustellen zwischen Allen's Darstellung und Urtheil und Dem, was wir in v. Raumer's „Europa", Bd. 1, S. 179 fg., lesen. Es ergibt sich zugleich aus dieser Vergleichung, wie gut unser Verf. sich über diese merkwürdige Zeit Dänemarks und über die einzelnen Persönlichkeiten unterrichtet hat und wie sein Urtheil Sachkenntniß mit Unparteilichkeit und Besonnenheit vereinigt. Als wir Raumer's genanntes Werk auch in d. Bl. besprachen, machten wir namentlich darauf aufmerksam, daß, wenn eine Vergleichung mit Pombal stattfinde, Struensee insofern offenbar im Nachtheile sei, als seiner Persönlichkeit sowol als seinen Bestrebungen unleugbar die wahrhaft sittliche Grundlage dermaßen gemangelt habe, daß auf ein glückliches Endresultat keine Hoffnung zu stellen gewesen sei. Ebenso urtheilt der Verf.: „Es mangelte Struensee der sittliche Ernst und die sittliche Reinheit, die ebenso wenig bei dem Staatsmanne wie bei dem Privatmanne fehlen dürfen, wenn irgend dauerhaft Gutes zu Stande gebracht werden soll."

Der Verf. hat am Ende seiner Schrift sehr zweckmäßig noch einen resumirenden Rückblick auf die ganze Geschichte Dänemarks gegeben, und diesen wollen wir ganz mittheilen, theils zur geschichtlichen Belehrung unserer Leser, theils um einen factischen Beweis zu liefern, wie gut der Verf. schreibt und wie besonnen er urtheilt:

Die Urzeit Dänemarks kann als eine Zeit großer Volksfreiheit bezeichnet werden. Es ist aber dabei nicht zu vergessen, daß diese Volksfreiheit keineswegs allgemein war. Ein nicht unbedeutender, vielleicht der dritte Theil der Bevölkerung befand sich in dem Zustande der strengsten Unfreiheit oder wahrer Sklaverei. Fortwährend gelangten zwar viele Sklaven durch Freilassungen ihrer Herren in eine bessere Lage, und ihre Nachkommen wenigstens konnten als vollberechtigte Mitglieder in die bürgerliche Gemeinschaft eintreten. Aber die Classe der Sklaven blieb immer groß, bis im 14. Jahrhundert die Sklaverei durch die Bemühungen der Kirche ein Ende nahm. Was das Verhältniß der freien Grundeigenthümer betrifft, so gaben sie auf den Thingen sich selbst Gesetze und schlichteten selbst ihre Streitigkeiten. Der König, durch die Stimme des Volks gewählt, hatte nur die ausübende Gewalt und war der Anführer im Kriege, weshalb er einen größern Antheil an der Beute und so viel Geschenke und Steuern erhielt, als das Herkommen bestimmte oder die Zuneigung und der gute Wille des Volks ihm vergönnte. Die Häuptlinge oder die reichern und angesehenern Bauern hatten ohne gesetzlich bestimmte Vorrechte den Einfluß, welchen großes Vermögen und die Abstammung aus einem angesehenen Geschlecht verschaffen. Die Vereinigung der kleinen Reiche bewirkte keine wesentliche Veränderung in der Verfassung des Staats, verschaffte aber den Oberkönigen größern Glanz, größern Reichthum und ein zahlreicheres Gefolge von ergebenen Kriegern und dadurch höheres Ansehen und größere Macht. Mit der Einführung des Christenthums entstand die Geistlichkeit, welche aus fremden Landen ihre Einrichtungen und ihre höhere Cultur nach Dänemark verpflanzte, und bald durch ihr festes Zusammenhalten und durch das Bedürfniß der Zeit nach einer geordneten und schützenden Macht einen Einfluß erlangte, der auf die Entwickelung eines friedlichern und ruhigern Lebens wohlthuend einwirkte. Der kriegerische Geist des Volks verlor sich, als friedliche Beschäftigungen, Ackerbau, Handel und Gewerbe das wilde*) Wikingleben der Vorzeit verdrängten, und es wurde jetzt ein eigener Kriegerstand nothwendig. So entstand, wie Einige glauben, der Adel, zuerst als ein Verein von Kriegern, welche zur Belohnung ihrer Dienste steuerfreie Lehngüter erhielten, später als ein streng geschlossener erblicher Stand. Am spätesten bildete sich in den Städten der Bürgerstand, welcher in der ältesten Zeit wie das Volk überhaupt im Besitz der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt war. Anfangs war der Bürgerstand stark durch seine befestigten Städte und durch die enge Verbindung seiner Mitglieder in Gilden, und im Stande, sich gegen die steigende Macht der Geistlichkeit und des Adels zu halten. Die Geistlichkeit begann einen langwierigen Kampf mit dem Königthum, der damit endete, daß die Staatsgewalt zwischen zwei Häuptern, einem geistlichen und einem weltlichen, dem Könige und dem Erzbischofe, getheilt wurde. Nachdem die Geistlichkeit ihren Zweck erreicht hatte, schloß sie mit den Königen Frieden; allein der Adel folgte nun dem gegebenen Beispiel und begann einen neuen Kampf, dessen Ende eine große Beschränkung der königlichen Macht war. Diese beiden mächtigen Stände waren jetzt zum Besitz aller der Rechte gelangt, welche früher von allen Freien ausgeübt worden, und hatten zugleich den größten Theil der Grundstücke des Landes erworben; der freie Bauernstand der Vorzeit, durch blutige innere und äußere Kriege geschwächt und

*) Wer sich darüber näher unterrichten will, den verweisen wir auf Strinnholm's „Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier" (aus dem Schwedischen von Frisch, 2 Thle., Hamburg 1839—41), Das Beste, was wir darüber besitzen.

vernichtet, war zum Theil leibeigen geworden, und der Bürgerstand, dessen Handel und Gewerbe durch den mächtigen norddeutschen Hansabund gelähmt wurde, hatte auf den Herrentagen, welche den Danehof und das Volksthing ablösten, keine Bedeutung. Gegen das Ende des Mittelalters versuchten der Bürger- und der Bauernstand unter der Anführung eines Königs einen blutigen Kampf, um das Joch des Adels und der Geistlichkeit abzuschütteln; allein der Volkskampf nahm ein unglückliches Ende, die Geistlichkeit unterlag, von König, Adel und Volk verlassen; allein durch den Fall der Geistlichkeit erhob sich der Adel zu großer Macht. Die Reformation hatte günstige Folgen für die Entwickelung der bürgerlichen Freiheit, denn die protestantische Geistlichkeit, welche gleich dem Volke unter dem Drucke des Adels litt, verband sich mit dem Volke, und die Aufklärung fing an, ihre Strahlen zu verbreiten und im Volke das Bewußtsein seiner Rechte und die Erkenntniß derselben wieder zu beleben. Als der Adel eine Macht erlangt hatte, welche selbst die wohlgemeinten Bestrebungen der besten Könige, wie die Christian's IV. für den Bauernstand, scheitern machte, und ein unglücklicher Krieg den Staat dem Untergange nahe gebracht hatte, vereinigten sich der Bürgerstand und die Geistlichkeit und bereiteten sich Schutz, indem sie die Macht des Königs vermehrten. Die politische Macht des Adels wurde dadurch gebrochen, und der Bürgerstand aus seiner Erniedrigung erhoben; doch bürgerliche Gleichheit war damit nicht hergestellt. Der Bauer blieb unfrei wie zuvor, nur daß er später heimatspflichtig statt leibeigen genannt wurde, und der Adel behielt Privilegien und Rechte, welche in mehr als Einem Jahrhunderte demselben einen verderblichen Einfluß im Staate sicherten. Der Bürgerstand aber gewann nach und nach Einsicht, Wohlstand und Selbständigkeit; eine zunehmende Aufklärung und eine sich entwickelnde öffentliche Meinung untergruben heimlich die Grundlage, auf welcher der Anspruch des Adels auf größere Rechte und Vorzüge als die übrigen Staatsbürger beruhte, und die Leiden des Bauernstandes riefen, bei einer öffentlichen Verhandlung der Sache, eine lebendige Theilnahme bei dem Volke hervor, die bei einer aufgeklärten und edelgesinnten Regierung Anklang fand. Die Freigebung des Bauernstandes 1788 war ein großer Schritt zur Verbesserung der bürgerlichen Verhältnisse, und auf denselben folgten andere Veranstaltungen, wodurch die Vorrechte eines privilegirten Standes, die mit dem Wohle des Ganzen unvereinbar waren, aufgehoben oder eingeschränkt wurden. Nachdem auf diese Weise alle Stände in ein besseres Verhältniß zueinander gebracht waren, erhielt Dänemark jetzt, wo die Zeit erfüllt war, die Ständeinstitution, welche dem Bürger, dem Bauern und dem Edelmanne nebeneinander Sitz im Rathe, mit gleicher Stimme und gleichem Rechte, ertheilt. Die Ständeinstitution schließt die ältere Entwickelung ab, und bildet den Anfang einer neuen.

Zum Schluß noch Folgendes: Allen's Preisschrift ist besonders Geschichtslehrern sehr zu empfehlen, sowol in Absicht auf die Methode als die Auswahl des historischen Stoffs. Sie ist aber auch allen Denen zu empfehlen, die an einer guten historischen Lecture Geschmack finden, oder denselben zu veredeln bemüht sind. Möge das Buch die Kraft bewähren, die wir ihm zutrauen, sich in den Bibliotheken gegen Nebenbuhler gemeinern Ranges geltend zu machen!

Karl Zimmer.

Empirische Psychologie nach naturwissenschaftlicher Methode. Von M. W. Drobisch.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Will man nun das Verhältniß dieser Schrift zu der Gesammtaufgabe auch nur der empirischen Psychologie bestimmen, so ist es nöthig, die Grenzen, welche der Verf. selbst sich absteckt, etwas näher zu bezeichnen. Es kam ihm vor Allem darauf an, über tieferm Eingehen auf das Einzelne die Übersicht über das Ganze des geistigen Lebens nicht aus dem Auge zu verlieren; es handelte sich also um eine naturgetreue Auffassung der allgemeinsten psychischen Phänomene nach dem mittlern Durchschnitte des normalen geistigen Lebens, um eine Darlegung vorzugsweise der Thatsachen des gemeinen Bewußtseins. Weder diejenigen psychischen Phänomene, die in Folge einer weitfortgeschrittenen, häufig ebenso künstlichen als einseitigen geistigen Cultur auftreten, noch die vielfachen abnormen Zustände, wie z. B. die Geisteskrankheiten, noch das Meiste von Dem, was auf den Zusammenhang des geistigen und leiblichen Lebens hinweist, wie z. B. die Temperamente, wird man hier berücksichtigt finden. Der Verf. scheint dabei, der neuern Naturforschung sich anschließend, allerdings auf den Geist einer vollkommen nüchternen Untersuchung gerechnet zu haben, für den nicht erst der Reiz des Außerordentlichen und Seltsamen nöthig ist, um die Aufmerksamkeit zu fesseln; und es ist wol möglich, daß er dadurch hier und da die Erwartungen der Leser unbefriedigt lassen werde. Er erklärt deshalb diese Arbeit selbst nur für einen Anfang einer bessern Bearbeitung der empirischen Psychologie, welche erst allmälig durch Monographien über einzelne Gruppen psychischer Phänomene eine breitere Basis gewinnen könne. Die Gliederung des Buchs ist demgemäß sehr einfach. Nach einer Einleitung über die Aufgabe, Hülfsquellen und Methoden der Psychologie, in welcher der Verf. seinen Standpunkt darlegt und namentlich die Frage erörtert, inwiefern die Psychologie die verschiedenen Methoden der Naturwissenschaften sich aneignen oder wenigstens benutzen könne, zerfällt das Ganze in fünf Abschnitte. Der erste gibt einen Überblick über die Mannichfaltigkeit Dessen, was unter den Begriff des Vorstellens fällt; der zweite analysirt die Erscheinungen des Wechsels und der Veränderung des Vorstellens in seiner Unabhängigkeit vom Wollen; der dritte handelt von der Mannichfaltigkeit und dem Wechsel der Gefühle, der vierte von der Mannichfaltigkeit und dem Wechsel der Begehrungen, der fünfte endlich verbreitet sich über die erklärende Grundansicht vom geistigen Leben, und zwar, indem er zuvörderst die Lehre von den Seelenvermögen zuerst nach der gemeinen Ansicht, dann nach philosophischer Auffassung darstellt und beurtheilt. Der Verf. verbreitet sich hier nicht blos über die Bestimmung und Anwendung dieses Begriffs bei Aristoteles, Wolf, Kant, Fries, sondern nachdem er die Stellung Beneke's und Stiedenroth's zu Herbart kurz berührt hat, zieht er hierher auch die Behandlung der Seelenvermögen bei C. G. Carus und G. H. v. Schubert, als zwei der jüngsten Repräsentanten der naturphilosophischen Richtung, während er rücksichtlich der Hegel'schen Schule durch die Kritik, welcher Exner ihre Psychologie unterworfen hat, sich „der Verpflichtung für gänzlich überhoben erklärt, noch ein Wort mehr hinzuzufügen". Endlich schließt das Ganze mit einer kurzen Darlegung der Grundbegriffe der Dynamik der Vorstellungen, als des Erklärungsgrundes der psychischen Phänomene, sammt einigen Vorblicken auf die Ergebnisse der rationalen Psychologie.

Ref. hat nicht die Absicht, auf Einzelnes einzugehen; am gelungensten scheint ihm der zweite Abschnitt zu sein, indem hier die Reproduction und Association der Vorstellungen von den verschiedensten Seiten her als die Fundamentalbedingung alles geistigen Lebens deutlich vor Augen gelegt wird. Nur beispielsweise mögen einige Erörterungen von besonderm Interesse hervorgehoben werden, wie §. 45 die Erklärung einer Gesichtstäuschung bei Betrachtung eines Petschafts durch eine umkehrende Ocularröhre; §. 47 die, so viel dem Ref. bekannt ist, neue Erklärung der Thatsache, daß das verkehrte Bild auf der Netzhaut doch nicht verkehrt gesehen wird; §. 58 u. fg. die Erörterungen über das objective und subjective Maß der Raum- und Zeitstrecken u. A. m. Dagegen hätte Ref. gewünscht, daß der Verf. sich z. B. über die psychologische Natur der Schlüsse etwas mehr verbreitet hätte; denn offenbar ist die Distanz zwischen den logischen Foderungen und dem wirklichen Zusammenhang

den Gedankenreihen, deren Theile das gemeine Bewußtsein durch das Verhältniß zwischen Folgen und Gründen bezeichnet, bei den Schlüssen so auffallend als bei den Begriffen. Die natürlichste Form des Schließens, die Schlüsse aus Induction und Analogie, die höchstens ein Analogon des eigentlichen Syllogismus darbieten, geben deutliche Belege, daß das Schließen und Folgern sehr häufig blos auf der unwillkürlichen Reproduction schon verknüpfter Vorstellungsreihen beruht; daher wol kein genügender Grund vorhanden ist, mit beschränkender Rücksicht auf die absichtliche Reflexion die Schlüsse von den logischen Formen, oder vielmehr von dem Analogon dieser Formen, welches in dem gemeinen Bewußtsein vorkommt, auszuschließen. Ebenso wäre es vielleicht zweckmäßiger gewesen, wenn sogleich im ersten Abschnitte die Analyse der sinnlichen Empfindungen weniger den teleologischen Gesichtspunkt festgehalten, als vielmehr auf Das hingewiesen hätte, was eigentlich Object der sinnlichen Empfindung ist. Schwerlich würde dann z. B. S. 48 gesagt worden sein: „der Tastsinn erkenne die räumlich begrenzte Beschaffenheit des Materiellen und zwar nach allen drei Dimensionen", da doch Niemand etwas Anderes tasten kann als höchstens Flächen, und schon das Urtheil über die Beschaffenheit der Fläche z. B. das Rauhe und Glatte, als beruhend auf der Art des Übergangs von einem Punkte derselben zum andern, auf Reproductionen beruht. Ref. weiß sehr wohl, daß namentlich in dieser Beziehung der zweite Abschnitt den ersten sehr wesentlich ergänzt; es scheint ihm aber wichtig, sogleich bei der ersten Analyse der sinnlichen Empfindung ausdrücklich hervorzuheben, daß die Art, wie die gemeinsten sinnlichen Wahrnehmungen sich uns aufdringen, schon auf verwickelte psychische Processe hinweist.

Bemerkungen dieser Art, deren sich bei einer ausführlichen Kritik dem Ref. noch mehre darbieten würden, sollen indessen dem Urtheile des Lesers über den Werth des Buchs keinen Eintrag thun. Zu einer ausreichenden Bekanntschaft mit der Natur des psychologischen Materials, welches, obwol Jedem unmittelbar nahe liegend, doch so leicht falschen Auffassungen und Erschleichungen aller Art unterliegt, wollte der Verf. die Hand bieten; keineswegs die Psychologie als Wissenschaft erschöpfen. Er wollte den Übergang von der Erfahrung zur theoretischen Psychologie bahnen, „die zwar noch nicht nothwendig speculativ zu sein braucht, wohl aber vor Allem der Hülfe der Mathematik bedarf, um ihren Grundbestimmungen diejenige Specialität, ja Individualität zu geben, ohne welche jene immer in vager Allgemeinheit bleiben müssen" (S. v). In der letztern Beziehung hat er die Absicht, der vorliegenden Schrift „Elemente der mathematischen Psychologie" nachfolgen zu lassen. Die Ausführung dieses Plans scheint er von der Verbreitung und Beachtung abhängig sein lassen zu wollen, welche diese Schrift finden werde. Muß jedoch die Psychologie, wie der Verf. bemerkt, einmal mit ihrer Geschichte brechen, so kann sie überhaupt von allen Denen, die einen solchen Bruch nicht für nöthig halten, in diesem Augenblicke nur wenig hoffen. Möge sich also der Verf. nicht abhalten lassen, in diesem Falle für die Zukunft zu arbeiten, selbst wenn die Hoffnung täuschen sollte, daß seine mathematische Bildung den Gedanken einer Anwendung der Mathematik auf die Psychologie den eigentlichen Naturforschern und Mathematikern auch schon jetzt nahe zu legen im Stande sein werde; und Ref. schließt mit dem Wunsche, daß der Verf. mit der Veröffentlichung seiner längst vorbereiteten Arbeiten über mathematische Psychologie nicht länger zögern möge. 72.

Bibliographie.

Abälard und Heloisens Briefe. Nach dem Französischen poetisch bearbeitet. Herausgegeben von F. Weiß. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp. Taschenausgabe in 8. 15 Ngr.

Beda, C., Die Vertheidigung der Deutschen und Slawen in Ungarn. Die Kehrseite der Vierteljahrsschrift aus und für Ungarn. Leipzig, Binder. Gr. 8. 25 Ngr.

Betrachtung der Schrift: Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten von dem Erzbischofe von Köln, Clemens August Freiherrn Droste zu Vischering. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 10 Ngr.

Dorow, W., Erlebtes aus den Jahren 1813—1820. Zwei Theile. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Fink, G. W., Geschichte und Wesenheit der Religionen. 1stes Heft. Leipzig, Goetz. Gr. 8. 15 Ngr.

Gasparin, Graf A. v., Die allgemeinen Interessen des französischen Protestantismus. Aus dem Französischen von M. Runkel. 1ste Abtheilung. Essen, Bädeker. Gr. 8. 20 Ngr.

Holdheim, S., Über die Autonomie der Rabbiner und das Princip der jüdischen Ehe. Ein Beitrag zur Verständigung über einige das Judenthum betreffende Zeitfragen. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 1 Thlr.

Innocent, T., Die Liebe heilbar. Humoristisch-philosophisch-hydropathische Abhandlung. 2te Auflage. Leipzig, Glück. 16. 2 Ngr.

Kolb, G. F., Geschichte der Menschheit und der Cultur. In zwei Abtheilungen. 1ste Abtheilung. Das Alterthum; 2te Abtheilung. Das Mittelalter und die Neuzeit. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp. 8. Jede Abtheilung 26¼ Ngr.

Köpf, J., Palästina, oder: topographische Darstellung des biblischen Schauplatzes, verbunden mit einer kurzen Welt- und Religions-Geschichte. Mit zwei Landkarten. Kempten, Kösel. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Krause, C. E., Die deutschen Schwurgerichte. Leipzig, Naumburg. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kretschmer, G., Reime. Bromberg, Levit. Gr. 8. 15 Ngr.

Lossau, v., Charakteristik der Kriege Napoleon's. 1ster Theil. Feldzug in Italien 1796—97, in Ägypten 1798—99 und 1800 in Deutschland und Italien. Mit Karten und Plänen. 1stes Heft. Freiburg, Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Mach, A. v., Geschichte des Königlich Preußischen zweiten Infanterie- genannt Königs-Regiments seit dessen Stiftung im Jahre 1677 bis zum 3. Dec. 1840. Berlin, Mittler. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Märcker, F. A., Die Willensfreiheit im Staatsverbande. Zur Einführung in des Aristoteles Bücher von der Rhetorik und zur richtigen Würdigung der geistlichen Beredsamkeit. Berlin, Dümmler. 8. 25 Ngr.

Mephistopheles und die Kaltwassercur. Wahrheit und Dichtung. Düsseldorf, Schreiner. 8. 10 Ngr.

Oven, C. H. C. v., Hymnologische Beiträge. — A. u. d. T.: Die evangelischen Gesangbücher in Berg, Jülich, Cleve und Grafschaft Mark seit der Reformation bis auf unsere Zeit. Düsseldorf, Schreiner. Gr. 8. 12½ Ngr.

Pischon, F. A., Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt. Eine vollständige Beispielsammlung zu seinem Leitfaden der Geschichte der deutschen Literatur. 3ter Theil, welcher die Zeit vom Jahre 1620 bis 1720 umfaßt. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Pohl, F., Martin von Dunin, Erzbischof von Gnesen und Posen. Eine biographische und kirchenhistorische Skizze. Mit Portrait. Marienburg, Dormann. Gr. 8. 15 Ngr.

Reden, Freih. F. W. v., Das Kaiserreich Rußland. Statistisch-geschichtliche Darstellung seiner Culturverhältnisse, namentlich in landwirthschaftlicher, gewerblicher und commerzieller Beziehung. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Scharpff, F. A., Der Cardinal und Bischof Nicolaus von Cusa. 1ster Theil: Das kirchliche Wirken. Ein Beitrag zur Geschichte der Reformation innerhalb der katholischen Kirche im 15. Jahrhunderte. Mit dem Portrait des Cardinals. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Shakspeare's dramatische Werke übersetzt von A. W. v. Schlegel und L. Tieck. 3te Auflage. 1ster Band. Berlin, Reimer. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 229. —— 17. August 1843.

Französische Touristen-Literatur.

Kein Kenner des französischen Geistes wird leugnen, daß die fein auffassenden, schnell beobachtenden und leicht wiedergebenden Franzosen in der sogenannten „leichtfüßigen Literatur" (littérature légère) ein ganz besonderes Talent entwickeln und die meisten Schriftsteller anderer Nationen entschieden übertreffen. Wenn die philosophischen Schriften der Franzosen unsers Jahrhunderts für Den, welcher an die substantielle Nahrung der modernen deutschen Speculation gewöhnt ist, eben von keinem sonderlichen Interesse sind, so gewähren hingegen ihre literarischen Zeitvertreibarbeiten allen Denen, die nicht sowol auf Belehrung als auf Unterhaltung ausgehen, einen eigenen Reiz. Französischer Esprit schmeckt auf deutschen Ernst wie französischer Champagner auf deutschen Hochheimer, und die leichte französische Literatur verhält sich zu ihrer deutschen Nachbarschwester wie die französische Küche zur deutschen. Die derben, einfach zubereiteten Gerichte sind, wie das Charakteristischste, so auch das Beste unserer Kochkunst. In den feinen, raffinirten Aufgaben ist dagegen die Erfindungsgabe unserer culinarischen Phantasie weder reich noch glücklich und auf keine Weise mit dem erstaunlichen, sinnreichen Combinationstalent der französischen Köche zu vergleichen, welche in diesem leichten, schnörkelartigen Genre die fruchtbarsten, vorzüglichsten Meister sind. Was nur immer Geist, Witz, Laune und Satire auf den Mistbeeten der Civilisation zur Reife bringen, bietet der pariser Literaturmarkt alltäglich in einer Unzahl von Journalen, Revuen und Octavbänden im größten Überfluß, und eine unersättliche Lesermenge verschlingt Alles, was die durchaus auf der Höhe der Zeit arbeitende literarische Kochkunst in einer Unzahl fein abgewogener Zusammensetzungen dem Geschmack eines Jeden mundrecht zu machen weiß. Natürlich wird unter den Leckereien und ausgesuchten Seltenheiten aller Art, womit die Tafel der kleinen französischen Literatur bedeckt ist, manches Verbrannte, Überpfefferte, Fade, und für uns platterdings Ungenießbare aufgetischt; doch mangelt es nicht an gut gekochten, kunstreich gewürzten, pikanten Gerichten, welche unsere Geschmacksnerven angenehm kitzeln und unsere Eßlust befriedigen. Von drei solchen Schüsseln, die wir bei einem neulichen Mittagsessen an der großen Table d'hôte der Lesecabinete gekostet haben, wollen wir den Lesern einen kleinen Vor- oder Nachgeschmack zu geben versuchen.

1. Trois ans de promenades en Europe et en Asie, par *Stanislas Bellanger*. Zwei Bände. Paris 1843.

Eine Olla potrida, die uns brockenweise wie spanischer Pfeffer in die Nase steigt. Von Strasburg aus reist der Verf., ein lustiger Lebemann, mit dem Stellwagen über Karlsruhe, Stuttgart, Ulm, Augsburg nach München, und von da über Linz und Wien durch Ungarn und Siebenbürgen nach Bukarescht. Er beobachtet nicht übel und hat gute Augen, obgleich französische Augengläser. Was er sieht, trägt er ohne Kunst und Umschweife in sein Tagebuch ein und läßt es drucken, und dabei erzählt er mit vieler Natürlichkeit und Anmuth die kleinen Abenteuer, welche von ihm und seinem Reisegefährten bestanden werden. Auch gibt er hier und da einige artige Novellen und curiose Geschichten; wo er einen fertigen, historischen Stoff findet, weiß er ihn recht verständig zu benutzen und in leichte, lockere, gefällige Form zu bringen; seine Beschreibungen von Landschaften und Gegenden, von Sitten und Gebräuchen, von Kirchen und Schlössern, sowie seine Nachrichten über philanthropische Institute und einzelne berühmte Männer sind ohne Anmaßung, ohne Schwulst und ohne Leidenschaft, von aller Klatscherei und allen Persönlichkeiten fern. Die liebenswürdige Impertinenz, die jungen Leuten so leicht verziehen wird und jungen Autoren wohl ansteht, gibt diesen Spazierfahrten eine besondere Würze. Das Buch kann zur unterhaltenden Lecture empfohlen werden. Man lacht über Manches, was der Verf. gesehen und beschreibt, und noch öfter über den Verf. selbst, der mit seinen französischen Ansichten sich in Deutschland spaßhaft genug ausnimmt. Man kennt die Meinung, welche die meisten Franzosen noch immer von uns Deutschen haben; es ist die, welche vielleicht vor 100 Jahren galt, und welche jetzt nur noch bei einem Theile unsers Volks zutrifft. Unsere Laster und Gebrechen, als da sind Völlerei, Trunkenheit, Verdrossenheit bei Kleinigkeiten, Schwerfälligkeit des Körpers, Roheit der Zunge, sind zum Sprüchwort bei ihnen geworden, und noch immer glauben Viele, es sei unmöglich, daß ein Deutscher ein liebenswürdiger Gemahl und ein unterhaltender Gesellschafter sein könne. Man sollte denken, der ununterbrochene feindliche und friedliche

Verkehr der letzten 50 Jahre mit Deutschland habe sie eines Bessern in mancher Hinsicht belehrt; allein der Franzose, welcher nur sein Eigenes liebt, kümmert sich wenig um das Fremde, und kann Jahre lang im Auslande reisen und leben, ohne etwas weiter darin versucht und studirt zu haben als die Weiber. Diese schöne Natur jenseit des Rheins schildert und kennt auch unser Verf. am gründlichsten. Die schönweiberigen Städte Deutschlands sind seine süßesten Reiseerinnerungen; der reizenden Münchnerinnen, Passauerinnen, Linzerinnen und Wienerinnen gedenkt er mit freudigem Entzücken und den bairischen und östreichischen „Kelleresses" hält er eine gebührende Lobrede. Wir Männer kommen nicht so gut weg. Er hält uns zwar für ehrlich und brav im Leben wie in Schlachten, aber doch, meint er, sei ein Franzose ein Wesen, das schon weit mehr Ehrgefühl und Humanität besitzt. Unsere Bescheidenheit dünkt ihm Kriecherei, unsere Derbheit Bäurischkeit, — und werden es beide nicht oft? Die Existenz des Stocks und die Geduld der östreichischen Rücken kann er nicht begreifen; ebenso unbegreiflich ist ihm, wie ein rheinweinländisches Volk in Wort und That so träge und feuerlos sein kann, was allerdings unmöglich sein würde, wenn man nicht von oben so sehr in das Gebiet des Geistes eingriffe und diesem Feuerelement so viel erkältendes und löschendes Wasser zugösse. Haß gegen die Deutschen läßt der Verf. nie blicken; er findet uns blos zu langsam und langweilig, zwei Dinge, die gerade die Antipoden der französischen Schnelligkeit und Behendigkeit sind.

2. Une année en Espagne, par *Charles Didier*. Zwei Bände. Paris 1842.

Ein genießbares Potpourri, welches jedoch ab und zu ein starkes Brennen im Halse verursacht. Der Verf., ein geborener Genfer, der wie im vorigen Jahrhundert Rousseau seinem Bürgerrechte entsagt und sich nach Frankreich gerettet hat, ist ein heißer Demokrat und salzt seine Urtheile über Personen und Dinge nicht immer mit attischem Salze. Er beschreibt zunächst die Küstenstraße über Junquera und die Grenzfestung Figueras, welche das „Journal des débats" noch vor kurzem einen der festesten, wohlversehensten Plätze Europas nannte, der Verf. aber als eine elende Citadelle schildert,

blos von einem Haufen zerlumpter, fieberkranker Bettler bewacht und von einigen Stücken Geschütz vertheidigt, an denen die Ratten ganz ruhig die Laffetten abnagen. Hohes Gras wächst um die weitläufigen, leeren Casernen. Nachlässig an eine Batterie gelehnt, steht eine verlorene Schildwache in träumerischem Nachdenken. Der Constitutionsplatz ist ganz mit Bettelleuten und Müssiggängern gepflastert, die im Staube liegend sich in der Sonne wärmen oder die ungeheure, mit sieben Maulthieren bespannte altfränkische Staatskutsche vorbeipassiren sehen, die S. H. den Herzog von Infantado spazieren fährt. In einem Nu hat man dergestalt einen vollständigen Abriß von Spanien und seiner Bevölkerung.

In Figueras schifft sich der Verf. mit der spanischen Diligence nach Barcelona ein. Die Reise dahin hatte eine so originelle Form, eine so entschiedene Localfarbe, ein so eigenthümliches Wesen, daß ich ohne Besorgniß zu langweilen dem Autor folgend einen Umriß davon geben darf. Das Fuhrwerk der spanischen Diligence ist, seiner Form nach, ein kolossales Ungeheuer in Kutschenbauart, aus der Ferne einem Elefanten nicht unähnlich, dem man einen hölzernen Thurm voll Soldaten aufgepackt. Eine ärgere Caricatur kann in dieser Art die Staatskutsche nicht sein, worin der König von England ins Parlament fährt. Dieser viereckige Kutschenkoloß, mit seinen Magazinen auf dem Deckel und auf der Hinterachse, hat inwendig auf zwei breiten Sitzen sechs bequeme Plätze, zwei große und vier kleine Fenster. Glücklich, wer eine der vier Ecken erhält, und sich früh genug dazu meldet. Er gewinnt auf diesem wohnlichen Platze doppelt, frische Luft und freie Aussicht durch das Fensterchen in der Seitenwand, und bettet sich sanft, beim Schlafen in die Ecke gedrückt. Die Besitzer der beiden Mittelplätze haben es weniger bequem, und sind ihren beiden Seitennachbarn fühlbar, dem Schlenkern des Wagens und allem damit verbundenen Zwange preisgegeben. Die Kutsche hängt in Riemen, ihr Untergestell und Räderwerk sind Massen von Holz und Eisen; ein Gebäude von Bäumen und Balken, Beschlägen, Stangen und Schrauben, als für die Ewigkeit zusammengezimmert. Einige siebzigmal muß sie im Jahr die Reise nach Barcelona oder daher zurückmachen. Die zweite Hauptregion des Wagens ist das ungeheure Magazin auf der Hinterachse, nach der Regel des Diligenceinstituts nur für die Koffer der Reisenden und für kleines Gepäck bestimmt, durch Misbrauch und Gewinnsucht der Unternehmer aber auch zum Transport großer Waarenballen und schwerer Colli benutzt, und mit eisernen Bäumen, mit Ketten und Lattenwerk hoch aufgethürmt und befestigt. Auf dem Kutschenverdeck ist ein Korbbehälter für Kleinigkeiten, und zugleich der Sitz eines Detaschements Escopeteros mit blankgezogenen Haudegen und scharf geladenen Donnerbüchsen, um die großen und kleinen Strauchdiebe, die Caballistas und Rateros, abzuschrecken, die ohne diesen militairischen Bedeckungsapparat der Versuchung nicht widerstehen könnten, Alleinreisende auszuplündern, und bisweilen sich dennoch beigehen lassen, die ganze Reisegesellschaft und ihr Sicherheitsgeleit zu brandschatzen. Die spanische Diligenceanstalt ist wie die französische ein Privatunternehmen, wovon dem Staate Abgaben entrichtet und mit den Postmeistern der Stationen wegen der Vorspanne, die den Unternehmern eigenthümlich gehören, Vergleiche getroffen werden. Mit ihren sieben auf gewöhnlichen ebenen Wegen und kurzen Stationen, und 10, 12, oft 16 auf ungewöhnlichen holperigen Straßen und langen Relais vorgespannten Maulthieren macht die Diligence den Tag über 10, größtentheils aber 13 Posten (etwa 20 deutsche Meilen). Nur eine Nacht wird ganz durchgefahren; für die übrigen Nächte gewinnt man einige Stunden Schlaf im Bette. Die Ruheplätze zum Nachtessen und zum Nachtlager (Posadas) sind bestimmt und etapenweise angelegt. Allenthalben ist man darauf vorbereitet, der Tisch ist gedeckt, der Puchero (ein spanisches Nationalgericht) duftet im Zimmer, das Bette ist gemacht, und es bleibt dem Reisenden noch etwas Zeit, sich in dem Orte umzusehen; jedoch ist es ihm nicht vergönnt, den andern Morgen im Bette zu bleiben, so lange

es ihm gefällt. Er muß sich dem Despotismus des Gesetzes unterwerfen und gehorchen, wenn die Stimme des Oberregenten in aller Frühe zur Abfahrt ruft. Dies ist der Mayoral, nicht etwa ein schwerfällig eingehüllter deutscher Wagenmeister oder ein kurz angebundener französischer Conducteur: es ist ein zierlich gekleideter, plump höflicher, zuvorkommend dienstfertiger Mensch, der sich in seinem spitzen, mit Sammetborten und Seidenquasten geschmückten Hut, in seiner braunen, buntgestickten Jacke, in seinen ledernen Kamaschen und seinem rothen Leibgurt stattlich ausnimmt und von den Unternehmern sorgsam zu dem Geschäfte gewählt wird. Auf ihm beruht der öffentliche Credit und die Empfehlung der Diligence. Dieser Reisemarschall richtet die Tagsordnung ein, bestimmt Ankunft und Abfahrt auf den Stationen, führt das Rechnungswesen, ist verantwortlich für das Gepäck, der Tischgesellschafter der Reisenden und ihre Stütze beim Ein- und Aussteigen. Seine Residenz ist ein an der vordern Kutschwand angebrachter hoher Sitz, von welchem er die beiden letzten Maulthiere, welche den Dienst der Deichselpferde verrichten, im Zügel hält. Die übrigen paarweise vorgelegten Saumrosse gehen frei und ohne Zügel und gehorchen auf Commando. Wie sie bei Namen gerufen werden, antworten sie mit einem leichten Ohrenzucken. Sie haben gewöhnlich von ihrer Farbe oder Eigenheit hergenommene, romanhaft klingende Namen, als: Carbonera, Dragonera, Platera, Capitana, Coronela, Generala, Amorosa, Valerosa, Borrasca, Leona, Rosa u. s. w., und sind durchweg mit Schellengeläute, theilweise mit gelben Decken behängt, größtentheils aber unbedeckt und halb geschoren, welcher letztere Umstand ihnen ein sonderbares, schrecklich mageres Aussehen gibt; denn bei dieser gänzlichen Entblößung kann man ihren anatomischen Bau, die Knochen, Sehnen, Muskeln und bis auf das kleinste Geäder gründlich studiren, und mit ihren kahlen Schwänzen und spitzen Ohren sehen sie aus wie ungeheure Ratten. Das vorderste Maulthier reitet ein kleiner Postillon, der den ganzen Zug anführt und in Bewegung setzt, ohne sich umzusehen, was hinter ihm passirt. Eine Art Läufer und Unterreisemarschall, Zagal genannt, der an abschüssigen Stellen den Hemmschuh einhängt, das Geschirr in Obacht nimmt, auf den Stationen aus- und umspannen hilft, unterwegs beständig neben den Maulthieren herrennt und nach Umständen Flüche, Liebkosungen, Peitschenhiebe und Stockschläge unter sie austheilt. Seine Tracht ist allerliebst, äußerst leicht und elegant; er trägt einen spitzen, bebänderten Hut mit Troddeln, eine braune Jacke mit scheckigen Unterärmeln und dreifarbigem Kragen, Hosen mit Stahlknöpfen und als Schuhzeug alpargatas, mit Schnürchen festgebundene Sandalen; zu diesem Anzug denke man sich noch einen rothen Gürtel und ein buntes Halstuch, und man kann sich die durch und durch charakteristische Haltung des Zagal vorstellen.

In diesem eigenthümlichen Aufzuge geht es spornstreichs bald durch eine einförmige, charakterlose, mit einigen verkrüppelten Fichten und großen Maispflanzungen bedeckte Ebene, bald durch eine öde Berggegend, wo die Straße sich an Abgründen entlang zieht über Gerona und Mataro. Näher nach Barcelona zu ändert sich die Gegend und erweitert sich der Gesichtskreis in eine reiche Perspective mit Dörfern und Landhäusern; überall zeigt sich eine neue Pflanzenwelt; doch im Allgemeinen bleiben sich die Ansichten gleich und ermüden auf die Dauer; die erfrischenden, saftig grünen Buschklumps sucht das Auge vergebens in der Landschaft; die Ebene ist von allen Seiten offen, der Himmel tief, die Sonne brennend heiß; die Bäume gehen aus und längs der Felder gedeihen Aloen und Cactus als Fremdlinge aus Afrika und Amerika. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Hauptstadt von Catalonien, die mit einigen kräftigen Strichen geschildert wird, zieht der Verf. gen Aragonien und macht auf dem Wege nach Lerida nähere Bekanntschaft mit einer Bande Caballistas, welche die Diligence anfallen und ihm seine Uhr stehlen, nachdem sie vorläufig seinen Koffer ausgeleert und seinen Mantel zerhauen. Die Reise wird immer interessanter; Boden und Bevölkerung zeigen sich in ihrer schrecklichen Schroffheit. Wie man Catalonien verlassen und die schöne Gegend von Urgel im Rücken hat, nimmt die Landschaft gleich ein rauheres Gepräge an. Fraga ist die erste Stadt Aragoniens, wenn man von Barcelona kommt, und liegt in einem tiefen Felsenkessel, in den die Landstraße beinahe kerzengerade hinabführt. Die Gebirgsgegend um Fraga ist wie zum Tummelplatz für räuberische und halsbrecherische Künste aller Art eigens gemacht. Die dürren Felsenrisse, die steilen Abfälle, die engen Schluchten und Zickzackpässe der aragonischen Sierras scheinen gleichsam die Keckheit der Banditen- und Guerrillasbanden herauszufodern. Wie der Waffenlärm aufhört, ist Alles todtenstill und ausgestorben. Die einzigen Menschenspuren, die man in diesen Einöden antrifft, sind Steinhaufen mit kleinen Kreuzen, welche die Stellen bezeichnen, wo Mordthaten verübt worden, und oft ganz frisch errichtet sind, denn in diesen sandigen Hohlwegen und am Abhang dieser grauen Felsmassen, die Nachts beim Mondschein ihre Zackengipfel spukhaft in den Himmel recken und ihre Schlagschatten unheimlich über den Weg werfen, vergehen wenig Tage ohne Mordscenen.

Den Verf. scheinen die Gefahren weiter nicht zu schrecken. Guten Muths croquirt er in sein Reisealbum den Räuberhauptmann, der ihm eben eine Kugel um die Ohren pfeifen läßt, und die Zeichnung geräth ihm darum in den Hauptzügen nichtsdestoweniger scharf und bestimmt. Seine an Ort und Stelle nach der Natur aufgenommenen Skizzen sind ungemein lebendig und effectvoll; Gegenden, Trachten, Volksgruppen treten charakteristisch vor das Auge. Die Reise von Saragossa nach Madrid, von Madrid nach Toledo, der Aufenthalt in letzterer Stadt, der Jahrmarkt von Mairena und die andalusischen Stutzer (majo) sind lauter geist-, kunst- und farbenreiche Genrestücke, die ein poetisches Auffassungs- und Darstellungstalent in nicht geringem Grade beurkunden. Folgende Beschreibung einer frappanten Naturscene mag als Probe seines Stils dienen. Der Verf. ist auf dem Wege zwischen Saragossa und Madrid:

Plötzlich stieg mir ein so starker Schwefelgeruch in die Nase, daß ich mich einen Augenblick in den Schlund des Ätna versetzt wähnen konnte. Hatte sich vielleicht mit einem Male unter meinen Füßen ein Vulkan aufgethan? So tragisch war es gerade nicht; wir fuhren ganz einfach an den Schwefelquellen von Alhama vorüber, die wie Milchbäche von einem dürren Felsenabhange herabrauschen und zwischen Felsenrissen durchschäumen. Die Gegend ist überaus wild, die Straße biegt jede paar Minuten um eine schroff vorspringende Felsecke, und der Xalon, den man von Calatayud an entlang fährt, lärmt tosend in der Tiefe einer schauerlichen Schlucht, welche zu beiden Seiten graue, kahle Berge umschliessen. Während die untern Berghänge schon in Abendschatten getaucht waren, glühten die obern Kämme in strahlender Sonnenuntergangsbeleuchtung, und die brennenden Farbentöne, im Verein mit den Schwefeldünsten, gaben der Gegend einen höllischen Ausdruck und Dante hätte sie gewiß zu einem seiner phantastischen Höllenthäler benutzt.

Nach dieser Schilderung, dünkt mich, begreift man eher die wundersamen Landschaftsbilder des ältern Herrera, die nichts als öde Gegenden, glühende Terrains und knochendürre Berge darstellen. Ein alboroto (Volksaufstand) in Valencia ist besonders gut geschildert. Schön, aber schauerlich ist das Leben in diesem herrlichen Lande; eine stickende Hitze setzt Boden und Menschen in Flammen; ein feuriger Odem weht vom südlichen Nachbar herüber und entzündet alle glühenden Leidenschaften eines brennenden Himmelstrichs, Eifersucht, Glaubenswuth, Freiheitsrache. Dieser Gast aus Afrika übt auf die reizbare südspanische Bevölkerung eine solche Gewalt, daß er vor Gericht in Anklagen wegen Todtschlag als Milderungsgrund zugelassen wird. Während der Solano weht, fallen besonders viele Mordthaten vor, die übrigens hier auch sonst vielfach verübt werden. In den engen Kiesstraßen der Fruchtebene (huerta) von Valencia sind die Steinhaufen mit Kreuzen (milagros) häufiger als in Hohlwegen der Gebirgskette von Fraga.

(Der Beschluß folgt.)

George Sand in England.

Wie die englische Presse George Sand's Werke beurtheilt? Man kann es sich denken, wenn man einigermaßen englischen Moralstolz, englische Pruderie, englischen Pharisäismus kennt. Aber wie es zu gehen pflegt, die Splitterrichter merken den Balken im eigenen Auge nicht. Man muß solche Artikel über die den Zornschalen Gottes verfallene Sündhaftigkeit und Zerrüttung Frankreichs, solche mitleidige, achselzuckende, vornehme, satte Verurtheilung des unverstandenen fremden Geistes mit einiger Aufmerksamkeit lesen, um das Vergnügen zu haben, dem Sittenprediger die Larve abzuziehen und die Heuchelei, die er mit jedem Athemzuge von sich bläst, aufzudecken. Ein Beurtheiler der Sand'schen Werke im „Foreign and colonial quarterly review" findet, daß George Sand kein bloßes Phänomen, wie es in dem betreffenden Artikel des „Conversations-Lexikon der Gegenwart" heiße, sondern wirklich ein Repräsentant des französischen Zeitgeistes sei: er findet dies, um auf Frankreichs grausenvolle Entartung, Gottlosigkeit, Zerrüttung u. s. w. selbstgefällig und mit heuchlerischem Mitgefühl herabblicken zu können. Er erzählt die ärgsten Scandala, indem er versichert, diese mit dem Schleier der christlichen Liebe zu bedecken. Er zieht das Privatleben der Madame Dudevant herein, denn, sagt er, bei einem Schriftsteller, der moralische Gegenstände behandelt, sittliche Tendenzen hat, ist die Frage natürlich und gerechtfertigt: „Laß sehen, wie die Panacee, die du empfiehlst, bei dir angeschlagen hat? laß sehen, wie du selbst durch deine Sittenlehre geworden bist?" Wie falsch aber, wie ungerecht ist diese Methode! Rousseau, der seine eigenen Kinder fremden Händen preisgab, ist bekanntlich Der, welcher für die ganze civilisirte Welt der Herold liebreicher, mütterlicher, echter Familienerziehung geworden ist! Wie paßt sein eigenes Benehmen zu seiner Lehre? Aber wer gibt uns auch das Recht, den Bruder zu verdammen? Und ist nicht seine Weisheit gerade die Frucht seiner Verirrungen? Nein! wer nicht eine geheime innere Freude daran hat, fremden Fall ans Licht zu ziehen, wird nicht das Privatleben des Schriftstellers nöthig haben, um seine Schriften zu würdigen: die Betrachtung solches Privatlebens ist ein ganz abgesondertes Interesse. Und aus welchen Quellen wird nun die Kunde dieses Privatlebens geschöpft? Besonders in Betreff noch lebender Zeitgenossen? Sind sie nicht trüb? Endlich nach welchem Maßstab wird gemessen? Nun, in vorliegendem Falle, wie man sich denken kann, nach dem engherzigsten. Diese Verf. hält den Sonntag nicht heilig, geht nicht in Kirche und Kapelle, hat kein Christenthum! Der Stab ist gebrochen. „Sie bekennt, wie unglücklich sie sich fühlt, und schreit laut in ihrem Elende, ihrer Unruhe. Es findet sich bei ihr in der That ein Ernst und eine Herzensinnigkeit für die Mitwanderer, aber eine unselige Verkehrtheit in ihrem Suchen nach Wahrheit. Laßt uns daher durch Mitleid den Unwillen mäßigen, womit die Gefühle und Grundsätze, die wir in diesen Werken finden, englische Männer und englische Frauen natürlich erfüllen werden." Und nun höre man weiter den vollendeten Pharisäer, der Gott dankt, daß er nicht ist wie dieser Zöllner: „Wer weiß, in welchen Abgrund von Irrthum und Unmoralität, wilder Principlosigkeit und schweinischer Bestialität wir selbst vielleicht gestürzt wären, wenn die Vorsehung es uns bestimmt gehabt hätte, Frankreich zum Vaterland zu haben und die vollkommene Auflösung aller geselligen Bande u. s. w." Gleich darauf wird bemerkt, Frankreich sei sabbatschänderisch und lax in den „religiösen Pflichten", das wisse alle Welt, aber Wenige möchten wohl wissen, „bis zu welchem Grade Frankreich aufgehört habe, den Namen einer christlichen Nation zu verdienen". Doch genug als Probe. Dieser Referent bespiegelt sich wohlgefällig in der Christlichkeit Großbritanniens Frankreich gegenüber. Von dem Noth- und Schmerzensschrei der Tausende und Tausende, welcher aus seinem eigenen Lande täglich zum Himmel steigt, von dem wilden Verlangen nach mehr Schweinen und weniger Priestern, von den stürmenden Versuchen, eine neue Lebens- und Staatsordnung herbeizuführen, von Hunger, Blöße, Jammer, Arbeiterelend, Chartismus, Korngesetzkämpfen, kirchlicher Zerrüttungen, bürgerlichem Zerwürfniß scheint er nichts zu wissen. Er wiegt sich in seiner aristokratischen Behaglichkeit und weil er satt zu essen und comfort und kein Bedürfniß nach Reform des geistigen Lebens, nach Ausfegung des alten Sauerteigs und Verjagung der Wechsler und Taubenhändler aus dem Heiligthume der Menschheit hat, sieht er höhnisch auf die Wehen nieder, unter denen sich eine neue Zeit gebiert. Es ist Schade, auch nur diese Zeilen an ihn verschwendet zu haben. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 230. —— 18. August 1848.

Französische Touristen-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 229.)

Der touristisch-literarische Theil des Buchs ist unstreitig der gelungenste; der culturhistorisch-politische behagt uns viel weniger. Der Verf. schildert besonders die philosophische Bewegung, die auch Spanien im 18. Jahrhundert ergriff, die Schriftsteller und Staatsmänner, welche diesen Aufschwung des geistigen Lebens unter den Spaniern hauptsächlich begünstigten, und das Charakteristische ihrer Reformversuche und staatsökonomischen Bestrebungen, und gibt darauf einen kurzen Abriß von dem Gang der Dinge in Spanien seit der Heirath Ferdinand's VII. mit Marie Christine von Bourbon 1830 bis zum Eintritt des Grafen Toreno in das Ministerium Martinez de la Rosa 1834. Diese geschichtliche Übersicht vervollständigen verschiedene Abhandlungen über die einflußreichsten und namhaftesten Redner der Cortes und über die bedeutendsten Individualitäten der einzelnen Ministerien, die sich von Calomarde bis Mendizabal einander abgelöst haben. Diese in beiden Bänden zerstreuten Bruchstücke bilden zusammen eine achtbare Masse von Thatsachen und Bemerkungen, die über jenen wichtigen Zeitabschnitt manchen interessanten Aufschluß geben. Der Verf. besitzt gründlichere Kenntnisse über spanische Literatur, Tagsgeschichte und Volksthümlichkeit als Viardot, dessen „Études sur l'histoire des institutions, de la littérature en Espagne" nicht viel besagen wollen und der als Übersetzer des „Don Quixote" bewiesen, daß er das Spanische nicht vollkommen genug versteht, um in den Geist der spanischen Literatur und in den Kern der spanischen Cultur einzudringen. Wäre Hr. Didier von seiner französisch-demokratischen Idee nicht so sehr präoccupirt gewesen, wodurch er gar Vieles im politischen und literarischen Leben der Spanier ganz schief ansieht und manchmal Windmühlen für Riesen hält, so hätte er die Vorstellungen seiner Landsleute über Spanien vielfach berichtigen und erweitern können. Denn Didier hat mehr Geist, Phantasie, Gesinnung und Ernst als die andern französischen Touristen, welche vor und nach ihm über die Pyrenäenhalbinsel geschrieben. Man braucht nur sein lehrreiches Buch „Rome souterraine" und die Reiseschilderungen aus Madrid, Toledo, Valencia zu lesen, um alle diese guten Eigenschaften in ihm zu entdecken. Daher ist um so mehr zu bedauern, daß jene französisch-demokratischen Präoccupationen ihn zu einer Menge irriger Ansichten verleitet haben. Seine Artikel über spanische Autoren und berühmte Staatsmänner des 18. Jahrhunderts sind da und dort durch biographische Notizen interessant, aber durch die eingestreuten politischen Reflexionen oft sehr unerquicklich und durchweg höchst einseitig. Er berücksichtigt bei den spanischen Staatsverbesserern lediglich das ungestüme, unklare Streben nach Neuerung und bewundert an den spanischen Schriftstellern nichts als die Reproduction französischer Ideen. Von ihren Gegnern hat er die ärgste Meinung; er spricht der damaligen spanischen Geistlichkeit alle Bildung, Würde, Redlichkeit und Intelligenz ab und nennt die katholischen Priester gottlose Frevler.

> Diese scheinheilige Hierarchie — sagt er — begeht einen fortwährenden Frevel; denn täglich lästert sie Gott in seinem vornehmsten Schöpfungswerk, und ihre Gedankenlästerung ist eine wahre Gotteslästerung.

Ganz consequent besteht er deshalb auch auf die Unterdrückung der katholischen Geistlichkeit, „dieses überflüssigen, abgestorbenen Organs im Leben der Nation". Nebenbei verlangt er auch die Aufhebung des kirchlichen Symbols, „dieses kabbalistischen Buchs, das der Priester maschinenmäßig abliest".

Ebenso streng ist der Verf. gegen gewisse Personen. Die Exregentin wird in einigen Capiteln als ein verworfenes Weib, die unschuldige Isabella als eine unnütze Spielpuppe, Don Carlos als ein schwachköpfiger, blutgieriger Mönch und der jetzige Regent als ein jämmerlicher Intrigant geschildert. Hr. Didier glaubt steif und fest, daß Spanien nur durch eine so gründliche Revolutionscur, als die französische von 1793, gerettet werden könne; er wünscht sehnlichst, daß es bald zu diesem schönen Heilmittel greifen möge und bedauert innigst, daß es für seinen Privatbedarf noch nicht ein Dutzend Hühneraugenausschneider à la Robespierre gefunden hat. Hr. Didier spricht wie ein promovirter Doctor der Revolutionskunst und fodert das republikanische Frankreich auf, diesem so schönen und so unglücklichen Lande die Freiheit zu bringen. Bemerkungen sind unnöthig, Äußerungen dieser Art widerlegen sich von selbst; nur ist es Schade, daß solche anachronistische Vorurtheile einem Manne ankleben, der, statt eines übrigens geistreich behandelten und glänzend

stilisirten Mischmaschs, ein lehrreicheres und zusammenhängenderes Werk über Spanien hätte schreiben können.

3. Tra los Montes par *Théophile Gautier*. Zwei Bände. Paris 1843.

Backwerk zum Naschen, welches die mit den Geschmacksnerven kokettirenden Gegensätze und Accorde der französischen Pastetenbäckerei nicht übel entwickelt. Der Verf. gehört als Mitarbeiter an der „Revue des deux mondes", als Theaterkritiker an der „Presse" mit zur herrschenden Coterie, und wird somit in den Blättern und Zeitschriften gewaltig herausgestrichen. Freunde sind eine schöne Sache, zumal wenn sie für Journale schreiben. Gefällige französische Kritiker haben Gautier's Romane und Gedichte („Mademoiselle de Maupin", „Fortunio", „La comédie de la mort", „Une larme du diable") ohne weiteres über Balzac's Romane und neben Victor Hugo's Poesien gestellt; und doch sind es Geistesproducte, die noch nicht einmal an Janin's „Todten Esel" und Mussat's „Ballade an den Mond" hinanreichen. Kennt man das innere Getriebe der literarischen Cameraderie in Paris nicht, so läuft man oft Gefahr, Windmühlen für Riesen und Windbeutel für Prälaten anzusehen. Literarische Coterien und Cliquen haben von jeher in der französischen Literatur eine wichtige Rolle gespielt: die schöngeistigen Kreise der Ninon de l'Enclos, der Marquise von Rambouillet und Frau von Sévigné im 17., die literarischen Cirkel der Damen Dudeffant, Tencin, Geoffroy, Necker, Recamier, Staël im 18. Jahrhundert sind wahre Mächte gewesen, wie die ästhetischen Thés der Madame Ancelot und der Madame de Girardin es heutzutage sind. Der traditionelle Wahlspruch dieser literarischen Coterien ist aber: „Nul n'aura de l'esprit, hors nous et nos amis"; wer also zu einer von diesen Cliquen gehört, ist ein genialer, talentvoller Mensch, und wird als solcher berühmt und unsterblich. Einige literarische Kameraden haben Hrn. Théophile Gautier bereits sein Brevet der Unsterblichkeit ausgefertigt und wir wollen keinen Einspruch dagegen erheben, zumal da er selbst so bescheiden ist, daran zu zweifeln.

Tiefe Trauer — sagt er bei der Beschreibung der Domkirche von Burgos — beklemmt mein Herz, so oft ich eine jener Wunderbauten der Vergangenheit besuche; eine unsägliche Verzagtheit ergreift mich, und ich habe keinen sehnlichern Wunsch, als mich in einen Winkel zu verkriechen, mir einen Stein unter den Kopf zu legen und in beschaulicher Ruhe und Unbeweglichkeit, den Tod, diese absolute Ruhe und Unbeweglichkeit, abzuwarten. Nicht einmal die Namen dieser göttlichen Baumeister wissen wir, und mein Name sollte unsterblich sein, weil ich in meinem Leben zehn- oder zwölftausend Verse gereimt, sieben oder acht elende Bände und drei- oder vierhundert schlechte Journalartikel geschrieben? Was ist ein dünner Bogen Papier gegen einen Granitberg? (Sehr bezeichnend!)

Vorab müssen wir bemerken, daß diese ursprünglich für die „Revue des deux mondes" geschriebenen und darin auch abgedruckten Artikel über Spanien uns ungleich mehr zusagen als Gautier's Romane und Gedichte, die uns in moralischer wie ästhetischer Beziehung verwerflich erscheinen. Seine Reiseberichte sind dagegen recht unterhaltend, und für den Leser, der gern wissen möchte, wie es im heutigen Spanien aussieht und zugeht, ist es ein Vortheil, daß Gautier nicht viel mehr als ein Spiegel und nicht im geringsten ein Denker oder ein Demokrat ist, der mit halbphilosophischen Ansichten oder mit einem Systemchen, wie die Saint-Simonisten es gethan, auf Reisen geht. Die Denker lassen die Dinge nicht wie sie sind: indem sie sehen und hören, verwandelt sich ihnen das Gesehene und Gehörte schon in Gedanken und diese Gedanken gleichen den schon längst im Kopfe vorhandenen Gedanken. Sie tragen ihr Streben und Verlangen, ihr Fürchten und Hoffen, kurz sich selbst in ihre Umgebungen über, und ihre äußere Welt steht im Lichte oder Dunkel, das von der innern auf sie fällt. Die vollkommene Oberflächlichkeit berichtet treuer, wenn sie nicht ohne Bildung und Auffassungsgabe ist. Freilich muß dann der Leser das Beste selbst thun; er hat jetzt die Wahrnehmung und Anschauung in den Gedanken zu verwandeln. Und lassen sich Leute wie Gautier auf Reflexionen ein, so überschlägt man diese, gerade wie man sie überhören würde, äußerte sie der Mann in unserer Nähe in einem Salon. Recht gern aber hört man ein Stündchen seine Plaudereien und Erzählungen an. Gautier hat viel Talent für pikante Schilderungen, ist aber ohne tiefere Bildung und Gesinnung. An Geist und Witz fehlt es ihm nicht, und er verbindet damit einen eigenthümlichen Darkdysmus der Form, der oft ein Lächeln ablockt. Über Frankreich, über die Musterkarte von Gemüse- und Getreidefeldern zwischen Paris und Chartres, über die platten Ufer der Loire sagt er seinen Landsleuten unbarmherzig die Wahrheit; über die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten und Merkwürdigkeiten Spaniens läßt er sich dagegen sehr liebreich aus. Costume, Sitten, Kunst- und Bauwerke, Theater und Spaziergänge, Stiergefechte und gesellschaftliches Leben schildert er in einer Reihe anziehender Genrebilder; Charakterschilderungen gelingen ihm weniger. Die Männer der reizenden Auen von Granada und Valencia, wahre Banditen, pure Naturmenschen, die, ohne irgend einen Gran Moral im Kopfe oder im Herzen, Alles thun, was ihnen gefällt, indem sie Hindernisse ohne weiteres mit dem Dolche aus dem Wege räumen, diese europäischen Afrikaner zeichnet er nur in schwachen, vagen Umrissen. Gegenden und atmosphärische Licht- und Lufterscheinungen beschreibt er dagegen sehr originell; doch muß man dabei einen Stil goutiren können, der diesem Autor eigen und aus den pariser Ateliers hergenommen ist. Gautier's Landschaftsgemälde sind, um mich in seiner Weise auszudrücken, geistreich tokkirt und keck impastirt, voll Phantasie und Energie, aber nicht ohne gleichförmigen, conventionellen und unwahrscheinlichen, übertriebenen Effect. Die französische Künstler- oder vielmehr die pariser Ateliersprache, auf Beschreibung schöner Natur aller Art angewandt, ist der hervorstechendste Zug in Gautier's schriftstellerischer Physiognomie.

27.

Jean Charles.

1. Dichterleben aus unserer Zeit. Novelle von Jean Charles, Verf. der Romane „Das Leben kein Traum" und „Schöne Welt". Leipzig, Bösenberg. 1842. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

2. Die Stimme des Blutes. Roman von Jean Charles. Zwei Theile. Leipzig, F. Fleischer. 1842. Gr. 12. 2 Thlr.

Jean Charles gehört zu denjenigen modernen Schriftstellern, die mit einiger Beweglichkeit der Empfindung, mit hübscher Darstellung des Empfundenen, mit guter Benutzung des von Andern früher Gedachten und Empfundenen eine übergroße Meinung von sich verbinden und beflissen sind, diese Meinung auch dem Publicum beizubringen. Mehr Denker und Reflexionsmenschen als Dichter, schlägt ihre denkende Anschauung allerdings öfters in eine dichterische um, aber es ist eben nur ein Umschlag, ein momentanes Anwandeln poetischer Erregtheit, die sie nur als Stückpoeten, keineswegs als dichterische Schöpfer im Ganzen und Großen erscheinen läßt. Was aber Andern an ihnen als bloße Virtuosität des Denkens, Fühlens und Darstellens erscheint, das erscheint ihnen selbst als Genialität; sie fühlen sich verkannt; ihr Neid, ihre Eifersucht läßt sie bei Tag und Nacht nicht ruhen, und in großartigen, schön klingenden Phrasen drängen sie sich nun der Welt als Dichter auf, während diese sie in kaltblütiger Gleichgültigkeit zwar nicht zu den Todten, aber doch zu den Halbtodten wirft, welche zwischen Tod und Leben zweifelhaft ringen und bei lebendigem Leibe fast als Gespenster in den Hallen der Literatur umgehen. Beide oben angezeigte Romane beweisen eine so ärmliche Erfindung, daß wir dem Verf. das Prädicat eines Dichters schwerlich ertheilen können; Jean Charles ist höchstens ein Finder, kein Erfinder. Dagegen hat der erste Roman „Dichterleben aus unserer Zeit" wenigstens das Verdienst, manche hübsche Reflexionen, manche Spuren tieferer Empfindungen zu enthalten; aber die maßlose Selbstbespiegelung und Eitelkeit löscht den günstigen Eindruck wieder aus. Es ist nicht zu zweifeln, daß der Verf. hier ein Stück seines eigenen Lebens verarbeitet hat und daß, wie *aus* dem Buche hervorgeht, der bekannte Ritter Braun von Braunthal der Verf. ist. Er selbst nennt sich im Buche Karl; und dieser Karl, heißt es, sei seinen Freunden nur als Verstandesmensch erschienen, und doch habe nie ein glühenderes Herz für alles Schöne, Gute und Wahre in eines jungen Mannes Brust geschlagen, nie habe eine reizbarere Phantasie den Geist bestimmt und gelenkt, nie sei Jemand vom Principe der Schönheit inniger durchdrungen gewesen, und so noch ein paar Seiten fort. Wir vermuthen um so mehr, daß dieser Jean Charles der Karl des Romans und dieser Karl der Ritter Braun von Braunthal sei, da er von einem „Faust" spricht, welchen Karl geschrieben habe, und da Braun von Braunthal auch einen „Faust" geschrieben hat — und was für einen „Faust"! Es heißt im Roman: „Karl's ‚Faust' wurde ein handlungsreiches, phantastisches, lebensvolles Drama; eine umfassende Kritik der ‚Revue des deux mondes' sagte bezüglich der Grundidee, wie er sie aufgefaßt und durchgeführt, daß er es gewagt, sich Goethe scharf gegenüber zu stellen, dieses Dichters Idee zu stürzen (!) und daß es ihm zum Ruhme gereiche, in diesem großen Kampfe gesiegt zu haben!" Außer vielen innern Gründen geben uns auch noch manche äußere zu der oben ausgesprochenen Vermuthung Anlaß. Die Geschichte spielt in Wien und das Verhältniß Karl's mit Alexander Grafen von Auersperg, mit dem Braun von Braunthal das viel besprochene Rencontre hatte, wird genau erörtert, das spätere Zerwürfniß jedoch nur aus der Ferne angedeutet. Karl bleibt natürlich in geistiger Hinsicht in Vortheil gegen Alexander. Auch Nicolaus Lenau, unter dem Namen Nicolaus, tritt auf, empfängt von Karl manche gute Lehren, wird aber, da er sich zu Karl freundschaftlicher verhielt als der schärfer blickende Alexander, höchlichst gefeiert; indeß nimmt der Verf. die Freundschaft dieses Nicolaus nur zur Folie, um seine eigene Größe desto nachdrücklicher reflectiren zu lassen. Schwerlich wird Lenau dem Verf. für diese Huldigungen großen Dank wissen. Gegen den Schluß des Buchs wird die Eitelkeit des Verf. immer zudringlicher. Karl's „Faust", wird gesagt, habe nach dem Urtheile des geachtetsten kritischen Organs von Frankreich Goethe's „Faust" sogar übertroffen, aber wer frage in Deutschland danach? Er habe nicht einmal einen Verleger dazu gefunden und das Werk auf eigene Kosten drucken lassen müssen; und der Verf. fährt fort: „Hätte ein englischer oder französischer Schriftsteller ein solches Werk geschaffen, so würde man seinen Namen ausgerufen haben durch ganz Europa." Dieser Umstand gibt ihm Gelegenheit, dem Geschmack des Publicums zu Leibe zu gehen, weil es die Werke Goethe's, Schiller's und der Altmeister unserer Poesie nicht zu Fidibus und wer weiß zu was noch sonst verbrauche und dafür des Verf. Werke in den Schrank, seine Gypsbüste auf den Schrank stellte. Wir erinnern uns, eine Correspondenz von Braun von Braunthal gelesen zu haben, worin er behauptet, Lessing's „Emilia Galotti" sei so unsittlich, daß er nicht begreife, wie Mütter ihre Töchter in das Theater schicken könnten, wenn „Emilia Galotti" aufgeführt würde. Ähnliche Ansichten enthält auch dieses Buch, und sie sind so bezeichnend für die Arroganz unserer Modernen, daß wir nicht unterlassen können, sie hier zu citiren: „Da hört man täglich und stündlich Klagen über Klagen, daß die goldene Zeit der deutschen Literatur entschwunden sei, und der Buchhandel beutet diesen Wahnsinn aus und lebt wiederkäuend von den ununterbrochen aufgefrischten Ausgaben der Verstorbenen. Und wie verhalten sich die großen Todten zur Jetztzeit? Hatten sie ein Gefühl, ja nur eine Ahnung von der Schönheit und tiefen Naturkenntniß, die in den lyrischen Dichtungen eines Lenau, A. Grün, Mosen, Karl Beck u. m. A. lebt? Sind die Gedichte Schiller's und Goethe's nicht baare Prosa dagegen? Haben diese großen Todten ein Drama, einen Roman, eine Novelle hervorgebracht, die nachgeahmt, nachgebildet, mit einem Worte musterhaft genannt zu werden verdienten? Der gepriesene Lessing war ein guter Kritiker, aber seine Dramen sind nichts weiter als Abhandlungen in dramatischer Form; Schiller's Stücke widern an (!) durch ihre maßlose Subjectivität. Goethe ist zwar objectiv genug in seinen Dramen, aber der kalte Hauch des überwiegenden Verstandes ertödtet alle Blumen des Gefühls und das Herz kann sich nicht erwärmen an der Sonne seines Geistes" u. s. w. Nur Heinrich von Kleist wird rühmend hervorgehoben, wahrscheinlich, weil er eine Zeit lang so verkannt und unbeachtet blieb, wie Braun von Braunthal ist und wol auch bleiben wird. Weiterhin heißt es, daß Goethe's „Werther" und „Wahlverwandtschaften" wol Niemand zweimal wird lesen wollen und daß Schiller im Roman bekanntlich nichts geleistet habe, daß sein „Geisterseher" ein hohles Machwerk sei! Das sind geradezu Stimmen aus dem Irrenhause und man sollte eigentlich einem solchen tollen Raisonneur die kritische Zwangsjacke anlegen, damit er zu einer selbständigen Bewegung keine Kraft mehr habe; aber es ist doch auch gar zu lustig, wenn ein solcher in sich verliebter Narciß sich vor den Spiegel seines eigenen Ichs stellt und verliebte und närrische Grimassen schneidet.

Bei dem zweiten Romane fällt die Ärmlichkeit der Erfindung um so mehr auf, je mehr in diesem Romane die Erfindung für sich gelten und das Raisonnement und die Reflexion in den Hintergrund drängen will. Das Blut, welches seinen Sitz im Körper hat, hat nun auch im Romane des Hrn. Braun von Braunthal Stimme genommen. Hören wir auf diese Stimme des Bluts! Der Hergang ist sehr einfach dieser: Herr von Bergen lebt mit seiner jungen schönen und liebenswürdigen Gemahlin überaus glücklich, da kommt ein verführerischer Teufel in Gestalt Leon Delamare's und verführt und entführt die leichtsinnige Frau von Bergen, die gerade guter Hoffnung ist, über Meer. Das Schiff, wie Herr von Bergen aus einer Zeitungsnachricht erfährt, geht mit Mann und Maus unter, also auch seine Gattin und das damals noch ungeborene Kind des

Hrn. von Bergen, das sie unter dem Herzen trug. So wenigstens muß Herr von Bergen es annehmen. Was hierauf folgt, geschieht in Paris. Wir treffen hier Hrn. von Bergen, einen wohl conservirten Mann in seinen besten Jahren, und dessen erstgeborenen Sohn Victor. Dieser liebt eine junge Dame, bis dato unvermählt, die bei einer Frau von Meran lebt. Frau von Meran selbst weiß von der Geburt und Herkunft Beatricens so viel als nichts. Man sieht jetzt schon, worauf das Ding hinauswill; und es ist eben der Hauptfehler des Romans, daß er so wenig hintr dem Berge hält und mit dem Leser gar kein Versteckens spielt; er ist von vorn herein gar zu aufrichtig, durchsichtig wie Glas. Die Frau von Bergen und ihr Verführer Delamare sind nämlich nicht mit dem Schiffe untergegangen, sondern gerettet worden, und Jene hat später Beatrice geboren, die Tochter des Hrn. von Bergen, die dessen Sohn Victor liebt und von ihm wiedergeliebt wird, oder umgekehrt. Aber räthselhafte Stimme des Bluts! Baron von Bergen, der Vater, und Beatrice erblicken sich kaum, als sie auch eine geheimnißvolle Sympathie, die Stimme des Bluts zueinander reißt; der Vater sticht seinen Sohn bei Beatrice aus und Beatrice gibt den Sohn für den Vater auf. Doch wir müssen zum Schlusse eilen. Victor stößt auf den Verführer seiner Mutter, fodert und tödtet ihn; seine Mutter, welche verborgen in Paris lebt, stirbt in seinen Armen. Das ist schrecklich genug, aber noch nicht schrecklich genug, als daß es dem Verf. genügen könnte. Beide Nebenbuhler, der Vater, der seine Tochter, und der Sohn, der seine Schwester mit geschlechtlicher Zuneigung liebt, sehen sich wieder; schreckliches Wiedersehen! Aber Bergen, der Vater, ist edel und will entsagen; da überreicht ihm der Sohn ein Kästchen, welches die Mutter ihm vor ihrem Tode eingehändigt; es enthält unter Anderm ein Packet Papiere mit der Aufschrift: „Documente, meine mit Baron Bergen ehelich erzeugte Tochter betreffend“ — Beatrice ist Hrn. von Bergen's Tochter, Victor's Schwester. Baron Bergen, der Vater, muß an sehr schwachen Nerven leiden, denn die Freude, seine Tochter gefunden, oder der Ärger, seine Geliebte verloren zu haben, tödtet ihn wie eine Fliege, die man mit der Fliegenklatsche todtschlägt; Beatrice verfällt hierauf in ein Fieber und stirbt auch; Victor von Bergen — was soll der Verf. auch mit ihn Besseres anfangen? — geht unter die Christinos und stirbt auch — aber, großartige Überraschung! von der Hand desselben Delamare, den er im Duell getödtet zu haben glaubt. Mit diesem Schuß- und Knalleffect schließt der Roman! Manier und Stil sind französelnd; überhaupt scheint der Verf. mit Anstrengung dahin zu arbeiten, für die Vornehmen und Salonmenschen zu schreiben, denen er aber jedenfalls zu wenig pikant und unterhaltend sein möchte. Für den Berichterstatter wenigstens haben drei oder vier Kraftstellen aus Boz höhern Werth und größeres Interesse als alle solche mattvergoldete Erzeugnisse der aristokratischen Muse, die, wie sie selbst nicht begeistert und hingerissen ist, auch Niemand begeistern und hinreißen kann. 66.

Der Zweikampf. Ein sittengeschichtlicher Beitrag von Friedrich Mayer. Erlangen, Palm. 1843. Gr. 8. 7½ Ngr.

„In den folgenden Blättern ist ein Gegenstand besprochen, an dessen Folgen schon viele theure Leben ausgehaucht haben, schon viele treue Herzen gebrochen sind“ u. s. w. In diesem fürchterlichen Deutsch beginnt die 16 Seiten lange Einleitung; und Jedermann, wer es nicht über sich genommen hat, das Buch in einem kritischen Blatte anzuzeigen, wirft es bei Seite. Der Stil ist wirklich durch und durch unerträglich, breit, matt, gesucht, schwülstig, unklar und hier und da incorrect; er erinnert an das Pferd mit allen Fehlern. Was den Inhalt betrifft, so ist im ersten Abschnitte die Geschichte des Zweikampfs enthalten, so weit sie schon den Gymnasiasten bekannt sein muß. Die Trivialität ist unglaublich. Im zweiten und dritten Abschnitte geht Alles bunt durcheinander. Ein neuer Gesichtspunkt, ein überzeugender Gedanke, eine treffende Wendung findet sich durch die ganze Abhandlung gar nicht; und das Widerlichste ist noch, daß der Verf. mit seiner eigenen praktischen Kenntniß der Sache renommirt. 42.

Notiz.

Nordamerikanische Ehrlichkeit.

Unter einigen aus Nordamerika eingesendeten litterarischen Novitäten befindet sich ein mächtiger Imperialfoliobogen von sechzehn Octavseiten, auf jeder Seite drei eng gedruckte Spalten, überschrieben: „Day's New York Bank-Note List, and Counterfeit Detector“, also: „Day's Neuyorker Banknotenliste und Verfälschungs-Entdecker“. Laut Anmerkung besteht dieses der nordamerikanischen Ehrlichkeit zu exemplarischer Ehre gereichende Blatt seit 1819 und erscheint alle 14 Tage. Da es sich zugleich das älteste Blatt der Art nennt, muß man folgern, daß es nicht das einzige ist. Es enthält ein Verzeichniß sämmtlicher nordamerikanischen Banken, ungefähr 1200. Dem Namen jeder einzelnen Bank folgt der Curswerth ihrer Noten und eine kurze Beschreibung der auf sie umlaufenden falschen Noten. Letzteres fehlt nur wenige Male, und wo dies der Fall, folgt dem Namen ein einzelnes Wort oder ein Zahlenbruch, der den Stand der Noten bezeichnet, z. B. „Merchant's Bank, Norwich, ... ⅗“. In der Regel folgt ein Verzeichniß der mehren circulirenden falschen Noten. Einige der wahrscheinlich geachtetsten Banken sind mit nicht weniger als zwölf verschiedenen Fälschungsarten angesetzt. Im Durchschnitt kommen deren auf jede sechs, und das mit 1200 multiplicirt, ergeben sich 7200 verschiedene Arten in Umlauf seiender falscher Banknoten. Den Betrag jeder dieser Arten nennt das Blatt nicht; er läßt sich wol auch kaum errathen, geschweige nachweisen. Der durch solche grandiose Fälschung bewirkten allgemeinen Entwerthung der Banknoten mittels Beschreibung der Fälschungen aufzuhelfen und mittels sothaner Veröffentlichung der Fälschungen einen Damm zu setzen, ist der ostensible Zweck des Blattes. Unter den vorwaltenden Umständen eine Unentbehrlichkeit für jeden Menschen in Nordamerika, der nicht geradezu vom Betteln lebt, ein Taschenwörterbuch, das man nachschlagen muß, so oft man eine Banknote in Zahlung empfängt. Das häufigste Erkennungszeichen der gefälschten Banknoten ist die Untreue, theils bei Copirung der Namen, theils bei Nachbildung der Figuren. So heißt es: „Union Bank of New-York — New-York .... par. 1 dollar, letter A, dated Oct. 1, 1840. Cahier's name, Daniel Ebbetts, is not spelled right, one t being omitted. The figure of Washington on the vignette on the right is tall, and the eyes small, and the one in the centre of note badly done.“ Fingerzeige ähnlicher Art gibt es zu Hunderten. Kaum minder oft entdeckt sich die Fälschung bei genauer Betrachtung der Worte und Zahlen auf den echten Banknoten. Hier hat der Fälscher sich blos an der ursprünglichen Summe vergriffen, aus einer kleinen eine große gemacht, z. B. auf Noten der Delaware and Hudson Canal Company 50 aus 5: „50 dollars altered from 5 dollars — easely detected if you observe the insertion of the word fifty in place of the word five — the former word being also smaller than the word dollars, with which it should correspond.“ Eine weitere Fälschungsmanier besteht in Veränderung des Namens der Bank; der Name einer solventen wird gegen den einer insolventen vertauscht, und da es in Amerika viele Orte gleichen Namens gibt, so macht sich das durch Veränderung des beigefügten Districtnamens. So gibt es mindestens zwölf Städte, die Franklin oder Monroe heißen. Zu Monroe im Districte Michigan hat die Bank fallirt. Zu Monroe im Districte Rochester ist die Bank solvent. Also wurde auf den Noten Michigan ausgelöscht und dafür Rochester gesetzt. U. s. w. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 231. —— 19. August 1843.

Die Physiognomik der Tracht.

Es ist diesen Jahren ein Buch erschienen, das sich auf diese Überschrift bezieht. (H. Hauff, „Moden und Trachten. Fragmente zur Geschichte des Costums", Stuttgart 1840.) Dasselbe hat auch bereits Anzeige und Beurtheilung in d. Bl. gefunden. *) Der Verf. hat „zerstreute Journalartikel" zusammengestellt und in denselben den Ton des unterhaltenden Witzes dem der zusammenhängenden Forschung vorgezogen. Denselben Gesichtspunkt nimmt auch die eben erwähnte Recension d. Bl. Aber der Gegenstand ist noch einer andern, einer wissenschaftlichen Betrachtung fähig, und weil er ihrer fähig ist, so verdient er sie auch. Als Andeutungen dazu möchten die folgenden Sätze gelten und den Lesern d. Bl. die Wichtigkeit der Sache etwas näher bringen.

Die Tracht ist ein Moment in der Physiognomie des Menschen und fällt also in das Gebiet der Physiognomik. Wenn aber Physiognomik Wissenschaft ist, und nur aus Gründen, die sich hier nicht weiter darlegen lassen, hinter andern Theilen der Anthropologie, der sie selbst als Theil angehört, um einen Schritt zurückgeblieben, so muß auch die Tracht als ein durch die Selbstbestimmung des Menschen gesetztes Moment seines Äußern darin ihre Stelle finden. Die Physiognomik gehört nur mit einer Seite der Speculation an, mit der andern der Beobachtung, und sie theilt diese Weise der Existenz mit dem Ganzen, zu dem sie als Theil gehört, mit der Anthropologie. Das Ist, das Gegebene, unterliegt immer der beobachtenden Auffassung, aber sofern in diesem Ist ein Soll, ein abstracter Begriff verborgen, und dieser durch ein Wollen, durch eine Selbstbestimmung ein Ethisches, das die andere Seite des Gegebenen wäre, sich selbst die Wirklichkeit gibt, so befinden wir uns zugleich auf speculativem Gebiete. Mit einem Worte: dies Resultat ist die Äußerlichkeit, und diese Äußerlichkeit ist gegeben, und das Gegebene ist für die Beobachtung gegeben; aber die Äußerlichkeit ist zugleich die Äußerlichkeit des Geistes, des Gedankens und damit also auch Sache der Speculation. Verdiente demnach die Physiognomik Verwerfung, so müßte mit ihr die Anthropologie überhaupt, ja die ganze Naturwissenschaft verworfen werden, und hat man sie bisher auf dem Standpunkt der Beobachtung und zwar einer fragmentarischen allein stehen lassen (doch dürfen wir dies nicht einmal sagen, denn schon im Alterthum finden wir manche nicht unbedeutende Beiträge zu ihrer speculativen Bearbeitung), wem wollen wir die Schuld davon zuschieben, dem Gegenstand oder der Speculation, die ihn zu spröde fand, um sich desselben zu bemächtigen? Das Gewand ist der Theil der Physiognomie, der am unmittelbarsten der momentanen Selbstbestimmung unterliegt, es ist die ruhende Mime an der äußern Individualität, und wenn das Thier äußerlich wird in seinem Felle, sodaß wir es als ein Moment seiner generischen Unterscheidung von andern nehmen, so wird sich der Mensch noch vielmehr äußerlich in seinem Gewande, und wenn z. B. das oben erwähnte Buch (S. 68) von einem Traveller spricht, an dem der grellste Modestaat so naiv hängt wie am Nagel, so kann Niemand an der physiognomischen Bedeutung eines solchen Hängens zweifeln. Das Gewand aber hat, und dies ist der erste allgemeine Gesichtspunkt, den wir nehmen können, seine Geschichte mit ihren Perioden und Epochen, so gewiß als die Entwickelung der Persönlichkeit selbst die Geschichte ist. Sofern nämlich die Tracht diese äußere Form ist, so ist an ihr zunächst zweierlei zu unterscheiden, sie dient einem doppelten Zwecke. Sie ist Form, und als solche Ausdruck, sinnliche Darstellung der Idee, und zwar der Idee, sofern sie sich auf die Form, auf die sinnliche Darstellung bezieht, der ästhetischen Idee, der Idee der Schönheit. Dies wäre kurz die objective Seite der Sache. Diese Form ist aber in und an einer gewissen Materie, sie dient zur Bekleidung und zwar zur Bekleidung einer gewissen schon gegebenen Gestalt, und dies ist die subjective Seite der Sache. Jene wird das Bleibende, Beharrliche an der Tracht ausmachen, diese das Veränderliche. Aber das Bleibende wird selbst wieder zum Veränderlichen, wenn das ideelle Moment herabsinkt zu dem Atomismus der Meinung, wie bei der Mode; und das Veränderliche wird zum Bleibenden, wenn das Subject sich als moralische Person, als Volk firirt und eine gewisse Unvergänglichkeit aller seiner äußern Bestimmungen gewinnt. Dies wird sich in der Tracht zeigen, wenn sie zur Nationaltracht wird. Das Wechselspiel dieser Momente wird den Perioden, welche die Geschichte der Tracht durchläuft, ih-

*) Vgl. Nr. 334 d. Bl. f. 1841. D. Red.

ren allgemeinen Charakter geben. An der Tracht selbst aber lassen sich die Bestimmungen, durch welche sie physiognomischer Ausdruck, Ausdruck des menschlichen, geistigen Lebens werden kann, selbst wieder unter verschiedene allgemeine Kategorien bringen. Dies ist der andere Gesichtspunkt, den wir zu nehmen haben. Diese Bestimmungen sind, die Farbe, die Drapirung und das Tragen der Tracht. Man könnte vielleicht noch ein Moment, den Stoff, hinzufügen, und wenn das Gewand das Fell des Menschen wäre, so würden wir dies auch müssen, aber eben darin unterscheidet sich Fell und Gewand, daß das letztere nicht die ausgeschwitzte Äußerlichkeit des Individuums ist, sondern von außen angenommen wird, und der Stoff hiermit unwesentlicher für die Physignomie erscheint. Er kann ein Gradmesser sein für die industrielle Höhe einer Zeit oder für den Reichthum eines Individuums, und auch das nicht immer, wie wir unter III. der oben angeführten Schrift recht deutlich belehrt werden, in einer Zeit, wo „der ungeheure Aufschwung der Industrie und damit die Wohlfeilheit der Fabrikate, der wachsende Wohlstand der gewerbtreibenden Stände, die beschränktern Mittel der höhern, und die Vortheile, die sie beim Untertauchen unter das Niveau der Gesellschaft finden, es einer großen Zahl möglich macht, in ihren Personen das Zeitideal der Feinheit und Zierlichkeit darstellen" (S. 69), in einer Zeit, wo „die Laufbahn zum Ziele der feinen Lebensart, so weit eine Schneiderrechnung das Patent derselben ist, vor jedem gewandten Burschen offen daliegt" (S. 78). Für die Physiognomie hat der Stoff nie mehr Bedeutung gehabt, als daß der feinere, zärtere receptiver und durchsichtiger war für die Bewegungen des Willens, der sich in ihm ausdrückte. Doch — noch ein Fall läßt sich denken, wo die Wahl des Stoffs zum Ausdruck der Einfachheit dient und der Mann im härenen Gewande und dem ledernen Gürtel entweder Elias oder — eine Kokette sein muß.

Nach diesen allgemeinen Gesichtspunkten, die wir angegeben haben, unterscheiden sich nun die Perioden der Tracht a) in die, in welcher das subjective Moment vorherrscht, die Bekleidung der Noth; dann b) in diejenige, in welcher das objective Element vorherrscht, die classische Tracht; und endlich c) die, in welcher beide Elemente im Gleichgewichte sind. Diese selbst aber wird eigentlich erst eine Bewegung, eine Geschichte haben, in welcher wir vorläufig drei Perioden unterscheiden, nämlich die der Nationaltracht, der Modetracht und der Tracht der Persönlichkeit. Die erste ist abgelaufen, in der zweiten stehen wir, und den Begriff der dritten anticipirt die Speculation. Natürlich gibt es noch einzelne feinere Nuancen, namentlich bei dem Übergang von einer Periode in die andere, und wir werden auch später noch mehr darauf hinzuweisen Gelegenheit finden.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob die Tracht zuerst ihrem physischen oder ihrem geistigen Zwecke gedient habe, und wenn auch in erster Beziehung diese Frage etwas Müßiges hat, sofern es gänzlich von der Laune des Klimas und der Witterung abhängt, ob sie dem Menschen mehr oder weniger dieses Bedürfniß aufdrängen will, so ist sie doch in der andern Beziehung um so entscheidender für die Bedeutung des Gewands, und es ist ein schöner, bedeutungsvoller Zug in unsern biblischen Urkunden, daß sie jedenfalls zunächst dem Gewande eine geistige, ethische Bestimmung geben (Gen. 3, 7), welcher dann die physische nachgefolgt zu sein scheint im Zusammenhang mit einer Veränderung des Wohnsitzes der ersten Menschen (5, 21). „Sie wurden gewahr, daß sie nacket waren", einfach darin liegt die Nöthigung zur Bekleidung; es ist eine moralisch-ästhetische Nothwendigkeit, daß der Mensch bekleidet sei. Der Mensch ist wesentlich geistiges Wesen, und es ist darum nothwendig, daß an ihm nichts schlechthin Natürliches, sondern auch das Natürliche pneumatisch sei. Das Natürliche muß geistig verklärt, d. h. natürlich verhüllt sein, es muß dem Ausdruck geistig freier Bestimmung dienen. Wo man namentlich in neuer Zeit die nackte Figur der bekleideten vorgezogen hat, da konnte man dazu nur durch eine ungeistige, häßliche Bekleidung, die allerdings wieder zur nackten Natürlichkeit als ihrer Correction zurückführt, verleitet werden. Hegel macht darauf aufmerksam („Ästhetik", Th. 2, S. 407 fg.), welche Götter von den Griechen bekleidet, welche nackt dargestellt wurden. Wir bemerken daran den Übergang des Naturdienstes zur Religion des Geistes.

Zunächst dient also die Bekleidung nur der Noth in geistiger wie in physischer Beziehung, das Feigenblatt für die Scham, das Fell für die Witterung. Der Noth, geistiger, wie physischer, genügt an der Verhüllung. Aber diese Periode wird überall sehr vorübergehend sein. Es läßt sich in der bloßen Negation nicht verharren. Der Mensch will nicht blos verhüllen, was er ist, sondern er will auch etwas, auch leiblich etwas sein.

So kommt es nun zur geistig positiven Bedeutung der Bekleidung. Sie soll nur das Unschöne, also entweder blos die dem Dienst der Natürlichkeit hingegebene Seite der Gestalt, oder wol gar natürliche Gebrechen verhüllen, zugleich aber die schöne Form enthüllen. Wie die Wahrheit der mathematischen Linie, so die Schönheit der ästhetischen liegt jenseit der Erfahrung. Aus diesem Grunde nun schon wird die Bekleidung dem Nackten vorzuziehen sein, wenn sie so eingerichtet ist, daß sie erinnert, die Formen der vollendeten Schönheit nicht in einem einzelnen Exemplar zu suchen, andererseits dem dichtenden Gedanken Veranlassung gibt, Das, was die äußere Anschauung nur unvollkommen darbietet, in der innern zu vollenden. **Wenn** sie so eingerichtet ist, sagen wir, und es wird dies die Bestimmung einer wahrhaft idealen Tracht, deren Stelle außerhalb des geschichtlichen Flusses wir dadurch bezeichnen, daß wir sie die classische nennen. Sie ist in die Zeit eingetreten bei den Griechen, sodaß wir nicht sagen dürfen: die Griechen hatten eine Nationaltracht, sondern **die** Tracht, aufgefaßt in ihrer idealen Bedeutung. Halten wir den oben angegebenen allgemeinen Sinn der Bekleidung fest, so ergeben sich daraus die allgemeinsten Erfodernisse der Tracht. Sie muß verhüllend enthüllen, sie muß also nicht blos die Theile des

Körpers, welche die unmittelbarsten Organe des Geistes sind, und damit sie dies sein können, der unverkümmerten Anschauung dargeboten werden sollen, möglichst unbedeckt lassen, sondern sie muß auch die übrigen Linien des Leibes nicht zerstören, was dadurch geschieht, daß sie entweder in eine nicht zu unterscheidende Einheit mit dem Leibe sich selbst, wie so oft bei spätern Nationaltrachten, auch solchen, welche den bedeutendsten ästhetischen Werth haben, die aber dadurch in das Gezwungene und Manirirte sich verirren, vorkommt; oder daß sie sich gar an die Stelle des Leibes selbst setzen will. Jedes Gewand, das sich als Gewand nicht mehr von dem Leibe, zu dem es gehört, unterscheiden läßt, das in Gefahr bringt, den Rock mit dem Manne zu verwechseln; oder wol gar eine ganz andere Linie als die, welche dem Leibe wirklich angehört, ihm unterschiebt, verfehlt seine Bestimmung. Das Gewand muß so beschaffen sein, daß es dem Willen nicht nur kein Hinderniß in den Weg legt (steif), sondern so, daß es den Ausdruck desselben, die Bewegung sichtbar werden läßt. In dieser Beziehung erfüllt das griechische Gewand in so hohem Grade die Bestimmung der Tracht. Es dient nur zum Hintergrunde, auf welchem die Formen des menschlichen Leibes um so deutlicher hervortreten. Es tödtet nicht die menschliche Form, wie manche unserer modischen Kleider, sondern es erhöht ihre Lebendigkeit, die Anschaulichkeit ihres Lebens. Ja das Gewand wird gerade dadurch, daß es sich selbst in bescheidenem Unterschiede von dem Leben hält, die dienende Stelle einnimmt, nicht die gebietende, selbst unmittelbar lebendig, es wird die Möglichkeit der Person damit gegeben, sich in das Gewand fortzusetzen, ideelles Leben in das todte zu hauchen. Die Momente der Drapirung und des Tragens, wie wir sie oben an dem Gewande unterschieden haben, kommen am vollständigsten zu ihrem Rechte, während in der geklebten und gezerrten Modetracht beide physiognomische Bestimmungen, ja sogar die Farbe, wie wir weiter unten sehen werden, bis auf ihr Minimum reducirt, oft geradehin vernichtet sind. Das griechische Gewand ist nur eine Hülle, die wie von oben fallen gelassen ist über die Menschengestalt, die allen, namentlich aber den Linien eine Folie bereitet, in welchen das Hegemonikon des Menschen hervortritt. Er schüttelt sein Haupt, und dies ist frei, und nur an den Schultern hängt leicht das Gewand, das von da an über die untern Glieder hinabfließt. Freilich vereinigten sich darum solche Gewänder auch nur mit solchen Leibern, wie sie die Griechen zu bilden suchten, zu einem schönen Eins. Vandiemensländer in ein griechisches Gewand gehüllt würden doch nie eine griechische Gestalt werden.

So erscheint die griechische Tracht als die classische, ideale Tracht. Die Sorgfalt, welche die Griechen auf das Gewand wendeten, zeugt, wie wenig ihnen die Äußerlichkeit des Menschen ein Adiaphoron war; der Takt, mit welchem sie das Gewand in seiner echten Bestimmung setzten, zeugt, wie sie auch hier das Volk der Schönheit waren. Die Äußerung des Gedankens litt an keiner Abstraction, und das gehört eben zur Classicität des Volks, aber wol der Gedanke selbst. Wäre der Mensch nur schöne Form, nur belebte Bildsäule, so müßte das griechische Gewand Tracht der Menschheit werden, oder wäre es. Sehen wir noch einmal das lange, faltige Gewand der Griechen, so muß es einleuchten, daß in ihm der Begriff der Persönlichkeit, sofern diese nicht eine besondere ist, sondern jeder nur wahrhaft Person ist, sofern es alle sind, nicht zu ihrem vollen Rechte kommt. Es ist mehr ein Gewand für Götter als für Menschen. Dies lange, faltenreiche Gewand war nur für ein Leben, das sich zwischen olympischen Spielen und dem spazierenden Dasein ἐν ἀγορᾷ theilte. Dort, wo der ganze Mensch zur Thätigkeit kommen sollte, entkleidete er sich alles Gewandes, und die Voraussetzung war dabei nicht nur der Standpunkt eben der nackten Natürlichkeit, nicht der verklärten, vergeistigten, sondern auch der griechische Himmel, der eine solche Entkleidung ohne Schwierigkeit möglich machte. Hier das lange Gewand zeugt von einem Zustand der Muse, wie er nur stattfinden kann da, wo die alltägliche Bewegung des Lebens durch den abstracten Willen geleitet wird, eine gewisse besondere Zahl von Menschen mit der Ruhe der Götter, wie der Phidische Zeus, über den niedern Bewegungen des Lebens thront und die Dienste der Noth von einem andern Geschlechte sich verrichten läßt. Durch die schönsten Falten des griechischen Gewandes grinzt das zerrissene, entmenschte Antlitz eines Heloten. Das ist die endliche Seite des griechischen Gewandes, es überwindet die Hemmnisse der allgemeinen, freien Persönlichkeit nicht, sondern es abstrahirt von ihnen. Es ist zwar nicht Nationaltracht, eine Besonderheit, die andere Besonderheiten neben sich hat, aber Gattungstracht und zwar einer höhern Gattung, die andere, niedrigere Gattungen unter sich hat.

So gibt uns das griechische Gewand einen allgemeinen Maßstab für die Bekleidung, aber selbst nur allgemeine Bestimmbarkeit, nicht besondere Bestimmtheit, durch welche das Gewand erst zur eigentlichen Nationaltracht wird, d. h. zu der Tracht, welche der Idee der Bekleidung mit Rücksicht auf die klimatische Eigenthümlichkeit eines innerhalb natürlicher Grenzen abgeschlossenen Landstrichs, und auf den Kreis geschichtlich gebildeter Gewohnheiten gewisse feste Bestimmungen gibt. Nationaltracht werden wir also einerseits da nicht suchen dürfen, wo sich nur verlorene Spuren der Idee finden, und die Art der Bekleidung nur abhängt von dem Zufall des augenblicklichen Bedürfnisses, andererseits aber auch da nicht, wo natürliche oder geschichtliche Verhältnisse einer besondern Lebensbildung hinderlich waren. Während unter den europäischen Völkern hauptsächlich die Ungarn (Magyaren), die Polen und Spanier eine Nationaltracht haben, so sind die Deutschen und die mit ihnen stammverwandten Engländer, die Franzosen und die mit ihnen verwandten Italiener nie zu einer eigentlichen Nationaltracht gekommen. Bei den genannten drei Nationen aber, deren Gewande das Malerische nicht abgesprochen werden kann, findet sich das Gemeinsame eines eng an-

liegenden Unterkleides mit dem darübergeworfenen reichern Oberkleide, und wenn z. B. Polen und Magyaren ihre Verwandtschaft auch im Gewande nicht verleugnen, bis auf die arabeskenartige Besetzung des Oberkleides hinaus, so tritt doch gerade bei dieser Verwandtschaft die unterschiedene Nationalphysiognomie um so bestimmter hervor in dem längern und dunklern Rocke des Polen, und in dem kürzern und farbenreichern des Ungars. Wesentlich verschieden von diesen ist die spanische Tracht, und sie mit ihrem kurzen, aber reichen Mantel mit ihrer edeln Kopfbedeckung, mit ihrer Farbenpracht gehört wol zu dem Vollkommensten, was auf dem Gebiete der Nationaltracht erschienen ist. Diese ideelle Vollkommenheit, wodurch sich die genannten dreierlei Trachten hervorthun, hat bei ihnen, zumal bei der spanischen, begünstigt durch die politischen Verhältnisse, auch die Schranke nationaler Besonderheit durchbrochen, und zeigt uns den Übergang von der Nationaltracht zur Modetracht.

Die Nationaltracht ist geschichtlich vergangen; nur hier und da noch in einem Lande oder in einem Stande, die nicht eilig genug sich in den Fluß der Geschichte fügen, findet sich ein Überrest derselben, aber auch da mehr nur für festlichen Pomp als der Stolz der Überlieferung aufbehalten, oder, wie in dem Bauernstande der meisten Gegenden, mit allerlei Flickwerk der Mode untermengt. Die Abstraction der Nationaltracht besteht darin, nicht sowol, daß sie Volk von Volk unterscheidet, denn diese Unterschiede sind einmal da und können sich in einer höhern Einheit auch der Tracht immerhin wieder ausgleichen; aber darin, daß sie blos die Nation hervortreten läßt, die Nationalphysiognomie verwirklicht, aber die Individualität verwischt und, um die Nationalität als den Unterschied von andern festzuhalten, gewisse Bestimmungen unveränderlich fixirt.

(Der Beschluß folgt.)

Zur polnischen Literatur.

Gegen die zuerst von dem Grafen Eduard Raczynski veröffentlichten, auch ins Deutsche übersetzten und von deutschen Historikern geschätzten „Memoiren von Passek" sind in neuester Zeit von einigen Seiten her Zweifel erhoben worden, einige Gelehrte wollten sie geradezu für untergeschoben halten und der Verf. der „Neuesten polnischen Literaturgeschichte", Prof. Wiszniewski in Krakau, sprach dem Werke fast allen historischen Werth ab und wollte es nur als eine zur Unterhaltung dienende Schrift gelten lassen. Dieses Urtheil gelangte zu einigem Ansehen. Neuerdings aber ist von Lachowicz in der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg ein Manuscript aus dem 17. Jahrhundert aufgefunden worden, das nicht nur einen Beleg für die Authenticität der „Memoiren von Passek" liefert, sondern dieselben noch vervollständigt. Lachowicz, der sich auch sonst schon durch Veröffentlichung bisher unbekannter Schätze der polnischen Literatur einen Namen gemacht hat, hat diese Ergänzungen zu Passek zusammengestellt und sie u. d. T. „Reszty rękopisma *J. C. Paska*" (Wilna 1843) abdrucken lassen.

Eine Bibliothek altpolnischer Schriften: „Biblioteka starożytna pisarzy polskich", hat der als Herausgeber von Sagen und Volksliedern bekannte Wojcicki begonnen. Der eben in Warschau erschienene erste Band enthält zehn in geschichtlicher und sprachlicher Hinsicht merkwürdige altpolnische Schriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert, theils nach Manuscripten, theils nach alten seltenen Drucken. Unter Andern findet man die Tragödie „Jephtes" von Jan Zawicki vom J. 1587, ein religiöses Gedicht der Zofia Oleśnicka, in dem sich der Dank dafür ausspricht, „daß Gott den niedrigen Menschenkindern die Geheimnisse seines Reiches geoffenbart hat", ferner die Gerechtsame und Artikel der Armenier vom J. 1601, auch Abdrücke von Broschüren, die die Stelle der Zeitungen vertraten, über Chodkiewicz' Zug nach Liefland vom J. 1606, über die Siege Jan Sobieski's vom J. 1662 u. s. w. Die Wichtigkeit dieses Unternehmens für die polnische Literaturgeschichte leuchtet ein; möge nur dem eifrigen und tüchtigen Herausgeber die Unterstützung des polnischen Publicums nicht fehlen, damit sein Werk nicht, wie ähnliche, ins Stocken gerathe.

Von der angekündigten vollständigen Ausgabe von Brodzinski's Werken sind bisher der erste, zweite und fünfte Theil erschienen. Sie enthalten die „Sielanki" und den „Wiesław", poetische Darstellungen aus dem polnischen Landleben, durch welche Brodzinski zuerst die gewöhnliche breitgetretene Landstraße der französischen Nachahmung verließ und, in das nationalpolnische Leben hineingreifend, die reichen Schätze, die für den Dichter in demselben lagen, ans Licht zog. Die Übersetzungen, die hier wieder abgedruckt sind, bekunden, wie tief Brodzinski in die Eigenthümlichkeiten der fremden Sprache einzugehen verstand. Außerdem findet man auch die kritischen Aufsätze über Opalinski, Karpinski, Woronicz. Die Sammlung ist auf zehn Bände berechnet. Der Verleger hat den ganzen Nachlaß Brodzinski's an sich gekauft.

U. d. T. „Noworocznik literacki na rok 1843" hat ein Geistlicher, Krasinski, ein religiöses Taschenbuch in Wilna erscheinen lassen. Es enthält theils religiöse Gedichte, theils Abhandlungen über Religion und Moral, in denen ebenso ernste wie gebildete Ansichten hervortreten.

Das Ossolinski'sche Institut in Lemberg hat eine Schrift „O Ormianach w Polsce" (Lemberg 1842) abdrucken lassen, die ein willkommener Beitrag zur Geschichte der Polen bewohnenden fremden Völkerschaften ist. Sie enthält viele neue Mittheilungen über die Armenier in Polen, insbesondere in Galizien, und ist um so zuverlässiger, als der Verf., ehemals Professor der Kirchengeschichte an der Universität zu Lemberg, selbst Armenier ist.

J. J. Kraszewski, einer der geistvollsten und fruchtbarsten jüngern Literaten Polens, hat seine frühesten Gedichte in einer neuen Sammlung (2 Thle., Warschau 1843) wieder abdrucken lassen. Es sind Ergüsse jugendlichen Gefühls, nicht ohne daß ein wahrhaft dichterischer Beruf zu erkennen wäre. Im zweiten Theile findet sich ein Drama „Halszka", dessen Stoff aus Polens Vorzeit (J. 1554) entnommen ist.

Noch freundlicher werden die Liebhaber polnischer Poesie die Sammlung der Gedichte von Thomas Padura („Piena *Tomasza Padury*", Lwow 1842) aufgenommen haben. Dieser Dichter gehört zu denen, welche in der Ukraine zuerst wieder das Andenken an eine glorreiche Vorzeit weckten. Niemand hat dort mit gleicher Anmuth gedichtet, Niemand ist so tief in das Herz des Volkes eingedrungen wie er; die meisten seiner Lieder weiß das ukrainische Volk auswendig; gerade die schönsten sind nicht in polnischer Sprache, sondern in dem auch für Polen leicht verständlichen ukrainischen Dialekte verfaßt, der an Kraft und Geschmeidigkeit den polnischen übertrifft. Die „Dumy", balladenartige Gedichte, haben einen in andern Sprachen unnachahmlichen, melancholischen Anstrich. Über Padura's Lebensverhältnisse hat man nur wenig Nachrichten. In der Ukraine geboren, besuchte er die Schule in Krzemieniec, weilte dann lange in Volhynien und besuchte mit Wacław Rzewuski von 1817—20 den Orient. Er starb sehr früh.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 232. —— 20. August 1843.

Die Physiognomik der Tracht.

(Beschluß aus Nr. 231.)

Um aber der Individualität zu ihrem Rechte zu verhelfen, mußte zunächst die stabile Besonderheit der Nationaltracht gebrochen werden, und sofern die Mode dies that, ist sie ein wirklicher Fortschritt und die Hoffnung und das Streben Derer eitel, die von ihr wieder auf die Nationaltracht zuführen zu können meinen. Die einmal überstiegene Stufe läßt sich nicht mehr repristiniren. Das Volk ist zur Völkerfamilie erweitert, die Volksphysiognomie zur Völkerphysiognomie befreit, unter sichtbarem Einfluß der Weltreligion des Christenthums, denn die nicht-christlichen, insbesondere die ganz nahen mohammedanischen Völker schlossen sich aus von dieser Vereinigung. Die unveränderliche Stabilität der Nationaltacht wird gebrochen durch die Veränderlichkeit, welche keinen Unterschied bestehen läßt, Alles nivellirt, keinen als den von heute und gestern. Nur noch Amtskleider, Uniformen, Regimentsnummern, Menschennummern und Parlamentsperrücken halten sich einigermaßen neben dieser Ununterschiedenheit, aber auch über sie scheint es immer mehr die absolute Herrschaft des schwarzen Fracks zu gewinnen. Doch mit jenem Nivellement wird nur die andere Abstraction sanctionnirt, verändert man nur, um zu verändern, nur um nicht stabil zu sein, nicht um fortzuschreiten, so fällt man ebenso sehr und in noch höherm Grade als bei jener Stabilität aus dem Leben der Idee hinaus. An die Stelle des hausväterlichen Regiments der Nationaltracht, von welchem man emancipiren wollte, trat erst die absoluteste Tyrannei, an die Stelle der Bestimmungen der Idee der launenhafteste Zufall. Die Tracht prätendirte jetzt völlige Substantialität, und läßt das nun generis neutrius gewordene Menschlein in sein Homunculusgehäuse hineinkriechen. Die Tracht ist nicht mehr blos das Dienende, wie sie es bei den Griechen gewesen, das Dienende, das, an sich gestaltlos, damit um so mehr geeignet war, jede Persönlichkeit in sich fortzusetzen, die Gestalt von jeder Individualität sich frei geben zu lassen. Die Tracht nimmt nun selbst Gestalt an, sie wird etwas für sich neben der Physiognomie des Individuums, die Kleidung kann zur Noth für sich allein stehen, und leistet förmlich Verzicht auf den Menschen, der darin untergebracht werden soll.

Aber eben dieser Übermuth kommt vor dem Fall. Die Mode will nur negiren, es fehlt ihr als dem getreuen Typus des kritischen Geistes unserer Zeit die Position, es fehlt ihr Mark und Bein, und so wird ihre eigene Herrschaft unmittelbar das Werkzeug der Realisirung ihrer Endlichkeit. Sie ist schon längst so weit gekommen, sich selbst zu verspotten, mit einer weit schärfern als Aristophanischen Galle über sich selbst herzufallen. Der impotente Muthwille der Tyrannei läßt ihr keine Ruhe, bis sie in jeder neuen Bestimmung sich selbst carikirt hat. Kein Glied des menschlichen Körpers vom Scheitel bis zur Fußspitze ist verschont geblieben, und ihre Laune eilt der Erschöpfung zu.

Nehmen wir das erste der oben angeführten Momente, die Farbe des Gewandes, und betrachten an ihm die heutige Mode. Das Festgewand des Mannes ist vom Kopfe bis zum Füße schwarz, das des Weibes ebenso weiß. In der That, eine schneidendere Ironie ist noch nicht erfunden worden, als die hier die Mode an sich selbst übt, die beiden Seiten der Farblosigkeit in sich darzustellen, nicht zu gedenken, wie wehe es dem Auge thut, das sich einigermaßen seine Natürlichkeit behalten hat, in einer reichen Gesellschaft alle Farben verbannt und das Farblose nur zu einem punktirten Grau gemengt zu sehen. Wenn Goethe in seiner „Farbenlehre" (§. 60) zeigt, wie das Auge Totalität der Farben fodere, und es deswegen nicht für wohlgethan hält (§. 55), zur Schonung der Augen sich grüner Gläser oder grünen Papiers zu bedienen, weil jede Farbspecification dem Auge Gewalt anthut, und das Organ zur Opposition reizt, wie viel mehr heißt es dem Auge, d. i. dem Geschmacke Gewalt anthun, wie viel mehr muß er zu Opposition gereizt werden, wo man Alles nur in Schwarz und Weiß theilt!

Weit mehr aber noch als in der Farbe zeigt sich das Caricirte der Mode in der Draperie, die hier, wir dürfen schlechthin sagen, ganz zum Schnitt geworden ist, keinen Punkt mehr für die freie Gestaltung übriggelassen hat, sodaß man auch hier nach Hegel („Ästhetik", Th. 2, S. 412) immer nur den Schneider sieht. Erinnern wir uns, um ein Beispiel unter tausenden anzuführen, an die vor einigen Jahren in der weiblichen Tracht aufgekommene Blouse. Man muß gestehen, daß seit lange keine Mode von der Idee der Tracht so viel an sich

hatte wie diese. Aber die arrogante Mode war gerade darum nicht damit zufrieden. Sie rückte so lange an der Schulter herab über den Arm, bis die Breite in den Schultern und die Kürze der Arme eine monströse, sie erweiterte so lange den weiten Ärmel, bis dieser zum Rock, das Ganze zum Zerrbild geworden war.

Wollten wir noch etwas von der unschönen Tracht des schönen Geschlechts sprechen, so verdiente ihr Kopfputz, ihre Hüte, die den Menschenkopf zum Roß- oder Heuschreckenkopf machen, und ihr Lockenbau besondere Auszeichnung, welcher letztere vor noch nicht lange wie ein Ansatz zur Behornung (Übergang von dem Wiederkäuer mit gespaltener Klaue zum Huf), oder wie das Nest eines Vogels und zwar nicht gerade des zierlichen Kolibri, sondern das eines Raubvogels, zum wenigsten wie das einer Elster mitsammt ihrer Brut sich ausnahm. Wenn daher der Verf. der oben angeführten Schrift (S. 29) Recht behalten wollte, daß der gegenwärtig herrschende weibliche Kopfputz in seiner Gesammtheit derjenige Theil der weiblichen Modetracht sei, der am Ende noch am ehesten als etwas Ganzes, Charakteristisches, der Zeit Eigenthümliches dastehe, so würde dies wenigstens nicht zum Vortheil der Menschlichkeit des schönen Geschlechts geschehen können.

Bei der männlichen Tracht werden unter den modernen Kleidungsstücken die Hosen und der Frack die entschieden merkwürdigsten sein. Der Frack insbesondere ist bei all der unbedingten Verehrung, die er genießt, in der That das am meisten Aufsehen erregende und zugleich räthselhafteste Kleidungsstück. Würde Einer der Vorwelt seinen Enkel in solcher Tracht sehen, so würde er wol in Versuchung kommen, ihm zuzurufen: Mein Kind, du hast dich ja falsch angekleidet, du hast das Vorderste zu hinterst genommen. Auch bei der Verwechselung dieses Hysteronproteron würde zwar die Kleidung nichts weniger als schön werden, aber diese unnützen Flügel hätten dann doch die Fürsprache irgend eines Zwecks für sich, nämlich die Stelle einer Schürze zu vertreten, während sie jetzt zwischen dem Extrem eines Stricks zum beliebigen Festhalten und des Schurzfells der Bergleute sich hin und her bewegen. Wie in aller Welt ist man zu diesem Kleidungsstücke gekommen? Wir müssen es uns als Caricatur denken und es wird sich uns leicht enträthseln. Seine ursprüngliche Gestalt war der Rock mit einer Reihe Knöpfe und ziemlich langen Schößen. Diese Schöße hinderten beim raschen Gehen, und es wurde die vordere und hintere Ecke jedes Schoßes in der Mitte für die Zeit des Gehens entweder mit einem Knopf oder auch nur mit einer Schlinge vereinigt. Überrest dieser Entstehung ist noch der militairische Frack, dessen Revers sowol als die doppelte Farbe auf seinen Flügeln nichts Anderes ist als der umgeschlagene Rock, der durch das Umschlagen sein andersfarbiges Futter sehen ließ. Hierbei durfte aber die Mode nicht stehen bleiben, sie schnitt ab, was anfangs nur umgeschlagen war, sie schnitt immer mehr, immer tiefer, wie Jener, der zu träge war, seine schmutzig gewordenen Rockschöße zu reinigen und sie durch das wiederholte compendiarische Abschneiden der Kürze halber bis zum Wamms verkürzte. Hier kam es zwar nicht bis zum Wamms zurück, von dem man nach der Ansicht des obgenannten Autors ausgegangen war, sondern zu einem Zwischenwesen, das nicht Fisch und nicht Fleisch war, und das sich eben damit als die Caricatur von beidem bezeichnete. Selbst die Uniformen machen keine Ausnahme, und fast scheint es, daß ein bäurisches Herausputzen mit Gold und Silber die Bestimmungen der Schönheit bei ihnen vertreten soll. Der ihnen eigenthümlich stehende Kragen, namentlich wenn er, wie bei den meisten militairischen Uniformen, vorn geschlossen ist, entstellt eine der schönsten Partien der menschlichen Gestalt, den Hals, der, statt das Haupt frei zu tragen, nun zum unförmlichen, unbeholfenen Block wird, auf dem oft etwas noch Unförmlicheres, sei es nun ein preußischer Hut, oder Czako oder Kalpack u. s. w. (mit Ausnahme des schönen Helms) hingepflanzt ist.

Doch wir dürfen uns nicht länger bei diesen Einzelheiten verweilen, und noch etwas über das Tragen der Tracht anzuführen kann um so überflüssiger erscheinen, als für dieses kein Raum mehr gelassen ist und nöthigenfalls sich die ganze Tracht mit geringer Nachhülfe auch allein hinstellen ließe, ohne daß etwas darin wäre; in der That das schönste Seitenstück zu dem Diogenischen Spott über die Platonische Definition vom Menschen. Höchstens daß auch die Mode diese oder jene carikirte Geberde dem Männchen im Rocke zu machen vorschreibt, eine schiefe Verbeugung, ein Wedeln mit der Hand, ein jüdisches Vordrücken des durch die unförmliche Halsbinde gewaltsam gehobenen Kinns u. dergl. Immer aber bleibt das Beste dabei, daß das Ding, das unter der Last dieser Ironie keucht, eine so ernste Miene dazu macht, oft eine wahre Leichenbittersmiene, ja daß es z. B. zu den Hauptverbrechen in dem Codex der Tracht gehört, als eine schwere Verletzung des Anstandes angesehen wird, nicht mit dem zerschnittenen Rocke, dem Fracke sich anzuthun, wo es irgend gilt, sich zu präsentiren.

Aber es ist aller Tyrannei eigen, sich selbst zu verspotten, und in ihre volle Ironie einzutreten ist immer ihr letztes Stadium. So können wir auch sagen, daß wir im letzten Stadium der Modeherrschaft stehen. Einige Vorwerke scheint sie schon aufgegeben zu haben, wie z. B. die Farbe im Frauengewand zu gewöhnlichem Gebrauche, sodaß man zum Theil schon in der Wahl derselben nicht mehr blos das Aufgeben aller Individualität, sondern gerade ihr Setzen, Ausdruck von Charakter finden kann. Aber wohin werden wir nach der Mode kommen? Sicherlich nicht zur Nationaltracht zurück, wie Manche meinen, und wohin zu führen sich Viele die Mühe gegeben haben. Die Nationaltracht hat die allgemeine Bestimmungen gewisser Menschenracen und Stämme ausgedrückt. Dieses Stehende hat die Mode in Fluß gebracht, aber sie hat die abstracte, die zufällige Bewegung an die Stelle des abstracten Stillstandes gesetzt. Der Gegensatz von Heraklit und des Eleaten auf dem Gebiet der Trachten. Aber nun läßt sich noch ein Drittes denken, die Bewegung der

Idee, der Idee der Persönlichkeit, die als Idee das Moment der Substantialität, der Beharrlichkeit in sich hat, und als Sichsetzen zugleich das Moment der Bewegung. Es muß fürs erste die Natur in ihre Rechte wieder eintreten, und dieselbe Barbarei, die dem Pferde Schweif und wol auch Ohren stutzt, wird auch in der civilisirten Menschheit aufhören; man wird nicht das Weib zum Manne machen wollen dadurch, daß man es in den Schultern breit, in den Hüften eng zu sein nöthigt, den Mann zum Weibe, daß man ihm den Bart bis auf die Wurzel abschabt. Fürs andere werden die allgemeinen Bestimmungen, welche Klima, Lebensweise in die Tracht bringen, wieder einkehren, aber nicht als ein für allemal Gegebenes und gleichsam das Individuum, die Individualität Überdeckendes. Es wird vielmehr einerseits ein Fortschreiten mit der Geschichte des Volks stattfinden, andererseits der Individualität Raum gegeben werden, sich vollständig geltend zu machen. Man wird nicht dem Individuum eine Tracht von außen ankleben, weil sie Volks- oder Modetracht ist, aber dem gegebenen Individuum geradezu widerspricht. Die allgemeinen Bestimmungen werden gar nicht so weit gehen, um hierin noch Beschränkungen zu machen, sondern es wird vielmehr, wie es jetzt Naturtrachten, Volkstrachten und Modetrachten nebeneinander in einem Volke gibt, dann die Trachten verschiedener Persönlichkeit, die unendliche Verschiedenheit in der bestimmtesten Einheit geben, und es wird Aufgabe werden, sich nach seiner Persönlichkeit, äußern und innern Theils, zu kleiden, wie es ehemals Aufgabe war, sich nach seinem Stande zu kleiden. 70.

Über Almquist als Romanschriftsteller.

1. Tintomara, Ereignisse kurz vor, bei und nach der Ermordung Gustav's III. Von C. J. L. Almquist. Zwei Theile.
2. Gabriele Mimanso, der letzte Mordversuch gegen König Ludwig Philipp im Herbst 1840. Von C. J. L. Almquist. Drei Theile.

Seit den in mancher Beziehung classischen Romanen der Frederike Bremer haben die schwedischen Unterhaltungsschriften in Deutschland einen großen Credit gewonnen. Es ist immer das Verdienst eines einzelnen bedeutenden Autors, daß er die Aufmerksamkeit der zerstreuten und vergeßlichen Welt auf eine Literatur oder einen Zweig der Literatur zurücklenkt. Bei dem Beifall, den die Arbeiten jener trefflichen Schriftstellerin fanden und finden mußten, war es natürlich, daß die umhersuchende Speculation bald die schwedische Romanliteratur zum Gegenstand wählte. Wir haben aus dem Schwedischen übertragen und bei uns eingeführt gesehen, was solcher Mühe werth war und was nicht. Im Ganzen genommen können wir gestehen, daß in der Sache zu viel geschehen ist, und daß die Ausbeute dieses Schachtes den zuerst erregten Erwartungen doch nicht ganz entsprochen hat. Der Literaturgeist des Romans scheint in Schweden mehr auf den Frauen als auf den Männern zu ruhen. Während man in Deutschland den Romanschriftstellerinnen den Vorwurf unwahrer Lebensauffassung und der Darstellung unmöglicher oder unkünstlerischer Lebensverhältnisse macht, scheint in Schweden gerade ein Übergewicht praktischer, thatsächlicher und fester Ergreifung des Lebens und seiner Combinationen auf Seiten der Frauen zu sein, und das Maßlose, Unfeste, Flatternde und Unwahre sich zu den männlichen Autoren geflüchtet zu haben. Mit diesem Nachtheile würden sie gegen die Frauen nun entschieden gar nicht ankämpfen können, wenn nicht andererseits der Vorzug poetischer Intentionen und kühner Erfindung ihnen zur Seite stände, zwei Eigenschaften, die freilich in den idyllischen schwedischen Frauenromanen ganz vermißt werden.

In diesen beiden Vorzügen ist der Geistliche Almquist ebenso ausgezeichnet als Frederike Bremer es in der Erfassung und Darstellung des wirklichen Lebens in fast allen seinen Schattirungen ist; und wie sie in ihrer Weise alle ihre Mitschwestern verdunkelt, so in der seinigen Almquist seine Mitbrüder. Zwischen den beiden Spitzen der schwedischen Romanliteratur aber findet gar kein Vergleich statt, da sie fast keinen Berührungspunkt miteinander gemein haben.

Die starke Seite Almquist's ist die Malerei eines ganz zerrütteten Seelenzustandes, die Darstellung des Außerordentlichen, Abnormen, des Phantasievollen, ja des ganz Phantastischen, und wir wissen, daß Frederike Bremer gerade im ganz Gesetzmäßigen und Gewöhnlichen groß ist. Almquist hat nur außerordentliche Begebenheiten vor Augen, wie schon die Wahl seiner Titel zeigt, und erzählt selbst das Gewöhnliche auf abenteuerliche Art — bei Frederike Bremer gilt gerade das Gegentheil. Nur in einem Fehler begegnen sich Beide, und zwar in einem solchen, der in Deutschland, seit Feßler's Zeit, äußerst unangenehm empfunden wird, nämlich in der unmäßigen Einmischung des Dialogs in ihre Erzählungen. Um mit einem Worte endlich den ganzen Unterschied zwischen Almquist und Frederike Bremer zu bezeichnen, so läßt sich sagen, daß der Erstere eine Welt und Menschen seiner Schöpfung, die Zweite aber die Welt und den Menschen von Gottes Schöpfung darstellt. Und so mögen denn Beide Recht haben!

„Tintomara" ist jedenfalls ein geistreicher Roman, der seinen Stoff mit Begeisterung ergreift, hegt, liebt und ergründet. Die Ermordung Gustav's III. von Schweden gewährt dem Dichter auch einen so vortrefflichen historischen Hintergrund, daß zu bewundern steht, warum derselbe nicht schon früher zu einer Dichtung mit ähnlicher Aufgabe benutzt worden ist. Nichtsdestoweniger hat der Verf. eher alles Andere, als einen historischen Roman in unserm Sinne geliefert. Von einem ernsthaften Versuch, Parteien und ihre Führer, Ereignisse und ihre Hebel und Motive, den König und seine Gegner zu zeichnen, ist nicht die Rede; der Verf. stürzt sich, seinem Triebe folgend, vielmehr von vorn herein in einen Strudel von abenteuerlichen Fictionen. Eine grelle Probe dieser entschiedenen Neigung für das Abenteuerliche und Unnatürliche findet der Leser im Eingange des zweiten Theils. Adolfine soll aus dem Saale gerettet werden, in welchem soeben der Königsmord vorgefallen ist, und dessen Thüren geschlossen sind, um Niemand undurchsucht zu entlassen. Wie geschieht dies? Das Fräulein im Ballstaat klettert an dem Gestänge der Theatercoulissen in die Höhe, bis unter das Dach des Gebäudes, wo sie endlich zu einer Balletttänzerin gelangt, die dort ihr Ankleidezimmer hat. Diese Kletterpromenade ist die abenteuerlichste Unmöglichkeit, die sich erfinden ließ; eine einfache verborgene Treppe hätte dem Dichter denselben Dienst gethan, aber seiner Neigung entsprach in diesem Falle das Unnatürliche. Die Schicksale der entronnenen Königsmörder bilden den Stoff dieser Erzählung, und der Verf. fand sich unter diesen abenteuerlichen Begebenheiten, die wir nicht zergliedern wollen, wie in seinem Elemente. Die Bekenntnisse Ankarström's sind historisch. Die Geschichte endet mit der Schein-Execution Donna Azouras de Tintomara, der Heldin, welche im Wald von Solna mittels 16 Musketenschüssen, ohne Kugeln, hingerichtet werden soll; eine Schein-Execution, aus welcher durch Verrath eine wirkliche wird. An diesem Orte findet sich folgende Metapher: „Die ernsten Grenadiere standen da mit Schnurbärten, in denen sich vor Erwartung die Haare wie Borsten hoben." Man sieht, die deutschen Romantiker haben von Hrn. Almquist im Punkte der Geschmackwidrigkeit hier und da noch zu lernen.

„Gabriele Mimanso" hat im Stofflichen viel Verwandt-

schaft mit „Amtomara“. Auch hier ist Königsmord, Staatsumsturz das Thema; eine glühende Südländerin ist die Heldin, welche die Männer wie Puppen regiert und die Knoten schürzt, welche jene durchhauen müssen. Diese Heldin erweist sich endlich gar als eine Nichte Abd-el-Kader's und ist selbst im Begriff, den Sultan und Valée zu Brüdern zu machen. Doch das erlaubt der Verf. und die Historie nicht, und Alles endet mit einer Reise nach Tekedempt unter sicherm Geleit und an der Seite ihres geliebten Schwedenfreundes Konstantin. In dieser ohne viel Aufwand von Geist und Überlegung erfundenen Geschichte ist das Beste und Anziehendste die Auffassung der politischen Zustände von Paris. Der trotzige, vom schwachen Gesetz nicht bewältigte Sinn der Parteien, die Verbindungen in allen ihren Abstufungen, von den höchsten Eingeweihten durch alle Gradationen dieser „verlorenen Kinder der Freiheit“ hinab, bis zu den beklagenswerthen Opfern der Straßenemeuten, und endlich diese Straßenschlachten selbst, sind mit kühner und glücklicher Hand gezeichnet. Die Scenen und Gestalten, wie der Schmied Brimoire, Ambrose, Seraphine u. A., wären meisterhaft, wenn der Verf. nur in ihrer abenteuerlichen Bekleidung Maß zu halten gewußt hätte. Nicht minder kühn, aber weniger löblich, ja kaum zu rechtfertigen, ist die Art und Weise, in der der Verf. lebende Personen und Charaktere, wie Darmez, Edmond Blanc u. A., in seiner Erzählung auftreten läßt. Auch diese Freiheit, wie jede andere, hat ihre natürliche Grenze; es war erlaubt, den König, den Marschall Valée in das Drama zu verwickeln, aber diese Befugniß endet da, wo die Person sich von dem Charakter trennt, und ein Roman, scheint uns, soll kein Anklageact sein.

Lieber, als uns weitläufiger über den Werth dieser historisch-romantischen Erzählungen zu verbreiten, welche von dem Vorbilde Walter Scott's nicht zu ihrem Vortheil abweichen und an Regelmäßigkeit und schöner Form, an innerer Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit selbst gegen die bessern deutschen Arbeiten dieser Art unverkennbar zurückstehen, wollen wir dieser Anzeige einige Notizen über den Autor selbst hinzufügen, die bei dem wachsenden Nachhall seines Namens vielleicht willkommen sein mögen. Karl Jonas Ludwig Almquist, der fruchtbarste aller lebenden schwedischen Schriftsteller, ist am 28. Nov. 1793 zu Stockholm geboren, wo sein Vater Kriegscommissar war. Er studirte zu Upsala und promovirte 1815 zum Magister. Nach einer kurzen Anstellung im Staatsdienst zog er sich aufs Land zurück, nahm dann wieder eine Lehrerstelle zu Karlsberg an und ward 1829 Rector der neuen Schule zu Stockholm. Im J. 1840 reiste er nach Paris, legte zurückgekehrt sein Amt nieder und lebt jetzt wieder auf dem Lande dem Schriftstellerberuf. Man sollte kaum glauben, daß dieser Geist, in dem eine hohe Flut der Phantasie bewältigend und maßlos herrscht, eine Menge der trockensten Schulbücher, Grammatiken, geographische und historische Handbücher und Ähnliches hervorzubringen vermochte. Almquist ist Dichter in allen Gattungen der Poesie, findet seine eigentliche Heimat jedoch im geschichtlichen Roman. Nach seiner ersten Arbeit in diesem Felde, die Novelle „Det går an“ („Das geht an“), in welcher er etwas ketzerische Grundsätze über die Ehe bekannte, wegen welcher er kürzlich, als Geistlicher, in zwei Colloquien hat Rede stehen müssen, ist er diesem Gebiete treu geblieben. Eine Sammlung seiner Erzählungen, welche er das „Rosenbuch“ genannt hat, besteht bis jetzt aus 13 Bänden. Alle diese Geschichten werden von dem Verf. einem gewissen Richard Furumo in den Mund gelegt, der sie Hrn. Hugo Löwenstjerna zu dessen Abendunterhaltung auf seinem Jagdschlosse im Kreise seiner Familie vorträgt. Auf dies Verhältniß, dem Decamerone nachgeahmt, beziehen sich viele Stellen in den Romanen selbst, welche ohne dasselbe unverständlich sein würden.

Daß diese Erzählungen Almquist's auch in Deutschland befriedigte Leser hinterlassen werden, dafür ist durch sie selbst gesorgt; denn wenn sie auch nicht in jeder Stelle sind, was der historische Roman sein soll, so sind sie doch voll anziehenden Stoffs, prächtiger, oft hinreißender Localfärbung, reicher, glühender Phantasie und fesselnder Begebenheit, sodaß anzunehmen steht, sie werden mit diesen Mitteln selbst eine ungünstige Kritik überwachsen, wie viel mehr also eine neutrale, wie die unserige ist. 8.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neue in Frankreich erschienene historische Schriften.

Tournois gab heraus: „Histoire de Louis Philippe Joseph, duc d'Orléans et du parti d'Orléans, dans ses rapports avec la révolution française“ (2 Bde.); Pasquier, früher Mitglied des Magistrats zu Pondichery: „Précis de l'histoire de l'Hindoustan“, enthaltend: Stiftung, Wachsthum und Verfall des Reiches der Mongolen, die allmäligen Angriffe und Niederlassungen der Europäer, die Coalition der afghanistanischen Fürsten gegen die Engländer, Prüfung der verschiedenen bei den Indiern geltenden Religionssysteme, wie auch ein Gemälde ihrer anfänglichen Gesetze, ihrer Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten, und ein Résumé der Gesetze, wonach die französischen Niederlassungen verwaltet werden. Ferner erschien: „Illustrations de l'histoire de France“, 120 historische Notizen von Michelant, 120 Gemälde von V. Adam, mit einem Vorworte von Hrn. von Ségur, 60 Lieferungen, deren jede 25 Cent. kostet; „La chronologie sacrée, basée sur les découvertes de Champollion“, von André Archinard; „Rome chrétienne, ou tableau historique des souvenirs et des monuments chrétiens de Rome“, von E. de la Gournerie (zwei starke Bände); „Histoire des invasions des Sarrazins en Italie du 7ième au 11ième siècle“, von E. Famin; „Histoire des états-généraux et des institutions représentatives en France depuis l'origine de la monarchie jusqu'à 1789“, von A. C. Thibaudeau (2 Bde.). Mit dem 32. Bande ist jetzt beschlossen: „Nouvelle collection des mémoires pour servir à l'histoire de France depuis le 13ième siècle jusqu'à la fin du 18ième, précédés de notices pour caractériser chaque auteur des mémoires et son époque, suivis de l'analyse des documents historiques qui s'y rapportent“, von Méhaud und Poujoulant.

Auf die ältere französische Literatur beziehen sich folgende neu erschienene Schriften: „Le romant du renard, par *Pierre de Saint-Cloud* et *Jacquemars Gielée de Lille*“, nach den Manuscripten aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert herausgegeben von Meon (4 Bde.); „Fabliaux et contes des poëtes français des 11ième, 12ième, 13ième, 14ième et 15ième siècles“, nach den Manuscripten der königl. Bibliothek herausgegeben von Barbazan und Meon (4 Bde.); „Glossaire de la langue romane, contenant l'étymologie et la signification des mots usités dans les 11ième, 12ième, 13ième, 14ième, 15ième et 16ième siècles“, von J. B. Roquefort; „Le grand d'aussi, fabliaux ou contes, fables et romans du 12ième et du 13ième siècle, traduits ou extraits“ (5 Bde.), dritte beträchtlich vermehrte, mit 18 Bildern von dem jüngern Meon ausgestattete Auflage.

Von dem angenehm aber ziemlich oberflächlich reflectirenden Blanqui erschien „Voyage en Bulgarie pendant l'année 1841“, worin sich manche interessante Facta in Bezug auf die christliche Bevölkerung der Türkei befinden.

Unter dem Titel „Cours d'esthétique“ übersetzt ein gewisser Charles Benard Hegel's Vorlesungen über Ästhetik. Vor kurzem erschien davon die zweite Abtheilung. 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 236. — 21. August 1843.

Die Dichterfürsten.

Auch noch eine Betrachtung über Goethe und Schiller.

Es gibt geschichtliche Namen, welche, nachdem ihre Eigenthümer längst nicht mehr auf Erden sichtbar sind, nur wieder von einem menschlichen Munde ertönen oder im Buchstabenreiche erscheinen dürfen, um sogleich Jedermann zu elektrisiren und unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Wie haben Historie und Roman, Liebe und Haß, Wahrheit und Lüge, den Namen Napoleon ausgebeutet und dessen geistige und körperliche, moralische und physische Eigenschaften bis in die winzigsten Fasern zerlegt! Man darf blos zulangen, um aus dem endlosen Material von Anekdoten und Charakterzügen, Biographien und Denkschriften aller Art, über sein öffentliches und Privatleben, sich ein vollständiges Portrait des unsterblichen Mannes zusammenzusetzen, je nachdem die Sympathie oder Antipathie des Mosaisten solches nur verlangen kann. Gleichwol sind jetzt, 1843, mithin eine ziemliche Reihe von Jahren nach seinem Verscheiden, binnen welcher vielleicht kein Tag verging, in dem die Druckerpressen seinen Namen nicht vielfach, hier in goldenen, dort in blutigen Lettern celebrirt hätten, die Acten über sein Wesen, Thun und Treiben noch keineswegs geschlossen.

Mit der Größe des Corsen, deren Wetterleuchten sich fast über die ganze Welt sichtbar verbreitete, und der Größe der Deutschen: Goethe und Schiller, findet kaum einige Vergleichung statt. Während Jener am Arme der Gewalt, bei Trompeten- und Kanonenklang, durch Länder, Städte und Dörfer rauschend, vom Gemüthsleben kaum eine Spur darthat, hat sich die Größe unserer beiden Dichterfürsten gerade in der Stille des letztern entwickelt und emporgeschwungen. Wenn der unauslöschliche Strahlenkranz um die Häupter beider, statt wie Napoleon's Glorie einen großen Theil des Erdkreises zu umfassen, fast einzig noch auf den kleinen Punkt beschränkt ist, wo die deutsche Sprache geredet wird, so übte er doch auf diesen einen desto mächtigern und wohlthätigern Einfluß aus. Hierin liegt auch der Grund, weshalb ihre Namen an Anziehkraft fortdauernd den Namen des großen Eroberers in Deutschland die Wage halten, wo sie durch ihre Geisteswerke sich ein ewiges Reich erobert haben. Wie über den Kaiser der Franzosen, so traten über die zwei deutschen Dichterfürsten zahllose Schriften und Schriftchen ebenfalls an das Licht, noch immer aber sind alle für Dichtkunst nur einigermaßen Empfängliche damit nicht gesättigt. Und je inniger wir uns, allen unsern Gefühlen nach, unserer Verwandtschaft mit den beiden Riesengeistern erfreuen, desto willkommener sind uns auch fortdauernd ihre Namen, wo sie in unser Ohr tönen, oder unserm Auge begegnen. Während der Mangel an Gefühl und zum Theil auf die Möglichkeit der Staunen erregenden Größe Napoleon's schauerlich hinweist, wird uns, eben bei unserer Gefühlsähnlichkeit mit den beiden Dichterfürsten, der geistige Abstand zwischen ihnen und uns um so unerklärlicher, daher werden gewiß ihre unserm Herzen so theuern Namen noch lange Zeit sogar einen weit höhern Reiz für uns und unser Nachsinnen behaupten, als der Name Napoleon's. In dem bekannten, köstlichen Liede Béranger's: „Les souvenirs du peuple", wo die Enkel in ihrer kleinen Dorfhütte um die Großmutter versammelt diese bestürmen, von ihm, nur von ihm, mit ihnen und davon zu sprechen, was er vormals beim Übernachten in derselben Hütte sagte und that, spiegelt sich auch der Wunsch der Freunde der Poesie in Deutschland ab, immer wieder etwas von Goethe und Schiller zu vernehmen. Sogar das Unbedeutendste in Beziehung auf ihre Persönlichkeit oder auf ihre Werke, das uns die Zeitgenossen der beiden Unsterblichen in öffentlichen Blättern darbieten, nimmt man in der Regel, es scheint sogar dankbarer wie jemals, als eine freundliche Gabe noch immer hin.

In dieser, auf Erfahrung gegründeten Voraussetzung möchte wol dem Nachfolgenden vielleicht ebenfalls das kleine Plätzchen, dessen es bedarf, in dem schon so voluminösen Werke der Goethe- und Schiller-Literatur zu vergönnen sein.

Es war wenige Jahre vor Schiller's Tode in der Wohnung eines meiner Freunde, als ich ganz zufällig mit dem großen Dichter zusammentraf. Keineswegs ragte, die ungemeine Körperlänge abgerechnet, Schiller's äußere Erscheinung so weit über die Linie des Gewöhnlichen hinaus, wie sein rastlos nach den Sternen gerichteter Geist. Ihr himmlisches Licht aber schien es zu sein, was aus seinem Blicke so wohlwollend quoll und die ihm etwas nach der einen Seite gebogene Nase, nebst den übrigen Theilen seines Antlitzes zu einem recht edeln Ganzen,

möchte ich sagen, zusammenschmolz. Anzug und Haltung hatten ebenso wenig etwas Hervorstechendes. Doch gerade deshalb war der Eindruck von seiner Person um so gemüthlicher, und die wenigen Worte, die der erhabene Mann an mich richtetete, klangen mir durch die lange Reihe meiner darauf folgenden Jahre fortdauernd freundlich nach.

Unter der Menge zum Theil recht wichtiger Schriften über den Verewigten hat mich Hoffmeister's Buch: „Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke", außerordentlich angesprochen. Ganz wahr sagt dieser Schriftsteller unter Andern (Theil 1, S. 20):

Wie kunstvoll Schiller seine Dichtung auch später gestaltete, so geht doch ein mächtiger Geist durch alle seine Werke, welcher dem ähnlich ist, der uns aus dem Munde des wahrhaft gebildeten Redners rührt und ergreift. Besonders gilt dies von den meisten Gedichten der ersten Periode.

Ja wol sind seine Poesien aus dieser Periode in mehrfacher Hinsicht viel zu merkwürdig und lehrreich, als daß es bei Dem gelassen werden konnte, was uns davon die Gesammtausgabe seiner Werke darbot. Ganz abgesehen von der, bekanntlich Hrn. Boas, wenn ich nicht irre, anfangs bestrittenen, Berechtigung zur Herausgabe von Nachträgen zu Schiller's Schriften, hat der genannte Autor der deutschen Literatur und Poesie schon dadurch einen überaus wichtigen Dienst geleistet, daß diese Nachträge die Erben des unvergeßlichen Mannes selbst veranlaßten, dem Publicum eine große Zahl in der Sammlung seiner Werke ausgelassener jugendlicher Dichtungen und Varianten noch nachzubringen. Wenn auf der hohen Stufe sittlicher Ausbildung, wohin, nach einem, zum Theil gar qualvollen Ringen mit widrigem Geschicke und der eigenen Leidenschaftlichkeit, der Unsterbliche gelangt war, dessen Zartgefühl die nochmalige Publication jugendlich üppiger und sich zu tief in sinnliche Malerei verirrender Poesien ihm entweder gar nicht, oder doch in ganz veränderter Gestalt gestattete, so gibt ihm dies nur einen Anspruch mehr auf unsere Verehrung. Aber die deutsche Literatur und Poesie hat darum wol nicht weniger ein Recht, die Angelegenheit von anderer Seite ins Auge zu fassen und in diesem Punkte dem der Erde seitdem längst enthobenen, nunmehr unstreitig die Sache von der nämlichen Seite betrachtenden Geiste, sich gleichsam zum Vertreter zu constituiren.

Man ist in Deutschland und anderwärts jetzt noch damit beschäftigt, dem Schriftsteller das ihm nicht zu bestreitende Eigenthumsrecht an seinen Geisteswerken zu sichern. Aber der Literatur und Poesie dürfte wol gleichfalls ein Eigenthumsrecht an dem einmal von ihm veröffentlichten Werke zuzugestehen sein, von dem sie eigenmächtig Gebrauch machen könnte, sobald der Schriftsteller ihr Verlangen darnach unberücksichtigt läßt. Jene frühern Früchte des Schiller'schen Geistes sind gerade in ihrer ursprünglichen Form zu gehöriger Würdigung eines außerordentlichen Charakters, wie des seinigen, durchaus nicht zu entbehren und es verdient unsere volle Bewunderung, wenn wir sehen, wie aus den ganz abgefallenen, jugendlichen Schlacken von Üppigkeit und Leidenschaft zuletzt sein Genius zu einer so reinen Himmelsflamme sich emporschwang, daß Goethe in dem bei Gelegenheit des herrlichen Liedes „Von der Glocke", dem Vollendeten gewidmeten, so trauervollen Nachrufe sagt:

> Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
> Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine!

Doch nicht allein zur gehörigen Würdigung seiner Geistes- und Seelenbildung dient die Wiederaufnahme der poetischen Jugendblüten des Meisters, ihrem ganzen innern und äußern Wesen nach. Denn sie können, auch abgesehen von ihren Irrthümern, zum Theil durch hohes, poetisches Verdienst, mit den besten seiner spätern Werke ehrenvoll in die Schranken treten. Als Beispiele hier blos zwei Gedichte: „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation". Verzweiflung und Leidenschaft haben sich wol nie so wahr und dabei so glanzvoll ausgesprochen als in diesen beiden bewundernswerthen Geistesproducten. Daß die Moral und eine geregelte, nüchterne Ansicht der Dinge sich durchaus nicht mit den in ihnen aufgestellten Sätzen einverstehen können, ist gewiß. Aber warum deshalb, weil Verzweiflung und Leidenschaft zu Moralpredigerinnen verdorben sind, ihnen, ausgestattet mit den höchsten Reizen der Poesie, in den schönen Räumen der letztern keinen Zutritt vergönnen wollen? Findet doch hier Dasselbe Anwendung, was Goethe in seinem Gedichte „An die Günstigen" so wahr als schön gesagt hat:

> Was ich irrte, was ich strebte,
> Was ich litt und was ich lebte,
> Sind hier Blumen nur im Strauß;
> Und das Alter, wie die Jugend,
> Und der Fehler, wie die Tugend,
> Nimmt sich gut in Liedern aus.

Allerdings enthält die Gesammtausgabe der Schiller'schen Werke die ebenbemerkten zwei Gedichte, von denen das erste nunmehr „Der Kampf" betitelt worden, ebenfalls. Aber nach den erlittenen Abänderungen gleichen sie ihnen höchstens, wie das todte jeder Anmuth beraubte Skelett der früher mit aller Glut und allem Schimmer der Jugend ausgestatteten lebendigen Nymphengestalt.

Überhaupt sollten bei den mehrmals gedruckten Werken aller Dichter höhern Ranges, besonders namentlich lyrische Gedichte, die in den spätern Ausgaben vorkommenden Verbesserungen nie ohne Hindeutung auf die Gestalt erscheinen dürfen, in welcher die nachher verbesserten Stellen zuerst dem Publicum vorgeführt wurden. Denn es fragt sich immer, ob auch die nachherige Veränderung für eine wirkliche Verbesserung, in jeder Hinsicht, zu achten sein möchte. Um das eben Behauptete einleuchtender zu machen, gibt mir der gefühlvolle Sänger Matthisson ein Beispiel an die Hand. Sein großes Verdienst ist zwar schon seit einiger Zeit beinahe vergessen, aber täusche mich nicht Alles, so wird es, eben darum, künftig desto sicherer wieder gerechte Anerkennung finden.

In der unter dem Beisatze: Ausgabe letzter Hand, im Jahr 1821 erschienenen Sammlung der Matthisson'schen Poesien lautet der letzte Vers des Gedichts „Genuß der Gegenwart" also:

> [illegible] leise
> Nur den Mund ihr berühren, wie die kleinen
> Nektarblumen berührt, o Freund, versetzt uns
> unter die Götter!

Früher sprach der Vers gerade das Gegentheil aus. Er hieß:

> Bei der Schwinge die Gegenwart ergreifen,
> An ihr hangen, wie an der Letheschale
> Heiß die Lippe des Dulders hängt, versetzt uns
> unter die Götter!

Die wirklich wesentliche Verbesserung in der spätern Fassung des Verses läßt sich kaum verkennen. Denn wer möchte es, nach ruhiger Erwägung, nicht für weit rathsamer achten, der Freude nur eine so ätherische Umarmung zu widmen, als sie mit einer Leidenschaft zu verfolgen, wie der frühere Vers es anrieth? Letzteres sieht gerade aus wie ein Zuvielthunwollen im Guten, während die spätere Lehre völlig vernunftgemäß den vereinten Vorschriften der Klugheit, Tugend und Schicklichkeit volle Genüge leistet.

Betrachtet man hingegen das ganze süßmelancholische Gedicht im Zusammenhange und die Stimmung, welche dasselbe gebar, so muß man dieser Vervollkommnung des einzelnen Verses den kaum geschenkten Beifall wieder entziehen. Denn der Dichter fällt mit seiner Verbesserung völlig aus jener Stimmung heraus. Der ganze glühende Enthusiasmus für die kurzen Freuden der Gegenwart, der sich im letzten Verse im höchsten Reize der Wahrheit aussprach, ist durch die Wohlgezogenheit, welcher der Vers neuerdings huldigen mußte, ganz erloschen und der lebensvolle, lyrische Erguß des Augenblicks in eine Gesundheit lügende Leiche verwandelt worden. Es hieße daher offenbar dem Dichter großes Unrecht thun, wenn in den künftigen Ausgaben seiner Gedichte dieser Vers nicht ebenfalls wie er früher lautete, wenigstens in einer Anmerkung, mit abgedruckt werden sollte.

Vollkommen wahr ist, was Hoffmeister im ersten Theile seines Werks (S. 284) über die vorerwähnten beiden Schiller'schen Gedichte in ihrer frühern Form und über das köstliche Lied „An die Freude" sagt:

> Diese Gedichte, welche alle drei das Glück entweder an und für sich, oder in seinem Widerstreit mit dem Recht und der Sittlichkeit, zum Gegenstande haben, gehören zu dem Mächtigsten, Ergreifendsten, was Schiller gedichtet hat. Die Gedichte der folgenden Periode sind gegen diese immergrünen Zweige der unmittelbaren, wahrsten Empfindung meistens minder frisch und blätterreich. Denken und Fühlen gehen hier noch in Eins auf. Sie fanden auch einen solchen ungeheuern Beifall, daß sie noch vor dem Druck in hundert Abschriften in Deutschland umhergingen und daß es bald weder ihres Drucks noch der Abschriften bedurfte, so tief hatten sie sich in das Herz und das Gedächtniß der deutschen Jugend geprägt. Vergebens mühte sich die nüchterne Kritik des Tages ab, die Flammen zu löschen, die sie angefacht hatten.

Wie das so lieblich am Elbufer gelegene Dörfchen Blasewitz bei Dresden dadurch auch einige literarische Bedeutung erhielt, daß Schiller der „Gustel von Blasewitz" einen Ehrenplatz in seinem Wallenstein'schen Lager einräumte, so gereicht es dem, durch seinen größern Umfang schon an sich bedeutendern Dorfe Gohlis bei Leipzig zu besonderm Schmucke, daß es der Geburtsort des Liedes „An die Freude" wohl, [illegible] allein ausreichen würde, Schiller's Dichterhaupte den Sternenkranz zu verleihen. Dresden hat sich eines ähnlichen Ruhmes zu erfreuen, da Schiller in ihm außer den Gedichten: „Freigeisterei der Leidenschaft" und „Resignation", zu denen er dort begeistert wurde, seinen „Don Carlos" vollendete.

Diese Tragödie erhält dadurch eine Merkwürdigkeit mehr, daß sie, nach dem Beispiele von Lessing's „Nathan", in reimfreien Jamben geschrieben ist und der Enthusiasmus, mit dem man sie bei der Aufführung aufnahm, wenn auch die erste Bearbeitung des „Don Carlos" für die Bühne zu thunlichster Abkürzung nur in Prosa geschah, in der Folge, wo diesem Drama selbst zum theatralischen Gebrauch das Metrum restituirt wurde, Anlaß gab, die Tragödie in Deutschland kaum anders als in gleichem Metrum auftreten zu lassen. Es sagt derselben auch gewiß zumal in deutscher Sprache weit besser zu, als die späterhin Spaniens Tragikern entlehnten kurzen Reimverse, obschon sie von Müllner nicht ohne Glück versucht wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. **1840.** Historischer Roman von Fr. Lubojatzky. Drei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. 1842. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Schmutztitel setzt jenem Jahre 1840 noch die Worte hinzu: „oder Spinnengewebe", und das in eine Art Parabel gekleidete Motto auf der Rückseite des Schmutztitels spricht von einer „Spinne auf dem Thron". Damit soll Louis Philipp bezeichnet sein, „ein schlauer König, den die kleinste Fliege nicht ungestraft berührt". Es ist Wahrheit darin, doch ist das Bild zu allgemein: es paßt für jeden andern Thron und für viele andere Sitze. Der Verf. scheint für Louis Philipp nicht besonders eingenommen zu sein, und das gibt seinem historischen Roman einen Beischmack von Parteiroman. Den Gang der sehr verwickelten Begebenheiten nachzuweisen fehlt es hier an Raum. Es sei genug mit der Anzeige, daß in dem Buche nichts von Allem fehlt, was im J. 1840 Frankreich Denkwürdiges bot, und daß dieses mit der Geschichte eines jungen Menschen und einer Masse Intriguen meistens nicht ohne Geschick verwickelt und entwickelt ist. Eben diese Masse aber schadet dem Buche, sie erstickt die von einem Romane unzertrennliche Ruhe und Vollendung der Darstellung. Das benutzte Material war für sechs Bände nicht zu wenig: daß es in drei Bände zusammengedrängt ist, gibt dem Buche den Charakter einer Chronik.

2. **Onkel Zebra.** Memoiren eines Epikuräers von E. M. Oettinger. Sieben Theile. Leipzig, Bösenberg. 1842. 16. 3 Thlr.

Es ist nicht mit Essen und Trinken gethan; der Mensch will auch gut essen und trinken. Wie man das könne und solle, entwickelt dieses seltsame Buch nach allen möglichen Seiten hin. Capitel über die Kunst der Küchenhelden, des Genießens und des Genusses, Koch-, Küchen- und Gourmandnovellen füllen die sieben Bändchen, und die flüssige Darstellung, strotzend von merkwürdigen Autoritäten und Citaten, welche nachzusuchen dem Leser vielleicht Vergnügen gewährt, ihn jedenfalls hungrig macht, geht in buntem Wechsel an uns vorüber. Eigentlich kann das Buch nicht gelesen werden, es will genossen sein. Der Feinschmecker wird mit Sinn und gediegenem Urtheil die Capitel wählen, welche seine Mahlzeit würdig einleiten, begleiten und schließen; der arme Schlucker wird je nach seiner Complexion sich damit wie mit Opium berauschen, oder in den Abgrund der Verzweiflung stürzen. Daß der Verf. die Franzosen zum

Muster genommen, kommt seinem Buche zu gute, denn deutsche Art und Kunst ist damit nicht verträglich; daß aber sein Onkel ein Nordamerikaner sein soll, ist ein Widerspruch. Ein Nordamerikaner, oder ein eingebürgerter Deutscher, kann gar nicht so schreiben. Übrigens gibt das Buch unter manchen bekannten auch mehre neue Novellen, die sehr hübsch erzählt sind.

3. Die Erbschaft in Kabul. Komischer Roman von Ferdinand Stolle. Drei Bände. Leipzig, Thomas. 1842. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der talentvolle Verf. betrügt seine Leser ungefähr in derselben Weise, wie mehre Erbschaftslustige in seinem Buche leer ausgehen. Obgleich namentlich das Testament und dessen Eröffnung an eine gleiche Scene in den „Flegeljahren" von Jean Paul, welchen der Verf. überhaupt fleißig studirt zu haben scheint, erinnert, so bietet doch die erste Hälfte des ersten Bandes so manches Schöne, daß wir beklagen, anstatt eines wohlgegliederten Ganzen wenig mehr als ein Product der Willkür erhalten zu haben, welches sogar in nur wenigen Fällen gewährt, was das Vorwort zum dritten Bande verspricht, nämlich Unterhaltung; denn der Gastwirth und der Schauspieldirector, welche sich mit störender Breite in den Roman hineinlegen, sagen und thun oft genug Dinge, die nicht komisch, nicht einmal lächerlich sind. Der Gastwirth zeigt dabei überall ein Raffinement, an dem wir zu zweifeln geneigt sind, da wir dasselbe mit dem Gastwirth einer kleinen Stadt nicht ohne manche Frage zu vereinigen wissen. Möge der Verf. unsern Tadel als ein Lob aufnehmen; denn wirklich ist er zu reich an Mitteln, als daß es ihm genügen dürfte, nur gewöhnliche Unterhaltung gegeben zu haben. 24.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Der Cardinal von Retz.

Aimé Champollion-Figeac, gegen den der schon öfter erhobene Vorwurf, daß er bei der Verwaltung der Bibliothek nicht ganz von Eigennutz frei sei, kürzlich wieder erneuert ist, hatte es sich vorbehalten, eine neue Ausgabe der „Mémoires du cardinal de Retz" nach den auf der königl. Bibliothek befindlichen Originalmanuscripten zu veranstalten. Wir erhalten gegenwärtig den Anfang dieser Ausgabe, die einen Theil der werthvollen ausgewählten Bibliothek der besten französischen Werke bildet, deren Leitung der bekannte Ch. Nodier übernommen hat. Es dürfte interessant sein, über das Originalmanuscript dieser wichtigen Memoiren etwas Näheres zu erfahren. Die königl. Bibliothek besitzt sie erst seit etwa neun Jahren. Vor dieser Zeit haben sie sich in den Händen des Grafen Réal befunden, der sie kurz nach der Aufhebung der Bibliothek des Klosters Moyen-Moutier um das J. 1795 zur Benutzung erhalten hatte. Réal hätte sie eigentlich der Nationalbibliothek, der sie einverleibt werden sollten, wiedererstatten müssen, aber er nahm sie, als ihn die politischen Verfolgungen zwangen, Frankreich zu verlassen, mit sich nach Amerika. Es war erst nach der Julirevolution, als sie mit andern politischen Verbannten nach Frankreich zurückkehrten. Sie bilden drei starke Bände von 2818 Seiten in 4. Man nimmt an, daß der Cardinal die Abfassung seiner Memoiren erst nach dem J. 1672 begonnen habe, indessen kann man bei der großen Genauigkeit in den einzelnen Angaben, die nicht selten die sorgfältigsten Nachforschungen erheischten und bei den vielen Reisen, von denen sie unterbrochen werden mußten, wol annehmen, daß zwischen dem Anfange und der Vollendung gewiß mehre Jahre verflossen sind. Man sieht dies aber auch den Manuscripten selbst an. Die ersten beiden Theile sind reinlich und sauber geschrieben, und namentlich ist wenig darin ausgestrichen und verbessert, während die Handschrift des dritten Bandes große Flüchtigkeit und Nachlässigkeit zeigt. Champollion behauptet, daß dieser Theil nach dem J. 1676 abgefaßt sein müsse. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an einen Aufsatz von Cousin in dem „Journal des savants", in dem gleichfalls einige unbekannte Handschriften vom Cardinal von Retz besprochen wurden, die auf die Cartesianische Lehre Bezug haben. Man sieht daraus, daß derselbe in seiner ländlichen Zurückgezogenheit zu Commercy immer noch an den Vorgängen der Welt Theil nahm und namentlich den philosophischen Streitigkeiten, welche der Cartesianismus hervorrief, eine größere Aufmerksamkeit schenkte, als man bei einem Weltmanne, der in ewiger Aufregung lebte, vermuthen sollte. Sehr interessant sind die Schilderungen, die Cousin in seinem Aufsatze von der Art und Weise macht, wie der Cardinal von Retz die unsterblichen Schöpfungen eines Descartes auffaßte.

Pariser Skizzen.

Die bunte Schilderung des pariser Lebens, die von P. de Kock u. A. „La grande ville" begonnen wurde, ist, weil sie gleich anfangs viel Beifall fand, allmälig erweitert. Man hat einen größern Kreis von Mitarbeitern gewonnen und dem ganzen Unternehmen eine größere Ausdehnung gegeben. Die Namen Balzac, Dumas, Briffault, Gautier u. s. w. können das Interesse an dem Werke nur steigern. Auch Janin, wie wir glauben, fehlt nicht, oder wenn er bis jetzt noch keinen Beitrag dazu geliefert hat, so kann man sicher sein, daß noch etwas aus seiner nimmer rastenden Feder kommen wird. Gewaltiges Aufsehen hat ein Aufsatz von Balzac gemacht, in dem die Journalisten und die übrigen hommes de lettres oder gendelettres (un gendelettre, wie Balzac analog dem un gendarme sagt) gehörig mitgenommen wurden. Balzac entlud sich hier aller Galle, die sich in ihm bei den ungünstigen Kritiken seiner beiden dramatischen Versuche gesammelt hat. Er nahm strenge Rache an seinen ungerechten Richtern und schilderte die Journalistik als die wahre Pestbeule unsers Jahrhunderts und den Krebsschaden der Literatur. Leider blickte aus dieser Philippica überall die verletzte Eitelkeit hervor und sie dürfte deshalb eben von keiner großen Wirkung sein. Ungleich harmloser ist das letzte Heft der „grande ville", in dem A. Dumas — auch Einer von Denen, die man wie Thalberg mit zehn Händen abmalen sollte! — uns eine naturgetreue Schilderung der filles, lorettes et courtisanes entwirft. Der erste und der letzte dieser Ausdrücke sind verständlich genug. Lorette aber ist synonym mit femme entretenue. Dieser Name, den man ihnen zum ersten Male im „Charivari" beigelegt hat, rührt daher, weil der größte Theil dieser leichtfertigen Geschöpfe, die Dumas uns recht con amore vorführt, in der Nähe der Eglise de Notre Dame de Lorette wohnt. Die Zeichnungen Gavarni's, der im „Charivari" schon eine ganze Galerie von Loretten gegeben hat, sind dem Texte ganz angemessen. Er weiß seinen Heldinnen eine außerordentliche Anmuth zu geben. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 234. — 22. August 1843.

Die Dichterfürsten.

(Fortsetzung aus Nr. 233.)

Mit ungemeinem Scharfsinn zergliedert Hoffmeister die ganze Eigenthümlichkeit des Schiller'schen „Don Carlos" und hebt die rühmlichen Seiten dieses Dramas wie dessen Schwächen kraftvoll und einleuchtend hervor. Auch unterläßt er nicht, darauf aufmerksam zu machen, daß den drei ersten, in der „Rheinischen Thalia" abgedruckt gewesenen Acten sehr viel Treffliches bei der nachherigen Abkürzung verloren gegangen sei.

> Manche Stellen — sagt er — sind in unserer jetzigen Ausgabe nicht recht verständlich, oder doch räthselhaft und anstößig, weil sie sich auf etwas jetzt Ausgelassenes beziehen. Wir brauchen aber nicht bei solchen Einzelheiten stehen zu bleiben. Der Geist des Ganzen ist durch die neue Überarbeitung sehr verändert. Die erste Anlage ist unbeholfener, ungemessen in Gehalt und Ausdruck, sie ist aber auch jugendlicher, frischer, kühner, charakteristischer, die kecke Polemik hat etwas Pikantes und was wir uns jetzt häufig hinzudenken, was wir errathen müssen, ist im frühern Texte meistens ausführlich dargestellt. Das Ganze hängt in seinen Tugenden und Fehlern inniger mit den Schiller'schen drei Dramen (den „Räubern", „Fiesco" und „Cabale und Liebe") zusammen und offenbart den Geist des Dichters beiweitem echter als die nachherige gereinigte und abgekürzte Ausgabe. Besonders scheint der spanische Prinz durch seine Wiedergeburt zwar manierlicher, aber auch unbedeutender geworden zu sein. Er ist in der „Thalia" wol excentrischer und stolzer; die spätere Kritik hat ihm mit seinen Mängeln auch seine Vorzüge genommen und ihm gar wenig übrig gelassen.

Je richtiger dies Alles jedem aufmerksamen Beobachter erscheinen muß, um so natürlicher steigt auch gewiß der Wunsch in ihm auf, die noch fortdauernde theatralische Wirksamkeit des „Don Carlos" durch Wiederbeifügung der den Dichter selbst zum Urheber habenden Elemente zu erhöhen, die er einzig deshalb daraus entfernte, weil durch ihre Beibehaltung der Umfang des Dramas für die Dauer eines Theaterabends zu groß würde geworden sein. Schon der mächtige Effect des „Don Carlos" auf der Bühne hat Schiller's frühere Ansicht davon, daß diese Tragödie, auch in ihrer nachherigen Bearbeitung, in theatralischer Hinsicht verfehlt sei, widerlegt.

Allerdings leiden beinahe alle Charaktere in dem Stücke an dem Mangel eines naturgemäßen innern Zusammenhanges, was vielleicht die wichtigste Ausstellung ist, die man an einem dramatischen Producte nur machen kann. Wußte aber, trotz dieser Mangelhaftigkeit, der Schiller'sche „Don Carlos" dem bessern Theile der gebildeten Zuschauer einen wahrhaften Genuß zu bereiten (und er weiß es noch immer, wo die Darstellung, namentlich der Hauptrolle, des Posa, vom Schauspieler nicht völlig vergriffen wird), so ist dem Dichter ein Verfehlen des Zwecks gewiß nicht vorzuwerfen, wenn auch dessen Erreichung auf anderm Wege als dem eigentlichen dramatischen geschieht, der wol in dem regelrechten Ineinandergreifen scharfgezeichneter und abgerundeter Charaktere bestehen möchte. Wie Schiller, um mit seinem Biographen Hoffmeister zu reden, in den „Räubern" die Welt in Trümmer schlug, so wird solche im „Don Carlos" auf idealem Fundamente wieder aufgebaut. Das Thema der ganzen Tragödie ist der Conflict eines (mit Vorliebe in seiner Herrlichkeit geschilderten) neuen Alters der Menschheit, mit einer veralteten Zeit und der temporelle Sieg des Schlechtern über das Bessere. Die Glut hoher rhetorischer Schönheit in dem Bilde des Dichters befriedigt dergestalt, daß der Theaterbesucher gar keine Zeit behält, der Unvollkommenheit der dramatischen Schönheit nachzuspüren.

Und in noch weit höherm Grade würde diese Befriedigung erfolgen, wenn die Tragödie das mancherlei zu deren besserm Verständnisse Gehörende aus dem frühern Entwurfe zurückerhielte. Zur Zeit, wo Schiller in der „Thalia" sagte: der „Don Carlos" sei kein Theaterstück, die dramatische Einkleidung sei von einem weit allgemeinern Umfange als die theatralische Dichtkunst und man würde der Poesie eine große Provinz entreißen, wenn man den handelnden Dialog auf die Gesetze der Schaubühne beschränken wollte, da hatte der Dichter den unstreitig früher gehegten Glauben an die Möglichkeit eines Erfolgs seines Stücks bereits verloren. Ja, es mögen ihn wol gar noch, bei seinem nachherigen Zurechtschneiden der Tragödie für die Bühne, die Zweifel am Erfolge mitunter angewandelt haben. Bei dem ungemeinen Erfolg der Aufführung seines „Don Carlos" läßt sich eine augenblickliche, völlige Genugthuung für ihn denken. Aber gewiß hat sie späterhin dem Verlangen das Feld räumen müssen, so manchen das Ganze erläuternden Vorzug der ersten drei Acte, in deren ursprünglicher Gestalt, ihm auch für die Aufführung zurückgegeben zu sehen. Der Erfüllung dieses Verlangens schien sich freilich die Unmöglichkeit ge-

radezu entgegenzustellen. Denn sogar in der abgekürzten Gestalt erfoderte die Darstellung des „Don Carlos“ auf dem Theater wol eine ganze Stunde Zeit mehr, als die meisten andern, den Theaterabend auszufüllen bestimmten Bühnenstücke. Endlich trat späterhin bei Schiller's dramatischer Bearbeitung des „Wallenstein“ der Umstand abermals ein, daß das überreiche Material sich durchaus nicht in die Form eines gewöhnlichen Theaterstücks von fünf Acten zusammenschnüren ließ, ohne der daraus geschaffenen Gestalt den Lebensathem zu benehmen. Gleichwol hatte Schiller's schöpferischer Genius das neue Werk bereits mit solcher Liebe und solchem Glücke erfaßt, und des Gedankens seiner Wirksamkeit von der Bühne aus sich erfreut, daß er davon nicht abzulassen vermochte. Und so fand sich denn auch das Mittel, es möglich zu machen, in der, solchenfalls schon von Shakspeare und Andern beobachteten Methode, das aufzuführende Drama in einige auf mehre Abende zu vertheilende Abschnitte zu bringen. Der Beifallssturm, welchen sein auf diese Weise zum Gebrauch für die Bühne behandelter „Wallenstein“ aufregte, hätte ihn unstreitig auf die Idee gebracht, mit dem „Don Carlos“ in ähnlicher Art zu verfahren, indem er, manche ungeeigneten Auswüchse der in der „Rheinischen Thalia“ abgedruckten drei Acte weglassend, das dieser Tragödie der Bühne zu Gefallen entzogene Wesentliche derselben zurückstellte und das Ganze auf zwei Theaterabende vertheilte. Es geschah vielleicht blos darum nicht, weil entweder seitdem, in Folge seiner ungemeinen Erweiterung und Vervollkommnung der Ansichten von der dramatischen Kunst, der „Don Carlos“ überhaupt um seine Vorliebe gekommen war, oder anderer, ihm nunmehr besser zusagender dramatischer Stoff sich seiner Phantasie zur Bearbeitung aufdrang. Jedenfalls würde, wenn dem gewaltigen Dichter ein längerer Aufenthalt auf der Erde vergönnt worden und er die Idee einer neuen Umschaffung des „Don Carlos“ gefaßt und ausgeführt hätte, dem deutschen Theater dadurch ein bedeutender Gewinn zugewachsen sein.

Wäre es daher nicht vielleicht eine Kühnheit, die sich mit der Pietät gegen den Verewigten, der unverkennbaren Schmerz darüber empfand, daß er, um sein Werk bühnengerecht zu machen, eine Menge, zum Theil zu dessen Erläuterung kaum entbehrlicher Stellen und Schönheiten daraus entfernen mußte, entschuldigen ließe, wenn irgend eine hinlänglich kunstgeübte, fremde und mit den Bedürfnissen der deutschen Bühne vertraute Hand hier einen Eingriff wagte, indem sie aus einer Verbindung des Wesentlichen und Geeigneten der ersten drei Acte des „Don Carlos“, wie sie in der „Thalia“ erschienen, mit dem von dem Schöpfer des Kunstwerks nachher selbst für die Bühne zugerichteten Trauerspiele zu einem organischen Ganzen verbände?

Dabei müßte freilich zugleich vorzüglich darauf gesehen werden, daß die erwähnten jugendlichen Auswüchse, wie Alles, Schiller's späterhin auf das vollkommenste ausgebildetem Schönheitssinne nur im mindesten Widersprechende daraus entfernt würde. Es gehörte auch zu einer Umschaffung dieser Art nicht allein ein Mann von dem sichersten Urtheile und dem zartesten Takte, sondern dabei ein solcher, dem die Heiligkeit des Schiller'schen Namens nirgend erlaubte, etwas Wesentliches aus eigenen Mitteln hinzuzufügen. Auf diesem Wege würde Schiller in seinem „Don Carlos“ zu eigener Genugthuung aus sich selbst ergänzt und vervollkommnet werden und die Freude der Bühnenfreunde an der, in vieler Hinsicht einzigen, Tragödie, die ohnehin für das Nachdenken eines Abends allzu viel wichtigen Stoff darbietet, während zweier Theaterabende sich noch um Vieles gesteigert sehen.

Von der zu ihrer Zeit gar rüstigen und nützlichen, aber später im Werthe immer tiefer heruntergekommenen und nun längst schon dem Schicksale alles Irdischen, dem Untergange erlegenen „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ an bis zu dem neuesten Werke des scharfsinnigen Gervinus*) legt die deutsche Buchstabenwelt über die Dichterheroen, Goethe und Schiller, die grellsten Widersprüche dar. Die zuletzt erschienenen Abhandlungen dieser Art stimmen wenigstens darin überein, Goethe und Schiller als die hervorragendsten Geister in der deutschen Literatur und Poesie anzuerkennen. So dürftig auch der aus diesen von der höchsten Trefflichkeit bis in die tiefste Absurdität sich verlierenden, gedruckten Urtheilen in die allgemeine Meinung gedrungene Ertrag sein möchte, so glaubt doch beinahe Jedermann, eine gültige Stimme über das Verdienst dieser beiden Dichter abgeben zu können. Am gewöhnlichsten zieht man eine Parallele zwischen ihnen und die im höchsten Glanze der Salons wie die in der grauen Dämmerung der geringsten Tabagie Einheimischen können sich der Erörterung noch immer nicht enthalten, wer von beiden der größere Dichter sei, Goethe oder Schiller, obschon die Mehrheit der an der Controverse Theilnehmenden gemeiniglich in crassester Unwissenheit darüber lebt, worauf es bei einem Endurtheile dieser Art zunächst ankommen würde. Die Parallele an sich kann keinem Tadel unterliegen. Es ist so lehrreich als genußvoll, die eigentlichen Verschiedenheiten zweier anerkannt großer Dichter ins Auge zu fassen und bis in ihr kleinstes Detail zu verfolgen. Nur müßte es bei der Bewunderung Beider bewenden und man ihre Größe nicht unter ein Maß stellen wollen. Wo überhaupt das Maßauffinden für die Größe in der Kunst, welche himmlischen Ursprungs und unermeßlich ist? Es durchrieselt einen ein Schauer, wenn man mit anhören muß: der von den Beiden ist der Größte, und der Schauer nimmt zu, wenn diesen Ausspruch sogar Menschen thun, die in wissenschaftlichen und andern Dingen eines Urtheils nicht unfähig sind. Denn gerade bei solchen ist die Schuld größer als bei den geringhaltigen und kenntnißlosen. Die größere Kunst des einen oder des andern der beiden Dichter dictatorisch auszusprechen, wird hier immer ein Frevel sein. Er wächst mit dem Gehalte des Mannes, der das Wort wie ein Axiom von sich gibt. Noch mächtiger muß in uns der Schauer werden bei der Betrachtung, daß man vormals

---

*) Neuere Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen, Theil 2 (Leipzig 1842).

im jugendlichen Enthusiasmus, für den einen oder den andern der beiden gefeierten Dichter wol selbst eines so frechen Ausspruchs schuldig geworden sei.

Wenn in dem weit hinaus über der, allerdings dem Maße unbedingt unterworfenen, Technik liegenden Reiche der höhern Kunst überhaupt der Kritik die eigentlichen Normen für ihre Aussprüche fast ganz abgehen, so gibt es auch Künstler, so sehr über ihre Zeit und die gewöhnliche Meisterschaft erhaben, daß die Kritik sich nie einer Abschätzung derselben erdreisten sollte, Künstler, wie z. B. Dante und Shakspeare, Rafael und Michel Angelo, Goethe und Schiller. Und wo schon sogar der Kritik kein Urtheil mehr zusteht, da sollten wir Andern uns doch noch viel eher eines solchen enthalten, wenigstens eines den Grad ihrer Größe bestimmenden, wovon hier vor Allem die Rede ist. Verfahre man doch bei solchen Aussprüchen über Goethe und Schiller, wie man es in der Blumenwelt zu halten pflegt, wo gewiß die Meisten der Rose und Nelke oder einem Paar anderer hervorstrahlender Blumen ein Übergewicht über sehr viele aus dem zahlreichen Blumenvolke zuerkennen, aber doch Niemand leicht so anmaßend ist, die eine von beiden für die vorzüglichste zu erklären, da beide ihre voneinander abweichenden Vorzüge behaupten. Daß die eigenthümlichen Vorzüge Goethe's der Eigenthümlichkeit des Einen, die eigenthümlichen Vorzüge Schiller's der Eigenthümlichkeit des Andern mehr zusagen, würde hingegen ein so wenig zu misbilligendes Bekenntniß sein, als wenn der Eine sagt: Mir gefällt die Rose besser und der Andere: Mir die Nelke. So viel ist gewiß, Goethe und Schiller werden, wie die Dioskuren, gewöhnlich zusammen genannt, nur mit dem Unterschiede, daß nach dem Grade des Wohlgefallens an ihnen auf der Zunge des einen ihrer Bewunderer Goethe und auf der des andern Schiller von selbst die Priorität in Anspruch nimmt. Daß Beiden, als Dichtern, beiweitem der Vorrang vor allen neuerlich aufgetretenen Poeten gebührt, darf man wol für einen Satz annehmen, den nur Wenige in Zweifel ziehen werden.

Versuchen wir nunmehr, ihre Eigenthümlichkeiten nebeneinanderzustellen. Über Schiller's Äußeres erlaubte ich mir bereits einige Andeutung, sodaß ich hier nur noch etwas über seine Haltung hinzufüge, wie mir solche, wenigstens in der kurzen Zeit, daß ich zu ihrer Beobachtung Gelegenheit hatte, vorgekommen ist. Die Brust durch freundliche Gefühle soeben erwärmt, war Schiller's sonst gewöhnliche Blässe an seinem Antlitz nicht wahrzunehmen. In der Richtung seines ganzen Körpers schien sich immer noch aus der stuttgarter Karlsakademie eine Spur von militairischer Subordination erhalten zu haben. Zugleich glaubte ich aus seinem Auge den Trotz hervorblitzen zu sehen, den die seines hohen Geistes so unwürdigen Bedrängnisse in der Jugend in ihm erzeugen mußten. Diesen beiden sich widerstrebenden Eigenheiten mochte wol die Art von Unruhe entspringen, welche seine körperlichen Bewegungen darthaten.

Im völligen Contrast hiermit erschien mir Goethe, als ich ihm einige Jahre später in seiner Wohnung zu Weimar gegenüber saß. Obschon an Alter Schiller bereits weit vorausgeschritten, war doch die Kraft und Schönheit der Jugend in der hohen Göttergestalt noch nicht erloschen. Die Macht des Adlerblicks aus dem großen Auge, welches der edeln Form der von den Jahren bereits etwas angegriffenen Gesichtszüge die Krone aufsetzte, ging keineswegs unter in dem von ihr gütig ausgesprochenen Willkommen; sie wurde durch dieses vielmehr auf das höchste und zugleich erfreulichste gesteigert. Keine seiner Bewegungen, keins seiner Worte hatte den Schein des Vornehmseins, des Vielgeltenwollens, weder im Leben noch in der Kunst, aber Alles zeugte sowol von der Sicherheit seiner äußern Stellung, als von der vollkommensten Harmonie in seinem Innern.

(Der Beschluß folgt.)

Zwei Sitzungen der pariser Akademie.

Es ist bekannt, daß das Institut de France in den ersten Tagen des Mai eine Generalsitzung zu halten pflegt, der dann die einzelnen Sitzungen der fünf verschiedenen Classen folgen. Im Allgemeinen ist diese große Parade ebenso langweilig als die bekannte Ceremonie im „Malade imaginaire", die an denkwürdigen Tagen, z. B. beim Geburtstage Molière's, im Théâtre français aufgeführt wird und mit der man sie schon vielfältig verglichen hat. Dieses Mal ist diese Sitzung weniger langweilig als gewöhnlich ausgefallen, zum Theil schon, weil die obligaten Begrüßungsformeln und die langen Panegyriken, die das Privilegium haben, das Publicum in den süßesten Schlummer zu wiegen, etwas gekürzt waren. So nahm die Anrede des Grafen Beugnot, der als Präsident der Akademie der Inschriften die diesjährige Sitzung zu eröffnen hatte, die Aufmerksamkeit der Zuhörer nicht lange in Anspruch. Und doch hätte der Schluß, in den eine Grabrede an den Herzog von Orleans mit den Haaren herbeigezogen ward, noch gestrichen werden können. Nicht mit Unrecht vermuthen einige Journale, der Redner, der durch seine historischen Arbeiten bekannt ist, habe diese Gelegenheit ergriffen, der Versammlung seinen Übertritt von der Seite der Legitimisten zu der rechten Mitte öffentlich anzukündigen. Es wird auf die Dauer ordentlich lächerlich, wenn man mit jeder Jahressitzung die Volney'sche Preisaufgabe zur Auffindung eines Universalalphabets wieder auftauchen sieht. Wie Viele sind nicht gekrönt und doch haben alle Untersuchungen noch zu keinem Resultate geführt. Sie schöpfen unverdrossen, und doch wird das Danaidenfaß nicht voll. Man kann es nur billigen, daß die Akademie allmälig die Aufgabe, wie sie der berühmte Verf. der „Ruines" gestellt hat, immer mehr zu umgehen angefangen hat, um so mehr, da sich mit jedem Jahre weniger Concurrenten mit der Lösung dieser Aufgabe, die ebenso wenig wie die Quadratur des Cirkels oder der Stein der Weisen gefunden wird, befassen mögen. Es werden deshalb in der Regel die 1500 Fr., die für die beste Preisabhandlung ausgesetzt sind, irgend einer verdienstlichen philologischen Arbeit anderer Natur zuerkannt. So ist dieses Jahr Benjamin Lafaye als Verf. eines werthvollen Werkes über die französischen Synonymen gekrönt, obgleich einige eigenthümliche Schwärmer sich wieder mit dem Universalalphabet den Kopf zerbrochen hatten. Unter denselben wird besonders ein gewisser Paulin Gagne erwähnt, der seine Ansichten in einer kleinen Broschüre auseinandersetzt, welche den Titel führt: „Gagnomonopanglotte" oder: „Einzige und allgemeine Sprache von Gagne". Aber diese Ansichten sind zu abenteuerlich, als daß man davon nur einen Begriff geben könnte.

Nachdem diese stereotype Preisaufgabe beseitigt war, hielt Eugène Burnouf, der verdiente Orientalist, einen sehr interessanten Vortrag über den Ursprung des Buddhismus, dessen

Entstehung von verschiedenen Gelehrten verschieden angegeben wird. Burnouf weist in seiner Abhandlung nach, daß die Lehre des Buddha nichts ist als ein losgelöstes Glied vom Brahmanismus. Indessen ist nicht zu leugnen, daß beide Religionssekten von ganz entgegengesetzten Principien ausgehen, indem nämlich der Brahmanismus unübersteigbare Kasten annimmt, die sich auf eine ursprüngliche Racenverschiedenheit gründen, während der Buddhismus, welcher die Bewohner der Erde einen und denselben Ursprung und eine und die nämliche Natur haben läßt, alle Menschen zu Brüdern machen will. Burnouf setzt, den gewöhnlichen Annahmen zuwider, den Ursprung dieser Sekte in das 5. Jahrhundert vor Christi Geburt.

Ein allgemeineres Interesse erregte der Vortrag des immerwährenden Secretairs der Akademie der schönen Künste, Raoul Rochette. Der geistreiche Redner sprach über den berühmtesten Maler Frankreichs, Nicolas Poussin, und foderte zu lebhafterer Theilnahme für ein Monument auf, das man demselben errichten will. Besonders unterhaltend war die biographische Partie dieses Vortrags, in der die mannichfachen Widerwärtigkeiten erzählt wurden, mit denen dieser große Künstler, der sich zur Bestreitung seines Lebensunterhalts zur Schildermalerei bequemen mußte, zu kämpfen hatte.

Blanqui, der hierauf die Rednerbühne betrat, beleuchtete in einer geistreichen Rede voller Thatsachen die unseligen Folgen der Polygamie, wie er sie in der europäischen Türkei Gelegenheit gehabt hat, zu beobachten. Die Sitzung, die, wie man aus dieser kurzen Aufzählung sehen kann, eine große Mannichfaltigkeit bot, ward mit einer Episode der „Jeanne d'Arc" von A. Soumet, dem berühmten Verf. der „Epopée divine", geschlossen. Dieses Bruchstück, das von Ancelot mit vielem Ausdruck vorgelesen ward, scheint den großen Beifall, den es fand, wirklich zu verdienen. Dessenungeachtet ward allgemein bedauert, daß Viennet, der sonst einige seiner pikanten kleinen Fabeln mitzutheilen pflegt, dieses Mal mit leerer Hand gekommen ist, um so mehr, da sich das Gerücht verbreitet hatte, er werde eine neue Epistel an A. Duval vortragen.

Die Académie des sciences morales et politiques hatte hierauf am 27. Mai ihre öffentliche Sitzung. Die Versammlung war weniger glänzend als gewöhnlich; so fehlten auf den Bänken, welche den Mitgliedern selbst angewiesen waren, unter Andern Thiers, Guizot, Villemain, Molé. In dieser Sitzung werden in der Regel die Preise vertheilt oder wenigstens die Namen Derer verlesen, deren eingeschickte Arbeiten gekrönt sind. Dieses Mal ist diese Feierlichkeit weggefallen, angeblich, weil keiner von den Concurrenten irgend eine der gestellten Aufgaben auf eine genügende Art gelöst hat. Die Akademie hat sich deshalb veranlaßt gesehen, die ausgeschriebenen Fragen auch auf das nächste Jahr noch auszudehnen. Davon interessirt uns namentlich diejenige, derzufolge eine Analyse der vorzüglichsten philosophischen Systeme verlangt wird, welche in Deutschland seit Kant zum Vorschein gekommen sind. Diese Aufgabe hat ebenso wenig als die übrigen dieses Mal eine Erledigung gefunden, und ist deshalb gleichfalls noch für das kommende Jahr gültig. Der Graf Portalis, der die Sitzung eröffnete, war, um einen Ausdruck, den man von Sängern gebraucht, auch auf den Redner anzuwenden, so wenig bei Stimme, daß der Sinn seiner Rede geradezu unverständlich ward. Dies war um so unerträglicher, da dieselbe von einer ungebührlichen Länge war. Mignet hat als akademischer Redner im gesammten Institut keinen Nebenbuhler. Seine Lobreden werden jedesmal mit der größten Aufmerksamkeit angehört. In der That weiß er aber auch den Gegenstand, den er behandelt, so geistreich darzustellen, sein Stil ist so pikant und dabei doch so classisch vollendet, er weiß in die einfache biographische Erzählung so überraschende politische und historische Betrachtungen einzuflechten, daß man unwillkürlich an Alembert, der eben wie Mignet lange Jahre die öffentlichen Paradereden halten mußte, und sich doch nicht erschöpfte, erinnert wird. Alle diese Eigenschaften werden noch durch ein sehr einnehmendes Äußere und ein ausdrucksvolles klangreiches Organ gehoben. Besonders bewundernswerth scheint es uns, wie Mignet in seinen Reden oft einem und demselben Gegenstande immer wieder neue Seiten abzugewinnen weiß. Eins dieser Themas, die fast immer wiederkehren, ist, wie dies, da es Mignet fast immer mit solchen Männern zu thun hat, die beim gewaltigen Umschwunge des vorigen Jahrhunderts betheiligt waren, in der Natur der Dinge liegt, die französische Revolution und die Ereignisse, die in Folge derselben über Europa hereinbrachen. Auch in seiner diesjährigen Rede, die dem Leben und dem Wirken des trefflichen Daunou (gest. den 20. Juni 1840) gewidmet ist, wird dieser gewaltsame Umsturz der bestehenden Ordnung berührt. Aber der Redner hat diesem unendlich oft behandelten Gegenstande immer wieder neue geistreiche Betrachtungen abgelockt, die, wenn sie auch manchmal mehr blenden als überzeugen, doch stets die Aufmerksamkeit und das Interesse der Zuhörer fesseln.

Es wird den zahlreichen Verehrern Mignet's sehr erfreulich sein, zu hören, daß der Buchhändler Paulin gegenwärtig eine Sammlung der kleinern Werke und namentlich der interessantesten Lobreden des berühmten Verf. der „Histoire de la révolution française" vorbereitet. Von derselben werden binnen kurzem zwei Bände u. d. T. „Notices et mémoires historiques lus à l'Académie des sciences morales et politiques de 1836—43" die Presse verlassen.*) In dieser Zusammenstellung wird man den Umfang der Kenntnisse und das ungewöhnliche Talent Mignet's in der Charakterzeichnung berühmter Zeitgenossen erst ganz kennen lernen. Staatsmänner, Philosophen, Publicisten, Physiologen werden von ihm mit gleicher Sicherheit gezeichnet. So enthält der erste Band nebeneinander die Portraits von Siéyes, Roederer, Livingston, Talleyrand, Broussais, Merlin, Destutt de Tracy, Daunou, Raynouard. Im zweiten Bande werden mehre kleinere historische Abhandlungen zusammengefaßt werden, die, weil sie in einzelnen gelehrten Journalen zerstreut waren, zum Theil ihre rechte Würdigung noch nicht gefunden haben. Für uns dürfte ein Aufsatz, betitelt „La Germanie au 8ième et au 9ième siècle; sa conversion au christianisme et son introduction dans la société civilisée de l'Europe occidentale", von besonderm Interesse sein. Von einer andern kleinen Abhandlung: „Etablissement de la réforme religieuse et constitutive du calvinisme à Genève", die gleichfalls dem zweiten Bande der kleinen Schriften von Mignet einverleibt wird, ist vor kurzem eine deutsche Übersetzung erschienen, die von J. J. Stolz, dem Secretair Mignet's, herrührt. 6.

Literarische Notizen aus England.

Graf H. Krasinski gab heraus: „Polish aristocracy and titles." Der Verf. nennt sich einen Emigranten, der zwar kein Engländer, aber doch einer von Herzen sei und sich der Nachsicht eines edelmüthigen und wohlwollenden Publicums empfiehlt. Er gibt darin Nachrichten über die Union zwischen Polen und Lithauen, und verbindet damit Skizzen und Anekdoten über die großen polnischen Familien. Zur Ergötzung unserer Leser theilen wir mit, daß der Verf. in der Vorrede den Wind auf den Steppen der Ukraine einen Kosack tanzen läßt. Überhaupt scheint er nicht gerade einen classischen englischen Stil zu schreiben, was auch von einem polnischen Emigranten nicht wol zu verlangen ist.

Von Sir Walter Boyd, Verf. von „The epitome of the history of literature" und „The guide to Italy", erschien der erste Band einer „Complete history of literature, embracing the progress of language, writing and letters, from the earliest ages of antiquity to the present time". 18.

*) Das Werk ist bereits erschienen und wir berichten nächstens darüber. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 235. — 23. August 1843.

Die Dichterfürsten.

(Beschluß aus Nr. 234.)

Schon in der persönlichen Erscheinung bestand daher eine ganz ungemeine Verschiedenheit zwischen den beiden Dichterheroen. Verfolgen wir nun weiter den abweichenden Gang ihrer beiderseitigen Bildung bis zu der Zeit ihres nachherigen äußern und innern Vereins.

Blicken wir zuerst auf den, der Zeit nach, den Vortritt vor Schiller Habenden. Wie schon Goethe's Wiege in einer vom Glücke begünstigten, höchst freundlichen Umgebung stand, so führte auch die Hand der Fortuna ihren durch dauerhafte Körperkraft, Gesundheit und Schönheit ausgezeichneten Liebling, fast ohne je nur auf Augenblicke von ihm abzulassen, durch das Jünglings-, Mannes- und Greisesalter hindurch. In seiner Anschauung der Welt fast von jedem nach Willkür durch ihn gewählten Standpunkte aus durch nichts gehemmt und gehindert, von eigentlichem Mangel und wahrer Noth beinahe ganz unberührt, konnten alle Keime seines hochhervorragenden Geistes sich in vollkommenster Freiheit zu den schönsten Blüten und Früchten entfalten. Die mitunter natürlich auch dissonirenden Leidenschaften und Irrthümer seiner Jugend lösten sich fast immer in Wohllaut auf und wanden den entzückendsten Blumenschmuck in seinen Lorberkranz. Sogar nach dem ihn noch im hohen Alter ganz unerwartet treffenden Verluste des einzigen Kindes reichte ihm Phöbus Apollon, für die ihm lebenslang gewidmeten Huldigungen dankbar, die göttliche Hand aus den Wolken. An ihr flüchtete der schwerverletzte Greis vor der nach so langer Verschonung ihn um so empfindlicher treffenden Grausamkeit des Lebens in die heitern Räume der Poesie. Manche herrliche Schöpfung gelang ihm noch dort. Die größte davon war die Erfüllung eines lange gepflegten Wunsches, die Vollendung seines „Faust". Mögen immerhin strenge Richter an der Idee wie an der Ausführung vielleicht gerechte Ausstellungen machen. Mag auch Niemand im Stande sein, über den Sinn des Ganzen eine völlig genügende Aufklärung zu finden, so wird doch schon seinen einzelnen Partien nach der zweite Theil des „Faust" immer ein Werk bleiben, wodurch es dem Dichterfürsten in seinem hohen Alter noch gelang, sich über die gesammte noch lebende poetische Jugend hoch hinauszuschwingen.

So blieb denn dem Unsterblichen Fortuna im Allgemeinen bis an das Ende seines gehaltreichen Lebens getreu. Sein Schluß war gewissermaßen der Spiegel des Ganzen. Hatte der Tod seines Sohnes das Drama bis zur Höhe der Tragödie erhoben, so bewies diese ihre Echtheit eben durch den mit Vollendung des „Faust" gelungenen, versöhnenden Schluß.

Läßt aber wol ein schrofferer Gegensatz zu diesem langen, sonnenhellen Leben sich denken, als das kurze Dasein unsers Schiller? Vom ersten Athemzuge nach Erblickung des Tageslichts, in düstern, engen, unbehaglichen Verhältnissen, lag er als Kind wie auch späterhin beinahe fortdauernd mit seinem schwächlichen Körper im Kampfe. Der bei seiner häuslichen und Schulerziehung vorwaltende Terrorismus nahm durchaus keine mildere Form an, als ihm, 14 Jahre alt, vom Herzoge Karl von Würtemberg die Gnade der Aufnahme in die militairische Pflanzschule zu Stuttgart widerfuhr. Es war eine Art auch unter Geistestyrannei seufzender Leibeigenschaft. Vom Studium der Theologie hinweg zur Jurisprudenz gedrängt und von dieser nach der Arzneikunde geschleudert, hatte Schiller in keiner dieser drei Facultäten Trost gefunden. Die Poesie hatte sich seiner ganzen Seele bemächtigt, durfte jedoch, der Brotwissenschaft halber, nur verstohlen von ihm cultivirt werden. Gleichwol drang sie durch und sein Schauspiel „Die Räuber" machte die gewaltigste Sensation. Inzwischen zwang doch das Bedürfniß ihn, die Anstellung als Regimentsarzt nicht zurückzuweisen. Sein Dichtergeist brach hervor aus dem Käfig, worin man ihn zu ersticken trachtete. Mit dem, allerdings ein gemeinnütziges Streben beurkundenden, aber dem vielen von ihm beabsichtigten Guten durch empörenden Zwang bei der Einführung oft selbst in den Weg tretenden Herzog Karl, seinem Gönner, in das drückendste Misverhältniß gerathen, bleibt Schiller zuletzt nichts übrig als eine heimliche Flucht. Allein, auch nach abgestreifter Kette, läßt in seinem jungen, sich immer weiter verbreitenden Dichterruhme das Unglück, in vielfacher Gestalt, nicht von ihm ab. Von jeder künftigen Aussicht zum Fortkommen im geliebten Vaterlande hinweggedrängt, fällt die Gegenwart ebenfalls zermalmend über ihn her. Sein zweites Drama „Fiesco", hält anfangs gar nicht, was er sich von ihm versprochen hatte. Immer härter bedroht ihn Mangel und Noth.

Dazu muß er sich zu Zeiten ganz verbergen, aus Besorgniß, der herzogliche Corporalstock könne sogar über Würtembergs Grenze hinausreichen und der heimatlose Dichter vielleicht, in sein Geburtsland zurückgeschleppt, die glänzenden Erfolge seines ersten Dramas auf der Veste Hohenasperg lebenslang zu betrauern haben.

Sogar später, nachdem Schiller endlich, den vieljährigen Wirren enthoben, eine freiere, günstigere Luft einathmete und seine Verhältnisse sich immer vortheilhafter gestalteten, begleitete ihn das Unglück noch boshaft, bald in Form einer Krankheit, bald als plötzliches Abfallen einer am Herzen getragenen Hoffnungsblüte, bis ein, leider sehr frühes, Grab den allgemein Bewunderten vor allen fernern Verfolgungen in Schutz nahm.

Konnte wol ein so schreiender Abstich zwischen dem Zustande und Entwickelungsgange der beiden Dichter zu einem, dem Vereine miteinander günstigen Resultate führen? Mußte nicht vielmehr die Sklavenkette, deren Ende, sogar nachdem Schiller sie mit Gewalt zerrissen, immer noch melancholisch ihm ins Ohr klirrte, die Folter, die seinen Geist in eine einseitige Richtung gezwängt hatte, vermöge der er die ganze, eben bestehende Wirklichkeit zu einem Kampfe auf Tod und Leben in die Schranken rief — ein Ruf, der, aus jeder Zeile seiner „Räuber" gellend, die ganze damalige Zeit erschütterte — eine Finsterniß über ihn ausschütten, die, bei seinem zum Bewußtsein gelangten, innern Gehalte, ihm die Stimmung gewiß nur noch grausamer verbitterte, wenn er den vom Schicksale stets sorgsam auf den Händen getragenen und so dem Genius des Ruhms in die Arme gelegten Goethe im vollen Besitz aller irdischen Güter glänzen sah?

Und Goethe, dem auf seiner blumenvollen Lebensbahn ebenso sicher aller Glaube fehlte, daß, wie bei Schiller, die Verzweiflung zum Aufschwunge eines Genius mit beizutragen vermöge, wie konnte die offenbare Spur der Verzweiflung in Schiller's Dramen und hauptsächlich in dessen wahrhaft gigantischer Schöpfung, den „Räubern", einen andern als widerwärtigen Effect auf den Dichter machen, dessen ganzes Wesen Zeit und Gelegenheit gehabt hatte, sich nach allen Seiten hin gleichförmig zu entwickeln und auszubilden?

Meines Erachtens mußte nach den so ganz verschiedenen Pfaden, auf denen Goethe und Schiller den Tempel des Ruhms erreicht hatten, auch in diesen heiligen Hallen noch ein vollkommenes Verständniß übereinander Beiden anfangs unmöglich werden.

Wirklich hatte Goethe den dem „Don Carlos" vorausgegangenen Dichtungen Schiller's keinen Geschmack abgewinnen können und auch den „Don Carlos" nicht geeignet gefunden, dessen Verfasser ihm näher zu bringen, und Schiller, obschon ein Bewunderer von Goethe's Werken, war, seinem eigenen Geständnisse nach, zu sehr im Bewußtsein seines Werthes, um diesen nicht durch Zurückhaltung gegen Goethe geltend zu machen, der, wie Schiller bei der ersten Zusammenkunft mit ihm wahrzunehmen glaubte, sich über ihn stellen oder ihn ignoriren wollte. Bei alledem, äußert er darüber, habe seine, in der That große Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Bekanntschaft sich nicht vermindert, aber er zweifle, ob sie einander je näher rücken würden. Vieles, was ihm, Schiller, jetzt noch interessant sei, was er noch zu wünschen und zu hoffen habe, habe seine Epoche bei Goethe durchlebt; Goethe's ganzes Wesen sei schon von Anfang her anders angelegt als das seinige; Goethe's Welt nicht die seinige; ihre beiderseitigen Vorstellungsarten wesentlich verschieden. Indessen schließe sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht gründlich. Die Zeit werde das Weitere lehren.

Und Letzteres ist auf die erfreulichste Weise erfolgt. Während des in Goethe's Nachbarschaft versetzten, weit jüngern, Schiller's nachherigem Umgange mit ihm ist das Verständniß übereinander ihnen weit genügender aufgegangen, als nach allem zuvor Bemerkten die kühnste Hoffnung solches hätte träumen können. Offenbar erkannten Beide, daß, wie verschieden und contrastirend sich auch ihre Vergangenheit gestaltet hatte, es doch derselbe hohe Genius war, der in ihnen flammte und Beide wie mit magnetischem Zauber aneinanderzog. Gar freundlich drückt Goethe (Taschenausgabe seiner Werke, Bd. 31, S. 78) bei Erwähnung seiner gemeinschaftlichen Wirksamkeit mit Schiller für das weimarische Theater 1797 sein Behagen an Schiller's Entsagung des Rohen, Übertriebenen und Gigantischen und darüber aus, daß ihm hierdurch das wahrhaft Große und dessen natürlicher Ausdruck gelang. Dabei äußert er auch, daß die beiden Engverbundenen keinen Tag in der Nähe verlebten, ohne sich mündlich, keine Woche in der Nachbarschaft, ohne sich schriftlich zu unterhalten. Und daß ihre Innigkeit hauptsächlich auf eine vollkommene Übereinstimmung ihrer wissenschaftlichen und Kunstansichten sich erstreckte, davon zeugen mehre ganz in Einem Sinne gemeinschaftlich gefertigte Arbeiten, wie die Xenien, von deren manchen die beiden Dichter nicht wußten, ob der eine oder der andere der Verfasser sei. Einen köstlichen Commentar über die Innigkeit des Verhältnisses zwischen Goethe und Schiller, dessen Entstehen und Fortgang und wie jeder von ihnen zunächst darauf ausging, sich in geistiger Hinsicht aus dem Andern zu ergänzen, gewährt das angeführte Werk von Gervinus.

Ohne Zweifel verdanken wir dem Vereine, der sich über Kunst und Wissenschaft überhaupt und besonders auch über ihre poetischen und andern literarischen Erzeugnisse miteinander berathenden Sänger manches Schöne im „Wallenstein" und in den ihm folgenden Schiller'schen Tragödien, sowie mehre herrliche Gedichte Goethe's, die sonst vielleicht entweder gar nicht, oder doch in minder vollendeter Gestalt erschienen wären. Goethe gestand auch selbst Schiller, daß er ihn wieder zum Dichter gemacht, was zu sein er so gut als aufgehört gehabt habe.

Dabei kann ich gelegentlich mein Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß dem „Wallenstein'schen Lager" das im ersten Theile der von Hrn. Boas herausgegebenen „Nachträge zu Goethe's Werken" (S. 23) abgedruckte „Soldatenlied", von Goethe gedichtet und von Schiller mit einigen Versen vermehrt, welches dem Lager zugedacht gewesen, entzogen worden ist, da es nicht leicht etwas

Charakteristischeres geben kann als eben dieses Liedchen. Allerdings mag wol späterhin das durch seine Trefflichkeit noch immer allenthalben ungemeinen Anklang findende „Reiterlied" an dessen Stelle getreten sein. Aber dadurch, daß es in den Reitern nur einen Theil des damaligen Kriegstreibens auszusprechen sucht, wird es minder erschöpfend in seiner Darstellung der vorherrschenden raublustigen Stimmung des Heeres, als jenes von Muthwillen trunkene Soldatenlied.

Schon diese geistige Verschmelzung der beiden Freunde ineinander, das eifrigste Bestreben, sich in ihren Werken einer durch den andern wechselseitig zu vervollkommnen, sollte die Frage, wer wol größer sei von Beiden, wenigstens als Streitfrage, für immer beseitigen. Schiller gleicht, nach meiner Ansicht, dem gewaltigen Flammenstrome eines Vulkans, der, im erhabenen Dunkel der Nacht zum Himmel strebend, mit seiner Pracht einen weiten Umkreis zauberisch beleuchtet, aus dem uns die Mahnung: „Nicht unten auf der Erde, sondern hier oben, ist des Menschen wahrhafte Heimat", mächtig ergreift und erhebt; Goethe dem klaren und doch unergründlichen Himmel, der am Tage die Welt und deren Geschöpfe in die mannichfachsten Farben kleidet und bei Nacht im stillen Wunderglanze der Sterne zugleich seine und die allgemeine Unsterblichkeit verkündigt.

Volle Bewunderung und gerechtes Erstaunen muß wol die Betrachtung der himmelweiten Verschiedenheit zwischen dem Schiller aus dem vorletzten Decennium des 18. Jahrhunderts und dem nachherigen Schiller erzeugen. Von dem im Schauspiele „Die Räuber" durch ihn aufgeregten kolossalen Donnersturme gegen Gesetz, Herkommen und Sitte, aus dem nebenher fast allenthalben die sinnliche Natur im Menschen hervorbricht und von seiner, die letztere in lyrischen, mitunter so wilden als unsonoren Klängen noch weit auffallender darthuenden Sammlung von Gedichten: „Anthologie auf das Jahr 1782", deren größter Theil ihn selbst zum Verfasser haben soll, auch nicht die mindeste Spur in seinen spätern Werken! Wie aus den frühern die Sinnlichkeit oft ohne alle Hülle sich kundthat, so sind die spätern aus der reinsten Sittlichkeit hervorgegangen. Schiller erscheint in den letztern als die in seinem herrlichen Gedichte „Ideal und Leben" vorkommende, hohe Gestalt des von allen Schlacken der Erde geläuterten Hercules.

Ganz anders stellt sich uns Goethe's Lebensbild dar. Schiller's geistiges Wesen zerfällt in zwei einander völlig entgegengesetzte Theile. Goethe hingegen behauptet von Jugend an bis in das späteste Alter immer dieselbe Gestalt, voll Geistes- und Körpermark. Der unnatürliche äußere Druck, verbunden mit einem gewaltigen Geiste in schwächlichem Körper, mußte bei Schiller störend auf das Gleichgewicht zwischen Geist und Körper einwirken, während die gedeihlichen, harmonischen Elemente, in denen es Goethe sich zu bewegen verstattet war, Letztern am besten vor den Extravaganzen verwahrten, worein diese so kerngesunde Geistes- und Körperkraft sonst vermuthlich ebenfalls gerathen sein würde. So viel mir bekannt worden, hat Goethe's jugendliche Lyrik niemals aus dem Gebiete des Anstandes in sinnliche Räume, welche den gesellschaftlichen Regeln Hohn gesprochen hätten, hinübergestrebt. Seine seelenvollen Lieder aus Sesenheim, deren mehre erst vor einigen Jahren zum Vorschein gekommen sind, athmen bei einer höchst ansprechenden Delicatesse des Gefühls die gemüthlichste Sittenreinheit, wie alle übrigen in den nächstfolgenden Lebensperioden gedichteten Lieder und Romanzen, welche nebst dem ersten Theile des „Faust" (dessen Unschicklichkeiten in der Blocksbergsscene zur richtigen Charakterisirung der Personen und Umstände nicht wohl zu entrathen waren) als die höchsten Kleinode seines unermeßlichen Kunstschatzes zu betrachten sind. Seinem ganzen behaglichen Bildungspfade nach konnten Goethe's Bestrebungen schwerlich jemals dahin gehen, seine Werke so sorgfältig, wie Schiller in der spätern Periode, von allem Sinnlichen frei zu halten. Wie Goethe, durch das Schicksal begünstigt, dem Geiste und den Sinnen nach immer der ganze Mensch hatte sein dürfen, so sollten auch die durch ihn aufgestellten Charaktere, Zustände und Werke sich überall als der Abdruck dieser ineinandergreifenden beiden Hauptbestandtheile des irdischen Menschen bewähren. Neben dem Geiste gehörte, seiner Ansicht nach, Fleisch und Blut zur Verlebendigung aller Kunstwerke. Dem Fleisch und Blute durfte daher kein absolutes Schweigen auferlegt, aber demselben ebenso wenig erlaubt werden, durch Vorlautsein das, nicht auf bloßer temporairer Decenz beruhende, sondern in unserm Innern seinen Grund habende Sittlichkeitsgefühl zu verletzen. Und Letzteres ist gewiß sogar bei denjenigen Stellen in Goethe's Werken nicht geschehen, wo Fleisch und Blut am lautesten sprechen, wie z. B. in den köstlichen „Römischen Elegien" und seiner wunderherrlichen „Braut von Korinth".

Adam Müller sagte schon 1806 in einem seiner zu Dresden vor einer größtentheils hochgebildeten Versammlung gehaltenen Vorträge über deutsche Literatur: „Wie Goethe der Geist unserer Poesie genannt werden kann, so ist Schiller ihr Herz."*) Das schimmernde Wort, sobald man es fester ins Auge faßt, blendet vielleicht mehr als es leuchtet; ich gedenke seiner nur beiläufig an dieser hierzu passenden Stelle, da eine Ideenverwandtschaft mir solches ins Gedächtniß brachte. Bekanntlich spielt bei uns Deutschen das Herz eine wichtigere Rolle als bei den meisten andern Völkern. Oft geht es offenbar viel zu weit und verlangt sogar eine Stimme bei Dingen, welche der Geist viel besser, ganz ohne dasselbe, abthun könnte. Und wegen dieser offenbaren Präponderanz des Herzens ist es wol kein Wunder, wenn der, immer das Herz in

*) In dem später erfolgten Abdrucke dieser Friedrich von Gentz gewidmeten Vorlesungen erscheint die Stelle etwas abgeändert und lautet ihrem ganzen Inhalte nach also: „Wenn ich Goethe nach der Klarheit, der Verständlichkeit seiner Züge, seiner Augen, seines Blicks und nach der Meisterschaft seiner Werke, Haupt und Hand unserer Poesie nennen möchte, so ist Schiller ihr Herz, das unfühlbarer, aber mit desto tieferm, innigerm Schlagen die heilige Empfindung offenbart, die alle Bestrebungen der Deutschen für Wahrheit und Schönheit beseelt."

seinen Werken zunächst berücksichtigende Schiller dem deutschen Volke im Allgemeinen von jeher mehr zusagt als Goethe, dem unstreitig, wegen seiner Universalität, der gebildetste Theil der übrigen Völker Europas, sofern er der deutschen Sprache hinreichend kundig ist, vor Schiller den Preis zuerkennen wird.

Doch am Schlusse dieser Betrachtung noch wenige Worte über den Verein der zwei höchsten Zierden der deutschen Literatur und Poesie. Grenzt es nicht an das Wunder, daß diese beiden, vermöge der schroffen Gegensätze in ihrem Bildungsgange und in ihren Glücksumständen so ganz verschieden sich darstellenden, großen Naturen, die gerade durch die ihnen später vom Schicksale angewiesene persönliche Nähe sich anfangs im Innern noch weiter voneinander entfernten und sich immer unverständlicher zu werden schienen, zuletzt einander kaum entbehren konnten und die durch äußere Einflüsse so weit auseinander gehaltenen Geister gewissermaßen nur zu Einem Geiste sich emporschwangen?

Wenn ich nicht irre, so wurde Goethe schon bei Lebzeiten von der Buchdruckerpresse zum Dichterfürsten ausgerufen. Das war voreilig. Nicht, als ob ihm die Qualification dazu im mindesten abgegangen wäre. Allein, man hätte dem gewaltigen Dichterheros die dadurch aufgereizten Bosheiten des giftigen Neides ersparen sollen. Überhaupt gehören dergleichen öffentliche Anerkenntnisse eines ausgezeichneten Lebens zu den Dingen, die erst nach dessen Tode zur Reife gelangen, wie die Heiligsprechung und das Errichten von Denkmälern. Nun, nachdem die Leichname beider Unsterblichen schon so lange denen der Fürsten von Weimar beigesellt sind, nun mag der Neid sich darüber nach Belieben aussprechen, daß die ganze sachkundige Zeit unstreitig Goethe der poetischen Fürstenkrone werth achte. Die Zeit wird auch gewiß ihrem besondern Lieblinge, Schiller, einen gleichen Antheil an dem Kronenglanze um so weniger verweigern, da die Innigkeit des Verhältnisses zwischen ihm und Goethe irgend einen geistigen Unterschied zwischen ihnen kaum zuläßt. Verdanken wir doch der bis zur Einheit gelangten, harmonischen Fortbildung unserer zwei Dichterfürsten eine große Zahl beiderseitiger Werke, die vermöge ihres Zusammenwirkens allein bis zu einem Grade von Vollkommenheit gediehen, welcher ihnen außerdem unerreichbar geblieben sein würde. 30.

Wilde's „Austria".

Kaum ist ein Land in jüngster Zeit im Guten wie im Bösen mehr besprochen worden als Östreich; auch englische Touristen und wissenschaftliche Reisende wenden ihm jetzt mehr und mehr ihre Aufmerksamkeit zu. So erschien neulich eine Schrift zu Dublin unter dem Titel: „Austria: its literary, scientific and medical institutions", von W. R. Wilde. Hauptsächlich verbreitet sich der Verf. über die Hospitäler und die übrigen Anstalten Wiens, welche für einen Mediciner von Interesse sein können, und diese erhalten im Allgemeinen ihrer Ausdehnung und trefflichen Einrichtung wegen großes Lob; doch läßt er sich auch auf das Universitäts-, Lehr- und Unterrichtswesen u. s. w. ein, wo denn auch mancher empfindliche Tadel mit unterläuft. Er sagt: „Während sich keine Hauptstadt Europas trefflicherer und ausgebreiteterer sowol wissenschaftlicher als artistischer Sammlungen und Museen rühmen kann als Wien, so ist es doch eine anerkannte Thatsache, daß für den Fortschritt der allgemeinen Wissenschaft oder einer ihrer höhern Branchen wie für die Philosophie in Wien weniger gesorgt wird als in irgend einer andern Stadt von derselben Ausdehnung und denselben Hülfsmitteln. Die Chemie hat hier nie geblüht; die Astronomie ist mit ihrem letztverstorbenen Professor zu Grabe gegangen; die Mineralogie liegt verschlossen in den Glaskasten des k. k. Cabinets (insofern sie nicht wieder in Hrn. Haidinger aufblüht); die Physiologie ist hier nur ein Name, und die Geologie und vergleichende Anatomie sind in der Hauptstadt Östreichs noch nicht ins Leben getreten; die erstere weil sie nämlich nicht gelehrt werden darf oder durfte, damit die Moralität der religiösen Wiener keinen Schaden nehme! die zweite, weil sie in den vom Staate vorgeschriebenen Cursus noch nicht aufgenommen ist." An einer andern Stelle heißt es: „Da die Physiologie natürlich der Einbildungskraft einen größern Spielraum gönnt und eine größere Anwendung der Vernunft zuläßt, als es mit dem gegenwärtigen Systeme des östreichischen régime verträglich ist, so mag erwähnt werden, daß das Werk des Professor Lenhossek, welches vorläufig auf mehren Universitäten als Handbuch diente, nachdem es die Aufmerksamkeit der Behörden dadurch auf sich gezogen, daß es einige zweideutige Stellen und Ausdrücke enthalten sollte, im J. 1835 ein kaiserliches Edict veranlaßte." Diese seltsamen Vorkehrungsmaßregeln, um die Religiosität und Moralität der Östreicher im Statu quo zu lassen, scheinen dem Briten um so auffallender, da er sonst die Sitten sehr lax fand, was er aus der Einrichtung des Gebärhauses zu beweisen sucht. Nicht immer abgeneigt, das „Für das Volk" dem „Durch das Volk" den Vorzug zu geben, ist er doch zu gescheit, um nicht einzusehen, daß ein System, welches den Bürger stets im status pupillaris erhält, ihn der höhern Intelligenz und selbständigen Kraft berauben muß, welche den Bürger erst zum Manne machen. 13.

Anekdote.

Der deutsche Bauer.

Im Dreißigjährigen Kriege griff eine Streifpartie einen Bauer auf, der ihr den Weg nach dem Bodensee zeigen mußte. Unterwegs fragten ihn die Reiter, ob er schwedisch oder kaiserlich sei. Er aber gedachte: „Sagst du kaiserlich, so geben sich diese vor schwedisch aus, und raumen dir den Buckel ab; sagst du aber schwedisch, so widerfährt dir's abermal", antwortete deshalb: „er wisse es nicht". „Schelm!", sagte ein Reiter zu ihm, denn damals waren wenig redliche Leute, weil die Soldaten die Bauern Schelme nannten, daß sie es hörten, und hingegen die Bauern die Soldaten Diebe schalten, wenn sie es nicht hörten, „Schelm, du wirst ja wissen, wem du angehörst!" „Nein, ihr Herren", antwortete der Bauer, „das ist ohne Gefahr nicht zu sagen, ich sei denn auf meinem eigenen Mist." Darauf sagte der Offizier: „Wenn du mir die Wahrheit bekennest und sagst, wie es dir ums Herz ist, so will ich dich gleich deines Weges laufen lassen, wo nicht, so mußt du im Bodensee ohne alle Barmherzigkeit ersaufen." Der Bauer nahm den Offizier beim Wort, und auf dessen Zusicherung „ein Schelm, der sein Wort nicht hält" antwortete der Bauer: „Ich wollte, die kaiserlichen Soldaten wären eine Milchsuppe so groß wie der Bodensee, und die schwedischen wären die Brocken darin, alsdann möchte der Teufel sie miteinander auffressen." Das gab ein Gelächter und dem Bauer wieder die Freiheit.

Diese Geschichte erzählt in einem Volkskalender auf das Jahr 1670 Einer, der selbst dabei gewesen sein will. 58.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 236. — 24. August 1843.

Rosenkranz über Schelling.

Schelling. Vorlesungen gehalten im Sommer 1842 an der Universität zu Königsberg von Karl Rosenkranz. Danzig, Gerhard. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

Daß die nächste Veranlassung der Herausgabe dieser Vorlesungen die Berufung Schelling's nach Berlin gewesen ist, geht sowol aus der Vorrede als aus den Betrachtungen hervor, mit welcher die erste Vorlesung beginnt; und daß sie nicht herausgegeben wurden, um Schelling Concessionen zu machen, beweist das Motto über der Vorrede: „Man muß nicht nur kämpfen, sondern auch siegen wollen." Zugleich bittet aber der Verf., seine Arbeit nicht für eine bloße Tendenzschrift zu halten; und das ist sie auch insofern nicht, als sie von den sogenannten „neuesten", in Berlin — wie die Sage geht, aus ältern, in München auch schon vorgelesenen Heften — mitgetheilten Philosophemen Schelling's weder eine Darstellung noch eine Kritik enthält. Der Verf. sagt zwar, er glaube, unterstützt durch manche mündliche und schriftliche Mittheilungen, wirklich zu wissen, was Schelling's gegenwärtiger Standpunkt sei; allein er habe sich enthalten, denselben näher zu schildern und in seinen Besonderheiten zu beurtheilen, weil Schelling gegen ein solches Unternehmen immer den Mangel des authentischen, durch ihn selbst beglaubigten Ursprungs einwenden könnte. Die vorliegende Schrift beschränkt sich also auf die ältern, längst der Öffentlichkeit vorliegenden Schriften Schelling's; weshalb der Verf. neben so vielen andern Darstellungen dieser Philosophie die vorliegende nicht für überflüssig erachtete, das, hofft er, werde die Kritik ohne Mühe finden. Dieses Eigenthümliche, was sie von andern Darstellungen unterscheidet, scheint nun dem Ref. darin zu liegen, daß der Verf. die Entstehung und die verschiedenen Phasen der ältern Schelling'schen Philosophie genetisch darstellt, und an der chronologischen Reihenfolge der Schriften Schelling's sowol die Ausbildung als die partiellen Umbildungen der ältern Identitäts- und Naturphilosophie darzulegen sucht. Er geht daher von den ältesten Schriften und Abhandlungen Schelling's aus, und begleitet dessen schriftstellerische Thätigkeit bis zu der, nunmehr schon bis zum Überdruß oft erwähnten, abgedruckten, commentirten, gepriesenen und getadelten Vorrede zu Victor Cousin, aus jeder dieser Schriften Das aushebend, was ihm für die Entwickelung und Darstellung der Schelling'schen Denkweise charakteristisch erscheint. Aus den wichtigern Schriften werden dabei zum Theil ziemlich ausführliche, immer möglichst urkundliche Auszüge gegeben, aus andern nur Einzelnes, besonders Bezeichnendes hervorgehoben; und so bildet das Ganze für Den, dem es schon bekannt ist, wie sich Schelling in den Besitz der von Fichte, Spinoza und Jakob Böhme hinterlassenen Erbschaft setzte, eine unterhaltende, mit Gewandtheit vorgeführte Reihe von Bildern, die der Verf. durch lebendige Schilderungen der geistigen Umgebungen, in welchen sich Schelling bewegte, sowie durch seine kritischen Zwischenreden deutet und auslegt. Obgleich nämlich der Verf. durch das Festhalten an der chronologischen Reihenfolge der Schelling'schen Schriften dem Charakter einer genetischen Darstellung durchaus treu bleibt, so vermißt man doch eine genauere Darlegung des Zusammenhangs der Lehre Schelling's mit denen seiner Vorgänger; das erklärt sich jedoch daraus, daß der Verf. einige, subsidiarisch über Kant, Spinoza und Fichte sich verbreitende Vorlesungen absichtlich weggelassen hat.

Hiermit könnte sich eine Anzeige, die nichts weniger als eine Beurtheilung sein will, begnügen, um den Leser auf Das hinzuweisen, was er hier zu erwarten hat, und das Übrige der eigenen Lecture zu überlassen. Nur über einen Punkt mögen ein paar Bemerkungen hinzugefügt werden, da er für das Verhältniß der Hegel'schen Schule zu Schelling, und zwar ganz abgesehen von der Gefahr, die ihr jetzt, wenn auch mehr aus äußern als aus innern Gründen von der „neuen" Schelling'schen Philosophie zu drohen scheint, bezeichnend ist. Daß die Schelling'sche Identitätsphilosophie die Basis der Hegel'schen ist, hat die Hegel'sche Schule niemals geleugnet. Dadurch wird ein hoher Grad von Verehrung, welchen sie dem „Genius" Schelling's zollt, ein unentbehrliches Fundament für die Ansprüche, die sie selbst macht. An Ausdrücken für diese Verehrung und Bewunderung fehlt es auch hier nicht; die absolute Einheit aller Gegensätze und zwar nicht als todtes Abstractum, sondern als lebendige, sich aus sich selbst evolvirende Identität des Heterogenen verfolgt und ausgesprochen zu haben, das wird hier mehr als einmal als Schelling's großes, für die Hegel'sche Schule gewiß nicht gering anzuschlagendes Verdienst gerühmt. Deshalb sagt der Verf. schon S. 7:

Die Kritik, welche ich mit der Reproduction der Schelling'schen Philosopheme werde verbinden müssen, kann, insofern das Hegel'sche System die Vollendung des Schelling'schen ist, keinen andern Sinn haben als den, zu zeigen, daß die Stufe, welche die Speculation mit Hegel einnimmt, die Wahrheit derjenigen ist, auf der sie mit Schelling stand und steht.

Aber er setzt sogleich hinzu:

Schelling's anzuerkennende Anstrengung besteht, seitdem Hegel's Phänomenologie da ist, darin, den Standpunkt Hegel's aus sich zu erreichen. Seine geniale Ursprünglichkeit zeigt sich aber darin, dies nicht zu vermögen; denn die Geschichte vertheilt die Fortschritte an verschiedene Individuen, und gerade das productive kann den Kreis seiner Nothwendigkeit nicht durchbrechen, weshalb es die aus seinem eigenen Thun weiter entspringenden Thaten nicht anzuerkennen, nur miszuverstehen vermag.

Seltsam! Kann denn etwa ein unproductives Individuum den Kreis seiner Nothwendigkeit durchbrechen? oder durchbräche ihn ein productives, wenn es Das, was aus seinem eigenen Thun entspringt, anerkennte? Überdies will sich in andern Gebieten, wo von den wirklichen wissenschaftlichen Fortschritten allerdings nicht so viel Redens gemacht wird, als von den angeblichen der vorherrschenden Zeitphilosophie, doch gar wenig zeigen von einer solchen Impotenz, die nothwendige Vollendung und Entwickelung wissenschaftlicher Gedanken — denn das sind doch die Thaten, von denen hier die Rede ist — auch wirklich zu begreifen und anzuerkennen. Es hat z. B. manchen im Gebiete der Mathematik erfinderischen Kopf gegeben, der die Grundzüge neuer Methoden entdeckt, aber nicht in der ganzen Breite ihrer möglichen Anwendungen entwickelt hat; schwerlich aber ist ein Erfinder dieser Art so bornirt gewesen, die aus seiner eigenen Erfindung hervorgehenden Consequenzen nicht einsehen zu können. Jedoch diese Incongruenz zwischen Lob und Tadel wird, je weiter man in dem Buche liest, desto auffallender. Schon S. 19 wird von der ersten philosophischen Schrift Schelling's gesagt, sie enthülle sogleich seinen ganzen schriftstellerischen Charakter:

Zunächst sehen wir in ihm einen Sprung.... So ist er von Thema zu Thema auch später abgesprungen. Wir sehen ferner ihn an ein Gegebenes anknüpfen. Sanguinisch erregt lebt er mit ganzer Hingebung für dasselbe und fördert es in der That weiter. Er ist kein gemeiner Nachtreter, sondern ein wirklich productiver Geist. In seinem Enthusiasmus aber täuscht er sich in so weit, daß er den Anstoß, den ein Anderer ihm gab, vergißt, und auch Das, was dieser gethan, ... als seine eigene Entdeckung ansieht. Er wird undankbar, zunächst ohne es zu wissen.... Indem er sich in eine Aufgabe mit leidenschaftlicher Ergriffenheit stürzt, verfährt er assentorisch. Er leitet nicht ab; er sagt, es ist so... Nicht ruhig genug, eine Consequenz in allen ihren Gliedern zu verfolgen, hilft er sich bei eintretenden Stockungen durch Voraussetzungen, durch Möglichkeiten rechts und links darüber hinweg, und schafft sich dadurch, ohne es inne zu werden, zahllose Widersprüche.... Dieser Mangel an Umsicht, an kritischer Besonnenheit, an Continuität im Denken zerstückt seine Schreibart.... Der Drang des Fortschritts führt ihn zu einem poetisch-prophetischen Tone u. s. w.

Kann man etwas Schlimmeres von Arbeiten sagen, die als Ausdruck wissenschaftlicher Untersuchungen betrachtet sein wollen? Und dennoch häufen sich Bezeichnungen dieser Art im Verlauf des Buchs so sehr, daß man ein langes Register von Stellen zusammenlesen könnte, wo von „übermüthiger Selbstgewißheit" die Rede ist, von „abenteuerlichen Ausschweifungen und Stolz", von „unmethodischer Weise, desultorischer und phantastischer Manier", von „Unordnung und Zufälligkeit der Reflexion", von einer „nichts weniger als blöden Keckheit des Versicherns", von „brusquer, schludriger Bequemlichkeit", von „Einschmuggeln der wichtigsten Sätze ohne Beweis", von „Oberflächlichkeit", von „lahmen und flachen Aggregaten von Begriffen", von der „unbeholfenen, nichtssagenden oder vielmehr Unvernünftiges sagenden Auffassung fremder (Hegel'scher) Begriffe", von „Faseleien", von „Dreistigkeit, um nicht zu sagen Unverschämtheit".

Nun sagt zwar der Verf. (S. 77) ausdrücklich: es würde für ihn der wehmüthigste Gedanke sein, wenn man aus seiner Entwickelung eine Verkleinerungstendenz des wirklichen Verdienstes Schelling's, wol gar eine Freude am Tadel über ihn heraushören wollte; und es ist gewiß die für den Verf. günstigste Präsumtion, wenn man annimmt, daß dieser Tadel, wie ihn Schelling hier nicht zum ersten Mal und nicht blos von Seiten der Hegel'schen Schule erfahren hat, nicht ungerecht ist. Aber eben deshalb erinnert die mit solchen Urtheilen fortwährend abwechselnde Bewunderung Schelling's ganz unwillkürlich an das Shakspeare'sche: doch Brutus ist ein ehrenwerther Mann! Sind jene Urtheile über Einzelnes gegründet, was bürgt denn dafür, daß der Grundgedanke der Schelling'schen Philosophie nicht auch blos eine keke Versicherung oder gar eine Faselei ist? Hat Schelling die wichtigsten Sätze ohne Beweis eingeschmuggelt, dürfte man da nicht auch nach einem Beweise für die Wahrheit Dessen fragen, wovon der Verf. eben auch nur versichert, daß es einen „echt speculativen Kern" habe? Hat Schelling mit „unkritischer Keckheit der Combination", mit einer „intuitiven Phantastik" gerade da durchzukommen gesucht, wo es sich um die Bewährung seines Princips an den speciellen Erscheinungen der Natur handelte, genügt es da, von „echt speculativem Instincte", der „einen Ruck in der Wissenschaft thue", von der Unmittelbarkeit der genialen Anschauung, von der Kühnheit der speculativen Parrhesie zu reden? Fehlt nicht, wo Mangel an Umsicht, an kritischer Besonnenheit, an Continuität im Denken als die allgemeinen Merkmale einer philosophirenden Individualität bezeichnet werden, geradezu Alles, was ihr bei Denen, die nicht blos staunen, sondern selbst mit untersuchen wollen, Zutrauen und Achtung verschaffen kann? Pflegen etwa die Meister der Wissenschaft die willkürlichsten Dinge ins Blaue hineinzubehaupten, oder hängt nicht die Ehre der Meisterschaft eben von der, jeden Fortschritt der Untersuchung gleichmäßig begleitenden Strenge, Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit ab? Solche Fragen möchten sich wol einem nur einigermaßen umblickenden Manne aufdrängen, wenn ihm auch hier wieder zugemuthet wird, trotz der gröbsten Fehler, trotz „zahlloser Widersprüche", an die Reputation des „speculativen Instincts" zu glauben, der, nachdem er unbewußt das richtige Princip ergriffen, hinterdrein so lahm wird, daß er es zu gar keinem regelmäßigen Fortschritte bringen kann. Vielleicht käme ein sol-

her auf die Vermuthung, daß, wo man in Sachen der Wissenschaft so viel Rühmens vom „Instincte" mache, der das Wahre unbewußt finde, da der eigentliche Geist der Forschung schlaff geworden sein müsse; daß also jenes Rühmen sich selbst verdächtig mache; und daß es fast scheine, als ob die Hegel'sche Schule nur in den Punkten, wo sie Schelling's Behauptungen adoptirt habe, diesem großmüthig den Beweis erlasse, und dadurch unfreiwillig an die Unsicherheit des Bodens erinnere, aus welchem ihr eigenes System erwachsen ist.

Ganz am Ende erwähnen diese Vorlesungen im Vorbeigehen einen Aufsatz des Franzosen Leroux in der „Revue indépendante" (Mai 1842) über Schelling. Dieser Aufsatz ist die Veranlassung folgender kleinen Schrift geworden: „Über Schelling und Hegel. Ein Sendschreiben an Pierre Leroux von K. Rosenkranz" (Königsberg 1843), welche wir hier noch erwähnen, weil sie der Verf. selbst als eine theilweise Ergänzung zu den obigen Vorlesungen über Schelling bezeichnet. Das Hauptthema der Erörterung ist neben einigen historischen Verhältnissen, über welche der Verf. die Unkunde des Franzosen belehrt, die Beziehung und Stellung der Hegel'schen Philosophie zur Religion, worüber jedoch, nach den hier sich vorfindenden Stellen zu schließen, der Aufsatz von Leroux kaum etwas Anderes zu enthalten scheint, als ein, durch rhetorisirende Declamationen einigermaßen modificirtes Echo Dessen, was darüber in Deutschland schon oft gesagt worden ist; neu scheint nur Das zu sein, daß Schelling auch als Religionsstifter gepriesen ist, was zur Zeit in Deutschland noch Niemandem eingefallen sein mag. Die Art, wie der Verf. des Sendschreibens sich der fremden Nationalität und Individualität accommodirt, zeugt von großer Geschicklichkeit, und die Hegel'sche Schule hat Ursache, ihm für die Art, wie er sie gegen das Ausland vertreten hat, dankbar zu sein; wenn er aber dem Urtheile von Leroux auch für Deutschland eine ziemliche Wichtigkeit beilegt, als ob man dasselbe begierig ergreifen werde, um diese Stimme des Auslandes als eine Autorität geltend zu machen, so hätte er sich doch wol von diesem Complimente, welches er seinem Gegner macht, durch den Gedanken abhalten lassen sollen, daß die Franzosen, und nach den von ihm selbst mitgetheilten Proben auch Leroux, zur Zeit noch kein solches Verständniß deutscher Philosophie beurkundet haben, daß Deutschland sich veranlaßt finden könnte, sich seine Kritik dieses oder jenes Systems aus französischen Journalaufsätzen zu holen. 72.

Madame d'Arblay.

Nicht ohne wirkliches Interesse für Freunde der Literaturgeschichte Englands in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist folgendes in London vor kurzem erschienene Buch: „Diary and letters of Madame d'Arblay" (5 Bde.). Die Verf. dieses Tagebuches war Tochter eines Musikers Namens Burney, der wegen seiner musikalischen Talente von der Universität zu Oxford mit dem Diplom eines Doctors der Musik beehrt wurde. Seine Tochter Fanny oder Franziska, die nachherige Madame d'Arblay, wurde 1752 zu Lynn geboren. Acht Jahre später zog ihr Vater mit seiner Familie nach London, wo er großen Beifall und viele Schüler fand. Als Fanny noch ihr A B C lernte, verlor sie ihre Mutter und mußte nachher sich selbst erziehen, da der Vater, sonst ein braver, gutmüthiger und liebevoller Mann, keine Zeit hatte, sich um ihre Bildung zu bekümmern. Als Kind zeigte sie wenig Geistesfähigkeiten; sie war auch nicht schön, aber bescheiden, still und in sich gekehrt. Das Mädchen bildete sich mehr durch Umgang mit Menschen als durch Bücher. Viele Männer von ausgezeichnetem Geist, Literaten und Künstler kamen oft in der bescheidenen Wohnung ihres Vaters zusammen, und Fanny hörte, sah und beobachtete Alles genau. Der damals berühmteste Schauspieler Englands, Garrick, und Colman, Floining, Harris, Bazetti, Hawkesworth, Reynolds, Barry u. A. brachten oft ihre Abende bei Dr. Burney zu. Auch Männer von hohem Rang und Stand, als ein Lord Mulgrave, Lord Bruce, Lord und Lady Edgecumbe, Lord Barrington, Lord Sandwich und der feine, gewandte und galante französische Grossbotschafter Frankreichs de Guignes besuchten bisweilen den Musikus. Ebenso kam der berühmte Reisende Bruce nicht selten in das Haus und erzählte, was er in Ägypten, Abyssinien u. s. w. gesehen, gehört und erfahren. Sogar ein Mann von Otaheiti, Namens Omai, fand Zutritt und heulte der Gesellschaft otahaitische Liebeslieder vor. Die kleine schüchterne und furchtsame Fanny blieb still und unbemerkt im Hintergrunde, wo ihr aber nichts von Dem, was die Gesellschaft sprach, entging. Der Eindruck, welchen dieselbe auf das Mädchen machte, ging nicht verloren. Kaum konnte sie die Feder führen, als sie anfing, kleine Erzählungen zu schreiben, welche ihre Schwestern sehr unterhaltend fanden, von denen aber ihr Vater nichts wußte. Als Fanny das funfzehnte Jahr erreicht hatte, bekam sie eine Stiefmutter, die von der Schriftstellerei ihrer Tochter nichts wissen wollte. Letztere gehorchte und übergab ihre Manuscripte den Flammen. Von nun an mußte sie von Morgens früh an bis zum Mittagsessen stricken und nähen. Aber man aß früh und der Nachmittag blieb ihr frei. Da fing sie an, ein Tagebuch zu halten und mit einem alten Freunde ihres Vaters, Samuel Crisp, der viel zu ihrer Bildung beigetragen zu haben scheint, fleißig Briefe zu wechseln. Dieser Mann war ein Kenner von Literatur und Kunst, und hatte viel Geschmack. Fanny Burney's Neigung zum Novellenschreiben war einige Zeit unterdrückt, erwachte aber bald mit verdoppelter Stärke wieder. Die Helden und Heldinnen der Erzählungen, die in den Flammen untergegangen, waren ihrem Geiste immer gegenwärtig. So schrieb sie ihre „Evelina", und es gelang ihr endlich, einen Verleger dafür zu finden, der ihr ein Honorar von 20 Pf. St. für ihr Manuscript bezahlte. Diese Novelle erschien 1778 und fand den allgemeinsten Beifall in allen Kreisen. Durch diese, in einem einfachen und natürlichen Stil geschriebene Novelle wurde die Verf. den angesehensten Männern ihrer Zeit, einem Burke, Windham, Gibbon, Reynolds, Sheridan u. A. bekannt und von ihnen gefeiert. Auch gewann sie durch dies Buch die Freundschaft einer sehr gebildeten Frau, Madame Thrale, bei der sie auch die Bekanntschaft mit dem Schriftsteller und Sprachforscher Johnson machte, der ebenfalls ihrer „Evelina" seinen Beifall schenkte. So aufgemuntert schrieb sie eine zweite Novelle, „Cicilia", welche 1782 erschien, und ebenfalls mit dem größten Beifall aufgenommen wurde. Diesmal bekam sie 2000 Pf. St. als Honorar. Darauf wurde sie mit einer Madame Delany bekannt, die oft von König Georg III und seiner Gemahlin besucht wurde. Von der Delany wurde Fanny Burney dem hohen Paar vorgestellt, und die geizige Königin Charlotte hatte den Einfall, die gefeierte Schriftstellerin zu ihrer Kammerfrau haben zu wollen. Dem Willen ihres Vaters folgend, der dies als ein großes Glück ansah, nahm das unglückliche Mädchen diese Stelle an, hielt in derselben fünf Jahre lang die gräßlichste Knechtschaft aus, und war nahe daran, Geist und Leben dabei zu verlieren. Doch erholte sie sich, nachdem sie ihre Freiheit wieder gewonnen, bald wieder. Sie machte nachher die Bekanntschaft mit mehren geistreichen Frau-

zosen, die ausgewandert waren, unter andern mit Madame de Staël und mit dem General d'Arblay, den sie heirathete. Sie schrieb nachher noch ein paar Novellen, die aber in einem verschrobenen Stile verfaßt waren und wenig Anklang fanden. In ihrer Blütezeit excellirte sie besonders im Humoristischen. Sie starb 1832 in ihrem 88. Jahre. Wer das Leben und die Schicksale dieser interessanten Frau näher kennen lernen will, lese das hier angezeigte Tagebuch. Man macht darin viele gute Bekanntschaften, sogar mit fürstlichen Personen und Staatsmännern, wie Pitt, Fox u. A. 16.

Bibliographie.

Album für das Jahr 1843. Redigirt von einem Kreise Studirender zu Jena. Jena, Mauke. Kl. 8. 20 Ngr.

Andresen-Siemens, J., Deutschlands Seegeltung. In der Handelsmarine eine Kriegsmarine zu erziehen. Norddeutsch-Baltisch-Nordische Kriegsmarine. Hamburg, Kittler. Gr. 12. 7½ Ngr.

— —, Der Nordsee-Besen. Das Helgolander Lootsenwesen unterdrückt; die Nordseeschiffahrt gefährdet! Die Reform. Hamburg, Kittler. Gr. 12. 3¾ Ngr.

Bibliothek ausgewählter neuer Romane des Auslandes. (Neue Folge der Bibliothek der neuesten und besten Romane der englischen Literatur.) 1ster bis 3ter Band: H. C. Andersen's sämmtliche Werke. (Eines Dichters Bazar. Aus dem Dänischen.) Braunschweig, Vieweg und Sohn. Kl. 8. 1 Thlr.

Büttner, F., Bemerkungen über Sprach- und Musikrhythmen und die Quantität der deutschen Sprachlaute; nebst Virgil's Idyllen in quantitativ correcteren deutschen Hexametern. Havelberg, Westphalen. Gr. 8. 25 Ngr.

Dehn, E., Die europäischen, insbesondere die deutschen Eisenbahnen, nach Länge, Fahrzeit, Baukosten, Fahrpreisen und baulichen Merkwürdigkeiten. Ein Taschenbuch für Reisende und Nichtreisende. Nebst einer Eisenbahnkarte. Hamburg, Kittler. 16. 15 Ngr.

Drey, J. S. v., Die Apologetik als wissenschaftliche Nachweisung der Göttlichkeit des Christenthums in seiner Erscheinung. 2ter Band: Die Religion in ihrer geschichtlichen Entwickelung bis zu ihrer Vollendung durch die Offenbarung in Christus. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fischbach, P., Heilige Geschichten und Sagen; Dichtungen. Mit mehren bildlichen Darstellungen von Katharine Fischbach, geb. Severin; nebst andern Gedichten religiösen und ethischen Inhalts von demselben. Düsseldorf, Schreiner. 8. 25 Ngr.

Heinsius, T., Geschichte der deutschen Literatur, oder der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen, bis auf unsere Zeit. 6te durchaus verbesserte und mit vielen Zusätzen vermehrte Ausgabe. Berlin, Duncker und Humblot. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Des Q. Horatius Flaccus Satiren, erklärt von L. F. Heindorf. Neu bearbeitet von *E. F. Wüstemann*. Mit einer Abhandlung von *C. G. Zumpt*: Über das Leben des Horaz und die Zeitfolge seiner Gedichte, namentlich der Satiren. Leipzig, Herbig. Gr. 8. 3 Thlr.

Hünefeld, F. L., über das akademische Studium der Naturwissenschaften, vorzüglich das der Chemie. Ein Beitrag zu zeitgemäßen Betrachtungen über Veränderungen im akademischen Unterricht. Mit Bezugnahme auf die Schrift des Prof. Liebig: „über das Studium der Naturwissenschaften und über den Zustand der Chemie in Preußen. Braunschweig 1840." Greifswald, Bamberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Klemm, G., Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit. Nach den besten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen der verschiedenen Nationalphysiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunstproducte u. s. w. versehen. 1ster Band, die Einleitung und die Urzustände der Menschheit enthaltend. Mit acht Tafeln Abbildungen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr.

Münchhausen's, H., Reisen, Erlebnisse und Abenteuer auf Eisenbahnen. 5te Auflage. Leipzig, Gluck. Kl. 16. 2 Ngr.

Müller, C. F., über die Reform des Postwesens in Deutschland. Ein Beitrag zur Erörterung der Postfrage. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 10 Ngr.

Müller, G., Aristoteles und die Zukunft der Philosophie. Ein λόγος παρακλητικός. Schleusingen, Glaser. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Novellen-Mappe. Von L. M. Fouqué, Friedrichsen, F. W. Gubitz, L. Halirsch, Moltke, Schiff und einem Ungenannten. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Östreich. Städte, Länder, Personen und Zustände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Pelt, A. F. L., Theologische Encyklopädie als System im Zusammenhange mit der Geschichte der theologischen Wissenschaft und ihrer einzelnen Zweige entwickelt. Hamburg, Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Regierung und Opposition in Preußen. Ein Wort in der Zeit. Berlin, Hirschwald. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schaden, E. A. v., Antwort auf den Angriff eines Herrn E. Apelt in der neuen „Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung". Erlangen, Enke. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Schwirrer, S., Letzter Nothschrei des verdienstvollen Schullehrerstandes wider die geistlichen Anmaßungen, und kräftiges Mittel, diesen alten Sauerteig auszufegen. Leipzig, Naumburg. 8. 7½ Ngr.

Soldan, W. G., Geschichte der Hexenprocesse. Aus den Quellen dargestellt. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Tegnér, E., Die Frithjofs-Sage. Aus dem Schwedischen von G. Berger. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. 16. 15 Ngr.

Teske, Geschichte der Stadt Stargard. Stargard, Hendeß. Gr. 8. 1 Thlr.

Thenius, O., Das Evangelium ohne die Evangelien. Ein offenes Sendschreiben an Herrn Bruno Bauer. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 15 Ngr.

Über die Censur. München, Franz. Gr. 8. 5 Ngr.

Verdichtungs-Versuch meines Tagebuches. Zwei Gedichte: 1. ein kleiner Mann ist auch ein Mann; 2. Nemesis. Freunden, Bekannten und Geistesverwandten gewidmet von K. N. Düsseldorf, Schreiner. 8. 10 Ngr.

Vincas, H., Gott innerhalb des bloßen Verstandes und der Erfahrung. Oldenburg, Stalling. 8. 10 Ngr.

Vorwärts! Volks-Taschenbuch für das Jahr 1843. Unter Mitwirkung von J. Deeg, Detmold, G. Herwegh, Hoffmann v. Fallersleben, Jachmann, J. Jacoby, J. Mosen, R. E. Prutz, Walesrode, C. T. Welcker u. A. Herausgegeben von R. Blum und F. Steger. Leipzig, Friese. Gr. 12. 20 Ngr.

Der Wanderer durch London und einen Theil der Umgebungen. Chemnitz, Goedsche. 16. 26¼ Ngr.

Wieseler, K., Chronologische Synopse der vier Evangelien. Ein Beitrag zur Apologie der Evangelien und evangelischen Geschichte, vom Standpunkte der Voraussetzungslosigkeit. Hamburg, Perthes. Gr. 8. 20 Ngr.

Zerrenner, C. C. G., Schul-Reden. Eisleben, Reichardt. 8. 1 Thlr.

Zur Judenfrage in Deutschland. Vom Standpunkte des Rechts und der Gewissensfreiheit. Im Verein mit mehren Gelehrten herausgegeben von W. Freund. 1ste Lieferung. Nebst einer colorirten Karte des preußischen Staats nach den Grenzen seiner 18 Judenbezirke. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 237. —— 25. August 1843.

Svenska Siare och Skalder. Tecknade af *P. D. A. Atterbom*. Erster Theil. Upsala 1841.

Dieser erste Theil der kleinern gesammelten Schriften des als Dichter und Philosoph rühmlichst bekannten Verfassers, welchen er den „Manen seiner beiden Jugendfreunde Arvid August Afzelius, dem Dolmetscher, Erläuterer und Erneuerer des Vorzeitgesanges, des Volksliedes und der Sage Schwedens, und Samuel Johann Hedborn, dem Dichter der Natur, der Kindheit und der Andacht" geweiht hat, enthält: 1) Altschwedische Bilder, 2) Swedenborg, 3) Ehrensvärd. Vortrefflich ist seine, dem isländischen Originale möglichst nahe kommende Übersetzung der „Voluspá" (Vala's Weisheit) aus der Edda Sämund's des Weisen. Nicht minder schön sind die beiden folgenden, den alten skandinavischen Skalden nachgebildeten Gedichte: „Kampf" (Ragnars Blarkamal) und „Liebe" (Helge und Sigrun) überschrieben.

Die beiden isländischen Eddas (die poetische und die prosaische, namentlich die Voluspá der erstern, enthalten drei durchgreifende Grundlehren: von der Welt, von den Göttern und von den Menschen; alle drei sind aber so eng miteinander verbunden, daß sie nicht getrennt werden können. Jede dieser drei großen Lehren enthält wieder drei Abtheilungen, nämlich bei der Welt Schöpfung, Mittelzeit, Untergang; bei den Göttern Geburt, Baldur's Tod, Ragnarök (der Weltbrand); beim Menschen Magie, Seelenwanderung, Sittenlehre. In der Weltlehre sind wieder dreierlei Wesen von großer Bedeutung, Joten, Wanen, Asen, deren eigentliche Wirksamkeit erst in der Götterlehre hervortritt. Von ihnen stammen drei Unterarten von Wesen, nämlich Zwerge von den Joten, Alfen oder Elfen von den Wanen und Menschen von den Asen. Die Wirksamkeit der verwandten Wesen ist der Art nach gleich, im Maße der Kraft aber verschieden. Was bei der Welt die Schöpfung, das ist im kleinern Wirkungskreis die Geburt oder der Ursprung der Götter, was die Mittelzeit der Welt ist, d. h. der Zeitpunkt, wo die Lebenskraft abnimmt, das ist Baldur's Tod für Asen, Wanen und Joten, und so entspricht sich auch der Untergang der Welt und der Götter. An diese schließt sich nun die Wirksamkeit des Menschen genau an. Von den Asen erschaffen ist ihm auch ein Theil ihrer schöpferischen Wunderkraft, was hier der Begriff Magie heißt, geworden; diese hört auf, wie der Mensch selbst wieder dem höhern Wechsel unterliegt, d. h. im Tode, und wie Ragnarök die Läuterung der Asen ist, worauf sie vergeistigt fortleben, so ist auch der Seele Wanderung zur Reinigung bestimmt und ihre Folge die Sittlichkeit und Sittenlehre. So viel zum bessern Verständniß von Vala's Weisheit.

Ehe wir zur Besprechung der Abhandlung über Swedenborg schreiten, sei es uns erlaubt, eine kurze Skizze von dem Leben des in so mancher Beziehung ausgezeichneten Mannes voranzuschicken. Emanuel von Swedenborg, zweiter Sohn des eifrig-frommen schwedischen Bischofs Swedberg, wurde 1688 zu Upsala geboren. Er erhielt eine sorgfältige, besonders auf das Religiöse und zwar das Biblische gerichtete Erziehung. Von 1710—14 studirte er zu Upsala und auf ausländischen Universitäten Philosophie, Naturwissenschaften und Theologie, und wurde bald nach seiner Rückkehr als Bergwerksassessor angestellt. Seiner amtlichen und gelehrten Verdienste wegen wurde er schon 1719 in den Adelstand erhoben.

Die Schriften Swedenborg's, in ihrer Aufeinanderfolge betrachtet, zeigen einen ganz naturgemäßen Fortgang in der Entwickelung desselben. Als Jüngling mit poetischen Versuchen beginnend, wird er durch seinen Beruf zur Mathematik und Mechanik, zur Mineralogie und Geognosie hingezogen, wendet sich dann zur Chemie und Physik, und forscht als Mann nach den „Principien der natürlichen Dinge", nach dem „Mechanismus der Wirksamkeit der Seele und des Körpers", und nach dem „Unendlichen" und der „endzwecklichen Ursache der Schöpfung". Hier aber mit seiner mathematischen, abstracten Methode gar bald an ein Ende gelangt, wendet sein Forschungstrieb sich zurück auf die gegenwärtige Schöpfung, und sucht sich ein Bild zu entwerfen von der „Ökonomie des animalischen Reichs", welches er, im Geiste der damals herrschenden Leibnitz-Wolf'schen Philosophie, als eine prästabilirte Harmonie voraussetzte. Neben diesen Naturstudien hatte aber Swedenborg von Jugend auf den Grundsatz festgehalten, oft in der heiligen Schrift zu lesen und reiflich darüber nachzudenken. Ordnung- und friedliebend, wie er war, mußte er daher auch früher oder später das Bedürfniß fühlen, Natur und Schrift miteinander zu vereinigen, und die Architektonik und Ökonomie zu entdecken,

mittels welcher von dem finstern formlosen Stoffe und dem biblischen Abgrunde — bis empor zu dem Schöpfer, der im unzugänglichen Lichte wohnt, das Universum sich zu einem höhern Mechanismus gestaltet. Daß er, um solchem Bedürfnisse zu genügen, seine Zuflucht u. A. auch zu den Werken von J. Böhme, Newton und Leibnitz genommen, ist erwiesene Thatsache. Ebenso lassen seine spätern religiösen Schriften es nicht bezweifeln, daß die Schriften Fludd's und der Hermetiker und Kabbalisten von ihm zu Rathe gezogen worden sind. Aber auch an äußerlichen Anregungen zu religiösen Forschungen fehlte es ihm nicht. Denn sowol durch Lecture und Correspondenz als durch mannichfachen Verkehr auf seinen Reisen erhielt er fortwährend Kunde von allen den Parteiungen und Ereignissen, die zu seiner Zeit auf dem kirchlichen Gebiete, und zwar ganz besonders in England, das er so häufig besuchte, sich drängten.

Es konnte ihm nicht unbekannt bleiben, daß seit der Reformation die christliche Kirche sich immer mehr und mehr zersplitterte, daß die widersprechendsten Deutungen der heiligen Schrift sich von Tag zu Tag vermehrten, und daß nirgendwo mehr eine kirchliche Behörde vorhanden sei, welche zur Entscheidung der Glaubensstreitigkeiten irgendwie sich als zureichend bevollmächtigt und bekräftigt zu legitimiren vermöge. Indem er nun überall Zwist, Hader, Verfolgung aller Art gewahrte, mußte in seinem wohlwollenden Gemüthe der Wunsch immer lebhafter werden, auch in der Christenheit den heiligen Gottesfrieden gestiftet zu sehen, den er selbst im Herzen trug. Wenn er sich dann fragte, auf welche Weise dieser Friede zu stiften sei, so mußte sich ihm, seinen Vorurtheilen und Vorkenntnissen gemäß, wol die Überzeugung aufdrängen, daß dies nur dadurch bewirkt werden könne, daß die heilige Schrift, deren göttliches Ansehen damals noch fast durchgängig unbestritten war, auf eine Weise gedeutet wurde, welche von allen Parteien, auch von Gelehrten und Forschern, wie er selbst war, als zureichend anerkannt werden müsse.

Die angeblichen Offenbarungen J. Böhme's, die besonders in England durch dessen Schüler Pordage, durch Bromley und Johanna Leade sich bis auf Swedenborg's Zeit fortgepflanzt hatten, bieten, im Verein mit dem Vorhergehenden, oben Angeführten, einen Hauptschlüssel dar zu Demjenigen, was Swedenborg sich als höchste, ihm gewordene Offenbarung vindicirte, nämlich zu seiner Lehre von der Auslegung der heiligen Schrift, deren Verständniß bedingt sei durch die Kunde ihres verschiedenartigen Sinnes und namentlich durch die der sogenannten Entsprechungen (Correspondenzen).

Da nun sowol Swedenborg als seine Anhänger auf die Offenbarung dieser Entsprechungen eine so eminente Bedeutung legen, und das ganze Glaubenssystem Swedenborg's durch sie bedingt ist, so ist nachzusehen, ob nicht auch diese sogenannte Offenbarung sich aus ältern Quellen ableiten lasse. Man weiß, daß die gesammte alte Welt ihre Anschauung des Universums construirt hat einestheils aus einer Parallelisirung und Analogie oder Entsprechung des Himmels und der Erde, anderntheils aus der Überordnung der Götter- über die Menschenwelt. Die Gottheit ist ein Mensch im Großen, der Mensch die Gottheit im Kleinen, das Weltall im Kleinen; „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde", der Mensch stellte sich Gott als Menschen vor. Überall finden sich Spuren dieses Parallelismus — in China, Indien und Ägypten, in Iran, Israel und dem ältesten Europa, bei den Orphikern, Hermetikern und Plato und seinen Anhängern, in Rom, den christlichen Mystikern und den Kabbalisten. Ebenso läßt sich nachweisen, daß immer und überall zum wenigsten von Einigen geglaubt würde an die Überordnung des himmlischen Menschen jener Parallele über das irdische, und an eine correspondirende Influenz zwischen beiden, die dann durchgängig noch als durch ein drittes Zwischenglied vermittelt dargestellt wurden.

Namentlich finden wir diese Weltansicht mit großer Bestimmtheit in zwei Schriften ausgesprochen, die höchst wahrscheinlich auch dem sehr belesenen Swedenborg bekannt geworden sind. Die eine ist das berühmte Werk Reuchlin's, welches 1616 zum ersten Male unter dem Titel „De arte cabbalistica libri tres Leoni X. dedicati" erschien; das andere „Das Buch der himmlischen Offenbarung der heiligen Wittiben Birgitte von dem Kunigreich Schweden", wovon eine Ausgabe in Folio 1500 zu Nürnberg gedruckt worden ist.

Aus dem oben Gesagten geht hervor, daß Swedenborg auf ganz gewöhnlichem Wege sowol zu den bei ihm vorherrschenden Vorstellungen als zu der Bezeichnungsweise derselben gelangt sein kann. Da er aber sowol den substantiellen Inhalt seiner Lehre als die Kenntniß der Correspondenzen, mittels welcher dieser Inhalt aus der heiligen Schrift eruirt werde, ihm gewordener göttlicher Offenbarung zuschreibt, und auch seine Anhänger die Göttlichkeit seiner Gesichte urgiren, so verdient auch dieses Moment eine nähere Prüfung.

Viele von Swedenborg's Freunden angeführte Umstände erlauben die Vermuthung, daß derselbe zum wenigsten in den Momenten, in denen er mit nicht irdischen Wesen umzugehen glaubte, sich in krankhaftem Zustande befunden. In dieser Vermuthung wird man bestärkt, wenn man erwägt: 1) daß die strenge Enthaltung von dem physischen Geschlechtsverkehre bei Swedenborg, wie bei so vielen Asceten der katholischen Kirche, den natürlichen Schaffungs- und Zeugungstrieb zum Bilden und Objectiviren von Gestalten und Wesen, auf welche der Geist bereits mit lebendigster Intention gerichtet war, veranlaßt haben mag; 2) daß von der Naturseite her der häufige Genuß des Kaffees viel zu solcher Steigerung der gestaltenschaffenden Phantasie beigetragen haben kann; 3) daß in physischer Beziehung Swedenborg durch die vielen, in den nächsten Jahren vor seiner ersten Vision, in London stattgefundenen außerordentlichen Seelenerregungen bei den Mitgliedern mehrer Sekten ebenso wol in solchen magischen Kreis hineingezogen worden sein kann, wie bei den cevennischen Inspirirten selbst unmündige Kinder zu Vi-

fangen und Traumerscheinungen erwacht worden sind; endlich 4) daß alle angeblichen Gesichte und Offenbarungen Swedenborg's so durchaus die geistige, sittliche und psychische Individualität desselben ausprägen, daß Jeder, dem sie mitgetheilt würden, ohne ihm zu bemerken, sie seien die Erzeugnisse göttlicher Inspiration, sie auch schwerlich für etwas Anderes halten würde als für natürliche, wenn auch mitunter krankhafte Erzeugnisse gerade jenes Individuums.

Wir wollen hiermit keineswegs behaupten, daß unter den vielen sogenannten Offenbarungen Swedenborg's, die übrigens auch durch die Art und Weise ihrer Abfassung sich von den frühern eingeständlich nicht offenbarten Schriften desselben gar nicht wesentlich unterscheiden, sich auch Wahrnehmungen finden, welche mehr oder weniger hellsehenden Zuständen ihre Entstehung verdanken können. Daß übrigens sein sittlicher Charakter, sein Leben und seine Gesinnung unsträflich gewesen, wird von Freund und Feind zugestanden. Swedenborg starb in einem Anfall der Apoplexie, an welcher Krankheit er oft litt.

Der Hr. Prof. Atterbom, der kein Anhänger der Swedenborg'schen Kirche, sondern Philosoph und Dichter ist, betrachtet den durch umfassende Kenntnisse und Genie ausgezeichneten Mann vorzüglich von dem ästhetischen Standpunkte aus. Seine Abhandlung hat die Aufschrift: „Emanuel Swedenborg's Lehre von dem Leben, der Liebe und der Ehe." Gleich anfangs sagt er:

Drei schwedische Männer haben vorzugsweise tief, groß und schön über das Schöne gedacht: Swedenborg, dem die Liebe Alles war; Ehrensvärd, dem die Kunst Alles war; Thorild, dem die Natur Alles war; und ein Jeder von ihnen richtete mithin seine Aufmerksamkeit überwiegend auf ein gewisses Hauptstück von des Göttlichen Gang zu Offenbarung als Schönheit. Klar muß nämlich sein, daß das Schöne von der Liebe ausgeht, aus der Kunst hervorgeht, und zwischen diesen beiden Endpunkten die Natur durchgeht; oder daß es von der Liebe seine Seele, von der Natur seinen Leib, und von der Kunst seine vollendete Gestalt erhält. Denn einestheils verhält es sich so mit aller göttlich-gearteten Selbstbewußtheit, und somit auch mit unserm Antheil davon (oder mit Allem, was wir Idee nennen), daß die Liebe gerade das Leben ist, wodurch sie sich aufläßt und überläßt, oder sich schaffend mittheilt; andererseits wieder faßt die Natur alle Bedingungen der sinnlichen Anschaulichkeit dieser Mittheilung in sich; weswegen das Schöne auf deren Grund Fuß fassen muß, um sein schließliches Vortreten in vervollkommneter oder vollständiger sinnlicher Form zu bereiten. Nichts ist daher begreiflicher, als daß die Männer, die wir genannt, in ihren Gesichtspunkten zu gleicher Zeit ungleich und gleich waren. Swedenborg's Gesichtspunkt für Alles war das von der Liebe bestimmte Verhältniß zwischen Wahrheit und Güte; Ehrensvärd's das von der Kunst bestimmte Verhältniß zwischen Genie und Ideal; Thorild's das von der Natur bestimmte Verhältniß zwischen Kraft und Harmonie: aber auch des Zweiten Kunst und des Dritten Natur, hatte, wie des Ersten Liebe, zu seinem innersten Inhalt Gott, als aller Schönheit Quell und Urbild. Es versteht sich, daß für einen Jeden, der so fühlt und denkt, die Natur selbst ein göttliches Kunstwerk ist; nämlich Gottes allererste Offenbarung und unmittelbare Poesie. Woher auch die Kunst Ehrensvärd nichts Anderes war als der Natur eigener bildender Genius, so wie er im Menschengeist zu voller Selbstbesinnung und Selbstthätigkeit kommt; ebenso Thorild die Natur nichts Anderes als die Alläußerung einer ewig weltbelebenden Hervorbringungskunst, welche, in unerschöpflich wechselnden Bildungen, das reichste mögliche Maß von Schönheit und von daraus an alle Wesen ausströmender Glückseligkeit bezweckt.

Obgleich nun Swedenborg sich wie in solchen Worten über das Schöne aussprach und dasselbe nur im Vorbeigehen betrachtete, so thut doch Atterbom dar, daß der ruchtbare Theosoph auch für die Kunstlehre und die Poesie eine wichtige Bedeutung hat. Aber Swedenborg's ästhetische Weltansicht kann nicht eher richtig aufgefaßt werden, als bis man sich mit seiner allgemeinen Weltansicht genauer bekannt gemacht hat; dazu kommt noch, daß er nirgend der erstern eine besondere Schrift oder Abtheilung gewidmet hat. Das dahin Gehörige muß aus einer Menge weitläufiger, in lateinischer Sprache verfaßter Werke zusammengelesen werden. Diese Mühe hat sich der Verf. des hier besprochenen Buchs gegeben, und das Ergebniß davon in eine schöne, übersichtliche Form gegossen. Die vornehmsten hierzu benutzten Quellen sind namentlich folgende Schriften von Swedenborg: „Sapientia angelica de divino amore", „Deliciae sapientiae de amore conjugali" und „De cultu et amore dei". Letzteres Werk ist, seiner Richtung nach, eine Darlegung seiner Lehre von seinem damaligen Standpunkt; der Form nach ist es ein Mittelding zwischen Abhandlung und Roman, und handelt von der Entstehung der Erde, dem goldenen Alter der Natur und des Menschen, von dem Paradiese, von der Geburt, Jugend, Erziehung und Liebe Adam's und Eva's. Dies ist von allen Werken Swedenborg's das einzige, worin das Element der Schönheit, als solches, überwiegend ist; es ist nicht allein in einem glänzenden, klangvollen Latein, sondern vor Allem mit einer dichterischen Begeisterung geschrieben, welche, auf ein Dutzend Dichter vertheilt, hinlänglich wäre, sie an dem Himmel der Poesie als Sterne erster Größe zu befestigen. In seinen spätern Schriften bedient er sich der Sprache meistentheils blos wie ein Protokollführer oder Referent Dessen, was er nach einer noch höhern Eingebung mitzutheilen sich für verpflichtet hält; und das Poetische hat sich da gleichsam in die Gegenstände zurückgezogen, welche seine Persönlichkeit so uneingeschränkt in Besitz genommen, daß er dieselben beinahe blos passiv wiederspiegelt.

Da wir unserm Verf. hier aus Mangel an Raum nicht folgen können, so müssen wir uns damit begnügen, nur noch ein paar Stellen hervorzuheben. S. 141:

Nach Swedenborg's Lehre sind Leben und Liebe ursprünglich Eins: denn die Liebe ist, in ihrer ewigen Bedeutung gefaßt, gerade des Lebens eigene Selbstnothwendigkeit. Das in jeder Art Leben Urwesentliche kann nichts Anderes sein als eine in gewisser Richtung strebende Totalenergie aller Kräfte, ein sich selbstbestimmender und damit in ursachliche Wirksamkeit versetzender Endzweck, woraus alles in dem lebendigen Dasein Enthaltene oder Evolutive seine Richtung enthält, welche, nach Maßgabe ihrer erreichten Absicht, die Vernehmung einer erreichten vollen und vollkommenen Wirklichkeit gibt, und mithin ein für das Dasein Nachtrachtungswürdiges oder Gutes enthält. Aber gerade diese Zielung, worin ein ursprünglicher Endzweck sich durch das Erreichen seiner Absicht als eines Guts zu bekräftigen begehrt, ist Liebe; woraus man einsehen muß, daß in allem Leben die Liebe gerade — das Leben selbst ist. Ferner sagt uns ein genaues Nachdenken, daß reine Selbstnothwendigkeit blos als Persönlich-

keit gefunden werden kann; woraus folgt, daß das Leben in seiner ursprünglichen und eigenthümlichsten Gestalt von Ewigkeit zu Ewigkeit ein Persönliches sei. Hierin, daß Gott als das ursprüngliche Leben auch die ursprüngliche Liebe ist, und daß er als die ursprüngliche Liebe die ursprüngliche Persönlichkeit ist, liegt die Ursache von Gottes Menschlichkeit. Getrieben von seiner Liebe, sein Verlangen mit einer nicht minder grenzenlosen Wirklichkeit, als sie, zu füllen, kann er sein Gutes in nichts Anderes setzen als darin, eine allbelebende Güte zu sein.

Seite 206 heißt es:

Merklich ist, daß, weil eine zufriedenstellende Aussicht über den Raum, welchen die Menschen als den des Schönen lieben und loben, nur in und mit einem richtigen Begriff von Liebe sich öffnet, wovon die Ehe die reichste menschliche Wirklichkeit ist: so ist die wahre Lehre von Schönheit, außerdem, daß sie im Allgemeinen eine Unterabtheilung der wahren Lehre von Liebe ist, zugleich eine Unterabtheilung der wahren Lehre von Liebe als Ehe. Denn wenn uns in der Ehe die vollkommenste Form der Einheit begegnet, in welcher Nutzen und Vergnügen unmöglich voneinander getrennt werden können: so kann man in nächster Folge davon sagen, daß in der Schönheit, wie sie von ihren Liebhabern an und für sich selbst betrachtet wird, uns die vollkommenste Form der Seite dieser Einheit, wo das höchste Vergnügen reinweg als solches den höchsten Nutzen in sich faßt, begegnet; oder wo der Nutzen gerade darin besteht, lauter Vergnügen — von der reinsten Art — zu gewähren.

(Der Beschluß folgt.)

Chants de l'exil par *Louis Delâtre.* Paris 1843.

Unter den jüngern französischen Lyrikern einer der talentvollsten ist Louis Delâtre, dessen 1840 zu Lausanne erschienene „Chants d'un voyageur" lebhaften Beifall gefunden haben. Wir beeilen uns um so mehr, auf seine gesammelten Poesien aufmerksam zu machen, da der liebenswürdige junge Dichter gewiß seinen zahlreichen Freunden, die er sich während seines mehrmaligen Aufenthalts in Deutschland erworben hat, noch im freundlichen Angedenken stehen wird. Der Verf. hat seinem Werke den Titel „Chants de l'exil" gegeben, weil der größte Theil seiner Poesien in der Fremde, in Italien, in Deutschland, Belgien, Rußland und namentlich in der Schweiz, wo Delâtre an der kürzlich in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" besprochenen „Revue suisse" thätig gewesen ist, entstanden sind. Am gelungensten scheinen uns die Gedichte, in denen die großartigen Eindrücke der Natur, wie man sie in der Schweiz und im hohen Norden empfängt, geschildert werden. Besonders ergreifend sind die „Lawine" (l'Avalanche) und der „Rheinfall" sowie einige mächtige Bilder des Oceans. Aber auch die zartern und sanftern Töne gelingen dem reichbegabten Dichter. So kann man sich kein lieblicheres Bild denken als den „Soir au bord du lac", von dem wir nur die letzten Worte hier anführen wollen:

> J'entends du nautonier la chanson triste et douce,
> Et le bruit des ruisseaux qui filtrent sur la mousse,
> Et les soupirs du lac qui tremble sur le bord;
> Et je vois sur la vague un dernier rayon luire
> Comme on voit un dernier sourire
> Aux lèvres de l'enfant qui doucement s'endort.

Aber die Poesie Delâtre's ist keineswegs etwa blos descriptiver Natur; einzelne seiner kleinen Lieder sind vielmehr rein lyrische Ergüsse eines dichterischen Gemüths, leicht und duftig wie ein Frühlingslied von Uhland. Unter den mitgetheilten Übersetzungen, deren Anzahl nur sehr gering ist, haben wir zwei Gedichte von Goethe gefunden. Recht anmuthig hat Delâtre, der in den Geist der deutschen Poesie eingedrungen ist, wie selten ein Ausländer, den „Erlkönig" wiedergegeben. Bekanntlich ist diese Ballade besonders schwer zu übersetzen, weil das verschwimmende und duftige Element derselben dem Französischen vorzüglich widerstrebt. Sprache und Versification ist in allen Stücken harmonisch und meisterhaft vollendet. Unter den Namen der dem Dichter befreundeten Personen, denen Delâtre — wie es in Frankreich Sitte ist — einzelne seiner Gedichte widmet, sind uns außer mehren andern Deutschen vorzüglich Varnhagen von Ense, von Brunnow und die Gräfin Hahn-Hahn aufgestoßen. Wir wünschen herzlich, daß das große Interesse, welches der Dichter für Deutschland und deutsche Literatur überall an den Tag legt, ihm auch unter uns die Anerkennung zu Theil werden lassen möge, die er im hohen Grade verdient. 6.

Literarische Notiz.

Französische und deutsche Journale.

Während in Deutschland die rein belletristischen Blätter immer mehr an Bedeutung verlieren und Politik oder wenigstens einzelne zeitgemäße Tendenzen sich allmälig in ihre Spalten, in denen sonst nur die süße Romantik eines Tromlitz, van der Velde u. s. w. dämmerte, eindrängen, läßt sich in Frankreich gerade das Gegentheil hiervon beobachten. Ein gutes Theil französischer Blätter, welche früherhin der Politik ausschließlich gewidmet waren, verdankt nämlich fast alle Abonnenten dem Feuilleton, in dem sich der Leser von den ewig wiedergekäuten Phrasen der Ministeriellen sowie der Opposition erquickt. Der „Siècle", der jetzt an 43,000 Abonnenten zählt, würde zu Grunde gehen, oder wenigstens die Zahl seiner Abnehmer bedeutend verringert sehen, wenn es ihm einfallen sollte, sein Feuilleton mit den spannenden Erzählungen eines Balzac, Dumas u. s. w., an deren Lippen halb Frankreich jeden Tag hängt, über Bord zu werfen. Auch in den „Débats", welche seit dem Ableben ihres gewandten Steuermannes, Bertin des Ältern, bedeutend verloren haben sollen, haben die vielbesprochenen „Mystères de Paris" die ungetreuen Abonnenten, die abgefallen waren, wieder geködert. Aber Sue weiß auch das Interesse seines Romans, in dem die Wunden unserer gesellschaftlichen Verhältnisse unbarmherzig und ohne Schonung aufgedeckt werden, mit jeder Nummer zu steigern. Auch die „Presse" sucht womöglich jeden Morgen ein recht pikantes Gericht von Balzac, Mery u. A. ihren Lesern aufzutischen. Girardin hat außerdem bekanntlich den Leserkreis seines Blattes neuerdings durch Hinzufügung eines gerichtlichen Beiblatts, in dem eine Blumenlese der anziehendsten und fesselndsten Gerichtsscenen gegeben wird, bedeutend erweitert. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 238. —— 26. August 1843.

Svenska Siare och Skalder. Tecknade af *P. D. A. Atterbom.* Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 237.)

Ein nicht weniger lesenswerther Theil des Atterbom'schen Werks ist: „Karl August Ehrensvärd's Lehre von Schönheit und Kunst", von der wir den Inhalt kurz anzudeuten versuchen werden. Wir haben es hier nicht mit dem Grafen und Oberadmiral, dem Schöpfer der Festung Sweaborg und der schwedischen Galeerenflotte, der 1790 bei Swenskfund das erst ankommende Geschwader der russischen Flotte schlug, nicht mit dem Naturphilosophen Ehrensvärd, ja nicht einmal mit dem edeln und liebenswürdigen Manne zu thun, sondern lediglich mit dem Kunstfreund und Kunstlehrer, der durch seine „Reise nach Italien" und seine „Philosophie der freien Künste" als Schriftsteller verdienten Ruhm erworben hat. Er war ein Zeitgenosse Gustav's III. und Thomas Thorild's, den Beide liebten und schätzten. Sein nächster und innigster Freund war aber der berühmte schwedische Bildhauer Sergell. Prof. Atterbom theilt seine Abhandlung über Ehrensvärd's Kunstphilosophie in fünf Abschnitte mit folgenden Überschriften: 1) „Die frohen Bedürfnisse; das Schöne; das höchste Schöne." 2) „Gegensätze und Arten des Schönen; die Nothwendigkeit, zur Einsicht des Schönen erzogen zu werden; Tand und Edelheit." 3) „Die freien Künste; Genie und Geschmack; Stil; Antikes und Modernes." 4) „Besondere Anwendungen auf Baukunst, Malerei und Bildhauerei." 5) „Italien und der Norden; Klima, Gesetzgebung, Vaterland."

Seite 241 fg. heißt es:

> Der erste Grund alles Schönen ist derselbe, als der erste Grund alles Wahren: die Einheit. Die Welt, an und für sich selbst, ist nur Eins. Wol besteht sie in einer Summe vollkommener und unvollkommener Zahlen, welche, ohne weitern Anfang und Ende, in diesem ursprünglichen Einen enthalten ist; aber sie bewahrt ihre Eigenschaft von Einheit durch deren Verbindung und Zusammenschließung zu einem symmetrischen Ganzen. Auch lieben wir nur Das, was in Einheit mit uns ist. Und was Anderes als die Einheit, oder ein klar anschaulicher Ausdruck derselben, ist das in schöner Kunst eigentlich Schöne?

Wäre diese Einheit eine in sich stillstehende, so wäre sie nichts Anderes als der Tod. Aber in ihr ist eine mit ihr selbst gleich ewige Zweifaltigkeit, welche sie beständig in Veränderung, Wechselung und Entwickelung versetzt. Wir nennen sie Frieden und Unruhe, oder Ruhe und Bewegung. Mittels dieser Zweifaltigkeit zeigt sie, daß sie lauter Leben ist und in unzählige Lebenswirkungen ausgeht: Das Resultat und die Fortsetzung der vollkommensten Lebenswirkungen ist der Mensch. Bei ihm muß sich daher vorzugsweise zeigen, was die höchste Glückseligkeit und Vortrefflichkeit lebendiger Wesen ausmacht: ein Dasein, welches sich in Harmonie mit dem Ganzen — mit der Natur im höchsten Sinn — und dadurch zugleich mit sich selbst befindet. Er ist der vornehmste Theil der Natur; darum hat er das allgemeine Vorbild seines Seins und Thuns gerade in der Natur Eigenschaft, als einem wahrhaft Ganzen, in allen seinen Theilen harmonisch zu leben und beisammen zu leben. Die Natur hinwiederum gehorcht darin der ursprünglichen Einheit Allbestimmungskraft, welche in Weisheit und Schönheit der Ruhe und der Bewegung Wechselungen abmißt, und somit auch alle davon ausgehende Wirkungen, zu einer stets festgesetzten harmonischen Lebensschöpfung. Als diese Kraft ist die Einheit Gott. Näher gesehen, kann demnach das Ideal menschlicher Wirksamkeit nichts Geringeres sein als Gott. Keine Wirkungen können entstehen, ohne daß eine wirkende Kraft in Bewegung gesetzt wird. Die Macht, welche den Menschen aus Ruhe in Bewegung reißt, ist das Vermögen, zu bedürfen. In diesem liegt demnach der glückliche Zwang, welcher zu Klugheit, Erfindungen, Anbau von Fähigkeiten: kurz gesagt, zu Allem, was wir jetzt Cultur nennen, antreibt.

Der Cultur Fortschreiten von den ersten Anfängen beruht darauf, daß eine Zweifaltigkeit menschlicher Fähigkeiten zur Entwickelung kommt. Die eine Art derselben mögen die nothwendigsten Organe genannt werden, weil dieselbe für des Menschen irdische Angelegenheiten eingerichtet ist, und weil jede andere Cultur nur insofern möglich ist, als die Ausbildung dieser Organe vorangegangen ist. Die andere Art dagegen besteht aus den Organen, welche die feinern genannt werden mögen, weil durch sie die Verfeinerung oder Veredelung, welche das Erwachen und das Erfüllen der höhern Bedürfnisse des Menschen begleitet, zuwege gebracht wird. Die erstern sind unsere fünf Sinne, und des Körpers Kraft, zu ertragen; die letztern machen, in ihrem Zusammenwirken, die Einbildungskraft, das Nachdenken und den Forschungstrieb aus. Erst durch diese lebe-

genannten kann eine Cultur in eigentlicher Bedeutung entstehen. Die Völker, welche noch blos die Ausbildung der nothwendigern Organe bedürfen, sind daher die wilden; die hinwiederum, denen die Ausbildung der feinern ein gleichdringendes Bedürfniß geworden, sind die civilisirten. Aber nur in gemäßigten Klimaten ist die Civilisation eine freiwillige Folge von der Erde und der Menschen Beschaffenheit. Nur unter einem mildern Himmel, nicht unter dem Nordpol und dem Äquator, erwachen die frohen Bedürfnisse.

Zwar können alle Bedürfnisse, die ihre Befriedigung finden, im allgemeinen, aber nicht im eigentlichen Sinn so genannt werden. Es ist allerdings wahr, daß jedes befriedigte Bedürfniß eine Art von Genuß gewährt; es gibt aber Bedürfnisse, welche in dem Grade nothwendig sind, daß sie unter die Mühseligkeiten des Lebens gerechnet werden müssen. Davon unterscheiden sich die feinern, von Ehrenswärd die frohen genannt, weil sie nur eine relative Nothwendigkeit haben. Im höchsten Sinn nothwendig sind die letztgenannten aus dem Grunde, weil auf sie die Existenz aller sittlichen Wissenschaften und Künste sich gründet. Denn daraus, daß des Menschen Sinnesorgane sich in wichtigere und feinere unterscheiden, ebenso wie aus dem entsprechenden Unterschied, wodurch seine Bedürfnisse sich in nothwendige und frohe theilen, entsteht auch eine Zweitheilung der Cultur und Literatur in ernste und schöne Erkenntnißarten. Die ernsten sind die physischen und praktischen; die schöngeistigen sind die ethischen, die menschheitlichen, oder die den Menschen unmittelbar als Menschen angehen. Sie umfassen Philosophie, Moral und schöne Kunst. Die ernsten Wissenschaften bringen der Natur verborgenes Wirken ans Licht; die schöngeistigen lehren uns die Bedeutung der Lebensgesetze und Lebensthätigkeiten kennen, den Zusammenhang zwischen der Physik und der Ethik, zwischen Gefühl und Gedanken, zwischen Gewalt und Freiheit, zwischen Finsterniß und Aufklärung, zwischen Vorurtheilen und Wahrheit begreifen. Die eine Classe ist für des Menschen physische Unterstützung; die andere für seine sittlichen Bedürfnisse: beide sind verbunden in derselben Harmonie, welche unsere Welt in Zusammenhang geschaffen hat. Übrigens wird man nunmehr wol einsehen, daß die schöngeistigen Wissenschaften auch ernste sind; in dem Sinne, worin die feinern Organe auch wichtig, sowie die frohen Bedürfnisse auch nothwendig sind.

Betrachten wir die frohen Bedürfnisse näher, so nehmen wir wahr, daß sie überhaupt Bedürfnisse von etwas Geordnetem für das Auge, Klarem für den Gedanken, Angenehmem für das Gefühl sind, somit Bedürfnisse von etwas, das unsern Sinnen — den äußern und innern zusammen — einen vollkommenen Eindruck vollkommener Wohlgestaltung gibt. In ihrem innersten Wesen genommen sind sie mithin Bedürfnisse von Schönem; denn mit dem Namen bezeichnen wir das Vollkommene, wenn es in einem Dasein, oder überhaupt einem Gegenstand, sich als ein sinnlich Erfaßbares zeigt, welches die vollständigste Harmonie von Inhalt für unser Gefühl und Inhalt für unsern Begriff vereinigt. Die Natur selbst ist ursprünglich und in ihrem Ganzen eine solche Harmonie; aber wir vermögen uns dieses Ganze nur übersinnlich — oder blos durch den Gedanken — zuzueignen. Den Sinnen, oder unserm nächsten Vernehmen kommt es als ein Getheiltes vor; und von dessen Theilen scheinen dann viele eher ein Chaos, als ein Weltgesetz vorzustellen. Blos wenn das Auge etwas Schönes sieht, trifft es gerade ein Bild des harmonischen Naturganzen, es findet nämlich dann eine Ordnung, ein lebendiges Gesetz, welches die Sache für unsern Sinn in eine unaussprechliche Idee setzt, worin man zu gleicher Zeit Alles fühlt und Alles begreift; in eine Seelenthätigkeit, welche weder Gefühl als Gefühl, noch Begriff als Begriff, sondern eine ungesonderte und unauflösliche Einheit beider ist. Es ist klar, daß hierin die reinste Glückseligkeit liegt.

Der Mensch hat demnach ein wesentliches Bedürfniß des Schönen; und dieses glückliche Bedürfniß äußert sich überall, wo er eines erfoderlich gesunden und bequemen Zustandes genießt. Aber dieses Bedürfniß hat eine noch tiefere Bedeutung; denn als ein Bedürfniß des Schönen überhaupt, ist es auch — und innerst — ein Bedürfniß des höchsten Schönen, d. h. Gottes, der des Schönen Urbild ist. Die Natur hat ihre Musterschönheit nur durch ihn. Gott ist nicht sichtbar als Person. Aber weil die Natur das große Ganze der Lebenswirkungen von Gottes Wesen ist, und weil der Mensch nicht blos ein Theil dieses gemeinsamen Lebens ist, sondern zugleich einen Hauptantheil davon selbst besitzt, so ist uns dadurch eine Möglichkeit gegeben, Gott zu schildern; welches auch fast alle cultivirte Völker gethan haben. Ihn schildern, heißt ihn unserer Anschauung in einer Gestalt darstellen, welche durch ihre Vollkommenheit sein Abbild zu sein vermag. Diese Gestalt, die wir Gott geben, kann nur der frischen und echten Form des Menschen entlehnt werden. Denn genau genommen ist der Mensch das einzig positiv schöne unter den Geschöpfen der Natur, weil blos er alle die Lebenswirkungen besitzt, deren Ausdruck zur Schönheit erfodert wird.

Im Allgemeinen besteht unsere Erziehung zu dem Schönen darin, überall Tand von Sache oder Wirklichkeit unterscheiden zu lernen. Tand ist der Ausdruck einer Krankheit in den innern Sinneswerkzeugen des Menschen, ein großer Schein der Wirklichkeit, ein Dunstbild von der Sache Gestalt, die es vervielfältigen, aber nicht richtig darstellen kann. Das Maß der Gemüthsbewegungen und Gemüthswirkungen heißt das Edle. Eitle Menschen haben in ihren Gemüthsbewegungen entweder etwas Niedriges oder etwas Übertriebenes. Aber das Edle ist gerade die unverkennbare Physiognomie, die Geberde, die Stellung wahrer Schönheit. Es ist deshalb auch das Nothwendigste, die Hauptsache in jeder Darstellung einer Gemüthsbewegung; gleichwie die Zeichnung, oder die Gestalt, das Nothwendigste ist in jeder Darstellung von dem äußern Geschick des Gegenstandes. Und wie großes Gewicht man auch auf strenge und richtige Zeichnung zu legen hat, so ist doch der Ausdruck edler Gemüthsbewegung in einem

noch bedeutenderm Grade wichtig: denn in ihr zeigt sich unmittelbar der innern Organe Zustand; woraus folgt, daß blos in ihr das eigentliche Schöne einer schönen Menschlichkeit sich offenbart. Geschmack in der Kunst ist achtungswerth aus demselben Grunde, wie Tugend im Leben; denn in beiden nimmt man die wahren Harmonien der höchsten Vermögen des Menschen wahr. Aber zum Geschmack kommt man blos in dem Maße, in welchem gute Erziehung mit glücklichen Anlagen verbunden wird.

Der Zweck aller Kunst, durch welche der Mensch selbst eine Macht ausübt, Schönheit zu schaffen, ist dem Wesen nach nur ein und derselbe; er wird aber durch verschiedene Mittel und somit auf verschiedenen Wegen erreicht. Dadurch verzweigt sich die gemeinsame Kunst in mehre Hauptarten, in der Weise voneinander unterschieden, daß eine jede derselben für eine eigene Kunst angesehen werden muß — und wirklich auch wird.

Dies sind die wesentlichsten Grundzüge der Kunstphilosophie des berühmten, an Geist und Genie reichen Ehrensvärd. Was er noch von den freien Künsten, von Genie und Geschmack, von dem Stil und von dem Antiken und Modernen u. s. w. hinzufügt, leidet keinen Auszug.

Im zweiten Theile der Sammlung seiner kleinern Schriften wird uns der Musen und Grazien Liebling, Amadeus Atterbom, den hochgesinnten, edeln und genievollen Thomas Thorild, den unter so vielen Andern auch Herder so hoch schätzte und liebte, vorführen und uns mit einem Bild von seinem Wirken, Thun und Leiden für das Wahre und Rechte, Edle, Schöne und Große erfreuen.

D. G. v. Ekendahl.

Reisebrief eines Engländers aus Franken.

Ansichten über deutschen und englischen, deutschen und französischen Geist.

Einen hübschen, mit vielem Gemüth abgefaßten Reisebrief eines Engländers über Deutschland lesen wir in einer der letzten Nummern des „Athenaeum". Die Correspondenz zeichnet sich dadurch aus, daß so gar nichts von jener überlegen thuenden Vornehmheit darin ist, welche jeder Ausländer unserm Vaterlande gegenüber fast annehmen zu müssen glaubt, selbst wenn er sich innerlich zur Anerkennung, zur Sympathie getrieben fühlt. Der Brite schreibt seinen Brief aus Franken, was auch eine Seltenheit ist, da die englischen Touristen, namentlich die schriftstellernden, in der Regel betretenere Gegenden Deutschlands zu besuchen pflegen. Freilich, ohne die auf dem Main errichtete Dampfschiffahrt würde unser gemüthlicher Brite gerade diese Reise schwerlich gemacht haben; die Engländer richten ihre Touren durch die Welt nach den Linien ein, welche der Dampf ihnen vorzeichnet. Sollte je auf dem Niger ein Dampfschiff gehen, so ist vorauszusehen, daß es auf dem Niger bald von englischen Touristen wimmeln, daß der Niger statt des Rheins der Modestrom werden würde; denn von einem comfortabeln Dampfschiffe aus bietet ein Brite selbst den Strahlen der tropischen Sonne Trotz, das Dampfschiff ist das Haus, welches der Engländer wie die Schnecke ihr Haus betrachtet, um sich darin bei vorkommender Gelegenheit zurückziehen, oder auch seine Fühlhörner ausstrecken zu können. Erst seitdem auf dem Main ein Dampfboot geht, scheint die Terra incognita Deutschlands, Franken, für die Engländer entdeckt worden zu sein. Unser Brite sagt dies ganz deutlich mit den Worten: „Das Dampfboot des Mains öffnet jenen reizenden Landstrich, welcher in jeder Rücksicht das Herz Deutschlands genannt zu werden berechtigt ist." Er fährt weiter fort: „Wo sehen wir wol drei so alte, stattliche und durchaus individuelle Städte, die jede von der andern eine Tagereise entfernt liegen, wie Bamberg, Nürnberg und Würzburg? Wo eine lieblichere kleine Gegend voll grüner Thäler, sanft fließender Bäche, zertrümmerter Festungen, als der Triangel ist, der zwischen den drei edeln Städten liegt? Wo ein kraftvolleres, männlicheres, wohlgelaunteres Bauernvolk als das fränkische? Wenn mich Jemand fragte: ich wünsche ein Stück von Deutschland zu sehen, sage mir, wo ich das beste und charakteristischste Specimen des Landes sehen kann, so würde ich Franken und seine drei Städte nennen. Ich brauche die besondern Vortheile und Vorzüge anderer Staaten oder Städte nicht zu zergliedern; aber in dieser Gegend sind Landschaft, Städte und Menschen am reinsten und wahrhaftesten deutsch. Hier gibt es kein slawisches Element wie in Östreich, Preußen und Sachsen, keine Spur französischer Gewohnheiten und Einrichtungen wie am Rhein." Der Correspondent erwähnt hierbei in einer Note, jenes Dreieck zwischen den drei Städten — eigentlich wohl nur die Gebirgsgegend zwischen Baireuth und Bamberg — werde die Fränkische Schweiz genannt. Indem die Deutschen ihre schönen Gegenden so benamseten, schienen sie dadurch den Vorwurf, daß es ihnen an Nationalstolz mangele, zu rechtfertigen. Wenn eine Gegend vorzüglich schön sei, so sei sie nicht mehr Deutschland, sondern eine Schweiz. Die Sächsische und Fränkische Schweiz seien Namen, die von den Ausländern adoptirt, aber von den Einheimischen gegeben seien. Ein Edelmann in Berlin habe ihm mit einem Lächeln erzählt, daß er eben aus der Märkischen Schweiz zurückgekehrt sei; er, der Correspondent, könne sich freilich von einer Märkischen Schweiz keine Vorstellung machen. Nun beschreibt der Correspondent seine Mainreise, auf deren Einzelnheiten wir uns nicht einlassen wollen. Bei Miltenberg angekommen macht er die Bemerkung, daß diese alte, so recht ursprünglich aussehende Stadt ihn daran erinnert hätte, was wol die kleinen Rheinstädte vor 50 Jahren gewesen sein möchten, ehe sie noch durch garstige Victoria-Hotels verunstaltet und durch hundert dem wahren oder vermeintlichen Geschmack der Reisenden angepaßte Einrichtungen entnationalisirt worden. Miltenberg sei aber vielleicht sogar noch deutscher, noch origineller als die Städte am Rhein damals gewesen seien. Übrigens hörte er, daß in Miltenberg zwei Engländer zu ihrem Vergnügen wohnten, eine Wahl, die er, der Lage des Orts nach, nur billigen konnte. In Mainz angekommen und in einem prächtigen Hotel einquartirt, habe er gefühlt, daß er soeben das letzte Stück von Deutschland gesehen habe. „Von Frankfurt an", sagt er, „seid ihr, wenn ihr wollt, in Europa, nur nicht in Deutschland — das Deutschland, welches ich verstehen und lieben gelernt hatte, mit seinen vielfachen Mängeln und seltenen und einzigen Vortrefflichkeiten, mit seinem vergleichsweise ärmlichen und unvollkommenen materiellen Leben (um mich eines affectirten Gallicismus zu bedienen), und seinem reichen intellectuellen Dasein, mit einem complicirten Charakter, welchen nur wenig Ausländer zu verstehen und zu würdigen wissen, der aber die Wenigen, die sich damit verständigt, für ewig fesselt — Deutschland lag hinter mir. Eine ganze Reihe von Gedanken und Gefühlen, mit denen ich vertraut geworden, mußte mit der Sprache, die von ihnen ihren eigenthümlichen Stempel erhielt, beiseite gelegt und eine neue moralische und intellectuelle Welt, die Welt Frankreichs, betreten werden." Obgleich er, wie er sagt, sich wenig gestimmt gefühlt, über seine lieben Deutschen, die er eben verlassen, zu lachen, so könne er doch nicht umhin, dies über ein Specimen deutscher Pedanterie zu thun. Er meint das „Allgemeine Reglement den Personendienst der Maindampfschiffe betreffend" mit seinen unzähligen, peinlich ausgearbeiteten Paragraphen. Es sei, abgesehen von der lächerlichen Pedanterie, nicht hübsch von der Direction, solche Reglements auf-

zustellen, womit man anzudeuten scheine, daß die Deutschen unfähig seien, sich mit gesundem Menschenverstande und mit Anstand aufzuführen. Er fährt fort: „Mag man immerhin denken, daß ich der deutschen Sentimentalität nicht entgangen bin, wenn ich gestehe, daß sich meine Augen mit Thränen füllten, mit Thränen bei dem Anblicke von Tapeten und Vorhängen! Es ist nicht möglich für Den, welcher Deutschlands inneres Leben kennen gelernt, es zu verlassen, ohne das herzlichste Bedauern zu fühlen, oder ohne das tiefste Interesse sich seiner zu erinnern; und diese Empfindungen machen, wie echte Liebe und Freundschaft, uns selbst die Eigenheiten und Mängel werth und lieb. Das moralische und geistige Leben dieses großen und mannichfaltigen Landes ist für die Betrachtung ein höchst fruchtbarer und anziehender Gegenstand, voll von neuen Combinationen und eigenthümlichen Winken. In keinem andern Lande haben Gedanke und Speculation ein so freies und weites Feld, in keinem andern ist der Beruf der Wissenschaft und Kunst so verstanden und geehrt, in keinem andern die christliche Freiheit so im Ansehen und die christliche Barmherzigkeit so geübt. Gibt es innerhalb der englischen Gesellschaft mehr persönliche Würde, Freiheit und Selbstachtung, eine höhere, ausgedehntere, generösere Art des Verkehrs und größere Verfeinerung des äußern Lebens, so ist auch auf der andern Seite die intellectuelle Niedrigkeit Englands, verglichen mit Deutschland, unableugbar und auffallend. Trivialität und windiges Geschwätz scheinen die Volkspresse unter sich zu theilen; schon vor langem discutirte und abgeworfene Ideen, schon vor langem widerlegte Irrthümer und Schnitzer, schon vor langem bewältigte Vorurtheile werden mit einem eiteln Pomp wieder ans Tageslicht gebracht, welcher aufs seltsamste dem kühnen, unternehmenden, fähigen Charakter des englischen Volks, das sich vor nichts weiter als vor dem freien Gebrauche seiner eigenen geistigen Fähigkeiten scheut, in seltsamer Weise widerspricht. Der Gegensatz zwischen der Freiheit im Handeln und dem Mangel daran in der Speculation in England, verglichen mit der ganz entgegengesetzten Erscheinung in Deutschland, ist eins der seltsamsten Räthsel in der Geschichte der Menschheit. Kurz, ich kehre zu meinem alten Satze zurück, Gaben und Wohlthat seien mit so ausgleichender Hand vertheilt, daß kein Volk sehr dazu berechtigt ist, zu triumphiren." In Frankreich gibt ihm das miserable Pflaster, der jämmerliche Zustand der Communicationswege, wobei besonders das arme Volk im Nachtheil ist, Gelegenheit, sich über die ergötzliche Einbildung der Franzosen zu moquiren, sie seien das erste und civilisirteste Volk der Welt. In diesen und andern Dingen stände Frankreich gar sehr hinter Deutschland zurück. Dagegen findet er auch Gelegenheit, die Grazie französischer Weiber der niedern Classe, selbst bei beschwerlichen Arbeiten, rühmend hervorzuheben, und vergleicht damit die Plumpheit der deutschen Weiber, welche bei ähnlichen Verrichtungen aller Anmuth, allen Stolzes, aller agréments ihres Geschlechts entbehrten. Und dennoch, trotz dieser im Allgemeinen den Deutschen fehlenden Grazie in ihrer persönlichen Erscheinung, gesteht uns der Brite in Sachen der Kunst und des Kunstgeschmacks vor allen Völkern den Vorrang zu. In Allem, was in Deutschland in Betreff der Kunst gesprochen, geschrieben oder gethan werde, seien wir, wie unser Correspondent sagt, Frankreich und England in unermeßlichem Abstande voraus. Kehre man nach den letztern Ländern zurück, so sehe man sich plötzlich in die Barbarei des 17. und 18. Jahrhunderts versetzt. Von der Renovation einer Kathedrale bis zur Trompete, die zur Retraite blase, habe ihm in Frankreich Alles, was sein Auge gesehen, sein Ohr gehört, nicht nur nicht gut, sondern wahrhaft beleidigend erschienen. In dem erbärmlichsten deutschen Dorfe habe er nirgend so schreckhafte Töne gehört, wie man sie in den französischen Kirchen mit einer Art Prätension und Selbstgefälligkeit herausstoße; bei solchem Geschrei würden die Nerven auch des frömmsten Deutschen in einen Zustand gerathen, der ihm jede Anwandlung von Gottesfurcht unmöglich machen müßte. Von dem Gesange in englischen Kirchen, oder gar bei den Meetings, wolle er lieber ganz schweigen. Besonderes Lob erfährt die Renovation des bamberger Domes. Der Correspondent sagt: „Für Jeden, der die Renovation einer Kirche beabsichtigt, ist es unverzeihlich, wenn er nicht die bamberger Kathedrale besucht, oder einen erfahrenen Mann dorthin sendet. Dort kann er wahrnehmen, was Männer auszuführen vermögen, welche den Genius der großen Baumeister des Mittelalters bis zum Grunde verstehen und unter denselben Einflüssen arbeiten, welche den Gedanken zu diesen religiösesten und poetischsten Bauwerken eingaben. Die Restauration der bamberger Kathedrale scheint mir, so weit es nur möglich ist, vollkommen zu sein. Innerhalb einer Woche trat ich mit diesem noch frischen Eindrucke in die Kathedrale von St.-Omer. Den Contrast zu beschreiben ist unmöglich. Ein großer Theil ist hier ausgeführt worden, oder noch in der Ausführung begriffen, Alles im schlechtesten Geschmack, Alles von einem Gefühl eingegeben und geleitet, welches demjenigen gerade entgegengesetzt ist, der die strenge und feierliche Schönheit des bamberger Doms bewahrte und reinigte." 13.

Neugriechische Literatur.

Aus dem Jahre 1841 ist nachträglich (vgl. die letzte Notiz über neugriechische Literatur in Nr. 350 d. Bl. f. 1842) noch einiger grammatischer Werke des gelehrten Griechen, K. Asopios, der bis zum J. 1842 Professor der griechischen Literatur an der jonischen Universität in Korfu und deren Ephorus war, seitdem aber Professor an der Universität in Athen ist, Erwähnung zu thun. Das eine dieser Werke führt den Titel: „*Εἰσαγωγὴ εἰς τὴν ἑλληνικὴν σύνταξιν*" (*Κερκύρα* 1841), das andere sind „*Στοιχεῖα τῆς ἑλληνικῆς γραμματικῆς*" (ebendaselbst) und zum Gebrauch der öffentlichen Secundairschulen der jonischen Inseln, mit Genehmigung der Regierung selbst, bestimmt. Außerdem erschien noch im J. 1841 in Athen eine Tragödie: „*Ὁ θάνατος τοῦ Μάρκου Μπότζαρις*", von Theodor Alkaios. Im J. 1842 erschienen in Athen das „*Λεξικὸν λατινο-ἑλληνικόν*", von Prof. Ulrichs (in drei Bänden, Preis 15 Drachmen); vier Tragödien von Panagiotis Sutsos, darunter eine verbesserte Ausgabe des „*Ὁδοιπόρος*" und eine andere „*Καραϊσκάκης*"; die Geschichte Athens von der Zeit der Römer bis zum Ende der türkischen Herrschaft von Surmelis, in zweiter verbesserter Ausgabe; eine Schrift über Kreta, von M. Thurmusis; eine Schrift von Mawrojannis über das Klima von Athen, und eine akademische Rede des Prof. Benthylos, am Jahrestage der Gründung der Universität in Athen, den 20. Mai 1842 gehalten. Auch soll im J. 1842 eine neugriechische Komödie: „*Βαβυλωνία*", erschienen sein. Aus dem J. 1843 liegen mir vor: neugriechische Übersetzung der „Erklärung des anatomischen Atlas", von M. J. Weber (in Bonn), von Georg Damianos, Prof. der Anatomie und Physiologie in Athen; eine Übersetzung der Einleitung zum Pindar, die von dem obengenannten Asopios in dem Winterhalbjahre 1842—43 an der Universität vorgetragen worden war; ein „*Ὕμνος εἰς τὴν ἄνοιξιν καὶ ᾠδαί τινες*", von Photiadis; eine Ode auf den 25. März, den Jahrestag der griechischen Wiedergeburt, von Panagiotis Sutsos, wobei er zugleich bemerkt, daß er in kurzem ein lyrisches Drama mit Chören, deren Gegenstand die Befreiung Missolonghi's sei, herauszugeben beabsichtige; und die Leichenrede des Konst. Oikonomos auf Theodor Kolokotronis. Von Alexander Sutsos sollen zwei größere Gedichte: „*Ὁ Ὑπουργός*" und „*Ὁ Ἐφημεριδογράφος*", wahrscheinlich mit satirischer Tendenz, erschienen sein. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 239. — 27. August 1843.

Die Albigenser. Freie Dichtungen von Nicolaus Lenau. Stuttgart, Cotta. 1842. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

— Mein Lied,
Warum es nicht so wilden Graus vermied,
Warum es ruft nach jenes Greuels Schatten,
Den die Geschichte froh war zu bestatten?
Wozu begrabnes Leid lebendig singen,
Und gegen Todte Haß dem Herzen bringen?
Hat unsre Zeit nicht Leids genug für Klagen?
Hat Haß nicht Manchen, der da lebt, zu schlagen?

So ruft der Maler der gräßlichen Bilder, welche er uns mit glühenden Farben, und doch mit allem Schmelz, dessen die Kunst fähig ist, vor die Augen zaubert, zum Schlusse aus, und beantwortet zugleich die aufgeworfene Frage. Damit unser Blick, auf der Vorwelt weilend, mit ihr sich eins fühle, ein Geschlecht, ein Leben, ein Geschick. Der Wanderer zeigt dem Freunde, der nach ihm kommt, beim Scheidewege im Walde den Weg, welchen er selbst gewandelt hat. Er streut für ihn grüne Reiser hin

So ließen uns die alten Kämpfer Zeichen:
Die Trümmer ihres Glücks und ihre Leichen.

Es erhebt unsere Brust, daß wir mit längst entschwundenen Streitern ein gleiches Loos theilen; wir mögen uns im Unglück prophetisch freuen, und dadurch beherzter in den schmerzenvollen Kampf, in den sieglosen Tod gehen, mit dem Troste:

So wird dereinst, in viel beglücktern Tagen,
Die Nachwelt auch nach unserm Leide fragen.

Es ist ein Tendenzgedicht, wer erwartet es anders von dem Sänger des „Savonarola", wer will den Dichter zwingen, den der Unmuth der Zeit, der Groll, die Eile, die Zerrissenheit so tief innerlich, wie Lenau, bewegt, daß er sich davon loswreiße, und nur der Göttin folge, wie es behauptet wird von den alten Dichtern, daß sie es gethan? Wer denn von ihnen, könnten wir fragen? Homer, Sophokles, Shakspeare? Zerrissen waren sie freilich nicht, aber die heiligen Fragen der Gegenwart und Zukunft, spiegeln sie sich nicht in ihren Dichtungen ab? Nur war ihr Spiegel ein größerer; er faßte kolossale Dimensionen, worin die Details verschwinden, welche den Dichtern der Jetztwelt, wenn sie ihren Schmerz und Grimm der Muse vertrauen, so oft zur Hauptsache werden. Lenau muß den Gegenstand, den er ergreift, so auffassen, er muß das Bild der Vergangenheit in der Gegenwart wiederlesen, aber er reißt sich aus der trüben Melancholie los, indem er mit Adlerflügen der Zukunft sich entgegenschwingt. Jede Trauerzeit der Vergangenheit hat schon ihre Zukunft gehabt; auch diese liegt hinter uns, und wir ersterben an dem Weltgerichte, das über das begangene Unrecht gerichtet hat. In keinem seiner frühern Gedichte scheint uns der Dichter so mit Bewußtsein das dichterisch Gefühlte und Erschaute mit der Macht des Gedankens vermählt zu haben. Woher der Unmuth, ruft er?

Das Streben in der Dämmerung ist schuld
An dieser freudenarmen Ungeduld;
Hart ist's, das lang ersehnte Licht nicht schauen,
Zu Grabe gehn in seinem Morgengrauen.
Und müssen wir von Tag zu Asche sinken,
Mit heißen Wünschen, unvergoltnen Qualen,
So wird doch in der Freiheit goldnen Strahlen
Erinnerung an uns als Thräne blinken.

Nicht meint das Lied auf Todte abzulenken
Den Haß vor solchen, die uns heute kränken;
Doch vor den schwächern, spätgezeugten Kindern
Des Nachtgeists wird die scheue Furcht sich mindern,
Wenn ihr die Schrumpfgestalten der Despoten
Vergleicht mit Innocenz, dem großen Todten,
Der doch der Menschheit Herz nicht still gezwungen,
Und den Gedanken nicht hinabgerungen.

Lenau tritt in diesem Gedichte, wie schon erwähnt, bewußter, aber auch entschiedener auf als in einem seiner frühern. Nicht daß der Dichter des „Zweiflers" zu einem fest umgrenzten, positiven Glauben gekommen wäre, nur diesen uns darin aussprechen wollte; denn die zwei Genien, die ihm in der tropischen Wüste an dem Steinhaufen begegnen, unter welchem ein vom Tiger zerrissener Wanderer liegt, rufen ihm sehr Verschiedenes zu; der eine, daß der Tiger, der das Menschenbild zerrissen, sich zuvor in Gottes Größe ahnungsvoll berauscht habe, und „weltbefreien kann die Liebe nur; nicht der Haß, der Sklave der Natur"; der andere aber: er solle Herrschaft hassen und nur die Natur lieben, die immerdar nach Licht und Freiheit ringe.

Bis die Herzen der Despoten bluten,
Und zerfallend ihre Burgen rauchen.

Über diese Frage lesen, wenigstens wir, aus dem vorliegenden Gedichte keine Entscheidung heraus, welche den letzthin wegen pietistischer Tendenzen verdächtigten edeln Dichter wieder auf den religiösen Standpunkt zurückführten, den verlassen zu haben die jüngsten unter den Vorwärtsstürmenden ihm zum Verbrechen machten. Aber es ist die

angewandte Wahrheit, daß jede religiöse Überzeugung, wenn der Fanatismus sich ihrer bemächtigt, zum Götzendienst, zum Dienst der Hölle wird,

> O Gott, wie du auch heißen magst, es bleibt
> Ein Schmerz, daß Glauben solche Früchte treibt,

das der Dichter mit Flammenzügen, aus tief erschütterter Seele uns vorführt.

Einen der gräßlichsten Kämpfe, der um den Wahn auf Erden gefochten wurde, hat der Dichter sich zum Vorwurf gewählt. Könnte man sagen, es sei der allergräßlichste in dem Lande gewesen, wo er ausgefochten ward! Aber so überreich ist Frankreichs Geschichte an fanatischen Glaubensfehden, an Kämpfen für alleinseligmachende Ideen, im Gebiete der Religion wie der Politik, an Schlachtfeldern, triefend von Bürgerblut, und an Marterkammern, wo die Grausamkeit sich selbst an Erfindungskraft überbot, daß man bei der Erinnerung an dieselben immer dem Falle den Vorzug geben möchte, den Geschichte, Kunst oder Poesie uns gerade vor Augen führt. Gräßlicher war doch nichts, sind Viele geneigt auszurufen, als der Terrorismus in Paris, die Noyaden in Nantes, die Mitrailladen in Lyon! Aber das Licht des Tages schien doch auf die Greuelscenen. Die Dragonaden, die Camisardenkriege, die Bartholomäusnächte, welche ganz andere unheimliche Schauer wehen darüber. Und war die Bartholomäusnacht, waren die Kriege der Liguisten und der Hugenotten, mehr mit dem Dolche als mit dem Schwerte ausgefochten, in ihrer Erscheinung und in ihrer Wirkung furchtbarer als die Verfolgungen der Albigenser? Was überbietet jenen historischen Ausspruch, den auch der Dichter aufgegriffen hat, an ruchloser, kannibalischer Verstocktheit! Bei der Erstürmung von Bezieres fragt Simon von Montfort den mitcommandirenden Abt Arnold, ob man auch im Gedrang die Katholiken erschlagen dürfe, da viele davon in den Mauern wären, oder ob hier Mitleid und Bedauern gestattet sei:

> Der Abt entgegnet: dessen ist nicht Noth,
> Schlagt Ketzer, Katholiken, Alle todt!
> Wenn sie gemengt auch durcheinander liegen,
> Gott weiß die Seinen schon herauszukriegen.

An großartiger Kühnheit, an wilder Glut, an Wahnsinn des Fanatismus und zugleich an leuchtenden Thaten der Tapferkeit, an rührenden Bildern von Treue und Aufopferung unter den Verfolgten und zugleich an wunderbaren Verirrungen, zu denen die freigewordene Vernunft ohne ausreichende Weltkenntniß verleitete, ist viel Stoffes dem Dichter im Albigenserkriege geboten. Die südliche Sonne leuchtet über die Provence in das sangesfrohe Languedoc mit seinen Troubadouren und edeln Frauen und Rittern. Die glühenden Augen, die schallenden Gesänge, Ritterschlacht, Galanterie und Lehnstreue und mitten in einem sinnlichen Geschlecht die ersten puritanischen Anklänge des Protestantismus, Zweifel und Streit um Dogmen, die jetzt hinter uns Allen liegen und keine Kämpfer der Gegenwart mehr in die Schlachtreihen treiben; alles Das zusammen bietet dem Dichter von selbst ein weit reicheres Gemälde als jene andern genannten Conflicte des Fanatismus, in die, wie zumal in die Monotonie der Greuel einer Bartholomäusnacht, kaum poetische Schlaglichter hineinfallen. Und der Dichter hat die Bilder nicht verwischt. Obwol er das Gegebene seiner eigenen Idee unterordnete, und die That zum Kettengliede in seinen Gedankenschlüssen machte, ließ er doch den Gestalten und den Scenen ihr eigenes Recht, und schmückte sie jede einzeln mit dem vollsten poetischen Schmelz. Aber wie verband er die getrennten Theile zu einem Ganzen, oder vielmehr wie ward es ihm möglich, den rothen Faden dieser zerrissenen Begebenheiten herauszufinden, und, was die Aesthetik fodert, den organischen Baum sichtbar dem Auge herzustellen, an dem diese Bilder nur Zweige und Blätter sind? Ideell ist dieser Organismus da, aber historisch ließ er sich nicht geben. Dieser wilde Kreuzzug ist selbst nichts Ganzes, ihm fehlt die ersichtliche Seele, das Continuum der Handlung und der Personen. Ein Romanendichter hätte einen Helden und eine Heldin hineindichten mögen, einem Epiker ist dies nicht vergönnt. So muß das persönliche, menschliche Interesse sich zersplittern, da er auf der andern Seite, unter den Verfolgern und Fanatikern, seine oder seinen Helden nicht suchen durfte, noch schwerlich Lust dazu hatte. Es sind eben nur Skizzen, gewichtige, gestaltenreiche, schroff abgeschlossene, die indeß ohne den geistigen Faden ganz auseinander fielen. Die Berechtigung dazu steht auf dem Schilde. „Freie Dichtungen“ heißt es auf dem Titel. Auf den Geschmack des Publicums wirkt die Poesie freilich nur noch durch aphoristische Dichtungen. Eine Epopöe von den Albigensern würde so wenig Eingang finden als eine „Tunisias“ bei allen ihren Vorzügen vermochte. Seine „Albigenserschlacht“ nennt Lenau ein Mal das Gedicht; eine Schlacht besteht aus vielen kleinen Treffen, Scharmützeln, Angriffen, aus Sturm, Flucht, Rückzug, Sammlung. Episch läßt sich nicht füglich etwas, was auf weitem Raume fast zu gleicher Zeit vorgeht, schildern; daher passen die schönen Bruchstücke, deren jedes verständlich ist und anzieht, für die Behandlung des Gegenstandes; aber wir meinen, Lenau's Talent eigne sich, auch einmal einen würdigen Gegenstand mit würdiger epischer Ruhe aufzufassen.

Der Cyklus der Lenau'schen Bilder beginnt mit dem Morde, verübt an dem Priester Peter von Castelnau, der den albigensischen Ketzern den Zorn des Himmels predigte und vermuthlich auf Graf Raimund's Veranlassung an der Rhone erstochen wurde. Wo der Dichter den mönchischen Fanatismus in so vielfacher Stufenleiter zeichnen mußte, war es natürlich, daß er die Farben bei der ersten vorgeführten Gestalt nur schwächer auftragen durfte, und doch wie kräftig, lebendig, dunkel steht der finstere Mönch vor uns mit seinem irren Eifer, seiner Legende von den Zigeunern, die das Kreuz und den Heiland daran verbrannt, um ihre Raben zu braten, mit dem Gleichniß von dem reinen Quell, der rein bleibt, wenn er auch durch ein Aas fließt. Sogleich knüpft sich daran die Bekehrung des Spötters, des kecken Troubadour Fulco, mit der schönen Romanze seiner Petrarcaliebe zur Gräfin Berral. Der die Mönche höhnte und verfolgte, wird an der Bahre der Geliebten irrsinnig und nun selbst der finsterste ärgste

[illegible]. Hier war dem Dichter die Gelegenheit geboten, die Dichtung rasch fortzuführen. Sie hätte in Fulco's Bekehrung ihre Krisis, ihre Katastrophe suchen können. Fulco fortgesetzt, welche Handlung, welche psychologischen Einblicke in das Menschenherz und seinen Irrwahn boten sich dar; aber der Dichter läßt Fulco laufen und wählt unter den reichen Stoffen, was ihm wohlbehagt, Neues, immer Neues. Es wirkt doch zum Ganzen, es setzt an dem Stamm an, auf den es ihm ankommt; nicht an dem der Dichtung, aber an dem des Gedankens. Wir tadeln ihn nicht, aber wir meinen, die höhere Aufgabe des Dichters sei, Beides vereinen, der Wachsthum kann sich durchdrängen.

Anastasius Grün war ein glücklicher Maler in der Portraitirung des Pfaffenthums, er kannte es aus der Nähe in seinen zwei großen Doppelrichtungen. Noch tiefer dringt Lenau, auf jenen in Grün's „Schutt" niedergelegten Fundamenten weiterbauend. In der Höhlenversammlung der Albigenser besingt es ein Neubekehrter:

> Um euch das Pfaffenthum, das Höllending zu schildern,
> Muß ich nach Indien ziehn, nach grausen Schreckensbildern.
> Mit schwarzem Angesicht, mit Augen aufgerissen,
> Die selbst sich leuchten wild in öden Finsternissen,
> Bewaffnet mit dem Schwert, Dreizack und Blutgeschirre,
> Die Schlangen um den Leib, ein wallendes Gewirre,
> So fliegt die Göttin hin, mit tödtlicher Geberde,
> Die Amadurge heißt, auf einem Höllenpferde.
> Die große Göttin ist's der mörderischen Zeiten,
> Seht ihr sie zornig dort, durchs Erdenleben reiten?
> Wohin der Göttin Roß mit seinen Hufen haut,
> Dort bricht der Boden ein, worauf der Mensch gebaut.

Vom scharfen Ritte der Göttin schütteln sich die Schlangen aus ihrem Gürtel los. Die eine schleicht sich fort und ist die Pest, die andere die Hungersnoth, eine dritte der Krieg, die vierte allerschlimmste Schlange aber, die vom Orient nach dem Abendlande zog,

> Sie heißet Pfaffentrug und sticht auf ihrer Bahn
> Der freien Lust an Gott ins Herz den giftgen Zahn.

Der Mönch muß, in der Höhle, von Wuth zerrissen, die Irrlehren der Ketzer anhören, und, in den Wald entkommen, wirft er sich mit namenlosem Grimm zu Boden und — weint:

> Aus seinen Zornesthränen ward ein Molch,
> Wogegen hold wie Engel, Gift und Dolch,
> Wogegen Liebesketten alle Schlangen,
> Die aus dem Gurt der Amadurge sprangen.
> Gottlob, es lebt nicht mehr, es ward zunichte;
> Doch dem Entsetzen zeigt noch die Geschichte
> Sein Bild, des Unthiers Bau, Gestalt und Glieder,
> Die Menschheit schlägt davor die Augen nieder;
> Vergessen möchte sie den Schreckenston,
> Des Molches Name: Inquisition.

Welch ein vortreffliches Bild, aber mehr als Bild, sind die beiden Mönche, der hagere, finstere Ascet, den die Raben anpicken möchten, weil sie ihn für todt halten, und der andere, stattlich gerundete, der mit süßer Erdenlust zu kosen nicht verschmäht und dessen Wangen wie fette Rosen glänzen, Beide im Vorsaal des Vaticans auf die Audienz harrend. Der skeptische Ritter schildert sie uns als intrigant. Der Böse hielt mit seinen Söhnen [illegible] über den [illegible], daß, wie er sich auch mühe und plage, wenn die Ernte reife, die Sense ihm immer aus der Hand geschlagen werde:

> Die Garbe fällt in frommer Schnitter Hände,
> Des Teufels Thun wird Gottesdienst am Ende.

Er unternimmt es mit seiner Schar, den Block umzudrehen, daß die Kirche, als wackere Magd, des Teufels Haus bestelle. Zwei flinke Bursche aus der Hölle verkappt er in braune Mönchsgewande und schickt sie nach Rom, um an St.-Peters Thron um einen neuen Kreuzzug gegen die Ketzer den Papst anzuflehen. Auf der letzten und höchsten Stufe dieser Leiter des Fanatismus steht Innocenz selbst. Der Dichter führt ihn würdig vor, würdig auch in der gräßlichsten Blindheit des Zelotismus; der Prüfstein des echten Dichters. Lenau ist fast immer glücklich in kurzen schlagenden Bildern, als Symbole des Gedankens. Innocenz küßt die Wunden des Herrn am Kreuze, wie ein zahmer Löwe seinen Herrn beleckt, aber die scharfe Zunge hat Blut gekostet, und nun ist seine Wuth los:

> Der Leu brüllt auf, und hat mit seinen Krallen
> Wuthblind den eignen Meister angefallen,
> Er hat sein Bild schon halb zerrissen,
> Und meint es immer noch zu küssen.

Im Pfaffenthum ist ein vollständiger Klimax gegeben; auf der andern Seite werden uns nur zerrissene Auftritte, wenig Charaktere geboten. Tieck wußte uns in den „Cevennen", obgleich sie unvollendet sind, ein ziemlich vollständiges Bild der reformirten Schwärmer in allen Nuancen hinzustellen. Freilich steht uns die Zeit der Albigenser entfernter und die Nachrichten über sie sind sparsamer; vielleicht wäre es eben hier erlaubt und Aufgabe gewesen, Persönlichkeiten zu erfinden, die eine durchgehende Handlung gebildet hätten. Statt dessen erhalten wir nur schöne Kaleidoskopbilder; eine Höhlenversammlung der frommen Geweihten, Scenen ihrer Tapferkeit, den atheistischen Grafen Foix, den wahnsinnigen Schneider, der fort und fort an einem Leichenhemde für den Antichrist näht, die in Winternacht hinausgestoßenen, die in Flammen verbrennenden Märtyrer, das Mädchen von Lavaur, eine furchtbar schöne Phantasie, die Studenten in Paris, in Weinrausch erglühend für die neue freie Lehre, und die Kerngestalt auf dieser Seite, den halbgeblendeten Hugo von Alfar, der aus diesen entsetzlichsten Kämpfen um den Glauben als Frucht den Zweifel an allem Glauben davon getragen hat. Es sind mit wunderbarem Reiz umgebene Laterna-Magica-Bilder, aber das persönliche Interesse fesselt uns nicht an sie. Verlangt ihr auch Das noch, könnte uns der Dichter zurufen, wo dann den Zauber der Poesie hernehmen, um all die Schmerzen und Greuel, die ihr mit empfinden müßtet, erträglich zu machen?

(Der Beschluß folgt.)

Neuere polnische Literatur.

1. Archiwum tajne Augusta II. wydane przez *Edwarda Raczyńskiego*. Zwei Theile. 8. Breslau, Schletter. 1843. 2 Thlr.

Von allen Personen, welche den Thron August's II. umgaben, übte der Feldmarschall Flemming den größten Einfluß auf die politischen Verhältnisse Polens aus. Wie er am meisten

dazu beigetragen, August II. die polnische Krone zu verschaffen, wie er ihn an der Spitze eines bedeutenden sächsischen Heers nach Polen geführt hatte, so hörte er auch von August's Krönung an nie auf, an den öffentlichen Angelegenheiten Polens thätigen Antheil zu nehmen. Dabei waren ihm seine Familienverbindungen in Polen und seine Kenntniß der polnischen Sprache ganz besonders behülflich. Als Anführer des sächsischen Heeres in Lithauen 1699 brachte er wenigstens eine scheinbare Vereinigung der Sapieha'schen und Oginski'schen Partei zu Stande und gab nachher den ersten Anlaß zu dem Kriege August's II. mit Schweden, wofür bekanntlich Patkul's Loos seiner harrte. Als August vor dem Sieger sich beugte, verzweifelte Flemming an seines Königs Sache nicht. Er spann bald wieder neue Intriguen in Polen an, um die Parteigänger August's zu schützen, zu beleben und zu mehren, und die Schlacht bei Pultawa ließ ihn die Früchte seiner Mühen und seiner Ausdauer früher ernten als er gehofft hatte. Nachdem August den von allen Seiten bedrohten Thron wieder bestiegen hatte, war es Flemming, der dem Könige den Rath gab, mit Hülfe des sächsischen Heeres die Regierungsform in Polen zu ändern. Aber das für Polen selbst heilsame Vorhaben gelang nicht, und nun benutzte der gedemüthigte Monarch wie früher den Degen seines Feldmarschalls so jetzt dessen Feder zu den Verhandlungen mit den tarnogroder Conföderirten. Nach dem unheilvollen Tractate von 1717 ward Flemming, der das unumschränkte Vertrauen seines Herrn besaß, von diesem vornehmlich zu Missionen an fremde Höfe verwandt, und während einer derselben starb er in Wien 1727, vier Jahre vor August.

Das Privatarchiv Flemming's kam durch eine seiner Enkelinnen in die Hände des um die polnische Literatur schon so verdienten Grafen Eduard Raczynski. Es mußte dieses Archiv um so wichtiger sein, je bewegter das Leben des Feldmarschalls, je größer seine Macht und sein Einfluß gewesen war, da die angesehensten Personen in Polen, selbst aus dem königlichen Geblüte, um seine Freundschaft sich beworben, seinen Rath eingeholt und unter seinen Schutz sich begeben hatten, und je genauer er mit den geheimsten Triebfedern der damaligen innern und äußern Politik des polnischen Hofes vertraut gewesen war. Graf Raczynski erkannte daher alsbald die Bedeutung Dessen, was ihm durch einen glücklichen Umstand vorlag; er veranlaßte einige polnische Damen und den Grafen Bernhard Potocki, die wichtigern Documente des Archivs aus dem Französischen und Deutschen ins Polnische zu übertragen und übernahm selbst die Herausgabe der Übersetzung, und so verdankt ihm die historische Literatur Polens wieder einen neuen wichtigen Beitrag. Es enthält die Sammlung theils Staatsschriften und andere amtliche Actenstücke, theils Briefe höchster Personen, Reden u. s. w., einen wahrhaften Schatz von Nachrichten über die damaligen Verhältnisse und Personen. Mit Recht sagt der Herausgeber, daß wir hier nicht blos Einsicht in ein Privatarchiv, sondern in die geheimen Archive zweier Höfe, des sächsischen und polnischen, und den Schlüssel zu mancher bisher räthselhaften Begebenheit erhalten. Daher wäre es wünschenswerth, daß die einmal in die Öffentlichkeit gezogenen Documente nun auch in den Ursprachen dem Publicum vorgelegt würden.

2. Pamiętniki do dziejów Polskich, wydane przez *St. A. Lachowicza*. Wilna 1842.

Es enthalten diese „Denkschriften zur Geschichte Polens" ein lange Reihe von Briefen, welche der König Sigismund August mit Nicolaus Radziwill, zugenannt der Schwarze Kanzler und Wojewode von Wilna, gewechselt hat. Sie reichen von 1548 bis zum J. 1571, umfassen also fast die ganze Regierungszeit dieses Königs; sie gewähren eine genaue Kenntniß vieler Ereignisse, über welche man anderswo vergeblich Auskunft suchen dürfte, und sind für Jeden unentbehrlich, der sich mit einer so langen und glorreichen Regierung vertraut machen will. Die Originale befinden sich in der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg, vorher waren sie aus der Radziwiller Bibliothek zu Nieswiez in den Besitz des berühmten polnischen Gelehrten Czacki gekommen, der sie auch in seinem Werke über die lithauischen Gesetze häufig anführt. Czacki besaß außer diesen noch mehr Briefe des Königs Sigismund August, und es ist zu wünschen, daß sie sich noch irgendwo auffinden lassen. Durch die vorliegende Sammlung werden wir über das Verhältniß des Königs zu seinem Kanzler Radziwill genau unterrichtet. Bei Lebzeiten Beider äußerte sich zuweilen Unzufriedenheit darüber, daß der König fast die ganze Regierung Lithauens in Radziwill's Hände gelegt hatte. Doch aus diesen Briefen zeigt sich klar, daß der Kanzler seinen Einfluß nur auf eine ehrenwerthe Weise erlangt hatte. Der Glanz seines alten Geschlechts, sein Reichthum, seine eigenen und die Verdienste seiner Voräãltern eröffneten dem ausgezeichneten Manne den Zugang zu den ersten Ämtern im Staate, aber nur seinen persönlichen Eigenschaften, seiner Bildung, seiner Weisheit, seiner Anhänglichkeit an Sigismund August verdankte er dessen Freundschaft und dessen Vertrauen. Alles was die innere Einrichtung des Landes, was die Verhältnisse zu dem Auslande betraf, sogar die Familienangelegenheiten des königlichen Hauses wurden vom Könige zuerst dem Kanzler Radziwill vorgelegt und häufig nach dessen Rathe erledigt. Daher denn bei Denen, die nicht in das Innere des Verhältnisses zu blicken vermochten, doch über den Einfluß Radziwill's betroffen waren, leicht die Rede Glauben fand, der König sei ganz in die Hände seines Kanzlers dahingegeben und habe ihm nach seinem Tode die besondere Herrschaft über Lithauen versprochen. Der Vorwurf von Radziwill's übermäßigem Einflusse war so allgemein, daß er noch hundert Jahre später in Kojalowicz und Niesiecki widerhallt. Die hier veröffentlichten Briefe bekunden, wie ungerecht dieser Vorwurf gewesen. Radziwill überschritt nie die Grenzen, die den Unterthan vom Throne scheiden, häufig entgeht er den Stürmen nicht, die seine hohe Stellung mit sich bringt; an der Freundschaft seines königlichen Herrn zweifelnd sehnt er sich nach der häuslichen Ruhe und will den Regierungsangelegenheiten sich entziehen. Manche Mittheilungen geben ganz neue Aufschlüsse. Dahin gehört, daß Sigismund August, von Rom aus durch das Gerücht erschreckt, der Großfürst von Moskau, Iwan der Schreckliche, bewerbe sich beim Papste um die polnische Krone, eben durch dieses Gerücht veranlaßt worden sei, zu einer zweiten Heirath mit einer östreichischen Prinzessin zu schreiten, indem er an Kaiser Karl V. einen Rückhalt zu haben wünschte. Auch über des Königs Verhältniß zu seiner Mutter, Bona Sforza, welcher die Vergiftung der Barbara Radziwill zum Vorwurf gemacht wird, zu den Schwertbrüdern in Liefland xc. erhalten wir mannichfache Aufschlüsse. Im Ganzen sind die Briefe in gutem Polnisch geschrieben, insbesondere die Radziwill's, die sich durch Witz, Kraft und Schönheit der Sprache auszeichnen. 74.

Literarische Notiz.

Griechische Philosophie in Frankreich.

Jules Simon ist, wenn wir nicht irren, der Stellvertreter Cousin's an der Sorbonne. Er ist Derjenige, welcher die Angriffe der französischen Geistlichkeit auf die freie selbständige Philosophie, wie sie in Frankreich erst von Cousin wieder begründet ist, am energischsten abgewehrt hat. Seine Aufsätze in der „Revue des deux mondes" sind in dieser Beziehung sehr beachtenswerth. Dieser talentvolle junge Philosoph hat sich überhaupt schon durch mehre Arbeiten rühmlich bekannt gemacht, an die sich seine neueste Schrift „Etudes sur la théodicée de Platon et d'Aristote" würdig anreiht. Wir möchten diese klare und schön geschriebene und dabei doch tiefsinnige Abhandlung Denen empfehlen, die da immer noch in dem Wahne befangen sind, die französische Sprache eigne sich nicht für die philosophische Speculation oder die da meinen, man müsse jeden Gedanken in ein unverständliches Dunkel hüllen, um ihn tief erscheinen zu lassen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 240. —— 28. August 1843.

Die Albigenser. Freie Dichtungen von Nicolaus Lenau.

(Beschluß aus Nr. 239.)

Über das Glaubensbekenntniß der Albigenser gibt uns die Weihe eines Neuaufgenommenen in jener Höhle so weit Aufschluß, als wir überhaupt davon Kunde haben, und diese ein Dichter für geeignet hält in seine Dichtung aufzunehmen. Der Dualismus in der Antwort:

Die Geister sind von Gott; die Körper sind vom Bösen

wurde nicht von allen Sekten, die man unter dem Namen Albigenser zusammen begriff, angenommen. Nachfolgende Dogmen klingen stark an Meinungen aus der Gegenwart an:

Der Kirche sei der Geist entgegen und zuwider,
Sie läutet ihn zu Grab und singt ihm Sterbelieder.

Der Kirche Abendmahl ist nur gebacken Brot,
Die letzte Ölung kann nichts ändern an dem Tod.

Das Sacrament der Eh' ist meist nur Buhlerei,
Wenn sie auch vor der Welt hingeht, der Schande frei.

Die Taufe netzt das Kind — den Pflanzenkeim der Regen —
Sie mahnt uns, der Natur das Kind ans Herz zu legen.

Ich schwöre keinen Eid, denn nichtig sind die Schwüre,
Im Zeitenwetter bald zermorschen solche Schnüre.

Verachte jeglich Bild, zumeist das Kreuzeszeichen,
Das uns nicht frommt, noch Gott zur Ehre kann gereichen.

— — — — — — — — — —

Nach langem Schlafe regt sich forschend der Gedanke,
Doch trübt ihn noch und hemmt die Zeit und ihre Schranke.

— — — — — — — — — —

Der volle Christus ist erschienen nicht auf Erden,
Sein göttlich Menschenbild muß noch vollendet werden.

Noch verwandter klingt, was in dem Seinegarten von Paris ein Anhänger der Lehre Almerich's von Bene von den „theuren Lehren" spricht, von denen

eine, unvergeßlich ihm vor allen,
Noch spät wird auf der Erde widerhallen.

Sie lautet in der Lenau'schen Version:

Was wir mit dunklem Worte nennen
Die göttliche Dreifaltigkeit,
Das sind drei Stufen in der Zeit,
Wie wir den einen Gott erkennen.

Den Vater glaubte den Gewittern
Der Mensch und dem Prophetenmund,
Vor Gottes Willen mocht' er zittern;
Und solches hieß der alte Bund.

Jehova's Tage mußten schwinden,
Der dunkle Donnernebel floh;
Wir lernten Gott als Sohn empfinden,
Und wurden seiner Liebe froh.

Auch Christi Zeit, die Gott verschleiert,
Vergeht, der neue Bund zerreißt,
Dann denken Gott wir als den Geist,
Dann wird der ew'ge Bund gefeiert.

Der wilde Hohn gegen alle Zucht und Sitte, wie er im Grafen von Foix sich ausspricht, repräsentirt auch eine der Verirrungen, wie sie schon früh unter den ersten Versuchen zur Reformation sich hervorthaten. Der lang geknechtete Geist, wie sollte er sogleich den Weg zur Erkenntniß finden? Flagellanten, Wiedertäufer, Bilderstürmer, Adamiten waren in der entfesselten, noch von der Barbarei durchathmeten Menge die nothwendigen Begleiter der Reformation. Auch diese kühnen, lustathmenden Geister, die den Gott nur im Genusse suchten. Dagegen ist der Zweifler Hugo von Alfar in seinem schroffen kalten Bewußtsein, in seinem bittern Hohn wol mehr eine Geburt der Gegenwart und des eigenen Gedankenprocesses des Poeten. Wo hat die neuere Poesie ein erschütternderes Bild aufzuweisen als den Rosenkranz von geblendeten Rittern, welche der grimme Simon dem nur auf einem Auge geblendeten Alfar übergibt, mit der höhnischen Weisung: Nun mögt ihr Ketzer

katholisch wandeln lernen,
Blind folgsam und gehorsam nur dem Einen,
Dem noch ins Aug' die Himmelslichter scheinen.

Lenau gefällt sich nicht, das Furchtbare noch furchtbarer auszumalen, noch die Rührung zu erwecken, was ein Leichtes gewesen wäre; er bleibt ganz Dichter, indem die Dichtung doch nur dem Gedanken dienen soll. Einer der Greise ruft:

O daß wir Augen brauchen um zu schauen!
Die ganze Welt zwei Punkten anvertrauen!
Warum ist nicht dem süßen Lichte offen
Der ganze Leib? Er athmet noch die Luft
Und ist doch schon so finster wie die Gruft.
Wär's Innocenz, den dort mein Schwert getroffen!
Wär's Innocenz, den ich dort umgebracht!
Er ist die Seele und das Herz der Nacht.

Die blinden Krieger heben einen entsetzlichen Fluchgesang des Hasses an, den aber ihr Führer Hugo von Alfar durch seine Worte, später durch seine That, noch über-

bietet. Dieser „seltene Rosenkranz", den Simon dem Grafen Foix sendet, ist mit Dem, was ihm folgt, wol die Perle unter den Gesängen, wenngleich nicht die lieblichste. Die Anmuth, könnte man sagen, gehört überhaupt nicht in diese Gräßlichkeiten, und doch, auch in der Schilderung von Sturm, Noth, Graus und Tod, darf der Künstler nicht gegen ihre Gesetze sündigen. Diese Anmuth, wohlverstanden die künstlerische, waltet noch ob in der Schilderung des Schlachtfeldes, dessen gehäufte, verstümmelte Leichen, dessen Blutströme, die zu einem Teich sich versammeln, mit aller Lebendigkeit vor unser Auge gebracht worden. Sie alle schlugen sich um die Frage: Ob Gott den Körper erschaffen, oder ein böser Geist?

> Darüber stritten sie mit allen Waffen,
> Und werden von den Vögeln nun gespeist,
> Die, ohne ihrem Ursprung nachzufragen,
> Die Körper da sich lassen wohlbehagen.
> — — — — — — — —
> Weil Tausende gethan den letzten Hauch,
> Meint Innocenz, der Zweifel that ihn auch?
> — — — — — — — —
> Sie rufen übers weite Schlachtgefild
> Das Unkenlied des Zweifels dumpf und wild,
> Was soll das ewig antwortlose Fragen,
> In dessen Ungeduld sie sich erschlagen?
> — — — — — — — —
> Was ist's? — und Christus? — Wunderliche Mähre!
> Daß er für uns sich kümmert, zeigt uns nicht
> Dies todte Durcheinander zweier Heere,
> Wo jedes fiel im Wahn der Christenpflicht.

Den gläubigen Ketzern und Zweiflern gegenüber sagten wir, daß Innocenz, der Gipfel des Fanatismus, in großartiger Würdigkeit aufgefaßt sei. Die verführerische Lockung, bei Darstellung von Glaubenskämpfen dieser Art, wo der Dichter aus grimmerfüllter Seele Partei nehmen muß, dem verhaßten Verfolger auch zum Heuchler zu machen, und ihn moralisch noch tiefer zu stellen, hat Lenau überwunden. Innocenz glaubt mit heiligem, heißem Eifer, so die Andern auch, aber mit dem heiligen Eifer, der mehr Unheil über die Welt gebracht hat als Heuchelei und Bosheit selbst, denn beide sind mit Vernunft begabt, beide müssen den Verstand bei ihrem Wirken zu Hülfe rufen. Wie herrlich ist Innocenz' Traum

> ein banges Glockensummen,
> Die Kirche läßt ihr letzt Geläut verhallen,
> Ihm dünkt die Welt von Christus abgefallen,
> Er lauscht und weint — die Glocken, ach! verstummen.
> — — — — — — — —
> Das heilige Tau des Glaubens ist zerrissen,
> Das diese Welt an ihren Gott gebunden,
> Vom Nagethier, dem Zweifel, überwunden,
> Vom Zahn der Höllenratte abgebissen.

So tritt er mit allgewaltiger Kraft auf gegen den Boten Fulco, der ihn zum Kreuzzug mahnen will, den er selbst als nothwendig schon beschlossen. So ängstigt ihn in der Stille der Nacht das Gesicht, das ihn an die Stille mahnt, die er über die Provence gebracht; aber das Gesicht überwindet ihn nicht. Er schüttelt das Grauen ab, und ruft vor dem Crucifix ein ruhiges Amen!

Wir überschritten das Maß für Anzeigen einzelner Werke, wenn wir alle die Gesänge, welche Schönes oder Beachtenswerthes enthalten, noch einzeln hervorheben wollten. Weil uns das nicht vergönnt ist, halten wir auf der andern Seite auch mit den Notaten zurück, wo Lenau's Diction, im Ganzen eine edle, durchaus dichterische, die sich im Drange nach Deutlichkeit und Kraft eigene Bahnen bricht, bisweilen willkürlich wird und neben dem kühnsten und glücklichsten Pathos in die zu gewöhnliche Sprachweise verfällt. Was kommt es auf diese Lapsus der Sprache bei diesem Gedichte an? Es soll kein ruhiger, ebenmäßiger Strom sein, es ist ein Waldbach der Entrüstung, der uns wecken, mahnen, wenn wir im dumpfen Schmerz über gegenwärtiges Leid verzweifeln, erheben und auch trösten soll; er verweist uns auf die Weltgerichte der Geschichte, und breitet solche elegische Weihe des Schmerzes über das unaussprechlich Herbe aus, daß wir im Zusammenschaudern doch noch genießen können.

Der Trost für die zertretenen Albigenser blieb lange aus; der Dichter baut die Brücke auf, über welche der Gedanke endlich siegreich drang. Welche jahrhundertlange Brücke:

> Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
> Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
> Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten;
> Den Albigensern folgten die Hussiten
> Und zahlten blutig heim, was jene litten;
> Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
> Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
> Die Stürmer der Bastille und so weiter.

Ein Buch, das erst recht lebendig spricht, wenn wir es zuschlagen; ein Buch voll strömender Gedanken, Gedanken an die Gegenwart bei Bildern aus der Vorzeit, und im schönsten poetischen Gewande. Wäre es auch ein Leib, so würden wir Lenau's „Albigenser" vielleicht ein einziges Gedicht nennen. W. Alexis.

Der Mormonismus.

Irgend ein deutsches Journal erwähnte vor einiger Zeit, daß in oder bei Bremen eine neue Sekte sich bilde, die den Namen Mormoniten angenommen. Ist die Nachricht gegründet, so dürfte die fragliche Sekte eine Commandite oder ein Zweig der in Nordamerika entstandenen und nach England sich verbreiteten Sekte der Mormoniten oder Jüngsten-Tags-Heiligen sein, und wäre das, so erklärte sich vielleicht hieraus, warum eine im laufenden Jahre in London erschienene neue Auflage des Textbuchs oder der Bibel dieser Sekte, „Das Buch Mormon", das in Amerika mehre Male, in England zuerst 1841 gedruckt worden ist, laut Buchhändleranzeige „For exportation", zur Ausführung außer Landes, bestimmt sein soll. Dieses Buch hat der Sekte den Namen gegeben, der jetzt gebräuchlicher als Jüngsten-Tags-Heilige. Die Entstehung desselben wird folgendermaßen erzählt.

Vor zwanzig und einigen Jahren lebte in Nordamerika und lebte noch 1842 ein damals junger Mensch, Joseph Smith, seines Zeichens ein Schatzgräber. Es herrscht nämlich in einigen am Meere gelegenen Districten der Vereinigten Staaten der feste Glaube, daß vor Zeiten Seeräuber große Massen gemünzten und ungemünzten Goldes dort verscharrt und ein Gleiches während des Freiheitskriegs geschehen sei. Da finden sich denn listige Männer, die den Leuten weiß machen, daß sie im Stande, mittels Beschwörung die verborgenen Schätze zu heben,

und ein solcher listiger Mann war Joseph Smith. Sei es indessen, daß das Gewerbe nicht besonders rentirte, oder Smith nach mehr und Höherm trachtete, genug, er rühmte sich himmlischer Offenbarungen in Betreff der dermaligen Religionssekten. Das erste Mal wurde ihm geboten, in den Wald zu gehen und inbrünstig zu beten um Erleuchtung von oben, welche von allen christlichen Sekten er für die wahre erkennen und verehren solle. Und als er das gethan, ging ein Licht auf über seinem Haupte; er wurde empor und mitten hinein gehoben und erblickte zwei engelgleiche Gestalten, die ihm sagten, alle seine Sünden seien ihm vergeben, die ganze Welt im Bezug auf religiöse Angelegenheiten im Irrthume, und zu geeigneter Zeit solle die Wahrheit ihm kund werden. Eine zweite ähnliche Erscheinung unterrichtete ihn, daß die amerikanischen Indianer ein Überbleibsel der Kinder Israel und daß einst Propheten und gottbegeisterte Männer unter ihnen gelebt, von welchen an einem sichern Orte göttliche Urkunden niedergelegt worden, damit sie nicht in die Hände der Gottlosen fielen. Eine dritte Erscheinung am Morgen des 22. Sept. 1823 benachrichtigte Smith, daß jene göttlichen Urkunden sich in einer Höhle befänden auf einem Berge östlich von der nach Palmyra führenden Hauptstraße im Districte Wayne im Staate Neuyork. Dorthin begab sich Smith, suchte und fand — wie er behauptet — eine steinerne Kiste, worin goldähnliche Tafeln, jede acht Zoll lang und sieben Zoll breit und nicht ganz so dick wie gewöhnliches Zinn. Auf diesen Tafeln war das Buch oder die Bibel Mormon eingegraben, so geheißen nach Dem, der es geschrieben und verborgen. Smith durfte jedoch die goldenen Tafeln nicht wegnehmen, bevor er ägyptisch gelernt, denn in dieser Sprache oder einem jüngern Dialekte war dies Buch abgefaßt. Endlich im September 1827 wurde er zur Empfangnahme für qualificirt erachtet, und nun fertigte er eine englische Übersetzung, die 1830 gedruckt erschien, insonderheit unter den ärmern Classen großes Aufsehen erregte und zur Bildung einer Sekte Veranlassung gab, deren Anhänger sich anfangs die Kirche Jesu Christi der Jüngsten-Tags-Heiligen, später, wie bemerkt, nach ihrem Textbuche Mormoniten nannten.

Das „Buch Mormon" ist ziemlich von der Stärke des Alten Testaments und zerfällt in zwei voneinander getrennte Hauptabschnitte. Der erste erzählt die Geschichte der Nephiten, einer Fraction des Stammes Joseph, die unter ihrem Propheten Nephi Jerusalem verlassen haben und wunderbarerweise nach Amerika gelangt sein soll, wo sie den Grund zur indianischen Race gelegt. Viele Jahre nach ihrer dortigen Niederlassung entdeckten die Nephiten die Urkunden der Jarediten, eines erloschenen Volkes, das um die Zeit der Erbauung Babels nach Amerika gekommen. Die Offenbarungen mehrer Propheten unter den Jarediten und Nephiten, sowie unmittelbare göttliche Gebote hinsichtlich „meines Dieners, Joseph Smith", Stifters, Apostels und Propheten der Mormoniten, machen den zweiten und wichtigsten Theil des Buchs aus. An Beweisen von Lug und Trug ist durchaus kein Mangel. Der Verf. hat den eigenthümlichen Stil der heiligen Schrift nachgeahmt, dabei aber Worte und Namen aus Sprachen eingemischt, die zu der vorgeblichen Zeit ihm unbekannt sein mußten. Den Anstoß, daß die rothe indianische Hautfarbe nicht jüdisch, beseitigt er durch das bequeme Mittel eines Wunders. Ihre Hautfarbe, heißt es, wurde zur Strafe ihrer Sünden verwandelt. Dann werden Dinge erwähnt, die um Vieles später erfunden worden sind. So schreibt der Prophet Nephi, indem er von einer Meuterei auf der Überfahrt nach Amerika spricht: „Und siehe es geschah, nachdem sie mich losgebunden, daß ich den Compaß nahm und er drehte sich in der Richtung, wohin ich verlangte." Besser aber, ich beziehe mich hinsichtlich der Fälschung auf die Autorität des „Athenaeum". Das sagt hierüber: „Die Geschichte der angeblichen Israeliten wird in den Büchern Enos, Jarom, Zeniff u. s. w. fortgesetzt und durchgängig entdecken wir den klarsten Beweis nicht blos von Betrügerei, sondern auch von der Unwissenheit des Betrügers, die sich mit merkwürdiger Ausdauer treu bleibt. Ein Prophet nach dem andern verkündet den Nephiten die Ankunft Christi, und dabei hat der Verf. sich des gemeinen Irrthums schuldig gemacht, ein Beiwort für einen Namen zu halten. Jeder gebildete Mensch weiß, daß Christus kein Name, sondern ein griechischer Amtstitel, daß das Wort so viel bedeutet als der Gesalbte und eigentlich die Übersetzung des hebräischen Wortes Messias ist. Allerdings wird in neuerer Zeit und auf den Grund eingebürgerter Corruption von den westlichen Christen das Wort so gebraucht, als wäre es ein Eigenname, oder mindestens eine unübersetzbare Bezeichnung. Das ist aber ein moderner Irrthum, den die meisten Kirchen des Orients vermieden haben. Daß jedoch ein griechischer Ausdruck zu einer Zeit, wo die griechische Sprache noch unausgebildet war, bei einem Volke vorkommt, das mit den Griechen unmöglich in Verkehr stehen konnte und dessen individueller Sprachorganismus überdies aller fremden Beimischung feind ist, muß für ein so offenbares und entschiedenes Zeichen der Fälschung gelten, daß es längst die Täuschung zu Tage gefördert haben sollte. Unglücklicherweise müssen wir indeß aus uns zugegangenen Flugschriften folgern, daß die amerikanischen Methodisten, die zuerst es unternahmen, die Mormoniten zu entlarven, kaum weniger unwissend waren als diese. Ein zweiter Nephi greift den Faden der Geschichte bei einer Periode auf, welche mit den im Neuen Testamente erzählten Begebenheiten zusammenfällt. Wenn da nun behauptet wird, daß unser Heiland nach seiner Auferstehung sich den Nephiten gezeigt, so liefern die ihm in den Mund gelegten Worte für die Unwissenheit der Betrüger einen noch schlagendern Beweis. Die Worte lauten: ‚Seht, ich bin Jesus Christus, der Sohn Gottes. Ich habe Himmel und Erde geschaffen und Alles was darin.' Dann: ‚Ich bin das Licht und Leben der Welt. Ich bin Alpha und Omega, der Anfang und das Ende.' Abgesehen von dem frühern Verstoße beim Namen Christus haben wir hier den Namen Jesus in der griechischen Form, und nicht, wie die Hebräer ihn genannt haben würden, Josua. Außerdem erscheinen der erste und der letzte Buchstabe des griechischen Alphabets als Metapher für fortdauerndes Dasein, und das bei einer Nation, die nie von der griechischen Sprache gehört. Es leidet gar keinen Zweifel, daß der Verf. Alpha und Omega für zwei mystische Laute hielt, denen eine besondere Heiligkeit anklebe — ein Irrglaube, der sich nicht auf die Mormoniten beschränkt —, und daß er sie hinschrieb, ohne Ahnung, welch offenes, jedem Schuljungen einleuchtendes Zeugniß der Fälschung er dadurch wider sich selbst ausstellte."

Ist denn nun aber Joseph Smith Verf des „Buchs Mormon"? Was weiter unten über seine Persönlichkeit gemeldet werden wird, muß von vornherein die Frage verneinen. Wenn er es jedoch nicht ist, wer ist es? Darüber gibt das „Athenaeum" einen Wink, der sich hören läßt. Laut diesem achtungswerthen Journale hatte ein Geistlicher, Namens Solomon Spaulding, seinen Stand aufgegeben, sich in Cherry Vale im Staate Neuyork als Kaufmann angesiedelt und 1809 fallirt. Zu selbiger Zeit wurden die nordamerikanischen Grabhügel viel besprochen und das brachte Spaulding auf den Gedanken, daß ein Roman, der die verlorenen zehn Stämme Israels, von denen die Sage ging, daß sie Amerika bevölkert, mit jenen Grabhügeln in Verbindung setzte, wol ein Erkleckliches eintragen, ihm wenigstens momentan aus seiner Geldnoth helfen könnte. Gedacht, gethan. Spaulding schrieb einen solchen Roman in altem hebräischen Stile, nannte ihn das gefundene Manuscript und bot ihn 1812 dem Drucker Lambin in Pittsburgh im Staate Pennsylvanien zum Verlage an, starb aber, ehe Lambin sich entschlossen. Im J. 1826 starb auch Letzterer, nachdem er kurz vorher das Heft einem gewissen Sidney Rigdon zum Lesen geliehen. Dieser soll nun gemeinschaftlich mit seinem Freunde Joseph Smith den Plan entworfen und ausgeführt haben, der Welt das Buch als eine neue Offenbarung aufzubinden. Geeignet war es dazu und etwa nöthige Abänderungen und Zusätze erfoderten keinen besondern Scharfsinn. Daß dies wirklich die

Quelle, aus welcher das „Buch Mormon" geflossen, erscheint noch glaubhafter, weil Spaulding's Frau, sein Bruder, sein Compagnon und mehre seiner Freunde, denen er einzelne Stellen seines Romans vorgelesen, sich genau erinnern wollen, daß es dieselben, die im „Buche Mormon" vorkommen. Die Schwierigkeit, auf welche Weise Papiere sich so lange erhalten haben könnten, machte eine Erdichtung nöthig, und da ist nicht zu läugnen, daß die Geschichte von den goldähnlichen Tafeln den Schatzgräber charakterisirt. Endlich war Sidney Rigdon noch im vorigen Jahre Secretair des Propheten und gehört auch zu den Wenigen, welche die goldähnlichen Tafeln gesehen haben — wollen.

Joseph Smith ließ sich mit seinen Anhängern 1831 am Missouri nieder, wurde aber sammt seiner Gesellschaft wegen gesetzwidrigen Benehmens fortgewiesen und wendete sich nach Illinois, wo er nahe am Mississippi die Stadt Nauvoo gegründet hat, die jetzt, Weiber und Kinder ungerechnet, 1700 Einwohner zählen soll und wohin fortwährend englische Auswanderer ihren Weg nehmen. Bezüglich Näheres findet sich in der kleinen Schrift eines Augenzeugen — „The city of the Mormons, by *Caswall*" (London 1842) —, aus welcher ich die oben angedeutete Schilderung des Joseph Smith entlehne. Caswall berichtet: „Ich begegnete Joseph Smith unweit seiner Wohnung und wurde ihm vorgestellt. So wurde mir die Ehre der Zusammenkunft mit einem Manne zu Theil, der Prophet, Seher, Kaufmann, Offenbarer, Präsident, Ältester, Redacteur und General der nauvooer Legion ist. Dem Äußern nach ist er ein gemeiner Plebejer, auf dessen Gesichte der Schelm und der Tölpel nebeneinander stehen. Seine Hände sind groß und fleischig und an dem einen Finger trägt er einen massiv goldenen Ring mit einer Inschrift wie mir schien. Gekleidet war er in grobes Landtuch und sein weißer Hut mit schwarzem Crepp umwunden, als Zeichen der Trauer um seinen verstorbenen Bruder, Don Carlos Smith, Herausgeber der „Times and Seasons". Er mag ungefähr 35 Jahre alt sein. In die Augen konnte ich ihm nicht sehen, denn es fehlt ihm der offene, gerade Blick des ehrlichen Mannes. Gefolgt von einer Menge Ältesten, Bischöfen, Predigern und gemeinen Mormonen führte er mich in sein Haus, wo nach unserm Eintritte für ihn und mich Stühle gebracht wurden. Der neugierige Haufe gaffte stehend zu. Ich behändigte dem Propheten ein Buch und bat um Erklärung des Inhalts. Er fragte, ob ich den schon kenne. Ich erwiderte, daß ich das Buch für einen griechischen Psalter halte, jedoch seine Meinung zu vernehmen wünsche. ‚Nein', sagte er; ‚Griechisch ist das gar nicht, ein paar Worte vielleicht ausgenommen. Was nicht griechisch, das ist ägyptisch, und was nicht ägyptisch, das ist griechisch. Gegenwärtiges Buch ist von hohem Werthe; es ist ein erklärendes Verzeichniß ägyptischer Hieroglyphen.' Dann legte er den Finger auf die großen Anfangsbuchstaben jedes Verses und fuhr fort: ‚Diese Figuren sind ägyptische Hieroglyphen und das Nachfolgende ist die in neuerm Ägyptisch geschriebene Erklärung der Hieroglyphen. Die Zeichen ähneln den Buchstaben auf den goldenen Tafeln.' Da beglückwünschten mich die umstehenden Mormonen wegen der empfangenen Belehrung. ‚Wir sagten es Euch', riefen sie, ‚sagten wir es Euch nicht, daß unser Prophet Euch belehren werde? Nur unser Prophet vermag solche Geheimnisse zu deuten.'" 14.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Auffindung der letzten Gesänge von Byron's „Don Juan".

Von französischen Blättern zuerst wurde die Nachricht gebracht, daß die acht letzten Gesänge vom „Don Juan" Byron's in Genua aufgefunden seien. So unwahrscheinlich es war, daß Nicolini, der Freund, dem Byron seine Papiere zur Aufbewahrung gegeben haben sollte, erst jetzt mit diesem interessanten Fragmente hervortrat, so machte die erfreuliche Nachricht doch nichtsdestoweniger die Runde durch unsere Zeitschriften. Das Gerücht gewann an Wahrscheinlichkeit, als der bekannte Buchhändler Paulin anzeigte, daß der vollständige „Don Juan" im Originaltexte und in der Übersetzung zu gleicher Zeit bei ihm erscheinen werde. Seiner Ankündigung zufolge werde das Original bei ihm früher als bei Murray, dem Verleger Byron's, herauskommen. Er behauptete, dieses Übereinkommen mit dem londoner Buchhändler getroffen zu haben, um dem französischen Nachdrucke aus dem Wege zu gehen. Diese Anzeige stand mit großen Lettern in dem „Journal des débats". Nicht lange, so brachte das Journal „L'Illustration" den 17. Gesang als Probe. So glaubhaft die ganze Sache jetzt nun scheint, und zwar um so mehr, da das mitgetheilte Bruchstück wirklich in Byron's Manier gehalten ist, so können wir doch aus bester Quelle versichern, daß sie nichts als ein Puff und eine Mystification ist. Ein geistreicher französischer Schriftsteller hatte sich einen Spaß daraus gemacht, in einem Gesange (in Prosa) das unvollendet gelassene Gedicht des englischen Dichters fortzuführen. Paulin, dem er diesen Scherz mittheilte, fand in diesem Fragmente den Byron'schen Ton so gut getroffen, daß er beschloß, es in seinem obengenannten Journale abdrucken zu lassen. Um der Sache mehr Glaubhaftigkeit zu geben und um das Publicum im voraus gespannt zu machen, schickte er die verschiedenen Ankündigungen, deren wir oben gedacht haben, voraus. Außerdem ließ er noch den Anfang des untergeschobenen 17. Gesanges von einem talentvollen englischen Dichter, welcher sich gegenwärtig in Paris aufhält, in englischen Versen bearbeiten. Schade, daß so den zahlreichen Verehrern des großen Briten und seinen fast ebenso zahlreichen Übersetzern die Freude zu Wasser wird.

P. Leroux' literarische Unternehmungen.

Die werthvolle „Encyclopédie nouvelle" von Pierre Leroux und J. Reynaud, deren Anfang von Ersterm selbst geschrieben, gesetzt und gedruckt wurde, ist jetzt bereits bis zur 41. Lieferung gediehen. Dieses Heft enthält einige recht gehaltvolle Aufsätze, unter denen wir namentlich „Descartes" von Renouvier, „Epopée" von Guinet und „Erasme" von Fortoul hervorheben. Dieses umfassende Werk hat einen sehr schönen Mitarbeiterkreis. Sehr werthvoll sind insbesondere die naturhistorischen Artikel, welche zum größten Theile von Isidore Geoffroy St.-Hilaire und Théodore Lacordaire, dem Bruder des bekannten Kanzelredners, herrühren. Die orientalische Literatur wird von Pauthier, der sich durch zahlreiche Werke bekannt gemacht hat, behandelt. Sehr gehaltvoll sind die politisch-commerciellen Aufsätze von Petetin, einem der fleißigsten Mitarbeiter an der gleichfalls von Leroux redigirten „Revue indépendante". Viardot ist das Gebiet der Kunstgeschichte und namentlich der Malerei zugefallen. Seine Artikel sind nicht ohne Interesse, wie man dies auch von dem Verf. der „Musées d'Italie", an die sich jetzt ein ähnliches Werk über die Kunstschätze von Spanien anreiht, nicht anders erwarten kann. Besondere Erwähnung verdienen noch die Aufsätze, welche aus der Feder des trefflichen Hippolyte Carnot geflossen sind. Die eben erwähnte „Revue indépendante" hat einen viel bessern Erfolg, als man anfangs vermuthete. Zum Theil verdankt sie diese günstige Aufnahme dem reichhaltigen „Bulletin bibliographique", das jedem Hefte beigegeben wird. Indessen bietet auch der größte Theil der mitgetheilten Aufsätze ein wirkliches Interesse. So heben wir außer den vielgelesenen Novellen der Sand, von der fast jede Nummer wenigstens etwas bringt, in den letzten Heften namentlich einen sehr belehrenden Aufsatz aus der Feder V. Schölcher's, des unermüdlichen Sklavenvertheidigers, hervor. Er betrifft die Revolution von Haiti und ist reich an Belehrung. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 241. —— 29. August 1843.

Geschichte der Regierung Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien, von William H. Prescott. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1842. Gr. 8. 6 Thlr.

Wenige Länder haben eine so reiche, mannichfaltige und zugleich so wehmüthige und niederschlagende Geschichte als wie Spanien. Die Zeit Ferdinand's, Isabella's und ihres Enkels Karl treibt das lang Vorbereitete rasch zu glanzreicher Höhe; aber noch rascher bricht der Verfall herein, und weder Personen noch Formen haben bis auf den heutigen Tag eine wahrhafte Wiedergeburt herbeiführen können. Die Wurzeln, die ersten und ursprünglichen Gründe dieser tragischen Erscheinungen, zeigen sich schon deutlich in der gerühmten Zeit Ferdinand's und Isabella's, und Hr. Prescott hat sie, ungeachtet seiner Vorliebe für diese Herrscher, nicht verdecken können und nicht verdecken wollen.

Schon darin zeigt sich eine höchst merkwürdige Umstellung welthistorischer Entwickelung, daß ein Amerikaner wol das gründlichste und am besten geschriebene Buch über den anziehendsten Theil der spanischen Geschichte liefert. Es verdiente ohne Zweifel, durch eine Übersetzung bekannter zu werden; aber nur zu oft geräth dies Geschäft in die Hände eiliger Fabrikarbeiter, welche selbst die trefflichste Urschrift in eine unscheinbare, holperige Nachbildung verwandeln. Die vorliegende Übersetzung ist eine seltene und höchst lobenswerthe Ausnahme. Sie ist zugleich treu und fließend, liest sich wie eine Urschrift, und zeigt eine Reinheit der Sprache, die wir leider in vielen deutschen Werken nicht finden.*) Es bleibt ein Jammer, anzusehen, wie unsere überreiche, bildsame, zum passenden Ausdruck aller Gedanken hinreichende Sprache, von Schriftstellern, Beamten, Gesetzgebern mit einer verdammlichen Nachlässigkeit behandelt und ihr eine buntscheckige Hanswurstjacke aufgezwungen wird. Diejenigen, welche mit anmaßlicher Unwissenheit und gemüthloser Gleichgültigkeit behaupten: es sei an dieser Verunstaltung nichts gelegen, ja sie sei nothwendig, können von dem Übersetzer dieses Werks das Gegentheil lernen.

Die frühern Verhältnisse Castiliens und Aragoniens sind von Hrn. Prescott in einleitenden Abschnitten sehr lehrreich auseinandergesetzt worden. Sie bestätigen (gegen die gewöhnliche, aber irrige Meinung), daß auch in Spanien während des Mittelalters die Könige nicht willkürlich herrschen konnten, sondern durch mancherlei Formen und ständische Rechte beschränkt, ja übermäßig beschränkt waren. Deshalb litt Castilien (S. 29) ungeachtet seiner freisinnigen Verfassung an den Gebrechen innerer Zuchtlosigkeit; und während man in Aragonien förmliche Mittel zur Abstellung etwaiger Mängel übereinanderbaute, vergaß man, daß die auf vielen Stufen zur Aufsicht Berufenen immer wieder Menschen, mit menschlichen Eigenschaften und Mängeln waren. Ferdinand's und Isabella's Bemühen, die allzu schwache königliche Gewalt zu stärken, war natürlich und heilsam; nach dem misglückten Gegenstreben der Gemeinen während der Jugend Karl's V. bekam aber die Macht der Könige ein um so ertödtenderes Übergewicht, als Aberglaube und Glaubenswuth sich damit unseliger Weise gereinigt hatten. Hr. Prescott sagt Bd. 1, S. 233, mit Recht:

> Die Inquisition hat mehr als irgend etwas dazu beigetragen, den erhabenen Charakter des alten Spaniens zu erniedrigen; sie schleuderte den Feuerbrand der Glaubenswuth in diese lieblichen Gegenden, welche von der Natur zum Wohnsitz der Fröhlichkeit und des Vergnügens bestimmt zu sein scheinen. — Bei dem jetzigen freiern Stande der Bildung blicken wir mit Widerwillen auf jedes menschliche Wesen, es stehe noch so hoch, das die heiligen Rechte des Gewissens, das unveräußerliche Gut jedes Menschen antastet. Wir fühlen, daß die geistlichen Angelegenheiten eines Jeden ihm allein, als am meisten dabei betheiligt, überlassen bleiben müssen, insoweit nicht darauf durch Gründe oder freundliche Ermahnung eingewirkt werden kann; daß der Gedanke, zu irgend einer besondern Glaubenslehre zu zwingen, ein ebenso unsinniger als gottloser Irrthum ist.

An einer andern Stelle (Bd. 1, S. 277) heißt es:

> Der Großinquisitor Torquemada verbarg unter seinem Mönchsgewande mehr Stolz, als ein ganzes Kloster seines Ordens aufzuweisen gehabt hätte, war einer von jener Classe, bei denen Glaubenseifer für Religion gilt; und die diesen Eifer durch wüthende Verfolgung Derjenigen offenbaren, deren Glaube von dem ihren abweicht; die sich für ihre Enthaltsamkeit von sinnlichen Genüssen dadurch entschädigen, daß sie jenen tödtlichern Lastern des Herzens, als Stolz, Frömmelei und Unduldsamkeit, den Zügel schießen lassen, Eigenschaften, die der Tugend nicht weniger entgegen, und der Gesellschaft in einem weit ausgedehntern Grade unheilbringend sind. — Torquemada trieb Isabella zu dem Versprechen, oder, wie Einige behaupten, erpreßte ein solches von

---

*) Bd. 2, S. 85, Z. 6 von oben, lies Bretagne.

ihr, daß, wenn sie jemals zum Throne gelange, sie sich der Ausrottung der Ketzerei zum Ruhme Gottes und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens weihen wolle.

Bd. 1, S. 294:

Der Eifer Torquemada's war so übertriebener Art, daß man ihn fast Tollheit nennen möchte. Seine Geschichte kann zum Beweise dienen, daß von allen Schwächen, oder vielmehr Lastern, es keine gibt, die der menschlichen Gesellschaft grösseres Unheil bereitet als Glaubenswuth. Der entgegengesetzte Grundsatz, die Gottesleugnung, welcher sich weigert, die höchst bedeutsame Weihe der Tugend anzuerkennen, bedingt nicht nothwendig bei seinen Jüngern den Mangel richtiger Moralbegriffe, das heißt der Fähigkeit, Recht von Unrecht zu unterscheiden. Aber Glaubenswuth wirkt auf alle bestehenden Grundsätze der Moral so zerstörend, daß sie, unter dem gefährlichen Satze: zur Beförderung des Glaubens sind alle Mittel erlaubt (den Tasso IV, 26 mit Recht von den Höllengeistern hergeleitet hat), nicht nur die empörendsten Verbrechen entschuldigt, sondern dieselben als eine heilige Pflicht empfiehlt. Je mehr solche Verbrechen nun dem natürlichen Gefühl oder der öffentlichen Meinung widerstreben, je grösser ist das Verdienst, das aus dem Opfer, womit man sie begeht, erworben wird. So manches blutige Blatt der Geschichte bezeugt es, daß Glaubenswuth, mit Macht gewappnet, das schwerste Unglück ist, das ein Volk treffen kann.

Die schrecklichen Verfolgungen, welche schon während der Regierung Ferdinand's und Isabella's die Mauren und Juden, ja die Christen trafen, erweisen nur zu sehr die Richtigkeit der letzten Anklage; und wie steigerte sich später das Übel zur Schmach und zur Verödung Spaniens! Glänzender erschien der Erfolg, insbesondere die politischen Grundsätze und Maßregeln Ferdinand's; und doch hatten dieselben mit Sittlichkeit und wahrer Staatsweisheit nichts gemein. Es war ein System der Täuschung und des künstlichen Betrügens, wogegen der Egoismus der Römer, wie ihn Machiavelli predigt, kühn und großartig erscheint.

Die Größe und die Beschränktheit des Cardinals Ximenes ist richtig dargestellt und gewürdigt. In Bezug auf die von ihm veranlaßte Verbrennung unzähliger arabischer Werke sagt der Verf.:

Sie fand statt, nicht in der Finsterniß des Mittelalters, sondern in der Morgenröthe des 16. Jahrhunderts und mitten unter einem aufgeklärten Volke, das für seine eigenen Fortschritte gerade diesen Schätzen arabischer Weisheit so viel verdankte. Es bildet ein (erwiesenes) Gegenstück zu dem, acht Jahrhunderte vorher, Omar angeschuldigten Frevel und beweist, daß blinder Glaubenseifer in jedem Glauben und Zeitalter stets derselbe ist. — Eine solche Bücherverfolgung ist, in einer Rücksicht, noch unheilvoller als selbst die gegen das Leben gerichtete; denn der Verlust eines Einzelnen wird kaum über ein Menschenalter hinaus gefühlt, während die Vernichtung eines werthvollen Werks, oder mit andern Worten, eines in bleibender Form verkörperten Geistes, ein Verlust für alle künftigen Zeiten ist.

Der mildere Erzbischof Talavera hatte die Gebetbücher, Katechismen und andere religiöse Lehrschriften zum Gebrauche der bekehrten Mohammedaner ins Arabische übersetzen lassen, und sich zugleich vorgenommen, die Übersetzung auf die ganze heilige Schrift auszudehnen. Ximenes aber widersetzte sich aufs Äußerste und sagte: es hieße Perlen vor die Säue werfen, die heiligen Schriften vor Leuten in ihrem niedrigen Zustande der Unwissenheit zu öffnen; sie würden nicht ermangeln, dieselben zu ihrem eigenen Verderben zu verdrehen. Das Wort Gottes sollte dem gemeinen Haufen, der vor Dem, was klar und offenbar ist, wenig Ehrfurcht habe, in ein angemessenes Geheimniß gehüllt werden. Von dieser Zeit an gewann die Religion in dem unglücklichen Spanien eine neue Gestalt. Der Geist der Unduldsamkeit, nicht länger verborgen in der Dunkelheit des Klosters, schritt jetzt in allen seinen Schrecknissen offen einher. Eifer wurde zu Glaubenswuth gesteigert, und ein vernünftiger Bekehrungsgeist zu grausamer Verfolgung. Es genügte jetzt nicht mehr, wie ehemals, sich geduldig nach den Lehren der Kirche zu richten, sondern man wurde angewiesen, gegen Alle, welche dieselben nicht annahmen, zu Felde zu ziehen. Das natürliche Gefühl von Zerknirschung bei der Ausübung dieser traurigen Pflicht war ein Verbrechen; und die Thräne des Mitgefühls, im Angesichte von Todeskämpfen ausgepreßt, war ein Vergehen, das durch demüthigende Buße geführt werden mußte. Die schauderhaftesten Grundsätze wurden wohl überlegt in das Sittengesetzbuch eingepflanzt. Ein Jeder, sagte man, könne mit ruhigem Gewissen einen Abtrünnigen tödten, wo er ihn finde. Darüber, ob man seinen eigenen Vater erschlagen könne, wenn dieser ein Ketzer oder ein Ungläubiger sei, herrschte noch einiger Zweifel; doch nicht der mindeste über das Recht, in einem solchen Falle seinem Sohne oder Bruder das Leben zu nehmen.

Ebenso war damals die Meinung vorherrschend geworden: daß heidnische und wilde Völker wegen ihres Unglaubens weder auf geistliche noch bürgerliche Rechte Anspruch haben. Man hielt ihre Seelen zur ewigen Verdammniß bestimmt, und ihre Leiber für das Eigenthum des christlichen Volks, das ihren Boden eroberte.

Bei dem uns sparsam zugemessenen Raume haben wir aus dem vorliegenden Werke nur wenige Proben der Auffassung und Darstellung geben können. Sie betreffen aber eine Richtung, welche immerdar höchst gefährlich ist und vor welcher man nicht oft und laut genug warnen kann. Jedenfalls widerlegt Hrn. Prescott's Werk den so oft gedankenlos nachgeschriebenen und nachgesprochenen Vorwurf, als bekümmerten sich die Amerikaner nur um die untergeordneten, materiellen Interessen der Gegenwart. Abgesehen davon, daß diese immerdar mit geistigen Bestrebungen in wesentlicher Verbindung und Wechselwirkung stehen, zeigt sich hier ein Fleiß bei Erforschung der Quellen, ein Adel und eine Unbefangenheit der Beurtheilung, eine Angemessenheit und Klarheit der Darstellung, wie wir sie nur selten in europäischen Werken finden.

Es gereicht uns zur besondern Genugthuung, daß wir den tüchtigen Übersetzer zur Übernahme seiner Arbeit veranlaßten und fodern ihn auf, die nächstens erscheinende „Geschichte der Eroberung Mexicos" mit ähnlicher Sorgfalt ins Deutsche zu übertragen. Gewiß wird dies zweite Werk Prescott's alle Vorzüge des ersten besitzen, und an poetischem, romantischem Interesse demselben vielleicht noch voranstehen.

F. v. Raumer.

Charles Bell.

Durch die Übersetzungen der Bridgewater-Bücher ist Charles Bell, Verf. der schönen Abhandlung über die menschliche Hand ohne Zweifel auch in Deutschland allgemeiner bekannt geworden. Er ist den 27. Mai 1842 auf Mr. Holland's Landsitz, Hallow Park bei Worcester, gestorben. Einige Notizen über sein Leben, welche wir dem „Quarterly review" entnehmen, werden daher hoffentlich unsern Lesern willkommen sein.

Bell wurde 1774 in Edinburg geboren. Sein Vater, Dorfpfarrer zu Doun in Menteath, hatte von einem jährlichen Einkommen von [illegible] 25 Pf. St. sich und seine Familie anständig zu erhalten und drei Söhne, die ältern Brüder Karl's, zu erziehen; als Karl durch sein Alter zu gleichem Anspruch gelangte, starb sein Vater. Er erhielt allen Elementarunterricht von seiner Mutter, und sagt selbst, das Beispiel seiner Brüder habe ihn erzogen. Sein Bruder John, der als Wundarzt in Edinburg großen Ruf erlangte, nahm sich seiner besonders an und bildete ihn zu einem geschickten Anatomen. Er hielt bald selbst anatomische Vorlesungen und hätte sich in Edinburg ganz gut stehen können, wenn ihm nicht die wissenschaftliche Polemik, in welche er mit seinem Bruder verwickelt wurde, den Aufenthalt dort verleidet hätte. Dreißig Jahre alt ging er 1804 ohne alle Mittel nach London und wurde freundlich von Sir Joseph Banks aufgenommen, weniger günstig von andern Lehrern an den medicinischen Instituten, sei es aus Nationalabneigung gegen den Schotten, wie Bell selbst glaubte, sei es um der John'schen medicinischen Händel in Edinburg willen, woran er seinem Bruder zu Liebe Theil genommen hatte. Er zeichnete fleißig nach dem Acte und hielt den namhaftesten Künstlern, unter ihnen auch dem berühmten David Wilkie, anatomische Vorlesungen in den Antikensammlungen. Wilkie erinnerte sich dessen noch 1840, als er nach Jerusalem abreisen wollte, dankbar. Seine „Anatomy of Expression“, die er schon fertig von Edinburg mitgebracht hatte, gab er 1806 heraus und begründete dadurch seinen Ruf; aber eine feste Anstellung konnte er dessenungeachtet nicht erlangen und hatte auch wenig Zuhörer, statt der neunzig, die in Edinburg seine Classe ausgemacht hatten, nur drei, und es vergingen viele Jahre, ehe er es auf vierzig brachte.

Er miethete 1807 ein altes, baufälliges Haus in der Leicester-Straße, das billig zu haben war. Es war dasselbe, worin ehemals der Sprecher Onslow gewohnt hatte. Als er in der ersten Nacht sein Bett besteigen wollte, wich der Boden unter seinem Fuße; am andern Morgen stellte er eine Untersuchung der gefährlichen Stelle an und fand eine lose Diele, unter welcher eine Röhre verborgen war. Auf Erkundigung erfuhr er, daß diese Vorrichtung dem unsichtbaren Mädchen gedient hatte, welches an der nämlichen Stelle gezeigt worden war. Bell bemerkte hierüber in seinem Tagebuche: „Ein Mann, der so erzogen wurde, wie es mein Fall in Schottland war, hat sehr strenge und eigene Begriffe von Schicklichkeit. Ich wüßte nicht, daß ich mich je niedergeschlagener gefühlt hätte, als als da ich entdeckt hatte, in was für einer Art Haus ich wohnte.“

Er wohnte in dem Onslow'schen Hause bis 1812 in forschender Thätigkeit und voll von Hoffnungen künftiger Erfolge. Er steuerte schon auf seine Theorie des Nervensystems hin und schrieb 1807, seiner Entdeckungen über den Zusammenhang und die Bedeutung der Kopfnerven erwähnend: „Ich will nichts davon publiciren, aber meinen Freunden Vorlesung darüber halten — Sir Joseph's Coterie von alten Weibern Vorlesung halten — in der Stadt Lärm damit machen, wie es denn in Wahrheit das Einzige ist, was seit Hunter's Tagen im Gebiete der Anatomie zu Tage gekommen.“ Voll Selbstgefühl war er stets und stets ohne Anerkennung; sein Bruder scheint der einzige gewesen zu sein, der ihn damals zu schätzen wußte. Er hatte 1810 eine schwere Krankheit zu bestehen, während welcher er sein eigenes Deliriren so viel möglich beobachtete und seinem Bruder Georg (Advocat in Schottland) nachher in einem Briefe schilderte. Als Manuscript für Freunde ließ er seine „Idea of a new anatomy of the brain“ 1811 drucken, in welcher er die Grundlage seines Systems entwickelt. Kein Mensch wollte diese Schrift beachten; weder Freund noch Feind ging auf Bell's Ansichten ein, unterwarf sie der Kritik. Er charakterisirte diese Zeit etwa zehn Jahre später mit folgenden Worten: „Ich sah wohl, wie viel sich thun ließe: aber wo beginnen? Wo eine [illegible] finden? Wie beweisen, daß ich fähig wäre, zu lehren und meinem Stande Ehre zu machen? Jene Tage des Elends dienten sehr dazu, mich fest zu machen, sodaß späterhin mir nichts mehr zuwider geschehen, oder mir Leiden, wie ich sie erduldet hatte, verursachen konnte. Ein wenig Romantik lief mit unter; denn ich fühlte mich so ausgestoßen von der Welt, die ich liebte und deren Anerkennung ich zu verdienen glaubte, so allein in der Welt, daß ich gewiß war, es müßte sich etwas anknüpfen; und ich unterhielt mich mit Phantasien, welcher Familie, welcher Stellung, welcher Art Leuten mich die Vorsehung zuweisen möchte. Es war kaum eine Straße, oder ein Haus, wo meine Einbildungskraft mir nicht meinen künftigen Aufenthalt vorspiegelte. Kurz, ich war so romantisch, wie ein junger Mensch es nur sein konnte, obwol mein Sinn vornehmlich danach stand, durch Wissenschaft Ruhm und Unabhängigkeit zu gewinnen. Dies war vielleicht die ausschweifendste Phantasie von allen.“

Bell verheirathete sich 1811 und überaus glücklich. Bald darauf fand er Gelegenheit, sich in die Hunter'sche medicinische Schule, wonach er lange gestrebt hatte, einzukaufen, und widmete im J. 1812 allen Fleiß seinen Vorlesungen. Er hatte nun bald wieder seine 90 Zuhörer und schrieb damals, er wollte nicht ruhen, bis er die Zahl auf 150 brächte. Im J. 1814 wurde er zum Wundarzt an dem Middlesex-Hospital ernannt und er freute sich der praktischen Thätigkeit: er machte die Anstalt in kurzer Zeit zu Dem, was sie später in der allgemeinen Anerkennung war; zu seinen Vorlesungen drängte man sich; er erwarb aber nicht nur als Lehrer, sondern auch als praktischer Militairarzt, als geschickter Operateur, wobei ihm die auch in seinem Zeichnen und Malen erprobte Leichtigkeit seiner Hand zu Statten kam, einen glänzenden Ruf. Im J. 1815 begab er sich unmittelbar nach der Schlacht von Waterloo nach Brüssel, wo er sich in Behandlung der Verwundeten sehr thätig erwies und nützlich machte. Interessant ist bei dieser Gelegenheit die Schilderung, welche er vom Schlachtfelde macht. Er erkletterte das über 60 Fuß hohe Gerüst, wo Napoleon gestanden und die Scene überschaut hatte, eine schwindlige Höhe: hier wendet er auf Napoleon die Stelle aus „Macbeth“ an:

...... Was für Soldaten?

Diener.

Erlaubt, das Heer von England!

...... Dieser Ruck

Curirt auf immer, oder liefert jetzt mich.
Ich lebte lang genug......
Gehorsam, Liebe, Ehre, Freundestrost,
Danach darf ich nicht aussehn; doch statt dessen
Flüche, nicht laut, doch tief, Munddienst und Hauch,
Was gern das arme Herz mir weigern möchte,
Und wagt's nicht.

Bell lebte ganz der Wissenschaft und hoffte von Jahr zu Jahr, daß die Wissenschaft ihm auch ein genügendes Auskommen sichern würde, aber vergeblich. Seine Einnahme schwankte zwischen 1400 und 2400 Pf. St., was für sein kostspieliges Studium, seine zahlreiche Familie und das theure Leben in der Hauptstadt sehr unzureichend ist. Da las er 1821 in der Royal society seinen ersten Aufsatz über das Nervensystem; mit welcher Muthlosigkeit, zeigen folgende Worte: „Nie fühlte ich mich so schlaff ..... Ich nehme meine Guinee und laure auf mehr. Das ist ein jämmerliches Leben, und ich weiß, ich halte es nicht lange aus u. s. w.“ (13. Juli 1821). Wider Erwarten machte die Vorlesung außerordentliches Aufsehen. Er gewann wieder Muth, sein Selbstgefühl kehrte zurück. Noch mehr Eindruck als in England, sagt er selbst in einem Briefe, machte sein Aufsatz (er stand in den „Philosophical transactions“) in Frankreich. „Wenn ich nicht arm wäre“, sagt er in demselben Briefe, „und keine Schmerzen hätte, wie glücklich könnte ich sein.“

Im J. 1822 begannen die Versuche, Bell's Entdeckungen ihrem Urheber streitig zu machen, die bis an seinen Tod fortdauern, und erst nach diesem fand er sein volles Recht. In dem elenden Streit über das Eigenthumsrecht dieser Entdeckun-

gen nahm er selbst keinen Theil; aber dieser Streit hatte ihm die Beschäftigung mit der Nervenlehre zum Ekel gemacht. In seinem Lehreifer ließ er nicht nach. Dies wurde auch anerkannt. Das wundärztliche College übertrug ihm den ersten Lehrstuhl für Anatomie- und Wundarzneikunde. Aber sonderbar! den anatomischen Lehrstuhl in der Akademie, obgleich dreimal vacant, konnte er nie erhalten. Er ließ sich 1824 überreden, sich darum zu bewerben. Alles kam ihm mit Höflichkeit und Achtung entgegen. Flaxman, wie er selbst erzählt, einen kleinen, abgelebten, doch noch beweglichen Mann, fand er mitten unter ungeheuern Fragmenten antiker Statuen sitzen; Northcote, mit seinen blassen, lebhaften Zügen, Kopf und Schultern in ein Tuch gewickelt, unterhielt ihn mit Complimenten und Klagen über den Verlust der alten guten Zeit der Akademie; Chantrey, strotzend von Gesundheit und Ruhm, schritt wie ein König durch seine geräumigen Studios, wo gewaltige Marmormassen die Größe seines Rufs anzuzeigen und zur Erhaltung derselben aufzumuntern schienen; er zollte Bell vollkommene Hochachtung und Anerkennung ...... aber die Stelle erhielt Bell nicht.

Die Hunter'sche Schule gerieth seit 1827, wo Bell's treuer Gehülfe John Shaw starb, allmälig in Verfall, den Rest gab ihr die Gründung der londoner Universität, und dann des King's College. Bell nahm den Lehrstuhl der Physiologie an der Universität an, aber seine außerordentliche Gewissenhaftigkeit als Lehrer bewog ihn, da er mit den Einrichtungen der anatomischen Curse und mit der Besetzung der dahin gehörigen Lehrerstellen unzufrieden war, und da noch manche kleine Unannehmlichkeiten hinzukamen, bald darauf zu resigniren. Er war dadurch auf die ärztliche Praxis beschränkt, die er nicht liebte. Seine Berühmtheit hatte damals schon ihren Gipfel erreicht. Cuvier, Tiedemann besuchten ihn. Bei Wilhelm's IV. Thronbesteigung erhielt er zugleich mit Herschel, Brewster u. A. den Guelphenorden. Fremde strömten herbei, ihn zu consultiren, und er hätte mit geringer Mühe eine glänzende Lage haben und seinen Studien leben können, wenn er in London geblieben wäre. Aber seine Leidenschaft für das Unterrichten ließ ihm nicht Ruhe. Er nahm 1836 eine Professur an der edinburger Universität an. Zu seinem Unglücke. Seine Einkünfte verschlechterten sich: Verdruß, Kränkungen, Besorgnisse kamen hinzu. Er unternahm eine Reise nach Rom. Wohin er kam, fand er sich bekannt, geachtet, mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Sein Leben aber war seinem Ende nahe. Eine Herzkrankheit, die sich 1827 bei dem Tode seines Freundes und Bruders, seines vieljährigen treuen Gehülfen John Shaw entwickelt und seitdem allmälig zugenommen hatte, brach im Sommer 1842 heftiger aus. Er machte eine Reise nach London und starb auf dem Landsitze Mr. Holland's am Tage seiner Ankunft daselbst. Sir Charles starb so arm, als er die wissenschaftliche Laufbahn betreten hatte, doch auch ebenso makellos, und hinterließ seiner Witwe nichts als das Andenken seiner herrlichen und liebenswürdigen Eigenschaften und die Unsterblichkeit seines Namens.

48.

Bibliographie.

Die am 3. März 1843 erfolgte Auflösung der Ständeversammlung des Herzogthums Sachsen-Coburg betreffend. Gotha, Gläser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wannasch, G. W., Der Stand der Nautik zu Zeiten des Columbus im Vergleich mit unserer heutigen Schifffahrtkunde. Vorlesung, gehalten in der deutschen Ressource am 17. Mai 1843. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 10 Ngr.

Bock, C. P., Das Rathhaus zu Aachen. Schutzschrift für die unverletzte Erhaltung des deutschen Krönungssaales. Aachen, Hensen und Comp. Gr. 8. 20 Ngr.

Bolze, H., Stubbenkammer. Gedicht. Brandenburg, Müller. 12. 10 Ngr.

Brüggemann, K. H., Preußens Beruf in der deutschen Staats-Entwickelung und die nächsten Bedingungen zu seiner Erfüllung. Berlin, Besser. Gr. 8. 15 Ngr.

Buchmann, J., Popularsymbolik, oder: vergleichende Darstellung der Glaubensgegensätze zwischen Katholiken und Protestanten nach ihren Bekenntnißschriften. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

O'Connell, D., Irlands Zustände alter und neuer Zeit. Aus dem Englischen von E. Willmann. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Regensburg, Manz. 8. Preis des Bandes in zwei Abtheilungen 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Danzel, W., Über Goethe's Spinozismus. Ein Beitrag zur tiefern Würdigung des Dichters und Forschers. Hamburg, Meißner. Gr. 8. 25 Ngr.

Ellendorf, J., Des Erzbischofs von Köln Schrift: „Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten, nebst Bemerkungen über die bekannte Berliner Darlegung." Beleuchtet. Berlin, Vereinsbuchhandlung. Gr. 8. 10 Ngr.

Fontes rerum Germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands. Herausgegeben von *J. F. Boehmer.* 1ster Band: *Johannes Victoriensis* und andere Geschichtsquellen Deutschlands im 14. Jahrhundert. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Geib, K., Handbuch für Reisende durch das Moselland von Trier bis Coblenz. Mit Ausflügen nach Metz, nach der Eifel, in die Gegenden der Saar und Nahe, und in das Luxemburgische. Sammt einem Anhange romantischer Sagen und Geschichten, geselliger Lieder und einer Nachbildung der Mosella des Ausonius. Trier, Gall. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gotthold, F. A., Fr. Aug. Wolf, die Philologen und die Gymnasien gegen einen Angriff der Literarischen Zeitung gerechtfertigt. Nebst drei Beilagen ähnlichen Inhalts. Königsberg, Gräfe und Unzer. Gr. 8. 12½ Ngr.

Grün, A., Nibelungen im Frack. Ein Gedicht. Leipzig, Weidmann. 8. 22½ Ngr.

Hoffmann, W., Die Stellung der wissenschaftlichen Theologie zur gegenwärtigen Zeit. Eine Antritts-Vorlesung an der Universität zu Basel am 5. Mai 1843. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Holtei, K. v., Die beschuhte Katze. Ein Märchen in drei Acten mit Zwischenspielen. Berlin, A. Duncker. Gr. 12. 15 Ngr.

Kaufmann, P., Nationalfeste des deutschen Volkes, eine Foderung der Zeit. Bonn, Habicht. Gr. 8. 5 Ngr.

Die christliche Kirche und der Entwurf des neuen preußischen Strafgesetzbuchs. Köln, J. und W. Boisserée. Gr. 8. 7½ Ngr.

Meyer, E., Geschichte des Hamburgischen Schul- und Unterrichtswesens im Mittelalter. Hamburg, Meißner. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Archäologische Mittheilungen aus Griechenland nach *C. O. Müller's* hinterlassenen Papieren herausgegeben von *A. Schöll.* I. Athens Antikensammlung. 1stes Heft. Mit sechs Tafeln. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Reisen und Länderbeschreibungen, herausgegeben von E. Widenmann und H. Hauff. 26ste Lieferung: Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836, 1837 und 1838, von K. Koch. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Thalheim, F., Hannes Birkhahn und Ritter Gerhard von Scharfenstein, oder: Die blutige That in der Scharfensteiner Mordhalle. Romantisches Rittergemälde der Vorzeit. Nordhausen, Fürst. 8. 22½ Ngr.

Wette, W. M. L. de, Die Einheit der protestantischen Kirche. Reformationspredigt nebst einleitenden Bemerkungen über die kirchliche Gemeinschaft. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 242. — 30. August 1843.

Zur Geschichte der „Sieben weisen Meister".

Mit Vorliebe hat man in neuerer Zeit dem Ursprunge unserer Volksbücher nachgeforscht. Die Untersuchungen eines Sacy, Wilson und Loiseleur-Deslongchamps über die Fabeln des Bidpai haben den indischen Ursprung dieses im Morgen- und Abendlande weit verbreiteten und hochgeschätzten Buches evident nachgewiesen; eine ähnliche Quelle durfte man für das ebenso beliebte Volksbuch der „Sieben weisen Meister" annehmen. Die Forschungen des Hrn. A. Keller in der Einleitung zu seiner Ausgabe der ältesten poetischen Bearbeitung dieses Volksbuchs in französischer Sprache („Li romans des sept sages, nach der pariser Handschrift herausgegeben von H. A. Keller", Tübingen 1836) sind unsern Lesern in einem frühern Jahrgange d. Bl. (1838, Nr. 337, 338) ihrem Hauptergebnisse nach mitgetheilt worden. Durch die Arbeit des leider frühzeitig der Wissenschaft entrissenen französischen Orientalisten A. Loiseleur-Deslongchamps („Essai sur les fables indiennes, et sur leur introduction en Europe", Paris 1838, S. 80—180) ist die Untersuchung noch weiter gediehen, und Hr. Keller hat in seiner Ausgabe der gemüthlichen poetischen Bearbeitung des Volksbuchs von den „Sieben weisen Meistern" durch Hans von Bühel („Dyokletianus Leben", Quedlinburg 1841) in der inhaltsreichen Einleitung außer vielen eigenen trefflichen Bemerkungen auch die Hautresultate der Forschungen des genannten französischen Gelehrten mit aufgenommen.

Diesen Gelehrten schließt sich Hr. Heinrich Sengelmann an, der zwei der ältesten Redactionen des vielgelesenen Büchelchens, die hebräische („Mischle Sendabar") und die griechische („Syntipas") in fließender und doch treuer Übersetzung dem Publicum vorführt.

Das Buch von den Sieben weisen Meistern aus dem Hebräischen und Griechischen zum ersten Male übersetzt, und mit literarischen Vorbemerkungen versehen von Heinrich Sengelmann. Halle, Lippert. 1842. Gr. 12. 20 Ngr.

Der Inhalt dieser beiden Bearbeitungen war zwar bereits durch Loiseleur-Deslongchamps bekannt, dennoch heißen wir diese vollständige Übersetzung sehr willkommen; denn in dem eingestreuten Detail, und in der eigenthümlichen nach Volk und Zeit so verschiedenen Auffassung und Darstellung der einzelnen Erzählungen liegt der Hauptwerth dieser mannichfaltigen Bearbeitungen desselben Stoffs.

In einer Einleitung hat Hr. Sengelmann die Hauptresultate der frühern Untersuchungen kurz zusammengefaßt und gedrängt dargestellt. Auch ihm ist der orientalische Ursprung der ganzen Sammlung nicht zweifelhaft, doch sei es noch nicht gelungen, die letzte Quelle, aus der alle übrigen Bearbeitungen geflossen, nachzuweisen. Die nachfolgenden Mittheilungen werden uns dieser Quelle vielleicht etwas näher bringen.

Einer der ältesten arabischen Historiker, Masudi (starb 956 n. Chr.) sagt in seiner historischen Encyklopädie („Historical encyclopaedia, entitled ‚Meadows of gold and Mines of gems'; aus dem Arabischen übersetzt von Aloys Sprenger", erster Band, London 1841), wo er von den Königen von Indien spricht (S. 175): „In his (Kurush) reign lived es-Sondbad, who is the author of the book The seven Vezirs, the teacher and boy, and the wife of the king. This is the book which bears the name Kitâb es-Sondbad."

Der älteste arabische Literarhistoriker, Mohammed Ibn el Nedim el-Werrak (starb 987 n. Chr.), Verf. des „Fihrist", sagt in dem Abschnitte, wo die Märchenerzähler aufgezählt werden: „Ein anderes Buch ist das des Weisen ‚Sendabad' in zwei Ausgaben, eine große und eine kleine. Die Meinungen über den Ursprung desselben sind ebenso verschieden, als über den Ursprung von ‚Kalila we Dimna'; das Wahrscheinlichste ist wol, daß dasselbe aus Indien gekommen." Und an einer andern Stelle: „Andere Bücher der Indier sind das Buch ‚Sendabad's', das große; das Buch ‚Sendabad's', das kleine."*)

Beide Araber stimmen also in der Angabe überein, daß das Buch von den „Sieben Vezieren", womit unsere „Sieben weisen Meister" identisch sind, indischen Ursprungs sei, was sich auch noch weiterhin bestätigen wird.

Eine dieser Bearbeitungen des großen Sindbad-Buchs in persischer Sprache hat in neuester Zeit Hr. F. Falconer, Professor der orientalischen Literatur an der londoner Universität, aufgefunden und seinem Hauptinhalte nach bekannt gemacht. („Analytical account of the Sindibâd-Nâmeh, or Book of Sindibad, a persian manuscript poem in the library of the East-India-

*) Siehe von Hammer in den wiener „Jahrbüchern der Literatur", Bd. 90, S. 49—51.

Company.")*) Hr. Sengelmann hat diese Arbeit selbst noch nicht gekannt, sondern nur eine flüchtige Anzeige derselben.

Eine ältere persische Redaction des Buchs der „Sieben Beziere" aber, oder ein kleines „Sindbâd-nâmeh", war der Unterzeichnete so glücklich aufzufinden, und diese möchte uns, wie gesagt, der letzten Quelle des Werks ziemlich nahe bringen.

Ein sehr beliebtes Volksbuch der Indier ist die „Çuka saptati", oder die „Siebzig Erzählungen des Papageien". Frühzeitig wurde das Werk in das Persische übersetzt, aber seiner Breite und ungefälligen Darstellung wegen von Sijâ ed-dîn Nachschebî (starb 1329 n. Chr.) unter dem Titel „Tûti-nâmeh" (d. h. das Papageien-Buch), neu bearbeitet. Auch diese Bearbeitung fand man noch zu breit, die Sprache zu gesucht und schwer, und so entschloß sich ein sonst unbekannter Schriftsteller, Mohammed Kâdiri, der wahrscheinlich im 17. Jahrhunderte lebte, zu einer neuen Redaction. Diese ist im persischen Original mit einer englischen Übersetzung unter dem Titel: „The Tooti nameh or Tales of a parrot" (Kalkutta 1801 und öfters) gedruckt, und darnach auch in das Deutsche übersetzt worden. („Touti-Nameh. Eine Sammlung persischer Märchen. Deutsche Übersetzung von C. J. L. Iken, mit einem Anhange von J. G. L. Kosegarten." Stuttgart 1822.)

In jenem ältern Papageien-Buche des Nachschebî, von dem es mir vergönnt war, eine sehr schöne Handschrift der hamburger Stadtbibliothek benutzen zu können, wofür ich hiermit öffentlich dem gelehrten und liberalen Custos derselben, Herrn Professor Petersen, meinen verbindlichen Dank wiederhole, findet sich in der achten Nacht „Die Erzählung von dem Königssohne und den sieben Bezieren, und das Unglück, das ihn von wegen eines Mädchens traf", die in der jüngern uns bekannten Bearbeitung des Papageien-Buchs von Mohammed Kâdiri nicht als Ganzes aufgenommen worden ist; nur einzelne Erzählungen hat der spätere Bearbeiter seinem Werke einverleibt.

Diese Redaction möchte ich ihrem Charakter nach für die älteste vorhandene des Buchs der „Sieben weisen Meister" halten, denn sie ist unter allen mir bekannten die einfachste, aus welcher der Plan des ganzen Werks: vor den Listen der Frauen zu warnen, am deutlichsten und am wenigsten durch andere Zugaben getrübt hervortritt. Es werden hier nämlich nur Erzählungen der Beziere von der List der Frauen gegeben; alle Gegenerzählungen des Mädchens, um den König mistrauisch gegen die Ansichten seiner Rathgeber zu machen, fehlen gänzlich. In dieser Eigenthümlichkeit der persischen Redaction stimmt merkwürdigerweise die älteste französische, der „Dolopathos des Herbers", wenn auch gewiß nur zufällig, überein.

Ob in dem indischen Papageien-Buche derselbe Cyklus von Erzählungen sich findet, kann ich leider nicht bestimmen, da das in Sanskrit verfaßte Original mir hier nicht zugänglich ist; von den einzelnen Erzählungen möchte ich es aber fast mit Bestimmtheit behaupten. Es würde wol der Mühe werth sein, eine Handschrift dieser „Çuka saptati" nachzusehen, um somit die Untersuchung über das weitberühmte Volksbuch der „Sieben weisen Meister" zum Abschluß zu bringen. Die Erzählung, wie sie in dem persischen Papageien-Buche des Nachschebî sich findet, ist nun ihrem wesentlichen Inhalte nach folgende:

Einleitung.

In Indien lebte einst ein mächtiger König. Als schon der Frühling seines Lebens vorüber, wird ihm ein Sohn geboren. Die Astrologen erklären, daß dem Knaben in seinem dreizehnten Jahre ein großes Unglück drohe, er aber glücklich werde gerettet werden. Der Vater übergibt den Knaben den tüchtigsten Lehrern, aber alle ihre Bemühungen sind vergebens; betrübt ruft er die größten Weisen seines Landes zusammen, und klagt ihnen sein Leid. Einer derselben verspricht, wenn man ihm den Knaben überlassen wolle, demselben in sechs Monaten alle Zweige des Wissens zu lehren. Der König willigt ein, und der Weise nimmt den Prinzen zu sich, läßt einen viereckigen Thurm bauen, und an die Decken und Wände der Zimmer die wichtigsten Lehren sinnlich abbilden, und so gelingt es ihm, indem er die Abbildungen nun mündlich erklärt, die Erziehung des Knaben innerhalb sechs Monaten glücklich zu vollenden. Da die verabredete Zeit verflossen ist, will der Weise den Prinzen an den Hof des Vaters zurückbringen, beobachtet aber vorher noch das Horoskop. Erschreckt sieht er, daß dem Knaben in den nächsten sieben Tagen ein großes Unglück drohe; das einzige Mittel, der Gefahr zu entgehen, sei, daß er während dieser ganzen Zeit nicht ein Wort spreche, und auf keine Frage Antwort gebe, sonst werde er sein Leben einbüßen. So bringt der Weise nun den Prinzen an den Hof des Vaters zurück, der ihn umgeben von allen Edeln seines Reiches empfängt. Aber der Knabe antwortet auf keine an ihn gerichtete Frage. Der Vater ist ganz trostlos, seine Beziere aber trösten ihn mit den Worten, daß der Knabe gewiß in einer solchen Versammlung aus Bescheidenheit schweige, er möge ihn daher lieber in die innern Gemächer des Harems bringen. Hier tritt dem König ein Mädchen entgegen, die mit dem Prinzen in gleichem Alter steht, und bittet ihn, den Knaben in ihr Zimmer führen zu dürfen, denn da sie als Kinder stets zusammen gespielt hätten, so werde er sich vor ihr gar nicht scheuen zu reden. Der König bewilligt es, aber kaum ist das Mädchen mit dem Prinzen allein, als sie ihm in glühenden Worten ihre Liebe gesteht. Der Prinz sieht sie mit zornerfülltem Auge an, und eilt aus dem Zimmer. Das Mädchen ist ganz vor Schrecken außer sich, denn sie erkennt die drohende Gefahr, in der sie schwebt; nur ein Mittel der Rettung bleibt ihr: die eigene Schuld auf den Prinzen zu wälzen. Sie zerreißt daher ihre Kleider, und stürzt unter heftigem Weinen und Klagen zum Könige, und sagt, daß der Prinz ihr seine Liebe erklärt habe, und als sie ihn unwillig zurückgewiesen, habe er ihr Gewalt anthun wollen; nur mit Mühe habe sie sich seinem Ungestüm entreißen können; jetzt verlange sie Gerechtigkeit. Der König besiehlt, obgleich mit schwerem Herzen, den Prinzen hinzurichten.

Dieser König hat sieben Beziere, voll Weisheit und Einsicht. Der erste derselben besiehlt dem Scharfrichter, noch einige Zeit mit der Hinrichtung zu warten, da er hoffe, das Herz des Vaters rühren und von seinem Entschlusse zurückbringen zu können. Der Bezier geht nun zum Könige, warnt ihn, den Worten der Frauen nicht unbedingt zu trauen, und erzählt die

Erste Erzählung.

Der Färber und die Frau.

Eine Frau hatte einst ein Liebesverhältniß mit einem Färber. Bald besuchte sie ihn, bald kam er zu ihr. Der Färber hatte einen Lehrling, ein Jüngling von anmuthigem Äußern, den er eines Tages zu der Frau sendet, um sie zu sich einzula-

*) „Asiatic journal", 1841, Bd. 35, S. 169—180, und Bd. 36, S. 4—18 und S. 99—100.

den. Die Frau findet an dem Knaben Gefallen. Da er so lange ausbleibt, nimmt der Färber ein Schwert, und geht zu der Frau hin; kaum sieht diese ihn ankommen, so versteckt sie den Knaben in einen Winkel, und geht dem Färber selbst entgegen. Dieser ruft ihr zu: „Ich habe dir heute Morgen eine Botschaft gesendet, um zu mir zu kommen; und noch hast du nicht einmal einen Strumpf angezogen. Ist etwa mein Bote nicht gekommen?" Die Frau erwidert dagegen, daß man zu einer solchen Botschaft ein Weib schicken müsse, und keinen unverständigen Knaben; sie habe ihn vergebens gebeten, in das Haus zu kommen, er sei aber gleich wieder weggegangen. Während sie sich so zanken, kommt der Ehemann der Frau. Der Färber geräth in die höchste Angst, wie er sein Leben retten soll. Die Frau ruft ihm zu: „Ziehe dein Schwert, und stürze schimpfend und schreiend aus dem Hause." Der Färber befolgt diesen Rath, und kommt unversehrt nach Hause. Der Ehemann ist über diesen Anblick sehr erstaunt, und fragt seine Frau, wer der Mann sei, und weshalb er so schnell fortgerannt. Die Frau antwortet: „Es geziemt sich für mich, Almosen zu spenden und Opfer auf dem Altare darzubringen, daß du, lieber Mann, so glücklich vor diesem wüthenden Menschen bist bewahrt worden. Höre. Ich saß hier ganz ruhig, als plötzlich ein Knabe weinend hereinstürzte, und mir zurief: Verstecke mich in irgend einem Winkel, denn ein Betrunkener folgt mir auf den Fersen nach! Kaum hatte ich den Knaben versteckt, als ein betrunkener Mann mit gezogenem Schwerte in das Zimmer trat, um den Knaben zu suchen. Da ich leugnete, daß der Knabe im Hause sei, so stürzte er fluchend und schimpfend davon." „Aber wo ist der Knabe?" fragt der Ehemann. Die Frau führt ihn zu dem Winkel, wo der Ehemann den Knaben hervorzieht, ihm die Stirne küßt, und ihm seine Freude bezeigt, daß er aus so großer Gefahr gerettet worden; er bittet ihn, noch einige Zeit im Hause zu warten, damit er nicht in die Hände des Betrunkenen fallen möge. Endlich kehrt der Knabe zu dem Hause des Färbers zurück.

Dieselbe Erzählung finden wir in den verschiedenen orientalischen Redactionen der „Sieben weisen Meister", und zwar in der hebräischen der „Mischle Sendabar" (in Sengelmann's Übersetzung S. 60), in der griechischen des „Syntipas" (ebendas. S. 96), in der arabischen der „Geschichte der sieben Veziere" (breslauer Übersetzung der „Tausend und Einen Nacht", Bd. 15, S. 115). Vgl. Keller's Einleitung zu „Li romans des sept sages", S. 140, und Desselben Einleitung zu „Dyokletianus Leben", S. 46; Loiseleur-Deslongchamps, „Essai sur les fables indiennes", S. 100.

Der König verschiebt die Hinrichtung seines Sohnes. Das Mädchen kommt am andern Tage, und verlangt wieder Gerechtigkeit. Die anbefohlene Hinrichtung des Prinzen wird aber wieder verhindert durch den zweiten Vezier.

Zweite Erzählung.

Ein reicher Kaufmann hat eine schöne Frau. Er muß in Geschäften eine Reise machen, und seine Frau verlebt seine Abwesenheit in allem Luxus des Reichthums, und in Gesellschaft junger Männer. Der Kaufmann kehrt von seiner Reise zurück und steigt in einer Herberge seiner Vaterstadt ab. Er läßt eine Kupplerin rufen, gibt ihr ein bedeutendes Geschenk und sagt ihr, daß er ein Fremder sei, der hier einige Tage zubringen müsse; sie möge ihm ein junges schönes Weib bringen, die ihm die Langeweile seines Aufenthalts verkürzen könne. Die Kupplerin geht aber, da sie ihn nicht kennt, zu seiner eigenen Frau, und fodert sie auf, dem Fremden Gehör zu leisten. Die Frau folgt auch der Kupplerin, kaum aber erkennt sie in dem Fremden ihren Gemahl, als sie den Schleier vom Gesicht reißt, ihn heftig beim Barte faßt, und laut zu klagen anfängt, daß ihr Gatte seit sechs Monaten abwesend endlich zurückgekehrt ihr sogleich untreu geworden sei. Sie will zum Kadi gehen, um auf Scheidung zu dringen, und nur durch vieles Zureden der Umstehenden läßt sie sich bewegen, in sein Haus zurückzukehren.

Diese Erzählung hat Mohammed Kâdiri in seiner Bearbeitung des „Tuti-Nameh" mit aufgenommen; s. Iken's Übersetzung, achte Nacht, S. 48. Von dem Sanskrit-Originale der Erzählungen des Papageien ist bis jetzt nur ein kleines Fragment gedruckt worden (in Lassen's „Anthologia sanscrita", Bonn 1837), das die Einleitung zu der ganzen Sammlung und die erste Erzählung des Papageien enthält, aber glücklicherweise ist dies gerade dieselbe Erzählung, die wir eben hier mittheilten. Da sie noch nicht übersetzt ist, so will ich hier die treue Übersetzung davon geben, soweit es der grenzenlos zerstörte Text erlaubt:

In der Stadt Tschandravati lebte einst Sudhana, der Sohn eines reichen Kaufmanns. Dieser wünschte sich in Liebe zu erfreuen mit Lakshmî, der Gattin eines dortigen Bürgers, Namens Haridatta. Zu diesem Zwecke bewog er, als Haridatta gerade die Stadt verlassen hatte, eine Kupplerin, Namens Pûrnâ, durch viele Geschenke und Bitten, als Botin in das Haus des Haridatta zu gehen. Die Kupplerin machte die Lakshmî durch viele Schmeichelworte so freundlich gestimmt, daß sie ihr sagte: „Was du auch begehrst, das will ich thun." Da sprach Pûrnâ: „Dann erfülle die Wünsche eines jungen Mannes, der sich mir anvertraut." Lakshmî erwiderte: „Für edle Frauen ziemt sich dies zwar nicht; doch weil ich es dir vorhin versprochen, so werde ich es thun. Denn man sagt: Selbst jetzt stößt Siva noch nicht das furchtbare Gift aus, noch immer trägt die Schildkröte die Erde auf ihrem Rücken, das Meer erduldet das Feuer der unter ihr wüthenden Vulkane, — was ein Edler versprochen, das hält er unverbrüchlich." Als Pûrnâ dies gehört, wurde sie sehr froh. Sie richtete nun Alles in ihrem Hause vor, und führte die Lakshmî beim Einbruch der Dämmerung in ihr Haus. Da aber Sudhana durch ein wichtiges Geschäft abgehalten zur festgesetzten Stunde nicht kam, so sagte die liebeglühende Lakshmî: „Bringe mir rasch einen andern Mann her!" Pûrnâ war darüber sehr bestürzt, und in ihrer Verwirrung brachte sie den soeben zurückkehrenden Gatten derselben. Lakshmî erkannte in dem Ankömmling sogleich ihren Mann, sprang auf ihn zu, faßte ihn bei den Haaren, und sprach: „O du Elender! Mir ins Gesicht hast du immer gesagt, daß du außer mir keine Andere weiter liebtest, aber heute habe ich dich durchschaut und ertappt." Sie gerieth dabei in den heftigsten Zorn, und nur mit Mühe konnte der Gatte sie durch die liebevollsten Worte beruhigen, sodaß sie ihm wieder in sein Haus folgte.

In den übrigen Bearbeitungen findet sich diese Erzählung ebenfalls: „Sendabar", S. 47; „Syntipas", S. 108; „Sieben Veziere", S. 127; vgl. Keller's Einleitung, S. 145 und S. 47; Loiseleur, S. 106. Doch sind mit diesen Bearbeitungen einige andere Momente verwebt, die den Indiern übrigens auch nicht fremd sind; s. „Geschichte der Devasmitâ", in meiner Übersetzung der „Märchensammlung des Somadeva", Bd. 1, S. 137 fg.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte und Archäologie verschiedener französischer Provinzen.

Wenn man nur erst auf den Eisenbahnen Frankreich in allen Richtungen durchfliegen kann, so wird man schon aller Orten und Enden des Interessanten viel entdecken. Das stolze Paris wird sich dann in die Provinz auf Entdeckungsreisen

begeben. Dann werden auch die unverdrossenen Bemühungen vereinzelter Gelehrten, die sich jetzt in einem Provinzialstädtchen mit dem Studium der Alterthümer abgeben, und die jetzt meistens nur in einem sehr beschränkten Kreise Beachtung finden, allmälig anerkannt werden. Wir haben zu wiederholten Malen in diesen Blättern auf die interessantesten dieser Monographien, die oft treffliche Vorarbeiten zu umfassenden Darstellungen abgeben, aufmerksam gemacht, und wir wollen deshalb hier unter den historisch-archäologischen Werken, welche aus der Provinz hervorgegangen sind und die Provinz betreffen, eine kleine Lese halten. Dieselbe wird nicht ganz dürftig ausfallen. Zunächst stoßen wir auf eine sehr interessante Beschreibung der Alterthümer im Departement der Vogesen. Es ist dies das „Mémoire sur quelques antiquités remarquables du département des Vosges", von J. B. P. Jollois. Leider hat der gelehrte Verf. von seinem Werke nur 125 Exemplare abziehen lassen. Diese Zurücksetzung des größern Publicums wird unter den Alterthumsforschern immer mehr Mode und namentlich suchen die Mitglieder der Bibliographischen Gesellschaft ordentlich etwas darin, daß die Werke, welche auf ihre Kosten erscheinen, ja nicht etwa in die Hände eines Laien kommen.

Wir erwähnen ferner der ausgezeichneten „Monographie de la cathédrale de Chartres", die für ein Muster von Fleiß und von artistischer Ausstattung gelten kann. Didron, der, wenn wir nicht irren, Secretair des Comité historique im Unterrichtsministerium ist, hat die Leitung und Ausarbeitung dieses umfassenden Werkes, das auf Kosten und unter den Auspicien der Regierung erscheint. Indessen ist die Bearbeitung einzelner Partien verschiedenen Gelehrten, die sich speciell mit den zu behandelnden Gegenständen beschäftigt haben, übertragen. So ist der Abschnitt, welcher Architektur- und Sculpturverzierungen und Glasmalereien umfaßt, J. B. A. Lassus zugetheilt, während die Beschreibung und Erläuterung der Frescomalereien vom bekannten Kunstkenner und Archäologen Amaury Duval, dem Bruder des fruchtbaren Theaterdichters Alexander Duval, übernommen ist. Das Werk ist bis zur vierten Lieferung, die binnen kurzem erscheinen muß, vorgerückt.

Umfassender und nicht blos auf die Überreste des Alterthums und des Mittelalters bezüglich ist die „Histoire de Cambrai" von Eugène Bouly, von der soeben der zweite Band erschienen ist. Diese fleißige Arbeit reiht sich an die übrigen Einzelschriften, in denen die Geschichte der verschiedenen Provinzen ausführlicher und erschöpfender behandelt wird, und deren wir in letzterer Zeit mehrer gedacht haben, würdig an.

Ungleich interessanter aber ist eine „Histoire des populations pyrénéennes du Nebouzan et du pays de Comminques depuis les temps les plus reculés jusqu'à la révolution de 1789", von H. Castillon, von der gleichfalls vor kurzem der zweite Theil in den Buchhandel gekommen ist. Wir finden in diesem Werke, das eine Frucht der fleißigsten Studien ist, interessante Aufschlüsse über die Bevölkerung dieser Gegenden, in denen sich die verschiedenartigsten Racen kreuzen. Wir führen bei dieser Gelegenheit gleich noch ein Werk an, das die Geschichte eines der interessantesten Partien des an die Pyrenäen angrenzenden Länderstrichs behandelt. Es ist dies die „Histoire de Béarn", von Mazure, die, obgleich schon 1840 erschienen, in Deutschland schwerlich schon bekannt geworden ist. Dieses Werk, dessen Verf. sich in Frankreich durch sein „Tableau des littératures" u. s. w. bekannt gemacht hat, enthält einige höchst befriedigende Capitel. Besonders beachtungswerth sind die Bemerkungen über den anmuthigen Dialekt, in dem der ausgezeichnete Pierre Despourrins, dessen Idyllen kaum von denen Theokrit's übertroffen werden, gedichtet hat.

Als eine reiche Fundgrube für die Geschichte einer der interessantesten Provinzen Frankreichs dürfen wir die „Archives historiques et ecclésiastiques de la Picardie et de l'Artois", herausgegeben von P. Roger, die mit der fünften Lieferung, die vor einiger Zeit erschienen, abgeschlossen sind, nicht unerwähnt lassen.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

Ein Amerikaner von der Marine theilt in öffentlichen Blättern folgende von ihm gemachte Entdeckung mit: Wenn man drei Theile Steinkohlentheer und einen Theil pulverisirten Kalk zusammen kocht und die Mischung, so lange sie heiß ist, auf Eisen trägt, dann wird dieses dadurch vor dem Verrosten im Seewasser besser bewahrt als durch irgend ein anderes Mittel, mit Ausnahme des Verzinkens, welches als das beste Mittel bekannt ist, um Eisenwerk vor Rost zu sichern.

Am Huronsee befinden sich so ausgedehnte und reichhaltige Kupferadern, wie je auf der Erde entdeckt wurden; aber sie wurden bisher nie mit Ernst ausgebeutet. Im Jahre 1841 haben zwei unternehmende Neuengländer dort eine freilich noch sehr mangelhafte Schmelzhütte angelegt und im Juni 1842 kam die erste Frucht ihrer Arbeiten, bestehend aus etwa drei Tonnen Gewicht, in Buffalo an.

Die Passagiere eines Dampfboots, welches den Ohio hinabfuhr, sahen einen großen Bären über den Fluß schwimmen. Einige bestiegen sogleich einen Nachen, um ihn zu fangen. Der Bär wehrte sich zwar so gut er konnte; es gelang jedoch, ihm eine Schlinge über den Kopf zu werfen und den Strick an das Schiff zu bringen, auf welches er heraufgezogen und dann erlegt wurde.

Ein Mechaniker zu Springfield im Staate Massachusetts hat einen Webstuhl erfunden, auf welchem Strümpfe, Handschuhe u. dergl. gewebt werden, welche keine Naht haben. Zugleich ist die Maschine sehr wohlfeil, denn sie kostet nicht mehr als 40 Dollars.

Zu St.-Louis im Staate Missuri hat der Richter Lucas dem Orden der barmherzigen Schwestern daselbst einen Bauplatz geschenkt, der auf 10,000 Dollars an Werth geschätzt wird, um darauf ein Gebäude zu dem Waisenhause, welches sich unter ihrer Leitung findet, zu errichten.

Das Dampfboot Henry Clay legte vor kurzem die Reise von Louisville im Staate Kentucky bis nach Neuorleans auf dem Ohio und Mississippi in der unerhört kurzen Zeit von vier Tagen und acht Stunden zurück.

Zu Neu-Philadelphia im Staate Ohio hielten im Monat Mai über 200 Schützen eine große regelrechte Wolfsjagd. Es wurden dabei neun Wölfe, einige Füchse und eine große Menge eßbaren Wildprets erlegt. 33.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 243. —— 31. August 1843.

Zur Geschichte der „Sieben weisen Meister".

(Beschluß aus Nr. 242.)

Dritte Erzählung.

Das Elefantchen.

Einem Manne bringt seine hübsche Frau in einem Korbe Kuchenteig. Unterwegs begegnet ihr ein schöner junger Mann, er gibt ihr Geld, und sie gehen in ein Gebüsch. Ein Knabe, der den jungen Mann begleitet hatte, öffnet den Korb und macht aus dem Teig einen Elefanten. Als die Frau, ohne irgend etwas zu ahnen, ihrem Manne den Teig bringt, und dieser erstaunt fragt, warum sie sich diesen Spaß gemacht, dem Teig die Gestalt eines Elefanten zu geben, antwortet sie mit großer Ruhe: „In der vergangenen Nacht sah ich im Traume einen Mann mit einem Elefantenkopfe, der dir eilig nachlief. Heute nun habe ich diesen Traum einem Astrologen erzählt, und dieser hat mir gesagt: Mache einen Elefanten aus Mehl, und gib ihn deinem Manne zu essen, dann wird alles Unglück, was deinen Mann bedroht, auf diesen Elefanten fallen. Aus diesem Grunde habe ich nun diesen Elefanten gemacht; sei du nun so freundlich, und iß den Elefanten, damit du alles drohende Unheil abwendest." Der betrogene Ehemann küßt dankbar seiner Frau Stirn und Augen, und verzehrt das Elefantchen.

Diese Erzählung verräth deutlich ihren indischen Ursprung, denn der Mann mit dem Elefantenkopfe ist unstreitig der Gott Ganesa. Die Erzählung findet sich nur im „Syntipas", S. 127; vgl. Keller's Einleitung, S. 181.

Vierte Erzählung.

Studien über Weibertücke.

Ein junger Mann faßt den Plan, Alles niederzuschreiben, was er über die Listen und Tücken der Weiber erfahren kann, um sich so selbst gegen ihre Ränke sicherzustellen. Nach kurzer Zeit hat er schon einen ganzen Korb voll Papiere. Eines Tages begegnet ihm ein Mann, der ihn in sein Haus führt, ihn dort der gastlichen Pflege seiner Frau überläßt, und dann seinen Geschäften nachgeht. Die Frau fragt den Jüngling: „Was hast du da im Korbe?" „Es sind Papiere." „Und was steht auf den Papieren?" „Die Listen und Ränke der Frauen." „Man kann also jede List, welche die Frauen jemals begehen könnten, hier bereits aufgezeichnet finden?" „Ja, sicher." Nach dieser Unterhaltung faßt die Frau den Jüngling bei der Hand und führt ihn lüstern in ein Zimmer. Plötzlich erhebt sie ein Geschrei: „Hülfe, ihr Nachbarn, Hülfe!" Alle Nachbarn eilen herbei; dem Jüngling wird bei diesem Auflauf nicht wohl zu Muthe. Auf vieles Fragen erzählt die Frau: „Mein Mann hat die Gewohnheit, daß er jeden Tag einen Gast in das Haus bringt, und mir zur gastlichen Pflege empfiehlt. Heute nun brachte er diesen Derwisch, und ging dann seinen Geschäften nach. Ich setzte meinem Gaste ein Gericht vor; kaum hatte er aber einige Bissen gegessen, als er einen zu großen Bissen erfaßte, der ihm in der Kehle stecken blieb, sodaß er die Augen zu verdrehen anfing und zu ersticken drohte. In der Angst, er möchte sterben, und die Schande, den Gast getödtet zu haben, mir zur Last fallen, habe ich euch herbeigerufen, um ihm etwas Wasser in die Kehle zu gießen, denn wie dürfte ich es wagen, mit der Hand einen fremden Mann zu berühren. Doch jetzt geht nur wieder nach Hause, denn die Gefahr ist vorüber." Als die Leute fort sind, fragt der Jüngling, warum sie so gehandelt, wodurch sie ihn dem Untergange so nahe gebracht. Die Frau antwortet: „Es war nur eine Probe meiner List. Doch ich habe eine Schwester im Serail des Königs, deren Listen die meinigen weit übertreffen." Nach diesen Worten läßt sie den Jüngling in einem Palanquin zu ihrer Schwester in den Palast tragen, und gibt einer begleitenden Dienerin den Auftrag, ihrer Schwester zu sagen: dieser Jüngling schreibe alle Listen der Frauen auf; sie möge daher eine solche List ersinnen, daß er alle seine Papiere vor Verdruß verbrennen werde. Er wird in das Zimmer der Königin geführt, die ihm Betel zu kauen und Wein zu trinken gibt und mit ihm der Liebe sich hingibt. Plötzlich naht der Sultan. Die Sultanin verbirgt den jungen Mann in einen Koffer, schließt ihn zu und nimmt den Schlüssel in die Hand. Der Sultan tritt darauf in das Zimmer, und fragt erstaunt, was dies Gelage zu bedeuten habe. Die Sultanin sagt: „Es kam heute ein junger Mann zu mir, mit dem habe ich diesen Wein getrunken, und gescherzt und gekost. Ich habe ihn hier in den Koffer gesteckt, gehe selbst hin und sieh zu!" Der Sultan geht zu dem Koffer hin, um ihn zu öffnen, da fängt die Sultanin an zu lachen, und spricht: „Ich habe einmal die Weisheit des Sultans prüfen wollen Du Thor, wenn wirklich ein junger Mann zu mir gekommen wäre, und ich ihn in diesen Koffer versteckt hätte, würde ich denn es dir wol sagen? übrigens, wie soll denn Jemand hierher kommen?" Der Sultan fühlt sich beschämt und verläßt das Zimmer. Die Sultanin öffnet nun den Koffer und läßt den Jüngling in seinem Palanquin zu ihrer Schwester zurückbringen. Die Frau fragt ihn: „Steht die List meiner Schwester schon in deinen Büchern, oder nicht?" Der junge Mann nimmt seine Papiere, wirft sie ins Feuer und verläßt das Haus.

Der erste Theil der Erzählung steht im „Syntipas", S. 135; vgl. Keller's Einleitung, S. 186 und S. 54; Loiseleur, S. 115.

Die beiden folgenden Erzählungen finden sich wörtlich in dem jüngern „Tuti-Nameh", ich übergehe sie daher. Die fünfte Erzählung nämlich steht in Iken's Übersetzung, S. 51, ohne in die übrigen orientalischen Bearbeitungen der „Sieben Veziere" übergegangen zu sein. Die sechste Erzählung steht ebenfalls daselbst, S. 106, und auch

im „Sendabar“, S. 57; „Syntipas“, S. 103; „Sieben Veziere“, S. 120; vgl. Keller's Einleitung, S. 144 und S. 46; Loiseleur, S. 103.

Schluß.

So ist denn der siebente Tag gekommen, an welchem das drohende Geschick des Prinzen sich endet. Er darf nun reden, und erzählt, wie das Mädchen ihn habe verführen wollen, und da er ihre Liebe zurückgewiesen, seinen Tod herbeizuführen sich bemüht habe. Das Mädchen wird hingerichtet, und der König übergibt seinem Sohne die Krone.

Hermann Brockhaus.

Der Krieg Östreichs gegen Frankreich, dessen Alliirte und den Rheinbund im Jahre 1809. Oder: Ausführliche Geschichte der Feldzüge in Deutschland, Italien, Polen und Holland; der Insurrectionen Tirols und Vorarlbergs; der Aufstände in der Altmark und in Hessen und der Züge des Herzogs (Friedrich) Wilhelm von Braunschweig und des Majors F. von Schill im Jahre 1809. Von Franz Joseph Adolf Schneidawind. Erster und zweiter Band. Schaffhausen, Hurter. 1843. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Als im J. 1809 Östreichs muthvolles und kräftiges Auftreten gegen Napoleon viele Herzen in Deutschland und in Europa für eine bessere Zukunft begeistert, aber auch nach der Schlacht bei Wagram mit tiefem Schmerze erfüllt hatte, schrieb ein edler Zeitgenosse, Niebuhr, unter dem 18. Juli 1809 an seine vertraute Freundin, die geistvolle Hensler, folgende Worte: „Mir scheint Alles sehr schlimm zu stehen, aber Männer sind sie, diese Östreicher! Und das ist tröstlich, wenn sie bis zum letzten Augenblicke ungebeugt und ungeschreckt ausharren, fallen und nicht fliehen, damit ihr Andenken rein und unverstellt lebe, wenn auch der Staat und Alles untergehen muß — daß sie sterbend sagen können, wir und die Nachkommen sagen können, daß wenn Rettung möglich gewesen wäre, ihr Arm sie bewirkt haben würde. Meine Hoffnung geht mehr und mehr aus, und an die bessern Gerüchte glaube ich gar nicht: aber es ist mir das ein großer Trost, daß die Männer der Sache werth waren, daß eben ihre Bravheit über alles Raisonnement darthut, daß die Güte und Herrlichkeit der Sache kein Traum war, wie Viele sagen werden, sobald Alles aus sein wird.“ („Lebensnachrichten über Niebuhr“, I, 413.)

Eine solche Zeit und so ruhmwürdige Anstrengungen verdienten eine ausführliche Beschreibung und Schilderung der Großthaten im Kampfe gegen Napoleon's bis dahin fast unbesiegte Legionen. Es kann daher nur ein lobenswerthes Unternehmen genannt werden, daß Hr. Schneidawind, der durch ähnliche historisch-militairische Schriften bereits von einer vortheilhaften Seite bekannt ist, sich dieser Arbeit unterzog, zu deren Vollendung noch ein dritter Band erwartet wird. Was das Material zur Abfassung eines solchen Werkes betrifft, so gibt es für den Geschichtschreiber des J. 1809 eine bedeutende Anzahl guter Quellen, die sich denn auch Hr. Schneidawind fast alle zu eröffnen gewußt hat. Auch ungedruckte Tagebücher, wie das eines bairischen Majors Krafft, sind benutzt und Stutterheim's Werk über den Krieg von 1809, das in Wien nur mit Erlaubniß des Hofkriegsraths zu erhalten ist (I, 36).

Was nun die Benutzung seiner Quellen betrifft, so können wir dem Verf. das Zeugniß nicht versagen, daß sich überall das Streben kund gibt, mit Wahrheit und Unparteilichkeit zu schreiben. Demnach sind die diplomatischen Verhältnisse vor dem Ausbruche des Kriegs lichtvoll entwickelt, die außerordentlichen Anstrengungen und die Vaterlandsliebe der östreichischen Unterthanen in gebührender Weise belobt, aber auch die Proclamationen Östreichs, um die Deutschen zum Aufstande gegen ihre eigenen Herrscher zu vermögen, als ein merkwürdiges Zeichen der Verwirrung in damaliger Zeit bezeichnet. Daneben hätte aber ein deutscher Geschichtschreiber im J. 1843 auch mit tiefem Bedauern des Wahnsinns erwähnen sollen, in welchem damals Deutsche wetteiferten, ihr Blut für Deutschlands Unterjochung zu vergießen, und solcher Kriegserklärungen deutscher Fürsten gegen Östreich tadelnd erwähnen sollen, in denen sie, wie König Friedrich August von Sachsen, die Rache des Himmels über Östreich herabriefen. Wir wissen recht gut, was damals die Noth und die Furcht vor Napoleon gebot, wollen daher auch gern manches harte Wort mit der Bedrängniß entschuldigen und keineswegs nur „vom sichern Port gemächlich rathen“ aber der Historiker ist verpflichtet, solche Dinge nur mit Trauer und Wehmuth zur Belehrung der Zeitgenossen zu erwähnen. Und so wollen wir gleich hier, ehe wir noch anderer Vorzüge des vorliegenden Werks gedenken, bemerken, daß wir die Wärme und Glut der Empfindung, die wir nach der Vorrede des Verf. erwarten zu können glaubten, an mehren Stellen vermißt haben. In dieser Hinsicht steht K. A. Menzel's kurze Schilderung dieses Kriegs in der Fortsetzung von Becker's „Weltgeschichte“ (Bd. 14) höher als die des Hrn. Schneidawind, noch mehr aber Leo's feurige, patriotische Beschreibung im fünften Bande seiner „Universalgeschichte“. Dies Buch, welches in dieser Beziehung nur ein unbedingtes Lob verdient, hat Hr. Schneidawind überhaupt nirgend benutzt oder angeführt, was wir nicht billigen können, da namentlich die Wahrheit und das heilige Feuer, mit welchem von S. 579—619 der Freiheitskampf in Tirol beschrieben ist, auf kein jugendlich empfängliches Herz, ja überhaupt auf kein deutsches Herz seine Wirkung verfehlen wird. Und da hier die Geschichte einer für uns und für unsere Nachkommen unvergeßlichen Zeit geschrieben worden ist, so durften nach unserm Dafürhalten auch die edeln Dichterstimmen nicht fehlen, in denen sich die Gesinnung vieler Gleichgesinnten damals ausgesprochen hat. Wir meinen damit vorzüglich Körner's drei Lieder auf die Schlacht bei Aspern und sein schönes „Was uns bleibt“, Stägemann's Kriegsgesänge aus dem J. 1809, sein „Tiroler Kriegslied“, seinen „Kriegsgesang für Östreich“ und die „Lieder für Schill und seine Gefährten“, und Arndt's volksthümliche Gesänge auf Schill und andere Zeitbegebenheiten. Die Umfänglichkeit des Schneidawind'schen Buchs verstattete vollkommen die Aufnahme solcher Beiträge zur Zeitgeschichte, die schon im J. 1781, als Alles in tiefem Frieden ruhte, Möser, ein besonnener und warmer Freund seines deutschen Vaterlandes, für nothwendig erachtete, denn „der beste Gesang für unsere Nation ist unstreitig ein Bardiet, das sie zur Vertheidigung der Heimat in der Schlacht singt; der beste Tanz, der sie auf die Batterie führt und das beste Schauspiel, was ihnen hohen Muth gibt“.

Nach dieser Ausstellung wenden wir uns zu verschiedenen, lobenswerthen Partien des vorliegenden Werks. Dahin rechnen wir die vollständige Darstellung der einzelnen Feldzüge in Deutschland, Italien, Tirol, Polen, Vorarlberg und Illyrien, wo namentlich die beiden letztern durch das sorgfältig gesammelte Detail von besonderer Wichtigkeit sind, da sie in den geschichtlichen Werken oft übergangen, oder nur den Hauptzügen nach erzählt werden konnten. Ein zweites Lob gebührt der nach den beiderseitigen Berichten der kriegführenden Feldherren und mit Benutzung guter Pläne entworfenen Beschreibung von Schlachten, denen stets genaue Terrainschilderungen vorangehen. Wir nennen hier die Schlachten bei Thann, Abensberg, Landshut, Eckmühl, Regensburg, Ebersberg, Pordenone und Sacile, vor allen aber die bei Aspern, Wagram und Raab, wo den Lesern klare und übersichtliche Bilder geboten worden sind. Dies wird auch ganz besonders durch die Aufmerksamkeit unterstützt, die Hr. Schneidawind mitten im Getümmel der Schlacht der Tapferkeit und dem Heldenmuthe einzelner Krieger zugewendet hat. Weniger konnten solche Züge bei den französischen Truppen herausgehoben werden, weil die Napoleonischen Bulletins mehr

bei der Bravour einzelner Regimenter und Bataillone verweilten als bei den Namen Einzelner, und weil in den kriegsgeschichtlichen Memoiren ebenfalls solche Belobungen selten sind. Die allgemeine gloire und der Wunsch, überall den Glanz des kaiserlichen Gestirns oder einiger Oberfehlshaber und Marschälle leuchten zu lassen, hat hier die Nennung der Einzelnen unterdrückt, obwol Niemand zweifelt, daß dazu die gegründetste Veranlassung vorhanden gewesen ist. Um so mehr hat der Verf. Sorge getragen, daß die Heldenthaten einzelner östreichischer und bairischer Soldaten nicht in Vergessenheit geriethen. Zuvörderst ist die Geschichte des Kriegs in Tirol eine fortlaufende Reihe solcher Beweise von Muth und Vaterlandsliebe, aber auch der Haltung und standhaften Tapferkeit seiner bairischen Landsleute (Hr. Schneidawind lebt in Aschaffenburg) in den mörderischen Gefechten dieses Volkskriegs hat der Verf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die ihnen schon im J. 1809 selbst ein erbitterter Feind gönnen mußte. Dann sind aus den Schlachten bei Rohr, bei Abensberg und bei Wagram die Namen verdienter Offiziere und Gemeiner aus den bairischen Chevauxlegers-Regimentern genannt worden, aus der Schlacht bei Eckmühl der des Wachtmeisters Rösler, der als der erste über die brennende Brücke in Landshut eingedrungen war, und andere mehr, die sich zum Theil unter Napoleon's Augen ausgezeichnet hatten, der bekanntlich die Hauptschläge in den Schlachten vom 19. bis zum 23. April vorzugsweise durch die bairischen und andern deutschen Truppen thun ließ. Auf östreichischer Seite finden sich zahlreiche Waffenthaten einzelner Offiziere und Soldaten aufgezeichnet und es macht Hrn. Schneidawind Ehre, daß er da, wo das Unglück die gesammte östreichische Armee Schritt für Schritt verfolgte, um so lieber den Heldenmuth der Einzelnen hervorgehoben hat. Eins der leuchtendsten Beispiele gibt die fürchterliche Schlacht bei Ebersberg am 3. Mai. Vier Feldwebel des Regiments Benjowski retten hier mit größter Tapferkeit die Fahnen, Gradiscaner und Uhlanen wetteifern an kriegerischer Tüchtigkeit, Oberlieutenant Küffel, Major Salis, Corporal Tiller von den wiener Freiwilligen beurkunden im dicksten Handgemenge die höchste Vaterlandsliebe. In der Schlacht bei Landshut sprengte sich ein Grenadier (hier fehlt der Name) mit einem Munitionswagen in die Luft, um dadurch die Seinigen von der Umzingelung durch französische Reiterei zu befreien; bei Eckmühl rettet Corporal Faich die Regimentsfahne und Feldwebel Fenzel deckt mit großer Entschlossenheit den Körper seines Hauptmanns; bei Raab zog Oberstlieutenant Hummel mit einer kleinen Schar den rühmlichen Tod der Gefangenschaft vor. Und nicht allein die Geschichte der Schlacht bei Aspern zeigt die erhebendsten Beispiele von Kühnheit und Patriotismus vieler einzelnen Soldaten, durch deren Aufbewahrung, wie durch die That des Hauptmanns Murrmann, dem der Erzherzog Karl auf der Wahlstatt selbst das Theresienkreuz umhing, sich Hr. Schneidawind ein wahres Verdienst erworben hat, sondern auch in kleinern Gefechten bewährten sich dieselben Eigenschaften. So stritt mit unerschütterlichem Muthe das Regiment Kerpen in der schwarzen Lacke bei Wien am 13. Mai, das Fort Malborghetto wurde am 16. und 17. Mai von dem Hauptmann Hensel, dem Oberfeuerwerker Rauch und einer Hand voll tapferer Östreicher gegen die stürmende Übermacht mit der größten Tapferkeit vertheidigt, und ebenso gerieth am 18. Mai das Blockhaus auf dem Predil unweit Görz erst dann in die Gewalt der Franzosen, als der Commandant Hermann und der größte Theil der Besatzung den Heldentod gestorben waren. Alle solche Beispiele, denen noch viele andere hinzugefügt werden könnten, zeigen auf das deutlichste, welch ein Geist damals in der östreichischen Armee lebte und was solche Truppen hätten leisten können, wenn sie überall einen Obergeneral wie den Erzherzog Karl an der Spitze gehabt hätten, oder zu Generalen den Erzherzog Johann, die Fürsten Johann, Aloys und Moritz Lichtenstein, die Feldherren Klenau, Radetzky, Rothkirch, Chasteler, St.-Vincent, Frimont, Colloredo, Rosenberg, Bacquant, Bianchi und andere, deren Tapferkeit und kriegerische Einsicht in so vielen Stellen des vorliegenden Buchs in dem glänzendsten Lichte erscheint. Wir aber glaubten, diese Bemerkungen hier um so weniger unterdrücken zu müssen, weil sich heutzutage, und nicht blos unter der jüngern Generation (der solche Äußerungen noch am ersten nachzusehen wären), die Meinung breit macht, als wären die Franzosen unter Napoleon die einzigen Truppen gewesen, welche verstanden hätten, den Krieg zu führen. Solche Behauptungen kann aber nur die Unkunde in geschichtlichen Dingen, oder eine böse, undeutsche Gesinnung aufstellen.

Es erfodert die Gerechtigkeit, die Stelle bei Hrn. Schneidawind (II, 460), wo er von dem Benehmen der sächsischen Truppen in der Schlacht bei Wagram spricht, zu berichtigen. In der Beschreibung selbst ist ihrer Tapferkeit die gebührende Ehre widerfahren. Um so mehr aber mußte der ungerechte Vorwurf, den Napoleon in seinem Tagesbefehle vom 7. Jul. 1809 den Sachsen machte und sie, die sich stets so brav für ihn geschlagen haben, als den schlechtesten Theil seines Heeres brandmarkte, bündig widerlegt werden, wozu die Schrift des sächsischen Generals von Gersdorf: „Deux lettres adressées au lieutenant-général Gerard et au maréchal de camp baron Gourgaud au sujet d'une remarque de Napoléon" (Dresden 1823) unserm Verf. hinlänglichen Stoff darbot, wie auch schon Böttiger („Geschichte von Sachsen", II, 405) zu bemerken nicht unterlassen hat.

Die Sprache des Hrn. Schneidawind ist fast überall dem Gegenstande angemessen und wo sie mehr an das Poetische streift, als man nach der sonstigen Haltung des Buchs erwarten dürfte, findet sie wol eine Entschuldigung in der belebtern Stimmung des Verf. 9.

Bibliographie.

Auffenberg, J. Freihr. v., Sämmtliche Werke in zwanzig Bänden. Erste, von der Hand des Verfassers sorgfältig revidirte, vollständige, rechtmäßige Gesammtausgabe. 1ster Band. Siegen, Friedrich. Gr. 16. 12½ Ngr.

Die letzten Augenblicke des Prinzen August von Preußen. Zur Erinnerung von einem Augenzeugen. Bromberg, Levit. 8. 5 Ngr.

Bretschneider, K. G., Heinrich und Antonio, oder die Proselyten der römischen und der evangelischen Kirche. 5te verbesserte Auflage. Gotha, Perthes. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Fünfter Brief an die Leser der „Blätter für christliche Erbauung von protestantischen Freunden". Oder: Erbauliche Leichenrede auf den lebendig-todten Rationalismus. Von Sinc. Bibliophilus. Magdeburg, Inkermann. 8. 3¾ Ngr.

Burckhardt, J., Conrad von Hochstaden, Erzbischof von Kölln und Gründer des köllner Doms. (1238—1261.) Bonn, Habicht. Gr. 8. 25 Ngr.

Busch, G. F., Der schwarze Ritter, oder: Der Bluträcher. Eine historisch-romantische Erzählung aus dem Ritterleben und den furchtbaren Zeiten des heimlichen Gerichts. Zwei Bände. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Calinich, E. A. E., Das gesammte Unterrichtswesen im Königreiche Sachsen. Leipzig, Tauchnitz jun. Gr. 8. 20 Ngr.

Carus, C. G., Goethe. Zu dessen näherem Verständniß. Beigegeben ist eine Reihe bisher ungedruckter Briefe Goethe's an den Herausgeber. Leipzig, Weichardt. Gr. 8 1 Thlr. 20 Ngr.

Dolly, K., Reisetagebuch Napoleon Bonaparte's seit seiner ersten Abreise von Korsika bis zu seiner Ankunft in Longwood. Nach Correspondenzen und authentischen Quellen gesammelt. Aus dem Französischen von J. Günther. Arnstadt, Meinhardt. 8. 7½ Ngr.

Döring, H., Scenen und Bilder aus dem Leben Jesu. Nebst alttestamentlichen Gemälden und religiösen Dichtungen verschiedenen Inhalts. Berlin, Amelang. 8. 22½ Ngr.

Eylert, R. F., Charakter-Züge und historische Fragmente aus dem Leben des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm III. Gesammelt nach eigenen Beobachtungen und selbst gemachten Erfahrungen. 1ster Theil. 3te aufs neue durchgesehene Auflage. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. Beide Theile 4 Thlr.

Friedländer, A., Die Lehre von der unvordenklichen Zeit. Eine von der Juristen-Fakultät zu Heidelberg gekrönte Preisschrift. Zwei Theile. I. Dogmengeschichte und römisches Recht. II. Canonisches und deutsches Recht und System. Marburg, Elwert. Gr. 8 25 Ngr.

Friedrich der Zweite über Staatsverfassungen und Pflichten der Fürsten. Ins Deutsche übersetzt, nebst Hinweisungen auf einige Zeitfragen. Leipzig, Fritzsche. Gr. 8. 5 Ngr.

Geißler, Teutschlands Verarmung, ihre Folgen und Abhülfe, oder: Was ist von der fortschreitenden Verarmung Teutschlands zu fürchten, und wie ist ihr und den überhand nehmenden Verbrechen gegen Eigenthum und öffentliche Sicherheit abzuhelfen? Eine aus Zeit und Erfahrung hergeleitete, auf dem Gebiete vernünftiger Forschungen beantwortete und mit Vorschlägen begleitete Volksfrage. Zeitz, Schieferdecker. Kl. 8. 5 Ngr.

Genossen der Gegenwart. Espartero. Schweden und sein König. Ferdinand IV. Don Miguel. Mehemed Ali. Abderhaman-Bey. Ibrahim Pascha. Emil Girardin. Cardinal Fesch. Mit einem Vorworte vom Verfasser des „Mefistofeles". Mit Espartero's Portrait. Coesfeld, Riese. Gr. 8. 1 Thlr.

Gerhard, E., Phrixos der Herold. Zweites Programm zum Berliner Winckelmannsfest. Nebst einer Abbildung. Berlin, Besser. 1842. Gr. 4. 20 Ngr.

Gerlach, F. D., Tiberius und Cajus Gracchus. Ein historischer Vortrag. Basel, Schweighauser. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Ghillany, F. W., Die Judenfrage. Eine Beigabe zu Bruno Bauer's Abhandlung über diesen Gegenstand. Nürnberg, Schrag. Gr. 8. 7½ Ngr.

Günther, W. A., Euristheus und Heracles. Metalogische Kritiken und Meditationen. Wien, Beck. Gr. 8. 2 Thlr. 18¾ Ngr.

Harleß, Offene Antwort an den anonymen Verfasser der zwei Sendschreiben, die Frage von der „Kniebeugung der Protestanten" betreffend. München, Palm. Gr. 8. 5 Ngr.

Hartmann von Aue, Iwein. Eine Erzählung. Mit Anmerkungen von *G. F. Benecke* und *K. Lachmann*. 2te Ausgabe. Berlin, Reimer. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Heinroth, J. A. G., Gedichte. 1ster Band, enthaltend Fabeln und Erzählungen zum Declamiren. In drei Heften. Göttingen 1840—42. 16. 20 Ngr.

Helferich, J., Von den periodischen Schwankungen im Werth der edeln Metalle von der Entdeckung Amerikas bis zum Jahr 1830. Eine historisch-ökonomische Monographie. Nürnberg, Schrag. Gr. 8. 22½ Ngr.

Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. Enthaltend sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur deutschen Literargeschichte, und Übersichten der deutschen Sprachliteratur seit 1834. Herausgegeben von F. H. v. d. Hagen. 5ter Band. Mit Beiträgen von August, Bormann, Förstemann, Höfer, Klöden, Kuhn, Lütcke, Pischon, Roßmann, Zelle, Zeune, Zinnow und dem Herausgeber. — A. u. d. T.: Germania 5ter Band. Berlin, Schultze. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Knapp, A., Christliche Gedichte. 3te Auflage. 1ster und 2ter Band. Basel, Neukirch. 8. 2 Thlr.

Köhler, L., Akademische Welt. Roman aus dem deutschen Burschenleben. Zwei Bände. Leipzig, Bösenberg. 8. 2 Thlr.

Kühne, F. G., Portraits und Silhouetten. Zwei Theile. Hannover, Kius. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Lichnowsky, E. M. Fürst, Geschichte des Hauses Habsburg. 7ter Theil: Kaiser Friedrich III. und sein Sohn Maximilian. Mit zwei Kupfertafeln. Wien, Schaumburg und Comp. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Löwengard, M., Jehova, nicht Moloch, war der Gott der alten Hebräer. Entgegnung auf Ghillany's Werk: „Die Menschenopfer der alten Hebräer". Berlin, Schultze. Gr. 8. 5 Ngr.

Marheineke, Der Erzbischof Clemens August, Freiherr Droste zu Vischering als Friedenstifter zwischen Staat und Kirche. Berlin, Schroeder. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Mensch und die Thierwelt. Zwei Reden, gehalten vor der Hauptversammlung der Mitglieder des Vereins gegen Thierquälerei zu Dresden am 23. Mai 1843 von C. F. v. Ammon und C. G. Prinz. Dresden, Arnold. 8. 7½ Ngr.

Menzel, K. A., Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundes-Acte. 10ter Band. Die Zeit Karl's VI. und die Anfänge Friedrich's II. Breslau, Graß, Barth und Comp. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Mittheilungen über Friedrich den Großen aus den Jahren 1784—1786, vornehmlich in Bezug auf die Lecture desselben. Von einem seiner Vorleser. Berlin, Enslin. Gr. 8. 7½ Ngr.

Napiersky, L., Die Morgengabe des rigischen Rechts. Eine Candidatenschrift. Dorpat 1842. Gr. 8. 10 Ngr.

Öffentlich und Mündlich contra Schriftlich und Genossen, oder die Criminalreformer vor Aktenburg. Kriegerisches Spektakelstück in zwei Acten von B. F. Scherzer. Oschatz. Gr. 8. 3 Ngr.

Preller, L., Über die Bedeutung des schwarzen Meeres für den Handel und Verkehr der alten Welt. Rede gehalten am Krönungsfeste Sr. Maj. Nicolai Pawlowitsch am 22. August 1842 an der Universität Dorpat. Dorpat 1842. Gr. 8. 7½ Ngr.

Revue östreichischer Zustände. 2ter Band. Leipzig, Reclam jun. Gr. 12. 1 Thlr.

Risch, O. T., Zünfte, Gewerbefreiheit, gewerbliche Vereine, im Allgemeinen betrachtet und vergleichsweise zusammengestellt. Berlin, Springer. Gr. 8. 17½ Ngr.

Schuderoff, J., Glaube und Vernunft in ihren Verzweigungen. Neustadt a. d. O., Wagner. 8. 12½ Ngr.

Des Sophocles Antigone, griechisch und deutsch, herausgegeben von *A. Boeckh*. Nebst zwei Abhandlungen über diese Tragödie im Ganzen und über einzelne Stellen derselben. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Streckfuß, K., Über das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten. Zweite Schrift unter diesem Titel. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 15 Ngr.

Über die Bekämpfung des Liberalismus in Deutschland. Ein ernstes Wort an die deutschen Regierungen. Leipzig, Fritzsche. 8. 10 Ngr.

Der Verfassungsfreund. Volksschriften über staatsbürgerliche Angelegenheiten unter Mitwirkung mehrerer freisinniger Schriftsteller herausgegeben von R. Blum und F. Steger. 1stes Bändchen: Das Verfassungswesen, oder das constitutionelle Princip, von F. Steger. Leipzig, Mayer und Wigand. Kl. 8. 6 Ngr.

— — Desselben 2tes Bändchen: Über Öffentlichkeit und Mündlichkeit im deutschen Strafverfahren. Von F. Steger. Leipzig, Mayer und Wigand. Kl. 8. 3 Ngr.

Wander, K. F. W., Der geschmähete Diesterweg. Eine Stimme aus dem preußischen Volksschullehrerstande gegen die Angriffe des Herrn L. Emmerich zu Bonn. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Warnke, G., Briefe. Der Jugend gewidmet. Lübeck, v. Rohden. 8. 15 Ngr.

Zagler, J. J., Gedichte. München. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 244. —— 1. September 1843.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Lessingiana.*)

Wenn Lessing unter den Classikern der Nation nicht blos als Dichter, sondern auch als Repräsentant des deutschen Geistes und Nationalcharakters, als universeller Gelehrter, heller Denker und freisinnigster Mensch die ungetheilteste Verehrung genießt, so wird er unter uns, in hiesiger Stadt, noch gewisse besondere Sympathien erregen. Persönliche, interessante Erinnerungen sind es, welche sich theils an seinen hiesigen Aufenthalt, sein Wirken und Streben, an hier begonnene poetische Entwürfe, wissenschaftlich-literarische Studien, theils an seine, noch bei Lessing's Leben hierher übergesiedelten, in Schlesien verbreiteten, in Kunst und Literatur namhaften Verwandten, theils endlich, was damit zusammenhängt, an mehre hier in öffentlichem oder Privatbesitz aufbewahrte, literarisch noch keineswegs hinlänglich ausgebeutete Papiere und Handschriften von ihm knüpfen. Diese Erinnerungen nach allen sich darbietenden Richtungen und in ihrem Zusammenhange zu verfolgen, würde mich von der Aufgabe, welche ich mir hier zunächst gestellt, zu weit abführen: in Bezug auf einen wichtigen Wendepunkt in Lessing's philosophischer und theologischer Bildung und Denkart, welcher in die Jahre seines breslauer Aufenthalts (1761—65) fällt, habe ich in einer vor drei Jahren verfaßten Schrift über Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, ihre Echtheit und philosophische Bedeutung, ausführlich gehandelt. Ein Schreiben des ehemaligen, so gelehrten wie geistvollen Rectors der hiesigen Bürgerschule zum heiligen Geist, S. B. Klose, an Karl Lessing; G. E. Lessing's eigener, hier geführter, leider viel zu spärlich erhaltener Briefwechsel; seine Herausgabe der Gedichte des schlesischen Andreas Scultetus — diese liefern uns mehre schätzbare historische Zeugnisse und Spuren aus jenem Zeitraum. Mehre Gedichte von Scultetus hat Lessing bekanntlich in der Bibliothek zu St.-Bernhardin entdeckt, nachdem er früher, in Wittenberg, zuerst auf ihn aufmerksam geworden, und so Schlesien mit einem bemerkenswerthen, wenn auch im Enthusiasmus anfangs vielleicht überschätzten Dichter gewissermaßen bereichert. Gegen Zachariä, dem er diese Gedichte in einer Zuschrift widmet, denkt er mit Erkenntlichkeit seiner in Breslau erworbenen würdigen Freunde: des von Friedrich dem Großen hochgeachteten Rectors am Elisabethanum, Arletius — dieser rühmte gern, wird erzählt, den Secretair Lessing, als Einen „der etwas gelernt" — und des eben erwähnten Klose. Dieser war als Rector der Schule zugleich Aufseher der in der Kirche zu St.-Bernhardin gegründeten, der Stadt gehörigen Bibliothek.

Hier, in dem Büchersaale zu St.-Bernhardin — drückt sich Klose in dem Briefe an Lessing's Bruder aus —, hielt er sich vorzüglich bei den Sammlungen poetisch-komischer Erzählungen aus dem vorigen Jahrhundert auf, die kaum noch ihrem Titel nach bekannt sind. Er durchlief sie, Goldkörner darin zu finden, denen er das schönste Gepräge zu geben wußte.

Mit Klose besuchte Lessing auch die übrigen Bibliotheken der Kirchen, Klöster und Gymnasien; in der zu Maria Magdalena fand er die erste Ausgabe von Logau's Gedichten, die er sofort an Ramler nach Berlin schickte. Auffallend ist es, daß uns von einem Briefwechsel zwischen Lessing und Klose, nach des Erstern Abgang von Breslau, gar keine Spur aufstößt, da sich kaum denken läßt, daß aller unmittelbarer Verkehr zwischen ihnen nachher aufgehört habe. Einen rührenden Beweis echter Anhänglichkeit gab wenigstens Klose, der, einer sichern Tradition zufolge, in der letzten Lebenszeit Lessing's von hier aus zu Fuß nach Wolfenbüttel reiste, um seinen Freund, den er noch lange überleben sollte, noch einmal zu sehen.*)

*) Vorgelesen am 31. März 1843 in der allgemeinen Versammlung der Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau.

*) In Breslau haben sich Traditionen von Lessing's Aufenthalt in einigen Stätten bis heute erhalten. Man zeigt z. B. das Haus, wo er die Abende in fröhlicher Gesellschaft und beim Spiele zu-

Es wird jetzt wenigstens nicht befremden, wenn wir die allgemeinere Aufmerksamkeit auf eins der interessantesten Manuscripte von Lessing's eigener Hand zu lenken versuchen, welches eine Zierde der genannten Bibliothek zu St.-Bernhardin ausmacht, dessen Beschaffenheit und Tendenz überhaupt, sein Ursprung und endlich die Art seiner Aufbewahrung an alle jene Verhältnisse lebhaft erinnert. Eher könnte es befremden, daß die Existenz dieses Manuscripts nicht einmal am hiesigen Orte Allen bekannt, um so mehr den auswärtigen Literatoren unbekannt geblieben ist. Es ist dieses Manuscript nun nichts Anderes als die vollständig erhaltene Originalhandschrift von Lessing's, durch Eschenburg 1790 in zwei Octavbänden, mit Zusätzen herausgegebenen „Collectaneen zur Literatur". Wie und in welcher Zeit die Handschrift an ihren gegenwärtigen Ort gekommen, lehrt ihr Titel, welcher jedoch nicht von Lessing's Hand, sondern dem ehemaligen Rector der Bürgerschule, G. S. Bandke, Klose's Nachfolger, der von hier einen Ruf nach Krakau erhielt, herrührt; er lautet wie folgt: „Gotthold Ephraim Lessing's Collectanea, von ihm selbst eigenhändig geschrieben, geschenkt der Bibliothek zu St.-Bernhardin, von ...., mit den Worten: ‚Weil mein Bruder so oft auf dieser Bibliothek gewesen und mit Klosen so gut Freund war. Den 30. Mai 1805'."

Daraus geht hervor, daß es Lessing's Bruder, der hier lange lebende und 1812 verstorbene Münzdirector Karl Lessing war, der, aus einem Gefühle von Pietät, das Manuscript, nach dessen Rücksendung durch Eschenburg, der Bibliothek für alle Zeiten geschenkt hat. Sie nimmt unter den Handschriften Lessing's in unserer Stadt, die theils der königlichen und Universitäts-Bibliothek, theils dem Hrn. Geh.-Rath Oelsner angehören, an Gehalt und unverkürzter literarischer Wichtigkeit einen hohen Platz ein; sie würde, hätte von ihrem Vorhandensein früher verlautet, auf die Recension dieses Bestandtheils der kritischen Gesammtausgabe Lessing's durch Karl Lachmann nicht ohne Einfluß geblieben sein; daher ein künftiger Herausgeber ihre durchgängige Vergleichung und Ausbeutung — dies wird sich hier näher herausstellen — nicht wird umgehen können. Der genannte berühmte Gelehrte und Herausgeber Lessing's versteht überall, wo er sich auf die „Breslauer Papiere" beruft, die sich größtentheils auf Lessing's theatralischen Nachlaß beziehen, lediglich das Convolut der Autographa Lessing's auf der hiesigen königlichen und Universitäts-Bibliothek, welche Wachler ihm kurz vor seinem Tode geschickt hatte. Auch von diesen kam öffentliche Kunde ziemlich spät und nicht von Wachler selbst. Mehre unter uns (um dies im Vorübergehen zu bemerken) werden sich erinnern, wie dieser berühmte Literator, so begeistert er für Lessing sich zeigte, doch von diesen Papieren keine irgend erhebliche Ausbeute verhieß, ja ihre Benutzung dem Ruhme Lessing's für wenig vortheilhaft erklärte. Der Erfolg, womit Lachmann dieselben bei seiner Ausgabe gebraucht hat, hat diese Meinung nicht gerechtfertigt; selbst in Dem, was dieser Gelehrte unbenutzt ließ, finden sich einige, wenn auch unscheinbare Goldkörner, welchen, an dem rechten Orte in einer Biographie Lessing's, ihr Schimmer nicht abgehen würde. Anderes mag immerhin nur noch als persönliche Reliquie des großen Geistes mit Achtung aufbewahrt bleiben. Wann und auf welchem Wege unsere Bibliothek zu diesem kostbaren Schatze gelangte, darüber haben wir zwar kein so deutliches und anziehendes Zeugniß wie bei den Collectaneen; Wachler wenigstens wußte es, nach einer Notiz des Hrn. Prof. Kahlert im „Freihafen" (1838), nicht genau anzugeben. So viel steht im Allgemeinen fest (und dies wird durch die Aussage von Lessing's unter uns lebenden Verwandten bestätigt), daß diese Papiere als ein Bestandtheil des Nachlasses vom Münzdirector Lessing 1812, in jener Zeit allgemeiner Aufregung und Unruhe, versteigert und zerstreut wurden, wobei durch einen uneigennützigen Verehrer des großen Mannes die noch erhaltenen Papiere in die Universitäts-Bibliothek, als ein Asyl, gewissermaßen gerettet wurden. Nicht wenig wird damals verloren worden oder in Verborgenheit gerathen sein. Denn der gesammte, vollständige Nachlaß Lessing's, welchen sein Bruder bald nach seinem Tode von Wolfenbüttel nach Breslau abgeholt, so vollständig, daß heute nicht ein Blatt von Lessing's Hand in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel vorhanden ist (sogar die amtlichen Papiere Lessing's erlaubte sich der Bruder mitzunehmen, wie ich an Ort und Stelle durch den trefflichen Bibliothekar Dr. Schönemann berichtet wurde): dieser Nachlaß enthielt weit mehr als das noch Vorhandene, z. B. Alles, was Eschenburg und was namentlich der geniale, zu früh verstorbene Fülleborn hier, in Gemeinschaft mit Karl Lessing oder allein bekannt gemacht. Fülleborn namentlich verhieß in der Vorrede zum dritten Bande von „Lessing's Leben" (S. xx) einen „Nachtrag zu Lessing's Collectaneen", wobei er, wohlgemerkt, etwas ganz Anderes im Auge hatte als unser, damals bereits von Eschenburg herausgegebenes Manuscript. Daß dieser Nachtrag nicht erschienen (mit Ausnahme des Wenigen, was Fülleborn in seinen „Nebenstunden" [1799—1800] mitgetheilt), bedauert unter Andern Mohnike in den von seinem Sohne vor kurzem herausgegebenen, gelehrten „Lessingianis". Was Fülleborn von Lessing's Papieren bei längerm Leben vielleicht bekannt gemacht hätte, nahm der Münzdirector Lessing nach seinem Tode wieder an sich, und auch dies gehört jetzt wol mit zu den Desideratis. Ich lasse mich darüber aus, weil es nicht außer der Möglichkeit liegt, daß diese Papiere, ganz oder zum Theil, in Schlesien noch wieder auf-

---

brachte (Schubrücke, im Posthorn), das Haus, wo er lange gewohnt (Schweidnitzer Straße), bei einem Pfefferküchler. Dieser, sein Wirth, unmuthig über Lessing's häufiges nächtliches Nachhausekommen, rächte sich durch eine Pfefferkuchenform, mit einer Misgestalt und der Unterschrift: Gotthold Ephraim Lessing. Es leben hier Personen, welche Pfefferkuchen aus dieser Form gesehen und gegessen haben. Namentlich erzählt man, daß gewisse witzige Äußerungen, welche dem General Tauenzien, als Commandanten von Breslau, in den Mund gelegt werden, von Lessing ihren Ursprung nahmen; das Einzelne hierüber, obschon es sogar auf Lessing's Bruder zurückgeführt wird, bietet jedoch chronologische Schwierigkeiten dar, daher ich es lieber übergehe.

gefunden werden konnten. Für die Erhaltung wenigstens zweier nicht unwichtigen Handschriften Lessing's aus seinem Nachlasse ist man, wie bekannt, dem literarischen Eifer unseres Mitbürgers Hrn. Geh.-Rath Oelsner verpflichtet: ich meine die berühmte, von Lessing in den letzten Jahren seines Lebens zum Zwecke der Herausgabe, auf den Grund dreier wolfenbüttler Handschriften verfaßte Recension des „Renner" von Hugo v. Trimberg, und seine Anmerkungen zu L. E. Steinbach's Deutschem Wörterbuch, welche Prof. Kahlert (bis auf einige) im „Freihafen" von 1838 bekannt gemacht, von wo sie Lachmann der neuen Ausgabe im elften Bande einverleibte.

Ich komme auf unser Manuscript zurück, von welchem mir, bis vor kurzem, nicht mehr als eine dunkle und unbestimmte Erinnerung geblieben war, die sich von der Zeit meiner hiesigen akademischen Studien herschreibt. Bei einem meiner Besuche auf der Bibliothek zu St.-Bernhardin, etwa im J. 1830, zeigte mir der damalige Rector der Schule zum heiligen Geist und als solcher Aufseher der Bibliothek, Morgenbesser, als ein Curiosum unter Anderm jenes Manuscript: „Lessing's Tagebuch", so bezeichnete er es. Von dieser ziemlich unbestimmten Erinnerung geleitet, wollte ich neulich mich näher über die Beschaffenheit dieser Handschrift unterrichten; ein Blick in dasselbe belehrte mich, daß ich die durchgängig eigenhändige und vollständige Urschrift, nach welcher Eschenburg 1790 die „Collectaneen zur Literatur" herausgegeben, in der Hand hatte. Sie besteht, genau wie Eschenburg sie beschrieben, aus 550 Seiten in Kleinfolio und in gespaltenen Columnen, die aber nicht alle beschrieben sind. Beim Blättern fiel mir bald hier, bald dort ein Artikel in die Augen, den ich als mir durchaus unbekannt und neu ansehen mußte. Dies reichte hin, mir ein genaueres Studium dieser Handschrift zu einer interessanten Pflicht zu machen, dessen Ertrag ich Ihnen, so weit er eine allgemeine Theilnahme ansprechen darf, mitzutheilen die Ehre habe. Vielleicht ist es möglich, diese, wie es scheint, trockenen Materien (wenn man sich an die „Collectaneen zur Literatur" überhaupt erinnert) auf eine Einheit des Gesichtspunkts zurückzuführen; und wo könnte dieser Gesichtspunkt sich bequemer darbieten als in der Persönlichkeit, in dem Charakter Lessing's?

(Die Fortsetzung folgt.)

Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne; tableaux des salons, scènes anecdotiques et portraits 1814—15, par le comte *A. de la Garde*. Zwei Bände. Paris 1843.

Der Verf. dieses interessanten, geistreichen Werks, dessen Werth hauptsächlich in einer Masse einzelner, pikanter Züge liegt, entschuldigt sich gewissermaßen, einen so oft geschilderten Gegenstand aufs neue behandelt zu haben. Der Menge von Schriften, die über den Wiener Congreß erschienen sind, nach zu urtheilen, sollte man allerdings meinen, das Thema sei jetzt bereits erschöpft. Daß Dem aber nicht so sei, wird man, wenn man die bisherigen Darstellungen näher ins Auge faßt, dem Grafen de la Garde leicht zugeben. Nur glauben wir, daß derselbe gerade darin Unrecht habe, daß die ernste Seite dieses Congresses, auf dem das Geschick Europas entschieden werden sollte, genügend behandelt, daß dagegen der unterhaltenden Geschichte dieser glänzenden Zusammenkunft gekrönter Häupter, berühmter Diplomaten und glänzender Schönheiten aus allen Ländern noch nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt sei. Uns will es vielmehr scheinen, als sei bisher die politische Bedeutung des Congresses noch nicht genug hervorgehoben und als hätten die Historiker desselben, selbst die meisterhafte Darstellung Varnhagen's nicht ausgenommen, sich mit zu großem Gefallen an die glänzende Außenseite gehalten. Wir geben indessen gern zu, daß alle diese Feste, diese glänzenden Zusammenkünfte, die gemeinschaftlichen Vergnügungspartien oft schwer in der Wage der Staatengeschichte gewogen haben, daß, wie der Verf. sagt, „oft auf einem Balle ein Königreich zerstückelt oder vergrößert, eine Constitution auf einer Jagdpartie verabredet und entworfen ward und daß ein glücklicher Einfall, ein witziges Wort oft einen Vertrag zu Stande brachte, an dem bisher alle diplomatische Gewandtheit und tagelange Conferenzen gescheitert waren". Es kommt uns auch nicht zu, mit dem Verf. zu rechten, daß er in seinem Werke keine diplomatische Geschichte geben will, sondern sich begnügt, den Congreß von seiner heitern, unterhaltenden Seite aufzufassen und ihn darzustellen „als ein ungeheures Fest zu Ehren des allgemeinen Friedens". Sein Buch ist sehr anziehend geschrieben und enthält trotz der großen Menge schon vorhandener Schilderungen noch eine reiche Lese einzelner Anekdoten, charakteristischer Züge, die man nicht ohne Interesse lesen wird. Man kann dem Verf ein bedeutendes Talent zur Charakterzeichnung nicht absprechen, obgleich er die meisten Gestalten, welche er an uns vorüberführt, in der Regel nur mit wenigen Strichen skizzirt und nur ausnahmsweise ein Portrait ganz ausführt. Überall hat er das richtige Maß zu treffen gewußt und namentlich die Monotonie glücklich vermieden, in die man bei der Schilderung einer so großen Anzahl berühmter Personen aller Art leicht fallen kann. Es ist ihm dies besonders dadurch gelungen, daß er die Gestalten, die er darstellen will, meistens handelnd auftreten läßt, und oft seine Schilderungen Andern in den Mund legt So macht in der ersten Partie des Buchs namentlich der liebenswürdige Fürst von Ligne, der am jungen Grafen de la Garde besonderes Interesse genommen zu haben scheint, den Cicerone in den glänzenden Salons, die sich vor uns ausbreiten, und den Wappenherold, welcher uns mit den hervorragenden Gestalten des Congresses bekannt macht. Leider verlor der Graf de la Garde diesen sichern Führer, der sich eine lange Reihe von Jahren in diesen glänzenden Kreisen bewegt und doch stets die Unabhängigkeit seines Urtheils zu bewahren gewußt hatte, gerade als er seiner noch am meisten bedurft hätte, durch den Tod.

Der Verf. hat allerdings Takt genug gehabt, seine Persönlichkeit nicht in den Vordergrund zu drängen; aber vielleicht wäre es doch nicht unangemessen gewesen, wenn er über die Natur seiner Stellung in Wien u. s. w. ein Wörtchen hätte fallen lassen. Es scheint, als habe er sich mit den Geschäften und politischen Verhandlungen gar nicht befaßt — und er hätte sonst dieselben auch wol nicht ganz unberücksichtigt gelassen —, und als wäre er einer von den vielen Zugvögeln, die aus allen Ländern herbeiflogen, um an den Vergnügungen, Festen und Bällen Theil zu nehmen, die man sich bei dieser Gelegenheit nicht mit Unrecht versprach. Seine Geburt und seine Familienverhältnisse — sein Vater ist, wie man gelegentlich erfährt, Minister der auswärtigen Verhältnisse wahrscheinlich unter Ludwig XVI. gewesen — brachten ihn indessen mit den Personen, um die sich der ganze Congreß drehte, in die nächste Verbindung. Zuweilen ist es, als spräche sich ein verhaltener Ärger über eine verfehlte Carrière aus und als sei sein Ehrgeiz und die Thatenlust nicht befriedigt. So lesen wir II, 177 eine derbe Philippika gegen die vielgewundene Laufbahn des Diplomaten, „auf der nur Derjenige es zu etwas bringt, der die Dankbarkeit mit Füßen tritt, die theuersten Neigungen erstickt, die Grundsätze seines ganzen Lebens verleugnet und Familie, Freunde, Vaterland vergessen kann". Doch es ist dies

eine Vermuthung, welche wir uns nur erlaubt haben, weil man bei ähnlichen Werken, wie das vorliegende ist, nur zu leicht unter dem Einflusse seiner persönlichen Verhältnisse steht.

In der langen Galerie einzelner Portraits, die sich in diesen zwei Bänden vor uns aufthut, suchten wir natürlich zuerst nach Bekannten, für die wir uns näher interessiren, oder solchen Zügen, welche uns schon aus frühern Schilderungen bekannt sind. So finden wir unter den Deutschen, mit denen de la Garde in Berührung kommt, namentlich Metternich, W. v. Humboldt u. A. Gentz wird nur kürzer abgefertigt, obgleich der Verf. ein eifriger Besucher der Salons der Gräfin v. Fuchs war, in denen man den geistreichen Publicisten besonders gern sah. Eine der interessantesten Partien seines Buchs ist diejenige, welche der Verf. dem begeisterten Ypsilantis, mit dem er durch die engsten Bande der Freundschaft verbunden war, widmet. Nicht geringern Werth hat der Abschnitt, in welchem er die Stellung Sidney Smith's auf dem Congreß, die von den bisherigen Geschichtschreibern der wiener Verhandlungen noch nicht in ihrem rechten Lichte dargestellt ist, näher ins Auge faßt. Dieser abenteuerliche Seemann, von dem Napoleon bekanntlich sagte: „Ce diable de Sidney Smith m'a fait manquer ma fortune", hatte sich von Thatenlust verzehrt zum Vertreter des Exkönigs von Schweden Gustav Adolf aufgeworfen. Seine Stellung war dadurch von Anfang an eine schiefe, die nur dadurch balancirt wurde, daß er noch nebenbei den Plan zu einer Gesellschaft für die Sklavenemancipation in Anregung brachte, der bei mehren der gekrönten Häuptern, namentlich bei dem philanthropischen Alexander von Rußland, Anklang fand.

In der Art, wie er seine Gestalten zeichnet, macht der Verf. von einem Kunstgriffe, dessen sich auch andere Portraitmaler mit der Feder zu bedienen pflegen, vielleicht einen gar zu reichlichen Gebrauch. Er leiht nämlich nicht selten, wenn er eine der zu charakterisirenden Personen redend einführt, derselben alle die Schlag- und Witzworte, welche man im Publicum auf ihre Rechnung zu setzen pflegt. Allerdings erkennt man so die Gestalt, welche auftritt, gleich auf den ersten Blick; indessen muß man sich sehr hüten, diese Art der Darstellung, die zum Theil gewiß von den griechischen und römischen Historikern in Anwendung gebracht ist, in Manier ausarten zu lassen. Dies ist uns namentlich bei der Charakterisirung des geistreichen Fürsten von Ligne, der von Witzworten übersprudelte, aufgefallen. Der Verf. legt ihm hier das bekannte „Le congrès ne marche pas, il danse" und eine ganze Reihe von Bonmots in den Mund, die dadurch, daß man sie schon überall gelesen hat, allmälig zu abgedroschenen Gemeinplätzen geworden sind. Daß übrigens la Garde mit diesem seltenen Manne, dessen Umgang zu den gesuchtesten gehörte, wirklich in so nahen Beziehungen stand, wie er sagt, geht aus der Dedication seines Buchs hervor, welche dem Enkel des Fürsten, dem jetzigen belgischen Gesandten zu Paris, zugeeignet ist. Jeder Zweifel an der Glaubwürdigkeit des Verf wird übrigens schon gehoben durch ein sehr schmeichelhaftes Schreiben, welches dieser Diplomat an ihn gerichtet hat und das von einigen französischen Journalen mitgetheilt worden ist.

Wir haben die heitern Schilderungen des Verf. mit keiner ernsten Betrachtung unterbrochen, obgleich sich uns dieselben beim bloßen Namen des Wiener Congresses in Masse aufdrängen. Aber einen erschütternden Eindruck macht es, wenn man sieht, wie er sein Buch, durch das sich ein Abglanz der großartigsten Feste zieht, mit einer kurzen Erinnerung an Fauche-Borel und an dessen abenteuerliches Leben abschließt. Mit Recht heißt es von diesem ehemaligen Buchhändler, der 20 Jahre hindurch mit der größten Selbstaufopferung und einer romantischen, chevaleresken Ausdauer im Interesse der Bourbons gearbeitet hatte: „Wenn man irgend ein Beispiel anführen wollte, um ehrsüchtige Gemüther gegen diesen Durst, etwas zu sein und zu scheinen, der sie verzehrt, zu bewahren, wo könnte man ein schlagenderes finden als das von Fauche-Borel, welcher sich selbst durch seinen freiwilligen Tod für die Täuschungen seines Ehrgeizes strafte und mit seinem Blute Alles, was man über die Undankbarkeit der Fürsten gesagt hat, besiegelte?" 6.

Literarische Notiz.

Von folgendem Werke: „The sanative influence of climate; with an account of the best places of resort for invalides", von Sir James Clark, durch welches die medicinische Literatur Englands wahrhaft bereichert worden, ist vor kurzem die dritte Auflage in London erschienen. Vor der ersten Ausgabe desselben, die vor zehn Jahren herauskam, fehlte den Engländern ganz und gar eine allgemeine Abhandlung über die Wirkungen der verschiedenen Klimate auf leidende Personen, oder von der Anwendung des Klimas als allgemeines Heilmittel in gewissen Krankheiten. Wir können jedoch nicht sagen, daß obgedachtes Werk, wie schätzbar es auch ist, diesem Mangel vollkommen abhilft, da es nur von der Wirkung von einer Art Klima handelt, nämlich von dem Einfluß eines milden Klimas, in chronischen Krankheiten, auf die Einwohner kälterer Gegenden. Kaum ist darin die Rede von den Wirkungen eines Wegzuges von einem gemäßigten zu einem ganz kalten oder ganz heißen Klima, oder umgekehrt. Doch ist nicht zu läugnen, daß der Zweig des hier behandelten Gegenstandes die Mehrzahl der Krankheiten, welche durch einen Wechsel von Klima gehoben oder wenigstens gemildert werden können, umfaßt. In einem Capitel hat der Verf. allerdings auch von den wohlthätigen Wirkungen eines gemäßigten Klimas auf die kränkliche Körperbeschaffenheit Derer, die lange in tropischen Gegenden gelebt haben, gesprochen, aber beiweitem nicht erschöpfend genug, besonders, wenn man bedenkt, daß Tausende von Menschen jährlich von der Colonien nach Europa zurückkehren, deren Gesundheit mehr oder weniger gelitten hat. Es ist daher zu wünschen, daß er in einer künftigen Ausgabe seines Werkes das in dieser Hinsicht Fehlende ergänzen möge. Mehre Ursachen vereinigten sich vormals, den Einfluß des Klimas auf gewisse Krankheiten der speciellen Untersuchung unserer Zeit aufzubewahren; aber die vornehmsten derselben sind ohne Widerrede die so sehr zugenommene Begierde, fremde Länder zu besuchen und die vermehrte Leichtigkeit, diese Reiselust gegenwärtig zu befriedigen. Es ist in der That erst nachdem die Schlacht von Waterloo die Bahn des Reisenden in jedem Lande Europas frei und sicher gemacht hat, daß die Mittel, ein Werk, wie das hier erwähnte, zu verfassen, einem englischen Arzte zugänglich geworden sind. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 245. —— 2. September 1843.

Lessingiana.

(Fortsetzung aus Nr. 244.)

Es wird oft und mit Recht hervorgehoben, daß das Charakteristische von Lessing's Geist, nach seiner schriftstellerischen Thätigkeit gemessen, am entsprechendsten sich durch den Begriff der Kritik, im höhern Sinne, treffen lasse. Diejenigen jedoch, welche das Wesen der Kritik hauptsächlich in Schärfe und Subtilität des Verstandes setzen, fassen nur die eine Seite ihres Wesens, oder vielmehr die Sache oft nur in ihrer Erscheinung auf: dieses Wesen, die Wurzel und der Träger jener hohen Verstandeskraft liegt in dem sittlichen Principe des Menschen, in dem „unbedingten Triebe" nach Wahrheit und Recht; ja, es bedarf eines sittlichen Fundaments, es bedarf eines Charakters, wenn je etwas Bleibendes, etwas Großes vermöge der Kritik ausgerichtet werden soll. Dieses sittliche Fundament, die innere Harmonie der Seele ist es, welche bei Lessing überall das Maß, die Klarheit hervorruft, wo Form und Gehalt sich durchdringen; welches seine Werke mit einer innern Wärme, einer stillen Begeisterung beseelt, welcher wir beim Lesen nicht widerstehen können. Selten trägt eine so scharf ausgeprägte Originalität zu gleicher Zeit so den Stempel des allgemein und rein Menschlichen, und dies ist es, was so hinreißt; es ist das Homo sum, humani nihil a me alienum puto, was zu jeder Seite, die Lessing geschrieben, das Motto bildet. Ähnlich dem physischen Athemholen beweist sich Lessing's Streben in zwei stets einander belebenden und erhaltenden Functionen: Wahrheit schöpfen und Wahrheit verbreiten; er ist ebenso sehr Lehrer als Forscher; sogar als Dichter betrachtet er sich als Lehrer nützlicher oder hoher, erbaulicher Wahrheiten. Die dramatische Behandlung, welche Lessing's Abhandlungen und Briefen so viel Leben und Farbe gibt, hängt damit zusammen; nirgend die Hypochondrie des in sich und seine Bücher vergrabenen Stubengelehrten, nirgend der vornehm absprechende, selbstgenügsame Ton des mit sich fertigen, seine Meinung oder System über Alles setzenden Mannes; es ist ein beständiges Suchen und Finden, Fragen und Antworten. Wenn jemals, so hat hier das berühmte Wort seine Wahrheit: Der Stil ist der Mensch selbst. Stil ist dann nicht der Gedanke in seinem Putze, im angenommenen Feierkleide, das man ablegt, wenn man allein ist (wiewol Buffon, von dem jenes Wort ausgegangen, sich fast nur in solchem gezeigt hat), sondern es ist ein Plastisches, das mit dem Gedanken selbst Gestalt gewinnt und nur seine Färbung von Stimmung und Umständen annimmt; das, wenn es sogar in dem verborgenen, nachlässig hingeworfenen Gedanken angetroffen wird, doppelt belehrt, ja erbaut. Und dies ist der Fall bei den meisten in Lessing's Nachlasse vorgefundenen Studien, Vorarbeiten oder Entwürfen zu schriftstellerischen Arbeiten, besonders bei denjenigen Schriften, welche man im nähern Sinne seine Collectaneen nennen kann. Denn leicht erachtet man, daß die von Eschenburg nach unserm Manuscripte herausgegebenen „Collectaneen zur Literatur" nicht die ersten und die einzigen waren, welche Lessing aufgeschrieben. Eschenburg bedachte dies zu wenig, als er in der Vorrede sein Bedauern zu erkennen gab, daß der große Mann

> diese Collectaneen nicht schon gleich bei seinem Eintritt in die von ihm so rühmlich durchlaufene, literarische Laufbahn angefangen, und sie bis an sein viel zu früh erreichtes Ziel derselben fortgesetzt: sie würden da freilich ungleich größer und reichhaltiger ausgefallen sein. Aber so scheint er erst im J. 1768 damit den Anfang gemacht, und sie während seines Aufenthalts in Hamburg und in den ersten Jahren seines Bibliothekariats in Wolfenbüttel fortgesetzt zu haben.

Allein, sind wir zu entgegnen berechtigt, Lessing hat weder seine Collectaneen erst mit diesem Manuscripte angelegt, noch datirt dieses erst vom Jahre 1768. Frühe hatte er der Art Sammlungen anzulegen angefangen, aber warum sie nicht alle erhalten sind, bekannte er selbst, da er bei einer Gelegenheit schrieb (Lachmann's Ausgabe, Bd. 11, S. 753):

> Ich weiß nicht, wo die Blätter meiner ehemaligen Sammlungen hingekommen. Mir geht es mit allen meinen Collectaneis, wie der Virgilianischen Sibylle. Ich schreibe dergleichen Dinge meistens auf einzelne Blätter, die ich dann wol hinlege und ordentlich aufzuheben gedenke; aber weht auch nur der kleinste Wind darunter, und treibt er sie einmal auseinander:
>
> Nunquam deinde cavo volitantia prendere saxo
> Nec revocare situs, aut jungere carmina curo.

Und doch ist unsere Erbschaft an Lessing's Collectaneen reich genug, wenn wir nur an die, auf unzusammenhängenden Blättern und Bogen erhaltenen Fragmente aus Lessing's Nachlaß denken, welche beinahe den ganzen elften Band der Lachmann'schen Ausgabe ausmachen, eine wahre Fundgrube für Philosophen, Theologen und Literatoren. Ich rechne dahin einen Theil der in der hiesigen

Universitäts-Bibliothek aufbewahrten Lessing'schen Papiere. So befindet sich (das kann ich sogleich erwähnen) in unserm Manuscripte ein einzelnes Folioblatt, einen ungedruckten Artikel: S. Cresci val cava enthaltend, das ursprünglich dazu nicht gehörte, sondern von Karl Lessing, wahrscheinlich erst nachdem er die Handschrift von Eschenburg zurückerhalten hatte, hineingelegt worden. Dieses Blatt trägt die Seitenzahl 2192 und könnte auf viel bedeutendere Collectaneen als wir kennen schließen lassen. Um so mehr behauptet unser Manuscript, schon seiner Form nach, seinen besondern Werth und eine gewisse Selbständigkeit. Die Vermuthung Eschenburg's, daß Lessing dieses Collectaneenbuch 1768—69, also in Hamburg, wo er damals lebte, begonnen, stützt sich darauf, daß gerade bei diesem Artikel in dem Buche, und außerdem bei einigen andern, diese Jahreszahlen beigeschrieben sind. Diese Artikel sind gedruckt. Dagegen finde ich in unserm Manuscripte bei einem der von Eschenburg überschlagenen Artikel: „Joh. Cleland, noch lebender Schriftsteller in England" u. s. w., hinter dem Namen sehr deutlich die Jahreszahl 1764. Es wird so außer Zweifel gesetzt — und dies kann für uns nicht ohne Interesse sein —, daß Lessing dieses Collectaneenbuch bereits hier in Breslau, wo er damals (1761—64) als Secretair des Generals Tauenzien lebte, wo nicht zu allererst angelegt, doch bereits benuzt hat. Breslau, können wir sagen, hat gewisse Ansprüche auf den Besitz gerade dieses Manuscripts. Von jener Zeit also ab datirte sich die Gewohnheit Lessing's, die ihm beim Lesen entstandenen Gedanken oder seine Auszüge aus Büchern mit und ohne eigene Bemerkungen, endlich ganze Studien zu künftigen Abhandlungen oder Schriften in alphabetischer Ordnung und in unbeschränkter Mannichfaltigkeit, in einer solchen Vielseitigkeit zu sammeln und zu ordnen, daß dieses Buch bei längerm Leben des großen Mannes sich von selbst einer Art wissenschaftlicher Encyklopädie genähert haben würde. Aber auch so, in dieser fragmentarischen Beschaffenheit, zeichnen sich diese Collectaneen vor denen anderer Gelehrten aus: es sind keine aufs Gerathewohl zusammengewürfelten Excerpte; ein so eminent productiver Kopf nimmt auch das von Andern Entlehnte nicht nackt und beziehungslos, sondern mit Rücksicht auf das Ganze seines Ideenganges. Diese Beziehungen zu verstehen, auch nur zu errathen, ist nicht immer leicht; gewiß ist, daß kein einziger unter diesen Artikeln ist, der absolut ohne Interesse, oder nicht ein Wink für weitere Belehrung wäre. Lessing hatte noch etwas von der Polyhistorie früherer Jahrhunderte, jene Neigung, Bücher von den verschiedensten und entlegensten Materien, besonders solche, welche sich auf die Geschichte, den Gang des menschlichen Geistes, der Cultur beziehen, zu lesen, um es mit eigenen oder fremden Beobachtungen zu combiniren. Der Philosoph, der Denker zeigt sich im Hintergrunde, wo man es am wenigsten vermuthete; die Erudition muß allgemeinen Ideen dienen. Da treffen wir denn oft verschollene Autoren, welche Lessing in den Bibliotheken oder auf Auctionen aufstöberte, wobei ihm seine unermeßliche Literaturkenntniß zu Hülfe kam, die ihn von Entdeckung zu Entdeckung führte. Er besaß, wie Leibnitz, jene Spürkraft und Wißbegierde, auch aus mittelmäßigen oder schlechten Büchern das Nützliche herauszufinden. Als junger Mann während seines Aufenthaltes in Berlin und im Umgange mit Mendelssohn hatte bekanntlich Lessing einmal den Einfall, eine Zeitschrift „Das Beste aus schlechten Büchern" herauszugeben; ein Stück davon wurde fertig, doch äußere Bedenklichkeiten, heißt es, hinderten dieses originelle Unternehmen. In solchem Geiste sind nun häufig seine Collectaneen gemacht, nur ganz für ihn und seinen eigenen Nutzen. Besonders notirt er sich gern, wenn er auf etwas Absonderliches, Wunderliches bei Menschen oder in der Natur stößt, wie gesagt, aus einem höhern Interesse. In dem Artikel „Wunderbare Menschen" ist dies deutlich ausgesprochen.

Auf solche — sagt er — in Ansehung ihres Geistes oder Körpers will ich vorzüglich sehen. Wir kennen den Umfang der menschlichen Kräfte ohne Zweifel noch lange nicht u. s. w.

Dahin gehören endlich mehre unter den von Eschenburg ganz übergangenen Artikeln.

Daß eine Sammlung dieser Art aus Lessing's Nachlaß die Veröffentlichung verdiente, darüber werden Alle einig sein; doch über das Maß und die Methode ihrer Redaction und Bearbeitung könnten abweichende Ansichten obwalten. Nur wird der Herausgeber bei seiner einmal gefaßten Ansicht mit Consequenz und Klarheit verfahren müssen, und hier ist es, wo wir uns mit dem Verfahren des im Übrigen so verdienstvollen Herausgebers, Eschenburg, nicht einverstanden erklären können.

Eschenburg ließ sich im Allgemeinen, gewiß mit Recht, von dem Interesse des Lesers an dem Subject, dem Verfasser der Collectaneen, wodurch in diese Mannichfaltigkeit Einheit und Physiognomie kommt, maßgebend leiten; ausdrücklich sagt er:

Was einem Manne wie Lessing diesen Werth zu haben schien, dies und überhaupt den Gang, die Richtung, die mannichfaltige Beschäftigung seines so großen und so glücklich gelehrten Fleißes näher kennen zu lernen, dazu scheinen mir diese Collectaneen höchst dienlich zu sein; zu geschweigen, daß sie in mehr als Einem Betracht dem Liebhaber der Literatur und dem angehenden Forscher derselben äußerst lehrreich werden können.

Dies darf zu der Erwartung berechtigen, daß uns Lessing in dieser Herausgabe überall in seiner echten, ursprünglichen Gestalt und Physiognomie begegne. In der That, wer möchte aus freien Stücken auf den Gedanken kommen, daß dieses nicht der Fall, daß Eschenburg sich mit dem Texte vielfache Veränderungen (in seinen Augen ohne Zweifel Verbesserungen) erlaubte? Diese Veränderungen sind mannichfaltig: größtentheils sind es Verbesserungen des Stils, nächstdem häufige Zusammenziehungen, Verschmelzungen, Weglassung ganzer Stellen, nicht selten gar Entstellungen der Worte Lessing's, wodurch sie einen andern Sinn erhalten; was zuweilen blos Folge der Nachlässigkeit zu sein scheint. Eher zu entschuldigen wäre es, daß Eschenburg hier und da die excerpirten Stellen in lateinischer englischer oder italienischer Sprache in deutscher Übersetzung wiedergegeben. Einige

Male kommt es vor, daß der Herausgeber einen Theil des Textes fortgelassen, ihn aber in die ihm beigefügte Anmerkung verarbeitet hat. Und endlich hat der Herausgeber, wie erwähnt, eine Reihe von Artikeln ganz übergangen, welche nicht allein ihren Platz neben den übrigen meistentheils verdienen, sondern von denen einige an Gehalt und Interesse manche der aufgenommenen weit übertreffen. Dies Alles hat Eschenburg allerdings von fern angedeutet, wie wenn er sich in der Vorrede entschuldigt, daß er so viel aus dem Manuscript gegeben. Er leugne es nicht, daß unter den hier beibehaltenen Artikeln noch manche sind, die auf den ersten Anblick minder erheblich und ihres Urhebers minder würdig scheinen dürften als manche, oder doch die meisten übrigen; und doch glaube er ihre Beibehaltung vor Jedem verantworten zu können u. s. w. Karl Lessing, sagt er kurz vorher, hatte ihm die Handschrift mit der völligen Freiheit übergehen, sie ganz oder so viel ihm gut dünken würde, bekannt zu machen; und das hätte ihn zu dem Entschlusse bestimmt, von jener Erlaubniß einen „zweckmäßigen Gebrauch zu machen". Welch ein weites Feld für ein subjectives Verfahren hatte sich der Herausgeber damit gegeben!

Nun ist es unsere Absicht nicht, einen entschiedenen Tadel deshalb gegen Eschenburg auszusprechen; man muß die Person und ihre Absicht von der Sache unterscheiden. Man kennt die damaligen, eigenthümlichen, oft so nobeln Verhältnisse der Schriftsteller und Dichter untereinander, die Rechte, welche sie den Freunden gegen ihre Geistesproducte einräumten, den literarischen Gemeinsinn, der sie beseelte, und daher die Unbefangenheit, womit sich der Dichter der kritischen Schere oder Feile ergab. Mit welcher Bonhommie fügte sich der große Lessing den kritischen Vorschlägen seiner berliner Freunde, der Ramler, Mendelssohn, und seines eigenen, wacker strebsamen, an Intelligenz ihm jedoch sehr nachstehenden Bruders. Und so glaubte Eschenburg es vor seinem Freundes- und Schriftstellergewissen verantworten zu können, wenn er die mit stillem Fleiße verfaßten Collectaneen Lessing's nach bestem Ermessen zustutzte oder sichtete, ohne es überall diplomatisch genau zu nehmen. Dabei ließ er sich nur von einem Irrthum, der aber nach unserm Ermessen auf sein Verfahren durchgehenden Einfluß übte, leiten: Eschenburg glaubte, und er spricht dies unverholen aus, hier und da Spuren gefunden zu haben, daß Lessing nicht nur bei einzelnen Artikeln, sondern, „wie es ihm immer einleuchtender wurde, bei der ganzen Arbeit ihre öffentliche Bekanntmachung und ein sie lesendes Publicum schon im Auge gehabt habe". „Diese Spuren zu entdecken", setzte er hinzu, „könne dem Leser nicht schwer werden. Hier verweise er nur auf die drei Artikel: Marbodus, Matthäus und Wunderbare Menschen, aus welchen sich zu ergeben scheine, daß Lessing diese Sammlung seine Literatur zu nennen Willens war." Dies wäre ein Hauptpunkt, aber davon haben wir uns am allerwenigsten überzeugen können, weder im Ganzen, noch bei den genannten drei Artikeln im Besondern. Lessing bedient sich allerdings hier jener Bezeichnung, welche dem Herausgeber so auffiel; wie er denn von Marbodus schreibt: „Er erhält eine Stelle in meiner Literatur, blos wegen seines ‚Liber lapidum' etc."; oder von Matthäus (Verf. des Büchleins „De rerum inventione" aus dem 16. Jahrhundert): „Das Gedächtniß des Matthäus verdient in meiner Literatur erhalten zu werden, weil ich ihm verschiedene Nachrichten von Erfindungen zu verdanken habe" u. s. w. Das lehrt uns so viel, daß Lessing diese Collectaneen, als solche, seine Literatur nannte und für sich bezeichnete, Literatur gleichbedeutend mit Collectaneen oder ähnlichen Namen: doch daß er sie, gleichviel unter welchem Titel, habe herausgeben wollen, das folgt aus diesen Stellen gar nicht, und die Beschaffenheit des Ganzen spricht entschieden dagegen, namentlich die ursprüngliche, von Eschenburg noch nicht so vielfach veränderte. Fällt diese Voraussetzung fort, so leugnen wir ganz entschieden die Nothwendigkeit oder Schicklichkeit, den Inhalt so zuzustutzen, als hätte etwa jetzt Lessing so vor die Welt damit treten können oder sollen. Ohne Noth also ließ Eschenburg sich verleiten, die Physiognomie dieser Artikel, welche häufig wahre Confessionen bedeuten, zu verwischen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unterhaltungsliteratur.

1. Nordlichter. Erzählungen, Novellen und Phantasiestücke von Hermann Meynert. Sechs Theile. Pesth, Hartleben. 1843. 8. 1 Thlr. 26¼ Ngr.

Die hier den Zeitschriften und Taschenbüchern meistens enthobenen Erzählungen gewähren einen recht freundlichen Genuß. Sie sind gut geschrieben, faßlich angelegt und durchgeführt und ihr warmer Ton spricht unmittelbar an. Die Kritik würde manche Fragen zu stellen haben, allein der Novellist, dessen Arbeiten in Östreich erscheinen sollen, muß schon ein eminentes Genie sein, wenn er Censur und Kritik zugleich befriedigen will. Ein solches Genie zu sein, wird der Verf. selbst nicht glauben; es wird ihm genug sein, als liebenswürdiger Erzähler zu gelten, welchem Sinn für tieferes Auffassen seines Gegenstandes keineswegs mangelt. Dies ist durch das theatralische Zeitgemälde „Harlekin's Rache" im sechsten Theile vorzugsweise bethätigt. Dasselbe gibt die Geschichte der Neuber, deren sich verdunkelndes Geschick an das durch Gottsched veranlaßte feierliche Begräbniß Harlekin's geknüpft ist. Heute können wir leicht sagen, daß dies Begräbniß, wenn auch damit das Schauspiel sich von der Monotonie stereotyper Figuren befreite und dem Leben näher trat, eine Übereilung war; denn jede Kunst bedarf besonderer, ihr wesentlich nothwendiger und eigenthümlicher Mittel. So trat denn auch der Harlekin ganz von selbst wieder auf die Bühne in tausend andern Gestalten; aber wie Privatleidenschaft der Neuber, nicht klares, künstlerisches Erkennen des Nothwendigen und Ungehörigen, ihn begraben, so hatte sie keinen Ersatz, und der Harlekin ward ihre Geißel, unter welcher sie langsam hinwelkte. Wir bedauern, daß dies Zeitgemälde nicht umfassend, organisch gehalten ist. Das Meiste gibt sich zu aphoristisch, und namentlich haben wir auch Lessing in demselben ungern vermißt, der, wie bekannt, seine dramatischen Erstlinge als junger Mensch der Neuber in Leipzig darbot.

2. Fahrten und Abenteuer des M. Gaudelius Enzian. Komischer Roman von C. Herloßsohn. Zwei Theile. Leipzig, Taubert. 1843. 8. 3 Thlr.

Der gute Magister Gaudelius muß es sich sauer werden lassen, ehe sein bischen gesunde Vernunft zum Durchbruch kommt. Er wird alt darüber, muß sich von den Rothhäuten sogar tätowiren lassen, und eben das hat geholfen. Einzelnen

Scenen des Romans glauben wir schon in einer Zeitschrift begegnet zu sein. Er ist reich an komischen Scenen der mannichfaltigsten Art, bietet aber auch manches Ernste, wie denn zwischen dem widerwärtigen Stephanistischen Pietismus, der nichts ist als eine hohle Form egoistischer Gemeinheit, Sophiens Briefe aufblühen, wie Rosen über einem Sumpfe. Sophie ist der Lüsternheit Stephan's nicht entgangen, und sie weiß endlich keine Rettung als den Tod. Das Schlichte und Einfache der Schilderung ist als höchst lobwürdig hervorzuheben. Auf besondere Tiefe der Anlage und Entwickelung macht der Roman keinen Anspruch, doch bethätigt er vielfältig eine scharfe Auffassung der Zeit in ihren aus dem Gleise gerathenen Erscheinungen, und eben deshalb gewährt das Buch neben ergötzlicher Unterhaltung auch manche beachtenswerthe Fingerzeige.

3. Criminalgeschichten nach wahren Begebenheiten in Novellenform dargestellt von Ladislaus Tarnowski. Zwei Bände. Leipzig, Fort. 1843. 8. 3 Thlr.

Daß Criminalgeschichten einen großen Reiz für den Leser haben, ist bekannt: ob sie mehr vom Bösen abhalten als Gesetze und Predigten, wie der Verf. meint, ist immer relativ, sie können sogar dazu verleiten. Über den moralischen Werth wollen wir daher hier kein Wort weiter verlieren, dagegen anmerken, daß wir in den vorliegenden beiden Bänden eine neue wohlfeile Art, Bücher zu machen, kennen lernen. Die mitgetheilten Criminalgeschichten sind auch den Abonnenten der Leihbibliotheken aus Feuerbach, Bischoff u. A. hinlänglich bekannt. Um sie aber dem Leser von neuem in die Hände zu spielen, ist der Introduction jeder Geschichte eine novellistische Form gegeben; dieser Introduction folgt dann ein fast wörtlicher Abdruck aus den Werken der genannten Schriftsteller, und das Buch ist fertig.

4. Cölestine, oder der eheliche Verdacht. Von Julius Chownitz. Zwei Theile. Mit Illustrationen. Leipzig, Peter. 1842. 8. 3 Thlr.

Nehmen wir in Bausch und Bogen fünfhundert Leihbibliotheken in Deutschland an, welche, da sie stets Neues bereit haben sollen, das Buch nun einmal anschaffen müssen (?), so hat es brutto 1500 Thlr. aufgebracht. Das ist im Grunde Alles, was sich davon sagen läßt. Eine befriedigende Charakterzeichnung im Ernsten wie im Komischen wird nirgend sichtbar, ebenso wenig leuchtet irgend eine Nothwendigkeit des Einzelnen wie des Ganzen ein. Die deutsche Literatur hat mit dem Buche nichts gewonnen, nichts verloren, und das ist das einzige Gute, was sich davon sagen läßt. 24.

Notiz.

Dr. Browne Willis

ist der Literatur als Derjenige bekannt, der zuerst ausführliche Nachrichten über die großen kirchlichen Gebäude in England gesammelt und eine parlamentarische Geschichte der dortigen Grafschaften und Burgflecken geschrieben hat, als Verf. von: „The cathedrals of England", „The mitred abbeys of England" und „Notitia parliamentaria". Aus seinem Privatleben laufen einzelne Anekdoten um, die den Sonderling charakterisiren. Am vollständigsten finden sie sich in den „Illustrations of literary history", von Nicholls, der damit eine kurze Biographie des seltsamen Mannes verbunden hat. Geboren 1682, gehörte Willis einer begüterten Familie in Buckinghamshire an. Die eigenthümliche Richtung seines Geistes zeigte sich schon, während er in London die Westminsterschule besuchte. Er kannte kein schöneres Vergnügen, als in der anstoßenden Abtei umherzuschlendern, den antiken Bau zu betrachten und die Inschriften der Monumente zu lesen. Er that Dasselbe in Oxford, nachdem er die Universität bezogen. So bildete sich sein Sinn für Antiquitäten; er wurde Antiquar mit Leib und Seele, heirathete zwar und saß eine kurze Zeit für Buckingham im Unterhause, trug aber bis zum Tode das Gepräge seines frei erwählten Berufs. Scharfsinn in Entzifferung alter Hand- und Inschriften, Genauigkeit in Erforschung von Thatsachen, ein Registerkopf für sein Fach — wie Müllner den seligen Böttiger einen für alle Fächer nannte —, Fleiß und unermüdliche Ausdauer befähigten Browne Willis, ein Antiquar zu sein. Auch besaß er die den Antiquaren in der Regel eigene Einseitigkeit. Nur geistliche Alterthümer auf englischem Grund und Boden interessirten ihn. Ein junger Geistlicher hatte seine Gunst gewonnen. Als er aber eines Tags äußerte, daß ein Blatt von Sallust oder Cäsar, Livius oder Tacitus ihm lieber sei als alle Mönchsschriften zusammen- und Beda's Schriften nicht ausgenommen, bat ihn Willis, sein Haus zu verlassen und sah ihn nie wieder an. Seine Studien und Sammlungen kosteten ihm viel Geld. Statt mit seinen herausgegebenen Büchern Geld zu verdienen, setzte er es zu. Nur die „Notitia parliamentaria" rentirte 15 Pfund. Er legte ein Bedeutendes zu und baute dafür den Kirchthurm in Buckingham. Bei seiner Mündigwerdung überkam er 2000 Pf. jährliche Einkünfte. Als er starb, waren sie um die Hälfte geschwunden. Und dabei knappte er sich und seiner Familie nach Möglichkeit ab. Kein historisches Factum dünkte ihm wichtiger, als welchem Heiligen eine Kirche gewidmet und an welchem Tage sie eingeweiht worden. Um Jahresfesten der Art beizuwohnen, scheute er weder Geld noch Mühsal. Auf eigene Kosten ließ er zu Fenny Stratford, wo sein Großvater gelebt, ein Bethaus errichten, stellte es unter den Schutz des heiligen Martin, weil sein Großvater am Martinstage geboren worden, und feierte das Gedächtniß des Großvaters mit folgender Inschrift:

„In honour of thy mem'ry, blessed shade!
Was the foundation of this chapel laid.
Purchased by thee, thy son and present heir
Owes these three manors to thy sacred care.
For this may all thy race thanks ever pay,
And yearly celebrate St. Martin's day."

Und doch war Willis nicht Katholik und laut Nicholls „streng religiös, ohne abergläubisch oder Enthusiast zu sein". Neben dem Sinn für Antiquitäten hatte der Sinn für äußere Schicklichkeit nicht Platz. Willis trug nur alte, unmodische Kleider, gewöhnlich zwei oder drei Röcke übereinander, einen ledernen Gürtel um die Hüfte, im Winter und bei Regenwetter einen abgeschabten blauen Mantel, eine durch Gebrauch kahl gewordene Zopfperücke, einen alten niedergekrempten Hut und ein Paar über und über verschrumpfte, mit Flecken besetzte Stiefeln, denen er ein Alter von 40 Jahren nachrühmte. Sie erwarben ihm den Beinamen „Old wrinkle boot" — alter Runzelstiefel. In dem Wagen, den er bei seiner Verheirathung gekauft und der mit den großen metallenen Wappenschildern aussah wie ein Sarg, fuhr er sein ganzes Lebelang. Dabei war er dem Waschen so feind, daß starke Nerven dazu gehörten, es in seiner Nähe auszuhalten. Bei aller Bescheidenheit hatte er seinen Stolz. Wer ihn nicht mit Squire anredete, durfte keine Gefälligkeit erwarten, und weil er die Stadt Buckingham im Parlament vertreten, nahm er es übel, wenn Jemand Buckingham eine Provinzialstadt nannte. Auch gab er sich viel Mühe, dem dortigen bailiff den Titel mayor zu verschaffen. Er hatte vier Töchter, deren Loos ohne Mutter bei einem solchen Vater seine großen Unannehmlichkeiten hatte. Zwei derselben, die lebhaft, nannte er seine Löwen, die zwei andern seine Lämmer. Eines Tags besuchte er einen Herrn in Oxford, der in einem Collegiengebäude wohnte. Er besah alte Urkunden und hatte lange gesessen, als der Bettmeister eintrat und vor der Thür etwas wie Seide raschelte. „Was ist das?" fragte der Herr. Der Bettmeister schwieg. „O", sagte Willis, „es wird meine Tochter sein, die ich auf der Treppe stehen lassen." „Hoffentlich war es keins der Lämmer", bemerkt Nicholls. Willis starb 1760. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 246. —— 3. September 1843.

Lessingiana.

(Fortsetzung aus Nr. 245.)

Es wird Sache eines künftigen Herausgebers der Schriften Lessing's sein, unser Manuscript nach Grundsätzen einer strengern, objectivern Kritik zu benutzen, und dem Texte überall zu Grunde zu legen: alsdann wird die Richtigkeit der soeben hingeworfenen Bemerkungen vollständig und bündig sich bewähren können, mehr als etwa durch einzelne Beispiele, welche an sich nicht gerade das Interesse zu fesseln vermöchten. Doch was jedem Verehrer Lessing's schon jetzt Stoff zu neuen Betrachtungen liefern könnte, das wird eine allgemeine Übersicht der als noch ganz ungedruckt anzusehenden Artikel in unserer Handschrift sein, welche wir jetzt in alphabetischer Ordnung vornehmen wollen, wobei jedoch nicht Alles ohne Ausnahme genannt werden, sondern nur das Wichtige und Manches nur im Vorbeigehen hervorgehoben werden soll.

Unter A wird kaum etwas Hervorstechendes nachzuholen sein. Ägypten, Albani, Alfieri sind, was öfter vorkommt, fast wörtliche Excerpte aus Winckelmann's „Geschichte der bildenden Kunst" und andern Schriften. Amerika: Auszug aus der Schrift eines englischen Missionars, Beatly, von 1768, die Vermuthung aussprechend, daß einige indianische Stämme von den Juden abstammten, worin Lessing keine neue oder dem Verf. eigene Vermuthung findet. Antonides, der holländische Dichter. Aspergillum, ein Sprengwedel, dessen sich die Römer bedienten, das Weihwasser in den Tempeln auf die Umstehenden zu sprengen u. s. w.

Baukunst. „Daß die Baukunst auch Leidenschaften erregen könne, ein Exempel aus dem dreizehnten Bande der allgemeinen Reisen" (eine Beschreibung des Trauerhauses des Kaisers Montezuma in Mexico). David von der Becke. „In seinen ‚Experimentis et meditationibus circa rerum naturalium principia' (Hamburg 1678) müssen viel sonderbare und närrische Dinge stehen, daher sie wol verdienen, daß ich sie einmal lese." Körperliche Beredtsamkeit. „Malende und bedeutende Gebehrden und Gesten, die allgemein oder doch in gewissen Gegenden allgemein verständlich sind." (Fragment aus der Geschichte des Bruders Gerundio von Campazes, deutsche Übersetzung S. 6.) Bibel. „Von den verschiedenen Übersetzungen derselben." Dieser Artikel enthält ein ausführliches kritisches Verzeichniß von den verschiedenen Übersetzungen der Bibel des Alten und Neuen Testaments; aus der Zeit vor Lessing's Streitigkeiten mit dem Pastor Göze, ein Beweis, daß Lessing nicht erst durch diese zu gründlichen Studien über die Bibel geführt worden. Branca. So heißt ein Wundarzt beim Matthäus: „De rerum inventione", welcher bereits Nasen aus Fleisch wiederherstellte. „Ich wollte", bemerkt Lessing, „daß uns Matthäus auch zugleich gesagt, wie lange so eine Nase gehalten." Braunschweig. Nachrichten von einigen damals dort lebenden Malern. Hans Jacob Breuning. Ein gelehrter Würtemberger von Adel, geboren 1557. Verfasser einer Reise in den Orient, die 1612 herauskam. „Das Werk muß rar seyn, wie ich denn auch des Verf. beim Suchen gar nicht gedacht finde. Es enthält manche gute Nachrichten, wovon ich einige hin und wieder excerpirt habe. Seine Reisen in den europäischen Ländern hat er nicht mit beschrieben, weil, ist sein Ausdruck, solche Länder Vielen bekannt, und (wie man sagt) nicht aus der Viehweyd seyn."

Philologische Bemerkungen über den Buchstaben C, wie auch vorher über B. Cameo. Obschon in den antiquarischen Briefen gegen Klotz benutzt, doch nicht ohne Eigenthümlichkeit. Unter Anderm erfahren wir, daß Lessing zu Hamburg im Umgange mit Wessely sich über die Etymologie dieses Wortes, welches Huet fälschlich aus dem Hebräischen ableitet, unterhalten. S. Creaci in val cava. „Ein schnurriger Heiliger beim Boccaz." Lessing spottet über eine französische Übersetzung des „Dekameron", und gibt in einer längern Anmerkung das Historische über jenen Heiligen, „den einige gar für einen edeln Deutschen halten wollten".

Darmanson. So hieß ein Prof. der Philosophie an der Universität zu Frankfurt an der Oder, ein Cartesianer, der in Holland eine französische Vorlesung über das Philosophem des Cartesius, daß die Thiere Maschinen ohne Seelen seien, hielt; und die 1691 unter dem Titel „La bête machine" mit Approbation der Theologen zu Frankfurt herauskam. Über den Verf. wollte Lessing nähere Untersuchungen anstellen. „Deutsche Gesellschaften zur Aufnahme der deutschen Sprache", zwar nur das Historische und Bekannte enthaltend, größtentheils nach

Joh. Burkh. Menke's „Schediasma" von 1725, doch mit der Lessing eigenen Präcision. Zu dem von Rist gestifteten Schwanenorden bemerkt er witzig: „In diesem Schwanenorden waren viel Gänse." Lateinische Dichter. Ein ausführliches kritisches Verzeichniß der in der mailänder Ausgabe von 1731—54 in 31 Bänden in 4. enthaltenen lateinischen Dichter mit italienischer Übersetzung und Biographien der Dichter. Im Ganzen urtheilt Lessing, daß das Unternehmen nicht viel mehr als ein Buchhändlereinfall gewesen zu sein schiene und als solcher auch größtentheils ausgeführt worden. Der Artikel Diplomatik gibt einen Auszug aus des Hrn. v. Gemmingen Abhandlung über die Entstehung dieser Wissenschaft, in Folge des fast vierhundertjährigen Streits zwischen dem Bisthum Trier und dem Kloster des heiligen Maximus. Zum Schluß aber nimmt Lessing die verdienten Begründer dieser Wissenschaft gegen die Meinung des Verf. in Schutz: als seien jene wider ihren Willen die Werkzeuge gewesen, wodurch die Schriften der alten deutschen Dichter aus der Dunkelheit gezogen worden .... ohne zu ahnen, etwas Anderes als verschimmelte Kaufbriefe oder Mönchsschriften zu entdecken. „Das ist nun aber wol", lauten Lessing's Worte, „ein wenig übertrieben. Wenigstens hat Hr. v. Gemmingen Unrecht, wenn er auch Goldast mit unter diejenigen Männer rechnet, die unter ihren staubigten Bemühungen auch nicht einen Gedanken von dem innerlichen Werthe der alten Dichter gehegt. Aus seiner Note zu den Paraeneticis zeigt sich wohl, daß er ihren poetischen Werth kannte und schätzte."

Ich übergebe eine Reihe von Artikeln, wie Donatus, Dufresnoy, Durand, England, Ennius, Euklides, Fabretti, Lafage, Fiamingo u. a., um ein Fragment vollständiger mitzutheilen, welches zur Charakteristik Lessing's besonders geeignet scheint, ja ihn fast von einer neuen Seite zeigt. Es ist überschrieben Deutsche Freiheit und knüpft sich an eine Äußerung des Verf. des „Testament politique du duc de Belleisle" (er hieß v. Chevrier; das Buch kam 1761 heraus), aus welchem auch andere Artikel gezogen sind. Die hier gemeinte Freiheit ist nicht die äußere, welche die Sicherstellung des Reichs nach außen betrifft, sondern die innere, verfassungsmäßige; mit einem Worte, Lessing thut hier Wünsche für die Wiederherstellung der nach dem Westfälischen Frieden in den Ländern des deutschen Reichs nach und nach erloschenen, landständischen Verfassungen. Wörtlich lautet der Artikel wie folgt:

Deutsche Freiheit. Von der man jetzt überall eine sehr geringe Meinung hat. Die Niemand mehr übertreibt, als der Verf. des „Testament politique du duc de Belleisle", der vorgibt, daß alle deutschen Unterthanen serfs wären, die ihre Herren schinden könnten, wie sie wollen. Wenn er van Dem redet, was geschieht: so dürfte er fast recht haben. Indeß ist dieses die Einrichtung des deutschen Staats gar nicht. Ludewig in „Reliq. Manuscript.", T. VII, p. 150 sagt: „Est hoc homini Germano omnino discendum et notandum, quod legislatoria potestas, uti in imperio non penes imperatorem solum, verum etiam ordines in comitiis, ita in provinciis quoque principi soli non licuit condere leges, nisi in consessu consensuque procerum provincialium, der Landstände, ut adeo provinciales leges nomen sustinerent provincialium recessuum, in vernacula der Landtags Abschiede."

— — — — — — — — — — — —

Daß in den ältesten Zeiten, von welchen Tacitus schreibt, die Könige und Herzoge der Deutschen, ohne Zuziehung des Volks nichts Wichtiges unternehmen dürfen, ist eine ausgemachte Sache.

Ebenso ausgemacht ist es, daß in den mittlern Zeiten die Landstände zu allen wichtigen Regierungsgeschäften gezogen worden, und ihr Rath und ihre Einwilligung unumgänglich nöthig war. Z. E. wenn neue Steuern aufgelegt, oder Kriege beschlossen werden sollten. Dieses hat Strube in seiner Abhandlung von den Landständen („Nebenstunden", Th. II) fast von allen Provinzen Deutschlands bewiesen und belegt. Das Historische in dieser Abhandlung ist sehr gut, aber das Politische und Pragmatische desto schlechter und sklavischer. Denn warum sollten nicht (§. 26) auch noch heutiges Tages den Landschaften alle Rechte beizulegen sein, womit sie vor 300 oder 400 Jahren versehen gewesen? Freilich hat sich die Regimentsverfassung seit 200 oder 300 Jahren sehr verändert, und es ist fast nirgend mehr üblich, alle wichtigen Sachen auf den Landtag zu bringen. Wenn aber das geschieht: sollte es auch geschehen? Sollten wir wenigstens nicht in unsern Schriften unaufhörlich gegen diese ungerechten Veränderungen protestiren, anstatt durch schmeichelnde Nachsicht und Entschuldigung der Großen ihre Thathandlungen recht sprechen? Die Ursachen zeigt unterdessen Strube sehr gut an, wie es gekommen, daß die Landstände so hintangesetzt worden.

1) Nachdem der Landfriede sattsam befestigt worden, sind dadurch viele Gelegenheiten zu den sonst häufigen Empörungen der Unterthanen wider ihre Obern abgeschnitten worden; dafür mußten sich diese fürchten, und daher nichts den Landständen Misfälliges unternehmen.

2) Jetzt kann man dessen entübriget sein, da fast überall geworbene, und der Landesherrschaft allein zu Befehl stehende Soldaten unterhalten werden. Den Unterhalt solcher Mannschaft erfodern zum Theil die Reichs- und Krayßschlüsse, mithin können ihn die Landstände nicht verweigern. In vielen Ländern hat man es aber dabei nicht gelassen, sondern die Landschaft in eine weit größere Kriegsverfassung gewilliget. Es ist dadurch die schwere Last der Durchzüge und Winterquartiere gemindert, womit des Kaisers und anderer kriegender Mächte Völker die unbewaffneten Stände vielfältig zu erschöpfen pflegten. Man hat auch den auf Landtagen das Meiste vermögenden Adel dadurch zur Einwilligung bewegt, daß ihm die alte Steuerfreiheit seiner Güter gelassen, er selbst aber und die Seinigen mit Civil- und Militairämtern versehen worden.

3) Endlich hat die verminderte Macht des Kaisers viel dazu beigetragen, daß der deutschen Landstände Ansehen vermindert worden. Die alten Rechte mit der Faust zu behaupten war, dem Angeführten nach, unthunlich und also nichts übrig, als richterliche Hülfe zu suchen. Dieses ist auch den Unterthanen wider schwächere Reichsstände vielfältig angediehen. Wider die Mächtigern aber fehlt es daran u. s. w.

Aber sind alle diese Ursachen nicht selbst Misbräuche oder schlimme Folgen einer sonst guten Einrichtung? Und gilt auch nicht hier, daß kein Misbrauch durch noch so lange Übung zum rechten Gebrauche wird?

Der Anlage nach hätte dieser Artikel noch länger fortgesetzt werden sollen. Ob Lessing damals Neigung und Beruf in sich verspürte, als publicistischer Schriftsteller aufzutreten? In speculativer Hinsicht wenigstens hat Lessing sein politisches System oder Glaubensbekenntniß in seine classischen Dialogen: „Ernst und Falk oder Gespräche über die Freimaurerei", niedergelegt, Ideen, deren innern Zusammenhang mit Lessing's Gesammtanschauungen über

göttliche und menschliche Dinge bei einer frühern, oben gedachten Gelegenheit nachzuweisen ich gesucht habe.

Die alphabetische Ordnung, welcher wir folgen, führt uns in rascher Wendung neuen und verschiedenen Objecten zu. Von der Vielseitigkeit Lessing's zeugt unter Andern ein Artikel **Geburt, Geburtshülfe**, mit Bezug auf das Roonhuysen'sche Geheimniß, schwere Geburten durch Instrumente zu erleichtern. Den Gebrauch unserer frommen Altvordern, bei schwerer Geburt dem Kinde im Mutterleibe die Taufe beizubringen, merkt sich Lessing zur Erläuterung des Capitels im „Tristram Shandy" an. Bei dem Artikel **Gemmen**, welcher an Umfang und Gliederung am meisten einer Abhandlung nahe kommt, und der aus neun Abschnitten besteht, hat Eschenburg den ganzen achten Abschnitt: „Von den Compositoribus gemmarum", ausgelassen, weil er nur den Entwurf von Dem enthielte, was Lessing im vierzigsten seiner antiquarischen Briefe weiter ausgeführt. Allein gerade als Entwurf bietet er sein Eigenthümliches; und warum durch eine willkürliche Lücke ein in sich zusammenhängendes Ganze verstümmeln? Ferner:

Fr. Gualdus. Ein venetianischer Edelmann, von Geburt aber, wie er vorgab, ein Deutscher, von dem zu Ende des vorigen (17.) Jahrhunderts der Verdacht entstand, daß er an die 400 Jahr alt sein müsse. Er war noch 1688 in Venedig sichtbar, verschwand aber, wie man sagt, auf einmal, weil er die Folgen von seinem aufgekommenen Geheimnisse besorgte. Das ganze Märchen ist umständlicher in einem kleinen deutschen Buche zu lesen, welches 1700 in Leipzig in 12. u. s w. Das Werkchen muß sehr selten geworden sein — schließt der Artikel — da in den „Dresdner Anzeigen" vor einiger Zeit einmal darnach gefragt wurde. Zu Hamburg besitzt es Herr Friedrich Büsch.

Bei **Hanover** merkt Lessing an, daß die dortige königliche Bibliothek, außer den Manuscripten von Leibnitz, auch diejenigen Dietrich's von Stade besitze, welche Eccard 1723 für selbige kaufen lassen. In dem Artikel **Ninon de Lenclos** nimmt er diese berühmte Aspasia Frankreichs gegen Voltaire in Schutz. Dieser hatte in seiner „Lettre à un ministre du Saint-Evangile sur cette prêtresse de Venus" ein angebliches Spottlied des Dichters Chapelle auf jene beigebracht, das Chapelle im Rausche und aus Rache verfaßt, weil ihn Ninon wegen seiner Liebe zum Trunke aus ihrem Hause verbannt.

Dieses erzählt Voltaire — schreibt Lessing —, er, der über dergleichen schändliche Anekdoten sonst so sehr eifert, weil sie noch dazu selten wahr sind. Und nie ist eine erlogener gewesen als eben die, denn es ist schlechterdings nicht wahr, daß diese Verse auf die Ninon gemacht worden, und daß sie Chapelle gemacht habe.

Hier zeigt Lessing, daß die nämlichen Verse, einige kleine Änderungen abgerechnet, lange vor Chapelle in dem zu Paris 1619 erschienenen „Cabinet satyrique" zu lesen waren.

Man müßte denn sagen wollen, daß Chapelle in der Trunkenheit Verse zu machen geglaubt, die er blos in seinem Gedächtnisse fand.

Ohne mich aufzuhalten, nenne ich die Artikel **Raymund Lullus, Manuscrkpt** („was für alle noch verborgen sind, die doch für einiger Zeit bekannt gewesen", mit Hinweisung auf einen Katalogos der Art bei Cardanus „De rerum subtilitate"). **Marmor. Maestro**, das Hauptbuch der Kaufleute. **Moses Mardez**, ein englischer Jude, Verfasser einiger musikalischen Schauspiele. **Messen**, besonders die braunschweiger. **Miniaturmalerei** (bei Eschenburg unvollständig). **Nordlicht**, die Stellen bei den Alten, in denen man das Nordlicht will gefunden haben. **Ohrgehenke**, eine antiquarische Ausführung. **Onyx**, Entwurf der in den antiquarischen Briefen gegebenen Auseinandersetzung. **Orpheus** (bei Eschenburg unvollständig). **Orthographische Anmerkungen** die deutsche Sprache betreffend. **Pantomime**, bei den Alten. **Parmegianino.** Mehre italienische Maler haben diesen Beinamen geführt, Lessing fragt, welcher es sei, von dem Winckelmann sagt, daß er an dem langen Ovale der Gesichter und an den langen Fingern kenntlich sei. **Parrhasius. Perrault. St.-Peter** in Rom, und dessen von Campbell angezeigte Fehler:

Gegen Winckelmann's Vertheidigung möchte ich aber wol fragen, ob Fehler, welche nothwendig entstehen müssen, nicht auch Fehler sind?

Petron (bei Eschenburg unvollständig). **Ratherius**, ein Benedictiner des 10. Jahrhunderts, Verfasser einer Grammatik, welche er, um ihrer Leichtigkeit willen, sodaß die Präceptores den Rücken ihrer Schüler mit Schlägen schonten, Sparadorsum nannte. **Reimarus.** Dieser Artikel wird, wie er sich im Manuscript findet, nicht ohne Interesse sein:

In dem zweyten Tome der „Nova raccolta d'opuscoli sc. et fil.", p. 162, sagt der Cardinal Quirini in einem Briefe an den Grafen Barbieri (vom 26. Sept. 1754): „Trovarsi attualmente in mie mani una operetta MS. del celebre et eruditissimo Professore di Amburgo *Ermanno Samuele Reimaro* la quale ha per titolo: Praecipua capita Religionis naturalis dissertationibus perspicue exposita et vindicata." Dieses lateinische Werk, welches ohne Zweifel ein erster Entwurf seines deutschen Werks von der natürlichen Religion gewesen, ist meines Wissens nie gedruckt worden, und ich wüßte auch nicht, daß Büsch in seinem Leben desselben gedächte, oder ich von seinem Sohne etwas davon gehört hätte.

Hier übergehe ich mehre Artikel bis auf folgende: **Franz von Sickingen**, eine Hinweisung auf ein Convolut Schriften in der wolfenbüttler Bibliothek, viel besondere und zum Theil ungedruckte Dinge von den Händeln dieses Ritters enthaltend: ein Wink, welcher dem Biographen Sickingen's, Ernst v. Münch, willkommen gewesen wäre. Ferner: **Spanien**, dessen Kunstschätze. **Spindelli**, eine italienische Münze, als Gegenstand des Kunsthandels. **Stapel und Stapelrecht. Stuart und Reveti**, zwei englische Maler, Verfasser eines Reisewerks über die atheniensischen Alterthümer, aus dem man zuerst die wahre und unverfälschte Form der griechischen Säulenordnung kennen lernen. **Neue Worte**, das Recht, neue Worte in eine Sprache einzuführen, und wie solche zu bilden. Mit Rücksicht auf Seneca „De tranquillitate animi", Cap. 2. **Zahlen**, ein Auszug aus Gemmingen's Abhandlung von Verschiedenheit und Verbesserung der Ziffern; dahinter folgt ein Artikel: Von der Art, wie die Griechen zählten u. s. w. Mit dem Artikel

Zipperlein schließen bei Eschenburg die Collectaneen, doch nicht das Manuscript. Man liest hier erstlich noch einen Artikel, welcher Lessing persönlich betrifft, daher ich ihn noch mittheile:

Zschaschler, polnisch Czaszler, ein alter Bekannter, mit dem ich auf der Fürstenschule studirt, ist jetzt bei der königlichen Ritterakademie in Warschau Professor. Er schrieb an mich 1767 von da aus wegen der Correspondenz, die ihm die Verleger des Altonaischen Postreuters vorgeschlagen.

Ich will — heißt es dahinter — unter dieser Rubrik alle andere Adressen und Nachrichten von Leuten notiren, die an mich geschrieben oder mit denen ich sonst in Connexion gekommen. Denn ich finde, daß in diesem Stücke mein Gedächtniß sehr untreu zu werden anfängt.

1) Buschmann, ein Cand. jur., schickte mir aus Stralsund einen poetischen Epilog zur Minna den 23. Oct. 1767.

2) Kaspar v. Schotten zu Brieg unter dem Thiel'schen Regimente, war in dem Avancement übergangen und suchte 1664 seinen Abschied, den er auch bekommen. Er ist ein Mann von Geschmack. Nur neulich hörte ich, daß er wieder in Dienste getreten und als Major placirt worden.

3) Metrofsky heißt der russische Acteur, den die Kaiserin reisen lassen, den ich in Berlin habe kennen lernen, als er mit dem Fürsten Dolgoruki wieder nach Petersburg zurückreiste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Illustrirte Werke.

In unsern flüchtigen Bemerkungen über die neuesten Erscheinungen der französischen Literatur müssen wir eigentlich den „illustrirten" Werken eine stehende Rubrik anweisen. Grandville, Gavarni, Daumier, Lorentz und wie die Zeichner alle heißen, welche jetzt en vogue sind, scheinen wirklich unerschöpflich zu sein. Kaum haben wir eines Werkes — à 30 centimes la livraison — gedacht, so werden gleich zehn andere wieder angekündigt. Ja in Frankreich werden noch Bücher gekauft, obgleich wir Deutschen uns nicht wenig darauf zu gute thun, daß in Frankreich von den Conscribirten nur immer ein Drittel lesen kann, während sich bei uns das Verhältniß ganz anders herausstellt. Von den neuern illustrirten Werken, die, wie wir gewiß wissen, großentheils in 10,000, 15,000, ja 20,000 Exemplaren abgesetzt werden, wollen wir hier vorzüglich auf den illustrirten „Silvio Pellico" aufmerksam machen. Tony Johannot, dessen „Don Quichotte" immer noch zum Schönsten gehört, was im Fache der Illustration geliefert ist, hat diesen Schriftsteller mit wahrer Liebe behandelt. Seine Zeichnungen sind zum Theil meisterhaft. Wir erhalten in dieser Ausgabe, welche eine Zierde jedes Boudoir werden wird, die „Erinnerungen aus dem Gefängnisse" mit den „Pflichten des Menschen" in der Übersetzung von Antoine Latour, der sich durch eine Reihe von Bearbeitungen aus dem Italienischen einen rühmlichen Namen gemacht hat. Wenn wir nicht irren, ist der Übersetzer im Secretariat des Prinzen Aumale oder Montpensier angestellt. Seine Arbeit ist fleißig und zum Theil recht gelungen. Die „Erinnerungen aus dem Gefängnisse" erhalten wir zum ersten Male in einer vollständigen Ausgabe, der sogar die Zusätze von Maroncelli beigefügt sind. — Aus der großen Anzahl der illustrirten Werke, welche hier wenigstens angeführt zu werden verdienen, heben wir noch die „Rues de Paris" hervor. Sie erscheinen bei einem deutschen Buchhändler in Paris, Kugelmann, und wenn wir recht berichtet sind, besorgt auch ein junger Deutscher, welcher zu bescheiden ist, seinen Namen zu nennen, den besten Theil der Redaction, obgleich den Anzeigen zufolge der Feuilletonist Lurine, von dem man gesagt hat, seine kleinen Novellen seien hübscher als sein fataler Name, an der Spitze des Unternehmens steht. Wir erhalten in diesem interessanten Werke, wie man schon aus dem Titel erräth, die Geschichte aller Straßen, Plätze, Quais u. s. w. des an Erinnerungen aller Art so reichen Paris. Die namhaftesten Schriftsteller haben dazu beigesteuert und namentlich haben wir ein paar recht anziehende Schilderungen gelesen, welche aus der Feder Janin's herrührten. Wir machen unter Anderm auf die Blätter aufmerksam, welche derselbe der Place royale widmet. — Ein anderes Werk, in dem uns die interessantesten Scenen der französischen Geschichte vorgeführt werden, sind die „Illustrations de l'histoire de France" von Michelant. Der Text ist hier Nebensache, obgleich die Darstellung des Verf. ganz ansprechend ist; desto werthvoller aber sind die 120 Bilder, mit denen der bekannte Victor Adam das Werk geschmückt hat. Der Name Ségur's, der eine Einleitung zu dieser Schrift geliefert hat, sichert derselben schon von vornherein eine günstige Aufnahme beim Publicum. — Aber ein Werk, welches alle bisher angeführten an Pracht, Luxus und wahrem künstlerischen Gehalte weit übertrifft, sind die „Galeries historiques de Versailles", die von Gavard herausgegeben werden. Sie sind mit der 300. Lieferung, die vor kurzem erschienen ist, abgeschlossen. Das ganze Werk enthält nun 1200 Stahlstiche mit wenigstens ebenso viel Vignetten auf Holz. Die letzte Lieferung, die einen förmlichen Band bildet, enthält Scenen aus allen Perioden der französischen Geschichte. So sehen wir die „Bataille de Mons-en-Puelle", die „Prédication de la secoude croisade". Das Zeitalter Ludwig's XIV. wird in einem sehr schönen Stiche von Gaîte dargestellt. Auch die Glanzperiode Napoleon's wird, und zwar in einer Scene von Abukir, repräsentirt. Zum Schluß erhalten wir noch ein sehr gelungenes Bild von Ludwig Philipp. Es ist dies das schöne Portrait, welches unser Landsmann Winterhalter vor einigen Jahren im Louvre ausgestellt hat. Es dürfte das ähnlichste Bild des jetzigen Königs der Franzosen sein, jedenfalls ist es das geschmackvollste und dasjenige, in dem die ernsten Züge Ludwig Philipp's am geistreichsten aufgefaßt sind. F. Winterhalter, nicht zu verwechseln mit seinem weniger reich begabten Bruder Hermann, der indessen immerhin einen rühmlichen Platz unter den Künstlern von Paris behauptet, hat seit einigen Jahren ein beneidenswerthes Glück gemacht. Nachdem er einmal bei Hofe in Gunst gekommen ist, reißt sich, wie man zu sagen pflegt, die vornehme Welt förmlich um ihn. Freilich kommt diese einträgliche Portraitmalerei, welche unversehens in Handwerk ausartet, seinem eigentlichen Talente wol schwerlich zu Gute. — „Les arts au moyen-âge", von A. Dusommerard, ist ein würdiges Monument der Kunstgeschichte. Wir haben vor kurzem die letzte Lieferung erhalten, welche den fünften Band zu Ende führt. So haben denn die Erben zu Stande gebracht, was der edle Kunstfreund so würdig begonnen hatte. Einzelne Partien des Textes beruhen auf ganz originellen Forschungen. Der Folioatlas enthält 510 Kupfertafeln, die von namhaften Künstlern, wie Deveria, Johannot, L. Boulanger, Challamel, Fragonard u. A. herrühren. Dieses werthvolle Werk, sowie die reichen Kunstschätze des Hôtel Cluny, das mit allen Sammlungen, welche es enthält, hoffentlich von der französischen Regierung angekauft werden wird, reichen allein schon hin, um den Namen Dusommerard auf die Nachwelt zu bringen.

Neuestes Werk von Poujoulat.

Poujoulat, der sich durch seine herrlichen Schilderungen aus dem Morgenlande sowie durch seine geistreichen Artikel in der „Quotidienne" bekannt gemacht hat, gibt jetzt eine Sammlung seiner kleinen Abhandlungen und Aufsätze heraus, die den Titel führt „Religion, histoire, poesie". In diesem Werke werden die höchsten Interessen des Lebens in würdigster Weise besprochen. Am anziehendsten aber scheinen uns die einzelnen kleinen, duftigen Naturschilderungen und poetischen Bilder, welche der Verf. diesen ernstern, tiefern Darstellungen eingewoben hat. So hat uns namentlich die „Floraison des amandiers en France" angesprochen, wo der poesiereiche Poujoulat die Pracht und die Wonne eines provenzalischen Frühlings schildert. Sein Stil, der zuweilen wol in eine Art Schwulst ausartet, ist duftig und abgerundet.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 247. —— 4. September 1843.

Lessingiana.

(Fortsetzung aus Nr. 246.)

Jetzt folgt im Manuscripte ein ausführliches Schema zu einem chronologischen Verzeichnisse der alten Artisten nach den Olympiaden (Olymp. L — LXXI), wovon aber nur *ein* Anfang zu der funfzigsten Olympiade gemacht ist. Den Beschluß machen Einfälle, Sprüchwörter und Sentenzen aus Schriftstellern der alten und mittlern Zeit, verschieden von dem Inhalte ähnlicher Fragmente, welche Fülleborn in den „Nebenstunden" (unter der Aufschrift: „Selbstbetrachtungen, Einfälle und kleine Aufsätze") zusammengestellt hat (vgl. Lachmann's Ausgabe, Bd. 11 zum Schlusse). In dergleichen Einfällen zeigt sich eine der Hauptrichtungen des Lessing'schen Geistes, seine Liebe zum Epigramm. Die folgenden „Einfälle" sind in Hamburg geschrieben, ihre Beziehung tritt von selbst hervor:

1) Bei dem Lärmen, welches die Orthodoxen über den guten Pastor Schlösser und seine Komödie erhoben, könnte eine doppelte Frage aufgeworfen werden. Die erste: Darf ein Prediger wol Komödien schreiben? Darauf antworte ich: warum nicht? w e n n e r k a n n. Die zweite: Darf ein Komödienschreiber wol Predigten machen? Antwort: warum nicht? w e n n e r w i l l.

Von diesem Einfall hat Lessing viele Jahre später, bei seinem Streite mit dem Pastor Göze, dem Urheber jenes Lärmens, fast mit denselben Worten Gebrauch gemacht („Anti-Göze", II, 1778), als Göze ihm seinen „Komödienstil" zum Vorwurf gemacht hatte.

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlösser wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor u. s. w.

2) So wie man von Christ nicht Christianer gemacht hat, sondern Christen, wegen der innigen Vereinigung, welche die Glieder mit ihrem Haupte haben oder haben sollen, so sollte man auch von Klotz nicht Klotzianer machen, sondern Klötzer. Man sollte nicht sagen: Schmidt, Riedel, Meussel ist ein Klotzianer, sondern Schmidt, Riedel oder Meussel ist ein Klotz.

3)
Wie Ast und Busch:
So Wittenberg und Dusch.
Wie Rief und Zwerg
So Dusch und Wittenberg.

4) Von eines Gewissen Poesie:

Omnia nam stolide magis admirantur amantque
I n v e r s i s quae sub v e r b i s latitantia cernunt. *)

Bei dieser Gelegenheit kann ich mir es nicht versagen, Einiges der Art aus Lessing's Papieren, welche die königliche und Universitäts-Bibliothek aufbewahrt, und das

---

*) Die übrigen Gedanken, welche meist aus lateinischen und griechischen Schriftstellern gezogen sind, lauten:

— Isti hesterni pueri, magistri hodierni, heri vapulantes in ferula, hodie stolati docentes in cathedra. . . Jo. Saresberiensis Metal. lib. I, cap. 25.

— Littera suaviter excutienda est, et non more captivorum acerbe torquenda, donec restituat, quod non accepit. ibid. II, 1.

— Collatio meditatione videtur utilior: ut enim ferrum ferro acuitur, sic ad vocem alterius contingit animum colloquentis acutius et efficacius excitari. ibid. III, 10.

— Disciplinarum omnium connexae sunt rationes, et quaelibet sui perfectionem ab aliis mutuatur. ibid. IV, 1.

— Neminem docere in auctoritatem scientiae est, sagt Plinius (lib. XXXV, sect. 1) von Denen, welche mit ihrem Wissen neidisch sind, und ihrem Ansehen zu vergeben glauben, wenn sie es mittheilen.

— Cornelius Celsus, wenn er vom Hippokrates redet, der seinen Irrthum gestanden (De medi. lib. VIII, cap. 4) — se deceptum esse Hippocrates memoriae prodidit, more scilicet magnorum virorum et fiduciam magnarum rerum habentium. Nam levia ingenia, quia nihil habent, nihil sibi detrahunt.

— Können wir nicht alle dichten:
So wollen wir doch alle richten;
ist ein guter deutscher Reim von Phil. Melanchthon, v. Selneccer. Praef. Explicat. Psalm.

— . . . . ut vetus et laudata tot annis
Discendi ratio nigro carbone notetur.

L. Sectanus Atil. Sam, II.

— Quid facias? jubet hoc aetas, et Gallia victrix.

idem ibid.

— *Οἰκοι μενειν δει τον καλως εὐδαιμονα,*
Και τον κακως πρασσοντα και τουτον μενειν·
sind zwei Verse des Äschylus beim Stobäus.

— *Ξειν᾽, οὐ μοι θεμις ἐστ᾽, οὐδ᾽ εἰ κακιων σεθεν ἔλθοι,*
Ξεινον ἀτιμησαι, προς γαρ Διος εἰσιν ἁπαντες
Ξεινοι τε πτωχοι τε . .
sagt Eumaius zum Ulysses (Od. *Z*, 56), der als Bettler zu ihm kommt; und auf diese Gesinnung bezieht sich auch eine Stelle des Menander beim Stobäus:

Ἀεὶ νομιζονθ᾽ οἱ πενητες των θεων.

— Ab umbra statuam laudare, beim Novarinus p. 27: cum, relictis magnis fascinoribus et factis egregiis, minima et exilia in aliquo, in cujus laudes itur, afferuntur.

— Nihil tam necessarium, quam cognoscere, quid non sit necessarium. S. Ambrosius lib. X, c. 89.

— Moribus esse feris prohibet me gratia veris
Et formam mentis mihi mutuor ex elementis.

Marbodus.

— Candida fervens ut nix, et lumina nigra velut pix.

Idem.

— Zum zweiten Theile des „Laokoon": Cui si animum propius

meines Wissens nirgend gedruckt ist, mitzutheilen. Ein Octavbüchlein, dessen erste Seite das Datum trägt: den 25. Sept. 1756, von dem aber nur einige Blätter beschrieben sind, enthält dramaturgische Bemerkungen über die zwei englischen Lustspiele: „The soldier's fortune" von Otway, und „The country-wife" von Wicherley. Folgende psychologische Betrachtungen, welche vorangehen und sich auf das erste der beiden Stücke beziehen, charakterisiren ganz Lessing:

Surely 'tis impossible to think too weli of him, for he has wit enough to call his good nature in question, and good nature enough, to make his wit suspected.

Er hat so viel Witz, daß man an seinem guten Herzen zweifeln sollte, und ein so gutes Herz, daß man ihm wenig oder keinen Witz zutrauen sollte.

Zeige weder deinen Witz, noch dein gutes Herz in ihrer völligen Stärke. Zeigst du zu viel Witz, so wird man dir kein gutes Herz zutrauen; zeigst du ein zu gutes Herz, so wird man an deinem Witze zweifeln.

I am afraid your Ladyship then is one of those dangerous creatures they call She-wits, who are always so mightily taken with admiring themselves, that nothing else is worth their notice.

Eine Witzlingin (She-wit), vielleicht daß dieses ein Charakter wäre, welcher sich auf dem Theater nicht übel ausnehmen sollte, und auf einer ganz andern Seite geschildert werden könnte, als daß er mit den gelehrten Weibern des Molière zu vermengen wäre.

I'll have three whores a day, to keep love out of my head.

Du liebst, und deine Liebe ist ernsthaft. Aber deine Umstände erlauben es nicht, einer ernsthaften Liebe nachzuhängen. Nun wohl, suche dich ihrer zu entschlagen. Vermeide, fliehe den dich bezaubernden Gegenstand! Du fliehst ihn umsonst? Sein Bild verfolgt dich überall? So versuch etwas Anderes; versenke dich in Geschäfte; besetze jeden Augenblick mit ernsthaften Arbeiten. Auch das ist vergebens? Nun wohl, so wage das Letzte: suche Hülfe bei den lustigen Schwestern des Mitleids, die du genießen kannst, ohne sie zu lieben. Laß auf einen wollüstigen Genuß den andern folgen. Aber wie? Deine Göttin hat sich deiner so bemächtigt, daß es dich ein Verbrechen dünkt, in den Armen einer andern die Entzückungen zu genießen, die du so gern in den ihrigen genießen möchtest? Wirklich? Je nun, so heirathe sie; allen es verwehrenden Umständen zu Trotze, heirathe sie; oder mache dich gefaßt, das nächste Jahr im Tollhause zu sein.

Vortreffliche Moral, Schwachheiten durch Laster vermeiden lehren.

His father was as obscure, as his mother publick; every body now her, and no body could guess at him.

---

intenderis, velut fermentum cognitionis ei inesse, quam bracteas eloquentiae deprehendes. Solinus.

— Percantatorem fugito, nam garrulus idem est.

— Sanus homo, qui et bene valet et suae spontis est, nullis obligare se legibus debet, ac neque medico neque iatralipta egere. Hunc oportet varium habere vitae genus, modo ruri esse, modo in urbe, saepius in agro; navigari, venari, quiescere interdum, sed frequentius se exercere.

Cor. Celsus lib. I. c. 1.

— Vim rebus aliquando ipsa verborum humilitas affert.

Quintil.

— *Πασαι τεχναι προςδεονται τυχης.*

Aristaenetus ep. 13.

In dem zweiten Acte läßt der Dichter verschiedene Personen stumm über das Theater gehen, die ganz und gar keine Verbindung mit dem Stücke haben, blos in der Absicht, durch den Mund des Beaugard und Courtine einige starke Charaktere zu schildern. Wenn es die Art des Stücks erlaubte, z. E. wenn der Ort eine Straße ist, und sich die andern Umstände dazu schicken, so wollte ich einem Dichter gern erlauben, oft zu diesem Kunstgriff seine Zuflucht zu nehmen, als eine oder mehr leere Scenen zu machen.

Prahlereien zweier Eisenfresser im vierten Act:

Ah Bloody Bones! Ah, when thou and I commanded that party at the siege of Philipsbourgh! where in the face of the Army we took the impenetrable Half-moon.

Blood. Half-Moon, Sir! by your favour 't was a whole moon.

Fourbin. Brother thou art in the right; 't was a full Moon, and such a Moon, Sir —

Die Helden in diesem Stücke sind zwei abgedankte Offiziere, und das Glück, das der Dichter sie machen läßt, besteht darin, daß der eine einen alten Ehekrüppel zum Hanrey macht, der andere eine ziemlich gute Heirath thut. Jenes ist die Haupthandlung, dieses die Episode. In den drei ersten Acten hat der Dichter die „Männerschule" des Molière ziemlich geplündert. Die Frau schickt ihrem Liebhaber durch ihren eigenen Mann Geschenke und Briefe, so als ob sie ihr von ihrem Liebhaber wären geschickt worden, und sie sie ihm blos mit Bezeigung ihres Hasses wieder einhändigen lassen wollte. Nur daß man bei dem Molière über diese List lachen, und bei dem Otway sich darüber ärgern muß; weil jener sie einem unverheiratheten, ungebundenen Frauenzimmer beilegt, und dieser sie eine Frau, die durch die heiligsten Bande gebunden ist, ausüben läßt. Was dort ein vorgeblicher Betrug ist, wird hier zum Laster. Wenn die Engländer über ihre französischen Originale so encheriren, so bringt es ihnen wenig Ehre. Auch der letzte Zug, da der Liebhaber bei dem Molière für todt geprügelt gehalten wird, ist von dem Engländer auf eine ungeheuere Art übertrieben worden. Der eifersüchtige Ehemann will ihn durch einen Meuchelmörder aus dem Wege räumen lassen. Sir Jolly Jumble leitet das Ding so, daß sich des Liebhabers eigener Bediente verstellterweise dazu will brauchen lassen. Dieser nebst einem Gehülfen werden also mit dem Ehemanne des Handels einig. Es heißt, sie haben ihren Mord verrichtet und den todten Körper in des Sir Davy Dunce (so heißt der Ehemann) Haus getragen. Hier muß der Liebhaber den Todten spielen. Dunce ist in tausend Ängsten darüber. Jumble u. s. w.

Der Charakter des Sir Jolly Jumble ist originell. Ein alter Geck, der selbst nicht mehr sündigen kann, aber sich ein Vergnügen daraus macht, Ehebruch und H... zu befördern. Und nur mit Heirathsstiftungen will er nichts zu thun haben. Siehe die Stelle im vierten Act, S. 30.

Die Scene im vierten Act, wo die beiden verstellten Meuchelmörder mit dem Dunce den Handel schließen, ist abscheulich; und ihre mörderischen Prahlereien sind so eitel als gottlos. Der eine stellt sich sogar vor Blutgier rasend, und sagt in dieser Raserei Dinge, die man ohne Schauer unmöglich hören kann. (Hier folgt ein Auszug aus dem Original.)

Dieses Lustspiel ist gedruckt zu London 1695 in Quart (acted by this Majesties Servants at the Theatre Royal, the third edition). Auf dem Titel stehen die Verse (aus dem Martial, wenn ich mich recht erinnere):

Quem recitas meus est, o Fidentine, libellus;
Sed male cum recitas incipit esse tuus.

Ohne Zweifel daß Otway mit der Vorstellung nicht allzu wohl zufrieden gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Theodor Hook.

Aus einem ausführlichen Artikel des „Quarterly review" (Mai 1843) geben wir folgenden kurzen Auszug: Theodor Eduard Hook wurde den 22. Sept. 1788 in London geboren. Sein Vater war Componist, seine Mutter, eine geborene Madden, eine höchst begabte, durch Schönheit, Geist, Charakter ausgezeichnete Frau. Aber sie starb, als Hook 14 Jahre alt war. Sein Vater, um sich zu trösten, nahm ihn damals (1802) aus der Schule von Harrow, wo er Byron's und Sir Robert Peel's Schulkamerad gewesen, wieder in sein Haus, entdeckte bald des Sohnes Talent für Dichtungen zur Composition und machte ihn nun vollends zu seinem Abgott. Theodor spielte sehr hübsch Clavier, hatte eine gute, kräftige Stimme und sang mit Gefühl. Zugleich entwickelte sich schon in diesen frühen Jahren sein reicher, sprudelnder Witz und sein improvisatorisches Talent. Sein Umgang waren Musiker, Sänger, Schauspieler. Er trieb sich auf den Bühnen, bei den Proben, hinten den Coulissen umher und war dort der Liebling aller Welt. Indessen vermuthlich auf Antrieb seines 18 Jahre ältern Bruders, des Decans von Worcester (der übrigens auch in seiner Jugend ein paar witzige und launige Novellen geschrieben hat), dachte sein Vater wieder an eine ernste Bestimmung des in Lust und Ungebundenheit dahin lebenden Sohnes. Er schickte ihn in Begleitung seines Bruders, des Dekans, nach Oxford, damit er dort das Rechtsstudium betreibe. Als der Vicekanzler, zum Behufe der Immatriculation, ihn folgendermaßen anredete: „Sie scheinen sehr jung, Sir! Sind sie bereit, die 39 Artikel zu unterschreiben?" antwortete Theodor augenblicklich: „O ja, Sir, ich bin ganz bereit, auch 40, wenn es Ihnen beliebt." Der Vicekanzler schlug das Buch zu, aber der Dekan begütigte ihn, und die Immatriculation fand statt. Der junge Hook sollte jedoch erst nach Ablauf einiger Zeit in das Institut eintreten. Er kehrte nach London zurück, begann sein früheres Leben wieder und kam auf den Einfall, für das Theater zu schreiben. Sein erstes Stück (er war erst 17 Jahre alt) „Des Soldaten Rückkehr, oder was vermag Schönheit?" komische Oper in zwei Acten, Musik von Mr. Hook, im Drurylane-Theater aufgeführt, ging nicht so spurlos vorüber, wie Hook selbst es später in seinem „Gurney" (worin Vieles aus seinem Leben geschildert ist) darstellt, sondern machte bedeutendes Aufsehen. Er wurde mit den Komikern Mathews und Liston bekannt, und, obwol sie älter waren, eng vertraut und schrieb für sie im folgenden Jahre (1806) „Catch him, who can", ein Stück, das mit ungemeinem Beifall aufgenommen wurde. „Das unsichtbare Mädchen" und eine Reihe anderer Stücke folgte, welche alle Glück machten und sich eine Zeit lang auf dem Repertoire erhielten. Im J. 1808 gab er eine Novelle unter dem erdichteten Namen „Alfred Allendale Esq." heraus. Diese ging spurlos vorüber. Indessen war der Verf. doch so dafür eingenommen, daß er sie abgekürzt und mit Abänderungen im „Merton" (in seinen „Sayings and doings") wiederholte. Am glänzendsten zeigte er sich im Umgange. Es fehlte ihm nie an Einfällen, Impromptus, Reimen. Seine Gewandtheit im Improvisiren, diese in England unerhörte Gabe, ging ins Unglaubliche. In allen Versarten, Reimverschlingungen, Manieren war er im Stande, jeden verlangten Gegenstand augenblicklich zu behandeln. Jeden kleinen Vorgang in der Gesellschaft benutzte er, um Couplets zu improvisiren, die er zum Clavier sang, Worte und Melodie zugleich erfindend. Sein mimisches Talent war nicht minder auffallend. Man kann sich vorstellen, wie er in seinem Kreise gesucht war. Mit Mathews und andern jungen übermüthigen Freunden führte er eine große Menge solcher lustigen Streiche aus, die man in England Hoaxes nennt. Einige finden sich im „Gurney" und in andern Novellen kurz beschrieben, andere hat Mrs. Mathews in der Biographie ihres Mannes mitgetheilt.

Hook ward durch Sheridan's Sohn Thomas endlich in höhere Cirkel eingeführt. Seine loyale und alttoryistische Gesinnung befähigte ihn ohnehin, sich in den aristokratischen Kreisen mit Erfolg zu bewegen. Auch der Regent (nachher Georg IV.) ließ ihn zu sich kommen, fand großes Gefallen an ihm und beschloß etwas für ihn zu thun. In der That gab er ihm eine glänzende Anstellung, aber diese wurde Hook's Unglück. Er ging nämlich 1813 als Generalrechnungsführer und Schatzmeister (mit Einkommen von 2000 Pf. St.) nach der Insel Mauritius. Fünf Jahre lebte er dort glücklich und herrlich, bei aller Welt beliebt, aber zu sehr aller Welt vertrauend, der Geschäfte nicht kundig genug und mehr auf seine Jagden als auf die Bücher des Schatzamts bedacht. Unordnungen rissen ein, und es ergab sich endlich ein Kassendefect, der zuerst auf 20,000, endlich aber auf nur 12,000 Pf. St. ermittelt wurde. Gefangen nach London geführt, hatte er noch das Glück, daß keine Criminaluntersuchung gegen ihn eingeleitet wurde: man gab ihm nur Nachlässigkeit Schuld; indessen dauerten die Untersuchungen gegen fünf Jahre. Er war 1818 in London angelangt; er wohnte dort in einem elenden Nest und knüpfte nun seine Bekanntschaften aus der Schauspielerwelt wieder an. Inzwischen regte der Proceß der Königin die Parteien und das ganze Land mächtig auf. Hook trat gegen sie in die Schranken, zuerst mit einem Libell unter dem Titel: „Tentamen, oder ein Versuch zur Geschichte Whittington's und seiner Katze. Von Vicesimus Blankinsop." Unter Whittington ist der Aldermann Wood und unter der Katze die Königin Karoline gemeint. Diesem Spottgedichte im Bänkelsängerton folgte sodann seit 1820 die Zeitschrift „John Bull", welche so ungeheures Aufsehen machte, nicht wenig dazu beitrug, der Königin die Volksgunst allmälig zu entziehen, und sich endlich noch lange, in mäßigerm Tone, als einflußreiches toryistisches Blatt erhielt. Wer die Unternehmung dieses Blattes zuerst veranstaltete, weiß man nicht. Hook, der beinahe Alles selbst schrieb, nannte sich nicht und verleugnete, als man auf ihn muthmaßte, seine Autorschaft. Er ließ im Blatte selbst Folgendes drucken: „Was Leute doch für Einfälle haben. Unsere Leser werden sehen, daß uns ein Brief von Mr. Hook zugegangen, worin derselbe jede Art von Verbindung mit diesem Blatte in Abrede stellt. Theils aus Gutmüthigkeit und theils um diesem Herrn zu zeigen, wie wenig wir ein Verlangen danach tragen, mit ihm in Verbindung zu stehen, haben wir eine Erklärung ausgefertigt, welche ohne Zweifel seiner krankhaften Empfindlichkeit und seiner gezierten Heikligkeit Genüge thun wird. Wir sind so frei, zu bekennen, daß Zweierlei uns bei dem Handel wundert: erstlich, daß irgendwo etwas von Dem, was wir der Mühe werth hielten zu publiciren, für Mr. Hook's Arbeit angesehen werden konnte; zweitens, daß so ein Subject wie Mr. Hook sich für herabgewürdigt halten kann durch eine Beziehung zu John Bull." Das Journal ging eine Zeit lang so glänzend, daß es ihm, wie seine Tagebücher ergeben, in einem Jahre 2000 Pf. St. eintrug. Da 1823 die Untersuchung der Mauritiusschen Angelegenheit beendet und er als Schuldner des Staats für 12,000 Pf. St. erkannt worden war (er selbst behauptete stets, der Defect betrüge nur 9000 Pf. St.), so wurde seine ganze unbedeutende Habe verkauft und er eingekerkert. Er blieb anfangs, weil er immer noch hoffte, freigelassen zu werden, in Gewahrsam des Sheriffs Mr. Hump, und zwar in ungesunder, feuchter Wohnung, unter angestrengter Arbeit, ohne leibliche Bewegung und bis spät in die Nacht von seinen Freunden besucht. Seine Gesundheit hatte daher schon gelitten, als er nach Kingsbench transportirt wurde. Indessen ließ man ihn 1825 wieder frei. Er miethete eine angenehme Wohnung in Putney, gab die erste Serie seiner „Sayings and doings" heraus, gewann viel Geld an seinen Novellen und richtete sich 1827 glänzender ein. Er scheint entschlossen gewesen zu sein, obgleich er nicht leugnete, daß er für die Kasse von Mauritius verantwortlich gewesen, dem Staate nichts von den 12,000 Pf. St. zu zahlen, indem er sich schon hinlänglich gebüßt glaubte durch die lange Untersuchung, Haft und Leiden. Schlimm war es für ihn, daß er sich der aristokratischen Gesellschaften nicht erwehren konnte, die ihm nach angestrengter

Tagesarbeit seine Nächte raubten, sein sauer erworbenes Geld überdies, das er im Spiel verlor, und seine Gesundheit vollends zerrütteten. Ungeachtet seiner beträchtlichen Einnahmen gerieth er in Schulden, Streitigkeiten mit seinen Verlegern, und brachte es nicht dahin, die Mutter seiner Kinder, wie er es vorhatte, zu heirathen. So führte er, während er für den unterhaltendsten, lustigsten Mann galt, ein geplagtes, sorgen- und schmerzvolles Leben, wovon seine stets fortgeführten Tagebücher Zeugniß geben, wie auch häufig seine Novellen. Von den „Sayings and doings" war die dritte Serie 1828 erschienen; 1830 „Maxwell" (3 Bde.); 1832 „Sir David Baird's Leben" (2 Bde); 1833 „Des Pfarrers Tochter" (3 Bde.) und „Liebe und Stolz" (3 Bde.). Im J. 1836 wurde er Herausgeber des „New monthly magazine", für welches er selbst seinen „Gilbert Gurney" und die Fortsetzung „Gurney married" lieferte (wie schon bemerkt eine Art Selbstbiographie), beides später besonders abgedruckt (in je 3 Bänden). „Jack Brag" erschien 1837 (3 Bde.) und „Geburten, Todesfälle und Heirathen" 1839 (3 Bde.). Endlich noch „Precepts and practice" (3 Bde.), „Fathers and sons" (3 Bde.), beides aus dem Jahrgang 1840 des Magazins. Er starb am 13. August 1841 in einem Alter von 53 Jahren Für seine Hinterbliebenen, denen er nur Schulden zurückließ, ist eine Sammlung veranstaltet worden, deren Ertrag aber höchst unbedeutend und für die ungeheuer reichen Freunde, die den Geist des vielbegabten und unglücklichen Mannes täglich in ihren Lustbarkeiten wie für ihre politischen Zwecke ausgebeutet hatten, schimpflich genug ausfiel; nur der König von Hanover sandte 500 Pf. St. aus freiem Antriebe. Was sich aus dem Verkaufe seiner Bücher und Effecten ergab, 2500 Pf. St., nahm die Krone als privilegirter Gläubiger.

„An natürlichen Anlagen", sagt der Biograph im „Quarterly review", „stand Hook vielleicht wenigen seiner Zeitgenossen nach. Er hatte ein offenes, einnehmendes Gesicht, einen hohen und wohlproportionirten Wuchs, einen kräftigen Körper, ein sanftes Gemüth, ein warmes Herz. Er war menschenfreundlich, mildthätig, großmüthig. Sein Witz hat ihn vielleicht niemals um einen Freund gebracht, und man konnte nicht mit ihm umgehen, ohne ihn zu bewundern und ihn lieb zu gewinnen." .... „Wir haben ihn in Gesellschaft mit vielen der hervorragendsten Männer seiner Zeit gesehen und sind niemals, bis an sein Ende, heimgegangen, ohne ihn als Gesellschafter für unübertroffen zu halten. Er konnte kein Geschichtchen erzählen, ohne es durch seine stets neugestaltende, unermüdlich erfinderische Laune ganz zu seinem Eigenthum und durch die Verknüpfung mit den Vorgängen und Interessen des Abends zu einem wahren Gemeingut der Gesellschaft zu machen. Sein Mienenspiel, der Wohlklang seiner Stimme, sein großes, blitzendes Auge, die Fähigkeit, seinem Gesicht jeden Ausdruck vom ernstesten und rührendsten bis zum komischsten zu geben, seine Gewandtheit in der Anwendung passender Geberden und Stellungen, seine Stärke in der Mimik, in der es ihm Niemand außer Mathews gleich that, und zu dem Allen sein angeborener, unversieglicher Humor, sein stets heiteres, spleenloses Wesen, und das Blitzen eines tiefen Sinnes durch alle Possen und Gaukeleien hindurch, wie ließe sich das beschreiben? Der Reiz lag darin, daß es bei ihm Alles Natur war, sprudelnd wie Wasser aus dem Felsen. Kein Wunder, daß er so beliebt war: aber das Ehrenwertheste dabei ist, daß er weit entfernt von aller Kriecherei war. Es war eine Thorheit, eine Schwäche, sich zum Vergnügen Anderer ausbeuten zu lassen und so viel Zeit, Gesundheit und sogar Seelenruhe daran zu setzen; aber in der Gesellschaft, von welcher Classe sie sein mochte, zeigte er niemals gemeinen Sinn. Er hatte allerdings eine gewisse Achtung vor bloßem Rang und weltlichem Glanz, woran sich sein niedriger Ursprung und frühester Umgang verrieth, aber um so anerkennungswerther war es, daß er sich niemals zum Schmeichler und Kriecher herabwürdigte."

Nach seinem Tode erschien noch „Peregrine Bunce" (3 Thle., London 1842) unter seinem Namen; der Verf. der Skizze über sein Leben, woraus wir das Obige mitgetheilt haben, ist jedoch der Ansicht, daß dieses Buch höchstens theilweise von Hook sein kann. 48.

Bibliographie.

Die arabischen Actenstücke über die Ermordung des Pater Thomas und seines Dieners in Damaskus. In das Deutsche übersetzt nach der wörtlichen Übertragung im l'Univers von A. v. Morell. Nürnberg, Schrag. Gr. 8. 7½ Ngr.

Aphorismen über den Entwurf des Strafgesetzbuchs in seinen Beziehungen zur Religion und Kirche. Trier, Lintz. Gr. 8. 10 Ngr.

Baur, F. C., Die christliche Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes in ihrer geschichtlichen Entwickelung. 3ter Theil: Die neuere Geschichte des Dogma, von der Reformation bis in die neueste Zeit. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Böhnecke, K. G., Forschungen auf dem Gebiete der attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit. 1ster Band in zwei Abtheilungen. Berlin, Reimer. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Commissions-Bericht an die Unterzeichner der Petition vom 8. Juni 1842. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 1 Thlr.

Dies Buch gehört dem König. In zwei Abtheilungen. Berlin, Schröder. 8. 4 Thlr.

Döllinger, J., Der Protestantismus in Bayern und die Kniebeugung. Sendschreiben an Hrn. Prof. Harleß, dermaligen Landtagsabgeordneten. Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Einiges über die rufenden Stimmen oder die sogenannte Predigtkrankheit in den Jahren 1842 und 1843. Von einem Augenzeugen. Nebst zwei Berichten: 1. des Physikus Dr. Stöldberg in Jönköping; 2. des Bischofs Butsch in Skara. Aus dem Schwedischen. Leipzig, Michelsen. Gr. 8. 10 Ngr.

Fröhlich, A. E., Der junge Deutsch-Michel. Zürich, Meyer und Zeller. 8. 20 Ngr.

Grimm, Brüder, Kinder- und Hausmärchen. Große Ausgabe in Heften. 1stes Heft. Göttingen, Dieterich. Gr. 12. 15 Ngr.

Groscreutz, R. v., Miscellen aus dem Gebiete der Geschichte und Satire. Berlin, Hayn. Gr. 12 1 Thlr.

Hammerstein, C. Freihr. v., Das Gymnasium zu Celle. Dessen Geschichte bis auf die neueste Zeit. Celle, Schulze jun. 8. 20 Ngr.

Die Jubelfeier des Herrn Staatsministers von Schön. Am 8. Juni 1843. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 10 Ngr.

Kalender und Jahrbuch für Israeliten auf das Jahr 5604 (1843/44). Herausgegeben von J. Busch. 2ter Jahrgang. Wien, v. Schmid und Busch. Gr. 12. 20 Ngr.

Liederbuch für Turner. Herausgegeben von W. Looff. Aschersleben, Laue. 12. 7½ Ngr.

Mayer, B., Das Judenthum in seinen Gebeten, Gebräuchen, Gesetzen und Ceremonien. Regensburg, Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Redslob, H. G., Über den Glauben an den Menschen und an dessen höchste sittliche Bestimmung. Ein psychologischer Versuch. Strasburg, Schuler. Gr. 8. 15 Ngr.

Sommer, F. v., Poetische Bilder der Vergangenheit und Gegenwart. 1ste Bilderreihe. Berlin, Hayn. Gr. 8. 20 Ngr.

Ustrialow, N., Die Geschichte Rußlands. Aus dem Russischen übersetzt von C. W. 2ter Band. 3te Abtheilung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 15 Ngr.

Was ist der deutsch-evangelische Gustav-Adolph-Verein und wie kann man ihm helfen? Leipzig, Kummer. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 248. —— 5. September 1843.

Lessingiana.

(Fortsetzung aus Nr. 247.)

Diese Bemerkungen aus einer frühern Lebensperiode Lessing's erinnern von selbst an seine spätere, so verdienstvolle und originelle „Hamburgische Dramaturgie". Man weiß, daß Lessing diese Wochenschrift — das war sie ursprünglich — mehr abgebrochen als beendet hat, hauptsächlich aus Verdruß über den schamlosen Diebstahl, den die Dodsley und Comp. an diesem Unternehmen begingen, worüber sich das letzte Stück in bitterm Humor ausläßt, wo der Verf. zugleich von dem Publicum Abschied nimmt. So kam es, daß die „Dramaturgie" bei dem 52. Abend, den 28. Juli 1767 (Wiederholung der „Brüder" von Romanus) aufgehört hat. Nun findet sich aber unter unsern Papieren auf zwei Bogen von Lessing's Hand eine Aufzählung aller Stücke, mit Hinzufügung des Datums von Tag und Monat, nicht nur derjenigen, welche in der „Dramaturgie" selbst vorkommen, sondern auch derjenigen, welche in der Fortsetzung darin noch hätten vorkommen sollen. Der Anfang dieses Entwurfs ist nicht mehr da, das Vorhandene fängt erst mit Nr. 35 „Rodogune" von Peter Corneille an (übereinstimmend mit dem gedruckten Texte, daher auch Lessing die Seitenzahlen seiner Ausgabe bis Nr. 44 dazu bemerkt), geht aber weit über den 52. Abend hinaus und bricht erst mit dem 141. Abend, den 4. Dec. 1767, ab. Dabei fällt nur dies auf, daß in Bezug auf die in der „Dramaturgie" besprochenen Stücke der handschriftliche Entwurf nicht überall mit dem Buche übereinstimmt; z. B. lesen wir im Entwurfe auf Nr. 47 Dienstag den 21. Juli: „Der Zweikampf", dagegen im Buche die Wiederholung von „Nanina", worauf „Der unvermuthete Ausgang" von Marivaux folgte; so namentlich, was uns hier näher interessiren wird, bei Nr. 50 (50. Abend), Freitags den 24. Juli, „Die Frauenschule" von Molière, im Buche aber unter demselben Tage: Brisset's „Sidney" wiederholt, und „Der sehende Blinde". Es sind nun zu gleicher Zeit einige dramaturgische Fragmente vorhanden, welche theils nach dem handschriftlichen, soeben genannten Verzeichnisse angelegt sind, theils weder Nummer noch Datum haben. Sie können, obschon Fragmente, als eine Art Ergänzung des Vorhandenen nicht ohne Interesse gelesen werden. So steht das folgende Fragment, dessen Abweichung dem Datum nach ich soeben berührt habe, mit dem über Otway's Lustspiel Mitgetheilten in gewisser Beziehung. *)

Den funfzigsten Abend (Freitags den 24. Julius) ward die Frauenschule des Molière wiederholt.

Molière sah in der letzten Hälfte des Jahres 1661 und das ganze Jahr 1662 sein Theater ziemlich verlassen. Denn die ganze Stadt lief zu den Italienern, um den Scaramouche zu sehen, der wieder nach Paris gekommen war. Wollte Molière nicht den leeren Logen spielen: so mußte er das Publicum durch etwas Neues zu locken suchen, so ungefähr von dem Schlage der welschen Schnurren. Er gab also seine Frauenschule: aber das nämliche Publicum, welches dort die abgeschmacktesten Possen, die ekelsten Zoten in einem Gemengsel von Sprache ausgeschüttet, auf das unbändigste belachte und beklatschte, erwies sich gegen ihn so streng, als ob es nichts als die lauterste Moral, die allerfeinsten Scherze mit anzuhören gewohnt sei. Indeß zog er es doch wieder an sich, und er ließ sich gern kritisiren, wenn man ihn nur fleißig besuchte.

Die meisten von diesen Kritiken zu Schanden zu machen, hatte er ohnedem alle Augenblicke in seiner Gewalt, die er denn endlich auch auf eine ganz neue Art übte. Er sammelte nämlich die abgeschmacktesten, und legte sie verschiedenen lächerlichen Originalen in den Mund, mengte unter diese ein paar Leute von gesundem Geschmacke, und machte aus ihren Gesprächen für und wider sein Stück eine Art von kleinem Stücke, das er die Kritik des ersten nannte („La critique de l'Ecole des femmes"), und nach demselben aufführte. Diese Erfindung ist ihm in den folgenden Zeiten von mehr als einem Dichter nachgebraucht worden, aber nie mit besonderm Erfolge. Denn ein mittelmäßiges Stück kann durch eine solche apologetische Leibwache das Ansehen eines guten doch nicht erlangen, und ein gutes wandelt auch ohne sie durch alle hämischen Anfechtungen auf dem Wege zur billigen Nachwelt sicher und getrost fort. — —

Lessing hatte die „Hamburgische Dramaturgie" mit der Kritik von Cronegk's „Olint und Sophronia" begonnen und dieses Stück, wie den Dichter selbst, ziemlich streng, wenn auch wahr beurtheilt. Hierauf bezieht sich das folgende Fragment, wo Lessing sein Urtheil gegen den Vorwurf zu

*) Die Stücke von 53. an bis zu Ende sind großentheils die auch vorher gespielten und von Lessing besprochenen, von den neuen scheinen wenige zu den bedeutendern zu gehören. 53. Abend: „Eduard und Eleonora". 57. Abend: „Turcaret" von Le Sage. 97. Abend: „Tartuffe" (der Verlust von Lessing's Kritik gewiß zu bedauern). 122. Abend: „Claus Lustig, ein Milchbauer, als Alexander der Große, oder die Komödianten auf dem Lande, in drei Aufzügen, nach dem Holländischen des Herrn Langendyk, Krews Leuwen." 132. Abend: „Mohammed" von Voltaire, nach Löwen's Übersetzung (wurde mehrmals wiederholt). 141. Abend: „Mohammed der Prophet" (das letzte).

großer Schärfe, den er erfahren haben muß, in Schutz nimmt. Es ist ein bloßer Entwurf.

Den — ward Olint und Sophronia wiederholt.

Von dem vermeinten Unrechte, welches ich dem Herrn von C. als dramatischem Dichter erwiesen haben soll.

Warum wollen wir mit Schätzen gegen Ausländer prahlen, die wir nicht haben? So sagt z. E. das Journal encyclopédique 1761, daß sein „Mistrauischer" auf unserm Theater Beifall gehabt, und allezeit gern gesehen wurde. Nichts weniger als das. Es ist ein unausstehliches Stück, und der Dialog desselben äußerst platt.

Was daselbst von seinem Olint und Sophronia gesagt wird, ist noch sonderbarer.

Durch den Beifall, welchen sein Kodrus gefunden, aufgemuntert, hatte er eine andere Tragödie unternommen, in welche er die Chöre, nach der Weise der Griechen, wieder einführen wollen. Er wollte versuchen, ob Das, was Racine in Frankreich mit so vielem Glücke in seiner Athalie gethan hatte, auch in Deutschland glücken werde; nachdem er aber die allergrößten Schwierigkeiten überstiegen, und seine Arbeit bereits sehr weit gekommen, gab er sie auf einmal auf, weil er glaubte, daß sein Vorhaben, wegen der Beschaffenheit der deutschen Musik (attendu de la musique allemande) nicht gelingen könne. Er glaubte zu bemerken, daß sie auf keine Weise der Schönheit der Gesinnungen und dem Adel der Gedanken, die er ausdrücken wollte, gewachsen sei. Doch uns dünkt, er hätte der Musik gänzlich überhoben sein können, sowie es der Herr von Voltaire in seinem Brutus mit den Chören gemacht hat. Doch dem sei wie ihm wolle; genug er gab sein Stück auf; die Fragmente, die davon übrig sind, und in denen sich große Schönheiten befinden, machen, daß man es bedauern muß, daß er nicht die letzte Hand an das Werk gelegt. Deutschland würde sich rühmen können, eine christliche Tragödie zu haben, die seinem Theater Ehre machte.

Wie abgeschmackt ist das! Die deutsche Musik! Wenn er noch gesagt hätte, die deutsche Poesie wäre zur Musik ungeschickt!

Und die ganze Sache ist nicht wahr. Cronegk hat seine Arbeit nicht aufgegeben, sondern er ist darüber gestorben.

Was der Journalist am Ende dazu setzt, ist allem Ansehen nach auch eine Lüge: „Un écrivain anglais qui a senti le mérite de cette tragédie, se l'est appropriée. La pièce a paru sous ce titre: Olindo and Sophronia, a tragedy taken from Tasso, by *Abraham Portal*" (London 1758).

Da wird der gute Portal zum Plagiarius, der vielleicht den Namen Cronegk's nie gehört hat. Anno 1758 war Cronegk's Olint noch nicht gedruckt.

Hieran schließe sich folgendes kleine Fragment:

Den — ward Miß Sara Sampson wiederholt.*)

Auch der Herr Baron von Bielefeld hat in seiner neuen Ausgabe seines Progrès des Allemands (Leide 1767, T. II, p. 343), dieses Stück durch einen umständlichen Auszug den Ausländern bekannt machen wollen. Der Verfasser muß ihm für diese Ehre verbunden sein; aber sollte er nicht eines und das andere gegen das Urtheil des Herrn Barons einzuwenden haben?

Sara Sampson, sagt Hr. von Bielefeld, ist zwar ein ursprünglich deutsches Stück; gleichwol scheint der Stoff aus englischen Romanen genommen oder nachgeahmt zu sein, und der Geist, sowie der Geschmack dieser Nation, darin zu herrschen.

Was soll dieses eigentlich sagen? Der Stoff scheint aus einem englischen Romane genommen zu sein? Einem die Erfindung von etwas abzustreiten, ist dazu ein „es scheint" genug? Welches ist der englische Roman — —

(Der Beschluß folgt.)

*) Man vgl. Nr. XIV, den 16. Juni 1767.

Volkspoesie.

1. Slawische Balalaika. Von Wilhelm v. Waldbrühl. Leipzig, Hirschfeld. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Übersetzer, um mit dem Titel anzufangen, nennt sein Werk „Balalaika", weil dieser Name das volksthümlichste Tonzeug des größten slawischen Stammes, des russischen bezeichnet, ein Instrument, welches sich an Gestalt und Ton ziemlich unserer Cither nähert, doch zum Spiele weniger Saiten und eine unbeholfene Stimmung hat. Er liefert in seiner Sammlung eine Blumenlese der Volksgesänge aus Groß- und Klein-Rußland und Polen, welche Länder unter allen slawischen, was ihre Liederpoesie betrifft, uns in Deutschland noch am wenigsten bekannt und zugänglich sind, während wir allerdings durch viele Sammlungen und gelungene Übersetzungen mit der serbischen, böhmischen und anderer Liederpoesie so ziemlich bekannt wurden. Der geschätzte Verf. hat selbst in den genannten Ländern gelebt und theilt uns in der Vorrede interessante Beobachtungen mit, die wir, der Kritik slawischer Alterthumsforscher vorbehaltend, hier nur anführen können. Er findet die ältesten groß-russischen Lieder immer reimlos, desto häufiger finden sich aber Assonanzen. Auch in den spätern sind die Reimspuren nur wie zufällig, während erst in der neuesten Zeit die Russen das Reimen von den Polen gelernt zu haben scheinen. Bei den klein-russischen Liedern aus der Ukraine entbehren aber nur die allerältesten des Reims. Sonst herrscht der Reim vor, nur dann und wann mit einzelnen Assonanzen, oder wenigen ganz reimlosen Stellen. Es ist des Übersetzers Vermuthung, daß die slawischen Völker erst durch den Umgang mit den germanischen, je nach der nähern Berührung, sich den Reim angeeignet hätten.

Der Übersetzer bekennt, daß seine Sammlung nicht erschöpfe, da die verschiedenen Stämme auch in ihrer Ursprache keine durchaus erschöpfende Sammlung besitzen, ja daß, was er biete, nicht einmal eine Auswahl genannt werden dürfe, sondern nur ein Griff in den reichen Hort der Völker. Dieser Griff ist aber ein glücklicher und des Anziehenden und Schönen ist gewiß in der großen Sammlung von 524 Seiten vieles. Mehr aber wol des Bezeichnenden, worauf es zumeist ankommt, wenn wir fremde Volkslieder in die Hand nehmen; wir wollen aus seinem Munde das Volk kennen lernen. Und da der Übersetzer nur Griffe in den Schatz gethan, wird es in unserer Anzeige auch erlaubt sein, nur griffweise aus seiner Sammlung etwas herauszunehmen, wo es nur gilt, einen Begriff von dem Charakteristischen zu empfangen und zu geben. Wie deutlich klingt uns in einem Liede: „Der Hörige", das sittliche Verhältniß z. B. entgegen, wenn es heißt:

Herr Verwalter, komm zu Börre,
Lasse dich erbitten;
Prügle nicht zu sehr mein Mädchen,
Wenn das Korn geschnitten.

und:

Daß dein Auge dir, Verwalter,
Mög' ein Kind zerschlagen,
Daß du zu so harter Frohne
Willst mein Mädchen jagen.

Dennoch ist es in der Fremde traurig, daß der Ausgestoßene ruft:

Hättest du mich doch, o Mutter,
In den Fluß getragen,
Ehe daß ich so unglücklich
In die Welt verschlagen.

Die Geopferte aber singt ein Lied, welches in tausend Variationen mag wiedergeklungen haben:

Heimatweller du,
Weller süßer Ruh!
Heimatweller du,
Von Moskau nicht fern;
Von Moskau nicht fern,
Ach jetzt liegst du wüst!

Der Verwalter hat
Treulos dich verheert;
Der Starost' half
Zu verwüsten dich. —
Mich gab man zu Eh
Einem alten Mann.
Darum schmerzt das Haupt
Auch mir Jungen so;
Darum schmerzt das Haupt,
Darum bin ich krank.
In dem Arme schläft
Mir mein lauer Mann.
Schläft in meinem Arm.
Und befiehlt den Kuß.
Ich, ich küssen ihn!
Nein, ich mag es nicht;
Ich vergesse nie
Meinen Herzenfreund.

Schmerzen sind über alle Welt ausgebreitet, wie ich denn glaube, daß die ersten Lieder nicht die Ausbrüche der Freude, sondern des bangen Wehgefühls waren. So auch in Groß- und Klein-Rußland. Es war das Volk, welches sang. Die Melodien sprechen es aus. Sie athmen das Gefühl einer tiefen Schwermuth, einer ergreifenden Klage. Schmerzen, worüber nicht! Aber der Liebe gebührt die erste Stimme, auch unter den russischen Bauern. Wer fühlt mit den Gedrückten, Gejagten, Verstoßenen, Gepeinigten, als die Natur! Ihr klagt der unglücklich Liebende, ihr der Räuber. Aber die Natur ist nicht der verschwimmende, allgemeine Begriff, am wenigsten ein sentimentaler. Sie wird durch die Thierwelt repräsentirt, die Vögel sprechen und verstehen die Sprache. Daher beständiger Anruf an sie, Gleichnisse mit ihrer Lebensweise, Erscheinung. Das treue Roß harrt aus bei der Leiche des Erschlagenen, bis es die Verwandten ruft, um ihn zu beerdigen, oder zu rächen. Poesie überall, ein Ausdruck, oft in uns seltsamen Wendungen, in Schlüssen, Folgerungen und Vergleichungen, welche zu verstehen unsererseits ein Aufgebot unserer Verstandeskräfte nöthig wird, während sie dem Naturmenschen, mit seinen dafür geschärftern Sinnen, sich von selbst geben. Poesie, aber durchaus lyrisch; auch wo ein Gedicht als Ballade anhebt, verliert es sich bald in Gefühlsergüssen. Von der epischen Gestaltungskraft, die sich in den serbischen Volksliedern so mächtig regt, und oft so eigenthümlich historisch gestaltet, finden sich hier keine Spuren. Die Tanzlieder sind bei den ukrainischen Kosacken wie bei den Polen in großer Anzahl vorhanden. Hier natürlich muß die Melancholie der stürmischen Lust weichen. Hinsichtlich der polnischen Volkslieder macht der Übersetzer die Bemerkung, daß sie im slawischen Kranze Das sind, was die östreichischen im deutschen: Lieder der Heiterkeit und der Lebenslust, die wol dann und wann in Eintönigkeit und Flachheit ausarten. Der Übersetzer hat zur Kenntniß der Volkslieder ein verdienstliches Werk durch diese „Balalaika" geliefert. Ihm war es um die Sache Ernst, vielleicht ging er aber etwas zu ernst daran; denn etwas mehr Freiheit in der Übertragung hätte zur leichtern Verständigung und Würdigung verholfen.

2. Dainos. Lithauische Volkslieder. Gesammelt, übersetzt und mit gegenüberstehendem Urtext herausgegeben von L. J. Rhesa. Nebst einer Abhandlung über die lithauischen Volksgedichte und musikalischen Beilagen. Neue Auflage. Durchgesehen, berichtigt und verbessert von Friedrich Kurschat. Berlin, Enslin. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die erste Auflage dieser „Lithauischen Volkslieder", welche 1825 in Königsberg erschien, wurde dort größtentheils abgesetzt, ohne durch den deutschen Buchhandel weiter verbreitet zu sein. Der treffliche Übersetzer ist inzwischen gestorben, und sein Nachfolger in der Direction des Lithauischen Seminars zu Königsberg hat es übernommen, eine neue, durchgesehene, berichtigte und verbesserte Auflage vor das größere Publicum zu bringen, welches diese interessante und schon gewürdigte Gabe gewiß mit Dank hinnehmen wird. Die Berichtigung erstreckte sich vornämlich auf eine kritische Revision des Urtextes, nicht auf die Übersetzung, da es nicht rathsam erschien, die gelungene Arbeit eines Todten einer fremden Feile zu unterwerfen.

Die lithauischen Dainos sind größtentheils Lieder erotischer Gattung, fortgesetzte Idyllen des häuslichen Lebens, indem sie die zarten Verhältnisse zwischen Familiengliedern und Verwandten auf die anspruchloseste Weise vor Augen führen. Die ganze Sammlung ist gleichsam ein Cyklus der Liebe durch alle ihre Abstufungen bis zur Vollendung in der Ehe. Wie einfach lieblich gleich das erste Lied „Der Brautschatz":

Ich, der lieben Mutter
Eingeborne Tochter,
War nicht säumig, ihr Geschäfte,
Saure Arbeit anzugreifen,
Gleich den andern Mägden.
Mir befahl die liebe Mutter
Früh am Morgen aufzustehn.
Ich gehorchte, früh aufstand ich,
Zündete ihr Feuer an,
Frühkost zu bereiten.
Mir befahl die liebe Mutter
Feines Garn zu spinnen.
Ich gehorchte, spann geschwinde
— — — — —
Mir befahl die liebe Mutter
Feine Leinewand zu weben,
Und ich webte, schlug zusammen
— — — — —
Da schon führt man meinen Brautschatz
Fort in fremde Gegend,
Mit zweien, dreien Wagen,
Mit fünfen, sechsen Rossen
Allen Festbegleitern.

Die Räder schnitten tief ein und rissen die Saiten entzwei
Und von Kummer ganz zerrissen
War das Herz des Mägdleins.

Als sie durch die Klete ging, wankten die Dielen der Klete und
Träufend troffen von meinem Antlitz
Die heißen Thränen.

Von dieser feinen, sinnlichen Anschauung sind alle diese merkwürdigen Lieder erfüllt. So spricht der Bräutigam zur Braut, als er sie den Kranz flechten sieht, den Brautkranz „Wainikas" aus Rauten geflochten:

Sieh her betrachtend
Du zartes Mägdlein
Wie mein Roß erzittert.
So wirst du zittern,
Wenn du im Brautkranz
Zu mir geführt wirst werden.
Und wann du gehn wirst
An meiner Seite,
Wirst du wie Wachs zerschmelzen.

Sinnig, zart, rührend, vom tiefsten, aber klaren Schmerze eingegeben hauchen die Lieder hin, beachtenswerth durch den Stempel der reinen Sittlichkeit, der fast allen aufgedrückt ist. Wenn schon die Übersetzung eine wunderbare Wirkung hervorbringt, um was mehr muß es das Original! Die Verheirathung mit einem Frohnbauern dünkt dem jungen Mädchen das bitterste:

Wer Kummer will erleben
Und bittre Thränen trocknen,
Die geh' zur Braut und werde
Des Schaarwerksohnes Gattin.

Das Schaarwerk hieß bei den Lithauern die Plage, Züchtigung, der Verlust so vieler Tage für die Bearbeitung des eigenen Feldes, die meilenweite Reise, die barbarische Behandlung machte

ihnen den Frohndienst dazu. Lieber will das Mädchen des Waldwärters Sohn heirathen:

> Er wird zum Walde gehen,
> Ins grüne Birkenwäldchen,
> Mich lassen im süßen Schlummer,
> Bedeckend mit dem Pfähle.
>
> Er wird vom Walde kommen,
> Vom grünen Birkenwäldchen,
> Mitbringen braun Geflügel,
> Und holde Liebesworte.

An eigenthümlicher Phantasie fehlt es den lithauischen Liedern nicht. Der Mond hatte die Sonne zur Frau genommen, da war erster Frühling. Aber die Sonne stand früh auf und der Mond verbarg sich. Er wandelte einsam und gewann den Morgenstern lieb. Da ergrimmte der Donnergott und zerhieb ihn mit dem Schwerte. Rhesa zweifelt, ob eine europäische Nation vorhanden sei, welche die Liebe der Bauernhütte in so vielseitigen Brautliedern ausgemalt habe. Ihr Eigenthümliches, sagt er mit Recht, ist ihre schlichte Natürlichkeit, ihr ungezwungenes, einfaches Wesen, was jede Kunst in Wendungen, Bildungen und Vergleichungen, kurz allen Schmuck der Poesie verschmäht. Hierdurch kündigen sie sich beim ersten Blick als Producte an, die aus dem Volke selbst hervorgegangen sind. Die lithauischen Dainos tragen keine Spur einer spätern, künstlichern Bearbeitung an sich, wie die Volkslieder der meisten Nationen, selbst die so spät erst uns bekannt gewordenen der Serben nicht ausgeschlossen. Einige tragen unverkennbare Spuren eines hohen Alterthums an sich, andere sind erst in den letzten Kriegen gedichtet. So lebt also die Poesie in dem Landvolke fort. Aber da das Heidenthum bis lange nach der Reformation sich in Lithauen erhielt, ist es kein Wunder, wenn die alte Mythologie in vielen Liedern vorherrscht. Über das eigenthümliche Metrum lese man Rhesa's gehaltreiches Vorwort noch; der Reim ist nicht allein nicht wesentlich, sondern scheint, wo er sich findet, nur durch den Zufall herbeigeführt.

Vergebens blieb Rhesa's Mühe — er hat 15 Jahre an dem Werke gesammelt, und aus Liebe zur Sache weder Reisen, Arbeit noch Kostenaufwand gescheut —, historische Lieder unter den Lithauern aufzufinden. Die Analogie der benachbarten Nationen ließ ihn solche auch unter den Lithauern vermuthen, die ihre Heldenzeit und berühmte Krieger und Herzöge gehabt haben. Vermuthlich haben sie sich aber, aus Mangel an Aufzeichnung, im Munde des Volks verloren. Doch, meint er, daß vielleicht noch einige Bruchstücke in den entferntern Gegenden Großlithauens sich finden dürften. Ältere Chronikanten sprechen deutlich davon, daß das Volk seine Helden besang. Interessant ist die Notiz, daß Lessing einer der ersten Deutschen war, welcher auf den Werth der lithauischen Volkslieder aufmerksam machte. 10.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Werke über Rußland.

Das neueste Werk Custine's über Rußland, von dem unsere politischen Zeitungen viel Geschrei gemacht haben, verdient diese Beachtung unserer Meinung nach nicht. Es steht an Interesse den meisten frühern Schriften des geistreichen Weltmannes, der sich in seinen flüchtigen Bemerkungen oft gar zu sehr gehen läßt, weit nach. Wir hatten Aufklärungen über politische Verhältnisse, Beobachtungen über den Zustand des Landes und die verschiedenen Classen seiner Bewohner erwartet, aber von alle Dem erhalten wir nichts. Custine gesteht übrigens auch in aller Einfalt, er kenne weder das Volk noch den Mittelstand und man dürfe deshalb in seiner Schrift nur solche Dinge suchen, die man beim Besuch der höhern Salons sehen oder erfahren kann. Dann aber durfte der Verf. auch nicht den vielversprechenden Titel „La Russie en 1839" geben, der ein vollständiges Bild jenes interessanten Landes erwarten ließ. Denn wie gewaltig auch die Macht der Großen in Rußland sein mag, so würde man doch ohne Zweifel zu weit gehen, wenn man in der großen und gemischten Bevölkerung dieses Landes den Adel allein sehen wollte. Gerade die untern Classen der russischen Nation verdienen jetzt besondere Beachtung, weil sie bis jetzt fast noch von keinem Schriftsteller aus dem Schatten hervorgezogen sind, während wir unzählige Darstellungen aus den höhern gesellschaftlichen Kreisen in Rußland besitzen. Sehr beachtenswerth ist deshalb eine Schrift von Golowin, in welcher dem bedrückten Theile der Nation, namentlich den Leibeigenen, besondere Beachtung geschenkt wird. Der Verf. ist Russe von Geburt und lebt seit längerer Zeit in Paris. Er kennt die Verhältnisse seines Vaterlandes genau und ist unabhängig genug, den Schleier zu lüften, der uns bis jetzt die Lage des niedern Volkes in Rußland verborgen hat. Obgleich also, wie gesagt, Custine bei seinen Darstellungen nur die vornehmern Classen der Gesellschaft berücksichtigt, gibt er doch auch in dieser Beziehung nichts Befriedigendes. Er ist, wie man schon aus seinen frühern Werken, namentlich aus dem besten davon: „L'Espagne sous Ferdinand VII", weiß, ein geistreicher Beobachter, der hier und da irgend etwas aufzugreifen und interessant darzustellen weiß. Sehr geschickt ist er in der Entwerfung kleiner pikanter Skizzen, aber er hat nicht Ausdauer genug, um ein vollständiges Bild zu machen. Zudem gefällt es ihm, nur immer auf der Oberfläche hinzuspielen, ohne jemals auf den Kern der Sachen einzugehen. Ungleich interessanter und werthvoller für die Kenntniß des russischen höhern und niedern Adels ist die bekannte Schrift des Fürsten Dolgoruki, welche derselbe unter dem Pseudonym Amalgio herausgegeben und die ihrem Verf., wie es heißt, die Ungnade seines kaiserlichen Herrn zugezogen hat. Vor kurzem haben wir auch noch ein anderes Werk über Rußland erhalten, welches recht gut geschrieben ist, aber eben nichts Neues zu Markte bringt. Es führt den Titel: „Impressions d'un touriste en Russie et en Allemagne", von Pierre Albert. Der Verf. dieses Schriftchens von geringem Umfange wollte eine Art von Reisehandbuch geben, aber dem Reisenden ist nicht mit flüchtigen „Eindrücken" gedient, sondern er muß positive Angaben und vorzüglich Vollständigkeit in allen Punkten, die für ihn von Interesse sind, verlangen. Ein Itinerarium ist nicht für die eigentliche Lecture, sondern nur für das Nachschlagen bestimmt. Einzelne Partien dieses Buches verdienen indessen wirkliche Beachtung und man kann insbesondere dem Verf. Talent in der Schilderung nicht streitig machen. So haben uns die Beschreibungen von Petersburg, Moskau, Berlin, Dresden, Prag, München u. s. w. zum Theil recht angesprochen. Auch die politischen Bemerkungen, die er seinem Werke eingestreut hat, tragen das Gepräge einer reifen Weltanschauung.

Deutsche Anatomie in Frankreich.

Unter der Zahl Derer, welche die deutsche Wissenschaft im Auslande vertreten, ist der Dr. Mandl einer von Denen, welche sich das meiste Verdienst erworben haben. Eine Reihe interessanter Abhandlungen, die sich meistens innerhalb der Anatomie und Physiologie bewegen, hat bei der Akademie der Wissenschaften zu Paris die gebührende Anerkennung gefunden. Mandl theilt in diesen verschiedenen Monographien nicht nur die wichtigen Resultate eigener Beobachtungen und Untersuchungen mit, sondern leistet der Wissenschaft dadurch einen Dienst, daß er die Franzosen mit dem Stande der Anatomie und Physiologie in Deutschland bekannt macht. Sein neuestes Werk ist umfassender und wird seinem Namen eine größere Geltung verschaffen. Es führt den Titel: „Manuel d'anatomie générale appliquée à la physiologie et à la pathologie." Die Franzosen bekommen hier zum ersten Male einen vollständigen Überblick über die Systeme, die gegenwärtig in Deutschland herrschen. Dabei ist es dem Verf. gelungen, die oft etwas dunkeln Theorien, die in der Fassung, in der sie den Deutschen vorliegen, den Franzosen geradezu unverständlich bleiben würden, in klarer, faßlicher Darstellung zu entwickeln. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 249. —— 6. September 1843.

Lessingiana.

(Beschluß aus Nr. 248.)

Ein anderes Fragment bezieht sich auf die sehr ausführliche Zergliederung und Kritik von Favart's „Soliman II." (Nr. XXXIII — XXXVI), nach einer Erzählung von Marmontel, wo Lessing das Verdienst des Dramatikers in seinen Abweichungen von der Quelle nicht lobend genug auseinandersetzen können:

71. Vorstellung.. Soliman der Zweite. *)

Ob Favart die Veränderungen aus kritischen Ursachen gemacht? Ob er es nicht blos gethan, um seiner Nation zu schmeicheln? Und seine Französin nicht allein zum lebhaftesten, witzigsten, unterhaltendsten, sondern auch edelsten und großmüthigsten Mädchen zu machen? Damit man sagen müsse: es ist wahr, sie ist ein närrisches, unbedachtsames Ding, aber doch zugleich das beste Herz? So wie Weissig, im Franzosen zu London, seinen Petitmaitre am Ende doch zu einem jungen Menschen nachher macht; und dadurch alles das Gute, was die Schilderung seiner Thorheiten stiften könnte, wieder verderbt. Marmontel sagt überhaupt schon von der Rolle des Petitmaitre (Poetiq. franç., T. II, p. 395): On s'amuse à recopier le Petit-Maître, sur lequel tout les traits du ridicule sont épuisés, et dont la peinture n'est plus qu'une école pour les jeunes gens, qui ont quelque disposition à la douceur.

Die französischen dramatischen Dichter überhaupt sind jetzt die berechnendsten Schmeichler der Nation. Um die Eitelkeit derselben bringen sie ihre Versuche in Schutz. Beweise hiervon an der Belagerung von Calcis, und noch neuerlich an —

Gleichwol sind wir Deutsche so gutmüthig, ihnen diese Stücke nachzuspielen, und die hohlen Lobeserhebungen der Franzosen auf deutschen Theatern erschallen zu lassen.

Unmöglich könne doch bei uns ihre Tragödie von der Art gefallen; und ihre Komödien der Art müssen vollends verunglücken. Wir haben keine Roxelanen, wir haben keine Petitmaitres, wo sollen unsere Schauspieler die Muster davon gesehen haben? Kein Wunder also, daß sie diese Rollen jederzeit schlecht spielen. Und desto besser!

Auf einem halben Bogen stehen endlich einige Bemerkungen über Voltaire's so hochgepriesene Großmuth gegen die Enkelin von Corneille, zu deren Bestem er die Werke ihres Großvaters mit einem Commentar herausgegeben hat.

Die Komödianten waren die Ersten, welche sich des Enkels des großen Corneille öffentlich annahmen. Sie spielten zu seinem Besten die Rodogune, und man lief mit Haufen hinzu, den Schöpfer des französischen Theaters in seinen Nachkommen zu belohnen. Dem Hrn. v. Voltaire ward die Mademoiselle Corneille von le Brun empfohlen; er ließ sie zu sich kommen, übernahm ihre Erziehung und verschaffte ihr durch die Ausgabe der Werke ihres Großvaters eine Art von Aussteuer.

Man hat die That des Hrn. v. Voltaire ganz außerordentlich gefunden; man hat sie in Prosa und in Versen erhoben, man hat die ganze Geschichte in einen besondern griechischen Roman verkleidet (La petite nièce d'Eschyle, 1761).

Sie ist auch wirklich rühmlich; aber sie wird dadurch nichts rühmlicher, weil es die Enkelin des Corneille war, an der sie Voltaire ausübte. Vielmehr war die Ehre, von der er voraussehen konnte, daß sie ihm nothwendig daraus erwachsen mußte, eine Art von Belohnung; und der Schimpf, der dadurch gewissermaßen auf Fontenelle zurückfiel, war vielleicht für Voltaire auch eine kleine Reizung.

Auch das Unternehmen, den Corneille zu commentiren, schrieb man dem Hrn. v. Voltaire als eine außerordentlich uneigennützige und großmüthige That an (Journal encycl., Oct. 1761): L'exemple qu'il donne est unique; il abondonne pour ainsi dire son propre fonds pour travailler au champ de son voisin et lui donner plus de valeur etc. (Die von Lessing ausgezogene längere Stelle schließt mit den Worten: Nous admirerons davantage l'auteur de Rodogune, de Polieucte, de Cinna, quand nous verrons toutes ces pièces enrichies des Commentaires que prépare l'auteur de Mahomet, d'Alzire et de Mérope; ils vont fortifier l'idée que nous nous formons de Corneille, et le rendre, s'il est possible, encore plus grand à nos yeux; ils feront lire le texte avec plus de plaisir et plus d'utilité.)

Wie viel ist von dieser schmeichlerischen Prophezeiung abgegangen. Wie sehr ist dieser Commentar anders ausgefallen? Wie leicht wäre es zu glauben, daß Voltaire auch hierbei sehr eigennützige Absichten gehabt hätte.

Hierbei dürfte es für diese Mittheilungen genügen. Einer Erwähnung indeß mag es wenigstens verdienen, daß unter diesen Papieren und zwar aus Lessing's Jugend sich einige Übersetzungen befinden, als von „Catilina. Ein Trauerspiel des Herrn v. Crebillon. Aus dem Französischen übersetzt von G. E. L." (Berlin 1749, unvollendet und in gereimten Alexandrinern); ferner Übersetzungen von Thomson: „Tankred und Sigismunda" (nur der Anfang) und von desselben Dichters „Agamemnon", beides in Prosa. Auch Calderon's „Das Leben ein Traum" fing Lessing zu übersetzen an; aber außer dem Titel („Das Leben ist ein Traum. Ein Schauspiel aus dem Spanischen des Don Pedro Calderon de la Barca übersetzt", Berlin den 23. 1750) und der Überschrift des ersten Auftritts („Rosaura kommt von der Höhe eines Berges herab, sie ist als eine

*) Darauf weist genau das handschriftliche Verzeichniß hin, mit einem „NB. das Rückständige von 26." Der Tag war „Montag den 24. August."

Mannsperson verkleidet, im Reisehabit, und sagt Folgendes"), ist nichts vorhanden.

Hier könnte ich diese vielleicht schon zu langen Mittheilungen schließen; doch weil ich im Eingange der Lessing'schen Recension des „Renner" von Hugo von Trimberg gedacht, und der würdige Besitzer dieser schätzbaren Geistesreliquie Lessing's sie, unter andern Beweisen seines gütigen Vertrauens, mir mitgetheilt hat, so dürften einige Bemerkungen über Beschaffenheit und Bedeutung dieses Manuscripts Ihre Aufmerksamkeit noch einige Minuten in Anspruch nehmen. Dies Manuscript enthält nicht den ganzen „Renner", sondern nur die ersten 4365 Verse, den Titel davon hat schon Fülleborn (Lessing's Werke von 1826, S. 83) nach eigener Ansicht angegeben: „Der Renner Haugs von Trimberg. Aus drei Handschriften der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel wieder hergestellt" I, v. 1—4366; ein Quartband von 167 Seiten, für den Druck sauber, obwol mit vielen Rasuren, abgeschrieben (von V. 2801 an ist die Seitenzahl des ältesten und früher einzigen Drucks, Frankfurt 1549, an den Rand bemerkt). *) Es war leicht zu bemerken, daß dieser Band nicht den ganzen „Renner" enthielte, aber wo war und ist das Übrige? Darüber sagt Fülleborn nichts. Hr. Geh.-Rath Oelsner, von Eifer beseelt, sich diesen Schatz zu ergänzen, hat bereits im J. 1812 Schritte gethan, auch in den Besitz des zweiten Theils dieser Lessing'schen Abschrift zu gelangen. Damals besaß sie nämlich Eschenburg in Braunschweig. Friedrich August Wolf, Oelsner's Lehrer und sein Freund, bemühte sich selbst, seinem Wunsche Befriedigung zu verschaffen, einer der vielen Beweise echter Zuneigung, welche der große Philolog unserm verehrten Mitbürger bei mehr als einer Gelegenheit zukommen ließ. Oelsner war in Halle auf der Universitätsbibliothek unter Wolf thätig; unter ihm legte er den Grund zu der umfassenden und gründlichen Literatur- und Bibliothekkenntniß, womit er einen der reichhaltigsten und seltensten Bücherschätze in Deutschland gesammelt und geordnet hat. Eine der größten Zierden darin ist Wolf's treffliche Büste in Marmor, ein Geschenk des Verewigten; der von ihm herrührenden literarischen Werke nicht zu gedenken. Oelsner's Briefwechsel mit F. A. Wolf dürfte einst ganz neue Aufschlüsse, wenigstens wesentliche Berichtigungen der vorhandenen Lebensnachrichten über den nicht selten verkannten großen Philologen darbieten. Wolf also suchte in einem Billet, das unserm Manuscripte als Document beiliegt, durch einen Dritten die Entäußerung des zweiten Theils des „Renner" bei Eschenburg zu veranlassen; vergebens! Eschenburg schlug es rund ab; seine Antwort liegt im Originale bei:

Ich besitze allerdings — schrieb er aus Braunschweig den 6. Juli 1812 — den zweiten Theil der eigenhändigen Lessing'schen Abschrift vom Renner, und dieser geht von V. 4367—6326, oder bis Bl. 34b Z. 30 der gedruckten Ausgabe, die 122 Blätter hat. Die Arbeit ist also **noch nicht halb vollendet**. Jene Handschrift erhielt ich, mit mehren andern, von Lessing's Bruder in Breslau, der mir schrieb, der erste Theil liege, wegen eines Processes mit den Erben, zu Berlin in Beschlag; ich sollte ihn aber haben, sobald der Proceß geendigt sei. Lessing's Bruder ist, wie Sie wissen, nun auch todt, und den Anfang jener Abschrift besitzt Ihr ungenannter Freund? Wie wäre es, wenn Sie diesen bewegen könnten, mir das Manuscript zu überlassen, denn von meiner Hälfte kann ich mich unmöglich trennen. . . .

Dabei blieb es. Nach Eschenburg's Tode gab sich Hr. Geh.-Rath Oelsner zwar wiederholte, aber ebenso unfruchtbare Mühe, den zweiten Theil zu erlangen; dieses Manuscript blieb sogar eine Zeit lang ganz verschollen. Im J. 1833 besaß es jedoch (nach der Angabe der bamberger Herausgeber des Renner, Vorrede Nr. 30) Hr. Hofrath Graberg in Braunschweig *), und es wird vermuthlich noch daselbst sein.

Ich vermuthe jetzt, daß aber noch ein dritter (wo nicht gar noch ein vierter) Theil dieser Lessing'schen Recension des „Renner" vorhanden gewesen sein wird, welcher das Übrige und Fehlende enthielt, und der entweder verloren ging oder sich noch in öffentlichem oder Privatbesitz in Deutschland finden möchte. Denn Lessing spricht in einem Fragmente seines Briefs an Herder vom 10. Jan. 1779 zu bestimmt und schlechthin von dem „Renner", den er aus drei Manuscripten der Bibliothek in Wolfenbüttel „zusammengeschrieben" und den er eben bei Weygand habe drucken lassen wollen, als ihm unvermuthet ein viertes Manuscript aus Hamburg zugekommen u. s. w. Mir scheint nicht, daß Lessing, bei seiner präcisen Art zu sprechen und zu schreiben, sich so ohne Einschränkung würde ausgedrückt haben, wenn er nur die Hälfte, ja nicht einmal die Hälfte des „Renner" hätte drucken lassen wollen; noch weniger kann man annehmen, daß ihm der wahre Umfang dieses seines Lieblingsgedichts unbekannt gewesen sei.

Eine andere Frage endlich ist die, ob und welchen kritischen Werth die Lessing'sche Recension, so weit sie, wenn auch als disjecta membra, vorhanden ist, überhaupt für uns einnehmen, ob diese Handschrift, wäre sie gedruckt worden, die Herausgabe des Gedichts durch den Historischen Verein überflüssig gemacht, oder gar jede künftige kritische Ausgabe überflüssig machen würde? Gewiß nicht. Wie sehr auch „manche Mitglieder des Vereins sich bescheiden, keine so gründlichen Kenner der altdeutschen Sprache zu sein, als zur befriedigendsten Erörterung des ‚Renner' erfoderlich sein möchte, und den guten Willen haben, den Meistern in diesem Fache die Arbeit zu erleichtern", so ist doch das Bestreben, eine kritische Ausgabe, nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft,

*) Der letzte Vers: „Das nimmer sich aufgerichtet wider", entspricht dem V. 4418 der neuen bamberger Ausgabe in Quart, S. 86, wo noch die oft wiederkehrenden Verse folgen:

Nu sul wir ab' furbas rennen
und unsern h'ren baz erkonnen.

Es ist das Ende der hier (nicht bei Lessing) überschriebenen Fabel: „Das ist von der slangen vnd von des menschen missetat."

*) Nach ihrer Angabe ginge die Abschrift von Vers 4367—6315. Irrig ist, was sie daselbst Nr. 7 von einer Handschrift des „Renner" auf Pergament mit 257 Blatt vom J. [illegible] in der Universitätsbibliothek zu **Breslau** erwähnen; eine Abschrift des Renner ist daselbst gar nicht vorhanden. An der citirten Stelle bei Aufseß ist auch (vom Prof. Hoffmann) ausdrücklich **Leiden**, nicht Breslau genannt.

festzustellen, überall ausgesprochen. Lessing dagegen hat es, bei Gelegenheit der Fabeln des Bonerius („Beiträge", V, 19) offen gestanden, daß er es „bei den alten Dichtern, die man blos zum Vergnügen lese, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studiren zu wollen", nicht so diplomatisch und kritisch streng genommen haben wollte, und an einem Beispiele aus Boner's Fabeln gezeigt, wie aus drei Handschriften eine vierte „gezogen" werden könne, „die sich ohne allen Anstoß auch jetzt lesen lasse, ohne gleichwol modernisirt zu sein, oder ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder andern Text für sich habe". Gerade so beim „Renner", den er, schreibt er ja an Herder, aus drei Handschriften zusammengeschrieben habe, wie er glaubte, daß er wol könne gewesen sein. Es kann sein, daß Lessing, hier, wie anderswo, sich den Schein der Oberflächlichkeit oder Leichtigkeit gab, um seiner Arbeit bei seinem Publicum leichtern Eingang zu verschaffen; indeß hat auch er die so späte Schöpfung der altdeutschen Grammatik, dieser Grundlage aller wissenschaftlichen Texteskritik, nicht anticipiren können. *) Immer aber hat Lessing, wie an vielen andern Orten, so auch hier, den rechten, gründlichen, wissenschaftlichen Weg, dem Geiste nach, vorgezeichnet und selbst betreten, sodaß die auf diesem Felde gezogenen herrlichen Früchte als Denkmale seines Geistes unter uns angesehen werden können. Namentlich läßt sich über den richtigen Takt, womit Lessing gerade das Gedicht Hugo von Trimberg's wählte, wenig sagen nach der so beredten und warmen Auseinandersetzung, welche Gervinus über die unvergängliche Bedeutung jenes Gedichts für die Geschichte des deutschen Nationalgeistes gegeben hat. Ehre dem Andenken Lessing's, welcher zu einer Zeit, wo auf diese Seite unserer Literatur- und Culturgeschichte erst noch einzelne matte Stralen fielen, als echter Patriot den Schacht der Vergangenheit mit der Leuchte einer bessern Zukunft aufzuklären gestrebt.

G. E. Guhrauer.

*) Zur Probe theile ich die Fabel oder Allegorie mit, womit der erste Theil, wie angegeben, schließt; danach vergleiche man:

Von einem slangen ich weilent las,
Der het drei haupt, und was
Segetan wunder an in geleit,
Wer im der haupt eins absneit,
So wuchs drei an einer stat.
Alsam tut unser missetat,
Slah wir ein ab so wachsen drei:
Sus wirt der mensch nimmer frei,
Er mus streiten gen der untugent
In dem alter und in der jugent.
Hoffart, unkeusch und geitigkeit
Fügen manik unselikeit.
Auch hat manik sel verlorn
Neid, fras, lasheit und zorn.
Die siben gespiln sein ungescheiden.
Wann under kristen, ketzern, heiden
Ein ir diener tegelich.
Wer sich ir einer underwindet
Vil schier er sich ervindet
Das in die andern heimlich
Beginnen suchen und offenlich
Ein tugent ist, on die andern nicht.
Untugent hat dieselbe pflicht.
Wer ewig fried wolle hab
Der slah die haupt ze mal in ab,
Als Hercules ein frummer man,
Des slangen drihaupt hat getan
Die slug er ab mit einem slag
Nach heidnischer meister sag
Unkeusch ist on hoffart nicht
Fras hat mit in beiden pflicht
Neid und zorn sein in gesipp,
Von des alten slangen ripp.
Ir zuchtmuter ist geitigkeit
Was kosten soll, das ist ir leid.
Lasheit, die faul pemstein
Dringet vil gern mit in ein
Und seucht manik herz nider
Das nimmer sich aufgerichtet wider.

Wenn eine neue kritische Ausgabe des „Renner" einmal von einem Manne vom Fach bearbeitet wird, so wird zugleich ein gefälligeres Format und vor Allem eine den classischen Ausgaben Lachmann's sich mehr anschließende, durchgängig gleichförmige Schreibung, als die der bamberger Ausgabe, zu wünschen sein.

Urtheil eines Briten über deutsche Malerei.

Das „Athenaeum" fährt fort, bei jeder Gelegenheit die deutschen Maler ihres coloritlosen Colorits wegen zu tadeln. Der jetzige Ausfall trifft besonders Kaulbach und Heinrich Heß, von denen bei einer Ausstellung von Gemälden, meist ältern, in der londoner Pall mall, einige Bilder zu sehen waren; von jenem der Kopf eines Mönchs. „Könnten wir glauben", sagt der Berichterstatter, „daß Kaulbach nach seinem langen Unterricht bei Cornelius nichts Besseres malen konnte als diesen Mönchskopf, so würden wir ihn zur Verbrennung der rechten Hand verurtheilen, zur Strafe für ein so starkes Beispiel von mangelhafter Ausführung; doch ist es nur ein isolirtes und kein wahrhaftes Zeugniß seines Talents, welches, wie wir hören, auf das Fresco und die enkaustische Malerei beschränkt ist. *) Christus die kleinen Kinder segnend, von Heß, ist vielleicht als Wahlstück ein solches Specimen von schlechter deutscher Ausführung, als sich englisches Vorurtheil gegen die continentale Kunst nur wünschen oder ein taktvolles englisches Comité nur wählen kann, um dieses edle Gefühl zu nähren." Nun kommt eine gar nicht liebenswürdige Schilderung des farbigen Aussehens dieses Gemäldes, die aber unzweifelhaft carikirt ist, und zur Carikatur hat bekanntlich der Engländer erstaunliches Talent; der Ref. geht sogar so weit, zu behaupten, Heinrich Heß male nicht einmal halb so gut als Taddeo Gaddi. Dies hat aber der Engländer vor dem Franzosen voraus, daß er, wo er tadelt, gründlich tadelt und nicht blos oberflächlich, und daß er von der unscheinbaren Außenseite eines Dinges sich über den anderweitigen Werth desselben nicht täuschen läßt.

Immer weist er auch darauf hin, daß solche isolirte Bilder in Öl weder etwas für noch gegen die Trefflichkeit der münchner Malerschule beweisen, deren Meisterschaft hauptsächlich im Fresco und in der Enkaustik zu suchen sei. Auch gesteht er dem eben genannten Bilde von Heß große Verdienste zu; er sagt, die Composition habe viel Schönes; manche Gestalten hätten eine große Zierlichkeit in ihren statuarischen Attituden und ihre Bewegungen eine ruhige Würde, die Gesichter der weiblichen Gestalten glänzten, bei näherm Anschauen, vor Lieblichkeit durch ihren süßen und edeln Ausdruck, auch mehre der Männerköpfe verdienten großes Lob; um aber Heß vollkommen würdigen zu können, müsse man die Allerheiligenkapelle zu

*) Wie man weiß, führt jedoch Kaulbach seine große Composition. Die Zerstörung Jerusalems, in Öl aus; auch hat er in jüngster Zeit Portraits geliefert, die von großem Farbensinn zeugen sollen.

München besuchen, welche die wahrhafte Arena seines Talents sei. Dann fährt er fort, es sei nicht parador, zu behaupten, daß die deutschen Maler ihre Gemälde nicht zu malen wüßten; ihre Färbung sei mehr eine Entfärbung. Overbeck, wie der Ref. schon andern Orts gesagt, mache sich ein Vergnügen daraus, seinen Pinsel in Pfirsichgrün zu tauchen; Bendemann in Wasserblau; Philipp Veit schwelge in schlammigem Braun; während „Baron" (!) Cornelius einen brandigen, d. h. ziegelsteinartigen Ton vorziehe; Professor Vogel, den er „unsern liebenswürdigen Freund" nennt, kommt in Bezug auf das Colorit nicht besser weg, und von Schnorr wird gesagt, daß seine Meisterstücke aus den „Nibelungen" durch ein rußiges Ansehen verunstaltet seien. Letzterer, ein sehr dichterischer Denker, habe an die Ausstellung im Louvre ein Ölgemälde gesandt, welches überragend schlecht gemalt gewesen sei, und diese Palme sei auf der Louvre-Ausstellung schwer zu erreichen gewesen. Des schwedischen Generalconsuls Wagener in Berlin Sammlung moderner deutscher Gemälde enthalte nicht ein Muster von süßer, sanfter, weicher oder durchsichtiger Färbung. „Die deutschen Künstler", fährt er fort, „haben unsere Einwürfe gegen ihr Colorit, wie wir erfahren haben, mit eben solchem Ärger aufgenommen, wie die englischen unsere Ausfälle gegen ihre Mängel in der Zeichnung; jene zeihen uns des bigotesten Patriotismus, diese des antinationalen Vorurtheils, wir aber lieben die Kunst selbst mehr als die einzelne deutsche oder englische, ja als die altgriechische oder mittelalterliche, und werden unsere geringe Kraft stets dazu verwenden, die Irrthümer jeder Schule darzulegen." 13.

Literarische Notiz.

Ch. Magnin und Ponsard's „Lucrèce".

Wir werden binnen kurzem eine Sammlung der kleinen Schriften von Charles Magnin, dem geistreichen Verf. der „Origines du théâtre" u. s. w., welcher einer der Conservatoren an der Bibliothèque Mazarine ist, erhalten. Ob der Titel „Causeries et méditations" für kritische Aufsätze, welche doch wol den größten Raum in den zwei Bänden, die vorläufig angekündigt sind, einnehmen müssen, ganz passend ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Zum Theil sehr ungeziemend waren die Angriffe Magnin's, der sonst sehr human ist, auf die vielbesprochene Tragödie von Ponsard. Magnin kann immer seine Heldenrolle als einer der kritischen Vorkämpfer der romantischen Schule noch nicht vergessen. Und doch, wie haben sich die Zeiten geändert und die Menschen mit ihnen! Sainte-Beuve, der einst in seiner Begeisterung sang, die Götzen des Classicismus seien zertrümmert und alle Welt bete schon die neuen Götter an, ist in den Schoos des alleinseligmachenden classischen Glaubens zurückgekehrt; wenigstens sind seine ästhetischen Ansichten unendlich milder und toleranter geworden. Magnin will Ponsard mit aller Gewalt, und so sehr sich dieser auch mit Händen und Füßen sträubt, zum Romantiker machen. Zu dem Zwecke werden alle Aufsätze hervorgeholt, welche man in den mit Staub bedeckten Jahrgängen einer obscuren „Revue de Vienne" aus Ponsard's Feder hat auffinden können. Aus einigen derselben scheint hervorzugehen, daß der jugendliche Dichter sich damals zum Romanticismus bekannte. Unter Anderm wird eine sehr beißende Kritik hervorgehoben, welche der zukünftige Poet der „Lucrèce" gegen eine Tragödie Viennet's, wenn wir nicht irren gegen „Argobaste", geschrieben hatte. Diese Perfidie — denn diesen Namen verdient es wol — verletzt Ponsard um so mehr, da Viennet der Verf. der lobpreisenden Kritiken sein soll, welche der „Constitutionnel" über „Lucrèce" brachte. Er tritt deshalb offen auf und erklärt, wie er jene Kritik auf Hörensagen hin und ohne „Argobaste" gelesen oder gesehen zu haben, geschrieben habe Nicht mit Unrecht wol sagt er, wie schändlich es sei, statt den Maßstab einer gewissenhaften Kritik an sein Werk zu legen, sich zu solchen Persönlichkeiten herabzulassen und dieselben noch dazu in den ersten Jahren seiner literarischen Laufbahn zu suchen, wo er im Finstern habe tappen müssen. Mit einem gewissen Pathos ruft dann noch der junge Dichter: „Ich erkenne nichts von meinen frühern Sachen an als ‚Lucrèce'!" Vielleicht hat Janin, der sich neulich über diese jugendliche Eitelkeit lustig machte, Recht; aber welchem Dichter würde bei einem so plötzlichen und so ungeheuern Triumphe, wie der ist, welchen Ponsard gefeiert hat, der Kopf nicht wenigstens auf einen Augenblick schwindelig? Selten hat wol ein Dichter so einstimmigen Beifall gefunden als der Verf. der „Lucrèce". Sogar der gestrenge Eckstein, der gewöhnlich in das tolle Treiben von Paris recht finster dreinblickt, hat sich gedrungen gefühlt, eine leise Zustimmung zu nicken. Nur Heine findet das Ding ohne alle Poesie, gesteht freilich gleich ganz naiv, daß er die „Lucrèce" weder gelesen noch gesehen habe, aber glaubhafte Leute hätten ihm das versichert. Vielleicht hat er sein Urtheil aus der Schmähschrift des Schweizers Fournier „Anti-Lucrèce" geschöpft, in der Ponsard ein Vorwurf daraus gemacht wird, daß er die Schändung der Lucrezia nicht vor den Zuschauern vor sich gehen läßt, weil das doch sehr ergreifend sein müsse. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 250. —— 7. September 1843.

Gräfin Chateaubriand. Roman von Heinrich Laube. Drei Bände. Leipzig, Teubner. 1843. 8. 5 Thlr.

Sollen wir uns einer so frischen, warmen und trefflichen Leistung, wie der vorliegende Roman Laube's ist, nicht von Herzen freuen, ja sollen wir, wenn wir ihn denn doch nach deutscher Unsitte durchaus mit kritischem Auge betrachten und ästhetisch anatomisiren müssen, nicht stolz darauf sein, sobald wir ihn mit jenen Arbeiten vergleichen, die uns vom Auslande her mit vielem Geschrei empfohlen werden, und die den deutschen Foderungen doch oft so wenig entsprechen? Wir geben beispielsweise Hrn. E. Sue gern seine ans Barbarische streifende Phantasie und seine diabolische Portraitkunst zu; wir erfreuen uns augenblicklich an Cooper's Miniaturbildern; wir wandeln mit Almquist zuweilen recht gern durch seine menschenähnliche Schattenwelt; wir lassen selbst Bulwer's und Boz' Gauner- und Diplomatenkreise in Ehren; allein für uns vindiciren wir System und Bewußtsein, und für unsern Autor die „poetisch gewordene Geschichte".

Dies ist der Charakter des vorliegenden Romans: wirkliche Geschichte im poetischen Gewande. Ihm gegenüber gibt Walter Scott Poesie in geschichtlicher Hülle. Dasselbe Feld hat Laube schon in seinen „Französischen Lustschlössern" betreten, und er setzt hier gleichsam nur weiter auseinander, was sich dort in Skizzen zusammendrängte. Durch den ganzen dreibändigen Roman weht ein Geist historischer Ergründung, und die Geschichte philosophisch und poetisch zu verklären ist des Verf. Ziel, das mit Strenge, ja mit sichtbarer Selbstverleugnung verfolgt wird. Diese Einheit des Strebens thut wohl, gibt dem Werke ein Hauptelement der Schönheit: Ruhe, und nöthigt dem Leser Befriedigung auf, wenn wir so sagen dürfen.

Welche schöne Bewältigung des Stoffs und der Form überall! In den geschichtlichen Gestalten, welche tiefe Erfassung der Individualität! Der Fortschritt der Charakterentwickelung, wie bedacht, ruhig, selbstbewußt, wie geschickt und wie anziehend! Wie theilnehmend folgen wir der geschichtlichen Sonde, die uns das Geäder in Charakteren und Begebenheiten darlegt, ohne der Poesie Eintrag zu thun, die ihr zartes Licht, ihren Blütenstaub auf diese historischen Gestalten streut!

Es gibt eine dreifache Gestaltung des historischen Romans. Nach der einen wird das historische Element gegesetzt, und mit dem poetischen gesättigt, so viel entweder der Stoff verträgt oder der Verf. hinzuzuthun befähigt ist; nach der andern geht das poetische Element voraus und erhält nur seine historische Basirung. In der ersten Form sind Walter Scott's Romane Muster geworden; in der zweiten zeichnen sich Koenig, W. Alexis, Sternberg aus. Es gibt aber noch eine dritte Gestaltung, nach welcher das historische Element sofort poetisch aufgefaßt und zu dichterischem Endzweck verwendet wird, und dies ist z. B. der Fall in Tieck's „Cevennen". Dieser Formgebung ringt Laube nach, mit vollem Recht und mit vollem Bewußtsein. Wir unsererseits können jede Gestaltung des historischen Romans, die nicht auf eine völlige Schmelzung des poetischen Elements in das historische ausgeht, nur für eine untergeordnete erachten, mag ihr stückweise auch die außerordentlichste und erfreulichste Wirkung gelingen. Der geschichtliche Roman hat keine andere Aufgabe als diese; er hat kein Geheimniß zu entdecken als das, wie die Subjectivität der Geschichte, das Positive der Ereignisse, die Individualität der Personen, in die allgemeine Wahrheit der Menschennatur aufgeht, in das Absolute der philosophischen Weltbetrachtung sich auflöst, und in die ewige Wahrheit der Poesie hinüberspielt. Dies ist seine Aufgabe, seine Tendenz, sein Reiz; ja, der ganze Werth seiner Gattung, seine ganze Geltung im Kunstgebiet führt sich hierauf zurück. Hat er diese Aufgabe nicht gelöst, so ist er nichts, oder doch etwas Anderes als was er sein will und sein soll.

In dem vorliegenden Roman nun wird ein sichtbares und glückliches Streben angetroffen, jene Aufgabe zu lösen. Die Personen darin sind Individualitäten, aber nothwendige; die Begebenheiten historische, positive, aber aus dem Geiste der Geschichte erwachsene und denselben reflectirend, an Zeit und Ort gebunden und doch Ausstrahlungen des absoluten Menschengeistes. Wir wollen nicht entscheiden, ob Franz I., der Connetable von Bourbon, der Dichter Marot und andere Gestalten genau so redeten, dachten und aussahen, wie sie hier geschildert sind; allein sie dürfen so reden und denken, und die Geschichte lehrt nicht, daß sie anders dachten und sprachen, und diese Gesetzmäßigkeit genügt der Kunst. Wie sie sind, [illegible]

sie ein Stück Welt und Menschenthum treu dar, und erfüllen so die Aufgabe der Poesie überhaupt.

Sehen wir das Gewebe des Romans an sich an; so treffen wir auf Gelungenes und, wie uns scheint, auch auf Misrathenes; des erstern ist viel, des letztern einiges vorhanden. Gleich die Einleitung ist eher etwas gewöhnlich und trivial zu nennen und zeigt nicht, daß der Verf. es auf einen frischen, neuen, versprechenden und fesselnden Eingang abgesehen hat. Er hat ein schönes Haus mit einem sehr gewöhnlichen Vestibul gebaut. Aber seine Überlegenheit zeigt sich sofort in den Scenen am königlichen Hoflager zu Blois. Drei bedeutende Charaktere, Louise von Frankreich, der Connetable von Bourbon und König Franz I. führen vor uns eins der anziehendsten Dramen auf, deren diese Gattung von Poesie fähig ist. Die stolze Fürstin, bemüht, den Connetable zum Werkzeug ihrer Herrscherplane und zugleich, wenn möglich, zum Gatten oder Verehrer zu gewinnen; der gekränkte Bourbon, mit den extremsten Rathschlägen befaßt, bitter und herb gegen seinen König, doch die Schlinge erkennend und fliehend, die die Fürstin ihm legt; der König endlich, überzeugt von seiner unendlichen Überlegenheit über Alle, Spiel treibend mit seiner ganzen Umgebung, leicht, froh, witzig, staatskluge Plane schlau verbergend — diese Charaktere in voller Reibung mit und gegeneinander, es ist ein reiches und reizendes Schauspiel, durch die feinste Charakteristik erhöht und begeistigt. In dieser Beziehung ist besonders die Zeichnung des Königs fein angelegt und mag selbst historischer Geltung nicht entbehren. Der Verf. stellt uns Franz I. als einen glänzenden Egoisten hin, beseelt von dem Gedanken der Wiedergeburt des verfallenen Ritterthums, der es selbst nicht ahnt, wie sehr in ihm das moderne Element der Willkür und des persönlichen Willens und Wohlgefallens schon zur Herrschaft gekommen sei. Seinen Maximen nach soll die alte Treue, die alte Regel, die alte Form des Vasallenthums gelten, und doch folgt er im Einzelnen und im schreiendsten Widerspruche zu seinen Ideen dem Princip der königlichen Allmacht und der subjectiven Willkür. Er bricht durch alle Formen und will doch, daß diese gelten. Er mag hierin Ähnlichkeit mit Erscheinungen unserer Tage haben, die nicht minder glänzend ins Auge fallen als die Erscheinung dieses Königs, der den Franzosen durch die Furcht vor einem rücksichtslosen Naturel ebenso imponirte, wie nach ihm Ludwig XIV. durch seine Grundsätze und die Majestät seiner Macht. Durchweg bleibt dieser widerspruchsvolle, aber anziehende Charakter, in dem das Ritterthum mit der Modernität seine Verschmelzung feiert, der Juwel dieses Romans, der Charakter, dessen Eintreten wir stets in Spannung entgegensehen, von dem Wort und That uns bis ans Ende hin wichtig bleiben. Indem der Verf. das Geheimniß fand, dies zu bewirken, hat er einen vor den Kunstgesetzen geltenden Roman geschrieben.

Wir kehren zur Handlung zurück. Das Widerspiel zu des Königs Charakter ist der der schönen Gräfin Françoise von Chateaubriand — ein Weib durch und durch, und in jedem Zoll ein Weib. Sittlich streng und sinnlich schwach, dem Zusammenwirken des Moments ergeben, unschuldig — schuldig, weil sie selbst zu denken, unabhängig zu fühlen unternimmt und mit Beidem doch nicht zurecht kommen kann; vom Gewissen geirrt, da wo sie handeln sollte, und immer nur zur Handlung getrieben, durch den äußern Widerstand gegen das als richtig Empfundene, immer abhängig, weil sie nach Unabhängigkeit ringt. So kommt sie, durch List verlockt, aus ihrem stillen Schloß von Chateaubriand an den Hof von Blois; so schleicht die Liebe zu dem glänzenden König in ihr Herz, während sie sich zwingen will, dem rohen und ungeliebten Gemahl treu anzuhangen; so flieht sie vor sich selbst zu ihrer strengen Mutter nach Foix; so in das Kloster, als die gehoffte Mutterliebe ihr nicht begegnet; so folgt sie Brion, der unglückliche Versuche macht, sie für den König zu befreien, und so endlich diesem selbst, als er zu ihrer Rettung in Foix erscheint. Hiermit schließt der erste Band, in welchem nur zu rügen bleibt, daß die unglücklichen Fluchtversuche im Kloster einen zu großen und unverhältnißmäßigen Raum einnehmen, da sie auf die fernern Schicksale der Heldin keinen Einfluß äußern. Historisch angesehen ist in diesem Bande nichts gelungener als die Zeichnung des sich selbst zerstörenden Vasallenthums der Großen des Reichs, die Gattung zweifelhafter Königsmajestät, in der Franz sich noch befand, und nach welcher ihm nur der erste Rang unter „Gleichen" zugestanden werden wollte, und endlich das innere Weben der kirchenreformatorischen Ideen, denen König Franz wie seine schöne Geliebte huldigten. Der Ernst des Werks beruht auf diesen gelungenen Zeichnungen historisch wichtiger Momente.

Fast zu früh für den theilnehmenden Leser entwickelt sich Françoise's trübes Schicksal. Wir wünschten, das treffliche liebende Weib etwas länger im Besitz des höchsten Lebensglückes, im Vollgenuß des geliebten Gegenstandes zu sehen, als der Verf. uns gestattet; denn schon in der Mitte des zweiten Bandes ist es entschieden, daß eine Natur wie die Königs Franz nicht durch Liebe zu beseligen vermag. Von Gegnern umringt, politisch irre geführt durch listige Anschläge, von ihrem Herzen selbst getäuscht, einem so entschiedenen Egoismus wie dem des Königs gegenüber, ohne Klugheit, verliert sie das Herz, dem sie Alles geopfert hat. Nur auf Augenblicke kehrt ihre Macht zurück, und immer nur dann, wenn sich, aller andern Rücksicht vergessen, der Stolz, das reine Selbstbewußtsein in ihrer Brust erhebt, wenn sie dem Treuvergessenen die erhabene, die stolze Seele zeigt. Dieser Zug ist ungemein gut beobachtet. Einem Charakter gegenüber, wie er in König Franz gezeichnet ist, gilt nur der Charakter. Hingebung, Unterwerfung haben keinen Werth für einen nichtsachtenden Geist, der über die von ihm niedergeworfenen Opfer hinwegschreitet, als hätten sie nur gelebt, von ihm geopfert zu werden; allein da, wo er auf einen ähnlichen Stolz trifft wie der seinige ist, da stutzt er, da vermag er zu lieben, ja zu bewundern. Schlimm für die schöne Gräfin, daß sie sich nicht

in jener Stimmung zu behaupten weiß, daß sie einer durchaus künstlerischen Natur gegenüber ihr Herz sprechen läßt, daß sie nicht selbst eine künstlerische Natur bleibt. Nur so sind solche Charaktere zu bewältigen.

Nach der furchtbaren Scene, in welcher der König ihren Gemahl daniederstreckt, geht der Armen alle Haltung verloren. Sie, zur Regentin des Reichs ersehen, zur königlichen Gemahlin bestimmt, sinkt in den äußersten Grad von Erniedrigung hinab, sobald einmal Louise von Angoulême, ihre schlimmste Feindin, zur Reichsverweserin ernannt und Franz nach Italien abgereist ist. Den historischen Faden spinnen Lautrec's, ihres Bruders, Briefe fort, auch diese kalt und herzlos gegen die arme Françoise, die außer dem Kanzler Budé keinen Freund bewahrt. Da gelangt der kurze (durch die Tradition bekannte Brief Franz I., denn Niemand hat ihn gelesen) nach Paris: Tout est perdu, hors l'honneur. Dieser zerschmetternde Donnerschlag verrückt die ganze Scenerie. Die Regentin zeigt sich plötzlich und zugleich als eine würdige Vertreterin ihres Sohnes in den Reichsgeschäften und als eine liebende Mutter; denn zum Troste ihres gefangenen Sohnes sendet sie selbst die noch ebenso verhaßte Françoise zu ihm nach Avignon.

Im zweiten Bande, der hiermit schließt, hat der Geschichtsfreund mit Dank die glänzende Schilderung des furchtbaren Schlachttages von Pavia, am 24. Februar, in dem Briefe Brion's an Budé und das Gemälde der Verwirrung, welche diese Schreckensnachricht in Paris hervorrief, anzuerkennen.

Eine Scene von außerordentlicher Wirkung eröffnet den dritten Band; es ist der Besuch des „blassen" Kaisers Karl bei dem kranken König Franz in dessen Gefängniß, dem Alcazar von Madrid. Poesie und Geschichte haben gleichen Antheil an dem großen Stil, in dem diese Scene geschrieben ist, an der tiefen Wirkung, mit der sie jeden Leser ergreifen muß, und unsere besten geschichtlichen Romane bieten wenig dar, dem dieser im Stil, in Anordnung und im Colorit vortreffliche Auftritt untergeordnet wäre. Um so empfindlicher berührt uns, was dieser Scene folgt: es verstößt gegen Wahrheit und Geschmack und der Verf. übertreibt offenbar die Consequenz im Charakter des Königs, in dem der Leichtsinn allerdings ein Grundzug ist, wenn er den kranken Fürsten unmittelbar nachher auf ein Liebesabenteuer ausgehen läßt. Der Gedanke hat ihn hier verlockt, und er hat in der Absicht, den Leichtsinn des Königs stark zu zeichnen, die Wahrscheinlichkeit selbst zum Opfer gebracht. Der Fluchtversuch mit Françoise und der Schwester des Königs, Brion und Marot, die sich freilich etwas „unhistorisch" in Madrid ausnehmen, hätte auch wegbleiben können. Genug, Françoise's Geschick entwickelt sich; der König glaubt einem Schein der Untreue, in den ihre Freunde sie stellen, und trennt sich von der Geliebten. Zu spät erkennt er sein Unrecht, umsonst begegnen sich die Körper wieder im Schloß zu Cognac, nach des Königs Entlassung aus der Gefangenschaft; die Seelen finden sich in dem alten Verhältniß nicht mehr zurecht; ob auch Franz sein Unrecht abbitte, die Ärmste hat mit dem Leben abgeschlossen, und es ist schön, daß sie, freiwillig ihre Schuld zu büßen, nach Chateaubriand zurückkehrt. Dort bereitet der rohe Gemahl ihr ein brutales „bretonisches" Ehegericht, dem, mit einer kühnen Erfindung, König Franz als verkleideter Ehrichter selbst beisitzt, und — hinsinkt sie in die Arme des Todes, vom Gifte Florentin's, des Bösewichts im Prälatenpurpur, zerstört. Die Nemesis hat ihr Werk gethan und wir entlassen den Autor mit Dank, mit voller Anerkennung, mit wohlbegründetem Beifall und mit dem Lobe der Kritik. Er hat seine Aufgabe gut gelöst. 8.

Neue französische Kunstwerke.

1. Atlas historique et statistique des départements de la France et de l'Algérie par MM. *Donnet*, *Fremin* et *Levasseur*, ingénieurs-géographes. Paris 1843.

Wir können es nicht unterlassen, auf dieses wichtige Werk aufmerksam zu machen, das man mit den Landkarten, Tabellen und geographischen Leitfaden, die Jahr aus Jahr ein erscheinen, nicht in eine Classe werfen darf. Die drei Herausgeber beabsichtigten bei ihrer gemeinschaftlichen Arbeit, etwas Ähnliches für die Gegenwart zu leisten, wie César François Cassini, der im Sept. 1784 an den Pocken starb, für seine Zeit gethan. Dieses Unternehmen verdient um so mehr Ermunterung, weil seit Cassini wenige Atlas von Frankreich erschienen sind, die einen wirklich wissenschaftlichen Werth hätten. Seit dem 13. Oct. 1789 aber, wo Jacques Dominique Cassini die ganze Sammlung der von ihm fortgesetzten und ergänzten Karten der Nationalversammlung überreichte, hat sich so viel verändert und die Wissenschaft hat so bedeutende Fortschritte gemacht, daß eine neue Bearbeitung wirklich noth that. Die Herausgeber haben sich ihrer verdienstlichen Arbeit mit großem Fleiße unterzogen. Aber der ursprüngliche Plan ist von ihnen erweitert, sodaß ihr Werk uns nicht nur eine vollständige Übersicht über die geographischen Verhältnisse Frankreichs gibt, sondern uns zugleich mit der Statistik des Landes bekannt macht. Dieser Atlas zerfällt also eigentlich in zwei Theile, von denen namentlich der geographische besonders glücklich durchgeführt ist. Die Karten, die von Malo, Ch. Simon, Laguillermie, Artus u. A. nach den Entwürfen von Donnet, Fremin und Levasseur gestochen sind, zeichnen sich durch die strengste Genauigkeit und eine große Feinheit in der Ausführung aus. Besonders schwierig war es bei der rein statistischen Partie, eine einfache, sichere Methode zu finden, um den Leser durch das Labyrinth der einzelnen Angaben und den Wust der Zahlen zu leiten. Die Herausgeber haben folgende Einrichtung gewählt. An der Seite jeder Karte befinden sich eine oder zwei Spalten Text, in denen ein kurzer Abriß von der Geschichte und eine Auswahl statistischer Angaben gegeben wird. Der große Beifall, welchen die ersten Lieferungen des Werks bis jetzt schon gefunden haben, beweist, daß die Herausgeber das richtige Maß, die Mitte zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, woran die meisten ähnlichen Unternehmen scheitern, zu treffen gewußt haben.

2. L'Irlande au dix-neuvième siècle, par *J. J. Prévost*. Paris 1843.

Hr. Curmer, der Verleger dieses prachtvollen Kupferwerks, hat den günstigen Augenblick zu treffen gewußt; denn zu keiner Zeit ist die öffentliche Aufmerksamkeit so wie jetzt gerade auf Irland gerichtet gewesen. Alle Journale bringen Schilderungen von der grünen Erin und über kurz und lang werden wir gewiß mit einer ganzen irischen Literatur überschwemmt werden. Die französische Literatur hat bereits eine ganze Anzahl mehr oder weniger interessanter Schriften über dieses unglückliche Land,

dessen Reichthum unter dem Drucke der englischen Herrschaft versiegt ist. Besonders beachtenswerth sind die beiden Werke von G. de Beaumont und von Capo de Feuillide, von denen Letzterer namentlich in landschaftlichen Schilderungen sehr glücklich ist, während das Buch des Erstern in publicistischer Beziehung höher steht. Indessen gab weder das eine noch das andere dieser Werke ein vollständiges und erschöpfendes Bild von dem Lande und seinen Bewohnern. Es ist deshalb eine glückliche Idee zu nennen, daß Herr Curmer uns zum ersten Male in einem sogenannten „illustrirten" Werke ein umfassendes Panorama von Irland eröffnet. Hr. Prévost, dem er die Abfassung des Textes übertragen hat, ist mit den englischen und irischen Verhältnissen genau bekannt und hat sich durch seine Aufsätze in der „Revue britannique", deren Herausgeber er eine Zeit lang gewesen ist, einen Namen gemacht. Ganz ausgezeichnet aber sind die prachtvollen Kupferstiche, die wirklich nichts zu wünschen übrig lassen. Sie sind zum größten Theil von englischen Künstlern ausgeführt. 6.

Bibliographie.

Abenteuer eines Auswanderers nach Neuseeland. Zwei Briefe, mitgetheilt von H. Schirges. Mit einem Plane. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 10 Ngr.

Beck, J. T., über das Verhältniß des Christenthums zum Zeitleben. Akademische Antrittrede. Stuttgart, Belser. 8. 3¾ Ngr.

Beleuchtung der Schrift: „über den Frieden unter der Kirche und den Staaten von dem Erzbischofe von Cöln, Clemens August Freih. Droste zu Vischering". 2te Auflage. Elberfeld, Hassel. Gr. 8. 10 Ngr.

Betrachtungen über die Finanzen Portugals für Capitalisten und Speculanten. Frankfurt a. M. Gr. 8. 5 Ngr.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 9ter Band: Sanct Alexius Leben in acht gereimten mittelhochdeutschen Behandlungen. Nebst geschichtlicher Einleitung, sowie deutschen, griechischen und lateinischen Anhängen. Herausg. von *Hans Ferd. Massmann*. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Büchner, Grundsätze der Logik. Zum Gebrauch für Vorlesungen. 2te verb. Ausgabe. München, Fleischmann. 8. 1 Thlr.

Der Bureaukratismus und der Liberalismus im Verhältniß zu einer dem deutschen Volksgeist angemessenen organischen Bildung des Staats. Leipzig, Bösenberg Gr. 8. 7½ Ngr.

Chamisso, A. v., Gedichte. 7te Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 2 Thlr.

Eberhard, F., Das Ende kommt!! doch sehen und erkennen wir uns im großen Jenseits wieder; mit Beweisgründen des Wiedersehens und Wiedererkennens. Quedlinburg, Ernst. 12. 7½ Ngr.

Faehlmann, F., Versuch, die estnischen Verba in Conjugationen zu ordnen. Programm. Dorpat 1842. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gerlach, F. D., Die römische Censur in ihrem Verhältniß zur Verfassung Eine historische Untersuchung. Basel, Neukirch. Gr. 8. 5 Ngr.

Grün, K., Meine Ausweisung aus Baden, meine gewaltsame Ausführung aus Rheinbaiern und meine Rechtfertigung vor dem deutschen Volke. Zürich, literar. Comptoir. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Gedichte. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 2 Thlr.

Jokell, J. B., Geschichte der Regierung Ferdinand's des Ersten; zunächst nach Buchholz und andern Quellen bearbeitet. 1ster Theil in 2 Abtheilungen. Wien 1843, Mechitaristen-Congr.-Buchh. 8. 1 Thlr.

— — Derselben 2ter Band 1ste Abtheilung. Ebend. 8. 20 Ngr.

Kobbe, T. v., Humoristische Reisebilder. Hamburg, Verlags-Comptoir. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kottenkamp, F., Die Geschichte unserer Tage, oder Chronik der neuesten Zeit. Nach den vorzüglichsten Quellen bearbeitet. 23ster Band: Geschichte Rußlands seit 1830, mit besonderer Rücksicht auf den Krieg im Caucasus. Mit 3 Portraits. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 12. 15 Ngr.

Lauckhard, C. F., Tagebuch eines Lehrers. Darmstadt, Jonghaus. 8. 10 Ngr.

Lilien. Taschenbuch historisch-romantischer Erzählungen für 1844, von C. v. Wachsmann. 7ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Leipzig, Focke. Kl. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Moris, L., Nächte am Zürichersee. Als Fortsetzung der Lieder eines Gefangenen. Berlin, Hermes. 16. 5 Ngr.

Müller, F., Blüthenkranz. Aphorismen aus dem Gebiete schöngeistiger Literatur aller gebildeten Völker älterer und neuerer Zeit. 2ter Band. Nürnberg, Riegel und Wießner. 8. 26¼ Ngr.

Müller, W., Jermak und seine Genossen, oder die Eroberung von Sibirien. Geschichtliches Sagengemälde. 2 Theile. Berlin, deutsche Verlagsbuchh. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Oberlin's, J. F., Vollständige Lebensgeschichte und gesammelte Schriften. Herausgegeben von Hilpert, Stöber u. A. Mit Berücksichtigung aller Hülfsmittel zusammengestellt und übertragen von W. Burckhardt. 4 Theile. Mit 2 Abbildungen. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. Kl. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Petzholdt, A., Beiträge zur Geognose von Tyrol. Skizzen auf einer Reise durch Sachsen, Bayern, Salzkammergut, Salzburg, Tyrol, Östreich. Mit 54 in den Text eingedruckten Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Bunte Reihe. Eine Sammlung ausgewählter und interessanter Erzählungen, Novellen und Criminalgeschichten. 9 Bändchen. Leipzig, Binder. 8. 15 Ngr.

Rugo, A. W., Weimars Erinnerungen. 4tes Heft. Weimar. Gr. 12. 10 Ngr.

Scherer, T., Guendaline Fürstin Borghese-Talbot. Ein Vorbild des edeln Frauengeschlechts. Nach Zeloni und andern Dokumenten dargestellt. Einsiedeln, Gebr. Benziger. 12. 7½ Ngr.

Schnaase, C., Geschichte der bildenden Künste bei den Alten 1ster Band: die Völker des Orients. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 3 Thlr.

Semida, der Selbstdenker. Eine Künstler-Novelle. Berlin, Schultze. 8. 22½ Ngr.

Streuber, W. T., über die Chronologie der Horazischen Dichtungen. Eine literar-historische Abhandlung. Basel, Neukirch. Gr. 8. 5 Ngr.

Teuffel, W. S., Horaz. Eine literar-historische Uebersicht. Tübingen, Fues. Gr. 8. 8¾ Ngr.

Trautmann, F., Proteus. Zwei Dichtungen. München, Palm. Gr. 8. 15 Ngr.

Werner's, F. X., dramatische Werke. 5tes Bändchen: Der Traum. Scherzspiel in 2 Akten. Warasdin. Gr. 16. 6¼ Ngr.

Wild, F., Der moderne Jesuitismus. Ein Beitrag zur Aufdeckung des unredlichen Verfahrens der Menschenvergötterung im Kampfe gegen die evangelische Wahrheit. Nördlingen, Beck. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Willkomm, E., Sagen und Mährchen aus der Oberlausitz. Mit Federzeichnungen von C. Osterwald. 2 Theile. Hannover, Kius. Gr. 12. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 251. —— 8. September 1843.

Zur Geschichte der Pädagogik.

Erziehung und Unterricht sind in unsern Tagen nicht mehr allein Denen, welche von Amts und Berufs wegen sich damit beschäftigen, sondern Allen, denen die höchsten Angelegenheiten der Menschheit nicht fremd oder gleichgültig bleiben, Gegenstand lebhafter Theilnahme. Um so gewisser darf man voraussetzen, daß die Besprechung zweier Werke, welche als schätzbare Beiträge zu einer umfassenden Geschichte der Pädagogik, dieses wichtigen Zweiges einer allgemeinen Geschichte der Menschheit, ausgezeichnet zu werden verdienen, Vielen willkommen sein werde. Beide sind gleichzeitig, das eine im Süden, das andere im Norden Deutschlands erschienen, beide haben die Pädagogik des sogenannten Mittelalters, obwol das eine nur andeutend und einleitend, aus gründlichem Quellenstudium anschaulich darzustellen versucht, beide tragen die Zeichen einer ebenso klaren Einsicht in den Gegenstand wie eines warmen und gesunden Eifers für denselben an sich. Wenn das zweite engere Schranken sich gesetzt hat, so verbreitet es doch von diesen aus ein helles Licht über einen viel weitern Kreis, und rechtfertigt die günstige Meinung, welche der Verf. durch sein größeres Werk: „Geschichte der Erziehung", erregt hatte.

1. Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit von Karl von Raumer. Erster Theil, erste und zweite Abtheilung. Stuttgart, Liesching. 1843 Lex.-8. 2 Thlr. 7½ Ngr.
2. Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters, von Friedrich Cramer. Stralsund, Löffler. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das erstere hat eine sehr umfassende Aufgabe sich gestellt, und die Lösung derselben so befriedigend begonnen, daß dieses Werk, wenn es einst, hoffentlich bald, in gleicher Weise vollendet sein wird, ohne Zweifel allen billigen Ansprüchen wie hohen Erwartungen entsprechen mag. Wem der Hr. Verf. dieses interessanten Werks nur als Lehrer der Naturwissenschaft bekannt ist, den mag es befremden, daß derselbe seine Thätigkeit einer Geschichte der Pädagogik zugewendet hat. Sein Unternehmen ist aber durch den Erfolg vollständig gerechtfertigt. Und gewiß, K. v. Raumer hatte mehr als selbst manche Männer vom Fach den entschiedensten innern Beruf zur Lösung der Aufgabe, die er mit unverkennbarer Vorliebe sich gewählt und mit gründlichem Ernst durchgeführt hat. Es ist auch Denen, welche nicht gerade vertraulich ihm nahe standen, nicht verborgen geblieben, mit welchem lebendigen Eifer, mit welcher Kraft der Begeisterung er schon früh seine Theilnahme der Erziehung und Volksbildung zuwendete. Wenn er nach Beendigung seiner akademischen Studien, in welchen er eine vielseitige Bildung nicht auf Unkosten der Gründlichkeit erstrebt hatte, in Freiberg unter Werner's Leitung ganz dem Studium der Mineralogie und Geognosie sich hingab (wie tüchtige Menschen Das, was sie eben zu erstreben sich berufen achten, mit ganzer Seele treiben), so verlor er doch nie das Ziel aus den Augen, sich zum Lehren und Erziehen tüchtig zu machen, und die reiche Ausbeute seiner wissenschaftlichen Bildung vornehmlich dazu zu verwenden. In einem Alter, in welchem die Meisten nur danach trachten, eine bürgerliche Laufbahn zu betreten, auf der opes et honores zu gewinnen sein möchten, eilte K. v. Raumer, günstigern Aussichten die Augen verschließend, zu Pestalozzi, und befreundete sich in langem und vertrautem Umgange mit dem Geist, der Methode und dem Lebenszweck des hochherzigen Schweizers, der, viel verkannt und viel irrend, doch, wenn man den Werth des Mannes nicht nach dem Erfolg seiner Bemühungen allein, sondern zumeist nach seiner Gesinnung, nach der Lauterkeit und Hochherzigkeit seiner Bestrebungen würdigt, zu Denen gezählt werden muß, die mit völliger Selbstverleugnung ein reiches Leben ganz dem Dienst der hülfsbedürftigen Menschheit geweiht haben.

Aus der Schweiz heimkehrend trat K. v. Raumer in das akademische Lehramt ein, und ward nach Verdienst bald durch eine ordentliche Professur in Halle, mit ansehnlichem Gehalt, ausgezeichnet. Aber er fand in seinem Wirken die ersehnte Befriedigung nicht; er hoffte als Erzieher mehr leisten, einen gesegnetern Einfluß gewinnen zu können; darum entsagte er dem Staatsdienst mit aller Gunst und Annehmlichkeit, Sicherheit und Bürgschaft, welche ihm derselbe gewährte, und zog es vor, stark im Glauben an den Segen, der von oben kommt, ein Privaterziehungsinstitut zu gründen, in welchem er die Ausbeute seiner Studien und Erfahrungen zu erproben gedachte. In Nürnberg siedelte er sich an, und ein gleichgesinnter Freund stellte sich mit ihm an die Spitze des

Unternehmens, für das er auch wackere Mitarbeiter gewann, und das ebenso fröhlich zu gedeihen schien, wie es von Anfang an zu den günstigsten Erwartungen berechtigte. Aber das Zusammentreffen mehrer widerwärtiger Verhältnisse hinderte die erwünschte Entwickelung und bewirkte die frühe Auflösung einer Anstalt, die in der kurzen Zeit ihrer Dauer schon Erfreuliches geleistet, unverkennbar den guten Geist bewährt hatte, aus dem sie hervorgegangen, und in dem sie geleitet worden. So war denn auch manch großes Opfer, das der Hausvater dem schöngedachten Plane freudig dargebracht, nicht ganz fruchtlos geblieben, und wenn weltkluge Leute ihm den Vorwurf machten, daß er eine feste Stellung im Staate und ein gewisses ansehnliches Einkommen für eine schwer zu realisirende Idee und ein Unternehmen sehr zweifelhaften Erfolgs hingegeben, so konnte er sich mit dem Bewußtsein trösten, daß er frei von Selbstsucht etwas Tüchtiges und Heilsames gewollt und erstrebt, nicht einem phantastischen Traume, sondern einer sehr realen Idee gehuldigt, und des Mislingens seines Versuchs ungeachtet doch nicht vergebens gewollt, gestrebt und gearbeitet habe, so gewiß die Dauer und der Erfolg eines Unternehmens über dessen wahren Werth nicht entscheidet.

Nach Auflösung des Instituts kehrte er zum akademischen Lehramt zurück, und die ordentliche Professur, die bald darauf in Erlangen ihm zu Theil ward, war nur ein Zeugniß wohlverdienter Anerkennung. Von da an hat er, die Aufgabe seiner amtlichen Stellung nie aus den Augen verlierend, doch der ersten Liebe treu, der Jugendbildung noch in einem weitern Umfange seine Thätigkeit gewidmet. Seine Lehrbücher, namentlich das der „Allgemeinen Geographie" und die muster- und meisterhafte Beschreibung Palästinas, beurkunden seinen entschiedenen Beruf, wie im akademischen Hörsaal, so in der Gelehrten- und Volksschule das aufblühende Geschlecht zur Erkenntniß zu leiten.

Diesen Beruf bewährt auch das anzuzeigende Werk, das aus Vorlesungen hervorging, welche der Verf. bereits im J. 1822 zu Halle, und von 1838—42 in Erlangen gehalten hat. Nur der erste Theil liegt vor uns; der zweite soll den Beschluß der Geschichte der Pädagogik (bis in die neueste Zeit), der dritte das eigene pädagogische System des Verf. enthalten und binnen Jahresfrist ausgegeben werden. Der erste Theil, welcher die Geschichte bis Franz Baco und Montaigne fortführt, bildet an sich ein so selbständiges Ganzes, daß, wenn man auch das Endurtheil sich vorbehält, doch eine gerechte Anerkennung des gediegenen Inhalts nicht zu früh kommt.

Sehr zweckmäßig sind unter der Überschrift „Mittelalter" einige sparsame, aber genügende Andeutungen über die Bildung und die Studien jener folgereichen Periode vorangestellt, woran ein lichtvoller Überblick der geistigen Entwickelung Italiens vom 14. bis 16. Jahrhundert sich anschließt. Italien, von der Geburt Dante's bis zum Tode Petrarca's und Boccaccio's, die Entwickelung der classischen Bildung in Italien vom Tode Petrarca's und Boccaccio's bis auf Leo X., dann Leo X. und seine Zeit, mit ihrem Licht und Schatten, treten in einem anschaulichen Bilde hervor, und mit einem Rückblick auf Italien wird der Übergang zu Deutschland sinnreich gebahnt. Das gründliche Quellenstudium, die eigene Anschauung der schriftlichen Denkmäler aus jener Zeit, welche selbst eine lebendige und fruchtbare Übergangszeit war, ist in den geistreichen Skizzen überall wahrzunehmen. Wir finden hier in dem engen Raume von 60 Seiten das Ergebniß mehrjähriger Studien, vielseitiger Forschungen, ebenso anziehend wie lehrreich zusammengedrängt; es ist eine Übersicht, die eine recht klare Anschauung gewährt und in die folgende Geschichte aufs befriedigendste einleitet.

Der erste Abschnitt, „Deutsche und Niederländer" überschrieben, führt die Geschichte mit vorwaltendem biographischen Element von Gerhardus Magnus bis Luther 1340—1483. Die Hieronymianer, genannt „Brüder vom guten Willen", oder „Brüder vom gemeinsamen Leben", auch Gregorianer, eine Gesellschaft von Klerikern, die sich in Deventer zu einer frommen Gemeinschaft verbanden, zuerst unter Leitung jenes Gerhard Magnus (Geert Grote) und des Florentius Radewitz, später des trefflichen Gerhard von Zütphen, welcher bereits die Bibel in der Muttersprache unter das Volk verbreitete, wirkten folgereich auf gelehrte Bildung ein, widmeten sich aber auch, in löblicher Anerkennung eines dringenden Bedürfnisses, dem noch ganz vernachlässigten Volksunterricht. In ihren zahlreichen Fraterhäusern wuchsen ausgezeichnete Männer heran, unter ihnen der tiefsinnige Thomas a Kempis, Johann Wessel, Rudolf Agricola, Alexander Hegius u. A., deren bedeutender Einfluß auf die gelehrten Studien und auf die Entwickelung einer freiern von den scholastischen Banden entfesselten Wissenschaft sowie des Bedürfnisses einer gründlichen Reformation anschaulich dargestellt wird. Jenen reiht sich an Rudolf von Lange und Hermann von dem Busche. Dem Erasmus von Rotterdam, der auch seine erste gelehrte Bildung unter den Hieronymianern empfing, ist, wie billig, ein größerer Abschnitt gewidmet; seine Verdienste und seine Schwächen werden gerecht beurtheilt.

Mit Dem, was in den Niederlanden und in Norddeutschland sowol für Erneuerung classischer Bildung als für Volksunterricht gewirkt ward, wetteiferten die süddeutschen Schulen zu Schlettstadt, Heidelberg und Tübingen. Der Schule zu Schlettstadt stand Ludwig Dringenberg 40 Jahre lang vor. Unter seinen Zöglingen sind besonders ausgezeichnet Jakob Wimpeling, Jakob Sturm, Georg Simler (Melanchthon's verehrter Lehrer) und Eitelwolf von Stein. Dringenberg's Werk setzten in Schlettstadt Crato, und nach ihm Johann Sapidus fort, unter dem die Schule der kleinen Reichsstadt im J. 1517 900 Zöglinge zählte. Unter diesen war auch der Schweizer Thomas Platter, aus dessen heiterer Selbstbiographie einige Fragmente beigegeben sind, welche das damalige Leben auf Schulen und das oft seltsame Treiben der Schüler recht anschaulich vergegenwärtigen.

Ein wohlverdientes Ehrendenkmal, wie es dem würdigen Vorläufer und Bahnbrecher der Reformatoren ge-

bisher, hat der Hr. Verf. dem hochverdienten Johann Reuchlin (Capnio) gesetzt, sein Leben und Wirken in kräftigen Umrissen dargestellt, und darauf in einem „Rückblick" die Ergebnisse des ganzen Abschnitts übersichtlich zusammengefaßt.

Der zweite Abschnitt, überschrieben „Reformation — Jesuiten — Realismus", reicht von Luther bis zum Tode Baco's, 1483 — 1626. Hier ist es nun, wie sich von selbst versteht, vor Allen Luther selbst, dessen Bild mit Liebe und Treue gezeichnet wird, insonderheit seine Wirksamkeit für Schulen und Jugendbildung. In wohlgewählten Auszügen aus seinen Werken ist das Tiefste und Treffendste zusammengefaßt, was der heldenmüthige Kämpfer für die Sache Gottes und des verwahrlosten Volks, als unvergängliche Erzeugnisse und Zeugnisse seines Geistes hinterlassen hat, über Hausregiment und Kinderzucht, über Ärgerniß den Kindern gegeben, über ungerathene Kinder, über Schulen, gelehrte, besonders Sprachstudien und Bibliotheken, über das Lehramt, dessen Beschwerden und Segen, über Schuleinrichtung und Universitäten, Bibelstudium, Realien, Geschichte, Dialektik, Rhetorik, Mathematik, Leibesübungen und Musik.

Auch Philipp Melanchthon, „der Lehrer Deutschlands", der sich unmittelbar an seinen heldenmüthigen Freund anschließt, findet gerechte Anerkennung seines Strebens und Wirkens, seiner Leistungen und Verdienste. Der Gang seiner eigenen Studien und sein mächtiger Einfluß auf die Studien und den Bildungsgang seines Zeitalters, auf mehre Zweige der Wissenschaft und auf die Methode ihrer Behandlung, auf das gesammte Schulwesen und auf die wissenschaftliche Gestaltung der Reformation, seine vielseitige pädagogische Wirksamkeit tritt hier in ihrer vollen Bedeutsamkeit hervor, wie es einer nicht nur aus den Quellen geschöpften, sondern auch den empfangenen reichen Stoff umsichtig und klar auffassenden Geschichte der Pädagogik gemäß ist. Diese Darstellung wird auch von Denen, welche das Zeitalter der Reformation sammt Luther's und Melanchthon's Leben und Wirken schon vielseitig durchforschten, mit Befriedigung gelesen werden; es sind nicht gerade wesentlich neue Gesichtspunkte eröffnet, oder noch unbekannte Thatsachen ans Licht gebracht, was kaum möglich war; aber es ist Alles, was zur Sache gehört, umfassend, ohne zu sehr in die Breite zu gehen, entwickelt, in das rechte Licht und in die rechte Beziehung gestellt.

Die trefflichen Schulmänner, Valentin Friedland Trotzendorf, Michael Neander und Johannes Sturm, die Zierden und musterhaften Rectoren der Schulen zu Goldberg in Schlesien, zu Ilefeld am Harz und zu Strasburg, werden nicht minder unbefangen und gerecht, Letzterer besonders umfänglich gewürdigt. Was von der Classeneintheilung Sturm's, von der Aufgabe, die er jeder der zehn Classen und ihrem Lehrer stellte, und von der Behandlung des Unterrichts beigebracht ist, das verdient um so mehr Dank, da es ein anschauliches Bild der damaligen Gelehrtenschulen vorhält, und Quellen entlehnt ist, die nicht Jedermann zugänglich sind.

Überall beabsichtigte man in den Gelehrtenschulen jener Zeit zumeist gründliche Bekanntschaft mit den alten Sprachen, vornehmlich der lateinischen, und Gewandtheit in classischer, vor Allen Ciceronischer Redeweise; es waren recht eigentlich lateinische Schulen, in denen die vaterländische Sprache fast schnöde zurückgesetzt und auf Realien wenig Werth gelegt ward — eine Einseitigkeit, die bis ins 18. Jahrhundert fortwährte. Doch war den Kenntnissen und der Redekunst, die man als Hauptaufgaben der Schulen betrachtete und behandelte, zu Sturm's Zeiten die Anleitung zu christlicher Frömmigkeit vorangestellt. Von einem Unterricht im Lesen und Schreiben der Muttersprache findet sich selbst im Unterrichtsplan der untersten Classen der strasburger Schule, die doch sechsjährige Knaben aufnahm, keine Spur; auch das Rechnen ward in den acht untern Classen nicht gelehrt, und Mathematik scheint selbst in den beiden obersten Classen nur kärglich bedacht worden zu sein. Von Geographie, Geschichte, Naturgeschichte und Physik war noch weniger die Rede, ebenso wenig von neuern Sprachen, auch kaum vom Hebräischen, das man doch als unentbehrlich für den künftigen Theologen anerkannte, aber der Universität vorbehielt.

Lateinische Schulen zu stiften und auszustatten war denn auch das erste Bemühen der Fürsten und Magistrate, welche, durch Luther und die Reformation angeregt, der Jugendbildung eine geneigte Aufmerksamkeit und Theilnahme zuwendeten. Lateinische Schulen sollten in allen Städten und Städtchen, und selbst in den vornehmsten Flecken und Dörfern errichtet werden; doch dachte man allmälig auch an Herstellung deutscher Schulen, selbst in kleinen Dörfern und Flecken, damit die Kinder im Lesen und Schreiben, in der Religion und im Kirchengesang, nebenbei wol ein wenig im Rechnen unterwiesen würden, wobei denn doch auch der Gesichtspunkt vorwaltet, daß die Jugend von den Elementen per gradus zu der Fertigkeit aufsteige, „welche im geistlichen und weltlichen Regiment" erfoderlich ist. Eine eigentliche Volksbildung für das bürgerliche Leben ward noch wenig ins Auge gefaßt. Die beiden Abschnitte, welche von dem würtemberger und sächsischen Schulwesen und den publicirten Schulordnungen handeln, genügen bei aller Kürze ihrem Zweck.

(Die Fortsetzung folgt.)

Macbeth im Original.

Ein Aufsatz in Nr. 311 d. Bl. f. 1842 besprach „König Lear im Original". Als Seitenstück gelte „Macbeth im Original". Das dort Beigebrachte war der englischen Übersetzung einer alten walliser Chronik entnommen. Auch das hier Beizubringende fließt aus englischer Quelle, ebenfalls aus einer alten von Collet in seinen „Relics of literature" mitgetheilten Chronik. Es ist zweifelhaft, wird wahrscheinlich immer zweifelhaft bleiben und am Ende kommt auch nichts darauf an, ob Shakspeare den Stoff zu seiner Tragödie aus Holinshed's oder Buchanan's „Geschichte von Schottland" geschöpft hat. Jenes Werk war das ältere, letzteres erschien, als Shakspeare bereits die Dichterfeder führte, jedoch vor seinem „Macbeth". Vielleicht

hat er beide Bücher in Händen gehabt. Es kommt indessen, wie gesagt, nichts darauf an, denn Holinshed und Buchanan erzählen Beide die Geschichte ziemlich übereinstimmend, indem Beide dem frühern Hector Boece nachschreiben. Schon bei diesem finden sich die Namen der Shakspeare'schen Hauptpersonen: Duncan, Malcolm, Donalbain, Banquo, Fleance, Macduff und Seiward oder Sihard. Macbeth heißt Than von Angus. Buchanan berichtet, daß auf Anlaß eines Traumes, in welchem dem ehrgeizigen Macbeth drei Weiber von übermenschlicher Gestalt erschienen und ihn nacheinander Than von Angus, Than von Moray und König von Schottland gegrüßt, er in Inverneß Duncan ermordet und sich des Scepters bemächtigt. Duncan's Söhne wären entflohen. Weil aber die Weiber prophezeit, daß Banquo's Nachkommen herrschen würden, habe Macbeth Banquo meuchlings erdolcht; Fleance habe sich gerettet. Die Ermordung von Macduff's Kindern, die Flucht des Vaters nach England zu Malcolm, die Rückkehr mit Hülfstruppen unter Seiward, die Belagerung Macbeth's auf Burg Dunsinan und sein Tod durch Macduff — alles Das erzählt Buchanan wie bei Shakspeare. Selbst Unwesentlicheres, z. B. die grünen Zweige, mit welchen Malcolm's Krieger sich geschmückt, erwähnt der Geschichtschreiber und schließt mit einem Winke, dem wir vielleicht das Trauerspiel verdanken. „Ich übergehe eine Menge Fabeln, die für theatralische Darstellung sich besser eignen, als für ein Geschichtswerk." Was nun aber laut Collet vermuthlich „Macbeth im Original", Macbeth's wahre Geschichte ist, weicht von Vorstehendem bedeutend ab. Collet schreibt:

„Der um Vieles glaubwürdigere Wyntown nennt Macbeth Than von Crumbachty, das gälische Wort für Cromarty, und in der wohlbekannten Fabel von den Hexen läßt der Chroniker ihn von der ersten als Than von Crumbachty, von der zweiten als Than von Moray und von der dritten als König begrüßen. Dies erklärt auf einmal die Fictionen bei Boece, Holinshed und Shakspeare. Macbeth war durch Geburt Than von Roß, wurde durch seine Vermählung mit Lady Gruoch Than von Moray und in Folge seiner Verbrechen König der Schotten. Wir erfahren von Torfäus, daß zu Anfang des 11. Jahrhunderts Finley Maormor, oder, wie der norwegische Historiograph ihn nennt, Jarl von Roß war und wider die Einfälle des mächtigen Vikingr, Sigurd, Grafen von Orkney und Caithneß, sein Land tapfer vertheidigte. An die Besitzungen des Letztern grenzte Finley's Gebiet, während das Land Angus viel weiter südlich lag. Um das J. 1020 wurde Finley bei einem feindlichen Zusammenstoßen mit Malcolm II. getödtet. Dies allein schon beweist, daß Finley schwerlich gegen seinen Schwiegervater gefochten haben würde, wäre er der Gemahl Doada's gewesen. Durch das unglückliche Schicksal ihres Gemahls, des Maormor von Moray, aus ihrem Bergschlosse vertrieben, flüchtete Lady Gruoch mit ihrem kleinen Sohne Lulach sehr natürlich in das Land Roß, wo damals Macbeth herrschte. Macbeth heirathete sie und das geschah unter der Regierung Duncan's. Liegt nun zu Tage, daß Macbeth Maormor von Roß, ein Sohn Finley's und Enkel Rory's oder Roderich's und Gemahl der Gruoch, diese aber die Tochter Boedhe's und Enkelin Kenneth's IV. war, so vereinigte Macbeth solchergestalt die ganze Macht der Anhänger Kenneth's IV. und den ganzen Einfluß der Lady Gruoch und ihres Sohnes Lulach mit dem Ansehen eines Maormor von Roß, keineswegs aber von Angus. Durch alles Dies, sowie durch die ihm eigene Gewandtheit und Stärke wurde er Duncan und dessen Anhängern überlegen. Macbeth hatte die seiner Gemahlin zugefügte Unbill und für sich selbst den Tod seines Vaters zu rächen. Macbeth's Überlegenheit und Duncan's Schwäche wurden sichtbar, als der unglückliche König durch ‚seine, Heiliges schändende Ermordung' die Verbrechen seiner Väter sühnte und Macbeth eiligst nach Scone aufbrach, wo er mit Beihülfe der Clane von Moray und Roß und begünstigt von den Anhängern Kenneth's IV. zum König der Schotten geweiht wurde. Wäre Macbeth gewesen, wozu die Dichtung ihn macht, ein Sohn der zweiten Tochter Malcolm's, so hätte er nach der in Schottland von der frühesten Epoche der Monarchie an gegoltenen Verfassung ein näheres Recht auf den Thron gehabt als Duncan's Sohn. Wie mangelhaft indessen auch sein Anspruch auf das besudelte Scepter seines Vorgängers gewesen sein mag, jedenfalls scheint er sich Mühe gegeben zu haben, durch eine kräftige und wohlthätige Verwaltung den Mangel zu ersetzen. Er übte sogar die Gastfreundschaft, die dem Flüchtlinge Schutz bietet. Unter seiner Regierung soll Überfluß in Fülle gewaltet haben; Gerechtigkeit wurde gehandhabt, und die zu Erregung von Unruhen geneigten Häuptlinge wurden entweder durch seine Macht eingeschüchtert, oder durch seine Tapferkeit gezügelt. Doch das Unrecht war geschäftig, Rache zu schmieden. Crian, Abt von Dunkeld, Vater Duncan's und Großvater seiner Söhne, folglich ein alter Mann, stellte sich an die Spitze von Duncan's Freunden und machte einen kühnen, obwol unglücklichen Versuch, ihnen ihre Rechte zu verschaffen. Dagegen scheint das gehässige Verbrechen, mittels dessen Macbeth seine Botmäßigkeit erlangt, ihn auf dem Gipfel seines Glücks gepeinigt zu haben. Er versuchte dadurch, daß er in Rom Geld ausstreute, der Geistlichkeit Geschenke machte und Almosen unter die Armen vertheilte, sich Erleichterung zu verschaffen von ‚der Marter jener fürchterlichen Träume, die ihn nächtlich schüttelten'. Macbeth und seine Gemahlin, Lady Gruoch, gaben die Ländereien von Kirkneß, wie auch das Gut Bolgy den Culdees von Lochleven. Allein weder die Freundschaft des Papstes noch der Beistand der Geistlichkeit sicherten Macbeth ruhiges Regiment. Mit dem Gefühl der Unsicherheit stieg seine Strenge. Die dem Maormor von Fife, Macduff, zugefügten Übelthaten reizten den Sohn Duncan's, Abhülfe zu bewirken. Mit Genehmigung, vielleicht auf Befehl Eduard's des Bekenners führte Siward, der mächtige Graf von Northumberland und Verwandter Malcolm's, ein zahlreiches Heer nach Schottland im J. 1054. Angeführt von Siward und dessen Sohne Osbert drangen die Northumberländer vermuthlich bis vor Dunsinan. Nahebei stellte sich Macbeth ihnen entgegen und es erfolgte ein wüthender Kampf. Die große Zahl der Erschlagenen bezeugt die lange Dauer der Schlacht und die Bravheit der Kämpfer. Osbert wurde getödtet. Aber trotz aller Anstrengungen seiner Tapferkeit und seines kräftigen Benehmens wurde Macbeth geworfen. Er zog sich nach Norden, wo er viele Freunde hatte und leicht feste Punkte finden konnte. Siward kehrte nach Northumberland zurück und starb zu York 1055. Inzwischen setzte Macbeth seine blutige Fehde gegen Malcolm fort, und dieser ungewöhnliche Mann fiel endlich bei Lumphanan am 5. Dec. 1056 von der Hand des gekränkten Macduff."

14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 252. — 9. September 1843.

Zur Geschichte der Pädagogik.

(Fortsetzung aus Nr. 251.)

Ein langer und tief eingehender Abschnitt ist den Jesuiten und ihren Schulen eingeräumt worden, mit Recht, um so mehr, da der Orden das Vorurtheil zu verbreiten und aufrecht zu erhalten gewußt hat, daß seine Schulen ebenso sehr durch die ausgezeichnetsten Leistungen wie durch die zweckmäßigste Einrichtung alle andern übertreffen. Daß sie wirklich viel, zum Theil Erstaunenerregendes geleistet haben, und insonderheit dem Zweck des Ordens entsprachen, mag auch zugestanden werden; daß aber weder ihr Zweck der beste, der menschenwürdigste war, noch die für denselben verwendeten Mittel als heilsam und dem höhern Zweck des Menschenlebens entsprechend anerkannt werden können, das hat Hr. v. Raumer von neuem recht anschaulich gemacht. Welche Erziehungskunst und Lehrweisheit konnte aus einer so nichtswürdigen Sittenlehre hervorgehen, wie notorisch die der Loyoliten ist, die zum Theil ganz unverhohlen zu den ruchlosesten Principien sich bekannt haben. Ihre Moral ist die trostloseste und unsittlichste Casuistik, die feine Kunst, recht methodisch zu sündigen, ohne sich fangen zu lassen, ohne das betäubte Gewissen zu beunruhigen, ohne den allwissenden Richter scheuen zu müssen, die wunderliche Kunst, zu lügen und zu trügen, das heilig gegebene Wort nicht zu halten und dabei ein ehrlicher Mann zu bleiben. Ihre Lehre von den zulässigen Zweideutigkeiten bei Aussagen, Zeugnissen, Versprechungen, Eiden, und die vom Teufel selbst ersonnene vom heimlichen Vorbehalt, da denn ein Versprechen, das man zu halten, indem man es gibt, nicht die Absicht hat, keineswegs verbindlich ist, und so viele andere Grundsätze, zu denen sie mit der schamlosesten Frechheit sich bekannt haben, zerstören dergestalt Treue und Glauben unter den Menschen, verwüsten das sittliche Leben in dem Maße, daß die Erziehung der Jugend Männern von so widerchristlichen, unvernünftigen und durch und durch verpesteten Grundsätzen anzuvertrauen, ohne Zweifel Wahnsinn oder Verbrechen wäre.

Die jesuitische Erziehungs- und Lehrmethode ist in der That ebenso sehr wie ihre Moral nichts als Casuistik, lediglich eine Abrichtungsmethode, eine Dressur, wie sie am allerwenigsten der höhern Bestimmung des Menschen entspricht. Bei einem solchen Abrichten für einen bestimmten Zweck kann allerdings etwas Außerordentliches, recht in die Augen Fallendes, ja Staunenerregendes geleistet werden, aber doch immer nur etwas Einseitiges, eine Fertigkeit und Gewandtheit, aber nicht eine harmonische Geistesbildung. In der Prüfung der Köpfe, in der Erkenntniß jedes Talents der Schüler waren die Jesuiten allerdings von jeher ausgezeichnet, wie denn der Orden überhaupt auch dadurch so mächtig ward, daß er seine Leute, seine geistlichen und weltlichen Genossen erkannte, Jeden auf den rechten, angemessensten Platz zu stellen, Jeden als thätiges, ob auch unbewußtes Werkzeug der Ordenszwecke zu brauchen wußte. Nächst dem Einhetzen des Lateins, das mit Verbannung alles Redens der Muttersprache auch die Conversationssprache der Schüler sein sollte, war die praktische Brauchbarkeit des heranwachsenden Geschlechts für die öffentlichen und geheimen Tendenzen der Societät die Hauptrichtung der Jesuitenschulen.

Abgesehen von der Einseitigkeit und Beschränktheit des Lehrplans ist besonders der Einfluß der jesuitischen Erziehungsmethode so beklagenswerth und grundverderblich, daß man nicht genug vor ihrer geschäftigen und zudringlichen Einmischung in das Schulwesen warnen kann. Freilich soll die Religion „der Grund und die Höhe, die Basis und der Gipfel, die Mitte und die Seele" ihrer Schule und Erziehung sein; das wird aber scharf herausgehoben, zunächst nur um die Nothwendigkeit darzuthun, daß nur Religiose, Mönche, d. h. die Jesuiten selbst Lehrer und Erzieher sein sollten. Auch fehlte es in ihren Schulen und Erziehungsanstalten nicht an Andachtsübungen; in welchem Geiste aber diese behandelt wurden, das erhellt sattsam schon daraus, daß Denjenigen, welche „sich in der Andacht verfehlt hatten", aufgegeben ward, im Bethause einige Zeit zu beten — als Strafe! So ist auch, wie oft die Demuth empfohlen wurde, doch aller Unterricht so sehr auf Ämulation gestellt, daß ein maßloser Ehrgeiz in der Jugend erweckt werden mußte, der nur durch die frühe Gewöhnung zu blindem, knechtischem Gehorsam gezügelt, aber nicht sittlich überwunden werden konnte. Und eben dieser unkindliche Gehorsam, die unbedingte Obedienz machte die Zöglinge weit mehr dem Willen ihrer Obern als dem Willen Gottes unterthan, dergestalt, daß selbst die Stimme Gottes im Gewissen verstummen mußte, wo der gebieterische Wille des

Ordens mit derselben in Widerspruch trat. Selbst das Verhältniß der Zöglinge zueinander ward im höchsten Grade corrumpirt. Schon der scharfe Stachel der nie rastenden Ämulation erweckte Eifersucht und Neid, Feindseligkeit und Lieblosigkeit, und das überall vorherrschende System der Angeberei war eben nicht geeignet, eine bessere Gesinnung zu erwecken. Wer ein deutsches Wort sich entschlüpfen ließ und damit an der herrschenden Latinität sich versündigte, ward mit einer empfindlichen Schmach und Strafe belegt, konnte diese aber leicht von sich wälzen und sie einem Mitschüler zuwenden, wenn er diesen unter Beistand eines Zeugen anklagte, daß er ebenfall im Hause oder auf der Straße die „gemeine", d. i. die Muttersprache geredet habe. Da man, um Alles, den ganzen Menschen mit Leib und Seele, mit allen seinen Neigungen und Bedürfnissen dem Orden unterthan zu machen, die Kinder selbst den nächsten Angehörigen entfremdete, die Liebe zu den Ihrigen als eine „untergeordnete" verdammte, durch Eröffnung der Briefe und durch die Strenge der häufigen Beichte sich in den Besitz aller Geheimnisse der Zöglinge setzte, und sich zwischen diese und die Ältern drängte, so schien Alles darauf berechnet zu sein, jedes kindliche Gefühl in den Kindern zu unterdrücken, und den freien Willen sammt der Vernunft in schwere eiserne Ketten zu schmieden. Es ist ein Meisterstück jesuitischer Schlauheit, daß sie ihrer pädagogischen Kunst zu weitverbreitetem Ansehen zu verhelfen wußten, obwol sie höchst unpädagogisch ist, und allen gesunden Principien der Psychologie und der Ethik, ja aller gesunden Vernunft Hohn spricht. Es schien in unserer Zeit, da der Orden von neuem keck sein Haupt erhebt und sich der Erziehung und des Unterrichts zu bemächtigen ringt, darin nur zu sehr von verblendeten Patronen begünstigt, es schien gerade jetzt am wenigsten überflüssig, diese Andeutungen, welche in dem vorliegenden Werke hinreichend begründet und entwickelt sind, hier aufzunehmen.

Der folgende Abschnitt „Universitäten" enthält mit zweckmäßiger Auswahl das Nöthigste, was zur Sache gehört, ist aber doch zu kurz und fragmentarisch, als daß er befriedigen und seine Stellung in der Geschichte der Pädagogik ganz ausfüllen könnte.

Der Abschnitt „Verbaler Realismus" bietet eine tiefere Einsicht in den damaligen Studiengang dar. Erasmus und Melanchthon machten das unabweisbare Bedürfniß von Sachkenntnissen zum Verständniß der Classiker geltend; Melanchthon selbst las in Wittenberg über Physik, und sein Lehrbuch diente lange Zeit als Compendium. Aber diese Physik war keineswegs Ergebniß eigener Beobachtungen und Versuche, sondern nur des fleißigen Bücherstudiums, vornehmlich des Aristoteles. Von der Astronomie spricht er mit der höchsten Achtung, mit Bewunderung, und empfiehlt ihr Studium; er legte aber auch noch Werth auf Astrologie, und konnte von dem Ptolemäischen Weltsystem sich nicht losmachen, obwol sein College Reinhold bereits das Kopernicanische vertheidigte. Da nun bei dem hervortretenden Realismus die Sachkenntniß zunächst nur als Mittel des Wortverständnisses erstrebt ward, so heißt er nicht mit Unrecht ein verbaler, wie denn damals die Philologen von Denjenigen, welche der Sachkenntniß neben dem Sprachstudium einige Geltung zu verschaffen strebten, Verbales genannt wurden, Wortkrämer, die denn in der That meist am Buchstaben hafteten.

Die beiden letzten Abschnitte dieses ersten Theils entwickeln trefflich den bedeutenden Einfluß Franz Baco's und Michael Montaigne's auf die Pädagogik. Baco, einer der außerordentlichsten Geister, deren mehre selten in einem Jahrhundert hervortreten, aber mit Keppler und Shakspeare in einem Jahrzehnd geboren, würde in jeder Beziehung bewundernswürdig sein, wenn die Stärke des Charaters seinen eminenten Fähigkeiten und wissenschaftlichen Leistungen entsprochen hätte. Er hat nicht unmittelbar für die Pädagogik gewirkt, aber in seinen philosophischen Werken, und insonderheit durch Begründung des methodischen realen Realismus, einen fruchtbaren Einfluß auf dieselbe gehabt. Während die besten Kräfte in Grammatik und Rhetorik, in gründlicher, aber oft sehr dürrer Büchergelehrsamkeit sich erschöpften, versuchte er mit gewaltiger Kraft, sie der Beobachtung, dem Studium der Natur zuzuwenden, und er selbst entwickelte mit genialem Scharfsinn und Tiefsinn die Ideen einer Naturphilosophie, von der seine Zeit kaum eine Ahnung hatte. Wenn er in seinem Urtheil über die Leistungen der classischen Alten, insonderheit der Griechen, den Werth derselben ungührlich herabsetzte, so war das nur ein Extrem, welches durch das entgegengesetzte der herrschenden Vergötterung des Überlieferten hervorgerufen ward, als ein Heilmittel, das später das rechte Gleichgewicht herstellen sollte. In seinen pädagogischen Bemerkungen und Andeutungen ist er nicht frei von Einseitigkeit; aber er hat der Wissenschaft und dem Studium eine Richtung gegeben, die auf Erziehung und Unterricht folgereich einwirkte.

Hr. v. Raumer hat ihn mit einiger Vorliebe, doch ziemlich unbefangen gewürdigt, und nicht minder den leichtfertigen, aber geistreichen Montaigne, der allerdings das Eine, was noth ist, nicht erkannte, doch im 24. und 25. Buche seiner „Essais" (über Pedanterie und Kinderzucht) beachtenswerthe pädagogische Winke mittheilte. Er kämpfte witzig und treffend gegen orbilische Strenge, pedantischen, unerquicklichen Fleiß der Stubenhocker, und empfahl kräftigfrische Leibesübungen und Bewahrung eines heitern Sinnes und Treibens.

Montaigne's Gedanken über Erziehung beschließen diesen ersten Theil der „Geschichte der Pädagogik". Wir wünschen recht bald über den Inhalt des zweiten und dritten Theils referiren zu können, und werden uns freuen, wenn wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieses reichhaltige und gediegene Werk hingeleitet haben.

Gleiche Aufmerksamkeit nimmt aber auch das zweite mit vollem Recht in Anspruch. Hr. Dr. Cramer hat das Bedürfniß gefühlt, gegen die Gefahr des Stillstands und der Verknöcherung, wie sie im täglichen Einerlei des Schulamts nicht selten eintritt, durch reges, wissenschaftliches Fortstreben sich zu wahren, darin zugleich die edelste

Erholung und Erquickung zu suchen; neben und nach seinem Lehrerberuf hat er die Geschichte der Erziehung und des Unterrichts zu seinem irdischen Tagewerk und zur Lebensaufgabe gemacht. Daß er auf diesem Gebiet mit gründlicher Einsicht, der Frucht ausdauernder und scharfsinniger Forschung wirksam ist, das bewährt das vorliegende Werk seines Geistes unverkennbar. Er begehrt das Urtheil erfahrener und kundiger Männer über seine Auffassung und Anordnung des Gegenstandes; er protestirt im voraus gegen hohles und oberflächliches Lob, dem er begründeten Tadel vorzieht, und gegen leere und halbe Redensarten, mit denen man sich über sein Buch äußern möchte. Blickt nun auch einige Autoreitelkeit aus solchen Äußerungen hervor, so sind doch seine Foderungen hinreichend begründet. Hier aber müssen wir auf eine kurze Relation des wesentlichen Inhalts und auf ein allgemeines Urtheil uns beschränken, da eine tiefer eingehende Kritik, die nicht ausbleiben wird, der Bestimmung d. Bl. nicht entsprechen würde.

Die ungewöhnlich langen Präliminarien (Vorrede, Einleitung, Inhaltsverzeichniß) sind sehr zweckmäßig und wirklich geschickt einleitend. Der Einfluß des Christenthums auf das öffentliche und häusliche Leben ist in lichtvollen Andeutungen der Einleitung befriedigend dargelegt, und daraus die verständige Eintheilung der Erziehungsgeschichte des gesammten Mittelalters in vier Perioden abgeleitet, nämlich 1) von den ersten Zeiten des Christenthums bis auf Karl den Großen oder die reinkirchliche Bildung im Kampf gegen die weltliche; 2) von Karl dem Großen bis zu den Kreuzzügen, oder von der ersten Dämmerung der christlichen Laienbildung neben und mit der geistlichen; 3) von den Kreuzzügen bis zum 14. Jahrhundert, oder die beginnende Selbständigkeit der christlichen Laienbildung zunächst in den Rittern; 4) vom Anfang oder der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zur Reformation, oder die fortschreitende Selbständigkeit der christlichen Bildung in den Volksschulen und der christlichen Wissenschaft in den Universitäten.

Den Umfang und Reichthum des Inhalts wollen wir wenigstens andeuten. Das Buch hebt mit dem Schul- und Unterrichtswesen in Gallien und den Niederlanden in den ersten Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung an, zeigt dann die Veränderung des Bildungs- und Unterrichtswesens im 6. Jahrhundert durch Verbreitung und Befestigung des Christenthums und der sieben freien Künste (des Trivium und Quadrivium), dann den Einfluß der Benedictiner-Klosterschulen, und geht über auf die Fürsorge der weltlichen Macht für die Schulen, vornehmlich Karl's des Großen Verdienste. Hier wird die Hauptrichtung seiner Bemühungen für das Schulwesen, nämlich die christlich-religiöse, die Sorge für Volksbildung, Alcuin's Wirksamkeit, die geistliche und religiöse Bildung des Zeitalters, die Einführung der Muttersprache in den Religionsunterricht, Karl's des Großen Einwirkung auf Wiederbelebung der altclassischen Bildung, einer reinern Latinität und der Beschäftigung mit der griechischen Sprache, ebenso anziehend wie sachkundig dargestellt. Eine Hinweisung auf die bald nach Karl dem Großen eintretenden wichtigen Veränderungen, insbesondere in den Klosterschulen, bildet den Übergang zur speciellen „Geschichte des Erziehungs- und Unterrichtswesens in den Niederlanden". Hier werden zunächst die allgemeinen Verhältnisse, welche die Bildung begünstigen, namentlich die Kloster- und Kathedralschulen, besonders die Schule zu Utrecht, um welche, sowie um Ausbreitung des Christenthums in den Niederlanden, Winfried-Bonifazius sich große Verdienste erworben, Lüdger's Wirksamkeit unter den Friesen, weiter die Bildung in den südlichen Niederlanden, besonders seit Karl dem Großen das Bücherwesen in den Klöstern, Karl's und seiner Nachfolger Einwirkung auf die niederländischen Schulen, Karl's des Kahlen Bildungseifer und die Schuldisciplin jener Zeit, weiter die Verfassung der Schulen zu St.-Elno, zu Lobbes, zu Lüttich (wobei des für das Schulwesen eifrig bemühten Bischofs Everaclus [Euraklus], der Familie Notker, besonders Notker's von Lüttich, und des dauernden Bildungseinflusses Lüttichs, der dasigen Klosterschulen und ihrer Wirksamkeit nach außen, in wohlverdienter Anerkennung gedacht wird), dann die übrigen berühmtesten Klosterschulen der Niederlande, besonders Andain, Stabulo und Gemblours, endlich die eigenthümliche Richtung der niederländischen Klöster, namentlich das starre Kirchenthum und strenge Festhalten an den römischen Satzungen, bei Zurückdrängung des Studiums der Classiker, dargestellt mit gründlicher Sachkenntniß und treffenden Bemerkungen.

(Der Beschluß folgt.)

L'Europe pendant la révolution française par *B. H. R. Capefigue*. Erster und zweiter Band. Paris 1843.

Wir haben die beiden Bände, welche bis jetzt von diesem Werke erschienen sind, nicht ohne ein gewisses Mistrauen in die Hand genommen. Capefigue hat in den letzten fünf bis sechs Jahren eine so unermeßliche Anzahl von Büchern in die Welt geschleudert, daß man sich nicht erwehren kann, seine ganze Schriftstellerei für eine Art fabrikmäßiger Thätigkeit zu halten. Freilich muß man wissen, daß er eine längere Reihe von Jahren hindurch dem Archive auf dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vorgestanden hat. Während dieses Zeitraums hat er eine Menge wichtiger Documente theils selbst excerpirt, theils excerpiren lassen und so ein unerschöpfliches Material zu historischen Darstellungen angesammelt. Auch seine neueste Schrift bringt wieder einige interessante Beiträge zur Beleuchtung einzelner Thatsachen und scheint uns sogar mit geringerer Nachlässigkeit als einige seiner frühern Werke, welche die Spuren der Flüchtigkeit nicht selten schon in stilistischer Beziehung zeigen, geschrieben zu sein.

Am interessantesten und wichtigsten für die Charakteristik der Revolutionshelden sind einige Privatbriefe von Männern wie Brissot u. s. w., die von Capefigue mitgetheilt werden. Dabei glauben wir die Zeichnung von der Stellung, welche die verschiedenen Mächte vor und während der Revolution eingenommen haben, als die gelungenste Partie des ganzen Werks hervorheben zu können. Überhaupt war die Idee gewiß eine recht glückliche, einmal bei der Erzählung der wichtigsten Ereignisse von 1789 und den folgenden Jahren von Paris, dem Mittelpunkte der Bewegung, mehr abzusehen und die übrigen Staaten und ihr Verhältniß zu den revolutionairen Ideen, welche sich von Frankreich aus über die Welt verbreiteten, mehr ins

Auge zu fassen. Besonders fehlt es noch an einer solchen Darstellung, wie sie Capefigue in vorliegendem Buche gibt, gerade in Frankreich, wo die Historiker bisher von dem nähern Interesse in der Regel fast ausschließlich in Anspruch genommen, den Vorgängen im übrigen Europa nur eine geringe Beachtung geschenkt haben. Wenn wir nun freilich danach fragen, ob Capefigue gerade der Mann dazu war, diese Aufgabe zu lösen, so drängen sich um so stärkere Zweifel auf, wenn wir gleich auf den ersten Blick sehen, daß in diesem neuen Werke seine ultramontanen Glaubensansichten wo möglich noch greller hervortreten als in seinen frühern Schriften. Wir sind weit entfernt, etwa den radicalen Historikern, unter deren Feder die Geschichte der Revolution zu einem Pamphlet geworden ist, hier eine größere Berechtigung einzuräumen; aber wie kann man von einem Schriftsteller Unparteilichkeit erwarten, welcher Alles, was während der Revolution und des Kaiserreichs Großes gethan ist, noch auf Rechnung des vorhergehenden Regime setzt — so meint er z. B., alle großen Generale des Kaisers seien in der Schule der alten Monarchie gebildet —, während er die Revolution wie eine vom Himmel gefallene Bombe betrachtet oder sie höchstens den Philosophen ins Gewissen schiebt, als wenn sie nicht zum großen Theil wenigstens eine nothwendige Folge der Ausschweifung und Thorheiten der frühern Machthaber gewesen wäre.

Am ersten versöhnt sich der große Verehrer des Adels, dessen drittes Wort immer chevalerie, noblesse und chevaleresque ist, noch mit dem eigentlichen Volke, dem er wenigstens ein sentiment de nationalité läßt; aber der Mittelstand, die bourgeoisie, ist ihm ein Greuel. Sie ist an Allem Unheil schuld, was über die Welt hereingebrochen ist, und er schildert sie mit den schwärzesten Farben, wahrscheinlich, um an ihr dafür, daß sie ihren vollständigen Triumph in der Julirevolution besiegelt hat, Rache zu nehmen. Indessen weicht Capefigue an mehr als einem Punkte von den Historikern seiner Farbe ab und nimmt z. B. Philipp Egalité, den die Legitimisten gewöhnlich zum allgemeinen Sündenbock machen, in Schutz oder verfährt wenigstens sehr glimpflich mit ihm. Im Allgemeinen zeigt sich Capefigue wieder als einen ebenso eifrigen Ultraromanen als in seinen frühern Schriften. So sehen wir, wie er bei seiner gewagten Behauptung bleibt, die ganze Schuld an den religiösen Verfolgungen und namentlich an der pariser Bluthochzeit trage lediglich die vermaledeite bourgeoisie, während Karl IX. der ganzen Sache fremd geblieben sei (Bd. 1, S. 346). Nicht ganz haltbar scheint uns ferner seine Ansicht, welche er an verschiedenen Stellen, z. B. Bd. 1, S. 390, ausspricht, daß die allgemeine Bewegung, die sich beim Beginn der Revolution in den verschiedenen Ländern kundthat, nicht etwa dem Umstande zuzuschreiben sei, daß die liberalen Ideen von Freiheit und Gleichheit wirklich Anklang gefunden hätten, sondern Capefigue behauptet, daß sie einzig auf Rechnung der Sympathie zu setzen sei, welche die Bildung, die Literatur und die Sitten, wie sie vom ancien régime geformt waren, den Franzosen überall sicherte. Wir geben zu, daß die große Vorliebe, mit der alle Welt an Frankreich hing, in etwas zur schnellen Verbreitung der revolutionnairen Ideen beigetragen haben mag; aber es läßt sich doch auch auf der andern Seite nicht ableugnen, daß die exaltirten Köpfe, welche in der lodernden Flamme der Revolution die Morgensonne der Freiheit begrüßten, von den Ideen, welche der Bewegung selbst zu Grunde lagen, nicht wenig angesprochen sein mußten. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch gleich noch anführen, daß Capefigue unter den hervorragenden Geistern Deutschlands, die sich von den Grundsätzen der Revolution anstecken ließen, eines der bedeutendsten von allen, Georg Forster's, der von der Flamme, welche ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an sich zog, selbst verzehrt wurde, mit keinem Worte gedenkt. Den Girondisten und ihren Anhängern spielt er gar zu arg mit, während er in den extremen Parteien wenigstens Kraft und Energie gelten läßt. Er läßt an der Gironde allen Hohn und allen Spott aus; so nennt er sie [illegible] „[illegible] pleureurs sans idées de force et de gouvernement". Von Vergniaud sagt er: „il est l'éloquent pleureur de la Gironde", und der Mad. Roland hängt ein „cette pédante femme" an. Dagegen will er durchaus nicht zugeben, daß Ludwig XVI. mit herrlichen persönlichen Eigenschaften doch nur ein schwacher Monarch war, sondern will ihn mit Gewalt zu einem „wahrhaft großen Könige" stempeln. Capefigue behauptet, daß dies noch deutlicher aus dem Briefwechsel hervorgehen werde, dessen Herausgabe einer der Vorsteher der Archive auf dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten vorbereite. Besonders legt er dem unglücklichen Könige großartige Plane zur Entfaltung einer ordentlichen französischen Seemacht unter. Dazu stellt er noch die Behauptung auf, daß die Finanzen, deren Zerrüttung der Regierung unendlich viel zu schaffen machte, eigentlich gar nicht so schlecht gestanden hätten.

Wir haben schon gesehen, wie dem Verf. Alles, was es Schönes, Herrliches und Großes gibt, in dem Worte „chevaleresque" enthalten ist; so sagt er denn auch: „Là où n'étaient plus la cocarde blanche et l'étendard fleurdelisé, là n'étaient plus la France" und es klingt ordentlich elegisch, wenn er ausruft: „Plus de traditions, plus de respect, plus de noble chevalerie!" oder an einer andern Stelle: „Qu'étaient devenus ces beaux marquis, les délices du monde civilisé!" 6.

Notiz.

Mittelamerika.

Das lebhafte Interesse, welches von den beiden Werken von Stephens über Mittelamerika erregt wird, hat den mexicanischen Alterthümern, welche, nachdem sie einige Zeit hindurch viel besprochen waren, mit einem Male in gänzliche Vergessenheit gesunken schienen, wieder die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten zugewendet. So sucht man jetzt denn wieder hervor, was seit A. von Humboldt — man kann in Amerika keinen Schritt thun, ohne an seinen Namen erinnert zu werden — bis auf Norman und Friedrichsthal über diesen Gegenstand geschrieben ist. Von so hohem Werthe auch einzelne dieser Arbeiten sein mögen, so bleibt doch noch immer viel zu thun übrig, und namentlich bietet die Halbinsel Yucatan, der einzelne Abschnitte der Stephens'schen Werke gewidmet sind, für ernste Forschungen noch ein weites Feld. Ein bedeutender Gewinn für die Wissenschaften würde es sein, wenn der umfassende Plan des Grafen von St.-Priest zur Ausführung käme. Dieser um die Wissenschaften verdiente Franzose will nämlich eine ganze Gesellschaft von Archäologen, Naturforschern und Künstlern anwerben, um die interessanten Gegenden Mittelamerikas, die namentlich für die Alterthumskunde ein so hohes Interesse bieten, in allen Richtungen zu durchforschen. An Gelehrten, die an diesen Untersuchungen Theil nehmen möchten, wird es schon nicht fehlen, aber die Hauptsache ist, das nöthige Geld — und zur Bestreitung der bedeutenden Reisekosten würde wenigstens eine Summe von 12,000 Pf. St. erfodert — aufzutreiben. St.-Priest, der sich namentlich durch seine „Antiquités mexicaines" bekannt gemacht hat, befindet sich zu dem Zwecke gegenwärtig in London, wo er mehre reiche Capitalisten für sein Unternehmen zu interessiren hofft. Bei dieser Gelegenheit kommt auch noch zur Sprache, daß die Geographische Gesellschaft zu Paris im Besitz der Berichte über die Expedition in den Jahren 1805—7 ist, welche im Auftrage des Königs von Spanien in Mittelamerika unternommen wurde. Die Originalhandschrift davon befindet sich in den Archiven zu Mexico. Hoffentlich wird die Geographische Gesellschaft diese wichtigen Papiere, unter denen sich namentlich sehr werthvolle Zeichnungen und Pläne von Castañeda befinden, der gelehrten Welt nicht länger vorenthalten. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 253. —— 10. September 1843.

Zur Geschichte der Pädagogik.

(Beschluß aus Nr. 252.)

Alle jene berühmten Schulen in den Niederlanden waren, wie anderwärts, fast ausschließlich der Bildung künftiger Geistlichen, und etwa einiger vornehmen, insonderheit adeligen Laien gewidmet; wie wenig dort von den ersten christlichen Zeiten bis zu den Kreuzzügen für eigentliche Volksbildung gethan ward, hat Hr. Dr. Cramer angedeutet, ebenso den Einfluß der Nonnenklöster auf Erziehung und Unterricht, den Verfall der Klosterschulen aber und die einreißende Verwilderung der Klöster umständlich vor Augen gestellt.

In der folgenden Periode wird der geistige Einfluß der Kreuzzüge und das Auftreten einer neuen geistigen Richtung anschaulich gemacht, vornehmlich Laienbildung neben der geistlichen, das Hervortreten der neuern Sprachen neben den alten, der Natur neben dem Geiste (Realismus — Nominalismus —), die ritterliche Bildung im Gegensatz gegen die geistliche, und das Hervortreten des weiblichen Geschlechts in der Gesellschaft, die Wichtigkeit Frankreichs und der südlichen Niederlande für Entwickelung der neuen Richtung und besonders des Ritterthums, die geistige Bildung der Ritter, die verschiedenartige Cultureinwirkung auf die Niederlande in jener Zeit, dann die Universität in Paris mit ihrem welthistorischen Einfluß, die Universitäten zu Salerno und Bologna, die niederländischen Studenten und Lehrer zu Paris, weiterhin die Bedeutung der Kathedralschulen gegen die Klosterschulen, insonderheit der niederländischen Kathedralschulen, namentlich der zu Lüttich, zu Tournay, zu Mecheln und Utrecht — das Alles sind Capitelüberschriften, die zu einem gewiß belohnenden Studium dieser Geschichte einladen.

Die vierte Periode zeichnet sich aus zunächst durch Erhebung des Bürgerstandes und das allgemeinere Streben nach geistiger Bildung. Das Volksschulwesen wird durch die Kirche und die Bettelmönche mehr als man gemeinhin anerkennt gefördert, die Volkssprache, die Volksgesetze und die Volkspoesie gewinnen an Bedeutung, die niederländischen Städte entfalten ein freieres bürgerliches Leben und Regen. Manche Elemente des damaligen Volks- und Hoflebens, vornehmlich auch der bürgerlichen Erziehung, treten recht anschaulich in dem niederländischen Thierepos — Isegrimm, Reinard — aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts hervor. Während im 14. Jahrhundert die Städte sich erheben, das Ritterthum aber verfällt, bilden sich fromme Vereine in Verbindung mit Realschulen, die Bürgerschulen gewinnen an Ansehen und Einfluß, und es regt sich schon das Verlangen, sie von der Kirche unabhängig zu machen, sowie die städtischen Magistrate das Patronatsrecht über die Ortsschulen erstrebten und allmälig erlangten. Man arbeitete fleißig, wenn auch nicht überall mit sicherm, pädagogischem Takt, Grammatiken und andere Lehrbücher für die niedern und höhern Schulen, wobei man gern der metrischen Form sich bediente. Die Brüder des gemeinsamen Lebens und ihre Schulen, deren Einwirkung und Verbreitung, werden auch von Hrn. Dr. Cramer wie von Hrn. K. v. Raumer unbefangen und einsichtsvoll gewürdigt; es ist von da an interessant, beide Darstellungen zu vergleichen, zumal jede ihre eigenthümlichen Vorzüge hat. Was Hr. Dr. Cramer von den berühmtesten Schulen der Brüder, von deren Verdiensten um Zucht und Methode, von der gegenseitigen Einwirkung dieser Schulen und der Wiederherstellung der Wissenschaften, von dem Verhältniß derselben Schulen zu den reformatorischen Bedürfnissen und Bestrebungen der Zeit und der Erhebung des Bürgerstandes, dann über die Gründung, Entwickelung und den Einfluß der Universitäten — Prag 1348, Wien 1361, Heidelberg und Köln 1386, Erfurt 1392 —, und von ihrem Einfluß auf allgemeine Bildung, von ihrer allmälig sich gestaltenden Opposition gegen die päpstliche Auctorität, mitgetheilt hat, das bewährt ebenso sehr die Gründlichkeit seiner Studien wie seinen scharfen und umfassenden Blick. Es ist sinnreich ausgeführt, wie die Universitäten als ein geistiges Ritterthum sich gestalteten, da die Blütenzeit des alten Ritterwesens vorübereilte. Die drei Stufen der Gelehrtenbildung, Schüler, Student, Doctor, entsprachen den drei ritterlichen Graden Page, Knappe, Ritter; die gelehrten Disputationen traten als eine geistige Gymnastik an die Stelle der Turniere und wirkten auch mit, nicht nur das persönliche Talent und eine kräftige Geistesgegenwart geltend zu machen, sondern auch den Geist einer freien Männlichkeit auf den Universitäten auszubilden.

Der Universität Löwen ist mit Recht ein besonderer Abschnitt gewidmet, in welchem noch manche bedeutende

Merkmale der Bildung jener Zeit in Betracht kommen. Einige Bemerkungen über den nächsten und unmittelbarsten Einfluß der Reformation auf das Schulwesen und über die Universitäten zu Douay und Leyden (letztere die Vertreterin des holländisch-protestantischen Geistes, wie Löwen die des belgisch-katholischen) beschließen das inhaltreiche Buch.

Ref. ist nicht überall mit dem Verf. einverstanden; er fühlte sich mehr als einmal versucht, eine andere Auffassungsweise einzelner Thatsachen oder Personen geltend zu machen; aber er erkennt willig und dankbar für mannichfache Belehrung und Anregung das viele Wahre und Gute an, welches als die Ausbeute warmen Eifers und sorgfältiger Forschung auch in angemessener Form in diesem schätzbaren Werke niedergelegt ist. Bemerkt sei nur noch, daß die vier Perioden im Concept ebenso markirt sein sollten wie in der Inhaltsanzeige. F. A. Koethe.

Geschichte der schlesischen Kriege nach Originalquellen von Leopold von Orlich. Erster Theil. Mit Plänen und mit einer Operationskarte. Berlin, Gropius. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das erwachte geschichtliche Quellenstudium gehört zu den erfreulichen Erscheinungen unserer Zeit. Alles verlangt nach Urquellen, und Geschichtswerken, aus blos secundairen Quellen geschöpft oder ohne Angabe derselben, würde nur der Zauber der Darstellung, wie Voltaire's „Karl XII." und Schiller's „Dreißigjährigem Kriege", Glück bei der gebildeten Lesewelt verschaffen. Man scheint endlich Johann v. Müller's Ausspruch, daß es eine ernste Sache um die Geschichte sei, begriffen zu haben. Ein anderer Meister *) sieht sogar die Zeit kommen, da wir die neuere Geschichte nur „aus den Relationen der Augenzeugen und den echten unmittelbaren Quellen aufbauen werden". Sieht zwar Ref. nicht so weit und kann er auch nicht eine solche Zeit wünschen, die das mit Geist und Detailkenntniß Abgeleitete als unbrauchbar darstellen und so um manches Treffliche uns verkümmern würde, so ist auch diese extreme Ansicht insofern erfreulich, als sie die hohe Bedeutung des Quellenstudiums zeigt und nach dieser Seite zu aufmunternd und anregend wirkt.

Indeß darf dem Eifer der heutigen Geschichtsforscher diese Erscheinung nicht allein zugeschrieben werden. Die Zeit begünstigt sie so sehr, daß dieselben fast nur das ihnen Gebotene anzunehmen brauchen. Denn der Stoff, welcher sonst mit mistrauischer Eifersucht bewacht wurde und unter dem Staube der Archive vergraben lag, ist jetzt den Geschichtsforschern mit einer in früherer Zeit unerhörten Freisinnigkeit zugänglich gemacht worden. Wenn auch nicht Alle Gleiches erfahren und ein literarischer Name und, in dessen Ermangelung, selbst die Protection die Flughaut unterspannt, welche zu Urkunden und autographen Handschriften gelangen läßt, so darf doch über einzelnem Menschlichen das allgemein Gute und Schöne nicht verkannt werden. Und gut und schön ist es gewiß, daß Regierungen, auch verschiedener Richtung und Farbe, die geschichtliche Wahrheit fördern, anstatt neidisch zu bewachen. Es liegt in diesem Zuge etwas Offenes und Vertrauenvolles, welches die öffentliche Meinung nur gewinnen kann.

Zu diesen Betrachtungen hat die vorliegende Schrift dem Ref. nahe Veranlassung gegeben. Ihr Verf. hat das Glück gehabt, in dem Archive zu Dessau in mehr als 2000 zum Theil eigenhändig geschriebenen Originalbriefen Friedrich's des Großen an den Fürsten und den Erbprinzen von Anhalt-Dessau, in Berichten mehrer Generale, ja sogar in von Friedrich selbst gezeichneten Schlachtplänen einen reichen Quellenschatz zu finden, und sich schon durch dessen Veröffentlichung um den Geschichtsfreund sehr verdient gemacht. Aber dieses Verdienst hat er noch dadurch zu erhöhen gewußt, daß er das gefundene Unbekannte nicht blos wiedergegeben, sondern auch mit Bekanntem verschmolzen, kurz nicht blos schätzbaren historischen Stoff, sondern auch Geschichte selbst geliefert hat. Mit seltener Bescheidenheit nennt er seine Arbeit nur einen Versuch, mit dem er nicht warten zu dürfen glaubte, bis ein kriegskundiger und erfahrener Militair derselben seine Mußestunden widme. Aber Ref. glaubt sie dennoch als eine sehr gelungene Geschichte empfehlen zu können.

Was das allgemeine Geschichtliche betrifft, so hat zwar der gefundene Quellenschatz oft ein bedeutendes Übergewicht gewonnen und ist nicht immer kritisch gesichtet und mit dem Bekannten glücklich verschmolzen worden. Indeß läßt sich dieser Mangel durch die Wichtigkeit des gemachten Fundes und die sichtbare Freude über denselben erklären und um so mehr entschuldigen, als er doch keineswegs in der Composition störend vorherrscht. Diese verwirrt nicht unter den verschiedenen Gruppirungen und Schattirungen der Personen und Begebenheiten, unter den sogenannten accessoires, die manchem Geschichtschreiber noch so viel zu schaffen machen, sondern läßt immer den Faden halten und den Blick auf das Ganze unzerstreut und ungetrübt. Kurz der Verf. ist im Allgemeinen Meister seines Stoffs geblieben und seine Compositionen im Ganzen als geschickt zu empfehlen. Einige seiner Charakterzeichnungen sind vorzüglich gelungen und seine Darstellung, ihr Gesuchtes an einzelnen Stellen abgerechnet, hat eine ganz geschichtliche Haltung. Seine Kritik ist umsichtig und so unparteiisch, als es sein preußischer Standpunkt und seine von ihm selbst ausgesprochene patriotische Absicht nur irgend erlauben. Damit will Ref. um so weniger einen Tadel aussprechen, als er von sogenannter Voraussetzungslosigkeit nicht viel hält und über dieselbe in d. Bl. bei einer andern Gelegenheit sich offen erklärt hat.

In Hinsicht des Militairischen scheint dem Verf., nach seiner Bemerkung, die eigene Kriegserfahrung abzugehen. Allerdings wäre dies ein Mangel, und ein recht großer Mangel für den Beschreiber von Operationen und Schlachten, da das selbst Erlebte das Urtheil über das von Andern Erfahrene erst recht reift und befestigt, und wol nirgend dem Begriffe das Leben näher zur Seite geht als bei militairischen Gegenständen. Indeß würde dieser Mangel hier nur ein relativer sein, nämlich in Beziehung auf den Verf. selbst, da er, der ohne Kriegserfahrung uns schon so viel gegeben hat, mit derselben noch Trefflicheres hätte leisten können. Dieser Mangel würde auch noch nicht seine Geschichte durch die von kriegserfahrenen Militairs verfaßte unbedingt verdunkeln lassen. Denn die Erfahrung wirkt nicht magisch, nicht befruchtend, sondern nur läuternd und befestigend, ersetzt nicht Geist und Kenntniß, sondern klärt sie gleichsam ab und reinigt sie von den Auswüchsen müßiger Speculation und von dem Staube der Schule. Schiller hat, ohne Militair gewesen zu sein, in seinem „Wallenstein" das Soldatenleben, und Goethe in seinen „Bekenntnissen einer schönen Seele" das innere Leben, in dem er wol nicht stand, meisterhaft zu objectiviren gewußt, und Jener manchen Offizier, wie Dieser viele Fromme beschämt. Und dem Maulesel des Prinzen Eugen haben, nach Friedrich's des Großen Bemerkung, dessen Kriegszüge nichts genützt.

Wenn also auch unser Verf. bei der Abfassung des Werks keinem Kriege beigewohnt haben sollte, so hat er doch den vorliegenden mit Sachkunde beschrieben und in seiner militairischen Kritik, bei all ihrer Kürze, den Kenner verrathen. Wenden wir uns nun zu der Schrift selbst, aus der Ref. bei der Beschränktheit des Raumes und bei der großen Schwierigkeit, ohne das Verständniß darunter leiden zu lassen, aus militairischen Details einen Auszug zu liefern, nur Einzelnes hervorheben kann.

Einleitung. Weist die Ansprüche der Kurfürsten von Brandenburg auf das Fürstenthum Jägerndorf nach und zeig

*) Ranke in der Vorrede zur „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation."

die Intriguen des östreichischen Cabinets gegen das ihm zu mächtig werdende Haus Hohenzollern, dessen Hülfe es doch so sehr gegen die Franzosen und Türken bedarf und welches es daher schonen zu müssen glaubt. Der Große Kurfürst befindet sich so in einem beständigen Kampfe zwischen seiner echt deutschen Gesinnung und seinem Staatsinteresse, welches ihm das Anschließen an das, sein politisches Wachsthum weniger eifersüchtig bewachende und hemmende Frankreich gebietet, aber dennoch jener Gesinnung unterliegt. Gleichen Kampf hat Friedrich Wilhelm I. zu bestehen. Allein die östreichische Regierung findet, außer in der deutschen Gesinnung des Königs, in ihrem Gesandten, dem schlauen Seckendorf, und in dem von ihr gewonnenen preußischen Feldmarschall von Grumbkow gewünschte Unterstützung und diese diplomatischen Federn werden noch durch große Rekruten und Geschenke für die Offiziere des Tabackscollegiums eingeölt und in Bewegung und in Spannkraft erhalten. Indeß dringt doch der gesunde Blick des Königs stets durch all dieses Getriebe und sterbend sagt er, auf den Kronprinzen hinweisend: „Hier steht Einer, der mich einst rächen wird."

Erster Abschnitt. Verfassung und Stärke der kriegführenden Heere. Hier ist des Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau Charakteristik von besonderm Interesse. Er ist gewissermaßen der Typus, der Repräsentant einer militairischen Zeit, die mit Friedrich Wilhelm I. begann, unter dessen großem Nachfolger zweckmäßige Modificationen erfuhr und, obgleich durch die französische Revolution in ihren Grundfesten erschüttert und nur noch einem von dem Fleische umwachsenen Ringe gleichend, dennoch mit starrer Consequenz festgehalten wurde und auf dem Schlachtfelde von Jena ihr endliches Grab fand. Einseitigen und unverständigen Bewunderern dieser Zeit sind noch einseitigere und unverständigere Tadler gefolgt, welche, dieselbe aus ihrem geschichtlichen Zusammenhange reißend, ihr nur Stocktyrannei und Zopfpedantismus aufbürden. Die heutigen Militairs haben zwar Stock und Zopf abgelegt (obgleich dieser in der langen Friedenszeit manchem militairischen Philister und Kleinmeister an das befangene Haupt sich anzusetzen scheint), auch von den Franzosen und ihrem Helden eine kräftigere, geistvollere und zweckmäßigere Kriegsart und Heerverfassung angenommen, aber dennoch von jener Zeit und ihrem Repräsentanten Manches zu lernen. „Der Sieger von Kesselsdorf", sagt unser Verf., „von etwas mehr als mittlerer Größe, war kräftigen, untersetzten Körperbaus, hatte eine mehr gerundete Physiognomie, dunkle, scharfliegende Augen, dunkles Haar mit einer Zopfflechte endend, und unterschied sich von den übrigen Offizieren durch einen kurz gestutzten schwarzen Schnurrbart, welcher die kecke martialische Persönlichkeit noch mehr hervorhob. Nannten ihn doch die Offiziere gemeinhin nach diesem ‚der alte Schnurrbart'; während die Soldaten mit seinem gewöhnlichen Ausdrucke ‚Schwerenöther' ihn unter sich bezeichneten. Von beiden, seiner Strenge wegen, gefürchtet, seiner Tapferkeit, Erfahrungen wegen hoch geehrt. Seine Söhne, so sehr er sie liebte, durchdrang ein ähnliches Gefühl; sie waren seiner Liebe versichert, wenn sie in seinen soldatischen Wegen wandelten. Nahm er doch seinen Sohn Leopold schon im achten Jahre mit sich ins Feld nach Brabant. In Ausdruck und Verständigung gegen sie wie gegen jeden Andern, und wenn er einst dem Prinzen Moritz in Schlesien trostlos weinend mit den Worten: ‚Junge, der Teufel hat deine Mutter geholt', in die Arme fiel, so war dies eben seine eigenthümliche Art, welche tief aus dem Herzen kam." Der alte Dessauer, mit dem Vater befreundet und durch Gleichheit der Neigungen und Gesinnung eng verbunden, konnte sich in das Verhältniß zu dem königlichen Sohne, den er zu übersehen glaubte, nicht recht finden, und dieser brauchte all sein Ansehen, seine ganze Geistesüberlegenheit und einen gewissen feinen Takt, um den alten Starrkopf noch in seinem Dienste zu erhalten. Dieses Verhältniß ist eine der ansprechendsten Partien in unserer Geschichte. Glücklicher ist das Verhältniß Friedrich's zu dem Erbprinzen Leopold, seinem „lieben Vetten", mit welchem er in einem jugendlich brüderlichen Vernehmen stand und dem er als Kronprinz schrieb, daß er ihn besuchen und ihm den Champagner „aussaufen" wolle.

Zweiter Abschnitt. Von den Vorbereitungen zum Feldzuge bis zur Beziehung der Winterquartiere. Der alte Schnurrbart war von dem achtundzwanzigjährigen Könige nicht in das Geheimniß seiner Kriegsentwürfe gezogen worden und gleich erzürnt und erschrocken, als er erkannte, daß sie gegen Östreich, für das er stete Zuneigung gehabt hatte, gerichtet waren. Er schrieb daher in Ausdrücken der Empfindlichkeit an denselben und widerrieth ihm, mit der Freimüthigkeit eines alten, seiner Überlegenheit sich bewußten Soldaten, den unbesonnenen Schritt, der um so weniger gelingen könne, als man sich nicht einmal dazu seines Beistandes bediene. Der König antwortete in gleicher Empfindlichkeit: „Ich habe Ere Durchl. ihren Brif gekrigt und gesehen, mit was vohr Inquietude Sie den bevohrstehenden Marsch meiner Trupen ansehen, ich hoffe, das Sie sich darüber beruhigen werden und Erwarten mit geduldt zu was ich Sie aestimire, ich habe meine Dispositions alle gemacht, und werden Ihre Durchlaucht Schon zeitig genung Erfahren was ich befohlen habe, ohne sich weiter darum zu inquietiren in deme nichts vergesen noch verseumet ist, und hoffe ich übrigens das sie versichert sein werden wie ich mit vieler estime bin Ew. Durchlaucht freundtwilliger Vetter Friderich." Den Eindruck dieses Schreibens suchte er doch durch ein späteres zu mildern, in dem er des Feldherrn großer Verdienste rühmliche Erwähnung thut, ihn, wie ein junger Offizier den alten, zu ehren verspricht, auch ihm versichert, keine Gelegenheit zu versäumen, da er ihn mit Rath unterstützen könne, aber auf das Specielle übergehend und den eigentlichen Kern der Differenz berührend, am Schlusse in die merkwürdigen Worte ausbricht: „Allein diese Expedition reservire ich mir allein, auf das die Welt nicht glaube, der König in Preußen marschire mit einem Hofmeister zu Felde."

Noch heute, bei so veränderter Kriegsart und ungleich größerer Beweglichkeit der Truppen, verdienen die Einleitung dieses Feldzugs und die Präcision und Schnelligkeit der Operationen und Märsche unsere Anerkennung. Schwerin's Corps z. B. legte in drei Tagen 14 deutsche Meilen zurück und nach fünf Wochen waren die freilich unvorbereiteten Östreicher ohne Schwertstreich, bis auf Groß-Glogau, Neiße und Brieg, aus ganz Schlesien vertrieben!

Wir übergehen das Weitere und treffen beide Kriegsheere am 10. April 1741 auf dem Schlachtfelde von Mollwitz.

Diese Schlacht hat dadurch ein hohes militairisches Interesse, daß sie ein mit Besonnenheit, Umsicht und strenger Consequenz neu gebildetes System in die Wirklichkeit einführte und anstatt es, wie die Schlacht von Jena die alte Kriegsmanier und Heerverfassung, aufzulösen, ihm nur seine Steifheit nahm, es glücklich modificirte und dem Leben anpaßte. Friedrich Wilhelm I. und der Fürst von Dessau hatten das preußische Fußvolk zu einer Maschine ausgebildet, die in taktischer Hinsicht wol kaum etwas zu wünschen übrig und alle andern Heere weit hinter sich zurückließ. Die Friction dieser Maschine, welche den größten Kriegskünstlern so hemmend in den Weg tritt, war durch eine unerhörte Disciplin und Subordination aufgehoben worden, wie sie denn die übrigen Heere auch in materieller Hinsicht, als Besoldung, Bekleidung und Bewaffnung (wo besonders der eiserne Ladestock zu erwähnen ist) weit übertraf. Gegen die Infanterie traten die Reiterei und die Artillerie zwar sehr, aber doch lange nicht so zurück, daß dadurch die Überlegenheit des Fußvolks über diese Waffe anderer Heere ausgeglichen worden wäre. Und da dieses die Hauptwaffe einer Armee ist, so sehen wir die preußische bei Mollwitz im Ganzen in einer den Sieg versprechenden, wirklich imponirenden Haltung. Der Erfolg zeigte aber, daß es in wirklicher Schlacht noch andere Gesetze als die der Mechanik gebe, daß ein Heer, und besonders die Reiterei, noch des moralischen Elements bedürfe und seine ganze Kraft nicht in die Dressur aufgehen könne, daß der Stock der preußischen Hauptleute und Corporale so

wenig als die berühmte Weinrebe der römischen Centurionen dieses Element zu ersetzen vermöge und daß endlich über all diesen Federn und Rädern der künstlichen Maschine der Geist des Feldherrn schweben müsse.

Wir sehen das preußische Heer in einer Ordnung wie auf dem Exercierplatze, das Fußvolk durch die Macht der Gewohnheit und den Hebel des Stocks in beständigem Gleichschritte gehalten, gegen die östreichische Armee anrücken und von seinen sehr gut bedienten Geschützen in die feindliche Reiterei, unter dem tapfern General Römer, Tod und Verwirrung schleudern. Die trefflichen Reiter murren über ihre so zwecklose Aufopferung, und verlangen laut, gegen den Feind geführt zu werden. Der Kriegerinstinct des gemeinen Soldaten siegt, wie oft in der Schlacht, über die Disposition, die Natur über die Kunst, und Römer stürzt, ehe der Oberfeldherr, Feldmarschall Neipperg, die Aufstellung des Heeres vollendet hat, auf vier Schwadronen Dragoner unter Schulenburg, welche sogleich geworfen werden. Friedrich will durch die Carabiniers die Sieger aufhalten lassen, aber diese reißen jene und den König selbst nebst den ihn begleitenden Gensdarmen unaufhaltsam mit sich fort und erobern neun Geschütze, von denen Römer einige gegen die Preußen richten läßt. Die Bataillone Bolstern und Winterfeld, von ihrer Reiterei sich verlassen sehend und von der feindlichen in Front und Rücken nahe bedroht, feuern nach vorn und hinten, und Römer findet hier den Heldentod. Der Kampf wird immer allgemeiner, fast die ganze preußische Reiterei in die Flucht geschlagen und der König, die Schlacht rettungslos verloren gebend, verläßt sie, auf den Rath des Feldmarschalls Schwerin und des Erbprinzen Leopold, und flüchtet sich in eine Mühle bei Ohlau.

Die östreichische Reiterei richtet nun mit allem Ungestüm des Siegers ihre Angriffe auf das preußische Fußvolk. Aber dieses, obgleich in dünner, dreigliedriger Stellung, und so, nach den Regeln der pedantisch und unpsychologisch oft auf den Krieg angewendeten Mechanik, gegen die siegreichen Centauren in sichtbarem Nachtheile, schleudert, in ungewohnt schnellem Feuer, Tod und Wunden unter dieselben, hält so die Vorsichtigern unter den Lebenden und Unversehrten in sicherer Ferne und läßt die Tapfern und Tollkühnen in die spanischen Reiter der vorgehaltenen Bayonnete sich spießen. In fünf Angriffen erschöpft so die östreichische Reiterei vergeblich Kräfte und Muth und verschwindet endlich ganz von dem Schlachtfelde.

Das östreichische Fußvolk rückt nun auf das preußische an, welches es mit jenem Schnellfeuer empfängt, dessen Verderbliches seine Reiter soeben erfahren haben. Aus den geordneten Reihen der östreichischen Fußsoldaten werden bald, wie man es oft gesehen hat, dichte Klumpen, in deren Inneres die Vorsichtigen sich drängen und in hohem Anschlage auf den ungesehenen Feind schießen. Besseres wählen ihre Grenadiere in einem ihrer Zeit vorauseilenden Kriegerinstincte. Sie legen ihre Tornister auf die Erde, hinter denen sie liegend auf die Preußen feuern!

Die preußische Infanterie ist indeß in fünfstündigem mörderischen Kampfe in ihrer beispiellosen Ordnung wol unerschüttert geblieben, aber doch durch denselben ermattet worden. Ohne Munition muß sie die Patrontaschen der Gebliebenen leeren, und als auch dieses Mittel bald sich zu erschöpfen scheint, sehen selbst erfahrene und muthige Offiziere die Nothwendigkeit, sich zu ergeben, nicht mehr fern. Da erkennt der alte Feldmarschall Schwerin, der nach des Königs Flucht den Oberbefehl übernommen hat, den Augenblick, in einem allgemeinen Angriffe versuchen zu müssen, den unwilligen Sieg an seine Fahnen zu reißen. Mit klingendem Spiele, wie es oft nur in militairisch-metaphorischer Sprache hyperbolisch heißt, hier aber buchstäblich stattfindet, in fast schnurgerader Linie, im Gleichschritte und unter stetem geregelten Pelotonfeuer rückt das preußische Fußvolk gegen den Feind.*) Gleiches versucht der östreichische Oberfeldherr mit dem seinigen. Aber es ist nicht vorwärts zu bringen und geräth bald in große Unordnung; ebenso vergeblich versucht noch vor Mollwitz der östreichische Reitergeneral Berlichingen durch einen Angriff die von Reiterei ungeschützte, etwas unvorsichtig vorgehende, preußische Infanterie aufzuhalten. Nichts widersteht derselben und die Östreicher lösen sich endlich in wilder Flucht auf. Schwerin will sie durch 14 Schwadronen Reiterei verfolgen lassen, aber der Erbprinz erklärt sich dagegen; in dem darüber zwischen Beiden entstehenden Streit entscheidet der Adjutant des Königs, Graf Hacke, für den Prinzen und die Verfolgung unterbleibt. Es ist dieses ein die damalige Disciplin und ihre Schattenseiten bezeichnender Zug. Der geflobene König übt durch seinen Adjutanten einen entscheidenden Einfluß über den siegreichen Feldherrn aus und erinnert so an den Stiefel Karl's XII.!

Der König erschöpft sich fast bei dieser Gelegenheit und im Laufe des ganzen Kriegs in dem Lobe seines Fußvolks. Aber bitterer Tadel verfolgt seine Reiterei, die sich als „schlechte Kerls aufgeführt habe, welcher die Subordination fehle, deren Offiziere mehr Pächtern als Offizieren gleichen, die nicht werth sei, daß sie der Teufel hole, mit der kein Offizier umgehe" u. s. w. Dieselbe Reiterei sehen wir bald, von Friedrich's Geiste entflammt, glänzende Thaten verrichten und im Siebenjährigen Kriege, unter Seidlitz, auf einer kriegerischen Höhe, die wir jetzt als unerreichbar anstaunen!

Dagegen tadelt Neipperg seine Infanterie mit fast gleicher Bitterkeit und schlägt vor, 10,000 Sachsen oder Russen in Sold zu nehmen, da sein Fußvolk ganz unzuverlässig sei. Ref. führt diesen Zug an, da er für das fast stets unglückliche und oft mit fremder Schuld beladene sächsische Heer ein ehrenvolles und ganz unparteiisches Zeugniß liefert. Erkennen es doch selbst viele Sachsen nicht an, wie 1756 ihr Heer, im elendesten Zustande, verlassen und dem Hungertode preisgegeben auf der Bergplatte des Liliensteins den Sieger von Lowositz aufhielt und dafür schmähliche Gefangenschaft und gezwungene Einverleibung in die preußische Armee erntete, wie der unbedeutende Benkendorf bei Kolin den Sieg aus den Händen des großen Königs riß und so die Sachsen zum andern Male die östreichische Monarchie retteten!**)

(Der Beschluß folgt.)

*) In dem Schreiben eines hohen östreichischen Offiziers wird das Vorgehen der preußischen Infanterie als höchst bewunderungswürdig geschildert. Aus diesem Schreiben führt unser Verf. an: „Ich kann wohl sagen, mein Lebtage nichts Superberes gesehen zu haben, als das Vorgehen der feindlichen Infanterie. Sie marschirte mit der größten Contenance und so schnurgleich, als wenn es auf dem Paradeplatze gewesen wäre. Das blanke Gewehr machte in der Sonne den schönsten Effect, und ihr Feuer ging nicht anders als wie ein heftiges Donnerwetter."

**) Wie der Dichter (Schiller in seinem „Wallenstein") überhaupt, so schildert der Geschichtschreiber (Johann v. Müller) das unglückliche sächsische Heer im vorigen Jahrhunderte mit zwar verschiedenen Zügen, aber wol gleicher Wahrheit: „Der Kurfürst von Sachsen hatte 14,000 Mann vortreffliche Truppen, nur sollen ihre Anführer oft nicht nach ihren Eigenschaften, sondern vielfältig durch den Einfluß der Weiber und Günstlinge, die sie beschenkt, gegen die sie am Spieltische verloren, welchen sie durch musikalische und andere liebenswürdige Talente gefallen hatten, angestellt gewesen sein." („Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten", Bd. 3, S. 361.)

Bibliographie.

Goldschmied, J., Epigrammatisch-jokose Kleinigkeiten. Nebst einer Vorrede von M. G. Saphir. Wien, Volke. Gr. 8. 25 Ngr.

Stremme, C. C., Die Architektur und ihr Verhältniss zur Cultur und zum Volke. Dorpat 1842. 8. 3¾ Ngr.

Wigand, P., Traditiones Corbeienses. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 24 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 254. —— 11. September 1843.

Neue Dichter.

1. Lieder vom Bodensee. Von C. K. Emmishofen. Bamberg, literarisches Institut. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Gedichte von J. G. Deeg. Stuttgart, Franckh, 1843. 8. 2 Thlr.

Das größere Publicum, nicht selten auch die Kritik, ist in der Beurtheilung neuerer Erscheinungen in der Literatur oft sehr ungerecht, wenn diese nämlich sich mit Ideen und Richtungen der Gegenwart befassen, die von einem Frühern schon mit Erfolg behandelt worden sind. In der Regel werden die Letztern als die Nachahmer von den Frühern hingestellt, und Derjenige, welcher das Glück hatte, als der Erste mit dem Ausdrucke irgend einer Zeitstimmung hervorzutreten, scheint alle die Früchte zu ernten, welche immer erstehen, wenn der Schriftsteller den Geist seiner Zeit aufgefaßt, im Sinne desselben geschaffen hat. Wie gesagt, dies ist sehr ungerecht; denn der Geist einer Zeit und auch sein Ausdruck concentrirt sich nie in einem Menschen allein: er ist zertheilt in eine Menge von Individuen, welche von denselben Ideen erfüllt sind und getragen werden. Denn eben nur dadurch bildet sich eine öffentliche Meinung, daß sich die Überzeugung von der Wahrheit gewisser Ideen mit einem und demselben Bewußtsein der Mehrzahl der Individuen zugleich aufdringt. In dem Moment also, wo Einer der allgemeinen Stimmung Worte leiht, hatte sich diese schon einer großen Anzahl von Geistern bemächtigt, und es ist oft nur Zufall, daß nicht ein Anderer dem Ersten zuvorgekommen, wodurch dieser um seinen Lorber gekommen wäre. Denn gar häufig trifft es sich, daß die ersten Zungen irgend einer Volksstimmung nicht immer die besten sind, und daß die Nachfolger, die oft durch Zufall verspäteten Nachfolger weit besser sind als jener Erste; aber sie werden in der Regel weit weniger beachtet, wenigstens vom größern Publicum, was wieder sehr natürlich ist, weil das Interesse an dem Gegenstande sich schon durch die Behandlung des Frühern absorbirt oder wenigstens einigermaßen gesättigt hat. Diese Erscheinung gilt von der gesammten Literatur; sie gilt von den ernstern Wissenschaften nicht minder wie von der Poesie. Dort kann es sich treffen, daß zwei Männer sich mit einem und demselben Gegenstand beschäftigen, daß sie in der Behandlung desselben auf die nämlichen Ideen stoßen, daß sie selbst in der Form der Darstellung miteinander übereinstimmen, ohne daß Einer von dem Andern etwas wüßte. Wer nun aber das Glück hat, zuerst mit seinem Werke aufzutreten, wird gewiß vom Publicum dem Andern vorgezogen werden, welcher später erscheint, ja dieser Letztere wird das Unglück haben, der Nachahmung des Andern bezüchtigt zu werden, insbesondere wenn er weder in der Literatur noch in der bürgerlichen Gesellschaft sich derselben günstigen Stellung erfreut wie jener. Auch unsern beiden neuen Dichtern, fürchte ich, möchte jene Ungerechtigkeit widerfahren, indem man sie bei oberflächlicher Betrachtung sowol in Form als im Inhalt vielleicht als die Nachahmer dieses oder jenes unserer bekanntern Dichter hinstellen, oder ihnen doch, in Betracht, daß die Grundideen ihrer Poesien schon vielfach behandelt seien, die bedeutende Stellung verweigern dürfte, welche ihnen in der That gebührt.

Unsere Dichtkunst hat in neuester Zeit eine ganz andere Bahn eingeschlagen, eine Bahn, welche vollkommen mit dem Gange der Ereignisse, mit der Entwickelung der öffentlichen Meinung übereinstimmte. Wenn je eine Zeit einen Beleg für die Behauptung abgeben könnte, daß die Poesie der Ausdruck ist von dem Geiste der Epoche, so hat dies die unserige gethan. Früher auf sich selbst beschränkt, in harmlosem Spiele die Zustände des Herzens entfaltend, die Schönheit der Natur und des Frühlings und dazwischen das Wohl und Wehe der Liebe besingend, war sie ein Zeichen von dem friedsamen, nach langen Stürmen auf sich selbst zurückgezogenen Geiste der Nation, welcher nach vergeblichen Ringen nach einer schönern Entwickelung zuletzt die Klage darüber in gemüthlicher Beschaulichkeit vergaß. Aber bald folgten wieder neue Ereignisse. Noch einmal erhob sich der Sturm der Freiheit, und wenn auch diesmal wieder überwunden, regte sich doch der gewaltige Drang fortwährend im ganzen Volke, nicht ohne von dem ersten Auftreten eines neuen Herrschers begünstigt zu sein, welcher eine neue Epoche in unserm Nationalleben zu verheißen schien. Es fielen gar manche Theorien, gar manche Illusionen zusammen, und das Bewußtsein von der Nothwendigkeit eines andern Ganges, den die Ereignisse nehmen müßten, drängte sich allen Gemüthern auf. Dieses Bewußtsein mußte natürlich auch in der Poesie sich geltend machen, und es war

vorauszusehen, daß der Dichter, welcher zuerst die neue politische Stimmung aussprach, ungemessenen Beifall finden werde. Dieses Glück begegnete Herwegh. Aber daß er nicht der einzige Dichter war, welcher der öffentlichen Meinung Worte geliehen, konnte man aus den vielen bald darauf oder fast zugleich erschienenen politischen Gedichten bemerken, kann man überhaupt aus dem ganzen Charakter bemerken, welchen unsere Poesie jetzt an sich trägt. Denn dieser ist mehr oder minder ein politischer: kein Dichter kann sich heutzutage so leicht mehr Dem entziehen, was die ganze Nation, ihr innerstes Leben beschäftigt.

Auch unsere beiden Dichter sind von diesem neuen Geiste ergriffen, ja den Einen, den Verf. der „Lieder vom Bodensee", könnte man vorzugsweise einen politischen Dichter nennen, indem in der Sammlung fast kein einziges Gedicht sich befindet, in dem nicht ein politischer Gedanke hindurchleuchtete. Sie aber etwa Nachahmer nennen zu wollen von diesem oder jenem unserer modernen Poeten, wäre um so mehr unrecht, als bei dem Einen die Innigkeit und Wahrheit der Empfindung viel zu klar hervortritt, als daß sie eine Treibhauspflanze genannt werden könnte, und als der Andere, Deeg, mehre seiner Gedichte, welche einen politischen Charakter tragen, schon zu einer Zeit hat drucken lassen, theils im „Braga", theils in der „Europa", theils in andern Zeitschriften, wo die andern unserer modernen Poeten noch nichts von ihren Gedichten hatten veröffentlichen lassen. Dies sei nur gesagt, der Gerechtigkeit wegen, in Bezug auf die Richtung.

Was aber das poetische Talent betrifft, so stehen Beide Herwegh nicht nur gleich, sondern sie übertreffen ihn. Denn fragen wir uns ernstlich, ob Herwegh als Poet so viel bedeute, ob er die außerordentliche Anerkennung, die ihm zu Theil geworden, seinem dichterischen Talente verdanke, so müssen wir dieses verneinen; in dieser Beziehung ist er nicht mehr als gar manche unserer jetzigen Dichter, ja er steht manchen nach. Die Hauptsache war, wie gesagt, daß er den Gedanken der Zeit zuerst Worte geliehen, daß er es wagte, auf kecke rücksichtslose Weise die Ideen auszusprechen, von denen die Nation, wenigstens der größere Theil derselben, erfüllt war. Die dichterische Kraft ist bei ihm das Secundaire.

Man könnte nun freilich sagen, bei dem politischen Dichter komme darauf wenig an, die Hauptsache sei hier der Stoff, der Gedanke. Aber man täuscht sich hierin. Will freilich der politische Dichter die Poesie nur als Mittel benutzen, nur als eine Form, um seine Ansichten auszusprechen, und verzichtet er eben dadurch auf dem Namen des Dichters, weil ihm der politische Zweck die Hauptsache ist, so ist nichts dagegen zu sagen. Es mögen dann manche gute Sachen entstehen, die als schlagende Belege für die Schlechtigkeit der Zeit, als Witzworte, als Bonmots eine nicht unbedeutende momentane Wirkung haben, wie wir denn dies namentlich von den Gedichten Hoffmann's von Fallersleben behaupten können. Wer sich aber über diese Sphäre erheben will, welche mehr oder minder der Komik oder der Satire angehört, wer wirklich zu dem Reiche der Poesie sich emporschwingen will, der muß auch für die Politik die Weihe eines höhern poetischen Genius aufweisen können, wenn das Gedicht, das er gibt, nicht blos als das Erzeugniß einer subjectiven Stimmung, sondern als der Ausdruck der Wahrheit, einer höhern weltgeschichtlichen Macht erscheinen soll. Nur solche Gedichte werden sich auf die Dauer erhalten, nur solche werden eine nicht ephemere, sondern eine bleibende Wirkung haben. Denn das Volk, wenn es sich auch keine Rechenschaft geben kann über die dichterische Bedeutung des einen oder des andern Liedes, hat doch eine Art Instinct, welcher dasselbe immer das Rechte treffen läßt. Schlechte Lieder waren es nicht, welche Jahrhunderte hindurch vom Volke gesungen wurden, sondern es waren die guten, die echt dichterischen.

Und in dieser poetischen Kraft, wie gesagt, übertreffen unsere beiden neuen Dichter Herwegh beiweitem. Was zuerst den Verf. der „Lieder vom Bodensee" betrifft, so tritt uns hier ein reiches Talent entgegen, mit einer Anschauung, mit einem Hineinleben in die Natur, mit einer solchen Fülle von poetischen Bildern, wie es uns unter den Neuern selten vorgekommen ist. Allerdings merkt man dem Dichter in gar manchen Beziehungen die Jugend an, und da derselbe nach der vorliegenden Sammlung zu schließen noch Großes verspricht, so wird er uns danken, wenn wir ihn auf Manches aufmerksam machen, was er bei seinen spätern Erzeugnissen vermeiden könnte. Auf die Form ist hier und da zu wenig gesehen, der Rhythmus ist manchmal fehlerhaft. Die Bilder, welche er in außerordentlichem Reichthum besitzt, jagen sich oft, überstürzen sich, und ermangeln dadurch manchmal der Anschaulichkeit; der Verf. geht viel zu verschwenderisch mit ihnen um. Überhaupt wäre ihm zu rathen, Maß zu halten. Dies bezieht sich auch auf den Inhalt der Gedichte. Der Dichter ist von der heißesten Freiheitsliebe durchdrungen; sein Leben, sein Wirken, sein Dichten, sagt er, soll nur ihr, soll nur dem freien Vaterlande gewidmet sein. Er haßt die Dränger derselben, haßt sklavischen Sinn, haßt Alles, was die freie Entwickelung des Volks hemmt. Dies ist gewiß Alles ganz gut, aber in seiner Negation geht der Verf. oft zu weit: er vergißt über dem glühenden Hasse oft die Schönheit, welche das erste Erfoderniß der wahren Poesie ist. Der Dichter darf nicht blos schelten; zürnen darf er und strafen, doch nie auf Kosten der Schönheit. Auch muß der Dichter versöhnen. Ich verstehe darunter nicht etwa eine Art Justemilieu. Gott bewahre! Nein: im Gemüthe soll der Dichter versöhnend wirkend, insofern er die Trostlosigkeit der Gegenwart durch das Hinweisen auf einen höhern Gedanken wieder ausgleicht. Der Kampf darf nie Zweck sein, also auch nicht die Negation, sondern nur Mittel zum Zweck. An der Stelle des Bekämpften muß sich ein neues Leben entfalten, und dieses Neue darf nicht nur mit dem Namen genannt werden, es muß sich auch ein positiver Gehalt desselben entwickeln. Dies sagen wir, um den Dichter zu veranlassen, die Keime zu allen den Dingen, welche wirklich in ihm liegen, weiter auszubilden und Blüten

treiben zu lassen. Denn schon in den vorliegenden Gedichten, wiewol sie meistens ein ungestümes Feuer entwickeln, finden wir doch schon Anklänge an jene höhere Versöhnung, die wir angedeutet, wie z. B. in den Sonetten an Jean Paul, und des Verf. Gemüth ist zu tief angelegt und seine Befreundung mit der Natur zu innig, als daß wir nicht hoffen dürften, er entspreche unsern Erwartungen.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der schlesischen Kriege nach Originalquellen von Leopold von Orlich. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 253.)

Der Sieg von Mollwitz gab Preußen eine politische Bedeutung, welche es vorher nicht gehabt und wol kaum geahnt hatte. In dem Hauptquartiere des Königs bildeten die Gesandten der verschiedenen betheiligten Mächte einen Congreß, von sehr politischer Bedeutung, bei dem die Einbildungskraft des französischen Marschalls Belleisle besonders thätig und fruchtbar an Theilungsprojecten war. Einst beschäftigten ihn dieselben so sehr, daß er vor dem Könige tief nachdenkend erschien. Auf dessen Frage, ob er traurige Nachrichten erhalten habe, erwiderte er: „Nein, Sire, aber ich befinde mich in Verlegenheit, da ich nicht weiß, was mit Mähren anzufangen ist.“ Der König schlug ihm lächelnd vor, es Sachsen zuzutheilen, was der Marschall auch später befolgte. Aber Friedrich gab sich, obgleich jung und Sieger, der fremden Einbildungskraft nicht hin, unterzeichnete den vortheilhaften Theilungstractat nicht und beobachtete überhaupt in der damaligen politischen Gährung eine sehr sichere, feste, nichts übereilende Haltung, die schon auf seine künftige Größe im Cabinete schließen lassen konnte und welche er in militairischer Hinsicht auf dem Schlachtfelde von Mollwitz wenigstens nicht gezeigt hatte. Diese gewann er glänzend in der Schlacht von Czaslau (17. Mai 1742), welche seinen Kriegsruhm auf immer entschied.

Schlachten in das nichtmilitairische Publicum befriedigender, gedrängter Kürze zu beschreiben, ist ein eitles, aber auch schädliches Bestreben, da es durch die Auslassung der Details nur ein unrichtiges Bild gibt und die beliebte Halbwisserei fördert. Ref. leistet auf dasselbe daher ganz Verzicht und begnügt sich, von der Schlacht von Czaslau nur folgenden Zug anzuführen.

Das Regiment Prinz Leopold, sehr unvortheilhaft aufgestellt und von seiner Reiterei verlassen, wird von der östreichischen Cavalerie in die Flanke genommen und zum Rückzuge nach Chotusitz genöthigt, der schon in Flucht überzugehen beginnt, als der Feldprediger dieses Regiments, Segebarth, sich den Flüchtigen entgegenwirft, sie durch Wort und Beispiel zum Stehen bringt, sammelt und gegen den Feind führt.*) Er sagte später, er habe damals gelernt, daß das Christenthum resolut und muthig mache und lobe Gott, der ihm David's Muth und Sinn gegeben. Friedrich wollte ihn für diese That zum Hauptmann befördern. Da er aber darauf verzichtete, so verlieh ihm der König ein Kanonikat von 500 Thalern jährlichen Einkommens und eine einträgliche Pfarrstelle.

Charakteristisch und gegen die heutige, von den Russen auf uns übergegangene, Ordenverschwendung einen starken Abstich bildend, ist der Zug, daß Friedrich seine in der Schlacht sich auszeichnenden Generale und Stabsoffiziere nur mit den Medaillen belohnte, die er auf die ihm von den schlesischen Ständen geleistete Huldigung hatte prägen lassen. Von diesen erhielten blos der Erbprinz Leopold und zwei andere höhere Generale goldene, die übrigen aber nur silberne Medaillen. Aber Friedrich bemerkte in seinem Schreiben an den Prinzen, dem er diese Medaillen und das Verzeichniß der Offiziere, für welche sie bestimmt waren, zusendete: „Ew. Liebden haben ihnen zu vermelden, wie daß Ich ihnen diejenige Medaille schickete, zu welcher sie die Stempel bei Mollwitz gemacht hätten“, und verstand so dieser nach heutigen Begriffen dürftigen Auszeichnung einen Werth und eine Bedeutung zu geben, welcher jetzt manche glänzende Sterne ermangeln. Auf Orden können die Worte des großen, vielleicht größten Dichters: „Die besten in dieser Art sind nur Schatten und die schlechtesten sind nicht schlechter, wenn die Einbildungskraft sie verbessert“*), wol passend angewendet werden.

Zum Schlusse dieser Anzeige der sehr empfehlungswerthen Schrift mögen folgende eigenhändige Schreiben Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. an den alten Dessauer und dessen Sohn aus der ihr angehängten schätzbaren Urkundensammlung stehen:

„Wusterhausen d. 9. Sept. 1721.

Nach Wien habe Greve befohlen Ihre sache mit anzunehmen, hoffe das es helfen wird, zweifele aber daran, weil meine Sachen schlegt gehen, aber ich kehre mich nit daran und verlaße mich auf meine gerechte Sache. Gott werdt mir beystehn, den ich es biß auf die letzte extremitet ankommen laßen werde, Wo es solte was passiren den itzo doch nach Wien apparents ist, werde E. lieben bei Zeiten avertiren. Was Katt seine Comiss. anbelanget und an den Mindischen tumult ist das hoch Preissl. Cam. schult, die herrn werden mir erstl. tage den Kop wahrm machen bis ich ein exempel statuire und dan passire ich in der Welt vor einen Kolericus ist das meine Schuldt. Gott weiß das ich gar zu tranquille bin, wenn ich mehr collericus wehre ich glaube es würde beßer sein, aber Gott will es nit haben, der ich stehts E. lieben guhter freundt sein werde.

Fr. Wilhelm.“

„ich habe 500 Hühner sage 500 Hüh. geschoßen.“

„Das beste ist man muß sterben, wohl dem der am ersten stirbt und bei Gott kommet ist am glücklichsten denn auf dieser Welt lauter nichts ist und Thorheit.

Potzdam d. 31. März 1729. Fr. Wilhelm.“

„Potzdam d. 2. Febr. 1732.

Der König in Pohlen befindet sich gar nit wohll wo der stirbet als dan ist gewis Predoiulle Gott gebe nur Krig in Brabant und über alle und der große fride mein gantz ungelück, als dan man occasion zu haben sein Gemüth zu kühlen, den dieses mir ein chagrin ist, den ich nit alles sprechen kan.

Fr. Wilhelm.“

Einer Ordre an den Fürsten aus seinem Hauptquartiere Chrudim vom 21. April 1742, die Vorwürfe über Nichtausführung seiner Marschroute enthält, fügt Friedrich II. eigenhändig hinzu:

„Ich wundre Mihr Sehr das Ihr Durchl. als ein alter officir nicht acurater meine orders folgen die ich ihnen gebe, und wan Sie noch habiler als Cesar weren und Meine ordres nicht acurat und Strikte nachleben so hülft mihr das übrige nichts. ich verhoffe das es bei dießem avertisement bleiben wirdt und das sie mihr ins künftige keine weitere uhrsachen zu beswerden geben werden. Friderich.“

An seinen „lieben Polten“ schrieb Friedrich unter dem 2. Mai 1742 aus Böhmen u. a.: „Je me promet (a Moins que La Providence soit contre nous) que l'Enemi sera à Nous et que Nous en aurons bon Marché“, und unter dem 8. Sept. desselben Jahres:

„Mon cher Pr. Leopoldt J'aurai Le plaisir de Vous am-

---

*) Die Erzählung unsers Verf. ist nicht ganz klar. Es scheint, daß der Feldprediger die Flüchtigen nicht seines, sondern eines Reiterregiments zum Stehen gebracht und gegen den Feind geführt habe.

*) „The best in this kind are but shadows: and the worst are no worse if imagination amend them.“ (Shakspeare's „Midsummernight's dream“.)

Brasser le II à Magdebourg c'est pourquoi j'ai voulu Vous en donner part en Vous assurant De tout Mon Amitié. adieu. Frederic"

76.

Literarische Notizen.

Nachdruck fremder Werke.

Nachdem nun von Seiten der französischen Buchhändler und Schriftsteller ernste Schritte gethan sind, ihre Regierung zu veranlassen, zur Abhülfe des Nachdrucks französischer Werke mit den fremden Staaten in Unterhandlung zu treten, wird dieser wichtige Gegenstand auch in England wieder in Anregung gebracht. So bringt namentlich das englische „Athenaeum" sehr ernstlich auf Berathung eines „international law of copyright", bei dem man, wie uns scheint, vorläufig noch auf bedeutende Schwierigkeiten stoßen würde. Einzelne Verträge, wie z. B. ein Übereinkommen zwischen Frankreich und Belgien, von dem sich die französischen Buchhändler und Schriftsteller so viel versprechen, würden zu nichts führen, denn der Schwarm der Nachdrucker brauchte sich dann nur nach einem andern Staate, z. B. in das benachbarte Holland zu flüchten, um ungestört ihr nächtliches Gewerbe forttreiben zu können. Die ganze Sache kann nur zu Stande kommen, wenn alle Länder sich zur gemeinschaftlichen Aufhebung des Nachdruckergewerbes verstehen. Dazu aber würde sich z. B. Amerika, das bei der eigenen Unproductivität eine große Menge englischer Werke verbraucht, und dem doch die theuren Originalausgaben viel zu hoch zu stehen kommen, sicher nicht leicht bequemen. Dies geht auch schon aus der Heftigkeit hervor, mit der man die Beschwerden von Dickens über den Nachdruck seiner Schriften und englischer Bücher überhaupt in Amerika in nordamerikanischen Blättern zurückgewiesen hat. Erst neuerdings kommt dieser Gegenstand in dem „American book circular" wieder zur Sprache. Bei dieser Gelegenheit wird auch unter Anderm die Behauptung aufgestellt, daß in Sachen des Büchernachdrucks gar nicht etwa die Wagschale so sehr zum Vortheil der Vereinigten Staaten sich neige. Der Verf. dieses Aufsatzes sucht nämlich durch positive Angaben, deren Richtigkeit kaum in Zweifel gezogen werden dürfte, darzuthun, daß alljährlich eine bedeutende Menge nordamerikanischer Werke in London nachgedruckt werden. Um indessen die Sache weniger auffallend zu machen, verändert man dabei, wie er behauptet, in der Regel den Titel oder nimmt mit dem Werke selbst einige oberflächliche Umgestaltungen vor, die den Kern der Schrift selbst weiter nicht berühren, und dann werden diese Bücher als Originalwerke ins Publicum geschmuggelt. Wenn die Sache sich wirklich so verhält — und wie gesagt, der Verf. läßt es nicht bei bloßen Declamationen und leeren Behauptungen bewenden, sondern stützt sich auf eine ganze Reihe von vorliegenden Fällen —, so kann man mit Recht fragen, was in einem gehässigern Lichte erscheint: der offene Nachdruck, wie er in Nordamerika ausgeübt wird, oder der literarische Diebstahl, den man sich von englischer Seite zu Schulden kommen läßt und bei dem man die Nordamerikaner nicht nur in ihrem pecuniairen Gewinne, sondern ganz vorzüglich auch in ihrem literarischen Rufe beeinträchtigt? Überhaupt hat Dickens mit seinen Reisebemerkungen in ein Wespennest gestochen. Seine „Notes" haben nicht nur sehr leidenschaftliche Erwiderungen, sondern auch andere Repressalien hervorgerufen. So ist es jetzt bei den nordamerikanischen Schriftstellern zum Thema geworden, an dem englischen Schriftsteller dadurch Rache zu nehmen, daß man seine Nation so tief als möglich herabsetzt. Wir erwähnen von den zuletzt erschienenen Werken, in denen man recht unchristlich den Engländern Böses mit Bösem vergilt, namentlich die „Briefe einer nordamerikanischen Dame in London an ihre Freundin in Amerika"

Komische Blätter von Töpffer.

Die „Nouvelles génévoises" von Töpffer haben, trotzdem daß der Verf. die Kosten nicht gespart hat, sie noch einmal in einer sogenannten „Edition-Charpentier" herauszugeben, die Anerkennung nicht gefunden, welche diese kleinen Geschichten voll köstlichen Humors verdienten. Man hat sich in Frankreich zu sehr an die eigenthümlichen unfranzösischen Ausdrücke gestoßen, die mehr oder weniger allen Genfern anhaften, und von denen auch Töpffer sich nicht ganz frei zu erhalten gewußt hat. Um so mehr haben wir immer bedauert, daß seine köstlichen Caricaturzeichnungen — denn man muß wissen, daß Töpffer mit dem Stift ebenso gut umzugehen weiß als mit der Feder — nicht mehr verbreitet sind. Wir freuen uns deshalb recht sehr, daß in einer der ersten Buchhandlungen von Paris eine stattliche Ausgabe von einem seiner komischsten Bilderbücher veranstaltet werden wird. Dasselbe wird den Titel führen: „Voyages en zigzag, ou excursions d'un pensionat en vacances." Hr. Töpffer steht nämlich der Leitung einer Pensionsanstalt zu Genf vor und unternimmt jedes Jahr mit seinen Zöglingen eine Ferienreise nach irgend einem Theile der Schweiz oder nach Oberitalien. Auf diesen Wanderungen pflegt er ein sorgfältiges Tagebuch zu führen, in dem die kleinen Ereignisse des Tages, meist komischer Natur, beschrieben oder bildlich dargestellt werden. Der Verf. theilt uns nun aus seinen heitern Erinnerungsblättern eine passende Auswahl mit. Die gemüthliche Laune, die in den Zeichnungen wie im Texte herrscht, sichert diesen inhaltreichen Heften eine freundliche Aufnahme. Ihr Werth wird noch erhöht durch 12 Landschaften von der Meisterhand des bekannten Schweizermalers Calame, dessen landschaftliche Bilder stets eine Zierde des pariser Salon gewesen sind. Möge es Hrn. Töpffer gefallen, bald noch mehre andere seiner Caricaturhefte folgen zu lassen, von denen uns einige, z. B. die Darstellungen aus dem Leben eines Hofmeisters, bereits bekannt sind. 2.

Arnold's „Vorlesungen über neuere Geschichte".

Mit lebhaftem Interesse wird jeder Freund der Geschichte die zu Oxford erschienenen „Introductory lectures on modern history" von Thomas Arnold aufnehmen. Wenngleich auch dieser Band von Vorlesungen des zu früh verstorbenen Verf. nicht allen Erwartungen, die er erregte, als er vor zwei Jahren den Lehrstuhl eines Professors der Geschichte auf der genannten Universität einnahm, entspricht, so verdienen dieselben doch eine ehrenvolle Erwähnung, um so mehr, da Arnold sich nicht allein durch seine umfassenden historischen Kenntnisse, sondern auch durch seinen festen, edeln Charakter und sein für Wahrheit und Recht sowie für das Wohl seines Vaterlandes und der Menschheit glühendes Gemüth auszeichnete. Insofern die hier erwähnten Vorlesungen auf die literarischen und intellectuellen Leistungen ihres Verf. ein Licht werfen, so lassen sie allerdings noch Manches zu wünschen übrig, besonders fehlt ihnen das rechte Ebenmaß. Der Verf. will zu viel auf einmal geben, seine Gedanken drängen sich und er kann seinen Stoff nicht bewältigen. Man merkt an der Mischung von Materien, welche in diesen engen Raum eilig zusammengebracht sind, die Mannichfaltigkeit von Gegenständen, die seinen Geist erfüllten, und die Nothwendigkeit, der er unterlag, sich seiner Gefühle über jeden derselben zu entladen, als wenn die Zurückhaltung von irgend einem Theile seiner Vorräthe ihn unterdrückte. Geschichte, Kirche und Staat, der historische Stil, Sittenlehre für den Kriegerstand, Militairgeographie, Nationalvorurtheile, religiöse und politische Parteien in England, sind blos einige der hervorragendsten Themes, welche in seinen Vorlesungen mit größerer oder geringerer Kürze behandelt werden. Doch was er hier nur im Vorbeigehen berührte, würde er, wäre ihm ein längeres Leben zu Theil geworden, gewiß ausführlicher und mit mehr Klarheit und Zusammenhang behandelt haben. Auf jeden Fall hat England an diesem Manne einen würdigen Lehrer der Jugend verloren. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 255. —— 12. September 1843.

Neue Dichter.

(Beschluß aus Nr. 254.)

Gehen wir nun zu dem Zweiten, zu Deeg, über, so tritt uns hier die wohlthuende Erscheinung eines vollendeten in sich abgeschlossenen Dichters entgegen, sowol in Bezug auf die Form als auf den Inhalt. In der Form thut es ihm unter den Lebenden keiner zuvor, unter den Todten wetteifert er mit Platen. Vielleicht halten ihn darum Manche für einen Nachahmer desselben. Dies hieße aber so viel, als wenn man Einen, dem ein rhythmisches Talent von der Natur verliehen ist — denn dies lernt sich nicht, es ist Einem gegeben — und Sinn für Schönheit der Form nicht nur, sondern auch die Kraft der Darstellung derselben, einen Nachahmer Platen's nennen wollte. Allerdings hat es Wenige gegeben, welche in der Form mit Platen wetteifern konnten; wenn aber Einer erscheint, der es kann, so freue man sich darüber und verkümmere sich die Erfreulichkeit der Erscheinung nicht durch eine spießbürgerliche Betrachtung.

Zur schönen Form gehört aber nicht nur die Verskunst, sondern noch mehr: es gehört dazu namentlich die Darstellung des Gedankens. Und hier bemerken wir denn bei Deeg dieselbe Fülle der Bilder, dasselbe Hineinleben in die Natur wie bei dem Dichter der „Lieder vom Bodensee"; aber er unterscheidet sich dadurch von dem Letztern, daß er sich beschränkt, daß er ein schönes Ebenmaß behält. Es ist allenthalben die schönste Harmonie, die reinste Anschaulichkeit. Dies macht, weil bei ihm der Gedanke zugleich mit dem Bilde erstanden zu sein scheint, daß das letztere nicht erst gesucht worden zu jenem, sondern daß beide zusammen aus einer und derselben Tiefe des poetischen Gemüths entsprungen sind. Dies aber macht den wahren Dichter: die Harmonie des Bildes mit dem Gedanken, die gegenseitige Durchdringung, ja die uranfängliche Einheit beider. Und darum haben auch Deeg's Gedichte noch einen Vorzug, der kein kleiner ist, den der Kürze. Der unbedeutendere Dichter, wie überhaupt jeder Darsteller von einer geringern Sorte, braucht viele Worte, um einen Gedanken auszudrücken, der zuletzt nach einem Schwalle von Phrasen, ja eben darum, doch keine Anschaulichkeit erhält. Da aber, wo der Gedanke zugleich mit der Form entsteht, wird er immer kurz sich darstellen, und zugleich anschaulich. Dann erhält er sich aber auch bei dem Leser und bei dem Hörer und eröffnet — wiederum ein Zeichen des wahren Dichters — eben wegen der compacten Fassung desselben bei dem Leser einen Reichthum von Gedanken und Empfindungen, welche sämmtlich verloren gehen bei einer wässerigen auseinandergedrängten glossirenden Darstellung.

Freilich, um jene Wirkung hervorzubringen, dazu ist ein wesentliches Erfoderniß, daß der Dichter Gehalt habe. Nicht nur muß sein Geist und sein Gemüth von Natur schon tiefer angelegt sein, sondern er muß auch Erfahrungen des innern Lebens über sich haben ergehen lassen, oder mit andern Worten: er muß sich entwickelt haben. Auch dieses dürfen wir von unserm Dichter behaupten. Man merkt es den Gedichten an, daß sie nicht das hingeworfene Erzeugniß eines jugendlichen Kopfes sind, der es nicht so genau nimmt, ob mitunter auch Spreu in dem Weizen erscheint. Ein klarer, sich selbst bewußter Geist tritt uns vielmehr entgegen, der erst, nachdem er mit sich abgeschlossen, nachdem er sich selbst durch manches Gestrüpp des Lebens hindurchgearbeitet, als ein fertiger, siegreicher Kämpfer vor dem Publicum erscheint. Nicht jedoch, als wären die vielfachen Stimmungen, denen der Mensch im Laufe seines Schicksals unterworfen, und die eben nur durch ihre Mannichfaltigkeit ein poetisches Interesse gewinnen, vor dem Dichter spurlos vorübergegangen: nein! sie sind uns alle enthüllt, aber sie erscheinen schon durch die Art der Behandlung, durch die poetische Meisterschaft, die sich hierbei ausdrückt, als überwunden, überwunden durch die Kraft der Schönheit. Es sind allerdings die höchsten Ideen der Menschheit, die der gegenwärtigen zumal, welche sich wie rothe Fäden durch die Poesie unsers Verf. hindurchziehen; doch erscheinen diese nicht wie von außen ihm aufgedrungen, wie eine gewaltsam gebietende Macht, sondern sie erscheinen vielmehr als mit Nothwendigkeit aus der innern Entwickelung des Dichters selbst entsprungen, und darum um so wahrer und tiefer. Der Dichter ist Mensch, ist ganzer Mensch; keins der Elemente, welche den ganzen Menschen machen, ist bei ihm zurückgewiesen; nur durch die Ausbildung dieser erst hat er den Grund gewonnen für die höhern Bestrebungen, wie er denn in dem Motto so schön sagt:

Auf dem Boden deines Herzens
Mußt du sichern Halt gewinnen,
Dann getrosten Muthes magst du
Greifen nach des Lebens Zinnen.

Und so erscheint uns denn der Dichter zuerst als jugendlicher Schwärmer, dem Liebe und Sehnsucht um den Busen spielt; dann als ein Jüngling, dem das Leben so manchen Traum verwischt, so manche Schmerzen bereitet hat, welche die Liebe wiederum auszugleichen sucht: und hier eine Menge sinniger Gedichte, welche fern sind von dem gewöhnlichen Liebestándeln, sondern immer einen tiefern Sinn verrathen. Doch der Dichter reißt sich los auch von diesem Spiele, insofern es ihm ein höheres Ziel zu verrücken sucht, und strebt nach einer tiefern Auffassung des Lebens und der Natur und nach einem großartigern Wirken. Wir machen hier besonders auf das „Sonnenlied" aufmerksam, und auf die „Wunderblume", welche wir als Probe hier mittheilen wollen.

Die Wunderblume.

Lasse schnell vorüberziehen
All die dunkeln Wolkenschatten,
Und sodann das Auge ruhig
Schweifen über bunte Matten.

Stürm' und Wetter sind des Frühlings
Nimmermüde Kampfesscharen,
Wenn er läßt die raschen Blitze
Auf des Winters Stirne fahren.

Und sie halten Wacht am Thore
Gegen den bezwungnen Alten,
Daß der junge Gott sein Eden
Könne neu und schön gestalten.

Und er greift zum Saitenspiele,
Und er legt die Lanze nieder
Und die Erde ganz bezaubernd
Jauchzt er räthselhafte Lieder.

Um den Reigenführer jubeln
Sänger rings in Wald und Lüften,
Und berauschend eint der wilde
Chor sich mit den süßen Düften.

Aus der Erde jung und heiter
Schauen bunte Blumenaugen
Und sie möchten ganz des Gottes
Warme Blicke in sich saugen.

Da ist Freude, da ist Leben,
Und der Puls der Mutter Erde
Pocht so mächtig, da sie selig
Sieht der Kinder große Heerde.

Aber was die Vögel singen?
Aber was die Blumen blühen?
Aber was die Lüfte schmeicheln?
Und warum die Herzen glühen?

Von der goldnen Wunderblume
Geht im weiten Land die Sage,
Daß geheimnißvolle Kräfte
Sie in ihrem Kelche trage.

Wem sie sitzt am warmen Busen,
Dem ist bald der Blick genesen,
Und er kann die Schrift des Gottes
Auf der Blütenkrone lesen.

Dann der Nachtigallen Klänge
Sieht er und der Lerche Lieder
Gleich verschlungnen Engeln schweben
In den Lüften auf und nieder.

Nur der Mensch mit frommem Herzen
Findet sie in guten Stunden,
Und den Faden Ariadne's
Hat er dann in ihr gefunden.

Endlich aber gelangt er zu den höhern Tendenzen der Gegenwart, zu dem Streben nach Freiheit. Wir sehen in ihm den rücksichtslosen Bekämpfer der Gewalt, mag diese nun im Priestergewande erscheinen oder im Purpur, den Bekämpfer jedweder Macht, welche die Entwickelung besserer Verhältnisse verhindern möchte; aber zugleich ist der Dichter von der wärmsten Liebe zum Vaterlande durchdrungen und von der Hoffnung auf eine schönere Zukunft, welche reichlich für die Traurigkeit der Gegenwart entschädigt, indem sie die Keime eines zukünftigen Nationallebens unsern Blicken entfaltet, welche der Dichter theils in der Vergangenheit, theils in der Gegenwart für unser Volk in Anspruch nimmt. Die Begeisterung für die höchsten Zwecke der Menschheit, für den Ruhm und die Größe des Vaterlands, für eine würdige Lösung der Aufgabe, welche ihm die Weltgeschichte angewiesen, ist der Grundtypus der politischen Gedichte unsers Verf., und der Kampf gegen die herrschenden Gewalten ist nur die Folie, auf welcher jene Empfindungen und Bestrebungen erscheinen. Bezeichnend ist dafür das schöne Sonett:

Es wird ein Tag sein, da die Höhen wanken,
Da Fürsten mit verhüllten Kronen knien,
Da blut'ge Schwerter Nachts am Himmel ziehen,
Da krachend, splitternd brechen alle Schranken.

Es wird ein Tag sein, da die Tempel schwanken
Und Priester, die sich heiser „Weh" geschrien,
Nun mit zerrissenen Gewändern fliehen,
Erschreckt vom Sturm der siegenden Gedanken.

Dann wird ein Tag sein, da wie eine Rose
Des Volkes innre Schönheit sich entfaltet
Bei freiem Wechselspiel der freien Geister.

Das wird der Tag sein, da der Mitwelt Loose
Mein Vaterland mit frommer Hand verwaltet
Gar herrschgewaltig als Gedankenmeister.

Besonders machen wir noch aufmerksam auf „Das Vaterland", „Post nubila", „Im Mainthale bei Goldkronach", „Das Münster zu Strasburg", „Gewissen Fürsten", „Hamburg", „An K. W.", „Vorwärts", „Vom Träumer". Bei aller Kraft, welche der Verf. allenthalben entwickelt, ist ihm die Negation niemals Zweck: der Kampf ist ihm nur das Mittel zum Sieg, der neue Gott birgt in sich zugleich eine Fülle von Leben, die Keime zu neuen schönern Schöpfungen. Mit diesem positiven Inhalte gewinnt Alles eine höhere Weihe. Wie schön ist nicht das Gedicht „Entschluß und Umkehr":

Auf aus der Dumpfheit, Brütender, reiße dich,
Wirf über Bord, was morsch und erstorben ist:
Es schlingt die Flut hinab ein Fahrzeug,
Welches ihr trotzig die Leiche weigert.

Wende der Dichtkunst feuriges Angesicht
Unwürd'gem Spiel ab; höhere Ziele gibt's,
Als weichlich in Armidens Nähe
Waffenentblößt um ein Lächeln buhlen.

Feigheit gedeiht im wuchernden Übermaß,
Krank ist die Zeit, drum hüte sich jeder Mann,
Daß nicht der Pesthauch übertünchter
Leichen im Marke die Kraft vergifte.

Die jener Urgott einst vom Olymp geholt,
Ach sie erlischt, die Flamme, der Menschenbrust:
Nicht thut es Noth, den Haß zu pred'gen,
Aber das Feuer in Zorn und Liebe.

Komm, neuer Titan, komm mit dem Feuerstoß,
Fürchte den Rachearm herrschender Götter nicht.
Auch dir, auch dir naht ein Herakles
Strahlend vom Siege der Drängerfürsten.

Noch sollten wir ein paar Worte über die dramatischen Fragmente „Witukind und die Sachsenkriege" sagen; wir enthalten uns aber vor der Hand eines Urtheils, da nach der Anzeige des Verlegers zu schließen bald das ganze dramatische Gedicht erscheinen wird, auf das wir dann später vielleicht zurückkommen werden. Dafür geben wir den Lesern zum Schlusse das letzte Gedicht der Sammlung „Anno domini?"

Es muß der Geist, es muß die Freiheit siegen,
Ob's auch in Ost von Perserlanzen starrt,
Wir sehen fern des Xerxes Fahnen fliegen,
Mardonius naht, doch Aristides harrt.

Tief unten geht er, außer euren Augen,
Ihr Großen, wechselt oftmals die Gestalt,
Späht scharf, ob keine Feuerzeichen rauchen,
Denn kämpfen möcht' er, eh' er müd und alt.

Als Polen sank, da griff er nach dem Schilde,
Doch war ihm damals noch kein Heer zur Hand,.
Sein Schlachtenruf scholl laut durch die Gefilde,
Der Ohren wohl, doch keine Schwerter fand.

Dereinst, dereinst! Es kommen heiße Tage
Und manche Fragen sind der Lösung nah':
Daß Keiner kleinlich nur im Herzen zage:
Wo Perser nahn, sind auch Athener da.

Es muß der Geist, es muß die Freiheit siegen,
Ob auch die Welt in Kampf zersplittere!
Ihr habt die Thermopylen überstiegen,
Doch kommen muß ein Tag von Mykale.

43.

Notices et mémoires historiques par *F. A. A. Mignet*. Erster Band. Paris 1843.

Eine Sammlung biographischer Artikel, welche der berühmte Verf. als Secretair der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften über verstorbene Mitglieder dieser Akademie geliefert hat und denen seine eigene akademische Antrittsrede und seine Beantwortungen der Antrittsreden von Flourens und Pasquier als Anhang beigegeben sind. Daß bei akademischen Lobreden die wahre Biographie nicht wohl bestehen, und noch weniger die gerechte, scharf und tief in Geist, Sinn und Charakter der Schriftsteller, Gelehrten und Staatsmänner eingehende Kritik aufkommen kann, ist leicht einzusehen. So haben auch Siéyes, Röderer, Merlin, Daunou, Talleyrand, Destutt de Tracy und Broussais in Mignet einen fein charakterisirenden, aber stark apologisirenden Lebensbeschreiber gefunden.

Siéyes wird in einem übrigens bemerkenswerthen Aufsatze überaus gelobt. Wer dem berühmten Abbé nicht genau auf allen Wegen und Stegen in seinem Gange durch die Revolutionsgeschichte gefolgt ist, den kann die Mignet'sche Charakterzeichnung leicht irre machen; wer sie nicht nöthig hat, kann Vieles daraus lernen. Die Jakobiner nannten Siéyes sehr bezeichnend und ausdrucksvoll eine Ente, die das Untertauchen verstehe (faire le plongeon), und wahrlich ist sein ganzes Leben seit dem Anfange der Revolution bis ans Ende ein kluges Untertauchen und Niederducken gewesen. Ohne den Schein, selbst Verbrechen begangen zu haben, stand er doch mit großen Verbrechern oft in einem engen Zusammenhange. Sein öffentliches Leben war nie ein freies und offenes. Seine Feigheit gab ihm keinen Muth, die Liebe des Volks erwerben zu wollen, und sein kaltes Gemüth nie den Schwung und das Feuer, wodurch er neben einem Isnard, einem Maury und Vergniaud die Rednerbühne hätte beherrschen können. Indessen nagte der Wurm im Stillen manchen Schiffsboden mit durch, worauf kühnere Gemüther sich den gefährlichen Wogen vertrauten. Siéyes war in seiner frühen Jugend ein Zögling der Jesuiten, und stand in den Diensten des Herzogs von Orleans als Secretair und Lehrer seiner Kinder bei dem Anfange der Revolution, wozu auch er mit den andern talentvollsten Männern Frankreichs berufen ward. Er spielte eine sehr zweideutige Rolle bei den Unterhandlungen, die zwischen dem fürchterlichen Orleans, nachher Egalité zugenannt, und dem Riesengeist Mirabeau gepflogen wurden, von dem es wegen seines Todes ein unaufgelöstes Räthsel geblieben ist, ob er als ein Teufel sein Land verdorben, oder als ein mächtiger Gott es aus den Fluten der Revolution gerettet haben würde. Wie alle jene geheimen Geschichten vielleicht nie klar mit ihren Triebfedern und Instrumenten der Geschichte erscheinen werden, so steht auch Siéyes mit seinem thätigen oder leidenden Antheil, den er daran nahm, im Dunkel, und dies läßt Schatten auf ihm, so sehr er in der ersten schönern Zeit der Revolution als patriotischer Pamphletist und Denker der gesetzgebenden Versammlung glänzte. Während Danton, Robespierre und der Wohlfahrtsausschuß die Zügel der Regierung an sich rissen und mit dem Tigergespann der Anarchie auf dem Nacken der Nation einherfuhren, war von Siéyes nichts zu sehen. Er war oft krank, erschien selten und immer unscheinbar öffentlich und sah die besten Köpfe und Herzen des Volks untergehen, ohne daß er nur eine Miene des Misfallens verrathen, ein Wörtchen des Unwillens verloren hätte. Während Carnot's mächtiger Regierung tauchte er wieder auf, ohne daß jener Starke ihn gebrauchen konnte. Nach Carnot ward er wieder populair, und schien Barras und Rewbel so gefährlich, daß sie ihn als Gesandten der französischen Republik nach Berlin in ein ehrenvolles Exil schickten. Er und das Directorium machten sich wechselseitig Complimente, und dem Volke wurden von Zeit zu Zeit die geheimen Wunder der Siéyes'schen Politik erzählt, und dieses Volk, das für Gutes und Böses ein kurzes Gedächtniß hat, fing an, Großes von ihm zu hoffen, und man schlug ihn also in sehr mislichen Umständen als den natürlichsten Candidaten für den Director vor, der nach dem Gesetze ausgeschieden werden mußte. Er kam, die Freude der Patrioten war vorbei; sie sahen nur den alten Schlaukopf. Er schloß sich an den Stärkern in seinem Collegium an; und Drei wurden aufgewippt und von den Zweien wieder ersetzt. Als Vor- und Mitarbeiter an der Revolution des 18. Brumaire bekam er natürlich ein gutes Stück vom Kuchen, der nach dem Siege vertheilt wurde; aber den künftigen Herrn und Meister ahnend, verließ er seinen Directorposten und sein Constitutionsproject und ließ sich zum Staatsrath ernennen. Der Unruhstifter, der die Revolution damit anfing, daß er den Adel und auch die Akademien für überflüssig erklärte, genoß ganz gemächlich an einer wohlbesetzten und adelig bedienten Tafel die Erzeugnisse seines adeligen Gutes, und wartete Nachmittags ganz bequem die Verdauung in einer Sitzung der Académie de la langue et de la littérature française ab, in die er eingeschachtelt worden war, um sein Müthchen an der Grammatik zu kühlen. Auch führte er sich im Staatsrath und im Institut so artig auf, wie während der Robespierre'schen Zeit im Convent, sodaß er zur Belohnung eine echt adelige Senatorerie und einen schönen Orden erhielt, der dem alten Orden des Heiligen Geistes, den er mit hatte austreiben helfen, verdammt ähnlich sah. Während der Restauration hielt er sich verborgen außerhalb Frankreich. Die Julirevolution führte ihn wieder nach Paris zurück, so hinfällig, als seine weiland Constitutionen, und schon mit einem Fuß im Grabe, in das er bald darauf auch mit dem andern hinabsteigen sollte. Diese Laufbahn die ich nur durch einige grobe

Striche angedeutet habe, zeigt zur Genüge, daß Der, so sie ohne Straucheln gehen konnte, ein feiner und gescheuter Kopf sein mußte, und darüber ist wol in ganz Frankreich, wie in ganz Europa, nur Eine Stimme. Er gehörte zu jenen Menschen, die Geist haben ohne Charakter, die das Gute wollen, aber sich mit den Umständen abfinden — inserviunt callidissime temporibus —; mit Einem Wort, er war ein Politikus wie sein Zeit- und Geistesgenosse Röderer. Auch dieser Fuchs wußte, wie Siéyes, durch alle Stürme und Wetter den Klauen der bösen und reißenden Revolutionswölfe zu entgehen und später zwischen allen Parteien durchzuschleichen.

Man wundert sich oft, wie die revolutionnairen Ideen und ihre Repräsentanten so schnell in das Gegentheil Dessen umschlugen, was sie erstrebt und versprochen hatten, und doch ist nichts begreiflicher. Man weiß, wie es den ersten großen Talenten Frankreichs erging. Danton's und Robespierre's Scissionen und Mordgerichte mähten die Blüte der großen Genies und Patrioten Frankreichs hin, die zum Theil durch Unschlüssigkeit, mehr durch den Abscheu fielen, durch böse Mittel etwas Gutes wirken zu wollen. Es gibt Zeiten, wo man mit Waffen des Himmels immer der Hölle unterliegt. Wer mit ihr streiten will, muß die Schneide seines Schwerts wenigstens ein wenig im Wasser des Kocytus stählen. Ebenso verderblich ward Frankreich die Deportation nach Cayenne, die Bonaparte, damals noch der Diener von Barras, durch militairische Gewalt durchsetzen half. Männer, wie Carnot und Barthélemy, wachsen nicht alle Tage wie die Pilze aus der Erde. Es war, als ob seit dem Staatsstreich vom 18. Fructidor eine Geistesarmuth auf Alles gefallen, was mit am Ruder des Staats arbeiten und pfuschen half. Eine sehr natürliche Erscheinung. Nicht blos Die, welche man als Begünstiger einer constitutionnellen Monarchie ansah, wurden eingekerkert, exilirt und deportirt, sondern ein ähnliches Schicksal traf Alles, was durch Talent und Muth gefährlich werden konnte. Die Journalisten wurden in Masse geächtet und 42 Journale unterdrückt, die, merkwürdig! alle der Republik abhold und meist royalistisch waren. Dies und vielleicht Unmuth der betrogenen Hoffnungen des Patriotismus schreckte die Guten ab, sich nicht in den geläuterten Schafstall zu drängen; denn eine Sammlung von Schafen behielt man, und von Füchsen, die dumm und listig um das irdische Brot gern das Joch trugen, und gelehrig in Alles eingingen, was man eben im Directorium haben wollte. Die Bürger waren muthlos und unentschlossen zum Guten und Bösen, und die meisten flüsterten im erbärmlichen Gefühle der Hülflosigkeit bei drohenden Ungewittern: Ach! hätten wir nur einen König, so wäre uns geholfen. Die Parteien selbst hatten nicht den Muth, ganz gut und ganz schlecht zu sein, und der Rausch war vorbei, wo man so frei einen Kopf hinstellte, um eine bedeutende Rolle zu spielen, ja um nur die Wahrheit sagen zu können. Bonaparte brauchte den revolutionnairen Geist nicht mehr zu bändigen; er war längst ausgefahren mit den tausend Legionen Teufel, welche die Nation im Leibe hatte. Doch das ist sein unsterbliches Verdienst, daß er Frankreich aus dem revolutionnairen Chaos hervorzog und die Rolle des Demiurg übernahm, der die bunt durcheinander gewirrten Elemente der abgelebten, in Atome zerfallenen Gesellschaft wieder zu einem wohlgegliederten Organismus vereinigte.

Es gibt nur wenige öffentliche Namen, die in dem Wechsel der Zeiten und Regierungen in Frankreich sich selbst treu geblieben sind und ihren Charakter unter allen Umständen behauptet haben, wie Merlin von Douay und Daunou, zwei Männer von geprüfter Rechtschaffenheit und seltener Charakterfestigkeit, himmelweit verschieden von jenen windelweichen Charakteren, bei denen das Heute immer gegen das Gestern Recht hat und die vergessen, daß sie gestern anderer Meinung waren als heute. Merlin war ein gründlicher, umsichtiger, aber nicht besonders gedankenreicher Gelehrter und hat zur Wiederbegründung des Justizwesens in Frankreich unendlich viel beigetragen. Daunou kann als der Benedictiner der Voltaire'schen Schule bezeichnet werden. Das Meiste, was er geschrieben, findet sich im „Journal des savants", in den Memoiren und Abhandlungen der Akademie und in ähnlichen Sammlungen. Von seinen Vorlesungen, die er als Professor am Collége de France gehalten und später ausgearbeitet, sind bis jetzt fünf Bände erschienen und sollen noch funfzehn nachfolgen. Es ist zu bedauern, daß die bedeutende Gelehrsamkeit dieses Mannes durch die vielen Vorurtheile, denen er huldigt, sehr oft geschmälert und unbrauchbar gemacht wird. Mignet's historische Notizen über diese beiden Männer sind sehr interessant; ebenso sehr der Artikel über Talleyrand. Nur können wir selbst in das bedingte Lob nicht einstimmen, welches Mignet vorgeschriebenermaßen dem ehemaligen Bischof von Autun ertheilt. Talleyrand dankt einen großen Theil seines Rufs dem politischen Scharfsinn und der Geduld, womit er den schicklichen Zeitpunkt abzuwarten und zu erfassen wußte, in welchem seine Ränke sich augenblicklichen Erfolg versprechen konnten — allerdings eine große politische Gabe. Verräthereien kann man ihm billig nicht zur Last legen; es ist ganz natürlich, daß man eine Regierung verläßt, die nicht auf guten Rath hört und ins Verderben rennt. Politische Verbrechen hat Talleyrand nicht begangen; im Übrigen war er, was den moralischen Charakter betrifft, gelinde gesagt, ein compacter Egoist, oder, wie Schlosser sich etwas stark ausdrückt, ein „Schuft".

Auch die Lebensskizzen über Destutt de Tracy und Broussais sind in mancher Hinsicht lehrreich, doch in vieler Beziehung für uns unerquicklich. Uns Deutsche überläuft es immer ganz eigen, wenn wir gewisse Männer nennen hören, die gräßliche Systeme repräsentiren. So können wir uns eines innern Mißbehagens nicht erwehren beim Lesen der elegisirenden Biographien der beiden obengenannten Männer, die sich ihr ganzes Leben unverhohlen als Anhänger und Fortsetzer der Philosophie und Moral von Helvetius und Cabanis bekannten, und von denen der Eine eifrig den Atheismus lehrte und der Andere hitzig für den Materialismus stritt. Glücklicherweise für diese Männer war ihr angeborenes Naturel besser als ihre anstudirte Philosophie, und widersprach die Praxis ihres Lebens den Grundsätzen ihrer Theorie. Destutt de Tracy war ein achtungswerther, redlicher und braver Mann, ein treuer Freund, guter Gatte und Vater, und der Armen Wohlthäter; auch finden sich in seinen Schriften neben den abgeschmacktesten, gröbsten und verkehrtesten Ansichten die wahrsten, feinsten und richtigsten Gedanken, von denen man nicht begreift, wie sie aus demselben Kopfe stammen. Broussais hat als Gründer einer medicinischen Theorie und als praktischer Spitalarzt sich bedeutendes Verdienst um die beobachtende Arzneikunde und die leidende Menschheit erworben und sich als Mensch und Heilkünstler stets brav, rechtlich, sittlich und uneigennützig bewiesen.

Sämmtliche in diesem Bande gesammelte Lebens- und Charakterbilder sind, wie gesagt, von einseitig apologetischem Gepräge; doch in allen stößt man nichtsdestoweniger auf feine, bedeutende, scharf abgrenzende Züge und Umrisse, die wenigstens in dem Leser das Bild, welches er schon von dem Verstorbenen hat, vervollständigen und frappanter machen helfen. In stilistischer Beziehung sind auch diese Charakteristiken durch Eleganz, Geschliffenheit, Kraft und Angemessenheit ausgezeichnet, wie alle Schriften des berühmten Geschichtsschreibers der französischen Revolution. 27.

Literarische Notiz.

Waterston's Werk: „A cyclopaedia of commerce", ist eine tüchtige und sorgfältige Compilation, jeder Handelsbibliothek zu empfehlen, indem man darin die neueste auf die darin abgehandelten Gegenstände bezügliche Belehrung finden kann. Vorzüglich aufmerksam zu machen ist auf die Artikel „Commerce", „Mercantile law" (von Burton), „Finance" und „Commercial geography". 18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 256. —— 13. September 1843.

Über Menschenrassen.

1. Die Entwickelung der Menschenrassen durch Einwirkungen der Außenwelt. Von K. Weerth. Lemgo, Meyer. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Die Entstehung des Menschengeschlechts. Ist der Mensch Geschöpf eines persönlichen Gottes oder Erzeugniß der Natur, und stammt die Menschheit von Einem oder mehren Paaren ab? Von Georg Friedrich Müller. Erlangen, Heyder. 1842. Gr. 8. 15 Ngr.
3. Die Menschenrassen. Von Ernst Friedrich Eberhard. Einladungsschrift zur Feier des Gymnasii Casimiriani zu Koburg Koburg 1842. 4.

Es macht dem menschlichen Geiste Ehre, daß er sich immer wieder an Probleme wagt, deren Lösung außer seinem Bereiche zu liegen scheint, wo wenigstens alle bisherigen Versuche, sie zu lösen, fruchtlos gewesen sind, so oft man auch mit frischem Muthe und mit allen Mitteln, wie sie Fleiß und Scharfsinn darbieten, daran gegangen ist. Ein solches Problem ist aber die Abstammung des Menschen und die damit in genauem Zusammenhang stehende Frage, ob der Mensch von Einem oder mehren Paaren abstamme, eine Frage, die allerdings nicht außerhalb der Grenzen menschlicher Forschung liegt und das wissenschaftliche Interesse in hohem Grade in Anspruch nimmt.

Wir haben früher schon in d. Bl.*) auf ein Werk von Prichard aufmerksam gemacht, welches die erstere Ansicht vertheidigt, zugleich aber auch mehre damit in Widerspruch stehende Gründe aufgestellt, worauf wir hier, um Wiederholungen zu vermeiden, verweisen müssen. Die erneuerte Anregung der Frage scheint vornehmlich dem verschiedenen Standpunkte ihren Ursprung zu danken zu haben, auf dem die Wissenschaft überhaupt in verschiedenen Zeitepochen stand. Früher waren es die Naturphilosophie und ihre Ansichten von der Entstehung organischer Wesen im Allgemeinen, jetzt sind es theils die neuern Ehrenberg'schen Entdeckungen, denen zufolge selbst den Infusorien noch Zeugungsfähigkeit zugesprochen wird, theils die neuern ethnographischen Forschungen, theils endlich eine hier und da wiederauftauchende mystisch-religiöse Tendenz, welche selbst manchen naturhistorischen Ansichten ihre Färbung verleiht, die den Gesichtspunkt bezeichnen, von welchem ihre Beantwortung ausgeht. Während man sich dort für die Abstammung des Menschen von mehren Paaren entschied, kommt man hier wieder auf die alte biblische Annahme zurück. Bei der ungeheuern Kluft, die zwischen der Zeit des Ursprungs des Menschengeschlechts und seinem heutigen Zustande liegt, wo es sich nicht nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden zählt, und bei dem Mangel einer Menge von Mittelgliedern, die zur Beurtheilung Dessen erfoderlich sein würden, was Klima, Lebensweise, geistige Cultur u. s. w. zu seiner Umänderung beigetragen haben, wird man wol nie zu einer befriedigenden Lösung der Frage gelangen, so wenig als man je aufhören wird, für eine oder die andere Meinung Partei zu nehmen.

*) In Nr. 163—166 d. Bl. f. 1842. D. Red.

Die beiden ersten der obengenannten Schriften vertreten die Ansicht von der Abstammung des Menschengeschlechts von Einem Paare, die letztere dagegen vertheidigt die entgegengesetzte Ansicht. Der Verf. von Nr. 1 bemüht sich im ersten Abschnitte seines Werks, zu beweisen, daß die im Menschengeschlechte vorhandenen Verschiedenheiten in Schädel, Becken, Knochen der Extremitäten, Statur, Haut, Haaren, Augen keineswegs bedeutend genug sind, um eine Eintheilung desselben in verschiedene Arten und Species rechtfertigen zu können, sondern vielmehr selbst als durch gewisse Verhältnisse der Außenwelt mehr oder weniger bedingt erscheinen. Wie andere Vertheidiger der einpaarigen Abstammung legt auch er ein besonderes Gewicht darauf, daß einzelne Verschiedenheiten auch bei andern Völkerstämmen als denen vorkommen, zu deren Eigenthümlichkeiten sie gehören, z. B. dichte, dicke Schädel, wolliges Haar nicht allein bei Afrikanern, sondern auch bei Europäern u. s. w.; er übersieht indessen dabei, daß dergleichen Ausnahmen, wo sie vorkommen, nie zur Begründung einer eigenen Rasse Veranlassung geben. So z. B. verschwinden die einzelnen wollhaarigen Menschen bei den Europäern unter der großen Masse, ohne daß daraus eine besondere Rasse wird. Überhaupt aber können hier nicht einzelne Verschiedenheiten entscheiden, sondern das Ganze. Die Rasseverschiedenheit liegt in Schädel- und Beckenform, Statur, Haut, Haaren u. s. w. zusammengenommen. Wo aber fände sich eine solche Ausnahme im Gesammtkreis bei einem andern als dem Volke, dem er eigenthümlich ist?

Im zweiten Abschnitte versucht der Verf. das Har-

monische in der Physiognomie der Länder und ihrer Bewohner nachzuweisen. Er betrachtet die Physiognomie der Festländer im Allgemeinen, in Bezug auf ihre Längen- und Breitenausdehnung und die Entwickelung des Binnenlandes, die Physiognomie der Bewohner der Erde im Allgemeinen, nach den verschiedenen Zonen und den verschiedenen Erdtheilen, und endlich die Physiognomie der einzelnen, durch besondere physikalische Verhältnisse ausgezeichneten Länderstrecken und ihrer Bewohner. Wäre ihm dieser Versuch gelungen, könnte er wirklich bestimmen, der Mensch sei an diesem oder jenem Orte der Erde geboren, müsse den örtlichen Verhältnissen gemäß so und nicht anders aussehen, so wäre auch das große Räthsel gelöst. Aber etwa mit Ausnahme der Polargegenden fehlt allen übrigen Parallelen zwischen Ländern und Bewohnern aller wissenschaftlicher Boden, so viel sich auch der Verf. bemüht, die Phantasie dabei zu Hülfe zu nehmen. So heißt es z. B. von Afrika und seinem eigentlichen Ureinwohner, dem Neger: wie das Land in der abgeschlossenen Figur eines Kreises daliege, so umschließen auch enge Kreise das Geistesleben des Negers, und der Körper desselben, in allen allen Theilen einförmig abgerundet, deute an, daß ihm, wie auch dem Lande, jede höhere Entwickelung und Gliederung noch fehle; der Schädel des Negers und des Kaukasiers stehen ungefähr in demselben Verhältnisse zueinander wie die rund abgewölbten Flächen Afrikas zu den Steilklüften des Kaukasus; wie ferner dem Lande des Negers die üppige Pflanzenwelt anderer Erdtheile fehle, wie meist nur dürres Gestrüpp auf dem öden Boden wuchere, so fehle dem Kinne des Negers der Bart, der den Stolz des Kaukasiers bilde, und auf seinem Haupte wuchere nur ein verworrenes Gestrüpp von Wollhaar; wie das Land offen da liege und keine Gebirgskämme das Wasser aufstauen, damit eine neue Schöpfung aus ihm entsprießen könne, so finden sich auch im Skelette des Negers diejenigen Knochen und Muskeln (?), deren Aufgabe es sei, die Keime der kommenden Geschlechter zu beschützen, so flach und weit, daß sich selten das neu erweckte Leben bis zu seiner Reife entwickeln könne. Wenn es mit solchen Analogien in der Wissenschaft gethan wäre, so getraute sich Ref. nöthigenfalls auch zu beweisen, daß der Patagonier eigentlich nach Lappland gehöre. Manches, was der Verf. zur Charakteristik einzelner Völker anführt, ist nicht einmal richtig. So heißt es S. 157, die Gabe des Gesanges fehle dem englischen Volke, ein Volkslied besitze es nicht. Schon die vielen noch im Munde des Volks lebenden Balladen sprechen für das Gegentheil, noch mehr aber das allgemein beliebte „God save the king" und „Rule Britannia", beides Lieder, welche so tief in das Mark des englischen Volks eingedrungen sind und bei allen feierlichen Veranlassungen mit solcher Begeisterung gesungen werden, wie vielleicht kein Lied eines andern Volks der Erde.

Im dritten Abschnitte werden die Einwirkungen der Außenwelt auf die Entwickelung des Menschengeschlechts, namentlich die Einwirkungen der unorganischen Natur, der Pflanzen- und der Thierwelt und endlich der einzelnen Krankheitsformen, in verschiedenen Zonen, Gegenden und Zeitabschnitten betrachtet. Der Verf. hat diesen Gegenstand ohne Zweifel auf eine interessante Weise behandelt, aber haltbare Gründe für die Entwickelung der verschiedenen Menschenrassen haben wir dadurch nicht entdecken können. Wären diese von den Einwirkungen einzelner Naturerzeugnisse abhängig, so müßten wir deren noch viel mehre zählen, als wir bereits schon besitzen. Allerdings läßt sich ihr Einfluß auf die Verbreitung, körperliche Bildung, geistige Cultur u. s. w. einzelner Völkerstämme nicht ableugnen, aber auch nicht einmal annäherungsweise daraus die große Verschiedenheit erklären, wie sie uns in den verschiedenen Rassen gegeben ist.

Im vierten Abschnitt versucht der Verf. die Fragen zu beantworten: wie waren die ersten Menschen beschaffen? wo lebten sie? und auf welchen Wegen vertheilten sich die nachfolgenden Geschlechter über der Erde? Die Antwort auf die erste Frage lautet: Keiner von allen jetzt vorhandenen Menschenrassen gehört der zuerst erschaffene Mensch an, denn das allseitig Entwickelte konnte nicht vor der Entwicklung selbst da sein. Vielmehr ist in der Verschmelzung der verschiedenen Rassenunterschiede zu einem ursprünglichen, noch unentwickelten Ganzen, das Bild des ersten Menschen wieder zu erkennen. Das erste Menschenpaar hatte eine mittlere Färbung, die sich nach den verschiedenartigen Einwirkungen der Außenwelt zu den angeführten Unterschieden und Grundsätzen in der Hautfarbe entwickelte. Als das Stammland der ersten Menschen betrachtet der Verf. Kaschmir, und von hier aus läßt er sie sich nach verschiedenen Himmelsstrichen vertheilen.

Nr. 2 hat manche Vorzüge vor Nr. 1, namentlich den, daß sein Verf. mehr auf die Widerlegung der Gründe für die Abstammung des Menschengeschlechts von mehren Paaren eingeht. Vorzugsweise werden von ihm die naturalistischen Ansichten besprochen: 1) daß der Mensch unmittelbares Erzeugniß der Natur sei; 2) daß die höhern Organismen sich allmälig aus den niedern entwickelt haben, sodaß diese von selbst in jene übergegangen sind, und daß die letztern nunmehr sich selbständig fortpflanzen; 3) daß noch immer Thiere durch ungleichartige Zeugung entstehen, zum Beweis, daß Organisches aus Processen des unorganischen Daseins hervorgehe; und daß endlich 4) wenn man auch die Entstehung der Menschheit auf Gott zurückführt, mehre Menschenpaare doch in verschiedenen Gegenden entstanden sind. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Verf. diese Ansichten mit Gründen bestreitet, wie sie vor ihm bis jetzt noch nicht geltend gemacht worden sind.

Zunächst folgt eine zwar kurz zusammengefaßte, aber von genauem Studium zeugende übersichtliche Betrachtung der verschiedenen Völker der alten und neuen Welt in Absicht auf Größe, Bau, Farbe u. s. w. Diese Verschiedenheiten werden von dem Verf. gleichfalls von den Einflüssen des Klimas, der Lebensart, der Nahrung und Beschäftigungsweise, sowie aus angeborenen und auf die Nachkommen sich fortpflanzenden Misbildungen und Krankheiten abgeleitet; sie sollen zum Theil unvermerkt inein-

ander übergehen, ohne daß man bestimmte Grenzen ziehen könne, unter jedem Volksstamme selbst vorkommen, und übrigens nicht größer sein, als wir sie in den Spielarten und Ausartungen unserer Hausthiere finden, deren vielfache Abänderungen noch nicht berechtigten, sie zu eigenen Arten zu stempeln. Wenn nur nicht auch die Abstammung der verschiedenen Thierrassen von Einem Paare noch problematisch wäre. Ihre gegenseitige Fortpflanzungsfähigkeit beweist nicht, was sie beweisen soll, denn es wäre ja möglich, daß sich verwandte Arten fortpflanzen, ohne daß dies auch bei andern weit voneinander abstehenden Gattungen von Thieren der Fall sein müßte. Unerwähnt dürfen wir indessen eine für die Ansicht des Verf. sprechende Thatsache nicht lassen, welche für eine allmälige Abänderung in der Bildung mancher Thiere durch locale Einflüsse zeugt. Rengger bemerkt nämlich, daß unsere Hauskatze, welche vor ungefähr 300 Jahren in den ersten Zeiten der Eroberung von Paraguay daselbst eingeführt worden sei und sich seit jener Zeit nie oder nur selten mit frischen Ankömmlingen vermischt habe, sich von der europäischen durch kürzere, mehr glänzende, dünnstehende und knapp aneinander liegende Haare, die am Schwanz noch kürzer seien als am übrigen Körper, unterscheide; ferner sei sie wenigstens um ein Viertheil kleiner als jene, habe einen schmächtigern, zusammengedrücktern Rumpf und einen zartern Gliederbau. Nach demselben Schriftsteller erscheint auch das Schaf in Paraguay so entartet, daß jede Spur der spanischen Abstammung bei ihm verschwunden ist; sie sind klein, tragen eine kurze, äußerst rauhe Wolle, und geben nicht einmal ein schmackhaftes Fleisch, denn es ist mager, ganz weiß und von fadem Geschmack. Dergleichen Thatsachen, obwol sie noch vereinzelt dastehen, verdienen unsere ganze Aufmerksamkeit, denn wenn wir die Natur nicht in der Umänderung ihrer Formen gleichsam auf der That ertappen, so bleiben alle Muthmaßungen und Hypothesen unzureichend.

Einen Umstand, welcher, wie uns scheint, durchaus bei der in Rede stehende Streitfrage nicht übersehen werden darf, hat unser Verf. gar nicht erwähnt, wir meinen die Verschiedenheit der geistigen Cultur und der sittlichen Bildung bei den verschiedenen Menschenrassen. Es ist auffallend, daß z. B. in Nordamerika die freien Farbigen auch da; wo sie nicht durch unterdrückende Gesetze gebunden sind, sich doch nicht aus ihrer Niedrigkeit erheben, höchst selten eine gewisse Wohlhabenheit erreichen, mit den Weißen nicht auf gleicher Stufe der Sittlichkeit stehen, vielmehr meist arm und physisch und moralisch verderbt sind und in den nördlichen Staaten der Union, in welchen schon seit lange her gar keine Sklaverei besteht oder diese nie vorhanden gewesen, Das vorstellen, was man in den europäischen Ländern die Hefe des Pöbels nennt. Es fehlt ihnen an allem Unternehmungs- und Erfindungsgeist, allenthalben stehen sie den Weißen nach, bleiben hinter ihnen zurück und erscheinen als eine untergeordnete Menschenclasse, von Natur zu niedrigen Diensten und Arbeiten in der Gesellschaft bestimmt und nach Höherm weder strebend noch dazu befähigt; daher denn auch die Nordamerikaner die eingeborenen Indianer für eine andere Menschengattung halten als sie. Man vergleiche darüber eine interessante Abhandlung von Murhard in Bülau's „Neuen Jahrbüchern der Geschichte und Politik", Jahrgang 1840, zweiter Band, S. 408 fg. Sollte dieser Mangel an Intelligenz und an sittlicher Vervollkommnung nicht ebenso gut für eine ursprüngliche, in der Rassebildung begründete, Verschiedenheit zeugen?

Die Verbreitung des Menschengeschlechts über die Erde läßt der Verf. vom Berge Ararat beginnen. Um diesen Berg, auf welchem die Arche Noah's nach der Sündflut sitzen blieb, bildeten sich die alten Culturländer. Die schönste der menschlichen Formen, die kaukasische, schlug ihren Sitz in seiner Nähe auf. Entfernt von ihm befinden sich die beiden andern Rassen; die mongolische im Nordost, die Negerrasse im Südwest. Die von einem Punkte ausgegangenen Menschen arteten auf der Hochebene der Mongolei zu Mongolen und im heißen Centralafrika zu Negern aus.

(Der Beschluß folgt.)

Autographische Sammlungen.

In dem reichhaltigen Werke „Les Français peints par eux-mêmes" finden wir einen allerliebsten kleinen Aufsatz aus der geistreichen Feder Ch. Nodier's, betitelt „Le bibliophile". Alle die einzelnen kleinen Züge, mit denen der liebenswürdige Schriftsteller das Wesen der begeisterten Bücherliebhaber — und Nodier ist selbst einer der leidenschaftlichsten — schildert, passen auch auf den unverdrossenen Sammler von Autographen. Unsere Absicht ist es indessen nicht, ein satirisches Bild des Autographophilen — um dieser immer weiter um sich greifenden Leidenschaft einen Namen zu geben — zu entwerfen, sondern wir wollen nur ein paar der reichsten Sammlungen dieser Arten gedenken, die wir in Paris Gelegenheit gehabt haben zu sehen. Wir können aus der großen Menge der Aimé Martin, Boutron-Charlard, Baron v. Chaffiron, Chambry, Feuillet, Graf d'Hauterive, Lalande, Libri, Graf Anat. de Montesquiou, die alle von der Wuth des Sammelns angesteckt sind, hier indessen nur zwei oder drei ausgreifen.

Erst mit der Restauration fing der Geschmack an derartigen Sammlungen an, in Frankreich Wurzel zu fassen. Etwa um das J. 1820 bekamen sie wirklichen Werth, und seitdem vermehrten sich die bis dahin noch unbekannten öffentlichen Versteigerungen von Autographen mit jedem Jahre. Im J. 1837 ward ein Billet von Luise Marie, Königin von Polen, vom 28. Mai 1644, das der Sammlung eines Engländers angehört hatte, öffentlich verkauft. Das Interessanteste an diesem Briefe war, daß darin ausdrücklich gesagt wird, daß es von der Königin eigens geschrieben sei, um einer Sammlung von Handschriften einverleibt zu werden. Auch aus einem Briefe, den ein Hr. v. Flers besitzt, geht hervor, daß die Autographenliebhaberei schon im 17. Jahrhundert nicht so selten war. Indessen wurde, wie gesagt, erst in neuerer Zeit in Frankreich förmliche Speculation damit getrieben. Bei den hohen Preisen, mit denen die Handschriften berühmter Personen sei es gekrönter Häupter, Schriftsteller, Künstler, Staatsmänner, Helden, sei es auch recht berüchtigter Schurken u. s. w. bezahlt wurden, mußten minder Bemittelte sich mit lithographirten Autographen begnügen. Die Buchhändler sahen sich deshalb veranlaßt, ihren Werken dadurch noch ein eigenes Interesse zu verleihen, daß sie denselben ein Facsimile von der Handschrift des Verf. hinzufügten. Derartige Zugaben finden wir namentlich in den Ausgaben Ladvocat's aus den Jahren 1824 und 1825. Bei dem großen Beifalle, den diese Mode fand, lag der Gedanke sehr nahe, eigene

Werke, in denen eine ganze Sammlung von lithographirten Autographen geboten wurde, herauszugeben. Unter den verschiedenen Unternehmen, die in dieser Absicht begonnen wurden, hat sich die „Isographie“, zu der noch eine Sammlung von Portraits unter dem Titel „Iconographie“ hinzugefügt wurde, am längsten (1828—30) gehalten. Aber alles Dies genügte dem Liebhaber von Autographen ebenso wenig wie die Abdrücke der Incunabeln und der Editiones principes (und wären sie mit diplomatischer Genauigkeit besorgt) dem Bibliophilen. Alle diese Facsimilia waren Jedermann um ein Geringes zugänglich und doch ist der Hauptreiz dieser Sammlungen der alleinige Besitz. Je mehr also die Liebhaberei der Autographen durch lithographirte Abdrücke profanirt ward, desto eifriger wurden die eigentlichen Handschriftensammler, sodaß sich die Liebhaberei nicht selten bis zur Leidenschaft steigerte. Zu gleicher Zeit vermehrte sich die Zahl dieser Sammlungen, sodaß man jetzt in Paris deren mehre Hundert zählen kann.

Bei öffentlichen Versteigerungen, die jetzt gar nichts Seltenes mehr sind, sieht man, wie es mit den Autographen ebenso geht wie mit den kostbaren Ausgaben und den alten Gemälden. Diese Curiositäten sind der ganzen Wandelbarkeit der Mode unterworfen. Autographen, die heute bis zu unsinnigen Preisen hinaufgetrieben werden — und es sind nicht etwa immer die, welche von den berühmtesten Personen herrühren —, werden in einigen Monaten so im Preise gesunken sein, daß sie kein Mensch mehr haben will.

Eine der interessantesten autographischen Sammlungen von Paris ist die, welche der bekannte Buchhändler und Gelehrte Panckoucke angelegt hat. Sie zählt eine Menge der wichtigsten und seltensten Stücke, die zum Theil noch ganz unbekannt sind und aus denen sich eine werthvolle Auswahl zusammenstellen ließe. Man bemerkt darin unter Anderm eine Notiz über die Schlacht von Trasimenes, die Napoleon während seines Aufenthalts zu St.-Helena eigenhändig geschrieben hat. An die Sammlung Panckoucke's reiht sich die von Feuillet de Conches, der einen hohen Posten auf dem Ministerium der auswärtigen Sammlungen bekleidet. Auch der Marquis von Flers, Conseiller à la cour des comptes, der gegenwärtig ein umfassendes Werk über autographische sowie andere Sammlungen vorbereitet, ist im Besitz einer großen Menge kostbarer Stücke, die manchen Liebhaber neidisch machen könnten. Unter der großen Zahl derselben (seine Sammlung beläuft sich auf mehr als 2500, aber Alles nur Raritäten!) können wir nur einer Erklärung von Katharina II. über die französische Revolution, sowie der Handschriften von Montecuculi, Galilei, Macchiavelli u. s. w. erwähnen. In der reichen Sammlung von H. Chambry, Maire des vierten Arrondissements, befindet sich ein höchst interessanter Brief der Charlotte Corday vom 15. Jul. 1793. Wir müssen hierbei stehen bleiben, ohne uns in die Physiognomik der unzähligen Autographen, die wir durchblättert haben, einzulassen und ohne es zu versuchen, wie Gall aus den Höckern und den Vertiefungen des Schädels, so aus den Strichen und Punkten der Handschriften die Charaktereigenthümlichkeit, das Schicksal und die Handlungen der Personen, von denen sie herrühren, herauszulesen. 6.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

Die in Mobile wohnhaften Deutschen haben sich daselbst zu einer Gesellschaft vereinigt, der sie den Namen „Deutscher Freundschaftsbund“ gegeben haben und die zum Zweck haben soll, deutsche Literatur jedem der Mitglieder zugänglich und durch gemeinsame thätige Kraft im neuen amerikanischen Vaterlande den Standpunkt der Deutschen ehrenvoll zu machen. Die Gesellschaft besitzt bereits einen Fonds, um kranke oder hülfsbedürftige Mitglieder zu unterstützen, und jeder Deutsche, der sich guter Empfehlungen erfreut, findet unter seinen in Mobile ansässigen Landesbrüdern eine offene und hülfreiche Hand, im Fall er der Unterstützung zu seinem Fortkommen bedarf und dadurch sein ferneres Wohl begründet werden kann. Der Deutsche Freundschaftsbund wurde am 21. Dec. 1841 errichtet und es schlossen sich demselben sehr bald 25 Deutsche als Mitglieder an. Dem Bunde wurde am Stiftungstage von einem seiner Mitglieder folgendes Gedicht gewidmet, das zugleich als Probe deutscher gebundener Rede im Süden der nordamerikanischen Union dienen mag:

Dem deutschen Freundschaftsbunde, am 21. Dec. 1841 geweiht, von C. F. R.

Kommt Brüder, kommt in unsre Mitte,
Reicht Euch die Hände, wie im Vaterland,
Kein Schlummer taugt für unsre Schritte,
Von uns bleib' ewig er verbannt.

Zu gutem Wirken sind wir nur verbunden;
O! führt es aus, was wir uns zugesagt,
Und zeigt, daß treue Männer sich gefunden,
Die hülfreich sind, wo Schmerz und Kummer nagt.

Erhebt Euch selbst durch gegenseit'ge Treue,
Zeigt deutsche Ehr' in ihrer Pracht;
Gebt deutschem Namen jene Weihe,
Die ihn zum stolzen Titel macht.

So laßt uns denn die Stund' begrüßen,
Die uns in edlem Bund umschlang,
Laßt enger uns das Band umschließen,
Und deutsche Ehr' sei unser Bundgesang.

Aus dem durch den Druck veröffentlichten officiellen 14. Jahresberichte der Besserungsanstalt für jugendliche Verbrecher (House of refuge) in Philadelphia geht hervor, daß sich am 1. Jan. des vorigen Jahres 102 Knaben und 46 Mädchen in diesem Institut befanden. Im Laufe des J. 1841 wurden 81 Knaben und 41 Mädchen entlassen, sodaß im Anfange des J. 1842 102 Knaben und 48 Mädchen vorhanden waren. Todesfälle fanden nur 2 in dem Zeitraume von einem Jahre statt. Von denen, die in dem verflossenen Jahre aufgenommen wurden, konnten 37 weder lesen noch schreiben, 57 waren in der Stadt Philadelphia, 19 in andern Theilen Pennsylvaniens, 11 in Newjersey, 7 in Neujork, 2 in Ohio, 1 in Rhode-Island, 1 in Virginien, 3 in Delaware, 2 in Maryland, 9 in Irland, 4 in England und 3 in Deutschland geboren. Von den Entlassenen wurden 29 bei Landwirthen, 2 bei Schuhmachern und 5 bei andern Gewerben als Lehrlinge untergebracht; 19 Mädchen wurden ausgethan, um die Haushaltung zu erlernen, 14 Knaben als Schiffsjungen fortgeschickt und 26 Knaben und Mädchen der Obhut ihrer Verwandten anvertraut. 33.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 257. —— 14. September 1843.

Über Menschenrassen.

(Beschluß aus Nr. 256.)

Die kleine anspruchlose Gelegenheitsschrift Nr. 3 maßt sich nicht an, ihren Gegenstand erschöpft und eine durchdringende Kritik der gegentheiligen Meinung geliefert zu haben, aber es gebricht ihr weder an Scharfsinn noch an Gründlichkeit, um mit ihren Gegnern in die Schranken zu treten. Ihr Verf., wie schon bemerkt, ein Gegner der Ansicht von der Abstammung der Menschen von Einem Paare, verfolgt zuerst den Weg der Beobachtung und Erfahrung und schlägt dann den umgekehrten Weg vom Allgemeinen zum Besondern ein, die aus bewährten allgemeinen Naturansichten abgeleiteten Schlüsse damit vergleichend. Eine Vergleichung der Hauptgruppen der Menschen in Hinsicht auf Farbe, Textur und Organisation von Haut und Haar, Habitus und Ausdruck des Gesichts, Entwickelung des Geschlechtssystems, Skelett, Gehirn- und Nervensystem, Muskelkraft, Krankheitsanlage, Verkrüppelungen und Misgestaltungen, Sprache, Religion, Wissenschaft, Kunst, Familien- und Staatsleben führt ihn zu dem Resultat, daß wirklich Menschenrassen mit beharrlichen Unterschieden existiren, und zweitens daß wir in detaillirter Auffassung der Abweichungen noch nicht weit genug gekommen sind, um mit aller Zuversicht entscheiden zu können, ob es fünf oder nur vier Rassen gibt, daß aber die Gesammtheit aller angedeuteten Züge und Besonderheiten für die Fünfzahl spricht. Nachdem der Verf. seinen Gegenstand auf empirischem Wege betrachtet, unterwirft er, auf dem Wege von dem Allgemeinen zum Besondern fortschreitend, zuerst das Terrain, welches den Menschenstämmen zum Wohnplatz angewiesen ist, der Untersuchung und kommt hier zu dem Resultate, daß die Gegensätze der Continente in der geographischen Lage, in der Configuration und horizontalen sowol als verticalen Ausdehnung, in der innern Structur, im Verhältniß von Land und Wasser und vielen damit zusammenhängenden Eigenthümlichkeiten es als Wunder erscheinen lassen würden, wenn die organische Welt nicht eine entsprechende Verschiedenheit in sich ausgeprägt trüge. Es wird dies durch die Geographie der Pflanzen und Thiere bestätigt. Die fünf Continente bilden selbständige botanische und zoologische Provinzen. In verwandten Himmelsstrichen und Localitäten ersetzen sich verwandte Gruppen; bisweilen, doch nicht oft, findet sich dasselbe Genus, fast nie dieselbe Species. Der Verf. zeigt nun, daß die Fünfgliederung auch in der Menschheit hervortrete. Die fünf verschiedenen Rassen entsprechen dieser Gliederung, aber die amerikanische stellt nicht, wie Blumenbach annimmt, den noch nicht ganz zur mongolischen Form gewordenen, die malaiische den noch nicht ganz negrificirten kaukasischen Typus dar, sondern eine ist so selbständig und ursprünglich wie die andere. Es sind die europäische oder weiße, die asiatische oder gelbe, die amerikanische oder rothe, die malaische oder braune und die afrikanische oder schwarze. Während aber der Verf. die ursprüngliche Fünftheilung der Menschheit voraussetzt, leugnet er das Zerfallen in verschiedene Species, indem ein solches Zerfallen ebenso sehr der Idee der Menschheit, welche innerliche Einheit bei aller äußerlichen Mannichfaltigkeit fodert, widersprechen würde, als sie durch naturgeschichtliche Thatsachen widerlegt wird. S. 35 heißt es:

> Die Natur hat ihr Höchstes, den Menschen, in verschiedenen Continenten auf verschiedenen Schöpfungsleitern aufsteigend zu erreichen gesucht und erreicht. Die Spitze dieser großen, fünfseitigen Schöpfungspyramide ist kein mathematischer Punkt, welcher nur in der Vorstellung existirt, sondern eine Fläche, die auch hier noch der Mannichfaltigkeit eine reiche Entwickelung gestattet. — Für die Erledigung der obschwebenden Frage auf empirischem Wege ist es nöthig, daß der Begriff von Species fixirt werde. Die ausgezeichnetsten Naturforscher, wie Cuvier, R. Wagner, J. Müller erklären, daß die Begattung und Bastarderzeugung in letzter Instanz entscheide. Sie gehen dabei jedenfalls von der Überzeugung aus, daß die Natur in der Zeugung sich am deutlichsten über innere Verwandtschaft ausspreche. Diejenigen Wesen, welche sich ohne künstliches Zuthun und ohne unnatürlichen Zwang von Seiten des Menschen begatten, und dauernd fruchtbare, denselben Typus bewahrende Nachkommen erzeugen, gehören zu einer Species. Was zu einem Genus als verschiedene Species gehört, vermag wol sich zu begatten, doch entweder ohne Erfolg, oder so, daß die Nachkommen steril sind oder nur mit einem Wesen der primitiven Art Junge erzeugen, welche in die ursprüngliche reine Form zurückschlagen. Der Formenwechsel innerhalb der die Species umziehenden Grenzen gibt Rasse, Varietät, Abart u. s. w. Damit stimmen auch die Resultate der physiologischen Forschungen überein, z. B. daß die Spermatozoen bei den männlichen Bastarden ganz fehlen oder nur verkümmert vorhanden sind. Sonach gehören Hund und Wolf, die Bastarde erzeugen, zu verschiedenen Species, ebenso Hund und Fuchs, Löwe und Tiger, Pferd und Esel. Dagegen bilden alle Hunde eine Species. Das aber ist ein gewaltiger Irrthum vieler Naturforscher, daß sie es als ausgemacht annehmen, mit der Einheit der Species sei auch die Ab-

stammung von einem Urpaar erwiesen: alle Varietäten innerhalb der Species seien derivirt, nicht ursprünglich. Diese Ansicht, daß jede Species organischer Wesen einen einzigen Ausgangspunkt, gleichsam einen Adam habe, widerspricht den Naturgesetzen. Nicht Kargheit der Armuth, sondern verschwenderische Fülle des Reichthums bezeichnet das Schaffen der Natur. Gewiß ist jede Species ursprünglich gleich in einer Menge nicht blos von Exemplaren, sondern auch von Varietäten aufgetreten. — Wenden wir den gefundenen Begriff der Species auf die Menschheit an, so ergibt sich auf das klarste, daß alle Menschen zu einer Species gehören. Die Menschen der verschiedensten Stämme erzeugen miteinander sehr kräftige fruchtbare Nachkommen. Nur diejenigen Abkömmlinge, die in den mannichfachsten Nuancen aus der Vermischung der amerikanischen Rasse mit andern hervorgehen, stehen weder in physischen Kräften noch in physischer Productivität und Zähigkeit den Mischungen anderer Rassen gleich, sodaß sich auch hierin der Todeskeim verräth, den die amerikanische Rasse in sich zu tragen scheint. Sonst gibt, wie in der Thierwelt, Kreuzung der Rassen ein besonders kräftiges Geschlecht, während dauernde Absperrung des Bluts innerhalb enger Grenzen ein Herabsinken des Organismus und Verkrüppelung zur Folge hat.

Es hat diese geistreiche Auffassung des Gegenstandes etwas sehr Annehmliches. Sie läßt uns die verschiedenen Menschenrassen gleichsam als einzelne Organe eines großen Menschenleibes erfassen, von denen jedes seinen Theil zur Verwirklichung eines höhern, ideellern Organismus beiträgt und durch deren relative Ausbildung das Ganze der Menschheit geistig und leiblich gefördert wird, ohne dabei die Möglichkeit auszuschließen, daß die jetzt niedern Glieder, wie sich ein solches z. B. jetzt in der Negerrasse darstellt, dereinst die höhern werden können.

Wir begnügen uns, unsere Leser auf diese interessante kleine Schrift aufmerksam gemacht zu haben und wünschen, daß sich ihr Verf. im Interesse der Wissenschaft veranlaßt sehen möge, ihr künftig eine größere Ausführung zu geben und sie so auch für ein größeres Publicum zugänglich zu machen. 75.

Forschung und Phantasie. Von J. Geel. Übersetzt durch Hierunda. Leipzig, Weigel. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In Holland hat die französische Literatur von jeher einen bedeutenden Rang behauptet; die Literatur der übrigen Völker — natürlich mit Ausnahme der sogenannten Classiker der Griechen und Römer — ist daselbst wenig bekannt. Seit mehren Decennien haben sich in Holland Akademien für holländische Sprache und Literatur gebildet. Namentlich zwei Holländer, Bilderdijk und van der Palm, haben in den letzten 30 Jahren durch ihre zahlreichen Schriften einen Typus holländischer Originalität aufgestellt; der Erste ist zwar vielseitig, aber nicht populair, und der Zweite schreibt zwar schön, hat aber doch nicht durchdringen können. Nun haben die jetzt bestehenden holländischen Akademien vorzugsweise darauf ihr Augenmerk gerichtet, gegen Nachahmungssucht zu Felde zu ziehen, wissenschaftliche Gründlichkeit zu vertheidigen und den echten Geschmack zu begründen. Das angezeigte Buch enthält akademische Vorträge, welche das bezwecken, und ist also schon um dieses Strebens willen von Interesse; daß das Buch von Wirkung ist, wird dadurch bestätigt, daß es in kurzer Frist die zweite Auflage erlebt hat.

Die erste Nummer enthält Tischgespräche über Gegenstände von großer Wichtigkeit. Es wird nämlich darin die Sucht, Preisfragen aufzustellen, persiflirt, und zwar auf eine ganz hübsche Art, indem eine Akademie die Preisfrage ausschreibt, ob die Theorie der chinesischen Schrift brauchbar sei für unsere westlichen Sprachen, und ob man hiervon nicht einigen Vortheil für die allgemeinere Verbreitung der wissenschaftlichen Kenntnisse erwarten könne. Sehr treffend vergleicht der Verf. solche Akademien und ihre Preisfragen mit ausgekrampten Kratern, worin Peter und Paul, jung und alt, ohne Gefahr und nach Belieben sitzen können.

Zweite Abhandlung: „Über die Einfachheit." Der Begriff wird synthetisch bestimmt, an Homer und Hesiod, an Thucydides und Herodot, an Bilderdijk und Schiller, und ist reich an schlagenden Vergleichen und scharfen Pointen, wenngleich uns die Form des Vortrags etwas ermüdend vorkommt; man muß vielleicht Holländer sein, um dabei wach zu bleiben.

Dritte Abhandlung: „Gespräch über Poesie und Arbeit." Hier wird die Meinungsverschiedenheit eines Enthusiasten und eines Realisten über das Studium, welches Poeten machen müssen, ausgeglichen; die Discussion ist scharfsinnig durchgeführt, enthält aber für uns Deutsche keine Mittheilungen, die wir dem Holländer Dank wissen müßten.

Vierte Abhandlung: „Über das Reisen." Diese Vorlesung, in der Wissenschaftlichen Versammlung zu Rotterdam gehalten, darf in der That als humoristisch bezeichnet werden; es ist darin so viel Lebendigkeit, wie man einem Holländer gar nicht zutraut; es ist darin eine so leichte, witzige Persiflage der Modethorheiten, eine so pikante Satire gegen Die, welche das Leben nur genießen wollen, ohne darin einen höhern Gehalt zu finden, daß wir dem Artikel unsern Beifall nicht versagen können. Die Naturschilderungen, die hineinverwebt sind, haben den Vorzug der Schärfe und Anschaulichkeit.

Fünfte Abtheilung: „Eine neue Charactereintheilung des Stils." Der Verf. beginnt seine Abhandlung mit der Erklärung des Wortes Stylus. Recht hübsch ist die Auseinandersetzung und Begründung der Behauptung, daß die Römer gemeint hätten, man müsse viel schreiben, um gut sprechen zu lernen; daher sei den Jünglingen der Rath gegeben: Stylum verte! Die Römer sprachen viel mehr als sie schrieben; das Sprechen war ihnen wichtiger; bei uns ist der Stil nicht mehr Übungsmittel, sondern selbst das Ziel. Der Verf. meint nun, wenn man den Stil eintheile in Brief-, Kanzlei-, historischen, rhetorischen Stil, so sei das falsch, weil man demzufolge den Stil für eine bloße Form halte; aber in dem Stil liege der Gedanke so fest verschlossen, daß Stil und Gedanke eigentlich ein Ganzes ausmache. Darum räth der Verf., man solle eintheilen in einen aufrichtigen Stil, einen gutherzigen, einen mürrischen, einen eiteln oder vermessenen. Indeß diese Eintheilung scheint kein festes, logisches Fundament zu haben; daß diese Charaktereintheilung wirklich höchst willkürlich sei, geht aus Dem hervor, was er z. B. über den gutherzigen Stil sagt: Der gutherzige Stil gönnt Jedem, was ihm zukommt, fügt deshalb zu jedem Hauptwort ein Beiwort, das ihm eigenthümlich ist; die Fürwörter er, sie, es sind ihm zu scharf und eckig; darum gebraucht er lieber derselbe, dieselbe, dasselbe; er wendet selten andere Metaphern als die bekannten und gewöhnlichen an; er jagt nicht nach Verschiedenheit und Abwechselung, seine Sätze haben eine gewisse Gleichförmigkeit; sie sind lang und enthalten gewöhnlich einen Gedanken, in den ein anderer eingeschaltet ist; am Schluß der Rede wird der Numerus trochäisch und dadurch erscheint er still, gemäßigt, bescheiden. Der mürrische oder grämliche Stil gebraucht den Buchstaben r sehr viel, auch das d und t nicht selten; die Perioden sind ungleich, Conjunctionen fehlen oft; von Zeit zu Zeit häufen sich einsylbige Wörter; Präpositionen bekommen oft den Ton; der Numerus bricht oft in Anapästen aus. Der eitle Stil hat wenig innern Gehalt, keine Genauigkeit in Gegensatz und Verbindung. Die Worte springen mehr als sie rollen; der Vortrag wimmelt von Bildern mit orientalischer Pracht und Pedanterie; die Perioden sind manierirt; der scheinbar große Reichthum dieses Stils ist keine Üppigkeit, welche die Zeit beschneiden wird, sondern ein

durch Magnetismus und Spiritus hervorgerufenes Lebensgefühls das gibt keine gesunde Kraft; erzählen kann der eitle Stil gar nicht. Was diesen Artikel betrifft, so ist derselbe offenbar nur eine Skizze; der Gegenstand ist ein so vielumfassender, es liegt so Vieles auf dem Gebiete des Problematischen, daß sich unmöglich auf einigen Seiten eine Ansicht gründlich auseinandersetzen läßt. Der Verf. scheint von der Ansicht auszugehen, die auch Moritz in seinen „Vorlesungen" (1808) ausspricht, daß sich der Stil nicht lehren lasse; daß Jeder in der Form sich ausdrücken müsse, die ihm sich gebe, in der seine Gedanken entstehen. Von der grammatischen und logischen Correctheit ist gar nicht die Rede, und die ist doch die erste Anfoderung; ebenso wenig wird es erwähnt, daß sich der Stil aus dem Gebiete der Correctheit in das der Kunst hinüberführen lasse, oder daß das Richtige zum Schönen sich entfalten müsse; auch kommt nichts vor über die gewöhnliche Eintheilung, die von den alten Rhetoren herrührt, in genus dicendi tenue, medium et sublime, oder die niedere, mittlere und höhere Schreibart Wie schwer es sei, über den Stil etwas Stichhaltiges zu sagen, geht auch daraus hervor, daß das Capitel weit weniger auf dem Gebiete des Verstandes als auf dem des Gefühls liegt. Mit dieser Schwierigkeit kämpfte auch Jean Paul in seiner „Vorschule der Ästhetik"; denn wo er die Stilarten charakterisirt, spricht er fast nur in Bildern. So sagt er zum Exempel, Luther's Prosa ist eine halbe Schlacht; Klopstock's Prosa zeigt eine stoffarme Sprachschärfe, es sind so viele nackte Winteräste darin; Herder's Prosa wird so geschildert: man geht in einem Mondschein, in welchen schon Morgenröthe fällt, eine verborgene Sonne malt ja beide Wenn Jemand etwas Geniales, zum Denken und Weiterforschen Anregendes über den Stil lesen will, der nehme die „Vorschule zur Ästhetik" vor; auch Herling hat viel Gutes.

Sechste Abhandlung: „Das Lustspiel bei den Griechen." Im Eingange dieser interessanten Abhandlung wirft der Verf. die Frage auf: Woher kommt das Lustspiel? Hagel, Regen und Schnee fallen aus der Luft, aber das läßt sich weder vom Heldengedicht noch vom Lustspiel sagen. Der Ursprung der Komödie wird nun nicht aus einem Bedürfniß dafür, denn das wäre petitio principii, weil das Bedürfniß Bekanntschaft voraussetzt, sondern aus der Geschichte des Volks nachgewiesen, das heißt im Allgemeinen aus historischen und localen Umständen. Nun weist der Verf. zunächst nach, daß die Tragödie und nicht die Komödie zuerst entstehen mußte, und daß die Tragödie die Komödie erzeugt habe. Dann ist die Rede von der alten Komödie, worin Personen von Ansehen und Gewalt, entweder mit Namen oder durch Nachahmung bezeichnet, geistreich durchgehechelt wurden. Als die Volksmacht aufhörte und die Aristokratie an deren Stelle trat, entstand die mittlere Komödie, worin ältere und gleichzeitige Tragödien parodirt oder Personen aus der Heldenzeit phantastisch dargestellt wurden; auch philosophische Hypothesen wurden in der mittlern Komödie bespöttelt. Hieraus entwickelte sich bald die neue Komödie, worin Untugenden, Fehler, Gebrechen in Caricaturen dargestellt wurden; das tägliche Leben in seiner reichen Mannichfaltigkeit und Farbe, mit seinen wechselnden Formen und seinem bunten Geschmack kam darin zur Darstellung. Nun wird das Weitere auseinandergesetzt, wodurch denn die griechische Komödie so ganz besonders glücklich sich entwickelt habe. Die Hauptmomente dieser Entwickelung liegen im Volkscharakter, in dem öffentlichen Leben der Griechen, in der lebendigen Theilnahme an Allem, was den Staat, die Staatsbeamten und die Staatsbürger betraf; ferner in der großen Empfänglichkeit für alle Eindrücke, in dem hellen Blick der Griechen für Contraste, in einer gewissen Leichtfertigkeit und Beweglichkeit des Charakters, der vom Lobe so leicht zum Spott, von der Bewunderung so leicht zur Geringschätzung überspringt. Dazu kam, daß man in Athen damals keine raisonnirenden Zeitungen, keine Neuigkeitsblätter, keine Recensenten, keine Caricaturzeichner und dergleichen mehr hatte; alle diese Bedürfnisse und deren Befriedigung concentrirten sich damals in der Komödie.

Ein anderweiter Grund zur schönen Blüte der Komödie in Griechenland liegt in den Gegenständen der Komödie Der ältern und mittlern Komödie lieferte die reiche epische Poesie viel Stoff; Dasselbe that das Volk selbst, namentlich durch den oft zur Erscheinung kommenden Misbrauch der Freiheit; Dasselbe thaten endlich Emporkömmlinge, Redner, Demagogen und Staatsbeamte. Ferner liegt in der griechischen Sprache viel für die Komödie sich Eignendes; z. B. wie viel Freiheit hat man im Griechischen im Zusammensetzen von Wörtern; wie leicht kann durch Versetzung des Accents ein veränderter, oft ein parodirter Sinn hervorgebracht werden; ferner, wie malerisch können die kleinen Partikeln, oft gleichsam tanzend, auftreten, gar nicht einmal zu reden von dem Reichthume, dem Wohlklang, der Weichheit, Biegsamkeit und Kraft der griechischen Sprache. Zu dem Allen kommt noch die große Zahl vorzüglicher Dichter, welche eine vollkommene Gewalt über die Sprache, reiche Phantasie, Macht der Rede, Kenntniß des Lebens, Ironie, Geist und selbst etwas Bosheit hatten, die im Lustspiel oft so gut einschlägt. Dieser Artikel ist der gründlichste und interessanteste in der ganzen Sammlung; er leidet durchaus nicht an jener Unbehülflichkeit, die auch im Stil leicht den Holländer verräth.

Siebente Abhandlung: „Die Pflichten eines Zuhörers." Der Verf. spricht hier wieder als Humorist, und als ein recht liebenswürdiger, dem man mit Lächeln zuhört, wenn man bemerkt, daß er oft unwillkürlich in die Zopfzeit und in die Zopfform fällt. Er spöttelt über Die, welche in ihren Vorträgen durchaus unterweisen und belehren, und für das Bedürfniß ihrer Zuhörer reden wollen; zugleich aber stachelt er das Publicum oder vielmehr die Indolenz des Publicums an. Recht hübsch ist die Erzählung angebracht, wie Plato seinen „Phaedon" einer großen Versammlung vorliest. Erst geht einer fort, bald mehrere, endlich wird es ein dragonermäßiges Ausderthürgehen; nur Aristoteles ist noch da, als Plato endet.

Achte Abhandlung: „Die Prosa." Diese Abhandlung ist eigentlich eine Streitschrift über die oft aufgestellte Frage, ob die Prosa der Poesie untergeordnet werden müsse. Auch hier spricht der Verf. oft in seiner leichten, scherzenden Weise, z. B. gleich im Anfange sagt er, daß Dichter oft die Harfe spielen und die Saiten rauschen lassen, womit bildlich angedeutet werde, was ihre Kunst eigentlich sein müßte. Homer rief aus: „Singe mir, Muse, den Mann"; unsere Dichter pflegen zu sagen: „Ich besinge den Helden", was sehr oft unwahr ist, indem sie sagen müßten: „Ich spreche oder schreibe im Sylbenmaß von dem Helden." Der Verf. behauptet nun, daß der Mensch in der frühesten Zeit der Cultur durchaus poetisch gesprochen habe, und daß es merkwürdig sei, daß wir, die wir doch über die erste Culturstufe weit fortgeschritten seien, dennoch das Dichtertalent mit Eifer und Fleiß pflegen. Was Referenten betrifft, so muß er bemerken, daß die Frage, ob Poesie oder Prosa älter sei, eigentlich gar keinen Sinn hat. Diese zwiefache Form des Ausdrucks bildete sich erst im Fortgange der Zeit, und bei verschiedenen Völkern und unter verschiedenen Klimaten anders. Weil ein Volk, wenn es noch jung ist, sich mehr sinnlich und bilderreich ausdrückt, darf man noch nicht behaupten, daß die Poesie, weil darin die bildliche Ausdrucksweise vorherrsche, die ältere gewesen sei; oder will man, um einen concreten Fall anzuführen, behaupten, die Hottentotten und die Lappländer hätten eher eine Poesie als eine Prosa gehabt?

Nach dieser Einleitung geht der Verf. auf den Gegenstand der Poesie und der Prosa ein, und erläutert, daß beide denselben Gegenstand haben, oder haben können, erklärt aber, daß der Dichter den unschätzbaren Vortheil besitze, daß man auf seine Kenntniß des Gegenstandes nicht genau und scharf achte. Was dem Dichter von seinem Gegenstande unbekannt ist, das schafft er selbst, in seiner Phantasie findet er einen Vorrath von Zusätzen und Verhüllungen; der Verf. meint sogar, wenn der Dichter zu tief in seinen Gegenstand eingedrungen wäre, dann würde ihm nicht Spielraum genug für sein Gefühl bleiben. Das Wenige, was der Dichter über einen Gegenstand weiß, schreift

er, daß es poetische Ecken bekommt, rüttelt es aus, hebt sich damit von der Erde empor und geht in die Wolken. Referent muß bemerken, daß der Verf. in diesen zuletzt ausgesprochenen Behauptungen entschieden irrt. Sein Raisonnement gründet sich nämlich auf die falsche Voraussetzung, daß Kenntnisse besitzen etwas weit Ehrenwertheres sei, als in Kraft der Phantasie Gestalten bilden; indeß der schöpferische Geist darf doch durchaus nicht dem blos empfangenden und festhaltenden Geiste untergeordnet werden. Der Verf. redet hier offenbar parteiisch und ganz einseitig zu Gunsten des Prosaisten. Der Prosaist — so spricht der Verf. weiter — muß seinen Gegenstand kennen bis auf die kleinsten Eigenthümlichkeiten, denn er darf nicht suchen, blos zu gefallen, wo er den Besitz von Kenntnissen darthun muß. Auch muß der Prosaist das Überdachte in einer festen Ordnung vortragen, er muß systematisch verfahren; dagegen der Poet schleppt uns mit über Hecken und Stege, er reißt uns zu Abgründen, durch Qualm und Pestgeruch zu den Wolken und dann wieder in unsere Heimat, sodaß wir nicht wissen, wo wir gewesen sind. Wie viele Oden der Alten gibt es nicht, worin man die Ordnung der Gedanken bis auf diese Stunde noch nicht gefunden hat. Die Poesie bedarf des Weins, daher Horaz von schlechten Dichtern sagt, sie trinken zu viel Wasser; der Prosaist dagegen muß enthaltsam, muß mäßig sein. Wie mannichfach dem Prosaisten auch die Vorstellungen zuströmen, sie sind ihm unbrauchbar, bevor er sie gesichtet und in Ordnung gestellt hat; sein Gefühl und seine Phantasie werden vom Verstande gelenkt.

Nun kommt unser Verf. auf die Schönheit der Prosa, auf ihre Bilder, ihre Malerei, ihren Reichthum, ihren ungezwungenen Schmuck, worin eben ihr Vorzug liege. Ferner behauptet er, daß das Geistreiche, der Witz, das Salz der Rede beinahe ausschließliches Eigenthum des ungebundenen Stils sei, was auch insofern richtig ist, als die genannten Vorzüge alle mehr auf der Seite des Verstandes als auf der der Phantasie und des Gefühls liegen. Hierauf basirt der Verf. seine Behauptung, daß es Thorheit sei, das Talent zur Prosa für eine kostenlose Gabe der Natur zu halten, da ja Geist und Witz eine ebenso seltene als hohe Begabung sei

Zum Schluß ist noch die Rede vom Reime. Viele von Denen, welche das Reimspiel in ihrer Gewalt haben und darin das Wesen der Poesie nicht setzen, werden sich auch über den Prosaisten nicht ungebührlich erheben wollen; aber Die, welche oft vergebens an die Thüre der Musen klopfen, die, wie Plato sagt, über zwei Versen einen ganzen Tag lang sinnen und alle Freunde zur Begutachtung derselben zusammenrufen, die wollen sich gewiß hoch über den Prosaisten stellen. In den Kinderjahren der Menschheit sang die Rede; aber sie war damals auch in der Kindheit; sie band sich, weil sie den Genuß der Freiheit nicht kannte; ihr Ausdruck glich noch nicht der vollkommenen Sprache der Bildung, gleich wie das Kind, das man in Tüchern und Windeln hätschelt, noch wenig dem Menschen gleicht. Die Menschheit ist emporgewachsen und die Poesie ist bei Vielen ein kindisches Alter geworden; bei Wenigen ist sie Natur geblieben mit dem Reiz der Jugend. Aber die Prosa hat sich durch Denken entfaltet, durch Nachforschung, durch Kunst vervollkommnet. Die Prosa ist die Sprache in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Kraft, in ihrem Reichthum, die Prosa ist die Sprache in ihrem ganzen Umfange. Die Ungebundenheit ist keine Fessellosigkeit; unser Gehorsam gegen die Sprachgesetze, von denen sie sich so oft lossagen, ist eine Fessel, die viele Male ebenso sehr drückt als das Maß ihrer Verse. Unsere Prosa scheint ungebunden; aber sie ist es nur, weil die Fesseln weniger fühlbar sind für Auge und Ohr. Sie scheint frei zu sein; aber die Freiheit ist eine beinahe unendliche Ausbreitung, eine Dehnbarkeit, welche jedoch Grenzen hat, womit wir nicht unbekannt sein dürfen. Sie scheint kein Maß zu haben; aber sie hat eins, das nicht faßbar ist, welches an den Fingern nicht gemessen werden kann. Sie scheint nicht Sang, nicht Klang zu haben; aber sie hat einen Wohllaut, der verschieden und doch nicht unbestimmt, der schwer zu fassen und auch mühsam zu fördern, der das tiefste Geheimniß der Kunst ist.

Wenn wir nun ein Gesammturtheil über dieses Buch abgeben, so gestaltet es sich folgenderweise: Was die Form betrifft, in welcher diese Abhandlungen erscheinen, so ist dieselbe nicht so vollendet, wie wir das in Deutschland jetzt verlangen, wo namentlich seit dem J. 1830 der Stil sich zu einer wunderbaren Leichtigkeit, Eleganz und Präcision erhoben hat; mag auch in einigen Abhandlungen, z. B. über das Reisen und über die Pflichten des Zuhörers, die zopfartige Weise des Vortrags zu der ironischen Stimmung ganz gut passen, im Allgemeinen muß doch der Vortrag breit, matt, langweilig genannt werden.

Was den Inhalt betrifft, so interessirt er schon deshalb, weil er durchaus Original ist. Nichts Entlehntes, Erborgtes, Geraubtes ist darin; da ist immer des Mannes ureigene Ansicht, und zwar eine Ansicht, die auf Kenntnisse, auf Gelehrsamkeit basirt ist; jeder Artikel zeugt von einer echt classischen Bildung und Durchbildung des Verf. Indeß wenn man fragt, ob für uns Deutsche in unserm Decennium etwas dadurch gewonnen werde, ob wir diese Abhandlungen zu einem Fortschritte unserer Wissenschaft und Kunst erheben und benutzen können? so muß diese Frage verneint werden, weshalb denn der Werth des Buchs nur als ein relativer bezeichnet werden darf. 29.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die französische Herrschaft im Orient.

Die „Revue de Paris" hat seit einiger Zeit recht interessante Mittheilungen aus den Reiseerinnerungen Buchon's mitgetheilt, die zum Theil vom „Ausland" übersetzt sind. Dieser unermüdliche Gelehrte, der namentlich beim „Panthéon littéraire", diesem ungeheuern Stapelplatze der Literatur, betheiligt ist, hat zwei Jahre Griechenland, die Türkei, Kleinasien u. s. w. bereist, um Materialien zu sammeln für eine Geschichte der französischen Herrschaft im Orient. Er hat bereits einige von den wichtigen Documenten, die er in jenen Gegenden aufgefunden hat und von denen ein guter Theil noch ganz unbekannt war, an verschiedenen Orten mitgetheilt. Wir erhalten gegenwärtig eine vollständige Sammlung dieser wichtigen Papiere, durch die der Geschichte tüchtig vorgearbeitet ist. Sie führt den Titel: „Nouvelles recherches historiques sur la principauté française de Morée et ses hautes baronnies à la suite de la quatrième croisade." Wir wünschen, daß dem verdienten Gelehrten, der bei seinem Unternehmen keine Mühe und kein Opfer gescheut hat, Muße bleiben möge, sein umfassendes Geschichtswerk, das er über diesen Gegenstand vorbereitete, selbst auszuführen.

Darstellungen aus der neuesten Geschichte.

Ein wichtiges historisches Werk, welches der neuern Geschichte gewidmet ist, hat vor kurzem die Presse verlassen. Es ist dies die „Histoire des états européens depuis le congrès de Vienne" vom Vicomte de Beaumont, die auf 10 Bände berechnet ist. Der erste ist vor kurzem in den Buchhandel gekommen. Er umfaßt die Geschichte Belgiens und Hollands. Die Entstehung des Königreichs der Niederlande, die belgische Revolution, die Erwählung des Königs Leopold, die französische Intervention, die parlamentarischen Fehden zwischen der katholischen Partei und den Liberalen, und endlich der definitive Vertrag mit Holland auf der einen Seite und auf der andern der zehntägige Feldzug, die Belagerung von Antwerpen, die Thronentsagung Wilhelm's I. und die ersten Regierungsacte Wilhelm's II. sind die Hauptpunkte, welche in diesem interessanten Werke berührt werden. Der Verf. hat die Geschichte Hollands und Belgiens an Ort und Stelle studirt. Sein Werk verdient, wenn es mit gleichem Fleiß und gleicher Unparteilichkeit zu Ende geführt wird, große Theilnahme. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 258. —— 15. September 1843.

W. F. Meyern.

Hinterlassene Schriften W. F. Meyern's, Verfasser von Dya-Na-Sore. Herausgegeben mit Vorwort und Biographie von Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben. Drei Bände. Wien, Klang. 1842. 16. 2 Thlr.

Die Republik deutscher Geister — wie voll und reich ist sie doch! Wie wenig sind uns die Namen alle gegenwärtig, welche von andern Völkern mit Stolz genannt werden würden, und die bei uns sich kaum über die Wogen der Vergessenheit erheben, wenn nicht etwa ein zufällig dahintreibendes Bret sie über der Flut emporhält! Wer kennt noch Meyern, diesen reichen deutschen Geist, der bisher nicht einmal im „Conversations-Lexikon" das kleinste Plätzchen finden konnte, den Verf. von „Dya-Na-Sore", einem Werke von solcher Fülle des Geistes, daß ein großer deutscher Philolog auf die Frage, welche drei Bücher er für sich retten würde, wenn alle Bibliotheken zu Grunde gingen, zur Antwort gab: „Homer, die Bibel und Dya-Na-Sore!"

Meyern ist Östreichs Lessing, ein halbes Jahrhundert später als jener. Sein Leben verfloß größtentheils in einem Kreise, der nicht in dem Rufe steht, der Hüter des deutschen geistigen Schatzes zu sein. Meyern war östreichischer Artillerieoffizier, ein Freund Fürst Schwarzenberg's, dessen Leiche er von Leipzig nach Wien begleitete; hiernächst östreichischer Staatspensionnair. Er war 1762 bei Anspach geboren, studirte in Erlangen und Altorf, wollte Seemann werden, was nicht gelang, ergriff das Waffenhandwerk im ersten Revolutionskriege, führte dann große Reisepläne zur Hälfte aus, schrieb „Dya-Na-Sore", trat 1809 wieder als Offizier unter die Waffen, wirkte am Rhein, in Paris als Gehülfe Canova's bei Rücklieferung der italienischen Kunstschätze, ging mit Graf Kaunitz nach Spanien und war 1820 wieder, in Schwarzenberg's Umgebung, in den mannichfaltigsten Richtungen thätig. Er starb 1829 in Frankfurt a. M.

Diesem trockenen Lebensabriß können wir nicht umhin einige Bemerkungen des Ritters v. Prokesch anzufügen, der uns mit einer, dem Sammler vielleicht nicht bekannten biographischen Notiz über Meyern beschenkt hat. Prokesch schildert ihn als einen durchaus liebenswürdigen Charakter vom reinsten geistigen Anhauch. Ehren, Orden, Geld waren ihm höchst verächtliche Dinge; er lebte nur seinem geistigen Bedürfniß. Wenige Gulden im Monat genügten ihm; er genoß nur Pflanzenkost, schlief auf Stroh, trank fast nie Wein und war niemals krank. Seinen Gehalt erhob er zuweilen Jahre lang nicht und mußte öfter zu seinem Empfange gezwungen werden. Er war nie verheirathet; sein Verhältniß zu den Frauen hatte den Anhauch jungfräulicher Reinheit. Nie kam ein Wort über seine Lippen, das nicht die strengste Sittlichkeit athmete, oder das nicht der einfachen Würde seines Charakters entsprach. Über Liebe äußerte er sich niemals; aber er war der wärmste, sicherste, bequemste Freund. Ebenso wenig sprach er von sich, seinen äußern Verhältnissen. Auszeichnung und Beifall beschämten ihn; er leugnete die Autorschaft von „Dya-Na-Sore" nicht ab, sprach aber ungern darüber. Die Kunst erfüllte seine ganze Seele; er erkannte den Genius in jeder Verhüllung. Seine Rede strahlte in Farbenpracht, wenn er von den höchsten Dingen im Leben, in Kunst und Geschichte sprach. Wo er eintrat, dahin warf er diesen Glanz der Kunst, da nahm er den Einfluß, der seinem Geist gebührte, ohne ihn zu erstreben. Er war wie eine Biene im Sammeln — an äußerm Gelten lag ihm nichts.

Wenn man ein Leben, ein Wirken wie das Meyern's überblickt, so drängt sich uns eine Bemerkung auf. Der flache Journalismus unserer Tage drängt das deutsche Leben nach einer uns Allen bekannten Richtung hin — wir sollen praktisch, politisch, industriell werden, wir sollen die Welt mit unserer Masse schrecken und lenken. Ist dies das Gesetz der Vorsehung für das deutsche Volk? Wir zweifeln daran. Die reiche Blüte des deutschen Geistes würde in dieser Richtung zu Grunde gehen; nicht Jedem ist Jedes beschieden, und der an das deutsche Volk ergangene Ruf ist ein anderer, als den Markt mit marktgängigen Artikeln zu füllen, auf der Rednerbühne dem flachen Materialismus dialektische Kränze zu flechten, mit politischen Staubwolken die Welt zu füllen. Es ist der Ruf an den deutschen Volksgeist ergangen: „mit den reichsten Geistesblüten Gott zu loben und in der Welt der Ideen über alle Völker zu herrschen". Dies ist unsere Überzeugung. Täuschen wir uns nicht: den Ruhm der materiellen Größe und den Ruhm der Geistesherrschaft werden wir nie, wird nie ein Volk in demselben Kranz vereinen; wol aber stehen wir in Ge-

fahr, den einen Preis zu verlieren, um in der andern Ehrenbahn stets Stümper zu sein. Unsere *Natur* will es so.

Doch nein! Wir berichtigen uns selbst. Jenes Drängen des flachen und trostlosen Journalismus ist nichts als eine kurze Reaction gegen die allzu große Vernachlässigung unserer äußern Existenz. Zu rechter Zeit läßt der Weltgeist seine Stimme ertönen, und die Besinnung kehrt zurück. Wir werden dann wieder erkennen, wie des Deutschen Bestimmung lautet, worin er zu siegen berufen ist, und daß so wenig zwei *Völker* der Erde, wie zwei *Blätter* desselben Baumes sich *gleich* zu sein bestimmt sind. Lassen wir die Zeit vorüberrauschen.

Der Mann, dessen gesammelte kleine Schriften uns hier vorgelegt werden, war durchaus ein Deutscher, seine Art ist keine Abart und wir zweifeln sehr, ob unter allen andern Völkern zusammen ein Geist angetroffen werde, ihm gleich an Vertiefung, Innigkeit des Wissens und Fühlens, Feinheit des Verständnisses in Dingen der Kunst und Erkenntniß im Gebiet des Schönen. Praktischer Sinn, Stoff des Wissens, nebst Allem, was strenge Logik zu lehren vermag, diese mögen Frankreich, England, Italien in gleichem Verhältniß hervorbringen — der Ruhm des Entdeckers im Gebiete der Ideen bleibt dem Deutschen.

Wie viel Neues könnten jene andern Völker allein aus diesen kleinen Schriften Meyern's lernen! Der Aufsatz: „Stammfolge der Wissenschaften", welch eine Masse in Frankreich nie gehörter Gedanken regt er an, und dennoch blieb er nur Fragment. Wie reich an Anschauungen, wie neu in den Wendungen und Betrachtungen, denen er die Dinge unterwirft, wie genial in Auffassung neuer Beziehungen. Das Leben z. B., wie faßt Meyern es auf? Als vermittelnden Hergang von Massen, Gattungen, Individuen, Dingen — als Verliehenes — als Eigenes — als ein Auftrag, als Verwaltung, als Capital, als Drama! Nach allen schon dagewesenen Gesichtspunkten, wie viel neue und originelle noch!

Bei der innigen Verbindung der Ideen in dieser Schrift ist es eine nicht zu lösende Aufgabe, durch fragmentarische Anführungen daraus vom Geist des Ganzen eine Vorstellung zu geben. Am zutreffendsten möchte noch der Vergleich mit Montesquieu's „Esprit des lois" sein, mit der Maßgabe jedoch, daß, während Montesquieu den Menschen nur als Rechtsindividuum, Träger von Rechten und Pflichten, betrachtet, in Meyern's Schrift „Der Mensch und die Menschen" und in deren Folge „Der Mensch und das Höhere", alle Beziehungen des Individuums zur Natur, zur Gesellschaft und zum Geist (Idee der Menschheit) überhaupt zur Sprache gebracht werden. Hier aber zeigt sich sogleich die dreifache Beziehung des Menschen, als Werk der Natur, als ein Wesen sich selbst überlassenen Waltens, und als ein dem höhern Weltgesetz unterworfener Geist. Wir erkennen sogleich, daß das gesammte Bedürfen und Können des Menschen, nicht blos seine Rechtssphäre hier der Betrachtung unterworfen ist; die letztere selbst erscheint hier als untergeordnet, indem das Recht ein Bedürfen, das Bedürfen selbst aber in der Wahrheit des Wesens gegründet ist.

Recht fodert Muth, Muth gegen sich, gegen Unrecht und für Wahrheit. Nur durch Muth wird Recht verdient und behauptet. Es ist etwas so Heiliges, daß Furcht oder Scheu, es geltend zu machen, versäumte Gottespflicht ist.

Ein goldener Spruch, werth, den verkannten Bestrebungen nach Wahrheit, wie sie auch heißen mögen, als befruchtender Thau zu dienen, die Märtyrer derselben zu ätzen und zu stärken, den rechten Muth nicht untergehen zu lassen in der Welt. Es ist Gottespflicht, sagt Meyern, daß der Mensch sein Inneres bewahre, sich selbst und der Wahrheit getreu, kein Spiel mit sich treiben lasse, daß er zu reiner Selbständigkeit zu gelangen kein Mittel *sich* versage, aber auch den *Andern* nicht. Hierin wurzelt das Sittengesetz, und mit ihm alle Leistungen und alle Foderungen, die er an sich und an Alle gemeinsam, ja an das Ganze der Natur zu stellen hat. Was der Welt vor Allem noththut, ist die Erkenntniß dieses ewigen, göttlichen Rechtes; dahin zu wirken, daß die Erkenntniß verwirklicht werde, des Staats erste Pflicht gegen Alle und gegen sich selbst. Hieraus fließt seine Definition, sein Zweck ab, als einer rein sittlichen Anstalt.

Wir sehen, der Verf., wiewol im Ganzen der Kant'schen Philosophie zugewendet, sucht doch nach einem etwas anders formulirten Begriff des Sittengesetzes und des Staates. Es ist ein Unterschied zwischen dem Satze: „Thue, was du wollen kannst, daß es für Alle Gesetz sei" und dem Axiom: „Versage weder dir noch Andern die Mittel, zu reiner Selbständigkeit zu gelangen", und weiter in seinen Anwendungen auf den Begriff des Staats. Später sagt der Verf. von der politischen Freiheit:

Frei ist die Gesellschaft, die als Ganzes und Jeder in ihr sich zu behaupten weiß *über* jeder Vereinzelung in Trieben, Hang — Gefallen und deren Folgen: Interessen; die diese alle als Organe des Lebens in ihre Gesammtheit verwendet, ohne sich hinzugeben an Eins, stamme es aus ihr selbst oder aus einzelnen Gliedern. Die Gesellschaft steht wie der Einzelne zwischen Nothwendigkeit und Freiheit mitten inne. Nothwendigkeit — ewig fortherrschende Weltgesetze, Nachwirkung des Vergangenen, Schuld oder Irrthum (historisches Princip) beschränkt in ihr das Können und Wollen, die Freiheit.

In diesem Satze finden die Verfechter der geschichtlichen Entwickelung des Staats, gegenüber der rein vernünftigen, ihren Anknüpfungspunkt. Allein sie mögen nicht triumphiren; der Verf. läßt sie nicht zu weit ohne Zügel schweifen. Er stellt jener Nothwendigkeit die Freiheit bis in ihre innersten Bildungen standhaft zur Seite, und zeigt, daß die Wahrheit in ihrer *Verbindung* beruhe. Die Pflicht der *eigenen* Erhebung aus der Nothwendigkeit zur Freiheit ist auch eine Gottespflicht. Die *Nachwelt* ist unser Zweck; sie nicht durch Verschuldung zu binden ist unsere Aufgabe; daß Schwankendes und Zufälliges — Glück und Unglück — immer weniger herrsche, die Nemesis des Unsittlichen immer weniger zu rächen finde, Das ist Aufgabe der Staatsgesellschaft; dadurch stiftet sich ein großes Volk! Die Wahrheit macht frei!

Wir dürfen unsere Leser auf den tiefen Sinn dieser Gedanken nicht erst besonders aufmerksam machen; er dringt von selbst ein in einer Zeit wie die unsere, in

welcher die Begriffe der Nothwendigkeit und der Freiheit in einem weit aussehenden und hoffnungsarmen Kampf liegen. Wer wird ihn enden, wer wird hier Kampfrichter sein, wer die Schranken schließen? Die Geschichte! Allein wie die Würfel des Kampfes auch fallen, wir sehen, daß der helle Geist Meyern's nicht allein im Anfang dieses Jahrhunderts den Kampf schon voraus sah; sondern daß er mit prophetischem Geiste schon damals seine Stadien bezeichnete, seine endliche Lösung andeutete. Gewiß, ein solcher Geist, so über seine Gegenwart — seine Gegenwart war die von 1804 — erhaben, verdient auch heute noch Huldigung, Bewunderung.

Wir gehen zu dem dritten Bande dieser Sammlung über. Hier faßt der Verf. im Verfolg seines Gedankens, sich selbst eine Encyklopädie aller Wissenschaft zu schreiben, den Menschen gegenüber dem Höhern, dem Weltgesetze, ins Auge. Der Haupttheil dieser nicht vollendeten Untersuchungen gilt und ist der Kunst gewidmet; ein ganz neues Feld, in dem dieser reiche Geist sich den Würdigsten an die Seite stellt, Winckelmann, Solger, Fernow, Goethe. Einige Gedankenbruchstücke hervorzuheben, dürfte uns hier wol allein noch gestattet sein. Es sei z. B. angeführt, wie der Verf. es erklärt, daß in der Kunst das Schlechtere das schon erreichte Gute zu verdrängen vermag. Er sagt S. 106:

Es wäre schwer zu erklären, wie das Verfehlte zum Vorbild, zum Gesetz, zum Wetteifer werden, wie der Mensch sich in Allem gefallen, die sichtbare Schönheit der Kunst bis zur unleidlichen Entstellung verlassen könne, wenn er nicht außer der reinen Herrlichkeit der Kunst in ihr noch etwas Anderes suchte. Er will für sich selbst bestaunt, als Erfinder gepriesen sein, Andere beherrschen — in dieser Selbstsucht der Künstler beruht der Zerfall der Kunst und ihre Ausartung. Nicht was in der Sache selbst das Höhere und für eine höhere Menschheit Gewonnene sei; sondern wie viel mehr Ehre bei gelöster größerer Schwierigkeit dem Künstler erwachse, dies fällt den Meisten in den Sinn. Hieraus ist am häufigsten der Verfall der Künste, der Sitten, der Zeiten, des Glaubens, der Meinungen zu erklären. Ideal ist Betrachtung jedes Gegenstandes im Lichte des höhern Weltsinnes; ein religiöser Act. Was einen Staat groß macht, oder ein Volk, gibt auch eine große Kunst — beides stammt aus einer Quelle.

Und weiter:

Was ist Romantisch? Was Verborgenes, Kommendes, Geahntes, Höheres weniger verheißt, als darauf hindeutet, daß wir es zu erwarten haben — es ist gesteigertes Lebensgefühl, ein weiter Greifendes, das aus der Gegenwart in die Zukunft, aus dem Habhaften in ein Mögliches vordringt. Daher so verschiedener Art und Stärke, als Personen sind, die es in sich tragen. Das Classische dagegen ist Eins und ein Ruhendes. Die Alten brachten diese Ruhe zur Darstellung; sie vermieden in der Kunst diese Doppelerscheinung des Künstlers und seines Objects; sie vergaßen sich selbst. Kein Schwanken zwischen Erzähler und Person, zwischen dem Geschichtlichen und dem Stil, zwischen dem absichtlich gezeigten Wissen und dem Helden, kurz, zwischen allen jenen ungleichartigen Aufgaben des Geistes, welche dem Hörer und Beschauer die Ruhe nehmen, der er, um rein zu fühlen, bedarf. Diese dreifache Ruhe, die sie gaben, erhielten und darstellten, weil sie sich in sich selbst trugen, diese bildet den classischen Kunststil.

Wir sind hier zu schließen gezwungen, wie mächtig die Versuchung auch sei, den Verf. in den Anwendungen seiner Sätze auf die ägyptische, griechische, gothische und moderne Kunst nachzufolgen. Wir empfehlen nur noch das ihm ganz eigenthümliche Urtheil über Rafael und seinen Stil zum Studium für jüngere Kunstgenossen. Wir enden daher mit einem Nachwort Meyern's, dem wir einiges Nachdenken anwünschen:

Maximen, Gesichtspunkte, Empfindungsbilder, welche uns mehr fortreißen als überzeugen, mehr eitel als bedacht, bilden den Geist der Zeit. Er entsteht, er muß entstehen; die Menge, deren Werk er scheint, ist eigentlich das Seine. Nothwendig ist er; darum knüpft jeder höhere Mensch ihn gern an seine Lebensfäden; aber gehorchen kann er ihm nicht. Je ärmer an tieferer Kraft, je fortgerissener, je schneller wechselnd und nach Wechsel gieriger eine Zeit ist, desto eifriger wirkt die Eitelkeit; zwischen verworrener Mystik, umschleierter Sinnlichkeit und kalter Satire stirbt endlich die bessere Kunst. Der wahre Dichter, der wahre Mensch gehört Allen; fernen Zeiten kommt die Wirkung seines Wollens zu Gute, dorthin ist sein Blick gerichtet. Er gibt Glauben an das Höchste! Und wäre das so wenig?

Mit diesem schönen Zuruf nehmen wir Abschied von dem edeln und klaren Geist, den uns diese Sammlung der kleinen Schriften Meyern's kennen und hochachten lehrte.

8.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Politische Pamphlets.

Unter den politischen Flugschriften, von denen jeder Tag eine ganze Menge bringt, die aber in der Regel nur ein ephemeres Interesse in Anspruch nehmen können, ist eine, die gegenwärtig ein besonderes Aufsehen erregt. Schon ihr Umfang überschreitet das Maß der gewöhnlichen Pamphlets. Sie ist zur Verherrlichung Guizot's und seiner Politik geschrieben und führt den Titel: „Du système conservateur. Examen de la politique de M. Guizot et du ministère du 29 octobre 1840 par un homme d'état" (Paris 1843). Dieser „Staatsmann" ist, wie behauptet wird, nichts weiter als ein Journalist, der früher Thiers sehr zugethan war und der sich jetzt in die Reihen der ministeriellen Publicisten des gegenwärtigen Ministeriums begeben hat. Nach diesen Andeutungen, die von französischen Journalen gegeben werden, erkennen wir hinter dieser Maske den bekannten Boïlay, der in der pariser Journalistik wol den Namen des Mamluken von Thiers führt, weil er diesem Staatsmanne eine Reihe von Jahren treu wie ein Hund auf Tritt und Schritt folgte. Er hatte sich, wie versichert wird, so sehr in die Manier Thiers' eingeschult, daß dieser ihm oft nur eine Idee an die Hand gab, die Boïlay dann mit so großer Gewandtheit durchzuführen wußte, daß Jedermann darauf geschworen hätte, der Aufsatz rühre von Thiers selbst her, so treu waren die Wendungen, der Stil, die logischen Gedankensprünge dieses lebendigen Kopfes nachgeahmt. Thiers zählte mit größtem Vertrauen auf seinen „Mamluken"; aber siehe da, eines schönen Morgens packte derselbe auf und zog nach den reichen Zelten des Ministeriums hinüber. Anfangs war die Rede davon, er solle beim „Messager" beschäftigt werden, daraus scheint aber nichts geworden zu sein, und so ist der gewandte Publicist bis jetzt für das Ministerium nur in ein paar anonymen Broschüren in die Schranken getreten. Aber Guizot wird vielleicht schon zufrieden sein, wenn er für ein bedeutendes Handgeld diesen lästigen Scharmützler zur Ruhe gebracht hat, denn es ist ja nichts Seltenes, daß das Stillschweigen besser bezahlt wird als die kostbarsten Worte. Thiers hat sich für die Untreue seines Leibjournalisten durch ein beißendes Wort gerächt. Er hat nämlich geäußert, daß ihn diese Abtrünnigkeit gar nicht befremde, denn Boïlay habe es gerade nur so gemacht, wie eine Köchin, die, wenn sie bei einer Herrschaft etwas Tüchtiges gelernt hat, abzieht und sich ein anderes Unterkommen sucht. Das Buch

selbst, dessen Titel wir oben angeführt haben, gibt einen Überblick über die Politik, die Guizot während seines jetzigen Ministeriums befolgt hat. Der Verf. läßt Alles in einem rosenfarbenen Lichte erscheinen und stimmt auf allen Seiten das Lob des „großen Staatsmannes" an, dem das Geschick Frankreichs anvertraut ist.

Über die Marquesas-Inseln.

In unserer literaturgewerblichen Zeit pflegt ein jedes politische Ereigniß immer gleich eine Menge von Schriften ins Leben zu rufen. So hat sich denn im Verlauf von wenigen Monaten gleich eine ganze Literatur über die Marquisen- oder, wenn unsere Geographen es vorziehen, den unveränderten englischen Namen beizubehalten, über die Marquesas-Inseln gebildet. In politischer Beziehung das bedeutendste der dahin einschlagenden Werke ist jedenfalls die Schrift von Louis Reybaud („La Polynésie et les Iles marquises"), auf die wir in diesen Blättern bereits Veranlassung gehabt haben, aufmerksam zu machen.*) Der Verf. gibt in seinem interessanten Werke ein Résumé von alle Dem, was bisher über diese Inselgruppe, deren Bedeutung sich erst später herausstellen wird, bekannt war, und knüpft daran politische und namentlich commercielle Betrachtungen, die von großem Interesse sind. Von den zahlreichen in der letzten Zeit erschienenen Schriften über denselben Gegenstand heben wir noch die fleißige Arbeit von Vincendon Dumolin und Desgraz („Iles marquises ou Nouka-Hiva; histoire, géographie, moeurs et considérations générales", Paris 1843) hervor. In diesem Werkchen ist die historische Partie vorzüglich erschöpfend behandelt. 2.

Bibliographie.

Alletz, Konzilien-Lexikon, enthaltend sämmtliche General-, National-, Provinzial- und Partikular-Konzilien, vom ersten Konzilium zu Jerusalem bis auf das Konzilium von Paris 1811; den Gegenstand ihrer Verhandlungen; deren Entscheidungen, über Dogma und Disciplin und die Irrlehren, welche darin verworfen wurden. Mit einer Sammlung der wichtigsten Canonen, nach ihrem Inhalte geordnet und mit einer chronologischen Tabelle sämmtlicher Konzilien. Aus dem Französischen übersetzt von M. Disch. 1ster Band. 1ste Lieferung. Augsburg, Schlosser. Gr. 8. 15 Ngr.

Bibliothek politischer Reden aus dem 18. u. 19. Jahrhundert. 1ster Band. 1ste Lieferung. Berlin, Voß. Gr. 16. 5 Ngr.

Binder, W., Alemannische Volkssagen, Geschichten und Märchen. Gesammelt und neu erzählt. Stuttgart, Cast. 8. 26¼ Ngr.

Bolzano, B., Abhandlungen zur Ästhetik. 1ste Lieferung: Über den Begriff des Schönen. Eine philosophische Abhandlung. Prag, Borrosch und André. Gr. 4. 20 Ngr.

Cooper, C. F., Vom Herzen zum Herzen. Bilder aus Natur und Schrift. Gedichte. Hamburg, Niemeyer. 1842. 8. 10 Ngr.

George, Der Kundschafter. Historischer Roman aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Zwei Theile. 1ster Theil: Copenhagens Schreckenszeit 1807. — 2ter Theil: Der Krieg in Deutschland 1809. Grimma, Verlagscomptoir. 1844. Gr. 12. 3 Thlr.

Grund, F. J., Handbuch und Wegweiser für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Günther, C. F., Anekdoten, Charakterschilderungen und Denkwürdigkeiten aus der hessischen Geschichte. Darmstadt, Jonghaus. 8. 15 Ngr.

Heeringen, G. v., Der Knabe von Lucern. Historischer Roman aus der Schweizer Geschichte. Vier Bände. Leipzig, Mayer und Wigand. 8. 5 Thlr.

Hoffmann von Fallersleben, Breslauer Namenbüchlein, d. i. Einwohner-Namen der Haupt- und Residenz-Stadt Breslau, nach Stand, Würden und sonstigen Eigenschaften geordnet. Für Liebhaber der deutschen Sprache. Leipzig, Engelmann. Gr. 16. 5 Ngr.

Niederrheinisches Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Poesie. Herausgegeben von L. Lersch. Mit vier architektonischen Abbildungen. Bonn, Henry und Cohen. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Karl, O. F., Danziger Sagen. 1stes Heft. Danzig, Anhuth. 8. 5 Ngr.

Kock's, P., Humoristische Romane, deutsch bearbeitet von H. Elsner. 1ster und 2ter Theil: Weder nie, noch immerfort! 1ster und 2ter Theil. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. 16. à 3¾ Ngr.

Korte, K. G., Konradin, der letzte Hohenstaufe. Ein Trauerspiel. Schwelm, Scherz. 8. 22½ Ngr.

Lennep, J. van, Hollands romantische Geschichte 10ter und 11ter Band. — A. u. d. T.: Das elfte Jahrhundert. Aus dem Holländischen übersetzt von J. H. F. Lerz. Zwei Bände. Aachen, Mayer. Gr. 12. 2 Thlr.

Lotz, G., Neue Novellen und Erzählungen. Zwei Bände. Hamburg, Niemeyer. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Möwes, H., Sämmtliche Schriften. 2ter Theil: Gedichte. Nebst einem Abrisse seines Lebens, großentheils nach seinen Briefen. 4te, mit einer kleinen Auswahl von ihm gehaltener Predigten vermehrte Auflage. (Mit Vorrede von A. W. Appuhn.) Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Hieraus besonders abgedruckt:

— — Predigten, gehalten in seinen letzten Lebensjahren. Ebend. 8. 7½ Ngr.

Des Nabob Heimkehr. Roman aus dem Englischen von C. Richard. Drei Bände. Aachen, Mayer. Gr. 12. 3 Thlr.

Norder, E., Janus oder Erinnerungen einer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien. 6ter Theil: Das antike, architektonische Rom und die capitolinischen Musen. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 2 Thlr.

Perlen. Taschenbuch romantischer Erzählungen für 1844. Von R. Heller. Leipzig, Reclam jun. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

Raumer, F. v., Vortrag zur Gedächtnißfeier Friedrich Wilhelm's III., gehalten am 3. August 1843 in der Universität zu Berlin. Leipzig, Brockhaus. 12. 8 Ngr.

Schröder, H, Johann Gottwerth Müller, Verfasser des Siegfried von Lindenberg, nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. Nebst zwei Zugaben. I. Auswahl aus Briefen berühmter oder merkwürdiger Männer an Müller. II. Johann Gottwerth Müller als Knittelversdichter. Itzehoe, Claussen. 8. 20 Ngr.

Seidl, J. G., Bifolien. Dichtungen. 3te, verbesserte, vermehrte und mit des Verf. Bildniß und Facsimile versehene Auflage. Wien, Pfautsch und Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Toiletten-Romane des Auslandes. Für deutsche Leserinnen herausgegeben von G. N. Bärmann. 6tes bis 9tes Bändchen: Die Tochter Menzikoff's. Ein geschichtlicher Roman. Dem Englischen der Mrs. Hofland nacherzählt von G. N. Bärmann. Vier Theile. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. Gr. 12. 4 Thlr.

Wachsmann, C. v., Erzählungen und Novellen. Neue Folge 15ter bis 18ter (dritte Folge 1ster bis 4ter) Band. Leipzig, Focke. 8. 6 Thlr.

Woeniger, A. T., Publicistische Abhandlungen. 1ster Theil: Die Gründe des wachsenden Pauperismus. — Die Publicistik des Herrn von Bülow-Cummerow. Berlin, Hermes. Gr. 8. 1 Thlr.

*) Vergl. auch einen größern Aufsatz in Nr. 157 und 158: „Briefe über die Marquesas-Inseln." D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 259. — 16. September 1843.

Christoffel von Grimmelshausen, der Verfasser des „Abenteuerlichen Simplicissimus".

Ein Beitrag zur Literaturgeschichte Deutschlands im 17. Jahrhundert von

W. A. Passow.

1. Untersuchung.

Ohne allen Zweifel die bedeutendste Erscheinung in der Romanenliteratur des 17. Jahrhunderts ist in Deutschland der „Abenteuerliche Simplicissimus"; die echt volksthümliche Natur dieses trefflichen Buchs zeigt sich unter Anderm auch darin, daß nur dürftige Nachrichten über seinen Verf. auf uns gekommen sind. Indessen können diese doch auf dem Wege kritischer Forschung noch wesentlich erweitert und berichtigt werden.

Als Verf. des „Abenteuerlichen Simplicissimus" wird fast in allen Lehrbüchern der deutschen Literaturgeschichte Samuel Greifenson von Hirschfeld genannt und von seinen Lebensumständen Folgendes erzählt: er sei um 1622, Manche setzen hinzu im Spessart, geboren, habe als Musketier einen Theil des Dreißigjährigen Kriegs mitgemacht und sei vor 1669 gestorben; nur Wachler *) setzt seinen Tod, obwol zweifelnd, nach 1669 und Bülow **) in das J. 1669. In keinem Literaturwerk findet man die Frage nach des Mannes Persönlichkeit irgend eingehend behandelt ***): Flügel in der „Geschichte der komischen Literatur" erwähnt ihn gar nicht; Koch †) gibt zahlreiche, aber rein bibliographische Notizen; Jördens ††) läßt in dem betreffenden Artikel seine sonstige Sorgfalt und Vollständigkeit vielfach vermissen; Gervinus †††) ist wie überall so auch hier mit positiven Notizen sehr sparsam und im Irrthum, wenn er die übrigen Schriften desselben Verf. für verloren hält; eine große Anzahl derselben, die ich unten näher angebe, liegen mir in Ausgaben von 1670—85, zum Theil doppelt, vor. Der neueste Bearbeiter des Simplicissimus, E. v. Bülow, endlich weiß ebenfalls nichts Neues über den Verf. anzugeben, bemerkt aber mit großem Recht, daß die herkömmlichen Angaben nicht völlig beglaubigt seien.

Ich war durch Vergleichung der verschiedenen Simplicianischen Schriften zu meiner eigenen Überraschung auf ein von dem bisher angenommenen gänzlich abweichendes Ergebniß gekommen, als ich noch zu rechter Zeit auf den wichtigsten neuern Beitrag zur Simplicianischen Literatur, auf Echtermeyer's Beurtheilung von Bülow's Bearbeitung *), aufmerksam wurde; hier fand ich dasselbe Resultat bereits aufgestellt, was ich als ein ganz neues aufgefunden zu haben glaubte. Dennoch konnte Echtermeyer's Arbeit eine neue Behandlung der Frage nicht überflüssig machen, da er, dem nächsten Zweck seines Aufsatzes gemäß, eine völlig erschöpfende Lösung derselben keineswegs gegeben hat, auch seine Untersuchung nur auf der späten Ausgabe von 1713 ruht, und er deshalb auch noch nicht allgemein die Anerkennung gefunden hat, die seiner Arbeit gebührt. **) Die nachfolgenden Blätter enthalten eine durchaus selbständige Behandlung des fraglichen Gegenstandes, und nur bei wenigen Einzelnheiten, die mir erst aus Echtermeyer's Aufsatz bekannt geworden, werde ich mich ausdrücklich auf diesen berufen, zum Theil auch von seinen Ansichten abgehen. Der Verlauf dieser Abhandlung aber wird hoffentlich meine Ergebnisse nicht nur vollkommen begründen, sondern auch darthun, daß eine ausführliche Behandlung der Sache nicht ohne wesentlichen Gewinn für die deutsche Literaturgeschichte ist.

Die Schwierigkeit, über den Verf. des Simplicissimus genaue und zugleich sichere Angaben aufzustellen, beruht

---

*) „Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationalliteratur", zweite Aufl., Bd. 2, S. 69.

**) „Abenteuer des Simplicissimus", Leipzig 1836, S. VI.

***) Bis zur Lächerlichkeit dürftige Notizen gibt O. L. B. Wolff in seiner „Encyklopädie der deutschen Nationalliteratur", indem er sich damit begnügt, unter Greifenson auf Simplicissimus und hinwiederum unter Simplicissimus auf Greifenson zu verweisen.

†) „Compendium der deutschen Literaturgeschichte", Berlin 1798, Bd 2, S. 255 fg.

††) „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten", Bd. 2, S. 424 fg., Bd. 6, S. 339.

†††) Bd. 3, S. 383, erste Aufl.

*) „Hallische Jahrbücher", 1838, Nr. 52—54.

**) Nur Dahlmann, „Quellenkunde der deutschen Geschichte", zweite Aufl., S. 83, J. H. Schäfer, „Grundriß der deutschen Literatur", zweite Aufl., S. 69, J. K. F. Rinne, „Innere Geschichte der Entwickelung der deutschen Nationalliteratur", Bd. 2, S. 140, K. G. Helbig, „Grundriß der Geschichte der poetischen Literatur der Deutschen", 1843, S. 19, haben sich meines Wissens bis jetzt für Echtermeyer erklärt, und auch von diesen die Mehrzahl nicht mit voller Zuversicht; Gervinus in seinem „Handbuch" berücksichtigt ihn nicht.

darin, daß außerhalb seiner eigenen Schriften gleichzeitige oder doch nahezu gleichzeitige Zeugnisse über ihn nirgend vorhanden sind. So ist es gekommen, daß man den Verf. und den Helden des Romans mehrfach, aber ohne ausreichenden Grund, miteinander identificirte. Daß aber auch die in den Simplicianischen Schriften hier und da verstreuten Notizen, welche sich ausdrücklich auf den Verf. beziehen, bei einer komischen und satirischen Schilderung der eigenen Zeit mit doppelter Vorsicht benutzt werden müssen, sollte sich wol von selbst verstehen.

Ehe ich weiter gehe, halte ich die vollständige und genaue Bezeichnung derjenigen Ausgaben Simplicianischer Schriften, die ich bei meiner Untersuchung benutzen konnte, für unumgänglich nöthig. Es sind, in Ermangelung der beiden ersten sehr seltenen Ausgaben des „Simplicissimus", folgende sechs Bände, wovon I, II, V, VI der herzoglichen Bibliothek in Meiningen, III, IV und ein zweites Exemplar von V der zu Gotha angehören.

I. Gantz neu eingerichteter allenthalben viel verbesserter Abentheurlicher Simplicius Simplicissimus Das ist: Außführliche, unerdichtete, und recht memorable Lebens-Beschreibung Eines einfältigen, wunderlichen und seltzamen Vaganten, Nahmens Melchior Sternfels von Fuchshaim, wie, wo, wann, auch welcher Gestalt er nemlich in diese Welt gekommen, wie er sich darinnen verhalten, was er merck- und denckwürdiges gesehen, gelernet, gepracticiret, und hin und wieder mit vielfältiger Leibs- und Lebens-Gefahr ausgestanden, auch warum er endlich solche wiederum freywillig und ungezwungen verlassen habe. Annemlich, erfreulich und lustig zu lesen, Wie auch sehr nützlich und nachdenklich zu betrachten, Mit einer Vorrede, sambt 20. anmuhtigen Kupffern und 3. Continuationen, Von German Schleifheim von Sulsfort.

Es hat mir so wollen behagen,
Mit Lachen die Warheit zu sagen.

Mompelgart, Gedruckt bey Johann Fillion, Nürnberg zu finden bey W E. Felßeckern. O. J. kl. 12.

Diese dritte Originalausgabe des Romans von 1670 oder 1671 enthält eine Vorrede und die fünf ersten Bücher (S. 1—608); das sechste Buch mit besonderm Titel und der Jahreszahl 1671 (S. 609—672); und drei Continuationen mit besonderer Vorrede (S. 673—870). Die erste Vorrede, unterzeichnet Simplicius Simplicissimus, enthält außer Klagen über einen erlittenen Nachdruck die Anzeige, daß folgende Werke desselben Verf. kürzlich im Druck vollendet seien:

1. Ewigwährender Calender.
2. Schwarz und weiß oder satyrischer Pilgram.
3. Die Landstörtzerin Courage.
4. Der abenteuerliche Springinsfeld.
5. Der keusche Joseph samt seinem Diener Musai.
6. Die Liebs- und Leidsbeschreibung Dietwalts und Amelinden.
7. Der zweiköpfige Ratio Status.

Alle diese Schriften sind unten unter II, a, b, c, d; IV, a, b, e; V, a, d, f, VI nachgewiesen.

II. Ein Band dem vorigen an Format und Druck fast ganz gleich, sodaß er wol als zweiter Band zu demselben zu betrachten ist; er enthält:

a) Des Vortrefflich Keuschen Josephs in Egypten, Erbauliche, recht ausführliche und viel-vermehrte Lebensbeschreibung, u. s. w. erstesmals mit grosser und unverdroßner Mühe zusammen getragen von Samuel Greifnson von Hirschfeld. Nunmehro aber wiederumb aufs neue vom Autore übersehen, verbessert, und samt des unvergleichlichen Josephs getreuen Schaffners Musai Lebens-Lauff. Vermehret, dem Curiosen Leser sehr anmuhtig, lustig und nutzlich zu betrachten wolmeinend mitgetheilet. Nürnberg, zu finden bey Felseckern. 1671. (245 und 80 S.)

Der Musai hat auch seinen besondern Titel mit der Jahreszahl 1670.

b) Dietwalts und Amelinden anmuthige Lieb- und Leidsbeschreibung, Sammt erster Vergrösserung des Weltberühmten Königreichs Frankreich.

Den
Gottseeligen erbaulich
Curiosen lustig
Historicis annemlich
Betrübten tröstlich
Verliebten erfreulich
Politicis nützlich
und der Jugend ohnärgerlich
zu lesen.

Zusammengesucht und hervorgegeben von H. J. Christoffel von Grimmelshausen, Gelnhusano. Nürnberg, Verlegt und zu finden bey Felßeckern, Im Jahr Christi 1670. (226 S.)

c) Trutz Simplex: Oder Ausführliche und wunderseltzame Lebens-Beschreibung der Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche, u. s. w. Eben so lustig, annemlich und nützlich zu betrachten, als Simplicissimus selbst. Alles miteinander Von der Courasche eigner Person dem weit und breitbekannten Simplicissimo zum Verdruß und Widerwillen dem Autori in die Feder dictirt, der sich vor dießmal nennet Philarchus Grossus von Trommenheim, auf Griffsberg u. s. w. Gedruckt in Utopia, bei Felix Stratiot. (O. J. 264 S.)

Die Lebensgeschichte eines Weibes, welches im „Simplicissimus", Buch 5, Capitel 6, kurz erwähnt ist.

d) Der seltzame Springinsfeld u. s. w. Aus Anortnung des weit und breit bekanden Simplicissimi Verfasset und zu Papier gebracht Von Philarcho Grosso von Trommenheim. Gedruckt in Paphlagonia bey Felix Stratiot. 1670. (Ohne Seitenzahlen.)

Die Lebensgeschichte eines, im dritten Buche vorkommenden Spiesgesellen des „Simplicissimus". In der Ausgabe von 1685, unter IV, a, wird diese von 1670 ausdrücklich als die erste bezeichnet.

III. Gesammtausgabe der Simplicianischen Schriften von den Jahren 1683—85, erster Theil; in dem mir vorliegenden Exemplar fehlt der Titel; dieser Band enthält:

a) Den Simplicissimus, alle sechs Bücher. (672 S.)
b) Deß Weltberuffenen Simplicissimi Pralerei und Gepräng in seinem Teutschen Michel, Jedermänniglichen, wanns seyn kann, ohne Lachen zu lesen erlaubt von Signeur Meßmahl u. s. w. MDCLXXIII. (S. 673—728.)

Die Jahreszahl 1673 ist hier wahrscheinlich nur ein Druckfehler statt 1683, da alle übrigen Schriften nicht das Jahr der Abfassung, sondern das des Drucks auf dem Titel tragen.

Beide Schriften sind in dieser Ausgabe stark mit langweiligen Moralisationen interpolirt, aber die Interpolationen mit Sternchen bezeichnet.

IV. Derselben Gesammtausgabe zweiter Theil, 1685; er enthält:

a) Den Springinsfeld, als dritte Ausgabe bezeichnet (108 S.); s. oben II, d.
b) Die Landstörtzerin Courage (S. 109—226); s. oben II, c.
c) Das wunderbarliche Simplicianische Vogel-Nest, der Springinsfeldischen Leyrerin, In zwey Theilen, u. s. w. Gantz

neu vermehret und verbässert Durch Michael Rechulin von Sehmsdorff. (S. 227—342.)

d) Des wunderbarlichen u. s. w. Vogel-Nestes, fernere Fortsetzung u. s. w Am Tag gebracht; u. s. w. und mit feinen Lehren vermehrt Von Aceeeffghhiillmmnnoorrssstuu. (S. 343—492)

Die einzelnen Buchstaben entsprechen dem, auf dem ersten Theile des Vogelnestes angegebenen Namen des Verf. bis auf geringe, in jener Zeit überall wiederkehrende orthographische Unterschiede.

e) Der keusche Joseph samt seinem Diener Musai (S. 493—643);

s. oben II, a; auch in diesem Bande finden durchweg bezeichnete Interpolationen statt.

V. Derselben Gesammtausgabe dritter Theil mit dem Haupttitel:

Deß Aus dem Grabe der Vergessenheit wieder erstandenen Simplicissimi, Mit kostbaren, zu dieser Zeit hochwerthen und dero Liebhaber fest an sich ziehenden Waaren an- und ausgefüllter Staats-Kram, statt deß auf seinen jüngsthin hervorgegebenen Lebens-Wandel, nunmehr ordentlich folgenden Dritten und letzten Theils u. s. w. Nürnberg, Druckts und verlegts Johann Jonathan Felßecker, Im Jahr 1684.

Dieser Band, in dem Interpolationen nirgend bezeichnet, noch von mir sonst bemerkt sind, enthält:

a) Der satyrische Pilgram (148 S.);

ohne besondern Titel, wenigstens in den beiden mir vorliegenden Exemplaren.

b) Das Rathstübel Plutonis Oder Kunst Reich zu werden, und von denen Mitteln, wie hierzu zu gelangen; u. s. w. auß Simplicissimi Brunnquell selbsten geschöpfft, auch auffricht Simplicianisch beschrieben von Erich Stainfels von Grufensholm, Sambt Simplicissimi Discurs, Wie man hingegen bald auffwannen: und mit seinem Vorrath fertig werden soll. Getruckt in Samarien, Im Jahr 1683 (S. 149—232)

c) Deß Abentheurlichen Simplicissimi Verkehrte Welt, u. s. w. entworffen von Simon Lengfrisch von Hartenfels. 1683. (S. 233—326.)

d) Dietwalt und Amelinde (S. 327—440);

s. oben II, b; hier mit Capiteleintheilung; die in der ältern Ausgabe nicht vorhanden ist.

e) Des Durchlauchtigsten Printzen Proximi, und Seiner ohnvergleichen Lympidae, Liebs-Geschicht-Erzehlung. u. s. w. an Tag gegeben von H. J. Christoffel von Grimmelshausen, Gelnhusano. 1683. (S. 441—594.)

f) Simplicianischer Zweyköpffiger Ratio Status, lustig entworffen u. s. w. von Hans Jacob Christoph von Grimmelshausen, Gelnhusano. 1683. (S. 595—660.)

g) Der Fliegende Wandersmann nach dem Mond, u. s. w. 1684. (S. 661—722.)

Nach dem Titel aus der französischen Übersetzung eines spanischen Originals übertragen.

h) Satyrische Gesicht und Traumgeschicht von Dir und Mir. (S. 723—772.)

i) Kurtze und Kurtzweilige Reise-Beschreibung nach der obern neuen Mondswelt. 1684. (S. 773—808.)

Die Schriften h und i haben nur Nebentitel, sodaß sie als Anhänge zu g zu betrachten sind.

k) Simplicissimi Galgen-Männlein, u. s. w. Erstlich durch Simplicissimum selbsten u. s. w. an Tag geben, Nachgehends mit nützlichen Anmerck- und Erinnerungen erläutert durch Israël Fromschmidt von Hugenfelß u. s. w. 1683. (S. 809—846.)

Daß die Angabe, hinter dem Namen J. F. von Hugenfelß sei ein J. L. Hartmann verborgen*), gar keinen Grund hat, wird sich unten ergeben.

l) Der stoltze Melcher, Sambt einer Besprecknuß Von das Frantzoß Krieg Mit der Holland. Welches durch Veranlassung eines Saphoyers der Friedenssatten und gern-kriegenden Teutschen Jugend zum Meßkram verehret wird. 1684. (S. 847—868.)

m) Simplicii angeregte Ursachen, Warumb Er nicht Catholisch werden könne? Von Bonamico. In einem Gespräch widerlegt. 1684. (S. 869—894.)

n) Der Erste Beernhäuter, u. s. w. andern zum Exempel vorgestellet, Samt Simplicissimi Gauckel-tasche, Von Illite rato Ignorantio, zugenannt Idiota. 1684 (S. 895—904.)

In dem vorgeblichen Namen ist offenbar zu lesen „Illiterato".

o) Simplicissimi wunderliche Gauckel-Tasche u. s. w. Entworffen durch obigen Autorem. 1684. (S. 905—922.)

Diese Schrift besteht nur aus einer kleinen Anzahl ganz kurzer spruchartiger Gedichte, die zur Auslegung ebenso vieler, ziemlich grober Holzschnitte dienen.

p) Manifesta Wider die jenige, welche aus sonderbarer Mißgunst und Boßheit die roth- und güldene Bärte verschimpffen und verfolgen, Dedicirt allen Liebhabern der roth- und güldenen Bärte. 1684. (S. 923—937.)

VI. Des Abenteurlichen Simplicissimi Ewig-währender Calender, Worinnen ohne die ordentliche Verzeichnuß der unzehlbar vieler Heiligen Täge auch unterschiedliche Curiose Discursen von der Astronomia, Astrologia u. s. w. Nicht weniger Viel Seltzame, jedoch warhaffte Wunder-Geschichten u. s. w. befindlich u. s. w. Nürnberg, Felßecker. 1677. (234 S. 4.)

Die Vorrede ist unterzeichnet: „Melchior Sternfels von Fugshaim", welchen Namen wir schon oben auf dem Titel von I gefunden. Es ist dies übrigens offenbar nicht die erste Auflage, welche nach einem Chronostichon auf dem Titel und einer noch entscheidendern Stelle (S. 92) in das Jahr 1670 gehört. Die Einrichtung des Kalenders ist folgende: je zwei gegenüberstehende Seiten sind in sechs, zum Theil nur in fünf oder vier Spalten getheilt; die erste enthält das Verzeichniß der Heiligen auf jeden Tag, die zweite und dritte „Chaos oder verworrenes Mischmasch ohne einige Ordnung", d. h. Wetterregeln, allerhand Hausmittel, eine Art Geschichtskalender und mancherlei Simplicianische Anekdoten und Gespräche; die drei letzten Spalten enthalten in dialogischer Form weitläufige Abhandlungen über Kalenderwesen, Astrologie, Nativitätstellen, Weissagungen u. dgl.

Ob alle diese eben verzeichneten, theils anonymen, theils mit den verschiedensten Verfassernamen versehenen Schriften wirklich einen und denselben Verfasser haben, kann ohne besondere Untersuchung nicht bejaht werden; diese aber muß jedenfalls von dem bedeutendsten, umfangreichsten und bisher eigentlich allein bekannten Werke, dem „Simplicissimus", ausgehen.

Die erste Ausgabe des „Simplicissimus" von 1669 enthielt nur die ersten fünf Bücher des Romans, doch schon in demselben Jahre erschien eine zweite um das sechste Buch vermehrte Auflage; die oben unter I näher beschriebene dritte Originalausgabe enthält, wie alle fol-

*) Jördens, Bd. 2, S. 432.

genden, alle sechs Bücher mit fortlaufender Seitenzahl, aber unter dem besondern Titel:

Des neueingerichteten und vielverbesserten ganz umgegossenen Abentheurlichen Simplicissimi Fortsetzung und Schluß, Oder Sechstes Buch. Durch German Schleifheim von Sulsfort. Mompelgart, Bey Johann Fillion, 1671.

Die Echtheit dieses sechsten Buchs ist mehrfach in Zweifel gezogen worden: Jördens erklärt sich gegen dieselbe; Wachler führt sechs Theile ohne Zeichen des Zweifels an; Koberstein *) und Gervinus gehen auf die Frage nicht ein. Eine desto eingehendere Kritik mußte man von Bülow erwarten, aber vergeblich; er stellt zwar den künstlerischen Werth des angefochtenen Buchs mit ausdrücklichen Worten und factisch dadurch, daß er es in seine Bearbeitung nicht mit aufgenommen hat, gegen die fünf ersten Bücher herunter, äußert sich aber zugleich auch wieder so über dasselbe, daß er es mit jenen einem und demselben Verf. beizulegen scheint. **) Mir sprechen zunächst alle innern Gründe eher für als gegen die Echtheit: daß es den fünf unzweifelhaft echten Büchern an poetischem Werth allerdings nachsteht, finde ich sehr erklärlich, da das ganze Werk doch immer einer Zeit angehört, wo die Kunst der Darstellung noch sehr unausgebildet war, was sich ganz vorzugsweise in dem entweder gewaltsam abgebrochenen oder matten Schlusse eines Werks zu verrathen pflegt; dazu kommt, daß hier selbst erlebter Stoff nicht mehr vorhanden war; so mußte denn die Abenteuerlust in unbegrenzte und unbestimmte Fernen, die damals nur dürftig bekannt waren und eben dadurch um so reizender erschienen, hinausschweifen, und so den sichern Boden, jene Anschaulichkeit und Individualität verlieren, auf welchen Vorzügen die seltene Trefflichkeit der ersten fünf Bücher gerade ganz wesentlich beruht. Dagegen behält die Sprache und ganze Darstellung auch im sechsten Buche dieselbe, im 17. Jahrhundert doppelt charakteristische Frische und bei allem Witzreichthum seltene Einfachheit wie in den ersten fünf Büchern, die nicht leicht nachzuahmen war; die ascetische Richtung, die im fünften Buche je länger je mehr hervortritt, aber sehr weislich schon im Anfange des ganzen Romans angelegt und begründet ist, bleibt in gleichmäßiger Zunahme und ist wie dort so auch hier fortwährend mit gleicher Wander- und Abenteuerlust und naiv-derber Schalkheit verbunden, in welcher letztern Beziehung ich namentlich das elfte und zwölfte Capitel als starke Zeugen für die Echtheit anführen möchte; ebenso entspricht gleich der Anfang des sechsten Buchs der Traum- und Phantasiewelt, die schon im fünften Buche auffallend an die Stelle des ausgebeuteten wirklichen Lebens tritt. Kurz dieses sechste Buch ist in allen charakteristischen Zügen eine so ganz wirkliche Fortsetzung des Vorhergehenden, daß ich stark bezweifle, ob es im 17. Jahrhundert zwei Männer gegeben habe, die so schreiben konnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur", zweite Aufl., S. 403, Anmerkung.

**) S. XVII.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Goethe in Frankreich.

Goethe hat in Frankreich an Bewunderung und Achtung noch nichts verloren. Alles, was in Deutschland über diesen Heroen geschrieben und gesagt wird, findet auch jenseit des Rheins Beachtung, wenngleich darüber auch manchmal eine ziemliche Zeit verstreicht. So ist eigentlich erst ganz kürzlich der Versuch gemacht, die herrlichen, duftigen Blüten, mit denen Bettina in ihrem „Briefwechsel" das Grab ihres geliebten Dichters geschmückt hat, nach Frankreich zu verpflanzen. Wir können deshalb noch nicht von dem Eindrucke reden, den sie daselbst gemacht haben, wennschon wir hoffen zu dürfen glauben, daß sie in Frankreich mehr Anerkennung und eine gerechtere Würdigung finden werden, als dies in dem sprachverwandten England, das gegen unsere romantische Überspanntheit viel unduldsamer ist als unsere Nachbarn jenseit des Rheins, der Fall gewesen ist. Ein kleiner Aufsatz in einem ältern Jahrgange der „Revue de Paris" war gar zu dürftig, als daß er im Stande gewesen wäre, die Aufmerksamkeit Frankreichs auf das poesiereiche Gemüth der Bettina zu ziehen. Er rührte, wenn wir nicht irren, von Prévost, einem Schweizer her, der sich der deutschen Literatur mit vieler Liebe zugewendet hat und welcher jetzt in einem Provinzialcollegium, wir glauben in Tours, als Professor der neuen Literaturen angestellt ist. Ein kurzer Bericht von Ph. Charles in dem „Journal des débats" über den Briefwechsel der Bettina war flüchtig und ungenügend. Rechnen wir hierzu einige gelegentliche Bemerkungen von Duesberg in dem „Moniteur universel", dessen „Revue allemande" alle Anerkennung verdient, so dürfte dies ziemlich Alles sein, was bis jetzt über „das Kind" in Frankreich gesagt. Wir freuen uns deshalb, jetzt eine Bearbeitung ihres reichen Briefwechsels anzeigen zu können. Sie erscheint u. d. T.: „Goethe et Bettina, correspondance inédite", übersetzt von Sébastien Albin. Der Verf. dieser Übersetzung hat sich durch eine Bearbeitung unserer „Chants populaires", die in der „Bibliothèque Charpentier" erschienen ist, als Kenner und Verehrer unserer Poesie rühmlich bekannt gemacht. Der Briefwechsel Goethe's mit der Schwester der beiden Stolberg ist schon vor einiger Zeit von Henri Blaze, dem Übersetzer des „Faust", in der „Revue des deux mondes" seinem wesentlichen Inhalte nach mitgetheilt. Die neue Übersetzung von Goethe's „Wilhelm Meister" aus der Feder der Mad. de Carlowitz, die für ihre schwülstige Bearbeitung des Klopstock'schen „Messias", und für ihre Übersetzung des „Dreißigjährigen Krieges" von Schiller zwei Mal von der Académie française mit dem Übersetzerpreise gekrönt ist, genügt den strengen Anfoderungen, die man jetzt an ähnliche Arbeiten machen kann, nicht völlig. Der Stil ist schleppend und wennschon der Sinn im Ganzen richtig wiedergegeben ist, so kann man sich nach dieser Bearbeitung doch nur einen sehr schwachen Begriff von der Vollendung des Originals machen. Übrigens ist „Wilhelm Meister" schon durch bessere Übersetzungen in Frankreich bekannt.

Wasserheilkunst.

H. Scoutetten, der den deutschen Wasserdoctoren in Paris manche unruhige Nacht gemacht hat, weil sie von ihm als einem begünstigten Nebenbuhler eine gefährliche Concurrenz fürchteten, hat jetzt in einer soeben erschienenen Schrift die Beobachtungen niedergelegt, welche er auf einer im Auftrage des Ministeriums gemachten Studienreise in Deutschland gesammelt hat. Dieses Buch führt den Titel: „De l'eau sous le rapport hygiénique et médical ou de l'hydrothérapie." Mögen seine Herren Collegen dieses Werk, das eine lichtvolle Übersicht über die deutschen Forschungen gibt, ohne Neid und Übelwollen in die Hand nehmen, denn wenn es ihnen, wie sie vorgeben, wirklich um die Ausbreitung der Wasserheilkunde in Frankreich Ernst ist, so kann es ihnen nur erfreulich sein, wenn sie in Scoutetten einen rüstigen und geschickten Arbeiter mehr an ihrem Werke gefunden haben. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 260. —— 17. September 1843.

Christoffel von Grimmelshausen, der Verfasser des „Abenteuerlichen Simplicissimus".

(Fortsetzung aus Nr. 259.)

Ich komme nun auf die äußere Beglaubigung des fraglichen Buchs, und hier muß ich bedauern, daß mir die beiden ältesten Ausgaben nicht zu Gebote stehen; ich kann somit die Interpolationen, die nach Bülow schon mit der zweiten Ausgabe von 1669 beginnen, gar nicht berücksichtigen, was aber auch für den Verlauf dieser Untersuchung wol kaum bedeutende Früchte tragen dürfte, denn meine älteste Ausgabe in wesentlichen Punkten für interpolirt zu halten, habe ich durchaus keinen Grund, und kleine Veränderungen und Nachträge konnte schon der Verf. selbst gar leicht anbringen.

Der Anfang des sechsten Buchs wird in einer andern Simplicianischen Schrift *) mit ausdrücklichen Worten angeführt. Da sich die Echtheit dieser Schrift unten ergeben wird, so wäre dies der schlagendste Beweis für die Echtheit des fraglichen Buchs, wenn ich diese nicht schon benutzte, um die jener andern Schrift darzuthun. Es bedarf also noch anderer Gründe.

Dem sechsten Buche ist in allen Ausgaben ein Beschluß angehängt, welcher dem Leser mittheilt, daß sich dies Buch unter den nachgelassenen Papieren des Verf. gefunden habe; der wahre Name desselben sei gewesen Samuel Greiffenson von Hirschfeld; er habe sein Buch in seiner Jugend zum Theil geschrieben, als er noch ein Musketier gewesen und die ersten fünf Bücher bereits bei seinen Lebzeiten in Druck gegeben; weshalb er aber seinen wahren Namen anagrammatisch in German Schleifheim von Sulsfort umgesetzt habe, wisse der Herausgeber nicht. Dieser Beschluß, bisher die Hauptquelle über die Person unsers Verf., ist unterzeichnet: „Rheinnec, den 22. Aprilis Anno 1671 **) H. J. C. V. G. P. zu Cernheim." Dieser Beschluß widerspricht zunächst der gewöhnlichen Annahme, daß der Verf. vor 1669 gestorben sei, da er so die erste Ausgabe seines Romans nicht mehr erlebt haben würde; die einzige Aushülfe wäre, den Ausdruck „in Druck gegeben" streng wörtlich zu fassen und von der Vollendung des Drucks zu unterscheiden, was aber gegen allen Sprachgebrauch streitet. *)

*) Rathstübel Plutonis (im obigen Verzeichniß V, b), Cap. 7.

**) Nach Jördens, Bd. 2, S. 424, und Bülow, S. IX, hat die zweite Ausgabe von 1669, die erste des sechsten Buchs, dasselbe Datum aber die Jahrszahl 1669.

Es enthält aber dieser Beschluß noch manches andere Auffallende und Unwahrscheinliche: der angebliche Herausgeber weiß doch gar zu wenig von dem Namen zu sagen, dessen nachgelassene Papiere er besitzt und sichtlich hoch hält. Ferner: der ganze Simplicissimus liefert auf allen Seiten zahlreiche Beweise von einer nicht geringen Gelehrsamkeit seines Verf. und dessen ausgebreiteter Belesenheit in der ganzen alten und neuen Literatur; wie besteht das mit der Angabe, daß das Buch von einem noch jungen Manne **) unter der rohen Soldateska des Dreißigjährigen Kriegs geschrieben sei? Noch weniger paßt zu dieser Angabe die sehr gediegene und durchgebildete Lebensweisheit und der ebenso klar verstandene als künstlerisch geschickt angelegte und durchgeführte Grundgedanke des ganzen Romans, was uns durchaus nöthigt, in seinem Verf. einen in schwerer Zeit vollkommen gereiften Mann zu erkennen. In der Vorrede zu einer Ausgabe des „Satyrischen Pilgram" von 1697, die ich nicht kenne, soll ***) der Verf. selbst sagen, er sei von seinem zehnten Jahre an Musketier gewesen und ohne alle wissenschaftliche Erziehung aufgewachsen. Die Wahrheit der erstern Angabe wird durch seine Schilderungen mehr als wahrscheinlich, woraus man aber um so mehr folgern muß, daß ihm später Zeit und Gelegenheit geworden, die früher versäumte geistige Ausbildung nachzuholen, und daß die Abfassung seines Romans erst in diese spätere Zeit falle; wie es denn auch an sich gar nicht wahrscheinlich ist, daß der Verf. zwischen Vollendung und Veröffentlichung seines Werks längere Zeit habe verstreichen lassen; dafür freilich, daß er mehre Jahre lang an demselben gearbeitet habe, fehlt es weder an innern noch an äußern Beweisen. †)

*) Wahrscheinlich durch diese Schwierigkeit hat sich Bülow, S. VI, bestimmen lassen, den Tod des Verf. in das Jahr 1669, „gleich nach der Herausgabe seines Buchs", zu setzen, was ohne anderweitige Beweise doch ein etwas willkürliches Verfahren ist.

**) Nach der gewöhnlichen Annahme wäre er am Schlusse des Dreißigjährigen Krieges erst etwa 26 Jahre alt gewesen.

***) Jördens, Bd. 2, S. 428 fg.; seine Kriegsdienste erwähnt der Verf. auch im „Satyrischen Pilgram", Buch 2, Cap. 10.

†) Zu den letztern gehört, daß eine Stelle aus dem Anfang

Wenn wir sonach annehmen müssen, daß der Verf. des besprochenen Beschlusses von dem Verf. des „Simplicissimus" entweder wirklich nichts gewußt hat, was doch kaum glaublich, oder daß er den Leser absichtlich mystificirt, so dürfte das wol geeignet sein, die Zweifel an der Echtheit des sechsten Buchs zu verstärken und in dem Herausgeber desselben einen Fälscher erkennen zu lassen. Wir können aber, wie das alte Sprüchwort von den nürnberger Rathsherren sagt, Niemanden verurtheilen, wir haben ihn denn zuvor, und müssen uns also auch hier umthun, mit wem wir es eigentlich zu thun haben. Diese vor Echtermeyer noch nie berührte Frage ist aber bei geringer Bekanntschaft mit den Simplicianischen Schriften sehr leicht zu beantworten: der dort unterzeichnete H. J. C. V. G. P. zu Cernhein ist Niemand anders als: Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, derselbe Mann, der sich noch mit dem Zusatze Gelnhusanus als Herausgeber oder, wie wir sehen werden, Verf. von „Dietwalt und Amelinde" (im obigen Verzeichniß II, b), „Proximus und Lympida" (V, e) und dem „Ratio Status" (V, f) genannt und seinem Namen unter der Dedication der letztgenannten Schrift ebenfalls wie unter dem Beschlusse des sechsten Buchs die Bezeichnung P. zu Cernhein *) beigefügt hat.

Ohne Zweifel wird dieser Grimmelshausen zu den drei eben genannten Schriften in demselben Verhältniß stehen wie zum sechsten Buche des Simplicissimus, und über dieses Verhältniß geben uns die verschiedenen Außenwerke jener drei Schriften genügenden Aufschluß.

Wir betrachten zuerst die Titel. Bei „Dietwalt und Amelinde" heißt es: „zusammengesucht und hervorgegeben von" u. s. w.; bei „Proximus und Lympida": „an Tag gegeben von" u. s. w.; auf beiden Titeln findet sich weder der Name Simplicissimus, noch German Schleifheim von Sulsfort, noch Samuel Greifenson von Hirschfeld. Auf dem Titel des „Ratio Status" endlich heißt es geradezu: „lustig entworffen von" u. s. w. So hätte Grimmelshausen also eine Schrift für sein Eigenthum erklärt, die in der Vorrede zu eben der Ausgabe des „Simplicissimus", welcher Grimmelshausen seinen Beschluß anhängt, als von dem Verf. des „Simplicissimus" herrührend angezeigt wird. **)

Es sind diesen drei Schriften ferner Dedicationen vorgesetzt: in der vor „Dietwalt und Amelinde", an Philipp Hannibal von und zu Schauenburg ***) gerichtet und datirt: „Hybspinthal den 3. Mertz Anno 1669", heißt es: „diese meine zusammen getragene zwar Altfränckisch, doch warhaffte und curiose Geschichte". In der vor „Proximus und Lympida", an Maria Dorothea Freifräulein von Fleckenstein gerichtet und datirt: „Renichen, den 21. Julii Anno 1672", beträgt sich Grimmelshausen durchaus als der Verf., der seine Arbeit bestens zu empfehlen sucht; so eignet er sich hier also auch diese Arbeiten ganz zu, von denen die erste in der erwähnten Vorrede zum „Simplicissimus" ebenfalls als desselben Verf. Werk angekündigt wird, von welchem in beiden Dedicationen gar nicht die Rede ist. Die Dedication vor dem „Ratio Status" endlich ist gerichtet an Krafft von Crailsheim zu Neuhaus u. s. w. und datirt: „Rheinnec den 26. Julii Anno 1670", und hier heißt es wieder, Grimmelshausen habe dieses Werk, auf dessen Titel er sich, wie wir eben gesehen, ganz offen für den Verf. ausgibt, in dem Nachlasse des Samuel Greifenson von Hirschfeld gefunden.

Alle diese Umstände müssen in besagtem Grimmelshausen entweder einen sehr unverschämten und doch zugleich ungeschickten Betrüger erkennen lassen, oder ihn mit dem Verf. des „Simplicissimus" zu einer und derselben Person machen. Und dies Letztere wird ganz entschieden bestätigt durch einige an Grimmelshausen gerichtete Lobgedichte, die nach der Sitte der Zeit vor und hinter „Dietwalt und Amelinde" und „Proximus und Lympida" abgedruckt sind. Ich setze das erste und zugleich kürzeste davon hierher:

> Der Grimmleshauser mag sich wie auch bei den Alten
> der alt Protheus thät, in mancherley Gestalten
> verändern wie Er will, so wird Er doch erkandt
> an seiner Feder hier, an seiner treuen Hand,
> Er schreibe was Er woll, von schlecht — von hohen Sachen
> von Schimpf, von Ernst, von Schwäncken die zu lachen machen
> vom Simplicissimo, der Meuder und dem Knan
> von der Courage alt, von Weiber oder Mann
> vom Frieden oder Krieg, von Bauren und Soldaten
> von Aenderung eins Staads, von Lieb von Heldenthaten
> so blickt doch klar herfür, daß Er nur Fleiß ankehr
> wie er mit Lust und Nutz den Weg zur Tugend lehr.
> Diesem Opo (sic!) und dessen Autore zu Ehren schreibt
> dieses dessen ergebener Sylvander.

Hier wird also Grimmelshausen geradezu als Verf. des „Simplicissimus" bezeichnet, und nicht etwa, wie man noch vermuthen könnte, blos als Verf. des sechsten Buchs, denn die „Meuder und der Knan", d. h. des Simplicissimus Mutter und Vater, kommen nur in den ersten fünf Büchern vor; auch das längere Gedicht hinter „Dietwalt und Amelinde" bezieht sich ganz deutlich und vorzugsweise auf das zweite Buch des Romans, und in dem vor „Proximus und Lympida" wird Grimmelshausen als ein allbekannter Schriftsteller begrüßt. Ich halte es nun zwar nicht für unmöglich, daß, wie Cervantes vor seinem „Don Quixote", so auch Grimmelshausen diese Lobgedichte auf sich selbst verfertigt hat; der Name, mit dem das letzte unterzeichnet ist, „Urban von Wurmsknick, auf Sturmdorff", kann es sogar wahrscheinlicher machen; daß er aber auch seine Identität mit dem Verf. selbst gemacht habe, kann man daraus nicht folgern; zu der innern Unwahrscheinlichkeit einer solchen Anmaßung kommt nämlich endlich noch der ganz schlagende Grund, daß der Name Christoffel von Grimmelshausen mit den beiden

---

des „Simplicissimus", Buch 2, Cap. 11, schon im „Satyrischen Pilgram" der zuerst 1666 erschien, Buch 2, Cap. 5, angeführt wird; doch könnte dies Citat möglicherweise auch erst einer spätern Ausgabe der letztgenannten Schrift eingefügt sein.

*) Unter dieser Dedication steht zwar „Cernheim", aber es ist für die ganze Untersuchung von Wichtigkeit, überall an der Schreibung der ältesten Ausgaben streng festzuhalten.

**) S. das oben unter I über diese Vorrede Gesagte.

***) In der Ausgabe von 1684: „Schauenberg".

bisher bekannten, Samuel Greifenson von Hirschfeld und German Schleifheim von Sulsfort, ebenso anagrammatisch zusammenfällt wie diese beiden untereinander.

So glaube ich denn hiermit ganz vollkommen nachgewiesen zu haben, daß Grimmelshausen eine und dieselbe Person mit dem Verf. des „Simplicissimus“ ist, den wir nun also bereits unter drei nur anagrammatisch verschiedenen Namen kennen, bei denen es aber auch nicht bleiben wird.

Aus der Gleichheit dieser Namen ergibt sich erstens ganz unwiderleglich die Echtheit des sechsten Buchs, dessen Beschluß wir von dem Verf. selbst mit seinem dritten Namen unterzeichnet finden. Es ergibt sich daraus ferner die Echtheit derjenigen Simplicianischen Schriften, welche theils in der Vorrede zur dritten Originalausgabe (oben I) angekündigt, theils mit dem Namen Grimmelshausen bezeichnet sind; es sind dies folgende: „Ewigwährender Calender“, der „Satyrische Pilgram“, die „Landstörtzerin Courage“, der „Abenteuerliche Springinsfeld“, „Der keusche Joseph sammt seinem Diener Musai“, „Dietwalt und Amelinde“, der „Ratio Status“ und „Proximus und Lympida“. Von den Titeln der dritten und vierten dieser Schriften entnehmen wir einen vierten Namen des Verf.: Philarchus Grossus von Trommenheim, welcher sich schon auf dem Titel der „Courage“ durch den Zusatz: „der sich diesmal nennt“ deutlich genug als Pseudonymus verräth *), und mit den drei bisher bekannten ebenfalls anagrammatisch zusammenfällt, indem er sich bis auf ein überflüssiges m in Christophorus von Grimmelshausen umsetzen läßt.

Die Dedication zu „Proximus und Lympida“ ist vom 21. Juli 1672 unterschrieben, bis zu diesem Datum müssen wir nun also auch die Lebenszeit des Verf., den man sonst schon vor 1669 sterben ließ, vor der Hand ausdehnen, und daraus folgt denn endlich wieder, daß die dritte Originalausgabe des Romans, die dieser Untersuchung hauptsächlich zu Grunde liegt, noch vom Verf. selbst besorgt ist.

Ich wende mich nun zu den übrigen Namen, die auf den Titeln der oben verzeichneten Schriften vorkommen. Signeur Meßmahl (s. im obigen Verzeichniß III, b) gibt anagrammatisch versetzt Grimmelshausen. Michael Regulin von Sehmsdorf (IV, c, d), Erich Stainfels von Grufensholm (V, b), Simon Lengfrisch von Hartenfels (V, c), Israel Fromschmidt von Hugenfelß (V, k) und Melchior Sternfels von Fuchshaim, der dem Simplicissimus selbst beigelegte Name, fallen bis auf geringe orthographische Unterschiede alle auf dieselbe Weise mit Christoffel von Grimmelshausen zusammen. **) So haben wir nicht weniger als zehn Namen für diesen einen Mann als ein großartiges Zeugniß für die anagrammatische Geschicklichkeit seiner Zeit, und wir können nun alle die Schriften dem Verf. des „Simplicissimus“ mit Sicherheit beilegen, auf denen sich einer jener Namen findet, was noch mehr dadurch bestätigt wird, daß sich in vielen derselben Hinweisungen auf eine oder mehre derselben als demselben angehörig finden.

Auch ein chronologisches Moment gewinnen wir hieraus noch: in dem „Galgenmännlein“ nämlich von Israel Fromschmidt von Hugenfelß bildet ein Brief die Grundlage des Ganzen; dieser ist unterschrieben: „Hercinen den 29. Julii 1973 (statt 1673), wodurch sich seine Lebenszeit noch um ein Jahr verlängert, sodaß wir seinen Tod frühestens in die zweite Hälfte des Jahres 1673 setzen dürfen. Vor 1683 aber ist er jedenfalls gestorben, denn die Vorrede zu der Ausgabe von diesem Jahre, die der Verleger Felßecker unterzeichnet, behandelt ihn entschieden und ohne alle Spur einer Mystification als einen Todten. Über die Geburtszeit des Mannes habe ich in allen diesen Schriften nur eine, nicht ganz sichere Notiz gefunden. Im „Ewigwährenden Calender“ (S. 46) sagt er: „Anno 1635 wurde ich in Knabenweiß von den Hessen gefangen“; wenn wir nun annehmen, daß hiemit seine kriegerische Dienstzeit begonnen, die er, wie oben erwähnt, in der Vorrede zum „Satyrischen Pilgram“ von seinem zehnten Lebensjahr an rechnet, so würden wir als sein Geburtsjahr 1625 setzen müssen, wonach er ein Alter von mindestens 48 Jahren erreicht hätte; er bezeichnet sich zwar mehrfach als einen bejahrten Mann, doch dürfte das keinen so unbedingten Glauben verdienen.

Was endlich die noch übrigen anonymen Schriften (in dem obigen Verzeichniß V, g, h, i, l, m, n, o, p) betrifft, so gibt jetzt die Vereinigung derselben mit den übrigen als echt erwiesenen ein bedeutendes Präjudiz auch für ihre Echtheit ab; alle innern Gründe sprechen für dieselbe; äußere Gründe aber dürften schwerer nachzuweisen sein. Von ausdrücklichen Beziehungen auf die als echt anerkannten Schriften habe ich nur eine gefunden, in der „Traumgeschichte von Dir und Mir“, (S. 727) auf „Simplicissimus“, Buch 5, Cap. 9, welches überhaupt eine Lieblingsstelle des Verf. ist; und des „Simplicissimus wunderliche Gauckeltasche“ (V, o) ist offenbar dasselbe Buch, welches im „Springinsfeld“, Cap. 7, unter demselben Namen ausführlich beschrieben wird. Ich bin indeß von der Echtheit auch dieser Schriften so überzeugt, daß ich mir an einigen Stellen eine Berufung auf sie erlauben werde.

Zunächst müssen wir nun suchen, die chronologische Aufeinanderfolge der als echt erwiesenen Schriften auszu-

*) Gervinus, Bd. 3, S. 388, erste Aufl., führt diesen Philarchus als einen vom Verf. des „Simplicissimus“ verschiedenen Schriftsteller an.

**) Der erste dieser Namen ist zu dieser Umsetzung Michael Regulin von Sehmstorff zu schreiben, was dadurch bestätigt wird, daß die Buchstaben, in die der Name auf dem zweiten Theile des „Vogelnests“ zerlegt ist, gerade diese Schreibung geben; bei dem zweiten ist einmal m für n, bei dem dritten einmal m und einmal u für n zu setzen, genauer würde also die Schreibung Leugfrisch entsprechen, die, dem Charakter der betreffenden Schrift höchst angemessen, vielleicht nur deshalb vermieden wurde, um nicht einen zu sprechenden Sinn in den Namen selbst deutlich hineinzulegen; bei dem vierten muß man die Formen Fromschmit und Hugenfels zu Grunde legen, dies beweist zugleich, daß die Deutung dieses Namens bei Jördens, Bd. 2, S. 432 (s. oben V, k) falsch ist; bei dem fünften einmal ch für g setzen; alles Veränderungen, die in jener Zeit keine Schwierigkeit machen.

mitteln; die anonymen übergehe ich dabei, weil ich in ihnen keinen Anhalt zu chronologischen Bestimmungen gefunden habe.*) Mehrfache Abweichungen, die sich hier von Echtermeyer's Anordnung finden werden, werden hoffentlich durch die folgenden Bemerkungen zur Genüge gerechtfertigt erscheinen.

Die Vorrede zur besondern Ausgabe des „Satyrischen Pilgram" ist unterschrieben: Hybspinthal, den 15. Febr. 1666**); dies ist die früheste Zeitangabe in allen Simplicianischen Schriften und weist deshalb dieser Schrift den ersten Platz an; daß sie vor dem „Simplicissimus" erschienen, sagt der Schluß mit ausdrücklichen Worten. Daß aber dennoch in derselben Schrift schon eine Stelle aus dem „Simplicissimus" angeführt wird, habe ich schon oben als einen Beweis von der mehrjährigen diesem Roman gewidmeten Arbeit angeführt. Dann werden wol „Der keusche Joseph" und „Dietwalt und Amelinde" folgen, da von ersterm bereits 1671 die zweite, um den „Musai" vermehrte Auflage erscheint, letzteres Buch aber nach des sehr sorgfältigen Koch Vermuthung***) mit einem schon 1668 zu Frankfurt a. M. anonym erschienenen Roman „Almerinde" identisch ist. Wenn diese drei Schriften in der eben angeführten Ordnung in der mehrerwähnten Vorrede zum „Simplicissimus" als nächstens erscheinend angekündigt werden, so läßt sich das ohne Zwang von neuen Auflagen verstehen. Nun erscheint der „Simplicissimus", 1669, zuerst fünf Bücher, aber schon im Frühlinge desselben Jahres ist auch das sechste Buch vollendet. Ihm schließe ich zunächst die Schriften an, die in der Vorrede zum zweiten Theile des „Vogelnests" und durch den sie verknüpfenden Zusammenhang des Stoffs als ein Ganzes bezeichnet werden: „Courage", „Springinsfeld", „Vogelnest" Theil 1 und 2; diese Ordnung weist ihnen sowol der Zusammenhang der Erzählung †) als auch, den zwei ersten, meine Originalausgabe an, worauf ich mehr Gewicht legen zu müssen glaube als auf die umgekehrte Stellung der beiden ersten in der erwähnten Vorrede zum „Vogelnest" und in der Ausgabe von 1685. Nun kommt der „Ewigwährende Calender" und der „Ratio Status"; den erstern setzt das Chronostichon auf dem Titel in das Jahr 1670 und noch bestimmter heißt es S. 92: „des Simplicissimus Lebensbeschreibung ist vorm Jahre das erstemal gedruckt worden"; letzterm weist das Datum der Dedication die Mitte des Jahres 1670 als Entstehungszeit an. Sodann „Proximus und Lympida" vom J. 1672, ebenfalls nach der Dedication, und von demselben Jahre das „Rathstübel Plutonis", worin es mit deutlichen Worten heißt, daß es unmittelbar nach dem vorigen, noch vor Veröffentlichung desselben, verfaßt sei. ††) Die drei noch übrigen Schriften lasse ich in der Ordnung folgen, welche ihnen die erste Gesammtausgabe von 1683 anweist: „Teutscher Michel", durch ein Chronostichon auf dem Titel dem J. 1673 angewiesen, „Verkehrte Welt"*), „Galgenmännlein", aus welchem das Datum, den 29. Juli 1673, schon erwähnt ist; die letzte dieser Schriften wird überdies in der ersten als noch bevorstehend angekündigt.**)

So gewinnen wir also nachstehendes chronologisches Verzeichniß echt Simplicianischer Schriften:

1666	Schwarz und weiß oder Satyrischer Pilgram von Samuel Greifenson von Hirschfeld.
1667—68	Keuscher Joseph sammt seinem Diener Musai von Demselben.***)
1668	Dietwalt und Amelinde von Christoffel von Grimmelshausen.
1669	Simplicissimus, sechs Bücher, von German Schleifheim von Sulsfort.
1669—70	Courage von Philarchus von Trommenheim. Springinsfeld von Demselben. Vogelnest, zwei Theile, von Michael Regulin von Sehmsdorf.
1670	Ewig-währender Kalender von Melchior Sternfels von Fuchsheim. Ratio Status von Christoffel von Grimmelshausen.
1672	Proximus und Lympida von Demselben. Rathstübel Plutonis von Erich Stainfels von Grufensholm.
1673	Teutscher Michel von Signeur Meßmahl. Verkehrte Welt von Simon Lengfrisch von Hartenfels. Galgenmännlein von Israel Fromschmit von Hugenfels.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Im „Stolzen Melcher" weisen jedoch geschichtliche Beziehungen auf das Jahr 1667 oder 1668.

**) Jördens, Bd. 2, S. 429.

***) „Compendium der deutschen Literaturgesch.", Bd. 2, S. 258

†) Vergl. namentlich „Simplicissimus", Buch 5, Cap. 9; „Courage", Cap. 24; „Springinsfeld", Cap. 5.

††) „Rathstübel Plutonis", Cap. 7.

*) Am Schlusse dieser Schrift wird die 1672 entdeckte Baumannshöhle genannt, wodurch die Richtigkeit obiger Zeitbestimmung außer Zweifel gesetzt ist.

**) „Teutscher Michel", Cap. 12.

***) Der Musai fällt eigentlich erst hinter den „Ratio Status"; s. oben II, a.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 261. —— 18. September 1848.

Christoffel von Grimmelshausen, der Verfasser des „Abenteuerlichen Simplicissimus".

(Fortsetzung aus Nr. 260.)

Es ist nun noch die Frage übrig, welcher unter diesen zehn Namen des Verf. wahrer und wirklicher sei? Denn den bisher dafür geltenden, Greifenson, glaube ich keineswegs unbedingt dafür anerkennen zu müssen. Es beruht diese gewöhnliche Annahme lediglich auf der Versicherung in dem Beschlusse des sechsten Buchs, denn die anagrammatische Übereinstimmung hat jetzt, wo wir sie in zehn Namen gefunden haben, natürlich kein ausschließliches Gewicht mehr für einen derselben. Was jene Versicherung anlangt, so hat sie alle Glaubwürdigkeit verloren, sobald man annimmt, daß unter eben jenem Beschlusse der Verf. schon wieder mit einem andern Namen auftritt; es wäre ja ganz unerklärlich und widersinnig, wenn er in demselben Augenblicke seinen rechten Namen nennen wollte, wo er einen andern, demnach fingirten, annimmt. Daß er auf dem Titel einiger Schriften wirklich den Namen Greifenson führt, ist ebenso wenig ein Grund für die Authenticität desselben.

Man muß jedenfalls suchen, den wahren Namen aus tiefer in der Sache liegenden Indicien aufzufinden. Da ist es denn zunächst höchst wahrscheinlich, daß der Verf. seinen Namen da genannt haben wird, wo er den wenigsten Grund hatte ihn zu verbergen, d. h. auf den Schriften, die die wenigsten satirischen Elemente enthalten; dies sind „Joseph und Musai", „Dietwalt und Amelinde", „Proximus und Lympida", wonach die Namen Greifenson und Grimmelshausen die gleiche Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Ferner hat gewiß der Name das meiste Recht, für den wahren gehalten zu werden, der mit andern geschichtlich treuen Notizen in Verbindung steht, und dies ist nur da der Fall, wo der Name Grimmelshausen unter den an historisch nachweisbare Personen gerichteten, mit Ort und Datum unterzeichneten Zueignungsschriften steht, welcher Name überdies allein die bestimmte Bezeichnung des Vaterlandes, Gelnhausen, und, wenigstens andeutungsweise, des Standes und Wohnortes, P. zu Cernhein, bei sich hat. Hierzu kommt endlich noch, daß nicht leicht ein fingirter, sehr wol aber der wahre Name mit den blosen Buchstaben bezeichnet werden konnte, wie dies unter dem Beschlusse des „Simplicissimus" geschieht; wo also der noch immer halb verkappte Verf. absichtlich einen falschen Namen für den rechten ausgibt, um den Leser desto gründlicher irre zu führen.

Sprechen alle diese Umstände sehr stark dafür, daß der Verf. des „Simplicissimus" mit seinem wahren Namen Grimmelshausen geheißen habe, so ist nun noch der Beweis zu führen, daß die verschiedenen geschichtlichen, geographischen und chronologischen Notizen, die sich in den Simplicianischen Schriften zerstreut finden, sowol an sich nichts entschieden Falsches enthalten, als auch mit dem Namen Grimmelshausen in passenden Zusammenhang gebracht werden können. So lange dieser Beweis nicht geführt wird, was mit Greifenson nie geschehen ist, wird immer wenigstens die Vermuthung offen bleiben, daß der Name Grimmelshausen ebenso ein fingirter sei wie die neun andern.

Grimmelshausen nennt sich auf dem Titel der unter diesem Namen erschienenen Schriften Gelnhusanus; daß der Verf. des „Simplicissimus" wirklich aus Gelnhausen stamme, hat Echtermeyer nachgewiesen.*) Sodann die Personen, an welche die drei oben besprochenen Dedicationen gerichtet sind, lassen sich genau nachweisen: Philipp Hannibal von Schauenburg war 1685 Director der schwäbischen Ritterschaft am Neckar**); Maria Dorothea von Fleckenstein verheirathete sich 1661 oder 1662, also neun oder zehn Jahre nach der ihr gewidmeten Zueignung, mit Wolfgang Heinrich von Göllnitz, wirtembergischem Justizrath***); Krafft von Crailsheim auf Neuhaus lebte von 1631 — 1703 †) und wurde 1700 markgräflich-anspachischer Geheimrath und Obervoigt der Residenzstadt. ††) Die Verbindung, in der Grimmels-

*) Diese und noch einige zunächst folgende Notizen hat Echtermeyer den spätern Zusätzen zum „Simplicissimus", Buch I, Cap. 2, entnommen; hier ist ausdrücklich von des Verf. „Vaterlande Gelnhausen" die Rede; auch die Ausgabe von 1683 enthält diese Zusätze, die ich übersehen, da ich mich nur an die ältere Originalausgabe hielt.

**) Zedler, „Universal-Lexikon", Bd. 34, S. 1023.

***) Zedler, Bd. 9, S. 1194; Hübner, „Genealogische Tabellen", Bd. 2, Tab. 476.

†) Biedermann, „Geschlechtsregister der Ritterschaft zu Franken, Orts Steigerwald", Tab. XLIX, 13.

††) Zedler, Bd. 15, S. 1878.

hausen mit diesen Familien gestanden haben muß, lassen uns ihn an den Ufern des Neckar oder des deutschen Oberrhein aufsuchen; auch der „Simplicissimus" verräth, namentlich im fünften Buche, eine sehr genaue Kenntniß jener Gegend, und eben dahin führen auch die Ortsnamen, die in den verschiedenen Unterschriften der Simplicianischen Schriften vorkommen; der eine derselben freilich, Hypsspinthal *), klingt sehr fabelhaft, und ich habe ihm bis jetzt auf keine Weise beikommen können; dagegen alle die andern, Renichen **), Rheinnec ***), Cernhein †), Hercinen ††) sind wieder ein und derselbe Name, nur anagrammatisch versetzt; als Grundform aber macht sich sogleich die Form Renichen kenntlich, da die Schreibung der übrigen Ortsnamen sichtlich nach jener geformt ist. Meine Vermuthung, daß dieses Renichen das jetzige Renchen, im Großherzogthum Baden, Amt Oberkirch sei, wird von Echtermeyer †††) zu völliger Gewißheit erhoben. Die Unterschrift P. zu Cernhein ist nun entweder durch Pater oder durch Praetor zu Renichen aufzulösen; dagegen, daß Grimmelshausen dem geistlichen Stande angehört habe, spricht schon seine Theilnahme an dem Dreißigjährigen Kriege; volle Gewißheit aber, daß er ein richterliches Amt bekleidet, gibt wiederum jener spätere Zusatz zum „Simplicissimus", Buch 1, Cap. 2, auf welchen Echtermeyer aufmerksam gemacht hat; dort heißt es, daß derselbe „sehr an fürstlichen Höfen beliebt, auch in einem hochfürstlich bischöflichen Amt am Schwarzwald bei Straßburg, zu Renchen, im Schulzen-Dienst gesessen war".

So haben wir also sichere und ziemlich ausreichende Nachrichten über Grimmelshausen's äußeres Leben aufgefunden, die alle zu der vollen Überzeugung führen müssen, daß wir in ihm den wirklichen und wahren Verf. aller Simplicianischen Schriften zu erkennen haben. Ich halte endlich noch die Frage nicht für müßig, welcher Confession Grimmelshausen angehört habe: in Ermangelung bestimmter Zeugnisse führen alle Umstände darauf hin, ihn für einen Protestanten zu halten, denn dem einzigen einigermaßen entgegenstehenden Grunde, daß er in bischöflichen Diensten gestanden, glaube ich ein entscheidendes Gewicht nicht beilegen zu dürfen. Für seinen Protestantismus aber spricht Folgendes: in seiner Vaterstadt Gelnhausen und in der Gegend, wo er seine spätern Lebensjahre zubrachte, überwiegt entschieden der Protestantismus; die Familien, deren Gliedern er seine Schriften gewidmet hat, sind meines Wissens alle protestantisch; ebenso erscheinen sie in einem protestantischen Verlagsort, Nürnberg. So sprechen also die äußern Umstände für meine Ansicht, die ich noch bestimmter aus den Schriften Grimmelshausen's glaube vertheidigen zu können. Zwar wallfahrtet Simplicissimus nach Einsiedeln, zwar beginnt und beschließt er sein Leben als Einsiedler, aber die Heiligkeit dieses Standes wird von einem rein menschlichen, nicht von einem speciell dogmatischen Standpunkt aus gepriesen, und nach Einsiedeln und zur Beichte daselbst treibt ihn alles Andere eher als religiöser oder gar confessioneller Eifer *); die einzige kirchliche Partei, der directes Lob gespendet wird, sind die Wiedertäufer in Ungarn **), mehr freilich in socialer als in dogmatischer Hinsicht, und wenn ihnen zugleich Ketzerei vorgeworfen wird, so konnte dies ebenso gut von protestantischem als von katholischem Standpunkt aus geschehen. Sonst erinnere ich mich in allen Simplicianischen Schriften nur Einer Stelle, die ein bestimmtes Religionsbekenntniß des Verf. enthält ***), und da heißt es: „er bekenne sich zur alten Religion, doch nicht zur römischen, noch zur jüdischen"; denn wenn der Simplicissimus bei Gelegenheit seiner Wallfahrt nach Einsiedeln erklärt: „er habe bis dahin keine Religion gehabt und sich nun öffentlich zur katholischen bekannt", so gilt das offenbar nur von der Person des Romanhelden, nicht von der des Verf.; auch die Bekanntschaft, die Grimmelshausen mit Luther's Schriften verräth †), dürfte für mich sprechen. Endlich ist hier ganz besonders in Betracht zu ziehen die Schrift „Warumb Er nicht katholisch werden könne?" ††) In diesem Dialog wird zwar Simplicissimus schließlich zum Katholicismus bekehrt, aber eben die Art, wie es geschieht, spricht mir für des Verf. Protestantismus: es werden dort nämlich viele Dogmen des Katholicismus, die Verehrung der Maria, die Lehre vom Fegefeuer, der Bilderdienst, die Abendmahlsfeier unter einer Gestalt, die Heiligenanbetung, in stark protestantischem Sinne mehr entschuldigt als gerechtfertigt, worauf denn Simplicissimus schließlich erklärt: „solcher Gestalt mag der katholische Glaube wol recht sein"; der Kern alles Katholicismus aber, die Suprematie des Papstes, wird in dem ganzen Gespräche nicht mit einem Worte berührt. Heutzutage mögen wol aufgeklärte Katholiken ihre Sache auf diese Weise verfechten; im 17. Jahrhundert aber würde der entschiedene und klare Grimmelshausen, der im Glauben nichts weniger als schwach war †††), einen ganz andern, wahrscheinlich einen mystischen Ton angeschlagen haben, wenn er den Katholicismus ernstlich hätte vertheidigen wollen. Aus allen diesen Gründen glaube ich in Grimmelshausen bis auf weitere, sehr schlagende Gegenbeweise einen Protestanten erkennen zu müssen, zu dessen mannichfachen Verdiensten wol auch das gerechnet werden mag, daß er sich von allen Spitzfindeleien in religiösen Dingen und von der Verketzerungssucht seiner Zeit so frei zu er-

*) „Satyrischer Pilgram", Vorrede der besondern Ausgabe; „Dietwalt und Amelinde", Dedication.

**) „Proximus und Lympida", Dedication.

***) „Simplicissimus", Buch 6, Beschluß; „Ratio Status", Dedication.

†) „Simplicissimus", Buch 6, Beschluß; „Ratio Status", Dedication.

††) „Galgenmännlein", Unterschrift.

†††) „Simplicissimus", Buch 1, Cap. 2.

*) „Simplicissimus", Buch 5, Cap. 1, 2.

**) „Simplicissimus", Buch 5, Cap. 19.

***) „Reisebeschreibung nach der obern neuen Mondswelt" (V, i), S. 783.

†) „Teutscher Michel", Cap. 9.

††) Im obigen Verzeichniß V, m.

†††) Von Hexereien und Zaubereien weiß er gar viel zu erzählen: „Simplicissimus", Buch 2, Cap. 17, 18; „Satyrischer Pilgram", Buch 1, Cap. 10.

halten gewußt hat, ja letztere mit ausdrücklichem Tadel belegt. *)

Allen diesen ausschließlich auf kritischer Combination beruhenden Resultaten mußte ich wünschen wo möglich noch diplomatisch Gesichertes hinzufügen zu können. Aus Grimmelshausen's Vaterstadt, Gelnhausen, wurde mir auf desfallsige Nachfrage nur die Gewißheit, daß dort über eine Familie des Namens nichts zu erfahren, da die dortigen Kirchenbücher nicht über 1720 hinaufreichen und überall keine Aufzeichnungen aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, nach welchem sich dort eine völlig neue Einwohnerschaft zusammenfand, vorhanden sind. Dagegen verdanke ich der Güte des Herrn Archivdirectors Mone in Karlsruhe den Beweis, daß eine Familie Grimmelshausen in Renchen wirklich ansässig gewesen: in dem großherzoglich badischen Landesarchive findet sich nämlich ein Kaufbrief von 1711, den ein Christoph von Grimmelshausen, vielleicht der Sohn unsers Schriftstellers, damals Hauptmann und Postmeister zu Renchen, ausgestellt hat; als Wappen der Familie zeigt derselbe zwei ausgebreitete Flügel, zwischen welchen sich oben und unten je drei krumme Nägel befinden.

So schließe ich denn diese Untersuchung mit dem Antrage, den Samuel Greifenson von Hirschfeld endlich aus der Geschichte der deutschen Literatur abzuschaffen, an seine Stelle aber Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen zu setzen, von dem wir nun Folgendes wissen: Grimmelshausen ist geboren in Gelnhausen um den Anfang des Dreißigjährigen Kriegs, vielleicht 1625, und gehört dem protestantischen Glauben an; in seiner Jugend that er Kriegsdienste, später stand er in bischöflichen Diensten und war in seinen letzten Lebensjahren Schultheiß zu Renchen am Schwarzwald, wo er großer Achtung und mehrfacher Verbindung mit bedeutenden Familien sich erfreute; er starb frühestens nach der Mitte des J. 1673, jedenfalls vor 1683. Erst in seinen spätern Lebensjahren scheint er als Schriftsteller aufgetreten, dann aber auch um so thätiger gewesen zu sein.

Das Resultat der vorstehenden Untersuchung ist scheinbar ein sehr geringes: an die Stelle eines unbekannten Namens wird ein anderer, nicht viel bekannterer gesetzt; das Lebensziel dieses Mannes wird um etwa vier Jahre über die gewöhnliche Annahme hinausgerückt, und eine Anzahl bisher fast herrenloser Schriften wird unter Einem Namen in ziemlich genau nachweisbarer Ordnung vereinigt. Sobald man mir aber zugeben muß, daß der Zustand der deutschen Literaturgeschichte bis jetzt noch ein solcher ist, der sehr viele specielle Untersuchungen verlangt, ehe er sich Schritt für Schritt dem Ziele nähern kann, welches die neuere Zeit als das einzige dieser Wissenschaft würdige zu erkennen angefangen hat, dann wird man wol geneigt sein, auch der vorliegenden Untersuchung ein höheres Interesse nicht abzusprechen. Jetzt erst ist es möglich, über den eigenthümlichen schriftstellerischen Charakter Grimmelshausen's und über seine Stellung in dem Entwickelungsgange der deutschen Literatur ein richtiges Urtheil zu versuchen. Diese Aufgabe soll der zweite Abschnitt meiner Abhandlung zu lösen versuchen.

*) Reisebeschreibung nach der obern neuen Mondswelt, S. 783 fg.; Vogelnest, Theil 1, Cap. 4.

2. Resultate.

Hauptsächlich durch Gervinus ist nachgewiesen, wie sich der Gang der deutschen Literaturgeschichte seit der ältesten Zeit in fortwährenden Gegensätzen bewegt, deren allgemeinste Grundlage die ist, daß auf der einen Seite eine künstlerisch ausgebildete, von einem bestimmten Ideale, welches bei dem frühern Zustande der nationalen Bildung meist dem Auslande entlehnt sein mußte, erfüllte, deshalb zu gleicher Zeit hochstrebende und doch beschränkte Kunstpoesie steht; ihr gegenüber aber sich eine unbewußte, durch keinerlei conventionnelle Schranken gehemmte, echte Volksdichtung entwickelt. So stehen sich sofort nach allgemeinerer Einführung des Christenthums geistliche und weltliche Dichtung gegenüber; so geht neben dem ritterlichen Minnegesange und später neben dem bürgerlichen Meistergesange eine ununterbrochene Volkspoesie her; so stehen sich im Minnegesang selbst Walther von der Vogelweide und Neidhart ähnlich gegenüber; so läßt sich dieser Gegensatz fort und fort verfolgen, bis endlich in Klopstock, Lessing, Goethe und Schiller die Auflösung und Einigung desselben erscheint.

Von Seiten der formell fast immer vollendetern Kunstpoesie wird die Volkspoesie meist mit stillschweigender Geringschätzung übersehen, nur selten und meist auf äußern Anlaß hin eigentlich bekämpft, wie von der Geistlichkeit unter Ludwig dem Frommen und dessen Nachfolgern. Von Seiten der Volkspoesie beginnt der Kampf gegen die Kunstposie, welche jener durch mancherlei Umstände, schon durch die äußere Stellung ihrer Beförderer, imponirte, gewöhnlich erst dann, wenn die Idee, von welcher die jeweilige Richtung derselben getragen wurde, sich überlebt hatte und dadurch haltlos geworden, oder wenn sie in ein maßloses Extrem ausgeartet war: so gegen das Ritterthum, als dieses seinen poetischen Schimmer und die Möglichkeit seiner Existenz schon größtentheils verloren hatte; gegen die Geistlichkeit, als Herrschsucht und Habsucht die einzigen Leidenschaften derselben geworden waren. Von Haus aus ist die Opposition, welche die Volkspoesie macht, durchaus gutmüthig und ohne alle Bitterkeit; so im „Pfaffen Amis“, in „Salomon und Morolf“, so noch im „Eulenspiegel“. Je mehr aber im deutschen Reiche und in der deutschen Kirche Verfall und Zerrüttung zunahmen, je entarteter die Vertreter der Kunstpoesie, je werthloser also diese selbst wurde, desto entschiedener wird die Kluft zwischen ihr und der Volkspoesie, desto heftiger die Opposition der letztern.

Auf diesem Punkte finden wir den Zustand der deutschen Literatur im 17. Jahrhundert, dem Zeitalter des „Simplicissimus“. Die Kunstpoesie hatte unter den Händen der ersten schlesischen Dichterschule, wenigstens derjenigen ihrer Mitglieder, die vor allen maßgebend wurden,

bei allem Aufschwunge der Form, den Kern und Halt aller wahren Poesie verloren, und in der zweiten schlesischen Dichterschule diese nur durch die regel- und sittenlosesten Phantasiespiele oder vielmehr Spielereien zu ersetzen gesucht, während hier zugleich die Form der Darstellung von der verhältnißmäßig edeln Einfachheit eines Opitz in maßlose Monstrositäten ausschweift. Diesem kläglichen Zustande der Kunstpoesie gegenüber erhielt sich aller Ungunst der Zeiten zum Trotz in den ältesten Sitzen der deutschen Poesie zwischen Rhein und Donau eine zwar derbe und ungehobelte, aber gesunde und unverkünstelte Volkspoesie. Männer von wahrer Bildung und gesundem Sinne, die sich etwas in ihrem Vaterlande umgesehen hatten, mußten somit wol unwillkürlich auf den Gedanken kommen, sich der Volkspoesie zu nähern, ihrem reichen Gehalte noch den Vorzug künstlerischer Vollendung hinzuzufügen und dadurch jene Vereinigung der Kunst- und Volkspoesie vorzubereiten, die freilich erst ein volles Jahrhundert später unter sehr veränderten Umständen wirklich erreicht werden konnte. Selbst eins der berühmtesten Häupter der ersten schlesischen Schule, Andreas Gryphius, scheint in seinen beiden Lustspielen, namentlich im „Peter Squenz", einen solchen Weg aufgesucht zu haben, und diese beiden Dichtungen sind ohne Zweifel die Krone aller seiner Werke. Vorzugsweise gehören aber, und dies ist ganz natürlich, die Männer, welche hierher gehören, dem südwestlichen Deutschland an: Georg Rudolf Weckherlin, 1584 bis etwa 1650, und Johann Valentin Andreä, 1586—1654, beide Würtemberger, scheinen mir ein derartiges Streben gehabt zu haben, doch kenne ich ihre Werke nicht genau genug, um ein entschiedenes Urtheil darüber fällen zu können. Ganz entschieden aber ist hierher zu rechnen Balthasar Schupp aus Gießen *), 1610—61, nur sind seine Werke kaum zur poetischen Literatur zu zählen. Das bedeutendste in dieser Richtung endlich leistet Hans Michael Moscherosch aus dem Hanauischen **), 1600—69. Seine „Wunderlichen und warhafftigen Gesichte Philanders von Sittewald" sind ein lebensvolles, frisches Sittengemälde seiner Zeit, durchaus von dem Standpunkte des schlichten, unverdorbenen Volksverstands aufgefaßt. Zugleich aber trägt die Form der Darstellung dennoch deutliche Spuren an sich, daß der gründlich und vielseitig gebildete Mann sich von den Einflüssen der Verbildung, der die Mehrzahl seiner Zeitgenossen erlag, nicht ganz freimachen konnte; schon die ganze Einkleidung seiner Darstellungen in Traumbilder ist einem spanischen Original entlehnt; griechische, lateinische und französische Stellen sind nicht wenig eingeflochten, und unzählige Citate aus den verschiedensten Schriftstellern aller Zeiten und Völker verrathen nur zu sehr die peinliche und geistlose Gelehrsamkeit des 17. Jahrhunderts; welche Entstellungen es denn freilich unmöglich machten, daß seine „Gesichte" jemals ein Volksbuch im wahren Sinne des Worts werden konnten.

*) Schupp wird von Grimmelshausen mit Lob erwähnt: „Rathstübel Plutonis", Cap. 2, 86.

**) Auch Moscherosch wird von Grimmelshausen mehrmals mit Anerkennung genannt: „Satyrischer Pilgram", Buch 2, Cap. 4; „Verkehrte Welt", Cap. 10.

Schlugen diese Männer bei dem ehrenwerthesten Streben doch einen falschen Weg ein, indem sie zu früh die Verschmelzung der sich noch in unnahbarer Schroffheit gegenüberstehenden Gegensätze versuchten, so steht Grimmelshausen, ihnen zwar geistesverwandt, ungleich eigenthümlicher und besonnener da. Seine Eigenthümlichkeit nämlich, die wol kein anderer Schriftsteller des 17. Jahrhunderts theilt, besteht darin, daß er die beiden großen Gegensätze, in die sich die gesammte deutsche Literatur je länger je mehr gespalten hatte, als solche klar erkannte und schied; daß er, mit wunderbarer Frische und Beweglichkeit des Geistes begabt, nach beiden Seiten hin thätig war, ohne eine unstatthafte Vermengung der beiden Gattungen vorzunehmen, oder auch nur einer derselben fremde und widerstrebende Elemente beizumischen; vielmehr begnügte er sich, der Volkspoesie diejenige künstlerische Vollendung zu geben, deren sie, ohne Grund und Boden zu verlieren, fähig war, und der Kunstpoesie durch Zurückführung auf eine geringere Ausdehnung der einzelnen Werke und durch größere Einfachheit und Wahrheit der Darstellung wenigstens einen Theil der völligen Unnatur zu benehmen, in welche sie versunken war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Ein Werk, dessen Plan vom Herzog von Orleans herrührt.

Amédée René hat sich, so viel wir wissen, durch seine geistreichen Artikel in der „Revue de Paris" und seine treffliche Bearbeitung der Briefe Chesterfield's — es ist uns unbekannt, ob er der frühere Redacteur des „Journal de l'instruction" ist — zuerst dem größern Publicum bekannt gemacht. Seit der Zeit hat er eine große literarische Thätigkeit nach allen Seiten hin entwickelt, namentlich zeichnen sich seine kritischen Arbeiten und kleinern historischen Aufsätze, deren er mehre zur bekannten „Encyclopédie des gens du monde" beigesteuert hat, vortheilhaft aus und verrathen ein bedeutendes Talent zur historischen Darstellung. So haben wir von ihm in dem obengenannten encyklopädischen Werke, das unter der Leitung des trefflichen Schnitzier langsam, aber desto sicherer fortschreitet, den Artikel „Napoléon" bemerkt, der mit großem Geschick geschrieben ist. René vermeidet hier die beiden Klippen, an denen ähnliche Darstellungen nur zu leicht scheitern, indem er sich von trivialen Gemeinplätzen, die über den großen Corsen in Umlauf sind, wie von paradoxen Sätzen, mit denen andere Historiker diesen unerschöpflichen Gegenstand wieder aufzufrischen suchen, gleichweit entfernt hält. Sein Stil namentlich ist trefflich. Gegenwärtig erhalten wir aus der Feder René's ein neues Werk, dessen Plan noch unter den Augen des Herzogs von Orleans entworfen ist und für das der den Wissenschaften zu früh entrissene Prinz sich lebhaft interessirte. Es ist dies ein „Tableau des services de guerre des princes de Robert le Fort, duc de France, chef de la dynastie capétienne". Aus dieser historischen Übersicht über die Waffenthaten der Prinzen, welche aus dem Hause der Capetinger stammen, ergibt sich, daß 42 Prinzen dieser Linie einen rühmlichen Tod auf dem Felde der Ehre gefunden haben, daß ferner 56 in den Schlachten verwundet wurden, daß 29 an den Kreuzzügen Theil nahmen, u. s. w. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 262. — 19. September 1843.

Christoffel von Grimmelshausen, der Verfasser des „Abenteuerlichen Simplicissimus".

(Fortsetzung aus Nr. 261.)

Soll diese allgemeine Charakteristik an den einzelnen Schriften Grimmelshausen's genauer belegt werden, so sind zunächst nur seine Romane ins Auge zu fassen; der „Teutsche Michel" und die meisten der in dem dritten Bande der Gesammtausgabe unter dem gar nicht unpassenden Titel „Staatskram" vereinigten Schriften werden weiter unten ihre besondere Besprechung finden. Diese Romane sind nun einerseits „Der keusche Joseph mit dem Musai", „Dietwalt und Amelinde", „Proximus und Lympida"; andererseits der „Simplicissimus" mit seinen Fortsetzungen „Courage", „Springinsfeld" und „Vogelnest". Die drei erstgenannten gehören ganz der Richtung des Romans an, welche durch Philipp von Zesen in Deutschland eingeführt, hauptsächlich durch Andreas Heinrich Bucholz, Anton Ulrich von Braunschweig, Lohenstein und Ziegler vertreten wird, d. h. also dem Kunstroman. Wie diese entnehmen sie ihren Stoff entlegenen Zeiten und Orten, der jüdischen, französischen und byzantinischen Geschichte oder vielmehr Sage, denn eigene Erfindung scheint mir nicht viel in ihnen zu sein; wie jene sind sie bei dem größten Mangel an wahrem Gehalt von einer gewaltig gespreizten und hochtrabenden Form der Darstellung, ohne jene Wahrheit und jenes Leben, welches den „Simplicissimus" so sehr auszeichnet. Indessen stehen diese Arbeiten von Grimmelshausen immer noch höher als die der andern Genannten, theils dadurch, daß sie es weder in der Sprachmengerei noch in dem hohlen Bombast so weit gebracht haben wie jene, dann aber besonders durch ihren unendlich geringern Umfang. Wenn in den sechs dicken Bänden einer „Römischen Octavia" oder in den zwei gewichtigen Quartanten eines „Arminius und Thusnelda" die wüste Anhäufung des buntesten Stoffs, der aller Individualität der Situationen und der handelnden Personen oder vielmehr Maschinen, aller dichterischen Belebung, Wahrheit und Möglichkeit entbehrt, zu den unerträglichsten Wiederholungen führen muß, so werden bei Grimmelshausen kleinere Ganze abgegrenzt, bei denen ein stoffliches Interesse zur Noth auch ohne reichern geistigen Gehalt ausdauern kann. Durch diesen geringern Umfang fällt für Grimmelshausen der Hauptgrund weg, der den Romanen der andern genannten Schriftsteller eine unverdiente Fortdauer verliehen hat; er erklärt die Vergessenheit, in die diese drei kleinen Romane schon früh gerathen zu sein scheinen, und der man sie nur zum Behufe einer wissenschaftlichen Darstellung, nicht aber ihres eigenen Werths wegen wird entreißen wollen. Keineswegs bin ich aber hier mit Echtermeyer *) einverstanden, daß Grimmelshausen selbst auf diese Classe seiner Schriften den größten Werth vor allen übrigen gelegt zu haben scheine; daß er gerade auf ihnen seinen wahren Namen nennt, habe ich schon oben aus ihrem nicht satirischen Charakter erklärt; gegen Echtermeyer's Ansicht aber ist hervorzuheben, daß zwei dieser Schriften zu Grimmelshausen's frühsten Arbeiten gehören, und die spätere dritte kann wol als ein Erzeugniß der damals gangbaren Art von Galanterie gegen die Dame, der sie gewidmet ist, betrachtet werden. Wenn Echtermeyer ferner geltend macht, daß er seinen Joseph selbst vertheidigt und rühmt **), so führt er seine Volksromane noch häufiger und mit mindestens gleicher Liebe und gleichem Selbstbewußtsein an ***); und gewiß hätte Grimmelshausen, wenn er auf diese Art von Schriftstellerei einen vorzugsweisen Werth gelegt hätte, derselben einen größern Theil seiner Thätigkeit zugewandt, wofür Ehre und Anerkennung ihm von einem großen Theile seines Volks wohl reichlicher zu Theil geworden wäre als für seinen „Simplicissimus". Endlich erwähne ich noch, daß Grimmelshausen viele deutsche Schriftsteller seines Jahrhunderts gelegentlich nennt, von den Namen aber, die in der ersten und zweiten schlesischen Dichterschule vorzüglich glänzen, habe ich nur den einzigen Logau genannt gefunden †), der außer den Verbesserungen in

*) A. a. O., S. 432.

**) „Vogelnest", Theil 1, Cap. 15; „Ratio Status", Dedication.

***) „Satyrischer Pilgram", Buch 2, Cap. 6 und am Ende; „Simplicissimus", Vorrede und Beschluß; „Teutscher Michel", Cap. 3, 9, 12; „Vogelnest", Theil 2, Vorrede; mehrfach im „Rathstübel Plutonis".

†) Im „Simplicissimus", Buch 6, Cap. 11; das angeführte Epigramm ist in Lessing's Auswahl V, 91, Werke, Bd. 5, S. 176, Ausgabe von Lachmann. Diese Anführung ist auch dadurch merkwürdig, daß sie wol so ziemlich die einzige im ganzen 17. Jahrhundert ist, die Logau als Dichter erwähnt; daß aber auch

Sprache und Vers wenig mit Opitz und noch weniger mit Hofmannswaldau und Consorten gemein hat. So viel aber ist jedenfalls ganz außer Zweifel, daß Grimmelshausen den Gegensatz zwischen Kunstroman und Volksroman klar erkannt haben muß, um beide Gattungen in seinen Leistungen so scharf auseinander halten zu können. Wenn diese Doppelthätigkeit auf den ersten Blick kaum in einer und derselben Person vereinbar erscheinen dürfte, so wird wol ihre genügende Erklärung schon in dem Wenigen, was wir von Grimmelshausen's Leben wissen, gefunden werden können, darin nämlich, daß er den Zustand und die Bedürfnisse des ganzen Volks durch sein eigenes, in die Wirren des Dreißigjährigen Krieges verflochtenes Leben zu erkennen befähigt, ja gezwungen war, auf der andern Seite aber auch mit bedeutenden, hochstehenden Geschlechtern mehrfach verbunden und „sehr an fürstlichen Höfen beliebt" war, für welche er denn sein Talent in der einzigen hier anklingenden Weise benutzen mußte.

Von ganz anderer Art als die bisher besprochenen Werkchen sind der „Simplicissimus" und seine Fortsetzungen. Diese Romane sind aus dem unmittelbarsten Leben der Gegenwart mit vollster Frische und Treue herausgegriffen und stellen diese in einer dem ganzen deutschen Volke verständlichen und zugänglichen Form, frei von jeder allegorischen oder sonstigen Umhüllung dar; zugleich bilden sie ein künstlerisch und wahrhaft poetisch angelegtes Ganzes, wodurch sie sich über alle ähnlichen Erscheinungen derselben Zeit wesentlich erheben. Schon das Motto:

> Es hat mir so wollen behagen
> Mit Lachen die Wahrheit zu sagen,

weist auf eine bestimmte, klar erkannte Grundidee hin, die unmittelbar an die Horazische Lebensweisheit erinnert, und deren Durchführung allein schon eine künstlerische und dichterische Thätigkeit des Verf. beweist.

Mitten im Spessart geboren und erzogen wächst der Simplicissimus ohne alle Berührung, ja ohne alle Kenntniß von der übrigen Welt heran; da wird seine bisherige Welt, das Hauswesen seiner Ältern, ehrlicher Bauersleute, durch eine kriegerische Streifschar vernichtet; er flüchtet und findet Aufnahme bei einem Einsiedler; hier verlebt er mehre Jahre und legt den unvergänglichen Grund zu einer auf wahrer Religiosität und sittlichem Ernst beruhenden Weltanschauung, die ihn bei allen Wechselfällen seines spätern Lebens, bei allen Roheiten und Gemeinheiten, die er nicht nur um sich sieht, sondern auch selbst durchmacht, doch niemals gänzlich versinken läßt. Der Tod seines Einsiedlers treibt ihn endlich zum erstenmal in die unbekannte Welt hinaus: zuerst in Hanau bei einem schwedischen Gouverneur, dann unter den Kroaten, dann im kaiserlichen Heere vor Magdeburg macht er halb den Hofnarrn, halb den Bedienten. Völlig herangewachsen wird er Soldat und zeichnet sich durch kühne Streifzüge, die zu den buntesten und tollsten Abenteuern Veranlassung geben, aus; während einer erzwungenen Waffenruhe als ehrenvoll Gefangener sieht er sich genöthigt zu heirathen, aber nach wenigen Wochen unternimmt er eine neue Reise und geräth von neuem in den Strudel des Lebens, der ihn weiter und weiter führt und zu dem begonnenen Hauswesen nicht zurückkehren läßt. Nachdem er Paris besucht, Frankreich halb als Bettler, halb als Wunderdoctor durchzogen hat, geräth er wieder in Kriegsdienste und mancherlei Fährlichkeiten, bis es ihm endlich gelingt, sich auf eigenem Bauergute zur Ruhe zu setzen. Nachdem aber eine zweite Heirath einen schlechten Ausgang genommen, geht er wieder auf Abenteuer aus; die Schilderungen des deutschen Volkslebens sind jetzt erschöpft, deswegen läßt ihn der Verf. nach Moskau, bis China die ganze alte Welt durchwandern. Nach seiner glücklichen Heimat zurückgekehrt will er ein ganz heiliges und ungestörtes Leben beginnen, er wird Einsiedler; aber es dauert nicht lange: er begibt sich auf eine neue Wallfahrt nach Rom, von da ins gelobte Land, wird unterwegs gefangen, glücklich wieder befreit, endlich auf eine einsame Insel zwischen Asien und Afrika verschlagen; hier beginnt er nun das Einsiedlerleben zum drittenmal, der älteste Robinson, den wir literarisch nachweisen können, jedoch mit dem Unterschiede, daß die Sehnsucht nach der Heimat mit aller ihrer Unruhe, ihren Leidenschaften und Kämpfen bald in ihm erlischt; ja als sich ihm eine Gelegenheit zur Heimkehr bietet, benutzt er diese nur, um seine auf jener Insel aufgezeichnete Lebensgeschichte nach Europa zu senden, während er selbst seine Tage in ungestörter Einsamkeit, nur dem Gebet und dem Nachdenken gewidmet, beschließen will.

Dies eine kurze Übersicht über den Inhalt des „Simplicissimus", welche freilich den ganzen Reichthum desselben kaum entfernt anzudeuten vermag. In ähnlicher Weise enthalten die Fortsetzungen die Abenteuer anderer Personen, deren Schicksale irgendwie an das des Haupthelden angeknüpft werden; überall mit derselben Grundlage einer sittlich gediegenen Gesinnung und unverwüstlichen Heiterkeit, die es nicht verschmäht, sich in scherzhafter Weise über die Erbärmlichkeit und Eitelkeit des gewöhnlichen Treibens der meisten Menschen lustig zu machen. Wie klar sich Grimmelshausen dieser seiner Richtung bewußt war, beweist außer unzähligen einzelnen Stellen seiner Romane der Spruch, welchen er den Kupfern der dritten Originalausgabe beigeschrieben hat: „Der Wahn betreugt." Hierzu kommt nun auch noch die angemessenste Form der Darstellung: keine Spur des inhaltleeren Wortgepränges, der Eintönigkeit und Sprachmengerei, worin die Kunstromane derselben Zeit ihren Hauptvorzug suchten; überall sinn- und witzvolle Kürze und Einfach-

---

Grimmelshausen nichts Näheres von ihm gewußt, geht daraus hervor, daß er ihn bei seinem angenommenen Namen und noch dazu mit falschem Vornamen „Samuel von Golau" nennt. Lohenstein und Christian Gryphius haben mehre Gedichte an Logau's Sohn gerichtet, aber nur der Erste berührt darin, so viel ich gefunden, einmal von fern des Vaters dichterische Thätigkeit. Übrigens sind Logau's Epigramme doch bekannter gewesen als ihr Verf., denn eine große Anzahl derselben finde ich ohne Nennung des Namens in einer Sammlung von Witzworten und Anekdoten: „Lustige Gesellschaft" von J. P. de Memel, 1667.

heit, der nie der bezeichnendste Ausdruck fehlt, ungeschwächte Kraft der Rede, die nicht selten in eine heutzutage für unanständig geltende Derbheit übergeht, und lebendiger Wechsel der Form dem Wechsel des Inhalts entsprechend; zwar sind auch hier die reichlichsten Belege für des Verf. ausgedehnte Gelehrsamkeit und Belesenheit überall eingestreut, aber in so schlichter und natürlicher Weise, daß sie nirgend für einen weitern Leserkreis unverständlich werden. So stehen denn diese Romane in jeder Beziehung ganz unendlich hoch über den Werken von Lohenstein und Consorten, namentlich auch noch darin, daß in ihnen überall Sinn und Liebe für alles Vaterländische scharf hervortritt, wovon jene keine Ahnung hatten oder haben wollten.

In einer seiner spätern Schriften hat Grimmelshausen die vollkommenste Gelegenheit zu einer Vergleichung seiner Leistungen im Kunstroman und in der volksthümlichen Erzählung selbst, man möchte fast glauben absichtlich, gegeben; denselben Stoff nämlich, aus dem er seinen ganzen Roman „Proximus und Lympida" gemacht, hat er im „Rathstübel Plutonis"*) zu einer kurzen Erzählung von drei Seiten verarbeitet; so langweilig jener Roman ist, ebenso vortrefflich trifft diese Erzählung ganz den echten alten Legenden- und Volkston.

Das große Interesse, welches Grimmelshausen's Volksromane im weitesten Kreise finden mußten, erklärt es zur Genüge, daß man, wie bei jedem echten Volksbuche, an die Persönlichkeit des Verf. wenig oder gar nicht dachte, und diese somit bis auf seinen Namen in eine Vergessenheit gerieth, aus der wir sie jetzt nur mühsam und theilweise wieder ans Licht bringen können.

Den Hauptbeweis für die Volksthümlichkeit dieser Schriften und den großen Beifall, den sie allgemein fanden, geben nächst ihren wiederholten Auflagen die zahlreichen Nachahmungen ab, die sich an sie anschließen, von denen aber freilich wol keine ihrem Vorbilde gleich, nur sehr wenige ihm nahe kommen. Die verschiedenen Simplicissimi und Robinsonaden, die ich kenne, verrathen sehr deutlich, daß es ihren Verf. an der eigenen Anschauung und reichen Erfahrung gefehlt hat, aus der Grimmelshausen's Vorzüge hervorgehen; deshalb begnügen sie sich entweder mit ziemlich dürrer, blos hier und da mit allerhand burlesken Einfällen verbrämter Aufzählung rein historischer Ereignisse in Chronistenmanier, oder sie lassen einer durchaus willkürlichen, weder durch Ort noch Zeit beschränkten Phantasie den Zügel schießen, woraus denn Producte entstehen, die jeder leitenden Grundidee, aller innern Wahrheit und Volksthümlichkeit, kurz jedes höhern Werths entbehren, wovon die „Insel Felsenburg" vielleicht als einzige werthvollere Ausnahme dasteht. Noch werthloser sind, so weit sich meine Bekanntschaft erstreckt, die sogenannten Avanturiers und Avanturieren, deren Abenteuer sich über die Heimat wenig oder gar nicht hinaus zu verbreiten und hier nicht von der ehrbarsten Art zu sein pflegen; während diese Art von Schriften sich in Form und Inhalt wieder dem Kunstroman in seiner tiefsten Entartung zu nähern sucht, eignet sie sich vom Simplicissimus und dessen Genossenschaft fast nur die unsittlichen Partien in doppelt unsittlicher Weise zur Nachahmung an; denn so unverhüllt auch die Gemeinheit und Sittenlosigkeit in Grimmelshausen's Schriften oft auftritt, so ist doch eben ihre Bekämpfung durch Aufstellung eines bis zum Erschrecken ähnlichen Abbildes der klar hervortretende Zweck solcher Schilderungen; in jenen Avanturiers aber wird die lüsterne Darstellung des Unsittlichen selbst zum Zweck: die Männer sind hier nur so lange keine Schurken, bis sie es ohne Gefahr sein können; die Frauen bewahren ihre Ehre gerade nur so lange, bis sie sie, für diese Leute ohne allen Makel und Vorwurf, an einen reichen und vornehmen Bewerber verhandeln können; eine Lebensklugheit, die zu jener Zeit freilich vielfach praktisch geübt sein muß, da schon Hofmannswaldau und Lohenstein sie in ihren sogenannten Heldenbriefen unbefangen genug lehren konnten.*)

So kann man allerdings sagen, daß Grimmelshausen's Volksromane in der deutschen Literatur allein und in ihrer Art einzig dastehen; genauer betrachtet liegt dies jedoch nur in der Eigenthümlichkeit der Zeit, aus der sie hervorgehen und die sie abspiegeln. Ihr Grundcharakter läßt sich als echt deutsch und in andern literarischen Erscheinungen wiederkehrend nachweisen; und wenn dies nicht wäre, würde ja eben ein Hauptvorzug derselben, ihre vollkommen nationale Natur in einer daran so kläglich armen Zeit, verloren gehen; die große Verbreitung, die sie im ganzen deutschen Volke fanden, würde sich nicht erklären lassen; sie würden als ein unorganisches, fremdes Glied in der Entwickelung des deutschen Volksgeistes angesehen werden müssen.

Von der nahen geistigen Verwandtschaft zwischen Grimmelshausen und mehren seiner Zeitgenossen, namentlich Moscherosch und Schupp, habe ich schon gesprochen. Ihr nächster Vorläufer im 16. Jahrhundert ist Johann Fischart. Gemeinsam ist beiden Männern eine ehrenwerthe, echt volksthümliche Gesinnung, gemeinsam auch der Reichthum an Witz und heiterer Lebenslust, womit sie ihre gewählten Stoffe behandeln, wesentlich verschieden aber sonst Beider Darstellungsweise. In

*) „Rathstübel Plutonis", Cap. 6.

*) Ich muß hier ausdrücklich bemerken, daß das oben über die Nachfolger Grimmelshausen's Geurtheilte sich ausschließlich auf diejenigen Bücher der genannten Gattungen gründet, die ich aus eigener Lecture genau kenne, d. h. auf eine ziemliche, aber doch nichts weniger als vollständige Anzahl derselben; so wird z. B. die „Insel Felsenburg" gewöhnlich zu den Avanturiers gerechnet, ist aber mit den mir bekannten Schriften, die diesen Namen meist schon auf dem Titel führen, durchaus nicht in gleiche Kategorie zu setzen. Auch die Anfänge der Robison-Literatur verdienen wol noch eine besondere Untersuchung, denn so entschieden sich das erste Vorbild derselben im sechsten Buche des „Simplicissimus" findet, so kommen doch die deutschen Robinsonaden alle erst nach Daniel de Foe (1719, deutsch 1720) zum Vorschein. Endlich dürfte eine erschöpfende Literaturgeschichte dieser Zeit auch die zahlreichen Sammlungen von kurzen, unzusammenhängenden Erzählungen, Anekdoten u. dgl. nicht übersehen, die seit etwa 1660 zu erscheinen anfangen.

allen Schriften Fischart's*) tritt die Satire viel offener und unverhüllter als Hauptzweck hervor als bei Grimmelshausen; zugleich versetzt sich jener meistentheils**) auf einen rein phantastischen Boden, und indem er hier sowol einer ungezügelten Phantasie als namentlich seiner höchst wunderlichen Behandlung der Sprache den freisten Spielraum gestattet, scheint er mir nicht selten den eigentlichen Zweck seiner Schriften aus dem Auge zu verlieren und Spiele der Laune und augenblickliche Einfälle an deßen Stelle zu setzen; er geht dabei mit einem unerhörten Reichthum an Witz, namentlich an Wortwitz wahrhaft verschwenderisch um, und während er auf der einen Seite durch die seinen Schriften zu Grunde liegenden Ideen und durch Verschmähung aller conventionnellen Fesseln der Volksliteratur angehört, entfernt er sich andererseits wieder von ihr durch die phantastische, dem Volksverstande fernliegende Gestaltung seiner Schöpfungen und durch die überreiche Kunst, die er auf die bloße Ausschmückung seiner Arbeiten verwendet; den scharfen Gegensatz zwischen gelehrter und Volksliteratur, den hauptsächlich Opitz feststellt, kannte Fischart's Zeit noch nicht, aber er war doch bereits im Begriffe sich zu entwickeln, und Fischart schwankt nur, wahrscheinlich sich selbst unbewußt, zwischen beiden noch nicht scharf gesonderten Richtungen hin und wieder. Grimmelshausen fand diesen Gegensatz vollkommen ausgeprägt vor und erkannte ihn mit voller Klarheit, deswegen gehören auch seine Schriften ganz rein entweder der einen oder der andern Gattung an, und mit der Besonnenheit, die ihn überall charakterisirt, behielt er bei seinen Volksromanen das vorgesteckte Ziel weit fester im Auge als Fischart; deshalb ist überall das wirkliche Leben seiner Zeit der Gegenstand seiner Darstellungen, deshalb findet sich bei ihm keine Spur von dem unendlichen Wortwitze Fischart's, dagegen eine weit übersichtlichere Anlage seiner Werke im Großen und Ganzen. Einen recht augenfälligen Beleg für das vollkommenere schriftstellerische Bewußtsein Grimmelshausen's gibt es, daß er denselben Stoff, den Fischart zu einem ganzen von Witz und Laune übersprudelnden Buche mit dem größten Behagen ausspinnt, nur gelegentlich zu einer Episode benutzt, die jenes Buch durch den Zusammenhang, in dem sie erscheint, doch am Ende an wahrem Humor übertrifft.***) Diese Episode kann wol zugleich als Beweis angesehen werden, daß Grimmelshausen Fischart's Werke gekannt, geschätzt und zwar benutzt, aber in der ihm gemäßen Weise umgestaltet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fidibus, Schelmenlieder von J. Lasker. Danzig, Kabus. Gr. 8. 20 Ngr.

Welche Titel wird man noch ersinnen, um Leser anzulocken! Aber es hilft ja doch nichts. Wie ungebildet müßte der Geschmack sein, dem diese schale Waare behagte! In einer Anmerkung S. 81 spricht sich der Verf. sein eigenes Urtheil. Im Texte heißt es: „Für Heine's Gedichte wird Schimper nun dein. — Note für die Glücklichen, welche fragen: Wer ist Schimper? — Verf. von Gedichten, die bei Ende in Erlangen 1841 erschienen und das Abgeschmackteste sind, was je zwischen Wahnsinn und Unsinn die Mitte gehalten." Diese paar Zeilen sind eine Probe von des Verf. Esprit. Ein wohlfeilerer Witz und eine fadere Reimerei sind uns kaum vorgekommen.

42.

*) Nur mit Ausnahme des „Glückhaften Schiffs" unter den mir bekannten Schriften Fischart's.

**) Weniger ist dies der Fall in den gegen den ingolstädter Franciscaner Johannes Naß gerichteten Streitschriften.

***) Fischart's „Flohhatz" mit „Simplicissimus", Buch 3, Cap. 6.

Bibliographie.

Brandstäter, F. A., Bemerkungen über das Geschichtswerk des Polybius. Danzig. 4. 10 Ngr.

Grundgesetz des Königreichs Norwegen. Aus dem Norwegischen übersetzt. Königsberg, Voigt. Gr. 8. 5 Ngr.

Herbert, E., Kritische Beleuchtung der preußischen Censur-Instructionen vom 4. Februar und 30. Juni 1843; eine vernunftgemäße Untersuchung über die Systeme des Christen- und Judenthums und über die Theorie der Regierungsformen und Staatsverbände. Altona, Heilbutt. Gr. 12. 15 Ngr.

Jahrbuch für Israeliten auf das Jahr 5604 (1843/44). Herausgegeben von **J. Busch**. 2ter Jahrgang. Wien, v. Schmid und Busch. Gr. 12. 20 Ngr.

Des deutschen Michels Jubel- und Fest-Gesänge bei der tausendjährigen Jubelfeier der Deutschen im Jahre 1843. Herausgegeben von **Michel — Ruhig!** Für eine Singstimme. Hamburg. Qu. 8. 5 Ngr.

Lessing's Nathan der Weise auf der Berliner Bühne. Ein Vortrag gehalten in der Gesellschaft der Freunde der Humanität in Berlin. Berlin, Asher und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mayrhofer, J., Gedichte. Neue Sammlung. Aus dessen Nachlasse mit Biographie und Vorwort herausgegeben von E. Freih. v **Feuchtersleben**. Wien, Klang. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Nork, F., Biblische Mythologie des alten und neuen Testaments. Versuch einer neuen Theorie zur Aufhellung der Dunkelheiten und scheinbaren Widersprüche in den canonischen Büchern der Juden und Christen. 2ter Band. Stuttgart, Cast. Gr. 8. 2 Thlr. 11¼ Ngr.

Nur für Augenblicke. Für Damen. Für Herren. Dorpat, Severin. 1842. 32. 15 Ngr.

Reventlow, C. O., Lehrbuch der Mnemotechnik nach einem durchaus neuen auf das Positive aller Disciplinen anwendbaren Systeme. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Schulz, W., Die Bewegung der Production. Eine geschichtlich-statistische Abhandlung zur Grundlegung einer neuen Wissenschaft des Staats und der Gesellschaft. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 1 Thlr.

Stein, E. v., Freud und Leid in Novellen. Wesel, Klönne. 8. 26¼ Ngr.

Trompetenstöße und Puffs. Anekdoten aus der Gegenwart. Herausgegeben von **Ha-He-Hi-Ho-Hu**, Kaiserlich chinesischem Geh. Fahnenschwinger und Vivatrufer a. D., Inhaber der grünen Pfauenfeder 16. Klasse. 370ste Auflage. (Die ersten 369 Auflagen wurden vor dem Drucke vergriffen.) 1stes und 2tes Heft. Demmin, Gesellius und Comp. 12. 7½ Ngr.

Weißenborn, W., Die Nahrungsstoffe des Menschen nach ihren diätetischen Beziehungen, ihre Wahl, Zubereitung und Anwendung, wie solche Gesundheit, Lebensverlängerung, Hebung chronischer Krankheiten, sowie Rücksichten auf Charakter, Intelligenz, Gemüth und auf die Leidenschaften erfodert. Nach N. A. **Hebert** frei bearbeitet. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr.

Zur Kenntniß der Gesellschaft Jesu. Von einem Katholiken. Zürich, Literarisches Comptoir. Lex.-8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 263. — 20. September 1843.

Christoffel von Grimmelshausen, der Verfasser des „Abenteuerlichen Simplicissimus".

(Fortsetzung aus Nr. 262.)

Eine weit treffendere Parallele zu Grimmelshausen bietet das 15. Jahrhundert; ich erkenne nämlich in seinen Volksromanen nichts Anderes als den „Eulenspiegel" des 17. Jahrhunderts. Bis ins Einzelnste ließe sich dieser Vergleich da verfolgen, wo der „Simplicissimus" halb freiwillig, halb gezwungen den Narren spielt*); aber die Ähnlichkeit liegt tiefer. Der „Eulenspiegel", als das älteste Muster und Vorbild eines echt deutschen komischen Volksromans, dem, um diesen Namen ganz zu verdienen, nur Abrundung und Abschluß zu einem organischen Ganzen fehlt, ist eine gutmüthige, heitere Persiflage der verschiedensten Schwachheiten des deutschen Volks, besonders derjenigen Richtungen, die, von einem idealen, aber dem wirklichen Leben je länger je mehr entfremdeten Standpunkte ausgehend, dem schlichten, unmittelbaren Volksverstande als durchaus nichtig erscheinen mußten. Eine ganz gleiche Persiflage, ein gleicher, mit scherzhaften Waffen geführter Kampf für den schlichten gesunden Menschenverstand, für einen unverkünstelten aber aufrichtigen Glauben tritt uns im „Simplicissimus" und seinen Fortsetzungen entgegen. Auch die Formen, in die beide gleichartige Grundgedanken sich eingekleidet, sind nahe miteinander verwandt: ein naiver, ursprünglich gut gearteter Naturmensch, eine Art des jetzt so beliebten „Deutschen Michel", wird ohne allen Anhalt in eine verkünstelte und vielfach zerrüttete Welt hinausgeschleudert, aber nicht um mit derselben auf Tod und Leben zu kämpfen, sondern um durch diese Vereinigung ganz widerstrebender Elemente fortwährend in die lächerlichsten Situationen, dann und wann auch in ernstere Verlegenheiten zu gerathen. Diese zuerst im „Eulenspiegel" verkörperte Idee lebte im deutschen Volke mehre Jahrhunderte hindurch fort und nahm natürlich in jedem Zeitalter eine einigermaßen veränderte Gestalt an. So war freilich im 17. Jahrhundert des alten Eulenspiegel vollkommen gutmüthige Art von Simplicität — denn der Charakter dieser Helden läßt sich wirklich nicht treffender bezeichnen als mit dem Namen, den Grimmelshausen dem seinigen gibt — nicht mehr möglich: die Übelstände, welche ganz Deutschland in dieser Zeit zerrütteten, waren zu ernster Art, als daß sie sich mit der ungetrübten Heiterkeit des „Eulenspiegel" hätten behandeln lassen; der sittliche Verfall zu groß, als daß der „Simplicissimus" die kindliche Unschuld seines Vorgängers hätte bewahren können; die großen öffentlichen Interessen der Kirche und des Staats nahmen jetzt alle Gemüther zu sehr in Anspruch, als daß der geistesverwandte Schriftsteller dieser Zeit sich auf die kleinen Gemälde aus einem eng begrenzten bürgerlichen Leben hätte beschränken können, aus denen der „Eulenspiegel" zusammengesetzt ist. So ist denn der Unterschied zwischen diesem und den Simplicianischen Romanen lediglich die unumgängliche Folge ihrer verschiedenen Zeitalter. Zwei andere Elemente des „Simplicissimus", die der „Eulenspiegel" noch gar nicht kennt, sind: die schon mehrfach erwähnte, ebenfalls in der Zeit begründete Wanderlust in die entferntesten und entlegensten Gegenden, und dann das Einmischen einer mystischen und allegorischen Traum- und Visionswelt, die, der spanischen Literatur entlehnt, um diese Zeit in Deutschland fleißig angebaut wurde und weiter unten bei Besprechung der kleinern Schriften Grimmelshausen's nochmals zu erwähnen sein wird.*) Für die Darstellungsweise und ganze Anlage des „Simplicissimus" ist endlich noch der Unterschied wichtig, daß der „Eulenspiegel" wirklich unmittelbar aus der Mitte des Volks hervorging, der „Simplicissimus" aber von einem gebildeten Schriftsteller mit selbstbewußter Absicht verfaßt wurde, der sich dazu erst mit geistiger Anstrengung auf einen weit hinter ihm liegenden Standpunkt zurückversetzen mußte, dessen unwillkürliches Product der „Eulenspiegel" war. Dieser Umstand und die überhaupt vorgeschrittene Bildung seines Zeitalters erklärt zur Genüge die künstlerische Anlage und Abrundung des „Simplicissimus", von der beim „Eulenspiegel" gar nicht die Rede sein kann.

So sehen wir also, daß Grimmelshausen's Volksromane in engem, organischem Zusammenhange mit Dem stehen, was auf demselben Gebiete vor ihm geleistet worden ist, welche Zusammenstellung denn auch sofort den echt

*) „Simplicissimus", Buch 1, von Cap. 29 an, Buch 2.

*) Im „Simplicissimus", Buch 5, Cap. 12—17; Buch 6, Cap. 2—4; am consequentesten und ausführlichsten ist diese Richtung befolgt in Moscherosch's „Gesichten"; endlich kehrt sie auch noch wieder im letzten Theile der „Insel Felsenburg".

deutschen Charakter des „Simplicissimus" nachweist. Daß diese Gattung des Romans wol viele Nachahmer, aber keine echte Fortsetzung und lebendige Fortbildung gefunden hat, ist aus dem weitern Gange der deutschen Literaturgeschichte leicht erklärlich: bis in das zweite Viertel des 18. Jahrhunderts, bis wohin die literarischen Zustände Deutschlands eine solche wol möglich und wünschenswerth gemacht hätten, stand der dazu befähigte Mann nicht auf, wie dergleichen immer und überall nur selten erscheinen. Die Gegensätze der verschiedenen literarischen Richtungen wurden überdies seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts mehr auf ihrem eigenen Boden, als rein literarische Fehden ausgefochten, welche aller, am meisten der volksthümlichen Productivität hemmend im Wege standen. Sobald sich endlich die deutsche Literatur aus ihrer tiefsten Erniedrigung, die eine Reaction nothwendig hervorrief, zu erheben begann, war ihr Streben auch sofort ein idealeres und allgemeineres, als daß es sich mit einer im Sinne des „Simplicissimus" gehaltenen Opposition gegen die bisherige Misere hätte begnügen können: Haller, Hagedorn, Gellert, Gleim nebst den sich näher und ferner an sie anschließenden Dichtern waren die Vorläufer, Klopstock, Lessing und Wieland in verschiedenen Richtungen die Vollender einer ganz neuen Schöpfung, und seitdem hat jede bedeutende dichterische Kraft dahin gestrebt, im höhern Sinne Volksthümliches zu schaffen ohne die Vorzüge aufzugeben, welche sich eine wahrhaft nationale Dichtung allerdings auf künstlerischem Wege aneignen muß, wenn sie überhaupt als verschönernde und veredelnde Kunst gelten will. So verschwand aus der deutschen Literatur einerseits die Roheit und Formlosigkeit der ältern Volksdichtung, andererseits die Gehalt- und Geistlosigkeit der gelehrten Poesie, und der frühere Gegensatz konnte in der grellen Weise des 17. Jahrhunderts nicht mehr auftreten. Die Gegensätze, an denen es auch der neuern und neuesten deutschen Dichtung nicht gefehlt hat, fehlt und fehlen wird, hier zu besprechen, würde von meinem Ziele zu weit abführen; jedenfalls aber sind sie von wesentlich anderer Art und also auch von anderer Wirkung als jene, aus welchen Grimmelshausen's Volksromane hervorgingen.

Übrig ist nun noch die Besprechung von Grimmelshausen's zahlreichen kleinern Schriften vermischten Inhalts. Diese sind, wie schon bemerkt, in dem dritten Bande der Gesammtausgabe von 1685 unter dem besondern Titel „Staats-Kram" vereinigt, außerdem gehört aus dem zweiten Bande derselben Ausgabe noch der „Teutsche Michel" und der „Ewigwährende Calender" hierher. Unberücksichtigt werde ich in dem Nachfolgenden drei dieser Arbeiten lassen: den ersten „Bärenhäuter", die „Gauckeltasche", das „Manifest für die rothen Bärte"; die erste dieser Schriften ist als eine nette scherzhafte Novelle mit Recht von Bülow erneuert worden *), aber für eine literarhistorische Würdigung Grimmelshausen's ohne wesentliche Bedeutung; die zweite ist durchaus ohne eigenthümlichen Werth; die dritte endlich scheint mir nur ein in Fischart'scher Manier, doch ohne dessen Sprachkunststücke, ausgesponnener Scherz zu sein, hinter dem ich einen wirklichen Gehalt nicht habe entdecken können. *) Gemeinsames Merkmal aller übrigen hierher gehörigen Schriften ist, daß der belehrende Zweck, der in den Romanen durchaus nicht besonders herausgehoben wird, hier entschieden als leicht erkennbare Hauptsache hervortritt; daß sie deswegen alle als in einer bestimmten Absicht gemacht erscheinen, während die Romane im Gegentheil als schlichte Erzählung wirklicher Erlebnisse angesehen werden wollen und können. Als Gegenstände der in diesen Schriften niedergelegten Belehrung kann man im Allgemeinen die bedeutendsten Interessen der Zeit angeben: Glaube, Sprache und Sitte des deutschen Volks im weitesten Sinne; daß Schriften, die für ein grösseres, nicht durchweg gelehrtes Publicum bestimmt waren, in jener Zeit auf die eigentliche Politik nicht geradezu und systematisch eingehen, versteht sich bei einiger Kenntniß von dem damaligen Zustande der Regierungen und des Volks wol so ziemlich von selbst; dagegen enthalten sie zahlreiche die öffentlichen Verhältnisse näher oder ferner berührende Partien. Ihrer Form nach nähern sich diese Schriften theils der reinen Erzählung, doch immer mit leicht kenntlicher didaktischer Richtung und vielfach eingelegten Dialogen; theils der reinen Abhandlung, doch auch hier durch häufig beigebrachte Beispiele und Anekdoten zu unmittelbarer praktischer Anwendung der vorgetragenen Lehren auffodernd.

Gehen wir zur nähern Betrachtung der einzelnen Schriften über, so springt sofort in die Augen, daß sie ebenso wenig als die Romane alle einer und derselben Richtung der Literatur angehören, und zwar stehen einige von ihnen in engem innerm Zusammenhange mit dem „Simplicissimus", gehören also der Volksliteratur an; dies sind: das „Rathstübel Plutonis", der „Teutsche Michel", der „Stolze Melcher" **), „Warum Er nicht katholisch werden könne" und der „Ewigwährende Calender". Andere stehen auf vollkommen gleichem Boden mit Grimmelshausen's Kunstromanen, dies sind: der „Satyrische Pilgram" und der „Ratio Status". Die übrigen fünf Schriften gehören einer dritten, noch näher zu bezeichnenden Gattung an.

Wenn ich eben fünf dieser Schriften als dem „Simplicissimus" gleichartig bezeichnete, so geht daraus einerseits hervor, daß sie die oben näher bezeichneten formellen

---

*) In Bülow's „Novellenbuch", Bd. 2, S. 559.

*) In mehren Anekdotensammlungen aus dieser Zeit kehrt ein Witzwort wieder, mit dem ein Rothbärtiger den Spott eines Schwarzbärtigen zurückschlägt: dies scheint darauf hinzudeuten, daß man damals auf die Farbe der Bärte einen Werth legte, wie es jetzt höchstens ein vollendeter Dandy thut; dies hat vielleicht Grimmelshausen's betreffende Schrift veranlaßt, die dann wahrscheinlich in ironischem Sinne zu fassen ist.

**) Ebenfalls von Bülow erneuert, im „Novellenbuche", Bd. 3, S. 60. So werthvoll diese und alle ähnliche Bearbeitungen Bülow's in ästhetischer Beziehung sind, so verräth sich doch der Mangel an strenger historischer Kritik gleich in der ersten Zeile, wo die erzählte Begebenheit entschieden unrichtig in das Jahr 1683 verlegt wird; s. S. 1044, Anm. *)

Vorzüge dieses Romans theilen, andererseits, daß sie auf derselben gediegenen, echt volksthümlichen Gesinnung wie jene beruhen müssen, und zwar tritt letztere wegen des mehr didaktischen Charakters dieser Schriften hier fast noch deutlicher hervor als dort, sodaß wir sie noch genauer als eine deutsch bürgerliche Sinnesart bezeichnen können, wozu als nächste und treffendste Parallele Justus Möser's „Patriotische Phantasien" zu nennen sind, mit denen hier in der That eine so auffallende Ähnlichkeit stattfindet, daß man oft glauben möchte, ganz Dasselbe bei Möser gelesen zu haben, was zugleich als das schönste Lob für Grimmelshausen's schlichte und kräftige Darstellungsweise gelten kann. In Beziehung auf den Stoff dem „Simplicissimus" am nächsten steht das „Rathstübel Plutonis". Hier finden sich nämlich noch einmal alle Hauptpersonen des „Simplicissimus" nebst noch einigen andern, neuen Charakteren zusammen und behandeln zunächst dialogisch die Kunst reich zu werden, die sie, bei der geschicktesten Festhaltung und Durchführung der verschiedenen, durch ihr Auftreten in den Romanen festgestellten Charaktere, doch im Wesentlichen übereinstimmend alle in der Entäußerung von allem unnöthigen, namentlich ausländischen Luxus in Kleidung, Nahrungsmitteln u. s. w. finden; an dieses Gespräch schließen sich kurze Erzählungen und Betrachtungen des verschiedensten Inhalts, aber alle mit volksmäßig lehrhafter Wendung an, die von den einzelnen Personen der Reihe nach vorgetragen werden: die Art, in der hier historische Personen, z. B. Wallenstein, Johann von Werdt u. A., kurz gezeichnet werden, könnte noch heute Volksschriftstellern zum Muster dienen. Strenger in erzählender Form als ein ununterbrochenes Ganzes ist der „Stolze Melcher" durchgeführt; ein reicher Bauersohn, den Übermuth und Verkehrtheit verleitet hat, französische Kriegsdienste gegen Holland zu nehmen, kehrt krank und abgerissen wie der verlorne Sohn nach Hause zurück, wo er aber zum Schaden auch noch den Spott zu dulden hat. Das didaktische Element in dieser Schrift wird hauptsächlich dadurch gewonnen, daß der Junker und der Pfarrer des Dorfes als geistig höher stehende Theilnehmer und Beurtheiler der Handlung eingeführt werden, was ganz ebenso bei Möser wiederkehrt; diese knüpfen an des stolzen Melcher Schicksal Betrachtungen an, welche uns Deutschen zu wiederholen leider noch lange nöthig gewesen, vielleicht jetzt noch nöthig ist: so sieht man hier, daß es nicht der Napoleonischen Kriege bedurft haben sollte, um zu erkennen, daß

> die Deutschen den Franzosen zugleich für Verfechter, für Schanzkörbe und lebendige Faschinen dienen müssen, sie durch ihre Beschirmung in den gefährlichen Scharmützeln zu bedecken, die erste Hitze des Feinds auszustehen und denselben in die Flucht zu wenden, in den Bestürmungen aber die Gräben auszufüllen.

Oder wer sollte nicht in den folgenden Worten eine viel weiter als blos für das 17. Jahrhundert gültige Wahrheit anerkennen:

> Es ist gewiß — sagte der Junker —, daß sich nicht finden wird, daß jemals die Deutschen anders als durch Deutsche überwunden werden können; das wissen die Franzosen, und derowegen sehen wir, daß sie zu unsern Zeiten um unser Geld, das wir beides um französische Waaren und mit ohnnöthigen kostbaren Reisekosten in Frankreich hinein vernarren, unsere junge Mannschaft an sich locken; und hernach um derselbigen Tapferkeit, Mühe, Arbeit, Blut und Leben sowohl die großen Städte als die Victorien im Feld von den Niederdeutschen erkaufen werden, auch mit solcher Mode uns da und dort zu zwacken nicht aufhören, wann wir die Augen nicht besser aufthun, bis sie uns endlich noch gar um unsere Freiheit, um Hab und Gut, ja um Alles, was Deutschland groß und ruhmreich macht, gebracht haben werden.

Diese Worte erscheinen wahrlich als die Stimme eines Predigers in der Wüste, wenn wir bedenken, daß sie etwa zwölf Jahre vor dem Raube Strasburgs geschrieben sind!

Haben die beiden genannten Schriften hauptsächlich der Deutschen Sitte und politische Lage zum Gegenstande, und sind sie in Form und Anlage den Romanen nahe verwandt, so nähern sich die beiden andern mehr der reinen Abhandlung, und wol eine Folge dieses Umstandes ist es, daß sie jenen an Frische und Volksthümlichkeit der Darstellung nicht ganz gleichstehen, daß sich in ihnen die Gelehrsamkeit des Verf. schon eher in störender Weise blicken läßt; doch ist dieser Abstand hier jedenfalls nur ein sehr geringer. Im „Teutschen Michel" wird der Zustand der Muttersprache in Betracht gezogen, und mit gesundem Urtheil ebenso scharf die barbarische Sprachmengerei des 17. Jahrhunderts als die abgeschmackte Art von Sprachreinigung, die Philipp von Zesen ausgesonnen hatte, getadelt; zahlreiche scherzhafte Anekdoten setzen die Verkehrtheit beider Verirrungen in das hellste Licht. Von der letzten hierher gehörigen Schrift endlich „Warum Er nicht katholisch werden könne", die wieder in Gesprächsform eingekleidet ist, aber dennoch den Charakter der Abhandlung an sich trägt, habe ich schon oben nachgewiesen, wie sie der Glaubensfreiheit in einer für das ganze Volk bestimmten Weise das Wort redet.

Weniger ein zusammenhängendes Ganzes kann seiner ganzen Anlage nach der „Ewigwährende Calender" bilden. Die Idee, mit Kalendern als den verbreitetsten aller Volksschriften didaktische oder sonstige Zwecke zu verbinden, gehört den Volkskalendern unserer Tage keineswegs eigenthümlich an: schon Thomas Murner hatte, wahrscheinlich 1527, diese Einkleidung für die giftigste seiner Satiren gegen Reformation und Reformatoren gewählt, und Ähnliches kehrt mehrfach bis auf die Ketzeralmanache aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts wieder. Weit näher der belehrenden Tendenz unserer Volkskalender steht Grimmelshausen's Arbeit: hier enthält die erste der sechs, fünf oder vier Spalten, in die je zwei gegenüberstehende Seiten zerfallen, die Namen der Heiligen für jeden Tag. Die zweite und dritte Spalte bringt geschichtliche Notizen, besonders zahlreich aus dem Dreißigjährigen Krieg, Hausmittel, Wirthschaftsregeln und Anekdoten, die als einzelne Nachträge und Ergänzungen zum „Simplicissimus", namentlich zum vierten Buche desselben, angesehen werden können; schon hier bewährt sich des Verf. gesunder Sinn in kurzen Bemerkungen, die er manchen, mehr oder weniger abergläubischen Hausmitteln spottweise beifügt. Bedeutender ist die zweite Hälfte der Arbeit, die ausführliche

Dialoge über Kalenderwesen, Astronomie, Astrologie und Weissagungen enthält; hier sind nicht nur wirklich eingehende Kenntnisse in für jene Zeit trefflich populairer Weise entwickelt, sondern noch wichtiger ist der durchgehende Kampf gegen thörichten Aberglauben; freilich verwickelt sich Grimmelshausen dabei nach unsern Begriffen in starke Widersprüche, indem ihm Vieles noch glaublich ist, was heute längst abgethan ist; wir wissen ja aber aus zahlreichen andern Quellen, welche ernste Bedeutung man im 17. Jahrhundert noch der Astrologie und dem Nativitätstellen beilegte, sodaß es schon als ein Verdienst betrachtet werden muß, wenn sich ein tüchtiger Mann bemühte, in diesen Angelegenheiten scheinbar wissenschaftliche Regeln an die Stelle der reinsten Willkür und Charlatanerie zu bringen. So ist namentlich diese zweite Hälfte des Kalenders eine mit ehrenwerther Bemühung der Belehrung des Volks gewidmete Arbeit.

So sehen wir also in diesen fünf Schriften die bedeutendsten Interessen des Vaterlands in ebenso ehrenwerthem Sinne als allgemein verständlicher Form besprochen; doppelt liebenswürdig erscheint der Verf. durch die Milde des Urtheils und die gutmüthige Heiterkeit, die überall kenntlich ist, ohne dem Ernst, mit dem er die heiligsten Interessen verficht, irgend Eintrag zu thun.

(Der Beschluß folgt.)

Mancherlei.

Hegel's Lehre von den Begriffen als sich selbst bewegenden Substanzen und miteinander haushaltenden Wesen, denen der rechte Philosoph nur zuzusehen und die er nur in seinem Bewußtsein einzufangen hat, dient vortrefflich zur genetischen Erklärung mancher Vorgänge. So läuft jetzt in der Welt der Begriff einer christlichen Kirche herum, und ihm jagen die Theologen nach, und die Religionsphilosophen und die Politiker. Am besten eingefangen hat ihn der Papst und ihm in seiner Person concretes Dasein gegeben. Den protestantischen Theologen will dies nicht gelingen, er entschlüpft ihnen trotz ihrer Kirchenzeitungen, Unionen, Abstrafungen des kirchenfeindlichen Rationalismus. Die Religionsphilosophen suchen ihn einzuspinnen durch Dialektik, aber der Begriff zerreißt ihre Gewebe, und will in ihr Bewußtsein sich nicht einsetzen lassen. Die Politiker suchen ihm mit Netzen und Leimruthen beizukommen, allein auch diesen entgeht er durch behutsame Vermeidung des Netzes und der Klebstellen. Sind die Jäger versessen auf seinen Besitz und hartnäckig in ihrer Jagd, so werden sie immer mehr dem päpstlichen Gebiete entgegengeführt, auf welchem alle Jagd verboten ist, indem der Begriff dort mit dreifacher Krone geschmückt, als in seiner Heimat, lustwandelt und von seiner Weltreise ausruht. Ihn dort zu haben, ist sehr leicht, denn er schenkt sich gern seinen Liebhabern mit dem Papste selber; nur nicht ohne Krone, nicht, um in ein Wildgeheg gesperrt oder in ein Fruchtfeld eingezäunt zu werden, sondern um triumphirend auf den Schultern getragen zu sein, Theologen zu meistern, Philosophen zu beschämen, Politikern ernste Mahnungen zu ertheilen. Davor stutzen nun diese alle, weichen zurück, beginnen ihre unfruchtbare Jagd aufs neue, und Einer meint immer, es liege an dem Lärm des Andern, daß man den Begriff nicht fange; die Theologen schmälen auf Philosophen und Politiker, diese wieder auf jene, der Lärm wird durch den Zank noch größer, und Keiner wird einfangen, was er sucht.

Philosophie ist ein Kind des Mangels und Genossin der Armuth, enfant de la détresse et compagne de la pauvreté! Niemand philosophirt, dem vollkommen wohl ist in seiner Haut. Der sinnliche Mensch, welcher vollauf hat und mit wechselndem Genuß seine Wünsche befriedigt, kümmert sich um keine Philosophie, um welche man sich eben bekümmern muß, und ebenso wenig der dem übersinnlichen zugewandte Mensch, wenn er Fülle des Glaubens hat und in diesem Glauben denkt und handelt. Nur wenn der sinnliche Mensch hungert und durstet, oder der übersinnliche Mensch in Zweifel geräth, fangen beide an zu philosophiren, um den Mangel zu ertragen oder ihm abzuhelfen. Das Erste gelingt dabei besser als das Zweite, nämlich das Ertragen, weil alle Philosophie der Welt keinen Besitz herstellen kann, wenn die Mittel fehlen, z. B. fruchtbare Jahre und Vorrathskammern dem Hungrigen, Liebeszauber dem abgelebten Greise, Glaube dem Ungläubigen, Andacht dem Zweifler. Sie ist deshalb arm, sucht aber zu helfen durch allerlei Betrachtung und Rath. Wohl Dem, welcher reich ist, und keiner Betrachtung, keines Rathes bedarf. Kommen die Kinder ins Himmelreich (Matth. 18, 3), welche das Irdische mit voller Seele naschen, so haben sie keine Philosophie und bedürfen keiner. Wollen daher weltliche und geistliche Führer der Völker Philosophie abschaffen und dieselbe als gefährlich und entbehrlich darstellen, so haben sie vielleicht das Wohl ihrer Untergebenen im Auge und suchen ihnen die Seligkeit der Kinder zu schenken, sollten aber zugleich dem Mangel und der Armuth im Sinnlichen wie im Geistigen stets vorbeugen können. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 264. —— 21. September 1848.

Christoffel von Grimmelshausen, der Verfasser des „Abenteuerlichen Simplicissimus“.

(Beschluß aus Nr. 263.)

Den entschiedensten Gegensatz gegen die eben besprochenen Schriften bilden der „Satyrische Pilgram“ und der „Zweiköpfige Ratio Status“: dort unmittelbares Eingehen auf die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlands, hier ein müßiges, resultatloses Gedankenspiel; dort Alles belebt durch unmittelbare Anwendung auf die nächsten Bedürfnisse des deutschen Volks, hier Alles durch und durch unpraktisch; dort lebendige, heitere und einfache Darstellung, hier Steifheit der Sprache und prunkendes Anhäufen todter Gelehrsamkeit; dort wird man beim Lesen ebenso angezogen wie hier gelangweilt. Der „Satyrische Pilgram“ zerfällt in zwei Bücher von je zehn Capiteln, in „Satz“, „Gegensatz“ und „Nachklang“; in jedem wird irgend ein beliebig aufgegriffener Gegenstand so behandelt, daß der „Satz“ das Gute desselben, der „Gegensatz“ sein Böses auseinandersetzt, und der „Nachklang“ die Abrechnung zwischen beiden hält, welche ohne Ausnahme als eine ziemlich matte Paraphrase des alten Spruchs: „jedes Ding hat seine zwei Seiten“ ausfällt. Einige Capitelüberschriften mögen hier als Proben der besprochenen Stoffe und ihrer bunten Zusammenwürfelung Platz finden: „Von Gott und dessen Lob“, I, 1, wo sich der Gegensatz freilich darauf beschränkt, zu sagen, daß es keinen gebe; „Von den Bauern und ihren Vorzügen“, I, 4; „Vom Tanzen, dessen Ursprung und Lob“, I, 6; „Von der Poeterei und derselben Vortrefflichkeit“, II, 1; „Vom Geschütz und dessen wie auch des Büchsenpulvers nützlichem Gebrauch“, II, 2; „Von der Liebe, ihrer Eigenschaft und Wirkungen“, II, 3; „Vom Taback, woher derselbe kommen, und wozu er diene“, II, 4; „Von der Philosophia und den Philosophis“, II, 6; „Von der Mummerei, und warum dieselbe zulässig und verantwortlich“, II, 7. Ein Eingehen in das Einzelne wird man hier wol nicht verlangen, sondern sich gern mit dem obigen allgemeinen Urtheil begnügen.

In dem „Zweiköpfigen Ratio Status“ könnte man leicht eine gründliche Darstellung der damaligen Gebrechen in dem öffentlichen Zustande Deutschlands suchen wollen; diese Erwartung wird aber schon sehr herabgestimmt werden, wenn man auf dem Titel weiter liest: „lustig entworfen unter der Histori des weiblichen Königs Saul, des sanftmüthigen Königs David, des getreuen Prinzen Jonathan und des tapfern Generalissimi Joabi“, was also wenigstens schon eine absichtliche Umhüllung und Verkleidung des gehofften Gegenstandes dieser Abhandlung ankündigt. Und in der That ist diese Umhüllung so dicht, daß es kaum möglich wird, irgend vaterländische Beziehungen in dieser Schrift zu entdecken. Ratio Status heißt nach Grimmelshausen's Definition „in unserer heutigen Alemode-Welt die Übung der Selbst-Erhaltung samt dem Fleiß und der Mühe, so hierzu angewandt wird, als welche gleichsam das Leben und die Seele eines Reichs oder einer Republique ist“, und seine Zweiköpfigkeit besteht darin, daß er, „gut oder böse, je nachdem er etwan von rechtmäßigen, frommen, Gott und der Welt gefälligen Regenten, oder aber von ungerechten, gottlosen Tyrannen beherbergt und ihm Folge geleistet wird“; als Repräsentant der letztern, schlechten Art von Staatsweisheit wird Machiavelli auf das lebhafteste angegriffen. Man sieht hiernach leicht, daß das Ganze sich eigentlich nur durch größere Ausführlichkeit von der im „Satyrischen Pilgram“ eingehaltenen Behandlungsweise unterscheidet, der hier noch eine geschichtliche Grundlage hinzugefügt ist; die weitere Ausführung besteht nämlich darin, daß die zwiefache Staatsweisheit in langweiligen Auseinandersetzungen und Betrachtungen über die biblische Erzählung von Saul, Jonathan, David und Joab veranschaulicht werden soll. Schließlich ist „dem hochlöblichen Frauenzimmer zu sonderbaren Ehren und Wohlgefallen“ ein „Discurs vom Favoriten Sabud“ angehängt. Von mittelbarer oder unmittelbarer Anwendung auf des Verf. zeitliche und räumliche Gegenwart nirgend eine Spur! So fehlt also diesen beiden Schriften keine der Eigenschaften, derentwegen wir Grimmelshausen's Kunstromane wie alle auf Lohenstein'schem und verwandtem Grunde aufgebauten Schriftwerke sehr gering zu schätzen endlich gelernt haben.

Ich wende mich nun zu der letzten Abtheilung von Grimmelshausen's kleinen Schriften, welche die „Verkehrte Welt“, den „Fliegenden Wandersmann“, die „Traumgeschichte von Dir und Mir“ und die „Reisebeschreibung nach der neuen Mondswelt“ umfaßt. Es sind dies diejenigen Schriften, in welchen die schon oben erwähnte,

gegen das Ende des „Simplicissimus“ auftauchende Traum- und Visionswelt entschieden vorherrscht. Sittenschilderungen der Gegenwart waren in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von spanischen Schriftstellern mit vielem Glück versucht worden; die lebendige Phantasie der Spanier gab auch dieser Gattung von Schriften alsbald einen scharf ausgeprägten Charakter: theils nahmen sie dem religiösen Standpunkte ihres Vaterlands gemäß eine ascetische, weltverachtende Richtung; theils wurden sie in mehr heiterer und satirischer Weise, zugleich in einer rein phantastischen Form angelegt; in letzterer Weise stellte Quevedo das von ihm Beobachtete als eine Reihe von Träumen dar, in ersterer sind die Proben, die Grimmelshausen aus den Schriften Guevara's, die stark auf ihn gewirkt hatten, mittheilt. *) Wie jede bedeutende Erscheinung des Auslands wurden auch diese Spanier in Deutschland, von wo sich seit Karl V. außer dem lebhaftern Handel auch wol mancher geistige Verkehr nach Spanien hin angesponnen hatte, gelesen und nachgeahmt. Ein glückliches Geschick führte ihnen gleich in dem ersten namhaften deutschen Bearbeiter einen in jeder Hinsicht befähigten Mann zu: Moscherosch stammte nicht nur von einer spanischen Familie ab, sondern besaß auch alle Eigenschaften, um mehr als ein blos äußerlicher Nachahmer seines Vorbildes zu werden. Dies ist, wie er selbst sagt, Quevedo, d. h. er hat von ihm den Gedanken entlehnt, satirische Zeitschilderungen in Form von Traumgesichten niederzulegen; sonst aber ist sein Werk durchaus ebenso, ja noch mehr deutsch geworden, als z. B. Wolfram von Eschenbach im „Parcival“ die französische Sage verdeutscht hat; es sind nicht nur deutsche Sitten und Zustände, die er schildert, sondern auch seine ganze Betrachtungs- und Darstellungsweise mit ihrer sittlichen Grundlage ist ganz so deutsch, als es die deutsche Literatur damals überhaupt zu sein vermochte. Was seinen Traumgesichten dennoch abging, um ein wahres Volksbuch werden zu können, habe ich schon oben bei der Vergleichung Grimmelshausen's mit seinen Geistesverwandten ausgesprochen.

Hier schließen sich nun unmittelbar die in Rede stehenden Schriften Grimmelshausen's an. Ohne Zweifel entweder von Quevedo selbst oder von Moscherosch hat er die Anlage und Einkleidung dieser Schriften entlehnt, jedoch nicht ohne ihr durch eigene Erfindungen Abwechselung zu geben; auch die satirische Richtung ist hier im Wesentlichen wie dort, und wenn bei Grimmelshausen vielleicht noch mehr sittlicher Ernst zu Grunde liegt, so wird die Ursache davon vielleicht in dem schon erwähnten Einflusse des mehr ascetischen Guevara auf Grimmelshausen, zum Theil auch in seiner eigenen Natur zu suchen sein; bei alle Dem aber sind auch diese vier Schriften durch und durch, mehr noch als der zur Unzeit gelehrte Moscherosch, deutsch und stehen durch ihre gesunde, unverkünstelte Lebensweisheit in voller Übereinstimmung mit allen volksthümlichen Schriften Grimmelshausen's. Ihrer Einkleidung nach sind sie Erzählungen von den Wunderdingen, die der Verf. theils in einer selbstgemachten unterirdischen Hölle, theils im Traume erlebt haben will. Die Darstellung ist ebenso voll Frische und Leben wie in den besten unter seinen übrigen Schriften, und die allerdings auch in ihnen sichtbare Gelehrsamkeit des Mannes wird nur an einzelnen Stellen durch Sprachmengerei und gehäufte Citate anstößig. Am consequentesten und gelungensten durchgeführt, zugleich am eigenthümlichsten in der Anlage und von einer meisterhaften, in aller ihrer Ausführlichkeit nicht ermüdenden Ironie ist die „Verkehrte Welt“: hier „rumpelt“ der Verf. durch einen hohlen Baum, in den er sich vor einem Unwetter geflüchtet, bis in die Hölle und läßt sich von den verschiedenen Bewohnern derselben die Ursachen ihrer Verdammniß erzählen, denen er durchgehends die Versicherung entgegensetzt, daß all dergleichen Unfug auf der Erde jetzt gar nicht mehr gekannt werde, daß es keine ungerechten Fürsten, keine bestechlichen Richter, keine sündhaften und anmaßlichen Geistlichen, keine betrügerischen Kaufleute u. s. w. mehr gebe, was denn zu sehr treffenden Schilderungen dieser verschiedenartigen Sünder Veranlassungen gibt. Schließlich führt ein enger Felsenweg den Verf. zurück in die Baumannshöhle, aus der ihm ein Erdmännchen vollends heraushilft.

Hier werde schließlich noch der letzten übrigen Schrift Grimmelshausen's kurz gedacht, des „Galgenmännlein“ welches zwar nicht derselben phantastischen Traumwelt angehört, aber doch insofern einigermaßen damit in Verbindung steht, daß es, an eine Stelle der „Courage“ sich anschließend *), einen viel verbreiteten, in neuerer Zeit von Fouqué dichterisch bearbeiteten Aberglauben in einem kurzen Briefe mit langen Anmerkungen warnend und belehrend bespricht.

Sehr bedeutend ist in fast allen Schriften Grimmelshausen's die Menge echt volksmäßiger Erzählungen, Anekdoten, Betrachtungen, aus denen sich mit vorsichtiger Erneuerung eine treffliche Sammlung herstellen ließe, die viele neuere, gerühmte Volksschriften in Schatten stellen würde; auch scheint er auf diese Weise schon hier und da benutzt zu sein: wenigstens finden sich in Hebel's „Schatzkästlein“ und ähnlichen Schriften manche Abschnitte, die entweder mittelbar oder unmittelbar von Grimmelshausen entlehnt oder einer Quelle entnommen sein müssen, die dieser schon benutzen konnte.

Bisher spielte der „Simplicissimus“ in der deutschen Literaturgeschichte eine ziemlich unglückliche Rolle; man sah in ihm nur eine treue, höchstens wichtige, aber durchaus rohe Schilderung seiner Zeit; man charakterisirte ihn als „wichtig für die Sittengeschichte, sonst ohne Takt für das Schickliche“, und wußte ihm namentlich in der organischen Entwickelung der deutschen Literatur keinen rechten Platz anzuweisen. Gervinus zuerst hat etwas mit ihm anzufangen gewußt und ihm etwas mehr Gerechtigkeit angedeihen lassen. Ich hoffe, daß dieser Aufsatz dazu noch ein Mehres beitragen und auf eine sehr wünschens-

*) „Simplicissimus“, Buch 5, Cap. 23, 24.

*) „Courage“, Cap. 18—22.

werthe specielle Geschichte der deutschen Literatur im 17. Jahrhundert nicht ganz ohne Einfluß bleiben soll. Der „Simplicissimus" kann fortan nicht mehr als ein alleinstehendes literarisches Product betrachtet werden, sondern als ein Theil der nicht unbedeutenden schriftstellerischen Thätigkeit eines ebenso merkwürdigen als wunderlichen Mannes. Alle frühern deutschen Literaturgeschichten wissen im 17. Jahrhundert fast nur von den beiden schlesischen Dichterschulen und ihren Abzweigungen zu reden; Gervinus hat eigentlich zuerst auf die sehr bedeutende Reaction gegen dieselben, welche gleichzeitig stattfand, aufmerksam gemacht, aber diesen Gegenstand natürlich noch keineswegs ganz erledigen können, da es gerade hier noch vieler und nicht leichter Sichtung des oft schwer genug zu beschaffenden Stoffs bedarf. In Grimmelshausen lernen wir nun durch Echtermeyer's und meinen Aufsatz einen Schriftsteller kennen, der beide Richtungen seiner Zeit klar erkennt und in sich vereinigt, ohne sie miteinander zu verschmelzen; einen Schriftsteller, der, mit seltenem Reichthum an Witz und Phantasie begabt, damit die noch seltenere Kraft und Beweglichkeit des Geistes verbindet, die verschiedensten literarischen Richtungen in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit so zu verfolgen, daß er aus eigener dichterischer Kraft einen nicht unbedeutenden geistigen Gehalt in sie hineinlegt; der in diesen beiden Richtungen die richtige, dem Inhalt wohl anpassende Form der Darstellung mit gleicher, auf der einen Seite freilich schlecht angebrachter, Meisterschaft zu handhaben versteht; der in der volksthümlichen Literatur seiner Zeit ohne Zweifel einzig und unerreicht dasteht, und auch wieder alle Mängel und Schwächen eines vorherrschenden Ungeschmacks theilt.

Eine höchst eigenthümliche und merkwürdige Zeit ist, wie im Politischen so auch im Literarischen, dieses 17. Jahrhundert, wo auf der einen Seite die deutsche Literatur in jeder Beziehung so in die äußerste Entartung versank, wie dies die Erzeugnisse jener Zeit ihrer großen Mehrzahl nach beweisen, andererseits noch so viel gesunder Volkssinn sich erhalten und so kräftig aussprechen konnte. Möge eine ausführliche Geschichte des geistigen Lebens dieser Zeit, zu der Echtermeyer bisher leider vergebens Hoffnung gemacht hat, nicht zu lange auf sich warten lassen! Gewiß wird in ihr Christoffel von Grimmelshausen nicht die letzte Stelle einnehmen dürfen.

Studi critici di *N. Tommaseo.* Venedig 1843.

Dieses jüngste Werk des bekannten Gelehrten und Romanschriftstellers Tommaseo ist jedenfalls bedeutender als sein kurz vorhergegangenes „Fede e bellezza", dessen günstige Aufnahme beim Publicum wir uns weniger aus dem innern Werth dieser Novelle als aus dem Umstande erklären, daß sie Dichtung und Wahrheit aus dem eigenen Leben des Verfassers enthalten soll, der allerdings, sowie durch seine zahlreichen Schriften, auch durch sein persönliches Schicksal einige Theilnahme von Seiten Italiens verdient, seiner schönen Adoptivheimat, für deren Literatur und politische Interessen der dalmatische Gelehrte dort gewirkt, namentlich durch sein großes „Synonymisches Wörterbuch", und hier gelitten, durch vieljährige Verbannung, die ihm sein republikanischer Roman, der berühmte „Duca d'Atene" zugezogen. Seinem „Fede e bellezza" aber gereicht sogar die schöne Sprache, die in seinen gelehrten Werken so ganz am Ort, insofern zum Nachtheil, als sie durch ihre Taciteische Kürze und allzu kunstreiche Periodenfügung den ohnehin zu leichten und skizzenhaften Inhalt dieses Buches nur noch schmächtiger erscheinen läßt. Wie der geistvolle, sonst auch im Roman nicht unglückliche Verfasser nur so gar keine Sorgfalt auf die Gestaltung dieses Romans verwendet! Ein mäßiges Bändchen und des Helden Geliebten allein eine Schar von vielleicht zwölf Köpfen — wo bliebe da Raum für Motivirung oder auch nur die spärlichste Charakteristik, diese verschiedenen Liebesgänge eines und desselben Herzens auseinanderzuhalten? Und doch webt in diesem Tagebuch — mehr ist die Novelle kaum — ein gewisser Reiz der Wahrheit und eine Fülle von Ideen, welche dem Buch, das seine zweite Auflage bereits erlebt, auch noch eine dritte vorhersagen lassen, um so mehr, als die kritischen Anfoderungen der Italiener an ihre Romanliteratur lange nicht so hoch reichen, als ihre Meisterwerke in diesem Genre oder auch nur der Standpunkt sollten vermuthen lassen, den die Kritik im Allgemeinen heutzutage in Italien einnimmt. Von Tommaseo selbst zu geschweigen und einigen andern literarischen Größen Italiens, welche die Kritik im edelsten und umfassendsten Sinn betreiben, bedarf es nur eines Blicks auf die periodische Presse, um die Kritik auch hier als eine literarische Macht zu erkennen. So gibt es allein in Oberitalien nicht weniger als drei Journalisten, welche auf dem Felde der Kritik zu hohem Ansehen in ganz Italien gelangten, und auch in privatlicher Beziehung zu einer mehr oder minder vortheilhaften Stellung, es sind dies Angelo Profferio, Felice Romani und Tommaso Locatelli. Der Erste war früher Advocat und schreibt nun den „Messaggiere" in Turin, den er aus einem unbedeutenden Handelsblatt zu einer der geachtetsten Zeitschriften erhoben, und zwar unter heftigem Kampf mit einer in Turin bestehenden literarischen Camarilla. Sein Stil ist leicht und fließend, seine Sprache nicht fehlerfrei. Romano zieht einen jährlichen Gehalt von 8000 Francs für die Appendici, die er zur turiner Zeitung liefert, sonst schrieb er die besten libretti d'opera (Operntexte), welche jedenfalls besser stilisirt sind als seine Prosa, die gezwungen und schleppend. Wirklichen Werth besitzt die Prosa Locatelli's, des gefühl-, phantasie- und witzbegabten Redacteurs der „Gazzetta di Venezia", den seine Landsleute daher auch als „modello di bello e gentile scrivere" bezeichnen. Höher freilich als diese Koryphäen der Tagesliteratur, und gigantischer in jeder Beziehung tritt uns Tommaseo in seinen „Studi critici" entgegen, als Italiens Lessing, möchten wir sagen, ausgerüstet gleich diesem mit tiefer Gelehrsamkeit, scharfem Urtheil und classischem Stil. So wenigstens dürfen wir von Tommaseo reden, den Leistungen Italiens gegenüber, ohne daß wir darum, hätten wir des Deutschen schwerverdienten Kranz zu vergeben, den jüngern Fremden auch absolut desselben würdig hielten.

Tommaseo's Werk zerfällt in zwei starke Bände, von denen der erste sich blos mit G. B. Vico und Manzoni beschäftigt, während der andere sich über so viele literarische Stoffe, Personen und Schriften kritisch verbreitet, daß wir dem Verfasser unmöglich ins Einzelne folgen können, ohne daß unsere Recension nicht zum gleich starken Buche anwüchse, was schon um deswillen unterbleiben mag, weil, wenn Tommaseo auch eine Erscheinung bildet, die ins Ausland hinüberragt, doch nicht auch jede von ihm besprochene Erscheinung gleicherweise verdient, über die Grenzen ihrer Heimat hinaus bekannt zu werden. Vom höchsten Interesse dagegen sind seine Beleuchtung des Vico'schen Systems und der Gang seiner eigenen Untersuchungen, womit der Kritiker vermittelnd und lösend und fast immer entscheidend zwischen die jedesmaligen Controversen Vico's und seiner bedeutendsten Opponenten tritt. Auf diesem Felde philosophischer Geschichtforschung beweist Tommaseo einen Scharfsinn, der um so größeres Staunen erweckt, als er sich in den Gren-

zu einer streng katholischen Weltanschauung bewegt, gleich wie Vico selbst, den er Seite 96 auf eine treffende Weise charakterisirt. In seiner Diatribe gegen Niebuhr geht er dagegen zu weit, und hier verliert sein Urtheil durch Vorurtheil an Schärfe. Immerhin aber gehört ein guter Theil Geist dazu, um so, wie es Seite 192 geschieht, die wirklichen und scheinbaren Schwächen unsers großen Geschichtforschers in ein solches Anathema der Verdammung zu verwandeln, wenn diesem auch an manchen Stellen das Probatum fehlt. Tommaseo aber versteht kein Deutsch, die französische Übersetzung, welche er citirt, ist schlecht und mangelhaft, und dieses und der am Schlusse seines Raisonnements heraustretende Umstand eines patriotischen Zorns über die Nichterwähnung Vico's von Seiten des jüngern Niebuhr erklären Vieles. Beinahe noch mehr als die broschürenhafte Abhandlung über Vico hat uns die folgende über Manzoni angesprochen, weil der Verfasser darin frei und ungehindert durch nationelle oder persönliche Bezüge seiner eigenen glücklichen Anschauungsweise folgt. Wie scharf treten z. B. Manzoni's Schwächen und Vorzüge als dramatischer Dichter, wie klar und voll die ganze Wichtigkeit seiner erzählenden Prosa heraus, indem Tommaseo nicht nur selbst tief eindringt in die Sachen, sondern auch durch die Urtheile Anderer (z. B. Goethe's) sein eigenes entweder vervollständigt oder berichtigt.

Der bedeutendste Aufsatz des zweiten Bandes beschäftigt sich mit Antonio Marinovich, einem jüngst verstorbenen dalmatischen Gelehrten, mit dem Tommaseo lange Jahre hindurch in freundschaftlicher Verbindung lebte, und enthält namentlich einen Briefwechsel, welcher für den Einen wie für den Andern ehrendes Zeugniß ablegt, nicht nur in Beziehung auf die Innigkeit ihres Verhältnisses, sondern auch für den Ernst und die Glut ihres gelehrten Strebens. Außerdem finden wir eine treffliche Abhandlung über den großen Lexikographen E. Forcellini, und eine andere über Raimondo Cunich, den Übersetzer des Homer, wo scharfe Vergleiche zwischen lateinischer und italienischer Übertragung der „Ilias" gezogen werden und Tommaseo's tiefe Durchdringung des griechischen Dichtwerks sich durch keine Vorliebe für die italienischen Bearbeitungen desselben beirren läßt. Dann zwei Briefe über Dalmatien, wovon der an Heinrich Stieglitz gerichtete eine sehr verdienstvolle Zusammenstellung der verschiedenen Schriftsteller bringt, die über Dalmatien geschrieben haben. Ferner ein Brief über die zur Bildung des Stils geeignetsten Schriftsteller, welcher von dem übermäßigen Gewichte zeugt, das die Italiener auf die Form legen, leider ein Beweis für die Abnahme der schöpferischen Geisteskraft dieses Volkes, da es die Gedanken weit geringer taxirt. In den kurzen Kritiken über venetianische Literatur und Kunst finden sich wahre Meisterstücke einer solchen für das Bedürfniß des Tages und das Format einer Zeitung zugeschnittenen Kritik. Dieser ganze Abschnitt sowie vieles Andere aus dem zweiten Bande enthält „Gesammeltes", während der ganze erste Band nur „Neugedrucktes" bringt. Große Unannehmlichkeiten, scheint es, hat Tommaseo sich durch einige Zeilen zugezogen, welche er bei Gelegenheit einer Übersetzung Schiller's schrieb, und die wörtlich seine Verwunderung ausdrücken, „daß die phantastischen Thorheiten des barbarischen Schiller in die Sprache Virgil's übersetzt worden", die er aber hier bei dem Wiederabdruck jener Stelle für bloße Ironie erklärt. Offenbar ist letztere Manifestation für nichts mehr als die Fahnen und das klingende Spiel des Abzugs bei einer Festungsübergabe zu halten: Tommaseo versteht und liebt das Deutsche nicht besonders, und früher noch viel weniger als jetzt; er mochte daher wol eine Übereilung begehen, von der er sich keines solchen Lärms versah, und als die Leute so ehrendes Gewicht auf sein flüchtiges Wort legten, durfte der Sprecher desselben sich auch bei dessen Zurücknahme ein wenig schämen. Die Scham aber wirft einen Schleier über. So erscheint uns, wie gesagt, die Anmerkung Tommaseo's zu seiner Notiz über Schiller. 79.

Notizen.

In dem zwar nicht gerade ausgezeichnet, doch recht unterhaltend geschriebenen Buche „The stranger in India, or three years in Calcutta", von G. W. Johnson (2 Bde.), beschreibt der 1842 im August auf St.-Helena gewesene Verf. auch den Zustand der dortigen Napoleonsgruft. Von den sie beschattenden Weidenbäumen war nur der abgestorbene Stamm eines einzelnen noch übrig. Prinz Joinville hatte die andern noch grünen wegschaffen lassen, als er die Leiche abholte. Das enge kleine Thal, wo sie standen, liegt unweit eines Landhauses, welches bei Napoleon's Ankunft auf St.-Helena einem Kaufmanne Tarbutt gehörte. Dieser suchte dort mit seiner Familie Schutz vor der heißern Temperatur in Jamestown. Steht man am Eingange des Thales, so sieht man in einen der tiefen Alpengründe der Insel hinab; auf der Höhe darüber liegt Longwood und dahinter verliert sich der Blick auf dem nur vom Horizonte begrenzten Weltmeere. Bonaparte lustwandelte anfangs oft nach diesem Landhause. Wenn die Familie Tarbutt nicht da war, pflegte er mit dem Grafen und der Gräfin Bertrand den Nachmittag dort oder auf einem Stuhl unter den Weidenbäumen im Thale mit Lesen hinzubringen. Dieses Plätzchen ist so heimlich und für sich gelegen, und zugleich so prachtvoll in seinen Naturschönheiten, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn Napoleon es zu seiner Ruhestätte ausersah. Die englische Regierung kaufte daher den Ort für 1200 Pf. von Tarbutt, jedoch nur für so lange an sich, als Napoleon dort begraben bleiben würde. Sobald man seine Überreste anderswohin brächte, sollte Tarbutt wieder in Besitz des Grund und Bodens kommen. Dieser Fall trat bekanntlich ein. Tarbutt starb jedoch plötzlich und nicht in den besten Verhältnissen, daher sein Besitzthum verkauft wurde. Seine Witwe hat es jetzt für 100 Pf. des Jahres in Pacht und sucht für sich und ihre Kinder einen Gewinn zu machen, indem sie Neugierigen die Gruft zeigt. Diese ist offen und hat nur eine leichte Bedachung. Sie befindet sich, soweit das ohne besondere Fürsorge sein kann, ganz in dem Zustande wie zu der Zeit, wo sie Napoleon's Sarg enthielt. Kaum glaubhaft ist es, daß ein Raritätensammler während einer kurzen Abwesenheit des Führers einen Stein aus dem Gewölbe losgebrochen hat, und mit demselben unterm Arme sich aus dem Staube machen wollte, als er noch angehalten wurde. In der nahen Wohnung der Mrs. Tarbutt sind Erfrischungen zu bekommen; auch liegt dort für die Besucher das „Nie ohne Dieses" solcher Orte, ein Album zum Einzeichnen.

In Neapel ist eine kleine, länglich viereckige, spanische Handschrift von 116 Blättern aufgefunden worden, welche einen höchst merkwürdigen und genauen Bericht über den Proceß des Staatssecretairs und Raths König Philipp's II., des durch seine Gewandtheit und sein Misgeschick ausgezeichneten Antonio Perez, enthält. Die Handschrift scheint dem spanischen Vicekönig von Neapel, dem Herzoge von Medina-Celi, gehört zu haben und ziemlich gleichzeitig mit dem Sturze des Perez abgefaßt zu sein. Sie führt den Titel: „Processo que se fulmino contra Antonio Perez, secretario de Estado del rey Don Phelipe segundo, y del despacho universal, y por su mandado; sobre la muerte de Juan de Escobedo, criado y secretario del señor Don Juan de Austria, hijo del señor emperador Carlos quinto, que estaba governando los estados de Flandes." Juan Escobedo gehörte zu den Räthen des Vicekönigs, ehe er Secretair Don Juan's wurde. Seine Ermordung gab den Vorwand zu den Verfolgungen gegen Perez ab, und die Handschrift enthält merkwürdige, den König in Betreff eines Mordes compromittirende Stellen, weicht überhaupt in wesentlichen Punkten von den im 17. Jahrhundert durch Juan de la Planche zum Druck gebrachten „Relaciones" ab. Sie soll nächstens unter die Presse kommen. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 265. —— 22. September 1843.

Kabul. Schilderung einer Reise nach dieser Stadt und des Aufenthalts daselbst in den Jahren 1836—38. Von Alexander Burnes. Aus dem Englischen von Theodor Oelkers. Mit zwölf Kupfern. Leipzig, O. Weigel. 1843. Gr. 8. 3 Thlr.

In dem Augenblick, wo der längst gehegte Plan der englischen Regierung, den untern Indus in ihre Gewalt zu bringen und die Emirs der kleinen Uferstaaten sich ein für allemal zu unterwerfen, zur Ausführung kommt, muß uns ein Werk, das uns diese der europäischen Civilisation hinzutretenden Länder mit Zuverlässigkeit schildert, durchaus willkommen sein. Doppelt willkommen aber erscheint es, wenn es aus der Feder des Mannes kommt, der vor 13 Jahren zuerst die Blicke der englischen Regierung auf diese neuen Erwerbungen lenkte, und der diese Länder im J. 1836—38 hiernächst in ihrem Auftrage durchforschte. Dieser Mann ist Alexander Burnes, dessen frühes Ende wir im mannichfaltigen Interesse der Wissenschaft zu beklagen haben, obwol neuere Werke, und namentlich Lady Sale, ihm einen großen Theil an den Unglücksfällen in Afghanistan beizumessen geneigt sind.

Es ist hier nicht der Ort, die politische Seite jenes Entschlusses der ostindischen Regierung zur Erörterung zu bringen; allein wir dürfen wol im Vorübergehen bemerken, daß uns derselbe schicksalsreich und verhängnißvoll zu sein scheint. Durch diese Erwerbung gewinnt die ostindische Regierung etwa eine Million kriegerischer, mohammedanischer Unterthanen mehr und wir wissen, daß das Gouvernement an seinen jetzigen islamitischen Vasallen schon zu viel hat. In dieser Bevölkerung schlummert noch der ganze mohammedanische Fanatismus der vergangenen Jahrhunderte, eine Geistesenergie, die in Vorderasien verschwunden ist und mit der sich diese Stämme von den sanften, geistesmatten indischen Völkerschaften mächtig unterscheiden. Am Indus wohnt ein Volk ohne Bedürfnisse, rauh, kriegliebend, an Kampf gewöhnt, und jedenfalls viel gefährlicher als die Afhantis, ungebändigter als die Mahratten, und stark durch die mittelasiatischen Glaubensbrüder und alte Verbindungen mit dem persischen Reiche. Es ist die Frage, ob die Engländer dieser Umstände Herr zu werden vermögen, oder ob mit der Besetzung des Indus das Maß voll ist, welches überzufließen droht.

Genug wir haben ein sehr bemerkenswerthes und von augenblicklichem Interesse erhobenes Werk in dieser Schilderung der schicksalsvollen Indusufer vor uns liegen. Von einer andern Seite her jenes Maß überfüllend, erlag Alexander der Große, und am Indus fand Dschingis-Khan das Ziel seiner Eroberungen im Süden. Unzählbare, bald dem Islam fanatisch anhängende, bald aber Ausartungen der Hindureligion ergebene, bald den ganz fremdartigen Buddha-Culten zugethane Völkerschaften und Stämme von verschiedener Herkunft und von den mannichfaltigsten Naturanlagen, Ackerbauer, Hirten, Krieger, wandernde Kaufleute, Räuber, wilde Natursöhne, der Weichlichkeit ergebene Stämme, verrätherische und treue, sklavisch gesinnte und von wildem Freiheitstrieb beseelte Völkerschaften, wechseln hier beständig ab. Im Allgemeinen findet hier Europa ein durch uralten Stammzusammenhang verbrüdertes Volk, und namentlich möchte wol das germanische Blut, wie Körperbildung und Sprache darthun, hier am Indus seine ältesten Blutsverwandten haben, und mancher sittliche Zug, den Burnes berichtet, dient dazu, diese Vermuthung zu unterstützen, ohne daß wir uns dieser Verwandtschaft zu schämen hätten. Die Sindier, der Hauptstamm am untern Indus und seinen zwölf Armen, ist ein ebenso tapferer als gutmüthiger, wißbegieriger und der Civilisation zugeneigter Volksstamm, welcher unserm Berichterstatter zufolge nach der englischen Herrschaft aufrichtiges Verlangen trägt. Die große Hauptader des Landes, der Indus, scheint mehr und mehr zu versanden und läßt an den Hauptstapelorten nur immer flachere Fahrzeuge zu; ja selbst der Siamarm, der mächtigste von allen, kann sich mit dem Gangesausfluß des Huglyarms nicht messen. Der erste volkreiche Ort, den die Reisenden unter Burnes' Anführerschaft erreichen, ist Tatha, von etwa 10,000 Hindus bewohnt, ein berühmter Meßort, der in seiner Glanzperiode über 1500 Meßbuden aufweist. Trotzdem verfällt auch diese Stadt, obwol die blühendste am untern Indus. Sandige, kalkige Hügel, Vorberge der Halakette, begleiten den Fluß bis Hyderabad, der Hauptstadt von Sind. Hier begannen die Unterhandlungen mit den Emirs, die den Zweck der Sendung des Verf. bildeten und welche auf großen Jagdpartien und Festen aller Art still aber erfolgreich fortgeführt wurden. Man fand die Emirs, unter denen Nar-Mohammed und sein Sohn Schahdad hervorragen, für die englische „Allianz" sehr ge-

neigt. Diese Emirs sind strenge Schiiten, freundliche, nicht culturlose, gerade, höfliche und meistens gut urtheilende Männer, die man füglich den Grafen und Rittern des deutschen Mittelalters vergleichen könnte. Viele leben wirklich ganz patriarchalisch auf ihren großen Gütern, in hübschen Landsitzen, denen sich ein kleines Dorf, von Hintersassen bewohnt, anschließt. Jagd ist ihr Lieblingsgeschäft, wiewol sie meistens, Nar-Mohammed ausgenommen, keine große Schützen sind; gewöhnlich wird aus kleinen im Tamariskengebüsch versteckten Jägerhäuschen auf das aufgetriebene Wild gemächlich gefeuert. Nach einer Ausflucht nach Larkanah, einer Stadt von 12,000 Einwohnern im innern Land, mit einem Bazar von 370 Läden, wurde die Reise auf dem Indus nordwärts fortgesetzt. Zu Khirpur traf Dr. Lord, der vierte der Commissare, zu Burnes und seinen Begleitern Wood und Leech. Es war das Fest des Id und die Prima Donna von Khirpur, Jewun Buhksch, eine angesehene Courtisane, welche Moscheen baut und große Summen auf Werke der Wohlthätigkeit verwendet, unterhielt die Fremden mit ihren Schwestern — schöne, melancholische Mädchen — durch Tänze, bis der Wein sie niederwarf. Der Weinstock ist hier einheimisch und hat hier vielleicht sein Vaterland. Große Falkenjagden vergnügten die Emirs; ein Jahr später nahmen sie das britische Bündniß an und die englische Fahne wehte auf der Veste von Khirpur.

Von hier gingen die Reisenden nach Bukkur, Sukkur und Schikarpur, damals noch eine Terra incognita. Die letzte Stadt hat 30,000 Einwohner, theils Hindus, theils Sikhs, ein Zehntel etwa besteht aus Afghanen, die dem Islam anhängen; sie stehen unter der Botmäßigkeit der Emirs von Sind, welche die Einkünfte theilen. Hier standen die Reisenden an der Grenze des befreundeten Sind; die Fortsetzung ihrer Reise führte sie vom Indus westwärts zu fremden und rohern Stämmen. Der kriegerische und räuberische Stamm der Beludschen umwohnt die Grenze; Bawul-Khan, Herr zu Bawalpur, gilt für den Fürsten des Landes. Auch dieser Häuptling, wie jene der Musaris, Bugtis und Burdis, zeigten sich zur Annahme des englischen Protectorats geneigt und den Abgesandten freundlich und dienstbereit. Von Offizieren Bawul-Khan's geleitet gelangten die Reisenden nach achttägiger Wanderung nach Dera-Gazi-Khan, dem Hauptstapelorte im Lande der Loghani-Afghanen, eines stillen Hirtenvolks. Wie umfangreich der Handel dieses Orts sei, läßt sich daraus abnehmen, daß die Zollbücher dieses Jahres 5140 Kameele mit Ladungen und 24,000 Paßträger nachwiesen. Dieser Zug der Loghani-Karavane ist uralt und wird schon vom Kaiser Baber beschrieben. Die Zahl der Waarenläden betrug 1600, von denen 520 mit Zeuchen und weißem Tuch gefüllt waren; die Stadt hat 25,000 Einwohner und besteht seit drei Jahrhunderten. Von hier ging der Reisezug über Sungur, Gurung, Kalabagh gegen die Sulimanberge, durch romantische Landschaften, und von Festlichkeiten begleitet; an vielen Orten wurden die Reisenden mit Balleten unterhalten, und die Einwohner, Afghanen, zeigten sich als ein starker, kräftiger, aber gutmüthiger Menschenschlag. Allmälig betrat die Mission jetzt das Land des Kriegsschauplatzes zwischen dem Herrscher von Lahore und den Afghanen; in diesem Augenblick waren die Sikhs im Nachtheil und bis an die Grenzen von Peschawer zurückgedrängt; die Spuren ihrer Verwüstungen bedeckten das Land. Nach Überschreitung des Attock, über Khyrabad, Hurd, Peschawer, Dschumrud wird endlich der nun so berühmt gewordene Kheyberpaß erreicht, glücklich überschritten und die Reisenden gelangen über Bassul und Kudschu und seine Granatgärten nach Kabul, dem nächsten Reiseziel. Hier ward ihnen von Seiten Akhbar-Khan's der herzlichste Empfang zu Theil; der Prinz nahm den Verf. auf seinen eigenen Elefanten und wies der Gesandtschaft eine Wohnung im Balahissar dicht beim Palast selbst an. Am 25. Sept. wurde ihm die feierliche Antrittsaudienz bei Dost Mohammed-Khan, dem anerkannten Herrn des Landes, bewilligt. Ein schönes Brustbild zeigt uns den charaktervollen Kopf des damals mächtigen Emirs. Seine Hoheit war äußerst freundlich und für die mitgebrachten seltenen Geschenke dankbar, äußerte jedoch frei, die größten und die ihm liebsten Seltenheiten seien die Reisenden selbst. Über die politischen Dinge sprach er verständig, kannte die Geschichte seines Landes zur Zeit der Portugiesen, und schien von dem Zuwachs seiner äußern Macht nicht im geringsten verblendet. Auf den Straßen riefen die Einwohner den Reisenden zu: „Nehmt Kabul in Acht! Zerstört Kabul nicht!" Nicht minder freundlich und herzlich war der Naevab, Dost's Bruder. Die politische Lage des Landes war nach dem siegreichen Treffen von Dschumrud ziemlich beruhigt, indem auch die Perser sich von Herat zurückgezogen hatten. Dost Mohammed's Selbsttäuschungen begannen erst später, für jetzt war er dankbar und treu dem englischen Bunde ergeben. Nachdem der Tumult der Gastmähler und Besuche überstanden, wurde Kohistan, das Land nördlich von Kabul besucht; ein Land von unvergleichlicher, strotzender Cultur, Terrasse über Terrasse 16 — 18 Meilen weit darbietend und bewunderungswürdig bewässert, von drei Flüssen und zahllosen Kanälen durchschnitten. Der blühende Zustand dieser Landschaft erscheint um so staunenswerther, als der Staat ein volles Drittel der Ernte für sich nimmt. Die Bevölkerung bildet ein Gemisch von Afghanenstämmen und Turkomanen. Eine Merkwürdigkeit dieser Landschaft ist der tönende Hügel, Reg Ruwan, aus dem man beim Hinabgleiten einen Schall wie von Trommeln und Zimbeln vernimmt. Geringe Erderschütterungen (Guzur) sind in dieser Gegend häufig.

Bei der Rückkehr nach Kabul hatte man die Freude, einen Abgesandten Murad-Bei's, des Fürsten von Kundus, eines alten Feindes der Engländer, mit Geschenken und einem Einladungsschreiben anzutreffen. Dr. Lord unternahm sofort die Reise nach Kundus, um den augenkranken Bruder des Fürsten zu heilen. Diese Expedition in das berufene Usbekenland gelang vollkommen, obwol der Kranke nicht geheilt wurde; Fürst und Volk wurden dem englischen Interesse gewonnen und eine Anzahl Seltenheiten, Münzen (ein Eukratides) und Handschriften zu-

rückgebracht. Im folgenden Abschnitt werden die Länder nördlich vom Hindukusch, die Siah-pusch-Kaffirs, Badschaur, Khoten, endlich das wilde Huraraland beschrieben. Die Kaffirs, von unbekannter Herkunft und einer eigenen, dem Hindu wie dem Afghanen unverständlichen Sprache, sind ein gutmüthiges, zur Dienstbarkeit geborenes Volk. Die Hurarastämme, wahrscheinlich Reste von Toghiani-Tataren in Dschingis-Khan's Heere, sind die Gallegos dieser Länder; alle schweren Dienste fallen ihnen zu, in freiwilliger Dienstbarkeit oder als Sklaven. Ihre Geschichtstraditionen weisen auf einen Zusammenhang mit Balkh und dem König Burbur zurück, und sind reich an märchenhaften Ereignissen.

(Der Beschluß folgt.)

Recherches sur la condition civile et politique des femmes, depüis les Romains jusqu'à nos jours, par *Ed. Laboulaye*. Paris 1843.

Der bekannte Historiker Ségur hat die Stellung und den Einfluß der Frauen in der socialen Ordnung in einem besondern Werke ziemlich erschöpfend behandelt. Es lag nicht im Plane seiner Abhandlung, ihr politisches und juridisches Verhältniß zu berücksichtigen, obgleich in dieser Beziehung noch nichts Erschöpfendes vorlag. Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften sah sich dadurch veranlaßt, eine Geschichte der Erbfolge der Weiber im Mittelalter im weitesten Sinne als Gegenstand der Preisaufgabe auszuschreiben. Diese Frage war unendlich weiter als sie auf den ersten Anschein scheinen mochte, und Mignet hatte gewiß ganz Recht, wenn er in seinem Rapport sagte, daß sie eigentlich die Stellung des Weibes in der Familie und im Staate ihrer ganzen Ausdehnung nach in sich einschließe. Laboulaye, der sich durch eine Reihe gediegener juristischer Werke, unter denen wir seines „Essai sur la vie et les doctrines de Savigny" bereits in d. Bl. erwähnt haben, sowie durch Übersetzungen aus dem Italienischen und Deutschen (z. B. „Histoire de la procédure civile chez les romains de *F. Walter*") einen rühmlichen Namen gemacht hat, faßt denn auch in seiner gekrönten Preisschrift die Aufgabe in ihrer weitesten Ausdehnung. Ja, er bleibt nicht einmal innerhalb der Grenzen des Mittelalters stehen, sondern zieht die ganze römische Gesetzgebung, insofern sie auf das politische und civile Verhältniß des Weibes Bezug hat, in den Kreis seiner Besprechung, indem er mit Recht behauptet, daß sonst die mittelalterlichen Gesetze und Gebräuche geradezu unverständlich bleiben würden.

Laboulaye spricht an verschiedenen Stellen seines Werks, sowie auch insbesondere in seiner angeführten Schrift über Savigny, eine große Bewunderung über die gelehrten Leistungen der historischen Schule der Jurisprudenz in Deutschland aus; aber wir haben es durchaus nicht etwa mit einem blinden Verehrer derselben zu thun. Indem er die Resultate ihrer gelehrten Forschungen nicht unberücksichtigt läßt, tritt er Denen, welche die Rechtswissenschaft stationnair erhalten möchten und die allmälige Fortentwickelung der Gesetzgebung in Abrede stellen, mit vieler Entschiedenheit gegenüber. Er leugnet nicht nur nicht die Berechtigung unserer Zeit für die Legislation, sondern spricht es mit klaren Worten aus, daß die Codification eine Aufgabe der Gegenwart und das letzte Ziel aller Jurisprudenz ist. In dieser Beziehung schließen sich seine „Recherches" an eins seiner frühern Werke an, das gleichfalls bei einer Aufgabe der Akademie den Preis davongetragen hat. Wir meinen die „Histoire du droit de propriété foncière en Occident" (Paris 1839). In beiden Werken herrscht derselbe Geist, dieselbe Methode, und auch ihr Inhalt steht in naher Berührung. Der Verf. verfolgt in beiden Abhandlungen die allmälige Entwickelung der europäischen Civilisation in den Institutionen und Gesetzen der verschiedenen Staaten unsers Continents und beweist unwiderleglich, daß es in der Geschichte trotz der scheinbaren Verschiedenheiten doch eine gewisse unaufhaltsame geistige Strömung gibt, von der alle Völker Europas einem gemeinschaftlichen Ziele zugetragen werden. In der That mag man die Organisation des Eigenthums, wie es in dem einen Werke, oder die Organisation der Familie studiren, wie es in der andern Schrift geschieht, so wird man doch die Überzeugung erlangen, daß sich die Institutionen und Gesetze der verschiedenen Völker unsers Erdtheils nach einem und demselben Gesetze entwickeln. Das Ziel dieser allmäligen Entwickelung ist die vom Dichter im voraus begrüßte, vom Socialphilosophen als nahe bevorstehend angekündigte Verschmelzung und Verbrüderung aller Nationen.

Die slawische Race wird in vorliegender Schrift völlig unberücksichtigt gelassen, obgleich der Verf. keineswegs die Rolle verkennt, welche dieselbe zu spielen berufen ist. Er entschuldigt sich mit Unkenntniß der slawischen Idiome. Wir können es ihm im Grunde auch nicht verargen, daß er seine fleißige Arbeit, die auf allen Seiten einen größern gelehrten Apparat zeigt als man bei französischen Werken zu suchen gewohnt ist nicht durch einige flüchtige und oberflächliche Capitel, in denen er sich lediglich auf Compilation hätte verlassen müssen, hat entstellen wollen. Desto gründlicher und erschöpfender behandelt er die Gesetze und Gebräuche der romanischen und germanischen Stämme und die Institutionen, welche aus der gegenseitigen Mischung derselben hervorgegangen sind.

Zunächst faßt er die römische Gesetzgebung ins Auge und verfolgt dieselbe von ihrer Entstehung bis zu dem Augenblicke, wo Rom dem herandrängenden Strome der germanischen Nationen erlag. Nachdem er einmal den Geist und den Charakter dieser Gesetzgebung, welche aus der Eigenthümlichkeit des römischen Volks natürlich hervorgewachsen war, festgestellt und bestimmt hat, weist er die verschiedenen Umgestaltungen und Veränderungen nach, welche sie durch den Einfluß des germanischen Norden erlitten hat. Mit Recht legt er besonders Gewicht darauf, daß der Geist dieser Legislation ebenso wenig wie die römische Nationalität sich ganz verloren hat, sondern daß vielmehr beide sich nach einem und demselben Gesetze modificirten, sodaß man annehmen kann, daß da, wo man die Spur einer römischen Institution entdeckt, auch noch römisches Blut vorhanden sein muß.

Hierauf treten wir nun an die Betrachtung der germanischen Institutionen. Der Verf. bestimmt, welche Ideen und welche Principien von diesen neuen Nationen mitgebracht wurden. Der interessanteste Abschnitt seines Werks ist derjenige, wo der Kampf der romanischen und germanischen Elemente, ihr gegenseitiger Einfluß und ihre allmälige Verschmelzung beleuchtet wird. Der Verf. schreibt nicht mit Unrecht der Kirche einen bedeutenden Einfluß bei der Bildung dieser romanisch-germanischen Civilisation zu, welche an die Stelle der römischen Civilisation trat. Sie verwischte und milderte nämlich das rein Formelle der römischen Gesetzgebung, behielt aber immerhin genug davon bei, um die germanischen Rechtsideen und Gebräuche wesentlich umzugestalten. Der Einfluß der Kirche muß gleich in der ersten Zeit ihres Siegs ein gewaltiger gewesen sein, denn offenbar verrathen die barbarischen Gesetze, insoweit sie uns überliefert sind, fast alle mehr oder weniger deutlich die Hand der Geistlichkeit. Diese Gewalt wächst mit jedem Jahrhunderte und bald steht die Kirche allmächtig da. Vor ihrem Throne beugt sich die romanische Nationalität so gut wie die germanische, deren allmälige Vermischung von der gemeinschaftlichen Gebieterin beschleunigt wird. Die Auffindung der Pandekten im 12. Jahrhundert beginnt eine neue Phase in der europäischen Jurisprudenz, die jetzt erst zur eigentlichen Wissenschaft sich erhebt und Justinian spielt, wie Laboulaye mit Recht bemerkt, in der Restauration der Rechtslehre dieselbe Rolle wie Aristoteles in der Philosophie. In der zweiten Hälfte des 13.

Jahrhunderts zeigte sich in ganz Europa eine gemeinschaftliche Richtung. Überall verdichten sich nämlich die herkömmlichen Gebräuche zu eigentlichen Gesetzbüchern. In diesen Zeitraum fällt die Bildung des Sachsen- und des Schwabenspiegels, der Gesetzbücher Alfonso's des Weisen in Spanien, der Etablissements in Frankreich und einer unabsehbaren Menge von städtischen Statuten. Von jetzt an gibt es nun auch drei Arten des Rechts: das römische, das kanonische und ein jeder Provinz eigenthümliches, besonderes. Indessen thut sich mit dem 16. Jahrhundert ein mächtiges Streben zur Verschmelzung dieser drei Gattungen kund. Die Vergrößerung der königlichen Macht trägt hierzu wesentlich bei. Dies zeigt sich namentlich in Frankreich, wo von den Ordonnanzen der ersten Valois bis zu denen Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. die Codification den Gesetzgebern vor Augen schwebt.

Wir haben es für nöthig erachtet, diese allgemeinen Bemerkungen vorauszuschicken, weil man sonst einen falschen Maßstab an das gediegene Werk, welches wir vor uns liegen haben, legen könnte. Der Verf. hat nicht einzelne abgerissene Erörterungen über die Erbfolge des Weibes in dem „Fuero-juzgo" oder im „Schwabenspiegel" geben wollen, sondern es ist ihm, wie wir zu Anfang gesagt haben, darum zu thun gewesen, die gemeinsame und übereinstimmende Entwickelung der römischen und germanischen Gesetzgebung, insofern sie sich auf das politische und civile Verhältniß der Frau bezieht, darzulegen. Sein Werk ist eine Frucht der umfassendsten Studien; aber der Verf. hat es verstanden, die todte Masse der Kenntnisse geistig zu durchdringen und zu gestalten, und in dieser Beziehung stellen wir manchem deutschen Rechtslehrer seine Schrift als ein nachahmungswürdiges Muster hin.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Es ist eine seit langer Zeit bestehende Klage, daß die unbedeutendsten Rechtssachen gar oft, durch die Gewinnsucht der Advocaten besonders, zu weitläufigen und kostspieligen Rechtshändeln ausgesponnen werden, dergestalt, daß die auf die Proceßführung verwendeten Kosten den Werth des Streitgegenstandes bei weitem übersteigen. Schon Martial (Epigramm., 7, 65) spottet darüber, und Leyser (Med. ad Pand., Sp. 53, m. 1) erzählt, daß zu Anfang des 18. Jahrhunderts Acten an die Juristenfacultät zu Helmstädt gesandt worden seien, betreffend einen Rechtsstreit über das Eigenthum einer Gans. Dieser, durch das Geschreibsel der Advocaten, Zeugenvernehmungen und gegen Zwischenbescheide eingewendete Rechtsmittel weit zur Ungebühr ausgedehnte und höchst kostspielig gewordene Rechtsstreit erschöpfte die Parteien so, daß sie darüber an den Bettelstab geriethen. Ist es demnach zu verwundern, wenn wegen solches früher wol noch mehr als jetzt vorkommenden Unfugs die Juristen von witzigen und unwitzigen Versemachern hier und da hart mitgenommen worden sind? So unter Andern Owen:

> Jurisprudentes prudentes jure vocantur,
> Tam bene quum studeant provideantque sibi.

Dann Ebenderselbe in dem Epigramm, in welchem er die Rechtsgelehrten mit Rechenmeistern vergleicht:

> Callet causidicus numerandi quatuor artes,
> Litem **addit** liti, jurgia **multiplicat**;
> **Subtrahit** argentum nummosque clientibus aufert,
> Humanumque genus **dividit** atque secat.

Endlich ein Ungenannter, der in seinen Knittelversen die Juristen bitter schmäht und Gott um ihre Vertilgung bittet:

> Diure Juristas, Deus, ut Satanae citharistas
> Linguas venales qui dicunt et simoniales.
> O Deus, extingues hos pingues atque bilingues!
> Frontis enim tristis sunt, horrendae quoque vitae,
> Hi sunt fautores scelerum fraudisque ministri.

Von dergleichen Producten ließe sich eine ganz artige Sammlung machen, wenn es sich der Mühe verlohnte. Immerhin aber verdient hier noch ganz besonders Martial's 19. Epigramm des 6. Buchs erwähnt zu werden, in welchem die Unart der Advocaten, am ungehörigen Orte die ungehörigsten Sachen vorzubringen, sarkastisch angegriffen wird.

Die vormalige Reichsstadt Frankfurt a. M. hatte vom Kaiser Karl IV. ein Privilegium erhalten, daß keiner ihrer Bürger in die **Reichsacht** erklärt werden konnte. Wie wichtig dieses Privilegium seiner Zeit gewesen, ergibt sich daraus, daß die größte aller Strafen, die, so lange die vorige deutsche Reichsverfassung bestand, durch kaiserliche Macht verhängt werden konnte, die Reichsacht oder Achtserklärung (poena banni) war, durch welche der Verurtheilte aller und jeder Rechte beraubt ward, welche er als Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft zu genießen hatte. Sie folgte dem Hochverrathe, der beleidigten Reichsmajestät und dem Landfriedensbruche. Früher waren dem kaiserlichen Rechte hierin keine Schranken gesetzt, und noch Kaiser Karl V. verurtheilte (1547) den unglücklichen Kurfürsten von Sachsen, Johann Friedrich, wegen angeblichen Hochverraths zum Tode. Die Achtsformel lautete in früherer Zeit: „Deine Wirthin theilen wir zur Witwe, deine Kinder zu Waisen, dein Lehen dem Herrn, dein Erb und Eigen deinen Kindern, dein Leib und Fleisch den Thieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften und den Fischen im Wasser. Wo jeglicher frei Geleit hat, sollst du keines haben, und wir weisen dich die Vier Straßen der Welt in dem Namen des Teufels." Bei Goldast (Constitutiones imperiales, I, 233) findet man einige Varianten davon. Eine formula proscriptionis Romanae, welche mit der Achtserklärung Ähnlichkeit hat, theilt Leyser (Sp. 62, m. 4) mit.

Bei der Vorliebe unserer Zeit für **Monumente**, durch welche berühmte Männer geehrt und gefeiert werden sollen, wogegen schon das Horazische: „Debemur morti nos, nostraque" (Ep. 2, 3, 63) und Seneca's Declamation über die Vergänglichkeit alles Irdischen (Ep. 91, 10—12), welche mit den Worten schließt: „Hoc unum scio: omnium mortalium opera mortalitate damnata sunt; inter peritura vivimus", einen Gegenhalt bieten, wird man ganz besonders von dem Ausspruch des lacedämonischen Königs Agesilaus angezogen, welcher (wie Plutarch in den Denksprüchen von Königen und Feldherren erzählt) sterbend seine Freunde bat, nichts Geformtes oder Gemaltes von ihm machen zu lassen; „denn", sagte er, „wenn ich eine rühmliche That verrichtet habe, so ist dies mein Denkmal; wo aber nicht, so werden es alle Bildsäulen nicht sein."

Ein **Dichter** muß sich wol der höchsten Kraft bewußt sein, wenn er gleichsam geflissentlich selbst an die Spitze seines Gedichts einen in die Augen fallenden Fehler hinstellt, ohne daß der Trefflichkeit des Ganzen dadurch Eintrag geschieht. So hat Homer (wie Plutarch bemerkt in der Abhandlung „Wie man seine Fortschritte in der Tugend bemerken könne", Cap. 9) gleich im ersten Verse der Iliade gegen das Metrum verstoßen. Auch Schiller im „Hymnus an die Freude" braucht gleich im ersten Verse der ersten Stanze, des Reims wegen, sprachunrichtig: „Funken" statt „Funke" und ebenso in dem ersten Verse der vierten Stanze des Gedichts „Die Gunst des Augenblicks". „Sunt", sagt Horaz (Ep. 2, 3, 347), „delicta tamen, quibus ignovisse velimus." Überstrahlt ja immerhin der Glanz dieser Dichtungen die unbedeutenden Flecken. 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 266. —— 23. September 1843.

Kabul. Schilderung einer Reise nach dieser Stadt und des Aufenthalts daselbst in den Jahren 1836—38. Von Alexander Burnes. Aus dem Englischen von Theodor Oelkers.

(Beschluß aus Nr. 265.)

Die nächsten Abschnitte gehören der Schilderung von Kabul, dem Fortgang der politischen Geschäfte und höchst anziehenden Sittenschilderungen von Stadt- und Landleben der Großen an. Außerordentlich viel hält man in Kabul von der physiognomischen Wissenschaft, Kiafa genannt, welche bis in die kleinsten Details cultivirt wird, und ihren Eingeweihten großes Ansehen gibt. Der Verf. theilt eine afghanische Abhandlung über diesen Gegenstand mit, in der wunderbare Dinge zu lesen sind. Folgende Axiome als Proben:

Eine offene Stirn verkündet Reichthum und Fülle; ein großer Mann mit langem Bart ist ein Narr. Wer da rothe Augen hat, ist immer bereit zu fechten. Dicke Lippen verrathen den Krieger. Erwarte Freigebigkeit von Dem, der lange Arme hat. Fürchte nicht den Muth Eines mit dickem Leibe. Menschen von kleiner Statur sind betrügerisch; ebenso die mit dünnen Nasen. Wer weiches Haar hat, ist guten Gemüths; spröde Locken beweisen das Gegentheil. Weite Nasenlöcher verkünden Grausamkeit; ein starkes Gebiß wenig Weisheit. Große Ohren deuten auf langes Leben; magere Knöchel auf Behendigkeit; ein flacher Fuß ermüdet nicht u. s. w.

Nächst dieser ist die Vorliebe für schöne Waffen eine Leidenschaft der Afghanen. Die verschiedene Gestalt des Wassers im Stahl wird stets mit einem besondern Namen bezeichnet; der Verf. sah eine Klinge, deren Werth auf 1500 Rupien angeschlagen wurde; die Probe ist, daß eine solche ein leicht in die Luft geworfenes seidenes Tuch spalten muß. Die Frauen, meistens melancholische Schönheiten, genießen in Kabul, selbst bei politischen Verhandlungen, großes Ansehen, und verdienen diese Schätzung in der That oft durch Einsicht und Verstand. So nahmen die Schwestern Dost Mohammed's an allen politischen Vorgängen einen lebhaften Theil und wirkten bei seinen spätern Intriguen wesentlich mit. Tugendmuster sind diese geisterhaften Erscheinungen allerdings gewöhnlich nicht.

Der Winter ist zwar kurz, aber streng in Kabul und tritt früh ein; zu Anfang Novembers fror das Gewässer und die Hügel bedeckten sich mit Schnee, und am 11. Dec. lag derselbe auch in der Stadt fest, und starke Kälte trat ein; die Karavanenzüge hatten ein Ende und die ganze Bevölkerung erschien in Schafpelzen. Viel halten die Afghanen auf Träume; sie nennen sie die Seele im Fluge und ohne Leib. An Aberglauben fehlt es auch nicht, und an Sagen ist das Land um Kabul her reich. Das Dorf Tschihib Dukterun (Vierzig Töchter) entstand z. B. dadurch, daß 40 von den Kaffirs verfolgte Mädchen sich hier in Stein verwandelten. Einbildungskraft und die daraus entspringende Übertreibung und Prahlerei sind den Afghanen überhaupt eigen; so nannten sie der Reisenden kleines Gefolge stets ein Heer, die Reise einen Feldzug u. s. w. Die Bewohner von Kabul führen den Ursprung der Stadt auf zwei Söhne Noah's, Kakul und Habul zurück, die um den Namen des Orts, den sie gründeten, stritten, und ihn endlich Ka- vom ersten, und bul vom zweiten Bruder nannten. Wahrscheinlich ist der alte Schah Urdsch der Erbauer des heutigen Kabul (um 1240), dessen Blütezeit eben jetzt gekommen war.

Der Verf. traf hier mit dem russischen Geschäftsträger Wickiewitsch zusammen, der von Bokhara kam und den englischen Botschafter zuerst besuchte; diese Berührung war kritisch und der Verf. verbirgt sich hierüber hinter einem begreiflichen diplomatischen Schweigen. Im Februar brach der Frühling an, und der Befehl seiner Regierung rief Burnes nach Lahore, während Leech nach Kandahar ging, das er in 14 Tagen gemächlich erreichte. In Lahore wankte der Maharadscha Rundschit Sing zum Grabe; von seinem Hofe hat Capitain Osborne einen lehrreichen Bericht erstattet.

In einem Anhang sammelt der Verf. gleichsam die Resultate seiner Mission: Ermittelung des geeigneten Orts zur Anlage eines großen Emporiums für den Handel der Indusreiche; Schiffbarkeit des Indus und seiner Ausflüsse, Tiefe, Art der Beschiffung u. s. w. Vorzüge von Dera-Ghazi-Khan zu einem Meßplatz für Südasien, die Pendschabflüsse, und endlich, was für uns das Erheblichste ist, die Lage der politischen Zustände in Kabul und den Indusreichen. Das heutige Kabul ist der Rest einer großen verfallenen Monarchie, welche sich von Medschid bis Delhi, vom Ocean bis Kaschmir erstreckte. In zahllose Häuptlingschaften machtlos aufgelöst, nahm erst vor einigen Jahren der Herr der Stadt Kabul, Dost Mohammed, aus dem Stamme der Gildschies, den Emirtitel an, und vergrößerte durch englischen Schutz und gute Politik sein

Reich bald so, daß er seinen Feinden, den Sikhs von Lahore, zu widerstehen vermochte. Er selbst regiert zu Kabul, hält einen Artilleriepark von 45 Kanonen, 2500 Mann regulairen Fußvolks mit Musketen und 12—13,000 Reiter, worunter ein Zwölftel Kuzzilbaschen sind, und hat 24—26 Lack Rupien Einkünfte; das Lack fast gleich 100,000 Thaler. Sein Bruder, Dschubbar-Khan, ist gleichsam sein Großvezier, ein Mann von vieler Einsicht und Erfahrung; sein ältester Sohn, Mir Afzat-Khan, regiert zu Zormut; Mohammed Akhbar-Khan, sein Lieblingssohn, zu Dschellalabad mit der Häuptlingschaft über die Gildschies; Akrom-Khan verwaltet Besut und lenkt die Hazaras, Hyder-Khan beherrscht Ghizni, und der Sohn Emir-Khan's verwaltet Kohistan. In dieser Stellung ist der Beherrscher von Kabul der natürliche Verfechter des Islam am Indus, und hat keinen Feind zu fürchten als von Osten her den Fürsten der Sikhs, die Feinde des Islam.

Dies war die Lage des Emirs von Kabul, als die so unglücklich beendete englische Expedition im J. 1841 an dem Reiche rüttelte, und die Familie Dost Mohammed's plötzlich dem alten Bündniß untreu machte. Daß dies russischem Einflusse beizumessen war, läßt der Verf., ohne es auszusprechen, deutlich genug erkennen. Dem Fürsten selbst spendet Burnes großes Lob; einsichtig, wachsam, von schneller Fassungsgabe, dabei unternehmend, voll Menschenkenntniß, billig, ruhig und gerecht, gewandt und geistig überlegen seiner Umgebung, war Dost Mohammed ein Fürst, wie er für Kabul nur zu wünschen war; sein einziger Fehler war Geldgier und Geiz, damit hatte er seine Revenuen auf so ungeheuere Höhe gebracht. Vor allen Dingen that ihm Friede noth, um sein neues Reich zu begründen; es scheint aber, daß der Fanatismus und der Ehrgeiz seiner Söhne und besonders der des kriegliebenden Akhbar-Khan es zum Frieden nicht kommen lassen wollte. „Es ist ein schöner und begabter Menschenschlag, den Dost Mohammed beherrscht, stark genug, um jedem Feinde zu trotzen", sagt Burnes zum Schluß, und diese Weissagung hat sich zum Verderben seiner eigenen Landsleute bewahrheitet, als die 200,000 Gildschiefamilien in Afghanistan sich gegen die Engländer erhoben.

Gern theilten wir noch einen Auszug aus dem physiognomischen Werke einer afghanistanischen Philosophie mit, das den Beschluß macht, doch wir besorgen, unsere Leser zu lange aufzuhalten und enden damit, dem Verdienste dieses Berichts die volle Anerkennung zu zollen, die ihm als lehrreicher Beitrag zur Kenntniß der Indusländer unverkennbar gebührt. Mit Dank nehmen wir auch die zwölf Zeichnungen und die kurzen Vocabularien der Kaffirsprache und des Puschgedialekts hin, welche angeschlossen sind, obwol wir allerdings viel lieber als diese eine tüchtige Karte des Reisezuges empfangen hätten, welche um so nöthiger war, als die unter uns vorhandenen so äußerst mangelhaft erscheinen. Unter den Portraits ist besonders das von Dost Mohammed charaktervoll und schön.

8.

Recherches sur la condition civile et politique des femmes, depuis les Romains jusqu'à nos jours, par *Ed. Laboulaye.*

(Beschluß aus Nr. 265.)

Wir müssen es Kritikern vom Fach überlassen, den rein juristischen Theil, in dem die Rechte des Weibes in der Familie des Vaters als Tochter, Schwester oder Verwandte überhaupt und in der Familie des Gemahls als Frau, Witwe und Mutter erörtert werden, näher ins Auge zu fassen und nachzuweisen, ob der Verf. alle einzelnen Fragen gleich befriedigend gelöst hat. Wir begnügen uns hier, einige Bemerkungen über die politische Stellung des Weibes im Mittelalter hinzuzufügen, welche vielleicht für den Leser d. Bl. nicht ohne Interesse sind. So schwer es bei der großen Verschiedenheit der Gesetze und Gebräuche auch ist, sich einen allgemeinen Begriff von der politischen Befähigung, die man den Weibern im Mittelalter einräumte, zu bilden, so kann man doch im Allgemeinen annehmen, daß dem weiblichen Geschlechte den Männern gegenüber nur ein sehr beschränkter Kreis von politischen Rechten angewiesen war. Es steht außer allem Zweifel, daß im Mittelalter der Mann sich aus anderm Stoff gebildet glaubte. Dies geht besonders aus dem Umstande hervor, daß das Weib eigentlich zeitlebens in einer fortwährenden Unmündigkeit gehalten wurde, die in den mittäglichen Ländern weniger grell hervortrat als im germanischen Norden, wie dies aus der Beschränkung des Rechts, als Zeuge aufzutreten u. s. w., hervorgeht. Sehr häufig ist aber auch diese Inferiorität für das Weib von Vortheil und gibt ihm insbesondere Anspruch auf Schutz und Protection. So kann nach dem Gesetze von Aragon die Frau nicht Schulden halber ins Gefängniß gesteckt werden. In den ersten Zeiten der Feudalität war der Besitz eines Lehens dem Weibe gänzlich versagt. Diese Tendenz herrscht im ganzen Lehnsrechte, wo die Weiber selbst im günstigsten Falle immer erst auf die zweite Linie gesetzt werden. Der Grund hiervon ist wol zunächst in der Unfähigkeit des Weibes, dem Kriegsdienste Genüge zu leisten, zu suchen; aber die ungalanten ältern Rechtslehrer führen noch einen zweiten Grund an, und dies ist die Unmöglichkeit des Weibes, ein Geheimniß zu bewahren. (Zasius sagt in seiner Abhandlung „De feudis": „Mulieres et pueri id celant quod ignorant"). Aber ihr Rechtskreis erweiterte sich bedeutend, als es ihnen einmal gestattet war, ein Lehen zu verwalten. Ganz vorzüglich zeigt sich dies in Italien, wie wir aus einer Menge von Diplomen aus dem 9.—12. Jahrhundert sehen, die von Muratori mitgetheilt werden. Auch in Frankreich war dies der Fall und es ist bekannt, daß es den Weibern freistand, an den Ständeversammlungen Theil zu nehmen, ein Recht, von dem unter Andern Frau von Sévigné, welche den Ständen in der Bretagne bewohnte, Gebrauch gemacht hat.

Nachdem einmal das Recht der Weiber, ein Lehen zu besitzen, gesetzliche Kraft erhalten hatte, öffnete sich ihnen auch der Weg zur Erbfolge auf dem Throne; denn im ganzen Mittelalter war die Thronfolge nichts Anderes als eine Lehensfolge, und das Königreich das erste Lehen. Der erste Fall, wo das Recht der weiblichen Erbfolge auf dem Throne in Frankreich zur Frage kam, war im J. 1316, bei der Thronbesteigung Philipp's des Langen. Beim Tode seines Vorgängers Ludwig, Königs von Frankreich und Navarra, erbte seine einzige Tochter Johanna, Gemahlin Philipp's von Evreux, die Krone von Navarra, die anerkanntermaßen ein weibliches Lehen war. Aber vom Throne von Frankreich ward sie von ihrem Onkel Philipp dem Langen ausgeschlossen. Agnes, die Tochter Ludwig's des Heiligen, Witwe Robert's II., Herzogs von Burgund, appellirte in ihrer Eigenschaft als Mutter der Johanna gegen die Krönung Philipp's des Langen. Aber sie verlor ihren Proceß, bei dem Pierre Darablai die Hauptsache ausmachte. „Bei dieser Gelegenheit", sagt Hénault (Abrégé chronologique, I, 219), „geschieht des Salischen Gesetzes zum ersten Male Erwähnung." Indessen ist es zu bezweifeln, daß der Name des Salischen Ge-

setzes bereits gebräuchlich war. Seit dieser Zeit blieben die weiblichen Erben von der Regierung ausgeschlossen, obgleich namentlich nach dem Ableben Heinrich's III. von Spanien her Alles aufgeboten ward, die Hindernisse, welche den Frauen den Weg zum Throne versperrten, bei Seite zu schaffen. Dieser Fall ist besonders beachtenswerth, denn bei dieser Gelegenheit wurde die ganze Frage zum ersten Male vom juristischen Standpunkte einmal näher ins Auge gefaßt. Die beiden eifrigsten Streiter waren die Brüder Anton und Franz Hottmann, die beide mit eigenen Streitschriften hervortraten. Sie beleuchten darin sowol die rechtliche als die historische Seite des Salischen Gesetzes. Seit dieser Zeit, wo die Bemühungen Spaniens zu Schanden geworden waren, wurde das Salische Gesetz oder eigentlich das Salische Herkommen (coutume) nicht mehr in Zweifel gezogen, und jetzt bildet dasselbe einen Theil des französischen Staatsrechts. Sagen wir nun noch schließlich, daß Dank diesem Gesetze die französische Krone nie mehr in fremde Hände übergegangen ist und daß Languedoc, Bretagne und die übrigen reichen Provinzen, die jetzt Frankreich bilden, ihr auf diese Weise zugefallen sind.

Deutschland folgte dem allgemeinen Herkommen, und als einmal die Frauen das Recht errungen hatten, ein Lehen zu besitzen, so stand ihnen auch nichts mehr im Wege, im Fall kein näherer männlicher Erbe vorhanden war, zum Throne zu gelangen. Die Beispiele der weiblichen Erbfolge waren so zahlreich, daß Senckenberg versichert, es gebe in Deutschland kein Fürstenthum, keine Grafschaft u. s. w., in der nicht schon eine Frau die Erbfolge angetreten habe. Bei der östreichischen Succession, welche Europa sieben Jahre hindurch (1740—48) zu schaffen machte, handelte es sich weniger darum, zu wissen, ob Östreich ein weibliches Lehen sei, denn dies ward so ziemlich von allen Parteien zugegeben, als um die Frage, ob man, da einmal blos weibliche Kronprätendenten da waren, der Tochter des letzten Throninhabers oder denjenigen weiblichen Erben, welche eine größere Berechtigung dazu geltend machen konnten und die nur zu Gunsten männlicher Nachkommen auf die Regierung Verzicht geleistet hatten, den Vorzug geben solle.

Die spanische Erbfolge ist ein sehr schwieriger Punkt, der erst von Mignet in seinen ausgezeichneten „Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV" (Paris 1835) in sein rechtes Licht gestellt ist. Trotz dieser meisterhaften Arbeit hat Laboulaye doch einige Punkte gefunden, die bisher noch nicht erörtert waren. Wir können ihm nicht weiter in das Getriebe von Intriguen, welche in diesen Angelegenheiten ins Spiel gesetzt wurden, folgen und verweisen deshalb, sowie auch in Bezug auf die weibliche Erbfolge auf dem spaschen Thron nach Philipp V., auf das Werk selbst. Wir wollen diese Übersicht mit einigen Ländern schließen, wo das Recht der Weiber auf dem Throne zu folgen niemals streitig gemacht ist. Wir rechnen hierzu Italien, wenigstens den nördlichen Theil davon, wo ungeachtet mehrer Bürgerzwiste die weibliche Succession fast immer durchgesetzt wurde. Mailand, Mantua, Parma u. a. bieten zahlreiche Beispiele dafür. Neapel war ein Frauenlehen so lange, bis das Haus Bourbon zur Regierung gelangt war; aber noch zur Zeit Ludwig's XIV. trat der Fürst La Trémouille, der sich mit dem letzten weiblichen Nachkommen vermählt hatte, als Prätendent auf („De regni neapolitani jure pro Tremollio duce", Paris 1648).

Auch in England waren die Weiber mehr als in Frankreich begünstigt. Der erste Erbfolgekrieg, in dem es sich darum handelte zu wissen, ob den Frauen das Recht zustehe, den Thron zu besteigen, war auch zu gleicher Zeit der letzte dieser Art. Seit den Streitigkeiten zwischen Stephan und Mathilde ward diese Frage als beseitigt betrachtet. Zwar war der Krieg der rothen und weißen Rose auch noch ein Successionskrieg, aber bei demselben gab die weibliche Descendenz nur den Vorwand her, unter dem die beiden gegenüberstehenden Parteien sich befehdeten. Seitdem ist aber das weibliche Erbfolgerecht auch nicht einmal im entferntesten wieder angetastet oder in Zweifel gezogen worden. Maria, Elisabeth und, seit der Revolution vom J. 1688 die Königinnen Maria und Anna bestiegen den Thron ohne den geringsten Widerspruch. In den nordischen Staaten wurde die Erbfolge der Weiber gleichfalls frühzeitig zugelassen. Norwegen, Schweden, Polen und Rußland, sowie, um dies gleich mit anzuführen, auch Böhmen und Ungarn sind von Königinnen und bekanntlich zum Theil nicht unrühmlich regiert worden. Mit Recht bemerkt der Verf., daß es den Anschein hat, als hätten die slawischen Völker, weil unter ihnen die Feudalität weniger beobachtet war, sich leichter zur Weiberherrschaft bequemt.

Die eigentliche Befähigung der Frauen zur Regierung zieht der Verf. in Zweifel und er stützt sich dabei auf zahlreiche Zeugnisse älterer Schriftsteller. Besonderes Gewicht legt er dabei auf die Ansicht Bodin's, der in seiner Schrift über die Republik diese Frage zum ersten Male einer umfassenden Untersuchung unterwirft. Schon Jesaias hat übrigens gesagt: „Der Herr wird euch strafen und euch ein Weib zur Herrin geben." Dagegen spricht sich Montesquieu sehr zu Gunsten der Frauenregierungen aus. Derselbe schreibt den Weibern nicht nur eine gleiche Befähigung zur Verwaltung der Staatsgeschäfte wie den Männern zu, sondern stellt sogar die Behauptung auf, daß Fälle eintreten können, wo die Regierung einer Frau unendlich beglückender für die Nation ist als die Herrschaft irgend eines Mannes. Im Allgemeinen stimmen indessen wol die neuern Staatslehrer dahin überein, daß ein kräftiger männlicher Herrscher eine sicherere Garantie für das Staatswohl ist, als wenn das schwächere, für äußere Einflüsse empfänglichere Weib die Zügel der Regierung in die Hand nimmt. Dies ist wie gesagt auch die Meinung, welche Laboulaye in seinem Werke verficht. Er weist dem Weibe einen stillen, friedlichen Wirkungskreis an; aber er kann doch nicht umhin zuzugeben, daß unter gewissen Verhältnissen mit der Regierung einer Frau wenig oder gar keine Übelstände verknüpft sind. Ja, er geht noch weiter und meint, daß in Verfassungen, wo wie in England die königliche Gewalt eigentlich bei Lichte betrachtet nur ein Schein ist, eine Königin, die als Weib sich leichter mit dem äußern Prunke ohne wirkliche Thätigkeit befriedigt fühlt, vielleicht noch mehr an ihrer Stelle ist als ein thatendurstiger Mann, dem diese äußere Parade nicht genügt. Nur als Regentinnen, wenn sie während der Unmündigkeit ihres Kindes die Staatsgeschäfte verwalten, räumt der Verf. ihnen eine größere Gewalt ein. Er berührt indessen diesen Punkt nur im Vorübergehen, weil derselbe ihm nur ein geringes juridisches Interesse zu bieten scheint. Ebenso wenig geht er auf die historische Seite der weiblichen Regentschaften ein, und verweist in dieser Beziehung auf die zahlreichen Schriften, welche der verhängnißvolle Tod des Herzogs von Orleans hervorgerufen hat. Die erschöpfendste und brauchbarste derselben ist der „Précis historique des régences de France" von Colar und Dufau (Paris 1842).

Der gelehrte Verf. hat bei seiner Arbeit, bei der er die wichtigsten Vorarbeiten benutzt hat, zwei Werke nicht berücksichtigen können, welche erst nach Abfassung seiner Schrift erschienen sind, die aber beide mit dem Gegenstande, den er behandelt, in näherer Beziehung stehen. Es ist dies erstens eine „Histoire du régime dotal et de la communauté" von Ginoulhiac, und dann ein ausgezeichnetes Werk vom berühmten Herausgeber der „Collection des lois maritimes". Es ist dies eine gelehrte Ausgabe des Salischen Gesetzes. Pardessus spricht in einer gründlichen Einleitung zuerst von den verschiedenen Handschriften und gibt dann verschiedene Texte, die bisher noch wenig bekannt waren. Seine Anmerkungen sowie die hinzugefügten Dissertationen, 14 an der Zahl, die sich auf die Redaction des Salischen Gesetzes, auf verschiedene Punkte des französischen Privatrechts u. s. w. beziehen, sind von bedeutendem Werthe. Im Allgemeinen stimmt Pardessus, einzelne geringfügigere Abweichungen ausgenommen, mit den vernünftigen und begründeten Ansichten überein, welche Laboulaye in seinem fleißigen Werke ausgesprochen hat.

6.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

Vor dem Gerichte in County Claremont des Staats New-Hampshire kam neulich — erzählt ein neuengländisches Blatt — ein Fall vor, den sich alle Junggesellen merken mögen. Lyma Smith klagte gegen Samuel Blanchard auf Entschädigung, weil er ihr die Ehe versprochen und dennoch eine Andere geheirathet habe. Die Klägerin bewies auf das vollständigste, daß der Beklagte wirklich ihr die Zusage ertheilt, sie zu heirathen. Letzterer gestand dies Alles zu, behauptete aber zu seiner Vertheidigung, daß sein Versprechen darum nicht bindend für ihn gewesen sei, weil sein Anerbieten von der Klägerin niemals angenommen worden sei. Er habe, setzte er hinzu, freilich lange den Wunsch gehegt, sich mit ihr zu verehelichen und sei deshalb zu verschiedenen Malen mit Heirathsanträgen herausgerückt; sie aber habe dieselben bald theilweise verworfen, bald gar nicht beachtet und habe jedenfalls nie die Absicht gehabt, ihn zum Manne zu nehmen, falls sie eine bessere Partie machen könne. Als er sich überzeugt gehabt, daß die Klägerin ihn nur als Nothnagel gebrauchen wolle, habe er einer Andern einen Heirathsantrag gemacht, die ihm gleich auf die erste Anfrage das Jawort gegeben. Ungeachtet dieser sehr einleuchtenden Einrede wurde der Beklagte dennoch von dem Gerichte zur Zahlung einer Summe von 300 Dollars zur Entschädigung der Klägerin verurtheilt.

Aus dem Jahresberichte der Patent-Commission in Washington geht hervor, daß im J. 1841 von der Bundesregierung 435 Erfindungspatente ertheilt wurden und 327 erloschen. Im Ganzen beläuft sich die Zahl der in den Vereinigten Staaten seit deren Gründung ertheilten Patente auf 12,477. Im verflossenen Jahre wurden 847 Anmeldungen gemacht. Die Commission macht auf zweierlei Misbräuche aufmerksam, einmal, daß viele zum Verkauf gebrachte Sachen mit dem Worte „Patent" sich gestempelt finden, obgleich für dieselben nie ein Patent genommen worden ist, und zweitens, daß viele Erfindungen noch als patentirt verkauft werden, deren Patentzeit längst abgelaufen ist. Um solchem Betruge zu begegnen, wird in Vorschlag gebracht, eine gesetzliche Bestimmung zu treffen, daß das Datum der Patentertheilung an alle patentirte Sachen gestempelt werden müsse.

Aus dem Jahresberichte der pennsylvanischen Taubstummenanstalt ergibt sich, daß zu Anfang des J. 1842 106 Zöglinge, nämlich 61 Knaben und 45 Mädchen, Unterricht und Pflege in derselben erhielten. Der Staat Pennsylvanien unterhält 72, Maryland 12, Neujersey 7 und 15 werden theils von ihren Verwandten, theils durch die Einkünfte des Instituts versorgt. 33.

Bibliographie.

Adler, C. F., Die Liebekunst. Drei Bücher. Dem Publius Ovidius Naso nachgedichtet. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Aiar, Unsere Zeit und ihre Tendenzen in Beziehung auf Staat und Kirche. Leipzig, Fort. Gr. 8. 10 Ngr.

Ballerini, Gebr. P. und H., Abhandlung über die Nothwendigkeit eines unfehlbaren Oberhauptes des Papstes in der Kirche Christi. Aus dem Lateinischen übersetzt von H. L. Mit einer Vorrede begleitet und herausgegeben von A. J. Binterim. Düsseldorf, Roschütz und Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bericht vom Jahre 1843 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von K. A. Espe. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 12 Ngr.

Binder, W., Der Untergang des polnischen Nationalstaates. Pragmatisch entwickelt. 1ster Band. Stuttgart, Hallberger. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brauns, C., Erscheinungen des Zeitgeistes und deren Wirksamkeit für Deutschlands Interessen, frei beurtheilt. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Cancan eines deutschen Edelmanns. 2ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

Chownitz, J., Edelmann und Jude. Zwei Theile. Leipzig, Fritzsche. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

— — Moderne Wiener Perspectiven. Leipzig, Reclam jun. 12. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Darby, J. N., Die gegenwärtige Erwartung der Kirche, oder die Weissagungen, welche dieselbe begründen. Vorgetragen in elf Abendversammlungen. Aus dem Französischen übersetzt. Basel, Bahnmaier. 8. 20 Ngr.

Falkenberg. Von Therese, Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" u. s. w. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Ganswindt, C., Der Handelsverkehr, die Seele des Staatslebens. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 12 Ngr.

Kaufmann und Dichter. Novelle. Dresden, Grimm. 8. 1 Thlr.

Leibrock, G. A., Die Sagen des Harzes und seiner nächsten Umgebung. 2ter Theil: Die Sagen des Oberharzes. Nordhausen, Fürst. 8. 1 Thlr.

Marheineke, P., Predigt zur Feier der tausendjährigen Selbständigkeit Deutschlands, am 6. August 1843 in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin vorgetragen. Leipzig, Brockhaus. 12. 8 Ngr.

Martens, C. de, Nouvelles Causes célèbres du droit des gens. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Der 8. October 1842. Weimarische Erinnerungsblätter, gesammelt von G. Günther. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr.

Oettinger, E. M., Helene. Ein Fehdebrief an die Gesellschaft. Aus den Papieren einer Dame. Leipzig, Reclam jun. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Patriotische Phantasien eines Ungars. Ein Wort zur Zeit. Wien, Tauer und Sohn. Gr. 12. 12½ Ngr.

Rosen, G. v., Bilder aus Spanien und der Fremdenlegion. 1ster Band. Kiel, Bünsow. 8. Preis für zwei Bände 2 Thlr. 15 Ngr.

Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von J. W. Wolf. Mit einem Kupfer. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Sammlung der neuern und besten Romane der Franzosen, Italiener und Spanier in deutscher Übersetzung. Emile Souvestre's gesammelte Werke. Aus dem Französischen übertragen von Mehren. 1ster und 2ter Band: Die Kletterstange. Historische Novelle aus den Julitagen 1830. Ins Deutsche übertragen von O. v. Birkeneck. Zwei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 12. 1 Thlr.

Seidl, J. G., Pentameron. Wien, Tauer und Sohn. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Varnhagen von Ense, K. A., Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. 2te Auflage. 4ter bis 6ter Band. — A. u. d. T.: Vermischte Schriften. 2te Auflage. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 6 Thlr.

Vielliebchen. Historisch-romantisches Taschenbuch für 1844. Von Bernd von Guseck. 17ter Jahrgang. Mit acht Stahlstichen. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Waagen, G., Über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt. Vortrag, gehalten am 18. März 1843 im Wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 6 Ngr.

Was wollen eigentlich die Münchener historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland? Leipzig, Fort. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 267. —— 24. September 1843.

Übersicht der neuesten poetischen Literatur.

Dritter und letzter Artikel.*)

46. Gedichte von Adolf Schults. Erste Sammlung. Magdeburg, Baensch. 1843. Gr. 12. 1 Thlr.

Hier tritt ein nicht unbegabter Sänger auf. Der Duft der Jugendfrische umhaucht alle Blumen des Gesanges. Die Sprache ist prägnant und concis in den größtentheils kurzgemessenen Rhythmen. Er versteht die Kunst, einen winzigen Gedanken zum Liede auszuspinnen und eine erträgliche Menschengestaltung in eine graziöse Gruppe umzuschaffen; aber — o daß der pedantische Kunstrichter dem warmen Lobe ein eiskaltes Aber, wie der Himmel dem Frühlingssonnenblick einen Hagelschauer nachsendet! — der Verf. ist Gebieter in einem nur kleinen Musenterritorio; Wein und Liebe, Liebe und Wein ist das Thema, das er unablässig variirt und was einen ewigen Kreislauf bei ihm macht; die Natur, das Heilige, das Menschenherz, das Menschenweh und aus letzterm der Himmel haben noch nicht zu ihm geredet, und reden deshalb auch nicht aus ihm. Er ist mithin einseitig. Doch wollen wir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, nicht verschweigen, daß die Sammlung auch Episches und am Schluß Epigrammatisches bietet, wofür er nicht ohne Talent ist; indessen bleibt die Domaine, die ihm der delphische Gott verliehen, doch immer nur klein. Auch tischt er den in neuerer belletristischen Literatur Belesenen manche Schüssel auf, die ein Anderer schon bereitet hatte. Manches mahnt an Heine und an Ferrand. Nur einige Hindeutungen auf Einzelnes. „Lenz und Erde" (S. 3), sowie „Nur Du" (S. 9) eignet sich wegen seiner Sangbarkeit zur Composition. Den Romanzen fehlt die epische Kürze nicht; man sehe den oft schon behandelten Romanzenstoff „Des Bergmanns Braut" (S. 27), „Sängerklage", echt lyrisch und charakteristisch (S. 58). Wenn man viel von dem allegorischen Cyklus „Das Vergißmeinnicht an den Sommerwind" (S. 140) erwartet, wird man in seiner Erwartung getäuscht; es ist gedankenarm und tautologisch. Die Romanze „Soldatenleiden" (S. 147) erfüllt alle Foderungen, die man an derartige Dichtarten machen kann. „Anakreontische Lieder" (S. 167) sind jugendfrisch, leicht und keck. In dem kleinen Liede „Zu Hause" (S. 196) ist der Gedanke ansprechend:

> Nach den Wänden blicke nicht,
> Sieh nicht um dich her,
> Schau nur mir ins Angesicht:
> Kennst du mich nicht mehr?
>
> Hier mein Arm und hier mein Herz,
> Dein, bis einst es bricht!
> Alles Andre außenwärts
> Kümmert uns ja nicht.

Unter der großen Zahl erotischer Gaben zeichnen wir aus „Lieder und Thränen" (S. 198) und „Minnesängers Glück" (S. 241). Den Schluß bildet Epigrammatisches, oder siebenmalsieben Reimsprüche, unter denen wir notiren „Verlegenheiten" (S. 283), „Xenien" (S. 285), „Schreibseligkeit" (S. 285), „Einst und Nun" (S. 287), „Bildung" (S. 292), „Freiheitshelden" (S. 308) und „Zum Abschied" (S. 309). Die Worte auf dem Titel: Erste Sammlung, geben Kunde und Zeugniß, daß eine zweite folgen wird. Wird sie die oben angedeuteten Lücken villeicht ausfüllen?

47. Wilde Blumen. Dichtungen von Joseph Mendelssohn. Leipzig, Ph. Reclam. 1843. 8. 1 Thlr.

Einige diese Dichtungen einleitende Verse deuten den Titel derselben. „Mein Dasein", sagt der als Schriftsetzer, Journalist und Kritiker in Paris lebende, durch seine „Pariser Briefe" bekannte Verf., „gleicht den Felsenhöhen, wo wilde Blumen, einsam, ohne Pflege und Sorge wachsen. Was unbekannt auf steilen Höhen, im Sonnenfeuer, im Abendroth, im Leuchten der Gestirne blühte, wand ich zu bunten Sträußen, deren Loos es ist, zu blühen, zu welken und zu sterben." Die Lieder tragen, gegen unsere Erwartung, der Mehrzahl nach, eine dunkle Farbe, scheinen in elegischer Stimmung empfangen, sind sorgfältig gefeilt, kokettiren aber hin und wieder mit gedrechselten Phrasen und Bildern, auch läuft wol ein erkältend prosaischer Passus mit ein. Wo er die Feder mit dem Pinsel des Landschaftsmalers vertauscht, malt er sogar vortrefflich. Die „Wanderlieder" klingen harmonisch, bieten aber sonst nichts Ausgezeichnetes. „Wandlung" ist ein Nachtstück, mit Liebe gearbeitet, mit Sorgfalt gefeilt, doch könnte es prägnanter sein. „Wunsch" (S 64) ist echt lyrisch und ladet, wie mehre andere, zur Composition ein, wie wir denn auch in Hirsch's Album eine ansprechende Composition des Liedes „Zieh' hinüber, süße Taube" u. s. w. von Methfessel gefunden haben. Die Lieder, welche eine nationale, politische oder auch religiöse Ansicht und Gesinnung darlegen, werden gewiß dem Publicum der Jetztwelt gefallen, und es sind wirklich einige gelungene darunter, z. B. „An Georg Herwegh" (S. 103). Mehre halb Klage, halb Unwillen athmende Lieder an das Volk Israel könnten fast den Gedanken veranlassen, der Sänger gehöre diesem Volke confessionell an, eine Vermuthung, die auch durch seinen Namen halb und halb zur Gewißheit wird. Das Gedicht an Franz Dingelstedt hat energische Stellen. Ein Verdienst hat sich Joseph Mendelssohn überdies erworben durch Übertragung einiger Lieder des Hegesippe Moreau, eines ebenso unglücklichen als genialen Sängers, der im J. 1838 in einem pariser Hospital endete. Eine Lebensskizze desselben steht im zweiten Bande der „Pariser Briefe". Nicht zu übersehen ist das kleine Lied (S 105), wo der Verf. seine Lieder charakterisirt und sagt, sie sproßten üppig wie junge Reben an einem Spalier und schließt:

> Wie das Spalier verschwindet in der Hülle
> Der Blätter, Reben und der Traubenfülle,

---

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 1[illegible] — 141 und Nr. [illegible] — [illegible] d. Bl. D. Red.

So wird der Sänger auch bereinst verschwinden,
Doch wer ihn sucht, wird seine Lieder finden.

48. Lieder aus Tirol. Von **Beda Weber**. Stuttgart, Cotta. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wer, wie Ref., in diesen Liedern das rege Nationalgefühl, die heitere Stimmung und die ansprechende Naivetät des tiroler Volks sucht, wird sich arg getäuscht finden; denn hier ertönt nicht das Jodeln eines geputzten Sängers oder Hirten von der Alm, welchem aus frischem Munde der Dirne eine Antwort wird, sondern das Largo lamentoso einer trüben Lebensanschauung, einer tiefen Wehmuth über die Hinfälligkeit alles Sichtbaren, einer schwärmerischen Sehnsucht nach dem Himmel. In den meisten Nummern verliert sich jenes Largo in ein schmelzendes Adagio, das den Herrn, den süßen Seelenbräutigam, anwinselt, und wo sich in die kräftige Sprache der Bibel, wunderlich genug, die moderne Ausdrucksweise mischt. Gleich die erste Nummer „Geständniß" gibt die Tonart, in der alle Lieder in Musik gesetzt sind, an:

Ich rang die matten Hände
Hinüber mit Gebet,
Wo uns das Kampfesende
Aus ew'gen Palmen weht.

Ich fiel ins müde Sterben
Der Heißgeliebten ein,
Den Tod wollt' ich verderben,
Die Liebenden befrein.

Doch blieb mir Kampfesraschen
Nur wehnder Leichenduft
Und Thränen, mich zu waschen
Vom Hauch der Moderluft.

Wenn er nachher noch hinzufügt:

Du siehst die trunknen Züge
Und kannst sie kaum verstehn,

so müssen wir ihm seufzend Recht geben; besonders unverständlich wird er da, wo er sich in den Nebeln mystischer Entzückung verliert; da erscheint er in einer Sublimität und krankhaften Zartheit, daß der Mann mit gesundem, kräftigem Nervensystem und mit klarem Blick ihm nicht folgen kann. „Wähle Gott zum Bräutigam, quäle dich ab für ihn", ruft er einmal aus. In der „Liebesnacht", die er S. 50 mit Jesus durchschwelgt, geht es noch ärger her; ebenso in „Kreuzeslust" und „Nachtfeier" (S. 54 u. 58), wo er Novalis in seiner mystischen Überschwänglichkeit vor Augen gehabt zu haben scheint, nur daß jener Romantiker mehr aus der Seele heraussingt und großartigere Bilder entfaltet. Überdies sind seine Bilder nicht immer klar. So heißt es S. 72:

Die Unschuld breitet Blum' und Blüte
Spalirend durch das Haus,
Und malt mit Himmelsgüte (?)
Die lichten Sprinzen (?) aus.

In „Die Pfingstnachtigall" (S. 141) lautet die dritte Strophe:

Das kreis'ge Ei des Liebs ranunkelt,
Von dir umglüht, in meiner Brust,
Durchs zarte Schalgehäuse dunkelt
Die junge Frucht, sie lockt und funkelt
Aus goldne Licht die Frühlingsluft.

Ein Lied an den Gott des Weins hat sich in die Nummern der dritten Abtheilung verirrt und eingeschmuggelt, doch hat der Sänger im Weinrausch noch seinen mystischen Charakter. Übrigens ist in genannter Abtheilung hin und wieder ein patriotischer Hauch fühlbar, und die sonst vag in Lüften schwebende Phantasie findet festen Grund und Boden. Er begrüßt da sein Heimatsland, dessen Berge, Gemsjäger und Helden, namentlich Andreas Hofer und seinen Landesherrn; aber ohne alles mystische Gewinsel geht es nun einmal in dem Buche nicht ab, und wir möchten die kühne Behauptung aufstellen, daß Hrn. Beda Weber's aus der Kirchengeschichte bekannter Namensvetter, Beda der Ehrwürdige, vielleicht größer in seinen mystisch-allegorischen Deutungen der Schriften des neuen Bundes, also gelehrter, aber gewiß nicht frömmer war als Hr. Beda aus Tirol.

49) Gedichte von **Franz von Schober**. Stuttgart, Cotta. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hr. von Cotta bestrebt sich seit Jahren bereits, seine Verlagshandlung zu einer Notabelnversammlung von Schöngeistern deutscher Zunge zu machen. Dem Mittelmäßigen und Einseitigen, wie es uns in den in voriger Nummer angezeigten „Liedern aus Tirol" vors Auge tritt, gestattet er selten den Eintritt und weiß fast immer das Bessere, oder wenigstens das Vielversprechende auszuwählen und unter das Palladium seiner Firma zu stellen. In die Kategorie des Bessern und Vielversprechenden stellen wir auch vorliegende Gedichte eines süddostdeutschen Schöngeistes, dessen wir, wenn wir nicht irren, schon früher in d. Bl. gedacht haben. Seine Vorzüge bestehen nicht in eminenter Geisteskraft, schimmerndem Witze oder in der Kunst, der blasirten Jetztwelt pikante poetische Speisen zuzubereiten, sondern Herz, Gemüth, tüchtige Gesinnung bei gereifter Erfahrung machen ihn zum Dichter und ziehen uns an — Vorzüge, die schon von den Alten geschätzt wurden, welche behaupteten: Pectus est, quod disertos facit. Das Urtheil dieses Ausspruchs wendet man heutzutage vorzugsweise auf die geistliche Homiletik an; warum sollte man es nicht auf den Lyriker beziehen können? Bei einem mit einer reichen schönen Gemüthlichkeit begabten Dichter übersieht man gern jene Mängel, die an jedem menschlichen Kunstwerk haften, und so vergißt man auch leicht bei den Schober'schen Gedichten die Härte in den Metren, die Unebenheiten im Rhythmus und oft ein gewisses Sichgehenlassen, also Übelstände, durch die das Auge und Ohr oft geärgert wird. Er ist ganz Gefühl und Empfindung und hat Recht, wenn er S. 103 sagt:

Was ich sehe, wird Empfindung,
Was ich fühle, wird Gestalt,
Und in ewiger Verbindung
Alles jung und ewig alt.

So schaut er der Natur ins holde Antlitz, träumt in ihren Armen, und koset mit ihr. Wie hold sind die „Herbstlieder" (S. 95). Die Berge, die Wälder, die Ströme fangen an zu sprechen, und „die Sprache wird Gesang, aus den Blumen, aus den Bächen dringt ein wunderbarer Klang". Wenn auch einige Frühlingslieder unsere Lyrik nicht bereichern, so ist doch „Viola, eine Blumenballade" (S. 12) dabei, die Vieles, ja Alles wieder gut macht. Außer der Natur sind Liebe, Freundschaft, Leben und Kunst die Gegenstände, die er mit Vorliebe behandelt und die er mit den geschmeidigen Ranken seiner Empfindung umzieht. Wo ihn die Weichheit der Empfindung mit dem Idealen und Realen in Conflict bringt, und wo er Beide zu versöhnen und zu vereinigen strebt, aber die Unmöglichkeit des Gelingens solches Strebens gewahrt, da bekommen die Ergüsse eine elegische Färbung, die dem Auge des Beschauenden und mit ihm Sympathisirenden wohlthut. Nie geht seine Klage ins Blaue hinein; er weiß, um was er Schmerzen leidet; nie übertreibt er die Klage; Weltkenntniß, Erfahrung und Weisheit, wie gereifte Jahre sie geben, spricht überall aus ihm. Man sieht und hört es, er kennt die Alten, liebt das Buch der Bücher und hat sich in des Orients Wunderwelt ergangen. Eine nicht gewöhnliche Wahrheit, Kraft und Anmuth haucht aus dem Gedicht, S. 92, wo er der Menschen thörichtes Thun und Treiben mit einem Sumpfe vergleicht, und allegorisch durchführt. Wir erklären dasselbe für die Perle der ganzen Sammlung und empfehlen es Jedem, der in der Lecture unserer Dichter etwas mehr als ein Phantasiespiel in müßiger Stunde sucht. Außerdem notiren wir noch als ausgezeichnet die Romanze „Isfendiar" (S. 144), „Das Sonett" (S. 159), obwol es an rhythmischen Härten krankt, „Wanderstufen" (S. 206) und noch einige Ge-

nette, durch welche unter der Überschrift „Schattenrisse", literarische Notabilitäten in und außer Deutschland charakterisirt und gefeiert werden; indessen haben nur die Zeichnungen Jean Paul's, Börne's, Hoffmann's und Voß's Werth; Schiller und Goethe z. B. sind verzeichnet. Die Sonette, welche Gestalten, Persönlichkeiten, Gruppen und Ereignisse aus der Heiligen Schrift malen, sind von sehr ungleichem Werth, und machen recht fühlbar, wie wenig die kindliche naive Sprache der Urwelt für uns erreichbar ist. Gern unterschreiben wir, was der Dichter über Entstehen, Fortbilden und Schicksale von Gedichten einer Freundin in den ersten Nummern zuruft, und wenn er über seine eigenen hier gebotenen Leistungen in der Lyrik am Schlusse sagt:

So gibt's auch Worte, denen das Gedränge
Des literär'schen Marktes nicht gefällt,
So wenig wie das rauschende Gepränge,
Mit dem die Eitelkeit zur Schau sich stellt.
Sie sehnen sich ins Dunkel, — in die Enge,
Das stille Herz ist ihre eigne Welt;
Sie leben nur: Um Mitgefühl zu werben,
Und wenn sie das erlangt, beglückt zu sterben.

Und haben sie sich einen Weg gefunden
Zu einer Brust, die für verschlossen gilt,
Die sich, vielleicht zum Schutz für manche Wunden,
Die ihr das Leben schlug, nur mehr verhüllt;
Und fühlen sie, daß sie vom Druck entbunden,
Ermuthigt haben, oder Schmerz gestillt;
Dann kosten sie gedoppelt jene Freuden,
Um welche sie die Engel selbst beneiden.

Gewiß wird des gemüthlichen Dichters Wunsch in Bezug auf diese Gedichte in Erfüllung gehen!

50. Gedichte, ältere und neuere, von Friedrich Freiherrn von Pechlin. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Hr. von Cotta führt hier einen Künstler in den großen Concertsaal deutscher Sänger, über den wir anfänglich mit unserm Urtheil nicht ins Reine kommen konnten. Hart im Vortrage, derb im Ausdrucke, verschmähend Cadenzen und die Modephraseologie der neudeutschen Kunstschule, hält er sich ans Materielle im Leben, und führt in seinen Naturgemälden, in denen er Dänemarks Küsten vorzugsweise mit Liebe malt, einen groben Pinsel. Als tüchtiger Weidmann ergötzt er sich (S. 102) „an Punsch und Taback, Würfelspiel und Karten, den Requisiten echter Jagdgelage". Einige Male kleidet er seine derbgesunde Muse in das Gewand des Patriotismus, wo man schon eher ein kräftiges Wort hören mag. Wenn es ihm aber auch hin und wieder gelingt, uns in recht gemüthliche Stimmung zu versetzen, wie z. B. in „Traum der Kindheit" (S. 12), einem trefflich angelegten, aber am Schluß ungenügenden Gedicht, so verjagt er sie plötzlich wieder durch einen Gemeinplatz oder ein gewöhnliches Bild oder durch einen matten Schluß. Selten trifft man auf so sinnige und gefühlvolle Stücke in der Sammlung wie auf „Pflanzenloos", aus welchem ein sanfter Hauch uns anweht. Im letzten Theile der Sammlung, wo er sich dem Religiösen zuwendet, macht er Manches gut, was er früher durch unzartes Wesen verdorben hat. Da gibt er selbst zuweilen eine neue Idee in einem passenden Bilde (so nennt er St.-Helenas Felsen den Unterbau zu des Kaisers Büste); er wird gemüthlicher, er schweift nicht ab, die Reflection wird weicher und er weiß den Leser für sein Lied zu gewinnen. Man lese, um sich davon zu überzeugen, nur das Sonett S. 155 „Licht und Finsterniß".

51. Sprüche und Lieder eines nordischen Brahminen. Von Eduard Boas. Leipzig, Bösenberg. 1842. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wie Hr. Boas dazu kommt, sich und die Dichter überhaupt Brahminen zu nennen, konnte Ref. anfänglich weder auf historischem noch auf philosophischem Wege finden; denn bekanntlich ist es eine Hauptbeschäftigung dieser Kaste, tiefsinnige Betrachtungen über das göttliche Wesen anzustellen; hier ist aber unser nordischer Brahmin sehr weit entfernt von solchem ernsten Thun und Treiben; der Frühling, die Liebe, der Wein und die damit zusammenhängenden tausend und aber tausend Male besungenen Dinge des bunten Erdenlebens sind es, die der achtundzwanzigjährige joviale Sänger besingt; von metaphysischen Dingen ist nirgend die Rede. Wenn er jedoch (S. 191) sagt: „Zu Sterbenden zu gehen und zu Todten ist im Gesetz Brahminen streng verboten; ihr Mühen sei dem Leben nur geweiht", so finden wir in diesen Worten schon eher eine Beziehung auf die Fähigkeit und den eigenthümlichen Geschmack des Verf.; darum hat er auch wol den Ernst des Lebens und das elegische Moment aus seinem Buche verbannt, in welchem durchgängig eine heitere, leichte, frische, witzige, moderne Salonspoesie, die es liebt, ihre Blüten in eine epigrammatische Spitze auslaufen zu lassen, vorherrscht. Wie allerliebst sind die Pointen in den Liedern S. 4, 6 und 13. Wie naiv das „Stelldichein" (S. 13) nach Walther von der Vogelweide. Wie getroffen das Bild in „Frauen-Emancipation" (S. 58). Wie hell und lebensfrisch ertönen die „Posthornklänge" (S. 107). Wie rüstig und witzig wird unser Brahmin Schiller's Apologet und Defensor gegen Schlegel in „Das Lied vom Glockenklöpfel" (S. 136). Wie leicht und anmuthig lassen sich in der „Akanthologie" die Epigramme lesen, „die eben nicht verwunden, sondern büffelhäutige Kunden nur ritzen" sollen. Kurz, es tritt hier ein munterer Brahmin auf „mit noch braunem Haupt, das er stolz trägt", und der es liebt, „ein Roß zu lenken, den Becher zu schwenken und Mädchen zu küssen, der, was er poetisch beginnt, auch recht treibt und thut, und dabei auch denkt". In diesen bezeichneten Worten charakterisirt sich nämlich Hr. Boas im letzten Gedicht der Sammlung selbst, und zwar nicht ohne Beimischung eines kecken Selbstgefühls, doch auch nicht ohne Wahrheit. Sein jugendliches Bild ist eine angenehme Beilage zu diesem eleganten Buche, das von unserer Jugend gewiß gern gelesen werden wird.

52. Gedichte von Benedict Dalei. Stuttgart, Hallberger. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Hier haucht uns ein anderer Geist an als aus letztbesprochener Nummer. Das Leben wird von einem andern Standpunkte aus betrachtet. Ein tiefer Ernst waltet selbst im descriptiven Genre vor. Dunkelfarbig ist der Aufzug, und ebenso der Einschlag in das ganze pierische Gewebe. „Neidet nicht des Künstlers Glück" (nämlich des Verskünstlers), so klagt gleich anfänglich der productive, gesanglustige Verf., „das Schicksal fodert harte Zinsen für den kurzen Sonnenblick seines Glücks, und nur in einem leidenden Herzen lebt die Blüte der Dichterfreuden." Dann folgen Klagen über die Kälte und Verderbtheit der Menschen, Hauche der Sehnsucht nach dem Frühling, dem verlorenen Paradiese der Jugend, nach der ländlichen Heimat und der goldenen Freiheit. Man hört ihn gern, wenn er die Natur besingt. Sie ist ihm ein Spiegel, in welchem wir die Gottheit schauen; sie redet freundlich und tröstend mit dem Edeln, aber hart und finster mit dem Frevler. Thränen sind ihm edle Perlen, errettende Geister, die das in der Brust stockende Wort lösen, oder Redner von oben gesandt, welche wechselnd von der Tiefe der Hölle und der Höhe des Himmels Zeugniß ablegen. In der Stille und fern vom Weltgeräusch weilt er gern, nicht gerade um zu beten, sondern um zu reflectiren und zu träumen. Selbst wo er der Frauenliebe seinen pierischen Zoll bringt, läßt er das Lied nie jauchzen, sondern seufzen. Ein Tanz- oder Weinlied zu dichten versucht er hin und wieder; aber es gelingt ihm nicht, er ist da nicht in seiner Sphäre. Die durch das Buch zerstreuten Stachelverse zeugen von Geist, haben aber mehr den Charakter des griechischen Epigramms. Die „Stammbuchsblätter" haben winzigen ästhetischen Werth; gemüthlicher ist dagegen der elegische Guß der Empfindung bei einer „Musterung meiner Briefe" (S. 211). Zu wünschen wäre es, der Verf. verstände die Kunst, das Leben zu idealisiren, und dasselbe nicht so einseitig zu betrachten. In jedem Falle hat sich der Verf. durch seine allzu große Productivität Schaden ge-

than. Hätte er gesichtet und geschnitten, hätte er die Masse des Gegebenen auf die Hälfte reducirt, oder nur mit edler Selbstverleugnung (welcher Verskünstler übte aber diese!?) ein Drittheil dem Vulcan geopfert, wieviel hätte diese Sammlung gewonnen! So aber wird die Geduld des geduldigsten Lesers erschöpft, sowie die Aufmerksamkeit und das Interesse des größten Musenfreundes geschwächt, wenn man ihm zumuthet, einen corpulenten Großoctavband von 438 Blattseiten mit nicht großen Lettern gedruckt, mit über 200 Nummern, deren Formen selbst nicht einmal Abwechselung bieten, und die alle einem und demselben Geiste entstammen, durchzulesen. Est modus in rebus, sunt certi denique fines, räth der Lyriker Flaccus. Hätte doch Hr. Benedict Dalei das mahnende Wort beherzigt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Die Censur der Theaterstücke und Caricaturen.

Bekanntlich besteht in Frankreich trotz der unbeschränkten Freiheit, deren die Presse im Allgemeinen genießt, noch eine Censur für die Theaterstücke, welche zur Aufführung kommen sollen, sowie für die Kupfer, Lithographien und Holzschnitte. Daß man nicht jedes Stück, welches den Sitten und den bestehenden Religionen gefährlich werden könnte, auf die Breter bringen darf, findet im Allgemeinen Billigung, und sogar der „National", dieser geschworene Feind alles geistigen Zwanges, läßt das Princip gelten und verwahrt sich nur gegen den Misbrauch, den das Ministerium in letzterer Zeit z. B. mit dem Stück „Il était un roi" etc. getrieben hat, welches nicht zur Aufführung kommen durfte, weil man darin eine entfernte Anspielung auf die Königin von England zu finden wähnte. Weniger Beifall erntet die Censur der Bilder und Lithographien, unter der vorzüglich die geistreichen Zeichner des „Charivari" viel zu leiden haben. Dieses witzige Blatt hat in letzterer Zeit angefangen, eine Art von Bulletin auszugeben, in dem alle die übeln Streiche verzeichnet sind, welche die Censur ihm in dieser Beziehung gespielt hat. Man findet unter diesen Verboten wirklich Manches, wo man durchaus nicht recht absehen kann, was die Censur veranlaßt haben mag, das Imprimatur zu verweigern, und es scheint fast, als wenn man sich auf diesem Gebiete dafür schadlos halten wollte, daß man dem Texte des beißenden Blattes so wenig anhaben kann. Nur ist es dann schlimm, daß man es dem „Charivari" nicht verwehren kann, die Lithographien, welche er hatte geben wollen, und deren Abdruck verweigert ist, ausführlich zu beschreiben, wo dann der Leser sich in der Regel die Sache viel ärger vorstellt als sie bei Lichte betrachtet eigentlich war. Unter den Bildern, die auf diese Weise vom Verbot getroffen waren, befinden sich unter Andern auch ein paar unschuldige „Chargen" auf die runden Bäuche und die Regenschirme (riflards) der garde nationale und einige carikirte Portraits, die zur beliebten „Galerie charivarique" gehörten. Merkwürdigerweise wollte die Regierung diese Zerrbilder selbst dann nicht gestatten, als die Originale, welche zu diesen nicht sehr geschmeichelten Portraits gesessen hatten, den Redacteur zur Herausgabe ausdrücklich ermächtigten. So war z. B. Crémieux, der bekanntlich dem Ministerium ganz und gar nicht hold, nicht wenig erstaunt darüber, daß sich dasselbe plötzlich zu seinem Beschützer aufwarf und nicht gestatten wollte, daß das Publicum über die häßliche Physiognomie des Deputirten lachen sollte. Auch Viennet, der Verf. der unübertrefflichen „Fables", sprach in einem witzigen Briefe, den der „Charivari" mittheilte, seine Verwunderung darüber aus, daß man dieses Blatt verhindern wolle, sein Portrait in die komische Galerie aufzunehmen und meinte, warum denn das Ministerium, wenn es ihn mit aller Gewalt protegiren wolle, ihm nicht beigesprungen wäre, als man seine Tragödien im Théâtre français ausgepfiffen habe. Unter den verschiedenen andern Fällen, welche der „Charivari" erzählt, sind einzelne, die gar zu sonderbar scheinen, als daß man sie nicht mittheilen sollte, da man sich aus ihnen einen Begriff von der Willkür machen kann, welche sich die Censoren als wahre Bilderstürmer erlauben. So konnte z. B. ein gewisser Viollet, Verf. einer „Histoire des Bourbons d'Espagne", durchaus nicht die Erlaubniß erlangen, seinem Werke ein ganz einfaches Bild von Don Carlos beizufügen. Dieses Verbot war um so sonderbarer, da Viollet nur die Copie gab von einem Portrait aus dem „Leben des Don Carlos" von Doublet (1841), bei dem sich die Regierung weniger engherzig gezeigt hatte. Bei Erwähnung der Theatercensur, die übrigens vor kurzem in der Pairskammer zur Sprache gekommen ist, fällt uns eine eigene Art von Misbrauch ein, der, wie uns von einem bekannten Feuilletonisten versichert ist, auf dem Ministerium des Innern, dem obersten Schiedsgerichte in diesen Angelegenheiten, herrschen soll. Die mit der Durchsicht der eingereichten Theaterstücke beauftragten Beamten sollen nämlich die Dramen und Vaudevillen, welche ihnen am interessantesten scheinen, excerpiren und den Auszug an verschiedene Provinzialblättter, mit denen sie zu diesem Zwecke in regelmäßiger Verbindung stehen, gegen ein anständiges Honorar abgehen lassen. Auf diese Art ist es auch erklärlich, wie man nicht selten in diesen Journalen, sobald nur angekündigt wird, daß man ein neues interessantes Stück vorbereite, eine vollständige Erzählung des ganzen Hergangs und der einzelnen Scenen lesen kann, während man in Paris natürlicherweise, um das Publicum gespannt zu halten, bei solchen Gelegenheiten das Geheimniß so gut als möglich zu bewahren sucht.

Briefe von Heinrich IV.

Der „Charivari" bemerkte neulich einmal recht witzig, daß auf dem Ministerium des Unterrichts, wo bekanntlich ein weitverzweigtes Comité historique seinen Sitz hat, eine eigene Commission niedergesetzt sei, die sich mit nichts als mit den unbekannten Briefen Heinrich's IV., von denen jeder Tag eine reiche Ernte bringt, zu befassen hätte. In der That hat man seit einigen Jahren so viele Briefe, die alle diesem Könige zugeschrieben wurden, aufgefunden, daß man, wenn alle diese Correspondenzen authentisch wären, annehmen müßte, dieser „Vater des Vaterlandes" wäre der eifrigste Briefschreiber gewesen, den man sich nur denken könnte. Natürlich war ein beträchtlicher Theil untergeschoben und die bewußte Commission auf dem Unterrichtsministerium, wenn dieselbe wirklich bestanden hätte, würde vollauf zu thun gehabt haben, wenn sie über die Echtheit und Unechtheit der fraglichen Briefe hätte entscheiden sollen. Zu denen, bei denen man keinen Zweifel an ihrer Authenticität erheben kann, gehört der „Recueil des lettres missives de Henri IV", der in der wichtigen Sammlung der „Manuscrits inédits de l'histoire de France", auf Kosten der Regierung herausgegeben, erscheint. Der durch mehre historische Arbeiten bekannte Berger de Xivrey, unter dessen Besorgung der erste Band dieses „Recueil" erschienen ist, hat sich seiner Arbeit mit vieler Umsicht und großem Fleiße unterzogen. Die in diesem Bande enthaltenen Briefe werfen namentlich auf den Zeitraum ein klares Licht, als Heinrich noch König von Navarra war und an der Spitze der protestantischen Partei stand. Ein interessantes kleines Werkchen von Jameson, das vor kurzem in England über den Protestantismus im südwestlichen Frankreich erschien, könnte nach diesen Mittheilungen zum Theil vervollständigt werden. Villemain, der das Werk Berger's mit einer kleinen Einleitung versehen hat, sagt in derselben, daß man, um einen König zu finden, zwischen dem und Heinrich IV. man eine Parallele ziehen könnte, bis auf unsere Tage herabsteigen müsse. Die ministeriellen Journale, namentlich das „Journal des débats" sehen hierin eine feine, gewandte Anspielung auf die hohen Eigenschaften des jetzigen Königs der Franzosen, während wir in diesen Worten nichts als eine unpassende Schmeichelei erblicken, um so mehr, da wir nicht recht absehen können, welche Gemeinschaft zwischen Heinrich IV. und Ludwig Philipp bestehen soll.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 268. — 25. September 1843.

Übersicht der neuesten poetischen Literatur.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 267.)

53. Schwarze Lieder. Von Benedict Dalei. Bern, Jenni. 1842. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Ob der Verf. vorliegender, schwarzgallichter Lieder mit dem letztgenannten Sänger eine und dieselbe Person ist, wagen wir nicht zu bestimmen; aus dem Geiste beider Schriften geht es nicht hervor. Jenes Verse athmen weiche Gemüthlichkeit, hier brauset wilde Leidenschaft. Der Sänger ist ein greiser katholischer Priester und fühlt sich in diesem Stande höchst elend. Offen bekennt er, ein liebendes Herz war seine Pein. Auf das Ehebündniß des geliebten Mädchens mit einem Andern mußte er selbst den kirchlichen Segen legen, ihr Kind muß er taufen, ihre Beichte, sie sei nicht glücklich, muß er hören. Jedes Taufglöcklein mahnt ihn an eine Erdenfreude, die er nie schmecken kann; jeder Hochzeitsjubel preßt ihm Thränen aus. In „Der kranke Priester" (S. 30) schildert er das Elend des katholischen Geistlichen, den keine weiche Kindes- oder Gattinhand pflegt; in tiefem Gefühl seines Jammers ruft er da aus: „Begrabt den Armen, begrabt ihn lebendig! Ist irgend ein Mord Barmherzigkeit, so ist es bei einem katholischen Priester, den Menschengefühl zum Menschen geweiht!" Mit der Metze will er nicht sündigen; offen und ehrlich will er lieben. Das darf er nicht und das bringt ihn zur Verzweiflung — zur Verzweiflung bis zum Wahnsinn (S. 34). Alle Pfaffen, sagt er, haben im Dienste des teuflischen Papstes das Menschensein verlernt und sich vom Gott des Lichts entfernt. Gangbare Phrasen sind: „zertretene Menschennatur", „vergiftete Liebesfreuden", „Gatten- und Vaterlust" u. s. w. Mehr Lieder fluchen Roms Kirchenfürsten, andere reflectiren im Geiste des modernen Liberalismus über gemischte Ehen, noch andere ziehen gegen den Exorcismus in der Taufe zu Felde; in einem spricht er den Wunsch aus, ein kalter Stein zu sein, an welchem Dolche zum Kindermord gewetzt werden. Im derben Schimpfen auf den Papst steht er Luther kaum nach; so beginnt er in „Dispensen" (S. 103): „Huren, Saufen, alles Ludern, das erlaubet dir der Papst" u. s. w. In „Stimmungen" (S. 52) schließt er: „Und komm' ich nicht bald ins Tollhaus, so hält mein liebendes Herz beim Galgen blutige Hochzeit, euch Menschen zu Lust und Scherz." S. 106 stimmt er ein Lied mit Chor an über den Cölibat, daß dem Papste die Ohren davon gellen müssen. Ein Bittwort an Deutschlands Fürsten, die Krebsgeschwüre am Leibe des Papstthums zu operiren, leitet die Sammlung ein und ein solches schließt die „Schwarzen Lieder", die, da man ihnen in den deutschen Bundesstaaten gewiß das Imprimatur verweigert hätte, in der freien Schweiz gedruckt sind, wo kein Censor den schwarzgallichten Liedersänger auf Mund und Finger schlägt. Wir fürchten, daß auch der Protestant und Antikrömling diese Lieder zu schwarz finden wird. Ist der Verf. wirklich ein katholischer Geistlicher und ein Greis, so hat die Stimme der sanften Religion Jesu sein Herz nicht erwärmt und erweicht, und die mildernde Zeit hat die Flamme seines Hasses nicht gelöscht. Versetzt sich dagegen der Verf. künstlich in die fragliche Lage, so sind die Farben doch immer zu dick aufgetragen; Animosität und Polemik ist überdies nie ein würdiger Stoff für die Poesie.

54. Gedichte von J. J. Reithard. St.-Gallen, Huber und Comp. 1842. 12. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Nicht ohne eine gute Portion Selbstgefühl tritt hier ein helvetischer Sänger auf, der besonders nicht ohne Beruf für die epische Poesie in der Form der Ballade ist. Beinahe die Hälfte seines Buchs nimmt Erzählendes oder Episch-Lyrisches ein. Eröffnet wird es durch einen Balladen-Cyklus: „Rudolf von Habsburg", wo uns in elf Nummern das Hervorstrahlendste aus dem Leben jenes deutschen Helden mitgetheilt wird, wobei der Verf. jedoch sich nicht streng an die Chronik hält, sondern die idealisirende Phantasie den Pinsel frei führen läßt. So thut er auch in den drei Balladen auf Rudolf von Erlach, die in gleich gefälliger Form abgefaßt sind. Zu dieser epischen Abtheilung seines Buchs gibt er erläuternde historische, biographische und topographische Noten und Erklärungen, die für den ausländischen Leser besonders ihren Werth haben. Frischheit und Keckheit athmet aus jedem Stück; mit Leichtigkeit bewegt er sich in jeder Form, die stets der Materie angemessen ist, und die Rhythmen bewegen sich in gleicher Raschheit mit der Handlung. Zu „Die beiden Gemsjäger" (S. 81) machen wir jedoch die Bemerkung, daß dies Gedicht, so schön die Verse und die Alpenscenerien auch sind, keinen würdigen Balladenstoff bietet, und im Grunde weiter nichts als ein das Volk charakterisirendes Anekdoton ist. Unter der Überschrift „Neujahrsbilder" finden wir rein Lyrisches, Didaktisches und Vermischtes, wie denn überhaupt der Eintheilung der ganzen Sammlung kein strenges System zum Grunde liegt, sondern viel Verschiedenes nebeneinanderliegt, was wir bei einer Gedichtsammlung auch nicht tadeln können. Die Gaben verrathen Talent in Anlage und Ausführung, sind frei von den sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Schweizeridioms, und der Verf. liebt Vaterland, Ahnentugend und Freiheit, ohne darin ein neuschweizerischer Ultra zu sein. Hier, wie in allen Schweizerliedern, behagen uns jedoch vor allen die Lieder, in denen das Alphorn klingt, die uns auf Firnen und Gletscher führen, von denen donnernde Lawinen und Bergströme herabstürzen, deren Melodien aus dem Dufte der Alpenrosen gleichsam hervorhauchen, sowie auch die, welche Tell und Winkelried feiern, über die Schlachtfelder von Morgarten und Näfels hintönen und so den echten Schweizercharakter repräsentiren. Die in solchem Geiste hier ertönenden sind durchaus frei von jener Ahnenkoketterie, die in den Sammlungen neuschweizerischer poetischer Freiheitssänger eine so große und lächerliche Rolle spielt. Unter den drei Kinderliedern reflectirt das erste doch wol gar zu ernst. Die Räthsel und Charaden — nun, die kennt man ja. In der Fabel ist unser Verf. zwar kein Fröhlich, der in dieser Gattung in der Neuzeit unerreicht

dasteht, und dessen wir auch zu seiner Zeit in d. Bl. ehrend gedacht haben, aber „Ursprung der Wirthe“ (S. 372), „Ochsenpädagogik“ (S. 373) und „Glückswechsel“ (S. 385) bekunden doch ein glückliches Talent. Das Epigrammatische leitet ein goldenes A B C ein, welches gegen sociale, politische, religiöse und poetische Unbilde geharnischt auftritt, und sich recht gut lesen läßt, da der Geist der Mäßigung über dem Ganzen schwebt. Unter den Sinngedichten, Schwänken, Grabschriften u. s. w. ist manches Scharfe und Witzige, z. B. S. 426:

Hier schlummert Jungfer Tante,
Die alte Gouvernante.
Aus Deutschen schuf sie Franzen,
Die Steifen lehrt sie tanzen,
Und als der Tod nun kam
Und sie beim Flügel nahm,
Fragt sie: Que voulez vous?
Dich! lispelt er ihr zu.
Drauf lächelt sie verschämt:
Eh bien, Theurer, nehmt!

In einem prosaischen Nachwort wird uns eine kleine Geschichte der poetischen Schweizerliteratur und zugleich etwas aus dem Leben und der Persönlichkeit des Verf. gegeben, der jetzt Cantonsschulinspector zu Mollis im Canton Glarus ist. Wir haben oben von seinem zu großen Selbstgefühl gesprochen. Der Leser wird uns beipflichten in diesem Urtheil, wenn er hier mehre Fragmente aus dem Erstlings- und Jugendversuchen des Verf. in der Poesie abgedruckt findet, über welche gesagt wird: „Jedenfalls werden diese Proben aus meinem Kindesalter hinreichen, um ein entschiedenes Talent und einen unverkennbaren Beruf zur Meditation zu bekunden.“ Schon S. 439 wird er der Rec. seiner eigenen poetischen Leistungen, wenn er also reflectirt und urtheilt: „Bei Betrachtung meiner Gedichte bin ich ebenso entfernt von jener Sorte Bescheidenheit, die Nichts gelten will, um Alles zu gelten — als von jener Selbstüberschätzung, die für den Tadel empfindlich und für die eigenen Mängel blind ist. Ich bin mir eines tüchtigen Talents bewußt, und darf auch sagen, daß ich das Meine gewissenhaft gethan, um es auszubilden.“ Wir haben nichts gegen solches Gefühl und Bewußtsein, so lange es der Mann in den Tiefen seiner Brust kläglich verschlossen hält; läßt er es aber über den Zaun seiner Lippen gehen, so macht es keinen guten Eindruck auf den Hörer und nimmt nicht für den Redenden ein. So würde auch, in des Ref. Augen wenigstens, der durch Pietät, Sinn für Freundschaft, Patriotismus und Herzensmilde ausgezeichnete Verf. um Vieles höher stehen, hätte er jenes Selbstgefühl nicht durch den Hauch seines Mundes verkörpert.

55. Bilder und Sagen aus der Schweiz, in episch-lyrischem Gewande. Von Rudolf Müller. Schaffhausen, Brodtmann. 1842. 12. 15 Ngr.

Diese kleine Sammlung episch-lyrischer Gemälde aus der schweizerischen Vorzeit schließt sich an die zuvor besprochenen Gedichte an, obwol ihr Verf. ein minder regsames poetisches Leben entfaltet und auch in der Darstellung der Kraft entbehrt, mit der Reithard zeichnet. Auch er beginnt in 18 Balladen mit „Rudolf von Habsburg“, welchen in sechs Nummern „Konrad von Bußnang“ folgt. Diese Stücke sind dem Verf., weil sie der eigentlichen Geschichte des Schweizervolks angehören, Bilder; Sagen dagegen sind ihm „Der Wein des heiligen Gallus“, „Bero-Münster“, „Der Urner Boden“, „Das Klösterlein zu Enge“, „Die Verwandlung des Glärnisch“ (vielleicht das Ansprechendste), „Das Erdmännlein“ in sechs Nummern, allerliebst, naiv, volksthümlich, „De Stiefeli-Rüüter“ und „D'Sädli-Schlößli“, weil sie sämmtlich Volkstraditionen sind und dem Munde des Volks entnommen wurden. Über Bilder und Sagen fehlt es nicht an historischen und localen Erläuterungen. Den Schluß machen Bilder aus dem Aargau, d. h. eine ziemlich unerquickliche Beschreibung von 24 Ortschaften, Städten und Klöstern aus genanntem Canton, die wir ihm gern geschenkt hätten. Einen eigenen Plan und eine dadurch bestimmte Wahl und Aufeinanderfolge der Stücke vermissen wir. Der ästhetische Werth der einzelnen Sachen ist sehr ungleich. Einige datiren sich aus des Verf. Jugendzeit, andere sind aus der jüngsten Zeit. Die Formen sind Uhland und Schwab entlehnt. Zwei Nummern „Der Stiefeli-Rüüter“ (S. 137 — 162, eine Piece von erschreckender Länge und Breite), und „D'Sädli-Schlößli“ (S. 163) sind in der aargauer Mundart, zu der wir Ausländer uns ein Glossar wünschten, geschrieben. „Der Stiefeli-Rüüter“ ward früher besonders abgedruckt, und der Verf., der vielen Werth auf diese Sage zu legen scheint, verwahrt sich in einer Note ausdrücklich gegen die Vermuthung, diese Volkssage stehe in Beziehung zu der Aufhebung der Klöster im Aargau 1841. Das ganze Buch hat den Charakter des Unscheinbaren äußerlich und innerlich.

56. Laute und leise Lieder von Johannes Scherr. Schaffhausen, Brodtmann. 1842. 8. 20 Ngr.

Diese Lieder sind zwar in der censurfreien Schweiz gedruckt, aber ihr Verf. ist, wie aus einem seiner Gedichte an den König von Würtemberg hervorgeht, ein — Schwabe, der sie allen Reactionnairen widmet, und durch diese Dedication uns sogleich auf ihren Geist und ihre Tendenz hinweist. Sie sind nicht eben in der cynisch-rohen Manier eines Harro Harring,

wo an des letzten Pfaffen Darm
der letzte König hängt —

abgefaßt, sondern gleichen daguerreotypischen Lichtabdrücken von Georg Herwegh, Freiligrath und Anastasius Grün. Den erstgenannten dieser Freiheitssänger singen auch sechs zahme Sonette an, denen der Verf. durch den Hebel der Ironie auf die Beine zu helfen sucht. Gleich in der ersten Nummer, „Ein Ritter“ überschrieben, redet er Diejenigen an, welche mit aller Nationen Schweiß sich die Fesseln vergolden, an des Vorurtheils Krücken durch die Schöpfung hinken, und die freien Wogen des Zeitgeists zurückdrängen wollen. „Glaubt ihr nicht“, sagt er, „wir freien Männer wissen, wie euer Herz unter dem besternten Kleide zittert? Wähnt ihr, uns durch eure süßen Reden zu kirren? Wir sind für alle Ewigkeit von euch geschieden, denn ihr seid Frevler am heiligen Geist; unversöhnt mit euch gehen wir ins Grab. Ihr wühlt in eurem Golde, wir gehen den Pfad der Armuth; ihr schlürft aus goldenem Pokal den Wein, unsere fieberheißen Lippen netzt der Thränen Flut; ihr feiert glänzende Feste, wir werden verkannt und verhöhnt,

und dennoch, dennoch, all ihr Stolzen,
stehn wir getreu und unverzagt,
und schleudern unsers Wörtes Bolzen,
bis es ob allen Landen tagt;
bis einst des ew'gen Lichts Gelober
zu Asche eure Größe brennt,
und eures Wesens ekeln Moder
ein jedes Menschenaug' erkennt“ u. s. w.

Die Hanoveraner ermuntert er, auszuhalten und bessere Zeiten zu erhoffen. Von „Der guten alten Zeit“ singt er

nicht überschwänglich wie die Trugpropheten,
nicht salbungsvoll wie ein geschorener Wolf,
nicht süß und schmeichelnd wie die Lugpoeten,
die Sache nicht mit Bildern lind umkleidend —
mein Sinn ist ernst, mein Wesen schroff und rauh,
mein Wort ein Messer, schonungslos und schneidend.

Mit diesem schneidenden Messer geht er auch der frechen Buhlerin am Tiberstrand keck zu Leibe, und beschwört die Geister des Arnold von Brescia, des Johannes Huß und Savonarola zur Rache aus ihren Gräbern hervor. Indessen wird im Fortschritt des Buchs der Ton der Lieder milder, leiser, weicher, die der zweiten Abtheilung klingen weniger schrill und scharf; daher vielleicht der Titel „Laute und leise Lieder“. Die episch-lyrischen, die hier gegeben werden, erinnern an Heine's Manier, die weltschmerzelnden klingen in allbekannter Weise, und einige

Nachbildungen ausländischer Dichter zeigen von Gewandtheit im Ausdruck und Reimfertigkeit, worin er von Freiligrath gelernt haben mag. Aus dem Ganzen geht ein emsiges Streben nach Erringung der Celebrität des jungen poetischen Deutschlands hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Entwurf einer Universalgeschichte für gebildete Leser. Von W. Zacharias Ressel. Erste Abtheilung: Allgemeine Geschichte des Alterthums. Reichenberg, Pfeiffer. 1843. Gr. 8. 2 Thlr.

So ein Wort, wie Universum, Universal klingt prächtig und stolz; wenn man an den Inhalt desselben denkt, wird es einem so zu Sinnen, als ob sich das Gehirn, die Brust und die Knochen erweiterten und wüchsen, aber die Ohren ganz klein würden, sodaß bei der Erwägung der Kleinheit und Geringfügigkeit der eigenen Person es mit dem flegelhaften Hochmuth rein ab ist. Aber freilich, erweiterten sich auch jene ehrenwerthen, keineswegs unaussprechlichen Theile des Herrn und Meisterstücks der Schöpfung, so könnten sie auch wol hohler, leerer werden. Mehr als Einen Gedanken oder auch gar keinen können Menschen, die Wesen des Augenblicks, doch nicht haben, und der eine gibt uns schon Existenz genug, nach jener Philosophie: cogito, ergo sum. Wie beim Körper, so auch mit dem Geist, in dieser Hinsicht; denn das ist doch eine grauenhafte Geschichte von dem überall und Nirgend. Von jenen Wesen, welche dreierlei, ja sechserlei Dinge auf einmal in ihrem Geiste und mit ihren Fingern treiben, habe ich mir früher (und ein jeder Mensch hat seine mythologische Zeit) eine lächerliche Vorstellung gemacht: das dachte ich mir als natürlich und begreiflich, daß einer mit seinen zwei Händen, zehn Fingern, mit seinen zwei Füßen, zehn Zehen mehr als einerlei treiben könne zu einer und derselben Zeit; wer aber geistig etwa dreierlei Gegenstände bearbeiten könne, wenn z. B. Berathung oder Sitzung hoher gewaltiger Herren wäre, Der, meinte ich, müßte auch ebenso viel — wie sagt man? Münde, oder Munde, oder Mundöffnungen, oder Mäuler haben. Ein anständiger, gesitteter Mann hat nur einen Mund, und soll also auch nur einen Gedanken haben, den er aussprechen will. Ungesittete, ungeschlachte Menschen haben Mäuler; dergleichen Anomalien sind aber nur für besondere Liebhaber und Naturaliencabinete. Der Prachtexemplare, welche einen Mund und keine Gedanken haben, gibt es auch.

Das Gegentheil sind Universalgenies, die bekanntlich Alles wissen; welche in diesem Augenblicke über die Geburtswehen der neuesten Zeit in Preußen, über das Ehescheidungsgesetz, die Censur und Preßfreiheit, über die besondere Macht und Geltung dieses oder jenes Ministers, über die Ein-, Aus-, Nach-, Durch- und Kurzsicht dieses oder jenes hohen Herrn, darüber, ob Preußen Hegemonie in Deutschland haben könne oder nicht, ob Se. Majestät nicht etwa den Katholiken seines Staats auf den Nacken treten und eine deutsch-katholische Kirche gründen und den Protestantismus reformiren und dessen erklärter Beschützer, Begünstiger werden solle, über Parteinahme der Regierung, über Öffentlichkeit und Mündlichkeit reden, als wenn es gedruckt wäre und sie jene „Fliegenden Blätter für Fragen des Tags" hätten aus ihrem Kopfe wegfliegen lassen wie Noah die Taube aus seiner Arche; und welche im nächsten Augenblicke eine Frage aus der höhern Kritik beantworten, über Klopstock und die Nibelungen, über Menschen-, Pferde- und Hunderassen, über die Todesstrafen, über die Nothwendigkeit des Griechischen auf den Gelehrtenschulen, auf welchen es in Baden eingeschränkt werden solle, horribile dictu! mirabile auditu! über die Anlegung einer nichtrauchenden Küche und eines nicht übelriechenden unaussprechlichen Orts, über Windmühlen und den Zusammenhang des Gothischen mit dem Neuhochdeutschen, über nützliche Verwendung des Düngers und die neue Lehrmethode des Dr. Kutharbt in Breslau — Universalgenies gibt es also, die über Alles und Jedes reden, die ein lebendiger tractatus sind de omni re scibili et quibusdam aliis; wobei das Interessante, oder wenn man lieber will, das wider Willen Erregende oft Das ist, daß diese Götter der Erde über alles Dies salbungsvoll, geheimnißreich, mit der größten Entschiedenheit und Bestimmtheit, sowie mit dem festesten Glauben an ihre Infallibilität sich hören lassen, als wären sie mehr als alle Päpste und ökumenische Concilien und alle Orakel und alle Kaiser des himmlischen Reichs der Mitte. Wehe Denen, welche diesen im Gebiete des Wissens streng commandirenden Generalen zu widersprechen Aufgeblasenheit genug zu besitzen sich erkühnen wollten! Es ist auch keine Kleinigkeit: Alle vier Facultäten und noch Einiges in einem Kopfe.

Zwei Begriffe sind es, die nach unserm Sprachgebrauche in dem Worte Universum, Universal liegen; der eine ist: das All, Alles, und der andere: das Ganze, ein Ganzes. Die Verschiedenheit bemerken wir im Deutschen und im Französischen, wenn wir nur folgende Titel ansehen wollen: „Universalhistorische Übersicht der Völker der alten Welt", von dem freisinnigen Kraftmann Schlosser zu Heidelberg, und „L'Univers pittoresque, ou histoire et description de tous les peuples, avec 1800 gravures", oder „Universal-Conversations-Lexikon für alle Stände"; H. Leo's „Universalgeschichte" und Schiebe's „Universal-Lexikon der Handelswissenschaften von A bis Z"; oder Ressel's „Entwurf einer Universalgeschichte für gebildete Stände", und „Universal-Haus-, und Wirthschaftsbuch für Hausfrauen, Wirthschafterinnen und Köchinnen. Ein nothwendiger Anhang zu jedem Kochbuche"; oder ein „Universal-Register" und Bossuet's „Discours sur l'histoire universelle", welche am Ende des zweiten und zu Anfange des dritten Theils folgende Capitel behandelt: „Suite de l'église catholique et sa victoire manifeste sur toutes les sectes" und „Les révolutions des empires sont reglées par la providence, et servent à humilier les princes", sowie „Les révolutions des empires ont des causes particulières que les princes doivent étudier". Universalwerke können also alles Wissenswürdige und Brauchbare aus allen Wissenschaften und Künsten enthalten wie die sogenannten Conversations-Lexikons, oder aus einer Wissenschaft oder Kunst Das, was man weiß, oder auch nicht weiß, zusammenstellen, sodaß Schriften dieser Gattung ein Haus- und ein Handbuch sein mögen. Sie waren und sind bei Völkern, bei welchen Kenntnisse ein achtungswerther und nützlicher Schatz sind und im socialen, commerciellen Verkehr nicht entbehrt werden können, immer entstanden, zumal wenn die Kenntnisse, welche als wissenswürdig galten, sehr zahlreich und verschiedenartig waren. Die bei uns in Aufnahme gekommenen Encyklopädien von 12 bis 15 Bänden in 8., oder von 30 bis 50 Quartanten sind doch noch winzige, und was den Umfang betrifft, so unbedeutende Werke, daß sie mit der aus mehren hundert großen Bänden bestehenden Encyklopädie der Chinesen auch nicht entfernt zu vergleichen sind. Dafür ist aber China der Staat der Intelligenz: wer dort etwas weiß, wird auch etwas. Heißt doch der jetzige Kaiser: Ruhm der Vernunft, und wäre demnach das Haupt der Rationalisten. Müssen wir Deutschen es nun etwa auch noch dahin bringen, wo die Chinesen stehen, oder die Chinesen dahin, wo wir stehen? Oder sind sie und wir im Irrthum und auf verkehrtem Wege? Letzteres behauptete ein gelehrter Herr vom Katheder herunter und er hat mehr als einen gleichgesinnten, abstracten, das Leben nicht kennenden Genossen, sagend, daß alle solche Universalwerke, Conversationsbücher unnütze, schädliche, verderbliche Producte wären, der Wissenschaft das Grab bereiteten; und so donnerte er weiter fort in der Achtserklärung. Die Wissenschaft hat bestanden und besteht, und wenn auch die neueste Auflage des bei Brockhaus in Leipzig erscheinenden „Conversations-Lexikon" noch zweimal so viel Abnehmer fände als sie jetzt schon aufzuweisen das Vergnügen hat. In der Seele meines alten Lehrers lese ich ein lange noch zitterndes Beben und Grauen, wenn er die Zahl der jetzi-

gen Abnehmer sieht: 25,000, sage fünfundzwanzig Tausend. Und wer weiß, wie sich zum Ruin der Wissenschaft jene ungeheuere Menge noch vermehren wird! Der jüngste Tag der erhabenen Göttin Wissenschaft naht, kommt rasch und eilend!

Zu den Universalgeschichten in dem besprochenen Sinne des Worts Universal, kann jene Allgemeine Weltgeschichte gezählt werden, deren Bändezahl sich über sechszig mäßige Quartanten beläuft. Was man seit einiger Zeit Universalgeschichte nennt, ist etwas Anderes als eine alle merkwürdigen Begebenheiten und Zustände aller Völker und Staaten zu allen Zeiten berichtende Darstellung; die jetzige allgemeine oder Universalgeschichte stellt sich nicht sowol die Aufgabe, Alles zu erzählen, was merkwürdig ist, als vielmehr die, ein Ganzes aus der Geschichte zu bilden, die Zustände und Begebenheiten nicht einzeln und blos an und für sich, sondern im Zusammenhange mit andern darzustellen, sie nebeneinander, ineinander, auch wol hier und da durcheinander, wie Kraut und Rüben, zu placiren. Die jetzige Universalgeschichte hat wesentlich ein katholisches Princip: die Einheit und zwar die religiöse Einheit. Zur sichtbaren Einheit vermögen die Universalhistoriker nicht überall durchzudringen, sie werden sich sehr oft mit der unsichtbaren Einheit, mit der Einheit, welche nur der Glaube wahrnimmt, zufriedenstellen müssen. Die Einheit liegt nicht in den Begebenheiten, die nach- und miteinander sich ereignen, sondern über denselben, außerhalb derselben, wie solches Haug in seiner „Allgemeinen Geschichte", deren Fortsetzung stockt, anerkennt. Welches aber ist nun der Vereinigungspunkt, die Einheit? Die alten christlichen Historiker waren der Meinung, daß die ganze Geschichte in zwei große Zeiten zerfalle: die erste ging bis auf die Erscheinung des Erlösers, und dies war die alte Geschichte, die Zeit der Vorbereitung auf den Heiland; die zweite begann von der Menschwerdung desselben; jenes war die Periode des Alten, diese zweite die des Neuen Bundes. In jener wurden betrachtet die Israeliten und die Völker der vier Weltmonarchien; in dieser die Christen und die Gegner und Feinde des Christenthums, die Ungläubigen. Das alttestamentliche Gesetz nebst der Weissagung, sowie die Philosophie der nicht-jüdischen Völker galten als Wegweiser und Hinführung zur wahren Philosophie des Christenthums und zum vollkommenen Gesetz. Das läßt sich nicht leugnen: einfach und bestimmt war diese Anschauungsweise, die auch in unsern Tagen noch ihre Anhänger findet, welche Christus als den Mittelpunkt aller Geschichte betrachten. Solche Geschichtschreiber hat die katholische und protestantische Kirche: die der ersten Zugethanen nehmen als Mittelpunkt die sichtbare, ununterbrochene Einheit ihrer Kirche von der Schöpfung bis auf unsere Tage und betrachten das Verhältniß der Menschen und Völker zu demselben; die der letzten Zugethanen beurtheilen die Völker und Begebenheiten nach den Aussprüchen der heiligen Schrift, Einer so, ein Anderer so, und ein Dritter wieder anders.

Außerhalb oder innerhalb, oder mit der religiösen Ansicht der Geschichte verbunden, steht eine politische Beurtheilung der Personen und Begebenheiten. Ist nun schon auf religiösem Gebiete eine solche Zwietracht, daß Einer für weiß erklärt, von dem der Andere behauptet und darauf schwört, daß es schwarz sei, so ist auf dem politischen Boden eine Verwirrung, wie sie beim Thurmbau zu Babel schwerlich gewesen sein mag. Wenn es jetzt, seit dem Jahre 1830, nicht unmöglich wäre, daß Einer, der die Gegenwart verstehen und auf sie einwirken will, oder ex officio muß, sich eine bestimmte, klare politische Einsicht oder (wenn das nur hinreichte) eine Ansicht erwerben müßte, so wäre es das Rathsamste, alle politischen Systeme sich bilden und aufbauen zu lassen, wie es eben gehen wollte. Diejenigen sind glücklich, welche, die Politik ihren Weg gehen lassend, ihrem Amte treu nachleben können.

Vorerst haben diejenigen Historiker Unrecht, welche meinen, daß eine jede Art von Verfassung für ein jedes Volk gleich gut wäre. Von diesen als von politisch-indifferenten oder nicht politischen ist weiter nicht zu sprechen. Sodann aber haben Unrecht alle politisch-einseitigen. Einheit und Einseitigkeit sind zwei verschiedene Dinge. Eine politische Einheit wird nicht dadurch gebildet, daß ein Staat nach einem einseitigen Princip gebildet wird. Fassen wir z. B. die cultivirten Staaten Europas ins Auge, so würde Derjenige falsch urtheilen, wenn er den Staat für den politisch vollkommensten hielt, in welchem Ein Princip rein oder absolut durchgeführt wäre, wenn dies anders möglich sein sollte. Es darf ein Staat, wenn er lebendig sein, blühen und gedeihen soll, weder rein oder absolut monarchisch, noch absolut aristokratisch, noch absolut demokratisch eingerichtet sein. Wer absolut conservativ ist, ist wol nicht in einem viel geringern Grade negativ und destructiv als der rein oder absolut Liberale, wenn es einen solchen gibt. Jetzt existirt in den gebildeten Theilen Europas kein einseitig durchgeführter Staat, und könnte ein solcher auch nicht auf lange Zeit ein Bestehen haben, wenn man Stehen und Liegen für Zweierlei hält. Alle einseitigen Staaten tragen die Revolution in sich, laut der Erfahrung, wie sie von allen Jahrhunderten beglaubigt und bescheinigt wird. In jeder Monarchie vielmehr, das ist das Richtige und Positive, müssen aristokratische und demokratische Elemente sein; und in einem lebendigen, wahrhaft organisirten Staate muß das Monarchische überwiegen aber nicht niederdrücken. Und glücklich ist das Volk, welches durch Urtheilsspruch eines Richters oder eines Gerichts sich schützen kann: wo Recht und Gerechtigkeit gehandhabt wird und werden kann und darf, da ist Freiheit und mehr echte, wahre, fröhliche Freiheit, als alle Constitutionen gewähren mögen; auch hier wieder laut Erfahrung und Geschichte, denn unzertrennlich sind Gerechtigkeit und Constitution keineswegs. Auch Das ist eine einseitige und darum verkehrte Meinung, daß alle Theile eines größern Landes ein und dieselbe Verfassung haben müßten zu ihrem fröhlichen Gedeihen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Zur Zeitungsstatistik.

Laut der dem englischen Unterhause im Juni d. J. vorgelegten Berechnung erscheinen gegenwärtig in London 138 Journale, die in den vorhergegangenen zwölf Monaten 36,271,020 Nummern abgesetzt (bekanntlich findet in England kein Abonnement statt, sondern jede Nummer wird einzeln verkauft), und 48,179½ Pf. St. Avertissementsstempel entrichtet haben. In den übrigen Theilen Englands erscheinen zwar 214 Journale, doch haben diese in derselben Zeit nur einen Absatz von 16,857,000 Nummern gehabt, folglich bei einer bedeutend größern Zahl nicht die Hälfte der Londoner. Der Avertissementsstempel hat 49,766 Pf. 18 Sch. betragen. In Schottland erscheinen 18 Journale, davon fast ein Viertel in Edinburg, seltsam genug aber in dieser reichen, sowol aristokratischen als gewerbtreibenden Stadt nicht eine einzige tägliche Zeitung. Der Jahresabsatz hat 1,478,940, der Avertissementsstempel die Summe von 12,595 Pf. 12 Sch. erreicht. Wales veröffentlicht 10 Journale, von denen das gelesenste im Durchschnitt wöchentlich 1500 Exemplare verkauft. Der Absatz der übrigen ist sehr schwankend, er steigt bisweilen in einem Monat auf 10,000 und fällt im nächsten auf 1000. Der Gesammtabsatz im letzten Jahre hat 88,000, der Avertissementsstempel 305 Pf. 18 Sch. 6 Pce. betragen. In Dublin erscheinen 25 Journale, wovon im letzten Jahre 3,366,406 Nummern verkauft, und für Avertissementsstempel 4,599 Pf. 8 Sch. erhoben worden sind. Die Provinzen besitzen 58 eigene Journale, die 2,435,068 Nummern nebst 12,000 Supplementen ausgegeben und 3,686 Pf. 16 Sch. Avertissementsstempel berechnet haben. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 269. —— 26. September 1843.

Übersicht der neuesten poetischen Literatur.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 268.)

57. **Lieder eines politischen Tagwächters. Von Ernst Ortlepp. Stuttgart, Franckh. 1843. 8. 2 Thlr.**

Suo jure bestallt sich hier Hr. E. Ortlepp, dem wir schon einige Male auf lyrischem Gebiete begegneten, als politischen Tagwächter über Welt und Zeit. In einem Prologe spricht er seinen Liedern Frischheit und Keckheit zu, und ermahnt sie, in voller Rüstung dazustehen; nirgend lesen wir etwas, aus wessen Macht er sich dieses Amt gegeben habe. Ohne weiteres ruft er den Finsterlingen sein „Hört ihr Herren und laßt euch sagen!" gar gebieterisch entgegen; triumphirend kündet er Allen die Nähe des Freiheitsfrühlings an; à la Prutz und Herwegh bittet er Preußens König um das freie Wort und eine Verfassung, nur verfährt er insofern dabei säuberlicher, daß er der Bitte ein Preisgedicht auf des Königs Thaten folgen läßt; er tadelt, daß man Friedrich's des Großen Schriften im Staatsarchiv verborgen halte, widerruft aber den Tadel sogleich in der folgenden Nummer, nachdem er in der „Allgemeinen Zeitung" gelesen, der große Todte werde Auferstehung halten. Hanover wird nicht so glimpflich behandelt, sondern mit dem rauhesten Hornton angeblasen; Hr. v. Mühler dagegen wird belobqualmt. Die Preßfreiheit, der Censurzwang, der Materialismus der Neuzeit, die Emancipation des Weibes, der Juden und der ganzen Menschheit, der Brand von Hamburg, der kölner Dom, das deutsche Theater, die Denkmal- und Pokalmanie, die Verfinsterer, die Katholiken, der Rhein und die Franzosen, Stuttgarts schöne Literatur, die gemischten Ehen, die Policei, der Zollverband, die Eisenbahn, der Landtag, der Lisztwahnsinn, Börne's Schatten, Luther, Welcker, Strauß, Laube, Herwegh — über das Alles und noch über viel mehr raisonnirt unser Wächter in stereotyp gewordener Phraseologie. Nur übel ist es, daß nicht mehr dahinter ist als Phrasenwerk. Kein neuer Gedanke, kein überraschendes Bild, kein wahres Entbranntsein für die Sache schlägt den Leser an Ohr und Herz; dabei langweiliges Geleier in schleppenden Rhythmen, Nonchalance in der Form, Sansculottismus in der Darstellung, forcirte Begeisterung für die betagwächterten Objecte — kurz, wir zweifeln, ob dieser Hornist mit den Tönen seines Hirtenhorns, das er für eine Weltposaune hält, den beabsichtigten Effect auf die Hörer machen wird. Nehmen wir nun noch dazu, daß nur wenigen politischen Dichtern der Neuzeit die Sache, der sie sich annehmen, recht klar zu sein scheint, daß Viele, wie wir hier S. 190 lesen, ins Aschgraue, Dunkelblaue und Grenzenlose hineinblasen, das Land der Chimären betreten, und sich mit den riesigen Zerrbildern ihrer Phantasie, wie Don Quixote mit den Windmühlenflügeln, herumbalgen, oder daß wol gar Manche sich durch den lockenden Gedanken an den Succeß und den goldenen Becher Niklas Becker's in die poetisch-politische Begeisterung hinaufschrauben: so müssen dem ruhigen, erfahrenen und wahren Freunde der Poesie und Freiheit solche Verse fast widerlich, und um so mehr als verfehlt erscheinen, da ihre Wahl auf einen an und für sich unpoetischen Stoff gefallen ist. So wird auch der elegische Hornklang in den in einer zweiten Abtheilung mitgetheilten „Polenliedern" nachgerade eine stereotype Sangweise, die das Auge und nicht mehr das Herz liest. Unter den vermischten Gedichten der dritten Abtheilung sind einige, die uns an die Anmuth und den Geist des Sängers aus früherer Zeit mahnen, ehe er auf den unglücklichen Gedanken fiel, politischer Tagwächter zu werden und seine wohlklingende Lyra mit einem Wächterhorn zu vertauschen. Jene verstand er zu spielen, für dieses hat er keinen Ansatz. Wir lassen, so leid es uns thut, den über seinen Beruf beklagenswerth verblendeten Verf. selbst über seine Verse (S. 281) urtheilen:

> Diese verzwickten Reime,
> Die ihr braucht als Volksleime,
> Nach denen in diesen Tagen
> Ihr pflegt zu jagen,
> Und die bei den neuesten Dichtergilden
> Fast etwas Charakteristisches bilden,
> Sind vor dem Richterstuhl der Camöne
> Nicht das wahre Schöne.

58. **Gedichte von Heribert Rau. Stuttgart, Franckh. 1843. 8. 2 Thlr.**

Die Balladen und Romanzen der ersten Abtheilung ruhen theils auf historischem Grunde, theils sind sie vom Verf. glücklich erfunden, und nicht ohne Talent für das Objective dargestellt. Auch die in edler Sprache und entsprechenden Formen abgefaßten poetischen Erzählungen interessiren uns für ihn. Unter ihnen zeichnet sich „Der Fels der Mutter" durch die mit Meisterhand gemalte amerikanische Scenerie, und „Die Tigerjagd" aus. Die Gedichte an Personen, „Zueignungen" hier genannt, bieten Gewöhnliches, wogegen die „Religiösen Gedichte" sich in die Sphäre einer geläuterten klaren Ansicht und gottinnigen Empfindung, die von jeder mystischen Überspanntheit fern ist, wohlthätig bewegen. Wie hold entfaltet sich z. B. in dem einfach „Lied" überschriebenen Gedichte die Blume des Gottvertrauens; würdig daran schließt sich „Trost" (S. 214), „Seligkeit des Sterbens" (S. 216), „Geistige Liebe" (S. 220), „Wiedersehen" (S. 231) und „Entsagung" (S. 248). Die vermischten Gedichte schwimmen auf dem breiten Strome der Alltäglichkeit. Was die politischen Lieder betrifft, die auch hier nicht fehlen, und welche die Sammlung schließen, so behandelt der Sänger die Zustände der Gegenwart mehr mit Witz und Humor als mit jenen übertriebenen Exclamationen, welche Herr Ortlepp im Munde führt. Nach dem S. 400 ausgesprochenen Wort:

> Der Dichter ist des Zeitgeists Stimme,
> Drum schlage er im heil'gen Grimme
> Auch jetzt ein wildes Schlachtlied an,

vindicirt er dem deutschen Dichter das Recht, die Völker wenn

auch nicht zum Kampfe mit dem Eisenschwert, doch zum Geisteskampf aufzurufen. „Das politische Unser Vater auf den karaibischen Inseln" (S. 361) führt das Thema über Volksfreiheit in einem Trialog zwischen Pater, Minister und Volk mit glücklicher Ironie aus. Den falschen, schmachbringenden Ehrgeiz (Louis Bonaparte's) geiselt er in einer Paramythie „Dohle und Adler". „Der Kaisersaal im Römer zu Frankfurt am Main" (S. 384) ist ein kräftiges Phantasiebild, das in keinem Zuge verfehlt ist. In einer „Menagerie" (S. 409) endlich läßt er dem Publico von einem radebrechenden Wärter einen Leoparden, einen nordischen Bären, einen Gockelhahn, einen weißen Aar, dem man die Flügel arg gestutzt, einen verkrüppelten und einen jungen gesunden Adler, einen großen Löwen und einen Hirsch zeigen, und man erräth leicht, was der Führer meint. Summa: Der Verf. hat nicht eben die Meisterschaft in der Lyrik erreicht, aber sein Lied wird nicht spurlos im Ohre und Herzen der Hörer verhallen.

59. Kinder der Zeit. Gedichte von Johann Heinrich Sievers. Jena, Frommann. 1843. Gr. 12. 15 Ngr.

Diese Kinder der Zeit, die mit dem Motto auftreten: „Fester Mittelpunkt der Dichtung bleibe stets die Wahrheit, und des Geistes Klarheit künde sich nach jeder Richtung", führen zwar eine jugendfrische, kecke Sprache, aber sie sind nicht sehr prätentiös. Auch hört und sieht man es ihnen an, sie meinen und fühlen, was sie künden. Der junge Brausekopf will hinaus in die Welt; das procul negotiis ist ihm ein Greuel; Kampf ist des Mannes Loos und auch das Wort eine That. Man soll ihn nicht tadeln, daß sein Sang nur Freiheitslust und nie Frauenliebe athmet. Zu solchem Sange ruft er, da das deutsche Volk der Lieder bedürfe, die deutschen Dichter auf. Um acht bis zehn Lieder hängt er den Mantel einer feinen Ironie und geiselt verächtliche Charaktere, Institute und Zustände der deutschen Gegenwart. Selten reflectirt er, und wo er es thut, läßt er, gewöhnlich gegen des Liedes Schluß, die Reflection in Aufruf, Bitte, Ermahnung oder Warnung zerfließen. Namentlich mahnt er zur Eintracht und Einheit, und alle seine Wünsche beziehen sich auf das Gedeihen der Landeswohlfahrt und das Gelingen angeregter Verbesserungsplane. Was die Formen anlangt, so hat sein Ohr Empfänglichkeit für Melodie und er gießt seine Gedanken auch in die Form südeuropäischer Sonette und südostdeutscher Ghaselen. Auszeichnen möchten wir „Unser Vater" (S. 103).

60. Lieder eines Erwachenden. Von Moritz Graf Strachwitz. Breslau, Kern. 1842. 8. 22½ Ngr.

Hier sprudelt und schäumt der Quell jugendlicher, übermüthiger Kraft in wilder Ungebundenheit auf, und in seinem Strahle bricht sich die Sonne der Poesie in prismatischem Farbenspiel. Das Musenroß stöhnt und schäumt unter dem kräftigen Schenkeldruck des gräflichen Reiters, der mit der Sicherheit eines Rodomont und Ferraut die Lanze einlegt und es in die Schlacht treibt. Erwacht aus dem Schlafe der Indolenz und dem wirren Morgentraum, den er zu lange geträumt, macht er es sich zum Lebensgeschäft, die Welt aus dem bleiernen Arm des Schlummers zu wecken, in welchem er selbst zu lange gelegen. „Ein wildes Lied" (S. 12) gibt die Tonart an, in welcher er fast alle übrigen Lieder componirt hat. „Im Schlummer", so eifert er, „sterben die Völker hin, am Banner schläft der Soldat, und so schlummert auch die Großthat am Busen der Zeit; die Freiheit schläft im Schooße der Tyrannei"; und so wünscht er den Schlummerzwang gebrochen, und ruft:

> Komm, Schlachtengebrüll, du Donnerwort,
> Mit Wundengeklaff und Tod,
> Mit Völkergroll und Völkermord
> Und Völkermorgenroth!
>
> Komm, Klingenwechsel und Schwerterblitz,
> Komm, rasselnder Reitersturm,
> Vor deinem Athem, du Mordgeschütz,
> Zerfahre Mau'r und Thurm.
>
> Und bricht entzwei die alte Welt,
> Vom Stoß zusammengedrückt;
> Viel besser, daß sie in Trümmer fällt,
> Als daß sie schlafend erstickt.

Ähnliches bieten das folgende „Reiterlied" (S. 14), „Der Hymnus an den Zorn" (S. 16) und „Wer wagt es?" (S. 32). Den Zweikampf nimmt ein kräftiges Wort (S. 22) in Schutz. Würden wir, wie es anfänglich unsere Absicht war, Kräftiges und Gelungenes im Auszuge geben, so müßten wir ein Drittel des Buchs abschreiben. Dabei zeigt der Erwachende eine seltene Meisterschaft in der Reimbildung, und wir haben auch hier, was wir schon an andern Orten bemerkten, bestätigt gefunden, daß der Reim dem Liede nicht blos Reiz und Kraft leiht, sondern auch wie durch Zauberspiel den Gedanken erzeugt und Idee an Idee knüpft. Die politischen „Zeit- und Tendenzlieder" bilden freilich den Glanzpunkt hier; doch bekunden auch die „Romanzen und Märchen", in denen viel Blut fließt, und deren Schauplatz das Meer, das Schlachtfeld oder der mondbeglänzte Elfenwald ist, die kühne sich überschlagende Phantasie des Dichters und sein maßloses Blutwallen. Das Dutzend „Liebeslieder", welches den Romanzen folgt, scheint zwar den Leser von den Parforceritten, die er mitmachen muß, zu Athem kommen zu lassen; aber es scheint nur so; denn der junge feurige Ritter hat Eros' Fackel an der leidenschaftlichen Glut entzündet, die in seinem Innern loht; etwas Weicheres und Milderes, wie etwa Nr. 9, findet sich selten darin. In den „Reimen aus Süden und Osten", d. h. in den Oktaven, Sonetten und Terzinen des europäischen Südens, und den Ghaselen aus Deutschlands Südosten findet der Erwachende eine erwünschte Gelegenheit, seine Geschicklichkeit im Reimen zu entfalten, wir möchten sagen, sein Müthchen zu kühlen und in Assonanz- und Reimspiel zu schwelgen. Wäre uns der Raum in den Spalten d. Bl. nicht zu knapp zugemessen, so würden wir die Behauptung, hier sei nichts Alltägliches, sondern ein os magna sonaturum, mit Auszügen belegen; zurückhalten können wir indessen die Bemerkung nicht, daß, wenn erst der junge Most in der Brust dieses Erwachenden ausgegährt hat, oder der an Hypersthenie krankende Vitalsinn durch ein ernsteres Wörtchen, vom Leben gesprochen, geheilt sein wird, wir erst recht Schönes von ihm lesen werden; erst dann wird er einsehen, daß er noch nicht völlig erwacht ist, und daß er manchen seiner Träume für Wirklichkeit hält.

61. Gedichte von Albert Keller. Siegen, Friedrich und Scholz. 1842. 8. 1 Thlr.

Die innere Stimme, die, laut Prolog, dem Verf. räth, auf Musenruhm nicht zu verzichten, hat ihm in der That keinen guten Rath gegeben, denn es fehlt ihm an den ersten Requisiten der edeln Musenkunst. Seine Sprache ist unbeholfen, er sündigt gegen die Sprachsyntax, in seiner Seele wohnt kein Rhythmus, seine Reime sind oft wunderlich, seine Bilder unpassend und seine Ideen oft sogar unklar. Dieses Urtheil mußten wir nach Durchlesung des ersten Dutzend dieser Gedichte fällen; natürlich hat uns das abgeschreckt, den epischen Theil des Buchs „Weltgeschichtliches", und „Mazeppa", ein Heldengedicht in zwei Gesängen, zu lesen. Wir haben nur darin geblättert und uns überzeugt, daß unser Urtheil darüber nicht günstiger ausfallen kann, und daß der Verf. Recht hat, wenn er in einem Epilog sagt: „Der Keim des Todes schläft in diesen Liedern und Gedichten."

62. Die Aeolsharfe. Ein Cyklus Gedichte mit didaktischen Motiven von C. E. Müller. Leipzig, Melzer. 1842. 16. 1 Thlr.

Der Verf. bringt seiner Muse Erstlinge, zunächst „Reich und Arm", eine poetische (ziemlich langweilige) Erzählung, deren Inhalt zum Titel nicht wohl paßt. Drei Variationen über Schiller'sche Themata „Die Vergötterung des Hercules", „Das verschleierte Bild", ein Commentar zu Schiller's bekanntem Gedicht, und „Die Genien des Lebens", ein Pendant zu den „Idealen", können als Einschlag in ein schon aufgezogenes Gewebe,

keinen ästhetischen Werth haben. Die Gegensätze „Vernunft und Offenbarung" (S. 93), „Sektenhaß und Duldsamkeit (S. 99) und „Zeit und Raum" (S. 102) geben Betrachtungen, mit ziemlich hohlen Exclamationen vermischt, die den Geist nicht zu erwärmen oder zu entflammen vermögen. Ein didaktisches Gedicht in vier Gesängen „Eros und die Geschlechter" reizte unsere Wiß- und Neubegier um so mehr, da unsere Schöngeister aus jüngster Aera sich eben nicht mit Lehrgedichten zu befassen pflegen; aber leider blieb auch hier des Wissens Durst ungestillt und das Herz unbefriedigt. Ein etwas frischeres poetisches Leben pulsirt in den Meditationen, die den Titel haben „Das Streben und die Wahrheit"; die Jamben scheinen da leichter sich zu bewegen und anmuthiger zu klingen, weil ein lebendigerer Geistesodem das Ganze durchweht. Der letzten Abtheilung „Psyche", einem in wechselnden Rhythmen und Metren geschriebenen und schon im Taschenbuch „Rosen" für das Jahr 1837 abgedruckten Gedichte, können wir wenigstens das negative Lob ertheilen, daß es an kein derartiges Vorbild erinnert und in Allem, was es bespricht, original ist. Hier gilt das Wort „Finis coronat opus".

(Der Beschluß folgt.)

Entwurf einer Universalgeschichte für gebildete Leser. Von W. Zacharias Ressel. Erste Abtheilung.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Wir kommen auf unsere alte Behauptung zurück: Alles Absolute in der Politik taugt nichts. Die Philosophen mögen das Absolute für das Höchste erklären und, wenn sie wollen, auch für das Letzte, woran sie recht thun, denn es dauert nicht lange. Absolut Befehlende gibt es so wenig wie absolut Gehorchende; es läßt sich auch wol kaum etwas Unsinnigeres, um nicht zu sagen Gottloseres, denken als der Satz: die Menschen theilen sich in Gebietende oder Befehlende und Gehorchende; als ob nicht der Befehlende zugleich wieder Gehorchender wäre. Es mag sehr sonderbar klingen, aber wahr ist es, selbst Gott ist nicht unbeschränkt, denn er hat einen Bund mit den Menschen geschlossen, sich zur Erfüllung seiner Verheißungen verbindlich gemacht. In den allerjämmerlichsten Zeiten eines Volkes, wie z. B. des römischen unter seinen Kaisern und sonst, war absolute Unabhängigkeit. Historiker wie Pertz und K. A. Menzel haben hier und da eine politische Ansicht ausgesprochen, wie solche jedem Besonnenen als die wahre, vernünftige erscheinen muß. Jener sagt: „Die niedern Classen des Volks, deren Kräfte beständig auf den Erwerb gerichtet sind, verlangen nur Gerechtigkeit und Frieden; die reichen und gebildeten auch Antheil an der Bestimmung gemeiner Geschäfte. Wer seine Unabhängigkeit fühlt, unterwirft sich nicht gern ohne Überzeugung einem fremden Willen." *) Gleichweit entfernt von politischer Einseitigkeit ist die Behauptung des unparteiischen Historikers K. A. Menzel, wenn er in seiner „Geschichte der Jahre 1815—37" sagt: „Ein demokratisches Element muß auch in der Monarchie sein, z. B. in den Corporationen der Städte, der Dörfer." Solche Ansichten dieses Historikers sind deswegen zu achten, weil er sonst als Republikaner oder demokratisch Gesinnter gar nicht erscheint, wie man leichtlich aus dessen „Geschichte unserer Zeit" ersehen kann. Wenn irgend ein Geschichtschreiber unparteiisch genannt werden kann, so ist es K. A. Menzel. Wäre er ein einseitiger Parteimann und ein leidenschaftlicher Verfechter irgend welcher, wenn auch noch so elenden Zeitrichtung in Staat oder Kirche, so würde er viel mehr bekannt und gepriesen sein, da er jetzt erst sich Bahn brechen muß zu einer großartigen, energischen Verarbeitung der neuern und neuesten Zeit. Diejenigen politischen Historiker, welche sich den Namen der Conservativen zulegen und wol geneigt sind, sich diesen Mann zuzugesellen, sind ohne Unterschied, einer wie der andere, [illegible], leidenschaftlicher. Mit den Conservativen hat es so seine eigene Noth; für Monarchie und Aristokratie sind sie conservativ, für die demokratischen Elemente, die doch auch ihr gutes, wohlerworbenes Recht haben, sind sie nicht conservativ, sondern negativ und destructiv. Darum ist eine Opposition, eine liberale Partei nöthig geworden, welche für Erhaltung und Erhöhung des dritten ebenso nothwendigen Elements aus allen Kräften fechten muß und sich durch ein geschriebenes Grundgesetz sicher stellen. In Preußen z. B. ist dieses, da das dritte Glied des Staats-Ganzen lebendig ist, nicht nöthig, würde aber durchaus nöthig, sobald die Aristokratie sehr, oder zu mächtig, oder, wollen wir lieber sagen, übermüthig ist; denn die zu große Begünstigung dieses Theils, zumal wenn er etwa ökonomisch oder moralisch ruinirt wäre, ist der Stachel, durch welchen eine Opposition aufgeregt wird. Gegen die Monarchie, wenn sie nur einigermaßen gerecht und liebevoll ist, ist die Opposition so leicht nicht gerichtet; da, wo keine gerechte, durch Moralität, gute Sitte und Treue starke Position ist, entsteht Opposition und wird und muß siegen. Wir werden wol darüber einig sein können: alle Einseitigkeit in der Politik wie in der Religion führt zu einer falschen, ungerechten Beurtheilung der Geschichte. Es mag wie Scherz klingen, wenn wir sagen: alle, nur einigermaßen vernünftigen deutschen Politiker sind conservativ; der Radicalen, rein Destructiven sind sehr wenige; und revolutionnaire Schwindler sind so gefährlich nicht. Wenn irgend ein Volk festen Sinn hat für Recht und Gerechtigkeit, Liebe zum alten Vaterland, so ist es das deutsche. So viel wird sich ohne große Vorliebe als der Wahrheit gemäß beglaubigen lassen. Nach unserer Ansicht entscheidet sich die fliegende Frage: Soll eine Regierung Partei nehmen? sehr leicht dahin: Sie soll nicht Partei nehmen, weder für die Monarchisch-Conservativen allein, noch für die Aristokratisch-Conservativen allein, noch für die Demokratisch-Conservativen allein, sondern sie soll alle drei Elemente im rechten Gleichgewicht erhalten, zu lebendiger Kraft erhöhen, alle Parteien (um ein miserables Wort zu gebrauchen) stärken und beschränken; und wenn alle Welt einseitig würde, so soll eine Staatsregierung dreiseitig sein und bleiben.

Keine Zeit allein, weder die des Alterthums noch die des Mittelalters, kann für unsere neuere und neueste Zeit Norm und Richtschnur sein. Das Gute in Kunst, Wissenschaft, Politik oder Staatsverfassung, Handel und Gewerbe aus allen Zeiten soll conservirt werden und uns zu gute kommen. In der neuen Zeit leben wir nicht deswegen allein, weil wir nur Neues hätten und haben müßten; das Neue ist die großartige Erscheinung, daß das Gute, was früherhin nacheinander war, jetzt neben- und miteinander seine Existenz behaupten soll. Das kräftig Persönliche der alten Welt, die Freiheit der Person, das Privat-Recht und -Richtige, das Nationale, kräftig Volksthümliche der alten und mittlern Zeit soll bestehen in und mit dem Völkerverkehr der neuern Zeit. Staaten- und Völkerrecht ist erst ein Product der neuern Zeit, sowie der edle Kosmopolitismus. Seit Vasco de Gama und Christoph Colombo die Wege nach den beiden Paradiesen des Handels und Verkehrs gefunden, gibt es eine Universal-Geographie und eine Universal-Geschichte in einem andern als dem zuletzt entwickelten Sinne. So viel wird immer als Wahrheit sich herausstellen, daß für gebildete Leser, wie man zu sagen pflegt, die Geschichte des Alterthums nach und nach in den Hintergrund tritt und wol auch mit Recht treten muß. Für Gelehrte von Profession, zur Bildung für Kinder und Jünglinge hier und da, mag die alte Geschichte ganz in den Vordergrund treten; sie wird als Bildungsmittel immer ihren Platz behaupten. Die Gegenwart aber ist seit der neuesten Zeit so mächtig, daß sie für Den, der sie nicht kennt, verwirrend oder niederdrückend wird, und es ist lächerlich, was für Urtheile solche Männer, die nur in den Büchern aus alter Zeit leben, über die neuere Zeit und unsere Tage fällen. Da wird geschrieen über die verderbliche Gewalt der materiellen Interessen und die unsinnige Behauptung aufgestellt, daß die Zeiten, in welchen diese Interessen lebendig gewesen, für die schlechtesten Perioden oder Epochen in der Geschichte zu halten seien.

*) „Merovingische Hausmeier", S. [illegible].

Hoc quaeritur. Solche gelehrte Herren bedenken nicht, daß der Mensch aus Geist, Seele und Leib besteht und daß in unserer Zeit die Aufgabe zu lösen ist, wie alle drei Elemente friedlich bestehen sollen als ein miteinander aufs engste verbundenes Ganze. Aus diesen gelehrten Herren redet jene spiritualistische Einseitigkeit, welche sich überall geltend zu machen sucht im Staat, in der Kirche, aber kräftig zurückgewiesen werden muß als schielende oder blinde Richterin, die den Wald vor lauter Bäumen nicht sieht. So viel der Geist oder die Seele, reden solche Männer salbungsreich und albern, erhabener ist als der Leib, so viel muß auch die Sorge für die Seele größer sein als die um den Leib, und meinen nun, ein Kind müsse eher einen Katechismus haben als einen Rock auf den Leib und ein Stückchen Brot in den Magen. Kenntnisse sammeln in seinem Kopfe, die doch am Ende in abstracten Nebel zerfließen, scheint Manchem edler, als den Schmutz vom Leibe zu schaffen. Pfleget des Leibes, doch also, daß er nicht geil werde. Eine ähnliche Einseitigkeit ist die, daß man behauptet: ein Buch für Gelehrte brauche nicht in gutem Stile abgefaßt zu sein. Vielleicht hängt damit die Mode der Büchergelehrten zusammen, daß sie sich in eine Kleidung hüllen, die auch nichts weniger als schön ist, sodaß mancher Stiefelputzer ordentlicher, reiner, sauberer gekleidet einhergeht als mancher hochgelahrte Herr. Es wird wol noch lange Zeit dauern, bis diese Mode aus der Mode kommt. Nur ist auch nicht abzusehen, warum für gebildete Leser eine Darstellung so sein sollte, daß sie zu einem Theile aus einem Mantel, zum andern Theile aus einem Oberrocke und zum dritten Theile aus einem Fracke besteht, d. h. aus langweiliger Prosa, ordinairer und festlicher Poesie, wie sie in Romanen für verbildete, gedankenlose Herren und Damen anzutreffen ist. Das Ersprießliche liegt in einer solchen Schreibart, daß man nicht viele Gedanken zu haben gezwungen wird. Jene angenehme, klare, lebendige, auf zwei gesunden Füßen einherschreitende Prosa, wie man solche in so sehr vielen französischen Geschichtswerken findet, ist in Deutschland eine Rarität. Bei nicht wenigen Geschichtsbüchern unsers theuern Vaterlandes wird es einem so zu Muthe, als wenn man über Stock und Stein, durch Sümpfe, Untiefen, über Berg und Thal geschleppt würde, daß einem das Hören und Sehen vergeht, die beste Lunge nicht Athem genug hat, um einen halben Satz zu überwältigen. Die Deutschen haben von den Franzosen noch Manches zu lernen, von dem Verf. des zu Anfang genannten Werks nicht viel. Wer mit den meisten der hier besprochenen Gegenstände nicht übereinstimmt, wird in jener Geschichte seine Rechnung finden und wir wünschen, daß ihm die Lecture wohl bekommen möge. 50.

Literarische Notizen aus Italien.

Die beiden Bände des „Archivio storico italiano, ossia raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi, risguardanti la storia d'Italia" (Florenz 1842), herausgegeben von Gaspare Bencini, Gino Capponi, Sebastiano Ciampi, Franc. del Furia, Tomm. Gelli, Franc. Inghirami, Filippo Luigi Polidori und Eman. Rezetti, enthalten die „Istoria fiorentina" von Jacopo Pitti (eingeleitet von Polidori und mit Anmerkungen und Beilagen von Documenten ausgestattet von Ciampi und Capponi), ein den Zeitraum von 1494 — 1529 umfassendes Werk, nebst Anhängen von andern Schriftstellern (Jacopo Modesti, Simone Brami u. s. w.) über einzelne Vorgänge des nämlichen Zeitraums; ferner das „Diario" des Alessandro Sozzini, betitelt „Il successo delle rivoluzioni della città di Siena" (die Zeit vom 20. Juli 1550 bis zum 28. Juni 1555 umfassend), nebst andern diese Zeit betreffenden Actenstücken und Berichten (von Roffia u. A.), das Ganze herausgegeben, eingeleitet und mit Noten versehen von G. Milanesi. Die zweite Sammlung, von welcher jetzt die ersten beiden Bände vorliegen, soll sechs Serien umfassen und zwar: 1) Geschichtswerke, Chroniken u. dgl.; 2) Reisebeschreibungen von Italienern; 3) Biographien ausgezeichneter Italiener und dahin gehörige Documente; 4) Actenstücke bis zum 17. Jahrhundert, Statuten, Gesandtschaftsberichte u. dgl.; 5) Reden und Abhandlungen politischen Inhalts, geschichtliche Novellen, versificirte Chroniken, politische Gedichte, Satiren u. dgl.; 6) Briefe.

Die „Biblioteca italiana" wundert sich mit Recht darüber, daß M. Valéry in seinen „Voyages historiques et littéraires en Italie" sich wundert, wie der Cardinal Borromeo die Anfertigung eines Katalogs für die Ambrosianische Bibliothek habe verbieten können; denn in der That hat Borromeo dies niemals gethan, sondern sogar setzt er das Vorhandensein eines Katalogs voraus, wenn er in den Statuten der Bibliothek bestimmt: „libros *Catologo* adscriptos nullo modo ex bibliotheca quisquam efferat", und den Bibliothekaren schreibt er außerdem ausdrücklich vor, zwei Kataloge zur Hand zu haben, einen für die gedruckten Bücher, einen für die Handschriften. Überhaupt sind Valéry's Notizen über die Ambrosiana, wie so viele andere in seinen Schriften, leichtfertig aufgegriffen und ungenau.

Die Concurrenzaufgabe (um die Aldini'sche Prämie, goldene Medaille von 100 Scudi Werth), welche die Akademie von Bologna in d. J. gestellt hat, und deren Bearbeitungen bis Nov. 1843 an den Segretario dell' Accademia delle scienze dell' Istituto di Bologna in italienischer, lateinischer oder französischer Sprache einzureichen sind, betrifft die Feuerrettungsanstalten und lautet: „Dare la storia ed analisi ragionata di tutti i mezzi tanto fisici che chimici e meccanici fin qui proposti in difesa e salvezza delle persone e sostanze e degli edificj negli incendj" Es wird erwartet, daß die betreffenden Rettungs- und Sicherungsmittel und Anstalten nach ihren Vortheilen und Nachtheilen gewürdigt, die besten Methoden hervorgehoben und womöglich neue vorgeschlagen werden.

Ugo Foscolo schrieb bekanntlich seine letzten Sachen in England, er schrieb sie französisch und sie erschienen, in seinem Auftrage übersetzt, in englischer Sprache. Schon 1824 gab Stefano Ticozzi eine italienische Übersetzung des „Versuchs über Petrarca" heraus; jetzt aber ist eine Übersetzung von andern Aufsätzen, die Foscolo in englischen Journalen hatte abdrucken lassen, erschienen: „Discorsi storici e letterarj di Ugo Foscolo, tradotti dalla lingua inglese nell' italiana, da Pietro Giuseppe Maggi" (Mailand 1843). Es sind drei Aufsätze: 1) „Sulla democrazia della repubblica di Venezia"; 2) „Sui poemi narrativi e romanzeschi"; 3) „Sul Diagamma Eolico".

In den Jahrbüchern, welche das „Ateneo" in Venedig unter dem Titel „Esercitazioni scientifiche e letterarie" herausgibt, befindet sich (Theil 4, erschienen 1841) ein Aufsatz von dem Präsidenten der Gesellschaft, Grafen Leonardo Manin: „Nuove studj sulle relazioni finali degli ambasciatori veneziani", worin es sich der Verf. zur Aufgabe macht, gegen Ausländer, welche venetianische Archive benutzt haben, zu polemisiren und ungenaue Behandlung von Documenten nachzuweisen.

Die „Science de la vie, ou principes de conduite religieuse, morale et politique" von Valéry (Versailles 1842) ist ein zur italienischen Literatur gehöriges Buch, in welchem der Verf. eine Reihe italienischer Autoren zusammenstellt, welche Vorschriften zur Erlangung und Erhaltung einer mens sana in corpore sano für das besondere häusliche und öffentliche Leben gegeben haben. Er behandelt Passavanti, Luigi, Cornaro, Matteo Palmieri, Bald. Castiglioni, Agnolo Pandolfini, Giovanni della Casa und endlich Tasso (Letztern wegen des Dialogs „Il padre di famiglia"). 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 270. —— 27. September 1843.

Übersicht der neuesten poetischen Literatur.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 269.)

63. Der Zug nach Moskau, oder die Schicksalsmächte. Heldengedicht von K. G. E. Weber. Bunzlau, Appun. 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Wie groß die Zahl der Subscribenten ist, wie voll der Verf. hinsichtlich seines Berufs, seiner Begeisterung und seiner Versprechungen im ersten einleitenden Gesange den Mund nimmt, wie rein auch die Octaven klingen, etwas Vorzügliches hat er doch nicht gebracht, denn seine Tuba läßt ein affectirtes episches Pathos hören; es fehlt das echte epische Feuer, der Anflug des Romantischen und die Idealisirung des Historischen, wodurch Ségur, bei allen seinen phantastischen Abschweifungen von der geschichtlichen Treue, sein Glück bei uns Deutschen gemacht hat. Nach Art der Überschriften der Capitel in den altdeutschen Märchen und Heldensagen hat auch der Verf. jedem der 15 Gesänge eine eigene naive Inhaltsanzeige gegeben; z. B. dem fünften Gesange: „Wie Napoleon den Todtenweg einschlagen und mit dem Boreas kämpfen muß"; oder dem achten: „Napoleon vertraut sich dem Geheimnisse an und sein Heer muß mit der Verzweiflung ringen." Übrigens ist in seine patriotische Gesinnung (denn der Sänger ist mit Leib und Seele ein Preuße) sowie in seinen guten Willen nicht der geringste Zweifel zu setzen, sowie wir auch überzeugt sind, das Buch werde seine Leser und Bewunderer finden. Was dem Einen nicht gefällt, gefällt ja dem Andern. „Laudatur ab his, culpatur ab illis", sagt Horaz.

64. Napoleon in Ägypten. Historisches Gedicht in acht Gesängen von Hermann von Bismarck. Leipzig, O. Wigand. 1842. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In einigen das Ganze einleitenden Stanzen bringt dieser uns unbekannte Sänger der bekannten poetischen Kameradschaft Méry und Barthélemy seinen Dank dar. Ihrem Werke „Napoléon en Egypte" ist er nämlich in der Anlage und dem Gange der Erzählung, obwol nicht sklavisch, und nur in den ersten Gesängen gefolgt; die sonstige Abfassung sowie Einkleidung des Stoffs und Wahl der Bilder will er als sein Eigenthum betrachtet wissen, was wir ihm auch nicht streitig machen wollen. Doch schlägt ihm sein deutsch-patriotisches Gewissen, da er den vielfach gehaßten, ausländischen Eroberer zu seinem Helden macht. Er sucht sich gegen diesen Vorwurf zu verwahren, indem er sagt, er rühme sich nicht blos der Abstammung von deutschen Ahnen, habe zweimal im heiligen Kriege gegen Frankreich dem Mutterlande seinen Arm geliehen, singe noch heute aus voller Brust: Sie sollen ihn nicht haben! und fürchte nicht, fränkisches Gift durch sein Lied bei uns einzuschmuggeln. Auch darin wird ihm der Unbefangene Recht geben. Fehlt nun seiner Darstellung auch jener romantische Anflug, der auf Ariosto's und Tasso's Stanzen wie ein feiner aromatischer Duft ruht, so hat dieses Gedicht doch Vorzüge vor dem letztgenannten Epos; freilich sind diese Vorzüge weniger dem Verdienste des Verf. als der Gunst des Zufalls in der Wahl des Stoffs zuzuschreiben. Napoleon's Expedition nach dem Lande der Pyramiden hat an und für sich eine abenteuerlich-poetische Färbung; der Schauplatz der Handlung ist das Land der Mysterien und fabelhafter, im Nebel der Urwelt schwimmender Ereignisse, die der stumpfern Phantasie auch Vorschub leisten. Dazu kommt nun die anziehende Eigenthümlichkeit der handelnden Personen, die, da sie fast alle von diesem Schauplatz abgetreten sind, der Geschichte angehören. Sehen wir zuerst auf des Landes Eingeborene, so haftet der Blick auf der mysteriösen unheimlichen Figur El Modhi's, auf dem kriegerischen Bei Murad und dem Pascha von Syrien, Achmet Djezzar; ihnen gegenüber in scharfem Gegensatz Kleber, Desaix, Marmont und vor allen der kleine Corporal selbst — obwol wir erwarteten, der Erzähler würde des Letztern Figur mit mehr Liebe zeichnen und markirter hinstellen; denn in dieser Hinsicht genügt er wahrlich nicht, wogegen ihm die Schilderung von Zuständen und Ereignissen viel besser gelingt. Neues in historischer Hinsicht haben wir nicht gefunden. Die Form ist die Stanze, aber nicht die italienische Octave, da er die Reimstellung und die männliche und weibliche Reihenfolge der Reime willkürlich ändert. Die epische Kürze vermißten wir oft.

65. Alfhilde. Ein Gedicht von Louise Tittmann. Hannover, Hahn. 1842. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Verf. führt den Leser dieses Gedichts vom festen historischen Grund und Boden hinweg in das Gebiet der Romantik und selbsterfundenen Sage. Der Schauplatz der Handlung ist das Wesergebiet, und sie spielt in der Zeit, wo Karl der Große die heidnischen Sachsen zum Christenthum bekehrte. Die Einmischung altnordischer Gottheiten, der heiligen Jungfrau gegenüber, gibt den Ereignissen und Handlungen eine epische Färbung. Die Fiction ist diese: Alfhilde ist der Iduna, einer jungfräulichen Priesterin der Hertha, schöne Tochter. In einem Felsenthal am Rumaflusse heimlich geboren, wird das Kind einer Drude übergeben, die es in der heidnischen Zauberkunst unterrichtet, und mit der Sterne Walten vertraut macht. Erwachsen übt sie diese Künste an Wodan's Opferherde. Ihr Ruhm, mehr noch ihr seltener Reiz, entzündet in Tialf, einem jungen sächsischen Herzoge, eine glühende Leidenschaft, die sie aber nicht erwidert, sondern nur ihre Gewalt über ihn benutzt, um ihn zu gewinnen, das Sachsenvolk dem Joche der Franken zu entziehen. Sie ist nicht glücklich, ein unbekanntes Sehnen füllt ihre Brust, nur der Besitz eines von ihrer Mutter ererbten Kleinods macht sie reich und glücklich in manchen Stunden. Tialf, der Sohn des Albion, eines frühern Sachsenhäuptlings, der aber Christ geworden, während der Sohn den alten Göttern treu geblieben, ruft auf Alfhildens Geheiß die Seinen zum Kampf gegen die Franken. Ihm gegenüber steht, außer dem Vater, der fränkische Graf Adelhart, der, nachdem er die holde Zauberin gesehen,

ebenfalls in sie entbrennt und dabei auf des Greises Winfred, seines treuen Dieners, Warnungen nicht achtet. Ein christlicher Eremit, Bernwardus geheißen, weissagt dem Christenheere den Sieg. Wie Alfhilde mit ihren Jungfrauen am Wodanberge opfert, erkennt sie, daß dem Gotte Gefahr drohe, und ermuntert Tialf und die Seinen um so mehr zu muthigem Streiten gegen das feindselige Christenvolk. Der Streit beginnt. Der Heide Wiba stürzt sich auf Adelhart, den er aber nicht überwältigt. Tialf dagegen läßt sich in einen Kampf mit Egbert, einem Fürsten von der Donau, ein. In dem Augenblick, wo Letzterer, von Ersterm hart getroffen, niedersinkt, stürzt sich ein Knappe zwischen die Streitenden und nimmt Tialf's Todeshieb auf, der Egbert treffen sollte. Man löst dem Sterbenden das Visier, und Egbert erkennt Bertha, seine Gattin. (Dies ist, wenn man es sonst so nennen will, die einzige Episode.) Indessen sich um Beide der Kampf heftiger entzündet, gelingt es Adelhart, die Höhen zu erklimmen, wo Alfhilde mit ihren Jungfrauen die Kämpfer durch Gesänge ermuntert. Er umschlingt ihren Leib und will sie forttragen. Da wird er umringt, und Tialf eilt zur Rettung der Zauberjungfrau herbei. Zwischen beiden Helden schwankt lange der Sieg. Tialf wankt, wird aber geschont vom Gegner, dessen Entkommen vom Geschonten großmüthig begünstigt wird. Ein Priester Thunar's räth jetzt dem Volk, den finstern Gott durch ein Menschenopfer zu versöhnen. Die Wahl fällt auf Suanwith, eine edle Sachsenjungfrau, deren Vater den von Albion unter den Sachsen zurückgelassenen Tialf mit ihr erzog. In ihrer Noth bittet sie den geliebten Jugendgespielen um Schutz. Nicht ohne eigene Gefahr entreißt er sie dem Blutdurst der Priester Thunar's und bringt sie in ein einsames Felsenthal am Rumafluß, wo ehedem ein Tempel Freya's gestanden, der aber von Karl dem Großen in ein Kirchlein der heiligen Jungfrau umgewandelt ist. Hier lebt der heilige Bernwardus als Priester. Ihm gelingt es, der Jungfrau Herz für die Wahrheit des Evangeliums empfänglich zu machen. Suanwith, die früher mit Alfhilde in ein enges Freundschaftsverhältniß getreten, bestrebt sich vergebens, Tialf für Jesu Lehre zu gewinnen, doch bringt sie es bei einem Besuch, den er seinem Schützling macht, wenigstens dahin, seine Vorurtheile gegen das Christenthum abzulegen. Unterdessen rüstet sich Adelhart zum Zweikampf mit Tialf. Des Erstern Großmuth gewinnt auch bei dieser Gelegenheit des Letztern Herz. Alfhilde, sich ihres Gefühls für den christlichen Grafen immer mehr bewußt werdend, zittert für Adelhart. Der Sieg schwankt. Lange ringen sie. Winfred, Alfhilden alles Unheil beimessend, schießt aus dem Hinterhalt einen Pfeil auf sie ab. Das gewahrt Adelhart, der Liebende,

> Und außer sich stürzt er hinzu, und schlinget
> Fest um der Jungfrau Leib den Arm voll Kraft,
> Wie sich der Pfeil von Winfred's Bogen schwinget
> Im Augenblick, wo schon die Sehne klafft,
> Und wie Alfhilde noch vergebens ringet,
> Da löst von selbst sich seines Armes Haft;
> Er taumelt, sinkt, aus tiefer, blut'ger Quelle
> Beströmt er sie mit heißer Purpurwelle.
>
> Und wildes Schrein erhebt sich, lautes Toben
> Macht rings den Widerhall im Thale wach,
> Denn rasend stürzt Winfred, das Schwert erhoben,
> Dem blut'gen, unglücksel'gen Pfeile nach.
> Angstvoll ist bald der Jungfraun Schar zerstoben,
> Wol sah Alfhilde jetzt den letzten Tag,
> Wenn Tialf nicht rasch sie zu beschützen eilte
> Und im siegvollen Lauf Winfred verweilte.
>
> Des Kampfes Wuth flammt jetzt durch alle Reihen,
> Rings tobt umher die wild verworr'ne Schlacht,
> Verzweiflungsvoll strebt Winfred, zu befreien
> Ihn, den sein Pfeil in Feindes Haft gebracht.
> Vergebens mag Egbert den Kampf erneuen,
> Er dringt nicht durch da, wo der Herzog wacht.
> Und mag er gleich mit Löwenstärke ringen,
> Unmöglich ist's zu Adelhart zu bringen.
>
> Doch bleich und still, mit thränenvollen Blicken,
> Kniet Alfhild' — vor ihr leblos liegt der Graf —
> Noch will's der angstvoll Strebenden nicht glücken,
> Ihn zu erwecken aus dem Todesschlaf!
> Doch, o, wer malt des Ritters Hochentzücken,
> Als nun sein erster Blick die Jungfrau traf,
> Die über ihn gebeugt mit bleichen Wangen
> So hülfreich ist mit sorgenvollem Bangen!
>
> O, dieser Blick entzündet neues Leben
> Und neue Kraft in seiner wunden Brust.
> Er schauert in unnennbar süßem Beben
> Und fühlt durchdrungen sich von Himmelslust.
> Und als ihr Arm mit liebevollem Streben
> Ihn stützend hält, da, seiner kaum bewußt,
> Ruft er voll Glut: O, selig ohne Gleichen,
> In ihren Armen darf ich nun erbleichen!

Man nimmt ihn gefangen. In seinen Kerker tritt Alfhilde, erzählt ihm ihre Geschichte und bekennt ihm ihre Liebe, widersteht aber standhaft seinen Bitten, sich taufen zu lassen. Erst als er in dem Kleinode, das Alfhilde von ihrer Mutter ererbt, das Kreuz erkennt, glaubt Alfhilde, es sei eine Mahnung des Himmels und ist bereit, das Christenthum anzunehmen. Der achte Gesang löst nun den Knoten. Adelhart gewinnt es über Tialf, daß er sich mit seinem Vater aussöhnt und Christ wird. Jetzt aber soll er den Göttern geopfert werden. Da ziehen die Christen zu seiner Hülfe herbei. Ein furchtbarer Kampf beginnt. Er entscheidet sich für die Franken. Aber ein Sachsenpriester bringt sterbend dem Albion einen Dolchstoß bei. Um ihn sammeln sich Tialf, Alfhilde, Adelhart und Egbert. Der Sterbende erkennt in Alfhilde's Kleinod das Kreuz, das er Iduna, seiner Gattin, einst gegeben, und erklärt sie für seine Tochter. Er legt ihre Hand in Adelhart's und Tialf's in die der herbeigekommenen Suanwith. — Dies ist in wenige Worte zusammengedrängt, der Inhalt eines Gedichts, welches mit einer gewissen Ruhe und Besonnenheit abgefaßt ist, die sonst den Damen nicht eigen zu sein pflegt. Dabei ist es von aller Schwärmerei [sic: Schöthuerei] in Phrasen und Bildern völlig fern, sodaß sich auch in dieser Hinsicht der weibliche Charakter hier ganz verleugnete. Schade, daß es hin und wieder an Klarheit fehlt, und daß die Phantasie in der Erfindung der Fabel eine gewisse Mattigkeit und Lahmheit offenbart, die den Leser erst nach vollendeter Lecture unangenehm berührt. Eine niedliche Titelvignette mit allegorischen auf des Gedichts Inhalt sich beziehenden Figuren und Emblemen, gezeichnet von der Verf. selbsteigener Hand, und lithographirt von Giere in Hanover, trägt zur Verschönerung des zierlichen Buchs, das dem Kronprinzen von Hanover dedicirt ist, viel bei. 61.

La France statistique d'après les documents officiels les plus récents par *Alfred Legoyt*. Paris 1843.

Dieses Werk ist eine Einleitung zu dem Curmer'schen Prachtwerke „Les Français peints par eux-mêmes", aber verdient auch seines reichen Inhalts wegen eine besondere Beachtung. Es war eine sehr glückliche Idee von Curmer, seinen interessanten französischen Sittenschilderungen durch sorgfältige und übersichtliche statistische Angaben einen höhern Werth zu geben. Es ist ihm gelungen, für die Ausarbeitung dieser Statistik einen Mann zu gewinnen, dem die schönsten Mittel und eine Menge unveröffentlichter Documente zu Gebote standen. A. Legoyt bekleidet nämlich einen bedeutenden Posten auf dem Statistischen Bureau im Ministerium des Innern und hat sich bereits durch einige wissenschaftliche Arbeiten ähnlicher Art bekannt gemacht. Von gedruckten Quellen hat er namentlich die verdienstvollen Schriften von Moreau de Jonnès benutzt, der

sich bei seinen Angaben gleichfalls auf authentische Documente stützte. Besonderes Verdienst aber hat Legoyt sich erworben durch die große Übersichtlichkeit, die er seinen Tabellen sowie den erläuternden Anmerkungen zu geben gewußt hat. Dabei verliert er sich nicht in eitle Hypothesen, sondern geht ganz praktisch zu Wege.

Schon seit langen Jahren hat die französische Regierung das Bedürfniß gefühlt, sich von der Bewegung der Bevölkerung, den Schwankungen des Handels, der Consumtion, dem Zustande der Agricultur und Industrie, mit einem Worte von allen statistischen Verhältnissen Rechenschaft zu geben. Schon Ludwig XIV., oder vielmehr Colbert, hatte in dieser Beziehung den Intendanten und Statthaltern sehr bestimmte Instructionen gegeben und zu verschiedenen Zeiten mußten sehr detaillirte Berichte über die einzelnen Zweige der Administration eingereicht werden. Aus diesem Documente schöpfte Necker die werthvollen Angaben, die er in seinem Werke über die „Administration en France" insbesondere in Bezug auf die finanziellen Verhältnisse mittheilt. Während der Revolution wurden diese statistischen Arbeiten zum großen Theil gänzlich abgebrochen und erst im J. X wieder aufgenommen. Napoleon organisirte sie in einem sehr großartigen Maßstabe. Es war eine eigene Commission niedergesetzt, welche genaue statistische Berichte über die neueroberten Länder zu entwerfen hatte. Ein Theil derselben wurde veröffentlicht, wie z. B. diejenigen, welche sich auf die kleinen italienischen Staaten beziehen und die für Muster ähnlicher Arbeiten gelten können. Ganz besonders hervorzuheben ist sodann noch eine Übersicht über den Zustand des gesammten Kaiserreichs, welche im J. 1812 erschien. Diese interessante Arbeit ist als eine Frucht zwölfjähriger Beobachtungen zu betrachten. Die Restauration, der es überhaupt nicht darum zu thun schien, sich über den wahren Zustand des Landes aufzuklären, vernachlässigte diese nützlichen Arbeiten auf eine unverantwortliche Weise. Erst nach der Julirevolution wurde auf dem Ministerium des Handels und der Agricultur ein förmliches Statistisches Bureau gegründet, um dessen Organisation sich namentlich Thiers ein großes Verdienst erworben hat. Im J. 1840 setzte Duchatel, der Minister des Innern, eine ähnliche Commission auf seinem Ministerium nieder, der es obliegt, in die statistischen Berichte und Angaben der verschiedenen Administrationszweige eine gewisse Einheit zu bringen. Aus diesen übersichtlichen und vergleichenden Zusammenstellungen hat nun eben Legoyt die Materialien zu seinem werthvollen Werke geschöpft.

Bevor wir aus dem reichen Stoffe, den der Verf. uns darbietet, einige Mittheilungen machen, dürfte es nicht ohne Interesse sein, etwas Näheres über die Art zu erfahren, wie die statistischen Bureaux zur Kenntniß der sie betreffenden Angaben gelangen. Die ministeriellen Instructionen verlangen von jedem Maire, daß er in den ersten Monaten jedes Jahres einen Auszug aus dem Etat civil mache und namentlich die Geburten, Heirathen und Todesfälle, welche während des Laufs des vorhergehenden Jahrs stattgefunden haben, genau verzeichne. Dieser Auszug wird an den Unterpräfecten des Arrondissements gerichtet, welcher die einzelnen Angaben desselben zu einem förmlichen Berichte verarbeitet. Nach den verschiedenen Berichten nun werden vom Präfecten die sogenannten Generaltabellen entworfen, welche den statistischen Arbeiten des Ministeriums zu Grunde gelegt werden. Bis zum J. 1839 war ein und derselbe Bericht beim Ministerium des Innern und dem des Handels eingereicht. Seit dieser Zeit aber hat das Bureau auf dem Handelsministerium eine neue Art von Tabellen eingeführt, auf denen die Geburts-, Heiraths- und Sterbeangaben nach Arrondissements angeführt sind, statt wie bisher in einer allgemeinen Übersicht über das ganze Departement verschmolzen zu werden. Aus diesen doppelten Angaben vermehrt sich die Arbeit der Maires und Präfecten. Insbesondere sind die neuen Sterbelisten, deren Angaben nicht immer ohne bedeutende Schwierigkeiten zu haben sind, mit mancherlei Übelständen verknüpft. Ganz besonders schwer fällt es z. B. namentlich auf dem Lande, sich immer genau über die verschiedenen Todesarten und die Natur der Krankheiten zu unterrichten.

Außer diesen jährlichen Berichten finden noch alle fünf Jahre allgemeine Zählungen (recensements quinquennaux) statt. Bis zum J. 1836 zählte Jedermann an dem Orte, wo er sich im Augenblicke des Überschlags befand; für dieses Jahr aber hat man das System des Recensement verändert, sodaß man nur da zählte, wo man eigentlich zuhause war. Es trat also, wie man sich ausdrückt, an die Stelle der population de fait die population de droit. Seitdem ist man auf die frühere Zählungsart zurückgekommen. Obgleich man damit einige Verbesserungen vorgenommen hat, so sind die Angaben, welche man auf diesem Wege gewinnt, doch immer noch nicht ganz verbürgt, um so mehr, da das Recensement als Grundlage der Abgaben genommen wird. So kommt es nicht selten vor, daß die Maires, um sich populair zu machen, die Zahl der Einwohner ihrer Ortschaften geringer angeben als sie wirklich sind. Außerdem ist dies auch der Grund, weshalb diese allgemeinen Zählungen, wie sich namentlich im J. 1841 herausgestellt hat, dem Volke als eine lästige und unrechtmäßige Maßregel erschienen sind. Wie unvollkommen das Zählungssystem übrigens sein muß, welches noch jetzt in Frankreich in Anwendung kommt, sieht man aus dem Umstande, daß man in England mit der ganzen Operation in etwa sechs Wochen zu Stande kommt, während die französischen Behörden fast ein ganzes Jahr davon in Anspruch genommen werden.

Aus den Ergebnissen der verschiedenen Zählungen, welche der Verf. mittheilt, heben wir Folgendes aus. Im J. 1700 zählte man 19,669,320 Seelen (ohne Corsica und Lothringen); im J. 1762: 21,769,163 (Corsica und Lothringen inbegriffen); 1784: 24,800,000 (nach Necker's Überschlag); 1801: 27,439,003; 1806: 29,107,425; 1825: 30,461,875; 1826: 31,858,937; 1831: 32,569,223; 1836: 33,540,910; 1841: 34,173,234. Es ergibt sich hieraus, daß die Bevölkerung von 1801—41 sich um 6,744,231 vermehrt hat.

Die sorgfältigen Tabellen über die Verbrechen, die der Verf. nach den Angaben des Justizministeriums entwirft, geben Stoff zu mannichfachen Betrachtungen. Es stellt sich dabei heraus, daß von 100 Angeklagten 57 Unverheirathete und nur 43 Verheirathete sind, woraus man entnehmen kann, daß die Ehe einen bedeutenden Einfluß auf die Moralität der Bevölkerung hat. Als Durchschnittssumme Dessen, was in einem Jahre gestohlen wird, finden wir 1,232,227 Francs, während man in London allein für 25 Millionen an Werth stiehlt. Von Selbstmorden zählt man in Frankreich im Durchschnitte jedes Jahr 2484, worunter dreimal mehr Männer als Frauen. Seit dem J. 1835 hat sich die Zahl der Selbstmorde fortwährend vermehrt, und zwar von 1835 — 39 um 19:100. Die Mittel, welche von den Selbstmördern angewandt werden, sind der numerischen Reihenfolge nach: Ertränkung, Erhängung, Erschießung, Erstickung durch Kohlendampf, freiwilliger Sturz von erhabenen Punkten, Tödtung mit stechenden oder schneidenden Instrumenten, Vergiftung. Zwei Drittel der Erstickungen durch Kohlendampf kommen im Departement der Seine vor. Es ergibt sich aus den präsumirten Ursachen des Selbstmords, wie sie von der Administration angegeben werden, daß die Mehrzahl dem Elend zuzuschreiben ist.

Von nicht geringem Interesse sind die einzelnen Resultate, welche sich bei den verschiedenen Angaben in Bezug auf die Agricultur in Frankreich herausstellen. Es zeigt sich, daß der Boden, welcher dem Bau der Cerealien gewidmet ist, sich um 12:100 vermehrt hat; hierdurch ist namentlich der für die Weide bestimmte Acker, der so nur den sechsten Theil des ganzen Territoriums beträgt, wesentlich beeinträchtigt worden. In England, Belgien und einem Theile von Deutschland stellt sich das Verhältniß ganz anders heraus. Bemerkenswerth ist, daß gerade in Folge dieses Systems, den eigentlichen Ackerbau auf Kosten der Viehzucht zu vermehren, der Ertrag des Bodens um ein Beträchtliches sich vermindert hat. Gegen die Mitte des 17. Jahr-

hunderts wurde Frankreich als die Kornkammer von Europa angesehen; die Schweiz, Savoyen, Spanien und England bezogen einen Theil des Getreides, das diese Länder consumirten, von hier. In England, dessen frühere Getreideproduction niemals genügte, zeigt sich unter andern Bedingungen ein ganz anderes Resultat. Während im Durchschnitt in Frankreich ein Hectar nur 12 Hectolitre trägt, gibt er in England, Belgien und Deutschland 22—23. Der Werth vom jährlichen Ertrage des Ackerbaus beträgt in Frankreich 1,542,083,761 Francs, der Werth der Cerealien nach Abzug der neuen Aussaat 1,717,352,169 Francs; der gesammte Werth vom Ertrag aller verschiedenen Zweige der Agricultur 4,508,425,194 Francs, wobei aber der Viehstand noch nicht mit inbegriffen ist.

Mit besonderer Ausführlichkeit hat Legoyt das Capitel von der Bevölkerung und deren Vermehrung behandelt. Er geht darin die verschiedenen Ansichten aller hervorragenden Nationalökonomen durch, um dem Princip, nach dem diese Vermehrung stattfindet, auf die Spur zu kommen, und um zu sehen, welche Abhülfe hier zu treffen ist. Das Resultat dieser Untersuchungen ist, daß der größte Theil der Nationalökonomen in der großen Vermehrung einen Grund der Besorgniß für das allgemeine Wohl gesehen und dafür gehalten hat, der Staat müsse hier direct einschreiten. Es ist dies eine Idee, welche schon von Malthus und zwar vorzüglich von der italienischen Schule, z. B. vom Grafen Verri, Ortez, Ricci u. A. ausgesprochen ist. Dagegen behauptet Legoyt, daß die Angaben aller dieser Männer mehr oder weniger auf hypothetischen Annahmen beruhen, indem es sich auf statistischem Wege nicht ermitteln läßt, wie weit sich die Gesammtsumme des Lebensunterhalts ausdehnen läßt. 6.

Notiz.

Bei Gelegenheit einer Anzeige von Henry Drummond's „Histories of noble english families" (London 1842) macht der englische Berichterstatter die Bemerkung, daß es zum Erstaunen sei, wie wenig die großen Familien Englands im Vergleich mit denen anderer Länder darauf bedacht gewesen sind, ihre Familiengeschichte in Monographien aufzuklären. „Erröthen", sagt er, „müßten die Besitzer von Alnwick, Knowsley, Arundel, Hatfield u. s. w., wenn man ihnen auch nur einen ganz kleinen Theil der auf dem Continent erschienenen Familiengeschichten aufzählt." „Die Familienarchive", bemerkt er ferner, „vieler berühmten Häuser enthalten zahlreiche Documente, die an Wichtigkeit Allem, was von ähnlicher Art bekannt gemacht worden, nicht nachstehen." Und in der That ist es auffallend, daß die reiche und mächtige britische Aristokratie diesen Zweig der Specialliteratur nicht angebaut hatte; man sollte gerade in England die glänzendsten Prachtwerke der Art erwarten. Und noch mehr! Unser Gewährsmann setzt hinzu: „Wie soll man aber Geschichten von Privatfamilien erwarten, da sogar die Geschichte des Königshauses selbst nirgend anzutreffen ist als in den unvollkommenen Arbeiten Sandford's, die von Stebbing bis zum Tode der Königin Anna fortgesetzt sind." Ferner heißt es: „Das Oberhaus läßt es sich offenbar nicht angelegen genug sein, genealogische Register über seine Mitglieder zu führen, ungeachtet das Recht, Pair zu sein, und im Parlament zu sitzen, lediglich von solcher Nachweisung abhängt. Wie außerordentlich es scheinen mag, wahr ist es, daß die erbliche Pairie keine Vorkehrungen trifft, die Feststellung des Erbrechts zu sichern." Das zuerst erwähnte Werk von Drummond ist eine Nachahmung des bekannten Litta'schen „Famiglie celebri d'Italia". 48.

Bibliographie.

Alexius, H. J., Tod und Grab, Unsterblichkeit und Wiedersehen. Eine Gedankenfolge der besten Schriftsteller aller Zeiten und Völker. Ein Lese- und Erbauungsbuch für Gebildete aus allen Ständen. Köln, Heinrigs und Gatti. Gr. 12. 20 Ngr.

Bauer, J. N., Theoretisch und praktisch verfaßte deutsche Sprachlehre in Fragen und Antworten. Nebst einem Anhange von der Synonymik. Und: Praktische Übungen zu derselben. Wien, Gerold und Sohn. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Gfrörer, A. F., Allgemeine Kirchengeschichte. 3ter Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Geschichte der christlichen Kirche vom 7. bis zu Ende des 11. Jahrhunderts, oder von Mahomet bis zum Tode Papst Gregor's VII. 1ste Abtheilung. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Halm, F., Der Sohn der Wildniß. Dramatisches Gedicht in fünf Acten. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klee, F., Der Urzustand der Erde und die Hypothese von einer stattgehabten Änderung der Pole erklärt durch Übereinstimmung mit Sagen und Nachrichten aus älterer Zeit. Eine geologisch-historische Untersuchung über die sogenannte Sündflutkatastrophe. Nach der dänischen Handschrift des Verfassers von Major G. F. von Jenssen-Tusch. Stuttgart, Schweizerbart. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Kosegarten, L. T., Jucunde. Eine ländliche Dichtung in fünf Eklogen. 6te Auflage. Berlin, Oehmigke. Gr. 16. 15 Ngr.

Langbein's, A. F. E., Sämmtliche Gedichte. Vier Bände. Mit 65 Stahlstichen. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. 16. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Leben, Thaten und schreckliches Ende der Brüder Sylvio und Matheo Pellegrini, berüchtigter Banditen Calabriens, die während einer Nacht im tiefen Kerker die Beute hungriger Schlangen wurden. Eine wahre Begebenheit. Mit einem Titelkupfer. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Wien, Haas. 8. 22½ Ngr.

Mayer, J., Die National-Einheit der Deutschen aus geschichtlichen, religiösen und politischen Gesichtspunkten. Stuttgart, Schweizerbart. 8. 22½ Ngr.

Methode des deutschen Stylunterrichts. Bern, Dalp. Gr. 8. 12½ Ngr.

Mielichhofer, L., Das Mozart-Denkmal zu Salzburg und dessen Enthüllungs-Feier im September 1842. Nebst lithographirter Abbildung des Denkmals. Salzburg, Mayr. Gr. 8. 15 Ngr.

Moris, L., Sechs Nächte am Zürichersee, den Freien gewidmet. Politische Gedichte. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 7½ Ngr.

Mühlbök, R., Graf Niclas Gara oder die Riesenhöhle im Hatzeger-Thale. Eine historisch-romantische Geschichte aus der Zeit der Türken-Einfälle in Ungarn. Wien, Tauer und Sohn. 8. 25 Ngr.

Pohl, G. F., Das Leben der unorganischen Natur. Eine Rede zur Gedächtnißfeier der dreihundertjährigen Begründungszeit des Copernicanischen Systems. Breslau, Graß, Barth und Comp. Gr. 8. 10 Ngr.

Sagen aus dem Riesengebirge, erzählt vom Kräuterklauber. Für Reisende der beste Geleitsmann. 1stes Bändchen: Rübezahl, der Herr des Gebirges. Leipzig, Frohberger. 8. 15 Ngr.

Schick, L., Einige Bemerkungen über die Broschüre: „Östreich und dessen Zukunft." Leipzig, Weygand. 8. 7½ Ngr.

Sporschil, J., Geschichte der Zertrümmerung des Napoleonischen Heeres durch die Schlacht von Belle-Alliance, sowie der einleitenden Ursachen und nächsten Folgen dieses großen Ereignisses. Mit zwölf Stahlstichen und drei Plänen. Braunschweig, Westermann. Lex.-8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Wackernagel, W., Deutsches Lesebuch. 3ter Theil. 2ter Band: Proben der deutschen Prosa von 1740—1842. Basel, Schweighauser. Lex.-8. 3 Thlr. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 271. —— 28. September 1843.

Die neuesten Bewegungen auf dem Gebiete der Philosophie der Geschichte.

Krause's Geist der Geschichte der Menschheit.

Motto.

Soll und kann der Most in die Trauben, die Raupe in ihr Ei, oder ihre abgelegte Haut, der Schmetterling in seine Puppe, das neugeborene Kind in den Mutterleib zurückkehren, oder dahin zurückgebracht werden? — Ebenso wenig als die jetzt eine Neugeburt und wesentliche Verwandlung in ein höheres Leben beginnende Menschheit in die abgelebten Formen voriger Zeiten, von denen sie sich losgemacht hat, weil sie, zu eng, das schwellende Leben nicht mehr faßten, die neuerfoderliche Lebensnahrung nicht gewährten.
Krause.

Wenige gewiß zweifeln noch daran, daß Geist nur durch Geist widerlegt werden könne und bekämpft werden solle, und daß äußere Maßregeln, welcher Art sie auch immer sein mögen, und Polemik mit policeilichen Waffen geistige Entwickelungen nicht niederhalten, sondern nur zu einer einseitigen, verderblichen Höhe hinaufschrauben. Denn wie die Pflanze zum Lichte der Sonne drängt, mögen ihr selbst Felsen den Weg versperren, so drängt der Geist nach dem Lichte der Wahrheit. Muß die Pflanze sich aber durchkrümmen und durchquetschen, so wird sie verkrüppelt erscheinen. Haben wir Gleichartiges nicht tausendmal beobachtet, selbst in der vororganischen Natur, wo sie in der Krystallbildung den Übergang zum Organismus macht, an Pflanzen, an Leibern von Thieren und Menschen? Dasselbe Gesetz herrscht aber im Reiche der Geister, wehe, wenn man es verkennt, wenn man vermeint, geistigen Entwickelungen Zwang anthun zu können. Das Anerkenntniß dieses Gesetzes hat die Berufung Schelling's nach Berlin, die Gründung der „Literarischen Zeitung" u. s. w. zur Folge gehabt, allein leider ist es nicht dabei geblieben. Der geistige Kampf, dessen Zuschauer wir in der jüngsten Zeit waren, und dessen innere Bedeutung schon öfter in d. Bl. gewürdigt wurde, ist unterbrochen. Ein zweifelhafter Sieg ist erfochten, mit ungeistigen Waffen erfochten, und wer möchte es leugnen, die Sympathien haben sich auf Seite Derer geflüchtet, die man im Gebrauch der Waffen beschränkt hat. Die Art und Weise, wie der Kampf ein Ende genommen (wenn man Das Ende nennen kann), hat etwas Unbefriedigendes. Aus all dem Gähren und Drängen kein klares Resultat, der Proceß ist unterbrochen und Tausende, die stumm und ängstlich, aber theilnahmsvoll der Entscheidung harrten, sind rathlos wie zuvor, ja sie sind schlimmer daran, ihr ruhiges Bewußtsein ist erschüttert, sie haben noch keine Richtung ergreifen können oder, was noch mehr vom Übel ist, sie haben in der Eile und Unklarheit eine falsche Richtung ergriffen, streben einem Nebelbilde der Wahrheit, statt dieser selbst nach.

Wenn bei solcher Sachlage ein frischer Kämpe auf dem Schlachtfelde erscheint, und stolz Sieger wie die angeblich Besiegten in die Schranken fodert, so kann das nur erfreulich sein, und darf auch von d. Bl., welche über die Gegenwart und ihre Strebungen Buch führen, nicht ignorirt werden. Als einen solchen Kämpen führt aber der Dr. Freiherr Hermann von Leonhardi die Manen des vor zehn Jahren verstorbenen Karl Christian Friedrich Krause in die Schranken. Dem Althegelianismus wie dem Junghegelianismus wird der Handschuh hingeworfen, aber auch zugleich dem alten und neuen Schelling, dem „logischen Gedicht" wie der „positiven Philosophie".

Die „Literarische Zeitung" hat sich eines Mitkämpfers, aber auch zugleich eines Gegners zu erfreuen, denn es ist immerhin noch ein Philosoph, der hier auftritt.

Erfreulich ist aber nicht nur, daß der Kampf überhaupt wieder aufgenommen ist, sondern daß er auch mit den allein ehrenwerthen Waffen der Wissenschaft gekämpft wird, daß nur Principien mit Principien streiten,

Was aber vor Allem unsere Aufmerksamkeit auf diese neue Erscheinung lenken muß, ist, daß es nicht erst wesentlich auf Polemik, gar nicht auf destruiren, sondern auf construiren, auf Neubau abgesehen ist, daß man uns Resultate verspricht, die wir bei dem bisherigen Kampfe vergeblich ersehnt haben.

Denn wer auch an dem Muth und der Thatkraft sich erfreute, mit welcher die Junghegelianer, namentlich der Herausgeber und die Mitarbeiter der „Deutschen Jahrbücher", die Probleme der Zeit aufgriffen und zur Discussion brachten, mußte er sich nicht gestehen, daß eine volle Lösung der socialen politischen und speculativen Fragen hier nicht geboten wurde? War nicht zumeist der

gordische Knoten unserer Lebensverwickelung nur mit dem Schwerte zerschnitten, oder wenn gelöst, nur in Begriffe und Schemata aufgelöst, die wol zum Verständniß der Misstände beitragen konnten, aber die Brücke aus der Gegenwart in die Zukunft keineswegs bauten? Sahen wir nicht bald ein reines Negiren des Bestehenden, bald wie sich die noch vielfach verkrüppelte Gegenwart als Zukunft aufblähte, immer aber ein Verkennen des Transcendenten über dem Immanenten, oder umgekehrt? Man drang auf Autonomie des Denkens und Wollens, abgelöst von der höhern göttlichen Auctorität, während doch die wahre Autonomie nicht nur mit der Anerkennung der göttlichen Selbstbestimmung besteht, sondern, sofern sich in ihr der göttliche Ursprung des Menschen beurkundet, selbst ein religiöses Element ist.

Man suchte uns eine Zukunft zu bereiten, indem man das Mittelalter mit seiner verkehrten Weltansicht, daß das Erdenleben blos Vorbereitungsanstalt, nicht Selbstzweck sei, auf den Kopf stellte. Daher jener Kampf gegen das Jenseit in allen Gestalten, gegen das Jenseit des Glaubens im Gegensatz gegen das aus sich selbst schöpfende, ganz durch sich selbst vermittelte Wissen, gegen das Jenseit einer göttlichen Vorsehung, gegen das Jenseit eines zukünftigen Lebens. Daher jener Stolz auf das Selbstbewußtsein welches Alles, das All werden soll, jene Gotterhebung des Ich „als die offenbar gewordene und aufgehobene Substanz", als die unendliche Macht, den unendlichen Stoff alles geistigen und natürlichen Lebens, daher jenes Genügen des Diesseit.

Ist die ganze Polemik Ruge's gegen die Romantik etwas Anderes als das Umschlagen ins Gegentheil?

Einen großen Antheil an diesen unbefriedigenden Resultaten hat offenbar die Methode Hegel's, welche darin beruht, „daß die Idee sich ein Anderes werde, sich gegenüberstelle, sich frei aus sich entlasse und dann sich als Anderes wieder in sich zurückkehre", was Hegel die dialektische Bewegung der Sache selbst nennt. Daher sehen wir denn in der Hegel'schen Schule ein ewiges Drehen und Wenden der Begriffe, ein beständiges Herumtreiben in der Antithese.

Durch diese Methode werden den Begriffen und Dingen neue Seiten abgewonnen, ja es wird nicht selten das durchaus Richtige getroffen, wenn nämlich die Dinge, wie es leider noch mit so vielen Dingen in der Welt ist, bisher wirklich auf dem Kopfe standen.

Aber selbst wenn eine Menge einzelner Wahrheiten auf diese Weise zu Tage gebracht würden, wenn man einzelnen praktischen Bestrebungen dieser Schule, gewissen Gebrechen abzuhelfen, seine Anerkennung nicht versagen kann, so fehlt ihnen doch die synthetische Vereinigung, es fehlt ein harmonisches Wissenschaftsganzes. Hegel war ein Feind der synthetischen Vereinigung, er nannte sie einen Vergleich der Billigkeit und trieb die Aristotelischen Einseitigkeiten auf die Spitze.

Eine harmonische Wissenschaft hat uns gefehlt, sie ist es, was Noth thut, denn wir erwarten mit dem Herausgeber des Krause'schen Nachlasses von einzelnen Reformen wenig, Alles von einer völligen Wiedergeburt des Geschlechts durch fortgesetztes Schöpfen aus dem ewigen Quell des Wesens und Lebens, mittels des dazu allein brauchbaren Werkzeuges, der Vernunft.

Eine solche harmonische Wissenschaft wird uns jetzt geboten. Daß viele der Wahrheiten, welche sie lehrt, vereinzelt ausgesprochen, selbst Gegenstand reger Bestrebungen geworden sind, erkennt der Herausgeber an, und ein Streit über die Priorität der Gedanken würde um so vergeblicher sein, als einestheils das uns jetzt gebotene Werk schon vor 14 Jahren vollendet war und schon vorher vor einer zahlreichen Zuhörerschaft in Göttingen vorgetragen wurde, man also nie genau ermitteln kann, ob durch diesen Kanal einzelne Wahrheiten nicht weitere Verbreitung erhielten, anderntheils aber auch feststeht, daß unabhängig von Zeit und Ort verschiedene Menschen gleiche Gedanken und Gedankenreihen haben können. Nicht die Priorität, sondern die Wahrheit ist aber das Wesentliche, und wenn keine andere Priorität, so muß man Krause's Werk doch wenigstens die zusprechen, daß es zuerst eine harmonische Vereinigung aller der Gedanken und Bestrebungen bietet, welche unser Jahrhundert bewegen. Dieses ist aber etwas sehr Wesentliches, denn die Vereinzelung war hinderlich, daß dieselben zu voller Wirksamkeit durchdrangen. Wer eine oder einige dieser Wahrheiten anerkannte, verkannte häufig die andern, widersetzte sich den auf ihre Durchführung gerichteten Bestrebungen oder blieb doch gleichgültig gegen dieselben.

Dr. Freiherr Hermann v. Leonhardi, welcher sich gegenwärtig als Privatdocent in Heidelberg habilitirt hat, begleitet das Werk: „Krause's Geist der Geschichte der Menschheit oder reine Philosophie der Geschichte", mit einem 84 Seiten langen Vorbericht, aus dem wir einige Stellen mittheilen wollen, um die hohen Erwartungen kennen zu lernen, welche der Herausgeber von dieser Schrift hegt, die Anfoderungen, welche er an uns stellt, zu prüfen.

Sichtbar — sagt er — schreitet die Menschheit einer neuen Lebensordnung entgegen. Grundgedanken der Wissenschaft, die noch vor einigen Jahrzehnden das Eigenthum weniger ernster Denker waren, bilden jetzt eine den Gebildetern aller Stände gemeinsame Geistesatmosphäre und bewähren sich — von entsprechenden neuen Lebensregungen begleitet — als ebenso viele neu eingreifende Mächte des Lebens.

Großes, Unerwartetes haben wir erlebt, Größeres, kaum Geahntes, steht vielleicht den nächsten Geschlechtern schon, steht vielleicht uns selbst noch bevor! — Der menschliche Geist hat es vermocht, die Kräfte der Natur zu bewältigen, die er doch nur von außen zu erfassen vermag; er hat nicht blos die Kräfte der Erde, er hat auch die des Sonnensystems in den Dienst der Wissenschaft und des Lebens genommen, und seine Ebenbürtigkeit als Bürger des Himmels von dieser Seite vollständig bewährt; — und es sollte ihm nicht möglich sein, sich bei sich selbst heimisch, so sehr selbstbewußter Geist und der in ihm aufgährenden Ideen durch wissenschaftliche Klärung so Herr zu werden, daß er nicht mehr nöthig hätte, als ein Spiel des Zufalls, das Leben wie das Wetter über sich kommen zu lassen?

Es ist unsere eigene Schuld, wenn wir, wenn die Regierungen, von der Geschichte überrascht werden, statt mit freier Kunst des Geistes fortan die Leitung des Geschichtsganges zu

übernehmen. Aber die bedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart können nicht als göttliche Offenbarungen begriffen, als göttliche Hülfen genützt werden, sie müssen vielmehr unverstanden bleiben, ja verwirren und bethören, so lange die allgemeinen Ideen, die göttlichen Wesenheiten, die in aller Geschichte sich spiegeln, und die besondern Ideen, die den neu anbrechenden Lebenstag, die unsere nächste Zukunft bestimmen, nicht erkannt werden. Diese Ideen sind die allgemeinste, die innerlichst wirkende und in unserm Zeitalter der Enttäuschung und der verständigen Überlegung allein mächtige Grundlage echter, nachhaltiger Begeisterung, sie können durch alle äußern Begebenheiten nicht ersetzt werden. Schwer lastet noch ihr Mangel auf der ganzen gebildeten Menschheit und insbesondere auf dem deutschen Volke, bei welchem aus der Gewohnheit, bevormundet zu sein, eine Abneigung entsprungen ist gegen alle solche Überlegungen, die zu einem männlich kräftigen Handeln führen müßten, würdig eines großen, edeln und an Anlagen, die einem höhern Berufe entsprechen, so reichen Volks.

So weit Hr. v. Leonhardi.

Und jene Wissenschaft des Lebens, jener Organismus ewiger Wahrheiten, der „anleiten soll zu einer Organisation der freien Bedingungen menschlicher Bethätigung des Rechts Aller", dessen Ahnung am Ende des vorigen Jahrhunderts mit allgemeinem Entzücken begrüßt war, wir sollen sie bei Krause finden. Die Wesenlehre soll die Menschen anleiten, die neue Zeit, die hereinbrechen wird, zu verstehen und sich schon jetzt dazu zu rüsten. Dieser Lehre, welche Ideal und Geschichte mit gleicher Klarheit als die Glieder Einer Wesenheit, in Einem Wissen erfaßt, wird die Macht zugeschrieben, auch für ein Leben der Einheit die Herzen zu gewinnen. Hr. v. Leonhardi sagt:

Sie ruft zu einem idealen Streben und Schaffen auf, aber sie entfremdet darum nicht der wirklichen Welt, sondern gewinnt ihr die Herzen, indem sie dieselbe anerkennt und verständlich zu machen sucht als ein unter Gottes eigenleblicher Vorsehung, nach Gottes ewigen Wesenheit- und Leben-Gesetzen Werdens, — bisher Gewordenes und ferner zu werden Bestimmtes. Durch die Aussicht auf eine bessere Zukunft, welche sie begründet, versöhnt sie mit dem Unvollkommenen der Gegenwart, zu dessen Erkenntniß sie im ganzen Umfange anleitet, während sie den wahren Werth des schon wirklich gewordenen Guten erst recht schätzen lehrt.

Wir sehen schon aus diesen Andeutungen, daß diese Lehre sich nicht mit „Haß gegen Gott und Haß gegen das Bestehende" brüstet, wie dies Bruno Bauer von Hegel's Lehre rühmt, daß das Jenseit in allen Gebieten hier Anerkennung findet neben dem Diesseit. Aber sie sieht die Erde nicht als ein Jammerthal an, sondern erkennt das Erdenleben als Selbstzweck; sie geht nicht aus von einer Ungöttlichkeit der Sinnenwelt, sondern lehrt, daß die Natur dem Geiste gleich würdig ist, und als wichtige Folge, daß aus dem Geiste nicht mehr, aus der Natur nicht weniger gemacht wird, als ein Jedes von ihnen ist, ergibt sich dann, daß über beiden auch Gott anerkannt wird als das unbedingte und unendliche die Welt wesentlich und wesenheitlich begründende Wesen, und als Urwesen, als weise, liebende, gerechte Vorsehung, als lebendiger Gott anerkannt wird. Sie erkennt das Bereich der persönlichen Liebe, das Ehethum und die Freundschaft als unantastbare Grundfesten der menschlichen Gesellschaft, als die Geburt- und Pflanzstätten alles höhern Menschlichen an. Sie will die Religion nicht stürzen, sondern in den Herzen der Menschen durch klare Erkenntniß Gottes erbauen. Sie verkennt die Wesenwidrigkeiten im gegenwärtigen Menschheitsleben nicht, aber sie negirt sich nicht blos, sondern sucht sie zu heilen. Aber sie hofft diese Heilung nicht blos oder zuerst von äußern Mitteln, sondern von innen heraus.

Die Heilung der gegenwärtigen Mißstände, lehrt Krause, darf nicht allein oder zuerst von der Verbesserung und freisinnigen Neubildung der politischen Institutionen der Völker, oder von einer bessern Ordnung der Eigenthumsrechte (durch Herstellung eines zweckmäßigen Verhältnisses des Privat- und Gemeindebesitzes und durch Abstellung des Unfugs, der auf den Grund von übermäßig ausgedehnten Privatrechten mit den gesellschaftlichen Lebensgütern getrieben wird) gehofft werden. Ebenso wenig aber allein von einer mehr nur materiellen Verbesserung des Gesellschaftslebens durch Belebung der Industrie, zur Vermehrung der Lebensmittel und der Erwerbsquellen. Auch nicht allein durch eine Wiederbelebung und Höherbildung der christlichen Religion, noch von einer richtigen Erfassung des Verhältnisses von Staat und Kirche und dem dadurch bedingten innigen Zusammenwirken beider, noch auch allein von der Erziehung und dem Volksunterrichte, wie wichtig und zeitgemäß auch alle diese äußern Hülfen, oder auf einzelnes Wesentliche gerichteten Bestrebungen sein mögen. Sondern es kommt vor Allem darauf an, den ganzen Menschen zu erfassen, die Idee der Menschheit als des höhern Ganzen — das alles Einzelne, alle menschlichen Vereine, Gesellschaften und Völker als seine Glieder in sich begreift, — als gleichsam eines höhern Menschen — im Bewußtsein zu wecken und die weitere Entwickelung dieser Idee der Menschheit als Eines, in organischer Geselligkeit sein Leben bildenden Ganzen — als Einer großen Gemeinde auf Erden — aller Edlern werth, und dadurch zum Gegenstande ihrer vereinten Bemühungen zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Rubini in Petersburg.

Der große Rubini hatte sich endlich, nicht ohne viel Mühe, bewegen lassen, seine erste Reise nach Rußland zu machen. Was that Rubini in Rußland? Rubini sang einige seiner schönsten Arien, er sang sie vortrefflich. Und Rußland, was that Rußland? Rußland fiel dem Sänger zu Füßen, die Hände voll Diamanten und Perlen. Sie waren quitt. Rubini hatte nun nichts Besseres zu thun, als sich in den Privatstand zurückzuziehen. Er wurde erwartet in seiner italienischen Herrschaft. Seine guten Bauern machten schon Anstalten zu seinem Empfange, die Triumphbogen, unter denen er einziehen sollte, waren schon aufgerichtet, die jungen Mädchen in weißen Kleidern, die Greise mit entblößten Häuptern, die jungen Leute, Kränze in den Händen, die Geistlichkeit Heiligenfahnen tragend, Alle waren voll Erwartung, voll Freude, voll Stolz, ihrem Meister und Herrn entgegenzuziehen. Um so den letzten Pflichten seiner Größe zu genügen, hatte Rubini selbst die Anträge, Bitten, Huldigungen Frankreichs, seines schönen Frankreichs, ausgeschlagen und das Ehrenkreuz. Und nun bewundert die erhabene Herzensgüte dieses großen Mannes! Den Tag vor seiner Abreise von Petersburg wird Rubini zu dem Kaiser an den Hof ge-

rufen; noch einmal verlangt der Kaiser ihn zu sehen, er ist untröstlich über des Sängers Scheiden; nur noch ein Wort, ein Lebewohl, und dann auf ewig Lebewohl. Dann wird der Kaiser allein und einsam bleiben in der Verlassenheit und Öde seiner kaiserlichen königlichen Majestät. Rubini hört, der Kaiser wolle ihn noch einmal sehen, Rubini, bescheiden, wie große Künstler sind, willigt ein, um vierundzwanzig Stunden seine Reise aufzuschieben. Der Kaiser möge ruhig schlafen, der berühmte Sänger wird morgen in petite tenue im Sommerpalast erscheinen. O rührendes Schauspiel! Ihr hättet sehen sollen, wie Se. kaiserlich-königliche Majestät Rubini bat und flehte, ihn nicht so geschwind mit seinem traurigen Geschick allein zu lassen, aus Gnade und Barmherzigkeit nur noch ein Jahr, ein einziges Jahr zu opfern. Schenk' uns den Winter 1843, Meister Rubini, laß uns nicht trostlos, du Winternachtigal, Bulbul des Decembermonds, schenke ihn unserm ewigen Eis und Schnee! Singe noch, singe fort, sei uns die Sonne, uns unglücklichen Franzosen des Nordens! Rubini wollte anfangs widerstehen, er sträubte sich. Ihn lockte das Bild des italienischen Vaterlandes, das nach ihm seine Hände ausstreckte, mit Rosen und Myrten bekränzt, und zu ihm rief: Komm komm, mein Sohn! Aber endlich — wenn man nun auch der größte Sänger ist und der Welt noch so müde, man hat kein Herz von Stein. Ein Kaiser, der mit flehenden Händen bittet, ist ein großer Kaiser. Das Tageblatt selbst von Petersburg, dieses stumme, maulgeknebelte Blatt, gesteht: „Der Kaiser nahm Rubini's beide Hände in die seinigen." Ihr hört es, nicht seine Hand, nein, seine beiden Hände. Wenig fehlte, daß der Kaiser mit dem Geizigen sprach: Rubini, deine Hand, und noch die andere — die andere! Solches geschah, Rubin war besiegt; sollte es von ihm heißen: Se. Majestät der Kaiser Nikolaus I. übertraf an Großmuth Rubini den Ersten und Letzten? Er versprach zu bleiben, er wird bleiben. Aber wie Schade, welch ein Jammer, daß Rubini nicht daran gedacht hat, sich als Abschlagszahlung gleichsam auf den neuen Contract für diesen Winter, den er in Rußland zubringen wird, ein Geschenk, ein Freudenzeichen auszubitten, eine Kleinigkeit, ein Nichts, die Befreiung Polens, eine Charte, wenigstens die Zurückberufung der Verbannten aus Sibirien. O Rubini, woran dachten Sie? Warum diese unselige Uneigennützigkeit? Es hätte Ihnen so wenig gekostet! Es hätte so vielen elenden Verbannten, die nun sterben werden, ohne von Ihnen die rührende Arie aus der „Lucia" gehört zu haben, solch eine Freude gemacht. O Rubini! Hätten Sie z. B., da der Kaiser so im Zuge war, Ihnen Alles zu bewilligen, die klägliche Geschichte von der Fürstin Trubetzkoi gewußt, wie hätten Sie den Fall dem Kaiser vorgetragen! Arme, edle Fürstin, jedes Lobes, jeder Achtung würdig, und vor Allem werth, daß Sie Rubini, der Einzige, der sich ihrer annehmen konnte, ihr geholfen hätten. Der Prinz Trubetzkoi wurde als Verschwörer verurtheilt, erst als Sträfling in den Minen des Ural zu arbeiten und dann auf Lebenszeit nach Sibirien zu gehen. Er hatte eine Frau, jung, schön, gefeiert, aus einer angesehenen Familie entsprossen. Kaum vernimmt die Fürstin das über ihren Gemahl ausgesprochene Urtheil, so erklärt sie, daß sie gehen und sein fürchterliches Loos mit ihm theilen werde. Sie wendet sich deswegen fußfällig an den Kaiser, und der Kaiser, gerührt von so viel Hingebung, von so vielen Thränen, erlaubt der Fürstin, sich mit ihrem Gatten lebendig zu begraben. Sie reist ab, nicht wie Sie reisen würden, König der Tenore, in einer bequemen, warmen, von sechs Pferden gezogenen Berline, während die Leibeigenen unterwegs sich vor Ihnen als dem Freund des Kaisers bücken, nein, auf einem offenen Karren, der sie Tausende von Meilen weit über Knittelwege schleppt, welche Wagen, Leib und Seele zerbrechen. Die Seele dieser edeln Fürstin brach nicht, noch ihr Leib. Vierzehn Jahre lebte sie vergraben in den Minen des Ural. Vierzehn Jahre des Jammers, der Kälte, des Hungers, der gezwungenen Arbeit! Vierzehn Jahre! Indessen erbarmte sich der Himmel so großen Leides. Diesem Sträflinge und seinem treuen Weibe schenkte er vier Kinder, vier Kinder im Abgrunde geboren! Dort hatte sie sie empfangen, zur Welt gebracht und aufgezogen. Nach Ablauf dieser vierzehn Jahre sollte der Unglückliche nach Sibirien geführt werden. Merken Sie das wohl, Meister Rubini, Sibirien. Ein schreckliches Loos, so schrecklich, daß die Fürstin Trubetzkoi, ihren Stolz besiegend, ein eigenhändiges Bittgesuch an den Kaiser richtete. Der Kaiser hatte für den Sträfling Trubetzkoi und seine Familie einen so wilden, eisigen Fleck bestimmt in dieser Eishöhle, die Sibirien heißt, daß die Fürstin, demüthig, mit gefalteten Händen (zwei edeln Händen, Händen einer Heiligen, die der Kaiser nicht in die seinigen nehmen wird) fußfällig bat, ihre vier Kinder von so zartem Alter, so unschuldig und so schön, an einen Ort schicken zu dürfen, wo sie eine mildere Luft als den Eishauch jener Wildniß athmen könnten. Der Brief ist geschrieben, sie reist ab. Ein Mann, nein, ein Weib findet sich in diesem ganzen weiten Reiche kühn genug, die demüthige Bitte dem Kaiser vorzutragen. Jammer! diese heldenmüthige Mutter bittet für ihre Kinder um den ewigen Winter von Tobolsk, Irkutzk, Orenburg, sonst nichts, und wird dies gewährt, so will sie ihre Kinder für so glücklich halten, als ob sie innerhalb Ihrer Herrschaft in Toscana lebten, Meister Rubini! Sie spricht mit der Beredtsamkeit einer Mutter, mit Engelzungen, und nachdem die Rache vierzehn Jahre gewährt hat. Wissen Sie, carino Rubini, was für Antwort der Kaiser gab, der Ihre beiden Hände in die seinigen nahm, der schon weint, wenn er sie mit klagender Stimme und lachender Miene den kleinen Jammer einer Rossini'schen Heldin erzählen hört? „Ich wundere mich", sagte der Kaiser, „daß man die Keckheit hat, der Familie eines Mannes vor mir zu erwähnen, der gegen mich conspirirt hat." In dem Loose der Kinder dieser Fürstin Trubetzkoi hat sich Nichts geändert. Nun singen Sie, Rubini, Sie besitzen ja das kaiserliche Ohr, singen Sie mit Ihrer süßesten Stimme Ihr „Bella alma innamorata"! Erpressen Sie Thränen, erzählen Sie von Lucia, so viel Ihnen beliebt, aber hüten Sie sich, hüten Sie sich, den bewunderungswerthen Namen auszusprechen, den edeln Namen der Fürstin von Trubetzkoi. (Journal des débats.) 78.

Literarische Notiz.

Libri's antijesuitischer Eifer.

Wir haben in d. Bl. bereits zu wiederholten Malen die treffliche „Histoire des sciences mathématiques en Italie depuis la renaissance jusqu'à la fin du 18ième siècle" vom Italiener Libri, der bereits eine längere Reihe von Jahren in Paris lebt, erwähnt. Wir erhalten gegenwärtig von diesem interessanten Werke, das auf sechs Bände berechnet ist, den dritten und vierten Band. Seitdem hat sich aber Libri, der Mitglied der Académie des sciences ist, als einen der energischsten Feinde der Jesuiten und den lebhaftesten Vertheidiger der Universität, d. h. des gesammten französischen Unterrichtswesens gezeigt. Seine Aufsätze, die auf diese wichtigen Fragen Bezug hatten, standen in der „Revue des deux mondes", die vor einigen Jahren einige treffliche Artikel über die neuere italienische Literatur aus seiner Feder brachte. Obgleich Arago und sein liberaler Anhang in der Akademie ihm gewiß bei Bekämpfung der immer mehr um sich greifenden Usurpation von Seiten der Geistlichkeit im Allgemeinen beipflichten wird, so kann diese Partei es Libri doch nicht verzeihen, daß sich derselbe wie schon bei verschiedenen andern Gelegenheiten zum entschiedenen Streiter für die Sache des Ministeriums aufgeworfen hat. Man hat deshalb neulich, als Libri zum Nachfolger des verstorbenen Lacroix ernannt wurde, wenigstens indirect protestirt. Arago, der, wie sich denken läßt, auf die Académie des sciences einen bedeutenden Einfluß ausübt, soll nämlich die Mehrzahl veranlaßt haben, als die getroffene Wahl der Académie zur Begutachtung vorlag, durch weiße Stimmzettel zu erkennen zu geben, daß man der Entscheidung des Ministeriums nicht beipflichten könne. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 272. —— 29. September 1843.

Die neuesten Bewegungen auf dem Gebiet der Philosophie der Geschichte.

(Beschluß aus Nr. 271.)

Es wird von Krause als eine nothwendige Bedingung anerkannt, um die Menschen dem Guten geneigt zu machen, daß man sie zuerst in die äußere (materielle) Möglichkeit versetze, ein menschliches Leben zu führen; allein es wird auch anerkannt, daß, um zu diesem Zwecke zu gelangen, noch ganz andere Mittel und Kräfte erfoderlich sind, als sie der Staat durch seine Behörden zu entfalten vermag, daß man daher nicht Alles vom Staate erwarten darf.

Wenn es eine große Wahrheit ist — sagt Krause —, daß dem Menschen durch die göttliche Fürsorge, im rechten Gebrauch der Vernunft und der Naturkräfte, alle Mittel des Guten gegeben sind, und daß nach und nach alle den Menschen niederdrückenden, die Erreichung seiner Bestimmung beeinträchtigenden Arbeiten durch Maschinen geleistet werden können, so ist es andererseits nicht minder wahr, daß, wenn diese durch die Kunst in reicher Masse erzielten Güter der Menschheit zum Segen gereichen sollen, eine andere als die bisherige Haushaltung damit begonnen werden müsse, und daß dem Staate hierin ein Zusammenstehen Aller in Ehre und Liebe zur Seite gehen, ja daß seine Wirksamkeit durch einen Organismus freier Vereine vorbereitet, unterstützt und das Wirken der Letztern erst erfolgreich gemacht werden müsse. Überhaupt ist in allen gesellschaftlichen Einrichtungen der Grundsatz durchzuführen, daß Erziehung zur Freiheit der Anfang der Regierung ist, und daß die Erziehung für eine, in allseitiger gesellschaftlicher Berathung als musterbildlich erkannte neue Lebensordnung nur dann von ganzem Erfolge sein kann, wenn sie alle Stufen des Lebens begleitet und keine einzelne oder gesellige Person einer zufälligen Entwickelung preisgibt.

Krause sieht die Wissenschaft und ihre organische Ausbildung als die nothwendige Grundbedingniß auch der sittlichen Entfaltung der Menschheit an. Er hofft von ihr, daß sie als höhere Macht wirke, von deren Zahlen jede einzelne eine unendliche Reihe böser Zahlen bewältige. Das Leben, lehrt er, sei eine Kunst, die nur in stetiger Besonnenheit ihres Gesetzes geübt werden könne. Die Menschheit, lehrt er, sei eine höhere Person, die ebenso sehr eines Gewissens bedürfe als der Einzelne. Oder, um ganz mit Krause zu sprechen: Es ist Eine Menschheit in Gott, oder Gott ist in sich auch die Eine Menschheit. Diese ist in sich unendlich viele Einzelmenschen, welche in leiblicher Hinsicht im unendlichen Raume, als selbständige Einzelwesen vertheilt, sterblich, in Hinsicht auf die Lebensvereinigung des Geistes, mit dem stofflichen Gebilde eines unendlichen Leibes; der Grundwesenheit nach aber ewig und unsterblich sind. Gott waltet unbedigt frei in seinem einen innern Leben, auch in den Leben der Menschheit, dieser Theilmenschheit auf Erden, wie in den Einzelleben jedes Einzelnen. Aber auch jedes Wesen in Gott ist auf seine eigene Weise, in seinem Eigenlebengebiete, mit seiner Eigenkraft mitwirksam in und an dem einen Lebenswerke Gottes. Also ist auch die Menschheit dieser Erde und jeder einzelne Mensch nach der Stufe der Einsicht und der Gesinnung eine in ihrem Gebiete freie, selbständige, untergeordnete (aber nicht isolirte), organisch-verbundene, mitwirkende Kraft des sich stetig fortbildenden Lebens und der einen Geschichte. Die gesammte Bestimmung des Menschenlebens ist organisch-harmonische Entfaltung desselben nach allen Momenten und Stufen in Wissenschaft, Gemüthleben, Sittlichkeit, Recht und Tugend, Erziehung und Bildung und im ganzen Gebiete der Kunst, und zwar in Gottinnigkeit, Gerechtigkeit, Schönheit sowol jedes Menschen als Individuums in sich, als auch nach allen grundgesellschaftlichen Vereinigungen der Ehe, der Freundschaft, der Freigeselligkeit jeder Ortsgesellschaft, des Stammvereins, des Volks, des Völkervereins und zuhöchst der Menschheit als eines organischen Gesellschaftvereins und zugleich in werkthätigen Vereinen für Wissenschaft, Kunst, Tugend, Recht und Weseninnigkeit dazuleben.

In dem einen Gebote: sei Mensch, liegt das ganze Sittengesetz, das höchste Gesetz verborgen. Die ganze Kraft und Fülle dieses Gebots legt Krause aber in folgenden allgemeinen und besondern Geboten auseinander.

Allgemeine Gebote.

Du sollst Gott erkennen, anbeten, lieben und heilig halten.

Du sollst die Vernunft, die Natur, und die Menschheit und alle Wesen in ihnen erkennen, achten, lieben und heilig halten.

Du sollst dich selbst, als Gottes Geschöpf, als selbständiges und als geselliges Wesen, erkennen, achten, lieben und heilig halten.

Du sollst als ganzer Mensch leben.

Du sollst deinen Geist und deinen Leib, und beide, sofern sie Ein Wesen sind, erkennen, achten, lieben und heilig halten,

daß jeder für sich und beide in ihrem Vereinleben, rein, gesund, kraftvoll und schön und du ein harmonischer Mensch seiest.

Du sollst tugendhaft sein, aus reinem, freiem Willen.

Du sollst gerecht sein gegen alle Wesen und gegen dich selbst, aus reiner freier Achtung.

Du sollst liebreich sein gegen alle Wesen und gegen dich selbst, aus reiner freier Neigung.

Du sollst gottinnig sein, und in der Gottinnigkeit vernunftinnig, naturinnig und menschheitinnig aus reinem freiem Gemüthe, jedem Leben, jeder Freude, jeder Liebe hold.

Du sollst das Wahre, als Eine Wissenschaft, im Spiegel deiner reinen Seele, gottinnig und gesellig erforschen.

Du sollst das Schöne, als das Gottähnliche in dem Einen Leben aller Wesen in Gott und in der Gestalt aller Wesen, rein erkennen, und in reinem Kunsttriebe in deinem Lebenkreise bilden.

Du sollst dich selbst erziehen und bilden, und die erziehenden und bildenden Einflüsse Gottes und der Welt mit freier, besonnener Kunst in dich aufnehmen.

Besondere Gebote, die aus den allgemeinen fließen, zugleich als verbietende.

Du sollst das Gute nicht thun, weil du hoffest, noch weil du fürchtest, noch um der Lust willen, sondern weil es gut ist; dadurch wirst du erfüllt werden mit Einer Hoffnung auf Gott, daß du dich furchtlos, aber voll heiliger Scheu, deines Lebens in Gott erfreuest. Du sollst das Recht thun, nicht weil es dir nützt, sondern weil es recht ist.

Du sollst aller Wesen Vollkommenheit befördern und allen empfindenden Wesen Wohlgefühl und Freude bereiten, so weit deine Kraft reicht, nicht um ihres Dankes und ihrer Wiedervergeltung willen, und ohne ihre selbstgesetzmäßige Freiheit zu stören; und Dem, der dir wohlthut, sollst du dankbar sein.

Du sollst keinem Wesen geneigt sein, und ihm wohlthun, nicht um deiner Lust und deines Vortheils willen, sondern weil dieses Wesen gut und schön und mit dir zugleich in Gott, als Glied Eines Lebens ist.

Du sollst gesellig sein, nicht aus Eigennutz, noch Lüsternheit, sondern keusch und schamhaft; und dich mit andern Wesen lebend vereinigen nur aus Liebe und nur um Liebe.

Du sollst zu dir selbst, als Gliede der Menschheit, keine Verachtung noch Vorliebe haben, sondern deinen Mitmenschen achten und lieben als dich selbst.

(Du sollst das Wahre annehmen, nur so weit du es selbst schauest, nicht weil du anschaust, daß ein anderes Wesen sagt, daß es ein Wahres schaue; und ohne eigene freiselbstthätige Prüfung sollst du nichts weder annehmen, noch verwerfen.

Und das Schöne sollst du lieben und leben, nur weil es ein Theil des Guten ist, nicht weil es dich ergötzet.)

Du sollst nicht hochmüthig sein, noch ein Selbstling; nie träg sein, nie lügen, nie heucheln, nie dich verstellen (nie zürnen, nie ungeduldig sein, nie trotzen, nie reizen, nie necken, nie spotten); nicht neidisch, schadenfroh, noch rachsüchtig sein; sondern bescheiden, gemeinsinnig und genügsam; arbeitsam, wahrhaft, lauter und offenherzig; genügsam, froh über Anderer Wohl und zum Verzeihen geneigt.

(Du sollst rein und ganz vom Bösen lassen, und das Böse mit nichts entschuldigen noch beschönigen.)

Dem Bösen sollst du nie Böses entgegensetzen, sondern nur Gutes (und unermüdet immer wieder nur Gutes, und den Erfolg und überhaupt alles Andere Gott überlassen):

Dem Irrthume die Wissenschaft, dem Wesenwidrigen das Lebendige und Schöne, dem Laster die Tugend, dem Unrechte das Recht; dem Hasse die Liebe, der Feindschaft reinmenschliche Zuneigung, der Trägheit den Eifer, dem Hochmuthe Bescheidenheit, der Selbstsucht Gemeinsinn und Genügsamkeit, der Lüge Wahrhaftigkeit (dem Zorne lieb-innige sanfte Freundlichkeit, der Ungeduld bereitwillige Geduld, dem Trotze zartgesellige Nachgiebigkeit, oder ernstruhige, unstreithafte Ausführung des Guten, dem Reizen gottinnige Ruhe und Liebfreundlichkeit, dem Necken ernste Duldsamkeit und ungestörte Fortarbeit), der Falschheit Biederkeit, dem Neide Gönnsamkeit, dem Undanke Wohlthun, der Schadenfreude ein duldsam und theilnehmend Herz, der Tadelsucht williges Gehör und stete Verbesserung, der Verachtung Achtung *), der Rache Verzeihung und zuvorkommende Güte, der Schmähung gute Rede, dem Spotte ruhigen Ernst, der Raubsucht Freigebigkeit.

So sollst du das Böse nicht mit gleichen Waffen, sondern nur mit den Waffen der Gottinnigkeit, der Tugend, der Gerechtigkeit, des Wahren und des Schönen bekämpfen, und anders sollst du dich ihm nicht widersetzen.

Und dem Übel, welches dir in der Weltbeschränkung nach Gottes Willen widerfährt, sollst du nicht Zorn, nicht Unmuth, nicht Trägheit entgegnen, sondern in ruhiger Ergebung in Gott, mit besonnenem Muthe, mit munterm Fleiß, und mit aufstrebender Kraft sollst du es ertragen, und, mit Gottes Hülfe, überwinden.

Man vergleiche diese Gebote mit den zehn Geboten Mosis, mit Dem, was unsere christlichen Morallehrer als Kern christlicher Sittenlehre abstrahirt haben, und man wird einen sehr großen Weiterschritt bemerken; hält man sie aber nun gar an die laxe Moral, die sich in das Leben aller Kreise der Gesellschaft eingeschlichen hat, so möchten Wenige sein, die nicht erröthen müßten, wenn sie ihr Thun damit vergleichen. Hier höre ich nicht nur Edgar Bauer, sondern eine ganze Schar Dichter oder solche, die es sein wollen, Tagsliteratoren u. s. w. aufschreien: welch langweiliges Leben!

Hr. v. Leonhardi hat diesen Vorwurf gleichfalls im voraus geahnt, und sagt deshalb in seinem Vorberichte:

Die Herrschaft der Vernunft und damit auch vollendeter Religion wird weder zur Alltäglichkeit und Langweiligkeit führen, noch wird sie durch kirchliches Formelwesen das Grab unschuldiger Freude und freien geselligen Ergehens werden. Denn in Arbeit und Spiel, in Scherz und Ernst und nur in lebevollem Wechsel von diesem Allen vermag das Leben der Menschheit seine höchste Bestimmung zu erreichen, wonach es eine stetige, des Menschen als göttlichen Ebenbildes würdige, die ganze menschliche Wesenheit spiegelnde Innigung des ganzen Menschen mit Gott, Ein stetiges Gebet des ganzen Lebens sein soll.

Wie wir bisher einige Lehren Krause's aus dem unendlichen Reichthum seines Systems gerissen haben, um sie den Lehren der gegenwärtigen Philosophie sowol als den Empirikern und Dogmatikern entgegenzustellen, so wollen wir nun auch kurz die Art und Weise seiner Geschichtsanschauung mittheilen.

Dem vorwissenschaftlichen Blicke des Menschen erscheint die Geschichte der Völker und der Menschheit, sowie selbst die Geschichte seines eigenen Erdenlebens, als ein gesetzloses Ganzes. Der grundwissenschaftlich gebildete Geist erkennt aber das Leben auch dieser Menschheit, trotz aller Misbildungen und Entartungen, Lücken und Flecken in denselben, als eine gesetzmäßige, organische Entwickelung. So Krause; er lehrt, das Wesen, das Ganze aller göttlichen Wesenheiten, an jedem Lebensindividuum und in jedem Lebensgebiete auf eine bestimmte Weise dargestellt, daß die endlichen Wesen, gemäß der Stufe, die sie im Gliedbaue des Wesens einnehmen, den Gliedbau der göttlichen Wesenheit in gesetzmäßiger Folge nacheinander darstellen, mit Nothwendigkeit, doch unter Mitwirkung ihrer

*) Ur-Achtung in Gott.

Freiheit darstellen, und zwar unendlich viele Male in der unendlichen Zeit. Was ewiger Weise zugleich und ohne Zeit ist, wird in der Zeit neben, mit und nacheinander. Die vollendete Endlichkeit und Bestimmtheit, bezogen zu der endlichen Zeitdauer, zu der Tiefe der Wesenheit, und der darin liegenden Möglichkeit geben dieses Resultat.

Aus den Grundwesenheiten Gottes und jedes endlichen Wesens deducirt Krause dann drei Hauptlebensalter auch der Menschheit, zu vergleichen dem Alter der Kindheit, der Jugend und dem Alter der Reife.

In die weitere Gliederung dieser Lebensalter einzugehen, zu prüfen, mit welchem Glück oder Geschick Krause in der bisherigen Geschichte der Menschheit diese Hauptlebensalter auffindet, wie er das Wesentliche aus dem scheinbaren Chaos der Geschichte herausfindet und vergeistigt, müssen wir unsern Lesern überlassen, denen die hier mitgetheilten Bruchstücke Lust gemacht haben, nähere Belehrung aus der ursprünglichen Quelle selbst zu schöpfen.

Ohne zu verkennen, daß sich Völker und Einzelne noch in allen Lebensaltern und auf allen Lebensstufen finden, ist Krause's Ansicht, daß wir an den Pforten des dritten Hauptlebensalters, des Reiflebensalters stehen, wo das Leben nach innen und außen seiner Vollendung nahe kommt, ja dieses Lebensalter hat schon in Geist, Gemüth, Willen und Streben vieler einzelnen Menschen begonnen. Diejenigen, welche im Geiste des dritten Hauptlebensalters leben, sollen aber bestrebt sein, daß hauptsächlich folgende Grundübel aus dem Leben der Menschheit entschwinden: „1) Zwangsgewalt, Zwingherrschaft jeder Art und jeden Gebiets, und zwar leibliche und geistige Zwingherrschaft. 2) Der blinde, d. i. der unbegründete, blos individuell persönliche Satzungsglaube in jeder Art und in jedem Gebiete, welcher und sofern er ohne die Grundlage der ewigen und zeitlichen Wahrheit ist. 3) Das Grundübel der Hehlerei und der Geheimsucht in allen Gebieten. 4) Das reiche Gebiet des Unglücks und Zufalls (jeder Art) soll vermindert werden."

Im Sinne dieser Grundansichten eifert Krause dann namentlich auch gegen Vernachlässigung der Frauen und Kinder, Sklaverei und Sklavenhandel, irreligiöse Unduldsamkeit und Bevorrechtung der Bürger des Staats als Religionsgenossen, bei abgöttischer Verehrung einzelner Menschen, gegen Zwangbuhlerei im unechten Ehebette (er will Trennbarkeit der Ehe, wenn die Liebe erloschen), dagegen, daß es für Könige, Mächte und für diplomatische politische Verhandlungen noch eine besondere Moral gebe, wonach z. B. ein Autokrat gar keiner moralischen Beurtheilung von Menschen soll unterzogen werden können (untergeordneter Standpunkt).

Er will, daß die bestehenden Gesellschaften im Geiste des dritten Hauptlebensalters der Menschheit gereinigt, veredelt, höher gebildet werden, daß die noch fehlenden Gesellschaftsvereine hergestellt, daß die Freigeselligkeit befördert werde, vor Allem aber fodert er auf, das Schließen und Gedeihen des von ihm zuerst verkündeten alloffenen Menschheitsbundes zu fördern, in welchem er die leitende und regierende Grundidee des kommenden, und nun schon begonnenen Zeitalters erblickt.

Der Herausgeber hat, im Geiste Krause's, die höchste Wichtigkeit darauf gelegt, die Priorität dieses Gedankens demselben zu vindiciren, und darüber verabsäumt, uns näher in die Anschauungen einzuweihen, welche Krause von diesem alloffenen Menschheitsbunde hatte. Wir werden auf die folgenden Theile des Nachlasses verweisen.

Gern theilten wir Krause's Lehre vom Bösen, dem Lebenswidrigen, hier noch mit, weil sie den einzeln genommen schrecklichen Gedanken, urviele Menschen schlagen sich todt in jedem Augenblicke, urviele Mütter morden ihre Kinder in diesem Augenblicke, unendlich viele Menschen lügen und heucheln u. s. w., seine Schrecklichkeit nimmt, und auch das Böse als Gott-Bestätigung erkennen lehrt, führten uns diese Lehren nicht zu den feinsten, speculativen Begriffen, welche in d. Bl. nicht an ihrer Stelle sein möchten. Aber wir können nicht unterlassen darauf aufmerksam zu machen, daß die lebenswesentlichsten Begriffe, die selbst im Bewußtsein der meisten Gebildeten erst verworren dämmern, geklärt und geschieden sind wie nie vorher; wir meinen die Ideen und Begriffe: Religion, Recht, menschliche Bestimmung auf Erden und nach diesem Leben, Naturgesetz, Geist, Seele und deren Verhältnisse zum Leibe, Bewußtsein, Erkennen, Fühlen, Freiheit des Willens, Grund, Ursache, Mittel, Bedingung, Leben, Werden, Vergehen, Zeit, Ewigkeit, Kraft, Stoff, Naturgebilde, Möglichkeit, Gutes, Böses, Sünde, Schuld, Erziehung, Regierung, Staat, erlaubte Mittel u. s. w. Diese Begriffe aber sind gerade die Angeln, worin sich unser ganzes Leben bewegt, und ohne ihre wissenschaftliche Aufklärung tappen Völker, Regierungen und Einzelne im Dunkeln und werden Beute der einsichtsscheuen Selbstsucht.

Menschen aber — sagt Krause —, welche die Finsterniß hüten, aus guter, aus übler Absicht, gleichen Denen, die auf den Bergen stünden, um bei anbrechender Dämmerung das Überhandnehmen des Lichts zu verhindern. Oder im Frühling das Ausbrechen der Knospen und Blumen zu verwehren. Wo nur erst die höhere Sonne scheint! Sie rückt höher. Wir werden uns Alle darin erkennen, versöhnen. Die auf dem Berge werden sie zuerst sehen und denen in den Thälern nicht verhindern, nicht verheimlichen können. Denn Die unten sehen die Berge sich vergolden und bald, wenn die Sonne sich hebt, erblicken sie Alle.

Zugleich mit dieser Philosophie der Geschichte ist der dritte Band von Krause's „Religionsphilosophie" erschienen, der eine Kritik der Schleiermacher'schen Religionsphilosophie enthält und daher in unsern Tagen wie gerufen kommt. H. A. Oppermann.

Aus dem Böhmerwalde, von Joseph Rank. Leipzig, Einhorn. 1843. 8. 1 Thlr.

Die Ethnographie Böhmens ist in der Neuzeit mannichfach vorgeschritten; auch der Böhmerwald, dieses Urgebirge mitten in Deutschland, ist der Aufmerksamkeit der Forscher nicht entgangen. Gelehrte wie Zippe, Lindaker u. A., haben mannich-

faltige Beobachtungen über denselben angestellt. Über die Bewohner selbst ist indeß noch wenig Sicheres bekannt geworden, und doch hängt gerade von den Bewohnern des Böhmerwalds und ihrer geistigen Beschaffenheit die Entscheidung einer der wichtigsten Fragen der Geschichte ab, inwieweit hier die deutsche Bevölkerung eine ursprüngliche oder eine später eingewanderte zu sein scheint. In diesen Urwäldern, welche selbst gegenwärtig noch nicht einmal in bestimmte Reviere abgetheilt sind, sodaß sie „jeder Besitzer nach Bedarf nützt", mußte sich auch die ursprüngliche Bevölkerung am längsten und sichersten erhalten. Hr. Rank hat besonders die Deutschen dieser Gegend zum Gegenstande seiner Beobachtung erwählt. Nachdem er über den „Schauplatz" seiner Beobachtungen einen kurzen Bericht gegeben, bemerkt er von dem Volke selbst, daß: „diese Deutschen musikalisches Talent und Vorliebe für die Musik gleich den eigentlichen Böhmen besitzen. Fast jedes Dorf hat seine Musikanten. Spielt der gegenwärtige Bauernsohn nicht Geige oder Clarinette, so beweist eins dieser Instrumente, in der Stube unter verschiedenen Handwerkszeugen hängend, daß der Vater oder Großvater spielte. Nicht minder sind sie für Nationalgesang eingenommen. Unzählig sind Volksmelodien und Texte. Auch der Jodler ist da zu Hause. Jährlich componiren die Burschen einzelner Dörfer Melodien und Texte und die gelungensten werden allgemein. Das musikalische Gehör beweist sich dadurch, daß die schlechteste Stimme im Chor wenigstens keine Mistöne nimmt. Am Tage widerklingt Haus und Feld von Liedern. Nächtlich durchziehen erwachsene Bursche singend die Dörfer. Nicht nur heitere, sondern auch rührende und ernste Lieder werden gesungen, und wenn ein solches durch die Mitternacht tönt, da richten sich Väter, Mütter und Jungfrauen im Bette auf, bis sich die Sänger entfernen." Beinahe Wort für Wort erzählt Dasselbe der russische Romanschriftsteller Gogol in seiner ukrainischen Novelle „Anna". Aber auch in dem übrigen Buche kommen noch häufig Sitten und Gewohnheiten vor, welche aus erster Hand dem Kenner die gleichen slawischen ins Gedächtniß rufen. Wie viel hieran das nachbarliche Zusammenleben Schuld sein mag, läßt sich nicht erklären; wenn es aber niemals inniger gewesen wäre als es der Verf. aus der Gegenwart darstellt, so müßte man die Ursache dieses Zusammentreffens wol in andern Dingen suchen. Indeß das Gebiet der Hypothesen ist zu groß und kennt dann nicht so leicht eine Grenze. Über das nachbarliche Verhältniß gegen die Böhmen spricht sich der Verf. ziemlich fest aus. „Die Deutschen", sagt er, „zeigen für Böhmen als Vaterland keine Vaterlandsliebe." Der Böhme werde durch die drückende Lage (in welche er von den Deutschen gesetzt ist) dumpf, verschlossen, argwöhnisch, oder wenn er aufthaue, lästig schmeichelnd; harmlose Fröhlichkeit zeige er nie. Einmal aus dem Dunkel seines Trübsinns getreten, schwinge er die sausende Fackel wilder Lust, um dann auf lange wieder seinem Robotpflug (Hofedienst) in träger Versunkenheit nachzuschlendern. „Dieser arme Czeche weiß", sagt der Verf., „daß ihn sein Fleiß in höchster Potenz auf keinen grünen Zweig bringe; daher kein Funke Neuerungs- oder Besserungsgeistes. Wenn eine Familie zu zahlreich wird, so treibt man (das ist: die Herrschaft) die Kinder wie entbehrliche Schafe in alle Welt. In der Fremde erst, wo er mit seinem Fleiße frei ist, beweist dieser Czeche die unbändigste Ausdauer, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Ernst, Geschick und Lust zu jeder kräftigen That. Was würde dieses Volk aufbauen, wenn es zu einer großen That ebenso gesucht und gerufen würde wie zum Bau von Häusern und Palästen in der Fremde." Diese scharfe Verschiedenheit des Nationalcharakters halte den Deutschen und den Czechen „natürlich, nicht aus Haß" voneinander fern. Die unglücklichere Lage bringe manchen böhmischen Burschen dahin, sich den Deutschen näher anzuschließen, daß sie in deutschen Dörfern zu Dienste gehen, wo sie dann ein lebhaftes Vergnügen am Nationalleben der Deutschen finden. (Es ist dies der deutlichste Fingerzeig, auf welche Weise sich die böhmische Nation allmälig und freiwillig germanisiren ließe, wenn man anders es nicht für einen Frevel hielte, ein ganzes Volk noch länger in Knechtschaft, Unwissenheit und Roheit zu belassen.) Ein deutscher Bursche aber werde nie im Dienste eines czechischen Hauses gefunden. Mischungsheirathen geschehen nur höchst selten, außer bei gemischter Bevölkerung in einem Dorfe. „Der Verkehr zwischen dem Deutschen und Böhmen wird, wo er nicht nothwendig ist, nicht gesucht; viel lieber hat man mit den anstoßenden Baiern zu schaffen, weil hier das Nachbarvolk viel Übereinstimmung in Tracht, Dialekt, Sitten und Charakter zeigt." Eine eigenthümliche Sehnsucht zieht die deutschen Mädchen und Burschen dieser Gegend nach Wien, welche sich oft zum unwiderstehlichen Heimweh steigert. Trotzdem aber beseelt sie eine solche Liebe zu ihren heimischen Bergen, daß sie dennoch immer wieder in die Heimat zurückkehren. Bei den Volksfesten kommen die in Wien Dienenden häufig nach Hause, wobei sie den Weg von 40 Meilen zu Fuß und „mit einer Wegzehrung von 30 Münzkreuzern und ohne Mildthätigkeit anzusprechen" zurücklegen. Über die Sitten und Gebräuche versucht der Verf. durch einzelne Darstellungen deutlich zu unterrichten. Unter denselben haben uns der „Tanz", die „Hochzeit", die „lustige Burschennacht", die „Gratulationen" und das „Kirchweihfest" am besten gefallen. An sie schließt sich der „Winterabend" und eine Reihe Sagen und Märchen, sowie die Volksnovellen gut an. Doch trifft der Verf., wie uns dünkt, nicht überall den rechten Volkston, was um so schwerer ist, jemehr sich derselbe vor der in der Volkssage herrschenden Derbheit, welche das Gebiet des Gemeinen nicht selten betritt, hüten zu müssen geglaubt hat. Aus diesem Grunde ist denn auch seine Übersetzung der Volkslieder nicht selten freier als man sie bei Übersetzungen aus ganz fremden Sprachen gutheißen würde. Das Volk ist derb, öfters auch gemein; aber lächerlich ist es, dasselbe als zartfühlend und überall mit erhabener Gesinnung zu schildern. Wahrheit gilt überall und macht keine Schande. Wie sehr sich der Verf. in der Darstellung von Volkscharakteren vergriffen hat, zeigt am deutlichsten sein Falstaff II. Über den Aberglauben des Volks bringt der Verf. recht ergötzliche Sachen zum Vorschein. Die wenigen Proben von Volksliedern lassen ahnen, daß sich hier unter vieler Spreu noch manches volle Korn vorfindet. Schade, daß der Verf. es nicht sammelte. Vielleicht thut er es noch; es wäre ein interessanter zweiter Theil zu diesem interessanten und werthvollen ersten.

J. P. Jordan.

Literarische Notiz.

Neue englische Reisewerke.

Ausgestattet mit einer ausgedehnten Karte des Eismeers von Chamouni, mit lithographirten Ansichten und Holzschnitten erschien: „Travels through the Alps of Savoy and other parts of the pennine chain, with observations on the phenomena of glaciers", von J. Forbes, correspondirendem Mitgliede des Instituts von Frankreich und Professor der Naturphilosophie an der Universität zu Edinburg. Ferner: „Personal observations on Sindh, the manners and customs of its inhabitants and its productive capabilities; with a narrative of the recent events", mit Karte und Illustrationen von Capitain Postans; „Guide to the highlands and islands of Scotland, including Orkney and Zetland; descriptive of their scenery, statistics, antiquities and natural history, with numerous historical and traditional notices", von George und Peter Anderson; „Steam voyages on the Seine, the Moselle and the Rhine, with railroad visits to the principal cities of Belgium etc." (2 Bde.), von J. Quin, mit Illustrationen.

18.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 273. —— 30. September 1843.

Das Dekameron des Giovanni Boccaccio. Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Witte. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das „Dekameron" gehört zu den nicht alternden Erzeugnissen der schönen Literatur, und die Gunst, welche es seit Jahrhunderten genossen, wird ihm erhalten werden, so lange die heitere Poesie, der gesunde, derbe Scherz und das zauberische Idiom seine Freunde behält. Schon im 15. Jahrhundert suchte Deutschland diesen Schatz durch Übersetzungen sich anzueignen, deren Anzahl in neuerer Zeit durch Soltau, Schaum, Röder u. A. vermehrt worden ist. Der letzte und, wir dürfen es von vorn herein sagen, verdienstvollste Übersetzer ist nun Hr. Witte, der bekanntlich Italiens Geschichte und Literatur zum Gegenstande großer und fruchtbarer Studien gemacht hat. Doch erst in dieser zweiten verbesserten Auflage ist die Übersetzung gänzlich sein Eigenthum geworden, wie uns die fata libelli beweisen. In der ersten Ausgabe nämlich hatte Hr. Witte eben die ersten vier Tage übersetzt, als dringende Geschäfte ihn nöthigten, die Arbeit aufzugeben, welche fortan in die Hände „eines des Italienischen in hohem Grade kundigen und in der deutschen Literatur wohlbekannten Schriftstellers" (des Hrn. W. v. Lüdemann) überging. Jetzt hat sich das Verhältniß anders gestaltet; die fünfte und sechste Giornata sind ausschließlich von Hrn. Witte bearbeitet; außerdem gehört ihm die siebente Geschichte des siebenten Tages an. Die letzten vier Tage sollten dann nur einer Revision unterworfen werden, aber glücklicherweise hatte es dabei sein Bewenden nicht. Hr. Witte konnte nicht umhin, die Übersetzung seines Vorgängers gänzlich umzumodeln und ihr diejenige Färbung zu ertheilen, welche charakteristisch für den Stil des Boccaccio ist und von Hrn. Witte bereits so glücklich getroffen war. Vergleicht man daher etwas genauer, wie Ref. es gethan, die erste Ausgabe mit dieser zweiten, und namentlich in den betreffenden Theilen, dann erkennt man leicht, daß sie in der That eine vielfach verbesserte und aus einem Gusse geflossene ist. Keine Seite, auf welcher sich nicht mehr oder weniger zahlreiche Veränderungen, Umschreibungen und selbst Berichtigungen eingeschlichener Irrthümer bemerken ließen, wodurch gewiß Hrn. Witte eine größere Arbeit erwuchs als eine eigene Übertragung ihm gemacht haben würde. Dafür gebührt ihm aber auch das Verdienst, das „Dekameron", unbeschadet seiner nationalen Eigenthümlichkeiten, zuerst in einer wahren Gestalt auf deutschen Boden verpflanzt und ihm den ganzen südlichen Duft und Farbenreichthum erhalten zu haben, welcher unter den Händen der frühern Übersetzer fast gänzlich verloren ging.

Ein zweites großes Verdienst des Hrn. Witte um diese Bearbeitung des „Dekameron" ist die biographisch-literarische Einleitung, welche, Giovanni Boccaccio überschrieben, 92 Seiten füllt, während hierzu in der ersten Ausgabe 10 Seiten hinreichten. Sie enthält Alles, was nur irgend über Boccaccio's Leben und Schriften einiges Licht zu verbreiten im Stande ist, und in der That muß man über den Aufwand von Fleiß und über die Fülle der mannichfachsten gelehrten Kenntnisse erstaunen, welche Hr. Witte zu diesem Zwecke entwickelt hat. Mitten in Italien und in der nächsten Nähe seiner Bibliotheken und Denkmäler hätte keine vollständigere und erschöpfendere Arbeit über Boccaccio geliefert werden können, wie diese von einem Deutschen an den Ufern der Saale zu Stande gebracht ist. Aber nicht nur den gelehrten Literator, sondern auch den Mann von Geist und Geschmack hat man zu loben, dessen Abhandlung, weit entfernt, eine trockene Compilation zu sein, beinahe mit den Reizen einer Novelle geschmückt ist. Namentlich ist Alles, was sich auf das „Dekameron" und dessen Geschichte bezieht, sehr anziehend dargestellt. Ref. erlaubt sich hier nur auf Einiges hinzuweisen. Bekanntlich rechnet man zu den Ursachen der „fast beispiellosen" Verbreitung dieser Novellensammlung auch die Invectiven gegen die Geistlichen, besonders gegen die Mönche. Diese Geißelhiebe fanden einerseits laute Acclamation, aber andererseits erregten sie auch den Zorn und die Verdammungslust der Kirche. Das Tridentinische Concil setzte daher das „Dekameron" in die Zahl der verbotenen Bücher, jedoch mit dem beschränkenden Beisatz: bis es werde gereinigt sein (Boccatii novellae centum, quamdiu expurgatae non prodierint). Durch das Verbot geriethen nun die florentinischen Sprachforscher in die größte Verlegenheit, welche das „Dekameron" für das Gesetzbuch der italienischen Sprache erklärt hatten, nur die Schreibart dieses einen Buchs nachgeahmt, aus diesem einen den ganzen Wortschatz geschöpft wissen wollten, und dieses eine

Buch durfte Niemand lesen, wenn er nicht den Strafen der Inquisition verfallen wollte. Dies führte dahin, daß der Großherzog Cosmus mit dem päpstlichen Stuhle diplomatische Verhandlungen anknüpfen mußte, in Folge deren alle Stellen, in denen auf Geistliche ein ungünstiges Licht fiele, getilgt oder dadurch unschädlich gemacht werden sollten, daß die Mönche in Kaufleute, Soldaten, Zauberer, die Nonnen in ledige Mädchen verwandelt, und somit unbeschreibliche Albernheiten erzeugt wurden. Die Sittlichkeit kam bei diesen seltsamen Verhandlungen auch nicht im mindesten in Betracht. Die Schilderungen der Unkeuschheit und des Ehebruchs blieben unangefochten, nur Mönche sollten es nicht sein, welche darin handelten. So entstand die Ausgabe der „Deputati" (Florenz 1573), Keinem genügend, weder den Sprachfreunden und Unterhaltungslustigen, welche so viel darin vermißten, noch den römischen Rigoristen, für welche noch immer zu viel Anstößiges stehen geblieben war. Erst eine noch willkürlichere Verunstaltung des „Dekameron" von Salviati (1582) gewann den Beifall Roms, und so kamen fast ein Jahrhundert lang nur mehr oder weniger verstümmelte Ausgaben zum Vorschein. Dann wagte man sich, zuerst in Holland und in England, mit einzelnen Abdrücken hervor; noch später setzte man in Italien selbst sich über das Verbot hinweg, und „gegenwärtig liefert jedes Jahr ein ganzes oder halbes Dutzend Ausgaben unter den Augen der Kirche, welche zu dem Misbrauche, den sie nicht mehr zu hindern vermag, ein Auge zudrückt".

Auch die Geschichte der Ausgaben des „Dekameron" bietet mancherlei Curiosa dar. Die ältesten Ausgaben werden noch jetzt oft zu enormen Preisen von Bibliomanen gekauft. Die Valdorfer'sche Ausgabe von 1471 erkaufte der Marquis Blandford im J. 1812 in der Roxburgh'schen Auction für die ungeheure Summe von 2260 Pf. St.; sieben Jahre später wurde dasselbe Exemplar wieder verauctionirt und von Lord Spencer für 918 Pf. St. erstanden. Wie hätte selbst diese letzte Summe genügt, ruft der Verf. aus, um den Geldverlegenheiten des armen Boccaccio für immer abzuhelfen! In dieser Hinsicht freilich hat Boccaccio das Loos vieler Dichter getheilt, die gewöhnlich bei der Theilung der Erdengüter zu kurz kommen. Ein eigenes Curiosum unter den zahlreichen Ausgaben des 15. Jahrhunderts bietet eine vom 20. April 1482 bis zum 13. Mai 1483 aus der Druckerei von San-Jacopo di Ripoli hervorgegangene dar. Jene Druckerei gehörte nämlich zu einem Nonnenkloster; die frommen Schwestern setzten, druckten, hefteten selbst, was ihnen von Buchhändlern aufgetragen ward, wie die noch erhaltenen Klosterrechnungen darüber Nachricht geben. Nun denke man sich die ehrbaren Nonnen in ihrem Ordensgewande eifrigst Novellen setzend oder corrigirend, welche die nichts weniger als zarten erotischen Abenteuer in Nonnenklöstern erzählen und — die Situation ist komisch genug!

Was nun einen Hauptpunkt betrifft, der von jeher dem „Dekameron" so viele Leser verschafft, aber auch so viele Verdammungsurtheile zugezogen — wir meinen den schlüpfrigen Inhalt vieler Erzählungen —, so stellt hierüber Hr. Witte gewiß die einzig richtige Ansicht auf. Er weist auf das komische Element hin, welches die unerlaubte Geschlechtsliebe, besonders der Ehebruch, neben dem verbrecherischen besitzt, und welches Element als höchst wesentlich überall wiederkehrt, „wo die Aufgabe verfolgt wird, Beispiele von komischen Verflechtungen der Ereignisse und von schlau erfundenen Auswegen aus schlimmer Verlegenheit zu erzählen". Wenn der Schriftsteller bei diesem Elemente um seiner selbst willen, weil es ein unzüchtiges ist, wollüstig ausmalend verweilt, so trifft ihn der Vorwurf der Frivolität, von welcher jedoch Boccaccio im Ganzen frei gesprochen werden muß. Er benutzte vielmehr das Unzüchtige nur um seines lächerlichen Effects willen, „nur als nothwendigen Baustein, um die komische Situation, auf die es ihm eben ankam, aufzubauen, weshalb er auch oft ziemlich unfein und derb das Ding beim rechten Namen nennt, während seine frivolern Nachahmer der Sünde einen lüstern kokettirenden Schleier umwerfen und mit Vorliebe dabei verweilen, ihn immer nach einer andern Seite zu lüften". Dasselbe Verhältniß findet in der bildenden Kunst statt, wo das mit aller Meisterschaft dargestellte Nackte an ernsten Gegenständen gewiß keinen Anstoß erregt, während dasselbe, wenn es nur die Sinnenlust reizen soll, immer tadelnswerth bleibt. Hr. Witte hat daher sehr wohl gethan, bei der Übersetzung nichts zu entfernen, was keuschen Ohren unserer Tage verletzend ist, und bei diesen Erzählungen mit jenem Jesuitengeneral den Grundsatz festzuhalten: Sint ut sunt, aut non sint! Pruderie und Bigoterie waren von jeher des „Dekameron" Feinde, welche man, eines ernsten Zieles bewußt, am besten ihrem eigenen Ärger überläßt, ohne sie, wie Lord Byron, durch eine Philippika zu strafen oder sich von ihnen einen Skrupel einflößen zu lassen.

Gewidmet ist die Übersetzung mit einem sehr sinnigen, gleichsam den Lebenslauf der Novelle andeutenden Sonett dem großen Meister dieser Dichtungsform L. Tieck. 77.

Carlyle über die Gegenwart Englands vom Standpunkte seiner Vergangenheit.

Das ist die Bedeutung des lakonischen Titels „Past and present", unter welchem Thomas Carlyle sein neuestes Werk vor kurzem veröffentlicht hat. Carlyle ist in Deutschland als ein ungewöhnlicher Schriftsteller, als ein Mann von kräftigem und originellem Geiste bekannt, der die Dinge nicht nach ihrer Außenseite beurtheilt, sondern ihnen gleichsam ins Herz sieht und, wenn es sich vom Zustande eines Landes handelt, seinen Ausspruch nicht auf die Gesichtsfarbe, sondern auf die Pulsschläge gründet. Wie Deutschland ihn, so kennt er die deutsche Literatur. Statt aber mit den Engländern zu behaupten, daß er seinen merkwürdig eigenthümlichen Stil nach deutschen Mustern gebildet habe, dürfte es vielleicht richtiger sein zu sagen, daß er eine Art deutsches Englisch schreibt, weil er im Englischen deutsch denkt. Dagegen läßt sich den Engländern nicht widersprechen, daß seine metaphysischen Subtilitäten ihn bisweilen von der vorgesteckten Bahn abbringen, er seine Leser verwirrt und die großen und wichtigen Wahrheiten, die er ihnen recht eindringlich machen will, rein unverständlich macht. Zweck und Ziel seiner Schriften, Stab und Stecken auf seiner schriftstellerischen Laufbahn ist die Absicht, den Zustand seiner Neben-

menschen zu verbessern, Wahrheit, Frieden und Behaglichkeit zu fördern. Die Sache der Menschheit überwiegt bei ihm jede andere Rücksicht. In England namentlich will er das Elend mit der Wurzel ausreißen, will die Wunden und Quetschungen heilen, die Misbräuche gröbster Art dem geduldigen Volke geschlagen, will die hoffärtigen Landbesitzer überzeugen, daß der Tag schon angebrochen, an dessen Abend ein jeder Arbeiter ein Stück Grund und Boden zu eigen haben und es aus sein werde mit den „Erzfaullenzern, die im Übermuthe ihrer Herzen hintreten und sagen: ‚Die Erde ist unser und das Korn und der Wein und das Öl, das darauf wächst. Wer kann's uns nehmen?‘“ Hierin concentrirt sich auch die Tendenz der neuesten Schrift. Aus dem Staube und Schutte der Vergangenheit hervorgegrabene Thatsachen sollen den dermaligen Zustand Englands erläutern und den Blick in seine Zukunft rechtfertigen. Dazu bedient sich der Verf. insbesonders Auszüge aus der Chronik eines Mönchs im Kloster St.-Edmondsbury, Namens Jocelin, der vor 700 Jahren lebte und ein Notizenbuch hinterlassen hat, worin er die Gespräche und Handlungen des Abts Samson, dessen Kaplan er war, in Küchenlatein aufgezeichnet. Die von Carlyle dem Texte beigegebenen scharfen und scharfsinnigen Anmerkungen sind natürlich die Hauptsache. Dann folgt ein Capitel über das „Evangelium des Mammonismus“, voll Kraft und Saft und Wahrheit. Aber nur im Capitel „Die Engländer“, wo der Verf. sich selbst zum Conservatismus bekennt, ist eine Stelle kurz und isolirt genug, hier beispielsweise Raum zu finden.

„O, meine conservativen Freunde, die Ihr Euch immer noch speciell Conservative nennt und alle Sehnen anspannt, Euch conservativ zu erweisen, wollte der Himmel, ich könnte Euch von der weltalten Thatsache überzeugen — das Schicksal steht nicht fester als sie —, daß Wahrheit und Gerechtigkeit allein fähig sind, conservirt und präservirt zu werden. Was ungerecht, was nicht in Einklang mit Gottes Gesetz ist, wollt Ihr das auf Gottes weiter Welt zu conserviren suchen? Es ist so alt, sagt Ihr? Recht; deshalb solltet Ihr vor allen Andern um so hitziger und eiliger sein, es nicht älter werden zu lassen! Flüstert die leiseste Stimme in Euern Herzen, daß es nicht gut und löblich ist, so sputet Euch, um des Conservatismus selbst willen, es streng zu prüfen und, hat es Schuld, es mit einem Male und für immer wegzuwerfen. Wie wollt oder könnt Ihr erhalten, was nicht gut und löblich ist? ‚Unmöglichkeit‘ ist tausendfach darauf geschrieben. Und Ihr, die Ihr Euch Conservative, Aristokraten nennt — wären Ehre und Edelmuth auch von der ganzen Erde gewichen, hätten sie bei Euch nicht die letzte Zuflucht finden müssen? O Ihr Unglücklichen!“

„Der abgestorbene Ast muß weggeschnitten werden um des Baumes willen. Alt? Nun freilich, zu alt. Manchen traurigen Winter hat er dort gehangen und gekrächzt, geknirscht und gezappelt mit seinem todten Holze, die organische Substanz, die fortlebende Fiber dieses guten Baumes. Manch langen Sommer hat sein häßlich nacktes Braun das schöne grüne Laub geschändet. Jeder Tag hat Unheil und das allein gestiftet. Fort damit um des Baumes, wenn auch um nichts Wichtigern willen! Und gerade der Conservatismus, der erhalten will, muß ihn wegschneiden. Hat kein Forstkundiger Euch gelehrt, daß ein abgestorbener Zweig, den Ihr mit seiner todten Wurzel dort stecken laßt, ein fremder, giftiger Körper, daß er ein kalter eiserner Stachel, ein schauderhaft verrosteter Pflugschar in der lebendigen Substanz, ja, daß er etwas noch viel Schlimmeres ist; denn bei jedem Wettersturm (Handelskrisis oder dergleichen) zappelt oder krächzt er, schwingt hin und her und kann nicht einmal so ruhig liegen wie Euer kalter eiserner Stachel.“

„Wäre ich die conservative Partei Englands, nicht für 100,000 Pfund stündlich ließ ich die Korngesetze fortbestehen. Potosi und Golconda zusammengenommen könnten meine Beistimmung nicht erkaufen. Zählt Ihr die Schatzkammern, die sie in jedem gerechten englischen Herzen mit bitterer Entrüstung gegen Euch voll häufen? Kennt Ihr die Fragen, nicht nach den Getreidepreisen und der Scala, die sie jeden denkenden Engländer zwingen, sich zu stellen? Unlösbare, oder annoch ungelöste Fragen, tiefer als unsere logischen Tiefenmesser reichen, so tief, daß wir klüger thun, sie nicht zu nennen, nicht einmal in Gedanken. Ihr aber nöthigt uns, an sie zu denken, nöthigt uns, anzufangen sie zu äußern. Der Anfang, sie auszusprechen, ist gemacht und wo, meint Ihr, wird das Ende sein? Wenn zwei Millionen unserer Mitbrüder in den Arbeitshäusern sitzen und fünf Millionen, wie Jemand freventlich gespottet hat, ‚sich an Kartoffeln laben‘, da gibt es Mancherlei, das angefangen werden muß und enden wird, wie und wo es kann.“ 14.

Schriftstellerleben.

Einer der Unserigen — sagt ein Mitarbeiter des „Journal des débats“ — ist gestorben, der junge Lassailly; ich will sein trauriges Geschick beschreiben, das lehrreiche, das Niemanden belehren wird. Auch er war gekommen, wie so Viele, aus dem Winkel seiner Provinz, den Kopf angefüllt mit Meisterwerken, das Portefeuille leer. In fünf oder sechs Jahren dieses Schriftstellerlebens, welches Leib, Seele und Geist tödtet, hatte der arme Jüngling sein Portefeuille angefüllt; nunmehr war sein Portefeuille voll, sein Kopf leer. Ach! es wäre besser gewesen, noch da in seinem Kopfe, da in seinem Herzen das Wenige zu lassen, was der liebe Gott hineingelegt hatte, als diese Schätze der Maculatur zu überliefern. Das wollen sie nicht begreifen, Diese und Jene. Sie schreiben, schreiben, träumen, denken, verlieren sich in allerlei unmögliche Phantasiegebilde, und was geschieht? Auf halbem Wege bleiben sie in ihren angesponnenen Träumereien stecken. Von Allem, was Lassailly geschrieben hat, ist nur wenig gedruckt worden. Indessen hat er ein Buch herausgegeben „Les roueries de Trialph“, und dieses Buch ließ schon ganz den Abgrund erkennen, in welchen sein Verf. sich zu stürzen im Begriff war. Es war verrückt, Verrücktheit ersten Grades. Aber wie ist da zu helfen? Wo ist der Freund, welcher warnt? Wer hat heutzutage den Muth, einem armen Teufel, der in sein Verderben rennt, zu sagen: Halt inne? Was ist aus der Kritik geworden, jetzt, wo sie so gute Dienste leisten könnte? Die Kritik, o die beschaut sich selbst in ihrem Spiegel, liebäugelt mit sich, findet sich schön; was kümmert sie ein Unglücklicher, der den Kopf verliert, weil Niemand ihm mit Rath beispringt! Die Kritik schreibt Verschen, Romanchen, kleine „Roueries de Trialph“ und läßt den armen Schriftsteller, unterdessen sich selbst überlassen, nach Gefallen zu Grunde gehen. Armer Lassailly, die ganze ideale Welt war ihm nicht weit genug; die Luft hatte nicht Schlösser genug, um ihn gemächlich zu herbergen. Nein, er setzte immer noch Stockwerk auf Stockwerk, bis der erste Windstoß aus Norden das zerbrechliche Gebäude einer kranken Phantasie über den Haufen warf. Er lief, er zappelte, zerarbeitete sich, wie es uns im Leeren immer ergeht. Er schlug sich Brust an Brust mit dem Nichts herum, schrecklicher Zweikampf, in welchem die besten Kräfte, die tüchtigsten Anlagen erschöpft werden müssen! Was für lange Gedichte dichtete er! Die „Aeneide“ und die „Ilias“ und das „Befreite Jerusalem“, das Alles ist nichts gegen die Epopöen, die dieser verlorene Sohn der Poesie schuf. Ehe er für wahnwitzig erkannt und erklärt war, schrieb er ein Journal, er ganz allein, ein ganzes Journal; ein unerbittliches Blatt, worin er unbarmherzig Jeden zerriß, der in diesem Jahrhundert eine Feder führte, er nannte sie „ausgesogene Menschen“, „abortirte Genies“, „Romantiker in den letzten Zügen“, „bis auf den Faden abgenutzte Neuerer“, „Abschreiber und literarische Diebe“, „Banditen die ums liebe Brod schreiben“. Er kannte keine Schonung, er wüthete, er machte seine Opfer zu lauter Candidaten des Tollhauses, des Tollhauses, in das man ihn dann selbst eingesperrt hat. Was ist aus den verstreuten Blättern seines Journals geworden? Gesetzt sie fallen einmal irgend einem grundgelehrten Mann, einem ehrbaren Literatur-

fremde (etwa im Auslande) in die Hände, so wird er die ganze jetzige französische Literatur daran messen, auf den literarischen Geist der Zeit einen Schluß von dem Journal eines Wahnsinnigen machen!

Unter andern fixen Ideen hatte er auch die, ein Theaterdichter zu sein. In einer Zeit der Muße, die er Hrn. Villemain verdankte, diesem edeln Schriftsteller, der ein so mitleidiges Herz für Alles hat, was leidet, machte Lassailly nichts als Dramen, Tragödien, Komödien, Sachen die seit hundert Jahren unablässig gemacht worden sind, und die nun so leicht zu machen sind, daß er vielleicht bei aller seiner Tollheit Leidliches gemacht hat. Aber alle diese schönen Arbeiten sind wie sein Verstand wer weiß wohin! Vor einigen Wochen begegnete ich ihm auf dem Quai Voltaire, wo ich Bücher suchte. Er war still, sein Auge sanft, er machte sich eine freie Stunde zu Nutze. „Ach", sagte er zu mir, „Bücher wollen Sie kaufen? Wozu? Altes Zeug, veraltete Gedanken, altes beschmutztes Papier! Sie thäten besser nach dem Théâtre français, in die Probe meines neuen Schauspiels zu gehen. Wüßten Sie, wie das da gespielt wird! Mit welchem Geist! Wie seelenvoll! Wie schöne, junge Leute! Sonderlich ein Mädchen von funfzehn, sechszehn Jahren, das die Liebhaberin macht! Nie habe ich ein niedlicheres Wesen, ein lieblicheres Lächeln gesehen! Und der Liebhaber der Truppe, das ist noch Einer, der meine Verse recitiren kann! Komm mit, du wirst sehen, wie viele Thränen und wie viel Wonne. Ein großes, göttliches Theater, dieses Théâtre français."

So sprach der arme Tolle. Ich ging eine Strecke mit ihm und unterwegs erzählte er mir eine Geschichte, die wirklich rührend war. Er hatte in seinem armen leeren Kopf alle Arten schöner Scenen mit Gewalt zusammengeschmiedet, Julia's Balcon, Hamlet's Kirchhof, Don Juan's nächtliche Wege, Desdemona's Gebet. Es schwebten ihm die Bilder von Schönen vor, die er gekannt hatte, und aus allen diesen Schönheiten setzte er sich eine einzige zusammen, deren Dante, Ariosto und Petrarca er zugleich war. In diese Liebestollheit einmal hineingerathen, die klügste und glücklichste von allen Tollheiten, blieb er nicht stehen: sein Auge klärte sich wieder, er sah mild und zärtlich aus, man hörte ihm fast mit Vergnügen zu, und bei aller Unordnung seiner Gedanken hatte er Augenblicke von reizender Naivetät.

Ach es sterben Manche so erdrückt von der Bürde des Schriftstellerlebens. Trauriger Tod! Aber ihr Leben ist noch trauriger gewesen. Sie sind gestorben im Gefühle ihrer Ohnmacht, und wir können ihnen unser Bedauern, unser Mitleid, nicht versagen. Arme von Gott und Menschen verlassene Geschöpfe! Wie glücklich hätten sie sein können mit etwas mehr Geist; was sage ich? glücklich mit etwas weniger Geist! Denn sonst — elend ist auch Cervantes, Camoens, Spenser, Dryden, Goldsmith, Fielding gewesen, und wie starb Tasso, wie starb Chatterton!

78.

Bibliographie.

Abeken, W., Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft; nach seinen Denkmalen dargestellt. Mit 11 lithographirten Tafeln. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Althof, J. C., Über die Verwerflichkeit der Todesstrafe und was für jetzt in Deutschland an deren Stelle zu setzen. Rinteln, Bösendahl. Gr. 8. 20 Ngr.

Sechster Bericht über das Bestehen und Wirken des historischen Vereins zu Bamberg. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 15 Ngr.

Bertholdi, Protest gegen Dr. Kniewel's „Offenen Protest". Ein Büchlein für Gläubige und Ungläubige. Danzig, Homann. 8. 3¾ Ngr.

Carové, F. W., Über das sogenannte germanische und das sogenannte christliche Staatsprinzip, mit besonderer Beziehung auf [illegible], Stahl und [illegible]. Siegen, Friedrich. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. 1ster Band: der Nibelunge Not und die Klage, herausgegeben von *A. J. Vollmer*. Leipzig, Göschen. Gr. 8. 1 Thlr.

— — 2ter Band: Tristan und Isolt, von Gottfried von Strassburg, herausgegeben von *H. F. Massmann*. Leipzig, Göschen. Gr. 8 1 Thlr.

Emmich, W., Versuch einer Übersicht sämmtlicher bekannter Bauwerke der Vorzeit und deren Denkmäler, als Beitrag zur Geschichte und Archäologie der Baukunst. Mit einem Titelkupfer. Frankfurt a. O., Harnecker u. Comp. 8. 20 Ngr.

Festgruß an ein neues akademisches Jahrhundert. Ein christliches Wort zum Frieden zwischen den Gläubigen aller Confessionen. Bei Gelegenheit der 100jährigen Jubelfeier der Universität Erlangen. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 10 Ngr.

Eine kleine Gabe am hundertjährigen Geburtstage des Hrn. Joh. Georg Meusel, weil. geh. Hofraths und königl. Universitäts-Professors in Erlangen, zu seinem ehrenden Andenken bei der diesjährigen Säcularfeier der dortigen Universität dargebracht. Erlangen, Palm. 8. 2½ Ngr.

Gerhard, R., Symboliker und Antisymboliker. Worüber ist der Streit? Klar und deutsch beantwortet. Breslau, Hirt. Gr. 8. 15 Ngr.

Hamilton, W. J., Reisen in Kleinasien, Pontus und Armenien nebst antiquarischen und geologischen Forschungen. Deutsch von O. Schomburgk. Nebst Zusätzen und Berichtigungen von H. Kiepert und einem Vorwort von C. Ritter. Zwei Bände, jeder mit zwei Ansichten und einer Karte. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 6 Thlr. 15 Ngr.

Deutscher Jugendalmanach. 1844. Herausgegeben von I. Sommer. Mit 60 Holzschnitten und zwei Stahlstichen. Leipzig, Teubner. Kl. 8. 10 Ngr.

Kern jeder Erziehungslehre. Münster, Deiters. 5 Ngr.

Le Sage, Der hinkende Teufel. Neue sorgfältige Übertragung. Mit Holzschnitten nach Tony Johannot. 1stes und 2tes Bändchen. Stuttgart, Scheible, Rieger und Sattler. 16. 3¾ Ngr.

Liederbuch des deutschen Michel. Leipzig, Peter. Gr. 12. 10 Ngr.

Antike Marmorwerke, zum ersten Male bekannt gemacht von *E. Braun*. 1te und 2te Decade. Leipzig, Brockhaus. Gr. Folio. 8 Thlr.

Nagel, L. J., Sendschreiben an den Herrn Pastor Moll zu Löckenitz. Ein Beitrag zur Union. Stettin, Weiß. 8. 5 Ngr.

Oeckers, T., Tolle Welt. Ein Roman. Zwei Theile. Leipzig, Peter. 8. 3 Thlr.

Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1844. Herausgegeben von Th. Hell. Neue Folge. 4ter Jahrgang. Mit drei Stahlstichen. Leipzig, Hinrichs. Kl. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reimlein, Unser Erlangen. Reminiscenzen eines Vierzigers. Erlangen, Palm. 8. 20 Ngr.

Sapper, A., Ulrich. Ein dramatisches Gedicht. Stuttgart, Becher. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Stengel, Franziska von, Das apulische Kind. Historischer Roman. Leipzig, Melzer. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Eine Stimme für Abschaffung der Todesstrafe und der körperlichen Züchtigung. Hervorgerufen durch den Entwurf zum neuen Strafgesetzbuche für die preußischen Staaten. Danzig, Homann. 8. 3¾ Ngr.

Wohlgemut, H., Zeitgedichte. Manheim, Hoff. Gr. 12. 15 Ngr.

Zum Jubelfeste der Universität Erlangen am 23., 24. und 25. August 1843 bringt ein Freund des Vaterlandes seinen Glückwunsch dar. Inhalt: „Ein Vierteljahrhundert konstitutionellen Lebens in Deutschland." Erlangen, Palm und Enke. 8. 2½ Ngr.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 274. — 1. October 1843.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

Joseph Freiherrn von Eichendorff's Werke. Vier Theile. Berlin, Simion. 1841. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

In einer hübschen Gesammtausgabe liegen hier die Werke eines Dichters vor uns, der mit seinen Liedern manches Herz erfreut hat, und welcher hoffentlich mit dieser Sammlung seiner Schriften nicht sein literarisches Testament wird gemacht haben wollen. Wie die Natur, ein Hauptgegenstand seiner Muse, bleibt auch seine Poesie frisch und jung, und wir erwarten von ihr noch manche schöne Gabe, manchen duftigen, perlenden Blumenstrauß.

Die Sammlung ist dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., gewidmet, mit einem Sonett, das wir hier folgen lassen, um einige Bemerkungen daran zu knüpfen:

> Ein Eiland, das die Zeiten nicht versanden,
> Von dem sehnsüchtig fromme Völker träumen,
> Wo Himmelslichter ernst den Felsen säumen,
> Der Wetter bricht und Weltwitz macht zu Schanden:
>
> Dorthin kehrst *du* das Schiff aus wildem Branden,
> Wie auch die Wogen sich hoffärtig bäumen,
> Das Steuer lenkend durch das eitle Schäumen,
> Am heil'gen Heimatsstrand *dein* Volk zu landen.
>
> Dorther auch stammt der Poesie Gebilde,
> Und mahnend zielt nach jenen stillen Höhen
> Des Dichters Lied, daß Heimweh sich erneue.
>
> Ein Hauch nur ist's — laß in die Segel milde,
> Um *deinen* Banner, hoher Herr, ihn wehen,
> Es ist der Herzensklang der alten Treue.

In doppelter Hinsicht scheint uns dies Sonett bemerkenswerth, einmal, sofern es das Bewußtsein des Dichters von dem Charakter, dem innersten Geiste, dem letzten Ziele sowie der Heimat *seiner* Poesie (und seine Ansicht vom Wesen und von der Bestimmung der Poesie überhaupt) ausspricht, und sodann, weil er darin seine Poesie in ein bestimmtes Verhältniß setzt zu einem Regenten, der auf die Zukunft des deutschen Vaterlands einen unberechenbar großen Einfluß auszuüben durch seine hohe Stellung in einer entwicklungsschwangern Zeit berufen ist. Und zwar wird die Annahme erlaubt sein, daß die Auffassung und Bezeichnung dieses Verhältnisses durch den Dichter Anerkennung und Genehmigung gefunden habe, zumal da hierfür auch andere bekannte Umstände sprechen; Preußens Regent hat den Anfang seiner Regierung mit Beweisen von Huld gegen mehre Dichter bezeichnet, hauptsächlich gegen solche Dichter, welche in charakteristischen Punkten mit Eichendorff zusammentreffen. E. M. Arndt, der ehrenfeste, wackere, fromme Dichter, wurde von ihm aufs ehrenvollste seiner akademischen Thätigkeit zurückgegeben; der Baron v. Fouqué, der ritterliche Dichter der „Undine“ und des „Zauberring“, glaubte seinen Wohnsitz in die unmittelbare Nähe des Königs verlegen zu sollen, und hatte sich der Beweise seiner Gnade zu erfreuen; der greise Großmeister der Romantiker endlich, L. Tieck, wurde ganz für Berlin, für die würdigste Erheiterung der Mußestunden des Königs gewonnen. Wenngleich nun die Annahme, daß eine bestimmte poetische Schule oder Richtung *ausschließlich* aufgemuntert und begünstigt werde, durch manche Thatsachen entschieden widerlegt wird, so ist doch wol Das ebenso unwidersprechlich als es natürlich ist, daß ein Fürst von Geschmack und Principien auch in der Literatur und Poesie das ihm Homogene herausfinde, und daß er, wo nicht nur die Form seinen Geschmack befriedigt, sondern auch der Inhalt und die Tendenz seinen Principien und Ansichten entspricht, an der Muse nicht blos eine erheiternde Freundin, sondern auch eine schätzbare Bundesgenossin erkenne. Dies hat der Dichter in dem obenstehenden Sonett angedeutet, nicht zweifelnd an der Zustimmung und dem Beifall Dessen, an den es gerichtet ist. Als Aufgabe und Absicht des Fürsten betrachtet er, sein Volk zu dem heiligen Eiland — der frommen Gesinnung, um den möglichst allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen — aus

der Brandung durch eitle Wogenschäume zu steuern, es zum heiligen Heimatsstrand zu führen. Hierin ihm beizustehen, wenn auch nur mit der Kraft eines leisen Hauches, sei die Aufgabe der Poesie, die derselben Heimat entstammt — dem Grunde der tiefsten Pietät —, die Ernährung, die Sehnsucht, das Heimweh nach dem Heiligen und Himmlischen zu beleben, zu erneuern, mit standhafter Treue strebe. So schön dies lautet, und so bereitwillig man die tiefere, darin liegende Wahrheit anerkennen mag, daß der irdische Herrscher, und der Besänftiger und Bildner der Geister, der Poet, von der gleichen Gesinnung, von dem Geist und Ernst der Pietät, von der Ehrfurcht vor dem Heiligen, von Achtung für das echt und rein Menschliche erfüllt sein sollen, um wohlthätig und nachhaltig je in ihrer Sphäre zu wirken: so würde es doch schwer sein, die bildlichen Ausdrücke des Sonetts so in die unbildliche Sprache zu übersetzen, daß sie sich doch nicht in abstracte Allgemeinheiten auflösten, — und dann doch noch die Aufgabe des Dichters als zusammentreffend mit dem Bestreben des Fürsten erschiene. Die politische Thätigkeit, wenn auch geleitet und beseelt von gemüthlichen, sittlichen und religiösen Gesinnungen, ist doch nothwendig auf die Realität gerichtet, und wenn sie in Folge hiervon allerdings eher einen sichtbaren Erfolg bewirken, durch Kraft und Einsicht manches Gute erzwingen kann, so findet sie doch andererseits gerade an der Wirklichkeit, die ihre Sphäre ist, ihre Schranken und Hemmungen; sie ist gebunden an Gesetz und Recht und hat sich zu hüten, daß sie nicht, indem sie die öffentlichen Institutionen und Verhältnisse durch die wohlmeinendste Einmischung von gemüthlichen, sittlichen und religiösen Beweggründen fester zu begründen und zu weihen sucht, in die Sphäre der individuellen Freiheit und Überzeugung verletzend eingreife und das Recht erschüttere, indem sie es am tiefsten zu begründen strebt. Von diesen Hemmungen und Schranken weiß der Dichter nichts; er spricht keine Zwangsgewalt über die Gemüther an, seine Herrschaft, sein Einfluß ist etwas ganz Freiwilliges, und er mag seinen persönlichsten Vor- und Abneigungen, seinen Phantasien und Liebhabereien ganz frei den Zügel schießen lassen; er ist Niemand dafür verantwortlich, weil nicht die Erde mit ihren Gesetzen und Rechten, weil der freie Äther sein Reich ist. Er braucht sich in Niemand hineinzudenken, sich Niemand anzubequemen; wer ihm nicht folgen mag, der bleibt zurück; aber der Herrscher hat die Verpflichtung, sich in den Geist seines Volks hineinzuversetzen, sich ihm so viel als möglich anzubequemen, mit den gesundesten, tüchtigsten, reifsten Gesinnungen und Elementen sich zu vermählen, und so viel es nur immer unbeschadet der unumgänglichen Kraft der Einheit im Organismus des Staats möglich ist, die individuelle Freiheit gewähren zu lassen. Von einer gewissen Seite betrachtet jedoch sind wir geneigt, bei dem Regenten, der eine große Aufgabe zu lösen hat, eine Anlage zu erwarten und zu wünschen, die man sonst eher dem Dichter zuzuschreiben pflegt: die *prophetische* nämlich. Wir wollen hier nicht weitläufig untersuchen, in welchem Sinne der Dichter ein Prophet genannt worden ist und genannt werden kann; so viel Recht ihm auf diesen Ehrentitel zustehen mag vermöge der überraschenden, wunderbaren Klarheit und Wahrheit seiner Anschauungen von Dingen, Zuständen und Charakteren, die er nicht durch sinnliche Wahrnehmung und Erfahrung kennt, so wird er doch seinen Anspruch am wenigsten auf seine Kenntniß und Verkündigung der *Zukunft* gründen wollen, denn die Zukunft ist nicht das Reich des Dichters, sondern die Gegenwart oder die Vergangenheit, in welcher er freilich oft erschaut und schildert, was *allen* Zeiten, mithin auch der künftigen, angehört. Aber der Herrscher muß den Sinn und Instinct der Zukunft haben; denn im Völkerleben, in der Geschichte ist Alles Vorwärtsschreiten, Entwickelung; und so wenig es einem Regenten anstände, seinen prophetischen Blick durch ungeduldiges, hastiges Experimentiren bewähren zu wollen, so unentbehrlich ist ihm doch ein Verständniß der Gegenwart, welches die Keime künftiger Gestaltungen und Entwickelungen erkennt, der Glaube an die Entwickelungsfähigkeit, an die Verjüngungskraft der Völker. Viel thut hierzu das richtige Verständniß der Vergangenheit, aber es thut und ist nicht Alles; es ersetzt nicht das Vertrauen zu dem lebendigen Geist der Gegenwart, die durch eine weise und liebevolle Führung einer schönen, fruchtreichen Zukunft entgegengeleitet werden will. Ein von den Schätzen und Lehren der Geschichte, von den großen und ehrwürdigen Überlieferungen der nähern und fernern Vergangenheit genährter, von den heiligen Mächten, die zu aller Zeit über der Menschheit gewaltet und sich in ihren Geschicken bewährt haben, innig durchdrungener Geist wird auch mit der sichersten Hand die Keime der Zukunft säen, der künftigen Entwickelung die Bahn bereiten; aber er wird auch aufs tiefste durchdrungen sein von der Überzeugung, daß die Aufgabe und das Heil des geschichtlichen Lebens vorwärts und nicht rückwärts liege; daß, was Schmuck und Blüte eines Zeitalters war, einem andern darum nicht auch in derselben Weise sich aneignen oder aufpropfen lasse; daß der *Mensch* seine individuellen Wünsche, Phantasien, Neigungen und Gefühle nicht selten den Pflichten des für das Allgemeine lebenden *Staatsmannes* unterordnen und aufopfern müsse. Ein poetischer Geist mag wol lieber in der von Gestalten erfüllten Vergangenheit als in der leeren und gestaltlosen Zukunft weilen; die Stimmung eines Dichters kann sich als Sehnsucht, als eine Art Heimweh nach dem Urzustande der Menschheit, nach dem Paradies, oder nach dem schönen und genußvollen Leben des griechischen Alterthums, oder nach den in vieler Hinsicht schönen und ehrwürdigen Institutionen und Organisationen des Mittelalters gestalten: aber der Mann des Handelns, der That, muß immer nach vorwärts den Blick gerichtet haben, er muß auch da, wo er das Alte herstellt und befestigt, es in dem Sinne thun, daß das Alte, sich verjüngend, ein Neues, — eine lebendige Schöpfung, nicht eine starre Restauration werde.

Man verzeihe diese Abschweifung; sie ist vielleicht nicht ganz außer ihrem Orte. Eichendorff, einer der ausge-

zeichnetsten der noch lebenden Romantiker, hat in dem obigen Sonett die gesammte Tendenz seiner Poesie in eine innere Verbindung gesetzt mit einer Richtung der Politik, die er für die einzig heilsame hält, und die er eingeschlagen zu sehen hofft, oder schon befolgt glaubt. Von einer andern Seite dagegen hat man in neuern Zeiten der Romantik den entschiedensten, bittersten Krieg erklärt, und hat darunter nicht blos eine gewisse Richtung und Schule der Poesie verstanden, sondern mit weitgreifender Willkür mit diesem Collectivnamen Alles in den entschiedensten Sphären der Literatur, der Poesie, der Kunst, der Wissenschaft, der Religion, des Staats bezeichnet, was der dictatorischen Verstandesphilosophie und modernsten Aufklärerei, was dem Sensualismus und Formalismus unserer Zeit widerspricht; und die unter sich ungleichsten, widerstrebendsten Richtungen, Charaktere, Werke der Kunst und Poesie und Wissenschaft mußten es sich gefallen lassen, mit dem Stricke jener Kategorie erwürgt zu werden. Mit einiger Kunst in den Übergängen und in der Gruppirung ist es auch gar nicht schwer, vom harmlosen Poeten, der im grünen Waldesdunkel der Stimme der Natur lauscht, in mondbeglänzten Zaubernächten und wundervollen Märchenwelten schwärmt, einen Zusammenhang und am Ende eine innere Wesenseinheit nachzuweisen mit dem crassesten Obscuranten und dem Netze spinnenden Jesuiten; reactionaire Staatsmänner, Aristokraten, Mystiker, Geisterseher, Fanatiker lassen sich gar leicht und bequem in Einen Sack schieben mit Männern, die mit ihnen so gut wie Nichts gemein haben, aber auch anders denken und fühlen als die Apostel der neuesten, absoluten Weisheit. So wird von zwei Seiten, in entgegengesetztem Sinn und Interesse, die Romantik mit der Politik, mit dem handelnden Leben in eine engere Beziehung zu setzen gesucht. Hier will man die Romantik verdächtig, man will sie verantwortlich machen für die Bestrebungen und Schritte der Reaction, des Obscurantismus, des Fanatismus und aller möglichen Ausschweifungen und Verirrungen; dort nimmt man für die Poesie, die romantische Poesie, die Ehre in Anspruch, an den Bestrebungen und Leistungen der höchsten Politik Antheil zu nehmen, sich ihnen in der Gesinnung, im Geist anzuschließen, und ertheilt diesen so zu sagen den Segen und die Weihe der Poesie. Aber es will uns bedünken, daß diese Verknüpfung von Romantik und Politik, in dem einen oder im andern Sinne, theils unberechtigt und unbegründet, theils auch höchst unersprießlich sei. Das Letztere wird man leicht zugeben; was soll, in Wahrheit, die Poesie in der jetzigen Zeit gewinnen durch fürstliche Protection und Gnade? und was die Fürstlichkeit, die Kraft und das Ansehen einer Regierung durch eine etwaige Übereinstimmung mit den Neigungen und Phantasien der Romantik? Was aber das Erstere betrifft, so glauben wir nimmermehr, daß die tiefsten bewegenden Principien einer Politik und die tiefsten Ideen der romantischen Poesie, trotz mancher äußern Berührungspunkte und Ähnlichkeiten, dieselben seien; wir glauben, daß in der Politik immer praktische Interessen es sind, welche am Ende den Ausschlag geben, welche einem System seinen Charakter aufdecken, während die romantische Poesie, wie alle echte Poesie, Sache der freien Stimmung, ohne Vorsatz und Berechnung, ist; ein Staatsmann kann bei den gleichen politischen Ansichten und Grundsätzen ein Gönner und Freund der romantischen Poesie, oder der ihr entgegengesetzten, wie man sie bezeichne, — oder auch ein Verächter von beiden sein; und ein Dichter kann in der Poesie das Romantische lieben und in der Politik den Ideen der neuen Zeit anhängen, ebenso gut wie das Umgekehrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire civile, morale et monumentale de Paris, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours par *J. L. Belin* et *A. Pujol*. Paris 1843.

Es war ein ganz zweckmäßiges Unternehmen, einmal eine übersichtliche Geschichte der ungeheuern Weltstadt, die von den Einen als der Sündenpfuhl verschrieen, von den Andern als der Himmel auf Erden gepriesen wird, zu liefern. Was die unzähligen Guides, Keapsakes und Handbücher von der Geschichte von Paris und seinen wichtigsten Straßen und den denkwürdigen Monumenten geben, ist meistens so lose zusammengefügt und so ungenau, daß es gar keinen Werth hat. Dulaure's bekanntes Werk aber, das gegenwärtig erst wieder in einer neuen Auflage erscheint, ist gar zu umfangreich. Auch bedarf es trotz der verschiedenen Ausgaben doch immer noch mannichfacher Berichtigungen. Die Verf. obigen Werks haben bei ihrer Darstellung das richtige Maß zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig zu treffen gewußt. Trotzdem das Ganze kurz und zum Theil aphoristisch gehalten ist, läßt es doch eine fortlaufende Lecture zu und bietet dem Leser einen ungeheuern Schatz einzelner interessanter Notizen. Wir heben aus denselben einige hervor, die für diese Blätter von besonderm Interesse sein dürften. Sie betreffen die große königliche Bibliothek, deren Geschichte wir hier auf wenigen Seiten übersichtlich erhalten. Die Könige der ersten und zweiten Dynastie hatten keine eigentlichen Bibliotheken. Erst Ludwig der Heilige war im Besitz einer Sammlung von Manuscripten, die er aus dem Morgenlande mitgebracht hatte, die sich aber nach seinem Tode wieder vereinzelten. Auch der König Johann hatte eine Bibliothek, die aber nur aus zehn bis zwanzig Büchern bestand. Karl V., sein Nachfolger, der die Wissenschaften liebte und beförderte, brachte diese Anzahl bis auf 909 Bände, die er im Louvre in dem „Tour de la librairie" aufstellen ließ. Gillet-Malet, sein Bibliothekar, setzte im J. 1373 ein Verzeichniß dieser Bücher auf, das noch auf uns gekommen ist. Diese Sammlung war nächst der der Sorbonne, die vom heiligen Ludwig angelegt war und die im J. 1290 mehr als 1000 Bände enthielt, die bedeutendste, welche Paris um diese Zeit aufzuweisen hatte. Nach dem Tode Karl's V. wurde ein Theil seiner Bibliothek zerstreut, sodaß sie im J. 1423, trotz der neuen Bücher, mit denen man sie bereicherte, doch nur 858 Bände zählte. Der Herzog von Bedfort kaufte sie und ließ sie nach England bringen.

Ludwig XI. vereinigte die Bücher, welche sich noch von Karl V. her in den verschiedenen königlichen Residenzen befanden, zu einer Sammlung, zu der er noch mehre neu angeschaffte Werke hinzufügte. Ludwig XII. und Karl VIII. vermehrten diesen Anfang einer Bibliothek beträchtlich. Ersterer ließ sie nach Blois bringen, von wo sie Franz I. wieder nach Fontainebleau schaffte und mit einem bedeutenden Zuwachs griechischer und orientalischer Manuscripte bereicherte. Heinrich IV. verlegte die Bibliothek im J. 1594 in das Collége de Clermont zu Paris und vereinigte damit die von Katharina von Medici hinterlassene Sammlung hebräischer, griechischer, lateinischer, arabischer, französischer und italienischer Manuscripte, deren

Zahl auf mehr als 800 angegeben wird. Ludwig XIII. schaffte eine nicht unbedeutende Anzahl orientalischer Handschriften an und erließ im J. 1617 ein Gesetz, daß Jedermann, der ein Buch drucken oder in den Handel kommen ließe, gehalten sein sollte, zwei Exemplare davon der königlichen Bibliothek verabfolgen zu lassen. Gegen Ende der Regierung dieses Königs war die Bibliothek auf 16,746 Bände gestiegen. Bedeutenden Zuwachs erhielt sie unter Ludwig XIV. So wurden namentlich von Colbert mehre Privatbibliotheken angekauft und mit der großen Sammlung verschmolzen. Im J. 1684 zählte sie 10,542 Manuscripte und etwa 40,000 Bände gedruckter Sachen, worunter die Kupferstiche und Landkarten noch nicht einmal mit begriffen waren. Louvois schickte — was auch schon Colbert gethan hatte — Gelehrte auf Reisen, um die königliche Bibliothek durch neue Ankäufe zu bereichern und gab insbesondere den Gesandten bei den verschiedenen Mächten den Auftrag, seltene Bücher und vorzüglich kostbare Handschriften zu erwerben. Auch erneuerte er (1689) das Gesetz, daß jeder Buchhändler zwei Exemplare seiner Verlagswerke abzugeben haben sollte. Im J. 1697 erhielt die Bibliothek 42 Bände chinesischer Werke, welche der Kaiser von China dem Könige zum Geschenk machte. Indessen hatte die königliche Sammlung schon vier Bände, die in dieser Sprache verfaßt waren, aufzuweisen. Im J. 1666 war die Bibliothek in die Rue Vivienne verlegt worden, nachdem sie schon zuvor von einem Orte zum andern gewandert war. Im J. 1724 ward sie im Hôtel de Nevers aufgestellt, weil sie sich in so reißender Progression vermehrte, daß ihr die bisherigen Locale nicht mehr genügten. Im J. 1790 zählte man 200,000 gedruckte Werke, deren Anzahl jetzt auf 450,000 gestiegen ist, wozu noch wenigstens ebenso viele Broschüren und Flugschriften kommen. Man rechnet, daß sie jedes Jahr um 6000 Nationalwerke vermehrt wird. Die Zahl der Handschriften, die jetzt zur großen Bibliothek gehören, wird auf 60,000 und die der Kupferstiche auf 1 Mill. 600,000 angegeben. Napoleon hatte den Plan gefaßt, die ganze Bibliothek im nördlichen Theile des Louvre aufzustellen, dessen Aufbau er mit vieler Energie betreiben ließ. Ob dieses Project wieder aufgenommen werden wird, ist noch zweifelhaft. 6.

Pietismus in England.

Mrs. Sherwood's Buch für junge Frauenzimmer der mittlern und höhern Stände, welches unter dem Titel „The lady of the Manor" (die Landedelfrau) erschien und sieben Bände umfaßt, hat bis zum J. 1843 in England bereits vier Auflagen erlebt. Es enthält Geschichten, die es selbst als „Evangelische Erzählungen" bezeichnet, d. h. Erzählungen im Sinne der Evangelischen, mit andern Worten der Pietisten; Geschichten, die alle den Grund haben, die tiefe innere Verderbniß der menschlichen Natur aufs empörendste zu schildern, und damit enden, daß die seelenschwarzen Heldinnen sich mit Hülfe einer frommen Person oder sonst wie bekehren, und durch das Evangelium erwecken lassen, ihrer Sünden Menge auf das Lamm zu werfen u. s. w. Der Unfug, den die Verf. in ihrer Geschichte treibt, das Sittenverderbliche, welches für die jungen Gemüther, denen es gewidmet ist, darin liegt, hat das „Quarterly review" vermocht, endlich in einem ausführlichen Artikel dagegen zu Felde zu ziehen. Schon Recht! Der Rec. findet es schwer zu begreifen, daß ein so unwahres, unpsychologisches, aller Vorzüge baares und obenein dickleibiges und kostspieliges Buch vier Auflagen erleben konnte; und er kann sich dies nur daraus erklären, daß es einer zahlreichen und vermöglichen Classe der Gesellschaft gewidmet ist, die in ihrem Eifer für die Beförderung Dessen, was sie für Religion hält, und in ihrer Zuvorkommenheit gegen Alle, die sie als „Arbeiter im Weinberge" ansieht, nicht genauer prüft und bedenkt, was ihr unter solchem Titel und Schild angeboten wird. Er findet dann das Unglück darin gewurzelt, daß sich diese Frommen, diese Evangelischen, diese Pietisten, oder, wie man sie nennen will, gleich den alten Puritanern von der „Kirche" absondern, ihren eigenen, unbewachten, ungeleiteten Weg gehen, und so fahrlos und rathlos in allerlei Sümpfe fallen. Geben wir für einen Augenblick zu, daß die etablirte Kirche solche Auswüchse, wie sie sich in den zwar nicht förmlich separirten, aber doch innerlich abgelösten frommen Kreisen bilden, nicht in ihrem Schoose trage, nicht aufmuntere oder irgendwie begünstige, sondern bekämpfe und von sich ausschließe, was drängt Jene von dem Proseß der etablirten Kirchengemeinschaft hinweg? Nichts Anderes als das Ungenügen, welches sie in dem kirchlichen Wesen finden. Wie soll also die Kirche heilend auf Jene wirken, da sie ihnen nicht gibt, was sie bedürfen? Und was hält ihnen die Kirche entgegen, um die Auswüchse als solche zu erkennen und zu bezeichnen? Ihre eigenen bessern, anders basirten Satzungen? Nein! Ihre Satzungen ruhen auf demselben Grunde. Diese Lehre von der durch und durch verderbten Natur, diese Bluttheorie der Versöhnung und Alles, womit Jene den bittersten Ernst machen, hat sie auch. Wodurch rectificirt sie nun diese von ihr selbst anerkannten Lehren? Wenn sie sie rectificirt, nicht dadurch, daß sie diese etablirte Kirche mit diesen und diesen Satzungen ist, sondern dadurch, daß sie immer noch die Besonnenheit behält, auf das Wesen der menschlichen Natur zurückzugehen. Sie rectificirt das specifisch Kirchliche dadurch, daß sie das specifisch Kirchliche augenblicklich aufgibt, und allgemein menschliche, sittliche Principien geltend macht. Und Das thut die Kirche nicht einmal unter allen Umständen, sondern nur, wenn es gegen Diejenigen frommt, welche eine gewisse Absonderung wollen und bewerkstelligen; aber wenn es ihr selbst Abbruch thun könnte in Bezug auf ihre Autorität und Geltung, thut sie es nicht, sondern macht dann sogleich wieder die ganze Schroffheit der etablirten Satzung geltend. Das Christenthum begann mit der Befreiung vom jüdischen Pharisäismus. Kaum war das Christenthum als Kirche etablirt, so war der christliche Pharisäismus da: die Geister wurden wieder gebunden, nicht mehr durch die alten Speisegesetze und Ceremonienvorschriften, sondern durch neue ganz derselben Art und obenein durch noch weit Schlimmeres, durch knechtende Glaubensnormen. Die Reformation begann mit Befreiung von diesem Pharisäismus und kaum waren protestantische Kirchen etablirt, so knechteten sie die Geister abermals mit Orthodoxie, Symbolzwang, Sabbatstrenge. Das Christenthum begann damit, das Grundgesetz der allgemeinen Menschennatur, die menschliche Liebe zu promulgiren, und zwar die Liebe ohne alles Ansehen der Person, des Volkscharakters, der Glaubensverschiedenheit, wie unter Andern die Geschichte vom barmherzigen Samariter zeigt. Und kaum war eine Kirche etablirt, so verwandelte sie die Vorschrift der allgemeinen Liebe in die Vorschrift der Liebe zu den Gleichgläubigen und hatte für die Andersgläubigen statt aller Wohlthat Scheiterhaufen und Henkerbeile. Darum weist den auf Grund von Kirchenlehren Irrenden nicht an die established church, nicht an eure wohlorganisirtes Bischofthum, an eure werkheilige Regelmäßigkeit, an eure stets der Rectification bedürftigen Satzungen, sondern weist ihn einfach und ehrlich an Das, was Christus gewollt hat (Luc. 10, 33): „daß der Mensch zum Menschen werde". 48.

Literarische Anzeige.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 275. —— 2. October 1843.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

(Fortsetzung aus Nr. 274.)

Eichendorff hat aber auch in jenem Sonett den Charakter, das Wesen seiner Poesie in der Kürze ausgesprochen; und dies ist der zweite Punkt, bei dem wir verweilen. Die Poesie ist ihm der Zug des tiefsten Gemüths zu der heiligen Heimat, ein Emporstreben von den Wellen und Stürmen der Welt zu dem Ewigen auf den Schwingen der ahnenden Phantasie, ein in süßen Tönen schmachtendes, oft in seliger Vorempfindung jauchzendes Heimweh. Mit wenigen Worten hat der Dichter charakteristische Eigenthümlichkeiten derjenigen Poesie, die man die romantische nennen kann, und insbesondere seiner eigenen Poesie angegeben. Einer der von Freunden und Feinden anerkanntesten, am wenigsten bestrittenen Züge der romantischen Poesie ist die Sehnsucht nach dem Fernen, dem Unendlichen, dem Ewigen, die Ahnung der in der Tiefe der Erscheinungen und des Gemüths liegenden Geheimnisse. Insofern trifft die romantische Poesie oder die romantische Stimmung zusammen mit der religiösen Richtung und Stimmung, wie verschieden auch übrigens beide in der Form und in der Wirkung auf den Geist sein mögen. So viel Widerspruch nun auch die Behauptung finden möchte, daß diese Art von Poesie die einzig berechtigte, daß alle echte Poesie romantisch sein müsse, so wenig wird man bestreiten können, daß ein sehr bedeutender Theil der edelsten Poesie romantisch in diesem Sinne und die romantische Weltanschauung und Darstellung der Kunst und Poesie in hohem Grade gemäß und förderlich sei. Man wird vielleicht in den angegebenen charakteristischen Zügen der romantischen Poesie oder Stimmung Manches vermissen, was man als integrirendes Element derselben anzusehen durch die Theorien unserer neuen Romantiker gewöhnt worden ist, und was man an den poetischen Productionen älterer und neuerer Zeit, welche hauptsächlich als romantisch gelten, mitunter als das Wesentlichste und Wichtigste genommen hat — Verherrlichung des Mittelalters, mit allen seinen Einrichtungen in Staat, Volksleben und Kirche, Christlichkeit, Katholicismus; aber wie nahe auch die Verbindung des romantischen Geistes mit diesen historischen Elementen liegen, oder er sich mit einer gewissen Nothwendigkeit daraus entwickeln mußte, so scheinen uns doch die poetischen Werke, worin sich angeblich das romantische Princip in seiner ganzen Reinheit ausgeprägt haben soll, selbst schon Modificationen des der verschiedensten Verbindungen und Ausprägungen fähigen, an sich gestaltlosen romantischen Geistes zu sein. Manche, wie schon erwähnt, können von dem Begriff des Romantischen die Vorstellung von Katholicismus, Maria- und Heiligencultus, Hierarchie, Ritterthum und Feudalismus nicht trennen; ohne Zweifel boten alle diese Elemente der Poesie einen willkommenen, fruchtbaren Stoff und Anhalt, zumal sie selbst so ganz das Leben des Volks durchdrangen; aber die romantische Poesie selbst ist so wenig nothwendig an diese Formen des Lebens und des Glaubens gebunden, daß sie ebenso da sich findet, wo diese Grundlagen und Verhältnisse fehlen, daß sie gedeiht und blüht selbst ohne das Christenthum, wie z. B. bei den Persern und Indiern. Mit einem Wort: das Princip der romantischen Poesie ist nicht in äußern, historischen Momenten und Einflüssen, sondern in der Tiefe der menschlichen Seele zu suchen. Wie bei den Menschen überhaupt, so insbesondere bei den Dichtern kann man überwiegend mystische und überwiegend verständige Naturen unterscheiden. Wenn die Letztern Alles ins klarste Tageslicht zu erheben, von allen Seiten zu beleuchten und aufzuklären suchen, und was sich nicht erklären läßt, entweder für Täuschung und Wahn erklären oder als nicht vorhanden betrachten, sich davon entfernt halten, so sind die Erstern, die mystischen Naturen (das Wort im unverfänglichsten Sinne genommen) bestrebt, den Wurzeln und letzten Gründen der Erscheinungen nachzuspüren und nachzusinnen; das Dunkel und das Geheimniß reizt sie, das leicht Verstandene und Begriffene befriedigt sie nicht; sie erwarten von der heiligen, majestätischen Nacht wichtigere Offenbarungen als vom hellen, nüchternen Tage. In diesem Sinne sind z. B. Novalis' „Hymnen an die Nacht" gedichtet. Dabei versteht es sich, daß es weder den Letztern an klarem Verstand noch den Erstern an Tiefsinn fehlen muß; nur eine Stimmung und Richtung des Gesammtwesens ist mit jener Unterscheidung bezeichnet; aber so tief ist dieser Gegensatz, daß er durch keine Argumentation und Dialektik ausgeglichen werden kann. Beide Richtungen wurzeln in der menschlichen Seele gleich tief, beide sind gleich berechtigt und nothwendig; aber beide sehen sich in Einem

Geiste selten oder vielleicht nie ganz ins Gleichgewicht, und diejenige Richtung, welche die Oberhand gewonnen, befehdet und unterdrückt dann meist die andern immer mehr. Hierbei wirken Volks- und Familienanlage, Culturzustand, Natureinflüsse, Erziehung und Bildung unberechenbar ein; ganze Völker sind der einen oder der andern Richtung überwiegend ergeben, und Ausnahmen, die sich der entgegengesetzten zuneigen, sind selten. Die überwiegend mystischen Naturen nun sind es, welche die romantische Poesie lieben und üben werden; aber sie bringen ihr nur die Stimmung des Gemüths, die Weltanschauung, entgegen; der Gegenstand selbst kann unendlich verschieden sein, so wie eben geschichtliche Einwirkungen ihn herbeigeführt und gestaltet haben.

Unsere deutschen Romantiker, in den Jahrzehnden zunächst dem Wechsel des Jahrhunderts, veranschaulichen sehr deutlich diesen Gegensatz des innerlichen, in die Tiefe gehenden, mystischen Princips gegen das nach außen, auf die Oberfläche gerichteten, verständigen Princips — des Gemüths und der Phantasie gegen einseitige, flache Aufklärerei. Es war eine nicht unberechtigte Reaction gegen eine gar zu anmaßende und prahlerische, obwol in manchen Beziehungen achtbare und verdienstliche Verständigkeit und schulmeisterische Wohlweisheit und Pedanterei, nicht ohne guten Willen und Eifer, aber oft ohne Geist und Gemüth. Aber ohne Zweifel haben die Romantiker ihrerseits das Ziel überschossen, und sie haben, unter dem Titel, Gemüth und Phantasie in die ihnen gebührenden Rechte wieder einzusetzen, nicht selten den gesunden Verstand selbst verfolgt und verhöhnt, ihn gleichsam als einen kindischen Greis in Ruhestand gesetzt; sie haben dem berechtigten Geist der Romantik zufällige, zum Theil veraltete Elemente als zu seinem Wesen gehörig untergeschoben; sie haben mitunter Grillen, Liebhabereien, Launen und Nachahmungen für poetische Glaubensartikel erklärt, sie haben die Einflüsse und Stimmungen der Zeit und der Mode mit dem tiefen und wahren Princip der romantischen Kunst und Poesie identificirt. Dadurch verwickelten sie sich in viele Inconsequenzen und Widersprüche, dadurch gaben sie sich viele Blößen, und lieferten ihren Gegnern Waffen in die Hand; sie selbst haben das Wesentliche und das Unwesentliche, das Princip und seine zufälligen Modificationen und Ausprägungen nicht gehörig getrennt; und die Reaction gegen sie benutzte natürlich mit allem Eifer das Bündniß der Romantik mit verschiedenen Moden und Phantasien der Zeit, um durch Angriffe auf diese jene selbst zu bekämpfen und zu vernichten. Aber die echte Romantik wird sich reinigen und läutern, wenn nicht anders die Poesie selbst ermatten und erlöschen sollte!

Einer derjenigen Dichter, in welchen sich der romantische Geist der neuern deutschen Poesie am reinsten und anziehendsten, mit den wenigsten störenden Zuthaten ausgeprägt hat, ist, neben Uhland, Joseph von Eichendorff. Seine Jugend fiel in die Blüte der romantischen Schule, und ihr ist er bis in die reifen Mannesjahre treu geblieben, — eine Nachtigall, die manchen Mai mit ihrem süßen, herzergreifenden Gesange, unermüdet und nie ermüdend, bewillkommt und verschönt hat. Der erste Theil der vorliegenden Sammlung bringt in vier Heften die zahlreichen Lieder und Gedichte Eichendorff's. Sie zerfallen in folgende Abtheilungen: „Wanderlieder", „Sängerleben", „Zeitlieder", „Frühling und Liebe", „Todtenopfer", „Geistliche Gedichte", „Romanzen"; wozu noch einige Übersetzungen aus dem Spanischen kommen. Es scheint nicht ohne eine tiefere Bedeutung zu sein, daß die ziemlich zahlreichen Wanderlieder vorangestellt sind; das Wandern hat bei dem Romantiker Eichendorff noch eine ganz besondere, gleichsam symbolische Bedeutung; unter dem Begriff des Wanderns fällt ihm nicht nur der seelenerfrischende, herzstärkende Streifzug durch Wald und Feld, über Berg und Strom, nicht blos die neue Gegenden, neue Menschen, allerlei Abenteuer bringende Reise, sondern das Wandern und die Wanderlust schließt auch in sich den doppelten Zug des Gemüths, die ahnungsvolle Sehnsucht nach einem großen, herrlichen, beglückenden aber unbekannten Ziele, welche die Jugend und wol auch oft noch den Mann hinauslockt in die Ferne mit magischem Ruf, welche zu allen Zeiten den Einzelnen ergreift, und wol auch dem nicht ganz fremd ist, der auch zu Hause an die Scholle gefesselt bleibt, die aber vor Zeiten gewaltige Schwärme und ganze Völker in Bewegung setzte, wie in den Zeiten der Völkerwanderung und selbst noch viel später bei den Kreuzzügen; es ist der romantische Trieb nach Abenteuern, der die Argonauten und die Griechen vor Troja, und der die Ritter des Mittelalters und die fahrenden Schüler und Handwerksburschen beseelte; aber dem Zug in die fremde, ahnungsvolle Ferne entspricht dann der ebenso gewaltige Zug in die Heimat, das Heimweh, das oft mit jenem ein und dasselbe Gefühl ist, wenn der Wanderer seine wahre Heimat nicht da findet, wo ihn sein Geschick hat aufwachsen lassen. Leicht und natürlich gestaltet sich dem Dichter auch das ganze Leben zu einer Reise und Wanderung, die ihr Ziel, ihre Heimat hienieden wol etwa im Arme der treuen Liebe, der friedevollen Natur findet, wenigstens da süße Rast hält, aber den wahren Ruheport doch erst jenseit des Grabes hofft. Aber wenn auch oft ein Ton der Wehmuth durch diese Wanderlieder geht, so sind sie doch nichts weniger als trübselig und melancholisch, vielmehr weht die frischeste Lebenslust, der keckste Wandermuth, oft die heiterste Laune darin, und der Dichter, nicht zufrieden, in eigener Seele die Wanderlust durchzukosten, versetzt sich auch mit größter Liebe und mit dem glücklichsten Geschick in den Zustand aller Arten von Wanderern, Musikanten, Zigeunern, Studenten, Soldaten, Malern, Matrosen, Jägern hinein, und betrachtet sich mit ihren Augen und mit ihrer Seele die durchpilgerte Welt. So gestaltet sich manches dieser Wanderlieder zu einer Romanze, oder steht zwischen ihr und dem Lied in der Mitte. „Sängerleben" ist die zweite Abtheilung betitelt. Es ist eine Eigenthümlichkeit der romantischen Schule, daß den ihr Angehörigen sehr häufig die Poesie, der Poet und die poetische Stimmung selbst zum Gegenstand von Gedichten wird. Theils mag

dies seinen Grund darin haben, daß die moderne romantische Poesie nicht ein reines Product des unbewußten Triebes und Dranges, sondern auch der Theorie, der Speculation über die Poesie und Kunst ist; theils darin, daß die Kunst und die Poesie, mithin auch der Dichter selbst, in den mit der romantischen Poesie zusammenhängenden philosophischen Systemen eine ganz neue und höhere Bedeutung bekam, als ihr früher zugestanden worden war: die Kunst galt als eine Offenbarung, als die Vermählung des Unendlichen und Endlichen; und endlich begünstigte auch die Romantik außerordentlich das Belauschen und die Darstellung der Stimmung der eigenen Seele, in deren musikalischem Erklingen die Geheimnisse der Welt laut werden; denn, wie Eichendorff singt: „Der Dichter ist das Herz der Welt!" In dem „Sängerleben" lesen wir nun recht das Credo des begeisterten Romantikers, der tief eingeweiht ist in die Mysterien von den Tönen, Farben, Quellen, Hainen, worin das Geheimniß der Natur und der Schönheit sich erschließt, der die Sprache der Blumen und der Wellen und Wolken und Winde versteht, der die wunderschöne Frau hoch zu Roß in Waldeseinsamkeit geschaut und zur Fahne des Phantasus geschworen hat, der seinen großen Beruf erkannt hat, geschieden von der profanen, geschäftigen, nüchternen, verständig-unverständigen Menge, „sich selber heilig zu opfern in Gesängen". Wenn auch in diesen Liedern (die jedoch weit nicht alle ganz subjectiv und persönlich sind) manches romantisch Überschwängliche, Tändelnde und gesucht Mystische sich finden mag, so ist es doch im Ganzen ein klarer, frischer Sinn, ein ehrenhaftes, treues Gemüth, ein gesunder, jugendlich bleibender Geist, was dem Leser überall höchst ansprechend und gewinnend entgegentritt, und der Dichter behauptet mit frischem Muth und gutem Vertrauen die von ihm erwählte, seiner Natur gemäße Poesie gegen Anmuthungen und Anfechtungen von verschiedenen Seiten her, ohne sich irre machen oder einschüchtern zu lassen. Den Schluß dieser Abtheilung macht das schöne Gedicht „An die Dichter", worin Eichendorff klagt, daß das Reich der Glaubens geendet, die alte Herrlichkeit zerstört sei, die Schönheit weinend sich abgewendet habe von der gnadenlosen Zeit. Aber wenn auch dahin das treue Thun, das schöne Lieben, des Lebens fromm vergnüglich Fest —:

Der Dichter kann nicht mit verarmen;
Wenn Alles um ihn her zerfällt,
Hebt ihn ein göttliches Erbarmen —
Der Dichter ist das Herz der Welt.

— ihm hat Gott das Wort gegeben,
Das kühn das Dunkelste benennt,
Den frommen Ernst im reichen Leben,
Die Freudigkeit, die Keiner kennt.

Da soll er singen frei auf Erden,
In Lust und Noth auf Gott vertrauen,
Daß Aller Herzen freier werden,
Erathmend in die Klänge schaun.

Der Ehre sei er recht zum Horte,
Der Schande leucht' er ins Gesicht!
Viel Wunderkraft ist in dem Worte,
Das hell aus reinem Herzen bricht.

Vor Eitelkeit soll er vor Allen
Streng hüten sein unschuld'ges Herz,
Im Falschen nimmer sich gefallen
Um eitel Witz und blanken Scherz.

O, laßt unedle Mühe fahren,
O klingelt, gleißt und spielet nicht
Mit Licht und Gnad', so ihr erfahren;
Zur Sünde macht ihr das Gedicht!

Den lieben Gott laß in dir walten,
Aus frischer Brust nur treulich sing'!
Was wahr in dir, wird sich gestalten,
Das Andre ist erbärmlich Ding.

Den Morgen seh' ich ferne scheinen,
Die Ströme ziehn im grünen Grund,
Mir ist so wohl! — Die's ehrlich meinen,
Die grüß' ich All' aus Herzensgrund!

(Die Fortsetzung folgt.)

Polnische Literatur.

1. Rzut okana zródta Archeologii krajowéj. Wilna 1842.

Dieser „Blick auf die Quellen der vaterländischen Archäologie" vom Grafen Eus. T. ist ein dankenswerther Beitrag zur Aufhellung der slawischen Vorzeit. Das Werkchen enthält eine Übersicht der archäologischen Überreste aus den westlichen Gouvernements des russischen Reichs, insbesondere Beschreibungen und lithographirte Abbildungen derjenigen slawischen Antiquitäten, die in dem ehemaligen polnischen Liefland, dem heutigen Gouvernement Witepsk, wo sich das Heidenthum am längsten in Polen erhalten hatte, und in der Bialowiezer Haide aufgefunden worden sind. In der letztern, dem Wohnsitze der alten Jadzwinger, entdeckte man zuerst im J. 1824, als man die tausendjährigen Eichen umzuhauen anfing, unter den Wurzeln Waffen, irdene Gefäße u. s. w., doch verfolgte man die Spuren nicht weiter und besonders archäologische Forschungen sind daselbst bis jetzt noch nicht angestellt worden; man begnügte sich mit zufälligen Funden. In der vorliegenden Schrift behandelt der Verf., indem er die verschiedenen Arten von Alterthümern durchgeht, zuerst die Kurhany. Es sind dies entweder vorchristliche Gräber oder Hügel, die an den Schlachtfeldern und zu irgend einem denkwürdigen Ereignisse aufgeschüttet worden sind. Die Grabhügel in Liefland sind mit Frauenschmuck aus Metall und allen Arten von Waffen der Männer angefüllt. Das eigentliche Lithauen, das an der Wilia, wo das Volk seine Sprache sich erhalten hat, bewahrt in den Grabmälern ebenso kostbare Geräthe, doch nicht in so großer Masse wie in Liefland. Weiß-Rußland und Schwarz-Rußland, welches, zwischen der Beresina und der Wilia gelegen, später das südliche Lithauen bildete, ist am ärmsten an solchen Zierathen. Hieraus scheint zu folgen, daß die Civilisation, die aus Skandinavien herüberkam, vornehmlich die dem Baltischen Meere benachbarten Provinzen umfaßte und weiterhin in das Innere des Landes sich verbreitend immer weniger Einfluß übte. Fernere Abschnitte des Werks behandeln den Frauenschmuck, Waffen u. s. w. Je höher ein Grabhügel ist, desto mehr Waffen finden sich in demselben, es war also die Größe des Grabhügels eine Art Auszeichnung für den Verstorbenen. Die aufgefundenen Gegenstände bekunden durchweg, daß die Kunstfertigkeit in der vorchristlichen Zeit schon ziemlich ausgebildet war.

2. Mieszkania i postepowanie uczniów krakowskich w wiekach dawniejszych. Napisat *Józef Muczkowski.* Krakau 1842.

Unter dem unscheinbaren Titel „über die Wohnungen und das Betragen der krakauer Schüler in frühern Jahrhunderten" tritt hier der Professor und Bibliothekar Muczkowski in Krakau, einer der gründlichsten Kenner der polnischen Literatur, mit einer Frucht der sorgfältigsten und mühseligsten Forschungen hervor, welche bei Allen, die mit der Literaturgeschichte sich be-

fassen, das lebhafteste Interesse erregen muß. Seine Ergebnisse legt er klar und offen hin, man sieht, daß ihn dieselben selbst betrübt haben mögen, denn er wählt zum Motto den Bibelspruch: „Wir können nichts gegen die Wahrheit, sondern für die Wahrheit", und doch tritt ein Bestreben zu beschönigen, zu entschuldigen, oder gar zu verhehlen, nirgend hervor. In der That ist es aber betrübend, daß die jagellonische Universität in der langen Zeit ihres Bestehens aus ihren Institutionen nicht so viel Kraft hat entwickeln können, um sich vor dem Einflusse der ihr widrigen Ereignisse sicher zu stellen, wie viel weniger, um auf diese Ereignisse selbst einen Einfluß auszuüben. Das wäre ihr aber gerade zugekommen, denn sie war nach ihrer Zusammensetzung nicht etwa nur eine gewöhnliche universitas litteraria, sondern bildete eigentlich ein Ministerium der Volksaufklärung. Je weniger sie ihre Mission erfüllt hat, desto mehr muß die Geschichte sie anklagen.

Wie im 13. Jahrhundert bei den Universitäten in Italien, Frankreich und England für die Studirenden klosterartige Collegien gegründet wurden, so entstanden nach und nach auch bei der krakauer Universität vier Stiftungen, jedoch allein für die Professoren. Sie hießen: das Große, das Kleine, das Neue und das Juristische Collegium. Das große Collegium war der Kern der Universität und im J. 1400 von Wladislaw Jagello gegründet. Ein Hauptgebrechen dieser Stiftungen war, daß die Professoren, mit Ausnahme des der Astronomie und Beredtsamkeit, von den schlechter dotirten Kathedern nach der Anciennetät zu den besser dotirten befördert zu werden pflegten, das Hauptaugenmerk der Lehrenden also nicht auf das Lehramt selbst, mit dem man bei der ersten Gelegenheit wechselte, sondern auf das Einkommen gerichtet war. So geschah es oft genug, da die geistlichen Lehrstühle mit Präbenden reichlich versehen waren, daß weltliche Lehrer ihre Lehrstühle verließen und zu den geistlichen übertraten. Ein solches Haschen nach Gewinn bei Denjenigen, in deren Händen die Leitung der Wissenschaften in dem größten Theile Polens lag, mußte aber auf den Gang der Volksbildung den allerverderblichsten Einfluß ausüben. Die Anzahl der wirklichen Professoren betrug 42, doch blieben in späterer Zeit viele Stellen unbesetzt. Für die studirende Jugend bestanden wie in Deutschland die sogenannten bursae, bestimmte Häuser, in denen die Jugend unter Aufsicht eines Lehrers oder Baccalaureus zusammen wohnte. In den krakauer Bursen fanden wirkliche Vorlesungen nicht statt, es wurden die Vorlesungen nur wiederholt und Disputirübungen angestellt. In Krakau bestanden acht Bursen mit sichern Fonds und vier ohne dieselben. Das Betragen der Studirenden gab wie in Deutschland und Frankreich zu vielen Klagen Anlaß. In Polen lagen die Hauptursachen der Sittenlosigkeit in den Verfolgungen der Akatholiken und Juden, wobei die obersten Universitätsbehörden, der Rector und die Dekane, welche alle Semester wechselten, nur allzu nachsichtig waren. Wollten die Akatholiken ihre Häuser nicht überfallen und ihre Begräbnisse nicht gestört sehen, so mußten sie den Studirenden gewisse Abgaben entrichten, woraus mit der Zeit eine Art Gerechtsame der Studirenden entstand.

Vorliegende Schrift ist eigentlich nur ein einzelner Abschnitt eines größern Werks, das Muczkowski schon seit mehren Jahren vorbereitet, nämlich einer umfassenden Geschichte der jagellonischen Universität. Sie wird zehn Bände umfassen und sowol eine Geschichte der Universität seit der Gründung bis zum J. 1809, als auch die Statuten, Privilegien derselben, Mittheilungen über die Professoren u. s. w. enthalten. Als vorzüglich wichtig nicht nur für die polnische, sondern auch für andere Literaturen sind zunächst zu erwarten die „Metricae studiosorum" und die Bücher der Promotionen, fortlaufende aus den Manuscripten der Bibliothek geschöpfte Verzeichnisse der Studirenden und der Personen, welche vom J. 1400 an gelehrte Grade von der Universität erhalten haben.

3. Obrazy litewskie, wydał Ign. Chodźko. Erster Band. Wilna 1843.

Ist eine Fortsetzung der „Bilder aus Lithauen", von denen Chodzko bereits eine ganze Reihe veröffentlicht hat. Das vorliegende erste Bändchen einer neuen Reihe enthält eine Erzählung „Die Ufer der Wilia". Nach einer ansprechenden Beschreibung der Ufer dieses Flusses, an dem Wilna liegt, folgen in derselben leicht hingeworfene Skizzen aus dem häuslichen Leben des lithauischen Adels, die sich vornehmlich an die Vergnügungen desselben und die oft geschilderten polnischen Gastmäler knüpfen, im Allgemeinen sich aber nicht über das Gewöhnliche erheben.
74.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geschichte der repräsentativen Versammlungen in Frankreich.

Die meisten Geschichtswerke, welche von der französischen Revolution handeln, geben in der Regel wenigstens in Form einer Einleitung einen kurzen Überblick über die Geschichte der verschiedenen Ständeversammlungen, welche vor den wichtigen États-généraux von 1789 stattgefunden haben. Zu den bessern Darstellungen dieser Art gehört die einleitende Abhandlung, welche A. Lameth seiner interessanten „Histoire de l'Assemblée constituante" vorausgeschickt hat. Thiers stellte bei der ersten Ausgabe seiner vielbesprochenen „Histoire de la révolution" eine umfassende Arbeit über die Ständeversammlungen in Frankreich aus der Feder des bekannten Félix Bodin, des Verf. einer großen Anzahl historischer Résumés, in Aussicht, die seiner Schrift als Einleitung beigegeben werden sollte. Bodin scheint aber diese Idee aufgegeben zu haben, was um so mehr zu bedauern ist, da dieser Theil der französischen Geschichte trotz aller einzelnen Darstellungen doch noch keine genügende Behandlung gefunden hat. Gegenwärtig erhalten wir nun eine ausführliche „Histoire des États-généraux et des institutions représentatives en France" (2 Bde., Paris 1843), welche den ganzen Zeitraum vom Beginn der Monarchie bis zum Anfange der Revolution umfaßt. Sie rührt vom greisen A. C. Thibaudeau her, der sich namentlich durch seine „Histoire de l'empire" sowie durch andere historische Werke rühmlichst bekannt gemacht hat. Seine Quellenstudien sind, wie man es bei einem so tüchtigen Historiker nicht anders erwarten kann, gewissenhaft und umfassend und die ganze Schrift ist in einem ernsten, würdigen Tone gehalten.

H. Blaze's kleine Unredlichkeiten.

Vor kurzem sind uns einmal wieder die „Poésies" von Henri Blaze, die im vorigen Jahre erschienen, in die Hände gefallen. Zu unserer nicht geringen Verwunderung fanden wir unter den Stücken, die er für seine eigenen Sachen ausgibt, eine ganz ansehnliche Anzahl von Gedichten, welche der junge Dichter, ohne ein Wörtchen davon fallen zu lassen, von Uhland und namentlich von Rückert entlehnt hat. Und diese Stücke gehören nicht gerade zu den schlechtesten der Sammlung. Wir haben öfters in d. Bl. die große Liebe hervorgehoben, mit der sich Blaze der deutschen Literatur zugewendet zu haben scheint und haben, wenn wir auch seine Übersetzung des „Faust", weil sie gar zu prosaisch gehalten ist, nur bedingungsweise loben konnten, sein Verdienst, das er sich durch die Verbreitung unserer Poesie im Auslande erworben hat, anerkannt. Indessen glauben wir nicht, daß er unsern Dichtern dadurch einen guten Dienst leistet, daß er ihre besten Sachen stillschweigend übersetzt und für sein Eigenthum ausgibt. Viel größern Dank würde er sich erworben haben, wenn er durch genaue Angabe der deutschen Dichter, deren Poesien ihm zur Nachahmung vorgelegen haben, die Namen derselben bei seinen Landsleuten bekannt gemacht hätte.
2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 276. — 3. October 1843.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

(Fortsetzung aus Nr. 275.)

Es folgen nun „Zeitgedichte", großentheils vor dreißig und mehr Jahren entstanden, in den Tagen des Drucks, der Noth, des Jammers, daher auch meist voll tiefen Ernstes und Zornes, aber auch voll Kraft und Fassung, voll männlicher, deutscher Gesinnung und frommen Gottvertrauens. Indessen bilden nicht gerade einzelne Zeitereignisse oder der gesammte Zustand des Vaterlands das Thema der meisten dieser Lieder, sondern in ihre bunte Mannichfaltigkeit klingt nur der Ton der Zeit stärker oder schwächer hinein; es sind keine in Reime gebrachte politische Ergießungen, sondern Ergießungen eines für das Allgemeine und Große, für Vaterland, Freiheit, Recht, Ehre empfänglichen Dichterherzens. Aber diesem Dichter, so hoch er die Poesie hält, und so sehr er sich sehnt, ihr friedlich zu leben, steht doch die That, die Pflicht, die Ehre höher als der Gesang, und er singt:

> Wer in der Noth nichts mag als Lauten rühren,
> Deß Hand dereinst wächst mahnend aus dem Grabe.

Mehre kräftige Lieder sind dem Heldenmuth der Tiroler und einzelnen Kriegsscenen geweiht. So ist die Erstürmung Wittenbergs in ein schönes, wildkräftiges, humoristisch-ernstes Gedicht gebracht, betitelt „Die ernste Fastnacht 1814", denn der ritterliche Dichter hatte selbst das Schwert ergriffen und sang in den Stürmen des Kriegs freudige Soldatenlieder aus eigenster Erfahrung und Anschauung, wo ihm gleichsam die Ritterzeit wieder lebendig aufging. Im Schlußgedicht „Weltlauf" mißt der Dichter die Zeit und was in ihr geschieht, an der Ewigkeit, und über den Wechsel, die Unbeständigkeit der Welt tröstet er sich männlich mit dem Gedanken an Den, der in Allem und über Allem ist und bleibt:

> Wie im Thurm der Uhr Gewichte
> Rücket fort die Weltgeschichte,
> Und der Zeiger schweigend kreist,
> Keiner räth, wohin er weist.
>
> Aber wenn die ehrnen Zungen
> Nun zum letzten Mal erklungen,
> Auf den Thurm der Herr sich stellt,
> Um zu richten diese Welt.
>
> Und der Herr hat nichts vergessen,
> Was geschehen, wird er messen
> Nach dem Maß der Ewigkeit —
> O wie klein ist doch die Zeit!

„Frühling und Liebe" — hier ist der romantische Dichter ganz in seinem wahren Elemente. Denn die Natur, die im Lenzgewand prangende Natur, ist auch seine Geliebte, — die Geliebte ist ihm die Krone der Schöpfung, die Prophetin der Natur und des Himmels, und Beide sind gleichsam seine eigene, ihm gegenständlich gewordene, ihm von außen entgegentretende Seele. So wird im „Zaubernetz" beschrieben, wie der Sänger, die Geliebte und der sie begleitende Jäger mit dem Waldhorn (ein wichtiger Artikel der romantischen Poesie!) vom Lenz im grünen Walde mit einem Zaubernetz umgeben werden, welchem noch Keiner entgangen. Wir müssen es uns jedoch versagen, aus dieser reichen und reizenden Mannichfaltigkeit von Liedern, welche Naturseligkeit und Liebeswonne, Wehmuth und Liebesschmerz aussprechen, Einzelnes herauszuheben und zu zeigen, in wie buntem Wechsel der Situationen, der Stimmung, der Bilder Sonne und Wald, Sterne und Abendroth gefeiert und mit der Seele des Dichters so zu sagen vermählt werden. Auch hier ist manches scherzhafte und humoristische Gedicht eingestreut, wodurch Eintönigkeit vermieden wird. In den „Todtenopfern" ist die tiefe, innige Trauer verschönt von freundlichen Bildern der dem Dichter durch den Schmerz nicht verdüsterten, sondern vielmehr geheiligten und verklärten Natur, und einem festen, zuversichtlichen Glauben. Aber eine rührende Weichheit des Gemüths spricht sich in diesen schönen Liedern aus, unter welchen wir namentlich das „Am Strom" hervorheben. Sehr schön sind auch die Lieder „Auf meines Kindes Tod". Die „Geistlichen Gedichte" sind freilich nicht von der Art, daß sie in Gesangbücher könnten aufgenommen werden; in manchen ist ebenso viel weltliche als geistliche Poesie; aber es sind Gesänge voll Andacht und Frömmigkeit, voll erhebender, schöner Empfindungen und Gedanken, voll Demuth ohne Kopfhängerei, Trübseligkeit und Scheinheiligkeit. Mitunter findet sich wol einige Künstlichkeit, und Manches, was jetzt als Tändelei erscheint, aber es in einer etwas anders gestimmten Zeit keineswegs war; manches Lied jedoch ist ganz in einfachem Stil gehalten, z. B. das schöne „Morgengebet", „Nachtgruß", „Der Wächter". Eichendorff's geistliche Gedichte erinnern manchmal an die von Arndt,

welche jedoch im Ganzen einfacher und reiner gehalten sind. Verwandt mit den geistlichen Liedern von Novalis ist das schöne Gedicht „Gebet". Schon unter den Liedern befindet sich manches, welches als Romanze gelten könnte, aber eine größere Anzahl von Gedichten dieser Gattung hat der Dichter am Ende seiner Sammlung zusammengestellt. Zum Theil tragen jedoch auch diese halb den Charakter des Liedes an sich; der Titel gibt die Person an, welcher das Lied in den Mund gelegt ist, das dann ein Erlebniß, eine Situation in kurzen Zügen skizzirt; andere jedoch sind wirklich erzählend, darstellend. Unter diesen Romanzen findet sich viel Märchenhaftes, Träumerisches, Allegorisches; historische Anklänge sind selten oder fehlen ganz. Unter diesen Romanzen ist eine der allerlieblichsten „Das zerbrochene Ringlein", das in seiner Tiefe und Einfachheit wie ein echtes Volkslied gemahnt und in ganz Deutschland gesungen wird. Einen recht schaurigen, unheimlichen Eindruck machen „Der Reitersmann", und „Das kalte Liebchen"; nur ist in neuern Zeiten diese Art von Poesie von Nachahmern mit und ohne Beruf übermäßig cultivirt, bis zur Caricatur und zur Fratze übertrieben, und dadurch die Empfindung dafür abgestumpft, ja wol gar Widerwillen dagegen erzeugt worden.

Leider dürfen wir auf das Einzelne nicht näher eingehen; dafür aber müssen wir die gesammte Poesie Eichendorff's noch etwas bestimmter zu charakterisiren suchen. Man hat schon die romantische Poesie überhaupt eine vorzugsweise musikalische genannt, und wenigstens auf Eichendorff findet dies, wie uns dünkt, in hohem Grade seine Anwendung; seine Poesie wirkt wie Musik. Ohne Zweifel genügt sie dadurch einer Hauptanfoderung, welche man an die lyrische Poesie macht; aber sie geht darin zu weit; das eigentliche Element der Poesie, das Wort, die Sprache, wird zu sehr vom musikalischen Ton, vom Gesang verschlungen; der Fortschritt des Gedankens, die Bewegung und Gliederung des Lebens, der Reiz des Geschehens und der That, die Plastik des Ausdrucks leiden mehr oder weniger unter dem Vorwalten des musikalischen Elements. Der Dichter gibt uns beinahe durchaus nur seine Stimmung; diese ist nichts weniger als einförmig, und er ist in der That unerschöpflich in neuen Wendungen und Gestaltungen, um seine Stimmung poetisch auszusprechen; die Natur und die Menschenwelt bieten ihm ihren Reichthum dar, in welchem er mit verschwenderischen Händen wühlt; aber vielleicht ist es gerade eine gewisse Ökonomie und Sparsamkeit, was ihm fehlt; er häuft zu viele Anschauungen und Bilder in allzu rascher Aufeinanderfolge, sodaß dem Gemüth wol ein allgemeiner Eindruck bleibt, aber keine klare Erinnerung, etwa wie von einem schönen Naturschauspiel und Landschaftsgenuß, wovon ein süßer Eindruck bleibt, der sich nicht in Worten wiedergeben läßt. Nicht wenig indessen müssen diese tiefempfundenen Lieder gewinnen, wenn man sie einzeln in der ihnen gemäßen Stimmung genießt, wenn man sich in sie recht vertieft und jede Note so zu sagen recht austönen läßt. Eine viel mehr auf Empfindungen als auf Gedanken und objective Gegenstände und Stoffe gegründete Poesie fodert auch viel mehr Hingebung des Gemüths, eine ganz reine, ungestörte Empfänglichkeit. Wenngleich jedoch beinahe sämmtliche Gedichte Eichendorff's sich auf Stimmungen zurückführen, als Verkörperungen von Stimmungen sich betrachten lassen, so darf man keineswegs glauben, daß nur Ein Ton durch dieselben hindurchgehe. Eine Gesinnung, Ein Gemüth lebt und spricht in denselben, ja! und dies ist ein großer Vorzug; dies gibt ihnen das Gepräge der innern Wahrheit; aber der Dichter bewegt sich nicht in einem beschränkten Kreise von Empfindungen; sein offenes Herz, seine bewegliche Phantasie, seine tüchtige und mannhafte Weltanschauung dehnen seinen Gesichtskreis weit aus, und sein Gefühl umfaßt eine große Scala von Tönen, von der lächelnden Wehmuth bis zur verzückten Wonne und bis zum phantastischen, muthwilligen Humor; von der harmlos tändelnden Lust bis zur ernsten Andacht und zum männlichen Zorne; vom Wohlbehagen, das sich an der Sonne wärmt und unter Blumen spielt, bis zur Bangigkeit und zum Schauder der gespenstischen, kalten Nacht. Dieser Mannichfaltigkeit von Stimmungen entspricht auch eine nicht geringe Abwechselung in der Form; die Lieder bewegen sich in verschiedenen Rhythmen und Versmaßen, wiewol eine oder ein paar einfache Liederweisen vorwaltend durch das Ganze hindurchgehen. Mit den Romantikern überhaupt theilt Eichendorff die Neigung, sich in verschiedenen Formen des Gedichts zu versuchen, und manches Sonett und sonstige kunstreiche Metra, Glossen u. dergl. lassen seine Fertigkeit auch in der Technik der Poesie in ein helles Licht treten; mit dieser Virtuosität aber in der Handhabung schwieriger Formen, in der spielenden Überwindung selbstgeschaffener Schwierigkeit contrastirt hin und wieder eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die strenge Form, welche sich manche Licenzen, Nachlässigkeiten und Härten erlaubt. Ursprünglich mag dies Sündigen gegen die jetzt geltende Grammatik und Sprachweise seinen Grund gehabt haben in der Hinneigung der Romantiker zum Alterthümlichen und Altdeutschen, gelegentlich aber wirkte wol auch eine gewisse Bequemlichkeit mit. Berufen konnten sie sich allerdings auf das deutsche Volkslied, das namentlich im Reim nichts weniger als correct und streng — nach den Begriffen der neuen Prosodie — ist; und mit dem Volkslied scheint Eichendorff nicht selten, und zwar mit Glück, zu wetteifern; wir finden häufig in seinen kurzen Liedern die Einfachheit, die Tiefe, die Prägnanz, die raschen und überraschenden Übergänge und Sprünge, welche die besten Volkslieder auszeichnen, und viele andere würden denselben Charakter tragen, wenn sie mehr von buntem Schmuck der Bilder entkleidet, und andere, wenn sie etwas klarer wären. Unklarheit fällt im Ganzen Eichendorff nicht zur Last, aber manchen seiner Lieder haftet sie doch an — zumal denjenigen, welche ohne weitere Erklärung aus dem Zusammenhang der Erzählungen in die Gedichtsammlung aufgenommen sind. An das Volkslied erinnert bei Eichendorff auch eine ziemlich constante Wiederkehr gewisser Anschauungen, Bilder, eigenthümlicher Ausdrücke, und es ist

zu hoffen, daß immer mehre seiner Lieder durch die Composition zum Gemeingut der Nation im lebendigen Gesange werden. Nach allem Bisherigen können wir Eichendorff Orginalität in einem hohen Sinne allerdings nicht zusprechen, auch macht er selbst gewiß nicht Anspruch, eine neue Bahn gebrochen zu haben; aber darum halten wir ihn dennoch für eine echte Dichternatur, seine Gaben für ebenso lieblich als gesund. Der Geist der Romantik hat sein Dichtergemüth geweckt und ihm die Richtung gegeben, und zwar eine ihm vollkommen gemäße; dies erhellt daraus, daß er ihr immer treu geblieben ist, während er sich von den Verirrungen und Affectationen der Romantik ziemlich frei erhalten und gezeigt hat, daß diese den Mann nicht verweichlichen und entnerven muß, daß sie sich ganz gut mit der moralischen Gesundheit und mit dem tüchtigsten Lebensverstand verträgt.

(Der Beschluß folgt.)

Ethnographische und geschichtliche Notizen über die Zigeuner. Gesammelt durch Karl v. Heister. Königsberg, Gräfe und Unzer. 1842. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Titel „Notizen" ist zu bescheiden; die Schrift darf als ein Handbuch des Wissenswürdigsten, was bis auf die neueste Zeit über die Zigeuner ermittelt worden ist, bezeichnet und empfohlen werden. Der Verf., dessen Belesenheit in diesem Gegenstande die vollste Anerkennung verdient, hat nicht nur die von den Zigeunern speciell handelnden Werke von Grellmann, Barrow, Kogalnitschan, Kindler, Graffunder, Sprengler, Tetzner u. A. benutzt, sondern auch eine Menge geographische, geschichtliche und anthropologische Schriften, in denen gelegentliche Nachrichten über die Zigeuner zu finden waren. Daß selbst aus Romanen (W. Scott's „Guy Mannering" und dem „Cancan eines deutschen Edelmanns") ein paar Genrebilder entlehnt sind, erscheint durch die Eigenthümlichkeit des Gegenstandes völlig gerechtfertigt. Die große Masse des Materials hätte leicht zur Weitschweifigkeit führen können; um so mehr müssen wir es dem Verf. danken, daß er sich bei diesem Reichthume zu beschränken wußte, ohne daß seine Darstellung der Kärglichkeit oder Trockenheit beschuldigt werden kann.

In der ersten Abtheilung der ethnographischen Notizen wird zuerst von dem Namen „Zigeuner" gehandelt. In Europa haben sie verschiedene Namen, bei den Holländern heißen sie „Heiden", in Spanien, Portugal und Sicilien „Gitanos" (d. h. Schlaue, kann aber auch von Egitto hergeleitet werden), bei den Franzosen „Bohémiens und Egyptiens", bei den Türken „Tchinghenes", was einen Leiermann bezeichnet, bei den Russen „Tziganes", in den Donauländern „Sygani", in Italien „Cingari". Bei der Ähnlichkeit dieser letztern Namen mit dem Worte „Zigeuner" zerfällt die seltsame und doch von Manchen sehr ernsthaft gemeinte Erklärung, daß Zigeuner von Zieh-Gauner herkommen solle. Die Zigeuner selbst nennen sich Rom, d. h. Mann. Mit der mongolischen Race, zu welcher sie oft gezählt werden, haben sie nichts gemein, weder das platte Gesicht mit schmaler Stirn, noch den spitzen Hinterkopf, die kleinen schmalen Augen und die weizengelbe Gesichtsfarbe. Sie gehören zur malaiischen Race.

„Wenngleich die dunkle Farbe, ein wenig schiefe Augenarten, etwas erhobene Backenknochen, nicht für schön gelten können, so gewinnt doch das Gesicht des Zigeuners durch die langgewimperten schwarzen Augen, durch den meist feinen Mund mit schönen, geradestehenden Zähnen und mit einer überaus anmuthigen Oberlippe, einen keineswegs unangenehmen, ja sogar einen bedeutenden Ausdruck. Auf der Physiognomie dieser Asiaten ruht schwermüthiger Ernst; da finden sich die langen Leiden eines verworfenen, ausgestoßenen Stamms tief ausgeprägt, wenn auch nur als unausbleibliche Laster. Aus den glühenden Augen blitzt thierische Wildheit hervor, unstet schwankt der Ausdruck zwischen Schlauheit, Furcht und Haß; die wohlgeformte Stirn zeigt reiche Ausstattung an geistiger Gabe, und daneben drücken alle Züge den ärgsten Misbrauch aus. Wenden wir uns ab von dem geistigen und körperlichen Schmutze tiefer Versunkenheit, so werden wir wieder angezogen, gefesselt durch naturgetreue, durch vollendetste Formenentwickelung. Die Zigeuner sind im Allgemeinen von mittlerer Statur, schlank, haben wohlgeformte Schultern, Arme und Beine, kleine Füße und Hände, lange, zugespitzte Finger. Das Dick- und Fettwerden kommt bei ihnen nicht vor, und überhaupt ist ihre Gestalt mit den zierlichen und dennoch so kräftigen Gliedern von vollendeter plastischer Schönheit, sodaß man, bemerkt Kogalnitschan, wenn man sie nackt sieht, bronzene Meisterwerke des Alterthums lebend vor sich hat."

Die früher allgemeine Annahme, daß Ägypten das Vaterland der Zigeuner sei, ist als vollständig widerlegt zu betrachten; es wird jetzt kein Zweifel mehr darüber erhoben, daß sie ursprünglich aus Hindostan stammen. Durch die malaiische Abkunft wird aber diesem Volke Hindostan nicht genommen, indem dort ein großer Theil der niedern Kaste malaiischer Race ist. Marsden findet den Stammsitz der Malaien auf den Höhen von Sumatra, von wo aus sie sich weit über den Archipel und Hinterindien verbreitet haben. Gleich dem indischen Paria verzehrt der Zigeuner die ekelhaftesten Speisen, er trägt kein Bedenken, das Fleisch gefallener Thiere zu essen; sie sagen, was Gott schlachtet, das müsse doch wol besser sein, als was von Menschenhand sterbe. Den Branntwein lieben die Zigeuner leidenschaftlich, nicht minder den Taback; ein altes, recht durchzogenes Pfeifenrohr ist ein willkommenes Geschenk; indem der Zigeuner die abgebissenen Stückchen aussaugt und dazu Wasser trinkt, hält er einen ganzen Tag beim beschwerlichsten Marsche aus.

Bekanntlich steht unter den Beschäftigungen der Zigeuner das Schmiedehandwerk oben an. Außerdem befassen sie sich gern mit dem Pferdehandel und haben es in den hierbei vorkommenden Betrügereien zu einer ausgezeichneten Fertigkeit gebracht; in Siebenbürgen und den Donauländern fristen viele Zigeuner in den Sommermonaten mit Goldwäscherei ihre Existenz, in Spanien sind sie häufig Gastwirthe und einige haben sich bei diesem Gewerbe Vermögen erworben, ohne deshalb ihre Eigenthümlichkeiten abzulegen. Dem ganzen Stamm ist ein entschiedenes Talent zur Musik eigen. Die Catalani war in Moskau von dem Gesange einer Zigeunerin so entzückt, daß sie ihr einen kostbaren, vom Papste zum Geschenk erhaltenen Shawl mit den Worten verehrte: „Er war einer unübertreffenen Sängerin bestimmt; nach Dem, was ich jetzt gehört habe, darf ich ihn nicht ferner tragen." Auch für den Tanz dieser Orientalen haben wir ein sehr gültiges Zeugniß seiner Vortrefflichkeit. Behufs des Ballets „Die Zigeunerin", welches am 5. Decbr. 1838 zum ersten Male in Petersburg aufgeführt wurde, machte die Taglioni ihre Studien bei einer Bande in der Nähe von Moskau, und sie, die gewiß competent ist, zollt der natürlichen Grazie, dem feinen Taktgefühl, der ungekünstelten Anmuth der Zigeunermädchen den größten Beifall. In der Moldau und Walachei sind die Zigeuner auch Schauspieler, wenngleich nur mit Marionetten, mit denen sie in den Nächten von Weihnachten bis zum Carneval herumziehen. Das einst so beliebte Wahrsagen wird, wie eine Zigeunerin in Ostpreußen dem Verf. erzählte, jetzt nicht mehr getrieben, „weil die Leute nicht mehr daran glauben".

Die Zigeunerinnen haben im Punkt der Sittlichkeit stets im schlechtesten Rufe gestanden. Doch sind hierüber die Urtheile der Forscher sehr abweichend. Während Kogalnitschan sagt, daß die Mädchen dieses Volks sich für einige Paras Jedem hingeben, tritt Barrow als Ehrenretter derselben auf. Er versichert, daß wenngleich in Spanien die Mädchen durch wol-

lustige Tänze und andere Koketterien diejenigen Männer anzulocken suchen, von denen sie Schutz oder Vortheil hoffen, sie sich ihnen doch niemals preisgeben. Auch die Zigeunerinnen in der Türkei spricht Barrow von dem Vorwurf der Prostitution frei und gibt denen in England das beste Zeugniß. Unser Verf. glaubt dagegen, daß dies zu günstig geurtheilt sei; er führt an, daß die Zigeunermädchen in Moskau die jungen Russen in jeder Art zu Grunde richten und erwähnt dabei der bekannten Thatsache, daß die Fürstin Gagarin und die Gräfin Tolstoy geborene Zigeunerinnen sind. Sollte aber die Erhebung dieser beiden Damen nicht gerade den Beweis liefern, daß die Zigeunerinnen sich nicht so leicht wegwerfen? Auch Richard Twiss sagt in seiner spanisch-portugiesischen Reise (französische Übersetzung, Bern 1776): „Quant à leurs femmes j'ai eu lieu de savoir plus d'une fois, qu'elles resistent aux offres qu'on leur fait, plus souvent qu'on ne le présumerait d'une classe de gens aussi décriée." Wieder auf der andern Seite fehlt es nicht an Beweisen der Unzüchtigkeit dieses Volks. Der Engländer Swinburne berichtet, daß bei einem Jahrmarkte zu Marsico-Nuovo in Sicilien einige Zigeuner dicht bei dem Orte Das mit ihren Frauen öffentlich thaten, was auch die Cyniker als etwas Natürliches nicht verbargen, sodaß der vorgehaltene Mantel des Diogenes recht eigentlich ein Mantel der Liebe wurde. Als man nun dem schamlosen Schauspiele zuströmte, räumten die Helfershelfer die Buden aus.

Betteln und Stehlen ist der Hauptberuf der meisten Zigeuner; sie verfahren dabei zuweilen mit einem niederträchtigen Raffinement. Zwei Zigeunerweiber drangen in dem Dorfe Zuschkehmen bei Gumbinnen in ein Haus, wo allein die schwangere Bauersfrau anwesend war. Als diese nichts mehr geben konnte oder wollte, zog eine der Zigeunerinnen plötzlich aus ihrem Shawltuche das Skelett eines Pferdekopfs hervor, wodurch die Bäuerin in lebensgefährliche Convulsionen gerieth; unterdeß wurde das Haus ausgeräumt. In einer Chronik von Bologna zum J. 1422 wird erzählt, daß „Herzog Andreas von Ägypten" mit etwa 100 Personen auf einer Bußfahrt nach Rom durch Bologna gekommen sei. Laut eines Briefs des Königs von Ungarn, der damals Kaiser war, durften sie sieben Jahre lang überall, wohin sie kamen, stehlen, ohne daß sie vor Gericht gezogen werden konnten. „Es begann nun", heißt es in der Chronik, „ein gewaltiges Stehlen in ganz Bologna, in Folge dessen durch öffentliche Bekanntmachung gegen Den, der sich ferner mit diesen Fremdlingen einlassen würde, eine Strafe von 50 Lire und die Excommunication verhängt wurde. Diese Vagabunden sind übrigens die feinsten Diebe, welche es auf der Welt gibt. Als nichts mehr zu stehlen war, gingen sie nach Rom."

Für die Ehen der Zigeuner gilt das Consensus facit nuptias. Ist ein junger Bursche mit einem Mädchen über diesen Punkt einig, so nimmt er sie mit in sein Zelt, und ist vor diesem ein irdener Krug zerbrochen, so gilt der Ehebund als geschlossen. Wird der Mann seiner Frau untreu, so erhält er von deren männlicher Verwandtschaft tüchtige Prügel; sonst stehen, nach Grabb und Andern, strenge, aber wol nicht mehr zur Ausführung kommende Strafen auf dem Ehebruch: der Schuldige verliert die Nase und es werden ihm die Kniegelenke durchgeschnitten; die Frau wird noch ärger verstümmelt. Ein überreicher Kindersegen beglückt die Zigeuner. Toppeltin meint, man könne sich des Lachens nicht enthalten, wenn man eine Zigeunermutter, wie eine Henne mit ihren Küchlein, stolz und glückselig zwischen der Schar der nackten und schwarzen Nachkommenschaft erblickt.

Tritt ein Todesfall ein, so erfolgt ein gewaltiges Geheul, besonders der Weiber, welches sich bei der Beerdigung noch steigert; stirbt aber ein Anführer, so gebietet die Berehrung Stille, wogegen aber Alle durch die emsigste Thätigkeit bei der Bestattung ihre Theilnahme an den Tag zu legen suchen. Im Februar 1835 starb der König der Zigeuner in England, James Shmid, in seinem Lager zu Bestwoodlane bei Nottingham und wurde mit vieler Pracht beigesetzt. Es ist für die indische Abstammung dieses Volks sehr bezeichnend, daß die Witwe des Königs durchaus foderte, mit ihm beerdigt zu werden. Die Regierung ging in Ermangelung männlicher Thronerben an eine Prinzessin Tochter über, sodaß jetzt die große britische Monarchie und der kleine Zigeunerstaat in dieser, beide von Damen beherrscht werden. Überall findet sich bei den Zigeunern die Sitte, daß sich die Banden unter selbst gewählte Chefs stellen, und dies ist, während in den Familien das patriarchalische Verhältniß herrscht, das Einzige, was über die Verfassung dieses Volks beigebracht werden kann.

Über die Sprache der Zigeuner ist auf die ausführlichen Werke von Bischoff und Graffunder zu verweisen; hier nur eine für Sprache und Volk charakteristische Bemerkung unsers Verf.:

„Thun wir noch ganz im Allgemeinen einen Blick auf diese interessante Sprache, so erkennen wir unzweifelhaft die Spuren früher und hoher Cultur. Die reiche Declination, die Menge der Prä- und Postpositionen zeigen an, daß einst die Wechselbeziehungen zwischen Personen und zwischen diesen und den Dingen durch alle Kategorien wohl beachtet wurden. Wenn sich aber der Geist unter dem steten Druck einer gefährdeten Existenz, bei einem wüsten Umhertreiben, nicht zur Selbsterkenntniß und Klarheit emporarbeiten konnte, so mußten die Ausdrücke für Seelenzustände zurücktreten, verloren gehen, während Naturlaute nachgeahmt und in die Sprache aufgenommen wurden, da das Leben im Freien zur Beobachtung führt und die überaus scharfen Sinne dazu befähigen. Die Zigeuner haben in Charakter und Wesen noch manches Kindliche, oder, wenn man lieber will, Kindische. Wie aber dieses durch rohe Unsitte gefesselt ist, das möchte sich daraus ergeben, daß ihre Sprache der Diminutiven entbehrt, die sonst bei jugendlichen Nationen aus Frohsinn, Gemüthlichkeit und aus dem Hange zur Tändelei hervorgehen. (Der Verf. hat nur ein Diminutivum gefunden: Vogel tschiriclo — Vögelchen tschiricloro.) Kaum gibt es etwas bei diesem Volke, was so das Interesse anzieht und andererseits so tief verletzt, als daß sie mit trefflichster Anlage und reichster Ausstattung zu so uralten, durch und durch verwahrlosten Kindern verwilderten."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Wirkung des Chlor.

Eine kleine Schrift des Chemikers Lecanu „Documents scientifiques et administratifs concernant l'emploi des chlorures ou liqueur de Labarraque" ist soeben erschienen, welche genaue Auskunft gibt über die Labarraque'sche Methode, alle durch Verwesung entstehende schädliche Dünste durch Anwendung von Chlor wegzuschaffen. Diese schädlichen Dünste erzeugen sich nämlich durch eine Verbindung des Hydrogen mit Schwefel; Chlor aber verbindet sich mit dem Wasserstoffgas augenblicklich, wie dasselbe auch vorhanden sei, frei oder gebunden, und löst daher die Verbindung desselben mit dem Schwefel auf, sodaß der nachtheilige Einfluß dieser Verbindung unverzüglich wegfällt. Von der Schnelligkeit der Wirkung, welche das Labarraque'sche Mittel hervorrief, gaben viele Experimente Zeugniß, welche die erwähnte Schrift von Lecanu anführt.

Das malerische Persien.

Auf Befehl des Ministers des Innern wird ein Werk über Persien „Voyage en Perse" der Herren Eugène Flandin (Maler) und P. Coste (Architekt) herausgegeben. Der archäologische Theil wird ungefähr 250 Kupfertafeln enthalten (Werke der Architektur, Sculptur, Inscriptionen, topographische Pläne), der malerische Theil wird 100 Ansichten aus allen Districten des heutigen Persiens darbieten. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 277. —— 4. October 1843.

Joseph Freiherr von Eichendorff.

(Beschluß aus Nr. 276.)

Den einen Theil Gedichte begleiten drei Theile Erzählungen und Novellen, über welche wir uns jedoch kürzer fassen müssen. Eichendorff ist unsers Erachtens vorzugsweise eine lyrische Dichternatur, und neben den lyrischen Gedichten mag etwa sein höchst anmuthiger und liebenswürdiger „Taugenichts“ genügen, um seine ganze Eigenthümlichkeit in ihren Hauptelementen kennen zu lernen. Die Erzählungen in Prosa lassen sich gewissermaßen als Commentare, als Erweiterungen der Gedichte ansehen, sofern ein großer Theil von diesen ursprünglich im Zusammenhang der Erzählungen eingewoben ist, und manche erst durch die Beziehungen der Erzählung verständlich werden. Man könnte nun meinen, die Poesien seien ein Schmuck und Zuthaten der Novellen und diese die Hauptsache; aber wir möchten es fast so ansehen, als ob die Poesien die eigentlichen Lebenskeime der Erzählungen seien, in welche sich die Stimmung zusammendrängt; oder, wenn dies zu viel gesagt sein sollte, das Element, der Gegenstand einer Gattung der lyrischen Poesie, des Liedes, Stimmungen nämlich, sind auch zum großen Theil das Element und der Gegenstand dieser Erzählungen, mehr als Charaktere und Begebenheiten. Als größere künstlerische Compositionen kann, was den Plan des Ganzen und die Anlage und Durchführung der Charaktere betrifft, Ref. die zwei größern Erzählungen „Ahnung und Gegenwart“ und „Dichter und ihre Gesellen“ nicht sehr hochstellen; er getraute sich nicht, die Idee derselben kurz und bestimmt anzugeben; die Erzählungen im Ganzen, wie die einzelnen Personen schweben in einem Dämmerlicht, das eine Weile anmuthig sein mag, aber auf die Länge ängstigt; oft ist es, als ob der Dichter selbst seine Leser mystificirte. Es waltet darin eine überschwängliche, phantastische Romantik, welcher nicht, wie bei Cervantes, ein besonnener, künstlerischer Verstand mäßigend zur Seite geht, sondern die sich ungebunden ins Grenzenlose verirrt und verliert. Bei dieser phantastischen Ungebundenheit fällt es auf, daß der Dichter in der Erzählung „Dichter und ihre Gesellen“ Situationen und Personen aus Goethe's „Wilhelm Meister“ fast geflissentlich nachzuahmen scheint. Die Elemente, die Motive, die Personen des Dichters sind großentheils in allen seinen Erzählungen verwandt; eine Hauptrolle spielt überall, wie billig, die Natur, besonders Wald und Gebirg, in deren reizender Schilderung in ihren verschiedenen Charakteren, Gestaltungen, Beleuchtungen der Dichter unerschöpflich ist, und gewiß sein darf, jeden empfänglichen Leser mit Sehnsucht nach den dargestellten Scenen zu erfüllen. Warme Sommer- und Mondscheinnächte, frische Morgen mit „verschlafenen“ Mädchengesichtern unter den Fenstern, in Spanien und Italien, in Gärten mit Wasserkünsten und Marmorstatuen fehlen nirgend. Die Wälder wimmeln von Jägern und widerhallen von Waldhörnern und Vogelsang. Wildschöne Amazonen tummeln sich in Wald und Gebirg, und selbst in Schlachten, heldenkühn auf schnaubenden Rossen, und verwegene, entbrannte Freier und Liebhaber bleiben an wagehalsigem Muth nicht hinter den Schönen zurück. Lebenslustige, vom Arme des Glücks getragene junge Grafen und Edelleute durchziehen die Welt auf Abenteuer, die Einen ritterlich schwärmend, ernst und sehnsüchtig, die Andern genial, leidenschaftlich, übermüthig und muthwillig; gutmüthige oder armselige Philister bilden die Folie für die romantischen Edelleute; halb verrückte Dichter schwanken hin und her zwischen hoher Poesie und Gemeinheit, zwischen idealen Träumen und derben Späßen; Reisen nach Spanien oder Italien, Maskeraden, Verkleidungen, Entführungen — prager Studenten, Musikanten, Zigeuner — dies die Personen und Elemente, aus welchen die meisten dieser Novellen bestehen. Aber wenn der strengere künstlerische Sinn und Verstand von dem Übermaße phantastischer Romantik nicht eben befriedigt werden mag, so findet sich in diesen Erzählungen eine unendliche Fülle von schönen, tiefen und wahren Anschauungen, von den lebendigsten, unverkünsteltsten Gefühlen, die tiefsinnigsten Betrachtungen und ein üppiger, sprudelnder, aber nicht verletzender Humor. Was am meisten Bewunderung erregen muß, ist die Paarung der kühnsten, phantastischsten Imaginationen, welche allen Boden der Wirklichkeit und Wahrscheinlichkeit überfliegt, mit einer überraschend treuen und scharfen Auffassung und Schilderung der Zustände, der Verhältnisse, der Charaktere des wirklichen Lebens in den detaillirtesten, feinsten Zügen. Unser Dichter, den man ganz nur in den Wäldern und im Himmel der Romantik einheimisch zu glauben ver-

sucht sein könnte, zeigt zugleich eine ausgebreitete und tiefe Welt- und Menschenkenntniß, mit welcher er aber nicht ängstlich haushält, sondern die er mit poetischer Unbekümmertheit verschwendet. Er wäre reichlich begabt mit den Eigenschaften, welche den humoristischen Genremaler machen, aber er verschmäht es, sich in so enge Grenzen einzuschließen, er strebt immer hinaus in den Äther der freiesten romantischen Poesie, und streift überall die Last des wirklichen Lebens mit liebenswürdigem Muthwillen ab. Für die gelungenste seiner Erzählungen sind wir geneigt die „Aus dem Leben eines Taugenichts" zu halten, in welcher Romantik und harmloser, unerschöpflich quellender Humor eine köstliche Mischung bilden und welche sich nicht ins Märchenhaftphantastische verliert wie „Das Marmorbild" und „Viel Lärmen um Nichts" (ersteres eine phantastische Gespenstergeschichte, letzteres eine literarische Satire oder Humoreske, in der Art des „Gestiefelten Kater" oder des „Prinzen Zerbino"). Die Einheit der Handlung ist in dieser kleinen Erzählung viel besser gewahrt als in den größern, und der Charakter des harmlosen, gemüthlichen, treuherzigen und doch schalkhaften Gärtners, Geigers und Taugenichts ist allerliebst durchgeführt. Sehr ansprechend ist ferner die Erzählung „Das Schloß Durandi" aus der Zeit der französischen Revolution, rasch und in skizzenhafter Kürze, aber sehr lebendig und ergreifend erzählt; nur ist der Gegenstand zu düster für Eichendorff's heitere Muse. An „Viel Lärmen um Nichts" schließt sich durch satirischen Humor das dramatische Märchen „Krieg den Philistern" an, welches uns jedoch minder ansprechend erscheint, wie denn Humor und Satire in Deutschland schwieriger sind als anderswo.

Wenn Eichendorff's Erzählungen weder Den ganz befriedigen können, welcher eine strengere Einheit und einen durchgeführten Plan, consequente Charaktere und einen ästhetisch befriedigenden Schluß verlangt, noch auch für eine solche Classe von Lesern sich eignen, welche — wenn man den Ausdruck gestatten will — den Brei ganz bequem in den Mund gestrichen haben wollen, so bieten sie doch jedem für Poesie Empfänglichen eine reiche Ausbeute; sie sind wie eine schöne Gegend, wo der Reisende aller Orten überraschende An- und Aussichten trifft und von tausend freundlichen Plätzen zu Rast und Genuß eingeladen wird. Man kann darauf recht anwenden, was der Dichter in „Ahnung und Gegenwart" sagt:

> Das sind die rechten Leser, die mit und über dem Buche dichten. Denn kein Dichter gibt einen fertigen Himmel; er stellt nur die Himmelsleiter auf von der schönen Erde. Wer, zu träge und unlustig, nicht den Muth verspürt, die goldenen, losen Sprossen zu besteigen, dem bleibt der geheimnißvolle Buchstab ewig todt, und er thäte besser, zu graben oder zu pflügen, als so mit unnützem Lesen müßig zu gehen.

Aus demselben Werke mögen hier noch zwei Stellen einen Platz finden, da sie für die Gesinnung unsers Dichters charakteristisch scheinen und einem seiner Helden in den Mund gelegt sind, der gewiß am meisten von seinem eigenen ernsten und treuen Wesen an sich hat:

> Wie wollt Ihr — sagt Friedrich, der Behauptung des Dichters Faber widersprechend, daß poetisch sein und Poet sein zwei ganz verschiedene Dinge seien — daß die Menschen Eure Werke hochachten, sich daran erquicken und erbauen sollen, wenn Ihr Euch selber nicht glaubt, was Ihr schreibt, und durch schöne Worte und künstliche Gedanken Gott und Menschen zu überlisten trachtet? Das ist ein eitles, nichtsnutziges Spiel, und es hilft Euch doch nichts, denn es ist Nichts groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. Das heißt recht dem Teufel der Gemeinheit, der immer in der Menge wach und auf der Lauer ist, den Dolch selbst in die Hand geben gegen die göttliche Poesie. Wo soll die rechte, schlichte Sitte, das treue Thun, das schöne Lieben, die deutsche Ehre und alle die alte herrliche Schönheit sich hinflüchten, wenn es ihre angeborenen Ritter, die Dichter, nicht wahrhaft ehrlich, aufrichtig und ritterlich mit ihr meinen? Bis in den Tod verhaßt sind mir besonders jene ewigen Klagen, die mit weinerlichen Sonetten die alte schöne Zeit zurückwinseln wollen, und, wie ein Strohfeuer, weder die Schlechten verbrennen noch die Guten erleuchten und erwärmen. Denn wie Wenigen möchte doch das Herz zerspringen, wenn Alles so dumm geht; und habe ich nicht den Muth, besser zu sein als meine Zeit, so mag ich zerknirscht das Schimpfen lassen, denn keine Zeit ist durchaus schlecht. Die heiligen Märtyrer, wie sie, laut ihren Erlöser bekennend, mit aufgehobenen Armen in die Todesflammen sprangen — das sind des Dichters echte Brüder, und er soll ebenso fürstlich denken von sich; denn so wie Je den ewigen Geist Gottes auf Erden durch Thaten ausdrückten, so soll er ihn aufrichtig in einer verwitterten, feindseligen Zeit durch rechte Worte und göttliche Erfindungen ausdrücken und verherrlichen. Die Menge, nur auf weltliche Dinge erpicht, zerstreut und träge, sitzt gebückt und blind draußen im warmen Sonnenscheine. Der Dichter hat einsam die schönen Augen offen; mit Demuth und Freudigkeit betrachtet er, selber erstaunt, Himmel und Erde, und das Herz geht ihm auf bei der überschwenglichen Aussicht, und so besingt er die Welt, die, wie Memnon's Bild, nur dann durch und durch erklingt, wenn sie die Aurora eines dichterischen Gemüths mit ihren verwandten Strahlen berührt.

Und am Schlusse des Buchs sagt Derselbe, im Begriff sich von der Welt zurückzuziehen:

> Mir scheint in diesem Elend, wie immer, keine andere Hülfe als die Religion. Denn wo ist in dem Schwalle von Poesie, Andacht, Deutschheit, Tugend und Vaterländerei, die jetzt, wie bei der babylonischen Sprachverwirrung, schwankend hin- und hersummen, ein sicherer Mittelpunkt, aus welchem alles Dieses zu einem klaren Verständniß, zu einem lebendigen Ganzen gelangen könnte? Wenn das Geschlecht vor der Hand einmal alle seine irdischen Sorgen, Mühen und fruchtlosen Versuche, der Zeit wieder auf die Beine zu helfen, vergessen und wie ein Kleid abstreifen, und sich dafür mit voller, siegreicher Gewalt zu Gott wenden wollte, wenn die Gemüther auf solche Weise von den göttlichen Wahrheiten der Religion lange vorbereitet, erweitert, gereinigt und wahrhaft durchdrungen worden, daß der Geist Gottes und das Große im öffentlichen Leben wieder Raum in ihnen gewönne, dann erst wird es Zeit sein, unmittelbar zu handeln, und das alte Recht, die alte Freiheit, Ehre und Ruhm in das wieder eroberte Reich zurückzuführen. Und in dieser Gesinnung bleibe ich in Deutschland und wähle mir das Kreuz zum Schwerte.

Darauf erwidert der Dichter Faber:

> Wie Ihr da so sprecht, ist mir gar seltsam zu Muthe. War mir doch, als verschwände dabei die Poesie und alle Kunst wie in der fernsten Ferne, und ich hätte mein Leben an eine reizende Spielerei verloren. Denn das Haschen der Poesie nach außen, das geistige Verarbeiten und Bekümmern um Das, was eben vorgeht, das Ringen und Abarbeiten an der Zeit, so groß und lobenswerth als Gesinnung, ist doch immer unkünstlerisch. Die Poesie mag wol Wurzel schlagen in demselben Boden der Religion und Nationalität, aber unbekümmert, blos um ihrer himmlischer Schönheit willen, als Wunderblume zu uns heraufwachsen. Sie will und soll zu Nichts brauchbar sein.

Aber das versteht Ihr nicht und macht mich nur irre. Ein fröhlicher Künstler mag sich vor Euch hüten. Denn wer die Gegenwart aufgibt, wie Friedrich, wenn die frische Luft am Leben und seinem überschwenglichen Reichthum gebrochen ist, mit dessen Poesie ist es aus.

Darauf antwortet Friedrich mit dem zur Guitarre gesungenen Liede „An die Dichter", woraus eben einige Strophe mitgetheilt wurden; und ehe er von den Freunden scheidet, sagt er noch:

Aus ihren Fugen wird die Welt noch einmal kommen, ein unerhörter Kampf zwischem Altem und Neuem beginnen, die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, als wäre die Hölle losgelassen, Recht und Unrecht, beide Parteien, in blinder Wuth einander verwechseln — Wunder werden zuletzt geschehen, um der Gerechten willen, bis endlich die neue und doch ewig alte Sonne durch die Gräuel bricht, die Donner rollen nur noch fernab an den Bergen, die weiße Taube kommt durch die blaue Luft geflogen, und die Erde hebt sich verweint, wie eine befreite Schöne, in neuer Glorie empor.

Diese Prophezeiung — wird sie noch — oder wird sie nur noch einmal in Erfüllung gehen?

Gustav Pfizer.

Ethnographische und geschichtliche Notizen über die Zigeuner. Gesammelt durch Karl v. Heister.

(Beschluß aus Nr. 278.)

Es ist vielfach behauptet worden, daß die Zigeuner aus ihrer Heimat eine eigenthümliche Religion mitgebracht und als Geheimcult bewahrt hätten. Jedoch stimmen Alle, welche dieses Volk näher zu beobachten Gelegenheit hatten, darin überein, daß sie weder eine eigenthümliche noch irgend eine Religion haben. Kogalnitschan glaubt eine Art Fetischimus bei ihnen entdeckt zu haben, wonach man nützlichen Gegenständen, wie Zelt, Wagen, Schmiede, besondere Verehrung zolle; auch Elsner will Dasselbe in Siebenbürgen beobachtet haben. Der große Werth, den der Zigeuner mit Recht auf die genannten Gegenstände legt, ist wol weit von jener niedrigsten Form der Gottesverehrung entfernt, wo, ohne bewußten Grund, die unbedeutendsten Dinge wechselnd angebetet werden. Äußerlich bekennen sich die Zigeuner in der Regel zu der Religion des Landes, zu der herrschenden, von deren Bekenntniß sie den meisten Vortheil und kräftigsten Schutz gewärtigen; die meisten sind Katholiken. Die Idee der Fortdauer nach dem Tode erscheint ihnen lächerlich. „Was wir jetzt haben", sagen sie, „ist doch wenigstens etwas; wenn wir aber gestorben sind, ist nichts mehr"; oder: „Warum sollten wir noch einmal leben; wir sind hier schon elend und lasterhaft genug." Ein auf eine Stadtschule in Siebenbürgen aufgenommener Zigeunerknabe war gestorben; die gesammte Verwandtschaft wohnte der feierlichen Beerdigung bei, die ihrer Eitelkeit schmeichelte. Ein Geistlicher fragte sie, ob sie denn an die Auferstehung des Fleisches glaubten. Da lachten sie hell auf und nannten es einen seltsamen Einfall, daß todtes Fleisch wieder lebendig werden solle; denn Aas sei Aas, ob von Pferden oder von Menschen. Die Missionsversuche haben nirgend einen reellen Erfolg gehabt. Die Bibeln, welche Barrow unter sie vertheilte, nahmen sie gern an, um sie baldigst mit werthvollern Gegenständen zu vertauschen. Als ihnen Barrow einst biblische Geschichten erzählte, sagte ihm eine Zigeunerin: „Bruder, die Geschichten, die du uns da aufbindest, mögen dir wol selbst aufgebunden sein!"

Der geschichtliche Theil des Buchs handelt von dem ersten Auftreten der Zigeuner in Europa (im J. 1417), ihre weitere Verbreitung über unsern Erdtheil, die anfängliche Duldung und spätern Verfolgungen, welche sie erfuhren, die mit ihnen angestellten Besserungsversuche u. s. w.; in einem Anhange berichtet der Verf. über die Zigeuner in Ostpreußen, wo er Gelegenheit hatte, einige Familien dieses Volks aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Um nicht zu weitläufig zu werden, wollen wir hier nur noch einen, für den Menschenfreund gewiß den interessantesten Punkt herausheben: die Besserungsversuche; und hierbei kommt wieder ganz besonders der Charakter der Zigeuner in Betracht.

„Es läßt sich dem Zigeuner viel Übles nachsagen, wenig Gutes. Wir finden ihn im höchsten Grade geschwätzig, leichtsinnig, unbeständig, dann treulos, furchtsam, rachsüchtig, der Gewalt gegenüber sklavisch, anmaßend und unverschämt, wo er es wagen darf. Wäre er aber anders, so würde dies ein nicht begreifliches Phänomen bieten. Seit Jahrhunderten entweder in harter Sklaverei, oder gleich einem wilden Thiere verfolgt, vogelfrei, außer dem Gesetz, da mußte sich sein Wesen so entwickeln, wie es ist, und es lastet auf uns der schwere Vorwurf, daß fast vier Jahrhunderte verliefen, bevor auch nur ein Versuch gemacht wurde, die Zigeuner zur Besserung wieder in die menschliche Gesellschaft aufzunehmen. Wenn sich das Zigeunervolk erhielt, trotz aller Verfolgung, Jahrhunderte lang in einer auf nichts gestellten Existenz, wenn es nie an sich selbst verzweifelte, wenn der sorgloseste Frohsinn stets wieder über alle Leiden siegte, so können wir einer Nation von solcher Lebenskraft wenigstens das Interesse nicht versagen, und, wäre hier der Lebensmuth ein moralischer, so müßten wir sogar bewundern."

Fast Alles, was bisher von den verschiedenen Regierungen zur Besserung der Zigeuner geschehen ist, zeigt nur, wie Besserungsversuche nicht angestellt werden müssen; nur einzelne Bestrebungen dieser Art sind ziemlich gelungen, und dies zwar in weniger cultivirten Staaten, wie z. B. in der Moldau und Walachei. Man hat die Zigeuner mit Vortheil zu militairischen Zwecken benutzt, und an der Donau finden wir sie während der letztern Jahrhunderte sowol in christlichen als in türkischen Heeren. Fürst Milosch in Serbien hatte Glück mit seinen Besserungsversuchen; die bei Poscharewatz von ihm angesiedelten Zigeuner leben von dem Kukurutz, den sie selbst bauen und sind fleißige und ordentliche Leute. Die ausgedehnten Reformversuche, welche man in Östreich in Betreff der Zigeuner unter Maria Theresia und Joseph II. anstellte, hatten nur geringen Erfolg und scheiterten besonders daran, daß man so schnell die Geduld verlor und es mit überstrengen Maßregeln zwingen wollte. In Preußen wurde in neuester Zeit zu Friedrichslohra (Thüringen) ein Versuch zur Sittigung der Zigeuner gemacht. Anfangs ging hier Alles recht gut; der Bericht vom Juli 1830—31 lautete sehr günstig. Ein Haus war angekauft, der Bau einer Schule wurde begonnen, und während 18 Kinder Unterricht erhielten, suchte man auch die Alten an Arbeit zu gewöhnen, ließ durch sie ein Stück Waldland ausroden, gab auch Vorschüsse zum Ankauf von Geräth. Der wackere Schuhmacher Wilhelm Blankenburg, der gute Schulkenntnisse besaß, auch mit Feld- und Gartenarbeit Bescheid wußte, stand der Anstalt vor, welche von der Regierung und von Privatvereinen unterstützt wurde. Bald aber trat das feindselige Entgegenwirken der alten Zigeuner hervor; sie verließen ihre Arbeit, verleiteten ihre Kinder, nicht mehr zur Schule zu gehen, entführten einige Knaben, die man nach Erfurt in die Schule gegeben hatte u. s. w. Die Anstalt ging im September 1837 ein; man hatte es gut gemeint, aber Geld und Mühe war umsonst aufgewendet worden. Es bleibt hiernach recht schwer, einen zuverlässigen Weg zur Besserung der Zigeuner anzugeben. Jedenfalls muß auf sofortigen Erfolg verzichtet werden und haben wir diese Fremdlinge durch vier Jahrhunderte so schlecht bleiben lassen, wie sie bei ihrer Ankunft in Europa waren, so können wir uns immerhin noch eine Weile gedulden, bis sie sich gründlich bessern. Es ist viel zu gewähren, wenig zu fodern; es darf das Band, welches sie mit der Gesellschaft verknüpfen soll, nur allmälig angezogen und nicht zur schweren Kette werden; es darf

vor Allem nicht aus zerrissenen Familienfäden gewirkt sein, da die Trennung der Kinder von den Ältern gerade bei diesem Stamme die größten Schwierigkeiten findet. Hören wir nun schließlich die Ansichten, welche der Verf. über die bei den Zigeunern anzuwendenden Besserungsmittel aufstellt:

„Zur Besserung der Zigeuner muß von überaus verschiedenen Punkten aus gewirkt werden, die hier angedeutet werden sollen. Von Seiten des Staats könnte versucht werden, an bessere Zigeuner Waldwärter-, Chausseeaufseherstellen, überhaupt solche zu geben, womit das Tragen einer Uniform verbunden ist. Hier muß von vornherein auf gutes Glück volles Vertrauen gewährt werden, und es ist, bei der Charaktereigenthümlichkeit dieses Volks, fast mit Gewißheit darauf zu rechnen, daß jenes nicht getäuscht wird. Eine solche Anstellung müßte aber durch eine längere militairische Dienstzeit erlangt werden, und es würde sich überhaupt rechtfertigen, die Zigeuner länger dienen zu lassen, da sie im übrigen dem Staate nicht das Geringste nützen. Dann erfolgte nur Urlaub beim Nachweis eines sichern Lebensunterhalts, und es würden die ins Vagabundiren Rückfälligen wieder eingezogen. Das Soldatenwesen schmeichelt dem Stolze und der Eitelkeit des Zigeuners; die hier nur moralische Beschränkung der Freiheit wird viel vortheilhafter für seine Sittigung sein als die physische in einer Correctionsanstalt. Auch noch auf eine andere Weise könnte durch Beispiel gut auf die Zigeuner eingewirkt werden. Man gebe an die am wenigsten liederliche Familie ein Eigenthum, was aber liberal mit Wohnung, todtem und lebendem Inventar ausgestattet sein müßte, sodaß die Behaglichkeit der Lage die Lust am Wandern vergessen machte. Eine solche Wirthschaft dürfte aber nicht unter die Controle einer Behörde gestellt werden und es müßten Gensdarmen und Policeibeamte fern bleiben. Dagegen wirkte ein wohlwollender Nachbar dahin, daß aus der Freude am Eigenthum auch die Thätigkeit zu dessen Erhaltung erwache. Gelingt ein solcher Versuch, so hat er die Folge, daß der so bevorzugte Zigeuner bald von seinen Stammgenossen beneidet, gehaßt, ja verfolgt wird, er sich aber von diesen lossagt, sich ihrer schämt; und dann werden andere Familien dieses Volks versuchen, in eine ebenso günstige Lage zu gelangen, was auch als Lohn längerer guter Führung in Aussicht gestellt bleiben muß. Überaus viel mehr als der Staat vermögen aber die Gutsbesitzer zu bewirken, wenn sie sich überwinden, Zigeuner verschiedenen Alters und beiderlei Geschlechts in den Dienst zu nehmen, und wenn sie dann zunächst wenig fodern, Zwang vermeiden, unbedingt vertrauen: das heißt allerdings den eigenen Vortheil dem höhern Zwecke unterordnen, einen Volksstamm aus der sittlichen Versunkenheit zu retten. Welche Richtung zur Besserung der Zigeuner eingeschlagen wird, so muß stets vor Augen bleiben, diese Orientalen nicht etwa in eine andere Nation umschaffen zu wollen, sondern die in ihrer Eigenthümlichkeit liegenden guten Keime, wie schwach auch, zu pflegen und zu entwickeln."

„Die segensreichste Wirksamkeit liegt endlich in der Hand der Geistlichen, nicht aber, indem sie die alten Zigeuner zur Kirche, die jungen zur Schule geleiten: denn das heißt, wie dies Volk jetzt noch ist, gutes Korn auf völlig unbebauten Boden ausstreuen, wo es entweder gar nicht aufgeht, oder im Unkraute der aus Eigennutz und Eitelkeit hervorgehenden Heuchelei erstickt. Dagegen sollen die Pfarrherren von der Kanzel herab ihre Gemeinden über diese Fremdlinge belehren, ihnen deren Geschichte erzählen, wie sie in der fernen Heimat tief unter das Thier herabgewürdigt, bei uns durch Jahrhunderte unmenschlich verfolgt und so immer tiefer sinkend Gegenstand des Abscheus wurden, den sie mit Haß erwidern. Hat der Landmann so Theilnahme, Mitleid gewonnen, abergläubische Furcht vor den geheimen Künsten der Zigeuner abgelegt, ist in seiner Brust die Vorstellung erweckt, daß diese verwahrlosten Kinder des Orients nur durch Liebe wieder lieben lernen, nur durch sie in die menschliche Gesellschaft wieder einzuführen sind, so ist unendlich viel gewonnen. Es liegt dann die Zeit nicht allzu fern, wo die Zigeuner von selbst den Weg zur Schule und Kirche suchen, wo sie ihn finden werden." 28.

Bibliographie.

Arnold, F. Th., über Eidesleistung durch Stellvertreter im Civilprozeß. Erlangen, Palm u. Enke. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Die Basiliken des christlichen Roms, aufgenommen von den Architekten J. G. Gutensohn und J. M. Knapp. Nach der Zeitfolge geordnet und erklärt, und in ihrem Zusammenhange mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst dargestellt von Ch. K. J. Bunsen. 1stes Heft. München, Literar.-artist. Anstalt. Grossfolio. 1 Thlr. 10 Ngr.

Behrends, P. W., Leben des heiligen Ludgerus, Apostels der Sachsen, und Geschichte des ehemaligen kaiserlichen freien Reichsklosters St. Ludgeri zu Helmstedt, aus archivalischen Quellen bearbeitet. Neuhaldensleben, Eyraud. Gr. 8. 20 Ngr.

Berner, A. F., Grundlinien der criminalistischen Imputationslehre. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beseler, G., Volksrecht und Juristenrecht. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr.

Dramatische Bibliothek des Auslandes. In gewählten Übersetzungen. 8tes Bändchen. Scribe's ausgewählte dramatische Werke. 7tes Bändchen: Geliebt sein oder sterben. Lustspiel in einem Aufzug nach Scribe und Dumanoir von J. v. Ribics. Wien, Tauer u. Sohn. 18. 7½ Ngr.

Biedermann, C., Die deutsche Philosophie von Kant bis auf unsre Zeit, ihre wissenschaftliche Entwicklung und ihre Stellung zu den politischen und socialen Verhältnissen der Gegenwart. 2ter Band. Leipzig, Mayer und Wigand. Gr. 8. Preis beider Bände 6 Thlr. 22½ Ngr.

Cretzschmar, P. J., Beiträge zu der Lehre von dem Leben. 2ter Theil: Die Entstehungslehre. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Francke, E., Die Lehre vom heiligen Abendmahl. Für Theologen und Nichttheologen. Kurz dargestellt. Leipzig, Binder. 8. 10 Ngr.

Gaupp, K. F., Die Union der deutschen Kirchen. Breslau, Hirt. Gr. 8. 1 Thlr.

Geschichte der Ober-Pfarr-Kirche zu St. Marien in Danzig. Denkschrift zum 500jährigen Jubelfeste den 28. März 1843. Herausgegeben von einem Geschichtsfreunde. Danzig, Homann. Gr. 8. 5 Ngr.

Hepp, F. C. Th., Darstellung und Beurtheilung der deutschen Strafrechts-Systeme, ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und der Strafgesetzgebungs-Wissenschaft. 1ste Abtheilung: Die Vergeltungs- oder Gerechtigkeitssysteme. 2te völlig umgearbeitete Auflage. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 2 Thlr.

Krüer, A., Gedichte. Leipzig, Goetz. Gr. 12. 20 Ngr.

Lübeck, W., Lehr- und Handbuch der deutschen Turnkunst. Frankfurt a. O., Harnecker u. Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Mignet, F. A., Historische Schriften und Abhandlungen. Übersetzt von J. J. Stolz. 1ster Theil: Biographische Bilder von Sieyes, Röderer, Livingston, Talleyrand, Broussais, Merlin, Tracy, Daunou, nebst mehreren Vorträgen in der Akademie. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 2 Thlr.

Naturgeschichte des Musikanten, von Hilarius Paukenschläger. Mit eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, Binder. 16. 20 Ngr.

Das Nibelungenlied. Übersetzt von K. Simrock. 3te Auflage. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr.

Die ernsten Stunden eines Jünglings. Aus dem Französischen. Münster, Deiters. 18. 10 Ngr.

Woeniger, A. Th., Publicistische Abhandlungen. 1ster Theil: Die Gründe des wachsenden Pauperismus. — Die Publicistik des Herrn von Bülow-Cummerow. 2te Auflage. Berlin, Hermes. Gr. 8. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 278. —— 5. October 1843.

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collége de France in den Jahren 1840—42 von Adam Mickiewicz. Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Zwei Theile in vier Abtheilungen. Leipzig und Paris, Brockhaus und Avenarius. 1843. Gr. 12. 5 Thlr.

Erster Artikel.

Mickiewicz bildet in der neuesten Zeit eine für ganz Europa so interessante Erscheinung, daß gewiß Jeder, welcher sich um die slawischen Zustände auch nur im entferntesten kümmert, mit größter Begierde das vorliegende Buch zur Hand nehmen wird. Mickiewicz ist Dichter durch und durch und dies gibt den Maßstab für die Beurtheilung seiner Vorlesungen. Sein poetischer Geist durchdringt die tiefsten Tiefen des slawischen Lebens und weiß es bald ahnend, bald mit Bewußtsein in den glänzendsten Bildern darzustellen. Aber derselbe poetische Geist läßt ihn auch so manches in die gewöhnliche Prosa Einschlagende übersehen; was man von dem reinen Gelehrten mit viel größerer Schärfe fodern würde, muß man ihm zum großen Theil nachsehen. Es fehlt dem berühmten Manne an der genauen Kenntniß des Details; trotzdem aber weiß er instinctmäßig wie durch eine heilige Ahnung den Kern Dessen zu treffen, was er darstellt. Der Zusatz „Zustände“ auf dem Titel ist höchst wichtig und setzt den Leser besser auf den rechten Standpunkt, von welchem aus man das Werk Mickiewicz's beurtheilen muß, als der Titel, den das polnische Original trägt. Die vorliegende Übersetzung ist im Ganzen gelungen zu nennen, und dürfte jeder billigen Foderung genügen. Das Buch selbst entstand, wie uns berichtet wurde, auf eine eigenthümliche Weise. Mickiewicz trägt nämlich nach keinem Concept vor, sondern überlegt nur die wichtigsten Punkte, welche er zu besprechen gesonnen ist, und redet dann, was ihm der Augenblick und seine Begeisterung eingibt. Mehre seiner Zuhörer schrieben das Gehörte nieder, theils es wörtlich stenographirend, theils die Hauptgedanken aufzeichnend. Nach diesen Quellen wurde dann ein ausführliches Referat in dem „Dziennik Narodowy“ in polnischer Sprache (Mickiewicz trägt natürlich Französisch vor) vom Grafen Plater und Andern zusammengestellt, und dieses später als Text in ein Buch zusammengetragen. Über den Inhalt des höchst interessanten Buchs wollen wir nun Einzelnes mittheilen.

Mickiewicz behauptet im Eingange seiner ersten Vorlesung, es sei ein Charakterzug unserer Zeit, daß sich die Völker gegenseitig einander zu nähern suchen; nirgend rege sich dieses Sehnen nach Annäherung so allgemein und so lebendig als in dem slawischen Stamme. Dieser, in seiner ungeheuern Ausdehnung (er nimmt die Hälfte von Europa und den dritten Theil von Asien ein) und bei der großen Zahlmenge hat schon in den ältesten Zeiten Einfluß auf Westeuropa geübt und steigt gegenwärtig zu immer größerer Wichtigkeit. Der Verf. beschreibt dann die slawischen Völkerschaften, ihre Sitze, ihre religiösen und politischen Formen, ihre Sprache und die Wichtigkeit ihres Nationalelements. Bevor er dann zu der eigentlichen Literatur übergeht, legt er noch einige Endergebnisse vor, welche das Studium der slawischen Sprache und Literatur zu Tage fördert. Erstens hätten die Slawen seit jeher Einfluß auf das angrenzende Europa geübt; ferner sei die neue Geschichte der Slawen unzertrennlich verbunden mit der von Westeuropa; der Kampf zwischen Polen und Rußland hat die Welt erschüttert. Außerdem haben die Slawen Vieles in der Wissenschaft geleistet; in der Botanik, der Physik und der Astronomie haben sie die ersten und wichtigsten Entdeckungen gemacht. Endlich offenbare sich bei den Slawen immer fester und fester „der Glaube, daß sie bestimmt seien, einen thätigen Antheil am allgemeinen Streben Europas zu nehmen“. Die gegenwärtigen politischen Verfassungen der Slawen haben auch für den Politiker die größte Wichtigkeit; er könnte von hier aus manche Aufklärung sich holen, um die Endresultate Dessen vorauszusehen, was die Publicistik gegenwärtig als erstrebenswerth angibt.

Mehre Ideen, welche bei ihnen erst als verstandesmäßige Auffassungen sich noch nicht bis zu den allerletzten logischen Folgerungen entwickelt haben, geben schon ausgeführt bei den Slawen die Ansicht von dem in der Wirklichkeit erhaltenen Ergebnisse. Würde eine aufmerksame Beobachtung die von den Slawen so eifrig aufgegriffenen Theorien des Westens und das praktische, so gänzlich dem Westen unbekannte Leben der slawischen Völker vereinigen, so würde dieses der Menschheit viele vergebliche und schmerzliche Reformversuche vielleicht ersparen. Der französische Nationalconvent griff zu einer kühnen und gewaltsamen Reform; Peter der Große weicht weder in der trotzi-

gen Keckheit der Entschlüsse noch in der energischen Gewaltmäßigkeit der Ausführung den Männern des Convents. Dieser Reformator war allein ein ganzer Convent, und darin höher als jener, daß er sein Werk vollbracht hat. Peter's des Großen System steht bis auf den heutigen Tag, hat sich gänzlich entwickelt, es trägt Früchte.

Die religiösen Reformen will der Verf. nicht vorzüglich beachten, obgleich sie Einfluß auf Europa gehabt.

Dem Luther ist ja Huß vorhergegangen, und die zahlreichen und verschiedenen Sekten sind hier zur völligen Reife, zum socialen Zustande herangereift; sie haben ihre gesetzgebenden Körper und Vollführungsgewalten gehabt, sie haben die allerletzten Endergebnisse geliefert, welche man hätte sehen können, ohne denselben Weg aufs neue zurücklegen zu brauchen.

Näher berühre die Geschichte der nördlichen Völker die Literatur. Hier haben besonders zwei Völkerstämme auf die Slawen gewirkt: der uralische, vorzüglich der mongolisch-tatarische, und der türkische. Bei jenem scheint der blinde Gehorsam „die ganze Grundlage seiner geselligen Organisation zu sein — der unfehlbare Instinct der Raubthiere leitete das ganze Heer —, die Vernichtung war sein einziger sichtbarer Zweck". Anders waren die Türken, die sich am meisten dem indo-germanischen Stamme genähert und vermischt haben.

Das Land der Russinen hat von der einen Seite gen Norden die Mongolen zurückgedrängt; auf der andern Seite Polen die Osmanlis in der Mitte von Europa aufgehalten.

Die Schilderung dieser beiden Völkerschaften und ihres ganz verschiedenen Charakters ist ausgezeichnet.

Dritte Vorlesung. Der Widerstand gegen die Asiaten „drückte der slawischen Literatur einen eigenthümlichen Stempel auf. In diesem langen und erbitterten Kampfe haben die slawischen Völker ihre Volksthümlichkeit ausgebildet, ihren Genius entwickelt; durch ihn traten sie in die Reihe der europäischen Völker." In Rußland wurde durch denselben der Monarchismus, später der Autokratismus, in Polen der nationelle Patriotismus geweckt. Über das Wort Vaterland, wie es zu verschiedenen Zeiten von verschiedenen Personen gar mannichfaltig aufgefaßt worden ist, breitet sich der Verf. weiter aus.

Der Patriotismus — sagt er — ist das zeugende Dogma der ganzen Bildung des Geistes und des Gemüthes der Polen; ihre ganze Literatur entwuchs, entfaltete sich und erblühte aus diesem einzigen Worte Ojczyzna, sie ist die verschiedene Deutung und Anwendung dieser einen Idee.

Die Darstellung des Russinenlandes, der Ukraine, ist ein Zeichen der tiefen Poesie, welche in des Verf. Geiste ruht. Den Charakter der ukrainischen Poesie als Vermittlerin zwischen Rußland und Polen hat Mickiewicz vortrefflich aufgefaßt.

Vierte Vorlesung. Neben der russischen und polnischen Poesie werden nun die allgemeinen Umrisse der serbischen und böhmischen Literatur gegeben. Die Länder südlich der Karpaten sind die „Wiege der slawischen Geschichte, hier sogar erhob sich zuerst eine ihrer Mundarten zur Würde der Sprachen", der Kirchendialekt gehört dieser Zone an. Allein die Länder der Donau waren die Heerstraße aller asiatischen Horden, durch deren Andrang jede Gründung eines festen Staats unmöglich gemacht wurde. Serbien schien einst zu einer Hegemonie berufen, aber es fiel von den Türken gestürzt. „Dermaßen haben sich alle Rückerinnerungen der Serben in einem Kampfplatze eingeschlossen; ihre ganze nationale Poesie irrt traurig um einen einzigen Grabhügel auf den Feldern von Kossowo herum." Die Czechen, am meisten vorgeschoben gegen den Westen, saugten einen großen Theil der Bildung dieses ein und repräsentiren demgemäß die slawische Wissenschaft. Auf diese Weise hat der Verf. die wichtigsten Elemente des Slawenthums in kurzem skizzirt und vergleicht dann die Länder desselben in Hinsicht ihrer Geschichte und ihrer geistigen Bestimmung mit den westlichen, in denen er ein merkwürdiges und belehrendes Wechselverhältniß zwischen den Theilen der beiden Hälften Europas beobachtet.

Die bergigen Länder der Illyrier und Serben entsprechen in vieler Hinsicht dem spanischen Catalonien und Asturien; es sind dieses die Gemeinplätze der abenteuerlichen Unternehmungen, der ritterlichen Schauspiele; hier und dort gibt es entführte Prinzessinnen, mit dem Schwerte erbeutete Kronen. Lange Zeit war das Schicksal Polens ähnlich demjenigen Frankreichs; Polen wie Frankreich behielt nichts für sich von der Beute der Ungläubigen, es blieb ihm nichts übrig als eine große heimatliche Rückerinnerung und eine große Zuneigung bei den Fremden; die Völker sind daran gewöhnt, in Polen den Vergegenwärtiger eines edeln Gedankens im Kampfe für das allgemeine Beste zu sehen. Endlich spielen die Czechen und Russen Deutschland etwas ins Handwerk, man könnte sie die slawischen Deutschen benennen. Der Czeche stellt unter allen Slawen am meisten den deutschen Geist vor. Andererseits scheint Rußland an England, dieses modificirte Germanien, zu erinnern. In beiden sehen wir dieselbe Ausdauer in den Vorsätzen, dieselbe Kraft in ihrer Ausführung. Die Raschheit, welche das Eine wie das Andere von der Schwerfälligkeit des festen Landes unterscheidet, kann ebenso gut hier wie da dem gleichmäßig eingeimpften Geiste der Normannen gehören.

Fünfte Vorlesung. Bei den slawischen Völkerschaften hat „keine Sprache und keine Literatur ein überwiegendes Recht zum Vorrange zur Oberhoheit unter den andern". Daher müsse man „den slawischen Stamm in seiner Ganzheit betrachten, die Stufenfolge seiner Entwickelung aufspüren". In dieser Absicht theilt Mickiewicz den Gang seines Vortrags so ein:

1) Allgemeine Charakterzüge der Slawen, Kennzeichen ihres Stammes und Beschaffenheit ihres Bodens, zumal durch diese viele historische und literarische Aufgaben gelöst werden. 2) Die ältesten und allen Slawen gemeinschaftlichen Literaturdenkmäler. 3) Die Denkmäler, welche den Übergang vom Heidenthum zum Christenthum bilden. 4) Das Zeitalter des Heldengedichts, die serbische Poesie, der Sagenkreis, welcher die Herrschaft des Hauses Nemanicz umfaßt. 5) Polen tritt im 15. Jahrhundert an die Spitze, sammelt in sich alle geistigen und sittlichen Kräfte der slawischen Länder, entwickelt seine Literatur und erhebt sie zur Kunst. 6) Endlich von dem Zeitpunkte der Hemmung seines Fortschritts im 17. Jahrhundert fängt die allgemeine Umbildung der slawischen Literaturen an; Rußland und Böhmen kommen wieder auf dem historischen und literarischen Felde zum Vorschein.

In dieser Anordnung behandelt der Verf. in den ersten drei Vorlesungen den ersten Gegenstand, den er als die Periode von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 500 (n. Chr.) bezeichnet. Die Slawen gehören zu dem indo-europäischen Volksstamme, von welchem sie etwa den fünf-

ten Theil ausmachen. Die körperliche Beschaffenheit und die Stammeseigenthümlichkeit der Slawen wird mit glänzenden Farben geschildert. „Landwirthschaft ist des Slawen unerlaßliches Bedürfniß. Der unermeßliche Raum der slawischen Wohnsitze scheint auch gerade ein Land zu sein, vorzüglich zum Ackerbau bestimmt." Die Karpaten bilden den festen Grund dieser Wohnsitze. Dieselben werden in drei Querstreifen eingetheilt. Der mittlere Landstrich ist die Heerstraße der wilden Thiere aus Asien nach Europa. Der nördliche Strich, das Land der Wanderratten, welche als Sinnbild der Gefräßigkeit finnischer Völker gelten, kann ebenso wenig als der frühere ein Land für Nomadenhorden sein.

Der südliche Landstrich, offene Fluren mit fruchtbarem Boden, ist die Bahn anderer Besuche aus den Wüsten und Steppen Asiens, es ist dieses der Heuschrecken- und Mongolenweg. Jenes Insekt verschwand, den Mongolen ähnlich, manchmal auf lange Zeiten, Niemand sprach von ihm Jahrhunderte lang, dann erhoben sich wiederum plötzlich seine Wolken, die Sonne verfinsternd und die Erde bedeckend. Immer pflegte es in Polen seine Winterquartiere zu nehmen; die neue Brut drang dann mit dem Frühlinge zuerst zu Fuß vor, ließ die Felder wie von einer Feuersbrunst geschwärzt hinter sich, verschüttete Flüsse und Engpässe und flog, für den Sommer mit Flügeln versehen, bis an die Ufer der Elbe und des Rheins.

In dieser Hinsicht stimmt die Sage des Volks mit der gebildeten Literatur wunderbar überein.

Die Heuschrecke, z. B. ist in der Überlieferung des Volks immer das Sinnbild der Tataren. „Laßt uns die Heuschrecke zertreten!" war lange der Kriegsruf der Polen. Das Volk behauptet, auf den Flügeln dieses Insekts stehe mit Zauberzeichen geschrieben: „Gottes Strafe." Bemerkenswerth ist, daß alle uralische Hordenführer von Attila bis auf Tamerlan jedesmal sich als „Gottes Geißel" ankündigten. — Die alterthümlichen Lieder dieser Gegend scheinen der Widerhall von Vogelstimmen und Insektenschwirren zu sein. — Betrachtet man die glänzenden Strophen eines andern unserer Dichter (Zaleski?) so scheint es wirklich, als summten ganze Bienenschwärme, Schmetterlinge und kleine Fliegen mit goldenen Flügelchen über die grünen Steppen der Ukraine einher.

Als die drei Hauptdogmen der alten slawischen Religion gibt der Verf. an: den Begriff vom alleinigen Gott, den Dualismus, die Unsterblichkeit der Seele; von Offenbarung ist keine Idee vorhanden, weil das Volk vor Abraham schon nach Europa übergewandert; die Religion war „patriarchalisch, ein Urglaube, wie in der Genesis, das Volk war ohne Priester, ohne Geburtsadel, und ohne Könige". Von diesen Ideen ist das Dogma des Dualismus ein sehr zweifelhaftes; die Slawen haben viel wahrscheinlicher nur an einen einzigen, aber guten Gott geglaubt; das böse Princip mögen sie erst bei ihrem Zusammenstoß mit andern Völkern angenommen haben.

Sechste Vorlesung. Die slawische Mythologie liegt im Dunkel und wenn der Urglaube der Slawen, „unberührt gelassen von irgend einem Einflusse der Offenbarung seine Einfachheit ewig bewahren konnte, so mußte er doch zugleich unfruchtbar und unfähig, irgend einen Fortschritt aus sich heraus zu erzeugen, bleiben". Die herumirrenden Völker in der Völkerwanderung wurden von Prophezeiungen und darauf gestützten Hoffnungen geleitet. Die Slawen hatten keine solchen, konnten daher nie Eroberer werden. In Folge ihrer religiösen Begriffe war auch ihre gesellschaftliche Einrichtung ganz eigenthümlich. „Die Gemeinde, das Dorf, der Weiler ist der Urstoff der socialen Verbindung unter den Slawen." Die innere Einrichtung solcher Niederlassungen sowie die alten slawischen Rechtsgewohnheiten, in welchen die Gemeinschaftlichkeit des Besitzes durchaus herrschend war, beschreibt der Verf. mit den klarsten Worten nach den alten Nachrichten sowie nach der Analogie der Gegenwart. Dann fährt er fort:

Die slawische Organisation, wenngleich eigenthümlich und schön, war doch zur Vernichtung bestimmt, da sie keinen Keim der weitern Entwickelung in sich trug; sie konnte dem thätigen Organismus anderer Völker nicht widerstehen. Sogar in dem tiefsten Dickicht ihrer morastigen Wälder hätten sie mit der Zeit ihr Geschlecht nicht schützen können, wenn sie nicht vorher in den Schoos ihrer Bevölkerung kriegerische Stämme aufgenommen hätten, die ihnen den Keim künftiger Staaten gebracht haben, und wenn nicht der christliche Glaube sie später aus dem Zustande der Civilisationsunbeweglichkeit, einer Folge der längst abgestorbenen Religion, herausgezogen hätte (?). Daher sie denn in der Geschichte erst später auftreten, obgleich sie in den ältesten Zeiten nicht nur in ihren jetzigen Wohnsitzen, sondern auch noch weit nach Westen hinaus über ganz Europa ihre Ansiedelungen verbreitet haben, indem man das Andenken ihrer Anwesenheit sogar noch in Frankreich und England vorfindet. — Die verschiedenen Namen, unter denen sie in der Geschichte vorkommen, sind von den Völkern, welche sich zu ihren Herren aufgeworfen, auf sie übergegangen.

Siebente Vorlesung. Diese Auffassung des slawischen Alterthums stimmt zwar nicht mit der der westlichen Gelehrten überein; „besonders bemühten sich die Deutschen leidenschaftlich, die Meinung, als seien die Slawen die allerletzten Einwanderer nach Europa, zu begründen; denn dadurch wurde der Widerwille der Germanen gegen diese vermeintlichen Nachzügler des asiatischen Barbarenthums, welche dem europäischen Geschlechte sich auf einmal aufgedrängt hätten, fortwährend genährt". Die Schriftsteller, welche bisher über das slawische Alterthum geschrieben, sahen in allen Einzelnheiten desselben nur den Spiegel ihrer eigenen Vergangenheit, reducirten Alles, was sie sahen, auf ihre eigenen Vorstellungen und mußten demnach nicht selten die slawische Eigenthümlichkeit vom Grunde aus misverstehen. Erst die Forschungen der slawischen Gelehrten haben Licht in dasselbe gebracht. Die alte slawische Verfassung wurde anfänglich an den Grenzen, später bei dem Eindringen der Barbaren und der Verbreitung des Christenthums auch im Innern durchaus umgewandelt; und aus dem ganzen Alterthum blieb den Slawen von der ganzen Arbeit der Jahrhunderte kein einziges Erzeugniß als ihre Sprache. „Alle ihre Kräfte, alle ihre Fähigkeiten wurden zur Ausbildung derselben verwandt." Und dies ist ein äußerst charakteristischer Zug der Slawen. „Diese ganze ungeheure Sprache ist gleichsam aus selbstbürtigem, von jeder Beimischung freiem Erze gegossen, auf einmal aus einem einzigen Worte hervorgeblüht." In ihr werde der Streitpunkt der zwei philologischen Hauptschulen, ob die menschliche Sprache ein Geschenk Gottes oder ein eigenes Product des menschlichen Geistes sei, entschieden, indem man in ihr beide Princi-

pfen, das Göttliche und das Menschliche, finde, indem sie gleichsam eine Zusammensetzung aus zwei sich gleichartig entwickelnden Sprachen sei, von denen die eine von unsichtbaren Dingen zu sichtbaren herabsteigt, die andere sich von der sinnlichen Welt in den Kreis einer höhern Wirklichkeit emporhebt und beide auf einer gewissen Stufe der Volksbildung sich begegnen. Die Unendlichkeit der slawischen Sprache entspreche am meisten der Unermeßlichkeit der Natur; den Slawen scheine es vorbehalten zu sein, eine Philosophie der Sprache zu geben. Aus der ältesten Periode haben die Slawen eine nationale Tradition erhalten, abstammend aus einer Zeit, wo die Sprache noch nicht in Mundarten zerfallen war. Die slawische Sage unterscheidet sich von der westlichen und östlichen; im Osten sei sie ein Gegenstand der Kunst geworden, im Westen durch die Kunst bereits vernichtet; bei den Slawen hingegen dauerte sie bis auf diesen Augenblick in ihrem ursprünglichen Zustande fort, weder als Gattung der Literatur, noch als Kinderspielzeug. Ihr Alterthum reicht über das der „Tausend und Eine Nacht" hinaus. Erhalten hat sie sich in den Märchen und Volksliedern.

Achte Vorlesung. Die Gemeinschaft der slawischen Sagen mit denen der andern europäischen Völker beweist das hohe Alterthum derselben; gegenwärtig ist nur die slawische Welt die Schatzkammer dieser merkwürdigen Überreste. Mit dem Zerfallen der slawischen Sprache in Dialekte waren dem Slawenthum zwei verschiedene Elemente gegeben, welche gegenwärtig von Polen und Rußland repräsentirt werden; die Dualität sei auch hier herrschend. Hiermit beginnt eine neue Periode vom J. 500 — 1000. Nach der kurzen Regierung Samo's erhebt sich das großmährische Reich. Die Lechen und Czechen, welche das polnische und böhmische Reich gründeten, waren durch die Asen verwandt mit den Warjegorussen, da diese als Normannen mit den Asen gleichen Ursprung hatten. Alle drei fremden Stämme gründeten auf slawischem Boden Reiche, gingen aber in kurzer Zeit im Slawenthum unter. Die Religion hat ihre Verschmelzung mit dem Slawenthum vollendet.

(Der Beschluß folgt.)

Türkische Tugenden.

Das „Edinburgh review" zeigt drei Reisewerke über Kleinasien zc. gleichzeitig an, welche in den letzten Jahren in England erschienen sind: William J. Hamilton's „Researches in Asia Minor, Pontus and Armenia" (2 Bde., 1842) und zwei einbändige Werke von Charles Fellowes, nämlich „A journal written during an excursion in Asia Minor", schon 1838 erschienen; „An account of discoveries in Syria (second excursion in Asia Minor)" (1841). Aus allen diesen Schilderungen ergibt sich, daß man in den geschilderten Gegenden mit vollkommener persönlicher Sicherheit reisen kann. Dies ist vielleicht überraschend, zumal wenn man dagegen hält, was Reisende über Italien, Spanien u. s. w. zu erzählen wissen. Die letztern sind doch christliche Länder. Aber die allgemein in den Ländern unter türkischer Herrschaft herrschende Ehrlichkeit des Volkes wird von Hrn. Hamilton wiederholt gerühmt und durch viele Beispiele erläutert. Zahlreiche Beispiele ähnlicher Art finden sich in den Fellowes'schen Schriften, und bei Ainsworth und andern Reisenden sind sie nicht minder anzutreffen. Als Mr. Fellowes einmal sein Gepäck irgendwo in Verwahrung lassen mußte, weil er es auf einer besondern Excursion, welche er unternahm, nicht mit sich nehmen konnte, äußerte er gegen seinen Führer eine Besorgniß, daß es ihm gestohlen werden möchte. „Gestohlen?" rief der Führer, „kein Türke stiehlt — seine Religion verbietet es!" Ein anderer schöner Zug im Volkscharakter ist die Gastlichkeit, die man überall antrifft. In einigen Dörfern wurde zwar Mr. Hamilton gebeten, anderswo Halt zu machen, wo er es bequemer haben könnte; jedoch, wenn er keine Rücksicht darauf nahm, sondern blieb, so beeiferten sich augenblicklich alle Dorfbewohner, ihm Lebensmittel zu bringen und ihm jede Artigkeit zu erweisen. Man denke, wie weit die Achtung vor dem Fremdling geht! In der Vorstadt von Ak-Schiher fand Hr. Hamilton die engen Gassen gedrängt voll von Bettlern, die jeden vorübergehenden Türken und selbst den Surisi der Reisenden mit lautem Geschrei um Almosen angingen, aber kein Einziger unterstand sich, Hrn. Hamilton und seinen Begleiter um das Mindeste zu bitten. Derselbe Reisende wohnte zu Harmansi einer Audienz bei, welche der große Mann, der Aga der Stadt, dem Volke gab; den Meisten war er zugleich Gutsherr. Alles ging anständig und feierlich zu, alle Anwesenden betrugen sich untereinander höflich und gesittet, kein Lärm, kein Streit. Ein alter, schwacher Mann, ein Bild des Jammers, in Lumpen gehüllt, näherte sich dem Aga. Sogleich erhob sich dieser halb von seinem Sitze, um den herkömmlichen Gruß entgegenzunehmen und dem alten kranken Bettler die Mühe des Verbeugens zu ersparen. Solcher rührenden Züge theilt Hr. Hamilton viele mit; freilich keinen, ohne in einem achselzuckenden Nachsatz den Türken etwas anzuhängen. Und wenn man aus Dem, was er ihnen anhängt, die Summe zieht, so ist es nichts als Dies, daß die Mohammedaner keine Christen sind. Aber geht man die Geschichte aller Völker durch, sucht man weit und breit auf Erden, so wird man immer finden, daß die menschlichen Tugenden sich unabhängig von ihren religiösen Vorstellungen entwickeln, obgleich die Sittlichkeit dann auch wieder mit der Religion in Verbindung gesetzt, z. B. aus ihr abgeleitet, begründet, gerechtfertigt wird. Die alten Kirchenväter, welche die Tugenden der Heiden nicht läugnen konnten, halfen sich so, daß sie versicherten, die Tugenden Dieser wären doch nur glänzende Laster gewesen. Und die Laster der Christen? Nun, ebenso viele Tugenden! Sofern sie nur den Glauben hatten, d. h. der Priester Satzungen und Herrschaft willig annahmen. Genug, die Religionen seien welche sie wollen, die Menschheit treibt aus der Tiefe ihres Wesens stets und überall den Adel ihrer Natur, die schönen Blüten ihres sittlichen Gefühls und die Früchte der Liebe hervor. 78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 279. —— 6. October 1843.

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collége de France in den Jahren 1840—42 von Adam Mickiewicz. Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Zwei Theile in vier Abtheilungen.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 278.)

Neunte Vorlesung. Seit der Organisation der neuen Reiche veränderte sich das ganze Leben der Slawen und nahm den Charakter des gleichzeitigen Westeuropa an. Die Nationalsage wurde vernichtet und der neue, europäische, christliche Geist wurde herrschend. Die Polen wie die Russen wollten den ganzen Norden zu ihrer Beute machen. Die Lechiten in Polen bildeten eine Adelsrepublik, welche unverändert blieb. Die Normänner gründeten ein einheitliches Reich, aber ihre Dynastie verwandelte sich in kurzem in eine slawische, und „nichts mehr kam mit ihr ins Land als die neue Idee der Gewaltführung". Zwischen diesen beiden Staaten lag ein Gebiet, welches vom Dnjepr, dem Schwarzen Meere, dem Bug und Niemen eingefaßt ist.

Es war der Schauplatz des Kampfes Rußlands mit Polen. Auf diesem Schlachtfelde rang die katholische Religion mit der östlichen Kirche, die Adelsrepublik mit dem Alleinherrschaftssystem.

Über die Einführung des Christenthums spricht sich der Verf. weitläufiger aus, und bemüht sich den Vorrang der römischen Kirche darzuthun, sowie den Vorwurf zu vernichten, daß das Christenthum den Slawen ihre Vergangenheit entrissen und ihre Denkmäler zerstört habe; der Verlust der heidnischen Geschichte der Slawen erweckte ungerechte Klage; ebenso ungegründet sei die Klage, daß der Anfang der Staaten die Einheit des Slawenthums zerrissen habe, denn diese Einheit habe nie bestanden, sei nur von den neuern Gelehrten ersonnen; nichts könne die Slawen mehr vereinigen als nur „ein allgemeiner Gedanke, eine große Idee, die fähig sei, ihre ganze Vergangenheit und Zukunft zu umfassen".

Zehnte Vorlesung. Nach einer kurzen Erwähnung des Einbruchs der Magyaren und der Folgen desselben auf das Slawenthum beschließt der Verf. die Geschichte der gemeinsamen slawischen Entwickelung; denn von da fange die Geschichte der einzelnen Sprachen an. Diese, in zwei Hauptstämme getheilt, streiten um den Vorrang. Der Verf. läßt die Frage unentschieden und untersucht nur, was die ältesten Schriftdenkmäler bieten; nach dem Alter dieser will er die Literatur darstellen. Der Verf. beginnt nun einen neuen Zeitraum, die Periode vom J. 1000—1400. Die Czechen haben das älteste Denkmal der Literatur; es gehört dem 9. Jahrhundert an, bekannt unter dem Titel „Libuscha's Gericht". Die Königinhofer Handschrift, ebenfalls böhmisch, ist das zweite Denkmal.

Elfte Vorlesung. Hier hebt der Verf. das Gedicht „Zaboj, Slawoj, Ludjek", heraus, das ihm Gelegenheit gibt, die Abneigung der Slawen gegen das Christenthum zu tadeln und dieses noch einmal durch Aufzählung der Wohlthaten, welche es denselben gebracht, zu vertheidigen.

Zwölfte Vorlesung. Die übrigen Heldengedichte dieser Sammlung seien nicht so wichtig, ja ihre Authenticität sogar verdächtig; die lyrischen Dichtungen derselben Handschrift verdienen keine besondere Aufmerksamkeit. (In der That, ein Urtheil, dessen wir uns von Mickiewicz, dem Dichter, dem Lyriker, nicht versehen hätten, da doch Goethe schon den außerordentlichen Reiz derselben anerkannt hat, obgleich ihm die Sprache des Originals ganz fern stand.) Die ältesten polnischen und russischen Denkmäler sind insgesammt im Geiste des Christenthums geschrieben. Die Annahme desselben war nothwendig aus politischen Gründen. So wie die beiden Länder in politischer Hinsicht einen verschiedenen Charakter annahmen, so bildeten sie denselben verschieden auch in Hinsicht des Christenthums aus; Polen wurde katholisch, Rußland griechisch, oder wie Mickiewicz sagt, „schismatisch". Die Stellung der Geistlichkeit wurde in beiden Ländern eine ganz verschiedene; der Verf. stellt höchst interessante Vergleichungen darüber an. Da nun aber die Geistlichen jener Zeit die Vertreter der Literatur waren, so bildeten sich auch in dieser zwei Gegensätze, welche der Verf. am deutlichsten in einer Gegeneinanderstellung der beiden Chronisten Nestor und Gallus bezeichnet.

Dreizehnte Vorlesung. Das Dogma und die Kirchenregel selbst hatten einige Abänderungen erleiden müssen. Die russische Geistlichkeit ward ihren Fürsten unterthänig; die polnische, aus den adeligen Familien abstam-

mend, ward patriotisch. Polen hat keine Verbreiter des Christenthums erzeugt, und doch war dies dazumal der Hauptberuf jedes Volks; die „Nichterfüllung dieser Pflicht wurde später die Quelle tiefer Leiden". Die Apostel waren aus fremden Ländern, aus Böhmen und Deutschland; so der heilige Adalbert, dessen Lebensumstände der Verf. näher angibt. Er ist der Verf. der polnischen Kriegshymne „O Mutter Gottes". In beiden Ländern machte daher das Christenthum nur langsame Fortschritte. Vier Chronikenschreiber, Dithmar, Kosmas, Gallus und Nestor, sind die „Muster, die sich später in der deutschen, czechischen, polnischen und russischen Schriftstellerei immer wiederholen". Die Sprache ist in den ältesten Schriftstellern in die noch jetzt geltenden Dialekte zerspalten; der Verf. charakterisirt die slawischen Literaturen folgendermaßen:

Die kirchliche Mundart konnte die Zeit der ersten Übersetzung der Heiligen Schrift und einiger liturgischen Bücher nicht überleben, weil sie der fernern Fortschritte des Christenthums nicht folgte, weil sie, unfähig, die werdenden Bedürfnisse inmitten der slawischen Völker auszudrücken, durchaus nur von der Vergangenheit sprechen mußte und aus der lebenden Gesellschaft der Slawen ausschied. Die russische Sprache hat nur die byzantinische Literatur beerbt und wäre schon längst verdorrt, hätte sie sich nicht im spätern Verlaufe an die neuere Civilisation festgeklammert, hätte sie nicht zuerst das Polnische nachgeahmt und dann aus dem Lateinischen einen neuen Quell geschöpft. Die czechische Literatur hat sich durch den Einfluß der deutschen ersticken lassen, sie verstand es nicht, sich das fremde Element anzueignen, und entfremdete sich sogar ihrem Volksthum. Die polnische Literatur, wenngleich weniger urthümlich als andere, erwuchs dennoch am mächtigsten und weitesten; da sie der lateinischen Überschwemmung nicht erlag, dann die französische Literatur sich aneignete, öfters die deutsche nachahmte, verlor sie nicht im mindesten ihren wesentlichen Charakter.

Wol aber verlor sie immer mehr und mehr den slawischen Typus, und das ist einer von jenen Mängeln, welche erst die Neuzeit gut zu machen berufen ist.

Vierzehnte Vorlesung. Der Verf. gibt eine kurze Übersicht der Elbeslawen, von deren Anwesenheit sich noch Spuren im deutschen Westen sowie in Holland und England erhalten haben. Ihr Widerstand gegen das Christenthum ist erklärlich, denn dieses war „damals in den Augen der Slawen nichts weiter als Deutschthum und Sklaverei". Die Uneinigkeiten unter den Häuptlingen, von den Deutschen hervorgerufen und genährt, waren schuld an der Vernichtung der politischen Existenz jener Völker. Weniger wahr dünkt uns die Behauptung, daß die Reformation „der slawischen Volksthümlichkeit in den Elbländern den Todesstoß" beigebracht habe. Pommern allein wurde durch den Einfluß Polens gerettet. In den übrigen Elbländern starb das slawische Volk nach des Verf. gewiß ungegründeter Meinung fast gänzlich aus. Von da geht der Verf. auf das älteste Denkmal der nördlichen Literatur, der Sage vom Heerzuge Igor's, über. Bojan, den alten Sänger, hält er für einen alten Gott, „ein ersonnenes Symbol der Volkssage".

Funfzehnte Vorlesung. Der Verf. beschließt seine Auszüge aus dem genannten Gedichte mit der Bemerkung, daß in demselben eine von der heitern Lebendigkeit der polnischen Schriftsteller sehr abweichende Trauer herrscht, eine Art Vorgefühl des künftigen Schicksals des Russenlandes. Das slawische Epos überhaupt ermangele der Idee des Wunderbaren, welche den Poesien der andern Völker der Hebel und die Springfeder der Handlungen ist. Dagegen verdiene die Vollkommenheit der äußern Form besondere Aufmerksamkeit.

Die Slawen halten die Mitte zwischen der gelehrten Freiheit der Griechen und der ernsten Einfalt der Normannen; ihre Dumy (Romanzen) und Lieder könnte man mit den lyrischen Dichtungen der Skandinavier vergleichen, welche Bahn zu betreten den neuern Deutschen noch nicht gelungen ist. Die slawische Dichtung ist leicht und einfach; sie hat weder die skandinavischen noch die griechischen Maße, nähert sich vielmehr der Prosa der lateinischen Kirche, dieser so musikalischen und harmoniereichen, zuweilen gereimten, zuweilen sogar maßhaltenden Prosa.

Der Einfluß der Volksdichtung auf die Folge ist ungemein; man kann fast sagen, jeder Vers derselben habe den neuern polnischen und böhmischen Dichtern als Text (freilich ohne ihr Wissen) gedient. Das einzige Wunderbare in der slawischen Poesie sei der Glaube an die Vampyre, Upiory, deren „Ursprung an das slawische Geschlecht geknüpft ist". Über diese Upiory verbreitet sich der Verf. noch weiter und geht dann zu den Donauslawen über. Er gibt eine kurze Schilderung der Geschichte der Südslawen, an deren Spitze in diesem Zeitraume die Serben, besonders unter dem Hause Nemanja, standen.

Sechszehnte Vorlesung. Ganz anders als die Geschichte hat das Volk die Vergangenheit des Landes aufgefaßt. Die handelnden Personen führen ganz andere Namen in der Volksdichtung, als unter denen sie bei den griechischen Geschichtschreibern vorkommen; die verschiedenen Thatenberichte sind nicht selten schwer in Einklang zu bringen. „Die Chroniken entwerfen die bloßen Umrisse des Bildes, die Dichter überziehen es mit lebendigen Farben." Somit fiel nach dem Untergange des Reichs die Geschichte gänzlich der Poesie anheim.

Die christliche Religion nahm zuerst ein gewisses mythologisches Gepräge an; aus ihren Legenden, ihren Wundern und ihren Heiligen bildeten die Dichter etwas dem Olymp Ähnliches. Die der Geschichte entnommenen Personen wuchsen alsdann in erdichtetem Glanze empor.

Dem so entstandenen Cyklus von *heroischen* Gedichten folgte ein zweiter, ein *romantischer*. Aus jenem hebt der Dichter die „Vermählung Lazar's" hervor. Eine ungemeine Ähnlichkeit hat die heroische serbische Dichtung mit der Homerischen.

Die Dichtung dieser Slawen trägt vorzüglich den Charakter des Epos; sie hält sich an ein Volk, das von der Vorstellung der Reichsmacht durchdrungen ist, an ein Volk, welches sein politisches Dasein verloren, aber das Andenken seiner Macht bewahrt hat, und nun seine Thaten erzählt. Selbst jene erhabene Unparteilichkeit, die wir im Homer bewundern, zeichnet auch die slawische Poesie aus: ungeachtet der starken Anhänglichkeit an die volksthümlichen Begriffe findet man in ihr dennoch etwas Religiöses in der Beachtung der Gerechtsame der Fremden.

Siebzehnte Vorlesung. Der Verf. theilt nun aus dem heroischen Cyklus einzelne Gedichte theils in Übersetzungen, theils in übersichtlichen Berichten mit. Über den Rhythmus und die Sprache, welche in denselben herrscht, stellt der Verf. ebenso wichtige als interessante

Betrachtungen an; er nennt den serbischen Dialekt „von allen slawischen Mundarten am meisten musikalisch und harmonienreich, die italische Sprache der Slawen". Wichtig ist die Bemerkung, daß die slawische Sprache, wenn sie mit andern in Berührung kommt, immer nur Substantiva aus ihnen aufnimmt, nie Zeitwörter; „denn eine vollkommene und aus Einem Gusse gebildete Sprache hat ihren Anfang im Zeitwort; dieses ist ihr wesentlicher, der göttliche Theil; die Substantiva aber bilden ihre Fülle, ihren materiellen Theil". Nachdem der Verf. noch die Hoffnung, als könne aus der reichen serbischen Dichtung einst eine „Ilias" oder „Odyssee" zusammengestellt werden, abgewiesen hat, geht er zu der Darstellung des romantischen Cyklus über, dessen größter Held der Königssohn Marko ist, ähnlich dem Arthur in der bretonischen Dichtung.

Achtzehnte Vorlesung. Als Einleitung zur Darstellung der romantischen Poesie stellt der Verf. seine Ansichten über den eigentlichen Grund des Falls des griechischen Kaiserreichs auf, welcher in dem damaligen Zustande der Slawen gelegen ist. Es ist dieser Abschnitt einer der interessantesten des Buchs, weil er den schon im Eingange erwähnten Nutzen aus der slawischen Geschichts- und Literaturforschung, den nämlich, daß nur durch ihre Resultate manche der interessantesten aber unbegreiflichen Ereignisse der europäischen Geschichte vollkommen verstanden werden können, am klarsten, weil durch die That, darstellt. Der Königssohn Marko ist in der serbischen Nationalpoesie die Gestalt, in welcher sich die Lage der Donauslawen am deutlichsten abspiegelt. Als Proben dieser Dichtung gibt der Verf. die „Hochzeit des Zernojewicz", mit welcher die erste Abtheilung des Werks schließt. *)

J. P. Jordan.

*) Einen zweiten Artikel theilen wir im nächsten Monate mit. D. Red.

Wien im Jahre 1453.

Aus einer gleichzeitigen Handschrift.

Obgleich in seinem Umfange nicht mehr als 2000 Schritt groß, ist Wien doch von weitläufigen Vorstädten umgeben, die gleich der Stadt selbst tiefe Gräben und eine hohe Umwallung haben. Die Mauern sind fest und hoch, mit vielen Thürmen und Basteien zur Gegenwehr. Die Häuser sind groß und schön, von solider Bauart mit gewölbten Hofthoren. Die Gemächer, welche ihnen als Tafelzimmer dienen, heißen hier Stuben, und sind zu Erleichterung der Rauheit des Winters bestimmt. Sie werden durch Glasfenster erleuchtet, in denen mancherlei Vögel singen, und haben meist eiserne Thüren. Das Hausgeräthe ist reichlich und gut. Pferde und andere Thiere sind in weitläufigen Ställen untergebracht, und die hohen Façaden der Gebäude sind prächtig anzuschauen. Nur Schade, daß wenige der steinernen Häuser mit Ziegeln gedeckt sind und mehrentheils Schindeldächer haben. Von innen und außen erscheinen die Häuser gemalt und glänzend, daß man glaubt, in Paläste zu treten. Die Wohnungen der Adeligen und Prälaten sind frei, der Magistrat hat keine Gewalt über sie. Die tiefen und weiten Weinkeller unter der Erde nehmen fast ebenso viel Raum ein als die Stadt über der Erde. Das Straßenpflaster aus hartem Stein wird nicht durch die Wagenräder beschädigt. Den himmlischen Heiligen und dem höchsten Gott sind große und herrliche Tempel geweiht, von Quadern erbaut, hell und mit Säulen trefflich geziert; die vielen kostbaren Reliquien der Heiligen sind mit Gold, Silber und Edelsteinen bedeckt; auch fehlt es den Tempeln nicht an vielem und reichem Geräthe. Die Priester haben überflüssige Güter. Das Oberhaupt von St. Stephan ist nur dem römischen Fürsten unterworfen. Im Sprengel von Passau ist diese Stadt größer als die der Mutterkirche; auch finden sich hier in mehren Häusern geweihte Kapellen mit ihren eigenen Priestern. Vier Orden der Bettelmönche sind weit entfernt zu betteln; die Schotten aber und regulairen Kanoniker St.-Augustin's werden für reich gehalten. Unter den Jungfrauenklöstern ist das des heiligen Hieronymus zur Aufnahme bekehrter feiler Mädchen bestimmt, die Tag und Nacht deutsche Bußlieder singen. Kehrt eine von ihnen zur Sünde zurück, wird sie in der Donau ersäuft; doch führen sie im Allgemeinen ein frommes und züchtiges Leben, man hört nur selten etwas Übles von ihnen.

Eine Universität der freien Künste, Theologie und des Kirchenrechts ist neuerlich vom Papst Urban VI. dem Herzoge Albrecht III. bewilligt (1388), wird häufig von Studirenden aus Ungarn und dem obern Deutschland besucht. Zwei vorzügliche Theologen habe ich hier gefunden: Heinrich aus Hessen, der aus Paris bei Errichtung der Hochschule hierher kam, zuerst den Katheder bestieg und vieles Bemerkenswerthe schrieb, dann Nikolaus aus Dünkelspühl in Schwaben, durch sein exemplarisches Leben und seine Gelehrsamkeit bekannt, dessen Reden gern von den Gelehrten gelesen werden. Noch ist auch Thomas Haselbach hier, der Nützliches geschrieben haben soll und dessen Lehrart ich loben würde, wenn er nicht seit 22 Jahren das erste Capitel des Jesaias gelesen hätte, ohne damit zu Ende gekommen zu sein. Der größte Fehler dieser Hochschule ist: daß man zu lange sich mit der Dialektik beschäftigt und so zu viel Zeit auf eine Sache von geringem Nutzen wendet. Um den Magistertitel zu erhalten, werden sie vorzüglich nur in dieser Kunst geprüft. Um Musik, Rhetorik und Arithmetik kümmern sie sich nicht, obgleich einige Gedichte und von Andern edirte Briefe die ohne Talente nach dem Magistergrade Strebenden bezeichnen. Predigen und Dichten sind ihnen fremd, ihr ganzer Fleiß richtet sich auf Streiten und Sylbenstecherei, das allen Grundes entbehrt. Nur Wenige besitzen die Schriften des Aristoteles und anderer Philosophen; sie behelfen sich meist mit den Commentarien. Übrigens ergeben die Studirenden sich den Lüsten; gute Speisen und Wein sind ihre Freude. Nur wenige kommen als Gelehrte zurück; sie kehren sich an keine Regel, treiben sich Tag und Nacht umher und fallen den Bürgern zur Last; denn auch die Ungebundenheit der Frauen verdreht ihnen den Kopf, wie sie ihrerseits den Frauen.

Die Bevölkerung wird auf 50,000 Communicanten geschätzt, die stets ein Jahr lang von 18 Männern regiert werden. Zuerst der Oberrichter, dann der Bürgermeister, der für die Stadt sorgt. Diese wählt der Herzog aus Denen, welche er für ihm treu ergeben hält, und läßt sich von ihnen den Eid leisten. Der übrige Magistrat hat wenig zu sagen: sie nehmen Zoll vom Weine u. s. w. ein und wechseln alljährlich.

Es übersteigt fast allen Glauben, was täglich an Lebensmitteln in die Stadt gebracht wird: Eier und Krebse, viel vierspännige Wagen voll; feines Brot, Fleisch, Fische und Vögel ohne Zahl; dennoch ist jeden Abend nichts mehr zu verkaufen. Die Weinlese dauert hier 40 Tage, und jeden Tag kommen zwei- oder dreimal 300 Wagen mit Wein beladen herein, 1200 Pferde sind täglich damit beschäftigt. Bis zu Martini haben die Dörfer Freiheit, Wein in die Stadt zu bringen. Wie viel davon herein gebracht und theils in Wien getrunken, theils mühsam die Donau hinauf gegen den Strom verführt wird, ist beinahe unwahrscheinlich. Von dem in Wien einzeln verkauften Weine gehört ein Zehntel dem Fürsten und trägt der Kammer jedes Jahr 12,000 Goldgülden; außerdem haben die Einwohner wenig Lasten zu tragen.

Übrigens ist Manches in der so großen, schönen Stadt auffallend: bei Tag und Nacht gibt es Streit und Schlägerei!

bald die Handwerker mit den Studenten, bald das Hofgesinde gegen die Handwerker, bald diese selbst untereinander. Häufig kommen Todtschläge vor, beinahe kein Fest wird ohne solche vollbracht. Wenn ein Zank entsteht, bringt die Streitenden Keiner auseinander. Weder der Magistrat noch der Fürst sucht dem Übel abzuhelfen. Niemand scheut sich, in seinem Hause Wein zu verkaufen; fast alle Bürger haben Weinstuben und Garküchen, wo Säufer und öffentliche Mädchen sich versammeln, die Gekochtes umsonst bekommen, und dann desto mehr trinken, ohne auf das kleinere Maß zu sehen. Der Pöbel ist dem Genuß ergeben und freßlustig; was sie die Woche hindurch mit der Hand verdienen, verzehrt am Sonntage das lüderliche Volk. Die Weiber sind wollüstig, begnügen sich selten mit einem Manne. Wenn ein Adeliger zum Bürger kommt, spricht er insgeheim mit der Frau; es wird Wein gebracht, und der Mann geht fort, dem Edelmann das Feld überlassend. Viel Mädchen wählen sich Männer, ohne Vorbewußt ihrer Väter; Witwen verheirathen sich freiwillig noch während der Trauerzeit. Wenige sind in der Stadt von den Nachbarn gekannt, alte Familien sind selten, fast alles neue Ankömmlinge und Fremde. Bejahrte reiche Kaufleute heirathen junge Mädchen, die sie dann bald als Witwen verlassen. Diese suchen sich nachher unter den Handelsdienern ihres Hauses, mit denen sie öfters Liebschaft treiben, einen jungen Mann aus; so ist oft heute einer reich, der gestern noch in Armuth lebte. Wenn diese Männer nun ihre Frauen überleben, heirathen auch sie wieder; so findet ein steter Wechsel statt. Der Sohn folgt selten dem Vater, denn ein Gesetz gibt dem überlebenden Gatten die Hälfte der Güter des Verstorbenen; auch sind die Testamente frei, daß oft der Mann seiner Frau und diese Jenem das Gut vermacht. Es gibt demnächst viel Erbschleicher, die durch Schmeichelworte die Alten bewegen, sie ins Testament zu setzen.

Mehre Weiber sollen die ihnen lästig werdenden Männer durch Gift aus dem Wege räumen. Sicher ist, daß öfter Bürger von Adeligen gemordet worden sind, die ihre Frauen durch Bedrohung hinderten, Hofleute zu Geliebten zu haben.

Es gibt übrigens hier fast kein positives Gesetz. Sie behaupten, nach alter Sitte zu leben, die sie dann nach Willkür einrichten oder auslegen. Das Recht ist feil, wer etwas hat, kann ungestraft sündigen; Arme, und die keine Freunde haben, werden gestraft. Öffentlich geleisteter Eid wird fest gehalten; kann hingegen das Beschworene geläugnet werden, verliert es seine Kraft. Hat einer etwas auf Zeit geliehen, kann er nach Verlauf derselben die Summe durch einen Eidschwur, zu großem Schaden des Schuldners, beliebig erhöhen. Gegebene Pfänder haben keinen Einfluß auf die Zinsen. Der Kirchenbann wird nur insofern gescheut, als er zeitlichen Schaden bringt. Wird das Gestohlene bei dem Diebe gefunden, gehört es dem Richter.

Die gebotenen Feste werden mit wenig Andacht gehalten, denn immer wird Fleisch verkauft und die Fuhrleute liegen keinen Tag stille.

In dem Herzogthum Östreich sind noch mehre Städte, doch keine so berühmte; wol aber gibt es viel hohe und mächtige Barone, unter denen die Grafen von Schaumburg und Meinburg obenan stehen. Für die reichsten werden die Welser, die Lichtensteine, die Puchauer gehalten. Von geringerm Ansehen sind die Pottendorfe, die Stahrenberge, die Eberstorffe, die Eckenzaner, die Hohenberge und viele Andere. Die Eytzinger sind zwar neuer, doch gehören sie heute an Macht und Ansehen zu den Ersten.

Viel große und reiche Klöster fehlen nicht; auch haben die Domkirchen in Salzburg, Passau, Regensburg, Freisingen, weitläufige Besitzungen mit vielen Burgen und trefflichen Wohnhäusern in Östreich. Aus ihnen werden alle Räthe der Herzoge genommen und in hohen Ehren gehalten. Im Kriege wie im Frieden haben die Herzoge von Östreich Prälaten und Vornehme in ihrem Hofstaate. 67.

Notizen aus Italien.

Luigi Metarà.

Der Professor an der römischen Universität Luigi Metarà starb am 24. Nov. vorigen Jahres in seiner Vaterstadt Rom, wo er 1778 geboren war. Er wurde daselbst im Collegio Nazarene erzogen und hatte Viele zu Mitschülern, die sich später auszeichneten, wie Angelo Maria Ricci, Graf Alborghetti u. A. Als Zögling widmete er sich dem Rechtsstudium, ohne es jedoch beendigen zu können, da er der französischen Invasion wegen sein Vaterland verließ und nach Griechenland ging. Er legte sich nach seiner Rückkehr auf das medicinische Studium und wurde sogleich nach Beendigung desselben Assistenzarzt beim Hospital San-Spirito. Er erwarb sich das Verdienst, durch eine Vorlesung, die er in der Akademie der Lincei 1802 hielt, die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Vernachlässigung der Thierarzneikunde im Kirchenstaate und auf die Nothwendigkeit der Errichtung eines Cursus für diesen Zweig der Heilkunde zu lenken. Das Anerbieten, welches ihm hierauf von der Regierung gemacht wurde, selbst nach Paris zu gehen und die Thierheilkunst dort gründlich zu studiren, konnte er, durch Familienverhältnisse verhindert, nicht annehmen. Er erhielt aber dessenungeachtet den dafür neu errichteten Lehrstuhl an der römischen Universität. Er hielt nicht nur die erfoderlichen Vorträge, in denen er sich durch Klarheit und Beredtsamkeit auszeichnete, sondern sorgte auch selbst für Herbeischaffung von Präparaten und andern Unterrichtsmitteln; durch diese Bemühungen wurde er Gründer des zoologischen Museums in Rom. Als der Papst eine besondere Veterinairschule im Palaste di Papa Giulio errichtete, wurde dem Professor Metarà die Leitung derselben übertragen und als Universitätslehrer erhielt er den Lehrstuhl der Zoologie. Auch war er der Erste, welcher dort die Disciplin der vergleichenden Anatomie einführte. Vor ihm wurden weder über diese, noch über Zoologie, noch über Thierheilkunde Vorträge an der Sapienza gehalten. (Nach Fantonetti's Elogio in der „Biblioteca italiana".)

Der verstorbene Gesandte von Parma in Paris, Hr. G. de Poggi, hat ein Gedicht hinterlassen, „Della natura delle cose", ein Lehrgedicht, in welchem die Naturwissenschaften nach den Resultaten neuerer Forschung vorgetragen werden. Noch ehe das Gedicht im Druck erschien, theilte die „Biblioteca italiana" Proben daraus mit, unter Anderm die Einleitung, welche überschrieben ist: „Invocazione alla natura" und ungefähr so beginnt:

> O du des unermeßnen Weltalls
> Ewige Ursach' ......
> .... wie du stets warst
> Und immer sein wirst, bist du das, was ist,
> Was war und kommen wird; bist aller Dinge
> Uranfang, Grundursach' und Wesenheit,
> Wirkende Kraft, Triebfeder, Seel' und Leben,
> Aus dir ist Alles und durch dich u. s. w.

Der Referent in der „Biblioteca italiana" macht zu der erwähnten Überschrift folgende Anmerkung: „Man kann der dichterischen Sprache viel verzeihen. Allein um jeder Gefahr einer Auslegung im Lucrezischen Sinne vorzubeugen, wird es dienlich sein, statt ‚Anrufung der Natur' lieber ‚Anrufung der Gottheit' zu setzen." Hat der Referent nicht gemerkt, oder wollte er nicht merken (um das Gedicht vor dem Index zu retten), daß der Dichter ein Atheist war?

Was für Philosophen es in Italien gibt! Einige Verse von de Poggi führt Einer an als „Beweise, daß es Körper gibt, trotz der Meinung etlicher transcendentalen Idealisten und an ihrer Spitze Fichte und Schelling, welche behaupten, daß die äußere (gegenständliche) Welt nicht existire". 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 280. —— 7. October 1843.

Die untern Schichten der Gesellschaft in Großbritannien.

Der Zustand der untersten Classen der Gesellschaft zieht mit Recht immer mehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die Nothwendigkeit, diesen Zustand zu verändern, ist nicht mehr blos ein Augenmerk der Philanthropie, sondern längst schon zum Gegenstande angelegentlicher Berathung für die gesetzgebenden Körper der größten Nationen in der civilisirten Welt geworden. Daß es nicht um eine vorübergehende Abhülfe zu thun, ja daß solche nicht einmal mehr möglich, sondern daß es die Aufgabe ist, das Übel mit der Wurzel auszurotten, ist von allen Kundigen anerkannt und in den öffentlichen Verhandlungen über diese hochwichtige Sache vielfältig und von Männern aller Parteien oft unwillkürlich und wider Willen ausgesprochen worden. Die Nothwendigkeit eines neuen Zustandes hat sich auch da, wo die Furchtbarkeit des gegenwärtigen minder schreiend als in England hervorzutreten pflegt, durch die Folgen der Unfruchtbarkeit des letztvergangenen Jahrs praktisch genug fühlbar gemacht. Was sind alle übrigen Staats- und Religionsfragen, welche in unserer Zeit die Geister beschäftigen und zu Kämpfen aufregen, gegen diese Haupt- und Lebensfrage, die im Hintergrunde aller wie ein drohendes Gespenst immer furchtbarer und riesiger emporwächst? Alle Fragen um Rechte, welche stets nur Rechte der Besitzenden sind, schrumpfen in Nichts zusammen der ungeheuern Frage gegenüber um das Recht der besitzlosen und darum rechtlosen Massen. Als im Febr. dieses Jahrs Lord Howick im Unterhause den Antrag gestellt hatte, das Haus möge sich in ein Comité verwandeln, um die Noth im Lande zu untersuchen und über die Mittel zur Abhülfe zu berathen, sagte Sir W. E. Gladstone in seiner Antwortrede: „Das Unglück unsers gesellschaftlichen Zustandes ist dieses, daß auf der einen Seite der Reichthum immer zunimmt, während auf der andern die Armuth immer größer wird; daß auf der einen Seite die Üppigkeit fortwährend steigt, während auf der andern die Massen in immer tiefern Mangel und immer schrecklicheres Elend versinken." Das trifft den Nagel auf den Kopf. Die dem Zufall anheimgegebene ungleiche Vertheilung der Güter ist die Wurzel des Übels. Wer besitzt, hat die Mittel, seinen Besitz zu vergrößern und vergrößert ihn auf Kosten Derer, welche dieser Mittel in geringerm Maße theilhaftig sind. Während die Reichen reicher werden, muß die Armuth der Armen in demselben Verhältniß wachsen. Talent und Arbeit reichen nicht aus, um dem Einzelnen die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu verschaffen, das blinde Glück muß hinzukommen, d. h. der Zufall seiner Ausstattung mit den Mitteln, um jene geltend und nutzbar zu machen. Wenn nicht dieser Übelstand beseitigt werden kann, wenn nicht der Spruch des Alten und Neuen Testaments: „Der Arbeiter ist seines Lohns werth", sich in dem Sinne erfüllt, daß der Arbeiter seines Lohns gewiß sein könne, so ist keine Heilung zu hoffen. Als das Christenthum in die Welt trat, verkündigte es als seinen ersten Grundsatz die Gleichheit aller Menschen. Aber wohl erkennend, daß die Menschen in der Welt „Angst haben", von der es sie nicht sogleich befreien konnte, versetzte es den Zustand, in welchem die Welt mit ihrer Angst überwunden ist, in die Welt der Hoffnung und tröstete die Lebenden damit, daß sie wenigstens den Gedanken der wesentlichen Gleichheit in ihrem Innern trügen und vor Gott gleich seien. Dennoch suchten die frühesten Christen im ersten Drange der Begeisterung innerhalb der vorhandenen wirklichen Gemeinde die heilige Gleichheit der Menschen auch äußerlich darzustellen, denn „die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele, und es nannte Keiner seine Güter sein, sondern es war ihnen Alles gemein" (Apostel-Gesch., 4, 32). Diese Einführung einer Gütergemeinschaft war in der That nichts Anderes als die Erfüllung des Auftrags, den Christus den Seinigen gegeben hatte: „Gebet Alles den Armen!" Das Reich der Gleichheit, der Bruderliebe und der Einheit in dem Einen gemeinsamen Geiste war im Christenthume von Anfang an dazu bestimmt, auf Erden verwirklicht zu werden und die Armuth sollte gänzlich aufhören. Wenn man daher von christlichen Staaten im eigentlichen Sinne reden wollte, so könnten nur solche auf diesen hehren Namen Anspruch haben, in denen der Grundgedanke des Christenthums, die brüderliche Gleichheit und Einheit der Menschen, verwirklicht ist. Großbritannien ist bei aller seiner christlichen Gottesdienstlichkeit am weitesten davon entfernt, das Bild des christlichen Lebens, d. h. des Lebens aller Menschen in der Bruder-

liebe, politisch darzustellen, denn im Leben aller seiner großen und kleinen Parteien, Gesellschaften und Körperschaften offenbart sich nur das Spiel des radicalsten Egoismus. Whigs wie Tories und Tories wie Whigs haben gleich wenig Lust, dem Elend des Landes durch Aufopferung ihrer Vorrechte ein Ende zu machen, ja! sie gebrauchen — es ist schrecklich zu sagen und leider doch nur zu wahr, und in ihrem eigenen Lande oft genug ausgesprochen — ihre Bekanntschaft mit der fürchterlichen Noth und dem crassen Elend der untersten Classen als ein Mittel, ihre elenden Parteizwecke durchzufechten, um diese oder jene Abänderung der Getreidegesetze zu ertrotzen oder um der einen oder andern Partei die Zügel der Regierung aus den Händen zu reißen.

Dessenungeachtet ist Großbritannien das Land, in welchem, wenn nicht die bedeutendsten Zeichen trügen, die große Frage unserer und aller künftigen Zeiten zur Entscheidung kommen muß. In beiden Häusern ist es eingestanden worden, daß das Elend in den untersten Schichten der Gesellschaft eine Höhe erreicht hat, welche eine lange Fortdauer dieses Zustandes zur Unmöglichkeit macht. Und das seit vielen Parlamentssessionen wiederholte Geständniß beruht nicht auf Resultaten oberflächlicher Beobachtung oder unbestimmter Eindrücke, welche trügen könnten, sondern auf umfassenden Nachforschungen und Untersuchungen von aller der Gründlichkeit und Genauigkeit, durch die sich Großbritannien in dergleichen Dingen auszeichnet. So wurde unter allem Übrigen schon während der Session von 1842 den beiden Häusern blos über den Gesundheitszustand der arbeitenden Classen ein ausführlicher Bericht in drei Foliobänden vorgelegt und auf Befehl des Parlaments gedruckt, den Herr Chadwick aus der ungeheuern Masse von verschiedenartigen Berichten aus allen Theilen des Landes, Documenten, Protokollen u. s. w. ausgezogen hatte. In diesen drei Folianten finden sich schaudererregende Details über die Wohnungen der armen Arbeiter und Handwerker in großen und kleinen Städten mitten unter Kothlachen, Unrathgruben, stagnirenden Wasserabzügen, verschlammten Höfen, in Kellern und dunstigen Löchern, in Schmutz und böser Luft, in scheußlicher Enge, wo ganze Familien, erwachsene Brüder und Schwestern, Vater und Tochter, Mutter und Sohn in dem nämlichen Bette schlafen, Menschen und Vieh in demselben Stalle miteinander hausen, wo der feuchten, stinkenden Atmosphäre wegen keine Vorräthe aufbewahrt werden können und die Unglücklichen noch obenein gezwungen sind, alle ihre geringen Bedürfnisse, weil sie sie einzeln beziehen müssen, theurer zu bezahlen als nöthig wäre, und wo sie häufig in Ermangelung von Brunnen oder Wasserleitungen ihr Trinkwasser aus Lachen schöpfen und manchmal ganz entbehren müssen. Besonders in den Manufacturstädten Glasgow, Manchester, Liverpool u. s. w. ist die Sterblichkeit unter den Arbeitern, welche Luft- und Wassermangel, Überfüllung enger Wohnungen und elende Kost herbeiführen, wahrhaft furchtbar. Wo aus der Gentry und dem mittlern Handwerkerstande im J. 1840 in diesen Städten 137 Personen starben, verlor der Stand der kleinen Handelsleute (tradesmen) 1738, und die Classe der Arbeiter u. dgl. 5597. Für die erste der drei genannten Classen ergab sich ein durchschnittliches Lebensalter von 35, für die zweite von 22 und für die dritte nur von 15 Jahren. In Manchester starben von 100 Kindern der Arbeiter mehr als 57 (also mehr als die Hälfte), in einem Alter unter 5 Jahren, während in den höhern Ständen nur ⅕ der Kinder vor 5 Jahren starb. Von der Roheit und Sittenlosigkeit dieser immer mehr verwildernden Classen wird uns ein herzzerreißendes Bild gemacht. Daß physisch und moralisch so verkrüppelte Menschen zum Trunke ihre Zuflucht nehmen werden, um wenigstens auf Stunden ihr Elend zu vergessen, wird sich Jeder selbst sagen können. Den Handwerkern, die eine sitzende Lebensart führen, z. B. Schneidergesellen, die meist von früh bis in die Nacht in engen, dumpfen, schlecht gelüfteten, von Licht- und Kohlendampf geschwängerten Werkstätten arbeiten müssen, ist der Branntwein sogar ein dringendes Bedürfniß, um ihre Lebensgeister von Zeit zu Zeit anzufrischen. In Dumfries fanden sich 12 Bäckerladen und 79 Branntweinschenken. Ein englischer Berichterstatter über die Chadwick'schen Folianten bricht in die Worte aus: „Unsere Leser werden mit uns zu der Überzeugung gelangt sein, daß es kein wildes Volk auf Erden gibt, in welchem man barbarischere und viehischere Zustände antreffen könnte als hier im Herzen dieses großen Landes."

Wenn es sich im Parlamente darum handelte, Vorschläge für die Verbesserung der Lage dieser unglücklichen Volksclassen zu machen, so war immer „Volkserziehung" ein Lieblingsthema der Redner. Noch in der Session dieses Jahrs ist wieder ein Langes und Breites in diesem Sinne verhandelt worden. Lord Ashley stellte eine Motion, daß die Königin gebeten werden möge, der Regierung größere Aufmerksamkeit auf die Mängel der Volkserziehung zur Pflicht zu machen. Tausende von Kindern, sagt Lord Ashley, werden jährlich in Elend und Laster geboren, erhalten gar keine Unterweisung oder nur solche, die ihnen verderblich wird. Sie werden früh reif in allen Schändlichkeiten, ihre Jugend wird mit schmutziger Sinnlichkeit befleckt; die Männer gelangen nicht zur Charakterstärke, die Frauen zu keinem Zartgefühl; es gibt in den Fabrikstädten eigene Bierhäuser für Kinder, wo Knaben und Mädchen zusammenkommen und vom funfzehnten Jahre an geschlechtlichen Umgang miteinander pflegen; und so kommt es, daß die Bevölkerung eines großen Theils der Städte und selbst des flachen Landes aus Horden besteht, die sich nur durch raffinirtere Lasterhaftigkeit und ekelern Schmutz eines in Mauern eingepferchten Lebens von Wilden unterscheiden. Es ist hier nicht der Ort, mehr von den entsetzlichen Einzelnheiten anzuführen, an denen Lord Ashley's Rede reich war. „Bemerkenswerth", sagte damals der „Spectator", „war die Übereinstimmung aller Redner, welche sich in Folge der Ashley'schen Motion vernehmen ließen, in der Anerkennung, daß Abhülfe Noth thue, und nach den nutzlosen Verhandlungen über die

Lage des Landes scheint endlich etwas, wenn auch nicht eben viel, für deren Verbesserung im Werke." Und was wollte man zur Herbeiführung der so allgemein für nöthig erkannten Verbesserung thun? Zwei Maßregeln kündigte Sir John Graham an, die sich auf die Errichtung von Districtschulen bezogen. Diese Maßregeln, bemerkt der „Spectator", griffen die Sache beim verkehrten Ende an, indem es nutzlos wäre, die Schulen zu vermehren, wenn man nicht auch den Unterricht verbesserte und für tüchtige Schulmeister sorgte. Indessen auch abgesehen hiervon, was soll wol Schulunterricht nützen, wenn das Leben mit Macht Laster und Schandthat und in Allem das Gegentheil von Dem predigt, was in den Schulen gelehrt werden könnte! Es ist ein wahrer Hohn, sagt der zuvor erwähnte englische Berichterstatter, von Hebung der untern Volksclassen durch Erziehung zu sprechen, wenn man sie in Schmutz, Hunger und Elend so wie es jetzt der Fall ist fort vegetiren läßt. Herr Chadwick sprach in seinem Berichte wiederholt die Ansicht aus, daß durch Maßregeln der Gesundheitspolicei große Erleichterung verschafft werden könnte. Aber theils scheinen seine Vorschläge zur Reinigung der Straßen und Wohnungen, zur Herbeischaffung von trinkbarem Wasser u. s. w. kaum ausführbar, theils, wenn sie auch ausführbar sind, entsteht die Frage, woher die ungeheuern Geldmittel genommen werden sollen, ohne welche sie nicht ins Leben treten können. Sir Robert Peel sagte fort und fort, er leugne die Noth, er leugne die Übelstände nicht; aber er machte sich dann die Sache leicht, er beruhigte sich damit, daß es einmal so sei, das wachsende Elend der untern Classen, die zunehmende Entmenschlichung sei eine unvermeidliche Folge der steigenden Civilisation. Wehe über die Civilisation, wenn sie die Entmenschlichung der beiweitem größten Massen der Gesellschaft zur Folge haben muß! Und doch kann der Premierminister schwerlich beweisen, daß nicht die Erde weit genug wäre und genug hervorbrächte, um Alle, die da leben, reichlich zu ernähren, zu kleiden, zu hausen. Wenn das aber ist und dennoch Millionen darben, so liegt die Schuld doch wol an den Menschen und ihrem bösen Willen, und die sogenannte Civilisation ist eben nicht Civilisation, oder es ist dahin zu arbeiten, daß die Civilisation der Humanität weiche.

Das Bild des Jammers ist noch nicht vollständig beschaut, wenn man die arbeitenden Classen in ihrem Elend betrachtet hat. Sind diese schon elend, wenn sie Arbeit haben, so werden sie es noch weit mehr, wenn sie, mit Kraft und Lust zur Arbeit, dennoch keine finden. Und hinter ihnen steht alsdann noch die zahlreiche Classe Derer, die aus Mangel an Kraft gar nicht arbeiten können, der eigentlichen Armen. Auch die Armengesetze wurden in der diesjährigen Session wieder zur Sprache gebracht, und zwar in einer schmerzlichen Weise. Es war nämlich ein Plan veröffentlicht worden, der früher dem Ministerium vorgelegen habe, und der darauf hinausging, Armenhäuser zu errichten, außerhalb deren die Armen nicht berechtigt sein sollten, Unterstützung anzusprechen, in denen sie aber so schlecht behandelt werden müßten, daß die Behandlung Alle, die nicht wirklich krank oder verkrüppelt wären, zurückschrecke: auf diese Art würde man es mit der Zeit dahin bringen, die Last der allzu drückend gewordenen Armentaxe zu erleichtern. Dieses Document brachte das Parlamentsglied Hr. Walter, derselbe, der es in seinem Blatte, der „Times", veröffentlicht hatte, während der Session zur Sprache und trug darauf an, daß das Unterhaus die gegenwärtig geltenden Armengesetze für einen Ausfluß der in dem Document niedergelegten unmenschlichen Ansicht erklären möge. Dagegen wurde von Seiten der Regierung erklärt, daß das Grey'sche Ministerium keineswegs den erwähnten Plan seinem Armengesetze zum Grunde gelegt, vielmehr denselben geradezu verworfen habe. Jedoch kam bei dieser Gelegenheit die allgemeine Erbitterung zur Sprache, welche in ganz England gegen das Armengesetz herrsche. Es sei, versicherte Hr. Wasley, die allgemein verbreitete Ansicht, daß das Armengesetz nur ein Mittel mehr sei, um die unbemittelten und arbeitenden Classen vollends in die tyrannische Gewalt der reichen Fabrikanten, Grundbesitzer u. s. w. zu liefern, indem es sie zwänge, die Arbeit um den unbilligsten Lohn immer noch der Arbeitslosigkeit vorzuziehen und ihnen die letzte Möglichkeit der Wahl raube. Der Walter'sche Antrag wurde verworfen, allein die grausame Härte des Armengesetzes hatte sich doch bei dieser Gelegenheit wieder schneidend genug herausgestellt.

In England sind die Armengesetze schon früher hart, vielleicht härter als das Grey'sche Gesetz gewesen, wenigstens behauptete das Sir R. Peel; und daher ist der Druck des letztern Gesetzes im Ganzen weniger gefühlt worden. Anders stellte sich die Sache in Irland. Wenn schon in England beiderlei Verfahrungsarten, die Unterstützung der Armen mit Geld oder Naturalien und die Beschäftigung und Verpflegung derselben in Armenhäusern, wie man nicht anders sagen kann, gänzlich fehlgeschlagen waren, wie sollte man in Irland dem Betteln und Vagabundiren, diesem tief eingewurzelten Übel, steuern? Es war im J. 1828, als das Comité des Unterhauses, welches das irländische Armenwesen untersuchen und Mittel wider dasselbe vorschlagen sollte, seine Berathungen zu Ende brachte. Das Comité hatte die bodenlose Tiefe des Übels erkannt, wagte aber eben deshalb nicht, einen Vorschlag zu machen, sondern rieth an, die Berathungen künftig wieder aufzunehmen, vorläufig aber ein Herumtreibergesetz (Vagrant-law) zu erlassen und mit Strenge zu handhaben. Das heißt: wir sehen ein, daß die Lage des Landes es großen Massen unmöglich macht, sich ihre Existenz auf eine ehrenvolle Weise zu sichern, und daß ihnen nichts Anderes übrig bleibt, als von der Mildthätigkeit der Bevorzugten zu leben; allein damit diese Bevorzugten nicht durch die Zudringlichkeit der Bettler belästigt werden, verbieten wir den Bettel, ohne freilich vor der Hand zu wissen, wie den Hülflosen auf andere Weise geholfen werden könne. Zum Glück kam dieser barbarische Vorschlag im Unterhause gar nicht zur Berathung, weil unmittelbar darauf die Reformbill alle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Seitdem ist nun das

Heimathweisungsgesetz wiederholt in Antrag gekommen, aber immer wieder zurückgenommen worden, sodaß es bis auf den heutigen Tag noch nicht erlassen ist. Worin das seinen Grund hat, wird sich weiterhin zeigen. Vier Jahre später trug Herr Sadler auf ein Armengesetz für Irland an; da aber die Regierung erklärte, daß man noch nicht im Stande wäre, auf einen solchen Antrag einzugehen, so kam er nicht zur Berathung. Indessen wurde die Aufmerksamkeit des Hauses ernstlich auf die Angelegenheit gelenkt und man setzte sogleich im nächsten Jahre eine Untersuchungscommission (Commission of enquiry) nieder, welche eine Masse von Thatsachen, Aussagen, Nachrichten (evidence) zusammenbrachte und ihren ersten Bericht, der auf Befehl des Hauses gedruckt wurde, begleitet von Auszügen aus der gesammelten Evidenz, im J. 1835 vorlegte; es war ein starker Band, der wol zur Hälfte von dem Bettel (mendicancy) handelte. [Es kann hier bemerkt werden, daß die englische Gesetzgebung Bettel und Landstreicherei (mendicancy und vagrancy) nicht unterscheidet. Für Irland würde aber auch ohnehin jede Unterscheidung von selbst und der Natur der dortigen Verhältnisse nach wegfallen.] Ihren Schlußbericht statteten die Commissioners im folgenden Jahre 1836 ab. Noch in demselben Jahre sandte die Regierung Hrn. Nicholls nach Irland, um eine abermalige Untersuchung an Ort und Stelle vorzunehmen; und im Nov. stattete dieser seinen Bericht ab, in dessen Folge die Regierung ein Armengesetz für Irland (Irish poor-law-bill) wirklich vorlegte. Um den weitern Verlauf der Berathungen und Maßregeln anschaulich zu machen, ist zuvor wenigstens das Wesentliche aus den Ergebnissen der verschiedenen Untersuchungen mitzutheilen.

(Der Beschluß folgt.)

Le génie du dix-neuvième siècle, ou esquisse du progrès de l'esprit humain depuis 1800 jusqu'à nos jours par *Edouard Alletz*. Paris 1843.

Der Verf. dieser Schrift, der sich namentlich durch ein Werk über die Demokratie der neuern Zeit bekannt gemacht hat, beabsichtigt nichts Geringeres als den Geist unsers Jahrhunderts auf den Destillirkolben zu bringen, um zu sehen, was nach der allgemeinen Verflüchtigung noch übrig bleiben wird. Seiner Ansicht nach sind es drei Hauptpunkte, welche bei den Ereignissen und der allgemeinen Entwickelung des 19. Jahrhunderts vom größten Einflusse gewesen sind und die bei der Geschichte der Gegenwart vorzüglich in Anschlag kommen. Es sind dies erstens ein fast universeller Krieg, sodann der Verfall der europäischen Aristokratien und endlich die Entdeckung der Dampfkraft. Nachdem er einmal diese drei Punkte festgestellt hat, untersucht er der Reihe nach ihre bisherigen und bevorstehenden Wirkungen sowie ihre künftigen Consequenzen. Auf diese Art sucht er unserer Zeit ihre Stellung in der Entwickelung der Jahrhunderte anzuweisen. Er bestimmt ihren Antheil am Ruhme, indem er untersucht, was unser „Jahrhundert zur Verwirklichung der großen Weltgesetze, d. i. zum Triumph des Christenthums und der Verbreitung der Civilisation gethan hat, oder zu thun verspricht; denn die gegenwärtige Zeit ist so gut wie die vergangenen Jahrhunderte berufen, einige Sprossen an der geheimnißvollen Leiter zu bilden, welche von der Erde zum Himmel steigt".

Alletz theilt sein Werk, das, wie man schon aus dieser kurzen Probe sehen kann, in einem etwas überschwänglichen Tone gehalten ist, in sechs Bücher. Das erste Buch enthält einen kurzen Überblick über die Hauptpunkte in der Entwickelungsgeschichte der Wissenschaften und Künste seit dem griechischen Alterthume bis auf unsere Tage. Hieran knüpfen sich einige Betrachtungen über die allgemeinen Gesetze, welche dem Fortgange der Civilisation zu Grunde liegen. Im zweiten, dritten und vierten Buche geht nun der Verf. näher darauf ein, das Wesen und den Charakter des 19. Jahrhunderts zu bestimmen. Er theilt alles menschliche Wissen in drei Classen, nämlich in die Wissenschaft vom Menschen, die Wissenschaft von der Gesellschaft und die Wissenschaft von der Natur. Jeder dieser Classen wird ein eigenes Capitel gewidmet.

Aus diesen Betrachtungen, in denen nicht selten mitten durch nebelhafte Phrasen ein recht scharfer Verstand hervorblitzt, zieht Alletz folgendes Resultat: „Seit den Jahren 1800—40 hat Frankreich die Superiorität über die übrigen Völker in den Naturwissenschaften, der Mathematik, der Geschichte, der Beredtsamkeit und der Staatsphilosophie (philosophie politique) gehabt; England gebührt die Palme in der Astronomie, der Technologie, der Geographie, der Poesie und dem Romane; Deutschland hat den übrigen Ländern den Vorrang abgelaufen in der Rechtswissenschaft, der Philologie, der Metaphysik und der Theologie, und Italien hat sich nur in der Musik hervorgethan. Die Chemie, die Geologie, die Mechanik, die Geographie, die Philologie und unter den schönen Wissenschaften der Roman und die Lyrik sind die Zweige der menschlichen Wissenschaft, welche im Laufe dieser vierzig Jahre den wesentlichsten Fortschritt gehabt haben."

Aber der Verf. begnügt sich nicht, ein Bild von Dem, was wirklich geleistet ist, zu entwerfen, sondern mit vorwärts gerichtetem Auge zeichnet er im fünften Buche mit einigen Grundstrichen die zukünftigen Fortschritte und Entwickelungen des menschlichen Geistes. Er führt an uns die Hauptfragen der menschlichen Erkenntniß vorüber, die einer Lösung noch entgegensehen, und macht auf die Erfindungen und Entdeckungen aufmerksam, welche noch näher ins Auge gefaßt zu werden verdienen. Seiner Ansicht nach glänzt das 16. Jahrhundert durch die schönen Künste, die in ihm zur herrlichsten Entfaltung kamen, das 17. durch die schönen Wissenschaften (lettres), das 18. durch die strengen Wissenschaften (les sciences, der Franzose versteht darunter namentlich die Naturwissenschaften, Mathematik u. s. w.), und das 19. Jahrhundert wird sich durch die Entwickelung der Industrie besonders hervorthun.

Das sechste Buch enthält endlich eine etwas mystische Untersuchung über das Verhältniß der christlichen Religion zu den allgemeinen Fortschritten des menschlichen Geistes. Der Verf. berührt hier einen sehr kitzlichen Punkt. Man darf nicht verkennen, daß er, trotz seiner Rechtgläubigkeit, die er an verschiedenen Stellen seines Werks zur Schau trägt, doch nicht zu Denen gehört, welche in ihrer theologischen Verblendung allen Fortschritt als ein Werk des Teufels in Verruf bringen möchten. Ein Anhang, in dem die Hauptpunkte aus der Literatur und Kunstgeschichte der verflossenen vierzig Jahre übersichtlich zusammengestellt sind, bildet den Schluß dieses Werkes, das an Werth noch gewonnen haben würde, wenn sich der Verf. weniger in einer schwülstigen und unklaren Sprache gefiele.

6.

Literarische Notiz.

Das erste Heft des sechsten Bandes der „Bibliotoca italiana" enthält eine Denkschrift von Giuseppe Moretti über den Botaniker des 16. Jahrhunderts Pietro Andrea Mattioli, welche eine Ehrenrettung des Genannten und Mittheilungen über seine Schriften befaßt, unter dem Titel: „Difesa e illustrazione delle opere botaniche del Mattioli."

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 281. —— 8. October 1843.

Die untern Schichten der Gesellschaft in Großbritannien.

(Beschluß aus Nr. 280.)

Fast ganz Irland ist bedeckt, übersäet mit Umherzüglern und Bettlern, meistens wirklich alten oder arbeitsunfähigen Personen und mit Familien, deren Haupt abwesend oder arbeitslos ist. So spricht sich der Commissionsbericht aus; Herr Nicholls erklärt dagegen, es sei ausgemacht, daß eine beträchtliche Anzahl der Vagabunden nicht gezwungen durch wirkliche Noth und durch die Unmöglichkeit sich, wenn sie nur wollten, selbst zu erhalten, sondern aus Hang zum Müssiggange und zum Umherstreifen, zur Ungebundenheit, aus Faulheit und liederlicher Gewöhnung den arbeitsamen Einwohnern zur Last fiele. Allerdings werden beide Berichte Recht haben. Auch das herumziehende Leben gewinnt seinen Reiz, und um so mehr, wo, wie in Irland, der Bettler keineswegs verachtet, sondern eine meist willkommene, überall gelittene und gewissermaßen geheiligte Person ist. Solche Sitte muß sich auch ausbilden, wo so große Massen gezwungen sind, von der freiwilligen Milde ihrer begüterten Nebenmenschen zu leben, und besteht sie einmal, so wird sie ohne Zweifel Viele verlocken, sie auch ohne Noth sich zu Nutze zu machen. Darin wenigstens stimmen beide Berichte überein, daß die Bettelei in Irland zu einem sonst überall in Europa unerhörten Umfange gestiegen sei und daß sich das Übel so übermächtig darstelle, daß keine Abhülfe möglich erscheine. Ein Übel ist es aber nicht nur dadurch, daß der Gesellschaft eine Menge von Kräften entzogen wird, nicht allein Derer, welche betteln während sie arbeiten könnten, sondern auch Derer, welche von Kindheit auf durchs Land geschleppt niemals Anleitung zum Gebrauch ihrer Kräfte erhalten, oder zu den Kräften gar nicht gelangten, die sie bei einer bessern und geordnetern Lebensart wahrscheinlich entwickeln würden. Ein Übel ist es vielmehr auch in Betracht seiner unmittelbaren Folgen für Diejenigen, welche es sich zu Nutze machen, und seiner unvermeidlichen Ausartungen, und ein Übel in Betracht der ungleichen und ungerechten Vertheilung seines Drucks. Die unmittelbaren Folgen des Vagabundenlebens sind natürlich viele häßliche Laster, Unsittlichkeit aller Art, Voraussichtlosigkeit, Stumpfheit, Verdummung, Hang zu Grausamkeiten und Gewaltthaten; Der heute bettelt, wird morgen bei Gelegenheit zum Räuber und zum Mörder. Der Druck des Übels aber trifft gerade nicht Diejenigen, welche am wenigsten davon leiden würden, sondern fast allein oder ganz allein Diejenigen, welche er am leichtesten in den Schlund desselben Übels hinabstürzt. Nicht in die Gehöfte der Vornehmen, welche sich durch Mauern, Thore und Dienerschaft schützen, nicht in die Paläste und Landhäuser der Reichen dringen die Bettlerschwärme, sondern sie belagern die Häuser der kleinen Handelsleute, Meier und Handwerker, die Hütten und Wohnlöcher der armen Arbeiter. So hat sich von selbst eine freiwillig geleistete Armentaxe gebildet, welche ausschließlich auf den mittlern und untern Classen der Besitzenden und Erwerbenden haftet. Und auf die Beitreibung dieser Abgabe wirkt eine zwingende Gewalt, die, wenn sie die gesetzliche wäre, nicht größer sein könnte: mit einer fast abergläubischen Furcht und Bereitwilligkeit wird von Jedermann im Lande dem Armen gesteuert. Es scheint, als ob ein Bettler niemals abgewiesen würde; man gibt ihm Milch und Mehl, wo sich noch dergleichen vorfindet, oder mindestens Kartoffeln. Man würde es für eine Sünde halten nicht mitzutheilen. Es hat sich der Grundsatz ausgebildet, daß Jeder geben müsse, so lange er habe. Und zur Beschwichtigung des Egoismus, der doch auch nicht schweigen will, ist der tröstliche Spruch im Schwange: Mildthätigkeit mache nicht arm, Gott erstatte wieder, was man an die Armuth spende. Dagegen fürchtet man Gottes Strafe, wenn man die Hand den Bittenden verschlösse. Viele gemeine Leute sagten aus, daß sie keine Nacht wüßten, wo sie nicht einem Bettler in ihrer Wohnung Nachtlager gegeben hätten; eine Familie, in welcher neun Kinder waren, gab dessenungeachtet jeden Tag einem oder einigen Bettlern Obdach. Die Leute wünschen es sogar, daß Bettler zu ihnen kommen; sie stellen sich vor, daß dieselben ihnen Segen brächten, und behalten sie manchmal wol eine Woche und länger bei sich. Des Bettlers Segen wird sehr hoch gehalten und sein Fluch abergläubisch gefürchtet. Der Pfarrer von Listowel, ein Herr Mahoney, sagte selbst, er möchte nicht eines Bettlers Fluch auf sich laden, denn jeder Arme stelle den Allmächtigen in Person vor. Und der römisch-katholische Erzbischof von Tuam, Dr. M'Hale, bemerkte, nicht von

der Noth der Armen gerührt gebe der gemeine Mann, des Bettlers Äußere erscheine oft gar nicht so mitleiderregend, Bettel sei ein Gewerb und Almosengeben eine Pflicht, der Bauer lebe der allerdings heilsamen (!) Überzeugung, daß „wer den Armen gibt, dem werde es nicht mangeln", wer aber des Armen Bitte verachte, der werde in Noth gerathen. Ein Pachter erklärte, daß es besser wäre, einen Theil dahin zu geben als das Ganze, und Wohlthun mache nicht ärmer. Ein anderer sagte: „Wahr ist es, daß der Bettler sich mit größerer Sicherheit als ich darauf verlassen kann, daß er morgen zu leben haben werde, aber es wäre doch eine Sünde ihn abzuweisen." „Ich bettelte selbst vorigen Sommer", versicherte ein Dritter, „und wenn es Gottes Wille ist, so kann es mir nächsten Sommer wieder so gehen; und doch muß ich, wenn ein Bettler kommt und um Gottes Willen bittet, mit ihm theilen, was ich habe. Der ärmste Mensch unter uns muß, wenn er ein Fünkchen Erbarmen in sich hat, zum wenigsten ein Stone Kartoffeln wöchentlich im Winter verschenken." Der Bettler ist also in Irland kein Auswurf der Gesellschaft, sondern der gemeine Mann sieht ihn als seines Gleichen an. Der Häusler nimmt ihn mit Freuden auf, weist ihm seinen Platz bei der Kartoffelschüssel oder am Feuer mitten unter der Familie an, und seine Streu zum Nachtlager auf derselben Diele, wo Alle schlafen. Der Bettler ist ihm ein angenehmer Gast, er bringt Neuigkeiten mit, vertreibt ihm den Abend, schmeichelt ihm, bittet Gottes Segen auf ihn herab. Einer wurde gefragt: „Wie? Wenn am Ende der Straße ein Armenhaus stünde, wo jeder Bettler Aufnahme finden könnte, so würdet ihr dennoch lieber Almosen geben als den Bittenden dorthin schicken?" „Gewiß! wenn ein Armer käme, so würde ich ihm etwas geben, das ist ausgemacht." „Und selbst, wenn ihr wüßtet, daß ihm auch ohne euch geholfen werden kann, und daß ihr nur den Müßiggang begünstigt?" „Ja! denn, euch die Wahrheit zu sagen, man wäre *ohne Bettler doch gar zu allein*."

Das Gutachten, welches die Commission von 1833 in ihrem Schlußberichte abgab, über die Mittel und Wege, dem Bettlerunwesen in Irland Einhalt zu thun, war sehr gründlich und verständig abgefaßt. Die Commissioners erklärten, daß sie zu einer legalen und systematischen Almosenvertheilung nicht rathen könnten, auch wenn man die Spenden in Lebensmitteln und Kleidungsstücken bestehen lassen wollte, denn sogleich würde auf Kartoffelbau und Zeuchfabrikation eine unverhältnißmäßige Kraft gewendet werden, die Industrie würde leiden und der allgemeine Ruin nur desto schneller herbeigeführt werden u. s. w. Ebenso wenig aber und noch weniger könnten sie die Errichtung von Armenhäusern anempfehlen, da das Workhouse-System nothwendig noch weit größern Widerstand in Irland als in England finden würde, denn es widerspräche den Sitten des Landes zu sehr und sei als ein Versuch zu kostspielig und zu empfindlich für das Land. Es blieb ihnen daher nichts übrig, als ein Auswanderungssystem in Vorschlag zu bringen. Jeder wer wollte, sollte sich nach einer Nichtverbrecher-Colonie, welche die Regierung zu bestimmen hätte, übersiedeln dürfen und dazu freie Überfahrt und sonstige Unterstützung aus den öffentlichen Fonds erhalten. Für Diejenigen, welche zu jeder Arbeit unfähig wären, sollte im Lande durch Anstalten, die nach einem ausgedehnten Entwurfe und mit strenger Berücksichtigung der Localverhältnisse angelegt werden müßten, gesorgt, besondere Institute sollten für verlassene Kinder eingerichtet werden. Ein letzter Vorschlag, der in dem Berichte nur kurz berührt wurde, weil ihm eine Minorität der Commission widersprochen hatte, der aber in einer Beilage ausführlich entwickelt und besonders eindringlich empfohlen war, betraf diejenige Classe von Leuten, welche man weder zu den hinlänglich körperlich Befähigten noch zu den gänzlich Unfähigen und Hülflosen zählen könnte; unter diesen sollten freiwillige Associationen gebildet und ihnen aus Staatsmitteln Erleichterungen und Unterstützungen bewilligt werden. Sämmtliche Vorschläge der Commission ließ die Regierung, vermuthlich erschrocken über den Umfang der anempfohlenen Maßregeln, unbeachtet und entschloß sich, es dennoch mit dem Workhouse-System zu versuchen. Dieser Entschluß gab eben Veranlassung, Hrn. Nicholls im J. 1836 nach Irland zu schicken, welcher die Instruction erhielt, die Ausführbarkeit der Einrichtung von Armenarbeitshäusern zu ermitteln. Er berichtete, daß ihm diese Einrichtung sehr räthlich schien, und daß es sehr nöthig wäre, die von der Bettelei bedrückten Classen von dieser Pest zu befreien; die Armentaxe würde ihnen nicht halb so theuer zu stehen kommen als die Unterhaltung der Armen in bisheriger Weise. Herr Nicholls ging im Herbst 1837 nochmals nach Irland, und berichtete in demselben Sinne, nur noch nachdrücklicher darauf dringend, daß man kein Armenverpflegungsgesetz erlassen sollte, ohne zugleich ein strenges Verbot des Bettelns hinzuzufügen, weil sonst die Armenhäuser unbesetzt bleiben und die Contribuenten doppelte Last haben würden.

Diese Gutachten bildeten die Grundlage der Poor-law-bill, welche das Ministerium in der Parlamentssession des J. 1837 vorlegte. Erst im Nov. in der zweiten Session desselben Jahres kam die Bill zur Berathung. Lord J. Russell sagte bei der Einführung derselben, was man wesentlich beabsichtigte, sei, den Unfug des Bettelns in Irland zu unterdrücken; aber wenn man nicht für die wahrhaft Nothleidenden, die unfähig wären sich selbst zu helfen, Sorge trüge, so hätte man kein Recht, den Bettel zu untersagen und auf diese Weise die schamlosen Bettler, die gelegentlich zu Räubern und Plünderern würden, unschädlich zu machen. Daher enthielt die Bill einestheils die erfoderlichen Bestimmungen über Errichtung von Arbeitshäusern, anderntheils aber Clauseln über Unzulässigkeit und Ahndung des Bettelns, also das eigentliche vagrant-law. Merkwürdigerweise nahm die Regierung diese Clauseln, auf welche sie von Anfang an das größte Gewicht gelegt hatte, noch im Verlaufe der Debatten zurück, und die Bill ging ohne dieselben durch das Unterhaus, ebenso später durch das Oberhaus, erhielt die königliche Bestätigung und Irland hatte Armenhäuser,

ohne daß das Vagabundiren und Betteln untersagt war und bestraft werden konnte.

Was die Minister bewogen haben mag, die Clauseln auszustreichen, ist schwer zu sagen. Es fehlte ihnen an Muth, mit Härte in Irland einzugreifen. Dies zeigte sich auch deutlicher, als im März 1840 die bei Unterdrückung der Clauseln verheißene besondere Bill „zur Unterdrückung des Bettels in Irland" wirklich in das Unterhaus gebracht wurde. Sei es, daß die Regierung fürchtete, die Gegner des Armengesetzes möchten die Bill geflissentlich zum Falle bringen, um schlimme Folgen des ohne diese Bill zwecklosen und vielleicht sogar schädlichen Armengesetzes herbeizuführen, sei es, daß sie fürchtete, ihre eigenen Gegner möchten die Bill zum Sturze des Ministeriums benutzen, genug, die Bill wurde zurückgenommen. Und so bestehen noch jetzt in Irland Arbeitshäuser, aber kein Verbot des Bettelns. Die belasteten Classen haben die Armentaxe zu bezahlen und außerdem die umherziehenden Bettler zu unterhalten. Aller Klagen der Beamten, aller Warnungen der Commission ungeachtet hat auch das gegenwärtige Toryministerium noch nichts in der Sache gethan; Sir Robert Peel hat mit seiner großen Majorität nichts mehr zu unternehmen gewagt als Lord J. Russell in seiner Schwäche, und die jüngsten Berichte, von denen der sechste, siebente und achte neuerlichst veröffentlicht worden, stimmen darin überein, daß das Übel ärger denn je ist; wo in einem District die Armen in die Arbeitshäuser gewiesen waren, wurde der District alsbald mit Scharen von Bettlern aus andern und selbst entlegenen Districten überschwemmt, und die Contribuenten liefen zum Armenhause, holten ihre Bettler heraus, denn, sagten sie, lieber wollten sie doch ihre eigenen Armen behalten und füttern, als aller Welt Bettler sich auf den Hals ziehen.

Wer fühlt nicht, welch einen unseligen Weg die vorige Regierung eingeschlagen hat, unselig, auch wenn die Maßregel vollständig ausgeführt worden wäre! Das Übel ist da und kann nicht geleugnet werden: unmäßige Armuth großer Volksmassen dem unmäßigen Reichthum weniger mächtigen Landbesitzer gegenüber; kein Mittel aus der Armuth und dem Elend zu kommen als Erwerb, und an Erwerbsquellen der äußerste Mangel. Das Übel war da und das unglückliche Volk fand ein Heilmittel nach seiner Weise. Was heute zu leben hat, ist morgen vielleicht am Bettelstabe, der Afterpächter, wenn morgen der Grundeigenthümer seine Pächter wechselt, erbarmungslos mit seiner zahlreichen Familie aus dem Pacht gejagt. Nun, so helfe wer kann dem Hülflosen; wer hat, gibt Dem, welcher nichts hat; wer erwerben kann, erwirbt für Jeden mit, der erwerblos ist. Eine Moral bildet sich von selbst aus, welche den Verhältnissen, die nun einmal bestehen, ganz angemessen ist, welche, wenn sie auch, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen, selbstische Beweggründe vorschützt und nur um Gotteslohn Liebe zu üben versichert, doch immer thatsächlich die Moral der Liebe und der wesentlichen brüderlichen Gleichheit ist, so weit sich diese unter den vorhandenen Bedingungen verwirklichen kann. Aber die Regierung hält sich für verpflichtet einzuschreiten; dafür ist sie nun einmal Regierung. Das Übel ausrotten kann sie nicht, Erwerbsquellen schaffen kann sie nicht, noch weniger einen Zustand schaffen, wo Jeder sicher wäre, von Dem, was die Gesellschaft der Natur abgewinnt, nach seinen Bedürfnissen und Fähigkeiten seinen geziemenden Antheil und Genuß zu haben: so will sie nun den Knoten durchhauen; das freie, gegenseitige Mittheilen, die natürliche Heilung oder vielmehr Erleichterung des Übels soll aufhören; sie will sich Derer, wie immer, annehmen, die bevorzugt sind, die aber die administrative Heilkunst und Hülfe nicht einmal verlangt haben, denen ihre eigene Art zu helfen, wie es eben gehen will, lieb geworden ist. Man wird nun die Hungerigen füttern, man wird Tausende, die von Kindheit auf, gezwungen durch ihre Lage, umherschwärmen, die an der Ungebundenheit des Wanderns so recht ihr Leben haben, in finstere Mauern, in enge Zellen und Höfe einsperren; man wird Die, welche die größere Hälfte ihrer Lebenszeit in süßem Müßiggange zubrachten, weil sie nicht anders konnten, zu Arbeiten, die ihnen verhaßt sind, zwingen; man wird Die, welche vielleicht gern als Ackerknechte oder Schäfer dienten, Wolle krämpeln lassen; man wird Jedem Das aufbürden, wozu er am wenigsten Neigung und Geschick hat; man wird ihm dafür eine rauhe Behandlung, schlechtere Kost, als der Bettler zu erhalten gewohnt war, und ein trauriges Unterkommen, dem er seine Streu in der Lehmhütte des Pächters vorzöge, gewähren; man wird den Armen auf tausend Arten quälen, unglücklich machen, durch Gram und Gefangenschaft tödten, und Dem, den man von ihm befreien wollte, der seine Bettlergesellschaft, seine Unterhaltung, seinen Segenswunsch und die Hoffnung auf Gottes Vergeltung eingebüßt hat und doch als Taxe nicht viel weniger zahlen muß als er früher darauf gehen ließ, diesem wird man keine Erleichterung, statt dessen aber Verdruß und Leid geschaffen haben. Und das wäre milde? das wäre christlich? Oder ist es auch nur politisch? Besser wäre es gewesen, die Regierung hätte hier das Regieren gelassen, und die Sache wäre, schlecht wie sie war, gegangen wie sie ging.

Aber noch schlimmer als dieses Schlimme war die Halbheit, mit welcher die Regierung einschritt. Und doch! Wer hat nicht Mitleid mit der bösen Lage der Regierung? Sollte sie der misliebigen Maßregel der Milde noch die misliebigere Maßregel der Gewalt hinzufügen? Und andererseits, nachdem sie A gesagt hatte, durfte sie dennoch das B nicht in der Kehle behalten. Sie durfte nicht und wagte auch wieder nicht, es auszusprechen. Die Räder der Zeit rollen gewaltig. Es fühlt sich schon, daß in ihre Speichen sich nicht greifen läßt. Wie armselig erscheinen alle die Mittelchen, welche dazu dienen sollen, dem traurigen Augenblick das Leben zu fristen! Sie zerfallen in ihrer eigenen Ohnmacht. Wohl Dem, der nicht verzagt, sondern den Athem des Geistes spürt, welcher die Welt erneut.

Tempora si veteris quaeris temeraria damni —
Postera lux melior.

G. Julius.

Bibliographie.

Ammon, C. F., Predigt vor dem Schlusse des Landtages am 21. Aug. 1843 bei dem evangelischen Hofgottesdienste zu Dresden gehalten. Dresden, Walther. 8. $3^3/_4$ Ngr.

Bischoff, L., Rede zur Feier des tausendjährigen Bestehens der Einheit und Selbstständigkeit Deutschlands. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 4. $7^1/_2$ Ngr.

Böhmert, K. F., Über Sonntagsschulen überhaupt und namentlich über die Sonntagsschulen im Königreich Sachsen, nebst statistischen Tabellen. Leipzig, Schwickert. Gr. 8. $12^1/_2$ Ngr.

Bormann, Johanna, Gedichte. Stralsund, Löffler. Gr. 8. 1 Thlr.

Bretschneider, K. G., Die religiöse Glaubenslehre nach der Vernunft und der Offenbarung für denkende Leser dargestellt. 2te Aufl. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. $26^1/_4$ Ngr.

Brunner, S., Der Babenberger Ehrenpreis. Wien, Rohrmann. 8. 1 Thlr.

Das Buch von der Nase. Humoristische Abhandlungen für Jedermann und — jede Frau. Mit 1 Titelkupfer. Leipzig, Jackowitz. 8. 15 Ngr.

Bühl, W. A., Beiträge zur Kenntniß der altpreußischen Justizeinrichtungen und Gerichtsverfassung und dessen, was Noth thut. Leipzig, Hermann. 8. 20 Ngr.

Casper, J. L., Der Entwurf des neuen Strafgesetzbuchs für die preussischen Staaten vom ärztlichen Standpunkte erläutert. Berlin, Hirschwald. Gr. 8. 10 Ngr.

Dumas, A., Sylvandire. Aus dem Französischen von W. L. Wesché. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ellendorf, J., Die Stellung der spanischen Kirche zum römischen Stuhle von Anbeginn ihrer Gründung bis auf die neueste Zeit. Eine historisch-kirchenrechtliche Abhandlung. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 20 Ngr.

Fölix, über Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, dann über das Geschwornengericht. Carlsruhe, Bielefeld. Gr. 8. 20 Ngr.

Gudrun. Deutsches Heldenlied übersetzt von K. Simrock. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hanke, Henriette, Polterabend-Scenen und Aufzüge. Nebst vermischten Gedichten. Hanover, Hahn. Gr. 12. 25 Ngr.

James, G. P. R., Der falsche Erbe. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. $22^1/_2$ Ngr.

Kähler, L. A., Christliches Abschiedswort an meine kirchlichen Freunde. Königsberg, Gebr. Bornträger 8. 5 Ngr.

Lohmann, Friederike, Sämmtliche Erzählungen. Ausgabe letzter Hand. Mit einem Vorworte der Verf. von „Godwie-Castle" ꝛc. Erster und zweiter Band. Leipzig, Focke. Gr. 16. à 20 Ngr.

Mauritius, A., Polens Literatur- und Cultur-Epoche seit dem Jahre 1831 in Kürze dargestellt. Posen, Gebr. Scherk. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Merleker, K. F., Historisch-politische Geographie oder allgemeine Länder- und Völkerkunde. 4tes Buch der historisch-comparativen Geographie. 2ter Theil, enthält: Die Continente Oceanien, Amerika und Europa. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 3 Thlr.

Moll, K. B., Beitrag zur Entwickelung der Zeitvorstellungen über Union, unirte Kirche, deren Kennzeichen, Princip, und Lehrbegriff, so wie über Umfang und Geltung der symbolischen Schriften, als Antwort auf das Sendschreiben des Herrn Pastor Nagel. Pasewalk, Köhler. Gr. 8. 5 Ngr.

Geschichtliche Nachrichten über die Dissidenten in der Stadt Posen und die Reformation in Groß-Polen im 16. und 17. Jahrhundert. Nach der Folgenreihe der Jahre geordnet von J. Lukasiewitsch. Ins Deutsche übersetzt durch B. v. Balizki. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 15 Ngr.

Österreich und Ungarn. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 10 Ngr.

Pfeilschmidt, E. H., Der Proceß der Hallischen und deutschen Jahrbücher vor Regierung und Ständeversammlung des Königreichs Sachsen. Ein actenmäßiger Beitrag zur Geschichte des Kampfs zwischen dem Christenthume und der neuesten Philosophie. Grimma, Gebhardt. Gr. 8. 25 Ngr.

Portugal. Erinnerungen aus dem Jahre 1842. Vom Fürsten F. Lichnowsky. Mainz, v. Zabern. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Raumer, K. v., Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. 2ter Theil: Von Baco's Tod bis zum Tode Pestalozzi's. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 2 Thlr. $18^3/_4$ Ngr.

Röhr, J. F., Die erhebende Erinnerung an die ruhmwürdigen Eigenthümlichkeiten unseres teutschen Volkes. Predigt am tausendjährigen Gedenktage der Selbständigkeit des teutschen Volkes. Weimar, Hoffmann. 8. 5 Ngr.

Sophocles Elektra. Metrisch übertragen von F. Fritze. Berlin, Förstner. Gr. 8. 10 Ngr.

Steffens, H., Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben. 7ter und 8ter Band. Breslau, Max und Comp. 8. 3 Thlr.

Sternau, C. O., Kaleidoscop von Dresden. Skizzen, Berichte und Phantasieen. 2te, vermehrte Auflage. Magdeburg, Inkermann. 16. 10 Ngr.

Studer, B., Lehrbuch der physikalischen Geographie und Geologie. 1stes Capitel, enthält: Die Erde im Verhältniss zur Schwere. Mit eingedruckten Abbildungen und vier lithographirten Tafeln. Bern, Dalp. Gr. 8. 2 Thlr. $26^1/_4$ Ngr.

Suhrlandt, R., Aphorismen über die bildenden Künste. Durch Beispiele erläutert. Schwerin 1841. 8. 10 Ngr.

Vehse, C. E., über die gesellige Stellung und die geistige Bildung der Frauen in England, Amerika, Frankreich und vornehmlich in Deutschland. Zwei Einladungs-Vorlesungen zu einem geschichtlichen Cursus im Winterhalbjahr 1842—1843. Dresden, Walther. 1842. Gr. 8. 10 Ngr.

Tausend und Eine Viertelstunde, enthaltend: Tartarische Originalerzählungen, vorgetragen von dem Arzte Ben Eridvin zur Unterhaltung des blinden Königs Schems-Eddin. Herausgegeben von J. H. Dessauer. 1sten Theils 1ste Lieferung. Erlangen, Palm. 1844. 16. 5 Ngr.

Voigt, J., Der Ritter-Orden S. Mariä des deutschen Hauses zu Jerusalem in Preußen. — Auch u. d. T.: Namen-Codex der deutschen Ordens-Beamten, Hochmeister, Landmeister, Großgebietiger, Comthure, Vögte, Pfleger, Hochmeister, Kompane, Kreuzfahrer und Söldner-Hauptleute in Preußen. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vorwort zu der Schrift: Die Freymaurerey mit offenem Gesichte, und freyen, reinen Händen dargestellt aus ihren eigenen Mythen und Symbolen von einem uralten Freymaurer für Brüder Maurer, aber auch für höhere Staatsbeamte. Erlangen, Palm. Gr. 8. 10 Ngr.

Weichselbaumer, C., Die Longobarden. Ein Trauerspiel in 5 Acten. Düsseldorf, Schaub. 8. $22^1/_2$ Ngr.

— — Wladimir's Söhne. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Düsseldorf, Schaub. 8. 20 Ngr.

Witte, G. R., Die Kirche. Propositionen über die Lehre von der Kirche, als Grundlage zu einer Bearbeitung dieses Gegenstandes. Leipzig, Köhler. Gr. 8. $2^1/_2$ Ngr.

Zimmermann, K., Wiedersehen! Vier Betrachtungen. Darmstadt, Leske. Gr. 8. $7^1/_2$ Ngr.

Züge und Zustände aus dem Erlanger Studentenleben. Mit historischen Notizen über die Friedrich-Alexanders-Universität und dem Programme zu den Feierlichkeiten bei ihrem 100jährigen Jubiläum, von einem ehemaligen Erlanger Studenten. Nürnberg, Felsecker. 16. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 282. —— 9. October 1843.

Zur Geschichte des weiblichen Geschlechts.

Über die Geschichte des weiblichen Geschlechts gibt es gar viele größere Werke oder kleinere Aufsätze höchst verschiedener Art. Im Ganzen aber zeigt sich eine Doppelrichtung übertriebenen Lobes und übertriebenen Tadels: Etliche berichten sehr langweilig fast nur von Waschen, Kochen, Weben u. dgl.; Andere erzählen, um Leser überreizter Zunge herbeizuziehen, fast nur zweideutige Anekdoten, und nennen das Anstößige, welches sie aus allen Winkeln zusammensuchen, „Geschichte des weiblichen Geschlechts". Möge es mir gelingen in der folgenden kurzen Darstellung, glücklich zwischen dieser Scylla und Charybdis hindurchzusteuern.

Die Geschichte des weiblichen Geschlechts beginnt, gleichwie die der Menschheit überhaupt, mit einer festen, vollkommen beglaubigten Thatsache, oder (wie Andere behaupten) mit einer Allegorie, einem einfachen, oder gar doppelten Mythos. Es ist hier nicht der Ort, nachzuweisen, wie die Erzählungen von der Schöpfung und dem Sündenfalle aufgefaßt und erklärt worden sind; ein paar kurze Bemerkungen mögen jedoch Platz finden.

Im ersten Capitel des ersten Buchs Mosis Vers 27 heißt es: „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, und er schuf sie ein Männlein und ein Fräulein." Hier ist von einem Stoffe, einer Materie, woran sich die Bildung anschlösse, nicht die Rede; beide, Mann und Frau, scheinen gleichzeitig, unmittelbar aus der Hand Gottes hervorzugehen. Nach der zweiten Erzählung oder dem zweiten Mythos im zweiten Capitel Mosis, wird hingegen zuerst der Mann aus einem Erdenkloße und nachher die Frau aus dessen Rippe gebildet. Ob das Letzte möglich gewesen ohne noch andern Stoff zu Hülfe zu nehmen, untersucht ein berühmter Scholastiker Heinrich Goethals auf sehr gründliche Weise.*)

Um jene beiden Erzählungen in Übereinstimmung zu bringen haben Etliche behauptet: Anfangs sei Weib und Mann in einer Person vereinigt gewesen und nachmals erst getrennt worden; was an die Rede des Aristophanes in Platon's „Gastmahl" über die Doppelmenschen erinnert, welche Zeus, um ihre Ausgelassenheit zu bändigen, auseinandergeschnitten habe. Nur nimmt die Platonische Rede an (um mancherlei Erscheinungen des Lebens besser zu erklären), daß jene Doppelmenschen früher aus zwei Männern oder zwei Weibern, oder aus Mann und Weib bestanden.

*) Quotlib., VII, 9.

Daß der Mann höher stehe als das Weib, leiteten Manche daraus ab, daß Gott ihn früher erschaffen habe; wogegen Andere geltend machten: das Weib verdiene den Vorzug, weil der Stoff, woraus sie geschaffen (eines Mannes Rippe), edler sei als ein Erdenkloß. Der berühmteste Kirchenlehrer des Mittelalters, Peter der Lombarde, bemerkt: Gott habe Eva nicht aus dem Kopfe oder den Füßen Adam's geschaffen, sondern aus einer Rippe; weil sie weder seine Herrin noch seine Magd, vielmehr seine Genossin hätte sein sollen.*) Noch anders wird der Hergang in einer, wahrscheinlich auf jüdischen Quellen beruhenden, Legende des 13. Jahrhunderts erzählt.**) Es heißt daselbst: „Gott gab dem Adam zuerst eine Frau, die vollkommener war als er. Er schlug sie aber aus Gründen todt, die ich hier nicht erwähnen mag."***) Als Gott ihn fragte, weshalb er dies gethan, gab er zur Antwort: sie half mir nichts (elle ne m'étoit rien), und deshalb konnte ich sie nicht lieben. Dies war die Ursache der Erschaffung Eva's aus Adam's eigener Rippe, die er also lieben mußte, die aber dem Manne unterworfen blieb, von dem sie ausgegangen war.

Zufolge der biblischen Erzählung änderte der Sündenfall die Verhältnisse oder bestimmte sie näher. Wenigstens wird des Mannes Vorrang nunmehr ausdrücklich anerkannt und laut Mose der Eva von Gott befohlen: dein Wille soll deinem Manne unterworfen und er soll dein Herr sein. Hiernach haben sich auch ohne Zweifel die Dinge in der Regel gestaltet; es gibt aber auch so viele und so große Ausnahmen von dieser Regel, daß wir dieselben unmöglich kurzweg verdammen und als Sünde bezeichnen dürfen. Zuvörderst haben kühne Sachwalter der Frauen gefragt: wo war denn Adam und was hatte er so Wichtiges zu thun, daß er seine Frau mit der klügsten und verführerischen Creatur so lange allein ließ? Und ist der Wunsch, zu wissen, was gut und böse sei, nicht ein natürlicher und edler? Jedenfalls kannte Adam das

*) Sentent., II, 18.
**) Manuscr. de la Bibl. du Roi, IV, 28.
***) Dont je ci ne doi pas faire mention.

höherstehende Gebot, gleichwie Eva; anstatt aber sie zu warnen oder zu widerstehen, oder auch nur die rhetorischen Anpreisungen der Schlange gehört zu haben, nimmt er den angebissenen Apfel und schluckt so eilig, daß ihm ein Stück im Halse sitzen bleibt. Warum (sagt ein anderer Schrifterklärer Burnet in seiner „Archäologie") *), ward die arme, schwache, unerfahrene, kaum erschaffene Eva sogleich den Verführungen des listigsten Geschöpfs ausgesetzt? Warum wurden einem so theuern Haupte nicht wenigstens ein paar gute und warnende Schutzengel zur Seite gestellt? Die Drohung: daß die Übertretung des Gebots den Tod nach sich ziehe, mußte gutentheils wirkungslos bleiben, da Eva gar nicht wußte oder wissen konnte, was der Tod sei. Ich sehe, sagt ein Dritter, in Adam's Benehmen weder Kraft der Selbstbeherrschung, noch irgend einen Beweis, daß er nach dem Sündenfalle und um dieses Hergangs willen mehr Anlage und Geschicklichkeit habe, seine Frau zu beherrschen, denn zuvor.

Zuletzt herrscht in der Regel Der, welcher es am besten versteht. In mancher Familie ist es ein Glück, daß die Frau regiert und nicht der Mann; und Königinnen wie Elisabeth und Maria Theresia stehen vollgültig den größten Königen gegenüber. Der angeblich wichtige Einfall, unter den Königinnen herrschten die Männer, unter den Königen die Weiber, ist in dieser Allgemeinheit kurzweg nicht wahr.

Erlaubte es Raum und Zeit, so ließen sich die Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten des Mythos von der Pandora und des Berichts vom Sündenfalle zusammenstellen und vergleichen; hier mögen, bevor ich auf Einzelnes eingehe, nur einige allgemeine Urtheile über das weibliche Geschlecht erwähnt werden, um zu sehen, ob sie uns als Wegweiser und Leitfaden auf der Bahn dienen können. Mit Bezug auf die Geschichte des Sündenfalls und vielleicht auf eine Stelle des ersten Briefs an die Korinther (I, 11, 7) behauptete ein Bischof auf der im J. 585 zu Macon gehaltenen Kirchenversammlung: man könne die Frauen nicht Menschen nennen, nicht den Menschen beizählen. (Mulierem hominem non posse vocitari.) Um ihn zu widerlegen, ward unter Anderm angeführt: daß Gott das Männlein und Fräulein Menschen nenne; daß Jesus, obgleich von einer Jungfrau geboren, doch des Menschen Sohn heiße u. s. w. **) Genug der Bischof blieb in der Minderzahl, und sein, schreckliche Folgen einschließender Lehrsatz, ward nicht zu einem Kirchengesetze erhoben.

So verkehrte, thörichte Ansichten (denkt vielleicht manche unter meinen verehrten Leserinnen) sind doch in unsern fortgeschrittenen Zeiten nicht möglich. Gewiß würden sie nicht in der damaligen Weise begründet und widerlegt werden. Sie haben indeß in ihrer Übertreibung auch eine heitere und fast komische Seite; wogegen ich anheimstelle, ob die nachstehenden, ganz neuen Ansichten und Grundsätze über das weibliche Geschlecht annehmlicher, gründlicher und höflicher sind. Hören wir einen Philosophen, einen Naturforscher und einen zur Politik übergetretenen Theologen. Fichte sagt („Naturrecht", S. 182): „In dem Begriffe der Ehe liegt die unbegrenzteste Unterwerfung der Frau unter den Willen des Mannes." Oken lehrt („Lehrbuch der Naturphilosophie", B. 3, S. 112): „Der Mann steht um so viel höher als das Weib, als die Geschlechtspflanze höher steht denn die geschlechtslose, als der Baum über dem Moose. Der Mann steht um ganze Thierclassen höher als das Weib. Schnecke, Fisch, Wasserthier ist das Weib; Vogel, Säugethier ist der Mann. In der Idee sollte jedes Kind Knabe sein. Wenn weibliche Kinder entstehen, so geschieht es durch ein Mislingen des weiblichen Plans. Die Natur will nur das Höchste, also nur den Mann erreichen. Weiber werden nur geschaffen, damit Männer durch sie hervorgebracht werden können. Das Weib ist nur ein Naturmittel zum Naturzweck. Die Natur hat aber nur einen Zweck und nur ein Ziel, den Mann." Der dritte, von den Meisten unter uns noch gekannte Schriftsteller sagt: „Da die Frauen nur eine Bestimmung haben, Gattinnen und Mütter zu sein, so werden aus ihnen, sobald sie diese Bestimmung nicht erreichen, verfehlte Geschöpfe, denen man immer Fehler des Geistes und Herzens beimißt und andichtet."

Anstatt mit Widerlegung dieser harten und schlecht begründeten Urtheile Zeit zu verlieren, bemerke ich, daß der Zorn über dieselben und über alle vorhandenen Verhältnisse des weiblichen Geschlechts nicht selten die Hoffnung, ja bei Manchem die Überzeugung hervorgetrieben haben, in dem unschuldigen, dichterischen Stande der Natur sei ebenso das Ideal der Familie und Ehe wie des Staats zu suchen. Was finden wir aber bei näherer Untersuchung des Zustandes aller angeblichen Naturvölker, oder vielmehr aller rohen, ungebildeten Völker? Wir finden überall die bloße Herrschaft der Gewalt; Weiberraub, Weiberkauf, Frauen und Mädchen betrachtet und behandelt wie sachliches Besitzthum, Kindermord (selbst auf den gepriesenen Inseln der Südsee) ohne die geringste Achtung der Persönlichkeit und Vorherrschen des Thierischen beim Zurücktreten alles Geistigen.

Vielleicht, wendet man ein, ließe sich indeß mancher sinnige Gebrauch, manche unverkünstelte Einrichtung in das langweilige Einerlei unserer Gebräuche und Einrichtungen aufnehmen und dadurch die Frische der ursprünglichen Natur herstellen. Wohlan: ich will aus gar Vielem Einzelnes zu beliebiger Auswahl oder Nachahmung vorführen. Bei den Dapsolybiern wurden die Jungfrauen jährlich zu einem Feste versammelt und in einen finstern Ort gebracht. Die, welche hier Jeder ergriff, ward seine Frau. Alle Bewerber eines Mädchens begaben sich bei den Jalchläern zu deren Vater und trieben Scherzreden. Der, welcher ihn dadurch zuerst zum Lachen brachte, ward sein Schwiegersohn. In Japan unterscheidet sich die Ehefrau von der Unverheiratheten durch zwei Vorzüge: die Zähne schwarz zu färben und die Augenbrauen auszurupfen. Zu Bahar in Indien nimmt der Gläubiger oft

*) Archeol. phil., 290.

**) Peter der Lombarde (III, 12) untersucht: ob Gott als Weib zur Welt kommen konnte? Er antwortet: Ja; doch bequemer und passender (opportunius et convenientius) als Mann.

die Frau des Schuldners als Pfand in Besitz, bis die Schuld abgetragen wird. Bekommt sie von jenem Kinder, so ist die Hälfte derselben sein, die zweite Hälfte Eigenthum des Schuldners. Bei den Visirern, einem afghanischen Stamme, schickt das Mädchen den Trommelschläger des Lagers ab und läßt an der Mütze des ihr wohlgefallenden Mannes ein Schnupftuch mit der Nadel befestigen, welche sie gebraucht hat, ihr Haar aufzustecken. Der Mann ist genöthigt, jenes Mädchen zu heirathen, sobald er ihrem Vater einen angemessenen Kaufpreis bezahlen kann. Auf Sumatra werden die Ehebrecher todtgeschlagen und aufgegessen. Der Kaufpreis einer Frau in Bambuk besteht gewöhnlich in einem Stück Vieh oder einigen Pfunden Salz. Eine Ober- oder Hauptfrau auf der Küste von Sierra-Leone meinte: sie würde vor Langeweile umkommen, wenn sie sich nicht mit den Kebsfrauen ihres Mannes die Zeit vertriebe. In Abyssinien verändern die Prinzessinnen ihren Gemahl so oft es ihnen behagt. Will bei den Guaranis, in Südamerika, ein europäischer Aufseher eine Frau durchpeitschen lassen, so trägt er es ihrem Manne auf; kein Anderer vollzieht die Strafe so pünktlich.

Doch genug des Einzelnen von den Sitten und der Etikette roher Völker; wenden wir uns jetzt zu denen, welche wir den gebildetern beizählen, so werden wir durch eine im Diodor aufbewahrte Nachricht überrascht (Bd. I, S. 27): In den Ehestiftungen der Ägypter sei gewöhnlich festgesetzt worden, daß die Frauen die Männer beherrschen sollten (*χυριευειν τανδρων*). Zweifelhaft mag es bleiben: ob sich dies blos auf häusliche Rechte bezog; und noch zweifelhafter, ob solch eine Bestimmung des Ehevertrags bei den Ägyptern wirksamer war, als wenn in den unserigen feierlichst niedergeschrieben würde: die Frauen hätten **nichts** zu befehlen. Daß es in den ehelichen und Familienverhältnissen der Juden nicht an anstößigen Ereignissen fehlte, ist bekannt — ich erinnere z. B. an Ruben, David, Absalon (Mos. I, 35, 22; Samuel II, 16, 21) —; doch würde dies weniger ins Gewicht fallen, wenn es nicht mit allgemeinern Ansichten und Gebräuchen in Verbindung stände und daraus hervorginge. Daß die Frauen (zum Theil für die sonderbarsten Preise) gekauft wurden, mithin Vielweiberei stattfand; daß man gezwungen war, die kinderlose Witwe seines Bruders zu heirathen, daß die Töchter vom Erbe ausgeschlossen wurden, wenn Söhne da waren — dies und Ähnliches wird wol Keiner für nachahmungswerth halten. Und ebenso wenig werden Akademiker, Professoren, Mitglieder wissenschaftlicher Vereine u. dgl. geneigt sein, eine Vorschrift des Talmud für sich geltend zu machen, wo es heißt: „Der Gelehrte hat, vielen Studirens halber, die Erlaubniß, sich binnen zwei, drei Jahren nicht um seine Frau zu bekümmern; doch wird ihm empfohlen, dies wöchentlich zu thun." *)

Merkwürdig ist die Art, wie man, nach Herodot's Erzählung, die Jungfrauen in Babylonien verheirathete. In jedem Orte kamen diese jährlich einmal zusammen und die Männer stellten sich ringsumher. Jetzt bot ein Ausrufer zuerst die schönste, dann nach der Reihe die minder Schönen aus, und schlug sie Denen zu, welche das Meiste boten. Kam man endlich an die Häßlichen, auf welche Niemand bot, so fragte der Ausrufer: wer das **wenigste** Geld, als Lockmittel, der Braut zugelegt haben wollte? und mit den für die schönen Mädchen eingegangenen Summen wurden die Häßlichen untergebracht und ausgesteuert.

Ich wende mich jetzt zu den Indiern. Deren Kasten (wonach schon die Männer in schroffe, sich unbedingt ausschließende Abtheilungen zerfallen, und die Höherstehenden, insbesondere die Brahminen alle Übrigen schlechthin beherrschen, ja tyrannisiren), führen zu der naheliegenden Vermuthung, daß durch Rückwirkung auch das weibliche Geschlecht hart davon getroffen wurde. Dennoch finden sich in den Gesetzen wie in den Schriftstellern viele Äußerungen, welche eine hohe Achtung gegen die Frauen beweisen. So heißt es an einer Stelle in Menu's Gesetzbuche: „Wo die Frauen in Ehren gehalten werden, da ist Wohlgefallen der Götter; wo sie verachtet werden, da sind alle religiösen Handlungen vergebens." Daß aber die Männer nicht gemeint waren, hierdurch die Ehre verkürzen zu lassen, welche sie in Anspruch nahmen, beweist eine Vorschrift der Puranas (oder heiligen Commentare), welche lautet: „Nachdem ein Weib die Gottheit angebetet hat, muß sie ihren Gemahl verehren, opfern, anbeten (oder wie man worship übersetzen will) mit Blumen, Schmuck und Kleidern. Sie muß innerlich und mit vollkommener Genugthuung denken: **dies ist der Gott der Liebe!**" *)

Folgende Blumen-, Frucht- und Dornenstücke aus Menu's Gesetzbuche werden die Verhältnisse näher erläutern. Weibernamen sollen gefällig, sanft, leicht, die Einbildungskraft bezaubernd und von guter Vorbedeutung sein. Niemand heirathe in eine Familie, welche zu Krankheiten geneigt ist. Niemand heirathe eine Ungestaltete, Kränkliche, Geschwätzige, keine die zu wenige oder zu viele Haupthaare, oder entzündete Augen hat. Vielmehr erwähle er zum Weibe eine Jungfrau, deren Körper vorzüglich weich ist, deren Haare und Zähne in Hinsicht auf Menge und Größe ein billiges Mittel halten, deren Name wohllautet, deren Gang voll Anstand ist, wie der Gang eines Flamingo oder — eines jungen Elefanten. Wenn eine Frau nicht mit viel Sorgfalt gekleidet ist, so kann sie ihren Mann nicht aufheitern, und wenn es ihrem Herrn an Heiterkeit fehlt, so werden sie keine Kinder bekommen. Immer aufgeräumt muß die Frau sein, der Haushaltung wohl vorstehen, die Geräthe in Acht nehmen und bei allen Ausgaben räthlich zu Werke gehen. Sie darf nie nach Unabhängigkeit streben. Sollte auch ein Ehemann die eingeführten Gebräuche nicht beobachten, in eine andere Frau verliebt sein oder keine guten Eigenschaften haben, so muß ein tugendhaftes Weib ihn doch immer — als einen Gott verehren. Eine Frau, die scha-

*) Michaelis, Mosaisches Recht, II, 308.

*) Wilson, Theatre, III, 19.

benfroh oder verschwenderisch ist, oder beleidigend spricht, kann ohne allen Aufschub fortgeschickt werden. Wer zur Bestreitung der Hochzeitskosten um Geld bettelt, soll von der Heirath keinen Vortheil haben. Das Kind gehört dem Geber des Geschenks. Eine Frau, die mit Jemand aus einer niedrigern Classe die Ehe bricht, mag von den Hunden gefressen werden. Sind die Weiber eines Lehrers aus der nämlichen Classe, so muß ihnen der Schüler oder Student so viel Ehre erzeigen als ihrem verehrungswürdigen Gemahle; sind sie aus einer andern Classe, so ehrt man sie blos mit Aufstehen und Grüßen. Folgende Verrichtungen soll der Schüler oder Student nie übernehmen: die Frau seines Lehrers mit wohlriechendem Öle übergießen, sie beim Baden bedienen, ihr Haar schmücken und ihre Füße und Arme reiben. Ein Frauenzimmer kann nicht nur einen Thoren, sondern selbst einen Weisen vom rechten Pfade abziehen; daher muß kein Mann mit ihnen an einem einsamen Orte sitzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Windsor Castle; an historical romance. By *W. Harrison Ainsworth*. Drei Bände. London 1843.

Ainsworth's historische Romane werden in England viel gelesen, d. h. sobald sie aus den Journalen, wo sie capitelweise erscheinen, zu Büchern zusammengedruckt worden sind, meist von Kostgängern der Leihbibliotheken, die in England unter den höhern Ständen bedeutend weniger Kundschaft haben als in Deutschland. Diese sind in der Regel durch die Journalportionen bereits vollauf gesättigt. Und das erklärt sich. Eine historische Basis haben die Romane insgesammt und bisweilen erzählen sie sehr interessante historische Ereignisse. Aber mitten durch läuft immer ein fingirter Faden, an welchem allerhand Unwahrscheinlichkeiten, Unmöglichkeiten und Teufeleien baumeln. „Man liest es einmal und liest's nicht wieder." Für circulating libraries hingegen vortreffliches Futter, in England wie in Deutschland. Dazu kommt, daß das Gewebe oft bis zum Zerfahren liederlich locker ist, die geschichtlichen Personen häufig reden, wie sie nimmermehr reden würden, wenn der Charakter ihnen inwohnte, den sie repräsentiren, und daß, wo die Darstellung sich erheben, die Phantasie in Aeolslauten klingen, Zärtlichkeit, Pathos oder Leidenschaft auftreten sollen, Hr. Ainsworth mit seltenen Ausnahmen — von der Bank fällt. Er weiß das, er fühlt das, und will es auf der Stelle gut machen. Wodurch? Durch plötzliche, gefahrvolle Situationen, durch Anatomirung physischer Schmerzen, durch die Details einer Hinrichtung, durch die Schauder einer Mordthat oder zur Abwechselung durch einen sentimentalen Selbstmord. Das sind an sich gar keine übeln Mittel. Nur theilen sie das Schicksal aller Stimulanzen: sie wirken eine Zeit lang und nicht länger. Wer drei oder vier von Ainsworth's historischen Romanen gelesen hat, weiß, indem er einen vierten oder fünften anfängt, daß die Mehrzahl der eingeführten Herren früher oder später an den Galgen kommt, die Mehrzahl der eingeführten Damen früher oder später in einer Pferdeschwemme ersäuft wird, und das mindert das Verlangen nach näherer Bekanntschaft. Ein Mensch mehr oder weniger todt oder lebendig, darauf kommt es Ainsworth nicht an. Er hat in dieser Beziehung wahrhaft orientalische Großsultansgesinnung und scheint vor künftiger Rechenschaft sich nicht im geringsten zu fürchten. Jemand sagt ein beleidigendes Wort; flugs blitzt der Säbel in der Faust des Beleidigten und der Kopf des armen Schächers, der sein Wort so bös gar nicht gemeint hatte, rollt im Staube wie eine Kegelkugel, und gleich als wäre er auch nichts Besseres, erzählt der Verf. ruhig weiter.

Alles Das wiederholt sich in seinem „Windsor-Castle". Welcher Zweck ihm bei diesem Romane vorgeschwebt, geht aus dem Romane selbst nicht hervor. Die meisten Personen sind unstreitig historisch. So Surrey und die schöne Geraldine, Sir Thomas Wyat und Wolsey, Anna Boleyn und der „Nero der Reformation"; auch Herne, der Jäger, mindestens laut Zeugniß jenes glaubhaften Chronikisten, dem wir die „Lustigen Weiber von Windsor" verdanken. Satanas ebenfalls ist offenbar eine historische Person und eine wichtige. Die mag er freilich im Windsor-Schlosse zu allen Zeiten gewesen sein, aber so ungeschickt hat er sich nicht zu allen Zeiten benommen. In der Sprache der Bühnenkritik würde es von ihm heißen, er habe den menschlichen Charakter schlecht aufgefaßt, habe zu grimmig, zu höllisch ausgesehen, überall zu sehr den Teufel durchblicken lassen. Unter den Verhältnissen, die ihn in den Roman bringen, hätte er den Pferdefuß in einen zierlichen Stiefel stecken und auch sonst so feine Toilette machen sollen, wie ein gewisser Jemand jetzt in London, mit welchem vor seiner Anstellung in Indien die Presse und die Zungen sich mehr beschäftigten als während derselben. Herne, der Jäger, sowie Alles, was auf ihn und die von ihm bekannte Legende sich bezieht, ist etwas zu derb für baare Münze ausgegeben. Selten eine Spur von Mysterie. Der gespenstische Jäger wandelt umher, als hätte er Fleisch und Bein, plaudert sans gêne mit Jedem, der ihm begegnet, und zeigt in bestimmten Theilen des Forstes seine Geweihe so regelmäßig, als müsse es so sein. An Dämonen, Eulen, Schlangen und anderm Gethier fehlt es auch nicht, und stecken sie in einem Baume, aus welchem der Verf. sie heraus haben will, so bedenkt er sich nicht lange wegen des Wie — der Baum kracht und platzt. Die vom Aberglauben der Zeit gebotene Maschine konnte trefflich benutzt werden. Ainsworth hat sie ohne Sinn und Geschick gehandhabt. Daß aber gerade deshalb viele Kostgänger der Leihbibliotheken Maul und Nase aufsperren und den ihnen ausgepreßten Angstschweiß rühmen werden, versteht sich. Wahr ist indessen, daß bei Gelegenheit jener Erscheinungen der Verf. sein schönes Talent für Naturzeichnung aufs neue bewährt. Meisterhaft entrollt er das reizende Landschaftsgemälde, in dessen Mitte Windsor liegt, und weckt gewiß die Sehnsucht manches Lesers und mancher Leserin nach dem stillen, verschwiegenen Schatten am Ufer plätschernder Bäche, und nach den breiten, blanken Seen, die kein Luftzug bewegt und worin der Mond sich spiegelt. Dagegen ist der Schluß des Romans übereilt und matt.

14.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 283. —— 10. October 1843.

Zur Geschichte des weiblichen Geschlechts.

(Fortsetzung aus Nr. 282.)

So weit meine Auszüge aus den Gesetzen des weisen Menu; sehen wir jetzt, wie die Frauen von andern Schriftstellern betrachtet und behandelt werden. Wenigen Stoff zu Mittheilungen bieten die epischen Gedichte. Helena, Andromache, Penelope werden nie von Damojanti, Draupadi und Sawitri verdrängt werden; obgleich sich die letzte von den Göttern 100 Söhne erbat und sie bekam, während Penelope mit ihrem einen Telemachus begnügt blieb.

Mehr Ausbeute bieten die dramatischen Dichter, und wiederum tritt bei ihnen ein Verhältniß besonders auffallend heraus: nämlich das der Bajaderen zu den Hausfrauen. Es wäre irrig, jenen im Allgemeinen eine höhere Bildung beizulegen und sie mit Priesterinnen zu vergleichen; es wäre zu gering, sie kurzweg liederliche Dirnen zu schelten. Gewiß beweist ihr Dasein und ihr Verhältniß bedeutende Mängel des Familienlebens.

In dem Schauspiele „Mrichihakati" spielt ein solches Mädchen Vasantasena die Hauptrolle. Sie ist sehr reich, hat eine prachtvoll eingerichtete Haushaltung, zeigt sich der reinsten Liebe zu einem edeln Brahminen Charudatta fähig; muß sich aber dennoch (gröberer Dinge nicht zu gedenken) ins Gesicht sagen lassen: ihre Person sei ein Gegenstand des Kaufes für Vornehme und Geringe, für liebenswürdige und widerwärtige Männer. Dies offenbare Liebesverständniß Charudatta's mit Vasantasena scheint seine davon unterrichtete, rechtmäßige Frau gar nicht zu beruhigen; vielmehr ist diese bereit, sich, nach Empfang der irrigen Nachricht von seinem Tode, verbrennen zu lassen.

Liebschaften der Männer mit niedriger stehenden Frauen, Sklavinnen oder Dirnen scheinen überhaupt, nach indischen Begriffen, der Ehe gar keinen Eintrag zu thun; weil trotz dieser Mehrzahl wol das Übergewicht und größere Rechte für eine Hauptfrau übrig blieben. Wenn sich dagegen ein verheiratheter Mann mit einem Frauenzimmer höhern Standes einläßt, so geräth dadurch die Stellung der Ehefrau in größere Gefahr und verschlechtert sich dergestalt, daß Zorn und Eifersucht mehr und mit größerm Rechte hervortritt.

Als sich der König Purûravas (zufolge eines Schauspiels von Kalidasa) in die himmlische Nymphe Urvasi verliebt *), nimmt dies seine Gemahlin Ausinari sehr übel und macht ihm bittere Vorwürfe, die er indeß durch unwahre Gegenversicherungen abzulenken sucht. Sobald dies vergeblich bleibt, sagt er:

> Ich hätte meine Mühe sparen können!
> Ein Weib hat scharfe Augen: bloße Worte
> Berühren nie ihr Herz, sobald nicht Leidenschaft
> Beglaubigung hinzufügt.

Als es jedoch heißt: die Königin wolle sich wegen ihres heftigen Benehmens entschuldigen, spricht Purûravas:

> Ich glaub' es wol; denn wahrhaft kluge Weiber
> Bereuen bald, daß sie den reuigen Gemahl
> So hart zurückgestoßen, und ergreifen gern
> Gelegenheit und Vorwand, seine Liebe
> Von neuem zu gewinnen. Nun wir wollen
> Ihr' Gnaden hierin auch gefällig sein.

Der König überhäuft demgemäß die Königin so mit Schmeicheleien, daß eine Begleiterin der Urvasi bemerkt (S. 56):

> Hat sich das Herz verirrt, so wird die Zunge
> Verschwenderisch in Worten und Versprechen
> Für ein misachtet Weib.

Der Königin Ausinari war es aber Ernst mit einem unerwarteten, bereits durch ein feierliches Gelübde bekräftigten Entschlusse. Sie sprach:

> Welch eine Nymph' auch meines Herren Blick
> Hat angezogen und ihn hält in Liebesbanden;
> Ich will mit Mild' und Liebe sie behandeln.

Ja, hiermit unbegnügt zieht sich die Königin ganz zurück und räumt Urvasi ihre Stelle ein, sodaß deren Begleiterin ausruft (S. 58):

> Dies ist ein Weib von hohem Geist,
> Ein Muster in Erfüllung ihrer Pflicht! . . .

Ähnlicherweise wird der Sakuntala die Lehre gegeben:

> Bleib' dem Gatten gehorsam, Liebes nur erweis'
> Den andern Frauen deines Herrn.
> Selbst wenn der Gemahl dich kränkte, so ergib
> Dich nimmer dem Reize zum Zorn.

In einem andern Schauspiele „Retnavali", von Sri Herscha, werden die Verhältnisse noch leichter genommen und künstlicher verwickelt, sodaß einige Scenen an „Figaro's Hochzeit" erinnern, ja sie überbieten. Deshalb sagt eine Vertraute der Königin Vasavadatta: „Nichts ist so schlecht, was man nicht von diesen schändlichen Männern erwarten müßte." **)

*) Wilson, II, 45.
**) Wilson, III, 49.

Der König Vatsa erzählt, aufrichtig genug, wie er es anfange, seine mit Recht eifersüchtige Gemahlin zu beruhigen. „Wenn sie seufzt", sagt er, „zeige ich Theilnahme, wenn sie schmollt, schmeichle ich ihr, wenn sie die Augenbrauen zusammenzieht und ihr Gesicht von Zorn entstellt ist, falle ich ihr zu Füßen. Derlei Zeichen der Ehrfurcht ist man der hohen Stellung einer Königin schuldig. Indeß haben täuschende Schwüre, zärtliche Reden, scheinbare Vorwände und demüthige Bitten weniger beruhigende Wirkung — als die eigenen Thränen der Königin. Wie Wasser das Feuer löscht, so löschen jene Thränen die Flammen ihres Zornes."

Diesen Grundsätzen gemäß läßt denn Vatsa die Vasavadatta sich satt weinen; ja als des Königs Geliebte Ratnavali sich als ebenbürtig ausweist, macht sich die Königin ein Vergnügen daraus, sie ihrem Gemahle zu übergeben und sie als Schwester anzuerkennen. So tritt mittelbar die Vielweiberei doch hervor, obgleich derlei neue Ankömmlinge gewöhnlich zu einigem naiven Skandal oder sentimentalem Seufzen und Klagen Veranlassung geben.

In einigen Schauspielen wird Liebe und Treue mit mehr Würde und Zartheit behandelt, so in dem Liebesdrama „Malati und Madhava" von Bhahabhuti. Daselbst heißt es: „Eine Verheirathung wird glücklich sein, wenn Auge, Herz und Zunge das Paar zusammen führen"; — wo unter Zunge dann wol die Mittheilung und der Ausdruck des Geistes und des Geistigen zu verstehen ist. Im „Nalas" (S. 72) heißt es:

Nichts ja gleichet dem Weibe, sie ist
Für jedes Leid ein Heilmittel.
So wie die Göttin, — ist kein Freund
Ein Trost für den betrübten Mann.

Abweichend wird im Schauspiele „Mrichhakati" gesagt (S. 89):

Zwei Dinge sind die köstlichsten auf Erden,
Ein Freund und die Geliebte: doch ich schätze
Den Freund mir höher denn ein Hundert Schönen.

Von so zahlreichen Schönen ist wol die Rede, wenn es an einer andern Stelle heißt: „Es ist über allen Zweifel gewiß, daß Unheil angerichtet wird, wo man einbüßt einen Elefanten, einen Steuerbeamten, einen Bettler, einen Kundschafter und ein zweideutiges Mädchen." An die letzten denkt der Dichter wol vorzugsweise in folgender Stelle (S. 84):

O welch ein Thor ist Der, der sein Vertrauen
Auf Weiber setzt und Reichthum, beides schlüpfrig.
Sie können nach Belieben lächeln, weinen, trügen.
Des Meeres Wogen und des Abends Röthe
Sind minder unbeständig als der Frauen Liebe.
Geld ist ihr Ziel; fehlt dies dem Mann,
Wirft man ihn weg wie einen leeren Beutel.
So kurz als Blitzesglanz ist Weiberliebe;
Sie blicken Einen zärtlich an, wenn schon der Andere
Im Herzen thront. So hat's Natur gewallt!
Der Lotus wächst nicht auf der Berge Höhen,
Das Maulthier wandelt nie zum Rosse sich,
Aus Gerstenkörnern sproßt kein Reis hervor;
So wohnt auch Tugend nie in Weibes Brust.

Gemäßigter lautet folgende Stelle (I, 35):

Der Elefant wird mit der Kett' gehalten,
Das Roß gebändigt durch des Reiters Kunst;
Doch häng' dich auf, wenn du nicht kannst gewinnen
Des Weibes Herz, dem sie allein gehorcht!

In der Regel wird das Verbrennen der indischen Witwen nach dem Tode ihrer Männer als eine Folge unbegrenzter Liebe und Treue hervorgehoben; daß jedoch Aberglaube, Eifersucht und Tyrannei wesentlich im Spiele sind, beweist schon eine Stelle im Diodor (XIX, 33) wo es heißt: „In ältern Zeiten verlobten sich sehr viele Indierinnen bei sehr jungen Jahren. Hieraus folgte, daß ihnen die Wahl nachher oft leid ward und viele Weiber, um eine neue treffen zu können, ihre Männer vergifteten. Da die Bestrafung Einzelner von diesem Verbrechen nicht zurückschreckte, so gab man ein Gesetz, daß die Frauen (nur mit Ausnahmen der Schwangern und derer, die Kinder hatten) zugleich mit ihren verstorbenen Männern sollten verbrannt werden. Diejenige, welche sich diesem Gesetze nicht unterwerfen wolle, dürfe nicht wieder heirathen und werde als eine Gottlose von Opfern und allem Geheiligten ausgeschlossen. Um dieser äußersten Schande zu entgehen und ihre Männer zu beruhigen, wählte nicht blos jede den Tod, sondern die Weiber drängten sich auch dazu wie zu der größten Ehre." Man ist geneigt, obige Nachricht über die Vergiftungen der Männer durch die Frauen für eine Erfindung oder grobe Übertreibung zu zu halten; doch werden wir später eine ähnliche Anklage in der römischen Geschichte finden. Gewiß übte man bei jenen Verbrennungen bis in die neueste Zeit die furchtbarste Tyrannei und Grausamkeit.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Jesuiten.

1. Histoire de l'Helvétie depuis son origine jusqu'à nos jours. Freiburg 1841.
2. Tableau analytique de l'histoire universelle présentée d'après les vrais principes, pour servir de guide dans les études historiques. Premier cahier. Histoire ancienne. 1842.
3. Zur Kenntniß der Gesellschaft Jesu. Von einem Katholiken. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. Lex.-8. 15 Ngr.

Eine der betrübendsten Erscheinungen, denen wir in der Geschichte des menschlichen Geistes begegnen, ist ohne Zweifel diese, daß er sich zuweilen genöthigt sieht, auf die Erörterung von Fragen zurückzukommen, die mit allem Rechte schon als abgethan gelten konnten. Zu dieser Bemerkung veranlaßt uns die Thatsache, daß die Gesellschaft Jesu, nachdem die beiden höchsten Autoritäten, welche die Welt verehrt, der Papst und die öffentliche Meinung, das Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen hatten, jetzt nach 70 Jahren, dem Souverain des Glaubens und der Souverainetät der Vernunft zum Trotz, die alte Wirksamkeit theils ausübt, theils anstrebt und die alte Polemik gegen sich aufregt. Am rührigsten scheint sie sich in Östreich und in der Schweiz und in jüngster Zeit auch in Frankreich zu bewegen; in beiden letztern Ländern beginnt sich bereits wieder eine eigene Jesuitenliteratur zu bilden und dort wie hier ist der Kampf für und wider eine nicht unwesentliche Aufgabe und Beschäftigung der Journalistik. Da wir uns hier nicht darauf einlassen können, den Streit, welchen die sogenannte neokatholische Partei in Frankreich gegen den Geist und die Bildung des 19. Jahrhunderts führt, weitläufiger zu besprechen und nur beabsichtigen, über Einiges, was die Thätigkeit des Ordens in Östreich und in der Schweiz betrifft, ein paar Worte zu sagen,

*) Massie, Continental India, II, 175.

so beschränken wir uns auf die Anzeige vorliegender drei Schriften, die uns für unsern Zweck vollkommen genügen. Zwei davon, nämlich die geschichtlichen Lehrbücher, scheinen ursprünglich wol nicht für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen zu sein, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie und ihre Verf. sich im Halbdunkel am besten befinden und am vortheilhaftesten ausnehmen; wenn wir jedoch darauf keine Rücksicht nehmen, so geschieht es, weil wir überzeugt sind, daß in unsern Tagen gerade Diejenigen am wenigsten das Recht haben, sich dem Lichte und dem Urtheile der Welt zu entziehen, welche dasselbe am meisten perhorresciren.

Die Flugschrift „Zur Kenntniß der Gesellschaft Jesu" zerfällt in zwei Abtheilungen, welche überschrieben sind: „Neueste Literatur über die Gesellschaft" und „Bruchstücke aus der Geschichte des Jesuitenordens". Sie enthalten theils minder bekannte aber vollkommen beglaubigte Facten, die den Geist des Ordens, wie er vor der Aufhebung war, bezeichnen, theils statistische Notizen und Thatsachen aus der Geschichte der Gesellschaft nach ihrer Repristination. Wir übergehen, was sich auf die Periode vor dem 21. Juli 1773 (dem Datum des Aufhebungsbreve) bezieht, obschon es auch uns als wesentlich erscheint, daß man den nie unterbrochenen Zusammenhang zwischen der (nur dem Namen nach) aufgehobenen und der wiederhergestellten, sowie die Geschichte der erstern im Auge behalten muß, um über den Werth oder Unwerth der letztern für unsere Zeit ein richtiges Urtheil fällen zu können.

In Östreich blieben die Jesuiten bis zum J. 1827 auf Galizien beschränkt; seither sind ihnen in den italienischen Provinzen, in Oberöstreich, Steiermark und Tirol Collegien eingeräumt worden, sodaß sie jetzt, 269 an der Zahl, sieben Klöster bewohnen. 34 Ordensglieder sind auf Pfarreien ausgesetzt; die übrigen widmen sich theils der Jugenderziehung, theils vor der Hand dem beschaulichen Leben. In Galizien werden eine philosophische Lehranstalt (zu Tarnopol, mit fünf Professoren; ihr Director ist der Provinzial des Ordens in Galizien) und zwei Gymnasien (zu Tarnopol und Sandec) von den Jesuiten versehen; in Tirol gehören die Lehrer des Gymnasiums zu Innsbruck, der Rector, die Präfecten und theilweise auch die Lehrer der dortigen Theresianischen Ritterakademie dem Orden an. Auch geht man jetzt in Innsbruck damit um, ein großes Pensionat nach dem Muster des in Freiburg in der Schweiz bestehenden zu errichten und läßt zu diesem Zwecke nach allen Seiten Auffoderungen zu Beiträgen ergehen (die Regierung hat indessen ausdrücklich erklärt, daß öffentliche Fonds nicht in Anspruch genommen werden dürfen.)*) Noch verdient angeführt zu werden, daß die Verfügung Kaiser Joseph's II., durch welche dem Regularklerus untersagt wurde, mit auswärtigen Obern in Verbindung zu stehen, auf die Jesuiten keine Anwendung findet; unterm 18. November 1827 gestattete ihnen Franz I. den ungehinderten Nexus mit dem P. General. Ebenso wurden sie auch laut eines Hofkanzleidecrets vom 8. April 1828 von den Bestimmungen des allgemeinen Amortisationsgesetzes dispensirt und haben, wenn sie unbewegliche Güter erwerben, davon blos Anzeige an die Behörde zu machen. In die Schweiz sind die Jesuiten mit den restaurirten aristokratischen Verfassungen gekommen, besitzen Collegien und versehen Lehranstalten in den Cantonen Wallis, Freiburg und Schwyz. Überdies sind sie in Zug und Luzern als Missionare aufgetreten und nahe daran, mit Triumph in den Sitz des katholischen Vororts zurückzukehren. Welcher Art ihre Wirksamkeit als Seelsorger und als Lehrer der Jugend sei darüber geben den [besten Aufschluß die] „Missionspredigten der ehrwürdigen Väter aus der Gesellschaft [Jesu], P. Burgstaller, P. Damberger, P. Schlosser, gehalten in der Pfarrkirche zu Sursee, Cantons Luzern, vom 1. bis 10. Jänner 1842. Getreu nachgeschrieben von mehren Zuhörern" (Luzern 1842), und die zwei uns vorliegenden Lehrbücher. Um unparteiisch zu sein, müssen wir erwähnen, daß der Superior der Mission, P. Burgstaller, gegen diese Sammlung, als seien in derselben die gehaltenen Predigten entstellt, Protestation eingelegt hat; diese Protestation ist jedoch so lange von keinem Gewichte, bis sie nicht durch eine gleichlautende Erklärung der urtheilsfähigen Zuhörer unterstützt und bestätigt wird. Am passendsten wäre es wol gewesen, wenn der Herr Superior die Predigten, wie er und seine Collegen sie gehalten haben wollen, dem ihrer Behauptung nach untergeschobenen Machwerk gegenüber selbst veröffentlicht hätte; dann würde es einem Ausschusse verständiger Zuhörer ein Leichtes gewesen sein, zu entscheiden, welche die authentischen seien. Dies ist aber nicht geschehen. Ferner kommt noch zu berücksichtigen, daß man es wol schwerlich gewagt haben wird, Hunderten von Zuhörern gegenüber, die einen auf der Stelle Lügen strafen konnten, diese Predigten unterzuschieben; daß endlich Leute, welche die Kanzelberedtsamkeit der Missionare an andern Orten zu vernehmen Gelegenheit hatten, ihr Urtheil dahin abgaben, die Missionspredigten seien von denen, die sie gehört, wenig verschieden und trügen als ganz im Geiste derselben gehalten alle Kennzeichen der Authentie an sich. Die Broschüre, über die wir Bericht erstatten, bringt auf S. 18—24 Auszüge aus diesen „Missionspredigten", auf welche wir Diejenigen verweisen, die noch einen andern Maßstab für die Schädlichkeit und Gefährlichkeit dieses Ordens brauchen als die Geschichte zweier Jahrhunderte.

Von den zwei Lehrbüchern, deren Titel wir im Eingange angeführt haben, ist das eine, die Schweizergeschichte, das Werk eines oder gar einiger deutschen Jesuiten und vom P. Bellefroid, einem französischen Schöngeist des Ordens, überarbeitet worden; Verf. des andern, das zu Vorträgen über allgemeine Geschichte dient, soll ein gewisser P. Freudenfeld sein, der ehemals Offizier, dann Professor (in Bonn?) war, später convertirte und gegenwärtig im Pensionate zu Freiburg lebt. Es verdient bemerkt zu werden, daß diese Schweizergeschichte, welche jedoch nur zum Unterrichte der französischen Zöglinge dient, überall, wo sie auf die Kämpfe zwischen Östreich und den Eidgenossen zu sprechen kommt, den feindseligsten Geist gegen die erstere Macht athmet; an einer Stelle wird Geßler sogar mit Nabuchodonosor verglichen, hingegen soll, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, bei dem Unterrichte, der den deutschen Zöglingen ertheilt wird, gerade von entgegengesetzten Grundsätzen ausgegangen werden. Auf jeden Fall ist nicht abzusehen, wie in diesem Punkte die „uniformitas doctrinae", welche den Jesuiten durch ihre Constitutionen (pars 3, cap. I, §. 18) zur Pflicht gemacht ist, aufrecht erhalten werden kann; denn z. B. auf den östreichischen Lehranstalten, die von den Jesuiten versehen werden, rechnen sie es gewiß diesem Herrscherhause nicht zur „Schande" an, daß es jenen Krieg gegen die Eidgenossen führte, der mit der Schlacht von Sempach endigte. „Wir zweifeln indessen nicht", heißt es in der Broschüre, „daß sich die Jesuiten der Schweiz mit den Jesuiten Östreichs über diese Widersprüche leicht vereinbaren werden. Sie werden ja reichlich aufgewogen durch die Stellen, in denen von der Reformation, den Reformatoren und den Reformirten die Rede ist. Wir führen einige derselben an, damit die reformirten Eidgenossen sehen, wie man in Freiburg die katholischen lehrt, von ihnen zu denken." Diese Stellen verdienen in der „Histoire de l'Helvétie" selbst, wo sie neben vielen des nämlichen Inhalts stehen, oder in der Broschüre nachgelesen zu werden. Hier eine einzige zur Probe: „Après toutes ces tentatives de la divine miséricorde pour la conversion des Suisses, rendues inutiles pour un trop grand nombre d'entr' eux, la justice céleste allait frapper des coups plus terribles. Le Valais avait mal reçu l'Envoyé

*) Der Verf. fügt noch die Bemerkung hinzu, es erscheine bei dem Überflusse an Welt- und Ordensgeistlichen, mit dem Tirol gesegnet sei (auf [illegible] Einwohner kommt ein Weltgeistlicher, auf eine Bevölkerung von 812,000 Seelen, in runder Zahl [illegible] männliche Ordenspersonen, dazu noch [illegible] Nonnen, also auf ungefähr [illegible] Einwohner ein geistliches Individuum), einigermaßen auffallend, daß man gerade diese Provinz auswählte, um dort mit der Jesuitenpädagogik einen Versuch anzustellen.

du Père commun des fidèles, et dès l'an 1584 les deux villages de Corbière et d'Yvorne furent engloutis sous une montagne de terre." Dazu macht die Broschüre die treffende Bemerkung: „Da haben wir den leibhaftigen P. Gabriel Malagrida mit seinem Buche ‚über die wirklichen und wahrhaftigen Ursachen des in Lissabon am 1. November 1753 vorgefallenen Erdbebens'! Der arme wahnsinnige Greis wurde seiner vorgeblichen Offenbarungen und thörichten Auslegungen der heiligen Schrift wegen von der portugiesischen Inquisition dem weltlichen Arme und von diesem dem Henker überliefert; dies hält aber seine Mitbrüder und Nachfolger nicht ab, auf seinen Wegen zu wandeln und den Maßstab ihrer Kleinheit an die Majestät Gottes zu legen."

Welches die „vrais principes" seien, die der P. Freudenfeld bei der Analyse der allgemeinen Geschichte zur Richtschnur nimmt, erhellt schon aus folgenden Begriffsbestimmungen:

L'histoire moderne est la suite et l'ensemble des événements qui nous manifestent l'action de la Providence de Dieu sur son peuple, l'Eglise catholique, et le reste du genre humain depuis la venue du Redempteur. Sie zerfällt in drei Epochen:

L'histoire de l'empire Romain et des premiers siècles de l'Eglise.

Les empires chrétiens ou l'histoire du moyen-âge.

C'est la suite et l'ensemble des événements, qui se déroulent après l'invasion des barbares, et nous montrent comme le Christianisme ou l'Eglise, qui est demeurée inébranlable alors que l'empire Romain tombait autour d'elle, apprivoise et civilise peu-à-peu ces nouveaux peuples, fonde ainsi sur les ruines de cet empire les bases des états modernes, et dès lors attaquée il est vrai de temps en temps par ses propres enfants, parvient cependant à devenir dominante, et protège les peuples et les empires de son ombre salutaire, jusqu'à cette époque fatale préparée par plusieurs événements, où une partie de ses sujets se révolte, se sépare d'elle et s'enfonce rapidement dans les voies de l'erreur.

L'apostasie des peuples ou l'histoire des trois derniers siècles, siècles de revolte.

C'est la suite et l'ensemble des événements, qui se déroulent alors que Calvin et Luther, premiers chefs de la réforme, entraînent dans l'apostasie le tiers de l'Europe, et troublent l'Eglise et l'Etat, en sapant du même coup dans le coeur de l'homme les fondements de la foi et des moeurs.

S. 11, 12, 13 werden, um uns der Worte der Broschüre zu bedienen, die Theorien Lessing's, Kant's, Herder's, Schelling's, Fichte's, Hegel's, so weit sie sich auf die Philosophie der Geschichte beziehen, alle zusammen damit abgethan, daß sie entweder geradezu als a- und pantheistisch, oder als solche bezeichnet werden, die nothwendig zum A- und Pantheismus führen.

Und von Schulen, in denen in solchem Geiste gelehrt wird, von einem Orden, der solche Lehren verkündigt, von einem Regierungssysteme, das auf solche Lehren gestützt ist, erwartet eine Partei, die sich ausschließlich im Besitze der Wahrheit glaubt, die Heilung der Gebrechen, an denen, wie sie meint, unsere Zeit krank liegt! Als wäre das Ideal der Menschenbestimmung ein Zustand wie jener der Indianer in den Missionen von Paraguay war! „Das Übel wäre nicht groß, wenn es keine andere Wirkung hätte, als uns Alle, oder die meisten von uns, zu solchen sanften, einfachen, gläubigen und gelehrigen Menschen zu machen; wenn aber dieses Treiben für einen Geist, den es sich dienstbar macht, Tausende zur Wuth entflammt, wenn es die gesellschaftliche Ordnung bis in ihre Grundfesten erschüttert und die Welt gegen den schützenden Genius des Christenthums in Aufruhr bringt — dann ist man wol gerechtfertigt, wenn man sich mit einiger Entrüstung gegen dasselbe ausspricht."

Indem wir die Flugschrift „Zur Kenntniß der Gesellschaft Jesu", vorzüglich Denen, die vermöge ihres Berufs auf die Entscheidung der in einigen katholischen Ländern schwebenden Frage: „ob die Erziehung der Jugend wieder ganz oder theilweise den Jesuiten anvertraut werden soll", einzuwirken haben, zur Prüfung und Würdigung empfehlen, sei es uns noch erlaubt, diese Anzeige mit den Worten zu schließen, in denen an einer Stelle derselben das Urtheil über diesen Orden zusammengefaßt wird: „Es ist, um es kurz zu sagen, unbillig, die ganze Gesellschaft zu brandmarken, ohne Rücksicht auf die großen und tugendhaften Männer, die ihr einst angehörten; es ist kindisch, sie dort zu fürchten, wo die Vernunft in ihre Rechte eingesetzt ist und die Gesetze Kraft haben; es ist gehässig, sie im Namen der Freiheit und der Duldsamkeit zu verfolgen — allein es ist rathsam, daß man sie kennen lernt, bevor man ihnen traut; denn weit entfernt, immer zu wissen, wohin sie einen führen, sind sie häufig selbst im Dunkeln darüber, wohin sie gehen. Einzelne aus ihnen mögen Achtung verdienen, wer zweifelt daran? Als Körperschaft genommen, vereinigen sie mit allen Gebrechen absoluter Monarchien alle Gefahren geheimer Gesellschaften. Was nun die erstern betrifft, so ist es Sache dieser Ordensleute, sich eine Verfassung zu geben, wie sie es verstehen; gegen die letztern gibt es jedoch keinen Schutz als die Öffentlichkeit. Die geheimen Gesellschaften, welche verboten werden können und sollen, lassen sich nicht verhindern; allein sie werden über die auf Öffentlichkeit begründeten Vereine, wo Jeder laut spricht und offen handelt, nie das Übergewicht davontragen." 54.

Literarische Notiz.

Handschrift von Shakspeare's „Lustigen Weibern".

„An account of the only known manuscript of Shakspeare's plays" heißt ein in London erschienenes Schriftchen von J. O. Halliwell, das über eine im März vorigen Jahres vom Verf. angekaufte Handschrift der „Lustigen Frauen von Windsor" berichtet. Außer den in einigen handschriftlichen Gedichtsammlungen enthaltenen abgerissenen Stellen aus Shakspeare's Werken kennt man bisher keine handschriftliche Überlieferung eines seiner Stücke, während es an solchen von Ben Jonson, Massinger und andern ältern Bühnendichtern nicht gebricht. Der Berichterstatter hält seine Handschrift ursprünglich für den Gebrauch einer öffentlichen oder einer Privatbühne bestimmt und man würde das Letztere anzunehmen haben, wenn sie, wie er behauptet, aus der Zeit der englischen Republik herrührt, wo die öffentlichen Theater geschlossen und Privataufführungen häufig waren. Lassen wir das aber auch dahingestellt, sowie, ob sie als Copie einer Originalhandschrift anzusehen sei, so wird sie doch durch die in keiner Ausgabe so ausführlich vorhandene Liste der dramatis personae wenigstens als die eines Schauspielers charakterisirt. Wir theilen dieselbe mit. „*Robert Shallow*, Esq., a Glocrshire Justice, vncle to master Slender. *Sir Hugh Evans*, a welch Priest: curate and schoolmaster at Windsor. Mr. *George Page*, a rich country gentleman in or neer Windsor. Mrs. *Mey Page*, his wife. Mrs. *Anne Page*, their daughter. *Billy*, their son, schollar to master Evans. Mr. *Francis Ford*, a rich jealous curmudgeon of Windsor. Mrs. *Alice Ford*, his wife. Mr. *Abra. Slender*, nephew to Justice Shallow. Dr. *Cains*, a french physician. Mr. *Fenton*, an expensive courtier (letztere drei eingeklammert als) sutors to Mrs. Anne Page, each favord by — father — mother — Mrs. Anne. *Sir John Falstaffe*, a fat old decayed leacherous court officer. *Bardolfe*, *Nym*, *Pistoll*, his late under-officers, now hangers on. *Robin*, his page. Mrs. *Quickly*, Dr. Cains his housekeeper, but confident to the women. *Host of the Garter*, a merry, conceited, ranting Innholder. *John Rugby*, Dr. Cains man. *Peter Simple*, man to master Slender. *Servants* to Mrs. Ford. *Fairies*." Der Titel der Handschrift heißt: „The merry wives of Old Windsor, written by William Shakspeare". Sie bietet nicht uninteressante Varianten dar und bei dem außerordentlichen Mangel an solchen Quellen für den Text des Dichters bekommt auch der kleinste Zuwachs daran seine Wichtigkeit. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 284. —— 11. October 1843.

Zur Geschichte des weiblichen Geschlechts.

(Fortsetzung aus Nr. 283.)

Gehen wir jetzt zu den Griechen über, so finden wir zuerst (wie überall) Lob und Tadel im Übermaß. Als Kern und Text aller andern Erörterungen ließe sich die Behauptung Hesiod's aufstellen: Nichts Besseres könne einem Manne zu Theil werden als ein gutes, nichts Schlimmeres als ein böses Weib. Hieran reihe ich allerhand andere Äußerungen an über das Verhältniß der Frauen zu den Männern und dem Hauswesen. So sagt Menander (Meinecke, 160):

> Den zweiten Part zu spielen, ziemet stets der Frau,
> Des Ganzen Leitung aber kommt dem Manne zu,
> Ein Haus, in dem die Frau die erste Stimme hat,
> Muß unvermeidlich untergehn, früh oder spät.

Ich glaube, lehrt Xenophon (Oecon., I, 3), daß eine Frau, welche sich im Hause als gute Gefährtin zeigt, dem Manne das Gleichgewicht zum Gedeihen der Wirthschaft hält. Denn wenn die meisten Einnahmen durch die Thätigkeit des Mannes herbeigeschafft werden, so gehen die meisten Ausgaben durch die Hände der Frau; und wenn es in Hinsicht dieser beiden Punkte gut steht, so mehrt sich, und im umgekehrten Falle, mindert sich das Vermögen. Eine Frau (warnt Plutarch in seiner Schrift über die Pflichten der Ehegatten), die lieber einen einfältigen Gatten beherrschen, als einem vernünftigen gehorchen will, gleicht Denjenigen, die lieber einem Blinden den Weg zeigen, als einem Sehenden (der den Weg kennt) folgen wollen. Man darf, fährt er fort, so wenig für die Augen (nach Schönheit) als für die Finger (nach Gelde) heirathen; wie es Manche gibt, die nur überrechnen, wie viel die Frau, die sie nehmen, einbringt, nicht aber überdenken, wie sie mit ihr leben werden. In Böotien (erzählt Plutarch) pflegt man der Braut, sobald sie verhüllt worden, einen Kranz von Asparagium aufzusetzen. Denn diese Pflanze bringt aus den spitzigsten Stacheln die schmackhaftesten Früchte hervor; und so wird auch die Braut Demjenigen, der im Anfange (jetzt geschieht es wol umgekehrt) das verdrießliche und unangenehme Betragen derselben geduldig übersieht, in der Folge einen süßen und liebreichen Umgang verschaffen. Wer den ersten jungfräulichen Eigensinn nicht übersehen kann, ist mit Einem zu vergleichen, der um einiger sauern Beeren willen die ganze Traube weggibt. Eine Braut aber, die gleich über das erste Betragen eines Bräutigams aufgebracht wird, handelt ebenso, als wenn Einer um eines Bienenstichs willen den Honig wollte fahren lassen. Hauptsächlich müssen Ehegatten sich im Anfange vor Zorn und Verdruß in Acht nehmen und bedenken, daß Gefäße, die aus einzelnen Stücken bestehen, anfangs durch die geringste Ursache auseinandergerissen, hernach aber, wenn die Fugen sich erst fest vereinigt haben, kaum durch Feuer und Stahl getrennt werden können.

Gewiß fand ein ernster Einfluß der Ältern auf die Verheirathung der Kinder statt, woran heutzutage freilich manche heirathslustige Kinder Anstoß nehmen würden. Hierauf antwortet ein ebenso gelehrter als liebenswürdiger Philologe, Jacobs („Vermischte Schriften", Bd. 3, S. 22): „Es herrschte oder es herrscht noch in Deutschland ein Glaube an die absoluten Rechte einer sentimentalen Liebe, sodaß nicht Wenige anzunehmen scheinen, ein funfzehnjähriges Kind werde durch die plötzliche Berauschung mit einem Gefühle, das es mit dem Namen Liebe beehrt, während einer Ballnacht gleichsam durch ein Wunder so weise, daß es die Erfahrungen älterlicher Liebe entbehren, ja ihr als einer gewaltthätigen Tyrannei Trotz bieten könne." Die Athener und alle Ioner waren weit entfernt von einem asiatisch-mohammedanischen Einsperren der Weiber; allein sie sahen allerdings deren Hauptberuf in dem Hauswesen und der Kindererziehung, und schon Euripides sagt im „Hippolyt" (v. 640): „Ich hasse eine überbildete Frau und wünsche nicht, daß die meine mehr wisse, als Frauen gebührt." Denn die Venus erzeugt in den Überbildeten manche List, während einfache Gemüther nicht in derlei Thorheiten verfallen. Wiederum hatten die Griechinnen Anspruch auf eine Ehre und einen Beruf, von dem die Frauen in der neuern Zeit ganz ausgeschlossen sind: sie konnten Priesterinnen werden, und die Pythia war gewiß nicht immer ein bloßes Werkzeug für Andere bei Leitung der hellenischen Angelegenheiten.

Erwähnung verdient ferner die Sorge der attischen Gesetzgeber für arme Mädchen. Der nächste Verwandte sollte sie heirathen oder ausstatten. Und ebenso schützte das Gesetz reiche Erbtöchter gegen willkürliche Heimführung. Die Frau mußte gerichtlich auf Scheidung klagen; der Mann war weniger Förmlichkeiten unterworfen,

mußte aber der schuldlosen Frau ihr Eingebrachtes herausgeben und für ihren Lebensunterhalt sorgen.

Manche Schriftsteller haben (ich glaube mit Unrecht) die Verhältnisse des weiblichen Geschlechts bei den Dorern und insbesondere den Spartanern, über die athenischen Einrichtungen hinaufgesetzt. Sparta zeigt auch hier nur das Einseitige, Schroffe. Familie und Ehe sind zurückgedrängt und den Staatszwecken so untergeordnet, daß man in gewissen Fällen verlangte, die Männer sollten ihre Frauen verleihen, und selbst einem Könige verbot, eine kleine Frau zu heirathen.

In Sparta, Chios, Cyrene nahmen die Mädchen an allen Leibesübungen und Wettkämpfen der Jünglinge Theil (Athen., XIII, 566), und Properz (III, 14) beschreibt sie wie folgt:

> Jetzo verschwindet der Ball dem hurtigen Wurfe des Armes;
> Oder im Rollen des Reifs klingelt der hakige Stift;
> Oder die Läuferin stehet bestäubt am Ziele der Rennbahn;
> Im Pankration auch duldet sie Wunden des Schlags;
> Jetzt umschnürt sie mit Riemen die freudigen Arme zum Faustkampf;
> Jetzt der Scheibe Gewicht dreht sie im Schwunge zum Wurf.
> Kreise durchtrabt sie zu Roß; an der schneeigen Seite der Jungfrau
> Hängt ein Schwert, und das Haupt schirmet gebletes Erz.

Zwischen der Theilnahme an all diesen männlichen Übungen und dem Stillsitzen am Stickrahm, oder dem Bewegen blos der Finger am Fortepiano, liegen viele brauchbare Abstufungen. Am meisten aber dürfte in unsern Tagen die Gewohnheit anstößig gefunden werden, viel mehr als Hände und Gesicht den Zuschauern zu zeigen. Man darf aber wohl behaupten: nicht Alles sei an sich unsittlich zu nennen, was gegen die Regeln unserer Decenz verstößt.*) Mit dem Sinne für Schönheit ist das Wohlgefallen am Nackten verbunden, und die Kenntniß desselben erwirbt sich nur durch Anschauung. Wer diese verbietet, gibt dem größern Theile der Kunst den Abschied. Die Kleidung dient wesentlich nur zur Verdeckung des Häßlichen und zur Abhaltung der Kälte; unter dem Äquator ändern sich die Grundsätze über die Sittlichkeit der Bekleidung. Wo selbst Göttinnen nackt dargestellt und verehrt werden, wo man die Foderung des Paris sehr natürlich und nothwendig fand, ist es verkehrt, unsern Maßstab der Beurtheilung anlegen zu wollen. Auch hat es keine Gefahr, daß jene antike Betrachtungsweise wiederkehren und die moderne Sittlichkeit zu Grunde richten werde.

Einräumen muß man ferner, daß in der Geschichte der Götter und Göttinnen eben nichts Nachahmungswerthes anzutreffen ist für Ehestand und Familie; die scheinbar Klügsten blieben unvermählt, und der Ehestand von Jupiter und Vulkan war fast nur ein Wehestand. Im Aristophanes, diesem ungezogenen Liebling der Grazien, findet sich allerdings viel über die Frauen, was sich an dieser Stelle nicht mittheilen läßt; doch darf man erwähnen, daß er in den „Ekklesiazusen" sehr tiefsinnige Gründe für die Weiberherrschaft angibt, und in der „Lysistrata" ein Mittel für den ewigen Frieden nachweist, das, beharrlich angewandt, eher zum Ziele führen dürfte als die vom königsberger Weisen vorgeschlagenen. Trotz des Scheins von Radicalismus lobt Praxagora in den „Ekklesiazusen" das conservative System und sagt von den athenischen Frauen (V. 221):

> Da sitzen die Frauen und rösten, grade wie vordem;
> Sie backen Honigfladen, grade wie vordem;
> Sie brillen noch die Männer, grade wie vordem;
> Sie bergen noch daheim Liebhaber, grade wie vordem;
> Sie kaufen sich was Leckeres, grade wie vordem;
> Sie mögen den Wein gern lauter, grade wie vordem;
> Froh sind sie stets der Minne, grade wie vordem.

In den „Thesmophorien" sagt die Chorführerin (V. 784):

> Wir wollen demnach uns selber einmal lobpreisen vor Euch, die da zuschaun;
> Ob Jeglicher zwar von dem Weibergeschlecht viel Übeles weiß zu erzählen,
> Als wären durchaus wir ein Übel der Welt und von uns her käme das Alles,
> Zwietracht und Gezänk, Aufruhr und des Grams Unmuth, und der Krieg. Nun wohlan denn!
> Wenn ein Übel wir sind, was freiet Ihr uns, wenn ein Übel wir sind in der Wahrheit?
> Ja, Ihr heißt uns sogar niemals ausgehn, niemals ausguckend ertappt sein;
> Sorgfältig vielmehr, mit so ämsiger Müh sucht Ihr zu bewahren das Übel.
> Wenn das Weiblein dann ausgehet wohin, und nicht Ihr zu Hause sie findet,
> O Ihr wüthet vor Wuth, da Ihr solltet Euch freun bei geopfertem Trank, wenn in Wahrheit
> Ihr findet, hinaus sei das Übel entwischt und nicht mehr drinnen es antrefft.
> Und gucken wir einst aus dem Fenster hervor, man sucht zu betrachten das Übel.
> Wenn eine vor Scham sich zurück dann zog, weit mehr ist Jeder begierig,
> Das noch eins vorguckende Übel zu schaun. So klar einleuchten ja muß es,
> Daß wir viel Bessere sind als Ihr, und leicht in der Probe bemerkt man's.

Die mittlere und neuere Komödie der Griechen, welche sich auch im Plautus und Terenz wiederfindet, zeigt sich zwar zahmer als die Aristophanische, hat aber die großartige politische Bedeutung verloren und erscheint in Hinsicht auf die Geschlechtsverhältnisse keineswegs wahrhaft sittlicher. Vielmehr ist alle höhere geistige Liebe, es sind würdige Familienverhältnisse, wechselseitige Hingebung, Bezugnahme auf lebenslängliche Einigung meist ganz zurückgedrängt, während schlechte Intriguen und gemeine Liebesgeschichten sich breit machen und selbst Verbrechen in dieser Beziehung nicht gescheut werden. Dies bietet den Übergang zur Erwähnung der Hetären, der griechischen Bajaderen. Mit Unrecht haben manche Philologen in ihnen den Mittelpunkt und die Krone der geistigen und leiblichen Bildung gesehen; und die Frauen und Jungfrauen als unwissend, geistlos, charakterlos, langweilig und unbedeutend dargestellt. Gewiß war bei diesen nicht nur mehr Tugend, sondern auch mehr echte Bildung und Übung des Geistes. Schwierig wird der Name und der Werth der Aspasia statt aller hier geltend gemacht. Sie war nichts weniger als eine Hetäre; sie war nur keine vollbürtige

*) Jacobs, III, 29.

Athenerin, und so lebte, nach unserer Weise zu reden, Perikles, der große Fürst der Athener, mit ihr in einer morganatischen Ehe. Alle die andern Hetären, Lais, Phryne, Glycerion und wie sie sonst heißen, werden immer nur in Bezug auf ihre große körperliche Schönheit gerühmt, und was sonst von ihren Ansichten, Urtheilen und Einfällen berichtet wird, ist meist ganz flach und unbedeutend. Im Ganzen finden wir, sowie in neuern Zeiten, dieselben Hoffnungen, Mittel, Zwecke, Freuden und Leiden, überall weit mehr Schatten als Licht, und zuletzt, selbst für Lais, nur Noth und Elend.

Vor Allem wird überall ihre übertriebene Eitelkeit und ihr grenzenloser Eigennutz hervorgehoben und gerügt.*) Daher sagt Alexis in einem Lustspiele:

Ist da eine klein von Wuchse, gleich wird ihr Kork in die Schuh
Eingefüttert; groß ist jene, dünne Sohlen gibt man ihr.
Wenn es ihr an Hüften fehlet, werden Wülste zugesetzt.
Hat die eine feuerrothe Brauen, malt sie Kienruß schwarz;
Eine andre ist schwarz von Farbe, Bleiweiß streicht man dieser auf.
Übermäßig blaß ist jene, ihr reibt man Zinnober ein.
Ist ein einzelner Theil vorzüglich, dieser wird mit Fleiß entblößt,
Hat sie etwa schöne Zähne, muß sie lachen früh und spät u. s. w. **)

In einem andern Lustspiele des Anaxilas heißt es:

Welcher Mensch in seinem Leben eine Buhlerin geliebt,
Weiß, daß unter allen Wesen keines so verderblich ist.
Welchen Drachen, welche feuerschnaubende Chimära gibt's,
Welche Charybdis, oder welcher Scylla dreifach Ungethüm,
Welche Sphinx, Harpye, Hydra, oder welche Schlangenbrut,
Die der Hetären frevle Rotte nicht beiweitem übertrifft?
Sicher keine! Vor allen Übeln haben sie den Rang voraus.

Gesichtspunkte oder Bedenken anderer Art werden in Lucian's Gesprächen erörtert.***) So sagt in dem einen Ampelis zur Chrysis: „Wenn Jemand, meine liebe Chrysis, nicht eifersüchtig ist, nicht zürnt, nicht bisweilen um sich schlägt, dir die Haare abschneidet oder das Kleid zerreißt, so ist er kein rechter Liebhaber.“ „Wie, Ampelis“, antwortet Chrysis, „sind Das die wahren Zeichen eines Verliebten?“ Ampelis: „Allerdings eines eifrigen Liebhabers. Denn Küsse, Thränen, Schwüre, häufige Besuche sind nur Zeichen einer anfangenden Liebe; erst Eifersucht ist die volle Flamme. Wenn also Gorgias eifersüchtig ist und dich ohrfeigt, so freue dich darüber und wünsche, daß es immer so bleibe.“

In einem andern Gespräche sagt Cochlis: „Was kommt bei Liebesgeschichten mit Kriegsleuten heraus? Nichts als Schläge und Händel. Sie geben sich für Generale und Obersten aus; wenn sie aber etwas schenken sollen, so heißt es: Warte bis der Sold ausgezahlt wird, dann sollst du Alles erhalten. Deshalb weise ich sie ganz ab: mir ist jeder Andere lieber, der wenig vom Schmeicheln versteht, aber viel mitbringt. Wenn jene ihre Federbüsche schütteln und von ihren Schlachten erzählen, das, o meine liebe Parthenis, ist leeres Geräusch.“

Trotz der zuletzt berührten Auswüchse und Irrwege muß doch wiederholt daran erinnert werden, daß die Monogamie in Hellas Regel war, und wenigstens das Unpraktische, ja Unmögliche einer gleichgestellten, gleich vollwichtigen Ehe eines Mannes mit vielen Frauen, daß eine solche verkehrte Doppel- oder vierfache Ehe nicht einmal versucht ward. Noch charakteristischer ist es, daß wir in Hellas eine Abstufung von den edelsten bis zu den ärgsten Frauen finden. So muß es sein, wo Freiheit, Sittlichkeit, Zurechnung sich entwickeln und geltend gemacht werden. Statt des Unbestimmten, Charakterlosen, Verschwimmenden, statt des wie in einer Form gebildeten Ununterscheidbaren, finden wir überall Persönlichkeit, Individualität, bestimmtes Denken, Wollen und Handeln. Wie in Kunst, Philosophie und Staat erhält erst bei den Griechen Alles feste Zeichnung, Umriß und Inhalt, und wie bei den Männern, so bei den Frauen. Welche Reihe der mannichfachsten Charaktere, von Penelope und Antigone, Iphigenia, Elektra, Makaria, Evadne, Alceste bis zu Phädra, Medea und Klytemnestra. Und selbst bei diesen furchtbaren Frauen ist immer nachgewiesen, welcher Faden sie mit dem Menschlichen verbindet, oder welche Mächte und Ereignisse sie in die Bahn der Selbsthülfe und Rache fortrissen. Aber gerade dieser Triumph des Hellenischen, diese Erfindung und höchste Ausbildung des Persönlichen, diese scharfen Verhältnisse in Liebe und Haß mögen dem himmelwärts gekehrten Platon anstößig erschienen sein und ihm Veranlassung gegeben haben zu seiner Ansicht von den Familienverhältnissen. Im Allgemeinen, sagt er, sind die Männer und Frauen zu denselben Dingen fähig, und sollen deshalb im Ganzen auch auf dieselbe Weise erzogen werden, so insbesondere für Musik und Gymnastik.*) Anfangs zwar wird dies Verwunderung erregen, weil es den Gebräuchen widerspricht, wenn junge Mädchen und alte Weiber nackt mit Männern in den Palästen ringen sollen; doch gewöhnt man sich an Alles, und es gab eine Zeit, wo man an den nackten Übungen der Männer Anstoß nahm, bis dies Vorurtheil verschwand. Man soll nichts scheuen, was der Natur gemäß und an sich nicht böse ist; die Weiber also die Kleider ausziehen, wenn sie statt dessen nur die Tugend anziehen. Es ist dagegen sündlich, vor und nach einem gewissen Alter Kinder zu zeugen und zu gebären.

In seiner „Republik“ fodert Platon für den auserwählten Theil seines Volks, die Hüter (Phylakes) oder den Kriegsadel, die Gemeinschaft der Weiber und Kinder. Nur auf diese Weise werde der Besitz des durch die Seele unbedingt zu beherrschenden Körpers unbedeutend und der Geist frei von der darauf gegründeten Sklaverei. Mit jener Gemeinschaft nehme ein Ende alle unmännliche, schwächliche, eigenliebig sich vereinzelnde Liebe, sowie Eifersucht und jede daran sich knüpfende böse Leidenschaft, und statt dessen würden mit erweiterter Freiheit und größerer Innigkeit Alle in Allen nur Männer, Frauen, Brüder, Schwestern, Ältern und Kinder sehen. Hiergegen ist, anderer Punkte nicht zu gedenken, Folgendes zu erinnern.

*) Plautus, Epid. II, 2; Mercator II, 3 und öfter.
**) Jacobs, III, 323, 327; Hecyra, I, 1.
***) Εταιρικοι Διαλογοι, VII, 367, 417.

*) De Republ., V, 217.

Jene Gemeinschaft (wäre sie überhaupt möglich) würde nicht zu allgemeiner Sorgfalt, sondern zu allgemeiner Vernachlässigung führen. Den Kreis der Neigungen, die Kräfte des Umfassens in Liebe und Thätigkeit, darf man nicht ins Unbestimmte erweitern, ohne daß weniger als das Natürliche erreicht würde. Wäre aber jene Gleichheit und Gemeinschaft naturgemäß und das Vorzüglichere, so fehlt es an überwiegenden Gründen, sie auf eine streng geschiedene Classe von Menschen zu beschränken. Ferner ist das Bestreben, sich von allem Körperlichen zu lösen und jedes darauf bezügliche Verhältniß als gleichgültig oder verwerflich darzustellen, irrig und beruht auf der falschen Ansicht von der unbedingten Sklaverei der Seele, in und durch den Leib. Es gibt eine höhere, angemessenere Reinigung und Verklärung dieser Gegenstände. Die natürlichen Verhältnisse zwischen Mann und Weib, Vater und Kind sind ja nicht hemmend, sondern fördernd; wol aber ist der Sprung in allgemeine Liebe und Einigung so lange ein salto mortale, als es Personen, Individuen gibt. Diese Persönlichkeit setzt Platon, um des Staats willen, zu sehr zurück, und wenn er das Verhältniß der Weiber auf jenem Wege zu bessern meinte, so irrte er nicht minder; denn Staat und Familie soll nie gleichgestellt oder ineinander aufgelöst werden. Weit mehr als Platon anerkennt Aristoteles die Persönlichkeit sowie die eigenthümlichen Wirkungskreise und Tugenden der Männer und Frauen; und wenn er dem Manne innerhalb der Familie ein obrigkeitliches Amt zugesteht, so schließt dies doch keine übermäßigen Rechte in sich, und es wird der Mann ausdrücklich angewiesen, sich nicht in Alles zu mischen und überall befehlen zu wollen.

(Der Beschluß folgt.)

Burns im Französischen.

Das neueste Heft des „Foreign quarterly review" bespricht den Versuch eines Franzosen, des Hrn. Leon de Wailly, Burns' Gedichte ins Französische zu übertragen. Sein Buch heißt „Poésies complètes de Robert Burns, traduites de l'Ecossais, avec une introduction". Der englische Kritiker bemerkt, Hr. de Wailly habe seine Aufgabe „unermeßlich schwer" gefunden, und wenigstens jeder Schotte wird das unversichert glauben, denn selbst im Englischen verliert die einfache, aber ausdrucksvolle Sprechweise der im Niederlande wohnenden Schotten mehr als die Hälfte ihres Reizes. Deshalb hat auch der Franzose sich nicht an eine freie Übersetzung gewagt, sondern die seinige möglichst wörtlich gehalten. „Und gewiß", sagt der Kritiker, „hat er nicht vergebens gearbeitet. Wird durch ihn nur ein Einziger seiner Landsleute befähigt, das gesunde Aroma zu kosten, das die Lieder eines ehrlichen Natursohns umweht, so hat er Gutes gethan. Der Geschmack wird um sich greifen." Als Probe von Hrn. de Wailly's Verfahren dürfen wir darauf hinweisen, wie treu er die phantasiereiche Stelle in „Tom O'Shanter" wiedergegeben hat, die sich anfängt: „For pleasures are like poppies shed":

Mais les plaisirs sont des pavots qu'on cueille,
Vous saisissez la fleur, elle s'effeuille;
Ou bien encore flocons de neige au flot,
Un instant blanche — et fondant aussitôt;
Ou bien aussi l'aurore boréale
Qu'on veut montrer et qui s'enfuit avant;
Ou l'arc-en-ciel à l'orage rendant
Sa forme aimable, et qui dans l'air s'exhale —
Nul bras mortel ne saurait retenir
Temps ni marée; il faut s'en revenir.

Als eine zweite Probe hat der Kritiker die Übersetzung des Liedes gewählt: „My wife's a winsome wee thing", wovon hier nur zwei Strophen:

C'est une charmante petite créature,
C'est une belle petite créature,
C'est une jolie petite créature,
Que ma chère petite femme.

Nous partageons les tracas du monde,
Ses luttes et ses soucis;
Avec elle, je les supporterai joyeusement
Et croirai mon lot divin.

In dieser Probe verdient — mit Erlaubniß des Kritikers — der Muth des Übersetzers mehr Anerkennung als der glückliche Erfolg. Kein Schotte wird das „charmante petite creature" für „winsome wee thing" ohne Lachen lesen, es lesen, ohne es grotesk-amusant zu finden. Wahr ist jedoch, daß der schottische Vers sich in keiner Weise französiren oder auch englisiren läßt. 3.

Notizen.

Der Theaterreferent des „Journal des débats" versetzt dem Théâtre français wo er kann einen Hieb. Da neulich ein Stück von Eugène Sue und Dinaux „Latréaumont" wieder aufgenommen wurde, benutzte er dies zu einem neuen Angriff. „Es ist eine seltene Ehre", sagt er, „die einem Stück widerfährt, wenn es nach zweijähriger Ruhe, wie das mit dem ‚Latréaumont' der Fall ist, wieder auf die Breter gezogen wird. Ein Verf., der so etwas erleben will, hat nichts zu thun, als sich inzwischen populair zu machen. Erregt die Aufmerksamkeit der Menge, macht ihr Grauen, schreibt ein Werk, das die lebhaftesten Sympathien erweckt und den lebhaftesten Zorn wider euch erregt, zieht gegen die Feuilletons der Pairskammer und die Journale der Deputirtenkammer zu Felde (dies geht auf Eugène Sue und seine ‚Mysterien'), augenblicklich wird das Théâtre français, das kein großer Advocat ist, das Théâtre français, das kein großer Prophet ist, bei sich sprechen: ‚Aber es will mir scheinen, daß ich ein Schauspiel von diesem Menschen liegen habe, von dem so viel Rumor gemacht wird', und husch, bringt das würdige Theater dieses Stück an das Licht, das es selbst schon lange vergessen hatte. Und die Menge ihrerseits, die panurgische Menge, wie kann es anders sein, sie liest diesen Namen auf dem Zettel, sie kann der Gewalt des Namens, den sie selbst gemacht hat, nicht widerstehen. Guter Gott! der Romanschreiber hat uns vorgestern mitten in einem schrecklichen Capitel sitzen lassen. Wir müssen wieder drei Tage warten, ehe wir erfahren, was aus diesem armen Germain wird! Drei Tage, das ist viel! Und einstweilen geht die Menge ins Théâtre français und sieht, faute de mieux, den ‚Latréaumont'."

Die Vaudevillisten machen sich Alles zu Nutze. Kaum haben die „Petites misères" von Grandville (die ja auch in deutschem Gewande vor dem deutschen Publicum aufgetreten sind) alle Welt belustigt, so gibt man im Vaudevilletheater ein neues Vaudeville in einem Act von M. Clairville „Les petites misères de la vie humaine". Wird sich die grande misère unserer deutschen Bühnenrepertoire nicht bald mit diesen „petites misères" bereichern? 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 285. — 12. October 1843.

Zur Geschichte des weiblichen Geschlechts.

(Beschluss aus Nr. 284.)

Strenger als bei den Griechen tritt die Herrschaft des Mannes in der Familie bei den Römern hervor. Durch gewisse Formen ward die Frau ganz der Gewalt des Mannes übergeben und er konnte sie behandeln wie ein Vater sein Kind. Nun gab aber diese Gewalt in gewissen Fällen das Recht über Leben und Tod der Frau, insbesondere der Ehebrecherin, während sie den ehebrechenden Mann nicht mit einem Finger anrühren durfte. Gleichmäßig war die Frau beschränkt bei Verhandlungen vor Gericht, sowie hinsichtlich ihres Vermögens, Erwerbens, Testirens u. s. w. Mit diesem Ernste des Lebens und dieser strengen Ordnung des Hauswesens steht die Natur und der Ruhm der römischen Matronen in wesentlichem Zusammenhange, und wenn auch die Dichtkunst sie weniger verherrlicht hat, so spricht doch die Geschichte von Tanaquil, Clölia, Lucrezia, Virginia, Veturia, Volumnia, Portia, Cornelia. Binnen 520 Jahren, wird behauptet und gerühmt, habe keine Ehescheidung in Rom stattgefunden; doch wird dieser Ruhm glücklicher, nie gestörter Ehen mehr als zweifelhaft, wenn wir die unbedingte Herrschaft des Mannes erwägen und einige andere Berichte daneben stellen. So erzählt Livius (VIII, 18) zum Jahre 423 der Stadt: Unter dem Consulate des Claudius Marcellus und C. Valerius starb eine große Zahl angesehener Männer fast unter denselben Anzeichen und Umständen. Man schrieb dies einer ansteckenden Krankheit zu, bis eine Magd dem Ädil Q. Fabius Maximus die Anzeige machte: sie wolle den wahren Grund angeben, wenn man ihr Sicherheit verspreche. Dies geschah und jene sagte aus: daß die Frauen ihre Männer mit Gift umbrächten! Man fand an 20 Matronen, darunter Patrizierinnen, mit dem Kochen oder Brauen eines Getränks beschäftigt, dessen Schädlichkeit jedoch zwei der Ergriffenen (Cornelia und Sergia, patrizischer Abkunft) leugneten. Der Richter foderte nunmehr: sie sollten, zum Beweise der Wahrheit ihrer Aussage, davon trinken. Nach kurzem ihnen erlaubten Gespräche mit den übrigen Angeklagten, beschlossen Alle, die angebliche Arznei zu trinken, und Alle starben bald darauf. An 170 wurden als Giftmischerinnen verurtheilt und die Sache als ein Wunder oder Wahnsinn ausgelegt; und in der That ist der Hergang für gewöhnliche Verhältnisse und aus gewöhnlichen Ständen nicht zu erklären.

Im Vergleich mit solchen Verbrechen und den wilden, unnatürlichen Ausschweifungen, welche bei den geheimen Bacchanalien begangen und entdeckt wurden, ist ein anderer Bericht über Putz und Kleidung der Frauen (Liv., XXXIV, 1) nur heiterer Art. Der Tribun Oppius hatte während der Bedrängniss des zweiten Punischen Kriegs eine Verordnung durchgesetzt: kein Frauenzimmer solle an ihrer Kleidung über eine halbe Unze Goldes und kein buntes Gewand tragen, auch in Rom oder in der Nähe der Stadt sich keines Wagens bedienen. Zwanzig Jahre nach Erlassung dieses Gesetzes trugen einige Tribunen auf Abschaffung desselben an, während andere sich für die fernere Beibehaltung erklärten. Das Capitol (erzählt Livius) ward von Freunden und Gegnern des Gesetzes angefüllt. Die Frauen ließen sich weder durch den Gebrauch noch durch Scham, noch durch Befehl ihrer Männer in den Häusern festhalten. Sie besetzten alle Straßen, die zum Forum führten und baten die sich dahin begebenden Männer: diese möchten jetzt, wo der Staat blühe und der Reichthum jedes Einzelnen sich täglich mehre, den Matronen ihren alten Schmuck wieder geben. Auch die Consuln, Prätoren und andere Magistratspersonen wurden in ähnlicher Weise von ihnen angegangen. Am ernstesten widersprach der Consul M. Porcius Cato der Abschaffung jenes Aufwandsgesetzes. „Wenn jeder Mann", sagte er unter Anderm, „sein Recht und Ansehen bei seiner eigenen Frau aufrecht zu halten wüßte, hätten wir nicht so viel mit allen Frauen auf einmal zu thun. Seitdem aber unsere Freiheit im Hause durch weibliche Herrschsucht besiegt ist, wird sie auch auf dem Forum vernichtet und mit Füßen getreten, und weil wir die Einzelnen nicht in Ordnung zu halten wissen, fürchten wir uns vor Allen. Wenn die Weiber dies durchsetzen, was werden sie nicht verlangen? Gewiß die Aufhebung alles Dessen, wodurch unsere Vorfahren ihre Willkür gebändigt und sie den Männern unterworfen haben. Sobald sie uns gleichgestellt sind, werden sie über uns hinauswachsen, uns beherrschen und den Hausstand, ja den Staat durch immerdar steigende Üppigkeit und Verschwendung zu Grunde richten. Weh dem Manne, er mag sich erbitten oder nicht

erbitten lassen, denn was er nicht hergibt, werden die Weiber von andern Männern zu erhalten wissen."

Der Tribun Lucius Valerius suchte in seiner Antwort darzuthun, daß jenes in unglücklicher Kriegszeit erlassene Gesetz jetzt unpassend sei und vertheidigte die Frauen wegen ihrer natürlichen Wünsche und Bestrebungen. „Putz, Schmuck und Aufwand", sagte er, „sind die Abzeichen, die Insignien des weiblichen Geschlechts: daran erfreuen, deren rühmen sie sich, weshalb unsere Vorfahren dies Alles die Welt der Weiber nannten. Sie wünschen, daß ihr Aufwand mehr von Euch, den Männern, als vom Gesetze abhange, und je mehr Ihr vermöget, desto gemäßigter sollt Ihr Eure Herrschaft geltend machen."

Am nächsten Tage war der Andrang der Frauen noch größer: sie umlagerten die Thüren der widersprechenden Tribunen und gingen nicht eher von der Stelle, bis auch diese einwilligten, worauf die Abschaffung des Gesetzes von allen Tribus ausgesprochen ward. Gewiß ließen sich viele frühere, einfache Sitten und Gesetze in dem weltbeherrschenden Rom nicht festhalten; die hier bevorstehenden Gefahren hatte indeß der ältere Cato richtig vorausgesehen. Deshalb sagte der Censor Metellus Numidicus in einer später gehaltenen Rede: „Könnten wir, o ihr Quiriten, ohne Weiber leben, so hätten wir alle diese Noth nicht. Da es nun aber die Natur so eingerichtet hat, daß wir mit ihnen nicht bequem, ohne sie aber gar nicht leben können: so müssen wir mehr auf dauerndes Heil als auf vorübergehendes Vergnügen Rücksicht nehmen. „Die Natur", bemerkt Columella in der Einleitung des zwölften Buchs seines Werks über den Landbau, „hat die Frau gebildet für häusliche Sorgfalt, den Mann für öffentliche und kriegerische Geschäfte. Ehrfurcht vertrug sich sonst mit Liebe; man sah im Hause nichts Getrenntes, keine Spaltung. In neuerer Zeit hat Luxus und Genußsucht die Bande gelöst und dem alten, ehrwürdigen, thätigen Leben der Matronen ein Ende gemacht." *)

Von der Hauptstadt verbreitete sich das Übel auch über die Landschaften. Zum Theil deshalb machte Cäcina (Tac., Ann., III, 33) den Antrag: es solle kein Beamter seine Frau für die Zeit seines Auftrags mit in die Provinzen nehmen dürfen. Denn (hieß es) das weibliche Geschlecht ist nicht blos schwach und den Anstrengungen nicht gewachsen, sondern, wo es frei steht, auch wild, ehrgeizig und nach Macht begierig. Sie mischen sich in alle Geschäfte und regieren (nach Aufhebung beschränkender Gesetze) die Häuser, das Forum und die Heere. Messalinus widersprach und zeigte, daß Ausnahmen keine Regel bildeten und Ehelose sich nicht besser benähmen als Verheirathete. „Vergeblich", fügte er hinzu, „suchen wir unsere Schuld durch andere Namen und Vorwände zu bedecken: denn es ist die Schuld des Mannes, wenn die Frau das Maß überschreitet, und mit Unrecht will man um der Schwäche des Einen oder des Andern willen alle Männer der Genossenschaft ihrer Frauen in guten und bösen Tagen berauben. Man soll das von Natur schwächere Geschlecht nicht eigenen Wünschen und fremden Begierden überlassen. Kaum bleibt die Ehe bei steter Aufsicht unverletzt; was würde nun bei jahrelangen Trennungen, beim Zurücklassen in einer verderbten Hauptstadt entstehen?"

*) Gellius, I, 6.

Aus diesen und ähnlichen Gründen ward obiger Antrag verworfen; auch wurzelten die Übel viel tiefer, als daß sie durch so einseitige Maßregeln konnten vertilgt werden. Ebenso wenig halfen Gesetze, wie die lex Papia Poppaea, welche durch Belohnungen und Strafen zum Heirathen anhalten und von genußsüchtigem Hagestolzenleben abschrecken sollte. Die Scheidungen nahmen hingegen so überhand, daß, wie Seneca sagt, manche berühmte und vornehme Frau die Zahl ihrer Jahre nicht nach den Consuln, sondern nach der Zahl ihrer Männer berechnete. *) Nicht minder wird geklagt, daß vornehme Frauen von Senatoren sich nicht entblödeten, an den Kampfspielen in der Arena Theil zu nehmen; und in der That war Das, was bei den Griechen aus heiterer Kühnheit und jugendlichem Schönheitssinn hervorging, bei den sich überlebenden Römern und Römerinnen nur Folge der Überreizung und Zuchtlosigkeit. **)

Die Ausartung hatte gleichermaßen beide Geschlechter ergriffen, und aus Böttiger's „Sabina, oder die Römerin am Putztische" kann man ersehen, wie die Frauen über das rechte Maß des Natürlichen und Schönen hinaus in lächerliche, ja ekelhafte Eitelkeiten geriethen, und aller echte Inhalt des Lebens über die stete Beschäftigung mit der äußern Oberfläche verloren ging. An Rügen jeglicher Ausartung fehlte es nicht (so im Sallustius, im Horaz) aber die Verderbniß war zu allgemein und jegliches Mittel dagegen nur kraftlos. ***) Am bittersten spricht Juvenal in der sechsten Satire über die Fehler, ja Verbrechen der Weiber: Putzsucht, Verschwendung, Schuldenmachen, Herrschsucht, Zanksucht, Jähzorn, Grausamkeit gegen Diener und Dienerinnen, Unkeuschheit, Liebestränke, untergeschobene Kinder, Nachäfferei fremder Sitten, Gebrauch fremder Sprache, Vielwisserei, hochtrabendes Gerede, falsche Gelehrsamkeit, Aberglauben, Umgang mit Juden und Chaldäern, Überschätzung von Priestern, Sängern und Virtuosen.

Sehr natürlich und mit großem Rechte erklärte sich ein so ernster Kirchenvater wie Tertullian gegen alle eiteln weltlichen Dinge, gegen Überschätzung der Schönheit, Putzsucht, schlechte Moden, Vernachlässigung des Geistigen und dergleichen. †) Wie es aber zu gehen pflegt, überschreitet er in seinen Widersprüchen auch das rechte Maß und stellt Lehren und Foderungen auf, deren einseitige Strenge eben nur aus einer einseitigen, ungenügenden Ansicht und Auffassung des Christenthums hervorgeht. „Wozu Schönheit!" ruft er aus, „sie ist ganz unnütz oder zuletzt nur für Gebrauch und Zweck der Unkeuschheit. Will ein Christ sich seines Leibes freuen, so soll er es allein thun über einen durch Bußen abgehärteten und abgemagerten Leib.

*) De Benef., III, 16.
**) Tac., Ann., XV, 32; Suet., Domit., 4.
***) Sallust., Catil., 25; Hor., III, 6.
†) De cultu feminarum.

Indem ihr euern Leib ändern, umgestalten, verschönern wollt, so wollt ihr Gottes Werk verbessern, ihr verdammt das Werk des allmächtigen und allweisen Schöpfers! Dazu treibt auch lediglich der Satan! Schämen sich nicht jetzt manche Schwarzhaarige ihres Vaterlands, möchten blond sein, wie die deutschen Weiber und setzen auf ihr durch die Taufe geweihtes Haupt Perücken von Leuten, die vielleicht die ärgsten Lumpenkerle und zum Hängen verurtheilt waren. Wozu tragt ihr ferner bunte Kleider? Glaubt ihr, daß Gott das Färben der Wolle lehrte? oder daß er bei der Schöpfung vergaß, rothe und blaue Schafe zu erschaffen? Hängt in eure Ohren das Wort Gottes und um euern Hals das Joch Christi. Unterwerft euch euern Männern und ihr seid genug geputzt; haltet eure Beine zurück in euern Häusern, denn hierdurch schmückt ihr sie mehr als wenn ihr sie mit Golde bedeckt. Ihr sollt nur euern Männern gefallen; und dies werdet ihr in dem Maße mehr, als ihr euch Mühe gebt, Andern zu misfallen. Es ist ein Laster, wenn die Männer den Frauen und die Frauen den Männern gefallen wollen."

Wie die germanisch-christliche Welt diese Ansicht reinigte und verklärte, wie die mohammedanische in schwere Irrthümer zurücksank, mag ich um so weniger darzustellen versuchen, da ich befürchten muß, daß man mein Bestreben, Beifall zu gewinnen, wenn auch nicht mit Tertullian lasterhaft schelten, dasselbe doch für mislungen erklären werde. 86.

Politische Poesie.

Bei uns hat der Name „Politische Poesie" nun schon so viel Lärm gemacht, ein Name, der, wenn er überhaupt etwas bedeutet, gewiß nur Das bedeuten kann, daß der Dichter seinen Stoff statt unter den Angelegenheiten des Herzens und des Privatlebens, sich unter den Angelegenheiten des Volks und des öffentlichen Lebens wählte. So ist die Sache nichts Neues. Genug, bei uns ist so viel unnützer Lärm darüber entstanden, daß es eine Art Satisfaction ist, zu sehen, wie unsere Nachbarn jenseit des Rheins dieselben Steckenpferde reiten. Ein Herr Belmontet hat eine Sammlung lyrischer Gedichte erscheinen lassen unter dem Titel „Les deux règnes". Unter den „beiden Reichen" ist zu verstehen die Napoleonische Herrschaft und die Regierung Ludwig Philipp's, die der Dichter abwechselnd feiert, ursprünglich ein begeisterter Bonapartist, dann aber auch ein Bewunderer des Julikönigthums, das er als eine würdige, großartige Fortsetzung des zum Ruhme der Franzosen unter der kaiserlichen Ägide begonnenen Werks ansieht. Das sind nun Gedichte, wie es schon unzählige andere gibt, der Wahl der Gegenstände und der Form nach, und sie sollen ihrem Recensenten, dem Hrn. Fleury zufolge, schön und echt lyrisch sein; aber in der Vorrede nimmt Herr Belmontet einen großen Anlauf, der Poesie ein neues Gebiet zu erobern, ihr, wie er sich ausdrückt, einen Platz in der constitutionnellen Vertretung der Nation zu erkämpfen, sie politisch zu machen. Also c'est tout comme chez nous. Zum Glück ist dieses absonderliche Bestreben nirgend als in der Vorrede, in den Gedichten selbst nicht, anzutreffen. „Wenn alle Genres", sagt Herr Fleury, „erlaubt sind, außer dem genre ennuyeux, so darf der Poesie kein Stoff untersagt sein, außer die Politik. Die Politik, ernstlich genommen, ist die Wissenschaft oder die Kritik des Regierungswesens, die Praxis oder die Discussion der öffentlichen Angelegenheiten. Das Alles läßt sich nicht idealisiren. Poesie und Politik vertragen sich nicht miteinander. Den einzigen Berührungspunkt haben sie in der politischen Satire. Herr Belmontet hat nichts Anderes gethan, als was vor ihm Pindar, Horaz, J. B. Rousseau, Lamartine ꝛc. thaten; diese Alle haben ebenso wenig als er die politischen Parteihändel ihrer Zeit, die diplomatischen Unterhandlungen, die Kammerdebatten, die Verfügungen u. dgl. in Verse gebracht, sie haben nur Gegenstände von allgemeinem Interesse, Ereignisse der Zeit, Stimmungen des Volks sich zu eigen gemacht und in dichterischer Weise wiedergegeben. Die Poesie ist unparteiisch, erhaben über die kleinlichen Leidenschaften des Tags, wie die Geschichte; wie die Geschichte, welche das Vergangene in seiner Wahrheit erfassen und darstellen soll, so sie, die Poesie, welche das Gegenwärtige in seiner Idealität ergreifen soll." 78.

Bibliographie.

Adami, F., Sonnenblumen. Almanach historischer und moderner Novellen für 1844. 5ter Jahrgang. Berlin, Behr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Attribute der Heiligen alphabetisch geordnet. Ein Schlüssel zur Erkennung der Heiligen nach deren Attributen, in Rücksicht auf Kunst, Geschichte und Cultus. Nebst einem Anhange über die Kleidung der katholischen Welt- und Ordensgeistlichen und einem Namen-Register der vorkommenden Heiligen. Hanover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bandlin, J. B., Pestalozzi, seine Zeit, seine Schicksale und sein Wirken. Eine Schrift für Freunde der Menschenbildung und Förderer einer bessern Zukunft. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 20 Ngr.

Barth, K., Teutschlands Urgeschichte 4ter Theil. 2te ganz umgearbeitete Auflage. Erlangen, Palm und Enke. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Beheim's, M., Buch von den Wienern. 1462—1465. Zum erstenmal nach der Heidelberger und Wiener Handschrift herausgegeben von *Th. G. v. Karajan*. Mit Facsimile und Notenbeilage. Wien, Rohrmann. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Benedix, R., Die Sonntagsjäger. Originallustspiel in 3 Acten. Wesel, Becker. Gr. 12. 20 Ngr.

— — Das bemooste Haupt, oder der lange Israel. Schauspiel in 4 Acten. Wesel, Becker. 1840. Gr. 12. 22½ Ngr.

Bergmayr, J. F., Kriegs- und Marine-Verfassung des Kaiserthums Österreich. 1ster Theil. Wien 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bericht von der hundertjährigen Jubelfeier der Gemeine Gnadenfrey im Januar d. J. 1843. Breslau. 8. 10 Ngr.

Beschoren, A., Pia vota in Betreff der Regeneration der evangelischen Landeskirche in Preußen. Halle, Lippert. 8. 2½ Ngr.

Beschreibung der Stadt Rom von *E. Platner*, *C. Bunsen*, *E. Gerhard*, *W. Röstell* und *L. Urlichs*. 3ter Band. 3te und letzte Abtheilung: Das Marsfeld, die Tiberinsel, Trastevere und der Janiculus. Mit einem Plane des alten Marsfeldes. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.

Bleicher, B., Geistesfunken zur Entflammung für Frieden, Wahrheit und Recht, in Haus, Kirche und Staat. Für Katholiken und Protestanten. Ulm, Stettin. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Bülow-Cummerow, Über Preußens landschaftliche Creditvereine, die Reformen, deren sie bedürfen und über ein richtiges System der Boden-Nutzung und Schätzung. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Bürck, A., Magellan oder die erste Reise um die Erde. Nach den vorhandenen Quellen dargestellt. Mit Magellan's Bildniß. Leipzig, Tauchnitz jun. 1844. 8. 1 Thlr.

Cubières, Frau v., Hector von Goldon. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Dedekind, J. L. U., Abriß einer Geschichte des Wechselrechts und seiner Bearbeitung in sämmtlichen Staaten Europas,

erbitten lassen, denn was er nicht hergibt, werden die Weiber von andern Männern zu erhalten wissen."

Der Tribun Lucius Valerius suchte in seiner Antwort darzuthun, daß jenes in unglücklicher Kriegszeit erlassene Gesetz jetzt unpassend sei und vertheidigte die Frauen wegen ihrer natürlichen Wünsche und Bestrebungen. „Putz, Schmuck und Aufwand", sagte er, „sind die Abzeichen, die Insignien des weiblichen Geschlechts: daran erfreuen, deren rühmen sie sich, weshalb unsere Vorfahren dies Alles die Welt der Weiber nannten. Sie wünschen, daß ihr Aufwand mehr von Euch, den Männern, als vom Gesetze abhange, und je mehr Ihr vermöget, desto gemäßigter sollt Ihr Eure Herrschaft geltend machen."

Am nächsten Tage war der Andrang der Frauen noch größer: sie umlagerten die Thüren der widersprechenden Tribunen und gingen nicht eher von der Stelle, bis auch diese einwilligten, worauf die Abschaffung des Gesetzes von allen Tribus ausgesprochen ward. Gewiß ließen sich viele frühere, einfache Sitten und Gesetze in dem weltbeherrschenden Rom nicht festhalten; die hier bevorstehenden Gefahren hatte indeß der ältere Cato richtig vorausgesehen. Deshalb sagte der Censor Metellus Numidicus in einer später gehaltenen Rede: „Könnten wir, o ihr Quiriten, ohne Weiber leben, so hätten wir alle diese Noth nicht. Da es nun aber die Natur so eingerichtet hat, daß wir mit ihnen nicht bequem, ohne sie aber gar nicht leben können: so müssen wir mehr auf dauerndes Heil als auf vorübergehendes Vergnügen Rücksicht nehmen. „Die Natur", bemerkt Columella in der Einleitung des zwölften Buchs seines Werks über den Landbau, „hat die Frau gebildet für häusliche Sorgfalt, den Mann für öffentliche und kriegerische Geschäfte. Ehrfurcht vertrug sich sonst mit Liebe; man sah im Hause nichts Getrenntes, keine Spaltung. In neuerer Zeit hat Luxus und Genußsucht die Bande gelöst und dem alten, ehrwürdigen, thätigen Leben der Matronen ein Ende gemacht." *)

Von der Hauptstadt verbreitete sich das Übel auch über die Landschaften. Zum Theil deshalb machte Cäcina (Tac., Ann., III, 33) den Antrag: es solle kein Beamter seine Frau für die Zeit seines Auftrags mit in die Provinzen nehmen dürfen. Denn (hieß es) das weibliche Geschlecht ist nicht blos schwach und den Anstrengungen nicht gewachsen, sondern, wo es frei steht, auch wild, ehrgeizig und nach Macht begierig. Sie mischen sich in alle Geschäfte und regieren (nach Aufhebung beschränkender Gesetze) die Häuser, das Forum und die Heere. Messalinus widersprach und zeigte, daß Ausnahmen keine Regel bildeten und Ehelose sich nicht besser benähmen als Verheirathete. „Vergeblich", fügte er hinzu, „suchen wir unsere Schuld durch andere Namen und Vorwände zu bedecken: denn es ist die Schuld des Mannes, wenn die Frau das Maß überschreitet, und mit Unrecht will man um der Schwäche des Einen oder des Andern willen alle Männer der Genossenschaft ihrer Frauen in guten und bösen Tagen berauben. Man soll das von Natur schwächere Geschlecht

*) Gellius, I, 6.

nicht eigenen Wünschen und fremden Begierden überlassen. Kaum bleibt die Ehe bei steter Aufsicht unverletzt; was würde nun bei jahrelangen Trennungen, beim Zurücklassen in einer verderbten Hauptstadt entstehen?"

Aus diesen und ähnlichen Gründen ward obiger Antrag verworfen; auch wurzelten die Übel viel tiefer, als daß sie durch so einseitige Maßregeln konnten vertilgt werden. Ebenso wenig halfen Gesetze, wie die lex Papia Poppaea, welche durch Belohnungen und Strafen zum Heirathen anhalten und von genußsüchtigem Hagestolzenleben abschrecken sollte. Die Scheidungen nahmen hingegen so überhand, daß, wie Seneca sagt, manche berühmte und vornehme Frau die Zahl ihrer Jahre nicht nach den Consuln, sondern nach der Zahl ihrer Männer berechnete. *) Nicht minder wird geklagt, daß vornehme Frauen von Senatoren sich nicht entblödeten, an den Kampfspielen in der Arena Theil zu nehmen; und in der That war Das, was bei den Griechen aus heiterer Kühnheit und jugendlichem Schönheitssinn hervorging, bei den sich überlebenden Römern und Römerinnen nur Folge der Überreizung und Zuchtlosigkeit. **)

Die Ausartung hatte gleichermaßen beide Geschlechter ergriffen, und aus Böttiger's „Sabina, oder die Römerin am Putztische" kann man ersehen, wie die Frauen über das rechte Maß des Natürlichen und Schönen hinaus in lächerliche, ja ekelhafte Eitelkeiten geriethen, und aller echte Inhalt des Lebens über die stete Beschäftigung mit der äußern Oberfläche verloren ging. An Rügen jeglicher Ausartung fehlte es nicht (so im Sallustius, im Horaz) aber die Verderbniß war zu allgemein und jegliches Mittel dagegen nur kraftlos. ***) Am bittersten spricht Juvenal in der sechsten Satire über die Fehler, ja Verbrechen der Weiber: Putzsucht, Verschwendung, Schuldenmachen, Herrschsucht, Zanksucht, Jähzorn, Grausamkeit gegen Diener und Dienerinnen, Unkeuschheit, Liebestränke, untergeschobene Kinder, Nachäfferei fremder Sitten, Gebrauch fremder Sprache, Vielwisserei, hochtrabendes Gerede, falsche Gelehrsamkeit, Aberglauben, Umgang mit Juden und Chaldäern, Überschätzung von Priestern, Sängern und Virtuosen.

Sehr natürlich und mit großem Rechte erklärte sich ein so ernster Kirchenvater wie Tertullian gegen alle eiteln weltlichen Dinge, gegen Überschätzung der Schönheit, Putzsucht, schlechte Moden, Vernachlässigung des Geistigen und dergleichen. †) Wie es aber zu gehen pflegt, überschreitet er in seinen Widersprüchen auch das rechte Maß und stellt Lehren und Foderungen auf, deren einseitige Strenge eben nur aus einer einseitigen, ungenügenden Ansicht und Auffassung des Christenthums hervorgeht. „Wozu Schönheit!" ruft er aus, „sie ist ganz unnütz oder zuletzt nur für Gebrauch und Zweck der Unkeuschheit. Will ein Christ sich seines Leibes freuen, so soll er es allein thun über einen durch Bußen abgehärteten und abgemagerten Leib.

*) De Benef., III, 16.
**) Tac., Ann., XV, 32; Suet., Domit., 4.
***) Sallust., Catil., 25; Hor., III, 6.
†) De cultu feminarum.

Indem ihr euern Leib ändern, umgestalten, verschönern wollt, so wollt ihr Gottes Werk verbessern, ihr verdammt das Werk des allmächtigen und allweisen Schöpfers! Dazu treibt auch lediglich der Satan! Schämen sich nicht jetzt manche Schwarzhaarige ihres Vaterlands, möchten blond sein, wie die deutschen Weiber und setzen auf ihr durch die Taufe geweihtes Haupt Perücken von Leuten, die vielleicht die ärgsten Lumpenkerle und zum Hängen verurtheilt waren. Wozu tragt ihr ferner bunte Kleider? Glaubt ihr, daß Gott das Färben der Wolle lehrte? oder daß er bei der Schöpfung vergaß, rothe und blaue Schafe zu erschaffen? Hängt in eure Ohren das Wort Gottes und um euern Hals das Joch Christi. Unterwerft euch euern Männern und ihr seid genug geputzt; haltet eure Beine zurück in euern Häusern, denn hierdurch schmückt ihr sie mehr als wenn ihr sie mit Golde bedeckt. Ihr sollt nur euern Männern gefallen; und dies werdet ihr in dem Maße mehr, als ihr euch Mühe gebt, Andern zu misfallen. Es ist ein Laster, wenn die Männer den Frauen und die Frauen den Männern gefallen wollen."

Wie die germanisch-christliche Welt diese Ansicht reinigte und verklärte, wie die mohammedanische in schwere Irrthümer zurücksank, mag ich um so weniger darzustellen versuchen, da ich befürchten muß, daß man mein Bestreben, Beifall zu gewinnen, wenn auch nicht mit Tertullian lasterhaft schelten, dasselbe doch für mislungen erklären werde. 86.

Politische Poesie.

Bei uns hat der Name „Politische Poesie" nun schon so viel Lärm gemacht, ein Name, der, wenn er überhaupt etwas bedeutet, gewiß nur Das bedeuten kann, daß der Dichter seinen Stoff statt unter den Angelegenheiten des Herzens und des Privatlebens, sich unter den Angelegenheiten des Volks und des öffentlichen Lebens wählte. So ist die Sache nichts Neues. Genug, bei uns ist so viel unnützer Lärm darüber entstanden, daß es eine Art Satisfaction ist, zu sehen, wie unsere Nachbarn jenseit des Rheins dieselben Steckenpferde reiten. Ein Herr Belmontet hat eine Sammlung lyrischer Gedichte erscheinen lassen unter dem Titel „Les deux règnes". Unter den „beiden Reichen" ist zu verstehen die Napoleonische Herrschaft und die Regierung Ludwig Philipp's, die der Dichter abwechselnd feiert, ursprünglich ein begeisterter Bonapartist, dann aber auch ein Bewunderer des Julikönigthums, das er als eine würdige, großartige Fortsetzung des zum Ruhme der Franzosen unter der kaiserlichen Ägide begonnenen Werks ansieht. Das sind nun Gedichte, wie es schon unzählige andere gibt, der Wahl der Gegenstände und der Form nach, und sie sollen ihrem Recensenten, dem Hrn. Fleury zufolge, schön und echt lyrisch sein; aber in der Vorrede nimmt Herr Belmontet einen großen Anlauf, der Poesie ein neues Gebiet zu erobern, ihr, wie er sich ausdrückt, einen Platz in der constitutionnellen Vertretung der Nation zu erkämpfen, sie politisch zu machen. Also c'est tout comme chez nous. Zum Glück ist dieses absonderliche Bestreben nirgend als in der Vorrede, in den Gedichten selbst nicht, anzutreffen. „Wenn alle Genres", sagt Herr Fleury, „erlaubt sind, außer dem genre ennuyeux, so darf der Poesie kein Stoff untersagt sein, außer die Politik. Die Politik, ernstlich genommen, ist die Wissenschaft oder die Kritik des Regierungswesens, die Praxis oder die Discussion der öffentlichen Angelegenheiten. Das Alles läßt sich nicht idealisiren. Poesie und Politik vertragen sich nicht miteinander. Den einzigen Berührungspunkt haben sie in der politischen Satire. Herr Belmontet hat nichts Anderes gethan, als was vor ihm Pindar, Horaz, J. B. Rousseau, Lamartine rc. thaten; diese Alle haben ebenso wenig als er die politischen Parteihändel ihrer Zeit, die diplomatischen Unterhandlungen, die Kammerdebatten, die Verfügungen u. dgl. in Verse gebracht, sie haben nur Gegenstände von allgemeinem Interesse, Ereignisse der Zeit, Stimmungen des Volks sich zu eigen gemacht und in dichterischer Weise wiedergegeben. Die Poesie ist unparteiisch, erhaben über die kleinlichen Leidenschaften des Tags, wie die Geschichte; wie die Geschichte, welche das Vergangene in seiner Wahrheit erfassen und darstellen soll, so sie, die Poesie, welche das Gegenwärtige in seiner Idealität ergreifen soll." 78.

Bibliographie.

Adami, F., Sonnenblumen. Almanach historischer und moderner Novellen für 1844. 5ter Jahrgang. Berlin, Behr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Attribute der Heiligen alphabetisch geordnet. Ein Schlüssel zur Erkennung der Heiligen nach deren Attributen, in Rücksicht auf Kunst, Geschichte und Cultus. Nebst einem Anhange über die Kleidung der katholischen Welt- und Ordensgeistlichen und einem Namen-Register der vorkommenden Heiligen. Hanover, Hahn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Bandlin, J. B., Pestalozzi, seine Zeit, seine Schicksale und sein Wirken. Eine Schrift für Freunde der Menschenbildung und Förderer einer bessern Zukunft. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 20 Ngr.

Barth, K., Teutschlands Urgeschichte 4ter Theil. 2te ganz umgearbeitete Auflage. Erlangen, Palm und Enke. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Beheim's, M., Buch von den Wienern. 1462—1465. Zum erstenmal nach der Heidelberger und Wiener Handschrift herausgegeben von *Th. G. v. Karajan*. Mit Facsimile und Notenbeilage. Wien, Rohrmann. Lex.-8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Benedix, R., Die Sonntagsjäger. Originallustspiel in 3 Acten. Wesel, Becker. Gr. 12. 20 Ngr.

— — Das bemooste Haupt, oder der lange Israel. Schauspiel in 4 Acten. Wesel, Becker. 1840. Gr. 12. 22½ Ngr.

Bergmayr, J. F., Kriegs- und Marine-Verfassung des Kaiserthums Österreich. 1ster Theil. Wien 1842. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bericht von der hundertjährigen Jubelfeier der Gemeine Gnadenfrey im Januar d. J. 1843. Breslau. 8. 10 Ngr.

Beschoren, A., Pia vota in Betreff der Regeneration der evangelischen Landeskirche in Preußen. Halle, Lippert. 8. 2½ Ngr.

Beschreibung der Stadt Rom von *E. Platner*, *C. Bunsen*, *E. Gerhard*, *W. Röstell* und *L. Urlichs*. 3ter Band. 3te und letzte Abtheilung: Das Marsfeld, die Tiberinsel, Trastevere und der Janiculus. Mit einem Plane des alten Marsfeldes. Stuttgart, Cotta. 1842. Gr. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.

Bleicher, B., Geistesfunken zur Entflammung für Frieden, Wahrheit und Recht, in Haus, Kirche und Staat. Für Katholiken und Protestanten. Ulm, Stettin. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Bülow-Cummerow, Über Preußens landschaftliche Creditvereine, die Reformen, deren sie bedürfen und über ein richtiges System der Boden-Nutzung und Schätzung. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Bürck, A., Magellan oder die erste Reise um die Erde. Nach den vorhandenen Quellen dargestellt. Mit Magellan's Bildniß. Leipzig, Tauchnitz jun. 1844. 8. 1 Thlr.

Cubières, Frau v., Hector von Goldon. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Dedekind, J. L. U., Abriß einer Geschichte des Wechselrechts und seiner Bearbeitung in sämmtlichen Staaten Europas,

für Juristen und Kaufleute. — A. u. d. T.: Grundriß zur Darstellung des positiven Wechselrechts mit besonderer Rücksicht auf Deutschland und einer Auswahl der Wechselrechts-Literatur. 1stes Buch. Braunschweig, Oehme und Müller. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Detroit, L., Das deutsche Volk wie es war, wie es ist, wie es sein wird. Predigt bei der Jubelfeier des tausendjährigen Bestehens der Selbständigkeit Deutschlands gehalten. Königsberg, Theile. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Dittmer, G. W., L.-R., Das Sassen- und Holsten-Recht, in praktischer Anwendung auf einige im 16. Jahrhundert vorgekommene Civil- und Criminalfälle; nach den im Archive des St. Johannis-Klosters zu Lübeck aufbewahrten Protokollen des vormaligen klösterlichen Vogteigerichts, nebst einer tabellarischen Übersicht der im ganzen klösterlichen Gerichtsbezirke, in dem fernern Zeitraume vom Jahre 1601 bis zum Jahre 1730 vorgekommenen erheblichern Criminalfälle, und deren Erledigung. Lübeck, v. Rohden. Gr. 8. 20 Ngr.

Die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas, mit den entsprechenden Stellen aus Johannes. Nach der lutherischen Übersetzung zur Vergleichung zusammengestellt von A. C. Vogel und F. Wagner. Frankfurt a. M., Brönner. Lex.-8. 1 Thlr.

Förster, F., Peter Schlemihls Heimkehr. Mit 16 eigenen Handzeichnungen von T. Hosemann. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Sechs Fragen an die deutsche Nation katholischen Theils hinsichtlich ihrer Berufung zu entschiedener Lossagung vom römischen Papste und zu religiös-kirchlicher Selbständigkeit mit ihren nichtkatholischen Volksgenossen. Beantwortet in einem Sendschreiben an dieselbe von K. F. Theodul. Weimar, Hoffmann. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Fryxell, A., Erzählungen aus der schwedischen Geschichte. Zwei Theile. Nach der 5ten Auflage des schwedischen Originals zur Unterhaltung und Belehrung für Alt und Jung übersetzt von T. Homberg. Stockholm, Fritze. Gr. 8. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Gans, G. T. Freih., Edler Herr zu Putlitz, Der Nationalcharakter des preußischen Volks und seine historische Entwicklung während des Königthumes. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 20 Ngr.

Gedenke mein! Taschenbuch für 1844. 13ter Jahrgang. Mit sechs Stahlstichen. Wien, Pfautsch und Comp. Kl. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Geijer, E. G., Des Königs Gustav III. nachgelassene und 50 Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Übersicht, Auszug und Vergleichung. Aus dem Schwedischen. 1ster Theil. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Gräfenhan, A., Geschichte der klassischen Philologie im Alterthum. Erster Band. Bonn, König. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Grone, A. C. E. v., Sammlung einiger Urkunden und Actenstücke, die corporativen Rechte und Verfassungsverhältnisse der wolfenbüttelschen Ritterschaft betreffend, nebst einer Entgegnung auf die Schrift von Bode: „Beitrag zur Geschichte der Feudalstände im Herzogthum Braunschweig rc." Hanover, Hahn. Gr. 8. 15 Ngr.

Gustav vom See, Aus dem Leben. Novellen und Erzählungen. Leipzig, Wienbrack. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gutschebauch, J. G., Der Harfner und Christ. Ein Beitrag zur häuslichen Erbauung in Liedern. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 8. 20 Ngr.

Hackländer, F. W., Mährchen mit sechs Original-Stahlstichen von J. B. Zwecker. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Hegel's Philosophie in wörtlichen Auszügen. Für Gebildete aus dessen Werken zusammengestellt und mit einer Einleitung herausgegeben von C. Frantz und A. Hillert. Berlin, Duncker und Humblot. Gr. 8. 3 Thlr.

Herzog, J. J., Johannes Calvin. Eine biographische Skizze. Basel, Schneider. 8. 7½ Ngr.

Horst, von der, Hannover und der Zollverein. 1stes Heft. Hannover, Hahn. Gr. 8. 7½ Ngr.

Immergrün. Taschenbuch für das Jahr 1844. 5ter Jahrgang. Mit sechs Kupfern. Wien, Haas. Kl. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jacobi, T., Beiträge zur deutschen Grammatik. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Jaffé, P., Geschichte des deutschen Reiches unter Lothar dem Sachsen. Eine von der philosophischen Facultät zu Berlin gekrönte Preisschrift. Berlin, Veit und Comp. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Die Jesuiten. Vorlesungen von J. Michelet und E. Quinet. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von A. Stöber. Basel, Schweighauser. 8. 25 Ngr.

Jokell, J. B., Geschichte der Regierung Ferdinand des Ersten; zunächst nach Bucholtz und andern Quellen bearbeitet. 2ter Band, 2te Abtheilung. Wien, Mechitaristen-Congregations-Buchhandlung. 8. 25 Ngr.

Kaulbach, C. L., Vermischte Gedichte. München, Palm. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Klippel, G. H., Historische Forschungen und Darstellungen. Erster Band: Joh. Friedr. Falke und das Chronicon Corbejense. Bremen, Geisler. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Kohl, J. G., Reisen in Irland. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Kraus, C. P., Anleitung zur Berechnung seines Schicksals in der Lotterie vor dem Einsetzen. Für den gemeinen Mann in fünf Gesprächen abgefaßt. Herausgegeben von C. Kraus. Würzburg. 8. 2½ Ngr.

Leibnitzen's gesammelte Werke, aus den Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Hanover herausgegeben von *G. H. Pertz*. I. Folge. Geschichte. Erster Band. — Auch u. d. T.: Annales imperii occidentis Brunsvicenses. Tomus I. Annales annorum 768—876. Mit 3 Schrifttafeln. Hanover, Hahn. Gr. 8. 4 Thlr. 10 Ngr.

Minutoli, H. C. v., Topographische Übersicht der Ausgrabungen griechischer, römischer, arabischer und anderer Münzen und Kunstgegenstände, wie solche zu verschiedenen Zeiten in den Küstenländern des baltischen Meeres statt gehabt; zugleich als Andeutung über den Handelsverkehr der norddeutschen und morgenländischen Völker. Berlin, Logier. Gr. 8. 15 Ngr.

Pfaundler, J., Über die Hexenprozesse des Mittelalters mit spezieller Beziehung auf Tirol. Nebst Anhang, die actenmäßige Darstellung eines sehr interessanten Hexenprozesses vom Jahre 1680 enthaltend. Innsbruck, Pfaundler. Gr. 8. 7½ Ngr.

Rosenkranz, K., Psychologie oder die Wissenschaft vom subjectiven Geist. 2te sehr verbesserte Auflage. Nebst Widerlegung der von Hrn. Dr. Exner gegebenen vermeintlichen Widerlegung der Hegel'schen Psychologie. Königsberg, Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Sandford, Mrs. John, Die Frau in ihren häuslichen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Aus dem Englischen frei übersetzt von Mathilde Tobler. St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Schaefer, J. W., Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. 3te verbesserte Auflage. Bremen, Geisler. Gr. 8. 12½ Ngr.

Schwarz, F. H. C., Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts. 4te Auflage. Neu bearbeitet als Handbuch für Eltern, Lehrer und Geistliche von W. J. G. Curtmann. Erster Theil: Lehrbuch der allgemeinen Pädagogik. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wach, H., Wunderbare Schicksale und Irrfahrten der persischen Gräfin mit dem Todtenkopfe. Eine wahre Geschichte, mitgetheilt aus glaubwürdigen Papieren. Berlin, Bade. Kl. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 286. —— 13. October 1843.

Über die Nothwendigkeit eines gesetzgebenden Gelehrtenvereins für Verbesserung und Fortbildung der deutschen Sprache.

Es bedarf keines Beweises, daß die deutsche ebenso wie jede andere lebende Sprache einer fortwährenden Vervollkommnung und Verbesserung fähig ist; ebenso leuchtet aber auch jedem unparteiisch Prüfenden ein, daß dieselbe einer solchen Verbesserung mehr als viele andere Sprachen bedarf. Je mehr wir uns mit unserer kräftigen, reichen, ursprünglichen und mit allen möglichen andern Ehrennamen bezeichneten Haupt- und Heldensprache brüsten, desto härtere Vorwürfe treffen uns selbst, die wir diese herrliche Sprache so wenig zu handhaben wissen und so wenig wahrhaft begreifen *), daß wir darin leicht alle andern gebildeten Völker Europas als unsere Meister anerkennen müssen. Wo finden wir in einem deutschen Buche solche Klarheit und Richtigkeit, Zierlichkeit und Schönheit, wie beim schlechtesten italienischen, spanischen, französischen Schriftsteller? Ich weiß wohl, welche Entschuldigung man dafür anführt: unser tieferes Denken, unser gründlicheres Wissen. Ich denke, die Sprache soll der Ausdruck des Geistes, des Gedankens sein und wie der Gedanke, so die Sprache: wer klar denkt, spricht und schreibt klar, und umgekehrt: wer unklar und verworren schreibt, denkt ebenso, oder er ist nicht Herr über die Sprache als das Mittel zur Darstellung seiner Gedanken. Nun wird aber unsere Sprache, und mit Recht, als eine tiefe, reiche, herrliche Sprache gepriesen; es ist also nicht ihre Schuld, wenn sie sich nicht in ihrer Schönheit und Reinheit zeigt, sondern die Schuld Derer, die sie handhaben. Gerade je tiefer wir denken, desto klarer müssen wir uns doch wol werden.

Worin bestehen nun die Mängel der deutschen Sprache, wie sie jetzt geübt wird? Zunächst, wenn wir mit dem scheinbar Kleinsten und doch sehr Bedeutungsvollen anfangen wollen, sind wir nicht einmal im Klaren, ob wir eigene Buchstaben haben wollen oder nicht; denn es sind Viele, welche unsere deutschen Buchstaben als etwas Fremdes, Geraubtes, Unpassendes, Häßliches verwerfen und uns die lateinischen Buchstaben wieder aneignen wollen. Es würde zu weit führen, in diesem Aufsatze auf eine erschöpfende Besprechung dieses Gegenstandes eingehen zu wollen. Nur wenige Worte will ich im Vorbeigehen darüber sagen. Schon Leibnitz („Unvorgreiffliche Gedanken", §. 101) empfiehlt den Gebrauch der lateinischen Buchstaben in deutschen Schriften, „weil den Holl- und Nieder-Ländern die Hoch-Teutsche Schrift bey unsern Büchern beschwerlich fürkommt, und solche Bücher weniger lesen macht". Ich denke, wer sich die Mühe gibt, die deutsche Sprache zu lernen, wird auch leicht die deutschen Buchstaben mit lernen können; wir, die wir selbst so viele fremde Schriftarten lernen müssen, treiben auch hier, wie gewöhnlich, unsere Höflichkeit gegen die Fremden so weit, daß wir aus bloßer Höflichkeit unser Eigenthum aufgeben wollen (wie dies in der That schon öfters genug geschehen ist). Denn unser Eigenthum sind die deutschen Buchstaben geworden; freilich haben sie sich nur zufällig und unabsichtlich aus den lateinischen gebildet, aber sind die lateinischen anders aus den griechischen, die griechischen anders aus den phönizischen entstanden? Ich bin weit entfernt, die vielerlei Mängel, welche die deutsche Schrift hat, zu verkennen, aber ich sehe nicht, daß die lateinische von diesen Mängeln frei ist, wie denn überhaupt eine den Lauten genau entsprechende Schrift zu den frommen unausführbaren Wünschen gehört. Was zu einer solchen gehört, kann man ungefähr aus Rapp's „Versuch einer Physiologie der Sprache" abnehmen. Warum sollen wir nun also unsere zwar mangelhafte, aber seit Jahrhunderten uns üblich gewordene Schrift gegen eine andere, gleichfalls mangelhafte und dazu fremde vertauschen? Jakob Grimm und die andern ihm nachfolgenden deutschen Sprachforscher haben die lateinische Schrift wieder eingeführt (Grimm sagt: „wer die sogenannte deutsche schrift braucht, schreibt barbarisch") und mancherlei Veränderungen und Verbesserungen an denselben angebracht. Sollte aber die deutsche Schrift nicht derselben Verbesserungen fähig sein? Gewiß, es hat sich nur noch Niemand die Mühe gegeben, ernstlich über eine Verbesserung der deutschen Buchstaben nachzudenken.

*) Wie wenig wir unsere Sprache begreifen, und wie wenig wir ihre Eigenthümlichkeit, ich will nicht einmal sagen klar erkennen, sondern nur fühlen, geht u. A. schon daraus hervor, daß wir so oft zweifelhaft sind, ob eine Verbindungsweise oder ein Wort deutsch ist oder nicht! Eine der vielen unglückseligen Folgen der Sprachmengerei!

Wenn man ferner sagt, die deutschen Buchstaben seien verunstaltet, so ist dies allerdings nicht unbegründet, indessen kommt es hier sehr auf den Schnitt der Buchstaben, auf die Schärfe des Drucks und auf das Papier an; es gibt gewiß so viele lateinisch gedruckte Bücher, welche häßlich, wie deutsch gedruckte, welche schön aussehen.

Wenn wir so nicht einmal im Allgemeinen über die Zeichen, deren wir uns beim Schreiben bedienen sollen, einig sind, so ist es mit der Schreibung der einzelnen Wörter noch viel schlimmer. Der Eine will Alles der Ableitung, der Andere der Aussprache gemäß geschrieben haben, der Dritte will nicht am Schreibgebrauche rütteln. Das Letztere wäre in gewisser Beziehung das Beste, wenigstens jedenfalls das Bequemste und den mindesten Anstoß Erregende, wenn wir nur im Deutschen einen bestimmten Gebrauch hätten. Fragen wir aber in zweifelhaften Fällen (und wie außerordentlich häufig sind diese!) nach dem Gebrauche, so werden wir gewiß jedesmal verschiedene Antworten erhalten, weil wir durchaus nichts haben, woran wir uns halten können; denn selbst wenn wir nach der Mehrheit der besten Schriftsteller uns entscheiden wollen, so wissen wir wieder nicht, welches die besten Schriftsteller, d. h. die, denen wir in der Schreibung sowol wie in der Schreibart oder dem Stile unbedingt als Muster folgen könnten, sind. (E. M. Arndt nennt — „Turnwesen", S. 73, — die drei größten Muster deutscher Schreibart: Luther, Lessing und Goethe in seinen ersten dreißig Jahren.) Da es nur großen Geistern gegeben ist, eine eigenthümliche, musterhafte Schreibart zu schaffen, so müssen die minder Begabten sich mit Nachahmung begnügen. Die Bessern werden ein ihrem Geiste und ihrem Gegenstande entsprechendes Vorbild zu finden wissen, aber der große Haufe der mittelmäßigen Schriftsteller ahmt Goethe oder Schiller oder Jean Paul oder Heine oder gar einen römischen oder griechischen Schriftsteller äußerlich nach und wird dadurch einseitig oder ganz undeutsch. Der Satzbau und die Wortfügung ist in den meisten deutschen Schriften, selbst bei den besten Schriftstellern, häufig genug entweder nachlässig und liederlich, oder schwerfällig, dunkel und verworren, wenigstens selten schön und rein deutsch. Ungetrübte Schönheit der Form ist überhaupt in deutschen Schriften undenkbar, so lange sie von Fremdwörtern wimmeln. Ich habe mich darüber anderwärts so ausführlich ausgesprochen *), daß ich hier diesen Schandflecken in unserer Behandlung der deutschen Sprache nur anzudeuten brauche.

Wenn wir aber auch von der Schönheit absehen, so haben wir es nicht einmal bis zur Richtigkeit und Regelmäßigkeit gebracht; denn nicht selten finden sich selbst bei unsern bedeutendsten Schriftstellern Verstöße gegen allgemein angenommene Regeln. Gerade geistreiche Männer glauben mit der Sprache nach Willkür schalten und walten zu können, ja sie machen sich öfters ein Vergnügen daraus, ganz undeutsche, sogenannte kühne Wendungen zu gebrauchen, um dadurch die Geduldigkeit der deutschen Sprache und ihre Herrschaft über dieselbe, oder besser, ihre Knechtung derselben darzuthun. Welcher Lehrer, welcher Schriftsteller nicht blos, sondern überhaupt Schreibende stößt nicht sehr häufig auf Fälle, in denen die Deutschen selbst über die Regeln ihrer Sprache, über den Gebrauch einzelner Wörter u. dgl. uneinig sind? Der Eine erklärt geradezu für einen Fehler, was der Andere für unumstößlich richtig erklärt, und Niemand ist da, der den Streit schlichtet. Wie viele Nachtheile und Verlegenheiten beim Unterrichte vorkommen, wo oft an derselben Anstalt verschiedene Lehrer ganz verschiedenen Grundsätzen huldigen, brauche ich nicht weiter auszuführen.

Wenn die genannten Mängel wirklich vorhandene Übelstände der deutschen Sprache betreffen, so leidet diese auch noch an einem andern Mangel im eigentlichen Sinne des Worts. Es mangeln ihr noch unendliche Schätze, welche, größtentheils unbekannt, zum Theile ungeahnet, in den lebendigen Volksmundarten verborgen sind. Damit steht in naher Verbindung, daß die deutsche Sprache in ihrem jetzigen Zustande den Bewohnern der Landschaften gar zu fremd und zu todt ist; denn sie müssen sie fast wie eine fremde Sprache aus der Sprachlehre erlernen, und lernen sie doch nicht leicht gut genug, um ganz in ihr heimisch zu werden.

Wenn wir alle die angedeuteten Mängel der deutschen Sprache in ihrem gegenwärtigen Zustande als begründet anerkennen, so entsteht die natürliche Frage, wie denselben abgeholfen werden kann, und wer ihnen abhelfen kann. Von Vielen würden wir schnell die Antwort bekommen, daß die Sprache sich selbst im Volke und durch das Volk fortbilden müsse, und daß sich kein Einzelner anmaßen dürfe, in das Walten des Sprachgeistes einzugreifen. Es ist wahr, daß auch die Sprachen, welche sich der Fürsorge von Gelehrten nicht oder wenig zu erfreuen gehabt haben, sich gleichwol fortwährend vervollkommnet und weiter gebildet haben, denn da die Sprache gleichsam der hörbare oder laut werdende Geist eines Volks ist, so muß sie sich in demselben Maße entwickeln, in welchem sich der Geist fortbildet. Es fragt sich aber, ob unsere jetzige Sprache sich noch in diesem natürlichen und ursprünglichen Zustande befindet, in dem sie mit dem Geiste eins ist. Wollen wir hier nicht auf Irrwege gerathen, so dürfen wir von der oben gegebenen Erklärung der Sprache nicht abgehen: sie ist der in Lauten verkörperte Geist. Nun ist aber der Geist jedes Menschen ein anderer, also auch die Sprache, und wir können daher mit Recht sagen: so wie nicht zwei Menschen einen und denselben Geist haben, so haben auch nicht zwei Menschen eine und dieselbe Sprache, und wenn sie sich auch derselben Wörter und Formen bedienen, so ist doch ihre Aussprache, ihre Betonung, ihr Ausdruck ein anderer. Je enger aber die Menschen miteinander verbunden sind, und je enger sie beieinander wohnen und sich ineinander hineingelebt haben, desto ähnlicher werden ihre Sprachen, sodaß jede Familie, jeder Gau seine eigene Sprache erhält. Und diese, sozusagen natürliche und ursprüngliche

*) Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter im Deutschen (Dessau 1842).

Sprache bildet sich allerdings selbst fort zugleich mit dem Geiste der sie redenden Menschen. Wir drücken dies so aus: der Sprachgeist — dies ist aber eben nur der Menschengeist — waltet in ihr und entwickelt sie fort und fort.

Ist nun aber unsere deutsche Sprache, wie wir uns deren zum Schreiben bedienen, eine solche natürliche Sprache, eine so von selbst aufkeimende und ungepflegt aufsprossende Pflanze? Nein, sie ist es nicht und soll es nicht sein, so wenig wie irgend eine Gesammtsprache. Wenn ein Volk zu einiger geistigen Ausbildung gelangt ist, fängt es an, seine Erfahrungen, Kenntnisse, Empfindungen in Schriftwerke niederzulegen; die Sprache, deren es sich beim Schreiben bedient, ist dieselbe natürliche Sprache, die es spricht. Aber das geschriebene Wort bleibt, während das gesprochene schnell verfliegt; man verwendet daher mehr Fleiß und Aufmerksamkeit auf jenes, und so wird die geschriebene Sprache unmerklich eine andere, künstlichere, zierlichere, regelmäßigere als die bequeme und nachlässige Umgangssprache. Da aber nicht das gesammte Volk schreibt, sondern nur wenige vorzugsweise begabte Männer, so geht die Bildung des Geistes und der Sprache von der Gesammtheit des Volks auf diese Einzelnen über, denen die Fortbildung der Schriftsprache, die sie selbst erst von der Volkssprache gesondert haben, überlassen bleibt. Diese Fortbildung einer Schriftsprache ist kein zu schwieriges Geschäft; der Schriftsteller nimmt die Schätze, die er in der Volkssprache findet, und hat sie nur zu läutern; überall zeigt ihm die lebendige Volkssprache den Weg, den er zu wandeln hat. So haben es z. B. in Griechenland die ionischen, attischen, dorischen, äolischen Schriftsteller gemacht; von deutschen nenne ich nur Hebel.

Weit schwieriger ist aber die Fortbildung einer andern Art von Sprache, einer Gesammtsprache. So wie wir oben gesagt haben, daß jeder Ort, jeder Volksstamm seine eigenthümliche natürliche Sprache hat, so kann auch jeder Volksstamm seine eigene Schriftsprache haben (wie die griechischen Stämme), welche sich von jener durch nichts als durch größere Zierlichkeit und Regelmäßigkeit unterscheidet. Wir nennen diese Arten von Sprache Volksmundarten, und zwar die erstere Art gesprochene, die zweite geschriebene. Solcher Volksmundarten gibt es also in jedem Lande so viele, wie es Volksstämme und Landschaften, ja Örter gibt. Sobald nun ein Ort oder eine Landschaft die staatliche oder geistige Herrschaft über das ganze übrige Land sich erringt, oder sobald alle Landschaften sich nur als Glieder eines und desselben Volks fühlen lernen, muß sich eine Sprache bilden, welche dem ganzen Volke als solchem angehört und welche über allen Volksmundarten steht und diese gleichsam in sich faßt; dies ist die Gesammtsprache. Ihre Oberhoheit müssen alle Glieder des Staats, selbst wenn sie einem andern Sprachstamme angehören, entweder durch äußern Zwang oder durch inneres Bedürfniß genöthigt, anerkennen. Es mag schmerzlich für uns sein, wenn wir z. B. unsere schon längst staatlich von uns getrennten Landsleute im Elsaß auch sprachlich von uns losreißen sehen, aber wenn wir gerecht sein wollen, müssen wir gestehen, daß Frankreich nicht anders handeln kann, als daß es die französische Sprache im Elsaß auf alle Weise mehr und mehr einzubürgern sucht; alle Eroberer thun dies und müssen es thun. Natürlich ist nun aber die Gesammtsprache für die Menschen von fremdem Volksstamme etwas Fremdes, Aufgedrungenes, was sie sich erst anlernen müssen. Aber auch für die Menschen von gleichem Volksstamme ist sie etwas Fremdes, wenn sie nicht gerade zu der Landschaft gehören, welche staatliches oder geistiges Übergewicht erlangt hat; die spanische Gesammtsprache ist z. B. für die Catalanen oder für die Galicier, die italienische ist für die Sicilier oder Piemonter, die französische für die Gascogner oder Picarden, die deutsche für die Östreicher oder Westfalen etwas Fremdes; es ist nicht ihre eigene mit der Muttermilch eingesogene Sprache; sie können sich nicht darin zurechtfinden. Die Gesammtsprache jedes Landes soll aber, wenn wir wieder auf den Begriff der Sprache überhaupt zurückgehen, nichts Anderes sein als der Ausdruck des Gesammtgeistes eines Volks; an diesem haben aber alle Landschaften Theil und alle tragen mehr oder weniger dazu bei; ich halte es daher für die höchste Aufgabe der deutschen Gesammtsprache insbesondere, daß sie die Schönheiten und Eigenthümlichkeiten aller Volksmundarten so viel wie möglich in sich vereinige. Sie kann ihren Stoff nur aus den lebenden Volksmundarten nehmen; je mehr sie sich von diesen entfernt, desto mehr erstarrt sie und wird eine todte Büchersprache. Wir dürfen eine solche Sprache also nicht dem Zufalle überlassen, sondern müssen an ihrer Fortentwickelung arbeiten, denn wir haben Alle Theil daran, und der deutsche Geist wird aus der deutschen Sprache erkannt.

Wie können und sollen wir nun aber unsere deutsche Gesammtsprache fortbilden? In allen Dingen ist die Geschichte die beste Lehrerin; wir wollen daher sehen, was etwa andere Völker zur Entwickelung ihrer Sprache beigetragen haben.

Die Griechen hatten, so lange sie unabhängig waren, keine Gesammtsprache, weil sie nie ein Gesammtvolk bildeten; sie hatten aber fast so viele Schriftsprachen, wie sie Landschaften hatten. Gleichwol fühlten sie schon damals das Bedürfniß einer Art von Gesammtsprache oder wenigstens einer Kunstsprache, welche die mangelnde Gesammtsprache ersetzen sollte; denn für gewisse Gattungen des Schriftenthums wurden gewisse, denselben am meisten zusagende Formen stehend, für das erzählende Gedicht z. B. die geschwätzige, äußerliche ionische Mundart, für die Gefühlsdichtung die kernige, innerliche dorische, weshalb selbst die attischen Schauspieldichter dorische Formen aufnahmen, wo das Gefühl in ihren Schauspielen hervortrat (in den Chorgesängen), während für die Beredtsamkeit durchaus die gewandte und vermittelnde attische Mundart gebraucht wurde, auch wo sie Fremde übten, wie z. B. Gorgias, Protagoras u. s. w. Daher spricht man von einer epischen, lyrischen, tragischen Sprache.

Erst mit dem Untergange der griechischen Unabhängigkeit hörte die Geschiedenheit der einzelnen griechischen Staaten und somit auch die der geschriebenen Mundarten auf. Erst jetzt erlangten die Griechen eine Gesammtsprache und zwar in der attischen Mundart, welche sich längst ein geistiges Übergewicht errungen hatte, da in ihr die größten Meisterwerke des griechischen Schriftenthums abgefaßt waren. Da sie nun nicht nur allgemeine Schriftsprache wurde, sondern auch über ganz Griechenland, über Syrien und Ägypten sich verbreitete, so erhielt sie von nun an den Namen Hellenische oder Gesammtsprache (Ἑλληνικὴ oder κοινὴ διάλεκτος). Anfangs war es aber immer nur noch die attische Mundart; sollte sie wirklich als Gesammtsprache sich erhalten, so mußte sie alle Mundarten in sich zu vereinigen suchen. Manche verkannten diese Aufgabe der Gesammtsprache und suchten die attische Mundart in ihrer alten Reinheit zu bewahren — die Atticisten. Der unter dem Schutze der Ptolemäer und durch diese begründete Gelehrtenverein zu Alexandria, der, wie er überhaupt weltgeschichtliche Bedeutung erlangt hat, namentlich für die Fortbildung der griechischen Sprache von der höchsten Wichtigkeit ist, erkannte die Aufgabe der Gesammtsprache richtiger. Diese Gelehrten schieden im Gegensatze zu den Atticisten alles Dasjenige aus, was der alten attischen Mundart ganz eigenthümlich gewesen war, und nahmen Formen, Ausdrücke und Redensarten aus allen andern griechischen Mundarten auf, wenn sie zur Vervollkommnung der Sprache dienen konnten. Sie legten Verzeichnisse (κανόνες) für jede einzelne Gattung der Dichtung an, in welche sie die Dichter aufnahmen, die für würdig erachtet wurden, von der Nachwelt ferner gelesen und als Muster (als classisch) betrachtet zu werden. Die altgriechischen Werke untersuchten und prüften sie namentlich auch in sprachlicher Hinsicht, sodaß sie überhaupt die ersten Begründer der Sprachforschung wurden; sie stellten in zweifelhaften Fällen Regeln auf über die Schreibung, über gewisse Verbindungsweisen, über einzelne Ausdrücke, über den Versbau, trugen Wörterbücher zusammen u. s. w. Dabei zeichneten sie selbst in ihren Schriften sich durch außerordentliche Reinheit der Sprache, durch höchst geregelten Versbau, durch oft bewundernswerthe Glätte und Feinheit aus, sodaß sie selbst der Nachwelt als Muster dienten. Die griechische Gesammtsprache ist also recht eigentlich vom Gelehrtenvereine in Alexandria durch Sprachforschung und durch eigene schriftstellerische Leistungen fortgebildet, ich möchte fast sagen erhalten worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Cousin's vermischte Schriften.

Auch in Frankreich wird jetzt aller Wust aufgeräumt und Alles, was nur irgend aus der Feder eines berühmten Mannes geflossen ist, mag es nun ein Geschäftsbrief, eine vertrauliche Mittheilung oder auch nur ein Concept und ein roher Entwurf sein, zum großen Frommen der Nachwelt aufbewahrt. Dabei hält sich in der Regel auch der unbedeutendste Schriftsteller für berechtigt, Alles, was ein nachsichtiger Redacteur in seinem Blatte hat abdrucken lassen, in besondern Sammlungen u. d. T. „Mélanges“ u. s. w zusammenzustellen. Von den zahlreichen Fabrikbüchern dieser Art, die wir in der letzten Zeit erhalten haben, sind nur drei von wirklichem Werthe. Es sind dies die Sammlungen vermischter Schriften von Mignet, Magnin und Cousin. Der „Discours et mémoires de Mignet“ (2 Bde., 1843) haben wir in diesen Blättern schon gedacht. Auch die „Causeries“ von Magnin, dem trefflichen Verf. der „Origines du théâtre“ u. s. w., enthalten des Interessanten und Werthvollen viel. Ein großer Theil der einzelnen Abhandlungen war bereits in verschiedenen periodischen Blättern abgedruckt und namentlich erhalten wir eine Auswahl der trefflichen Aufsätze, mit denen Magnin, einer der ausgezeichnetsten Stilisten Frankreichs und ein scharfer, klarer Kopf, das oft etwas unerquickliche „Journal des savants“ bereichert hat. Noch weit interessanter ist die Sammlung kleiner Abhandlungen Cousin's, der eine strenge Auswahl getroffen hat, obgleich Alles, was von ihm herrührt, ein mehr als vorübergehendes Interesse in Anspruch nehmen kann. Unter den verschiedenen Aufsätzen, die er in seine „Fragments littéraires“, welche vor kurzem die Presse verlassen haben, aufgenommen hat, heben wir vorzüglich eine „Notice sur les dernières années de la vie de Kant“ hervor. Cousin gibt für uns Deutsche freilich hier nichts Neues, aber trotzdem wird man dieses abgerundete Bild mit Vergnügen betrachten. Nicht weniger interessant ist die „Histoire de la pénitence de la duchesse de Longeville“, in der wir einige Aufschlüsse über diese wichtige Bekehrungsgeschichte erhalten. Auch der Aufsatz „Documents inédites sur le célèbre jurisconsulte Domat“ gehört der Periode an, der sich Cousin, der Restaurator der „Pensées de Pascal“, in neuester Zeit mit besonderer Vorliebe zugewendet zu haben scheint. Am meisten aber von allen einzelnen Stücken, die der berühmte Philosoph seiner Sammlung einverleibt hat, sind wir von einem Aufsatze angesprochen, den er dem Andenken des Obersten Santa-Rosa, bekanntlich in der piemonteser Revolution im J. 1821 betheiligt, gewidmet hat. Dieses biographische Bruchstück ist uns zwar schon aus der „Revue des deux mondes“, die es vor einigen Jahren mitgetheilt hat, bekannt, aber wir haben es aufs neue mit dem lebhaftesten Interesse durchgelesen. Die rührenden Zeilen, die Cousin seinem hingeschiedenen Freunde, der während seines kurzen Aufenthalts in Paris mit Noth und Elend zu kämpfen hatte, widmete, sind rührend und verrathen bei ihrem Verf. ein tiefes Gefühl, wie es der kältere Philosoph nur selten herauskehrt. Daß es indessen Cousin nicht verschmäht, sein Innerstes aufzuschließen, konnte man auch schon in der meisterhaften Rede am Grabe des unvergeßlichen Laromiguière sehen, wo er seinem Schmerze ungehemmt Luft machte.

Zur Philosophie der Geschichte.

Ferrari, der einiger freisinnigen Äußerungen wegen des Communismus verdächtigt und seiner Professur in Strasburg enthoben wurde, hat vor kurzem ein Werk herausgegeben, das neben den Bestrebungen der jüngern Philosophen in Frankreich genannt zu werden verdient. Es ist dies ein „Essai sur le principe et les limites de la philosophie de l'histoire“. Der Herausgeber des Vico (6 Bde., Paris 1835—37) entwickelt hier die Ansichten, die er schon in einer frühern Schrift „Vico et l'Italie“ angedeutet hat. Im Allgemeinen zeigt sich bei den meisten französischen Werken über Philosophie der Geschichte der große Einfluß, den Vico in Frankreich ausgeübt hat. Auch Michelet, der bekanntlich einige Abhandlungen des großen italienischen Philosophen übersetzt hat, verleugnet diese Einwirkung nicht. Ferrari äußert sich über den Begriff der Philosophie der Geschichte folgendermaßen: „Ich verstehe darunter eine Philosophie des Ideals, eine abstracte Nachweisung von den Fortschritten der Vernunft.“ Eigenthümliche Ansichten haben wir in seiner Schrift, die nicht selten ans Unverständliche streift, nicht gefunden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 287. —— 14. October 1843.

Über die Nothwendigkeit eines gesetzgebenden Gelehrtenvereins für Verbesserung und Fortbildung der deutschen Sprache.

(Fortsetzung aus Nr. 286.)

Wir kommen nun zu den Römern. War bei den Griechen Zersplitterung der Herrschaft und der Sprache, so war bei den Römern Einheit und Festigkeit beider. Bei ihnen sollte nur die Sprache der Hauptstadt Gültigkeit haben, die Mundart einer einzelnen Stadt erhob sich also zur Gesammtsprache, der alle andern Volksmundarten im römischen Reiche so unterthan waren, daß keine einzige sich zu schriftstellerischer Ausbildung erhob. Die Entwickelung der römischen Sprache war der kleinen Zahl von Gelehrten und Schriftstellern überlassen, die jeder auf seine Weise die Sprache ausbildeten. Sie verkannten aber nach und nach immer mehr die Bestimmung der Gesammtsprache, welche eine geläuterte Volkssprache sein soll, denn nicht aus der lebendigen Volkssprache, welche sie verachteten, schöpften sie Kraft und Reichthum; nicht ihr suchten sie möglichst nahe zu bleiben, sondern die fremde hellenische Sprache nahmen sie zum Muster, ihr suchten sie sich so viel wie möglich anzuschmiegen; daher mußte der volksthümliche Ton immer mehr einem fremden, schwülstigen und gezierten Tone mit griechischen, vom römischen Volke nicht verstandenen Wendungen und Verbindungen weichen und es entstand eine endlich unübersteigliche Kluft zwischen der Schriftsprache und der Volkssprache. Die römische Schriftsprache mußte daher, je mehr sie aus dem Leben herausgerissen wurde, desto mehr erstarren, bis sie endlich völlig todt in den Händen der einzelnen Gelehrten und Schriftsteller blieb, welche sie, ohne sich an die Volksthümlichkeit zu kehren, nach ihrem eigenen Sinne nach fremden Mustern fortzubilden sich gewöhnt hatten. Die Sprachlehrer, welche zum Theil den bevorstehenden Untergang der lateinischen Sprache voraussahen, standen zu einzeln da und hatten zu wenig Einfluß auf die Schriftsteller, um ihn abwenden zu können.

Und er sollte auch nicht abgewendet werden, denn nun erhoben sich die lebendigen Volksmundarten, die sich inzwischen ganz naturgemäß fortgebildet hatten, und traten allmälig selbständig in schriftstellerischer Ausbildung auf — die romanischen Sprachen. In Italien bildete sich aus den verschiedenen Mundarten eine Gesammtsprache, der die toscanische Mundart, welche bereits ein geistiges Übergewicht erlangt hatte, zum Grunde lag. Als Begründer dieser italienischen Gesammtsprache wird mit Recht Dante angesehen, der auch selbst eine Schrift über die Volksmundarten und ihr Verhältniß zueinander („De vulgari eloquio") schrieb. Nach ihm wurde die Sprache von mehren ausgezeichneten Schriftstellern in ihren Werken weiter gebildet. Aber schon im Anfange des 16. Jahrhunderts fühlte man, daß man die Sprache nicht dem Zufalle und der Willkür einiger einzelnen nicht nach bestimmten und übereinstimmenden Grundsätzen verfahrenden Schriftsteller überlassen dürfe. Man fing daher an, die Muttersprache eifrig zu erforschen und zu bearbeiten. Es bildeten sich zu diesem Ende eine sehr große Anzahl von gelehrten Gesellschaften, deren fast jede größere Stadt in Italien mehre hatte; sie legten sich einen meistens Eifer und Begeisterung andeutenden sinnbildlichen Namen bei, verfielen in Spielereien und dauerten in einiger Wirksamkeit selten ein Menschenalter aus. Besonders aber zeichnete sich Florenz durch seine Gesellschaften aus, namentlich durch die 1540 gestiftete, noch jetzt bestehende Accademia fiorentina (anfangs Accademia degli Umidi genannt) und ganz vorzüglich durch die Accademia della Crusca (Kleiengesellschaft), so genannt, weil sie die Kleie vom guten Mehle scheiden wollte. Sie ging aus jener hervor und wurde 1582 durch Grazzini begründet (1584 feierlich eröffnet). Sie hatte ihr Augenmerk einzig auf die Sichtung und Ordnung des italienischen Sprachstoffs und auf regelmäßige Begründung und Verbesserung der Sprache gerichtet, und sie hat dieser in der That sehr große Dienste geleistet. Ihr Wörterbuch, das erste einigermaßen vollständige und beste der italienischen Sprache, erlangte trotz mancher Misgriffe bald auch außerhalb Toscana ein fast unbegrenztes Ansehen, welches alle Schriftsteller gern anerkannten und welches in allen zweifelhaften Fällen den Ausschlag gab. Noch nach langer Zeit diente das Wörterbuch der Crusca andern Völkern bei der Abfassung von Gesammtwörterbüchern ihrer Sprache als Muster. Erst in der neuesten Zeit ist dieser gesetzgebende Gelehrtenverein mit mehr Erfolg angefochten worden, weil er die lebenden Volksmundarten nicht genug berücksichtigt hat. Im Allgemeinen aber kann man nicht leug-

nen, daß er es eigentlich ist, welcher italienische Sprache weiter gebildet hat und sie weiter fortbilden wird, wenn er auf die Volksmundarten die nöthige Rücksicht nimmt, und wenn er immer mehr ein wahrhaft italienischer zu werden, nicht blos ein toscanischer zu sein strebt.

Noch größer ist die Wirksamkeit des pariser Gelehrtenvereins für die Verbesserung der französischen Sprache. Er wurde bekanntlich unter Richelieu's Schutz 1635 begründet, um der französischen Sprache feste Regeln vorzuschreiben. Gleich im Anfange seiner Wirksamkeit erwarb sich dieser Verein hohes Ansehen durch seine unparteiische und würdevolle Prüfung von Corneille's „Cid"; nach der Herausgabe seines Wörterbuchs aber (zuerst 1694) wurde er bald allgemein als gesetzgebend und als oberster Gerichtshof in sprachlichen Dingen anerkannt. Richtigkeit, Klarheit und Zierlichkeit wurden bald ein Gemeingut aller französischen Schriftsteller. Vorzugsweise diesem Gelehrtenvereine ist es zuzuschreiben, daß die französische Sprache eine Glätte, Feinheit und Gewandtheit erhielt, die bei ihrer Armuth bewunderungswürdig ist und die ihr allgemeine Anerkennung und Herrschaft in allen gebildeten Ländern Europas verschaffte. Ich will nicht in Abrede stellen, daß die unumschränkte Macht des Gelehrtenvereins auch manchen Nachtheil gebracht hat, indem er namentlich die dichterische Sprache in so bestimmte und enge Schranken einschloß, daß sie sich fast nicht von gereimter Prosa unterscheidet. Aber es fragt sich sehr, ob die Franzosen ohne die Beschränkung des Gelehrtenvereins in der Dichtung wol viel mehr würden geleistet haben, da sie überhaupt wenig künstlerisch und dichterisch sind. Ein wahrer Dichtergeist würde selbst in den gesetzten Schranken sich bethätigt, oder wenn sie ihm wirklich so hinderlich waren, sie gewaltsam durchbrochen und den Gelehrtenverein durch die Kraft seines Geistes zum Nachgeben gezwungen haben. Die große Mehrzahl der französischen Dichter erhebt sich nicht über das Mittelmäßige, und daß deren Einbildungskraft Schranken gesetzt wurden, hat zugleich ihren verderblichen Einfluß auf die Sprache verhindert. Diejenigen Wortbildungen und Wendungen aber, welche von höherbegabten Geistern ausgegangen sind, hat der französische Gelehrtenverein, selbst seinen eigenen Grundsätzen gemäß, in sein Wörterbuch nothwendig aufnehmen müssen. Und dies zeigt deutlich genug, daß der Verein freiere Geistesthätigkeit weder unterdrücken kann noch will. Häufig genug aber schreibt man ihm aus Unkenntniß oder Misverstand die thörige Absicht zu, die Sprache für alle Zeiten unabänderlich feststellen und somit also alle geistige Entwickelung unterdrücken zu wollen. Im Gegentheil spricht er selbst z. B. in der Vorrede zu seinem Wörterbuche von 1765 deutlich genug aus, daß er nichts aufzunehmen verschmäht, was allgemeinen Anklang gefunden hat (S. v):

La profession que l'Académie a toujours faite de se conformer à l'usage universellement reçu, soit dans la manière d'écrire les mots, soit en les qualifiant, l'a forcée d'admettre des changemens que le public avoit faits.

S. vi:

On ne doit point en matière de langue, prévenir le Public; mais il convient de le suivre, en se soumettant, non pas à l'usage qui commence, mais à l'usage généralement établie.

Wie sehr der Gelehrtenverein von der Überzeugung durchdrungen ist, daß die Sprache sich frei und selbständig entwickeln müsse, und daß er selbst nur die Aufgabe habe, über dieser Entwickelung zu wachen, spricht sich deutlich genug in der Vorrede zur letzten zeitgemäßen Ausgabe seines Wörterbuchs von 1835 aus. Seit einigen Jahren regen sich allerdings (glücklicherweise!) die Landschaften in Frankreich lebhaft gegen das Zusammendrängen alles wissenschaftlichen Lebens in Paris, wie sich namentlich in dem von Herrn von Caumont gegründeten höchst bedeutungsvollen Congrès scientifique de France ausspricht, aber gerade dies kann dem Gelehrtenvereine als Fingerzeig dienen, daß er, um sein Ansehen fortwährend in ganz Frankreich zu behaupten, auf die lebendigen Volksmundarten Rücksicht nehmen muß.*)

Dem Beispiele Italiens und Frankreichs folgte Spanien, wo unter Philipp V. 1714 ein Gelehrtenverein für vaterländische Sprache in Madrid gestiftet wurde. Auch dieser Verein genießt eines entscheidenden Ansehens und hat sich durch Wörterbuch und Sprachlehre wesentliche Verdienste um die spanische Sprache erworben. Namentlich führte er im J. 1815 eine so einfache und regelmäßige Schreibung ein, wie sie kaum eine andere neuere Sprache aufzuweisen haben dürfte. Die Einführung dieser Schreibung geschah aber nicht sogleich, sondern schon seit 1741, in welchem Jahre die wichtige Abhandlung über die Rechtschreibung zum ersten Male erschien, hatte der Gelehrtenverein unablässig daran gearbeitet, bis 1815 eine wesentliche und durchgreifende Veränderung eingeführt wurde, die so schnell und allgemein angenommen wurde, daß der Gelehrtenverein in der Vorrede zur neuen bald nachher erschienenen Ausgabe seines Wörterbuchs dem spanischen Volke für seine Bereitwilligkeit, die vom Gelehrtenvereine gemachten Vorschläge anzunehmen, zu danken sich veranlaßt sah. Zur allgemeinen Annahme der neuen Schreibung trug wesentlich bei, daß auf Befehl der Regierung sogleich alle amtlichen Berichte nach den Regeln des Gelehrtenvereins gedruckt wurden, und daß alle Druckereien des Königreichs sich nach den vorgeschlagenen Neuerungen bequemten.

Wir sehen also, daß die Griechen, Italiener, Franzosen und Spanier (andere Völker, von deren Gelehrtenvereinen ich augenblicklich nichts Genaues anzugeben vermag, wie die Schweden, Russen u. s. w., übergehe ich), die Sorge für die Fortbildung ihrer Sprachen einem Gelehrtenvereine übergeben und die Sprachen sich dabei wohlbefunden haben; die Römer dagegen haben die Fortbildung ihrer Sprache der Willkür ihrer Schriftsteller überlassen und weil diese einen verkehrten Weg einschlugen, ist sie erstorben. Was für eine Lehre folgt hieraus für

*) Einige Worte, welche ich hierüber bei der Gelehrtenversammlung in Straßburg im vorigen Jahre in einen eines ähnlichen Gegenstand betreffenden Vortrag einflocht, fanden bei den anwesenden Franzosen lebhaften Anklang.

uns? Wenn ich nicht irre, diese: auch wir sollen die Sorge für Verbesserung unserer Sprache einem gesetzgebenden Gelehrtenvereine anvertrauen. Aber wir wollen sehen, ob uns nicht auch die bisherige Geschichte unserer Sprache selbst eine Lehre geben kann. Im Anfange unsers Schriftenthums bedienten sich die Schriftsteller, wie überall, ihrer eigenthümlichen Volksmundart; doch fing man bald an, das Bedürfniß einer Gesammtsprache zu fühlen, und unter den verschiedenen Volksmundarten erlangte immer eine ein geistiges Übergewicht über die andern. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts aber, seit dem Sinken der mittelhochdeutschen Dichtung also, behauptete keine Mundart mehr ein entschiedenes Übergewicht; es wurde in allen Mundarten geschrieben, ohne daß diese durch ein gemeinsames Band wären zusammengehalten worden. Dadurch gerieth die deutsche Sprache in einen Naturzustand zurück, aus dem alle Gesetzlichkeit der Form und alle Festigkeit wich, sodaß sie im 15. Jahrhundert immer mehr verwilderte, ohne daß die geistlosen Satzungen der Meistersänger diese Verwilderung zu hemmen vermocht hätten. Aus diesem traurigen Zustande riß Luther unsere Sprache, vornehmlich durch seine Bibelübersetzung. Er bildete sich seine Sprache selbst, indem er mit großer Weisheit und in richtiger Erkenntniß der wahren Aufgabe einer Gesammtsprache das Gediegenste aus den beiden deutschen Hauptmundarten, dem Ober- und Niederdeutschen, zu einer deutschen Gesammtsprache vereinigte, doch so, daß er das Oberdeutsche vorzugsweise zum Grunde legte. So hatte ein einzelner Mann die deutsche Gesammtsprache (die neuhochdeutsche Sprache) gebildet, welche bald allgemein anerkannt wurde, da man allgemein das Bedürfniß derselben fühlte. Luther hatte aber nur den Grund gelegt, auf welchem die Spätern weiter bauen müssen. Aber bald brach die schauderhafte Sprachmengerei ein, welche die kaum festgestellte Sprache ihrem Untergange nahe brachte. Aus dieser Gefahr wurde die Sprache durch einen Gelehrtenverein, die Fruchtbringende Gesellschaft, welche der italienischen Crusca nachgebildet wurde und alle bedeutendsten Schriftsteller der damaligen Zeit zu Mitgliedern hatte, errettet. Nach ihrem Aufhören (1680) trat eine neue Verwilderung durch Frankreichs Übergewicht ein, und die Sprache wurde abermals durch einen Gelehrtenverein gerettet, durch die Deutsche Gesellschaft in Leipzig, durch deren Vorsteher Gottsched aber die Gesellschaft bald so in den Hintergrund trat, daß nicht sie, sondern er Gesetzgeber der deutschen Sprache wurde und lange Zeit fast unumschränkte Gewalt ausübte (mehr noch als vor ihm Opitz). Geringern, aber doch immer noch sehr bedeutenden Einfluß auf die Fortbildung der deutschen Sprache übten später Adelung, der die Gesammtsprache gern auf die obersächsische Mundart zurückgeführt hätte, und Campe, der hochverdiente Sprachreiniger. Von den neuern deutschen Sprachgesellschaften hat keine ein entscheidendes und überwiegendes Ansehen erlangt, weil sie entweder kein festbestimmtes Ziel sich vorgesteckt hatten, oder weil es ihnen an einer hinreichenden Anzahl tüchtiger und eifriger Mitglieder fehlte, oder auch weil von Anfang an der rechte Eifer nicht da war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire de la révolution de 1830, par *Cauchois-Lemaire.* Erster Band. Paris 1842.

Der Verf. dieser Schrift, die in mehr als einer Beziehung ein bedeutendes Interesse in Anspruch nehmen kann, holt bei seiner Geschichte der Julirevolution etwas weit aus. Er steigt nämlich in seiner Esquisse préliminaire sowie in der darauf folgenden Introduction weit über die großen Ereignisse des Jahres 1789 hinauf und verliert sich in Geschichte der Blütezeit der alten Monarchie; ja, er zieht bei seiner Beleuchtung vom Wesen der Demokratie — dies ist eigentlich das Thema dieses Bandes — die ganze alte Welt in den Kreis seiner Betrachtungen. Und er begnügt sich bei diesen vorausgeschickten Bemerkungen nicht etwa mit einzelnen allgemeinen Strichen, sondern er ergeht sich im Irrgarten derselben so sehr, daß er am Schluß des ersten Bandes — und das ganze Werk ist nur auf drei Bände berechnet — noch nicht einmal bei der Julirevolution, deren Geschichte der Titel verspricht, angelangt ist. Aber abgesehen von dieser allzu großen Umständlichkeit und einer breiten Geschwätzigkeit, die Demjenigen, der selbst an den Ereignissen Theil genommen hat, um so eher verziehen wird und in die namentlich alte ausgediente Diener der Tagespresse, wie der Verf. einer ist, leicht fallen, kann man vorliegendem Werke einen hohen Werth nicht streitig machen.

Wir wollen dem Verf. in die Geschichte von der allmäligen Entwickelung der demokratischen Ideen (du mouvement démocratique) nicht folgen, der die Esquisse préliminaire gewidmet ist, so interessant es auch sein mag zu sehen, wie diese gewaltigen Ideen, denen zum Theil schon die Gegenwart gehört, sich versteckt und unbemerkt bildeten und an Kraft gewannen, bis sie mit einem Male in der französischen Revolution die unterwühlte Decke der alten Monarchie wie ein mächtiger Strom durchbrachen. Es ist dies ein Thema, das uns hier zu weit über die Grenzen dieser Zeitschrift und ganz auf das Gebiet der Politik führen würde. Ebenso wenig wollen wir hier auf die Geschichte der Regierung Ludwig's XVI., der Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs eingehen, denen Cauchois-Lemaire 60 enge Seiten seiner Introduction historique widmet. Wir wollen vielmehr nur den Theil seines Buchs ins Auge fassen, der es mit der Geschichte der Restauration zu thun hat. Es ist dies jedenfalls der interessanteste und werthvollste Abschnitt des vorliegenden Bandes. Der Verf. steht hier auf einem Boden, auf dem er wirklich zu Hause ist. Die Rolle, welche er im Kampfe der liberalen Opposition gegen die Restauration gespielt hat, war glänzend und — was nur wenige seiner Mitkämpfer aus jener Zeit, die jetzt im Besitz der Macht sind, von sich sagen können — er kann ohne eine Anwandelung von Reue auf jene Periode seines Lebens zurückblicken, denn den Grundsätzen von damals ist er noch jetzt getreu geblieben. Dieser Umstand verleiht seinem Werke ein eigenthümliches Interesse, ohne daß dadurch die Unparteilichkeit des Historikers auf irgend eine Weise gefährdet würde. Ohne daß er also seine Rolle als Vorkämpfer der demokratischen Ideen, die sich in der Julirevolution wieder Luft machten, nachdem man sie einige Jahrzehnde lang niederzuhalten und zu ersticken versucht hatte, verleugnete, ist seine Sprache doch eine andere als diejenige, in der er seine flammenden Journalartikel, seine polemischen Flugschriften und die Briefe, die von ihm selbst in den „Lettres politiques, religieuses et historiques (2 Bde., Paris 1828—31) zusammengestellt sind, geschrieben hat. Sein Ton ist gemäßigter geworden, seine Stimme hat ihre donnernde Leidenschaftlichkeit verloren, und besonders merkt man wol hier und da in seiner Darstellung, daß die meisten von den Illusionen, die der schnelle Sieg im demokratisch gesinnten Publicisten hervorgerufen hatte,

jetzt, nachdem Jahre darüber hingegangen sind, verrauscht sein mögen. Aber auf allen Blättern seines Werks erkennen wir den ehrenwerthen Mann, der nur im Dienste seiner Überzeugung allen Lohn und alle Ehre von der Hand wies und selbst seinen Feinden Achtung abzwang.

Zuerst macht Cauchois-Lemaire darauf aufmerksam — und dieser Punkt ist noch nicht gehörig gewürdigt worden —, wie die Verbündeten, in deren Gefolge Ludwig XVIII. nach Frankreich kam, sich wohl hüteten, gleich anfangs mit der „Legitimität" des neuen Königs hervorzutreten. Diese Sprache hätte die Nation, die es verlernt hatte, von den legitimen Ansprüchen eines Herrschers reden zu hören, verletzen können. Es wurden mildere Formen angewandt, und man that fast, als überlasse man die Königswahl dem allgemeinen Willen des Volks, statt das „göttliche Recht" gelten zu machen. Die Enkel Heinrich's IV. schworen der Eine in seiner Antwort an den Senat, der Andere in seiner Declaration von Saint-Ouen die monarchischen Principien des alten Regime ab und der König trat, wie der Verf. sagt, dadurch, daß er die legislativen Versammlungen eröffnete, in den Schoos der constitutionnellen Kirche über. Aber es war schwer für Ludwig XVIII., welcher der geistigen Bewegung des Landes, das er regieren sollte, fremd geblieben war, sich mit Sicherheit auf dem neuen Boden, der in allen Richtungen unterwühlt war, zu bewegen, schwerer noch, sich der angeerbten Ideen seiner Vorfahren zu entschlagen. So achtete er nicht auf das Wort Fouché's, der da sagte: „daß die Keime des Hasses, welche man zu Anfang einer Regierung in die Gemüther legt, niemals erstickt werden." Wenn man irgend eine Regierung von einer verhängnißvollen Richtung ihrem Sturze entgegengerissen sieht, so ist es die Restauration. Selbst das blödeste Auge muß in der Julirevolution die logischste Folge derselben erkennen. Dafür waren aber auch die Verhältnisse, unter denen Ludwig XVIII. zum Throne kam, die schwierigsten, die man sich denken kann. Wir wollen die Gefahren, die ihn jeden Augenblick bedrohten und ihm bei jedem Schritte hindernd in den Weg traten, nicht weiter einzeln aufzählen. Sie sind übrigens auch bekannt genug. Die Hauptsache aber bleibt doch immer die namenlose Verblendung der Bourbons. Ihr Verderben war, daß sie glaubten, Frankreich, das der ewigen Unruhen überdrüssig sich nach Ruhe sehnte, eine glückliche Entfaltung des gefährdeten Handels und der Industrie verlangte und sich mit einem mäßigen Grade von Freiheit begnügen zu wollen schien, empfinde Reue über die Vergangenheit. Aus dieser festen, unerschütterlichen Überzeugung der Bourbons sind alle reactionnairen Maßregeln herzuleiten, mit denen sich die Restauration ihre Grube selbst gegraben hat. Diese Überzeugung ward noch genährt und gesteigert von der übermüthigen Partei der Royalisten, die es offen erklärten, „Das, was 14 Jahrhunderte bestanden habe, müsse wieder hergestellt werden", und die so weit gingen, daß einer aus ihrer Mitte sagen konnte: „La révolution n'est qu'une rébellion de vingt-cinq ans."

Von jetzt an ziehen sich die Wetterwolken zusammen und man glaubte jeden Augenblick, der Sturm müsse hereinbrechen. Aber wenn auch das Gebäude der alten Monarchie, das man aus den Trümmern der Revolution wieder zusammengefügt hatte, in seinen Fugen kracht, die Regierung und ihre verblendeten Anhänger allein sehen und hören nichts. Wenn man jetzt rückwärts blickt, so begreift man kaum, wie sie das Schwert nicht erblickten, das an einem Faden über ihnen schwebte. Allerdings schien Ludwig XVIII. sich einen Augenblick zu besinnen, ob er sich von dieser gefährlichen Richtung tragen lassen sollte; bald aber umflutete ihn der Strom der Reaction und er ließ sich ohne Widerstreben von ihm fortreißen. Von diesem Augenblicke an erstarkte die Opposition; ja, der Gedanke einer neuen Revolution, eines Nachspiels zum vorhergehenden Drama, regte sich in den Gemüthern. Die Namen Carnot, Lafayette u. A. wurden vom Volke mit besonderer Liebe genannt, aber es fehlte der liberalen Opposition noch zu sehr an Einheit, als daß sie einen Kampf hätte wagen können. Die constitutionnelle Coterie der Frau v. Staël, die Kaiserlichen unter Bassano, die republikanische Fraction, die Anhänger der Gebrüder Lallemant und Lefebvre-Desnouettes durchkreuzten sich mit ihren Planen, ihren Wünschen, Hoffnungen und Maßregeln, während der Graf von Artois seinerseits der Partei der Royalisten die nöthige Energie gab, um diesen verschiedenen Fractionen noch eine Weile die Spitze bieten zu können.

Die Geschichte nun dieser einzelnen Theile der Opposition, die, nachdem sie sich allmälig verschmolzen hatten, nothwendigerweise den Sieg davontragen mußten, bildet den eigentlichen Kern des vorliegenden Bandes. Der Verf. hätte diesem Bande eine größere Ausdehnung geben können, während er sich bei den einleitenden Betrachtungen kürzer zu fassen hatte. Auch hätte er den geheimen Gesellschaften, wie dem Carbonarismus, der Gesellschaft „Aide-toi, le ciel t'aidera" u. s. w., die alle nur flüchtig abgefertigt werden, eine größere Aufmerksamkeit schenken sollen. Wennschon ihre Wirksamkeit in der Verborgenheit sich nicht in ihrer ganzen Ausdehnung überblicken läßt, so ist ihre Bedeutung doch so groß, daß sie in der Geschichte der Restauration durchaus nicht übergangen werden dürfen. Blanc, der in seinem Werke über die Julirevolution auf ihr Treiben ausführlicher eingeht, hat das Richtigere getroffen. Auch die Thätigkeit der Oppositionspresse, welche gewissermaßen der Mauerbrecher war, unter deren Stößen die Regierung der Restauration zertrümmert wurde, hätte in dieser Darstellung mehr in den Vordergrund treten müssen. Zu keiner Zeit ist es so wahr gewesen, daß die Presse die größte Macht ist, als damals. Der Verf. hat es vielleicht vermieden, sie in ihrer ganzen Bedeutung darzustellen, um den Verdacht von sich zu wälzen, als schlage er ihre Wirksamkeit zu hoch an und zwar um so mehr, da er, wie gesagt, selbst einer der rüstigsten und unerschrockensten Streiter der Tagespresse, der immer auf der Bresche stand, gewesen ist. Aber wer hätte den uneigennützigen Verf. der „Lettre au duc d'Orléans" u. s. w. der Eitelkeit und der Selbstüberschätzung zeihen können, und wenn er auch seine eigene Persönlichkeit in der Schilderung jener erbitterten Kämpfe mit hätte auftreten lassen? Drei Jahre Gefängniß, ebenso viel Exil und 120,000 Francs Strafe, die er sich durch seine unerschrockene Polemik in Journalartikrln oder Flugschriften zugezogen hatte, geben ihm schon ein Recht mitzusprechen. 6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 288. —— 15. October 1843.

Über die Nothwendigkeit eines gesetzgebenden Gelehrtenvereins für Verbesserung und Fortbildung der deutschen Sprache.

(Fortsetzung aus Nr. 287.)

Wenn wir nun also bedenken, daß unserer Sprache zwei Mal durch Sprachgesellschaften wieder aufgeholfen worden ist, daß sie sich übrigens immer von einzelnen Männern hat leiten lassen und nun immer noch so große Mängel hat, und wenn wir auf der andern Seite sehen, wie andere Sprachen durch gesetzgebende Gelehrtenvereine zu Regelmäßigkeit, Einheit und Schönheit gelangt sind: so erscheint gewiß auch für die deutsche Sprache ein gesetzgebender Gelehrtenverein höchst wünschenswerth, ja selbst nothwendig. Der Gedanke an einen solchen Verein ist auch durchaus kein neuer; schon Leibnitz machte einen derartigen Vorschlag („Unvorgreifliche Gedanken", §. 30 fg.):

> Weilen aber die Sach von einem grossen Begriff, so scheinet selbige zu bestreiten etwas grössers als privat-Anstalt nöthig, und würde demnach dem ganzen Werk nicht besser noch nachdrücklicher, als mittelst einer gewissen Versammlung oder Vereinigung aus Anregung eines hocherleuchteten vornehmen Haupts mit gemeinem Rath, und gutem Verständniß zu helffen sein. — Das Haupt-Absehen wäre zwar der Flor des geliebten Vaterlandes Teutscher Nation, sein besonderer Zweck aber und das Vornehmen (oder object) dieser Anstalt wäre auf die Teutsche Sprache zu richten, wie nehmlichen solche zu verbessern, auszuzieren und zu untersuchen.

Auch Klopstock hatte beim Entwurfe seiner „Deutschen Gelehrtenrepublik" etwas Ähnliches im Sinne, und Wieland sprach das Bedürfniß aus, durch ein sogenanntes „gemeinschaftliches Panier" der Willkür und Gesetzlosigkeit der deutschen Schriftsteller und der Verwirrung der deutschen Schreibarten ein Ende zu machen; auch Fürst Metternich soll sich mit dem Gedanken an einen deutschen gesetzgebenden Gelehrtenverein beschäftigt haben. Ist ein solcher noch nicht zu Stande gekommen, so liegt dies keineswegs an der Unmöglichkeit desselben, sondern an den verkehrten oder nicht genug eifrigen Versuchen zur Herstellung eines solchen Vereins. Ja ich möchte behaupten, man wünscht ziemlich allgemein einen deutschen gesetzgebenden Gelehrtenverein und nimmt nur an diesem Namen Anstoß. Mit der Sache selbst sind Viele im Grunde einverstanden, die äußerlich dagegen streiten. So sträubt sich z. B. ein Ungenannter in Nr. 62 d. Bl. f. 1843 gegen einen gesetzgebenden Gelehrtenverein und sagt gleichwol nachher (S. 247):

> Eine recht genaue Revision der gesammten sprachlichen Veränderungen und ein darüber zu veröffentlichendes Gutachten, welche davon beizubehalten und welche zu verwerfen sein möchten, womöglich von einem Vereine dazu Befähigter, könnte deshalb gewiß ein so nützliches als in jeder Hinsicht dankbares Unternehmen werden.

Die Deutschen kommen mir in dieser Beziehung vor wie die Athener, denen es ihre eifersüchtige Freiheitsliebe unmöglich machte, einen Herrscher zu dulden, und die sich doch fortwährend von einzelnen Männern gängeln ließen, wenn diese nur nicht den Namen Herrscher hatten. So sträuben sich die Deutschen mit aller Gewalt gegen einen Gesetzgeber in sprachlichen Dingen, und in der That erkennt doch Jeder einen Gesetzgeber an, seinen Lehrer oder seine Sprachlehre oder — sich selbst. Und natürlich, denn Pfleger und Wärter muß die Sprache haben; soll der Wildling veredelt werden, so bedarf er der pflegenden Hand des geschickten Gärtners.

Man sagt öfters, wir bedürften keines Vereins von Gelehrten, denn in Deutschland leiste ein Mann (vermöge seines deutschen, d. h. eisernen Fleißes) so viel wie in andern Ländern eine ganze Gesellschaft. Zu solchen Reden kann uns nur die größte Eitelkeit verleiten. Niemand wird leugnen, daß die Ansichten eines Einzelnen immer einseitiger sein müssen als die aus gründlicher Berathung Mehrer hervorgegangenen; man erinnere sich nur an die Einseitigkeit Adelung's, der nichts außer der obersächsischen Mundart wollte gelten lassen, und der dessenungeachtet noch jetzt sein Ansehen nicht ganz verloren hat. Und dann sind die zu einer geregelten Verbesserung und Fortbildung der deutschen Sprache nothwendigen Arbeiten so riesenmäßig, daß sie die Kräfte oder auch nur die Lebensjahre eines einzelnen Mannes oder einiger weniger Männer weit übersteigen. Und wenn wir wirklich unsere Sprache der Leitung eines Einzelnen übergeben wollen, wie dann, da wir nicht auf derselben Stufe stehen bleiben können, nach dessen Tode? Wie, wenn gleichzeitig mehre sehr bedeutende Sprachlehrer mit ganz verschiedenen Ansichten und Grundsätzen da sind? Wem soll man dann folgen? Wie wiederum, wenn Niemand eines un-

angefochtenen Ansehens genießt? Jetzt folgen Einige Jakob Grimm, Einige Ferdinand Becker, die Meisten sich selbst, und eben daher kommt die große Verderbniß unserer Schriften, denn Jeder, der kaum das Wesen der Sprache erkannt hat, will sich anmaßen, mit der deutschen Sprache, einer Kunstsprache, nach Willkür zu schalten und zu walten.

Hieran schließt sich ein zweiter Einwurf gegen einen gesetzgebenden Sprachverein. Man sagt, der deutsche Geist sei zu frei, um selbst seine Sprache fesseln zu lassen. Sonderbarer Widerspruch im Wesen des deutschen Volks! Auf der einen Seite klagt man über seine eigene Unfreiheit und Beknechtung und rühmt die Freiheit der Franzosen u. s. w., und auf der andern Seite erschrickt man bei dem bloßen Gedanken an einen gesetzgebenden Sprachverein, dem sich doch selbst freie Völker willig unterworfen haben. Auch die freien Ungarn haben 1825 in Pesth eine Gelehrtengesellschaft begründet, die namentlich den hohen Zweck hat, die bisherige Gesellschaftssprache, die deutsche, zu verbannen und die ungarische zu verbessern; eine Menge neuer Wörter haben sich, sowie sie die Genehmigung des Gelehrtenvereins erhielten, schnell verbreitet. Und dieser Verein ist eine wahre Volkssache; nach mehren verunglückten Versuchen kam er binnen wenigen Minuten auf dem Landtage zu Stande; der Graf Szechényi gab den Ausschlag, indem er 60,000 Gulden zur Begründung der Gesellschaft aus seinem Vermögen hergab und dadurch sogleich auch andere Vaterlandsfreunde zu ähnlichen Opfern vermochte. Es kann also ein gesetzgebender Sprachverein doch wol nicht ein der Geistesfreiheit so sehr gefährliches Ding sein. Ja, ich behaupte im Gegentheil: er ist der allein gesetz- und vernunftmäßige Beherrscher, oder besser Schiedsrichter und Ordner der Sprache. Statt dieses rechtmäßigen Schiedsrichters aber, wie ihn andere Sprachen anerkennen, haben wir eine Menge kleiner Könige, eine Menge unberufener und unbefugter Herrscher. Solche Willkür verlangt z. B. Rüdiger („Neuester Zuwachs der teutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde", drittes Stück, Leipzig 1784, S. 9 fg.) ausdrücklich, zu einer Zeit, wo Adelung in der Sprache allgewaltig zu werden anfing:

> Er (Adelung) hat es mit seinen Werken wohl und theuer genug verdienet, der teutsche Aristarch und Johnson zu heißen. Er ist noch mehr, weil er uns zugleich einen verbesserten Du Fresne und Johnson liefern kann. Aber sollen wir ihn zur Belohnung dafür, wie der Wochenschriftler Fitz-Adam seinen Johnson, zum höchsten Richter, unabhängigen Dictator und unfehlbaren Pabst in unserer Sprache erheben, ihm in allem folgen, blindlings glauben, durch sein Ansehn schlichten und fest setzen, was streitig und zweifelhaft ist? Nein, davor wache der Schutzgeist der teutschen Freyheit, Wahrheit zu denken, zu sagen und darnach zu handeln. Wenn das sich frey dünkende Britannien einen Dictator und Pabst und, sonderbarer Contrast! das despotisch gescholtene Frankreich einen oligarchischen Rath der vierzig zur Verwesung seines Sprachwesens ernennet, so wollen wir unsere natürliche Anarchie und Autonomie auch hierin behaupten.

(Der Beschluß folgt.)

Die runden Thürme von Irland.

Ein die runden Thürme von Irland — The round towers of Ireland — besprechender Aufsatz in Mr. und Mrs. Hall's verdienterweise auch in Deutschland bekannt gewordenem Werke über Irland*) hat den Herausgeber des „Edinburgh journal" veranlaßt, in Betreff „dieser seltsamen und mysteriösen Gebäude" seinen Lesern eine kurze und interessante Mittheilung zu machen, die folgendermaßen lautet:

„Wem der Gegenstand dieser Zeilen völlig fremd ist, möge wissen, daß die runden Thürme von Irland alte Gebäude sind, die eine eigenthümliche und auffallende Gestalt haben und über die ganze Schwesterinsel zerstreut stehen, ohne daß sich authentische Nachricht vorfindet, wozu sie ursprünglich bestimmt gewesen oder später gebraucht worden. Es gab deren früher bedeutend mehr als jetzt, wo sich nur noch 83 zusammenzählen lassen, von denen kaum 20 vollkommen erhalten sind. Wie leicht zu glauben, staunt das Volk sie an und bieten sie dem heimischen Alterthumsforscher einen interessanten Stoff. Aber auch außerhalb Irland verdienen sie Beachtung, denn zwei ähnliche Thürme in Schottland abgerechnet existirt kein dergleichen Bauwerk im gesammten christlichen Europa. Allem Vermuthen nach gehören sie einer Zeit an, die weit über die hinaus reicht, wo die Geschichte unsers Welttheils zu tagen beginnt, und sind daher schon aus diesem Grunde fast ebenso denkwürdig wie jene wunderbaren, verschollenen Städte in Centralamerika, mit welchen vor kurzem Stephens uns bekannt gemacht hat."

„Sämmtliche runde Thürme von Irland und auch die zwei in Schottland haben ein und dieselbe eigenthümliche Gestalt. Sie sind nicht blos rund, sondern laufen auch spitz zu, haben meist eine Höhe von 100 Fuß und sind oben konisch abgestumpft. Am Fuße variirt der Durchmesser zwischen 8 und 15 Fuß; die Thür ist gewöhnlich 10 oder 12 Fuß über dem Boden; alle scheinen drei oder vier Stockwerke und in jedem ein kleines Fenster gehabt zu haben, und meist finden sich nahe unter der Abstumpfung vier kleine Fenster nach den vier Weltgegenden zu — nur zwei haben an dieser Stelle deren sechs. Obwol die Höhe der unversehrten Thürme im Durchschnitt 100 Fuß beträgt, so gibt es doch welche, die beträchtlich kleiner, einen von 84, einen andern von 60, und wieder welche, die beträchtlich größer, einen zum Theil eingefallenen von 110 Fuß. Die Abweichungen der Form sind sehr unbedeutend. Der Thurm von Kinneagh ist an der Basis sechsseitig, darüber rund; der von Ardmore hat auswendig drei Gürtel, der von Dysart einen und der von Devenish unmittelbar unter der Abstumpfung einen mit Sculpturarbeit. Bei einem ist die Thür gewölbt, bei andern ein einfaches Oblongum. Aber bei allen — die in Schottland nicht ausgenommen — besteht das Mauerwerk aus regelmäßig zugehauenen Sandsteinblöcken (sogenannten Grundstücken) zierlich aneinander gelegt und zusammengefügt, während die innere Seite unebener, der Kalk jedoch ohne Ausnahme von der besten und dauerhaftesten Qualität ist. Schon hieraus folgt, daß die runden Thürme nicht das Product eines rohen Volks sein können. Vielmehr geben sie unleugbares Zeugniß, daß die Nation, die sie aufgeführt, in den Künsten, vielleicht auch in der Wissenschaft nicht geringe Fortschritte gemacht haben muß. Für Letzteres dürfte die Anordnung der Fenster hinlänglicher Beweis sein. Daß nun nach Verlauf von nicht weniger, muthmaßlich von mehr als zwölf Jahrhunderten so viele dieser Gebäude noch unversehrt sind, muß natürlich ebenso sehr überraschen wie die Zierlichkeit der Arbeit. Von dem Thurme zu Brechin in Schottland wird behauptet, daß bei starkem Winde der obere Theil vor- und rückwärts schwanke, und wir hegen gegen die Richtigkeit dieser Angabe nicht den entferntesten Zweifel. Hinsichtlich der Orte aber, wo die Bauwerke stehen, ist es eine bemerkens-

*) Wir behalten uns vor, nächstens ausführlicher darauf zurückzukommen. D. Red.

werthe Eigenthümlichkeit, daß sie insgesammt sich in der unmittelbaren Nähe von Kirchen befinden."

„Erst in der neuern Zeit haben die irischen Alterthumsfreunde angefangen, sich mit den runden Thürmen zu beschäftigen, und der Mangel jeder, ihren Ursprung betreffenden Nachricht ist reichlich durch Conjecturen ersetzt worden. Man hat sie bald für Glockenthürme, bald für Feuerthürme, bald für Bußhäuser, bald nach dem Vorbilde der Säulen orientalischer Heiligen für Einsiedlerstationen erklärt. Im J. 1830 setzte die Königliche irische Akademie auf die beste Abhandlung über diesen Gegenstand einen Preis aus, den sie zuletzt zwei Männern ertheilte, die ihre voneinander abweichenden Ansichten mit seltenem Geschick vertheidigt hatten, den Herren O'Brien und Petrie. Ersterer hat seitdem seine Arbeit veröffentlicht und die des Letztern ist, wie wir hören, unter der Presse. O'Brien sieht in den runden Thürmen das Werk eines heidnischen Volks und eine Erscheinung aus dem Orient. Petrie erachtet sie für minder alt, für Bauwerke der frühesten Christen in Irland, die sie theils zu Aufhängung der Glocken, theils zu Aufbewahrung werthvollen Kirchen- und Klostereigenthums gebraucht."

„Fast möchten wir glauben, daß Petrie's Theorie lediglich aus dem Wunsche hervorgegangen sei, das Staunen zu vermindern, das sich an den Ursprung der runden Thürme geknüpft hat. Ein solcher Zweck mag ganz löblich sein, nur darf er nicht zu weit führen. Wären die runden Thürme christlichen Ursprungs, so ist schwer abzusehen, warum die Annalen der frühesten irischen Priesterschaft sie so selten und nicht das Erbauen eines einzigen speciell erwähnen. Die wenigen vorkommenden Notizen gedenken ihrer unter den Namen Turaghan und Ferdh nemedh, erwähnen aber mit keiner Sylbe ihrer Erbauung, ihres Alters und ihres Gebrauchs, woraus sich wol schließen läßt, daß sie schon damals alte Gebäude und ihr Ursprung vor tausend Jahren ebenso unbekannt war wie heute. Eine der ältesten Begebenheiten in der irischen Geschichte, der Sturz der Firbolgs durch die Danaans, soll in einer Gegend stattgefunden haben, die nach einem benachbarten Thurme Muigh Tuireth na bh Fomorach, die Ebene des Fomorischen Thurms genannt wird. In gleich früher Zeit geschieht der Tor inis (der Tory-Insel) d. h. der Insel des Thurms, sowie der Thürme von Temur und Tara Erwähnung. Die Annalen der vier Meister von 898 gedenken des Turaghan Ancoire, des Feuerthurms des Einsiedlers zu Inniscailtre. Die Ulsterannalen von 996 erzählen, ein Blitz habe Armagh in Asche gelegt und weder die Krankenhäuser, die Stiftskirche und den Erdam, noch den Fedneamead verschont. Dasselbe wird in demselben Jahre von Tigernach erzählt; aber statt Erdam steht hier Cloichteach, Glockenthurm. Während dies nun Alles ist, was die Annalen über die Thürme enthalten, ist von Erbauung von Kirchen sehr häufig die Rede, und erwägt man die verhältnißmäßige Größe und Wichtigkeit der Gebäude, so muß man vernünftigerweise wohl annehmen, daß, im Fall die Thürme mit den Kirchen aus Einer Zeit stammten, die Annalen hinsichtlich jener sich nicht so schweigend verhalten haben würden — dies unsers Erachtens ein weiterer Beleg für ihr hohes Alterthum."

„Wir wollen nicht bergen, daß auch wir uns einst der Meinung zuneigten, die Thürme seien Einsiedlerstationen gewesen. Doch erkennen wir, daß sowol dawider als wider die Vermuthung, die sie zu Glockenthürmen macht, entscheidende Bedenken vorliegen. Wurden sie für Einsiedler errichtet, wozu sie so hoch und aus solchem Material bauen, während die anstoßenden Kirchen klein und niedrig, viele sogar von Holz waren? Allerdings herrschte in Irland vorzeiten viel Einsiedlerwesen; aber die Eremiten wählten sich bescheidenere Aufenthaltsorte als hoch in die Lüfte ragende Thürme. Noch gibt es in der Nähe vieler alten Kirchen kleine Zellen, die ihnen zu Wohnungen dienten, so in Ardfert, Scattery und Glendalough. Noch existirt zu Ardmore Declan's Zelle — im Leben sein Haus, im Tode sein Grab — und heißt der Bonachan. Die Zelle des Marianus Scotus war ein ähnliches niedriges Gebäude. Müssen wir daher auch bezweifeln, daß die Thürme ursprünglich zur Aufnahme von Einsiedlern errichtet wurden, so mögen wir doch keineswegs leugnen, daß in späterer Zeit Manche sie zu Bußwohnungen benutzt haben. Unstreitig war das der Fall mit obengenanntem Turaghan Ancoire, dem Feuerthurme des Einsiedlers auf der heiligen Insel im Shannon. Der Name bezeichnet die frühere heidnische Bestimmung zugleich mit der spätern christlichen Benutzung. Auch geht die Sage von einem Einsiedler — Harris erzählt sie —, der auf der Spitze des Thurms von Drumlahan in Cavan gelebt, welcher Thurm noch heutigen Tags Cloich-Ancoire, das steinerne Haus des Eremiten, heißt."

„Daß die Thürme ursprünglich nicht zu Glockenthürmen bestimmt gewesen, dafür dürfte sowol ihre Gestalt als ihre Abtrennung und Entfernung von den Kirchen sprechen, wodurch sie jedenfalls von den Glockenthürmen in andern Ländern sich unterscheiden. Wie indeß lange nachher einige wenige Eremiten sie zur Wohnung gewählt, so mögen andere zu Aufhängung von Glocken gedient haben. Seit den letzten 150 Jahren ist das zu Cloyne und zu Castledermot geschehen. Nach Einführung der Glockenthürme in Irland gegen das Ende des 9. Jahrhunderts kommt in den irischen Geschichtsbüchern das Wort Cloichteach oder Campanile sehr oft vor. Es wird aber stets und ausdrücklich von Turaghan oder Fidneimhedh unterschieden. Der Cloichteach oder Clochier scheint meist von Holz gewesen zu sein, denn es findet sich die Nachricht, daß einige ein Raub der Flammen wurden. Diese so beschriebenen Gebäude werden an Orte gesetzt, wo nie ein runder Thurm gestanden zu haben scheint, so zu Slane, Clonard, Emly, Telcha u. s. w. Noch existiren zu Cashel zwei Proben des Cloichteach, vermuthlich die ältesten Gebäude dieser Art in Irland. Sie stehen zu beiden Seiten der Cormac's Kapelle, die aus dem 9. Jahrhunderte datirt, machen einen Theil derselben, sind viereckig und aus gut behauenem Stein. Etliche Ellen nördlich steht ein runder Thurm, von ganz anderm Stein und völlig verschiedener Bauart. Wäre dieser ursprünglich zum Tragen der Glocken bestimmt gewesen, würde man sich die Mühe erspart haben, jene zwei Thürme zu bauen. Ähnliche Beispiele, daß ein runder Thurm in der Nähe eines viereckigen, finden sich in Swords und in Devenish. Außerdem gibt es alte Kirchen mit Glockengiebeln, die fast unmittelbar an runde Thürme stoßen, so zu Donaghmore, Killicullen, Tulloherin, Kilree, Fertagh und anderwärts. Hätte der runde Thurm den Dienst des Glockenträgers verrichtet, würden die Glockengiebel weggeblieben sein."

„Die Stellung der runden Thürme in der Nähe von Kirchen — wobei man nur außer Acht gelassen, daß sie von denselben abgetrennt und isolirt sind — hat hauptsächlich zu dem irrigen Glauben verleitet, daß sie die Schöpfung christlicher Geistlichen seien. Sehr richtig bemerkt Weld, man könne mit ebenso gutem Rechte umgekehrt behaupten, die Kirchen wären in der Nähe der Thürme erbaut worden, und erläutert dies durch die wohlbekannte Gewohnheit der ersten christlichen Missionare, ihren Gottesdienst dem ihrer heidnischen Proselyten möglichst zu accommodiren, wofür unter vielem Andern der Eifer zeigt, mit welchem sie heidnische Tempel und heidnischen Göttern geweihte Orte zu christlichen Gebräuchen benutzten. Einer der stärksten Einwürfe indessen wider die Annahme, daß die runden Thürme christlichen Ursprungs, dürfte darin bestehen, daß ihre Bauform mit keinem von der christlichen Geistlichkeit in irgend einem Lande gebrauchten Religionshause etwas gemein hat. Es ist von vornherein schwer zu glauben, daß diese eigenthümliche Form eine Erfindung der Missionare sei, die Irland und Schottland christianisirten. Wäre das aber der Fall gewesen, so ließe sich mit Gewißheit erwarten, daß die heiligen Männer aus Irland, die sich auf dem Continente ausgezeichnet, hier dieselbe Bauform eingeführt haben würden, was gleichwol nirgend geschehen. Wahr ist freilich, daß drei Thürme, nämlich die zu Donaghmore, Antrim und Brechin, über den Thüreingängen christliche Embleme haben; allein abgesehen, daß bei den zwei erstern diese Embleme erwiesenermaßen einer jüngern Zeit an-

gehören, ist es auch Thatsache, daß, sobald die frühesten christlichen Geistlichen einen alten, der heidnischen Andacht geweihten Ort sich zugeeignet, sie es eine ihrer ersten Sorgen sein ließen, Embleme ihrer Religion an den umgewandelten Gebäuden anzubringen. Dürfte demnach zweifelfrei vorliegen, daß der runde Thurm keine Erfindung der irischen Missionare, so müssen wir nothwendig seinen Ursprung in einer frühern heidnischen Lehre, vielleicht bei einer andern Menschenrasse suchen."

„Windele, Verf. von ‚Historical and descriptive notices of Cork', und wie es scheint Derjenige, der Mr. und Mrs. Hall die Materialien zu ihrem Eingangs gedachten Aufsatze geliefert, ist der Meinung, daß die runden Thürme Tempel für den einst in Irland bestandenen Ritus der Feueranbetung gewesen seien. Die dafür beigebrachten Gründe haben viel Plausibles. Zuvörderst existiren noch jetzt in Indien durchaus ähnliche runde Thürme, deren die ehemaligen Feueranbeter sich bedient. ‚Lord Valentia war ungemein überrascht von der Ähnlichkeit, die ihm zwischen zwei runden Thürmen zu Bhangulpore in Indien und denen von Irland auffiel. Die Thüren waren über dem Boden erhöht; oben hatten sie vier Fenster und die Dächer waren mit Steinen gewölbt.' ‚Wo Pennant von den Polygaren in Indien spricht, erwähnt er, daß sie ihrer alten Religion treu geblieben seien, und beschreibt ihre Pagoden als Gebäude von Cylinder- oder runder Thurmform, oberhalb entweder spitzig oder abgestumpft und häufig mit einer Kugel oder einem Stachel verziert, was die Sonne repräsentiren solle — ein Sinnbild der localen Gottheit.' ‚Hyde hat eins jener orientalischen Gebäude gezeichnet mit Rauchwolken, die aus den obern Fenstern hervordringen.' Der Kaukasus, das Land der alten Iberier, von denen Irland seine ersten Colonisten erhielt, besitzt noch eine Menge runde Thürme, und in dem von Iberiern colonisirten Sardinien gibt es ebenfalls eine große Zahl solcher Gebäude unter dem Namen nuraggi. Ferner muß das einheimische Wort in Betracht kommen, welches in Irland die runden Thürme bezeichnet, cillcagh oder golcagh, eine Zusammensetzung zweier heiligen Worte, wovon das eine Feuer, das andere Gottheit bedeutet. Weiter beziehen sich die Eigennamen mehrer Thürme unverkennbar auf Feuer, wobei nicht zu vergessen, daß ‚die Feueranbetung im alten Irland eine Thatsache ist, welche sowol durch die irischen Geschichtsbücher und die Lebensbeschreibungen der Heiligen, als durch die noch bestehenden Gewohnheiten am Vorabende des Mai, des Johannistages u. s. w. hinreichend verbürgt wird. Die Feueranbeter selbst zerfielen in zwei Sekten; die eine zündete das heilige Feuer in offenen Tempeln an, wie zu Gall-ti-mor (die Flamme des großen Kreises), zu Gall-Baille (die Flamme der Gemeinschaft) u. s. w.; die andere umschloß es im Sonnenthurme (Turaghan) oder in niedrigen überwölbten Gebäuden, dergleichen die Boens, die Zellen zu Gall-erous u. s. w. Endlich findet derselbe Thurm und derselbe niedere viereckige Tempel sich auch bei den Persern, für welche, wie überhaupt für die meisten sonst heidnischen Völker — Feuer oder Sonne stets ein Hauptgegenstand der Anbetung war'.'

„Die im J. 1841 von den Herren Odell, Abell, Hackett, Wall, Horgan und Windele geleiteten Forschungen, in deren Folge neun solche Gebäude auf das genaueste untersucht worden sind, haben zur Genüge herausgestellt, daß mehre derselben als Begräbnißplätze gedient haben. In der Tiefe des Thurms zu Ardmore wurden die Reste zweier Skelette entdeckt, die auf einem Lager von gesiebter Erde ruhten. Darüber war eine festgeschlagene Flur, über dieser vier Reihen eng verbundener, großer Steine und darüber eine andere Flur von glatt geebneter Substanz. Diese Sorgfalt und Vorsicht waren gewiß hochwichtigen Personen erwiesen, während der Mangel jeder Spur eines Sarges, eines Kreuzes, eines Ringes oder irgend eines Schmucks die Vermuthung begründen muß, daß die hier Beerdigten keine Christen waren. In der Tiefe des Thurms zu Cloyne wurden drei Skelette und im Thurme auf der Ram-Insel zu Antrim Überreste menschlicher Gebeine gefunden, ähnliche Entdeckungen aber neuerlich im Thurme zu Roscrea von einem dasigen Hrn. Wall gemacht. Beim Aufgraben des Thurms zu Drombo gelangte man mehre Fuß unter einer Schicht Schutt, Erde, Menschenknochen, Hörner und Steine, auf welche insgesammt die Einwirkung des Feuers zu erkennen war, zu einer festgeschlagenen Flur, ähnlich der in den Thürmen zu Ardmore, Cloyne, Roscrea u. s. w. Unter dieser fand sich ein Lager schwarzer, fettiger Erde und unterhalb desselben, zu ebener Fläche mit dem Grundsteine, ein ziemlich unversehrtes Skelett. (Die naturhistorische Gesellschaft zu Belfast besitzt einen Abguß des Schädels.) Was jedoch das Heidenthum dieser Gebäude über allen Zweifel erhebt, ist die Entdeckung einer Urne im Thurme zu Timahoe, sowie das Auffinden von Urnenfragmenten in den Thürmen zu Brechin und Abernethy in Schottland. In letztern lagen laut Angabe des Hrn Black, Verf. einer ‚Geschichte von Brechin', neben den Bruchstücken einer Urne von grünem Thon Knochen unter flachen Steinen, sodaß hier in Einem Grabe Verbrennung und Beerdigung zusammentreffen, genau wie in den etruskischen Gräbern. Diese Entdeckungen rechtfertigen den Namen eines der irischen Thürme, Fertagh, der Begräbnißfeuerthurm, und bezeugen ihre nahe Verwandtschaft mit den Nuraggi, dem Gozothurme, den Dagobas zu Ceylon und andern, der Sonnenanbetung angehörigen Gebäuden des grauen Alterthums."

„Schließlich die Bemerkung, daß es in Irland einen mythischen Helden der Architektur gibt, den die im Volke umgehenden Legenden zum Baumeister vieler jener seltsamen Gebäude machen. Sie nennen ihn den Goban Saer, und der Glaube ist, daß er auch außerhalb Irland als Baumeister thätig gewesen sei. ‚Der Name dieses imaginairen Wesens', schreibt Mrs. Hall, ‚wird leben, so lange die Iren ihre eingeborene Sprache und in ihrer Ungelehrsamkeit die von ihm gelehrten Grundsätze der Weisheit als Orakel bewahren werden Ich habe nicht die Zeit erfahren, in welcher er gelebt, aber die Sage versichert, in der Kunst des Bauens habe er alle seine Zeitgenossen übertroffen, und selbst in jenen Tagen der Finsterniß, wo sogar nahe gelegene Länder wenig miteinander verkehrten, habe sein Ruhm weit in ferne Lande gereicht'." 14.

Literarische Notiz.

Beitrag zur Dante-Literatur.

Einer der neuesten Bände des Compte-rendu von den Arbeiten der Tiberischen Akademie zu Rom, der uns zu Gesicht gekommen ist, enthält einen beachtungswerthen Aufsatz über Ugo Foscolo's Commentar zum Dante. Diese geistvolle Kritik rührt aus der Feder des Präsidenten der gedachten Akademie her. Der Commentar selbst, der fünf Abtheilungen bilden sollte, wurde durch den Tod des Verf. unterbrochen. Blos der erste Band ist zu London, wo sich Foscolo bekanntlich mehre Jahre hindurch aufhielt, erschienen und umfaßt zwei Bände. Carlo Cazzola, der Verf. der Kritik, auf die wir aufmerksam machen, sucht die Ansicht Foscolo's zu widerlegen, daß nämlich der einzige Zweck, den Dante bei Abfassung gehabt habe, eine beabsichtigte Reformation der Kirchendisciplin und zum Theil wenigstens auch der Riten und Gebräuche des Katholicismus gewesen sei. Diese seltsame Ansicht, die von Gabr. Rossetti vertheidigt wird, findet im Allgemeinen in Italien nur geringen Anklang. Außer diesem Aufsatze finden wir in der erwähnten Sammlung der Denkschriften dieser Akademie noch einige recht interessante Abhandlungen, von denen wir eine „Betrachtung des Handels im Allgemeinen und der Handelsverhältnisse von Italien im Besondern" vom Pater Hyacinth von Ferrari und eine „Darstellung von der Macht der religiösen Ideen im Mittelalter" von Bartolomeo Pacca namentlich hervorheben. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 289. —— 16. October 1843.

Über die Nothwendigkeit eines gesetzgebenden Gelehrtenvereins für Verbesserung und Fortbildung der deutschen Sprache.

(Beschluss aus Nr. 288.)

Man meine nur nicht, daß ein zu errichtender deutscher Gelehrtenverein ein treues Abbild des französischen oder irgend eines andern ausländischen Vereins sein müsse. Er muß durchaus deutsch sein und die Mängel zu verbessern streben, die wir an jenen fremden Vereinen wahrnehmen; er soll und kann freie Regung des Geistes nicht hemmen, sondern er kann sie vielmehr nur ermuntern durch allgemeine und öffentliche Besprechung sprachlicher Angelegenheiten. Er soll und kann dem Strome der Sprache nicht Stillstand gebieten, aber er soll ihn regeln und reinigen; er soll darüber wachen, daß reichliche Quellen und Bäche in das Bett des Sprachstroms geleitet werden, und wiederum, daß der Strom sich nicht zu weit und ungezügelt ausdehne und dadurch seine Tiefe verliere und am Ende gar versiege. Die deutsche Gesammtsprache strömt nicht mehr wie anfangs als Natursprache im obern Laufe im hohen Gebirge, wo ihr die Natur ihren Weg vorschreibt; sie strömt jetzt in fruchtbaren Ebenen als gewaltiger Strom, der seine Kraft und Schönheit verlieren kann, wenn man ihm selbst und seinen reichen Zuflüssen nicht zu Hülfe kommt. Diese Zuflüsse, welche ihm ein Gelehrtenverein durchaus nicht abschneiden, sondern vielmehr in möglichster Fülle, nur geordnet, zuführen soll, sind besonders Wörter, Wortformen und Wendungen aus den lebendigen Volksmundarten aus dem Norden und Süden, aus dem Osten und Westen des deutschen Vaterlandes, sowie aus dem Kopfe und Herzen begabter Männer entquollen. Einen Damm soll der Gelehrtenverein nur den trüben Wassern entgegensetzen, welche, auf fremdem Sprachgebiete entquollen, unsern Sprachstrom verunreinigen statt ihn zu bereichern. Daß auch die auswärtigen Sprachvereine der freien Entwickelung des Geistes und somit der Bildung neuer Wörter nicht hinderlich sind, beweist z. B. der französische, der in jede neue Auflage seines Wörterbuchs eine Menge neuer Wörter aufgenommen hat, und der toscanische, der schon sehr früh von der ursprünglich falschen Auffassung seiner Aufgabe zurückkam. Darüber sagt z. B. Leibnitz („Unvorgreiffliche Gedanken", §. 18):

> So hat auch die Italiänische Gesellschafft der Crusca oder des Beutel-Tuchs, welche die böse Worte von den guten, wie die Kleyen vom feinen Mehl scheiden wollen, durch allzu eckelhaftes Verfahren ihres Zwecks nicht wenig verfehlet, und sind daher die itzigen Glieder gezwungen worden, bey der letzten Ausgebung ihres Wörter-Buchs, viel Worte zur Hinterthür einzulassen, die man vorhero ausgeschlossen; weil die Gesellschafft anfangs gantz Italien an die Florentinische Gesetze binden, und den Gelehrten selbst allzu enge Schrancken setzen wollen. Und habe ich von einem vornehmen Glied derselbigen, so selbst ein Florentiner, gehöret, daß er in seiner Jugend auch mit solchem Toscanischen Aberglauben behafftet gewesen, nunmehr aber sich dessen entschüttet habe.

So dürfte namentlich auch ein deutscher Gelehrtenverein niemals glauben, fertig zu sein, sondern er müßte immer von neuem beginnen und unaufhörlich wirken, denn die Hülfsquellen der deutschen Sprache sind unerschöpflich. Gerade dadurch — wenn z. B. der Gelehrtenverein nach jedem Jahrzehnd eine neue Ausgabe von Wörterbuch und Sprachlehre lieferte — würde man jene Hülfsquellen erst recht kennen lernen und es müßte sehr erfreulich, anziehend und lehrreich sein, die regelmäßig fortschreitende Ausbildung der deutschen Sprache verfolgen zu können, und der Eifer für die Muttersprache, gegen die man immer noch viel zu lau ist, würde sich immer mehr steigern, denn auch jedes befähigte Nichtmitglied eines Vereins würde seine Stimme abgeben und dadurch gleichfalls auf die Fortbildung der Sprache einwirken können.

Ich höre einen fernern Einwurf gegen einen gesetzgebenden Gelehrtenverein. Man fragt: wie soll er sich entscheidendes Ansehen erringen? Die Antwort ist einfach: Ein solcher Gelehrtenverein dürfte sich durchaus nicht von vornherein als einen gesetzgebenden ankündigen; er müßte vielmehr ganz geräuschlos zu wirken anfangen; er würde sich aber bald allgemeine Geltung dadurch verschaffen, daß er von seiner Nothwendigkeit und von seiner Gediegenheit überzeugte. Nicht äußere Macht kann ihn erhalten, sondern nur er sich selbst durch innere Tüchtigkeit und Fortschreiten mit der Zeit. Vom französischen und spanischen Gelehrtenvereine könnte man leicht sagen, sie hätten sich nur dadurch Geltung ver-

schafft, daß sie unter dem Schutze der Regierung und in der Hauptstadt des Reichs entstanden; wie aber der italienische Verein? Unter der Unzahl von ähnlichen Vereinen hat er allein sich nun fast drei Jahrhunderte lang als Gesetzgeber behauptet, ungeachtet unter den verschiedenen Landschaften Italiens viel lockerere Verbindung als unter den Deutschen, selbst Haß und Zwietracht stattfindet. Allerdings müßte der deutsche Gelehrtenverein vom Staate, am besten von allen deutschen Staaten unterstützt und erhalten werden, damit alle Mitglieder desselben alle ihre Zeit und ihren ganzen Fleiß zum Besten der deutschen Sprache verwenden könnten. Und er dürfte seinen Sitz nicht in Wien oder Berlin oder München haben, sondern im innern Deutschland, denn überall hat die Gesammtsprache vorzugsweise in der Mitte des Landes ihren Sitz.

Wenn wir also die Weiterbildung unserer Gesammtsprache nicht der Willkür Einzelner, sondern der Sorgfalt einer Verbindung von Gelehrten, die nach einem bestimmten Plane und nach bestimmten, vom Volke anerkannten Grundsätzen arbeiteten, anvertrauen wollten, so wäre eine Hauptfrage, was nun eigentlich dieselbe Gesellschaft vorzugsweise zu thun haben würde. Ich will dies nur mit wenigen flüchtigen Worten anzudeuten suchen.

Vor allen Dingen müßte sie die Werke des deutschen Schriftenthums genau prüfen und die durch ihre Schreibart ausgezeichnetsten als Muster zur Nachahmung hinstellen. Auch diese Musterschriften müßten sprachlich genau geprüft und alles Tadelnswerthe in denselben in besondern Abhandlungen gerügt und verbessert werden.

Sodann müßte die Sprachlehre genau durchgenommen, alle irrthümlichen und sprachwidrigen Regeln, mit welchen uns Gottsched, Adelung u. A. beschenkt haben, berichtigt oder ausgeschieden, die zweifelhaften aber aus den lebendigen Volksmundarten bestimmt entschieden werden. Auf diese Vorarbeiten, welche vorläufig in einer Zeitschrift zusammengestellt werden könnten, damit sie allgemeine Besprechung veranlaßten, würde sich dann eine vollständige Sprachlehre gründen.

In einer solchen Sprachlehre müßte namentlich eine feste, allgemein gültige Schreibung, die dann erst den stolzen Namen Rechtschreibung verdienen würde, festgestellt werden; auch Zeichensetzung, Sylbenmessung und Versbau müßten besonders berücksichtigt werden. Die ganze Sprachlehre aber müßte sich auf Kenntniß aller lebendigen Volksmundarten stützen.

Eine Hauptaufgabe für einen solchen Verein wäre aber die Sichtung und Bereicherung des Wortschatzes. Alle gemeine, widersinnig gebildete und fremde Wörter müßten ausgeschieden und dafür eine große Anzahl bezeichnender und trefflicher Ausdrücke aus den Volksmundarten aufgenommen werden, damit die Gesammtsprache in der That Das werde, was ihr Begründer von ihr verlangte und was sie dem Wesen der Sprache nach sein soll: ein Inbegriff des Gediegensten und Schönsten aus allen lebendigen deutschen Mundarten; erst dann wird sie für die Bewohner der Landschaften nichts Fremdes und Todtes mehr sein, denn Alle werden in ihr ihre eigene Mundart wiederfinden. Auch diese Berücksichtigung der Mundarten verlangte schon Leibnitz (a. a. O. §. 32). Die Hauptaufgabe wäre also ein Wörterbuch, welches zugleich auch die brauchbaren mundartlichen Wörter enthielte; denn auch das von den Brüdern Grimm zu erwartende Wörterbuch wird sich auf die hochdeutsche Schriftsprache beschränken.

Es geht aus dem Gesagten hervor, daß die Mitglieder des Vereins allen Gauen Deutschlands angehören und eine tüchtige Kenntniß aller lebenden Volksmundarten haben müßten. Dem jetzt fast überall erwachten Streben nach Erforschung und Ausbildung der Volksmundarten scheint das Gefühl zum Grunde zu liegen, daß sie alle, in ein einheitliches Ganzes verschmolzen, erst die wahre deutsche Sprache bilden würden. August Fuchs.

Algerische Vegetation.

In der Sitzung der Académie des sciences in Paris am 10. Juli wurde ein Aufsatz des Präsidenten der nach Algier zur Verfolgung botanischer Zwecke abgesendeten Commission, Bory de St.-Vincent, vorgelesen, welcher allgemeine Gesichtspunkte und Einzelheiten von größtem Interesse darbietet. Wir theilen daraus Folgendes als das Wesentlichste mit:

...„Desfontaines' ‚Flora atlantica' erregte so viel Aufsehen in der gelehrten Welt, weil der Verf. 250 unbekannte Pflanzenarten in solcher Nähe von Europa entdeckt hatte. Fast alle diese Arten hat man seitdem an andern Küsten des mittelländischen Meeres aufgefunden, besonders an der Süd- und Ostkante der iberischen Halbinsel, welche man als das rechte Ufer eines breiten Stromes ansehen kann, dessen linkes Ufer Algerien sein würde. Die Analogie beider Landstriche ist so auffallend, daß es jetzt nicht mehr zu kühn ist, wenn man erwartet, nach vollendeter Erforschung beider alle Unterschiede in geologischer, zoologischer, botanischer und klimatischer Hinsicht völlig verschwinden zu sehen. Schon vor langer Zeit, als ich die afrikanische Küste nur erst dadurch kannte, daß ich sie von Andalusiens Höhen und Küsten aus gesehen hatte, machte ich auf die auffallende Ähnlichkeit beider Landstriche aufmerksam und stellte die Ansicht auf, daß der Meeresarm, der sie voneinander scheidet, nicht immer dagewesen. Der Gedanke, daß irgend einmal dort das Meer plötzlich durchgebrochen, war schon von Andern, aber ohne Beweise hingestellt; ich entnahm meine Beweise aus der Vergleichung der beiden Gegenden gemeinsamen Naturverhältnisse."

„Ich versuchte damals zu beweisen, daß die Revolution, der die von den Alten sogenannten Herculessäulen ihren Ursprung verdanken, innerhalb Menschengedenkens stattgefunden haben müsse und nicht weit über die Zeit, welche die Geschichtschreiber das heroische Alter nennen, hinauszurücken sein dürfte. Meine Excursionen in den J. 1840—42 haben mir Das bestätigt, was ich früher vermuthet und in den J. 1823 und 1826 öffentlich ausgesprochen habe."

„Da seit 1830 viele einzelne neue Gewächse Algeriens in Europa bekannt geworden sind, hielt man die Bekanntschaft mit der algerischen Flora schon für erschöpfend, aber es gab noch eine bedeutende Lese zu halten und wir haben gegen 60 unbekannte Phanerogamen aufgefunden, unter denen mehre wegen ihrer Schönheit in unsern Ziergärten Aufnahme verdienen. An Kryptogamen sind die drei Provinzen des französischen Afrika minder reich als an Phanerogamen. Die humusreichen Thäler, die Felsplatten, die alten Baumstämme schmücken sich dort nicht, wie an so vielen andern Orten gleicher Breite, mit einer solchen Menge von Farrnkräutern, Mosen, Flechten, Schwämmen, einer dem warmen und feuchten Klima sonst eigenthümlichen Vegetation. Die algerische Luft ist wirklich warm und feucht, man muß also den Mangel an Gewächsen dieser Art, der viel

größer ist, als wir geglaubt hatten, aus andern Ursachen als aus einer vorgeblichen Trockenheit Algeriens herleiten. Die Landbrände, welche seit undenklichen Zeiten die Eingeborenen jedes Jahr gegen Ende des Sommers zu stiften pflegen, erzeugen diesen Mangel, und diese Brände würden mit der Zeit alles Pflanzenleben vernichten, wenn nicht die Administration endlich vorsorglich Einhalt thäte. Einige Ausbeute an Kryptogamen hat sich dessenungeachtet ergeben und zwar an bevorzugten Stellen, welche von der herkömmlichen Verwüstung verschont geblieben sind. Vorzüglich aber lieferte uns das Meer eine gute Ernte im Gebiete der Hydrophytologie. In diesem noch dunkeln Zweige der Wissenschaft gelang es, drei Gattungen (genus) festzustellen und nicht weniger als 400 Arten (species), von denen etwa 60 (die bisher nur unvollkommen bekannt waren) Anspruch auf Neuheit haben."

„Die barbareske Flora wird in der Vollständigkeit, welche unser Katalog darbieten wird, genügen, um den botanischen Charakter der Umgebungen des Mittelmeers mit Genauigkeit festzustellen. Dieser Katalog wird auch für einen wohlverstandenen Ackerbau von Nutzen sein, denn wenn man weiß, was die drei Provinzen freiwillig erzeugen, so kann man daraus abnehmen, was man ihrem Boden zumuthen darf. Es wird sich zeigen, daß unser afrikanischer District nicht, wie so oft mit Emphase declamirt worden, ein erschöpftes Land ist. Man wird vielmehr von ihm Weine fodern können, welche mit den spanischen, dem Madeira, dem Canariensect wetteifern; er wird den besten Taback der Welt liefern, Baumwolle, welche die amerikanische übertrifft, Cochenille von nicht geringerer Schönheit als die mexicanische, vortreffliches Öl, Seide in solcher Vollkommenheit, wie sie China nur immer besitzt, fast alle Früchte der Welt, und darunter manche, die getrocknet eine bedeutende Ausfuhr gestatten werden, und viele andere Artikel. Der Cerealien gar nicht zu gedenken, deren wir für so viele Millionen am Schwarzen Meere holen, während sie in der Berberei überflüssig wachsen, wo sie ihrer Qualität wegen von Alters her berühmt waren."

„Die kostbaren Cerealien sind ganz anders verbreitet in Afrika, als der berüchtigte Flugsand es ist oder jemals war, von dem so schreckliche Schilderungen nach Europa kommen und der den Gegnern der algerischen Besitzungen so viel Stoff zu Declamationen über die Unhaltbarkeit derselben liefert. Bewegliche Sandschollen von drohendem und unbezwinglich sterilem Charakter kommen nirgend vor, nicht einmal in der Wüste; im Gegentheil, der Sand ist eine Seltenheit, während man ihn für eine Landplage ausgegeben hat. Man findet ihn in Algerien nur, wo in Meeresbuchten sich einige Anschwemmungen bilden, und Das, was an manchen Küstenstellen einige Ähnlichkeit mit ihm hat, was man Dünen nennt, läßt sich an Ausdehnung und Höhe nicht im entferntesten mit den Aufhäufungen vergleichen, die in vielen Strichen Norddeutschlands, Hollands, Belgiens und sonderlich an der Küste von Gascogne anzutreffen sind. Nirgend ist mehr fruchtbare Erde, nirgend in tiefern Lagen, nirgend besser anzutreffen als in Algerien, wo der Boden sich durch zwei Drittel des Jahres mit der üppigsten Vegetation schmückt. Es ist im Winter milder und im Sommer weniger heiß als irgendwo, wenn nicht in den Hundstagen ein Sirocco mehre Stunden lang weht. Das Trinkwasser ist im Allgemeinen frisch und überall vorhanden, wo nicht europäischer Vandalismus die zahlreichen Wasserleitungen, über deren Erhaltung die türkischen Barbaren sorgsam wachten, zertrümmert und Dürre verursacht hat oder Verschlammungen, durch die dann auch die Luft verderbt worden ist." 78.

Bibliographie.

Ainsworth's, W. H., Historische Romane und Sittengemälde. In sorgfältigen Übertragungen aus dem Englischen von A. Bruder. 1ste Lieferung: Schloß Windsor. 1stes Bändchen. Stuttgart, Göpel. 8. 5 Ngr.

Apologie des ungrischen Slavismus. Von S. H****. Leipzig, Volckmar. Gr. 8. 22½ Ngr.

Aristophanes, Lustspiele. Übersetzt und erläutert von H. Müller. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Arndt, E. M., Gedichte. Der neuen Ausgabe 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 2 Thlr.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1844. Herausgegeben von J. G. Seidl. 20ster Jahrgang. Mit sieben Stahlstichen. Wien, Riedl's Witwe u. Sohn. 16. 2 Thlr. 5 Ngr.

Baum, J. W., Theodor Beza nach handschriftlichen Quellen dargestellt. 1ster Theil. Mit Beza's Bildniß. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Jüdische Bekenntnißschriften. 1stes Heft: Das jüdische Glaubensbekenntniß. Berlin, Behr. 12. 2½ Ngr.

Bibliotheca magica et pneumatica, oder wissenschaftlich geordnete Bibliographie der wichtigsten in das Gebiet des Zauber-, Wunder-, Geister- und sonstigen Aberglaubens vorzüglich älterer Zeit einschlagenden Werke. Mit Angabe der aus diesen Wissenschaften auf der königlich sächsischen öffentlichen Bibliothek zu Dresden befindlichen Schriften. Ein Beitrag zur sittengeschichtlichen Literatur. Zusammengestellt und mit einem doppelten Register versehen von J. G. T. Gräße. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 25 Ngr.

Braune, H., Eldena's frühere Verhältnisse. Mit besonderer Berücksichtigung des Studiums der Landwirthschaft und dessen Einfluß auf das praktische Leben. Auf Veranlassung einer von J. Schwarzlose herausgegebenen Schrift: Mein „Leben in Eldena" geschrieben und mit einer Kritik derselben versehen. Magdeburg, Heinrichshofen. 8. 7½ Ngr.

Briefe preussischer Staatsmänner. Herausgegeben von *Dorow*. 1ster Band: Briefe des Königlich Preussischen Legationsraths *K. E. Oelsner* an den wirklichen Geheimen Rath *F. A. v. Staegemann*, aus den Jahren 1815—1827. Mit Facsimile der Handschrift. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 Thlr.

Bruchstücke aus der Kaiserchronik und dem jüngern Titurel, zum ersten Male herausgegeben und erläutert von K. Roth. Landshut, Thomann. 8. 15 Ngr.

Bueren, G. W., Gedichte. Emden, Rakebrand. Gr. 8. 1 Thlr.

Bunsen, C. C. J., Die Basiliken des christlichen Roms, nach ihrem Zusammenhange mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst dargestellt. München, Literar.-artist. Anstalt. Gr. Imp.-4. 1 Thlr. 18¾ Ngr.

O'Connel, über Irland und die Irländer. Nach dem Englischen von A. Böttger. 1ster Band, 1ste Lieferung. Leipzig, Kummer. 8. Preis des Bandes in zwei Lief. 1 Thlr.

Csaplovics, J. v., Ungerns Industrie und Cultur. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Vier Documente aus römischen Archiven. Ein Beitrag zur Geschichte des Protestantismus vor, während und nach der Reformation. Leipzig, Hahn. Gr. 8. 20 Ngr.

Ehrenberg, C. G., Verbreitung und Einfluss des mikroskopischen Lebens in Süd- und Nordamerika. Ein Vortrag. Mit vier colorirten Kupfertafeln. Berlin. Folio. 5 Thlr. 10 Ngr.

Erinnerungen der Schwester Saint Louis aus der Zeit ihrer Erziehung und ihres Lebens in der Welt. Vom Verf. von „Rom und Loretto". Zwei Bändchen. Tübingen, Laupp. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Erzählung einer vom Bischof Laurent in Luxemburg bewirkten Teufelsaustreibung. Aus dem Holländischen wörtlich übersetzt. Luxemburg, Michaelis. Kl. 8. 5 Ngr.

Evangelium und Kirche. Eine katholische Protestation gegen den Protestantismus, der sich „Kirche" nennt. Von Dr. Sylvius. Regensburg, Manz. Gr. 8. 27½ Ngr.

Fähnrich, A., Pallas Athene. Ein etymologisches Taschenbuch. 4ter Jahrgang. — A. u. d. T.: Kritisch-etymolo-

gisches Wörterbuch oder vergleichende Anatomie der deutschen Sprache. Nebst Materialien für slawische und lateinische Sprachforschung. 1stes Heft. Gitschin. 16 20 Ngr.

Die Freimaurerei und die Welt. Ein Programm. Der königlich bayerischen Friedrich-Alexanders-Universität als Beweis inniger Theilnahme an deren erster Säcularfeier gewidmet von der Loge Libanon zu den drei Cedern. Erlangen, Palm. Gr. 4. 3¾ Ngr.

Friedrich des Großen Vermächtniß. Leipzig, Binder. Gr. 16. 7½ Ngr.

Fritsche, F. G., Die erziehende Weisheit Gottes beim Rückblick auf die 1000jährige Selbständigkeit unseres Volks. Gedächtnißpredigt. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Gerus, J., Stille Lieder. I. Königsberg, Theile. 8. 15 Ngr.

Goltz, G. F. G, Jubelpredigt zur Feier des 1000jährigen Bestehens Deutschlands am 6. Aug. 1843 über Psalm 126, V. 3. Berlin, Athenäum. 8. 2½ Ngr.

Görlich, F. X., Das Leben der heiligen Hedwig, Herzogin von Schlesien, als Andenken an die 600jährige Jubelfeier ihres seligen Todes zum Besten eines kirchlichen Zweckes bearbeitet. Breslau, Aderholz. 8. 22½ Ngr.

Hagen, K., Deutschlands literarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. 2ter Band: Der Geist der Reformation und seine Gegensätze. 1ster Band. Erlangen, Palm. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Handbuch des Schachspiels. Entworfen und angefangen von P. R. v. Bilguer. Fortgesetzt und herausgegeben von seinem Freunde v. d. Lasa. Berlin, Veit und Comp. Gr. Lex.-8. 3 Thlr.

Hansen, W., Edmund von Kucksburg. Eine Rittergeschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge. Nordhausen, Fürst. 8. 22½ Ngr.

Hauthal, F., genannt F. F. Franke, Der große Christoph. Nebst einem von C. Begas gezeichneten und lithographirten Bilde und kunst- und literar-historischen Bemerkungen. Berlin, Trautwein. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hengstenberg, E. W., Commentar über die Psalmen. 2ter Band. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hopfe, J. G. F., Predigt am Tage der Feier des 1000jährigen Bestehens der Einheit und Selbstständigkeit Deutschlands. Eisleben, Reichardt. 8. 3¾ Ngr.

Junghanns, C., Beleuchtung der Bittschrift der Handelskammer von Elberfeld und Barmen an den rheinischen Landtag. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 15 Ngr.

Kall, E., Eva, die Harfenspielerin. Ein Gemälde aus dem Volksleben. Eisenberg, Schöne. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Koch-Sternfeld, J. E. Ritter v., Rhapsodien aus den norischen Alpen. Mit erläuternden historisch-topographischen und literairischen Notizen. 3te und vermehrte Auflage. München, Fleischmann. 12. 22½ Ngr.

König, K. B., Der Schade Joseph's an unsern Landgemeinden. Gesinnungsvoll aber freimüthig aufgedeckt. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 10 Ngr.

Landau, W., Die Petition des Vorstandes der israelitischen Gemeinde zu Dresden und ihr Schicksal in der II. Kammer März 1843. Dresden, Walther. Gr. 8. 4 Ngr.

Liebner, T. A., Predigt zur 1000jährigen Jubelfeier des Vertrags von Verdun. In der Universitäts-Kirche zu Göttingen am 6. August 1843 gehalten. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8 3¾ Ngr.

Meyer, W. v., Reisen in Süd-Afrika während der Jahre 1840 und 1841. Beschreibung des jetzigen Zustandes der Colonie des Vorgebirges der guten Hoffnung. Nebst Abbildung einer Löwenjagd. Hamburg, Erie. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Müller, W., Bettlers Gabe. Taschenbuch für 1844. 10ter Jahrgang. Mit dem Portrait des Verfassers. Berlin, Deutsche Verlagsbuchhandlung. Kl. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

St.-Ne[illegible], Schloß [illegible]hof, oder die nordischen Flüchtlinge. Zwei Bände. Leipzig, [illegible]brack. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Oldekop, A. v., Geographie des russischen Reichs. Nach den besten Quellen bearbeitet. Petersburg 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — Grammatikalische Unterhaltungen. Russische Sprache. Petersburg 1842. Gr. 8. 1 Thlr.

Ponsard, Lucretia. Tragödie in fünf Aufzügen. Im Versmaße des Originals verdeutscht von Stolle. München, Palm. Gr. 12. 10 Ngr.

Prätzel, K. G., Neue Maurer-Gedichte. Hamburg 1842. Gr. 12. 1 Thlr.

Prince-Smith, J., Über Handelsfeindseligkeit. Königsberg, Theile. Gr. 8. 15 Ngr.

Rabe, M. F., Forschungen im Gebiete der Vorzeit. 1stes Heft: Das Grabmal des Kurfürsten Johannes Cicero von Brandenburg in der Domkirche zu Berlin, ein Kunstwerk von Peter Vischer dem Ältern in Nürnberg, beendigt von seinem Sohne J. Vischer. Mit vier Kupfern. Berlin, Lüderitz. Gr. 4. 1 Thlr.

Reimnitz, F. W., Über die Brechung der Vokale i, u, iu im Hochdeutschen. Guben, Berger. 4. 5 Ngr.

Roswitha. Almanach der Schönheit und Tugend geweiht von Chlodwig. 3ter Jahrgang. 1844. Mit sechs colorirten Kupfern. Guben, Berger. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rupp, J., Christliche Predigten. Königsberg, Theile. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Sander, J. F. E., Der Romanismus, seine Tendenzen und seine Methodik. Mit besonderer Berücksichtigung des Kölner Ereignisses. Eine Apologie der evangelischen Kirche. Essen, Bädeker. Gr. 8. 17½ Ngr.

Schefer, L., Göttliche Komödie in Rom. Novelle. 2te unveränderte Auflage. Cottbus, Meyer. 8. 1 Thlr.

Schücking, L., Ein Schloß am Meer. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 12. 3 Thlr.

Schuur, H. W. A., Die Sonntagsfeier. Ein Wort an seine Zeitgenossen. Königsberg, Theile. Gr. 8. 10 Ngr.

Seitz, A., Die Negation in der französischen Sprache. Wissenschaftlich abgehandelt. Emden, Rakebrand. 8. 11¼ Ngr.

Souvestre, E., Der Mensch und das Geld. Frei nach dem Französischen von A. Rosas. Zwei Bände. Altona, Hammerich. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. Neue Folge. 5ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Tillier, A. v., Geschichte der helvetischen Republik von ihrer Gründung im Frühjahre 1798 bis zu ihrer Auflösung im Frühjahr 1803, vorzüglich aus dem helvetischen Archiv und andern noch unbekannten handschriftlichen Quellen dargestellt. 2ter und 3ter Band Bern, Fischer. Gr. 8. 2 Thlr. 22½ Ngr.

Trinks, K. F., Samuel Hahnemann's Verdienste um die Heilkunst. Ein Vortrag in der Versammlung homöopathischer Ärzte am 10. August 1843 in Dresden gehalten. Leipzig, Schumann. 8. 5 Ngr.

Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1844, aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von T. Hell. 21stes Bändchen. Dresden, Arnold. 1844. 8. 1 Thlr.

Werfer, A., Quintin Messis. Ein Gedicht in zwölf Gesängen. Augsburg, Wolff. 8. 10 Ngr.

Wittmann, J. C., Geographie von Würtemberg. Ulm, Heerbrandt und Thämel. 8. 7½ Ngr.

Zeuß, Die freie Reichsstadt Speier vor ihrer Zerstörung, nach urkundlichen Quellen örtlich geschildert. Mit altem Plane und alten Ansichten der Stadt. Speier, Reidhard. Gr. 4. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 290. —— 17. October 1843.

Karl Gutzkow.

Vermischte Schriften. Von Karl Gutzkow. Drei Bände. Leipzig, Weber. 1842. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Diesem Buche gegenüber befinde ich mich als Kritiker in einer in der That kritischen Lage. Das Buch bildet nämlich keine compacte Masse, keine geordnete und zusammenhängende Truppenaufstellung; es hat kein Centrum, also auch keinen rechten und linken Flügel; wo soll man es angreifen? Soll ich das Centrum sprengen? den rechten Flügel in die Flanke nehmen? den linken umgehen? mich auf die Operationsbasis werfen? Aber das Alles fehlt, an eine concentrirte Stellung, an eine Operationsbasis ist gar nicht zu denken. Man hat nur eine Tirailleurlinie vor sich, von einigem nachdrücklichen Geschützfeuer gedeckt und unterstützt, Guerrillas und tiroler Schützen, die im Busche oder Geklüft versteckt liegen und mit scharfgezogenen Büchsen gut zu zielen wissen, gewandte und geübte leichte Reiterei, die bald da bald dort ansprengt, listige Freicorps, parthische Reiterei und Kosackenschwärme, welche selbst im Fliehen noch dem Feinde Abbruch zu thun und ihm den Sieg streitig zu machen wissen.

Aber bin ich denn ein Gegner dieses Buchs oder will und muß ich es mit Gewalt sein? Ich glaube nicht. Ich bemerke unter den hier aufgestellten Truppen auch Bundestruppen, für die ich und die mit mir sympathisiren, mit denen ich lieber als gegen die ich zu Felde ziehen möchte. Mit einem Worte: ich habe an diesen Mischschriften beinahe mehr zu loben als auszusetzen. Scheint mir der eine Aufsatz unbedeutend, unerquicklich, unwahr, so löscht der folgende Aufsatz durch Inhalt und Form den unangenehmen Eindruck wieder aus; scheint mir jetzt eine Ansicht gewagt, einseitig und unhaltbar, so überrascht mich die andere wieder um so mehr durch ihre treffende Pointe oder durch geistreiche Fassung. Ja, es ist kaum ein noch so unbedeutender oder veralteter Aufsatz im Buche, der nicht durch irgend eine geistreiche Wendung frappirte und den Leser einigermaßen entschädigte. Gutzkow's Geist ist seiner Gesammtthätigkeit nach äußerst vielseitig, indem es kaum eine Erscheinung im Gebiete des geistigen, politischen, religiösen, socialen und literarischen Lebens gibt, an welcher sich sein Witz nicht übte, welche sein Geist nicht in seine Kreise bannte; aber er hat auch eine nur ihm eigenthümliche Manier, den Gegenstand seiner Betrachtung so lange hin und her zu wenden, hin und her zu schieben, zu nähern, zu entfernen, bis er die Seiten an ihm herausfindet, die seiner eigenthümlichen Geistesrichtung oder jeweiligen Absichten entsprechen, bis er ihn in das gehörige Licht und an die Stelle seines Gesichtskreises gebracht hat, wo er seiner individuellen Sehkraft am bequemsten gegenübergestellt ist. Das Ding hat zwar noch manche andere Seiten, aber diese eine Seite genügt Gutzkow, um daraus auf das Totale der Erscheinung einen falschen oder stichhaltigen oder der Wahrheit sich annähernden Schluß zu machen. Gelingt ihm das Experiment nicht, der Erscheinung innerhalb seines Sehkreises eine Stelle zu geben, bleibt sie vielmehr außerhalb seines Gesichtskreises, so setzt er sich wol eine geschärfte oder getrübte Brille auf und meint nun: er sähe das Ding doch im rechten Lichte, Umfange und Wesen. Daher die große Vielseitigkeit Gutzkow's bei aller Einseitigkeit, daher seine merkwürdige Einseitigkeit bei aller Vielseitigkeit, daher sein keckes, leichtfertiges Absprechen über Dinge, die sich ihm von selbst nicht nähern wollen, die er aber gewaltsam an sich heranzieht, die sich ihm auf Tod und Leben ergeben müssen. Es ist wie wenn man ein Weib, das sich aus freier Neigung und in natürlicher Herzensinnigkeit nicht ergeben will und kann, aus bloßem Ehrgeiz so lange heftig und zudringlich bestürmt, bis es müde und matt und verwirrt sich dem Werber zum Opfer bringt; an ein natürliches und offenes Verständniß und inniges Ineinanderschmelzen ist in solchen Fällen freilich nicht zu denken; hier ist die Scheidung zur Ehe geworden, folglich muß die Ehe auch wieder zur Scheidung werden. Gutzkow's Geist kommt häufig zum Ziel, aber nicht wie die Kugel, welche in gerader Richtung durch die Luft fliegt, sondern wie die bunte glitzernde Schlange, die sich in listigen Windungen am Boden hinringelt und sich jetzt in sich selbst zusammenrollt, um sich im nächsten Augenblicke aufzuschnellen und ihren Raub zu fassen; aber kaum weniger selten schießt sein Witz über die Beute hinaus oder gar dieser selbst in den Rachen. Ich sehe freilich nicht ein, warum Gutzkow über Alles und Jedes sprechen muß, obgleich ich ein Hauptmotiv in der eigenthümlichen Stellung finde, welche der Redacteur einer deutschen belletristischen Zeitschrift zu dieser wie zu seinem Publicum einnimmt. Sein Publicum ist ein vielgefräßiges naschhaftes Ding; es will von Allem wissen, über

Alles benachrichtigt und belehrt sein; wer ein Concert gegeben und sogar ein Freibillet gespendet hat, will darüber so gut wie die Besucher etwas lesen; die letzte neue Oper, das letzte neue Trauerspiel, das letzte neue Lustspiel wollen ebenfalls besprochen sein; der Tisch liegt voll eingesandter Bücher, die um so mehr recensirt werden müssen, weil der Erlös daraus zu den Revenuen des Redacteurs gehört; eine literarische Streitsache, ein politisches Ereigniß, eine religiöse Wirre, eine Kunstausstellung — jedes noch so geringe Tagesbegebniß, jeder noch so geringe Künstler oder Schriftsteller streckt flehend die Hände aus, bittet, beschwört, fleht und heult um Besprechung, um gütige Berücksichtigung — und der arme Redacteur muß über diese tausenderlei Dinge wohl oder übel sein Urtheil abgeben; er muß über Philosophie und Theologie, über Politik und Staatswirthschaft, über Kunst und Handwerk, über Gemälde und Statuen, über Vocal- und Instrumentalmusik, über Schauspieler und Sänger zu sprechen, auch wol bei eintretendem Mangel eine Novelle zu schreiben wissen, und da sein Honorar in der Regel nur gering und nicht hinreichend ist, um viele Mitarbeiter halten zu können, sieht er sich gezwungen, diese Menge von verschiedenen Speisen, von deren Zubereitung er früher nicht die geringste Kenntniß hatte, selbst zu kochen und dem Publicum aufzutischen. Daher die Menge von Speisen, die aber alle mit einem und demselben Gewürz, mit einer und derselben Brühe zubereitet sind! Daher diese wunderliche Vielseitigkeit der jüngern deutschen Schriftsteller! Daher dieses apodiktische, anmaßende Urtheil, das sich in allen Sätteln gerecht, jede Branche für sich zugeritten meint! Gutzkow hat zwar eine gewisse Selbständigkeit des Urtheils vor Vielen voraus, aber jene einseitige Vielseitigkeit, jene Anmaßung sind bei ihm in hohem Grade ausgesprochen. Er mengt sich in Alles, er guckt in alle Töpfe, er muß über jede neue Erscheinung jederlei Art sein entscheidendes Urtheil abgeben; er drängt sich fast gewaltsam jeder Thatsache, jeder Tagesmeinung, jedem Autor als schmetternde kritische Posaune des jüngsten Gerichts auf. Gutzkow läßt sich in der That mit einem Kosackenhäuptling vergleichen; es steht ihm eine ganze Horde leicht berittener, mit spitzen Lanzen versehener Gedanken zu Gebote; nur theilt er sie in einzelne Schwärme; sprengt bald da bald dort an, macht bald da bald dort einen Angriff; ein Hurrah, ein Stoß mit der Lanze! der Feind stutzt; aber rasch vertheilt sich der Schwarm wieder nach allen vier Winden, um dies nicht gerade imponirende, aber doch stimulirende und irritirende Kriegsspiel an einem andern Punkte des großen Schlachtgetümmels unserer Zeit in gleicher Weise zu wiederholen. Es ist klar, daß eine solche Kriegführung, wenn auch nicht immer von Nutzen, doch stets von großem Interesse an sich ist.

Es ist mit Recht bemerkt worden, daß Gutzkow in seinen kritischen Aufsätzen mehr oder weniger von persönlichen Zwecken ausgeht, wennschon er geistreich und gewandt genug ist, allgemeine Tendenzen vorzuschreiben und dadurch den gewöhnlichen Leser zu täuschen. Möglich, daß sich Gutzkow dabei selbst überredet, er habe nichts Persönliches, sondern nur das Allgemeine zum Zweck; eine solche Selbstverblendung und Selbstüberredung ist gar nichts Unerhörtes, besonders wenn Geist und Kenntnisse, eine von der einen Seite fast systematisch überfütterte, von der andern Seite vielfach und oft ungerecht verletzte Eitelkeit, dann aber auch wirklich das echte und rechte Bewußtsein, etwas Tüchtiges geleistet zu haben, zur Bildung eines literarischen Charakters zusammenschießen. Es hat kaum Jemand mehr unfertige Gegner, aber auch kaum Jemand mehr unbesonnene oder auf des Gefeierten Sympathie speculirende Lobredner gehabt als eben Gutzkow, in welchem einer seiner Partisane eine Vereinigung von Voltaire und Rousseau finden wollte. Ob er dies Compliment mit Widerwillen oder als eine ihm von rechtswegen gebührende Huldigung aufgenommen habe, weiß ich nicht, glaube jedoch zu Ehren Gutzkow's das Erstere. Er gehörte zu den wenigen Jüngern, welche von der absurden und halb possenhaften Erfindung Menzel's, einzelne Namen in einem xylographirten Lorberkranze über seinem Literaturblatte auszustellen, Nutzen zogen; auch sein Name wurde auf diese Weise geehrt, eine Ehre, womit höchstens ein fleißiger und gesitteter Schulbube zufrieden sein konnte, nicht ein Schriftsteller, der über bloße Schulprämien und deutsch kleinlichen Firlefanz hinaus sein sollte. Aber Aufsehen erregen, Aufsehen um jeden Preis, wurde nun Gutzkow's Wahlspruch, und er schrieb die „Wally", über welche der kritische Stab bereits gebrochen ist. Jetzt begann der Skandal mit seinem frühern Meister und Herrn, mit Wolfgang Menzel; jetzt der pomphafte Aufruf an die deutsche Jugend, der beabsichtigten „Deutschen Revue" Manuscript zu liefern; jetzt die halb unfreiwillige Theilnehmerschaft am jungen Deutschland; jetzt das Verbot seiner Schriften, selbst der zukünftigen, freilich eine Maßregel, die, wie Einige behaupten wollen, in einem wirklich gebildeten, gesitteten und mit echtem Rechtsgefühl ausgestatteten Lande nicht wohl vorkommen kann, eine dazu nutzlose Maßregel, da sie sich nicht auf die Dauer durchführen ließ, eine Maßregel endlich, welche nur dazu diente, die Getroffenen mit einem Märtyrer- und Heiligenscheine zu umgeben und ihnen höchstens für den Augenblick Verlegenheiten zu bereiten. In diesem augenblicklichen Embarras aber verloren die Herren Mitglieder des Jungen Deutschlands, die Gott weiß wer zu Collegen gepreßt hatte, den Kopf und allen Takt, allen Sinn für Anstand und Ordnung; sie fielen plötzlich über- und untereinander her und führten für ihre Gegner und Verfolger ein seltsam ergötzliches Schauspiel auf, einen Hahnenkampf, bei welchem Jeder an dem Andern sich die Sporen zu verdienen trachtete und Jeder auf den Andern hinweisen zu wollen schien: Seht! der Gesell da ist an dem ganzen Unglück schuld; ich habe nichts gemein mit ihm; ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie dieser! Während Wienbarg, seinem edeln, männlichen und uneigennützigen Charakter gemäß, die nobelste Partie erwählte und sich in ein beredtes, vielsagendes Schweigen hüllte, that besonders Gutzkow das Gegentheil, nicht blos, daß er den Partisanen eines berliner Collegen (welche freilich auch mit diesem bald zerfallen sind) allerdings durch

deren Correspondenzen provocirt, die Köpfe wusch; so redete er sich auch ein, in Leipzig bestehe eine Verschwörung gegen ihn, und begann plötzlich, einen leipziger Literaten nach dem andern, was man so nennt, abzumucken. Sonderbar! Christian sieht Hans, Christoph, Gottlieb, Michel häufig miteinander verkehren, weil ihre Gehöfte mehr beieinander liegen; er bildet sich ein, sie verabredeten etwas wider ihn; boshafte Menschen bestätigen ihn in seinem Wahn; plötzlich fällt Christian heute den Hans, morgen den Christoph, übermorgen den Gottlieb und überübermorgen den Michel an, und nun wundert er sich, daß die Leute gegen ihn aufstehen, während er doch selbst erst die Clique geschaffen hat. Man weiß, daß damals Gutzkow mit ganz unliterarischen Leuten, die ganz unliterarische Skandalblätter schrieben, in Correspondenz stand und diesen heimischen Zwischenträgern Alles glaubte, was seinen offenbar nicht bösherzigen, sondern blos hypochondrischen und eiteln Wahn bestärken konnte. Dabei war ihm jedes Blatt, jeder neue Feuilletonist, die sich irgendwie seiner Interessen annahmen und gegen seine wirklichen oder vermeintlichen Feinde zu Felde rückten, willkommen; er ermunterte sie durch eine oder die andere leicht hingeworfene Schmeichelei, während er die übrigen Journale, die zu seiner Fahne nicht geschworen hatten, von seinem Standpunkt zur „schlechten Presse" zählte. Am übelsten waren hierbei Diejenigen daran, welche in seinen und seiner frühern Genossen Bestrebungen einen Fortschritt der deutschen Literatur überhaupt zu erkennen meinten und sich dieser Richtung in einer oder der andern, nähern oder entferntern Weise anschlossen. An Wen sollten sich diese, da alle Bande gelöst waren, nun halten? Wem sollten sie die Achtung zollen, die man verlangte und deren man sich doch so wenig würdig zeigte? Wem sollten sie sich mit der Hingebung opfern, die zu fodern gerade diese Partei, wenn überhaupt hier von einer Partei die Rede sein kann, sich für berechtigt hielt?

Lassen wir auch die Inconsequenzen Gutzkow's nicht unerwähnt, die ebenfalls persönlichen Motiven ihre Entstehung verdanken. Es gab eine Zeit, wo er die Bühne aufzugeben anrieth, weil mit ihr kein ehrenvolles Verhältniß anzuknüpfen sei, während er jetzt das Theater zur Arena seines Talents erwählt hat; wo er die Directionen und Regisseure und Künstler mit Zorn und Spott verfolgte, während er ihnen jetzt die zarteste Aufmerksamkeit widmet; wo er gegen die thränenreiche Sentimentalität zu Felde zog, während er sie jetzt in seinen Dramen häufig als Hebel und Thränenpresse in Bewegung setzt. Und doch muß ich gestehen, daß mir Gutzkow gerade in seinen Dramen am liebsten geworden, weil er sich in diesen besonnenen, oft pikanten und höchst interessanten Compositionen, deren Mängel ich übrigens gar nicht verkenne, am meisten objectivirt hat, manche Spuren gemüthvoller Auffassung darlegt und sich zu einem — freilich oft künstelnden — Künstler durchgebildet hat. Es gab ferner eine Zeit, wo er sich selbst das Zeugniß stellte, der Sprecher und Herold jeder freien Entwickelung, namentlich der Preßfreiheit zu sein, während er jetzt offen ausgesprochen hat, wir seien für eine unbedingte Preßfreiheit nicht reif. Denkt hierbei Gutzkow an die Journale und Journalisten, die sich an seinem literarischen Charakter zu vergreifen wagten, an die in Bezug auf ihn „schlechte Presse", die er, wenn er die Macht dazu hätte, ohne Zweifel selbst durch Gewaltmaßregeln unterdrücken würde? Oder sieht er ein, daß bei Gewährung der Preßfreiheit größere Interessen das Echo seines Namens, das in so vielen Journalen ertönt, verdrängen würden? Wie viele kleine Journale — die belletristischen insbesondere, den „Telegraph" mit eingeschlossen — würden von den größern politischen Journalen verschlungen werden, wie viele kleine Journalisten und Feuilletonisten, die jetzt selbst die Freiheit der Presse begehren, und nicht ahnen, daß die Gewährung derselben ihre eigene Existenz gefährden müßte, nicht mehr zu Worte kommen, weil sie kein Organ mehr für ihre zerstückten Ansichten hätten! Und hier haben unsere Regierungen einen Fingerzeig! Alle die kleinen Prickeleien und Sticheleien, welche jetzt am meisten geniren, würden ein Ende nehmen durch die großartigere Organisation der politischen Zeitungen, zumal da dann der Hauptstoff des Ärgernisses, wovon eine so große Anzahl von Jounalisten zehrt, ausgerottet wäre. Ist man aber der Ansicht, die allerdings viel für sich hat, daß die Gewährung der Preßfreiheit so lange unthunlich ist, so lange das constitutionnelle Leben nicht auf jedem oder wenigstens den meisten Punkten des deutschen Vaterlandes zu Blut und Fleisch der Nation geworden ist und schöpferisch alle Elemente des Staats durchdringt und beherrscht, so schweige man und spreche wenigstens nicht gegen diesen mächtigen Factor, man lege wenigstens nicht einen Hemmschuh vor die Räder des Wagens, weil man fürchtet, er möchte zu schnell laufen; man gebe wenigstens dem Gegner nicht selbst die Waffe in die Hand, die er gerade in diesem Falle so vorzüglich zu gebrauchen weiß. Und nun am Schlusse dieser allgemeinen Betrachtung noch Eins. Als Gutzkow seinen komischen Roman „Vater Blasedow" schrieb oder ehe er ihn noch geschrieben und nachdem er ihn geschrieben und Boz mit seinem komischen Roman ein ausgebreitetes Publicum in Deutschland gefunden hatte, war das Ceterum censeo, Bozium esse delendum! sein Aufruhrschrei, sein Kriegsruf. Und wer damals in Deutschland sich im komischen Roman versuchte — was vielleicht gerade in der Zeit lag —, von dem sagten Gutzkow's Partisane: er habe sich erfrecht, mit Gutzkow concurriren zu wollen, oder Vater Gutzkow selbst sagte: das habe ich mit meinem „Vater Blasedow" nicht gewollt! Und Gutzkow hat den jungen dramatischen Dichtern die Bahn gebrochen, und Gutzkow hat in Deutschland den komischen Roman geschaffen, und Gutzkow hat das moderne deutsche Drama begründet und Gutzkow hat den Deutschen die Augen über Ludwig Philipp geöffnet, und Gutzkow hat Dies gethan, und Gutzkow hat Jenes offenbart! So rief, so kreischte, so schnurrte und hurrte es aus diesem und jenem Winkel der ihm zu Gebote stehenden „guten Presse"!

(Die Fortsetzung folgt.)

Collection des principaux économistes. Tome I: Les économistes financiers du 18ième siècle, par *Eug. Daire.* Paris 1843.

Vorliegender erster Band einer umfassenden Sammlung der wichtigsten Schriften über Nationalökonomie enthält diejenigen Abhandlungen von Vauban, Boisguillebert, Law, Melon und Dutot, die auf finanzielle Fragen Bezug haben. Sie fallen alle in die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts, denn selbst die „Réflexions politiques sur le commerce et les finances", die den Schluß dieses Theils bilden, sind schon 1738, also fast 20 Jahre vor der Bildung der physiokratischen Schule Quesnay's erschienen. Diese Sammlung nimmt in mehr als einer Beziehung ein lebhaftes Interesse in Anspruch. Der Herausgeber hat sich nicht begnügt, die Werke der angeführten Schriftsteller nach den besten Ausgaben, die oft sehr selten sind, abdrucken zu lassen, sondern er hat die Mühe nicht gescheut, wo noch Originalhandschriften vorhanden waren, den Text, der oft bedeutende Entstellungen erlitten hat, nach denselben zu berichtigen. Auf diese Art ist es ihm gelungen, oft ganz neue Stellen zu geben, die in allen bisherigen Ausgaben fehlten. So erhalten wir in der Schrift von Vauban („Projet d'une dîme royale"), die besonders um deswillen von so großer Wichtigkeit ist, weil man in ihr einen Blick in das Elend des Volks thun kann, das in den Werken seiner Zeitgenossen meistens vom Glanze des prächtigen Hofes überstrahlt und verdeckt wird, ein neues Capitel, das bis jetzt ganz unbekannt geblieben war. Sehr dankenswerth ist ferner der Abdruck der „Mémoires sur les monnaies" und der „Lettres sur le nouveau système" von Law, da dieselben sehr selten geworden sind und in der Gesammtausgabe von 1790 gänzlich fehlen. Der Werth dieser Sammlung wird durch die biographischen Einleitungen und die erläuternden Anmerkungen, in denen der Verf. stets das rechte Maß zu treffen weiß, nicht wenig erhöht. Er entfaltet darin eine große Belesenheit und einen praktischen ruhigen Blick.

Wenn es überhaupt interessant und belehrend und für den Nationalökonomen unerlaßlich ist, die Werke der angeführten Publicisten, von denen fast jeder in der Wissenschaft Epoche gemacht hat, zu berücksichtigen, so gewinnt das Studium derselben noch an Bedeutung, wenn man sie in chronologischer Reihenfolge, wie sie in dieser Sammlung geordnet sind, überblickt. So allein bekommt man einen wahren Begriff vom Entwickelungsgange, den die Wissenschaft durchlaufen hat. In dieser Beziehung verdienen die Finanzschriftsteller des vorigen Jahrhunderts besondere Beachtung. Sie sind es, die in Frankreich zuerst den Nationalreichthum zu sichern gesucht haben. Aber ihr Blick war noch beschränkt und sie konnten nur eine kleine Reihe von Thatsachen überschauen. Indessen erheischten die finanziellen Schwierigkeiten, die Ludwig XIV. seinen Nachfolgern als Erbe hinterließ, schleunige Abhülfe und wirksame Maßregeln. Neue Versuche wurden nöthig, und wenn sie auch in der Wirklichkeit nicht selten fehlschlugen und ihren Zweck verfehlten, so hatte die Wissenschaft doch wenigstens immer einen Gewinn davon. Wenn auch jetzt, wo der Staatsökonomie ganz andere Aussichten eröffnet sind, uns die Ideenkreise der Theoretiker des vorigen Jahrhunderts sehr beschränkt vorkommen mögen, so darf man doch nicht aus dem Auge verlieren, daß die Wissenschaft diese engern Kreise durchlaufen mußte, um bei dem Standpunkte anzulangen, den sie jetzt erreicht hat. Vauban, Boisguillebert, Law u. A. mußten erst die Bahn brechen, ehe Quesnay und Smith kommen konnten.

Wir hoffen, daß die Sammlung, die auf eine so würdige Weise eröffnet ist, auf gleiche Art fortgeführt wird und daß sie die Beachtung finden möge, die sie verdient. Bereits sind außer dem ersten Bande auch einige der spätern Theile erschienen, die besonders umfassendere Werke enthalten, welche zwar schon allgemeiner bekannt sind, aber dessenungeachtet in dieser Bibliothek nicht fehlen durften. So enthält der vierte Band den ersten Theil von dem berühmten Werke von A. Smith über den Nationalreichthum, zu dem Blanqui eine interessante Einleitung gegeben hat. Der achte, neunte und zehnte Band, die gleichfalls die Presse verlassen haben, umfassen den „Cours complet" und den „Traité d'économie politique" von Say. 6.

Notiz.

Lexikographie.

Wie gute und umfassende lateinische Lexika wir auch besitzen, so ist es doch keinem Philologen unbekannt, daß auch auf diesem Gebiete noch gar viel zu leisten ist. Aber diese Arbeiten sind schwierig und nehmen schon wegen ihres Umfangs fast ein ganzes Menschenalter in Anspruch, weshalb denn auch verhältnißmäßig nur wenige Philologen ihre Thätigkeit der Lexikographie widmen. Um so erfreulicher ist es, daß ein, durch seine Bearbeitungen der Ciceronischen Reden, des Justin und anderer Classiker hinlänglich bekannter, gründlicher Latinist, der Professor Dr. Benecke zu Posen, nunmehr im Stande ist, die Früchte eines zwanzigjährigen Fleißes auf diesem Gebiete dem philologischen Publicum vorzulegen. Von diesem Gelehrten wird nämlich nächstens ein großes kritisch-lateinisches Lexikon erscheinen, das an Umfang alle vorhandenen derartigen Werke übertrifft und sich von allen andern wesentlich unterscheidet. Abgesehen von dem Reichthum des Materials, welches der Verf. durch eine zwanzigjährige sorgfältige Sammlung gewonnen, hat sich derselbe in der That die höchste Aufgabe der Lexikographie gestellt und allen Elementen derselben vollständig zu genügen gestrebt. Ref. hat das Manuscript in Händen gehabt und kann dem Fleiße des Autors seine höchste Anerkennung nicht versagen. Jeder einzelne Artikel enthält die vollständige Geschichte des vorliegenden Wortes von den frühesten Zeiten bis zu den spätesten herunter. Dabei ist der Verf. den Angaben seiner Vorgänger niemals auf Treu und Glauben gefolgt, sondern überall selbstprüfend zu Werke gegangen, und hat an zweifelhaften Stellen immer die bessern Handschriften zu Rathe gezogen. Nach Feststellung seiner ursprünglichen Bedeutung ist jedes Wort nach seinem eigentlichen und uneigentlichen Gebrauche sorgfältig entwickelt, mit genauer Angabe des Lebensalters, mit Darlegung der grammatischen Verbindungen und Constructionen, mit Angabe des poetischen und prosaischen Gebrauchs und mit Angabe der synonymischen Unterschiede. Zugleich ist bei den einzelnen Theilen der Entwickelung überall auf die Interpreten zu den einzelnen Stellen verwiesen worden. Ref. macht daher alle Philologen auf dies wichtige Werk, das sich einmal wieder als ein Denkmal deutschen Bienenfleißes bewähren wird, aufmerksam, und glaubt voraussetzen zu dürfen, daß es bei seinem Erscheinen sich des allgemeinen Beifalls zu erfreuen haben werde. 83.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 291. —— 18. October 1843.

Karl Gutzkow.

(Fortsetzung aus Nr. 290.)

Dies das allgemeine Bild von Gutzkow, das, wie ich denke, in ziemlich scharfen Umrissen hervorspringt. Sollte das Portrait nicht vollkommen ähnlich sein, so trage ich nicht die Schuld, sondern Der, der mir dazu gesessen hat. Es ist eine alte Erfahrung, daß ein Portrait in der Regel ein ernsteres und mürrischeres Ansehen hat als die dargestellte Person, weil diese während des langen Sitzens unwillkürlich eine ernsthaftere Miene macht, als etwa bei Tafel, im Gespräch oder einem geliebten Gegenstande gegenüber. Ich kann nun nicht dafür, daß Gutzkow während seines ziemlich langen literarischen Lebens mir stets so hypochondrisch, gallig, von unersättlichem Ehrgeiz genagt erschienen ist; vielleicht mag er gemüthlicher sein als er sich gibt. Ich verkenne nicht, daß man dafür mancherlei Entschuldigungsgründe aufbringen kann. Ein deutscher Literat führt in Deutschland allerdings kein so herrliches Leben als Gott in Frankreich; daher ist es wol auch zu erklären, wenn Heine, obgleich nicht gerade ein Gott, nach Frankreich gegangen ist, um wenigstens wie ein Gott in Frankreich herrlich und in Freuden leben zu können. Die deutschen Literaten sind von Haus aus unzweifelhaft meist sehr gemüthliche Menschen; wer seine literarischen Angelegenheiten aber ernster nimmt als der bloße Spaßmacher, wer sich in die politische, religiöse und literarische Tagesdebatte einläßt, wer sich zugleich zur Productivität gedrängt fühlt und doch gezwungen ist, von der Kanzel eines Journals kritische Sermone und Strafpredigten zu halten, und dabei — jetzt ein fast unmöglicher Fall — nicht das lebenslustige und humoristische Christenthum eines Abraham a Sancta Clara besitzt, der kann auf die Dauer einem griesgrämigen Mismuth, einer verbitterten Stimmung nicht entgehen, oder man nenne mir Einen, der zu der bezeichneten Gattung von Literaten gehört und dieser Verbitterung gänzlich entgangen wäre; ja, es ist dies jetzt in Deutschland gerade ein Symptom für diejenigen Literaten, die etwas Edleres wollen, nach etwas Höherm streben als die große Mehrzahl, welche bloße Unterhaltungs- und Spaßmacherkünste treibt und so vergnügt ist wie ein wohlgenährter Kattunhändler in seiner Bude, wenn seine Waare guten Absatz findet und die Stunde naht, wo er mit Seinesgleichen im Wirthshause ein Schöppchen Bier schlürfen und eine geistreiche Partie Schafskopf spielen kann. Ein deutscher Literat der bezeichneten noblern Gattung hat, außer mit sich, noch mit der Gesellschaft, dem Staat, der Kirche, den Censoren, den Verlegern, der Flauheit des Publicums und Gott weiß noch womit zu kämpfen; so entsteht, so wächst die Verbitterung, und die Folge davon ist kritische Unfriedlichkeit, Zank mit seinen Collegen, wofür man ihn wieder bedient, Zerfallenheit mit sich, mit Gott und der ganzen Welt. Ich will dies Gemälde nicht weiter, nicht bis ins Detail ausmalen; die Mehrzahl meiner Leser würde mich doch nicht verstehen noch verstehen wollen; aber wer ein wahres und erschütterndes Gemälde eines Literaten von gutem und edlem Kern haben will, der lese die betreffende Stelle in Carlyle's „Leben Schiller's"; was der einsichtsvolle und warm fühlende Brite dort über die Nachtseiten des Literatenthums sagt, wird doppelt auf den so sehr isolirt stehenden, mit den Nothdürften des Lebens ringenden, vom Staat beargwohnten, von der Societät bemitleideten, von dem Volk unbegriffenen deutschen Literaten passen, der im eigentlichen edlern Sinne des Worts Literat ist. Ohne zu den Zerrissenen zu gehören, wird man sich doch, wenn man gegen sich aufrichtig sein will, diese im Kreuzfeuer so vieler feindlichen Gewalten festzuhaltende Stellung nicht verhehlen können. Allerdings mag es dem gewöhnlichen Sinn auffallen, daß die Schriftsteller selbst, statt sich gegenseitig in ihren Vortheilen und Zwecken zu fördern, eher davon das Gegentheil thun und sich einer den andern unter der Schere einer oft nur zu bittern und rücksichtslosen Kritik halten. Wie wir aber die Dinge überhaupt ernst, oft nur allzu ernst nehmen, so nehmen wir auch Einer den Andern ernst; hierzu kommt eine gewisse reizbare, empfindliche, bis zum Neide sich steigernde Stimmung, die den Deutschen eigen ist, etwas aus unsern kleinlichen Verhältnissen überhaupt hervorgehendes Klatschsüchtiges, wie es namentlich bei den Franzosen nicht heimisch ist, die ihrer Bitterkeit höchstens in einem pikanten, gefälligen Bonmot oder Calembourg Luft machen, wo wir, oft um eine Mücke wegzuscheuchen, ganze Batterien des schwerfälligsten und bittersten Ernstes spielen lassen. Dem Engländer hilft über solche Ärgernisse leicht und schnell sein gesunder Humor hinweg, der uns im Leben und Schreiben, wenigstens jetzt, fast gänzlich fehlt. Der Eine spricht einen leisen Tadel aus, der An-

dere antwortet empfindlich, Jener replicirt nun schon beleidigend, Dieser wird hierauf nachdrücklich grob, und so wächst, was erst eine Schneeflocke war, zur Lawine an, so wird ein Riß, der erst mit der Hand zugedeckt werden konnte, zu einer Kluft, welche ein ganzes Menschenleben nicht mehr auszufüllen vermag. Wo eine Rakete, eine Leuchtkugel des Witzes ausreichen würde, werfen wir Bomben und Granaten des Zorns und Ingrimms. Doch hat auch diese nachdrückliche Manier ihr Gutes, und ohne seine handgreifliche rücksichtslose Grobheit würde z. B. Luther sein Reformationswerk schwerlich so vollkommen durchgesetzt haben. Verkennen wir daher bei Gutzkow nicht, daß er, leidenschaftlich, wie jeder Schriftsteller von Hause aus, ehrgeizig, wie jeder Autor sein darf und sein muß, auf der Angriffslinie stand und steht, wo jeder Gegenangriff bis zu einem Grade erhitzen kann, daß die Schlacht zu einem Handgemenge Einzelner wird und der Feldherr sich plötzlich in eine Lage versetzt sieht, wo nur noch seine persönliche Tapferkeit, nicht sein taktisches Talent, das Treffen, wenn auch nicht mehr zu seiner Feldherrnehre, doch halbwegs noch zu seiner Soldatenehre entscheiden kann. So ist es häufig geschehen, daß ein General im Getümmel wie ein Grenadier und gemeiner Soldat gefochten hat. Die Kriegsgeschichte freilich erkennt diesen Moment gerade nicht für seinen glänzendsten an, aber der gemeine Mann bewundert ihn dafür.

Ich habe mir in diesen „Vermischten Schriften" Gutzkow's eine große Menge Stellen angezeigt, bald da bald dort eine Seite eingekniffen, eine große Zahl Gutzkow'scher Gedankenspäne zur Besprechung zurechtgelegt, die theils dazu dienen konnten, das oben aufgestellte Charakterbild durch Beweise zu rechtfertigen und zu glossiren, theils aber und der größern Zahl nach mir von Interesse, Bedeutung und beherzigenswerther Wahrheit zu sein schienen. Aber ich habe mir durch meine allgemeine Betrachtung den Raum verengt, hoffe jedoch, daß sie für den Leser von größerm Interesse sein wird als eine detaillirte Kritik der einzelnen Aufsätze dieser Sammlung, worin der Verf. oft auf wenigen Seiten Gegenstände und Erscheinungen abfertigt, über die man, wollte man sie erschöpfen, oft ebenso viel Bände schreiben könnte. Kurz gesagt, der Verf. hat hier seinen „Telegraphen" im Wesentlichen noch einmal abgedruckt; und warum nicht? ist doch auch der alte „Moniteur" in Frankreich wieder abgedruckt und neu aufgelegt worden, und der „Telegraph" ist wenigstens ein „Moniteur" für die innere Geschichte Gutzkow's. Wer Gutzkow's Verehrer ist, möge sich also aus Freundschaft die Mühe nochmaligen Lesens nicht verdrießen lassen. Ich kann Gutzkow für diese Sammlung nicht tadeln, obgleich ich weiß, was sich gegen eine solche Büchermacherei einwenden läßt, indem dazu entweder eine bedeutende Eitelkeit oder ein ausgesprochener pecuniairer Gewerbssinn oder beide zugleich gehören. Aber man muß billig sein! Geld verdienen ist überhaupt der Wahlspruch unserer Zeit; Geld ist Talent, Geld ist Bildung, Geld ist Sittlichkeit, Geld ist Ruhm und Ehre. Mit der längern Dauer des Friedens, der den Sinn für Aufopferung und Selbstentäußerung tilgt, wächst natürlich die Neigung zur Bequemlichkeit und zum Gewinn. Jeder speculirt auf seine Gaben und mit seinen Gaben; wie man erworben, danach fragt man nicht mehr, wenn es nur nicht in gar zu auffallend gegen Sitte, Recht und Gesetz verstoßender Weise geschieht; man schilt Denjenigen einen Narren, der zum Erwerb zu unpraktisch oder zu redlich und gewissenhaft ist, Denjenigen einen Lumpen, der nicht zu erwerben gewußt hat. Der Erwerbssinn ist das Talent, ist das Genie unserer Tage; alles Übrige ist untergeordnet. Fragt, da wir hier bei einem speculativen Schriftsteller stehen, manchen reichen Buchhändler, wodurch er den Reichthum erwarb, der ihn zu einem geachteten Bürger gemacht, sein Haus zum Glanze erhoben hat! Vielleicht hat er nichts für die deutsche Literatur gethan, vielleicht ihr wesentlich geschadet, vielleicht reducirte sich das Princip, auf dem seine Verlagsthätigkeit beruhte, auf die elende Ansicht, nur Spectakelschriften, nur Lärm machende Schriften versprächen einen einträglichen Gewinn; vielleicht speculirte er, gegen oder wenigstens ohne seine Überzeugung, auf den Tages- und Modeliberalismus; vielleicht half er mit einem Wuste von Übersetzungen seichter, lasciver, unsittlicher französischer Romane den Geschmack des Publicums verderben, das Gedeihen der national-deutschen Literatur erdrücken — aber er ist ein guter pünktlicher Zahler, erfüllt getreu seine bürgerlichen Pflichten, er zahlt in die Armenkasse, er tränkt und speist an seiner Tafel Solche, welche Trank und Speise aus eigenen Mitteln bestreiten können, er ist ein liebenswürdiger, geachteter, gefeierter Mann; aber fragt um Gotteswillen nicht die Schriftsteller, die Übersetzer und Übersetzerinnen, besucht sie nicht zur Nachtzeit in ihrer stillen Klause, fragt nicht, wie und wo sie heute getafelt haben, wie und wo sie morgen tafeln werden, scheltet sie nicht um den vergnügten Abend, den sie sich heute machen, um die heitern Stunden, deren sie so sehr bedürfen — sie werden sie morgen schon mit Reue und doppelt angestrengter Arbeit büßen, sie werden, wenn sie einen Tag geschwelgt, drei Tage dafür darben, wenn sie heute Herr ihrer selbst gewesen sind, morgen und übermorgen und überübermorgen doppelt Leibeigene sein müssen! Fragt nicht die großen Kaufleute, die großen Fabrikherren, die großen Mäkler und Speculanten, wie sie durch Schweiß und Blut der in ihrem Solde Stehenden zu Ansehen und Reichthum gelangt sind. Fragt den Diplomaten nicht, auf welche Weise er zu seinem großen Grundbesitz gekommen ist und wie er ihn vermehrt! Alle Höhen, alle Tiefen sind von dieser Erwerbslust, von dieser weichlichen Neigung zur Pracht und Bequemlichkeit durchdrungen. Wo gibt es jetzt noch einen Staatsmann, einen Feldherrn, uneigennützig wie Aristides, Phocion oder Epaminondas, der nur Einen Rock hatte und zu Hause bleiben mußte, wenn er ausgebessert wurde! Wo gibt es jetzt noch einen Superintendenten, Generalsuperintendenten oder Consistorialrath, der sein Christenthum nicht mit dem Princip des Wohllebens und des Gewinns zu verbinden wüßte, der nicht in der Kirche die Leute ermahnte, fein mäßig zu leben und grobe Kleider

zu tragen, während eine reichbestellte Tafel zu Hause seiner wartet, der nicht den Umgang mit einem Apostel Christi vermeiden würde, weil sein Gewand so ärmlich, seine Lebensart so einfach, so niedrig, so gar nicht vornehm? Es ist so und kann nicht anders sein; und wer wollte diese Speculanten darum beneiden, die von dem Dämon der Erwerbs- und Gewinnsucht täglich und stündlich gestachelt, beunruhigt, bis zu ihren glänzenden Tafelfreuden verfolgt, durch jeden drohenden Verlust geschreckt, durch jeden in Aussicht gestellten Gewinn zu einer krampfhaft unruhigen Thätigkeit getrieben werden? Ist das Geld der Gott, so ist es auch der Teufel unserer Zeit, und der Himmel, den der Reichthum gewähret, wird von den dunkeln Schlagschatten der Hölle verdüstert. Wer verargt es aber nun einem Schriftsteller, wenn er einen Mischmasch von Aufsätzen dem Drucke übergibt, sobald er einen Verleger dazu gefunden und vielleicht auch die Aussicht hat, dazu ein Publicum, wenn auch ein noch so geringes, sogar in diesem oder jenem Journale Anerkennung, in diesem oder jenem Herzen, wenn auch nicht bei der Nachwelt, Anklang zu finden? Unsere genialsten Maler schämen sich nicht, auf Bestellung und Bezahlung für Kalender und Illustrationswerke Zeichnungen zu fertigen, die mit diesen Schriften bald verloren und vergessen sein werden, und der lange nicht so gut bezahlte und belohnte deutsche Schriftsteller sollte Bedenken tragen, Sammelschriften wie diese Gutzkow'sche sich honoriren und drucken zu lassen, blos um der Anklage der zu speculativen Büchermacherei zu entgehen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Statistik der pariser Kunstsammlungen.

Das Kupferstichcabinet in der königlichen Bibliothek.

Das genaue Verzeichniß der Blätter aller Art, welche die Kupferstichsammlung in der königlichen Bibliothek zu Paris ausmachen, ist ein überaus verdienstliches und nützliches Werk, wodurch es allein möglich wird, eine Übersicht zu gewinnen über die unermeßlichen Reichthümer, welche diese Sammlung enthält, und über die unendlichen Hülfsmittel, die sie der Wissenschaft, Kunst und Industrie darbietet. Diese unlängst vollendete Arbeit, die der Vorsteher des Cabinets, Hr. Duchesne der Ältere, die Güte hatte, uns zur Einsicht mitzutheilen, ist einzig in ihrer Art und bedarf keines weitern Commentars; die Zahlen sprechen hier mit der ihnen eigenen Beredtsamkeit. Blos einige geschichtliche, auf die Anlage dieser Sammlung bezügliche Data und einige erläuternde Bemerkungen in Betreff des veränderten Classificationssystems wollen wir vorausschicken.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts bewirkte die ausschließlich dem Sammeln von Kunsttrümmern des Alterthums zugewandte Liebhaberei, daß man sich aus Kupferstichen wenig machte. Weder Bembo noch der Cardinal Ridolfi, berühmte damalige Sammler, verbanden dergleichen mit ihren Medaillenbüchern und Handschriften, die sie mit großem Kostenaufwand anhäuften, und die kostbaren Blätter von Marc Anton und Albrecht Dürer gingen fortwährend nur Künstlern durch die Hände und kamen blos in Künstlerwerkstätten herum, ohne in den Liebhabercabineten liegen zu bleiben. Gegen Ende des Jahrhunderts werden nur drei Sammlungen von Kupferstichen namhaft gemacht: die Sammlung des Vasari zu Florenz, das Cabinet des P. v. Praun in Nürnberg und die Sammlung des Claude Maugis zu Paris. Letztere wurde das Vorbild der königlichen Kupferstichsammlung in der Bibliothek zu Paris. Claude Maugis, Abt von Saint-Ambroise, Beichtvater der Königin Luise von Lothringen, der Gemahlin Heinrich's III., und später Almosenier der Königin Maria von Medici, war zu seiner Zeit der eifrigste Kupferstichliebhaber, und da er wenig Mitbewerber hatte, so gelang es ihm in einer Reihe von 40 Jahren durch unausgesetzte Mühen und weitverzweigte Verbindungen eine herrliche Sammlung zu bilden, mit deren ausgesuchtestem und seltenstem Bestande sich nach seinem Tode das Cabinet des Jean de l'Orme, Leibarztes der Königin, bereicherte. Dieses Cabinet kaufte Michel de Marolles, Abt von Villelain, für 1000 Louisdor, eine damals ziemlich erhebliche Summe, und vereinigte damit so Vieles, was er selbst an Kupferstichen besaß, daß die bedeutendste Sammlung zusammenkam, die je ein Privatmann in diesem Fache besessen und die zu damaliger Zeit nicht Ihresgleichen hatte.

Im J. 1667, als Colbert die Sammlung des Michel de Marolles ankaufen ließ, bestand dieselbe aus 123,400 Stichen in 400 meist in rothen Maroquin prächtig eingebundenen Bänden mit Goldschnitt. Ein Jahr vorher war das Verzeichniß davon erschienen. Die neuerworbenen Schätze blieben lange den gedruckten Büchern einverleibt, ohne ein besonderes Anhängsel der königlichen Bibliothek auszumachen. Im J. 1670 kamen hierzu in 24 Bänden die Werke der großen französischen Kupferstecher des 17. Jahrhunderts, eines Anton Masson, Robert Nanteuil u. A. und später die Werke von Drevet, Audran, Dorigny, Edelinck, Leclerc u. A. Im J. 1711 wurden 8000 Blätter aus der Sammlung des Hrn. von Clairembaut angekauft. Noch in demselben Jahre vermachte Hr. von Gaignières seine werthvolle Kupferstichsammlung an das Cabinet des Königs, und schon im folgenden Jahre brachte ein Legat des Hrn. Clément wieder 18,000 Blätter hinzu. Im J. 1731 wurde das mehr als 80,000 Stiche enthaltende Cabinet des Marschalls von Beringhen von dessen Sohne, dem Bischof von Puch, gekauft und 1753 die 80 Bände starke Sammlung des Marschalls von Uxelles eingetauscht. Im J. 1765 erhielt die königliche Sammlung durch das Vermächtniß des Grafen Caylus einen ansehnlichen Zuwachs, und zu allen diesen Erwerbungen kamen werthvolle Ankäufe aus freier Hand 1770 bei Hrn. Bégon und auf dem Auctionswege bei der Versteigerung von Mariette's Sammlung 1775. Das übrige that die anhaltende Fürsorge der Directoren, die seit 150 Jahren diesem Cabinete vorstanden und keine Gelegenheit versäumten, dasselbe zu bereichern.

Lange befolgte man in diesem Cabinet die Classification nach dem Heinecke'schen System, welches jedoch wegen der Menge der vielerlei Blätter und bei den mannichfaltigen Zuflüssen nicht mehr ausreichen wollte. Das Heinecke'sche System zu Grunde legend, vermehrte Hr. Duchesne die alten 11 Classen auf 24 mit einer Reihe von Unterabtheilungen und bezeichnete jede Classe mit einem großen Anfangsbuchstaben, jede Unterabtheilung mit einem kleinen Buchstaben und jedes Blatt mit einer Nummer, worunter es in der Unterabtheilung, zu welcher es gehört, eingetragen ist.

Nachstehendes Verzeichniß wurde nach der neuen Classification aufgenommen; die Unterabtheilungen sind weggeblieben, weil ihre Zahl, die sich auf 122 beläuft, ganz willkürlich ist.

Am 1. Jan. 1841, zur Zeit der letzten Inventariumsaufnahme, befanden sich im Kupferstichcabinet der königlichen Bibliothek zu Paris:

	Stücke.
A. Galerie- und Cabinetswerke in 507 Bänden . .	36,194
B. Kupferstiche nach den Malerschulen des Südens, Italiens und Spaniens, in 217 Bänden	19,507

In den Unterabtheilungen dieser Classe findet man:

das Werk des Leonardo da Vinci	187	Stücke.
" " des Michel Angelo . .	494	"
" " Rafael's	2,778	"
" " Tizian's	773	"
" " Salvator Rosa's . . .	341	"

	Stücke.
C. Kupferstiche nach den Malerschulen des Nordens, Deutschlands, Hollands, Englands	22,968
In den Unterabtheilungen dieser Classe ist eingetragen:	
das Werk des Albrecht Dürer . . 1,489 Stücke.	
" " des Lukas van Leyden 450 "	
" " Rembrandt's, Originalstiche . . . . . 1,038 "	
" " Rembrandt's, Copien . 767 "	
" " des P. P. Rubens . . 1,900 "	
" " des Van Dyck " . . 1,056 "	
Die Werke der deutschen, niederländischen und englischen Schule begreifen 255 Bände.	
D. Kupferstiche nach Meistern der französischen Schule in 311 Bänden	32,755
In den Unterabtheilungen dieser Classe beträgt:	
das Werk des Nicolas Poussin . 907 Stücke.	
das Werk Watteau's . . . . 662 "	
E. Kupferstiche, nach Stechern verschiedener Schulen, Zeiten und Länder geordnet, in 741 Bänden . .	182,306
In den Unterabtheilungen dieser unermeßlich reichen Classe bemerkt man folgende Posten:	
die Sammlung der Niellen beläuft sich auf . . . . 65 Stücke.	
das Werk des Baccio Baldini . 68 "	
" " des Meisters von 1466 130 "	
" " Martin Schongauer's . 105 "	
" " Israel's von Mecheln 194 "	
" " Marc Anton's 593 "	
" " des Agostino di Venezia 239 "	
" " des Bonasone . . . 455 "	
" " des J. Smith . . . 352 "	
" " des Estienne de Losne, Boeriot u. s. w. . 832 "	
" " des Thomas de Leu und Léonard Gautier . . 959 "	
" " des Jacques Callot, Originale und Copien . 2,498 "	
" " des Abraham Bosse . 1,752 "	
F. Blätter nach Sculpturen in 97 Bänden . . .	9,685
G. " nach Alterthümern in 263 Bänden . .	35,315
H. " nach Bauwerken in 358 Bänden . . .	36,859
I. Physikalische und mathematische Wissenschaften in 148 Bänden	15,658
J. Naturgeschichte in 350 Bänden	39,901
K. Werke über Unterricht im Zeichnen, im Fechten, Tanzen, Reiten u. s. w. in 143 Bänden . . .	25,388
Kartenspiele zählt man hier 1504.	
L. Werke über verschiedene Gewerbe in 193 Bänden	22,887
In dieser Classe findet man über:	
Zeugfabrikation . . . . 4,040 Stücke.	
Goldschmied- und Juwelierarbeit . 2,937 "	
M. Encyklopädien in 202 Bänden	8,138
N. Portraits aus allen Zeiten und Ländern in 440 Bänden	90,565
In dieser Abtheilung sind vorhanden an Bildnissen von Heinrich IV. . . . 360 Stücke.	
" von Ludwig XIV. . 531 "	
" von Napoleon . . . . 433 "	
O. Trachten aller Art, in 486 Bänden	36,973
Die französischen Trachten belaufen sich auf 11,991 Stücke.	
P. Historische Hülfswissenschaften, Kalenderwappen &c. in 195 Bänden	26,327
Q. Allgemeine Profangeschichte in 171 Bänden . .	24,118
Die Zahl der auf französische Geschichte bezüglichen Stiche beträgt 14,387 Stücke.	
R. Heilige- und Kirchengeschichte in 174 Bänden . .	41,848
S. Mythologie in 91 Bänden	22,741
Venusabbildungen gibt es darunter 621 Stücke.	
T. Dichtungen, Romanillustrationen, Gedichte, Allegorien u. s. w. in 270 Bänden	36,960
Die Unterabtheilung der Caricaturen begreift 7831 Stücke.	
U. Malerische Reisebeschreibungen in 165 Bänden .	11,527
V. Topographie in 664 Bänden	112,059
X. Atlasse in 103 Bänden	7,013
Y. Die Hülfsbibliothek, Malerbiographien, Kataloge &c. in 796 Bänden	2,815
Summa	900,516

Diese ungeheure Kupferstichsammlung wird in einem sehr niedrigen und unscheinbaren Zwischengeschoß des königlichen Bibliothekgebäudes aufbewahrt. Sehr löblich ist die seit der ersten Revolution aufgekommene Sitte, eine Reihe der wichtigsten Blätter der größten Kupferstecher aller Schulen und Nationen, von der Erfindung dieser Kunst bis auf unsere Tage, unter Glas und Rahmen an den Wänden aufzuhängen und zu diesem Behuf die schönsten und besterhaltenen Abdrücke herauszusuchen, sodaß dadurch jeder auch nur neugierige Besucher in Stand gesetzt ist, die vorzüglichsten Leistungen der Kupferstecherkunst kennen zu lernen. Die Sammlung ist für die Fremden und Einheimischen zwei Tage in jeder Woche, für den arbeitenden Künstler und studirenden Kunstfreund aber alle Tage offen. Jedem Zeichner, jedem Liebhaber wird das verlangte Werk oder einzelne Kupferblatt ohne Umstände mit der größten Bereitwilligkeit vorgelegt, und dabei zur Wohlerhaltung derselben alle Vorsicht angewendet. Jedem ist es gestattet, auf den zum Arbeiten angebrachten Pulten Beschreibungen und Zeichnungen davon zu machen, wozu Rahmen mit Glas und sonstige Erfodernisse in Bereitschaft stehen, um die gefoderten Blätter darunter zu legen und vor Beschädigung zu schützen. Wer die Werke der bekannten großen französischen Kupferstecher des 17. und 18. Jahrhunderts in ihrer vollen Schönheit sehen will, muß sie hier sehen, und hier kann sich jeder Kunstkenner leicht überzeugen, daß es die Franzosen im Kupferstechen den Engländern weit zuvorgethan haben, so gern ich diesen auch in ihrer bis zur höchsten Vollkommenheit gebrachten Schab- und Schwarzkunst alle Gerechtigkeit widerfahren lasse.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus England.

Die Collier'sche Ausgabe von Shakspeare's „Plays and poems" ist nunmehr mit dem achten Bande, welcher „Antonius und Kleopatra", „Cymbeline", „Perikles" und die „Gedichte" enthält, beschlossen. Die Anmerkungen des Herausgebers, der übrigens einen correcten Text sorgfältig herzustellen sich bemüht hat, gehen für eine „Volksausgabe" (popular edition) zu sehr in das Detail des kritischen Apparats ein, an dessen Statt man mehr historisches Material zur Erläuterung schwieriger Stellen wünschen sollte

Unter dem Titel „Puritan discipline tracts" ist ein Wiederabdruck der wilden Pamphlets begonnen worden, welche gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts den Beginn des heftigen Kampfes zwischen den Dissenters und der Kirche bezeichneten, der mit dem Umsturze von Altar und Thron endete. Das erste Heft ist erschienen und enthält einen Tractat des Martin Mar-Prelate: „An epistle to the terrible priests of the convocation house."

Von Chaucer's „Poetical works" hat Hr. Moxon eine sehr genaue und saubere Ausgabe in einem Bande, Abdruck der Tyrwhitt'schen, besorgt. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 292. —— 19. October 1843.

Karl Gutzkow.

(Fortsetzung aus Nr. 291.)

Aber die Sammlung dieser Gutzkow'schen Aufsätze hat auch ihren eigenthümlichen Werth; es ist darin viel Geist zerstreut, der bald da bald dort wie entzündetes Pulver explodirt; es ist mancher beherzigenswerthe Aufsatz aus den bereits vergessenen Nummern des „Telegraphen" für eine längere Dauer in diese an mannichfaltigen Stoffen Überfluß habenden Bände hinübergerettet und translocirt worden, wie man wol auf einer Auction von altem Meublesgerümpel immer noch Brauchbares genug findet, um damit ein Wohn=, wenn auch gerade kein Pracht= und Staatszimmer, leidlich hübsch auszustatten. Eine ganze Reihe merkwürdiger Erscheinungen aus den letztvergangenen Jahren wird unserm Gedächtniß wieder zur Verfügung gestellt, und hierbei ist es mir nur auffallend, wie so manches Ereigniß, so manche Persönlichkeit, so manche Schrift, die uns damals wichtig und höchst bedeutungsvoll erschien, jetzt fast vergessen ist, sodaß wir uns die Augen verwundert reiben wie bei dem Anblick einer Person, die uns bekannt vorkommt, ohne daß wir wissen, wo wir sie zuerst gesehen und in welchem Verhältniß sie damals zu uns gestanden. Wie viele Erscheinungen leben sich doch jetzt in vier oder fünf Jahren ab, weil sie ohne eclatant nachwirkende, charakteristisch hervortretende Folgen blieben!

Der erste Band, um doch Etwas vom Inhalt des Buchs zu sagen, trägt den Titel: „Öffentliches Leben in Deutschland. 1838—42." Die ersten Aufsätze betreffen die kölner Wirren, die Hermes'sche Lehre, die Streitschriften zwischen Leo und Görres, Leo und die Hegelianer. Hierauf folgt Gutzkow's bekanntes und diplomatisch gut geschriebenes Sendschreiben an den Fürsten zu Solms-Lich. So weit ist noch Alles gut. Was soll, was will, was bezweckt aber jetzt noch der 30 Seiten lange Bericht über das Gutenbergs=Album von Haltaus, welcher die kleinste Bagatelle oft in mehr Zeilen bespricht, als die Bagatelle Zeilen enthielt? Es laufen dabei manche Naivetäten unter, z. B. wenn Gutzkow die Ehre der Belletristen den Philologen gegenüber dadurch gerettet glaubt, daß Echtermeyer ein paar artige lateinische Verse beisteuerte. Als ob Echtermeyer Das wäre, was wir im engern Sinne Belletrist nennen, oder als ob Hermann und Böckh deshalb Respect vor den Belletristen bekommen müßten, weil einer von ihnen durch einige hübsche lateinische Verse darthat, daß er eine gelehrte Schulbildung genossen und in Prima den Gradus ad Parnassum tüchtig zu Rathe gezogen hat. Das Geschnatter von Gänsen rettete zwar das Capitol, aber das Geschnatter einiger lateinischer Verse wird das Capitol des Belletristenthums, wenn es in Gefahr kommen sollte, nicht retten können, wenn wir selbst als wachsame Soldaten und Vertreter des Volksgeistes unser Heiligthum nicht hüten. Merkwürdig bleibt noch, daß Gutzkow seine intimern Freunde von damals bei dieser Gelegenheit in dichte Lorbern hüllt, so Dingelstedt, Wihl, Beurmann, Uffo Horn, von dem es heißt: „Uffo Horn läßt Gutenberg dramatisch auftreten und legt ihm Worte voll Schwung und Erhabenheit in den Mund. Horn hat für flammende Gedankenmalerei ein seltenes Talent; es weht in seinen Worten wie Sturmwind, seine Verse sind Melodie, nicht gerade classisch wie bei Mozart, aber voll Mark und Leidenschaft wie das Trema Bizanzio Donizetti's." So spricht man allenfalls über die Koryphäen der Poesie, über Goethe oder Schiller, nicht über Uffo Horn; man fördert dadurch einen jungen talentvollen Schriftsteller nicht und schadet ihm nur bei dem Publicum, wie ein Marktschreier zuletzt seinen Pillen, die er als ein Arcanum ausruft, während sie doch nur aus unschuldigem Kuchenteige bestehen. Ganz anders dagegen lautet Gutzkow's Urtheil über die Beisteuer derjenigen Autoren, mit denen er gerade damals auf einem gespannten Fuße lebte, so über Mundt, Kühne, Varnhagen von Ense u. A. Ein ziemlich weitläufiges Tagebuch aus Berlin beschäftigt sich vorzugsweise mit dortigen Theaterzuständen. Ich fürchte, daß das Buhlen um das Theater der Charakterentwickelung vieler unserer jüngern Autoren und Dichter wesentlich geschadet hat, und mehr noch in der Zukunft schaden wird; ich nenne hier Gutzkow selbst, Mosen, Laube, in jüngster Zeit Kühne. Wie viel seines innern Kerns und Wesens muß man der Bühne aufopfern! Welche Rücksichten nehmen! Welche Schlangenwindungen in der Kritik einschlagen! Welche Lammgeduld der Zähigkeit der Directionen entgegensetzen! Welche Rundreisen bei den Bühnen, welche höfliche Visiten bei den sogenannten darstellenden Künstlern und Künstlerinnen, welche Zugeständnisse den Hofbühnen machen! Um die gesunkene

Bühne emporzuheben, hält Gutzkow mit Eduard Devrient die Einrichtung einer Theaterakademie, einer ABC-Schule für die Schauspieler, für das geeignetste Mittel. Ich zweifle, ob es so probat sei, als man annimmt; aber es würde hier zu weit führen, meine Zweifel auseinanderzusetzen und mit Gründen zu belegen. Gutzkow äußert: „Correggio besuchte allerdings keine Akademie, aber er hatte, ehe er Bilder malte, Töpfe gemalt." Gut! der Schauspieler malt auch im Beginn seiner Laufbahn Töpfe, wenn er erst stumme Rollen, Bediente, Trabanten, Bauerrüpel u. s. w. spielt. Der letzte Aufsatz dieses Bandes „Deutschlands Gegenwart" erscheint mir, trotz der spielenden Eintheilung der deutschen hervorragenden Geister in Brocken- und Alpengeister, ziemlich unerheblich.

Von geringerm Interesse ist der zweite Band, der zum größten Theile aus leichthin geworfenen kritischen Skizzen besteht. Welches Interesse sollen „Strickstrumpfkritiken", wie der Verf. eine Portion derselben selbst nennt, der detaillirende „Bericht über den Musenalmanach für 1841", das „Sendschreiben an Uffo Horn" u. s. w. für uns noch haben? Es sind eine Menge Gerichte hier aufgetragen, viele davon sind würzhaft und pikant, aber sie sättigen weder im Einzelnen noch in der Gesammtheit, und oft, wenn es uns gerade am besten schmeckt, wird uns die Schüssel vor dem lüstern gemachten Munde hinweggezogen. Nur einige Bemerkungen! Gutzkow fertigt in einem Artikel mit der Überschrift „Verirrungen": Willkomm's „Europamüden" und Clemens' „Bei Nacht und Nebel" in einer Weise ab, welche den Kritiker in der schreckenden Gestalt eines Nachrichters und Abdeckers erscheinen läßt. Ich mag, besonders bei dem persönlichen Verhältniß, in dem ich zu dem Verf. der „Europamüden" stehe, diesen Roman nicht rechtfertigen und vertheidigen, aber einmal scheint es hart, wenn Schriftsteller, die im J. 1842 vielleicht weit über ihre Verirrungen vom J. 1838 hinaus sind, plötzlich den über sie ergangenen Urtheils- und Verdammungsspruch noch einmal in einem Buche abgedruckt finden müssen; es scheint ferner hart, wenn man diese zwei aus einer Menge Verirrter auf Gerathewohl herausgreift, gerade wie ein Schullehrer an einem Schulbuben ein Exempel zu statuiren pflegt, um eine ganze Classe zu schrecken; endlich frage ich, ob folgende Stelle einen kritischen Takt, Ton und Geschmack beweise: „Willkomm ist mir wie Einer, der noch nie geliebt hat, den aber ein unbändiger Reiz verzehrt, dem er wieder den Muth nicht hat, den Zügel schießen zu lassen. Seine Phantasien haben Ähnlichkeit mit denen seiner Mönche, die ihren Geschlechtstrieb unterdrücken müssen." Diesen Ton nenne ich, nach meiner innigsten Überzeugung, unkritisch gemein. Bei einem kritischen Fragment über Strauß überraschte mich die Vorstellung, zu der ich mich veranlaßt fühlte, wie schnell unsere Celebritäten im Laufe weniger Jahre in den Hintergrund gedrängt, vergessen, wie ein Blatt, welches der Herbstwind vor sich hertreibt, in den Erdboden der Zeit eingewühlt sind. Damals, als Gutzkow seinen Aufsatz schrieb, wurde Strauß als der zweite Luther ausgerufen — und was ist er jetzt? Er hat sich wie Sulla von der Tummelstätte der Debatte zurückgezogen und kann zu seiner Gemahlin, der frühern Sängerin Schebest, mit demselben Rechte wie Sulla sagen: „Weib, thu mir die Blätter meines Lorberkranzes an den Braten!" Nicht weil die „Hallischen Jahrbücher" von ihm abfielen, nicht weil nach der Meinung derselben Jahrbücher Bruno Bauer, nebst Bruder, und Feuerbach ihn überflügelt, überboten, beseitigt hatten, nicht weil er von Gelehrten widerlegt, von Belletristen angefeindet, durch eine Revolution von der züricher Universität verdrängt wurde, nein! nicht darum ist Strauß in den Hintergrund getreten, nicht darum sind seine Bestrebungen ohne ersichtliche Folgen geblieben, sondern weil er, kritisch und gelehrt, ohne leidenschaftliche Aufwallung, ohne begeisternde Wärme, ohne hinreißende schöpferische Kraft, nur in der aristokratischen Intelligenz wurzelte und der systematische und kritische Ausdruck ihrer Ansichten und Meinungen war. Thoren, welche da glauben, eine politische Revolution, eine religiöse Reformation lasse sich in der gelehrten Welt, im Salon, auf dem sonnigen, aber eiskalten und vegetationslosen Gipfel der Gesellschaft abspielen; nein, ihr müßt die Fäden weiter unten anlegen, mit der populairen Beredtsamkeit, mit der furchtlosen Tapferkeit, mit der charaktervollen Entschiedenheit eines Reformators wie Luther auf die Masse wirken, zum Herzen des Volks sprechen, es erwärmen, entzünden, eine neue Welt entdecken oder mit genialer Kraft heraufbeschwören, statt einfach zu sagen, die alte Welt tauge nichts, statt die bloße Negation als Rettungsboot in die schwankende, geheim gährende Woge der Zeit hinabzulassen. Und ein solcher Reformator thut uns wahrlich noth! Bleibt vornehm, bleibt kritisch, bleibt negativ — ihr könnt ja nicht anders sein —, aber ruft nur nicht in eitler Selbstverblendung, daß, weil ihr euch einigermaßen mit Anstand von Seite der aristokratischen Kritik ans Ufer gerettet habt, die übrige Welt auch nicht mehr im Nassen sitze; und um diese zu retten, werdet ihr nicht die Finger naß machen, aus Furcht, es könne daran einiger plebejischer Schlamm und Schmuz sitzen bleiben! Das Strauß'sche Drama hat sich, wie man voraussehen konnte, ganz modern lustspielartig abgewickelt. Es war durchaus modern, daß er nicht, allen Gefahren Trotz bietend, nach Zürich ging, daß er sogar ein Abstandsgeld in Empfang nahm, daß er sich schließlich in den windstillen Hafen einer gemüthlichen Ehe mit einer liebenswürdigen Sängerin zurückzog. Wie ganz anders erscheint uns Luther, wenn er seine Theses anschlug, die päpstliche Bulle verbrannte, in Worms auf Tod und Leben vor Kaiser und Reich sprach und mit kühnem Entschluß gerade eine Nonne zu seinem ehelichen Weibe wählte. Ich tadle David Strauß an sich in keiner Weise und in keiner Rücksicht, ich beschuldige ihn durchaus nicht einer unchristlichen Lehre, eines unchristlichen Wandels, ich finde, daß er, wenn auch kein ganzer Mann, doch ein ganz moderner Mann ist und auf dem Niveau seiner Zeit steht; aber man hätte uns nur nicht von ihm Gott weiß welche Dinge prophezeien sollen, während man uns die zwei, drei oder vier Luther und Lutherchen, welche auf ihn ge-

folgt sind, nicht prophezeite. Und diese ganze handvoll Luther that sich im Laufe weniger Jahre auf, während es fast eines ganzen Jahrhunderts bedurfte, um nach Huß einen Martinus Luther hervorzubringen. Nun zweifle man noch, wie weit wir wenigstens in der Ketzerei der Geschwindigkeit vor frühern Jahren voraus sind!

(Der Beschluß folgt.)

Zur Statistik der pariser Kunstsammlungen.

(Beschluß aus Nr. 201.)

Unlängst sind zu diesen unermeßlichen Schätzen noch 36 Stücke von dem alten Meister hinzugekommen, welcher seine Blätter mit den gothischen Buchstaben E. S. bezeichnete und unter dem Namen des Meisters von 1466 bekannt ist. Diese Blätter, alte Spielkarten vorstellend, meistens Unica und noch nicht beschrieben, sind sehr wichtig und merkwürdig. Sie kommen aus England, wo sie für Rechnung der französischen Regierung angekauft und mit 3000 Francs bezahlt wurden. Der jetzige Vorsteher des Cabinets, Hr. Duchesne der Ältere, hat eine ganz besondere Liebhaberei an dem alten deutschen Meister, dem einige Kunsthistoriker die Erfindung der Kupferstecherkunst zuschreiben wollen. Er steht dem Maso Finiguerra sicher am nächsten in Zeit und Praxis, wenn er ihm auch in Schönheit der Zeichnung weit nachstehen muß. Seine vorzüglichsten und seltensten Blätter sind die beiden Marien von Einsidlen, welche so wegen der Inschriften, die sie tragen, genannt werden. Diese Inschriften beweisen, daß es ein Deutscher war, der diese Blätter stach; doch ist es noch Keinem gelungen, den Namen dieses Meisters zu entdecken; denn für den Namen Engelbrecht ist kein hinreichender Grund vorhanden. Die große Zahl von Blättern, welche diesem Meister zugeschrieben werden (im hiesigen Kupferstichcabinet ist er mit 130 Blättern besetzt), die Feinheit der Schraffirungen und die ganze technische Fertigkeit, von der sie zeugen, setzt eine vieljährige Übung voraus. Vergleicht man die vom Meister E. S. mit 1466 bezeichneten, schon in einer gediegenen Vollendung bearbeiteten Blätter mit mehren von ihm, die sich in einem weniger ausgebildeten oder selbst noch rohem Zustande befinden, so muß man wenigstens 10—12 Jahre zurück annehmen; rechnet man hierzu die noch rohern Arbeiten von dem Meister, den Duchesne in seinem „Voyage d'un iconophile" unter dem Namen des Maître aux banderolles aufführt *), und einige ähnliche Blätter alter deutscher Meister, die zwar ohne Jahrzahl sind, allein wo eine gewisse Roheit oder Unbeholfenheit der Behandlung, die nicht durch scharfe, sondern durch stumpf übereinandergelegte Striche erscheint, ferner die sichtbaren Merkmale, daß der Abdruck durch Reibung und nicht durch Walzen oder andere Preßkraft hervorgebracht sei und endlich auch der ganz rohe Stil der Zeichnung der Formen und des Charakters ganz deutlich eine frühere Periode als die vielen Arbeiten des dem Finiguerra gleichzeitigen Meisters von 1466 beweisen, dessen Gestalten im Ausdruck der Gesichtszüge schon einige Anmuth, und durch schickliche und expressive Stellungen Sinn und Kunstbildung zeigen; nimmt man dies Alles zusammen, so stellt sich die Überzeugung leicht dar, daß für Deutschland eine weit frühere Periode für den Abdruck von gestochenen Metallplatten auf Papier vorhanden war, als in Italien; zumal auch Abdrücke von Holzplatten, wie der heilige Christoph in der Sammlung des Grafen Spencer zu Althorp **) (und ein in der pariser königlichen Bibliothek vorhandenes Exemplar, was jedoch mehre Kenner als echt bezweifeln) ***) mit dem Jahr 1423 bezeichnet, und mehre andere Drucke von Holzplatten im Verein mit der bald darauf erscheinenden Buchdruckerkunst die sichersten und deutlichsten Zeugen dafür sind. Endlich möchten auch die vielen Arbeiten deutscher Meister des 15 Jahrhunderts im Vergleich gegen die in weniger Zahl vorkommenden italienischen Meister jener Periode den Beweis geben, daß eine allgemeinere frühere Ausübung des Eingrabens in Metall und Abdruck desselben in Deutschland stattfand. Denn der in der pariser königlichen Bibliothek aufbewahrte und von Zani entdeckte Abdruck eines von Finiguerra in Niello gearbeiteten Kunstbildes (Pax-Patène), die Krönung der Maria vorstellend, wovon sich die Platte im Kirchenschatz S.-Giovanni zu Florenz befindet (jetzt in der Sammlung des Großherzogs) und eine Notiz, daß Finiguerra dieses Werk 1452 vollendet habe, die in dem dortigen Archiv zu finden ist, gibt, da auf der Platte selbst und auf dem Abdruck weder Name noch Jahrzahl ist, nicht die völlige Gewißheit, daß dieses Blatt von Finiguerra der erste Abdruck einer gravirten Metallplatte auf Papier sei. Es entstehen vielmehr gegen diesen Papierabdruck erhebliche Zweifel, die nur durch einen unmittelbaren Vergleich mit der noch in Florenz befindlichen Platte völlig gehoben werden könnten. Außerdem kennt man von dieser weltberühmten Nielloplatte noch zwei Ab-

---

*) Wegen der den Figuren aus dem Munde gehenden aufgerollten Spruchzettel mit Inschriften vgl. „Voyage d'un iconophile" von Duchesne d. Ält. (Paris 1834). Diese Reisebeschreibung enthält, außer mehren topographischen Nachrichten von des Verf. Reise in Deutschland, Holland und England, viele lehrreiche Notizen über Kupferstiche merkwürdiger Sammlungen jener Länder.

**) Dieses seltene Blatt war sonst in der Karthause zu Buxheim in Westfalen und wurde von Heinecke dort entdeckt. In Heller's „Geschichte der Holzschneidekunst" ist davon ein Facsimile; desgleichen in Ottley's „Origin of engraving".

***) Dibdin („Biographical tour") erklärt das pariser Exemplar für unecht und später nachgemacht. Dasselbe behauptet Hr. Léon de Laborde in der französischen Zeitschrift „L'artiste" vom October 1839, wo Durchzeichnungen des altthorpschen Exemplars nach Ottley's Facsimile und des pariser Abdrucks nach der Abbildung des v. Murr'schen „Journal" beigegeben sind und die Ansicht geltend gemacht wird, daß das pariser Exemplar mit jener Abbildung im v. Murr'schen „Journal" ganz identisch und ein aus jenem Journal herausgerissenes, in Kaffeefarbe getauchtes Blatt sei, welches G. Roland zu Nürnberg im J. 1775 nach dem Unicum des Lord Spencer angefertigt. Hr. Duchesne („Notice des estampes exposées à la Bibliothèque royale", dritte Ausgabe, Paris 1837, S. 2) führt dagegen das pariser Exemplar als alt und echt auf. Hr. Waagen („Kunstwerke und Künstler in England und Paris", III, S. 686) erklärt ebenfalls, daß der Abdruck der königlichen Bibliothek zu Paris in allen Theilen das Gepräge der Echtheit verrathe und daß, allem Anschein nach, das Bestreben, den Werth des altthorper Exemplars als eines Unicums noch zu erhöhen, auf Dibdin's Urtheil Einfluß gehabt habe. Was nächst der Autorität eines so großen, so bewährten Kunstkenners, ein starkes Gewicht zu Gunsten dieser Meinung in die Wagschale legt, ist folgender Umstand: Im J. 1817, während eines Besuchs in Paris, besah Lord Spencer das Exemplar des St.-Christoph auf der hiesigen königlichen Bibliothek. Sehr pikirt darüber, daß man seinem Unicum den Werth schmälere, bewog er Dibdin, nach England zurückzureisen und seinen Abdruck nach Paris herüberzuholen, um mit dem Exemplar des königlichen Kupferstichcabinets einen Vergleich anzustellen. Es wurde entschieden, daß beide Abdrücke alt, aber von zwei verschiedenen Holzblöcken abgezogen seien. Im folgenden Jahre machte Dibdin seine bibliographische Reise und in seinem vierundzwanzigsten Briefe erhob er Zweifel und Bedenken in Betreff des pariser Exemplars, welches, ungeachtet des Datums, gegen 1480 zu setzen sei und überhaupt verdächtig erscheine, das aber nach seinem Übersetzer Crapelet („Voyage de Dibdin", III, 100, Anmerkung a) alle Kennzeichen des Alters und der Echtheit an sich trägt. Hr. Sotzmann in dem Aufsatze „Über die älteste Geschichte der Xylographie und der Druckkunst" in Raumer's „Historischem Taschenbuche", Jahrgang 1837, läßt die beiden Exemplare des St.-Christoph ebenfalls für alt gelten, mißt ihnen aber keinen höhern Werth bei als vielen andern alten Holzschnittbildern, die sich in öffentlichen Sammlungen von Kupferstichen vorfinden, und verlegt ihren Ursprung in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts.

drucke auf Schwefel. Der eine, ein Probeabdruck, welcher die Platte unvollendet wiedergibt, befindet sich in der vortrefflichen Sammlung von Niellen des Grafen Durazzo in Genua; der andere, welcher erst nach gänzlicher Beendigung der Platte genommen worden ist und das Original mit den feinsten Einzelheiten auf das genaueste reproducirt, war sonst im Besitz des Senators Seratti in Livorno, gelangte nach dessen Tode in die Hände des londoner Kupferstichhändlers Colnaghi und ging aus dessen Besitz in die große Kupferstichsammlung des Herzogs von Buckingham-Chandos über, welcher ihn mit 250 Pf. St. bezahlte. Bei der Versteigerung dieser Sammlung zu London 1834 wurde er für Rechnung des Britischen Museums angekauft, wo man ihn gegenwärtig aufbewahrt. Ein Vergleich der Abbildung des pariser Papierabdrucks in Zani's „Materiali per servir alla storia delle incisione in rame" (S. 201), die nach der Versicherung des Verf. von der größten Treue sein soll, mit dem Schwefelabdruck im Britischen Museum hat kein günstiges Ergebniß für jenes Blatt geliefert und die Ansprüche desselben auf Originalität bedeutend herabgesetzt. Dibdin („Decameron", I, S. CXLI) versichert, daß jene Abbildung von dem bewundernswürdigen Ausdruck der Köpfe in dem Schwefelabdruck, der wie ein Kupferstich auf Elfenbein aussieht, nur wenig wiedergibt. Cicognara („Memorie", S. 42) erzählt, daß Zani, der erste Entdecker jenes Papierdrucks, vor seinem Tode selbst sehr zweifelhaft über die Echtheit und Wichtigkeit seines Fundes geworden ist, und der Prof. Vitali in Parma eine Zeichnung dieser Par, welche Mariette besaß und auf welcher sich eine handschriftliche Bemerkung von ihm befindet, von Zani's Erben an sich gebracht und mit Hülfe derselben in einer noch unedirten Schrift dargethan hat, der pariser Abdruck sei nicht von dem Original in Florenz hergenommen. Waagen („Kunstwerke und Künstler in England und Paris", III, 687) läßt es unentschieden, ob dieser Abdruck wirklich von jener Nielloplatte in Florenz genommen worden, hält aber dafür, daß er ein sehr alter Abdruck von einer höchst vortrefflichen und mit jener Platte sehr nahe übereinstimmenden Nielloplatte ist.

Dieses Blatt, das seither von Vielen für den ersten und ältesten aller Kupferstiche gehalten wurde, ist gegenwärtig kein Unicum mehr, da ganz neuerdings in der pariser Bibliothek des Arsenals ein zweiter Papierabdruck des von Finiguerra in Niello gearbeiteten Kunstbildes, die Krönung der Jungfrau vorstellend, aufgefunden worden. Dieser Abdruck ist schöner als der bis jetzt bekannte. Ein breiter Rand gestattet die Platte genau zu messen, die, nach oben gewölbt, in ihrer höchsten Höhe 133 Millimètres und 95 Millimètres in der Breite hat. Christus auf einem hohen Throne zur Linken sitzend, der mit Guirlanden geschmückt ist und hinter dem Gebäude im florentinischen Stil des 15. Jahrhunderts emporragen, setzt eben die Krone auf das Haupt der Jungfrau, die in seiner Nähe gestellt ist. Unter dem Thronsessel halten Engel aufgerollte Spruchzettel mit Inschriften folgenden Inhalts: Assumpta est Maria in coelum. Ave, exercitus angelorum. Zu jeder Seite spielen andere Engel verschiedene Instrumente, und unten links sind die Märtyrer, rechts die heiligen Jungfrauen. Man bemerkt unter Andern den heiligen Johannes, aufrecht stehend, und die knieenden Heiligen Augustin und Ambrosius, die Heiligen Agnes und Katharina. In Hinsicht auf Composition, Zeichnung, Formenverständniß und Faltenwurf hält sich dieses Werk auf gleicher Höhe mit den besten Leistungen der gleichzeitigen Bildhauer und Maler. Die Druckerschwärze ist grau; der Abdruck selbst setzt eine große Vollkommenheit der Presse voraus und ist von der Gegenseite der Originalplatte, zeigt mithin auch die Schrift verkehrt. Das Papier hat endlich ein sehr altes Ansehen. 27.

Notizen.

Shakspeare kein Papist.

Es hat Jemand unternommen, durch Stellen aus Shakspeare's Stücken zu beweisen, daß der große Dichter kein Papist, vielmehr ein Antipapist gewesen und als guter, orthodoxer (!) Protestant gestorben sei, und er führt seinen Beweis aus Stellen wie z. B. jene, wo König Johann dem Cardinal Pandulph sagt:

> Kein Nam' ist zu ersinnen, Cardinal,
> So leer, unwürdig und so lächerlich,
> Mir Antwort abzufodern, als der Papst;

oder aus Heinrich VI:

> Der Cardinal ist frecher als der Teufel

u. s. w. Wie der Mann auf sein sonderbares Unternehmen gekommen ist? Er erzählt es selbst. „Als ich Stratford upon Avon besuchte", sagt er, „sah ich ein großes beschriebenes Blatt in einem vergoldeten Rahmen recht augenfällig aufgestellt und für eine Copie von Shakspeare's letztem Willen ausgegeben, aber anfangend mit den Worten: ‚Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, der allerheiligsten und gepriesenen Jungfrau Maria, Mutter Gottes, der Erzengel, Engel, Patriarchen rc. Ich, Will. Shakespeare, unwürdiges Mitglied der heil. katholischen Kirche.'" „Dieses Blatt", fährt der Erzähler fort, „war doch offenbar dazu ausgehängt, um die Welt zu betrügen und Shakspeare als einen Papisten darzustellen." Deshalb beschloß er auf der Stelle, zur Ehre Shakspeare's, der reformirten Religion und der göttlichen Wahrheit klärlich zu beweisen, daß dieses Testament ein Falsum sei. Bald hätte ich den Titel seines Buches vergessen anzuführen (der Leser würde freilich nichts dabei verlieren): „Religious and moral sentences culled from the works of Shakspeare compared with sacred passages drawn from holy writ." Der gute Verf. will nicht nur beweisen, daß Shakspeare kein Papist, sondern auch, daß er „ein wahres und würdiges Mitglied der englischen Kirche" gewesen, und stellt zu dem Ende auf 140 Seiten Stellen aus Shakspeare's Dramen mit Stellen aus der Bibel und der englischen Liturgie zusammen. Es muß auch solche Käuze geben!

Englische Decenz.

„Wir rathen", sagt ein englischer Kritiker, „jedem Familienvater ernstlich, die englische Übersetzung des Rabelais fern von seinem Hause, oder wenigstens sicher unter Schloß und Riegel zu halten. Das französische Original ist nicht so gefährlich, weil es in den veralteten Formen der Schreibart und Rechtschreibung unberufenem Lesen ein natürliches Hinderniß entgegenstellt. Die Übersetzung anlangend können wir uns kein furchtbareres Ereigniß denken, als ein zufälliges Aufschlagen derselben im Schoose einer respectabeln Familie. Der Schreck, wenn eine Bombe mitten in einer friedlichen Theegesellschaft platzte, oder wenn ein nur ‚bei Seite' mögliches Wort von einem scharfhörenden Kinde laut nachgesprochen würde, oder wenn das kleinste Bübchen in einer evangelischen Vorbereitungsschule einen Fluch ausstieße, ist nichts gegen den, ein junges Dämchen in weißem Mousselin Urqhard's Rabelais aufschlagen zu sehen." Der Mann hat Recht, aber wie charakteristisch ist die Ausmalung des Schreckens!

Correspondenz des Herzogs von Marlborough.

Der „Times" zufolge ist kürzlich die Correspondenz des Herzogs von Marlborough aufgefunden worden. Man untersuchte einige Kisten, welche, wie man vermuthete, Papiere und Documente bezüglich auf die Marlborough'schen Güter enthalten sollten und entdeckte in denselben die vollständige Correspondenz und die Depeschen des Herzogs, welche der Zeit des Erbfolgekriegs angehören. Ein großer Theil derselben (die Briefe an Prinz Eugen, die fremden Souveraine, Fürsten, Generale) ist französisch abgefaßt. Sir George Murray hat diese interessanten Documente vom jetzigen Herzoge von Marlborough zur Durchsicht und Verwahrung erhalten. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 293. —— 20. October 1843.

Karl Gutzkow.

(Beschluß aus Nr. 292.)

Der dritte Band ist von erheblicherm Interesse, weniger durch Gutzkow's Notiz über Prof. Meyer, Meidinger's französische Grammatik, einen Besuch bei Bettina, einen Besuch Immermann's bei Gutzkow, weniger durch seine eigene Reisen- und Novellenskizzen, obgleich darunter manches Hübsche, als durch zwei Reliquien von Georg Büchner, und um dieser Reliquien willen würden wir, selbst wenn Gutzkow's Aufsätze gar nichts bedeuteten, diesem die Herausgabe dieser Sammlung gern vergeben. Die erste derselben trägt den Titel „Lenz", eine Art Novelle, welche den strasburger Aufenthalt des unglücklichen Dichters und sein Verhältniß zu dem bekannten pietistischen Pfarrer Oberlin in Steinthal zum Gegenstande hat. Hier ist wahrhaft poetische Anschauung, die Sprache und Malerei dichterischer Empfindung, Durchgeistigung des Stoffs und Beseelung des blos Körperlichen; dabei hat die Erzählung selbst so etwas wüst Träumerisches, so etwas Halbwahnsinniges, sie wälzt und wühlt und kugelt sich so unheimlich durch seltsame bald knapp abgebrochene, bald traumhaft verlängerte Wortwindungen und Satzverschlingungen, das Thun und Treiben und Wesen schleudert sich und drängt, treibt und stößt sich so willenlos dämonisch, so unruhig absichtslos von rechts nach links, durch Licht und Dunkel, kopfüber, kopfunter, im Gange, im Hüpfen, im Sprunge, im wilden athemlosen Laufe, daß es dem Leser fast erscheint, als lese er hier nicht die Novelle eines Zweiten über einen Wahnsinnigen, sondern habe es mit diesem selbst zu thun, sei wol gar von ihm angesteckt, als sei Büchner Lenz und Lenz Büchner und er, der Leser selbst, Beide zugleich. Die zweite Reliquie besteht aus Bruchstücken aus einem Lustspiele „Leonce und Lena", voll gesunden Witzes und echten Humors. Nur ein Beispiel für viele:

König Peter und der Staatsrath.

Peter. Meine Lieben und Getreuen, ich wollte Euch hiermit kund und zu wissen thun, kund und zu wissen thun — denn entweder verheirathet sich mein Sohn, oder nicht (legt den Finger an die Nase) entweder, oder — Ihr versteht mich doch? Ein Drittes gibt es nicht. Der Mensch muß denken. (Steht eine Zeit lang sinnend.) Wenn ich so laut rede, so weiß ich nicht, wer es eigentlich ist, ich oder ein Anderer, das ängstigt mich. (Nach langem Besinnen.) Ich bin ich. — Was halten Sie davon, Präsident?

Präsident. (Gravitätisch langsam.) Eure Majestät, vielleicht ist es so, vielleicht ist es aber auch nicht so.

Der ganze Staatsrath im Chor. Ja, vielleicht ist es so, vielleicht ist es aber auch nicht so.

Peter. (Mit Rührung.) O meine Weisen! Also von was war eigentlich die Rede? Von was wollte ich eigentlich sprechen? Präsident, was haben Sie ein so kurzes Gedächtniß bei einer so feierlichen Gelegenheit? Die Sitzung ist aufgehoben!

Man kann nicht leugnen, daß diese beiden Reliquien etwas Hervorstechendes in dieser Sammlung sind, und daß sich der Leser, geätzt, geprickelt und gestachelt von so vielen Gutzkow'schen Verstandeswitzen, in diesen romantischen Zwischenpartien gern erholt. Was man aber auch gegen diese „Vermischten Schriften" mit Recht sagen und an ihnen im Ganzen wie im Einzelnen aussetzen kann, sie bilden immer eine interessante Sammlung, sowol durch ihren mannichfaltigen Stoff als durch die meist geistreiche Behandlung des Stoffs. Schon auf die so sorgsam gearbeitete, nur hier und da zu gedrechselte Sprache, die sich jedoch in spätern Aufsätzen, namentlich in dem Tagebuche aus Berlin, natürlicher bewegt, wie auf seine Kunst, eine Menge treffender Gleichnisse und Bilder zu schmieden und zu nieten, feines und zartes Geschmeide, womit er jedoch seine Aufsätze häufig nur zu flitterhaft und kokett aufputzt, darf sich der Verf. etwas einbilden. Obgleich ich durch die Länge dieser Betrachtung, durch die Bemühung, dem Autor nach jeder Seite hin gerecht zu werden, die Achtung bewiesen zu haben glaube, die ich im Allgemeinen für das Talent, den Geist, den markirten literarischen Charakter Gutzkow's hege, so wird dieser doch im Bewußtsein seiner überall Quos ego ....! gebietenden Größe nicht zufriedengestellt sein, indem er wol liebt, Andern die Wahrheit zu sagen, aber nicht sich die Wahrheit sagen zu lassen. Ich wäre in mancher Hinsicht gern unglimpflicher mit ihm verfahren; aber es widerspricht meiner Natur; ich habe von der Manier Gutzkow's, Jemand abzufertigen und die Vorzüge eines abzufertigenden Autors über dessen Mängel zu vergessen, noch nicht genug gelernt.

Der Verf. hat auch eine kurze Vorrede zu diesen „Vermischten Schriften" geschrieben; er ist aber nicht glücklich in seinen Vorreden, weil er darin — der Schalk! — gewöhnlich gemüthlich wird, der Verf. der „Wally" und der „Lebensskizze des Max Schottky" gemüthlich!

Aber nichts steht ihm schlechter und unnatürlicher als die Gemüthlichkeit, wo er sie nicht wie an einigen Stellen seiner Dramen objectivirt, sondern als Thränenerguß seiner innersten Persönlichkeit in das Schnupftuch eines subjectiven Raisonnements, und ein solches ist eine Vorrede immer, feucht und warm entschlüpfen läßt, damit wohlwollende Seelen und barmherzige Schwestern ausrufen: Seht, welch ein Mensch! oder gar eine andere heilige Veronica im Schweißtuche sein thränenreiches Gesicht abdrückt. Auch in der Vorrede zu diesen „Vermischten Schriften" spukt eine gewisse gemachte Gemüthlichkeit, eine empfindelnde schönthuende Süßlichkeit, deren auf das große Publicum berechneten Zweck ich wohl einsehe. Aber, guter Freund! wir kennen uns besser; wer über Max Schottky so schreiben konnte wie du, wer noch in diesen „Vermischten Schriften" über Willkomm und Clemens so lieblos und hart urtheilen konnte wie du, dessen Thränen können keine andere als Kunstthränen sein, die ein Schauspieler weint, um auf die große Menge zu wirken, und Gutzkow hat, seitdem er Bühnenstücke schreibt, immer nur ein Theaterpublicum vor Augen. Alles was du willst, Gutzkow! — erschrecken Sie nicht über mein vertrauliches du; es ist mir entschlüpft wie Ihnen die Thränen — Geist, Witz, Schärfe, selbst Lieblosigkeit, nur keine Sentimentalität! Ja, wahrlich, Gutzkow vergießt sogar während des Producirens Thränen. In der Vorrede zu seinen dramatischen Werken heißt es wörtlich wie folgt: „Es sind um beide Stücke (‚Savage' und ‚Werner') in Deutschland viel Thränen geflossen. Wer rein und edel fühlt, fühlt vielleicht auch, daß um sie welche geflossen sind, noch während sie geschrieben wurden." Abermals eine Phrase für die barmherzigen Schwestern Deutschlands! Lessing würde, selbst wenn er bei der Abfassung seines „Nathan" Thränen vergossen hätte, es nie eingestanden haben, und Gutzkow nimmt sich ja sonst Lessing so gern zum Muster! Er schließt: „Das Talent, Gemachtes vom Gefühlten zu unterscheiden, besitzen Wenige: am meisten die Frauen, am wenigsten die Kritiker." Da Gutzkow ein Kritiker ist, so wird er nicht unterscheiden können, ob gegenwärtige Recension gefühlt oder blos gemacht sei; er möge daher ein Weib zu Rathe ziehen! Hermann Marggraff.

Immanuel Kant's Briefe. Herausgegeben von Friedrich Wilhelm Schubert. *)

Durch diese Briefe des großen königsberger Philosophen Immanuel Kant an die literarischen Notabilitäten seiner Zeit werden wir in eine längst verschwundene Zeit zurückversetzt, die, obgleich nur um 50—60 Jahre von der unsern entfernt, dennoch bereits fast zu einer sagenhaften, zu einer für uns räthselhaften und in vieler Beziehung sogar völlig unerklärlichen geworden ist. Wir sehen hier einen der größten und ausgezeichnetsten Denker vor uns, der mit der allergrößten, festesten und innigsten Überzeugung ein unerschütterliches Gebäude für die Ewigkeit gebaut und gegründet zu haben glaubt; denn er versichert in einem Briefe an Reinhold mit der größten Zuversichtlichkeit, „daß er, je länger er auf seiner Bahn fortgehe, um so unbesorgter werde, es könne jemals ein Widerspruch oder Allianz seinem System erheblichen Abbruch thun", und dennoch mußte er selbst es noch erleben, daß gerade der Mann, der ihm die allergrößte Verehrung und Ergebenheit betheuert, der ihm wiederholt seine ganze und volle Überzeugung von der Wahrheit seines Systems und sein vollkommenes Einverstandensein mit demselben im Ganzen wie im Einzelnen versichert hatte, die Brandfackel in sein vermeintlich für die Ewigkeit gegründetes philosophisches Prachtgebäude warf, daß es von Grund aus verbrannte und davon nichts übrig geblieben ist als eine historische Erinnerung, ein hohler Klang. Und dieser Mann war Fichte! Es hat in der That etwas wahrhaft Tragisches, aus dem Briefwechsel dieser beiden ausgezeichneten Männer zu sehen, wie Fichte dem großen königsberger Denker mit den unzweifelhaft aufrichtig gemeinten Versicherungen und Betheurungen seiner innigsten und höchsten Verehrung für ihn, mit der dringenden Bitte um Belehrung entgegenkommt; zu lesen, wie er in einem Briefe an Kant betheuert, „von dem Gedanken durchglüht zu sein, die Aufgabe der Kritik der reinen Vernunft zu lösen", und wie Kant seinerseits dies Entgegenkommen, diese Betheuerungen, Versicherungen und Erklärungen Fichte's mit all der Genüge und Befriedigung eines Hohenpriesters im Tempelheiligthum zu Sais so entgegennimmt, als ob dies gar nicht anders sein könne und sich ganz von selbst verstehe, und wie dann doch diese Freundschaft mit einmal in die unversöhnlichste Gegnerschaft umschlägt. Die „Wissenschaftslehre" war das Kriegsmanifest, das Fichte wider die kritische Philosophie und ihren großen Schöpfer Immanuel Kant ergehen ließ. Als ein solches erkannte und erklärte es Immanuel Kant auf den ersten Blick und vom ersten Augenblick an. Das war nicht die von Fichte ihm versprochene „Lösung der Aufgabe der Kritik der reinen Vernunft"; das war Empörung wider dieselbe, Lossagung von derselben, Umsturz und Vernichtung derselben, und der frühere Verehrer und Freund mußte nothwendigerweise dadurch in Kant's Augen ein Gegner werden, mit dem er nichts weiter zu schaffen haben mochte. Noch im Jahre 1797 bittet Kant Tieftrunk in seinem Briefe, „seine hypokritischen Freunde Fichte und Reinhold zu grüßen". Also hypokritisch war ihm bereits sein „Freund Fichte" vorgekommen! Ein Jahr darauf (1798) schreibt er an Tieftrunk: „Was halten Sie von Herrn Fichte's allgemeiner Wissenschaftslehre?" Er habe sie, äußert er ferner gegen Denselben in demselben Briefe, beiseite gelegt und kenne sie nur aus einer Recension in der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung", die mit vieler Vorliebe für Hrn. Fichte abgefaßt sei. Sie sehe ihm wie eine Art von Gespenst aus, das, wenn man es gehascht habe, keinen Gegenstand habe, sondern immer nur sich selbst, und zwar hiervon auch nur die Hand, die danach hascht, vor sich habe. „Schon der Titel („Wissenschaftslehre") erregt, läßt er sich in einem spätern Briefe vernehmen, wenig Erwartung für den Gewinn, weil sie eine Wissenschaftswissenschaft und so ins Unendliche andeuten würde." Hierin hatte in der That der große Denker den faulen Fleck schlagend bezeichnet, an dem die „Wissenschaftslehre" nothwendig zu Grunde gehen mußte, und wirklich zu Grunde ging: nämlich den nie endenden und abschließenden Kreis des Wissens von Sich selbst, in den das Ich nothwendig hineingetrieben ward, ohne jemals zu Sich selbst kommen, oder Sich Selbst finden zu können. In einem Briefe an Kiesewetter belobt es Kant gar sehr, daß er der kritischen Philosophie treu geblieben sei, was ihn sicher nicht gereuen werde, indeß Andere, die sich gleichfalls anfangs derselben gewidmet hätten, durch zum Theil „lächerliche Neuerungssucht zur Originalität, nämlich wie Hudibras aus Sand einen Strick drehen zu wollen", nur um sich her Staub erregten, der sich doch in kurzem legen müsse. Aber als von verschiedenen Seiten die Fichte'sche Philosophie für ein Kind und Günstling der kritischen Philosophie erklärt wird, da fühlte sich der gekränkte und in seinem Heiligthume bedrohte Greis zu einer entschiedenen öffentlichen Erklärung herausgefodert, kraft welcher er sich von allem

---

*) Immanuel Kant's sämmtliche Werke. Eilfter Theil. Briefe. Herausgegeben von F. W. Schubert. Leipzig, Voß. 1842. Gr. 8. 2 Thlr.

Antheile an der Fichte'schen Philosophie auf das bestimmteste lossagt, und zwar sicher nicht blos aus Besorgniß, wie der Hr. Herausgeber meint, in die Anklagen mit verwickelt zu werden, die wider Fichte von verschiedenen Seiten her wegen seines angeblichen Atheismus erhoben wurden, sondern aus der vollsten und innigsten Überzeugung, daß diese Philosophie die allerärgste Verirrung sei, die jemals im Gebiete der Philosophie vorgekommen.

Er habe Fichte gerathen, heißt es in dieser Erklärung, statt der fruchtlosen Spitzfindigkeiten seine gute Darstellungsgabe zu cultiviren, die sich in der Kritik der reinen Vernunft mit Nutzen anwenden lasse, sei aber von ihm mit der Erklärung, „er werde das Scholastische nicht aus den Augen setzen", höflich abgewiesen worden.

Den Schluß dieser merkwürdigen Erklärung glauben wir aber wörtlich mittheilen zu müssen, weil daraus die tiefe Verletzung, gleichsam die innere Empörung, die der Vater über den verlorenen Sohn empfand — denn allerdings war die kritische Philosophie, an deren Schöpfung Kant sein ganzes Leben gesetzt hatte, das Vaterhaus, aus dem die Fichte'sche Philosophie hervorgegangen war, und wider das sie nun die Mordwaffe kehrte —, ganz unverhohlen hervorleuchtet:

„Ein italienisches Sprichwort sagt: Gott bewahre uns vor unsern Freunden; vor unsern Feinden wollen wir uns wol selbst in Acht nehmen. Es gibt nämlich gutmüthige, gegen uns wohlgesinnte, sich verkehrt benehmende (tölpische) aber auch bisweilen betrügerische, hinterlistige, auf unser Verderben sinnende, und dabei doch die Sprache des Wohlwollens führende, sogenannte Freunde, vor denen und ihren ausgelegten Schlingen man nicht genug auf der Hut sein kann. Aber dessenungeachtet muß die kritische Philosophie durch ihre unaufhaltsame Tendenz zur Befriedigung der Vernunft sowol in theoretischer als in moralisch praktischer Hinsicht überhaupt fühlen, daß ihr kein Wechsel der Meinungen, keine Nachbesserungen, oder ein ander geformtes Lehrgebäude bevorstehe, sondern daß das System der Kritik auf immer befestigt und auch für alle künftige Zeitalter zu den höchsten Zwecken der Menschheit unentbehrlich sei."

Eine so feste, unerschütterliche Überzeugung hatte der ehrwürdige Greis von der Umumstößlichkeit und von der für die Ewigkeit berechneten Dauer seines Systems, und sicher würde es die denkbar furchtbarste Erfahrung gewesen sein, die der große Denker am Rande des Grabes nur irgend in sich hätte machen können, wenn er hätte einsehen und erkennen müssen, daß er sein ganzes, langes, arbeitvolles Leben einem Nichts, einem leeren Hirngespinnst zu Liebe vergeblich hingeopfert habe. Fichte beantwortet diese geharnischte Erklärung seines großen Lehrers und Meisters durch ein Schreiben an Schelling auf eine sehr milde und schonende Weise. Er fühle sich am meisten und vor Allem gereizt, Kant's Rath zu befolgen, immer auf eigenen Füßen zu stehen, läßt er sich vernehmen. Wer möchte aber wol hierin die rächende Nemesis verkennen, daß er dies an Schelling, gerade an den Mann schreibt, der, obgleich er ihn an seinem Busen gepflegt hatte, nur zu bald die Fahne der Empörung wider den Vater und Freund aufpflanzte, und dem er in schmerzlicher Entrüstung zuzurufen genöthigt ward: „Auch du, mein Sohn Brutus!" Und auch diesem erstand wieder ein Hegel, der vatermörderische Freund. Und dies entsetzliche Schauspiel hat sich in dem Gebiete der Philosophie von Anfang bis zu Ende unzählige Male wiederholt.

Wie sehr übrigens Kant in seiner eigenen Anschauungsweise gebannt war und wie wenig er fremde Anschauungsweisen aus ihrem eigenen Standpunkte zu würdigen wußte, geht am deutlichsten und klarsten daraus hervor, wie er sich in einem Briefe an Marcus Herz mit Bezugnahme auf die von Salomon Maimon in einzelnen Punkten wider sein System erhobene Opposition über Leibnitz's Lehre von der vorausbestimmten Harmonie (Harmonia praestabilita) ausspricht. Darunter habe Leibnitz wol schwerlich, schreibt er nämlich, die Harmonie zweier verschiedener Wesen, nämlich Sinnes- und Verstandeswesen, sondern zweier Vermögen eben desselben Wesens, in welchem Sinnlichkeit und Verstand zu einer Erfahrungserkenntniß zusammenstimmen, verstehen können.

Und doch geht gerade aus der ganzen Structur des Leibnitz'schen Systems, aus der Natur des Problems, dessen Lösung es sich zu seiner Aufgabe gemacht hatte, nämlich das Zusammensein, Zusammenwirken und Ineinandergreifen von Leib und Seele zu erklären, sowie ferner aus den wiederholten und sehr positiven Erklärungen und Erläuterungen Leibnitz's in Beziehung auf die prästabilirte Harmonie ganz klar und unzweifelhaft hervor, daß Leibnitz darunter das Verhältniß und die räthselhafte Wechselwirkung zwischen Leib und Seele verstanden wissen will, und es würde in der That ganz unbegreiflich sein, wie ein so großer, tiefer und scharfsinniger Denker, wie Kant es war, in eine solche ganz grundlose und irrige Annahme und Erklärung verfallen konnte, als die seine es ist, wenn man nicht etwa wüßte, daß gerade große Männer sich am ersten und meisten in ihre eigene Vorstellungs- und Anschauungsweise allzu sehr verlieben, als daß sie leicht den richtigen Maßstab zur Würdigung fremder Vorstellungs- und Anschauungsweisen zu finden und anzulegen wüßten: es hängt diese Beschränktheit mit dem Egoismus der menschlichen Natur zusammen.

Die meisten Briefe übrigens, entweder an Geistesverwandte, wie Moses Mendelssohn, oder an Schüler, Anhänger und Freunde, wie Reinhold, Tieftrunk, D. Marcus Herz, Stäudlin, Kiesewetter, Borowski, oder auch an Verehrer, wie Professor Engel in Berlin, Schütz in Jena, Jacobi in Pempelfort, Lichtenberg, Meierotto, Erhard, oder endlich an gleichgültige Personen gerichtet, sind im Ganzen und Wesentlichen nicht von sehr erheblichem Interesse; denn entweder sind es reine Geschäfts- und Höflichkeitsbriefe, oder sie geben uns wenigstens kein neues Licht über die Lehre des großen Denkers, selbst wenn er sich, Freunden und Anhängern gegenüber, wie namentlich D. Marcus Herz, Reinhold, Tieftrunk, in Erläuterungen und Betrachtungen einzelner Partien und Punkte derselben einläßt, die von jenen nicht gehörig und vollständig aufgefaßt und verstanden worden sind. Nur insofern sind sie allerdings von einer gewissen historischen Wichtigkeit, inwiefern sie einmal Zeugniß von der großen und allgemein geistigen Bewegung geben, die der große königsberger Philosoph in ganz Deutschland hervorgerufen und die sich über alle Classen und Stände verbreitet hatte, und inwiefern sie zweitens einen sprechenden Beweis von der Verbindung und Beziehung geben, in die Kant nicht nur mit den Notabilitäten seiner Zeit, sondern auch mit allen edeln, gebildeten und ausgezeichneten Köpfen derselben getreten war, und wie Immanuel Kant in gewisser Beziehung der Pharus, der Mann seines Jahrhunderts, und seine Philosophie Volkssache geworden war. Und nun nach kaum einem halben Jahrhunderte ist sie zu einer blos historischen Reminiscenz zusammengeschrumpft! Und dasselbe Schicksal haben in diesem kurzen Zeitraum Fichte, Schelling, Hegel nacheinander erlitten.

Wol mag hier die Frage erlaubt sein: worin mag diese befremdende Erscheinung, die das Interesse an der speculativen Philosophie und für dieselbe ganz unverkennbar gänzlich zerstört hat, ihren Grund haben? Worin kann es liegen, daß die Philosophie todt ist und wodurch allein wird sie wieder zum Leben erwachen können?

Wollten wir diese Frage genügend beantworten und gehörig erörtern und beleuchten, so müßten wir ein Buch schreiben. Ebenso haben wir bei dem jetzigen Stande der Dinge für den Augenblick wenig Aussicht, Das, was wir über diesen Gegenstand niedergeschrieben haben, zu veröffentlichen. Was wir also hier in dieser Beziehung zu bemerken haben, wird allerdings unvermeidlich, wie wir selbst fühlen, den Charakter einer Behauptung annehmen, was man aus den angeführten Gründen entschuldigen wolle.

Die Philosophie ist, sagten wir, und das läßt sich selbst von ihren eifrigsten Anhängern nicht in Abrede stellen, todt,

d. h. sie hat keinen Anklang mehr in der Zeit, ist nicht mehr Volkssache. Wir sagten ferner, und die Geschichte der Philosophie bestätigt dies, daß alle philosophischen Schulen von Cartesius bis auf Hegel sich in Rauch und Dunst aufgelöst haben, und, ohne irgend eine bleibende Spur und Frucht zu hinterlassen, gleichsam spurlos verpufft sind. Der Grund von dieser gar nicht wegzuleugnenden Erscheinung ist nun in nichts Anderm zu suchen als in der antichristlichen Richtung, die die neuere Philosophie von Anfang an genommen hat, und in dem Widerspruch und Gegensatz, in den sie dadurch mehr oder weniger bestimmt mit dem Christenthum gerathen ist. Nun kann nur Eins von Beiden sein: entweder das Christenthum ist eine göttliche Institution und Wahrheit, und dann kann die Philosophie in ihrer absolut antichristlichen Tendenz nicht wahr sein, sich folglich auch nicht halten; oder die Philosophie in ihrer antichristlichen Richtung ist wahr, dann kann das Christenthum keine göttliche Institution und Wahrheit sein, was wir gleichwol anzunehmen nicht umhin können. Worin besteht aber, wird man vermuthlich fragen, die antichristliche Richtung der neuern Philosophie? Hierauf antworten wir: In dem Pantheismus, den sie mehr oder minder bestimmt und unverhüllt lehrt, d. i. in der Identification des göttlichen Weltgrunds mit dem Weltdasein, wogegen das Christenthum sehr bestimmt die Persönlichkeit Gottes lehrt und zu seiner Voraussetzung hat, und Gott den Schöpfer der von ihm und durch ihn erschaffenen Welt gegenüberstellt und von derselben sondert.

Die Aufgabe der Philosophie ist sonach nothwendig die, sich in Übereinstimmung mit dem Christenthume zu setzen, d. i. solche Grundbegriffe in und aus sich zu entwickeln, die in Übereinstimmung mit den Grundwahrheiten und Grundlehren des Christenthums stehen. Denn dadurch allein wird und kann sie wieder zum Leben erwachen, daß sie sich zu Demjenigen bekennt, der da spricht: „Ich bin das Leben, das Licht und die Wahrheit." Nicht also von der Nothwendigkeit der Einführung der Philosophie in die Theologie und in das Christenthum kann die Rede sein, wie ein namhafter Theolog unserer Zeit behauptet, sondern vielmehr kann nur von der Einführung des Christenthums in die Philosophie die Rede sein. 21.

Bibliographie.

Ankündigung der kirchlichen Fürbitten für Spanien in der Diözese Breslau, nebst den dabei vorgeschriebenen Gebeten. Breslau, Aderholz. 8. 2½ Ngr.

Busch, G. F., Der Burggeist. Eine Ritter- und Geistergeschichte aus den Zeiten Kaiser Heinrich's IV. Nordhausen, Fürst. 8. 26¼ Ngr.

Custine, Marquis v., Rußland im Jahre 1839. Aus dem Französischen von A. Diezmann. Drei Bände. Leipzig, Thomas. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das geographische Element im Welthandel, mit besonderer Rücksicht auf die Donau. München, J. Palm. Gr. 8. 5 Ngr.

Frantz, C., Speculative Studien. 1stes Heft: über die Freiheit. Berlin, Hermes. Gr. 8. 20 Ngr.

Grün, K., über Wesen und Einfluß des Geschichtsunterrichtes auf höheren Lehranstalten, namentlich auf Realschulen. Weilburg, Lanz. Gr. 8. 5 Ngr.

Klemm, J. C., Die magyarische Sprache und die etymologische Sprachvergleichung. Preßburg. Ler.-8. 20 Ngr.

Ledderhose, K., Erinnerungen aus dem Leben Joh. Georg Kaltenbach's, Pfarrers zu Mönchweiler auf dem Schwarzwalde. 2te stark vermehrte Auflage. Heidelberg, Winter. 8. 8¾ Ngr.

— — Züge aus dem Leben Joh. Jac. Moser's. Heidelberg, Winter. Gr. 12. 7½ Ngr.

Mittermaier, C. J. A., Die Strafgesetzgebung in ihrer Fortbildung geprüft nach den Forderungen der Wissenschaft und nach den Erfahrungen über den Werth neuer Gesetzgebungen, und über die Schwierigkeiten der Codification, mit vorzüglicher Rücksicht auf den Gang der Berathungen von Entwürfen der Strafgesetzgebung in constitutionellen Staaten. 2ter Beitrag. Heidelberg, Winter. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Obermayer, J. N., Teuton, oder die gemeinsame Abstammung der germanischen, gallischen und gothischen Völker vom Urstamme Skandinaviens. Aus den Quellen nachgewiesen. Passau, Pustet. Gr. 8. 15 Ngr.

Oettinger, E. M., Narrenalmanach für 1844. Zweiter Band. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1844. Gr. 16. 2 Thlr.

Paur, T., Johann Sleidan's Commentare über die Regierungszeit Karl's V. historisch-kritisch beleuchtet. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 25 Ngr.

Planck, K. C., Die Genesis des Judenthums. Ulm, Wagner. Gr. 8. 15 Ngr.

Die preußische Preßgesetzgebung. Vollständige Sammlung aller jetzt gültigen Gesetze, Verordnungen und Bestimmungen. Für Schriftsteller, Buchdrucker, Buchhändler und Censoren. Berlin, Hermes. Gr. 8. 10 Ngr.

Rath, F. v., Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen. Geschichtlicher nach den besten Quellen bearbeitete Versuch. Eingeführt durch F. C. Schlosser. Zwei Theile. Stuttgart, Ebner und Seubert. Gr. 8. 3 Thlr. 11¼ Ngr.

Reck, J. G., Predigt am 1000jährigen Gründungstage des teutschen Reiches. Neuwied, Lichtfers. Gr. 8. 2½ Ngr.

Scherr, Ein Priester. Historie aus der Gegenwart. Stuttgart, Franckh. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Schlosser, F. C., Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf den Gang der Literatur. 2ter Band, bis zum allgemeinen Frieden um 1763. 3te durchaus verbesserte Auflage. Heidelberg, Mohr. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Steub, L., über die Urbewohner Rätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern. München, Liter.-artist. Anstalt. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Stolle, F., Napoleon in Egypten. Historisch-romantisches Gemälde. Drei Theile. Leipzig, Thomas. Kl. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Sydow, Wilhelmine v., Die Verirrten. Ein Roman für die Gegenwart. Zwei Theile. Sondershausen, Eupel. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rheinisches Taschenbuch auf das Jahr 1844. Herausgegeben von Dr. Adrian. Mit acht Stahlstichen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 16. 2 Thlr. 15 Ngr.

Temme, J. D. H., Kritik des Entwurfs des Strafgesetzbuchs für die preußischen Staaten. 2ter Theil. Berlin, Rücker u. Püchler. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tieffenbach, E., Anti-Herwegh. Elbing, Neumann-Hartmann. 16. 15 Ngr.

Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1844. Neue Folge. 6ter Jahrgang. Mit dem Bildnisse K. Förster's. Leipzig, Brockhaus. Kl. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Verhandlungen der fünften Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Ulm 1842. Ulm, Wagner. Gr. 4. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Vor und hinter den Coulissen. Almanach erprobter Bühnenspiele, humoristischer Polter-Abend-Masken, Theater-Mysterien, Schauspieler-Novellen und Anekdoten. Für 1844. Herausgegeben von F. Adami. Erster Jahrgang. Mit einem Costümbilde. Berlin, Förstner. Kl. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Weill, A., Rothschild und die Europäischen Staaten. Stuttgart, Franckh. 1844. 8. 15 Ngr.

Wuttke, H., Königs Friedrich's des Großen Besitzergreifung von Schlesien und die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in diesem Lande bis zum Jahre 1740. 2ter Theil. — Auch u. d. T.: Die Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse Schlesiens vornämlich unter den Habsburgern. 2ter Band. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 294. — 21. October 1843.

Vorwärts! Volkstaschenbuch für das Jahr 1843. Unter Mitwirkung von Johann Deeg, Detmold, Georg Herwegh, H. A. Hoffmann von Fallersleben, Jachmann, Johann Jacoby, Julius Mosen, R. E. Prutz, Walesrode, C. Th. Welcker u. A. herausgegeben von Robert Blum und Friedrich Steeger. Leipzig, Friese. 1843. Gr. 12. 20 Ngr.

Motto.

Partei, Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter solches Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: für oder wider!
Und die Parole: Sklave oder frei!
Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!

Dieses Motto und die obigen Namen überheben uns der Mühe, die Tendenz dieses Taschenbuchs zu erforschen. Wir wissen von vornherein, daß der Inhalt dem Titel „Vorwärts!" nicht widersprechen wird und daß dieses Buch mit der gewöhnlichen Almanachliteratur nichts gemein hat. Das ist schon kein geringer Vortheil, und wenn alle Schriften mit einem so bestimmten Signalement in die Welt träten, so wären die Käufer vor vielen Täuschungen und die Berichterstatter vor dem Zeitverluste gesichert, den das Aufbeißen hohler Nüsse erfodert. Nun, dem Himmel sei Dank! hier haben wir es mit einem recht tüchtigen Kerne zu thun; schmeckt er Diesem oder Jenem bitter, so enthält er doch kein schleichendes Gift; im Gegentheil ist er sehr geeignet, Gesunde zu erquicken, angefangene Heilungen zu befördern und schwache Constitutionen zu stärken. Nur gegen veraltete Schäden und organische Leiden wird er schwerlich in Aufnahme kommen; solche Kranke werden ihn, weil er ihrem verzärtelten Gaumen nicht behagt, von sich stoßen und wahrscheinlich fortfahren, sich von gefälligen Quacksalbern mit süßen betäubenden Tränkchen so lange überfüllen zu lassen, bis sie unter den Symptomen einer allgemeinen Dyskrasie davongehen. Daß uns ein paar Bilder aus der Pathologie unterlaufen sind, wird man freundlich entschuldigen; ist doch die Welt schon so häufig mit einem großen Lazareth verglichen worden, und überdies gehören krankhaft, siech, überreizt, fieberhaft u. s. w. zu den üblichsten Ausdrücken, wenn von den Tageserscheinungen die Rede ist. Jede Partei hält die andere für einen Patienten, zu dessen Heilung man sich verpflichtet glaubt, die verschiedenartigsten Mittel anwenden zu müssen, wobei es charakteristisch ist, daß die reactionnaire Schule den narkotischen Medicamenten zugethan ist und überhaupt meist palliativ verfährt, während die Partei „Vorwärts" der drastischen, blutreinigenden, radicalen Methode huldigt. Welches Verfahren in den mannichfachen Unpäßlichkeiten des deutschen Michel und bei seiner Neigung zum Wasserkopf am zweckmäßigsten ist, lassen wir für jetzt unentschieden und wenden uns ohne weiteres zu unserm Buche. Es zerfällt in die Rubriken: „Vorrede", „Geschichtliche Übersicht", „Deutsche Nationalgesetzgebung im Jahre 1842", „Zustand der deutschen Presse", „Rücktritt des Oberpräsidenten Staatsministers v. Schön aus dem preußischen Staatsdienste", „Lebensbeschreibung Hoffmann's von Fallersleben und Dr. Johann Jacoby's", „Über Gemeindewesen und Gemeindeverfassung" und „Gedichte".

Waren wir über die Tendenz dieses Taschenbuchs im Klaren, noch ehe wir es aufgeschnitten, so vermochten wir doch nicht mit derselben Gewißheit vorherzusehen, wie dessen Grundton sein würde, ob finsterer Unmuth über getäuschte Hoffnungen oder freudige Zuversicht auf eine bessere Zukunft die Oberhand haben würde; um so wohlthuender war es uns, auch in der Darstellung der unerfreulichsten Ereignisse und Zustände unverkennbare Zeichen dieser Zuversicht durchleuchten zu sehen und schon in folgender Stelle der Vorrede ausgedrückt zu finden:

Wohl behaupten manche kleinmüthige Seelen, es sei Herbst im Vaterlande und der Winter nahe, weil die Stürme brausen und es finster wird am Horizont. Laßt es stürmen! Es ist der Kampf des scheidenden Winter-Tyrannen mit dem jungen Völkerfrühlinge, in welchem der letztere siegen muß. — Was in schweren und drangvollen Zeiten gesäet wurde in die Herzen des Volks, was gedüngt wurde mit dem Blute von Tausenden, das entkeimte in dem milden Thau eines langen Friedens und an der Sonne der allmächtig fortschreitenden Bildung eines kräftigen, sittlichen Volks — das vernichtet kein Sturm, dagegen ist das finstere Unwetter einer augenblicklich mächtigen Reaction wirkungslos. Beschränkt, dämmt, unterdrückt, verbietet, confiscirt, bevormundet die Schrift und das Wort, verfolgt und verdammt die Vorkämpfer der Zeit, wirkt auf die öffentliche Meinung durch die Heucheleien und Lügen der „guten" Presse, laßt die Männer des Fortschritts schmähen und verleumden nach Herzenslust, beschränkt und beaufsichtigt den Lehrstuhl

und die Kanzel, gewährt keine von allen Foderungen der Gegenwart und müht Euch ab, Tag und Nacht das Rad der Geschichte zurückzudrehen, *den Geist der Zeit zwingt Ihr nicht!* Er bereitet still und geräuschlos, aber unaufhaltsam die bessere Zukunft, die *sein* ist, und blickt mit lächelndem Triumphe auf Eure vergeblichen Mühen! Nicht den Keim könnt Ihr mehr erreichen und zerstören, nur die jungen Blätter bewegen und erschüttern und hin und wieder ein schwaches Zweiglein brechen. Zwar ist es auch Schade um jeden hoffnungsgrünen Zweig, der zum Leben und zur Entwickelung berufen war. Aber das Werden in der organischen und physischen Natur ist mit Zerstörung verbunden, und wer sich gestählt fühlt zum Kampfe, muß auch den Opfermuth in der Brust tragen; nur dann hat er *gerechten* Anspruch an die Frucht des Sieges.

In der geschichtlichen Übersicht wird von Östreich gerühmt, daß es sich auf einer Bahn befinde, welche das Haus Habsburg seit den Tagen Joseph's II. nicht mehr betreten hatte — auf der Bahn des Fortschritts. Die großartige Idee, nach den wichtigsten Punkten des Landes auf Staatskosten Eisenbahnen zu führen, habe Östreich in eine gänzlich veränderte Stellung zu Deutschland gebracht und müsse noch weitere, wichtigere Folgen nach sich ziehen. Östreich habe die unzweideutigsten Schritte gethan, aus seinem Isolirungssystem herauszutreten, wie außer den großen Eisenbahnen die Postverträge mit Baiern, Sachsen und manche andere Maßregeln in den Gebieten des Handels und der Industrie beweisen. Gern stimmen wir der Ansicht bei, daß Östreichs Isolirungssystem in materiellem Betracht Vieles von seiner Zähigkeit verlieren wird; doch fürchten wir, daß sich hieran nur geringe Hoffnungen für einen baldigen Durchbruch der geistigen Freiheit knüpfen lassen, gegen welche sich Östreich mittels seiner Unterrichts- und Erziehungsorganisation und seines engbegrenzten literarischen Verkehrs wol noch lange Zeit abgeschlossen halten wird.

Hinsichtlich *Preußens* werden wir daran erinnert, daß es dem neuen Jahre (1842) als Geschenk ein wohlmeinendes Gesetz über die Ausübung der Censur zubrachte.

Es regten sich daher natürlich viele Hoffnungen, die leider nur zum allerkleinsten Theil in Erfüllung gehen sollten. Die lange zuvor verkündete Berufung der ständischen Ausschüsse, das gleichfalls Monate vorher besprochene Preßgesetz, von dem Sanguiniker wol gar Preßfreiheit erhofften; die Gesetzrevision unter Savigny's Auspicien, Rochow's Austritt aus dem Ministerium u. s. w. hatten keineswegs den Erfolg, den man erwartet hatte. Im Ganzen machte sich ein merkwürdiges Schwanken auffallend bemerkbar. Man schien das Gute und Rechte nur zu wollen, um auf halbem Wege stehen zu bleiben oder wol gar einem Punkte zuzusteuern, der dem anfangs gesteckten Ziele gerade entgegengesetzt war. Die Verurtheilung Jacoby's, die Amtsentsetzung Witt's und Hoffmann's von Fallersleben, die strengen Censurmaßregeln gegen die Königsberger und die Rheinische Zeitung, die policeiliche Verfolgung, welche die freie Wissenschaft in der Person Bruno Bauer's erfuhr, die Begünstigung des „historischen Christus" und der gesammten pietistischen und orthodoxen Richtung, die beabsichtigte Sonntagsfeier, die Hinneigung zur anglicanischen Kirche und das Ehescheidungsgesetz geben zusammen ein trübes Bild der Zustände Preußens im Jahre 1842, das durch einige wenige Lichtpunkte nicht hinreichend aufgehellt wird. Deutschland ist freilich seit langer Zeit gewohnt, die freudige Hoffnung, die es auf Preußen gesetzt, von Jahr zu Jahr vertagen zu müssen; aber dieses Mal waren so bestimmte Erwartungen erregt, daß die abermalige Täuschung eine doppelt schmerzliche ist.

In kurzen und kräftigen Zügen werden sodann die Haupterereignisse, welche im J. 1842 vorgekommen sind, dargestellt: die Reisen des Königs, die Ernennung Savigny's zum Justizminister, das Ehescheidungsgesetz, die kirchlichen Angelegenheiten u. s. w. Diese letztern veranlassen zu einer Parallele zwischen Preußen und Würtemberg:

In Würtemberg führte das Bewußtsein der Kraft, die Rom gewonnen hatte, zu einem zweiten Angriffe gegen einen protestantischen Staat. Dieser Angriff mislang schmählich, und das kleine Würtemberg erwehrte sich mit leichter Mühe einer Übermacht, der Größere unterlegen waren. Diese anscheinend auffallende Erscheinung ist leicht zu erklären. Würtemberg kämpfte mit den Waffen des Rechts, nicht mit policeilichen Maßregeln, Würtemberg concentrirte die Kraft seines Widerstandes in der Volkskammer, nicht in der Schreiberstube, Würtemberg verbot dem Feinde nicht das Wort, sondern stellte sich ihm kühn und offen in der Kammer gegenüber (die Presse war man leider verblendet genug auch hier zu bekämpfen, indem man die Blätter der katholischen Partei einer Eingangscensur und häufiger Beschlagnahme unterwarf), Finsterniß mit Licht, Lüge mit Wahrheit befehdend. Als der *Beamtenstaat* Preußen nach jahrelangen heimlichen Verhandlungen den Erzbischof Droste v. Vischering nicht zur Nachgiebigkeit hatte bewegen können, ließ er Kanonen auffahren, Soldaten aufmarschiren und den greisen Geistlichen wie dessen Kaplan bei nächtlicher Weile aufheben und hinter den Wällen starker Festungen verwahren. So war der Anfang des Streits, und der Fortgang entsprach einem solchen Beginn. Nur einmal legte Preußen in würdiger, männlicher Sprache dem Volke dar, um was es sich handele, dann zog es sich wieder scheu vor der Öffentlichkeit zurück und suchte den uralten Kampf, der seit den Zeiten der Guelfen und Ghibellinen in Deutschland nie gerastet hat, auf eine neue, originelle Weise durchzukämpfen — auf dem *Verwaltungswege*, durch Verordnungen aus der Schreiberstube. Anders in dem *constitutionnellen Staate* Würtemberg. Dort fuhr man keine Kanonen auf, ließ keine Soldaten marschiren, denn die Wachtposten, die vor dem Ständehause zu Stuttgart schildern, genügten vollkommen. Auch hemmte man den Feind durchaus nicht, sondern ließ ihm volle Freiheit, seine Sache auszufechten, von allen Seiten, woher er nur vermochte, sich Bundesgenossen zu holen. Diese verschiedenen Verfahrungsweisen beider Staaten bestimmten den verschiedenen Ausgang. Das kleine Würtemberg errang einen so vollkommenen Sieg, daß es den Feinden großmüthig Brücken schlagen konnte, um ihnen den Rückzug zu erleichtern. Auf so verschiedene Weise hatte in Preußen die Policei, in Würtemberg die Verfassung gewirkt.

Mit besonderer Lebendigkeit und Ausführlichkeit ist der Kampf zwischen Kammer und Ministerium in Baden geschildert; von allen übrigen deutschen Staaten wird ein interessanter Überblick der vorjährigen Ereignisse dargeboten, so z. B.:

Hamburg begann das Jahr 1842 mit Fortsetzung seiner alten Kämpfe gegen die geheimen Verbindungen der Maurergesellen. Dann folgte das Project, deutsche Ansiedler, die leichtsinnig genug sein würden, ihr gutes Geld den hamburger Speculanten zuzuwenden, auf den Chathaminseln anzusiedeln. Der große Brand ließ dies Alles weit in den Hintergrund treten. Wir wollen die vielen Beschreibungen dieses gräßlichen Unglücks nicht noch vermehren, und beschränken uns auf wenige Bemerkungen: Es hat sich in der Folge gezeigt, daß die große Ausdehnung des Unglücks lediglich verkehrten Maßregeln der Behörden zuzuschreiben ist. Energische Maßregeln, zu denen man zu spät schritt, würden die Verwüstung auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum beschränkt haben. Aber die Greise, die Hamburgs oberste Behörden (man möchte fast sagen, nach ausdrücklicher

Bestimmung der Gesetze) stets bilden, fanden in sich nicht jene Kraft, die man in gut geordneten Republiken sonst doch gerade am wenigsten vermißt. Da somit eine tüchtige Leitung fehlte, und auch die Einheit des Handelns, an die Hamburgs Bürger durch öffentliches Zusammenwirken nie gewöhnt wurden, nicht erreicht werden konnte, mußten die rohen Naturkräfte die unbedingteste Übermacht gewinnen, bis die Gunst des Wetters mehr noch als die endlich aus dem Schlummer auffahrende Thatkraft ihnen zuletzt ein Ziel setzte. Hamburgs Wohlstand ist durch dieses Unglück keineswegs zerstört, jedoch schwer erschüttert, denn die 2,310,000 Thaler, die vornehmlich Deutschland, zum Theil auch französische, englische und andere fremde Städte bis Ende des Jahres 1842 steuerten, konnten wol den dringendsten Nothstand mildern, nicht aber den ungeheuern Schaden ersetzen. Leider hat Hamburg – wir sprechen hier von den obersten Behörden — die eindringliche Lehre nicht verstanden. Die dringendsten Bitten der Bürgerschaft um Reformen der Verfassung sind vom Senate zurückgewiesen, weil Zeiten der Aufregung Veränderungen in der Verfassung nicht günstig seien. Da der hamburger Senat aber überhaupt jede Zeit, in der man an Reformen denkt, für eine Zeit der Aufregung hält, so wird die Ruhe, welche diese Behörde für eine Vorbedingung jeder Verfassungsveränderung hält, wol nie eintreten.

In dem hiernächst folgenden Auffatz über deutsche Nationalgesetzgebung ist die treffliche, klare Beleuchtung unserer Rechtsverfassung anzuerkennen. Mit starken Gründen werden hier die fortdauernde Geltung des römischen Rechts, der Inquisitionsproceß und die Heimlichkeit des Verfahrens bekämpft.

Die Abschaffung der Tortur hat keineswegs die größte Grausamkeit des Inquisitionsprocesses aufgehoben, nur das Verfahren ist geändert, die Sache selbst nach wie vor geblieben. Mit andern Worten — es ist an die Stelle der körperlichen Tortur die geistige Marter getreten. Die strenge Absonderung des Angeklagten von der Außenwelt, die einsame Haft in einer blos mit Oberlicht versehenen Zelle, die gänzliche Geschäftslosigkeit, die oft rasch aufeinander folgenden, dann wieder Wochen lang unterbrochenen Verhöre, in denen der Gefangene jede mögliche Geistespein zu erleiden hat, alle diese und noch viele andere Misstände mehr haben sehr häufig zu falschen Geständnissen, oft zum Wahnsim, zum Selbstmord geführt. Es ist Thatsache, daß der Wahnsinn des Gefangenen zuweilen mitten im Verhör ausgebrochen ist, wie es ja auch aus frühern Zeiten Beispiele gibt, daß der Körper der Gemarterten auf der Folterbank brach. Sonach entscheidet aber oft die Stärke oder Schwäche der Nerven, ganz so wie früher, über Schuld oder Unschuld, denn nur der Nervenstarke wird der Folter trotzen, der Schwache aber seine Leiden durch ein Geständniß, wenn nicht durch Selbstmord, beendigen.

Den Schicksalen der Presse, welche im vorigen Jahre merkwürdige Wechsel erfahren haben, ist ein besonderer Abschnitt im Taschenbuch gewidmet. Deutschlands Einheit, die immer nur in absonderlichen Erscheinungen bemerkbar wird, hat sich in allen 38 Vaterländern durch das einträchtigste Zusammenwirken behufs Schärfung der Censur recht deutlich offenbart. Selbst in dem kleinen Oldenburg erschien, als daselbst eine neue Zeitschrift angekündigt wurde, die dem Fortschritt huldigen sollte, und der Herausgeber sich bemühte, Abnehmer zu finden, die Verordnung, daß die Gesetze gegen das Hausiren der Trödler, Lumpensammler, Kesselflicker und Probenreiter auch auf die Sammlungen von Subscribenten und Bestellungen von Geisteswerken, namentlich Druck- und Zeitschriften, anwendbar seien.

So stehen wir am Schlusse des Jahres 1842 ärmer an Rechten für die Presse als am Anfange des Jahres, ärmer an Hoffnungen auf ein baldiges Besserwerden, ärmer an Aussicht, daß sich die Regierungen der gefesselten Presse annehmen werden, ärmer an Einfluß und Bedeutung für das Ausland, welches das moralische Gewicht nothwendig nach dem Vertrauen abmessen muß, welches die eigenen Regierungen ihm gewähren; welches die durchaus censirte Meinungsäußerung eines Volks unmöglich für eine freiwillige und selbständige anerkennen kann. Aber wir stehen auch reicher da an mannichfacher Erfahrung, reicher an Vertrauen zu dem Alles besiegenden Geiste der Zeit, reicher an Überzeugung, daß der jetzige verworrene und rechtlose Zustand der Presse sich trotz aller Rückschrittsmaßregeln nicht halten läßt. Und so arbeiten wir freudigen und getrosten Muths durch die gefesselte Presse selbst für die freie.

In der Mittheilung über des Ministers v. Schön Rücktritt aus dem preußischen Staatsdienst werden seine Verdienste um die Gesetzgebung von 1808—15 nur kurz erwähnt; hier bedurfte es aber auch keiner weitläufigen Auseinandersetzungen. Das Verhältniß Schön's zu dem Freiherrn v. Stein und das Zusammenwirken beider Männer ist allgemein bekannt; minder der Conflict, in welchen Beide geriethen, als es sich darum handelte, russische Anmaßungen zurückzuweisen.

Daß Schön's Bestreben nicht das beschränkte eines preußischen Beamten, sondern ein selbständiges, auf Überzeugung gegründetes deutsches war, beweist seine Stellung gegen den Freiherrn von Stein, der früher sein Vorgesetzter, Gönner und Freund war. Als nämlich Stein 1812 nach Rußland gegangen war und mit der siegenden russischen Armee nach Deutschland zurückkehrte, ernannte ihn der Kaiser Alexander zum Präsidenten der Verwaltung aller eroberten und sogenannten herrenlosen Länder. Als solcher wollte Stein auch die ost- und westpreußischen Provinzen betrachten und sie einstweilen im Namen des Kaisers Alexander regieren lassen. Was im Hintergrunde stand — die wirkliche Besitznahme jener Länder, Rußlands damaliges wie heutiges Ziel — ersah man bald deutlicher, indem der russische General Paulucci, als er mit seinen Truppen einrückte, offen erklärte: „die Einwohner würden hinfort unter russischem Scepter ruhig, sicher und glücklich leben". Zu viel hatten jene Länder gelitten unter den Drangsalen des Kriegs, zu groß war die Freude über die endliche Erlösung, zu begründet die Besorgniß vor der Rückkehr Napoleon's, als daß man erwarten durfte, daß jene verderblichen Absichten die richtige Würdigung gefunden hätten; ja eine große Masse mußte in dem Anschlusse an den mächtigen Nachbar sogar ein Glück sehen, indem dadurch die nächste Zukunft der Provinzen weniger gefährlichen Wechselfällen ausgesetzt war. So wäre wahrscheinlich Rußlands Absicht gelungen und Deutschland hätte gleich beim Beginn seiner Befreiung einige Provinzen eingebüßt. Schön allein erkannte die Gefahr, warf sich ihr kühn und entschieden entgegen und erhielt dem Vaterlande jene Länderstriche. Er erklärte dem Freiherrn v. Stein, „er werde durchaus keine fremde Einmischung dulden; Alles, was in Preußen geschehen solle, müsse durch Preußen, müsse im Namen und mit Willen des Königs geschehen, widrigenfalls werde er sofort das Volk zum Aufstande gegen die Russen aufrufen". Stein kannte seinen Mann; er wußte, daß dieser Erklärung die That folgte, und änderte in Folge dessen seine Ansicht. Er handelte nun wieder in Vereinigung mit Schön, sie verbanden sich mit dem Grafen Dohna-Schlobitten und dem General York, bewirkten die Zurückrufung Paulucci's und wandten ihre Sorgfalt auf die Errichtung der Landwehr.

Bei der Heimlichkeit, in welche unsere Staatsverwaltungen noch ihre Handlungen und deren Gründe und Ursachen hüllen,

ist es unmöglich, den Zurücktritt Schön's nach allen Seiten hin gehörig zu beleuchten. Wenn unsere Leser aber einen Blick zurückwerfen auf sein amtliches Leben, und das Streben erkennen, welches so klar daraus hervorleuchtet; wenn sie sich ferner erinnern, daß nach Schön's Entfernung die Censur der Königsberger Zeitung bis zu dem Grade verschärft wurde, daß sie fast keine selbständigen Artikel mehr bringen kann, daß der Lehrer Witt wegen der Redaction dieses Blatts seines Amts entsetzt wurde, daß der pietistische Denunciant Professor Hävernick in jeder Weise begünstigt, dagegen der freisinnige Garnisonprediger Dr. Rupp als Director des Gymnasiums nicht bestätigt, wol aber wegen seiner Ansicht über den christlichen Staat zur Verantwortung gezogen wurde — wenn sie dieses und manches Andere zusammenstellen, so werden sie einstimmen in die Ansicht, daß der Zurücktritt Schön's wohl als ein Pulsschlag zu betrachten ist, von dem sich auf den Gesundheitszustand des Staats schließen läßt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Immer noch über die „Mystères de Paris".

Je mehr sich Eugène Sue in seinen vielbesprochenen „Mystères de Paris", von denen das Feuilleton des „Journal des débats" jetzt den achten und letzten Theil bringt, dem Ende nähert, desto unwiderstehlicher fesselt er den weiten Kreis seiner Leser. In der That aber hat auch dieser Roman mit jedem Theile an Interesse und an Gehalt zugenommen. Schon in seinen frühern Schöpfungen hat Sue es verstanden, das Interesse des Lesers stets rege zu erhalten; aber der Eindruck, den ihre Lecture zurückließ, war meist unbefriedigend und peinlich. Der erfindungsreiche Dichter berührte fast in jedem seiner Werke die wichtigsten Fragen des Lebens, aber immer nur, um aufzuregen und um feurige Brände in unsere Seele zu werfen. In den „Mystères" nun macht er sich an die Erörterung der socialen Interessen, die hier zur Sprache kommen, mit ungleich größerer Reife. Er will nicht blos zerstören, wie in seinen frühern Werken, sondern auch aufbauen. So verrathen einzelne Partien dieses Romans ernste Studien, und es ist uns schon eine ungewöhnliche Erscheinung in einem Romane, der von einem zahllosen Publicum verschlungen wird, eine Menge rein wissenschaftlicher Werke citirt zu sehen. Dies geschieht namentlich da, wo Sue das wichtige Gefängnißwesen berührt. Der Schriftsteller deckt hier die Mängel und Gebrechen der gegenwärtigen Institutionen auf und weist die Vortrefflichkeit der Cellulargefängnisse nach, die er an die Stelle des bestehenden Systems setzen will. Die ernste und würdige Art, mit der die wichtigsten Fragen des socialen Lebens behandelt werden, sichern diesem Romane ein Publicum, wie es kein anderer Roman in unsern Tagen gefunden hat. Staatsmänner, Ärzte und Gelehrte haben dem Verf. ihre Theilnahme dadurch bewiesen, daß sie ihm entweder Belege für aufgestellte Behauptungen oder einzelne Berichtigungen haben zufließen lassen, von denen Sue in der Regel Gebrauch gemacht hat. In diesem Sinne kann man sagen, daß sein Roman wissenschaftliche Discussionen angeregt hat. Unter diesen Umständen wird man es erklärlich finden, daß diesem Werke eine Theilnahme geworden ist, wie kein anderer Roman sich rühmen kann, gefunden zu haben. Nachdem die einzelnen Partien bereits im „Journal des Débats" erschienen waren, und dieser Zeitschrift mehre Tausend neue Abonnenten zugeführt hatten, sind in schneller Folge mehre Auflagen von besonderm Abdruck vergriffen. Erst noch ganz kürzlich hat der Buchhändler Gosselin, der Sue ein Honorar von 28,000 Fr. bezahlt haben soll, eine illustrirte Ausgabe davon veranstaltet, deren erste Lieferungen binnen wenigen Tagen vollständig erschöpft waren. Auch im Auslande haben die „Mystères" das größte Aufsehen erregt. So lesen wir, daß in Holland allein außer mehrfachen Abdrücken des Textes selbst drei verschiedene Übersetzungen erschienen sind. Deutschland ist natürlich, da es sich um Übersetzen handelt, nicht zurückgeblieben. Wer indessen das Werk nur in der Diezmann'schen Bearbeitung kennen lernt, kann eben keinen sonderlichen Begriff vom Ganzen bekommen. Besonders mislungen sind dem deutschen Übersetzer die Partien, denen Sue durch Anwendung der Volkssprache und namentlich des pittoresken Argots eine eigenthümliche Färbung gegeben hat. Wie es heißt, wird der unerschöpfliche Sue nach Beendigung seiner „Mystères" einen neuen Roman „Le juif errant" beginnen, der zuerst im Feuilleton der „Presse" erscheinen wird. Zunächst aber wird Sue seine „Mystères de Paris" für die Bühne bearbeiten, und er soll bereits mit dem Theater der Porte St.-Martin, auf dem diese Bearbeitung zur Aufführung kommen wird, einen Contract geschlossen haben. O, wie diese Herren es verstehen, ihr Talent auszumünzen!

Philosophische Bestrebungen in Frankreich.

Wir haben in d. Bl. bereits der „Bibliothèque philosophique" von Charpentier gedacht, und wollen hier einmal einen Überblick über die einzelnen Bände geben, welche von dieser verdienstvollen Sammlung bis jetzt erschienen sind. Der Herausgeber wollte zunächst einen correcten Abdruck solcher philosophischer Werke liefern, welche bisher nur in kostspieligen Ausgaben zu haben waren, wurde aber durch den Beifall, den sein Unternehmen gleich anfangs fand, vermocht, auch solche philosophische Werke des Auslandes seiner Bibliothek einzuverleiben, die bisher noch in keiner französischen Übersetzung existirten. Dahin rechnen wir die gelungene Übersetzung Spinoza's von Saisset, über die wir das schmeichelhafte Urtheil Cousin's in d. Bl. angeführt haben. Nicht minder verdienstvoll ist die von dem nämlichen jungen Gelehrten besorgte Ausgabe der philosophischen Werke Euler's, die mit belehrenden Einleitungen versehen ist. Erwähnt zu werden verdienen vorzüglich auch die von J. Simon besorgten Sammlungen der philosophischen Schriften von Descartes, Malebranche und Bossuet, die von ebenso gelehrten als schön geschriebenen Einleitungen und Erläuterungen begleitet sind. J. Simon gehört zu den ausgezeichnetsten Schülern Cousin's, dessen Suppléant er, wenn wir nicht irren, an der Sorbonne ist. Er hat sich durch eine Reihe gehaltvoller Aufsätze in der „Revue des deux mondes", sowie durch mehre selbständige Werke (z. B. „Etudes sur la Théodicée de Platon et d'Aristote" und „Du commentaire de Proclus sur le Timée de Platon") bekannt gemacht. Félix Riaux, Lehrer zu Rennes, der gleichfalls seine philosophische Bildung Cousin verdankt, hat sich in Charpentier's „Bibliothèque" mit der Herausgabe der philosophischen Werke von Bacon befaßt. Von seinen frühern literarischen Leistungen erwähnen wir einen „Essai sur Parménide d'Elée" und seine Übertragung der „Nibelungen". Die philosophischen Schriften von Leibnitz und Fénélon hat Charpentier von Amédée Jacques, Professor der Philosophie an der École normale, besorgen lassen. Endlich ist in dieser Sammlung eine von Bouiller, dem Verf. der „Histoire et appréciation de la révolution cartésienne", veranstaltete Ausgabe von Buffier's interessantem „Traité des vérités premières" erschienen. Zunächst werden nun die philosophischen Abhandlungen des Pater André, der den Jesuiten seiner Cartesianischen Grundsätze wegen verdächtig wurde, an die Reihe kommen. Wie es heißt, haben wir dabei einige interessante Mittheilungen aus der umfassenden Correspondenz dieses Philosophen von Cousin zu erwarten. Zu gleicher Zeit hat noch ein anderer pariser Buchhändler eine Sammlung der wichtigsten philosophischen Werke u. d. T. „Bibliothèque des temps modernes" begonnen. Bis jetzt sind davon erschienen: 1) die philosophischen Schriften von Arnault mit Einleitung von Jourdain; 2) die philosophischen Werke von Bossuet, und 3) eine Übersetzung der „Anfangsgründe der Philosophie des menschlichen Geistes" von Dugald Stewart. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 295. —— 22. October 1843.

Vorwärts! Volkstaschenbuch für das Jahr 1843. Herausgegeben von Robert Blum und Friedrich Steeger.

(Beschluß aus Nr. 294.)

Einen sehr willkommenen Beitrag zu diesem Taschenbuche bilden die Lebensbeschreibungen Hoffmann's v. Fallersleben und Dr. Johann Jacoby's. Hoffmann wurde am 2. April 1798 zu Fallersleben, dem Hauptorte des gleichnamigen lüneburgischen Kreises, geboren. Seine Jugend war den wechselndsten Eindrücken preisgegeben und die Scenen des Kriegs wirkten stark auf sein kindliches Gemüth. Im dreizehnten Jahre machte er mit seinen Ältern eine Reise und sah bei dieser Gelegenheit Göttingen und Kassel, wo ihn besonders die Masse trefflich gekleideter und schön geübter Soldaten ergötzte, das Kettengeklirr der — zum Theil politischen — Gefangenen, welche die Straßen fegen mußten, aber auch einen unauslöschlich tiefen Eindruck auf ihn machte. Ein Jahr später wurde er auf das Pädagogium zu Helmstedt geschickt; hier blieb er den Zeitereignissen nicht fremd, wandte vielmehr seine ganze Aufmerksamkeit darauf, wenn über Tische die augsburger und berliner Zeitung vorgelesen wurde, legte ein Tagebuch an, in welches er die Begebenheiten seines Schullebens sowie die der Weltgeschichte verzeichnete, und erstattete seinem Vater über Alles Bericht und zwar in einer Art, daß er mehrmals den Vernehmungen und ernsten Verwarnungen der Policei ausgesetzt war. Als das Kriegsgewitter nah und näher heranzog, kehrte Hoffmann im Frühjahr 1813 nach Hause zurück, wo er sich bald mitten im Getümmel befand und Zeuge der Verheerungen war, welche zuerst das Davoust'sche Corps, dann die ihm folgenden „Rettungsbestien", wie man die Kosacken allgemein zu nennen beliebte, anrichteten. Hier verlebte er den Sommer und Herbst, sah als Folge der Siege der deutschen und russischen Heere das Königreich Westfalen verschwinden und das Königreich Hanover wieder erstehen. Ende 1813 kam Hoffmann an das Katharineum zu Braunschweig, wo er Primaner wurde. Hier entwickelte sich sein Charakter entschieden und schnell. Begeistert für den Freiheitskampf und angeregt durch die Gedichte Theodor Körner's, die er zum Theil schon in Helmstedt verschlungen und auswendig gelernt hatte, versuchte er sich selbst in einigen Gedichten, die Freiheit und Vaterland priesen, erkannte aber auch schon damals, daß ihm Hanover keins von beiden zu bieten vermöchte. Das echte hanoversche Wesen, die Adels- und Beamtenwirthschaft, die halb lateinische halb barbarische Kanzleischwerfälligkeit und die Unterdrückung aller Volksrechte machten reißende Fortschritte. Dabei trat an die Stelle des besiegten Franzosenthums eine widerliche Nachäfferei englischer Sitte, Sprache und Tracht. Das Alles war dem jungen Hoffmann unerträglich, er bekämpfte es bei jeder Gelegenheit mit Witz und Spott und faßte den Entschluß, das Land zu verlassen auf immer. Cedamus patriae! schrieb er seinem in preußische Dienste getretenen Bruder und sandte ihm das folgende Sonett mit:

> Rechtschaffenheit erliegt der stolzen Schande,
> Sie darbet in der längst ersehnten Zeit
> Und trägt des Hochmuths hinterlaßnes Kleid;
> Die Bosheit prunkt in seidenem Gewande,
>
> Der alte Adel knüpfet neue Bande
> Und unterjocht die Freiheit weit und breit;
> Den stillen Bürger schreckt der Großen Neid
> Und freche Herrschsucht wird zum Vaterlande.
>
> Hier kann wol nie dereinst mein Glück erblühen,
> Wol nie mein Muth in diesen Fesseln glühen,
> Drum will ich diesem schnöden Land entfliehen.
>
> Gott gab der Reiche viel auf dieser Erde,
> Er wandelt auch in Freude die Beschwerde,
> Drum lodre meine Glut auf fremdem Herde.

Hoffmann's Vater gewahrte die „gefährliche" Richtung seines Geistes und ermahnte ihn ernst und oft zur Mäßigung. „Die Schwächen der Nebenmenschen aufzudecken", schrieb er am 15. Oct. 1814, „wozu man vor dem funfzigsten Jahre nicht einmal in der Republik und im Contrat social Befugniß hat, ist kein Verdienst." Überhaupt war der Vater besorgt um die Zukunft des „Naturgenies", wie er seinen Heinrich nannte, und drängte zu ernsten Studien.

Du sprichst mit Vorliebe — schrieb der Vater am 1. Jan. 1815 an seinen ältern Sohn — von Heinrich's Talenten; ich tadle das nicht; aber wo will es hinaus mit ihm? Die Poeterei raubt ihm die Zeit zum Brotstudium, er lernt nur die lateinische und griechische Sprache, um die Dichter zu verstehen, und wenn er sagt, ich will zu Virgil's Landbau neue Noten schreiben, so ist das eine Tollheit. Dichten ist eine feine äußerliche Zucht, aber wenn man dabei alle Nebenwissenschaften vernachlässigt, so bleibt der angehende Gelehrte doch immer ein

Schafskopf, der entweder als Hofpoet sich von Schranzen zum Narren machen lassen, oder wie weiland Günther verhungern und besoffen unter dem Tische sterben muß.

Gab sich nun auch Heinrich, den väterlichen Mahnungen folgend, mit allem Ernst den Studien hin, so wandte die Landung Napoleon's (März 1815) doch wieder gewaltsam den Sinn zu den politischen Ereignissen zurück. Das gewaltige Leben der Gegenwart ergriff auch die Schüler, sie sangen vor dem Beginn einer jeden Vorlesung ein Körner'sches Lied, ohne daß die Lehrer etwas dagegen einwendeten. Hoffmann schrieb Gedichte, in welchen er das Wiedererscheinen Napoleon's als eine Strafe schilderte, die der Himmel gesandt, weil die Fürsten ihre Versprechungen nicht erfüllten, und declamirte sie zur allgemeinen Erbauung in der Classe. Im Sommer ließ er sogar „Vier deutsche Lieder" drucken, die großes Aufsehen machten, obgleich sie nichts Gutes enthielten, als eben die frische jugendliche Begeisterung, sonst aber geschraubt und bombastisch waren. Mit reißender Schnelle ward er nun gesuchter Poet, Gelegenheits- und Kalendergedichte wurden verlangt von allen Seiten und sein Schriftstellerruhm stand unerschütterlich fest, d. h. im Kreise seiner Schulgenossen und Familie, als er 1816 die „königl. großbritannisch-hanoversche" Universität Göttingen bezog. Die fernern Schicksale des Dichters bis zu seiner Absetzung, eine Erwähnung seiner Schriften und eine Charakteristik seines Innern und Äußern beschließen diesen Lebensabriß.

Aus dem hierauf Folgenden ersehen wir, daß der Dr. Johann Jacoby zu Königsberg am 1. Mai 1805 geboren wurde. Sein Vater, ein allgemein geachteter, streng rechtlicher jüdischer Geschäftsmann, gab ihm die beste Erziehung, bei der besonders auf die selbständige Geistesentwickelung, auf die Ausbildung des Charakters Rücksicht genommen wurde. Im J. 1823 bezog er die Universität Königsberg, studirte zuerst Philosophie, dann Medicin und war bei vollster geistiger und körperlicher Gesundheit einer der „flottesten" Studenten der Hochschule, jeder ritterlichen Übung hold und besonders mit der Klinge stets bei der Hand. Nachdem er 1827 Doctor der Medicin geworden und ein Jahr darauf sein Staatsexamen in Berlin gemacht, dann ein großes Stück von Deutschland und Polen bereist hatte, kehrte er nach Königsberg zurück. Die Kunde der Julirevolution fuhr wie ein elektrischer Funke in seine Seele; er träumte begeistert von der Freiheit Europas und glaubte, daß die Sonne, die in Paris einen Thron vernichtet hatte, als der Morgen eines neuen schönen Tags über unserm Welttheil aufgegangen sei. Wie wenig sich auch von diesem Traum verwirklichte, so gab doch der Eindruck, den die Julirevolution auf Jacoby machte, ihm die politische Richtung; er entschloß sich mit Wort und That, mit allen seinen Mitteln und Kräften für die Freiheit zu wirken, und ist, trotz des spätern mächtigen Wachsthums der Rückschrittsbestrebungen keinen Fuß breit von diesem Entschlusse abgewichen. Der polnische Aufstand steigerte Jacoby's Begeisterung für Freiheit und Völkerglück. Als daher der Krieg in dem unglücklichen Nachbarlande entbrannt war, aus Rußland sich immer neue Scharen zur Vernichtung Polens hervorwälzten, deren Vortrab, die entsetzliche Cholera, wie ein flammendes Wahrzeichen des Himmels sich auf das verblendete Europa und zunächst auf Rußlands getreuen Verbündeten, das „neutrale" Preußen stürzte, da erwachte Jacoby's ganze Thatkraft und er bot dem furchtbaren doppelten Feinde kühn die Brust dar. Er eilte hinüber nach Polen, theils den Leidenden hülfreiche Hand zu bieten, theils die gräßliche Seuche genau kennen zu lernen, um mit den erlangten Kenntnissen seinem Vaterlande zu nützen. Keine Gefahr, keine Mühseligkeit, keine Entbehrung schreckte ihn zurück in der Erfüllung seiner schweren Pflicht. In der Provinz Augustowo, die Krieg und Cholera zugleich verheerten, war er unermüdet und aufopfernd thätig, bis die Gefahr des eigenen Vaterlands ihn zurückrief. So erschien er im Spätsommer 1831 wieder in Königsberg, der erste ostpreußische Arzt, der die gefürchtete Krankheit aus Erfahrung kannte. Er legte das Ergebniß seiner Beobachtungen in einer Vorlesung der Medicinischen Gesellschaft vor und eiferte nun mit aller Kraft wissenschaftlicher Überzeugung gegen die unseligen, das Elend unendlich vergrößernden Sperrmaßregeln Preußens. Unterstützt von dem ihm befreundeten Oberpräsidenten v. Schön und den tüchtigsten Ärzten Königsbergs, gelang es ihm auch, die Absperrungen zu beseitigen. Während der ganzen Dauer der Krankheit war Jacoby der gesuchteste, aber auch der unermüdlichste, liebevollste, sorgsamste und glücklichste Arzt in Königsberg. Streckfuß' Schrift „Über das Verhältniß der Juden zu den christlichen Staaten" entgegnete er mit der Flugschrift „Über das Verhältniß des königlich preußischen Oberregierungsraths Streckfuß zu der Emancipation der Juden". (Schon auf der Universität und gleich zu Anfang seiner akademischen Laufbahn hatte Jacoby die veraltete Einrichtung gestürzt, daß bei den im Winter stattfindenden Studentenbällen kein Jude mit an der Spitze stehen durfte; Kraft, Beredsamkeit und Energie verschafften ihm den Sieg über seine ältern und im Vorurtheil befangenen Genossen.) Auch bei dem sogenannten Schulstreite, den Lorinser 1836 anregte, nahm Jacoby in zwei Flugschriften rüstigen Antheil und schrieb weiterhin einen „Beitrag zu einer künftigen Geschichte der Censur in Preußen". Der mächtige Aufschwung der Volksstimmung in Preußen bei der Thronbesteigung des jetzigen Königs, das Aufleben aller Hoffnungen, die längst zum Schweigen verdammt waren, die freiere und muthigere Sprache der Presse und der bald darauf folgende schmerzliche Eindruck der Cabinetsordre vom 4. Oct. 1840 riefen die Schrift, die Jacoby vornehmlich berühmt machte, hervor. Die nächste Folge des Erscheinens der „Vier Fragen" war, daß sie die ganze gebildete Welt aufregten; eine weitere Folge war das Verbot und die Beschlagnahme dieser Schrift und die gerichtliche Verfolgung des Verfassers, Verlegers und Druckers. Wie Jacoby der schwersten Verbrechen, nämlich des Hochverraths, der Majestätsbeleidigung und des frechen un-

ehrerbietigen Tadels der Landesgesetze angeschuldigt, in erster Instanz zu drittehalb Jahr Festung und Verlust der Nationalcocarde verurtheilt, in zweiter Instanz gänzlich freigesprochen wurde, ist allgemein bekannt. Geben wir hierzu noch das Bild, welches in dem Taschenbuche von ihm entworfen ist:

Jacoby ist mittelgroß und schlank; sein Gesicht hat einen edeln orientalischen Schnitt, freundlich milde Züge, die leicht ein gefälliges Lächeln überfliegt; sein Auge ist dunkel, groß und tief; mit dem Ausdrucke eines unversiegbaren Wohlwollens paart sich auf seinem Antlitz das Gepräge beständiger Gedankenthätigkeit. Als Gesellschafter ist Jacoby überaus liebenswürdig, heiter, geistreich, satirisch, witzig und gemüthlich, nie verletzend, immer unbefangen und wahr, treu und herzlich wohlmeinend, aber auch in der flüchtigsten Unterhaltung noch den bedeutenden Geist offenbarend. Wer ihn kennt, fühlt sich unwiderstehlich an ihn gefesselt, seine Freundschaft ist ein kostbares Gut für den Mann von Bildung und Gesinnung. Jacoby ist vermögend und noch unverheirathet, also durchaus unabhängig.

Nächst der hierauf folgenden, sehr tüchtigen Abhandlung über Gemeindewesen und Gemeindeverfassung, worin unter Anderm die Pflicht der regen und thätigen Theilnahme an ihren öffentlichen Angelegenheiten allen Bürgern aufs nachdrücklichste eingeschärft wird, machen politische Gedichte von **Johann Deeg**, **Georg Herwegh**, **Hoffmann v. Fallersleben**, **J. Mosen**, **R. E. Prutz** und **Ludwig Züllig**, den Beschluß des Buchs, welches, „getrosten Muths durch die gefesselte Presse für die freie arbeitend", uns hoffentlich durch sein Wiedererscheinen im nächsten Jahre erfreuen wird. 28.

Die griechischen Tragiker in Deutschland.

Man hat sich in neuester Zeit vielfach bemüht, die griechische Tragödie beim deutschen Publicum einzuführen. Die Sache läßt sich von verschiedenen Seiten ansehen. Was die Übersetzungen betrifft, so sind sie jedenfalls als äußerst erfreuliche Zeichen einer Ausbildung unserer Sprache zu betrachten, wie sie noch keine andere erreicht hat; auch werden sie, wie sie von den Verf. zunächst in dem Bedürfniß unternommen sein mögen, ihnen selbst die alten Werke in die vertraulichste Nähe zu rücken, das kunsthistorische Verständniß derselben, bei deren Lesung in der Ursprache man sich durch die Schwierigkeiten oder das gelehrte Interesse des Einzelnen gar leicht im Überblick über das Ganze gehindert findet, bei den Sachkennern in bedeutendern Grade befördern. Diesen muß auch die Aufführung der „Antigone" sehr erwünscht gewesen sein. Denn während die scenische Darstellung beim neuern Drama nicht viel mehr als ein Hülfsmittel für die Phantasie ist, sich Das, was uns schon auf dem Papiere als in sich abgeschlossenes Werk vorliegt, lebendiger zu vergegenwärtigen, weshalb wir auch, weil wir es uns doch vorher schon vorgestellt hatten, in beständigem Kritisiren begriffen sind, und uns, wenn wir ehrlich sein wollen, mit dem besten Willen nicht von der Selbständigkeit der heutigen Schauspielkunst überreden können, war bei den Alten ein dramatisches Werk ohne sie gar nicht denkbar; es wurde sogleich in Rücksicht auf die gegebenen Bedingungen der feststehenden Bühneneinrichtungen geschrieben, sowie von dem Dichter selbst in Scene gesetzt; ja ausgezeichnete Geister verschmähten es nicht, einzelne Motive von der besondern Persönlichkeit der jedesmaligen Schauspieler herzunehmen; auch trat die Aufführung dadurch in den Vordergrund, daß sie nur an bestimmten Tagen als herkömmliche Festfeier stattfand. Man darf behaupten, daß nur bei fortwährendem Bemühen, die griechischen Tragödien bei der Lecture als wirklich in dieser bestimmten Räumlichkeit des griechischen Theaters und mit allem Zubehör von Tanz und Musik, so weit dies möglich ist, dargestellt anzuschauen, ein wahres Kunstverständniß derselben erreicht werden könne.

Hierzu hatte man bis jetzt den Weg mannichfaltiger Studien zu betreten; die Männer, welche dieses Ziel in genügendem Grade erreicht haben, mögen — man sieht es aus dem Erscheinen von Schriften, welche, bei bedeutender Kenntniß der Sache, doch nicht zum Sinn derselben durchgedrungen sind — in Deutschland zu zählen sein. Es würde ohne Zweifel ihnen selbst erwünscht sein, wenn das Resultat ihrer Bemühungen sich ohne weiteres zum Capital der allgemeinen Bildung schlagen ließe. Allein die Möglichkeit davon möchte noch ziemlich entfernt liegen. Wir wollen hier nicht auf die Masse von mythologischer und antiquarischer Kenntniß hinweisen, die auch nur zum Verständniß des Euripides erforderlich ist; es ist bekannt, daß die mythologischen Einsichten der meisten Nichtphilologen noch durchaus auf römischem Standpunkte stehen. Auch werde nur mit einem Worte erwähnt, daß selbst in den fließendsten Übersetzungen die Wortstellung und der Gedankenzusammenhang für Den, welcher nicht eine ausreichende Kenntniß der Ursprache besitzt, bei einmaligem Anhören oftmals vollkommen unerfaßlich sein muß. Wir beschränken uns auf das Kunstverständniß an und für sich; wie sollte es möglich sein, die Wirkung von Kunstmitteln aufzufassen, mit welchen man kaum bekannt ist, für welche man sich also noch gar kein Gefühl gebildet hat? Wer wird die Macht der großartigen rhythmischen Verhältnisse Äschyleischer Chorgesänge empfinden, wenn es der Übersetzung, welche er liest, vielleicht zuerst gelungen ist, sie auf lebendige Weise im Deutschen nachzubilden? Die Chorgesänge kommen jedem modernen Leser undramatisch, die kommatischen Partien opernhaft vor, wie wird er nun den wunderbaren Rhythmus ihrer in jedem einzelnen Stücke mit tiefster Kunstabsicht geordneten Abwechselung zu erkennen wissen?

Die griechischen Tragödien sind nun einmal in die Gegenwart hineingeschleudert; vielleicht wird diese sich an ihnen selbst für sie heranbilden: dann bringen sie mit der Zeit vielleicht wirklich, wie man gehofft hat, eine Kräftigung des ästhetischen Sinnes hervor; jedenfalls wird auch dies Bildungsmoment zu irgend einem neuen und nicht vorherzusehenden Resultate verarbeitet werden. Was das eigentlich Schlimme wäre: daß das Anhören griechischer Tragödien Mode würde, daß Eitelkeit oder weibische ästhetische Naschlust sich auf ihre Lecture capriciomirten, haben wir nicht zu befürchten. Die tiefe Wahrhaftigkeit, welche in jeder Zeile derselben liegt, wird sich dagegen empören, zur Lüge misbraucht zu werden; es wird den unberufenen Lesern bei ihnen unheimlich werden, und der besonnenere Theil des größern Publicums wird sich, wie er ja selbst Werke wie Goethe's „Iphigenia", die doch nur eine Färbung des Antiken hat, mit kalter Anerkennung beiseite legt, leicht darüber orientiren, daß es ihm zum Verständniß dieser Werke zunächst an allen Voraussetzungen gebreche.

Wie könnte dem auch anders sein! Der ästhetische Sinn eines Publicums ist kein leerer literarhistorischer Allsinn, in den man nur jedes beliebige Product irgend einer Zeit oder Nation hineinfüllen könnte. Wie die Handlung der griechischen Bühne wegen der geringen architektonischen Tiefe dieser letztern nicht Anspruch darauf machte, für einen selbständigen Vorgang zu gelten, sondern in unperspectivischer Reliefartigkeit entschieden auf den Halbkreis der Zuschauer bezogen war, so ist das Kunstwerk durchaus nur für das Bewußtsein da, in welches es aufgenommen zu werden bestimmt ist; die Kunst ist nur vorhanden, wo sie genossen zu werden vermag; das Kunstwerk ist, und davon ist die Wesentlichkeit der öffentlichen Aufführung der griechischen Tragödien gerade das einleuchtendste Beispiel, gar nichts Anderes als das Publicum selbst, welches ein bedeutendes Moment seiner eigenen Existenz in glücklicher Ausführung gewahr wird. Man kann von einem Publicum kein reines Kunsturtheil erwarten. Wenn ein solches über irgend ein Product gefällt wird, so setzt es die Fähigkeit voraus, auch alle andern, welche

derselben Kunst angehören, rein aufzufassen; es ist offenbar, daß dies, da der Mensch einer praktischen Beziehung auf die Gegenstände nicht entbehren kann, bei Denen, welche nicht ein Beruf an die Sache fesselt, zur Blasirtheit führen würde. Die Griechen, von denen das Höchste in der Kunst geleistet worden, haben sich mehr als irgend ein Volk gegen das Fremde ausschließend verhalten; auf ähnliche Weise wird jede gesunde Volksgemeinschaft an den Erzeugnissen ihrer Kunst einen vorwaltend stoffartigen Antheil nehmen.

Man kann nicht darüber klagen, daß dieses Moment bei dieser Gelegenheit nicht genug zur Sprache gebracht wäre; im Gegentheil haben manche, während das künstlerische Interesse seinem Wesen nach zunächst von einer individuellen Vorliebe aus geltend gemacht ist, welche abwarten mußte, ob sie einer ähnlichen in andern begegnen würde, von dieser Seite her der Sache eine allgemeine Wichtigkeit beilegen wollen. Weil nämlich das athenische Volk vor allen andern ein ausgebildetes politisches Bewußtsein gehabt habe, sollte die lebendige Auffassung seiner Tragödien, als des schönsten Ergebnisses künstlerischer Selbstbeschauung, uns zur Gewinnung eines ähnlichen förderlich sein können. Man kann diesen Gedankengang, welcher zahlreichen Erörterungen zum Grunde liegt, nicht genauer aussprechen, ohne sogleich seinen innern Widerspruch aufzudecken. Schon wenn man zu dem Nächsten greift, jenes künstlerische Selbstbewußtsein der Griechen als ein Schema zu bezeichnen, nach welchem sich bei uns ein politisches zu bilden haben sollte, springt es in die Augen, wie gänzlich heterogene Dinge hier vermengt worden. Das politische Bewußtsein ist einerseits auf die Integrität und äußere Würde, den Ruhm und die geschichtliche Bedeutung des Volkskörpers gerichtet, dessen Seele es ist; man kann es nach dieser Seite mit dem Ehrgefühl des Individuums vergleichen, welches ohne bestimmten Inhalt nur auf die geistige Selbsterhaltung des Subjects geht. Sodann ist es zweitens ein Festhalten ganz bestimmter politischer Institutionen, sei es, daß das Volk sich in ihrem Besitze glücklich fühlt — wo sich dann dieses Element mit dem erstern etwa darin verbindet, daß gerade in diesem Besitze ein Vorzug vor andern Völkern begründet sei —, oder daß sie, als allgemeine Menschenrechte oder bestimmte Zeitfoderungen, nur erst angestrebt würden: immer also eine vollkommene Versenkung in die Unmittelbarkeit einzelner gegenwärtiger oder als gegenwärtig gedachter Lebensformen. Mit beiden hat das Selbstbewußtsein, aus welchem die Kunst hervorgeht, nichts zu thun. Der Beweis ist, daß die Gegenstände, welche sie darstellt, mögen sich auch hinterher mancherlei sinnige Betrachtungen über sie anstellen lassen, für sie selbst mit dem Mittelpunkt des nationalen Bewußtseins in keinem Verhältnisse stehen, sondern als zufällig aufgegriffen erscheinen können. Die Kunst richtet sich auf die allgemeine sittliche Grundlage des Lebens, welche als solche natürlich keinen Gegensatz gegen andere Nationen zuläßt; vielmehr wird dieselbe auch ausländischen Stoffen, wenn dergleichen aus einem besondern Grunde gewählt werden, in vollkommen unbefangener Weise supponirt; auf dem Hintergrund dieser Grundlage stellt sie die einzelnen sittlichen Verhältnisse des Lebens dar, und wenn dieselbe ihrer Natur nach ein Standpunkt der Indifferenz ist, welche sich zu bestimmten Formen eben noch nicht ausgebildet hatte, so liegt das Beseligende der Kunst vor Allem darin, daß aus ihr das Leben, wie aus jenem Götterteiche die Königin des Himmels in immer erneuter Jungfräulichkeit hervorgeht.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz aus England.

Der Roman „Oakleigh, or the minor of great expectations", von W. H. M. Holmes (3 Bde., London 1843) spielt in Irland zur Zeit der Rebellion von 1798, und da er jetzt erscheint, wo tausend und abertausend Augen in der dortigen Repealbewegung den Anfang eines ähnlichen blutigen Ereignisses sehen, könnte er leicht für eine Art politischen Romans gehalten werden. Das ist er jedoch wenigstens insofern nicht, als eine hierauf Bezug habende Tendenz nirgend aus dem Buche hervortritt. Soll indessen eine hineingelegt oder herausgelesen, dem Verf. eine politische Absicht beigemessen werden, so kann es nur eine Warnung für Irland sein, die Repealfrage nicht bis zur Schärfe des Schwerts zu treiben, folglich eine Enttäuschung Derer, die von Irlands Sieg eine Demüthigung Englands hoffen, und in diesfallsiger Anticipation, sei es, Schnippchen in der Tasche schlagen oder auf offenem Markte gaudiren. Die präsumtive Meinung des Verf. bleibt allerdings eine individuelle, selbst wenn sie von noch so Vielen getheilt wird. Da sie sich aber aus geschichtlichen Thatsachen, aus einer Vergangenheit, in welcher sich die Gegenwart abspiegelt, und als Resultat der englischen Politik und des irischen Volkscharakters herausstellt, dürfte sie jedenfalls beachtenswerth sein. Übrigens ist das Buch gut geschrieben, natürlich, einfach und unterhaltend, die Liebesgeschichte geschickt in die Hauptbegebenheiten verflochten und — completer Mangel an Unwahrscheinlichkeiten. Die Schilderung der wilden, malerischen Scenerie, der Rebellenversammlung bei Mondschein, des Landens der französischen Truppen, des Contrastes zwischen ihnen und ihren irischen Verbündeten, der Gefechte mit den Engländern und des endlichen Weichens der Franzosen kann häufig für meisterhaft gelten. Wer sich für Irland interessirt und Kühne's „Rebellen von Irland", sowie Madden's „The united Irishmen" gelesen hat, sollte „Oakleigh" nicht ungelesen lassen. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 296. —— 23. October 1843.

Biographisches.

1. Erinnerungen an Johann Konrad Maurer. Bilder aus dem Leben eines Predigers (1771—1841), größtentheils nach dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben. Nebst Briefen J. von Müller's, J. G. Müller's, Heyne's u. A. Schaffhausen, Hurter. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Aus meinem Leben, in amtlicher, literarischer und bürgerlicher Beziehung. Von G. Friederich. Erster Band. Religion und Kirchenthum. Gießen, Heyer's Verlag. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese beiden durchaus ungleichartigen Schriften, deren zweite nur durch ihren Titel berechtigt, mit der erstern unter gleiche Rubrik gebracht zu werden, stellen wir hier zusammen, als in Geist und Wesen entschiedene Gegensätze. Das einzig Verwandte ist, daß die eine wie die andere sich auf das Leben eines evangelischen Geistlichen bezieht. Befreunden konnten wir uns nur mit dem Ersten, dessen ganze anspruchslose und liebenswürdige Persönlichkeit von tüchtiger Hand in einem anschaulichen Bilde uns vorgehalten wird, während der Andere nur einige Bruchstücke aus seinem amtlichen Leben in zierlicher Hülle darbietet.

Den mannichfachen Genuß und Gewinn, welchen die „Erinnerungen an Maurer" gewähren, möchte Ref. gern recht Vielen zuleiten. Das Bild eines so reichbegabten, gottinnigen und segensreichen Menschenlebens lange und immer wieder anzuschauen, kann nur wohlthätig, wenn öfter beschämend, um so heilsamer immer erweckend und ermunternd sein.

J. K. Maurer, geboren 1771 zu Schaffhausen, wo sein Vater, Johannes Maurer, französischer Prediger war, erwuchs in dessen pedantisch strenger Zucht und im mildern Lichte der zärtlichen, aber nicht verzärtelnden Liebe seiner frommen Mutter (aus dem altpatricischen Geschlechte der Meyer von Schaffhausen) für seinen frühgewählten Beruf.

In der lateinischen Schule seiner Vaterstadt, besonders unter väterlicher Leitung J. Georg Müller's, des trefflichen Bruders des Geschichtschreibers der Schweiz, gründlich vorbereitet, bezog er im Herbst 1791 gegen die Gewohnheit der jungen schweizerischen Theologen, die nur eine der beiden reformirten Universitäten Gießen oder Marburg zu besuchen pflegten, das damals in voller Blüte stehende Göttingen. Wie verständig und zweckmäßig, obwol nicht ohne manche in seinem leicht beweglichen Gemüth und in dem Verkehr mit Docenten und Studiengenossen begründete Abschweifungen vom Ziel er die akademische Zeit und die reichen Bildungsmittel, die sich ihm darboten, benutzte, davon geben die der Biographie eingewebten Bruchstücke aus seinem Briefwechsel mit dem treuen Lehrer und Freund J. G. Müller sehr erfreuliche und belehrende Zeugnisse, den entscheidendsten Beweis aber die Leistungen seiner reifern Jahre. Jener Briefwechsel enthält Selbstbekenntnisse und Erfahrungen, deren Betrachtung und Beherzigung besonders jungen Studirenden angelegentlichst zu empfehlen ist. Die damalige Theologie, von Planck, Eichhorn, Schleusner und Stäudlin repräsentirt, konnte seinem aufstrebenden Geiste und lebenswarmen Gemüth keine Befriedigung gewähren; nur an Planck schloß er fester sich an, und fand an Heyne einen wohlwollenden Gönner und weisen Berather. Herder's Wahlspruch: „Licht, Liebe, Leben!" war dem wackern Jüngling ein Leitstern, den er selten aus den Augen verlor.

Im April 1794 aus Göttingen scheidend, kehrte er, nachdem er einen Theil Deutschlands durchwandert, im Juni zur Vaterstadt zurück, bestand bald darauf das theologische Candidatenexamen, und verweilte dann bis in den Frühling 1796 zu Neufchatel, um in der französischen Sprache sich solche Fertigkeit zu erwerben, daß er in das durch freiwillige Resignation seines Vaters erledigte Predigtamt an der französischen Kirche einzutreten tüchtig war, als er im Nov. 1799 dazu erwählt ward. Eine Einladung zu einem größern Wirkungskreis und einem reichern Einkommen in Luzern lehnte er entschlossen ab. Dagegen eröffnete er im J. 1800 eine französische Schule, die erste öffentliche der Art in Schaffhausen, und sah sich durch den Erfolg in den Stand gesetzt, einige Monate später mit seiner Verlobten, einer Enkelin des trefflichen Antistes Oschwald, sich zu verehlichen. Schon 1806 ward ihm die geliebte Gattin durch frühen Tod entrissen, nachdem sie mit ihm den Druck einer schweren Zeit, die Last sich stets erneuernder Einquartierungen, oft peinliche Sorge um das tägliche Bedürfniß, Mangel und Noth unter den Beschwerden eines langen Siegthums getragen. Mit drei unerzogenen Kindern allein stehend, von häuslicher Noth bedrängt, und doch mannichfachen

Ansprüchen an seine Mildthätigkeit ausgesetzt, gelangte er selten zu einem heitern Lebensgenuß, und in Folge seiner häuslichen und amtlichen Verhältnisse, auch durch ermunternden und befriedigenden Umgang selten erquickt, sah er in oft trauriger Einförmigkeit, aber unter regelmäßiger und treuester Berufsthätigkeit, seine Tage dahinfließen. Da er sich bewegen ließ, seine französische Schule, die sehr blühend geworden, mit dem Gymnasium zu verbinden, so verlor er einen großen Theil der Einnahme, die ihm seine Lage erleichtert hatte, und so ward er von häuslichen Sorgen und Verlegenheiten nie ganz frei. Aber sein Eifer und Fleiß in dem zweifachen Lehramt ermüdete nicht, die Liebe zu seinem Beruf und zu seinen Zöglingen erkaltete nicht, unter mancherlei Bekümmernissen und Beschwerden bewahrte er sich eine reine und lebhafte Theilnahme an den damals tiefzerrütteten Angelegenheiten des bedrängten Vaterlandes.

Sein Hausstand bedurfte einer weiblichen Leitung. Im J. 1809 verehelichte er sich mit Judith Stockar, und trat durch sie mit einer angesehenen Familie in Verbindung, vornehmlich mit dem trefflichen Schwager, Balthasar Pfister, Bürgermeister zu Schaffhausen. Aber auch dieses Verhältniß blieb nicht ungetrübt. Es traten zwischen der Tochter erster Ehe und der Stiefmutter mancherlei Misverständnisse ein, die den Vater bekümmerten; jene Tochter versank in unheilbare Schwermuth, in der sie sich selbst den Tod zu geben versuchte; sie ward gerettet, starb aber 1824. Schon drei Jahre früher war auch die zweite geliebte Gattin nach langen Leiden entschlafen, und Maurer stand wieder allein, da seine beiden Söhne entfernt von ihm ihres Berufs lebten.

Unter so mannichfachen endlosen häuslichen Leiden blieb Maurer nicht ungebeugt, aber gottvertrauend, und immer in gewissenhafter Thätigkeit seines Berufs eingedenk, in seinen Studien nie ermüdend. Wie sehr auch das Pfarr- und das Schulamt seine Zeit in Anspruch nahm, er gewann doch Stunden der Muße, in denen er besonders auch mit der englischen Literatur eifrig sich beschäftigte. Immer bereit, Andern nützlich zu sein, unterzog er sich mit großem Zeitaufwande der Mühe, eine höchst fehlerhafte corrumpirte Abschrift von Johannes v. Müller's „Histoire universelle" aufs sorgfältigste zu revidiren. Sein Wirkungskreis erweiterte sich, da er 1815 Professor der Rhetorik am Collegium humanitatis ward, und die Sorgfalt, mit der er die Arbeiten der Zöglinge corrigirte, die Theilnahme, die er den Studien und selbst den Erholungen derselben widmete, ließen ihm nur selten eine freie Stunde, durch Bewegung und in dem Anschauen der Natur, zu deren Genuß er sich hingezogen fühlte und der ihm Bedürfniß war, sich zu erholen. Eine Reise nach Bern und nach Yverdun, und die dort gewonnene persönliche Bekanntschaft mit Pestalozzi, den er sehr lieb gewann, und mit Niederer gehören zu den sparsamen Erquickungen, die ihm zu Theil wurden.

Auf andere Weise ward er durch die Bekanntschaft mit Frau v. Krüdener und deren Gefährten, sowie durch die religiöse Bewegung, welche dieselbe während ihres Verweilens in der Schweiz bewirkte, angezogen und angeregt. Mit der ihm eigenthümlichen Empfänglichkeit und Erregbarkeit gab er sich den Eindrücken hin, welche diese ausgezeichnete und reichbegabte Frau, die einer außerordentlichen Mission sich bewußt war, bei gemüthvollen Menschen nicht leicht verfehlte; aber er ließ seinen Geist durch sie nicht unterjochen, sondern bewahrte sich ein besonnenes Urtheil über die mancherlei Excentricitäten, in welche Frau v. Krüdener und ihre Anhänger verfielen. Die religiöse Schwärmerei, die überhand zu nehmen drohte, konnte ihn nicht mit fortreißen, und schmerzlich beklagte er die Ausschweifungen, zu welchen die Schwarmgeister im Canton und in der Stadt Schaffhausen, besonders in Wildensprüch sich selbst und Andere verführten. Aber er versagte Dem, was in dem Eifer und in der Wirksamkeit jener Bußprediger und Glaubensherolde löblich war, die gerechte Anerkennung nicht, und freute sich der Erweckung, die von ihnen ausging. Die Briefe, welche er damals an seinen Freund Keller schrieb, sind schätzbare Denkmäler seines Geistes und Herzens und ein sehr lehrreicher Beitrag zu seiner Biographie.

Der dürre, geistesarme Rationalismus, der in Göttingen sich ihm aufgedrungen hatte, konnte weder sein tiefes Gemüth befriedigen, noch seiner ganzen Eigenthümlichkeit zusagen; je mehr und mehr befreundete er sich mit der evangelischen Wahrheit, wie die Kirche aller Zeiten sie aufgefaßt und das christliche Leben sie bewährt hat; er ward mit den Jahren orthodoxer, ohne rechthaberisch, eifernd, verfolgungssüchtig zu werden, und so vorherrschend Gemüth und Phantasie in ihm waren, konnten sie doch sein gesundes Urtheil nicht überwältigen. In weltlichen Verhältnissen oft unsicher, schwankend und unbeständig, ward er in seinem religiösen Leben nie vom Winde mancherlei Lehre leicht hin- und hergetrieben, sondern erbaute auf festem Grunde das Gebäude seines Glaubens und Bekenntnisses, welches zu verleugnen oder auch nur zu verhehlen ihn nichts verleiten konnte.

Eine fast grenzenlose Gutmüthigkeit hatte es ihm zur Gewohnheit, ja zum Bedürfniß gemacht, Allen, mit denen er in Verbindung trat, etwas Angenehmes, Schmeichelhaftes zu sagen; er war in Höflichkeitserweisungen, Ergebenheitsversicherungen oft unerschöpflich; entschiedene Charakterfestigkeit gewann er nicht. Aber er war nie falsch noch heuchlerisch, sondern sprach auch da, wo er Andere zu sehr erhob und sich selbst zu tief beugte, sein augenblickliches Gefühl, seine gegenwärtige Meinung aus. Bei seinem vorherrschenden Gemüths- und Phantasieleben erschien er oft unschlüssig, wie allzu nachgebend, wozu sich auch einige Indolenz gesellte; er war sich dessen wohlbewußt, aber er kämpfte vergebens, weil nicht muthig und beharrlich genug, dagegen an. Diese Charakterschwäche ward durch einen reichen, unerschöpflichen Schatz von Geduld und Sanftmuth, Bescheidenheit und Demuth, Freundlichkeit und Güte aufgewogen; sein Glaube bewährte sich in der Fülle christlicher Liebe, die selbst seine Gegner kaum verkennen konnten, und durch die er seine Lehre bekräftigte. Wer irgend ihm einiges Wohl-

wollen bewies, der durfte der dankbarsten, durch die aufrichtigste Anspruchslosigkeit gesteigerten Anerkennung versichert sein.

Er hätte wohl ein günstigeres Loos sich bereiten können, wenn es nicht seiner Gesinnung widerstrebt hätte, sich hervorzudrängen, seinen wirklichen Werth und seine Verdienste vor Andern geltend zu machen. Jede Auszeichnung aber, die irgend ihm zu Theil ward, war von seiner Seite völlig ungesucht. So namentlich ein glänzender Ruf nach Rußland, der 1822 an ihn erging, aber mit fast allzu bescheidener Würdigung seiner Leistungsfähigkeit entschieden von ihm abgelehnt ward. Dagegen nahm er die Stelle eines Katecheten an der Kirche St.-Johann 1826 an, obwol sein Einkommen dadurch keineswegs gemehrt, sondern sogar gemindert ward, zumal er im folgenden Jahre sowol das Amt eines Lehrers der französischen Sprache und die Professur der Rhetorik am Collegium humanitatis niederlegte, nachdem er zehn Jahre lang in diesem Berufe mit ausgezeichnetem Erfolge wie mit unermüdlicher Treue gewirkt hatte. Dagegen ward er in demselben Jahre zum Vorsteher der städtischen Mädchenschule und zum Religionslehrer an derselben ernannt. Daß die öffentliche Meinung ihm günstig war, beweist das Vertrauen, mit welchem er zum Präsidenten des Hülfsvereins für die Griechen sowie zum Vorsitz in der Bibelgesellschaft gewählt ward. Erst 1835 ward ihm die Beförderung zum Prediger am Münster und Triumvir der schaffhäuser Geistlichkeit zu Theil, als seine Kraft schon gebrochen und durch anhaltende Kränklichkeit sowie durch Sorge und häusliche Noth fast erschöpft war. Wenn es ihm zur Freude gereichte, daß sein ältester Sohn als Prediger an der französischen Kirche sein Nachfolger ward, so brachte er selbst doch auch darin ein Opfer, daß er in jener bewegten Zeit als Prediger an der zweiten Hauptkirche und besonders als geistlicher Triumvir neuen Sorgen, Beschwerden und Mühen sich unterzog.

Zum Predigtamt hatte er ohne Zweifel den wahren innern Beruf sowie vorzügliche Anlagen; seine Vorträge waren der Ausdruck seines Glaubens, seiner Überzeugung; weß das Herz voll war, deß ging der Mund über. Sein Biograph, an dessen Darstellung allein Ref. sich halten muß, weil er Maurer nie sah noch hörte, vermißt an ihm rednerische Bildung, die allerdings der Beredtsamkeit des Herzens die Krone aufgesetzt haben würde. War seine Stellung als Triumvir um so schwieriger, je mehr unter den zum Convent gehörenden Geistlichen ein beklagenswerthes Parteiwesen überhand genommen zu haben scheint, so gereicht es ihm um so mehr zum Ruhm, daß er, wie sein Biograph versichert, „nach seinem erleuchteten christlichen Gewissen sich gedrungen fühlte, fest und offen zu Denen sich zu halten, welche durch eine die protestantische christliche Freiheit gefährdende Sinnesart in ihrem eigensten Wesen gekränkt, beschränkt und gehindert wurden, nach ihrer Bestimmung, d. h. weder paulisch noch kephisch, ihre Kräfte der Kirche, der sie angehörten, zu widmen". Die Streitigkeiten der schaffhäuser Geistlichkeit mit dem Antistes Hurter sind gemeint, wenn von Maurer gerühmt wird, daß er durch die Gegner desselben sich gezwungen gesehen, mit aller Wärme und Hingebung, deren er fähig war, sich seiner als College, Freund und Mitarbeiter im Weinberg anzunehmen. In zwei gedruckten Zuschriften an die schaffhäuser Geistlichkeit trat er zur Versöhnung der entzweiten Gemüther, wenn nicht mit befriedigendem Erfolg, doch mit der achtbarsten Gesinnung auf.

(Der Beschluß folgt.)

Die griechischen Tragiker in Deutschland.

(Beschluß aus Nr. 295.)

Die griechische Tragödie lebt gänzlich in der Heroenwelt; das Selbstbewußtsein, welches durch sie dem Volke zu Theil wurde, war mithin ein Bewußtsein, nicht seiner Gegenwart, sondern seiner Vergangenheit, ja mehr als das, seiner Urgeschichte. Es schaute also seine eigene sittliche Grundlage als etwas Entferntes an, als etwas, das, trotz dieser seiner Beziehung zu der Gegenwart, durchaus ein Anderes sei als diese, ganz in derselben Weise wie die Platonische Idee, obgleich sie nichts als das Wesen der Wirklichkeit ist, doch als etwas Jenseitiges, das am „himmlischen Orte" aufzusuchen sei, betrachtet wird. Es mag Denen, welche durch staatswissenschaftliche Studien dazu befähigt sind, überlassen bleiben, zu entscheiden, inwieweit dieses Verhältniß geeignet sei, unserer Zeit zum Vorbilde zu dienen, falls es nämlich überhaupt unter ganz andern geschichtlichen Bedingungen erneuert werden kann; in Bezug auf die Griechen mag nur die Bemerkung angeknüpft werden, daß, wenn auch das politische Interesse das vorwaltende war, und sich, nach dem Goethe'schen Spruche, in Einem Menschenkinde Manches vereinigen mochte, doch ihre Praxis die „Verschiedenheit der Gewerbe" niemals verleugnete.

Zwar treffen wir auch hierin charakteristische Abweichungen an. Es ist bekannt, daß die „Perser" des Aeschylos eine bestimmte geschichtliche, seine „Eumeniden" eine noch bestimmtere politische Bedeutung haben. Aber die politische Farbe dieses Dichters erklärt es, wie damit eine künstlerische Vollendung bestehen konnte. Indem er der Partei angehörte, welche in der gemessenen Geformtheit althergebrachter Institutionen eine Gewähr für die ungeschmälerte Wohlfahrt des Gemeinwesens sah, traten ihm diese in ein unmittelbares Verhältniß zu jener sittlich-mythischen Grundlage und erschienen als eigene Gestaltungen derselben; der Areopag, dessen Ansehen er zu erhalten wünschte, sollte in unmittelbarem Auftrage der Götter den grellsten sittlichen Zwiespalt, von welchem die Heroengeschichte erzählt, geschlichtet haben. Aber die Athener wußten es bereits, daß die Bühne nicht zur Rednerbühne bestimmt sei; sie erkannten die künstlerische Intention durch Ertheilung des Preises an, aber den politischen Wink vernachlässigten sie. Die Trilogie der „Perser", welcher das uns unter diesem Titel erhaltene Stück angehört, beruht auf derselben Anschauung, mit welcher Herodot seine Geschichte einleitet: der Medische Krieg wird als Glied eines großen Kampfes zwischen Orient und Occident aufgefaßt, welcher im heroischen Zeitalter durch Zeus selbst, welcher die Europa entführt hatte, begonnen worden. So erscheint die Gegenwart selbst als unmittelbare sittliche Consequenz der fernsten Vergangenheit: ein ungemein großes Motiv, zumal da es nicht aus geschichtsphilosophischer Construction, sondern aus urpoetischer Anschauung hervorgegangen war. Aeschylos verherrlichte in der That sein Selbsterlebtes, aber in der oben angegebenen Weise, dadurch, daß er es in den Organismus jenes olympischen Reichs eines höhern Sachzusammenhanges einreihte.

Ganz anders verfährt Euripides. Seine Anspielungen auf Einzelnheiten aus dem politischen und wissenschaftlichen Treiben seiner Zeit sind berüchtigt: wer kennte nicht den Streit des Theseus mit dem Herolde der Thebaner über die beste Staats-

Auffassung? Doch wird dies durch die Grundlage des Lebens, welche er, abweichend von den Andern, dem Mythus unterlegt, in künstlerischer Beziehung gerechtfertigt. Schon Solger hat bemerkt, daß er es sei, welcher zuerst die Welt des Gemüths erschlossen habe; dieses weiß in das Einzelnste eine unendliche Bedeutung zu legen; die politischen Andeutungen des Euripides sind also dafür anzusehen, daß sie darauf ausgingen, von dieser in sich abgeschlossenen Sphäre aus, mit welcher er die mythische identificirte, seinen Mitbürgern das Eine, was noth sei, ans Herz zu legen.

„Man darf behaupten", sagt Droysen (Aeschylos, S. 547), „daß die griechische Tragödie diesen paränetischen Charakter eigentlich nie ganz aufgegeben hat; doch gehört dies mit zu den wesentlichsten Eigenthümlichkeiten des Sophokles, daß er mehr als Aeschylos und Euripides aus den allgemeinen künstlerischen Impulsen herausgearbeitet hat." Im Widerspruch hiermit hat gleichzeitig Schöll die Tragödien desselben in eine Menge von bestimmten Bezügen auf zum Theil ganz einzelne und obscure Zeitereignisse zerlegt. Abgesehen davon, ob es dabei ohne materielle Irrthümer abgegangen ist, worüber competente Richter ihre Vota abgegeben haben, ist sein Unternehmen geeignet, alle Kunstfreunde, welche nicht zugleich die genaueste Kenntniß der griechischen Geschichte besitzen, mit Unruhe zu erfüllen. Denn wenn es ohne Zweifel schon einer selbstthätigen Beschäftigung mit derselben bedarf, um die einzelnen Anspielungen auch nur historisch aufzufassen, wie soll Der, welcher sich nicht gänzlich diesen Studien gewidmet hat, dieselben in sich zu solcher Lebendigkeit der Anschauung erheben können, daß für ihn, wie es für die Zeitgenossen der Fall gewesen sein mußte, aus ihrer Gruppirung ein Kunsteindruck hervorginge?

Natürlich lebt der Dichter durchaus in seiner Gegenwart; nie hat ein Werk einen andern Inhalt gehabt, als den diese darbot; sollte eine vergangene Zeit oder eine fremde Nationalität geschildert werden, so wurden diese entweder zum bloßen Rahmen, oder man findet nicht sie selbst, sondern, wie es z. B. bei den romantischen Bearbeitungen mittelalterlicher Stoffe eingetreten ist, ihre Abspiegelung in der heimatlichen Gegenwart dargestellt. Allein das Verhältniß der Dichter zu dieser letztern ist ein anderes als das der übrigen Zeitgenossen. Diese mögen ihre Stelle am Steuer oder auf den Masten haben, oder etwa in unterirdischer Pygmäenexistenz der Maschinenheizung obliegen, sie werden dem Sturm, wenn sie ihn nicht vielleicht über dem Hämmern ihres täglichen Treibens ganz überhören, entweder entgegenzuarbeiten oder zur Verfolgung ihres Curses zu benutzen suchen; der Dichter dagegen steht auf dem Verdeck und schaut dem Kampf der Menschen und Elemente in theilnehmender Ruhe zu. Er wird als Mensch darauf zu sehen haben, daß er es nicht an sich fehlen lasse, wenn es in gefahrvollen Augenblicken darauf ankommt, daß Jeder Hand anlege; als Dichter sind ihm die Ereignisse des Lebens nur, was für den bildenden Künstler die Studien nach der Natur sind. So wird es denn kein Bedenken haben, daß z. B. Sophokles, wie K. F. Hermann nachgewiesen hat, das Motiv zu seinem Ödipus vom Perikles hergenommen habe; wie sollte er es sich haben entgehen lassen, die bedeutendste Erscheinung seiner Zeit mit künstlerischem Blicke zu fixiren; aber in der Tragödie, welche uns vorliegt, haben wir nicht mehr Perikles, sondern Ödipus vor uns, dessen Existenz in diesen bestimmten Verhältnissen zu Jokaste, Kreon, Tiresias gänzlich beschlossen ist; diese sind jedem Leser, welcher die sittliche Bedeutung einer hervorragenden Begebenheit aus jener Sphäre in sich zu reproduciren vermag, für sich vollkommen verständlich; daß ein Perikles existirt habe, könnte ihm dabei zunächst ganz unbekannt bleiben. So macht es beim Kunsturtheil über eine Landschaft keinen Unterschied, ob sie, oder wie viel in ihr, aus der Natur entnommen sei; freilich kann es etwa zum Verständniß derselben beitragen, wenn man in Bezug auf irgend eine besondere Lichtwirkung an die atmosphärischen Verhältnisse einer bestimmten Gegend erinnert wird; doch werden diese, wenn das Bild Kunstwerth haben soll, an sich selbst in ihm genügend angedeutet sein müssen. Die Untersuchungen Schöll's, welcher besondere Umstand diese oder jene Äußerung des Sophokles, oder diese oder jene Wendung eines Mythus veranlaßt habe, gehen das Verständniß der Tragödien als Kunstwerke nichts an, wenn sie auch das Entstehen derselben im Individuum des Künstlers vielseitig zu erläutern geeignet sein mögen. In dieser Beziehung sind sie als eine Gestaltung des in unsern Tagen in mannichfaltiger Weise auftauchenden Strebens, den künstlerischen Genius in seiner Werkstatt zu belauschen, hochzuhalten; es ist zu erwarten, daß der zweite Theil des Buchs, welcher die Kunst des Sophokles behandeln soll, den von uns geltend gemachten Gesichtspunkt in Anwendung setzen wird.

Wilhelm Danzel.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Der Thee.

Der Thee macht jetzt in Paris viel von sich reden. Kürzlich las in einer Sitzung der Académie des sciences Hr. Peligot eine Abhandlung über chemische Analysen der schwarzen und grünen Blätter, wie sie zu uns gelangen, und der Aufgüsse. In derselben Zeit erschien eine Geschichte des Theegebrauchs von J. G. Houssaye: „La monographie du thé." Man wünscht die Theeconsumtion in Frankreich zu steigern, man verspricht sich große Vortheile für das Land von einer directen Handelsverbindung mit China, die freilich noch erst zu schaffen ist, noch größere Vortheile von der Zunahme des Zuckerverbrauchs, die mit der Zunahme des Theeverbrauchs eintreten würde. Es wurde bis in die neueste Zeit verhältnißmäßig wenig Thee in Frankreich consumirt. Im J. 1839 wurden noch nicht mehr als 88000 Kilogramm eingeführt. Seitdem ist die Consumtion bedeutend gestiegen, hatte schon 1842 eine Höhe von 232,000 Kilogramm erreicht; aber man wünscht mehr, man läßt es sich angelegen sein, auf alle Weise den Nutzen des Theetrinkens einleuchtend zu machen. Hr. Houssaye führt zwei wissenschaftliche Berichte an, den schon früher erwähnten von Peligot und einen vom Dr. Trousseau, von denen der erstere ergibt, daß eine Tasse Thee ein — nahrhafteres Getränk ist als eine Tasse Bouillon, der letztere alle medicinischen Tugenden des Thees aufzählt. Übrigens liefert die Schrift von Houssaye nicht nur eine Geschichte des Theegenusses, sondern auch eine ausführliche Beschreibung der Culturmethoden und der verschiedenen Bereitungs- und Benutzungsarten. Man erfährt unter Anderm, was wol wenig bekannt ist, daß das Theeblatt gebrannt wird, wie man die Kaffeebohne brennt, daß der grüne Thee nicht, wie man gewöhnlich meint, durch Trocknung auf Kupfer seine Farbe erhalte, daß er vielmehr mit dem schwarzen Thee von einer und derselben Pflanze herkomme, nur schwächer gebrannt als der letztere und in ganz unschuldigem Indigopulver gewälzt sei. Über die Benutzung des Thees in Frankreich als Medicament erzählt Hr. Eug. de Lanneau in einer Anzeige der Houssaye'schen Schrift, daß man daselbst nur heimlich und verschämt von diesem Heilmittel Gebrauch gemacht habe, weil man es als einen Verräther der Unmäßigkeit im Genuß von Speise und Trank anzusehen gepflegt. Erst die Cholera habe dem Thee zu allgemeinerer Verbreitung verholfen. Endlich nun seit zehn Jahren, sagt Hr. de Lanneau, ist der Thee „die Freude des Abends am häuslichen Herde, das elegante Bindemittel der modernen Gesellschaft, der Hebel des Geistes für Die, welche keinen haben, der esprit für alle Welt" geworden.

Pascal.

Die Literatur über Blaise Pascal (dessen Lebensgeschichte auch in Deutschland und England neuerlich bearbeitet worden) ist auf Veranlassung der französischen Akademie, außer zweien „Eloges", das eine von Bordas-Demoulin, das andere von Faugère, mit einem „Rapport" von V. Cousin „Des pensées de Pascal" bereichert worden, welcher letztere manches neue aus Familienpapieren geschöpfte Material beibringt. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 297. —— 24. October 1843.

Biographisches.

(Beschluß aus Nr. 296.)

Die Zerwürfnisse der schaffhäuser Geistlichkeit und die Entzweiung mit dem Antistes Hurter sind in der Biographie, von einem Freunde des Letztern (oder von ihm selbst?) ziemlich umständlich und doch nicht durchschaulich dargestellt. Wir können hier um so weniger darauf eingehen, da die Acten zum Spruch noch nicht reif sind und der Kampf mehr in der Nähe beobachtet werden müßte, wenn das Urtheil hinreichend motivirt werden sollte. Der arme Maurer, von Krankheit Monate lang an sein einsames Zimmer gefesselt, mußte auch diesen bittern Kelch eines je mehr und mehr sich verwirrenden kirchlichen Parteikampfes noch leeren, nachdem er Jahre lang nicht blos müßiger Zuschauer, sondern patriotisch theilnehmender Zeuge der politischen Wirren seines Vaterlandes gewesen.

In das einsame Landhaus, das nicht fern von der Stadt im Spätsommer und Herbst 1840 Maurer unter empfindlichen körperlichen Leiden bewohnte, verfolgte ihn die Bitterkeit jenes theologischen Kampfes, den er zu stillen vergeblich sich bemühte. Auch häusliche Sorgen und Bedrängnisse wichen nicht von ihm und er sehnte sich oft um so mehr nach ermunterndem Umgang, fand aber auch manche Erheiterung in der Erinnerung an schönere Tage, die er einst mit jugendfröhlicher Hingebung und reinem Sinn genossen. Noch ward ihm die Freude zu Theil, seinen jüngern Sohn zum Diakonat am Münster befördert und so ihm nahe gestellt zu sehen. Aber seit dem Anfang des J. 1841 gesellten sich zu seinen alten körperlichen Gebrechen, die schon längst Gefahr drohten, neue Übel, denen die erschöpfte Natur unterlag, während sein Geist sich noch immer empfänglich und thätig erwies. Am 25. März 1841 entschlief der müde Dulder, unter Zeichen frommer Geistesfreudigkeit.

Es durfte an seinem Grabe laut, der Wahrheit gemäß ausgesprochen werden, daß, wie sein Leben eine Kette von Aufopferungen, der lebendigmachende Geist sein Theil gewesen. Man kann nicht ohne lebhafte, oft wehmüthige Theilnahme die Geschichte dieses fast immer mühseligen und beladenen, aber treubewährten und segenbringenden Lebens lesen, das im Feuer mannichfacher Prüfung geläutert ward zu einem vollkommenern Dasein. Das dem Buche beigegebene Portrait Maurer's scheint wohlgetroffen zu sein; wenigstens stimmt sein Ausdruck mit dem geistigen Bilde, welches der Biograph entworfen, vollkommen überein. Die hohe, nicht sorgenfreie, aber keineswegs finstere Stirn, die freundlichen Augen, die Milde, welche sich über das ganze Antlitz ergießt, ist gewiß ein treuer Spiegel der Seele, die man liebgewinnt, indem man sie theilnehmend beobachtet. Das reifere Leben des Mannes entsprach freilich nicht den heitern Hoffnungen, mit denen der Jüngling nach Göttingen zog und dort zu einer kräftigen Wirksamkeit sich bereitete; aber er täuschte die Erwartungen nicht, die damals J. G. Müller und Andere, welche die Geister zu prüfen und zu erkennen vermochten, von ihm hegten.

Wir empfehlen diese Biographie mit wohlbegründeter Überzeugung Allen, die ein reiches, vielgeprüftes und durchläutertes Menschenleben gern beobachten, insonderheit jungen Theologen, denen es mannichfache Anregung und Belehrung gewähren wird. Der Verf. hat sich bemüht, den Gang des innern wie des äußern Lebens mit psychologischer Kunst zu entwickeln und darzustellen, und was er geleistet, verdient Anerkennung. Um so mehr ist zu beklagen, daß die Anordnung des Materials nicht durchdachter und angemessener sich zeigt. Es wird Manches anticipirt, Anderes nachgetragen, je nachdem es dem Biographen eben in den Sinn kam; während er bisweilen der Zeit, von der eben die Rede ist, voraneilt, kommt er anderwärts auf Vergangenes zur Unzeit zurück, und stört dadurch den Genuß, welche seine übrigens tüchtige Auffassungs- und Darstellungsweise gewährt.

Die mannichfachen Beilagen sind eben nicht nothwendig der Biographie angehörig, verbreiten auch durchaus kein Licht über Maurer's Eigenthümlichkeit, und erscheinen insofern als ganz willkürliche Anhängsel; doch erregen sie ein so mannichfaches Interesse, daß man ihre Aufnahme nur mit Dank anerkennen kann.

Herr Dr. Friederich mag uns verzeihen, wenn wir gestehen, daß sein Buch einen so wohlthätigen Eindruck wie das vorerwähnte nicht zurückläßt. Man fühlt von vornherein sich recht unangenehm getäuscht. „Aus meinem Leben", und zwar „in amtlicher, literarischer und bürgerlicher Beziehung"! So lautet der Titel. Was

kann man anders erwarten als Biographisches? Manche, denen des Herrn Doctors Leistungen und Verdienste eben nicht bekannt geworden, wundern sich vielleicht, daß er seine Geschichte für wichtig genug hielt, um sie unter demselben Titel, unter welchem Goethe sein Leben darstellte, der Welt vorzulegen; aber sie schlagen das Buch doch auf, vielleicht um so begieriger, zu erfahren, was sich in dem Friederich'schen Leben begeben, und wie es sich und was es gestaltet hat. Es liegt aber nur der erste Band vor uns, und dieser trägt das Schild „Religion und Kirchenthum". Wie fügt sich das in dem Titel „Aus meinem Leben"? fragt man bedenklich, und eilt Aufschluß suchend um so mehr, das Blatt umzuwenden. Da findet man wieder einen Titel, welcher lautet: „Ausgewählte christliche Fest- und Casualreden, nebst einem Anhange religiöser Poesien". Also geistliche Reden und Lieder! Nun freilich der Herr Verf. kann sagen: „die sind auch aus meinem Leben"; aber er wird gestehen, daß man unter diesem Titel etwas Anderes erwartet und daß einige Veranlassung zu dem Argwohn gegeben ist, es habe unter solcher Aufschrift eine Waare, die nicht so sehr gesucht ist, an Mann gebracht werden sollen. Eine Täuschung war gleichwol keineswegs beabsichtigt. Denn der Herr Verf. zweifelte gewiß nicht, daß er die ausgewählteste, echteste, gediegenste Waare darbiete, und daß auch der Herr Verleger diese Meinung theilte, das beweist die höchst anständige, zierliche, fast prächtige Ausstattung des Buchs. Man sieht alsbald, es sollten die voraussetzlich goldenen Äpfel in silberner Schale dargeboten werden. Die silberne Schale kommt wohlgelungen uns freundlich entgegen; aber, ehrlich gesagt, die goldenen Äpfel suchten wir vergebens, vielleicht weil wir nicht hellsehend genug sind.

Der Herr Verf. hat uns der Mühe überhoben, viel Löbliches von seinem Buche zu sagen, denn er selbst sagt davon in dem „Vor- und Fürwort" genug, und beruft sich zudem auf die „vorzüglichsten kritischen Blätter Deutschlands", und die nicht minder ehrenwerthen Stimmen seiner Zuhörer, die über den Werth seiner Leistungen sich ausgesprochen haben. Es wäre um so überflüssiger, noch mehr Rühmens von Geistesproducten zu machen, die ihren Lohn schon dahin haben. Wir zweifeln nicht, daß Reden, die großentheils in einer gewaltig aufgeregten Zeit und mit Rücksicht auf die damals herrschende Stimmung und Richtung gehalten worden, Eingang, Beifall, auch Auszeichnung gefunden haben; aber das ist der nüchternen Kritik noch kein entscheidendes Zeugniß für die Gediegenheit des Inhalts und der Form, obwol es den Redner verleitet haben mag, den Werth seiner Reden höher anzuschlagen als sich gebührt. Wir bergen nicht, daß die Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, in der das Buch hervortritt, und die einem christlichen Pfarrer am wenigsten wohlansteht, uns gegen den übrigens uns ganz unbekannten Verf. etwas eingenommen hat. Das hindert uns vielleicht, alle die Vorzüge wahrzunehmen, die seine guten Freunde, Gönner und Genossen in seinen Arbeiten gefunden haben mögen.

Das Buch, dem auch das zierliche Portrait des Herrn Dr. Friederich voransteht, ist Sr. Majestät dem Könige Wilhelm I. von Würtemberg „im frohen, ja begeisternden Erinnerungsgefühl an den 18. Oct. 1815 und 25. Sept. 1841 ehrfurchtsvoll geweiht". Am Abend jenes Octobertags hörte der damalige Kronprinz von Würtemberg mit seiner Gemahlin des Verf. Feierrede, und jener Septembertag ist bekanntlich durch die Verkündigung der unbedingten Amnestie für politische Vergehungen ausgezeichnet. Einem Könige bringt man, wenn man mit freiwilliger Gabe ihm huldigt, das Beste, das Köstlichste dar, was man hat. Das wollte, das that auch Herr Dr. Friederich; aber was subjectiv das Beste ist, das kann objectiv sehr mangelhaft sein, und so erscheinen uns die vorliegenden Reden und Poesien. Es ist darin viel zu wenig gediegener Gehalt und viel zu viel Wortgeklindel, Flitter und Rauschgold, als daß wir daran als an echter Beredtsamkeit uns erbauen könnten. Da aber der Herr Verf. offenbar das Bewußtsein in sich trägt, daß seine Arbeiten von gediegenem Werthe sind, so wundern wir uns um so mehr, daß er mehre Blätter, die er aus seinem ohne Zweifel reichen Vorrath ausstatten konnte, mit überflüssigen Auszügen aus fremden Schriften füllte, wie er denn einer Pfingstpredigt über „göttliche Begeisterung" ein sechs enggedruckte Seiten langes Fragment aus der Schrift „Menschen und Gegenden", von Karoline von Woltmann, „über die Örter, wo Huß verhört ward, gefangen saß und starb", als eine überflüssige Zugabe anhing.

Es entspricht dem Zweck d. Bl. nicht, Predigten zu recensiren; es genügt an einigen Andeutungen zur Charakterisirung der vorliegenden. Der Standpunkt des Verf. ist der des Rationalismus, des inconsequenten, der zwischen Glauben und Unglauben behaglich hindurchzuschiffen trachtet, weil jener ihm zu schwer, dieser doch allzu weitgehend scheint, ein bodenloses Schaukelsystem, das, indem es sich sanft hin- und herwiegt und die Annäherung an einen der beiden Pole scheut, den rechten Indifferenzpunkt, die gerechte Mitte, den Stein der Weisen gefunden zu haben wähnt, und weder kalt noch warm ist. Da hält man sich klüglich in den engen Grenzen einiger sogenannten praktischen Lehren, und berührt nur schüchtern, mit leisem Finger, das tiefere Dogma; indem man dasselbe fein oberflächlich auffaßt, überredet man sich und Andere, es hinreichend aufgeklärt und erschöpft, die Quintessenz daraus gezogen zu haben.

Festpredigten sind überall der beste Probirstein zur Prüfung der Geister der Theologen; man lese die, welche Herr Dr. Friederich, gewiß als die auserwähltesten und vollendetsten in der Sammlung „Aus meinem Leben" mittheilt, und man wird sich leicht überzeugen, wie so gar wenig in den thatsächlichen Gegenstand der Feier eingedrungen, wie oberflächlich gerade das Wesentlichste aufgefaßt ist, und wie geflissentlich das Meiste darauf berechnet scheint, es Allen mundrecht zu machen, um Aller Beifall zu gewinnen. Dieses Haschen und Jagen nach Beifall, nach Effect ist in den meisten Reden zu sehr in die Augen fallend, als daß wir fürchten dürften, dem

Verf. Unrecht zu thun, indem wir es öffentlich rügen. Er darf versichert sein, daß wir ihm damit nicht wehe thun, sondern nur auf eine schiefe, dem höhern Zweck der geistlichen Rede unvermeidlich hinderliche Richtung ihn aufmerksam machen wollen, um so ernster, je gewisser er mit seinen Talenten und Erfahrungen, mit seinem Fleiß und Eifer Besseres zu leisten vermöchte, wenn er nicht seine Ehre und der Welt Beifall, sondern vor Allem Gottes Ehre und das Heil der Gemeinde suchte, nicht durch Schönrednerei, sondern durch die siegreiche Gewalt der Wahrheit die Herzen zu gewinnen strebte.

Wir müssen es theologischen Zeitschriften überlassen, die Breite und Schwerfälligkeit manches Themas (eins nimmt sieben Zeilen ein), die Willkür und Mangelhaftigkeit mehrer Dispositionen, die Dürftigkeit der Ausführung sehr vieler Hauptsätze nachzuweisen, und begnügen uns mit einer einzigen Probe der Auffassung und Behandlung evangelischer Lehren. Am Dreieinigkeitsfeste predigte Herr Dr. Friederich „über die Erkenntniß und den Werth der heutigen Festlehre von Gott, Vater, Sohn und Geiste", und kündigte an: „In dem ersten Theile meiner Predigt werde ich mich mit der Ansicht des Christen von der innern Erkenntniß dieser Lehre beschäftigen, in dem zweiten Theile aber mit einer Schilderung des Werths derselben für Geist und Gemüth beschäftigen!" Wenn nun schon diese wunderliche Ankündigung befremdet, so ist noch viel verwunderlicher die Ausführung, die auch den mäßigsten Anfoderungen nicht genügt. Die ganze inhaltschwere Aufgabe des ersten Theils nimmt kaum ein Drittel der Predigt ein, und der kurzen Rede kürzerer Sinn ist der, daß wir eigentlich von der Sache nichts wüßten noch sagen könnten, auch thöricht sei, danach zu fragen. Abgesehen davon, daß hier wie überall das liebe Ich des Redners allzu selbstgefällig hervortritt (fast jedes Thema kündigt sich an: Ich will, Ich werde, Nachdem ich, oder etwa: Meine Rede soll u. s. w. Laßt mich u. s. w.), da er doch nicht sich und seine Weisheit, sondern Gesetz und Evangelium zu predigen berufen ward, so ist auch Das, was er hier aus seinem eigenen Schatze spendet, so unzureichend, daß man kaum begreift, wie diese Predigt Eine der auserwählten „Aus meinem Leben" sein sollte, da der Verf. doch zu größern Erwartungen und Ansprüchen berechtigt, zumal er ein nicht unbeliebter Schriftsteller zu sein scheint, wie er denn bereits 23 auf dem Umschlage des Buchs ausführlich aufgeführte Schriften hat ausgehen lassen.

Hier möchten wir enden; aber einige Proben seiner Beredtsamkeit sind wir dem Herrn Verf. und den Lesern noch schuldig. Der erste Theil seiner, übrigens wirklich begeisterten und nicht unkräftigen Rede am Abend des 18. Oct. 1815 beginnt:

> Was wir erfuhren? Ach! daß ich sie austilgen könnte aus der Erinnerung aller Deutschen jene Schreckensjahre, die mit dem Prunknamen der Freiheit bei dem Nachbarvolke begannen, in rasendem Mord und Hohn des Heiligsten fortwütheten und mit der schändlichsten Knechtschaft für uns und Europa zu enden drohten!

Das klingt wol sehr beredt und patriotisch, aber es ist doch nicht wohlerwogen; denn jene Erinnerung austilgen hieße ja vergessen machen, was uns zur Warnung, zur Züchtigung dienen soll; vielleicht weniger zierlich, aber gewiß richtiger, angemessener hätte er gesagt: O daß ich recht klar Euch vor Augen stellen, recht tief ins Herz prägen könnte u. s. w.

In derselben Rede heißt es:

> Blücher, dem greisen Helden mit dem Himmelsfeuer für König, Vaterland und Freiheit, und seinem erhabenen Freunde Wellington war es im schönsten Bunde vorbehalten, am 18. Juni d. J. auf den Höhen von Belle-Alliance den Sturm zu beschwören und das Heil der zagenden Menschheit abermals zu begründen. (! — ?)

Die Rede am Abend des 18. Oct. 1816 beginnt:

> Jahrhunderte hat die Ewigkeit verschlungen, und wieder Jahrhunderte können entfliehen, ohne daß Frankfurts Bürger ein solches Fest wie das heutige in ihrem Gebiete feiern, das Doppelfest deutscher und städtischer Freiheit. (! — ?)

Es war der Tag der Verpflichtung des Magistrats und der Bürgerschaft auf die Verfassung. Am Weihnachtsfeste hebt der Redner an:

> Überall auf der weiten Erde, wo die Religion des Kreuzes mit ihrem Lichte und ihren Segnungen die Menschheit beglückt, feiert diese das Geburtsfest ihres göttlichen Stifters in diesen Tagen. (! — ?)

Überall? Die morgenländischen Christen feiern es bekanntlich später.

Es wäre noch Manches an diesem Buche zu rügen; wir wollen aber lieber des Herrn Verf. warme Theilnahme an den höchsten Angelegenheiten der Menschheit, den wenn auch nicht vorurtheilsfreien, doch gewiß redlichen und wohlmeinenden Ernst und Eifer für dieselben anerkennen, und öffentlich bezeugen, daß manche Reden, abgesehen von ihren rhetorischen Schnörkeln, sich rühmlich auszeichnen, und daß uns in den meisten Gutes und Tüchtiges entgegenkam. Und da denn Herr Dr. Friederich begabt genug ist, um Besseres zu leisten, so sollte er um so mehr vor unechtem Redeschmuck sich hüten, zu dem wir auch die vielen der prosaischen Rede eingewebten Verse, eigene und fremde, rechnen, mit denen er allzu freigebig gewesen ist, und die nur bei sparsamerm Gebrauch am rechten Orte die rechte Wirkung hervorbringen. Die im Anhang beigefügten größern und kleinern Gedichte sind eben nicht von reichem poetischen Gehalt, aber in der leichten und gefälligen Hülle nicht ohne guten Kern. Wir wünschen aufrichtig, im zweiten Bande, welcher „bei wissenschaftlichen und Bürgerfesten gehaltene Reden" mittheilen soll, des Guten und Löblichen mehr als des Tadelnswerthen auszeichnen zu können. 81.

Literarische Notiz.

Der homme de rien über deutsche Literatur.

Der geistreiche Verf. der „Galerie des contemporains illustres; par un homme de rien" ist bereits beim fünften Bande angelangt. Mit jedem neuen Hefte entwickelt er ein größeres Talent zur Charakterzeichnung politischer, literarischer und anderer Notabilitäten. Er gibt uns nicht etwa nur ein trockenes Gerippe von der äußern Biographie der Personen, die er uns vorführt, sondern er weiß das Ganze mit ebenso pikanten als lehrreichen Betrachtungen zu beleben. Dabei zeigt sich nicht die Spur von leidenschaftlicher Parteinahme für oder wider.

Der geistreiche Schriftsteller, der sich aus Bescheidenheit hinter der Maske der Anonymität birgt, streift sogar fast alle nationalen Vorurtheile ab und hütet sich namentlich in der Darstellung der Sommitäten des Auslandes vor dem Fehler, in den seine Landsleute nur gar zu oft fallen, die bei der Beurtheilung fremder Zustände leicht Alles über ihren Leisten schlagen. Diese Unparteilichkeit zeigt sich unter Anderm in dem Portrait, das er von A. W. v. Schlegel entwirft (45. Lieferung). Diese Charakteristik verräth überdies eine so große Vertrautheit mit den deutschen literarischen Zuständen, wie man sie in Frankreich nur selten zu finden gewohnt ist. Dieser homme de rien weiß von deutscher Literatur mehr als die Herren Marmier, H. Blaze u. s. w., die sich dieselbe als „specialité" erwählt haben, zusammengenommen. So hebt er namentlich in seiner erwähnten Biographie Schlegel's die verschiedenartige Bedeutung des Romantischen in Deutschland und Frankreich hervor. Das, was er über die geistige Herrschaft Frankreichs über Deutschland und die natürliche Reaction, d. i. den Einfluß deutscher Literatur auf die französische, sagt, kann man unbedingt unterschreiben. Interessant ist die Vergleichung, die M. de Lomeny (so heißt der homme de rien) zwischen der Vorrede zum „Cromwell" von V. Hugo, diesem berühmten Manifeste der romantischen Schule in Frankreich, und der ersten, zweiten und dreizehnten Vorlesung über dramatische Literatur anstellt. Man kann es ihm nicht als Unparteilichkeit auslegen, wenn er die Angriffe Schlegel's auf Molière zurückzuweisen sucht und zugleich einige andere Ungerechtigkeiten Schlegel's in ihrem rechten Lichte darstellt, denn wer wollte noch jetzt dessen Ausdruck, daß Molière, von dem Goethe sagt, daß ein Gebilderer wenigstens jedes Jahr einmal etwas von ihm lesen sollte, nur Talent für die Posse gehabt habe, rechtfertigen? In den politischen Charakteristiken des homme de rien tritt seine Unparteilichkeit ebenso unumwunden auf als in den literarischen Partien seines Werks. 2.

Bibliographie.

Zehn Actenstücke über die Amtsentsetzung des Prof. Hoffmann von Fallersleben. Manheim, Bassermann. 8. 2½ Ngr.

Bremer, Frederike, Die Nachbarn. Aus dem Schwedischen. Mit einer Vorrede der Verfasserin. Zwei Theile. 4te verbesserte Auflage Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.

Bührlen, F. L., Die Prima Donna. Theater-Roman. Zwei Theile. Mit dem Bilde des Verfassers. Stuttgart, Franckh. 1844. 8. 3 Thlr.

Debatten des rheinischen Landtags über die Emancipation der Juden. Mit einer Einleitung von einem Staatsmanne. Berlin, Voß. Gr. 8. 7½ Ngr.

Drobisch, T., Iduna. Poesien über Gott, Unsterblichkeit und Tugend. Leipzig, Hunger. 1844. 8. 1 Thlr.

Gersdorf, J., Das Volksschriftenwesen der Gegenwart. Mit besonderer Beziehung auf den Verein zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften zu Zwickau. Altenburg, Pierer. 8. 10 Ngr.

Görres, G., Das Leben der heiligen Cäcilia, in drei Gesängen. München, Lentner. Gr. 16. 5 Ngr.

Grüner, J. S., Beiträge zur Geschichte der königl. Stadt Eger und des Egerschen Gebietes. Aus Urkunden. Prag, Calve. Gr. 8. 22½ Ngr.

Handbuch für Reisende auf dem Maine, von *S. Hänle* und *K. v. Spruner*. Nürnberg, Stahel. Gr. 12. 1 Thlr.

Höhne, F., Wahn und Überzeugung. Reise über Bremen nach Nordamerika und Texas in den Jahren 1839, 1840 und 1841. Schilderungen der Bremer Seelen-Transportirungen, der Schicksale deutscher Auswanderer vor, bei und nach der Überfahrt; Reisescenen zu Wasser und zu Lande und ausführliche Rathschläge für Ansiedler in Bezug auf den Charakter, die Sitten und constitutionellen Verhältnisse der Amerikaner, ihren Handel und Gewerbe. Nebst der Rückreise über England und Frankreich. Mit sieben lithographirten Abbildungen. Weimar, Hoffmann. Gr. 16. 1 Thlr.

Jacobs, F., Die Feierabende in Mainau. 2te verbesserte Auflage. Mit drei Stahlstichen. Leipzig, Dyk. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Lamb, K., Shakspeare-Erzählungen. Übersetzt von F. W. Dralle. Stuttgart, Erhard. Br. 8. 1 Thlr.

Berliner Lichtbilder und Schattenspiele. Herausgegeben von J. Lasker. 1stes Heft. Berlin, Plahn. 12. 5 Ngr.

Maltzahn, F. v., Einige Worte an meine Landsleute. Rostock, Leopold. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Österreich und seine Staatsmänner. Ansichten eines österreichischen Staatsbürgers über Österreichs Fortschritte seit dem Jahre 1840. 2ter Band. Leipzig, Reclam jun. Gr. 8. 2 Thlr.

Ponsard, Lucretia. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Metrisch übersetzt von A. Schrader. Hamburg, Schuberth und Comp. 1844. 7½ Ngr.

Die jetzige Preßgesetzgebung Preußens. Systematische Zusammenstellung der seit dem 24. December 1841 ergangenen Censur- und Preß-Gesetze sowie Ministerial-Rescripte. Berlin, Deutsche Verlagsbuchhandlung. 8. 10 Ngr.

Reise eines Norddeutschen durch die Hochpyrenäen in den Jahren 1841 und 1842. Von W. v. R. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Rottels, J. A., Kritik der Bildung in unserer Zeit. Luzern, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Sainte Roche. Von der Verfasserin von „Godwie-Castle". Drei Theile. 3te verbesserte Auflage. Mit einer Abbildung des Schlosses. Breslau, Max und Comp. 8. 4 Thlr. 22½ Ngr.

Schloß Wildon. Drei Theile. Leipzig, Eisenach. 8. 4 Thlr.

Spohn, F. W. A., Predigt zu Deutschlands Jubelfeier am 6. August 1843. Berlin, Springer. Gr. 8. 2½ Ngr.

Süß, J. J., Erster Schuß auf die im Juni 1843 in Elberfeld erschienene Beleuchtung der Schrift: „Über den Frieden unter der Kirche und den Staaten von dem Erzbischofe Clemens August." Nebst einem Beiwagen für blinde Passagiere. Köln, J. und W. Boisserée. Gr. 8. 7½ Ngr.

Swift's humoristische Werke. Aus dem Englischen übersetzt und mit der Geschichte seines Lebens und Wirkens bereichert von F. Kottenkamp. Drei Bände. Stuttgart, Scheible, Rieger u. Sattler. Kl. 8. 2 Thlr.

Taschenbuch zu Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von *J. G. Sommer*. Für 1844. 22ster Jahrgang. Mit sechs Stahltafeln. Prag, Calve. 8. 2 Thlr.

Toussaint, A. L. G., Gesammelte Novellen. Aus dem Holländischen übersetzt von L. T. Moseler. 1ster Band. Hamm, Schulz. 8. 1 Thlr.

Urtheil in der Untersuchungssache gegen 1) den Bürgermeister Dr. Scheffer, 2) den Dr. L. Eichelberg, 3) den Prof. Dr. Jordan, 4) den C. v. Breidenbach, 5) den Universitäts-Zeichnenlehrer Dr. Hach, 6) den Hutmacher G. Kolbe, 7) den Schuhmacher C. Bamberger, 8) den Regierungs-Probator G. K. Wagner, 9) den Buchhändler C. Garthe, 10) den Tuchmacher J. Häring, 11) den Schreiner W. Stetefeld, 12) den Rector J. C. Möbl, 13) den Fruchthändler K. Kröcker, 14) den Metzger W. Brauer und 15) den Kaufmann J. H. Majerus, wegen versuchten Hochverraths, beziehungsweise Beihülfe zu hochverrätherischen Unternehmungen und sonstiger Vergehen, nebst den Entscheidungsgründen. Marburg, Elwert. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wittich, A., Erinnerungen an Lissabon. Ein Gemälde der Stadt nebst Schilderungen portugiesischer Zustände, Bestrebungen und Fortschritte der neuesten Zeit. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 298. —— 25. October 1843.

Genovewa. Tragödie in fünf Acten von Friedrich Hebbel. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1843. 8. 1 Thlr.

Die Richtung unsers Zeitalters scheint der dramatischen Poesie nicht günstig zu sein. Wir leben im Zeitalter der Contemplation und der Discussion; die großen Charaktere offenbaren sich weniger in Thaten als in Buchstaben und Zahlen. Wir leben im Zeitalter des Friedens; unsere höchsten Interessen sind die Zollfrage, die Münzfrage, die Bergwerksfrage, die Colonisationsfrage, die Gefängnißfrage; die Eisenbahnen zeugen von dem friedlichen Verkehr, und die Dampfschiffe von der Blüte des Commerzes; wir haben viel Zeit, Monumente zu errichten, Walhallas und Freiheitskämpferhallen zu begründen; die kirchlichen Differenzen werden in den Cabineten und auf den Schreibstühlen der Gelehrten und der Publicisten verfochten; wir sind zu zahm und zu gut geschult, um unter der Herrschaft großer und gewaltiger Leidenschaften zu stehen. Wir scheinen so etwas in idealistischer Richtung uns zu bewegen; darum gilt oft die gut zugestutzte Lüge mehr als die einfache Wahrheit, Redensarten mehr als Worte, Worte mehr als Thaten. Vielleicht hängt es mit dem Allen zusammen, daß auf der Bühne die französischen Lustspiele so viel Beifall finden. Vor allem Fremden, namentlich vor dem Französischen hat man im voraus eine Art von Respect, wenigstens so lange man es noch nicht kennt; dagegen zweifelt man gar gern an der Tüchtigkeit namentlich deutscher Originaldichtungen; unser Publicum macht es jetzt wie Friedrich der Große damals: wie sollte denn Der und Der ein gutes Drama dichten! Dazu kommt: ist der Stoff eines Dramas aus der Geschichte unsers deutschen Volks entlehnt, so schlägt es wenig ein, weil wir zu wenig mit der Geschichte unsers Volks — es ist schmählich zu sagen — bekannt sind. Ich erinnere an Raupach's „Hohenstaufen". Obwol manches Schöne, Poetische darin ist, so hat doch ein berliner Spaßvogel recht, wenn er auf die Raupach'schen „Hohenstaufen" den Vers anwendet:

> O weh, so mußt' es ja verlaufen!
> Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen!

Doch Raupach hat mancherlei Antipathien erregt; ich wähle darum noch ein anderes Beispiel, und zwar den „Kaiser Otto" von Julius Mosen. Der Stoff ist doch poetisch; ein Dichter ist es auch, der ihn behandelte; aber wirkt das Drama auf das Volk? Nein. Und der allgemeinste Grund ist der, wir stehen nicht im Zusammenhange mit der Geschichte unsers Volks. Diese Zusammenhangslosigkeit wirkt sowol auf den Dichter als auf das Publicum; auch der Dichter ist mehr Dichter, wenn er aus dem Volksbewußtsein herausdichtet. Als Beispiel dazu führe ich die griechischen Dramen und ihre ungeheuern Wirkungen an. Als die Nachricht von der Niederlage des Nicias nach Athen kam, spielte gerade, wie Plutarch erzählt, Hegemon seine „Gigantomachie"; das Volk, dieses bewegliche, politisch-regsame Volk von Athen, erfuhr die Nachricht, aber es wich nicht von seinen Sitzen, die Komödie mußte ausgespielt werden.

Ferner: Unser gegenwärtiges sociales Leben hat seine eigenthümlichen tragischen Momente; aber wo sind Die, welche Sinn dafür haben? Liegt nicht in dieser unheilvollen sogenannten Macht der Verhältnisse, deren Despotie frühere Perioden gar nicht in der Weise kannten, ein echt tragisches Moment; ferner in dieser unbedingten Übermacht aller materiellen Interessen über die spirituellen, des Physischen über das Moralische, der Masse über den Einzelnen, liegt darin nicht etwas Tragisches? Gleicherweise darin, daß wir jetzt jedes Individuum auf einen Culminationspunkt von Bildung hinaufschrauben, während doch der Einzelne viel weniger als Einzelner denn in Masse in Betracht kommt; ja, wir lösen dem Geiste alle Fesseln des Denkens, des Philosophirens, der Religion, der Rede, und der ganze Mensch, das Leben selbst, schmachtet in der tiefsten Sklaverei der Geburts- und Standesvorrechte, bevorzugter Kasten im bürgerlichen Kleinleben wie im Staatshaushalt. Die Fonds, das Geld dominirt über alles geistige Gut und Interesse; wir haben so lange über unsere deutsche Gemüthstiefe selbst gewitzelt und jeden Lump ungestraft darüber witzeln lassen, daß das tiefere Interesse an den tragischen Momenten unsers Lebens ganz erloschen zu sein scheint. Ich nehme zum Beispiel ein Gutzkow'sches Drama, etwa „Welt und Herz" oder „Ein weißes Blatt" — geht einmal hin und fragt unser vornehmes und sich für vornehm haltendes Publicum, was es sagt: es spöttelt, es rümpft die Nase; eine Erzieherin aus „Welt und Herz", oder eine Beate aus „Ein weißes Blatt" sind gar keine Personen, die in der höhern Gesell-

schaft Zutritt haben würden, wenn sie kämen; also man hat für ihre Schicksale, für ihre Tendenzen, für ihre Conflicte keine Interessen; die allgemeine Verflachung geht so weit, daß man sich gar nicht einmal die Mühe nimmt, sich einem Gedanken darüber hinzugeben. Man hat oft darüber gespottet, wenn behauptet ist, daß wir arm an Stoff wären; allein nach Allem, was ich oben gesagt habe, wird man die Klage nicht unbegründet finden. Die großen historischen Charaktere und Situationen sind wirklich bedeutend ausgebeutet; und, was sehr schlimm ist, einzelne verfehlte Productionen, unreife Versuche neuer dramatischer Dichter nehmen den nachkommenden den Credit. Ich führe Laube's „Monaldeschi" an; ja, und wenn Jemand Laube's Busenfreund ist, so wird er nicht sagen, daß das eine geniale Schöpfung sei. Ich führe ferner den „Karl von Bourbon" von Prutz an; das ist doch eins der undramatischsten Producte, die sich jemals auf die Bühne gedrängt haben, blos nach dem handwerksmäßigen Plane hergerichtet, daß jeder mitagirende Schauspieler auch eine Scene bekommen muß; allerdings hat in dem „Bourbon" jeder Acteur seine Scene, und wenn der letzte die seine abgemacht hat, so ist das Stück aus. Solche Exercitien verlegen den wirklich dramatischen Dichtern den Weg gar sehr; zuerst beim Publicum, dessen Erwartungen durch vorhergegangenes Lob bedeutend erweckt sind; ferner bei den Künstlern selbst, denen die ungeheuere Arbeit des Studirens ihrer Rolle mit nichts als mit zweimaligem Durchfallen des Stücks gelohnt ist.

Man hat nun der dramatischen Poesie und Kunst dadurch neuerdings aufhelfen zu können gemeint, daß man die altgriechische Tragödie auf unsere deutsche Bühne brachte. Die Aufführung alter, namentlich römischer Komödien von Plautus und Terenz greift in die älteste Zeit der dramatischen Kunst in Deutschland zurück, wo dergleichen alljährlich von den Schülern der Gymnasien zur Darstellung gebracht wurden; in England, namentlich in der Schule zu Eton, geschieht es noch. Ob die dramatische Kunst dadurch etwas gewonnen habe, das heißt, ob ihr dadurch vorgearbeitet sei, wissen wir nicht; in Frankreich soll Talma auf diesem Wege zum Bewußtsein seines Talents gekommen sein. In Deutschland ist inzwischen das Interesse für die alte griechische Tragödie namentlich den Gelehrten geblieben; auf den Kathedern der Schulen und Universitäten erklärt man sie, ohne sie zu genießen; Tieck, der auch das Interesse für das altenglische Theater wieder erweckt hat, ist der Urheber des Gedankens, sie jetzt in Scene zu setzen. Aber das hat seine große Schwierigkeit, zunächst für die Acteurs; der Schritt, den sie zur antiken Ruhe und Einfachheit zurückthun müssen, gelingt nicht Jedem; ferner: die Verbindung der Musik mit den Worten, namentlich mit dem Chor, ist so wenig bekannt; die Instrumente selbst, die Einrichtung des Orchesters, ja die Einrichtung der Scena, über das Alles lassen sich nur Vermuthungen aussprechen, sodaß wir, was auch Tieck, was auch Mendelssohn-Bartholdy, was auch die Künstler leisten mögen, doch nimmermehr das alte classische, sondern nur ein zurechtgemachtes neuantikes Drama haben. Dazu kommt noch die Schwierigkeit, eine Übersetzung auszuarbeiten, oder eine von den ältern zu wählen. Da hat man z. B. die vortreffliche Übersetzung des Äschylus von Droysen; aber wie schwer ist die zu sprechen und also wie schwer zu verstehen; diese langen Wörter, welche den griechischen Compositis nachgebildet sind, diese oft schwierigen Satzfügungen, an welche das Ohr und die Auffassungskraft unsers Publicums gar nicht gewöhnt ist — das Alles ist wirklich gar schwer zu überwinden. Die Versuche, die man mit der altgriechischen Tragödie gemacht hat, sind demnach eben nur Versuche geblieben, und haben, als etwas Einzelnes, Abgerissenes, kein Resultat geben können. Viel wichtiger ist, was in der neuesten Zeit einzelne deutsche Dichter versucht haben, und da steht Friedrich Hebbel in der Reihe der kühnsten und edelsten.

Die „Genoveva", die neueste Tragödie Friedrich Hebbel's, ist ganz und gar Tragödie im Sinne des Aristoteles. Aristoteles nämlich, der die Foderung aufstellte, daß der Geist sich immer mehr und mehr reinigen solle und befreien von den Begierden des Irdischen, behauptete, die Tragödie habe den Zweck, eine solche Befreiung oder Reinigung, *Καθαρσις*, hervorzubringen. Die Tragödie hat also nach der Aristotelischen Theorie einen durchaus moralischen Zweck; sie soll das Gemüth reinigen dadurch, daß sie Mitleid und Furcht erregt; Mitleid und Furcht sind ihm die Elemente des Tragischen. Dieses Mitleid aber ist nicht blos das Gefühl des Leids beim Leid Anderer; das gewöhnliche Mitleid schlägt nur nieder; das Mitleid, von dem Aristoteles spricht, ist der tiefere Antheil an den Bestrebungen, Schicksalen, Tendenzen und Planen der handelnden Personen, es läßt uns in ihrer Beschränkung auch die unsere ahnen, und erhebt zugleich. In gleicher Weise ist die Furcht nicht blos das Gefühl der Bangigkeit, sondern es ist die Ahnung, das Voraussehen aller der Übel, des ganzen Misgeschicks, welches der Übermuth, der Frevelmuth, der Trotz, das Widerstreben gegen die Idee, treffen wird. Diese Aristotelischen Anfoderungen an die Tragödie erfüllt Hebbel's „Genoveva" durchaus; sie erregt Furcht und Mitleid und durch Beides reinigt sie das Gemüth. Allein dieser reinmoralische Gesichtspunkt kann unmöglich der richtige für die Beurtheilung der Tragödie sein, abgesehen davon, daß der Gegenstand der antiken Tragödie ja ein ganz anderer war, als der der modernen ist; in der antiken Tragödie herrscht vor das Familienrecht, das Recht des Volks, das Recht des Staats; in der modernen durchaus das Subjective, die Religion, die Ehre, die Liebe. Darum kann auch der Maßstab zur Beurtheilung einer modernen Tragödie nicht von einem antiken Theoretiker hergenommen werden. Wenn man sagt, die Tragödie stelle einen Kampf der Freiheit mit der Nothwendigkeit dar, so ist auch diese Bestimmung ungenügend; denn, ist die Nothwendigkeit eine vernünftige, so muß derselben Jeder, der Held so gut wie der gewöhnliche Mann, sich unterordnen; ist aber die Nothwendigkeit eine fatalistische, so muß der Einzelne sich ergeben, oder sich zermalmen lassen. In der Hebbel'schen „Genoveva" ist auch Manches, was an die Macht des Fatums erinnert;

doch man sich durch diesen Ausspruch nicht an einen von Müllner's poetischen Criminalfällen sich erinnern lassen; in der Dichtung Hebbel's lebt ganz entschieden ein poetischer Geist, derselbe poetische Geist, der sich schon in seiner „Judith" manifestirte, hier aber im Fortschritt erscheint, schon deswegen, weil der Stoff der „Genoveva" ein deutscher ist.

Die Tragödie als solche stellt nicht eine Handlung, ein Ereigniß des gewöhnlichen Lebens dar; die Handlung der Tragödie muß einen erhabenen, großartigen Lebenszweck verfolgen. Der tragische Held muß als freier Mensch, als selbständiger Urheber seiner Handlungen erscheinen, er muß Repräsentant einer sittlichen Richtung, einer sittlichen Foderung sein. Diesem tragischen Helden muß ein Gegensatz gegenübertreten, und zwar ein erhabener, das heißt ein solcher, der ebenfalls eine sittliche Berechtigung enthält. Gerade in diesem Gegensatz zu der tragischen Person ist die antike Tragödie so groß. So tritt zum Beispiel in der „Antigone" des Sophokles die Familienpflicht mit gleicher sittlicher Berechtigung der Pflicht für den Staat gegenüber; im Gegentheil ist es gar nicht in antikem Geist gedacht, wenn in Schiller's „Wallenstein" die Heldenseele mit ihrem Drang nach Ruhm und Größe in Gegensatz steht zu Questenberg, welcher die Idee des Staats als gar zu untergeordnet, als nicht in gleicher sittlichen Berechtigung, erscheinen läßt. Nun kommen die Gegensätze in der Tragödie natürlich in Kampf, und es entsteht eine Verletzung des Sittlichen, welche doch Ausgleichung verlangt; die Tragödie aber fodert eine poetische Auflösung, oder mit andern Worten, die sittlichen Ansprüche beider Gegensätze müssen sich in einem Höhern auflösen; so kann es geschehen, daß der Held der Tragödie äußerlich zu Grunde geht, erliegt, aber das Höhere, worin die Gegensätze sich auflösen, tritt entschieden hervor; zum Beispiel im Tode des Sokrates. Sokrates unterliegt, er stirbt, aber eine höhere Glorie umstrahlt ihn.

Was nun die Hebbel'sche „Genoveva" betrifft, so mögen Einige behaupten, Genoveva trete viel zu wenig handelnd, viel zu wenig selbständig, viel zu wenig als Schöpferin ihrer Verhältnisse, viel zu wenig die Umstände beherrschend hervor, und sei also kein tragischer Mittelpunkt. Dagegen macht aber Ref. aufs entschiedenste geltend, daß in der modernen Tragödie, ich kann auch sagen in der romantischen oder in der christlichen Tragödie, der Held auch als Dulder erscheine; ein Beispiel dazu gibt Calderon in seinem „Standhaften Prinzen", eine Tragödie, deren sich Viele aus dem J. 1816 erinnern werden, wo sie in Berlin, freilich unter einiger Opposition, zur Aufführung kam. Und wenn nun auch der Dichter diese Analogie nicht für sich hätte, so muß jeder Unbefangene zugeben, Genoveva erscheint als Weib; ihre feste, unerschütterliche Treue zeigt sich hier nicht in Heldenthaten; aber in der tiefsten Intensität wird ihre Kraft erprobt, und wenn diese Figur in einiger Beziehung mehr episch als dramatisch gehalten ist, so erfodert das die ganze Idee der Genoveva. Der Golo ist kein Heros im gewöhnlichen Sinn des Worts; aber er wird gleich im Anfange als ein ungewöhnlicher Mensch eingeführt, als ein edler Ritter. Der Dichter zeigt in seinem Golo, wie die Liebe den Menschen zum Gott machen kann, wie sie aber auch, sobald sie in ihrem Gegenstande fehl greift, irrt, denselben Menschen, der durch sie ein Gott geworden wäre, zu einem Teufel macht, gegen den Satan selbst, mit seiner ganzen höllischen Rotte, ein elender Stümper ist. Die Partien der Tragödie, wo wir Golo im Kampf gegen sich selbst, gegen seine Leidenschaft sehen, sind von wunderbarer Schönheit und Wahrheit; dieses Fluten, dieses Brausen, dieses Schwanken und Sichzusammenraffen, diese Seligkeit und diese Höllenpein, dieser helle Blick und diese Verblendung, das ist Alles mit einer Wahrheit, mit einem Takt, mit einer Zartheit gehalten, daß jedes Herz einen Nachhall der Stürme, die es selbst bestanden hat, fühlt. Der Gemahl der Genoveva, Siegfried, ist durchaus Ritter; die kräftigsten Elemente vereinigen sich mit den zartesten; er zieht hinaus in Kampf und Tod fürs heilige Kreuz, und sein Herz ist daheim bei dem ihm betrauten Weibe. Wie tief er eins ist mit Genoveva, das fühlt man in der wunderbar schönen Abschiedsscene; und als er sich überzeugt zu haben glaubt von seines Weibes Treulosigkeit, da dauert sein Leben zwar noch fort, aber er ist wie ein Gestorbener; er ist nicht mehr Graf Siegfried, der mit Genoveva so selig war, es ist nur sein bleicher Schatten, wie bei Homer die Schatten in der Unterwelt einhergehen, blutlos, kalt. Dieses Ende des Siegfried ist ebenso tief poetisch wie gewaltig erschütternd. Was nun die Auflösung betrifft, so erscheint nicht ein Höheres, worin sich alle Gegensätze und Widersprüche auflösen; der Dichter selbst scheint das in seinem etwas mysteriös gehaltenen Vorworte anzudeuten; er meint, selbst Golo's Ende solle den tragischen Donner nicht verstärken; Golo bestimmt sein eigenes Schicksal dahin:

> Die Augen hier, die viel zu viel auf sie
> Und viel zu wenig auf den Herrn geschaut,
> Sind auszustechen; diesem säumigen Arm,
> Der, als mein falsches Herz ihr Bild sich stahl,
> Es nicht sogleich durchbohrte, leg' ich auf,
> Die Strafe an den Augen zu vollziehn.
> Ist das geschehn, so führst den Blinden du
> Ins Innerste des Waldes, reißest ihm
> Die Kleider ab, und bindest nackt und bloß
> Mit Stricken ihn an eine Eiche fest,
> Damit der Eber und der zorn'ge Bär,
> Die Schlange, die von unten sticht, der Aar,
> Der aus der Höhe schießt, sich in sein Fleisch
> Mit Zahn und Kralle theilen. Wenn der Baum,
> Vom Wind durchrauscht, auf den Verhungernden
> Von seinen Eicheln eine niederwirft,
> So darf er sie nicht fangen mit dem Mund,
> Doch, wenn er seine Zunge essen will,
> So sei es ihm vergönnt.

Genoveva wird sammt ihrem Kinde durch den Knecht Balthasar gerettet und flieht in den dunkelsten Wald. So ist der Schluß der Tragödie weniger dramatisch als episch; die Handlung verfließt, verläuft sich, aber sie wird nicht geschlossen. Daher tritt auch im Herzen des Lesers oder des Hörers keine Beruhigung ein; unser eigenes Leben, wenigstens unser Gefühlsleben, ist aus dem Gleichgewicht

geschehen; wir haben mit gelitten, mit geduldet, aber wir kommen nicht zur Ruhe; wir können den rechten Ton in der Melodie des Lebens nicht gleich wiederfinden.

(Der Beschluß folgt.)

De la diplomatie française sous Louis XIV, par *A. Filon*. Paris 1843.

Man wird diesen kurzen Überblick über den Stand der Diplomatie während der Regierung Ludwig's XIV. mit Interesse lesen, obgleich gerade über diesen Gegenstand eine meisterhafte Arbeit, die von einem der bedeutendsten französischen Historiker herrührt, bereits vorliegt. Wir meinen die ausgezeichnete Einleitung, welche Mignet der umfassenden Sammlung der auf die spanische Erbfolge bezüglichen Staatspapiere beigegeben hat. Er beschränkt sich dabei nicht auf die Verhandlungen, welche mit den spanischen Angelegenheiten in Verbindungen standen, sondern erstreckt sich auf die gesammte Thätigkeit der französischen Regierung nach außen hin und läßt namentlich der Geschäftskenntniß und der diplomatischen Gewandtheit Lionne's volle Gerechtigkeit widerfahren. So hat es Filon bei seiner kleinen Schrift nicht unterlassen können, sich zum größten Theil an die Darstellung Mignet's anzulehnen und zuweilen geradezu auf seinen berühmten Vorgänger Bezug zu nehmen. Trotzdem ist sein Werkchen, wenn man die verschiedenen Fäden verfolgen will, welche „der große König" knüpfte und mit geschickter Hand zu leiten wußte, nicht ohne Nutzen zu gebrauchen. Für die Geschichte der Diplomatie selbst ist die Regierung Ludwig's XIV. gerade der wichtigste Zeitraum. Die eigentliche Kunst der Unterhandlungen gewinnt eigentlich erst im 15. Jahrhundert während der italienischen Kriege eine wirkliche Bedeutung, und die Ligue von Cambrai kann als der Ausgangspunkt der modernen Diplomatie betrachtet werden. Aber erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird sie eine wahre Macht und kann es wagen, der militairischen Gewalt den Vorrang streitig zu machen. Wenn man den Charakter der Diplomatie in dieser Periode näher ins Auge faßt, so sieht man zunächst, daß auf diesem Gebiete die Geistlichkeit, die bis dahin alle wichtigern Geschäfte geleitet hatte, allmälig in den Hintergrund gedrängt war. Auf dem Congreß zu Münster wurde dem päpstlichen Legaten Fabio Chigi zwar noch alle äußerliche Ehre erwiesen, im Stillen aber mußte er sich selbst sagen, daß man ihm die Gewalt aus den Händen gewunden hatte. Eine andere charakteristische Eigenschaft der französischen Diplomatie in dieser Zeit, welche Filon mit Recht besonders hervorhebt, ist, daß sie durchaus monarchisch erscheint, d. h. daß sie einzig und allein vom Könige ausgeht, der nach Gutdünken Verhandlungen anknüpft und abbricht, Verträge schließt und wieder auflöst, während die übrigen Regierungen, die mit ihm in Unterhandlung standen, mehr oder weniger einer Art von Controle unterworfen waren. Dadurch steht Ludwig XIV. den andern Mächten gegenüber in einem wesentlichen Vortheile, denn man braucht eben kein großer Verehrer der absoluten Monarchie zu sein, um doch zuzugeben, daß ein König, der nur seinen eigenen Eingebungen zu folgen braucht, dem Auslande gegenüber mit mehr Energie auftreten und namentlich seinen Maßregeln eine ungleich größere Schnelligkeit geben kann als ein Mann, der unter der Controle irgend eines Staatskörpers steht. Dieser Vortheil war besonders groß in einer Zeit, wo sich die Diplomatie in eine Wolke von Geheimnissen einhüllte. Außerdem bekam Frankreich bei den diplomatischen Verhandlungen noch einen gewissen moralischen Einfluß durch den immer allgemeiner werdenden Gebrauch der französischen Sprache, welche um diese Zeit das Lateinische zum größten Theil wenigstens ganz verdrängt hatte.

Man kann indessen die große Gewalt, welche Frankreich im Auslande ausübte, nicht diesen Umständen allein zuschreiben, sondern der größte Theil davon ist auf Rechnung der Männer, welche die Geschäfte in den Händen hatten, zu setzen. Richelieu hatte trefflich vorgearbeitet und Mazarin, der die auswärtigen Angelegenheiten zum Theil auf Kosten der innern Administration mit großer Vorliebe trieb, zeigte sich wenigstens auf diesem Felde als sein würdiger Nachfolger. Ludwig XIV., der nach des Cardinals Tode die Leitung der Geschäfte selbst übernehmen wollte, hatte das Glück, an der Spitze des Ministeriums der äußern Angelegenheiten einen Mann zu haben, der mit allen Cabinetsgeheimnissen vertraut war und dem ganz ungewöhnliche Ressourcen zu Gebote standen. Lionne war die eigentliche Seele aller diplomatischen Verhandlungen, obgleich er sich immer den Anschein gab, nur nach den königlichen Eingebungen zu handeln. Er entfaltete dabei eine ungeheure Thätigkeit. So erfahren wir z. B. aus Mignet, daß der größte Theil der diplomatischen Instructionen und sonstigen Staatspapiere, welche auf auswärtige Verhältnisse Bezug hatten, von seiner Hand geschrieben war. Filon, der in seinem Werkchen über die Personen im Allgemeinen mit Unparteilichkeit urtheilt, scheint uns den bedeutenden Einfluß dieses Mannes nicht gehörig gewürdigt zu haben.

6.

Literarische Notiz.

Thue nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken, oder Balken und Splitter, gilt factisch von dem Buche eines amerikanischen Reisenden, wie er sich selbst nennt, oder eines reisenden Amerikaners, wie er wol richtiger sich nennen sollte: „Notes of a tour through Turkey, Greece, Egypt and Arabia petraea, to the Holy Land etc.; by E. *Jay Morris*, an American traveller." Den Splitter aber nicht den Balken sieht er, so oft er von den Fehlern und Mängeln anderer Länder spricht und dagegen sein Nordamerika herausstreicht. Und thue nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken, sollte die Überschrift des zweiten Capitels sein, in welchem er unter Andern von den Sklavenhändlern zu Konstantinopel sagt: „Ihre stoische Gleichgültigkeit gegen den Zustand der Sklaven und die Art, wie sie von ihnen nur wie von einer Waare redeten und sie demgemäß behandelten, erregte mir einen so tiefen Abscheu, daß ich mich freute, einen Ort zu verlassen, wo der Mensch dem Vieh gleichgestellt wird." Ein Act der Wiedervergeltung ist das in Neuyork erschienene Buch in London nachgedruckt worden — prügelst du meinen Passagier, prügle ich deinen —, und der Nachdrucker macht zu jener Stelle folgende Anmerkung: „Wie kommt es, daß der Verf., nachdem er die an einer Familie civilisirter griechischer Christen verübte barbarische Grausamkeit ausführlich erläutert hat, gerade hier keinen Vergleich zieht mit seinem Vaterlande, für die dortige nicht minder niederträchtige Behandlung des Afrikaners kein einziges Wort hat?"

3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 299. —— 26. October 1843.

Genoveva. Tragödie in fünf Acten von Friedrich Hebbel.

(Beschluß aus Nr. 298.)

Es ist eine oft ausgesprochene Bemerkung, daß der Dichter mit seinem Gedicht eins sei, weil der Dichter in sein Gedicht die kräftigsten Tropfen seines Herzbluts gießt; indeß der Dichter und sein Gedicht müssen doch auch geschieden werden. Der Dichter ist ein ganzer Mensch; das Gedicht, und wäre es noch so umfangreich, ist doch nur ein Theil des Dichters. Darum kann in dem Gedicht Einzelnes verfehlt, mangelhaft erscheinen, der Dichter ist dennoch wirklich und wahrhaftig Dichter, ein Berufener und kein Gemachter. So offenbart sich in Hebbel's „Genoveva" ein echt poetischer Geist, voll Erfindungskraft, voll Kraft zu poetischer Ausführung. Der Stoff dieser Tragödie liegt theilweise auf dem Gebiet des Phantastischen; das phantastische Colorit hat der Dichter gelassen und gegeben, wo es nöthig war; aber seine Menschen sind wirklich Menschen von Fleisch und Blut, mit denen wir denken, empfinden, trauern und jubeln. Die Figuren der Margaretha und der Katharina hätten wirklich unsern Dichter in die Gefahr bringen können, im Phantastischen zu weit zu gehen, den Boden der Wirklichkeit zu verlassen; aber er weiß sich geschickt und leicht über diese Gefahr hinzuhelfen. Von der Erfindungskraft des Dichters zeugt ferner die Scene des Ritters Tristan, welcher der Genoveva einen Brief vom Grafen Siegfried bringt. Dasselbe Lob verdient die Figur des tollen Klaus, der nicht blos eine zwischengeschobene Figur ist oder etwa nur dazu dient, das wüste Treiben der Dienerschaft in Siegfried's Burg noch mehr zu veranschaulichen, sondern er ist nothwendig, weil durch sein Dazwischenkommen der Genoveva und ihrem Kinde das Leben erhalten wird. Und so zieht sich durch die ganze Dichtung diese glückliche und reiche Erfindungsgabe des Dichters, welche die an sich einfache Begebenheit mannichfach und schön ausstattet. Was die Ausführung betrifft, so zeigt sich auch darin des Dichters ungewöhnliche Begabung. Er hat einen glücklichen Griff darin, die Personen durch Schlaglichter zu charakterisiren; zum Beispiel als der Ritter Tristan die Genoveva, welcher er Botschaft von ihrem Gatten bringen will, erblickt, sagt er:

> Ein echtes deutsches Weib. Vor jedem Blick
> Aus eines Mannes Aug' wird sie aufs neu
> Zur Jungfrau, und verschließt sich in sich selbst!

Wie vortrefflich wird der alte Diener Drago gezeichnet, wenn Golo ihn fragt:

> Wen liebst du wol am meisten?

Drago.

> Immer Den,
> Für den ich just das Meiste thun kann.

Golo.

> Wie?

Drago.

> Ja, darin bin ich schwach. Wer mich nicht braucht,
> Mir meinen Dienst erläßt, mich seitwärts schiebt,
> Mir sagt: „Geh, ruh dich aus", den lieb' ich nicht.
> Der macht mich ja zum Nichts. Doch wer mich plagt,
> Wer mir den Schweiß aus allen Poren treibt,
> Wer mich so müd' macht, daß die Ofenbank
> Ein Himmelreich mir scheint, den lieb' ich,
> Denn er gibt mir ein Recht auf das Gefühl:
> Der Drago ist doch nöthig in der Welt, —
> Und ohne dies Gefühl halt' ich's nicht aus.

Auch die Ausführung kleiner Zwischenscenen ist so hübsch; z. B. in Strasburg, wo Graf Siegfried krank liegt, verliebt sich sein Edelknabe in ein schwarzäugiges Mädchen, und in dem Unmuth, daß er mit seinem Herrn fort soll, sagt er: „Ich wollt', er würde kränker als er war, damit er bliebe." Was den Dialog betrifft, so ist er durchweg aus der Situation herausgebildet, er entfaltet sich aus der Gemüthslage, aus der Gemüthsbewegung, und ruht auf dem Charakter.

Durch das Alles manifestirt Hebbel sich als dramatischen Dichter. Hebbel dichtet, er schreibt nicht Theaterstücke; Hebbel dichtet, weil er muß, nicht, weil er seine Dramen auf den Bretern sehen will. Darin liegt der Unterschied zwischen Hebbel und, um den Ersten des Gegenparts zu nennen, Gutzkow. Gutzkow will durchaus bühnenrecht schreiben; er hat das Bühnenrechte studirt; wir hoffen aber von ihm, er treibt diese Concession nicht zu weit. Indeß man wäre entschieden im Irrthum, wenn man glaubte, Hebbel's Dichtungen wären nicht dramatisch. Sie sind es durch und durch; und in diesem Bewußtsein liegt die Kühnheit begründet, daß Hebbel nicht zum Theater hinabsteigen, sondern daß er dasselbe zu sich heraufziehen will. Nur so ist eine Regeneration der dramatischen Kunst zu erwarten; diese Concessionen, welche man dem Schlendrian des Theaterherkommens, dem faden Geschmack des Publicums macht, drängen die dra-

matische Kunst in einen immer tiefern Abgrund. Nur wenn die dramatische Poesie sich frei und selbständig entfaltet, ist Hoffnung zu einer Regeneration. Hebbel verdient die größte Theilnahme, weil er diese anzustreben scheint. Doch, wir wollten ja ein paar Belege dazu geben, daß Hebbel's Dichtungen wirklich dramatisch wären. Wir erinnern zum Belege dafür an den Anfang der „Judith" von Hebbel, an die Scenen zwischen Holofernes dem Oberpriester, dem Hauptmann und der Gesandten der fremden Völker. Auch die Volksscenen in der „Judith" sind echt dramatisch; und was wäre großartiger, gewaltiger, als die Scene zwischen Mirza und Judith, als die Letztere aus des Holofernes Kammer tritt; wer darin nicht die größte dramatische Kraft und Wirkung erkennt und fühlt, der scheint uns durchaus unfähig, über dergleichen zu urtheilen. Kommen wir nun zur „Genoveva" zurück. Es ist wahr, was der Dichter in seinem Vorwort sagt, das Ganze schwankt zwischen That und Begebenheit. Dasselbe hatten wir schon, ehe der Dichter es aussprach, bei der „Judith" bemerkt; die Dichtung bekommt dadurch einen epischen Charakter, was auch in dem Vorworte, freilich nur sehr leise, doch aber angedeutet zu sein scheint. In dem Drama selbst ist Alles wunderbar schön individualisirt; das Ganze ist eine poetische Geschichte der Leidenschaft mit ihrer Sturmflut, mit ihrem Meeresleuchten, mit ihren Sonnenblicken; und Alles echt dramatisch; es ist nicht Decorationsmalerei mit groben Tinten und Klecksen, aber es ist auch nichts Verwischtes, Verblasenes darin; Alles menschlich, schön, plastisch. Wollten wir das Dramatische in den einzelnen Scenen nachweisen, so müßten wir mit der ersten beginnen und mit der letzten aufhören; muß ein Einzelnes herausgerissen werden, so lese man (S. 95) die Scene, wo Golo die Genoveva um ihr Bild bittet, das sie für Siegfried hat malen lassen; welche schönen dramatischen Lichter, welches Schwanken und Hinüberschwanken mit steter Richtung auf einen Moment — wirklich das ist eine Scene, die wir den schönsten dramatischen Momenten unserer Classiker an die Seite setzen müssen.

Nach diesem Allen dürfen wir Friedrich Hebbel freudig begrüßen als Einen, an dessen Namen sich die gerechtesten und schönsten Hoffnungen für die dramatische Poesie und für die dramatische Kunst knüpfen. 29.

Die Entwickelung des Völkerrechts seit dem Westfälischen Frieden.

Es hat nie ein Völkerrecht gegeben, in welchem Sinne man auch das Wort Recht verstehe. Es ist weder Das, was man natürliches Völkerrecht nennen könnte, irgendwo anzutreffen, noch ein positives Völkerrecht. Hugo Grotius, von welchem sich die theoretische Behandlung dieser Materie herschreibt, die man Völkerrecht, droit des gens, law of nations nennt, hat seine Theorie der zu seiner Zeit vorhandenen Praxis des Völkerverkehrs entgegengestellt, und die Grundsätze, denen die Nationen in ihrem Verhalten gegeneinander folgen sollten, aus der Vernunft zu bestimmen gesucht, nämlich aus der Voraussetzung, daß der Mensch vernünftigerweise gesellig lebe und aus der Natur und den Bedürfnissen der Geselligkeit sich die Regeln des geselligen Lebens müßten folgern lassen.*) Er hat auch geglaubt, daß ein positives Recht unter den Völkern bereits vorhanden gewesen sei, und zwar im Alterthume bei Griechen und Römern, daher er classische Autoritäten in Masse beibringt. Der letztere Irrthum liegt auf der Hand, der erstere ist verdeckter. Wenn man auch unter Recht nicht die Substanz wirklich anerkannter und gegen die Verletzung gesicherter, von irgend welchen Organen gehandhabter Gesetze, sondern ein durch den allgemein gebietenden Geist festgestelltes und gewahrtes Herkommen versteht, so würde man doch im Alterthume nichts Anderes von Rechten des Völkerverkehrs auffinden können als höchstens die Heiligung der Personen von Abgesandten und Unterhändlern. Was aber die vernünftige Basis des Völkerrechts betrifft, so ist eben die Sonderung der Menschen in Völker oder vielmehr in Staaten selbst schon die Vereinigung des Socialprincips; es läßt sich daher aus diesem letztern keine Regel für das richtige Verhältniß der Staaten untereinander entnehmen. Jeder Staat ruft dem andern zu: Ich bin ich; und gönnt dem andern nur so viel Gutes, als er für sich selbst vortheilhaft findet. Da man dies wohl fühlte, so hat man in neuerer Zeit das Völkerwohl oder das allseitige Beste, d. h. die möglichst wenig jeden einzelnen Staat benachtheiligende Ausgleichung der Interessen zum Princip des internationalen Verkehrs gemacht. Kurz, der Zustand, in welchem sich die Staaten gegeneinander immer befunden haben und noch befinden, ist der Zustand der Gewalt, und das Recht, das unter ihnen gilt, ist ganz eigentlich das Faustrecht, von welchem jedoch unter Umständen, des eigenen Vortheils wegen, von Einzelnen oder Allen, die gerade in Beziehung zueinander sind, abgestanden wird. Daß das Christenthum einen Einfluß auf die Feststellung der Völkerverhältnisse gehabt hätte, kann man nicht sagen; vielmehr hat die Ausbreitung des Christenthums zu Kriegen gegen unchristliche Völker, Bekehrungen mit Waffengewalt, blutigen Religionskriegen und zahllosen Barbareien geführt. Das Christenthum muß man überhaupt aus dem Spiele lassen, wo es sich um politische Verhältnisse handelt. Das Christenthum hat gar nichts mit der Politik zu thun: es setzt das Heil theils in das Innere des einzelnen Menschen, theils in ein zukünftiges und jenseitiges Reich. Und von der ersten Zeit seines Entstehens an hat es alles Staatswesen geradezu verneint, wie denn im apostolischen Zeitalter von der Christengemeinde das Privateigenthum beseitigt und Gütergemeinschaft eingeführt wurde, später aber die Kirche den Versuch machte, die ganze Menschheit zu vereinigen und zu beherrschen, wobei die einzelnen Staatswesen nur aus Noth von ihr geduldet waren. Wenn nun schon das in Brauch gebrachte große Stichwort „Christlicher Staat" ein Unding ist, weil Staat und Christlichkeit einander widersprechen, so ist noch viel weniger das Christenthum beim Verkehr der Staaten untereinander betheiligt. Die Grundsätze, nach denen die Regierungen der europäischen Staaten in den letzten Jahrhunderten gegeneinander verfuhren, sind, ungeachtet einiger allgemeinen Ansichten, welche von Zeit zu Zeit herrschend wurden, immer nicht allein höchst wandelbar, sondern auch, so lange sie eine Art Geltung hatten, dennoch, so oft es den Betheiligten vortheilhaft schien, sich darüber hinauszusetzen, unwirksam gewesen. Eine öffentliche Meinung hat sich in Bezug auf Das, was sich unter Nationen geziemt, niemals mit hinlänglicher Sicherheit gebildet, und wenn sie bestand, noch weniger jedesmal im einzelnen Falle den Maßstab für das Verfahren der Regierungen abgegeben. Die vorhandenen Documente des internationalen Verkehrs, Tractate, Schiedsurtheile, Kriegsmanifeste, Interventionsrechtfertigungen u. dergl. sprechen selten die wahren Beweggründe des in ihnen erörterten Verfahrens aus und geben ebenso wenig von den herrschenden Ansichten über Das, was zur Moralität des Völkerverkehrs gehört, sicheres Zeugniß. Wenn daher von einer Geschichte des Völkerrechts die Rede sein

*) Recht ist, was cum ipsa natura rationali et sociali convenit. (De jure belli et pac., I, 1, 10.)

soll, so hat man darunter nur zu verstehen eine Geschichte oder Übersicht Dessen, was unter den Staaten verhandelt und gegeneinander vorgenommen worden ist, nebst Angabe der Beweggründe, welche in den einzelnen Fällen geltend gemacht wurden. Das neueste Werk, welches diese Materien behandelt, ist Wheaton's „Histoire des progrès du droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie jusque au congrès de Vienne", welches 1841 in Leipzig erschien.*) Das Resultat, welches der Verf. selbst aus seiner Arbeit am Schlusse des Buchs zieht, ist folgendes:

„Daß seit dem Westfälischen Frieden mehr die von Grotius und den Juristen seiner Schule aufgestellten Grundsätze weiter entwickelt und zur Klarheit gebracht worden sind, als daß man neue Regeln für den internationalen Verkehr aufgefunden hätte."

„Daß die Einführung feststehender Gesandtschaften zur Wahrung der gegenseitigen Interessen und die Anerkennung diplomatischer Privilegien allgemein geworden."

„Daß das Interventionsrecht zwar oft in Anwendung gekommen, entweder zur Aufrechterhaltung des allgemeinen Gleichgewichts, oder zur Verhütung von Gefahren, mit denen ein Staat durch die innere Politik eines andern bedroht wurde, daß aber keine gemeingültigen Regeln sich herausgestellt haben, zur Beurtheilung der Fälle, in welchen und des Umfangs, in welchem von ihm Gebrauch gemacht werden dürfte."

„Daß die ausschließliche Beherrschung irgend eines einzelnen Meers als eine barbarische Anmaßung erkannt, das allgemeine Recht, den Ocean für Schiffahrt, Handel und Fischfang zu benutzen, allgemein zugestanden und das Durchsuchungsrecht auf Kriegszeiten beschränkt worden."

„Daß das gemeinsame Recht zur Benutzung der Schelde, des Rheins und der übrigen großen Flüsse Europas für die Schiffahrt anerkannter Grundsatz geworden."

„Daß das Colonialmonopol fast ganz verschwunden und mit ihm die Frage über das Recht der neutralen Mächte, in Kriegszeiten einen in Friedenszeiten verwehrten Handel zu betreiben."

„Daß der Sklavenhandel allgemein als ein Schandfleck der Menschheit verurtheilt, obgleich nicht überall thatsächlich und selbst nicht überall gesetzlich aufgehoben worden."

„Daß die Gesetze für den Krieg verbessert und unter den civilisirtesten Nationen humanere Kriegsbräuche angenommen worden; und daß durch ein Übereinkommen, welches den Handel der in Frieden lebenden Mächte vor Beeinträchtigung durch die kriegführenden schützt, ein bei der herrschenden Ungewißheit der Rechte neutraler Mächte sehr wichtiger Fortschritt gemacht worden."

„Daß der Bereich, innerhalb dessen völkerrechtliche Grundsätze gelten, durch den Zutritt der Staaten der westlichen Hemisphäre, durch die Geneigtheit der Türkei, sich den Sitten der christlichen Staaten zu nähern und durch das sich immer mehr, auch unter den minder civilisirten Völkern verbreitende Gefühl der Nothwendigkeit, gegenseitige Rechte und Pflichten anzuerkennen, beträchtlich erweitert worden."

„Daß die wissenschaftliche Bearbeitung des Völkerrechts mit den Fortschritten der Philosophie und der Geschichtskunde fortgeschritten."

„Daß endlich das Völkerrecht mit dem Wachsthum der Civilisation, unter deren Erzeugnissen es eins der schätzbarsten, zu einem wirklichen System positiver Bestimmungen geworden ist."

Das Letztere ist im Allgemeinen schon in den obigen einleitenden Bemerkungen geleugnet; es ist aber fast keiner der Wheaton'schen Sätze, der nicht der Widerlegung oder wenigstens bedeutender Einschränkung bedürfte. Da eine ausführliche Erörterung jedes einzelnen Punktes, welche uns tief in die Geschichte der letzten Jahrhunderte einführen würde, hier nicht möglich ist, so möge es genügen, einige triftige Bemerkungen, welche das „Edinburgh review" dagegen gemacht hat, hier kurz und auszugsweise mitzutheilen. Sogleich die Behauptung, daß die Grundsätze, welche Grotius aufgestellt hat, im Wesentlichen beibehalten und zu weiterer Entwickelung geführt worden wären, zerfällt in sich, wenn man, nur einige der wichtigsten Punkte ins Auge fassend, bedenkt, daß das Interventionsrecht, welches Grotius ein- für allemal verwirft, jetzt in sehr ausgedehnter Geltung ist; daß die Zulassung von fremden Ansiedlern auf unbesetzten Landstrichen, falls die Fremden sich nur der Souverainetät des besitzenden Staats unterwerfen wollen, welche Zulassung Grotius unbedingt fodert, jetzt nicht anerkannt wird; daß das Durchzugsrecht durch neutrale Gebiete, welches Grotius allen kriegführenden Mächten zuerkennt, jetzt nicht ohne weiteres zugestanden wird; daß die Auslieferung oder wenigstens die Bestrafung geflüchteter Verbrecher, welche Grotius von jedem Staate fodert, jetzt verabscheut zu werden pflegt u. s. w. In Betreff des Interventionsrechts ist die Gleichstellung zweier ihrer Natur nach sehr verschiedener Fälle anzufechten, nämlich des Falls, wo zur Aufrechterhaltung des Gleichgewichts, oder eigentlich zur Beschränkung der Macht irgend eines Staats, und des Falls, wo zur Verhütung angeblich von der innern Politik eines Staats dem andern oder mehrern andern Staaten drohender Gefahren eingeschritten wird. Die Intervention, welche gerade einer der wichtigsten Punkte in den internationalen Verhältnissen ist, zeigt am deutlichsten, wie von Recht und Rechten im Umgange der Staaten miteinander gar nicht die Rede sein kann. Das Recht der Intervention ist in dem einen Falle das Recht des Schwächern, sich vorzusehen und zu schützen, im andern Falle das Recht des Stärkern, die Aufrechterhaltung Dessen, was ihm gut oder zweckmäßig scheint, durchzusetzen. Es handelt sich hier entweder um das Mein und Dein der Monarchen, wobei die Völker und deren Interessen nicht gefragt werden, oder um Principien, und im letztern Falle, wenn man etwa die Interventionen der französischen Republik abrechnet, wiederum um die Aufrechterhaltung eigentlich nur Eines Princips, des monarchischen. Zwar haben Fürsten in vielen Fällen sich des Unterthanen gegen seinen Oberherrn (wie Belgiens gegen Leopold II.) angenommen, dann aber in ihren Manifesten sich wohl gehütet, die Frage zu einer principiellen zu machen: es hieß dann immer nur, die Einschreitung werde zur Erhaltung des Gleichgewichts und der Ruhe Europas gefodert. Wenn es aber galt, einem Souverain beizustehen, so wurde immer offen ausgesprochen, daß man die Prärogative der Kronen nicht dürfe wankend werden lassen; in der Pillnitzer Convention erklärten der Kaiser und der König von Preußen: die Lage des Königs von Frankreich sei ein Gegenstand der Bekümmerniß für alle Souveraine Europas, und man hege das Vertrauen, daß keine der Mächte es unterlassen werde, die wirksamsten Mittel anzuwenden, um den König von Frankreich in Stand zu setzen, die Grundlagen der monarchischen Herrschaft den Rechten des Souverains gemäß in vollkommenster Freiheit sicher zu stellen. „Es ist kaum nöthig", bemerkt das „Edinburgh review", „unsere Leser zu erinnern, daß das Collegenthum der Souveraine von einem stärkern Esprit des corps beseelt ist als irgend eine andere gleich zahlreiche Classe in der Welt. In Folge des beständigen Heirathens untereinander sind sie durch Bande des Bluts und der Verwandtschaft dergestalt miteinander verknüpft, daß über alle Throne Europas sich eine einzige Familie verbreitet: ihre abgesonderte und unzugängliche Stellung entrückt sie der Gesellschaft und sie haben ihres Gleichen nur in ihrer Sphäre. Sie vernehmen keine andere Sprache als die der unbedingten Ergebenheit in ihre Interessen und selbst ihre bloßen Wünsche, und was noch wichtiger ist, sie haben alle einen gemeinsamen Feind vor Augen, den wachsenden demokratischen Geist. Seit dem 16. Jahrhundert, wo die vereinigten Provinzen Philipp's II. Joch abschüttelten, hat jedes folgende Zeitalter stets wichtigere Siege der Volksmacht über die königliche Macht herbeigeführt. Die englische Revolution bezeichnete das 17. Jahrhundert, die nordamerikanische und die französische das 18. Jahrhundert und

*) Vgl. einen ausführlichen Bericht darüber in Nr. 3[illegible] — 317 d. Bl. f. 1842. D. Red.

im 19. haben wir den Geist der Volksgewalt schon wieder in Spanien, Portugal, Frankreich, Belgien, Sachsen, Norwegen siegreich gesehen. Der Philosoph mag behaupten, daß solche Umschwünge wohlthätig und nothwendig sind, aber kein Souverain hat dies je geglaubt, oder hat, wenn er es etwa glaubte, in diesem Sinne gehandelt. Bei aller gegenseitigen Eifersucht haben Souveraine doch immer ein starkes Gemeingefühl für einen König gegen sein Volk gehabt." Daß durch den Congreß zu Laibach das Recht der bewaffneten Intervention in Nachbarstaaten, um Veränderungen in der Verfassung und Verwaltung gegen den Willen des Souverains zu verhüten, zu einem Grundsatz des positiven Völkerrechts, d. h. der Normen, wonach sich die Regierungen zu richten pflegen, gemacht wurde, ist bekannt. Nur Großbritannien widersetzte sich damals, und als es sich um die spanische Intervention handelte, der Annahme des Grundsatzes, daß Einmischung in die innern Angelegenheiten eines in Aufstand begriffenen Volks zu rechtfertigen sei. Einzig bei der Intervention zu Gunsten Griechenlands hatten uneigennützige Beweggründe gewirkt, obgleich man öffentlich diese nicht zu bekennen wagte, sondern man gab vor, die Ruhe Europas wahren, den Handel sicher stellen, der Piraterei eine Schranke setzen zu wollen. Aus der Summe der geschichtlichen Vorlagen zieht das „Edinburgh review" folgendes Resultat:

„In keinem Staate scheint es für Recht zu gelten, daß man sich in die innern Angelegenheiten des Nachbarstaats einmische, um die Unterthanen gegen Bedrückungen ihres Souverains in Schutz zu nehmen; dem Bestande des anerkannten Völkerrechtes nach erscheint es zweifelhaft, ob ein Volk irgend ein Recht gegen seinen Souverain habe, und gewiß, daß wenigstens keine auswärtige Macht das Recht habe, ein solches Recht nöthigenfalls zu vertheidigen. Dagegen scheint es die Meinung Rußlands, Östreichs und Preußens zu sein, daß die Rechte eines Souverains gegen seine Unterthanen lediglich durch sein freies Ermessen bestimmt werden, und daß jede dritte Macht das Recht habe, zur Wahrung der Souverainitätsrechte einzuschreiten; während England die Selbständigkeit jedes Volks unter allen Umständen anerkennt und keine Intervention zur Aufrechterhaltung des monarchischen ebenso wenig als eines andern Princips gut heißt; in Frankreich haben die Ansichten über die völkerrechtliche Bedeutung der Intervention endlos geschwankt und kein Grundsatz hat sich festgestellt außer dem einen, daß die große Nation berufen sei und jederzeit danach streben müsse, das übrige Europa zu lenken (to govern the rest of Europe)."

Gegen den Satz, daß der Kriegsbrauch humaner regulirt worden sei, spricht unser Kritiker seinen gerechten Zweifel aus. Die Sprache der Schriftenverfasser ist christlicher geworden, als sie es zu Grotius und seiner nächsten Nachfolger Zeit war; aber es liegen wenige Beispiele vor, daß Regierungen, oder nationale Tribunale sich bemüht hätten, dem Kriege etwas von seiner Scheußlichkeit zu rauben. Ja, wir fürchten, daß es Beispiele gibt, denen zufolge die Kriegsgesetze barbarischer geworden sind, wie denn die schönen Künste und Wissenschaften, denen Friedrich II. noch Rücksicht zollte, in den französischen Kriegen ihres Vorrechts verlustig gingen. Und dann die neuesten Beispiele: die Franzosen in Algier und die Briten in Afghanistan!

Gegen die Behauptung, daß das Durchsuchungsrecht auf Kriegszeiten beschränkt worden, stellt unser Kritiker den Satz auf, daß dasselbe im Gegentheil seit der Zeit des Westfälischen Friedens auf Friedenszeiten ausgedehnt worden, indem ehemals gar kein Grund in Friedenszeiten vorlag, ein fremdes Schiff zu durchsuchen, vielmehr erst durch die britischen Tractate zur Unterdrückung des Sklavenhandels ein solcher Grund geschaffen worden ist. Aber es ist klar, warum der Gesandte der nordamerikanischen Freistaaten es für einen Grundsatz des Völkerrechts erklärt, daß kein Schiff in Friedenszeiten durchsucht werden dürfe: man braucht nur an die letzten Zwistigkeiten zwischen der Union und Großbritannien zu denken. 78.

Literarische Notizen.

Werke aus Brasilien.

Nur selten verschlägt sich ein in Brasilien erschienenes Buch nach Deutschland. Wir wollen deshalb unsere Leser mit einem sehr talentvollen jungen Brasilier bekannt machen, dessen neuestes Werk, eine Geschichte Portugals in portugiesischer Sprache („Compendio da historia portugueza") uns zufällig in die Hand gekommen ist. Der Verf. dieser Schrift ist ein ehemaliger Advocat Tiburcio-Antonio Craveiro, der jetzt eine Professur der Rhetorik am Collegium Pedro II. zu Rio Janeiro bekleidet. Er beginnt seine Geschichte Portugals mit einer Untersuchung über die ursprünglichen Einwohner des Landes und führt sie dann von den ersten Einfällen der Karthager bis zur Regierung Dom Pedro's IV. Das Werk selbst ist in sechs Bücher getheilt, von denen das letzte von den Cortes, den Gesetzen, dem Ackerbau, der Industrie, dem Handel und dem Zustande der Künste und Wissenschaften in Portugal handelt. Ein Anhang von 47 Seiten gibt einen Überblick über die Vorgänge während der Jahre 1823—33, welche die Wiedereinsetzung der Donna Maria da Gloria auf den Thron ihres Vaters zur Folge hatten. Bei Abfassung des ersten Buchs hat der Verf. namentlich die wichtigen Memoiren der königlichen Akademie zu Lissabon zu Rathe gezogen, die vorzüglich für die ältere Periode der portugiesischen Geschichte eine wahre Fundgrube bilden. Von den übrigen Quellen, die der Verf. mit vieler Umsicht benutzt hat, sind vorzüglich die „Denkwürdigkeiten über den Feldzug des Dom Pedro in Portugal" (2 Bde., Rio Janeiro 1833) zu erwähnen, welche den verstorbenen brasilischen Marschall Dom Cunha Mattos zum Verf. haben. Craveiro ist in der Anordnung und der Verarbeitung des Stoffs gleich glücklich gewesen. Sein Stil ist klar, einfach und nicht ohne Reiz.

Schriftstellereigenthum in Italien.

Mancini, Advocat und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Neapel, gehört zu den thätigsten und verdienstvollsten Gelehrten von Italien. Das „Journal moralischer, legislativer und ökonomischer Wissenschaften", das unter seiner Leitung erscheint, enthält eine Reihe vortrefflicher Artikel, von denen wir insbesondere einen Aufsatz über das literarische Eigenthumsrecht in Italien hervorheben, der auch bereits in einem eigenen Abdruck erschienen ist. Der Verf. behandelt hier einen Gegenstand, der gerade gegenwärtig in Neapel vielfach in Anregung gekommen ist. Im Allgemeinen haben sich die italienischen Regierungen für bereit erklärt, dem östreichisch-sardinischen Vertrage zum Schutz des literarischen Eigenthums beizupflichten, nur der König beider Sicilien nimmt noch Anstand, sich diesem Übereinkommen anzuschließen, obgleich es das Volk selbst dringend wünscht. Nur ein einziger Schriftsteller hat sich gegen den Anschluß ausgesprochen. Diesen bekämpft nun Mancini in seinem Aufsatz mit ebenso viel Geist als Gelehrsamkeit. Mancini hat sich schon durch eine Reihe von selbständigen Arbeiten bekannt gemacht und ist gegenwärtig mit der Vollendung von zwei umfassenden Werken beschäftigt, von denen das eine eine philosophische Darstellung des Strafrechts, das andere einen Elementarcursus des allgemeinen Rechts geben wird.

Production des Goldes.

Die wichtigen Verhandlungen in der französischen Deputirtenkammer über das Umschmelzen gewisser Münzsorten haben in diesem Jahre nicht zu Ende geführt werden können, werden aber sicherlich in nächster Session wieder aufgenommen werden. Bei dieser Gelegenheit haben einige französische Journale sich auf einen interessanten Aufsatz bezogen, den Humboldt in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" über die Production des Goldes mitgetheilt hat. Gegenwärtig erhalten wir nun ein neues Werk, was diese wichtige Frage näher beleuchtet. Es führt den Titel „De la production des métaux précieux au Mexique", von Saint-Clair-Duport. Der Verf. hat seine Beobachtungen an Ort und Stelle gemacht. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 300. —— 27. October 1843.

Die deutsche poetische Literatur seit Klopstock und Lessing. Nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Von Heinrich Gelzer. Leipzig, Weidmann. 1841. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verf. dieser Schrift hat in Basel vor einem gemischten Publicum Vorlesungen über die neuere Geschichte der deutschen Literatur gehalten und auf Antrieb der Verlagshandlung dieselben zu dem gegenwärtigen Buche umgeformt. Er wünscht, daß seine Leser, wie es der größte Theil seiner Zuhörer gewesen, mit seiner religiösen Weltanschauung bekannt sein möchten, weil auf dieser seine Auffassung der Literatur beruhe. Er will die sittliche Grundlage in der neuern Literatur aufsuchen oder vielmehr er beabsichtigt eine Gegenüberstellung der christlich-ethischen Weltansicht mit derjenigen der modernen deutschen Bildung. Dabei hegt er weder vor Denen Scheu, die das christliche Glaubensleben zu heilig achten, um es zu besprechen, noch vor Denen, die dem modernen ästhetischen Paganismus zugethan sind; er hofft vielmehr, daß sein Buch puritanischer Engherzigkeit wie atheistischer Herzlosigkeit gleich sehr zum Ärgerniß gereiche, und er legt es Denen an das Herz, die aus der Wahrheit seien und in der Wahrheit die Freiheit gefunden.

Der Standpunkt des Verf. ist demnach ein neuer. Das ästhetische Maß ist ihm ebenso fremd wie das literarhistorische; er handhabt dasjenige der Moral. So interessant es nun auch sein mag, die bekannten literarischen Persönlichkeiten vor dem christlichen Beichtstuhle zu finden und ihrem Bekenntnisse zu lauschen, so müssen wir doch gleich von vornherein bemerken, daß der Verf. eine falsche Behandlungsweise gewählt hat. Die Poesie wird, wenn sie echt ist, allerdings immer eine sittliche Grundlage haben, aber daß dieselbe nun durchaus eine christliche, eine dogmatisch reine sein müsse, leugnen wir. Homer ist ein größerer Dichter als alle Diejenigen, von denen hier im Buche die Rede ist; es ist bis jetzt nur wenigen Träumern eingefallen, ihn deshalb geringer zu achten, weil er nicht christlich, weil er nur ein armer Heide war. Er kannte das Christenthum nicht und kann für diese Unmöglichkeit der Kenntniß so wenig verantwortlich gemacht werden wie das Alterthum überhaupt. Wiewol er nun vom christlichen Standpunkte aus betrachtet zu nichte wird, so bleibt er dennoch ein großer Dichter, ja der Dichter schlechthin. Daraus geht denn die einfache Lehre hervor, daß ein Dichter und eine Dichtung mit anderm Maße als dem der christlich-ethischen Weltansicht gemessen werden muß, mit einem Maße, das überall und immer gilt, entweder mit dem historischen oder mit dem ästhetischen. Die Poesie hat, wie das seit undenklichen Zeiten anerkannt ist, nicht den Gesetzen der Moral, sondern der Schönheit gedient, und wir bekennen auf die Gefahr hin, von Hrn. Gelzer für einen modernen Sybariten gehalten oder gar zu den atheistisch Herzlosen geworfen zu werden, daß eine Beurtheilung der Erscheinungen der Literatur im Zusammenhange und im Einzelnen nach religiösen Principien nur in krankhaften Zeiten und von krankhaften Geistern geübt werden kann und geübt worden ist. Ein Gedicht soll so wenig eine Predigt als eine Deduction sein.

Wir sind weit entfernt, an dem Werke des Verf. ein Ärgerniß zu nehmen, sondern betrachten es mit jenem ruhigen Gleichmuthe, der uns den hochmüthigen Erscheinungen gegenüber immer erfüllt, die gegen die festgegründete Ordnung der Dinge mit ebenso viel subjectiver Sicherheit als objectiver Ohnmacht sich auflehnen. Wir behalten unser christliches Glaubensbekenntniß still für uns und machen uns das Vergnügen, an dem Beichtstuhle des Verf. ein wenig zu lauschen.

Die wenigen einleitenden Worte stellen den Satz auf, daß an Frankreich die politische, an Deutschland die geistige Rolle ausgetheilt und daß es speciell dem Letztern zur Aufgabe geworden sei, Religion und Wissenschaft zu tragen. In der Vereinigung beider liege die wahre Bedeutung der Mission des deutschen Geistes. Die Kläglichkeit dieser Ansicht leuchtet von selbst ein. Unser Vaterland, mit seinem „Volke von Dichtern und Denkern", soll ewig die bescheidene Rolle des Dichtens und Denkens der Frommen und Wissenden spielen, und alle Hoffnung auf eine Zeit, wo Dichten und Denken dem Handeln untergeordnet oder mit der That in schönen Einklang gebracht sein werden, ist uns für alle Folgezeit benommen! Werfen wir aber einen Blick zurück auf das weite Gebiet unserer tausendjährigen Literatur, so stellt sich die Sache ganz anders dar. Wo ein Aufschwung und eine Blüte der Literatur zu treffen, da ist auch eine große politische Regung im Volke zu treffen. Die schwäbische

Zeit mit ihren großen Kämpfen und ihrem thatkräftigen Volke trug den schönsten Schmuck mittelalterlicher Poesie; ohne den großen politischen Kampf der Reformation würde die deutsche Literatur nicht jenen majestätischen Anlauf genommen haben, der leider allzu bald in der Ohnmacht und politischen Erbärmlichkeit der folgenden Zeiten versiechte. Aber als im vorigen Jahrhundert die Literatur sich wieder ermannte, da that sie es nur mit dem Aufschwung des politischen Lebens Hand in Hand. Sollen wir an die Bewegungen erinnern, die durch die letzten Kämpfe in die Literatur kamen, an das gewiß rege Leben der jüngsten Zeit, dessen Anstoß wieder nur ein politischer war! Wo Großes bei uns aufgewachsen, da ist es auf einem von politischem Leben befruchteten Boden geschehen, und die Hoffnung ist aus den starken und gesunden Geistern nicht zu verbannen, daß unsere Literatur in Zukunft durch Verschmelzung mit den politischen Elementen eine neue Gestalt und eine würdige und große Rolle annehmen müsse.

Die Abhandlung beginnt mit Klopstock. Es ist richtig, daß Klopstock's Bedeutung eine historische ist. Er gilt in Rücksicht auf seine Zeit, der er ein neues Element zuführte, in Rücksicht auf seine Vorgänger, die er durch Selbständigkeit überwand. Aber wenn dieser Werth Klopstock's nur der Behandlung eines religiösen Gegenstands beizumessen wäre, so würde er heute und gleich damals nicht an Gewicht haben verlieren können. Der Stoff erfüllt noch heute und in alle Ewigkeit die Menschen, aber er war zu heilig für die Form, er war vollkommen disparat, er wollte erbauen und die Poesie ließ sich nicht zum Werkzeuge der Erbauung machen. Der Stoff, dessen sich Klopstock bediente, ist uns, von der Form, in welcher er ihn gab, abgelöst, vertrauter und näher und darum hat Deutschland die ganze Dichtung fallen lassen, ohne dem Dichter das Opfer eines frommen und ehrenden Andenkens zu versagen. — Ähnlich ist es mit Gellert bewandt. Während seine religiösen Dichtungen als Gellert'sche so ziemlich verschollen sind, leben seine auf praktischer Weltweisheit beruhenden Fabeln ewig jung unter uns fort und sein Name ist dabei nicht wie bei seinen Oden verloren gegangen. — Armer Winckelmann! Wie gering wird er hier abgeschätzt! Er hatte nur eine Sehnsucht: die Schönheit zu erkennen; er war ein Mensch nur nach einer Seite hin lebend. „Die natürliche und die künstlerische Schönheit hat er erkannt; die hohe Schönheit der sittlichen Weltordnung, die das Christenthum offenbart, ist ein versiegeltes Buch für ihn geblieben." Hätte er doch lieber fromme Morgen- und Abendopfer statt seiner Kunstgeschichte geschrieben, oder über die sittliche Weltordnung wie ein Laie statt über die ewigen Gesetze der Schönheit wie ein Wissender geredet! Die Unzulänglichkeit des ethischen Maßstabes kann nicht deutlicher hervortreten als in diesem Abschnitt über Winckelmann. Ein Mensch, der nur dem Princip eines verfeinerten Sinnengenusses fröhnt, wird nie die geschichtlichen Wirkungen hervorrufen, die Winckelmann herborgerufen hat. Er gab unserm Volke nicht blos die abstracte Kenntniß des Schönen, die zur egoistischen Verfeinerung des Lebens hinreicht, sondern das ganze Alterthum mit seiner ewigen und klaren Schönheit, die mächtiger und reiner zur Veredlung des menschlichen Geschlechts gewirkt hat als pietistische Kopfhängerei und geistiger Hochmuth. Wo die Macht der Schönheit in einer Seele waltet, wird das Vorkommen von Fehlern nicht unmöglich gemacht sein, aber diese Fehler sind nicht die Folge jener Herrschaft des Bewußtseins und des Dienstes der reinen Schönheit, sondern sie kommen vor, weil die Seele eine menschliche, keine geläuterte ist. Der reine Dienst der Schönheit bewahrt aber vor dem sittlichen Sinken gewiß ebenso sicher wie zelotischer Eifer und frömmelnde Unduldsamkeit immerhin.

Lessing's Verdienste werden bereitwillig anerkannt. Ohne ihn keine deutsche Kunst. Aber was die freigebige Rechte dargereicht, nimmt die kargende Linke sofort zurück. Lessing schuf die Kritik und befreite sein Vaterland vom fremden Joche. Das wird ihm zur Ehre geschrieben. Da aber, wo er mit der schönsten Blüte seines kritischen Wirkens, mit seinem „Nathan" auftritt, stößt er auf Widerspruch. Die Tugend ist, nach dem Verf., kein freies Gewächs auf dem Boden jeder Religion: Nicht allein ohne positive, sondern auch ohne christliche Religion keine Tugend. Er wird — in einer Excursion durch seine theologischen Streitigkeiten — bedauert, weil seine Lebensansicht sich nicht christlich gereinigt und erhoben habe, aber ihm geschieht die Gerechtigkeit, daß der Eifer seines Strebens über die träge Indolenz der stumpfen Gemüthsruhe gestellt wird. Eine traurige Gerechtigkeit! — Hamann, Lessing's größter Zeitgenosse (S. 39) habe die Richtungen Klopstock's und Lessing's sowol beschränkt und ergänzt als vertieft. Er wird den Ersten und Größten unter den christlichen Denkern der neuen Zeit beigesellt. Nach Art wahrhaft großer Menschen habe er in seinem Geiste den dichterischen Schwung Klopstock's und die allseitige Forschungskraft Lessing's in seinem Geiste vermählt und an religiösem Tiefsinn Beide weit übertroffen. Er habe den Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen überwunden. In allen seinen Schriften sei Ein Sinn: die geistige Vertretung des Christenthums gegen Widersacher, unter denen er wie Simson unter den Philistern erscheine. Er sei ein Mann der Zukunft gewesen, begeistert vom Beifall eines spätern als des 18. Jahrhunderts. War Hamann's Einfluß schon im 18. Jahrhundert gering und auf einen kleinen Freundeskreis beschränkt, so ist er in der Folge auf und unter Null gesunken. Die Charakteristik, die Gervinus von diesem Manne entwirft (IV, 436) ist so treffend und richtig, daß wir auf dieselbe verweisen können, um das Gerede Hrn. Gelzer's zu widerlegen. Wie Winckelmann übel wegkommt, weil er nicht im Sinne dieser Schrift des Hrn. Gelzer sittlich war, so kommt Hamann zu dem unverdienten Palmenkranze, weil er zufällig mit der Anschauungsweise des Verf. zu harmoniren scheint, und so wird aus subjectiven Gründen die ganze Literatur und die Beurtheilung derselben auf den Kopf gestellt.

Der Abschnitt über Wieland ist trefflich. Hier kam dem Verf. sein Princip gut zu statten. Wir wollen damit aber nicht gebilligt haben, daß Wieland und sein Wirken über den moralischen Kamm geschoren werden. Es gibt eine andere Seite der Auffassung und vor dieser hält Wieland gleichfalls nicht Stich: Es ist die ästhetisch-historische. An Wieland ist das Meiste veraltet, weil es von Anfang an auf schwächlichem Grunde beruhte. Seine erste Periode ist charakterlose Schwärmerei für Dinge, denen seine ganze Natur widersprach. Er wollte die Musen zu Aufwärterinnen der Tugend machen, aber die Musen ließen ihn im Stich. Er zog gegen die Dichter, die schwärmenden Anbeter des Bacchus und der Venus, zu Felde und gesellte sich dann selbst ihnen bei; er fühlte von allen Dingen, ja von sich selbst entblößt, nur Gott, und schien später nichts zu kennen als Lüsternheit und Genuß. Der kräftige männliche Charakter fehlt seinen Dichtungen; Alles ist greisenhaft und hinfällig. Wir sind, strenger als der Verf., aber aus anderm Grunde, nicht einmal im Stande, den „Oberon" von diesem Urtheile auszunehmen. Mag die ethische Grundidee reiner und geläuterter sein als in Wieland's übrigen Werken: die ganze Art und Weise der Formgebung ist undeutsch und nur das Fremdartige dieser rosazauberischen Blendwerke kann die Jugend mit Glut erfüllen, dem reifen Geschmack wird dies gemachte Märchenwesen, hinter dem überall die Skepsis hervoräugelt, dem Blick des Geschichtskundigen wird dieser Vorposten französischer Poesie misfallen.

Es folgt ein Abschnitt über die Dichter des Hainbunds, denen Bürger angereiht ist. Wir können uns hier kurz fassen, da Hr. Gelzer selbst nur collectivisch und knapp zu Werke geht. Bürger wird bemitleidet. Friedlicher und reiner stimmt der Blick auf Hölty, der gewissermaßen ein einziges früh abgebrochenes Gedicht gewesen.

Seine Sehnsucht nach Einfachheit und Natur, nach Freiheit und Seelenfrieden war das stille Gebet seiner Zeitgenossen. Seine religiöse Sehnsucht wird nie schwärmerisch, seine Lebensfreude nie üppig.

J. G. Jacobi findet zur Klage die versöhnende Auflösung. Ihm ist die Natur, in deren Genuß er seine Freude sucht, Offenbarung eines Unsichtbaren, Höhern, dem er sich ahnend nähert.

Fritz Stolberg ist Enthusiast für die Ideen von Freiheit und neuer geistiger Erleuchtung, ihm sind die Namen eines Tell, Brutus, Hermann, Cato, Timoleon Triumphgesang, er verspottet die Verehrer der Pfaffen, und im Vertrauen auf seine classische Bildung ironisirt er den unfehlbaren Papst; er schilt die Fürsten, Väter ihres Vaterlands, die sich vor der Wahrheit fürchten, die Rechtsgelehrten, die das Gesetz wie Wachs kneten, die Hofschranzen, die grünen Fliegen um das todte Aas des Staats summend. Aber als die Jugendideale zerrannen und seine religiösen Bedürfnisse sich mit der herrschenden Zeitrichtung entzweiten, wurde er ein Unfreier.

Der Übertritt wird gebilligt, wenigstens so, daß die Gegner desselben (Gleim, Voß) als Fanatiker der Vernunft gezeichnet werden. (Der weitläufige Excurs über diesen Gegenstand gehört weniger der Darstellung der Literatur, als der Befriedigung eines Lieblingthemas des Verf. an. Wir übergehen ihn, da er meistens nur Wiederholung Dessen ist, was man in Schott's Buche findet, wenngleich die tendenziöse Anordnung dem Verf. gehört.)

Bei der Charakterisirung Voß' erfahren wir die Stiftung des Hainbundes, jenes Bundes natürlicher Ungezwungenheit zur Zeit einer gezwungenen Unnatur. Voß ist der Träger Dessen, „was man moralischen Vernunftglauben genannt hat".

Über das Verhältniß von Religion und Moralität und über die Stellung des Christenthums zu den übrigen Religionen ist er wol nie zu einer sichern Einheit gekommen. Wahres, Halbwahres und ganz Schiefes hat er in der verwirrenden Art gemengt und gemischt, die noch jetzt in vielen Köpfen ihr Wesen treibt (S. 147).

Doch habe in ihm, sobald ihn der Parteihaß nicht verschlungen, eine tüchtige, redliche Natur, ein treues Wohlmeinen gewaltet, dem man einen herzlichen Antheil nicht versagen könne (S. 151 fg.). Seine Gedichte — gereimte Zeitungsartikel — seine verdienstlichen Erklärungen und Übersetzungen des classischen Alterthums gehören nicht in den Bereich der Darstellung!

Seltsamerweise tritt gleich neben Voß — unter der Rubrik des Hainbundes! — Geßner, der Dichter der Empfindsamkeit und des idealisirten (!) Naturlebens. „Was sollen uns Menschen, deren Bestimmung bei aller Unschuld denn doch am Ende in Ziegenheerden, in Liebeserklärungen und in Hirtenflöten aufgeht?" (S. 156.) Diese Idyllik sei aus der Sehnsucht nach einer ungezwungenern Natur hervorgegangen. Aber indem er der Ziererei der Zeit ein Gegenbild idealer Natur entgegenhalten wollte, stellte er nur ein anders costumirtes Seitenstück auf. Von seiner ethischen, seiner christlichen Seite wird nicht geredet.

Gern stimmen wir in Das ein, was über Claudius beigebracht wird, „einen Mann, aus dessen Schriften uns wie aus reinen Kindesaugen ein tiefer klarer Himmel von Unschuld und Liebe, von seligem Gottesfrieden und lauterm Wahrheitssinne anschaut". Er faßte früh das bestimmende Wort seines Lebens und wußte es in allen Tonarten für jedes Ohr vernehmlich, fast für jeden Sinn begreiflich zu machen. Als Volksschriftsteller ist er in der Höhe des Strebens, in der Einfalt der Form, in dem sichern Gepräge des innern Gehalts nie wieder erreicht worden. Anfangs war es ihm darum zu thun, das Vorhandene zu vereinfachen, zu beleben und mit den Zeitbedürfnissen auszusöhnen. Später suchte er das Vorhandene in conservativer Weise gegen eine auflösende Zeit zu rechtfertigen und zu behaupten. Nach der religiösen Seite hin ist er am wirksamsten gewesen; er trat anfänglich reformirend auf, ohne sich ängstlich an ein vorhandenes dogmatisches System zu binden. Ein hohes Gefühl menschlicher Bestimmung und die klare Einsicht in die Unzulänglichkeit alles in der Zeit Errungenen liegen in ihm nebeneinander. „Claudius' Politik ist ein christlicher Liberalismus" (S. 173). Er erwartete das Heil von einer moralischen, und die Revolution, der gegenüber er mehr

conservativ wurde, erwartete er von einer politischen Umkehr. Er vertraute ewigen unvergänglichen Dingen und — im Valet an den Leser sagt er es — hatte auf dieser Erde den Fuß in Ungewittern und das Haupt in Sonnenstrahlen, er war hier unverlegen und immer größer als was ihm begegnete. „Nur die evangelische Kirche, nur die deutsche Nation konnte eine so einzige Gestalt hervorbringen.“ (S. 186.)

Bei Stilling und Lavater wird die Hauptbedeutung auf dem religiösen Gebiete gesucht, und mit Recht. Die tiefere Quelle ihrer Wirksamkeit wird aber nicht in ihren Schriften, sondern in ihrer Persönlichkeit gefunden (leider nicht ausgeführt). Bei Stilling wird versucht, das Außerordentliche seines ganz selbständig entfalteten Charakters von den Misgriffen seiner oft irre gehenden Persönlichkeit zu unterscheiden. Das Thema seiner meisten Schriften ist der Gedanke: daß der auf Gott sich stützende Mensch auch auf die unmittelbarste göttliche Führung bauen dürfe, daß alle Umstände unsers Lebens zu einem großen Gewebe gehören, dessen letzte Fäden in den Händen der göttlichen Weisheit selbst liegen, und daß, je unbedingter unser Vertrauen, um so sichtbarer und wunderbarer auch die göttliche Durchhülfe sei (S. 191). Es wird zugleich aber eingestanden, daß in der Art, wie Stilling sein Verhältniß zur Vorsehung aussprach, geltend machte, Manches mislich und bedauerlich, ja geradezu krankhaft gewesen.

Nicht überall, wo er Gottes Stimme zu hören meinte, hatte er Ohr und Herz rein genug gestimmt; nicht immer kann man die Schlüsse zugeben, die er aus seinen Führungen zieht, und nicht immer ist er den Klippen des Selbstüberschätzens und des ermüdenden Reflectirens über sich selbst entgangen. (S. 192.)

Sein späterer Pietismus wird mild und schonend statt aus einer Überspannung nur aus einer Spannung seiner religiösen Ideen abgeleitet. Bei der Besprechung seiner Schriften (S. 197 fg.) wird mit Fug das erste Bändchen des Lebens ausgezeichnet. In seinen Romanen sind Anklänge an den Charakter seines Jugendlebens. Später machte er es sich zur Lebensaufgabe, die „Aufklärung“, in der er die Verdrängung alles biblischen Christenthums und am Ende die Befeindung alles Christlichen sah, zu bekämpfen und die zerstreute Gemeinde der Treugebliebenen zu befestigen. Durch seine Schriften aus dieser Periode zieht sich der Gedanke, daß sich die Nähe des Antichrists und die Wiederkunft Christi ankündige. Dagegen hat er im „Theobald“ mit bewunderungswürdiger Menschenkenntniß und Seelenerfahrung die wichtigsten Klippen religiöser Begeisterung und Überspannung, die meisten Abwege der Sekten und Separationen mit einer Nüchternheit und Klarheit aufgefaßt, die Niemand bei ihm sucht, der ihn nur oberflächlich kennt.

Lavater's Element und das Medium, durch das er seine Zeit mächtig berührte, war seine Religiosität. Was ihn hierin einzig machte, war die Intensität, mit welcher er in der Religion lebte und aus ihrer innern Lebensfülle heraus die umgebende kranke Welt anfaßte und erhob. In der Idee eines lebendigen, dem glaubenden Gebete innig nahen Gottes und in der Auffassung des persönlichen, der Menschheit, wo sie sich zu ihm wende, noch immer unmittelbar innewohnenden Erlösers, wird der Nerv seiner Religiosität erkannt. So suchte er das Göttliche ins Sichtbare hineinzuziehen und er gerieth mit Stilling ins Lauschen nach Wundern, nach Blicken in das Geheimniß der Geisterwelt, nach sinnlich detaillirten Aussichten in die Ewigkeit (S. 203). (Nun folgt eine mehre Seiten lange Erinnerung an Zinzendorf.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Der mystische Sinn der „Odyssee“.

Cooper's eben erschienene englische Übersetzung der „Odyssee“ ist mit einem fortlaufenden Commentar ausgestattet, in welchem der mystic sense des Gedichts dem gläubigen Leser aufgeschlossen wird. Man erfährt sehr merkwürdige Dinge. Homer schildert in seinen Irrfahrten des Helden von Ithaka im Grunde nichts Anderes als die Übel der modernen Civilisation und sogar bis ins Detail hinein. Proteus ist nichts Geringeres als ein Schmuggler, der nach Bedürfniß die Flaggen aller Nationen aufhißt; Menelaus wird nur uneigentlich als ein König und Heros vorgestellt, eigentlich ist er nichts weiter als der Kanzler der Universität Argos, der seinen Einfluß und sein Ansehen benutzt, um sich ein gemächliches und wohlhäbiges Leben in der Zurückgezogenheit auf seine alten Tage zu sichern. Die Scylla macht dem gelehrten Commentator viel Noth, sie kann den Preßgang (das Matrosenpressen) bedeuten, sie kann auf Seelenverkäufer, Sklavenräuber u. dgl. zielen, sie kann sogar die Policei eines Seehafens meinen; nur leider enthält die Schilderung in der „Odyssee“ Züge, die auf alles Das nicht recht passen wollen. Aber das Wort Crataiis (Κραταιΐς, die Übergewaltige, so hieß die Mutter der Scylla) scheint unverkennbar auf die Pest anzuspielen, vor welcher dem Odysseus angerathen wird, seine Leute durch einen Schutz, eine Quarantaine zu wahren ꝛc. ꝛc. 48.

Schutz des literarischen Eigenthums in England.

Die erste Anwendung der in voriger Parlamentssitzung erlassenen Bill zum Schutze des Eigenthums an literarischen Werken ist im Mai durch einen Kanzleibefehl erfolgt, welcher Druck und Vertrieb von Summerly's „Handbook for Hampton Court“ dem Verleger Henry Green Clarke in London und allen seinen Leuten, Agenten ꝛc. bis nach ausgemachter Sache verbietet. Es ist nämlich Klage dagegen erhoben wegen unerlaubter Benutzung von Artikeln eines andern Führers zu den Sehenswürdigkeiten von Hampton Court und von zwei im vorigen Jahre vom „Athenaeum“ über denselben Gegenstand gebrachten Aufsätzen. Derselbe Clarke ist es übrigens, auf dessen literarische Piraterie sich die Amerikaner den Vorwürfen des „Quarterly review“ gegenüber bezogen, indem er des Amerikaners Muzzy „Young maiden“ und „Young wife“ unter dem Titel „The english maiden“ und „The english wife“ nachgedruckt habe.

Karte von China.

Das Landkartendépôt der königl. Bibliothek in Paris erhielt vor einigen Monaten durch den von der Regierung vor zwei Jahren nach China geschickten Hrn de Jancigny eine Karte des ganzen chinesischen Reichs in acht Blättern eingesandt. Der chinesische Titel bezeichnet sie als verbesserten und berichtigten Abdruck der unter Khang-hi's und Khien-loung's Regierung ausgeführten, was die von den katholischen Missionaren im 18. Jahrhundert entworfene ist; allein davon schweigen die Chinesen wohlweislich. Die Revision dieser Karte begann 1822 und wurde 1832 beendigt; es sind blos Namen berichtigt und veränderte Abgrenzung der Districte eingetragen worden, im Übrigen aber gleicht sie völlig jener der Missionare, wie eine Notiz von Ed. Biot im „Journal asiatique“ vom Monat März nachweist. 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 301. —— 28. October 1843.

Die deutsche poetische Literatur seit Klopstock und Lessing. Nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Von Heinrich Gelzer.

(Fortsetzung aus Nr. 300.)

Was eine gesunde und unbefangene Auffassung der Literaturgeschichte an Goethe und Schiller stets gerühmt, daß sie nämlich die Poesie von allem Nebenwerk befreit und eine Bildung angestrebt haben, „die ganz selbständigen Geistes ihren Maßstab und ihr Gesetz in sich selber tragen und dem Menschen eine von Kirche und Staat (?) unabhängige Existenz erringen will" (S. 211), wird hier im Sinne des zaghaften Vorwurfs ausgeführt. Diese Unabhängigkeitserklärung menschlicher Bildung von jeder Autorität der Religion wie der Politik wird als die ästhetische Weltrichtung der Literatur Deutschlands bezeichnet.

Das Neue beider liegt nicht in Dem, was sie verneinen, sondern in Dem, was sie geben, indem sie es nämlich unternahmen, dem höher gebildeten innern Sinn eine Befriedigung zu gewähren ohne die Hülfe einer geschichtlichen Religion und eines besondern Vaterlands. (!) (S. 212.)

Schiller's Jugendzeit schon hatte mit dem innern Widerspruch der religiösen und philosophischen Überzeugung und dem äußern des innern Berufs mit der Lebensstellung zu ringen. Für den verlorenen positiven Glauben suchte er Ersatz in dem Pantheismus, welchem die Natur ein unendlich getheilter Gott war. Auch hiervon kam er zurück und in neuer Ungewißheit des Suchens schützte ihn nur die Kraft und Reinheit des Herzens. Sein Erkenntnißtrieb ergab sich bald in die von der Kant'schen Philosophie gelehrte Resignation, der zufolge ihm Thätigkeit und nicht das Erkennen des Übersinnlichen die irdische Bestimmung ausmachte. Dadurch gelangte er zugleich, als auch die gespannte Unruhe seines äußern Lebens einem gesicherten Zustande zu weichen anfing, zu einer sittlichen Beruhigung. In dieser moralisirenden Weise werden Schiller's Werke betrachtet. Der revolutionaire Zustand der Seele des Dichters wird in den „Räubern" wiedergefunden; von der Abspiegelung der Zeit, in der sie entstanden, und von ihrer prophetischen Bedeutsamkeit verlautet nichts. Dagegen aber ein „verstimmtes oder mitleidiges Wegwenden" von diesen Elementen einer wildgährenden Jugend und ein beklommenes Überschauen des Umfangs sittlicher und geistiger Verwüstung, die in Schiller's Seele vorausgegangen sein müsse (S. 210). Der ungeheure Beifall, den die „Räuber" fanden, leitet den Verf. nicht auf ein näheres Eingehen in die Ursachen desselben hin, sondern dient nur zu einer Anklage jener Zeit.

Für die Umwandlung Schiller's in seiner zweiten Periode haben vorzüglich drei Umstände zusammengewirkt: die Gründung eines häuslichen Lebens, seine geschichtlichen und seine philosophischen Studien (S. 221).

Die Ehe habe ihn in ein neues näheres Verhältniß zu den Menschen als Individuen, nicht als Begriffen gebracht, die Geschichte ihm die Kenntniß des wirklichen Lebens vermittelt, und die Philosophie ihm die Grundsätze gezeigt, die den Geist im Erkennen und Darstellen leiten sollen. Diese Momente werden umständlich ausgeführt. Bei Goethe wird darauf verzichtet, seine Bedeutung für die Literatur, sein unermeßliches schriftstellerisches Verdienst für Sprache und Bildung zu erörtern, wol aber soll mit aller Sorgfalt versucht werden, über das Wesentliche seiner Weltansicht ins Klare zu kommen, insofern sie seine Stellung zur religiösen, geistigen und sittlichen Welt bestimmte. Damit werde zugleich über die Unzähligen aufgeklärt werden, denen die auf ihm beruhende moderne Cultur ihre Religion geworden und die folgerichtig in ihm ihren ästhetischen Religionsstifter zu verehren haben würden.

Schon in seiner Werther-Periode schied sich Goethe mit vollem Bewußtsein von dem geschichtlichen Christenthum aus; „den tiefern Lebensinhalt des Christenthums, seine auch im Menschenbedürfniß ewig gegründete Wahrheit hat er nie erkannt, nie den im Dogma verhüllten unvergänglichen Lebenskeim zu entfalten gewußt" (S. 258). Er war schon im Beginn seiner Wirksamkeit mit einer pantheistischen Ansicht befreundet. Heftige Schwankungen zwischen religiösem Hingeben und Lossagen füllten sein Inneres; der reinere kindliche Ton, der sich trotz derselben noch nicht verloren, wurde durch das Leben in Weimar aus ihm verdrängt. Er äußert den bestimmtesten Widerspruch gegen den Glauben an die geschichtliche Wahrheit des idealen Christus. (Diesen letzten Punkt, der auf eine Splitterrichterei hinausläuft, indem er keine andere Begründung hat als die, daß Goethe an Lavater geschrieben habe: Dein Christus, womit Goethe ausspreche, daß er selbst keinen Christus habe — könnte man zum Nachtheile der Darstellung Hrn. Gelzer's gründlicher beleuchten, allein wer unbefangenen Auges den betreffenden Brief an La-

vater, im „Briefwechsel" (S. 130) nachliest, wird leicht einsehen, daß Goethe mit dem Dein nur die Gestalt oder das Bild bezeichnet, das sich Lavater entworfen, und wenn Goethe die Lavater'sche Auffassung nicht für die seinige annahm, so folgte er darin nur der Berechtigung, die jede selbständige Natur einer andern Natur gegenüber in Anspruch nehmen darf. Zu fodern, daß zwei Menschen sich über eine geschichtliche ideale Erscheinung dieselben und nur dieselben Vorstellungen machen sollen, ist so unbillig als es unvernünftig ist.) Seine zweite Periode wurde durch sein Studium der Natur und Kunst vorbereitet und zur Reife gebracht. Beide betrieb er mit derselben Andacht, mit der der Religiöse seinen Glauben hegt. „Kunstbetrachtung wurde ihm seine Religion und Kunstsinn seine Sittlichkeit", S. 278.) So mußte er sich, wie er that, ganz gegen seine frühern Freunde, Lavater, Claudius und Jacobi feindlich stellen. Damit zusammen steht Goethe's Lebensverhältniß in dieser Periode. (Mit entschiedenem Ernste aber leiser Andeutung wird auf sein Anknüpfen und Brechen von Verhältnissen hingewiesen und über leichte Productionen dieser Zeit „kein anderes Urtheil gefunden, als sich wegzuwenden mit Kummer und Unwillen", S. 280.) Die dritte Periode, seine 25 letzten Lebensjahre umfassend, zeigt ihn als einen gereiften, auf ein reiches, bewegtes halbes Jahrhundert sinnend zurückschauenden Geist. Die jugendliche Glut kehrt als tief in sich gekehrter Ernst des Alters zurück, das stolze Sich gewähren lassen weicht einer Innerlichkeit, die sich der Welt verhüllt, aber für jede tiefere und reinere Regung der Menschheit sich erweitert. Auch seine religiöse Gesinnung wird von dieser Umstimmung berührt, denn obwol er zum geschichtlichen Christenthum noch dieselbe Stellung wie in der Jugend einnimmt, so ist ihm die Angelegenheit doch wieder eine heilige geworden.

Wie Goethe Natur und wirkliches Leben, so vertrat Schiller Freiheit und Idee. Der Erstere wollte das innere ideelle Leben erst aus dem äußern natürlichen hervorgehen lassen, in welchem er sicher zu stehen glaubte. In dem Letztern entwickelte sich nie so mächtig das Gefühl der Verwandtschaft mit Leben und Natur; früh schon trennte er sich vom natürlichen Leben durch das Ergreifen des ideellen, in dem er lebte. Beide Richtungen sind tief im Menschen begründet. Das Wahre und Bleibende in beiden Richtungen ist längst in der christlichen Lebensansicht vereinigt. Daß der unermeßliche geistige und sittliche Schatz jener religiösen Weltanschauung wieder als der tiefste Aufschluß alles Strebens begriffen werde — darum war es den größten Talenten unserer Literatur bestimmt, auf ihre Weise den Umkreis menschlich möglicher Leistung zu durchmessen, den selbständigen Versuch durchzumachen, ob von ihrem Streben aus ein wahrer Mittelpunkt des Lebens sich finden lasse. (S. 310 fg.)

Herder tritt als der Repräsentant einer großen universell-religiösen Tendenz auf, die durch ihn in unsere Bildung und unser Leben eingeführt worden und an deren Fortbildung und allseitiger Begründung seitdem die verschiedensten geistigen Kräfte gearbeitet haben. Mit Hamann hatte er religiöse Tiefe und Innigkeit gemein, mit Lessing den allseitig anregbaren und anregenden rastlosen Bildungstrieb. Religiosität und Poesie im tiefsten Zusammenhange wurden das pulsirende Herz seines Lebens. In die Religion und ihre systematische Auffassung, die Theologie, brachte er eine poetische Erfrischung und Ergänzung, und die Lebensluft seiner Poesie war durchweg eine religiöse. Seine Religiosität war Intuition. Herder's Seele stand bei den damaligen Entartungen der Religion, der Alles benagenden Zweifelsucht und dem vom Geiste verlassenen Gewohnheitsglauben, gleich fern. Durch den Reichthum individuellen Lebens, den er besaß, wurde er zu einer unentbehrlichen beseelenden Macht für seine und die spätere Zeit. Der einen gemeinschaftlichen Charakter bezeichnende Ausdruck seiner Schriften dürfte der sein, daß Herder den Glauben nicht sowol gelehrt als gezeigt, daß er die Religion nicht bewiesen, sondern den Sinn für sie geweckt und genährt habe. Auch das Christliche bestrebte er sich, auf seine ursprüngliche Absicht, seinen ersten thätigen Sinn zurückzuführen. Den Geist des Christenthums setzte er weniger in irgend eine Lehre als in ein liebevoll thätiges, sich selbst vergessendes Dasein. Die überall verbreitete Gemeinde der in diesem Sinn Handelnden war ihm der eigentliche Zweck der Weltordnung. Er denkt sich sogar die Fortdauer des Christenthums unabhängig vom Verhältniß zu seinem Stifter, und berührt dadurch eine Grenze seines Bewußtseins, wo Hr. Gelzer von ihm abweicht. Die Veränderung, die später mit ihm vorgegangen, indem seine hohe ahnungsvolle Sprache oft einer verständlichen aber unbedeutendern Entwickelung Platz gemacht habe und seine Religiosität ermattet sei, wird daraus erklärt, daß jenes Gefühl, dem er vielmehr als der Erkenntniß seine Religiosität verdankt habe, ihm nicht sein ganzes Leben hindurch unangefochten geblieben sei. Den Gegnern und der eigenen Bildung gegenüber habe er seinem Ahnen und innern Schauen eine Unterlage von Begriffen und Gedanken bauen müssen.

Was Herder in der Theologie, war Jacobi in der Philosophie: die freie (?) Bewegung des Geistes gegen die Abgeschlossenheit der Systeme, die Rechte des Herzens gegen den Despotismus der Demonstration (!) und die lieblose Kälte der Selbstsucht beschirmend (S. 337). — Durch seine Schriften geht das eine ihn nie verlassende Streben: Gott im Menschen aufzusuchen, in unserm Innern die Stätte nachzuweisen, aus welcher im Glauben und Handeln der Sinn hervorgehe, welcher, der Welt fremd, allein Ewiges im Irdischen, Bewußtsein Gottes in der Menschheit zeige (S. 341). — War ihm Glauben die Quelle der religiösen Gewißheit und Liebe die des sittlichen Lebens, so stand er für die Verkündigung dieser christlichen Ideen dem Unglauben und Verstandesglauben entgegen, während er selbst zum geschichtlich und kirchlich Christlichen niemals in ein ganz zusagendes Verhältniß trat (S. 341).

Auf Jean Paul ging Herder's poetische und Jacobi's philosophische Erfassung und Beleuchtung der Religion über. Seine tiefe Wirkung und die begeisterte Aufnahme, die er fand, beruhte darauf, daß ein mit der Macht des Denkens vertrauter, mit poetischer Schöpferkraft reich begabter Geist wie der seinige die reinere Welt eines religiös gehobenern Daseins hervorgehen ließ (S. 355). Aus den Beengungen seiner Jugend erwuchs ihm das nie erlöschende Bedürfniß und Streben, den innern Sinn, die Freiheit der Seele und die höhere Hoffnung vor der

Unterwürfigkeit des äußern Lebens, vor der Gewalt des Schicksals und der Leidenschaft zu retten (S. 356). Neben dieser Erweckung und Verherrlichung des religiösen und sittlichen Sinnes geht ihm die Humoristik als ein freies das Leben belächelndes Spiel her (S. 367). In Bezug auf das geschichtliche und kirchliche Christenthum wird bemerkt (S. 373 fg.), daß er schon seit der Jugend davon losgerissen. Er scheint nicht einmal das Bedürfniß des Zusammenhangs mit der positiven Religion empfunden zu haben. In diesem Verkennen der Kirche und der in ihr ruhenden Kräfte erwartete er eine Wiedererweckung der Religion nur von der Poesie und Forschung (S. 376).

Die Religiosität Herder's und die Humoristik Jean Paul's wird in Hippel gefunden. Durch das mannichfaltigste Detail des von ihm geschilderten wirklichen Lebens blickt ein durch alles Sichtbare nicht gesättigter Sinn hervor.

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen aus Irland.*)

Gewiß muß Irland das Interesse des Reisenden in Anspruch nehmen, da es von allen europäischen Ländern wol die eigenthümlichsten Zustände aufzuweisen, und durch seine politische Stellung nach außen wie durch manchen Mißklang der innern Einrichtung, der natürlichen und socialen Verhältnisse, und mehr noch durch den Charakter der Bewohner, einen reichen Stoff zu der abwechselndsten Bildergalerie des Volkslebens bietet. Jener elastische Nationalcharakter, der zu allem Guten und zu allem Bösen gleich schnell bereit ist, sowie die Phantasie in Aufregung gebracht wird; der Titanenstolz, womit der schlichteste Bauer den Schillelah schwingt; die edle Freigebigkeit, womit der Bettler den Bissen mit dem noch ärmern Bettler theilt; die Anhänglichkeit der Eheleute, die bis zum Grabe hinaus reicht, sodaß zweite Ehen nur selten geschlossen werden; die Festigkeit der Familienbande überhaupt bis in das entfernteste Glied; der Contrast der hier und da so reichen Natur gegen die arme Menschheit; die Lumpenhülle der Bettler, und dabei deren poetische Reden beim Flehen um eine Gabe; der beinahe orientalische Bilderreichthum der Sprache im Verein mit der gewöhnlichen Sprachverstümmelung, die man als irish broque bezeichnet: — alle diese Eigenthümlichkeiten verleihen den gewöhnlichen Lebensereignissen eine gewisse Localfärbung, die kein anderes Land aufzuweisen hat. Die beiden Verf. des vorliegenden Buchs haben Irland mit großer Vorliebe bereist und den Charakter des Volks und des Landes mit vielem Geiste aufgefaßt; sie gehören zu jener Partei, welche an die sich täglich bessernden Umstände Irlands glaubt, und in der fortbestehenden Vereinigung mit England dessen Heil sucht. Hauptsächlich schreiben sie das Elend des Landes der Unmäßigkeit der Bewohner zu, und meinen, daß jetzt durch den Mäßigkeitsverein des Vaters Mathew, der mittels einer kleinen Medaille von Blech die Einwohner Irlands zu Tausenden des Trunks entwöhnt hat, ein Hauptschritt zur Verbesserung der Lage Irlands geschehen sei. Diese Ansicht spricht sich schon in den ersten Seiten der Reise aus:

„Eine Reise nach Irland ist jetzt etwas ganz Anderes als damals, wo die Anwendung des Dampfes noch nicht bekannt war und die Schiffahrt von Wind und Wellen abhing. Man bediente sich eines kleinen Kauffahrers oder Schooners als Packetboot; die ziemlich kleine Kajüte war mit Lagerstätten umgeben, wovon nur die für die Frauen bestimmten eines Vorhangs sich erfreuten. In der Mitte stand ein Tisch, der indessen selten benutzt wurde, da man sich nur selten die Mühe nahm förmlich Mittagstafel zu halten, indem jeder Passagier seine eigenen Vorräthe mitgenommen hatte, deren er sich bediente, so oft und wann eben Hunger oder Durst bei ihm einkehrten, und welche er oft bei der Rückkehr seiner Eßlust bedeutend vermindert fand, weil irgend ein der Seekrankheit nicht unterworfener Reisender ohne viele Umstände der fremden Bissen sich bemächtigt hatte."

„Der Schiffsaufseher war gewöhnlich ein ungeschickter Bursche, dessen einziges Verdienst in der Gelenkigkeit bestand, womit er die unglücklichen Seekranken bediente. Die Überfahrt selbst glich einer Art von Purgatorium, dem man sich denn natürlich auch in äußerster Noth unterzog, um so mehr, da aller Mangel an Bequemlichkeit und Comfort diese Reise unerträglich machte und überdies oft statt der herkömmlichen drei bis vier Tage ebenso viele Wochen dabei verloren gingen. Einmal sahen wir uns gezwungen, einen ganzen Monat zwischen den Häfen von Bristol und Cork zu verweilen, wiederholt nach dem elenden Dorfe Pill zurückzufahren und dabei noch stets die Angst auszustehen, daß der Wind sich drehen und das Packetboot forttreiben könnte. Indessen waren wir dabei nicht so übel daran, wie ein Offizier, dessen zweimonatlicher Urlaub gerade an dem Tage endigte, als das Fahrzeug an der heimatlichen Küste von Irland landete."

Unter solchen Verhältnissen wundert sich wol Niemand darüber, daß in jener Zeit der Verkehr zwischen beiden Ländern sehr unbedeutend gewesen, und England und Irland gegenseitig sich so fremd waren, als ob der zwischen ihnen strömende Kanal ein gänzlich unfahrbarer Ocean wäre.

Die Erfindung der Dampfschiffe hat nun beide Inseln beinahe in ein einziges Land umgewandelt, und eine Reise von Liverpool nach Dublin, oder von Bristol nach Waterford und Cork ist viel bequemer und minder ermüdend als eine Fahrt nach York. Hieraus erwuchs denn natürlich die Folge, daß Vorurtheile und Nationalirrthümer beider Länder mehr und mehr schwanden, daß beide gegenseitig sich kennen und schätzen lernen, und daß die auf gegenseitigen Interessen beruhende Union sich mehr und mehr befestigen wird.

Die zahlreichen Dampfschiffe zwischen den beiden Ländern haben in der That den Verkehr beider so sehr erleichtert und befördert, wie kaum eine Brücke über den Kanal von St.-Georg es vermocht hätte, und die Eleganz dieser Fahrzeuge, die Wohlfeilheit einer solchen Fahrt und die zarte Berücksichtigung des Comforts für die Reisenden haben die früher so langwierige, langweilige, theure und gefahrvolle Reise in eine angenehme Spazierfahrt verwandelt. Dennoch sind damit noch beiweitem wichtigere Vortheile verbunden, indem dadurch die Hülfsquellen beider Länder bedeutend vermehrt, die moralischen und socialen Zustände beider Völker sehr verbessert wurden:

„Vor 16 Jahren errichtete die Dampfschifffahrtsgesellschaft von St.-Georg zwischen dem Hafen von Cork und den Häfen von Dublin, Liverpool, Bristol und späterhin auch von London eine Packetbootfahrt, und von jenem Augenblick an stieg auch der Werth des Bodens bei dem armen Irländer. Früher war er das Opfer der Zwischenhändler gewesen, welche alle seine Producte auf den Landmärkten zusammenkauften und ihn zwangen, für den von ihnen festgestellten Preis zu verkaufen, oder oft 20 Meilen Wegs seine Waaren weiter hineinzuschleppen. Das irländische Sprüchwort: ‚Das Schwein bezahlt die Rente!' traf wörtlich ein; denn der Markttag war der Tag, wo die Renten bezahlt werden mußten."

„Jetzt ist der Landmann selbst Händler geworden und verführt selbst seine Schweine, sein Federvieh und seine Eier nach England, um sie dort theuer an den Mann zu bringen. Dort sammelt er auch Kenntnisse von Menschen und Sitten, denn er ist von Natur neugierig und klug und sieht sich überall gern um, erkundigt sich nach Allem unterwegs, untersucht alles im andern Lande ihm fremd Erscheinende, und bringt dann allerlei Verbesserungen und Kenntnisse in seine Heimat zurück, woraus er Nutzen zieht, der sich schnell bei seinen Nachbarn verbreitet."

„Demnach ist man zu der Voraussetzung einer materiellen

*) Ireland, its scenery, character etc, by Mr. and Mrs. *S. C. Hall* (London 1842).

Verbesserung in Irland berechtigt, wie solche denn auch vorzüglich in der Umgebung der Seehäfen sehr augenscheinlich sich kundgibt. Besser gekleidet erscheint der Bauer, besser gebaut seine Hütte, civilisirter sein Benehmen und ganzes Wesen, als sonst. Mag immerhin die niedrigste Classe der Wohlthaten dieser großen Veränderung noch nicht theilhaftig geworden sein, so haben doch alle höhern Classen schon wesentliche Fortschritte gemacht, und das irländische Volk wird nach und nach in jeder Hinsicht dem englischen sich gleichstellen."

„Daß diese wohlthätige Veränderung durch die Erfindung, den Dampf als Locomotiv zu benutzen, veranlaßt worden, kann Niemand mehr bezweifeln; aber ebenso wenig darf geleugnet werden, daß auch andere Umstände dazu mitgewirkt haben."

„Wir unternahmen im J. 1838 eine Reise nach Irland, eine zweite 1840, und fanden die Fortschritte während dieser zwei Jahre so außerordentlich, daß Manches davon unglaublich erscheinen dürfte, läge es nicht thatsächlich vor, während wir bei allen unsern frühern Besuchen an Land und Leuten nur unbedeutende Veränderungen wahrgenommen und solche während 20 Jahren immer wieder ganz auf derselben Stufe gefunden hatten. Ja, wachsen die Fortschritte in gleichem Verhältnisse wie in den beiden letzten Jahren, so kann das Resultat dieser Veränderung für das Land und für ganz Großbritannien nicht hoch genug angeschlagen, kaum ermessen werden."

Irland ist reich an Volkstragödien. Welches Elend bietet nicht der Bettlerstand mit seinen Lumpen, dem stummen und beredten Flehen, der jedem District eigenthümlichen Weise des Bittenden. Welche Scenen des Kummers stellen die Gefängnisse dar, die so manches Opfer, das sich, durch Mangel und üble Behandlung angetrieben, gegen die Autoritäten vergangen, umschließen. Und nun die Auswandernden, dem schönen Irland, dem geliebten Vaterland Entsagenden, die in ferne Länder ziehen, um fremden Boden zu bebauen, während noch im eigenen Vaterlande so viele tausend Acker unbebaut liegen.

Cork ist der Einschiffungshafen für die Auswanderer im südlichen Irland, und die australische Auswanderungsgesellschaft hat dort einen Agenten. Herzerreißende Scenen wiederholen sich da von Zeit zu Zeit auf dem corker Quai, und in Irland, wo die Familienbande so innig sind, muß das Zerreißen derselben, das Trennen noch viel schmerzlicher als anderswo sein. Ein anderer tragischer Charakterzug in Irland sind die herabgekommenen Familien:

„Das Schicksal des einst so mächtigen Clans Mac Carthy ist das der meisten alten Familien in Irland, deren Nachkommen in gerader Linie man oft als Tagelöhner arbeiten sieht, in der Nähe der Ruinen von Schlössern, wo einst ihre Voreltern geherrscht. Da in vielen Fällen kaum ein Jahrhundert zwischen ihrer Größe und ihrer Erniedrigung liegt, so ist es kein Wunder, wenn sie zuweilen dem Glauben sich hingeben, daß der Besitz, der durch die Flut der Eroberung hinweggeschwemmt worden, durch die Ebbe der Ereignisse wieder zurückkommen könne. So sahen wir den legitimen Erben der alten Beherrscher und Inhaber von Westcarbery, der, als er den Boden grub, einen Augenblick mit Arbeiten inne hielt und auf seinen Spaten gelehnt, nach den Bergen und Thälern so weit, als sein Auge reichte, deutete, und von dem großen Districte, dessen Beherrscher seine Großväter gewesen, sprach, als gehörte er ihm noch immer an."

Der jetzige Besitzer eines Theiles der Mac Carthy-Güter fand einst in seinem Bezirke, am Fuße eines alten Baums, einen alten Mann, welcher schluchzte, als wollte ihm das Herz brechen. Als er ihn nach dem Grunde seines Kummers fragte, erhielt er zur Antwort: „Ich bin ein Mac Carthy, der einstige Besitzer dieser Ländereien; diesen Baum habe ich gepflanzt und kam hierher, um ihn mit einer Thräne zu netzen. Morgen segle ich nach Spanien, wo ich seit der Revolution als Verbannter und Geächteter gelebt habe, und jetzt sage ich das letzte Lebewohl dem Orte meiner Geburt und der Heimat meiner Ahnen."

Man sieht in Irland ebenso viel „verwirkte Ländereien" als alte irländische Namen; manche waren den Parteigängern des triumphirenden Cromwell im Ganzen zugefallen, andere unter sie vertheilt worden. In der Geschichte der Grafschaften findet man häufig folgende vielbedeutende Worte: „Er schlug sich zu den Irländern und ward seiner Güter verlustig erklärt"; oder: „Wilhelm's III. englische und holländische Parteigänger theilten das Eigenthum der alten Irländer." Und im ganzen Lande findet man keine von der anglo-normannischen Invasion herstammende Familie, deren Nachkommen einen einzigen Acker von den einst so großen Gütern ihrer Vorfahren besäßen. Ohne Zweifel hat die Zeit viel dazu beigetragen, die Unglücklichen mit ihrem Schicksale auszusöhnen, und die Erinnerung an vergangene Größe schwindet täglich; doch ist noch immer genug davon vorhanden, um von Übelwollenden zur Aufwiegelung des Volks benutzt zu werden:

„Unter dem Protectorat ward Maurice Viscount Roche geächtet und seine Güter unter die Soldaten Cromwell's vertheilt, dessen Vorschlag eines Vergleichs der loyale Verbannte verweigert hatte. Später erhielt er ein Regiment in Flandern und duldete jede Entbehrung, um seinen Gehalt mit dem König Karl II. zu theilen. Dann mußte Lord Roche seine Stelle verkaufen, um seine Schulden zu bezahlen, und hoffte natürlich bei der Restauration, mit seiner Ehre auch seine Besitzthümer wiedererstattet zu sehen. Karl wollte indeß sich nicht des treuen Freundes im Unglück erinnern, und ohne die Wohlthaten des Herzogs von Ormond wäre Lord Roche in Mangel gestorben. Die Undankbarkeit Karl's II. gegen seine irländischen Anhänger und die Nachkommen Derer, welche im Kampfe gegen den Usurpator gefallen waren, ist einer der schwärzesten Flecken seiner Regierung. Viele von ihnen hatten — wie Lord Roche — nicht nur Entbehrungen, sondern sogar Mangel erduldet, um seiner Sache zu dienen, und als er die Mittel in Händen hatte, sie wieder in ihre frühern Besitzungen einzusetzen, behandelte er sie mit Gleichgültigkeit und Vernachlässigung. Zwei Beispiele mögen hier den traurigen Schluß der Geschichte des Lord Roche darthun. Zwei oder drei alte Leute erinnerten sich noch recht wohl einer Lady Roche, welche in zerlumpten Hofkleidern in den Straßen von Cork bettelte; sie war nahe an den Siebzig, und wahrscheinlich dieselbe, welche der Erzbischof Buller dem Herzog von Dorset zur Pension vorschlug. Im Anfange dieses Jahrhunderts kehrte ein Reiter bei einem gewissen Herrn Croker, in der Grafschaft Tipperary, ein; beim Absteigen vom Pferd trat ein großer, ungeschickter Mensch, der halb als Knecht, halb als Jäger gekleidet war, vor, um das Pferd in den Stall zu führen, und ward von Herrn Croker als ‚Mylord' angeredet. Der erstaunte Fremdling erfuhr nun auch, daß dieser Stallknecht wirklich ein Lord Roche sei, der sich um Pferde und Hunde verdient mache, mit der Dienerschaft in der Küche lebe, doch im Stolz auf seine Geburt sich nicht entschließen könne, Löhnung anzunehmen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 302. —— 29. October 1843.

Die deutsche poetische Literatur seit Klopstock und Lessing. Nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Von Heinrich Gelzer.

(Beschluß aus Nr. 301.)

Wie das Classische dem Verf. an unzähligen Stellen und ausdrücklich (S. 385) als heidnisch gilt, so sieht er ebenso ausdrücklich die Romantik als christlich und germanisch an. Die schönste Eroberung, die unsere Literatur machte, als sie im vorigen Jahrhundert das classische Element in sich aufnahm, wird als ein Ausscheiden von christlicher und deutsch-nationaler Gesinnung hingestellt, und das Herabsinken von jener reinen Höhe wird als Fortschritt aufgefaßt. „Naturphilosophie, religiöse Mystik, Geltendmachen der romantischen Literatur" wird als gemeinsamer Charakter der neuen Schule erkannt. Novalis' Streben war es, die Natur durch die Poesie zu verklären. Neben dem Reinsten und Höchsten seiner Schriften bricht in einzelnen Äußerungen eine verwerfliche Mystik hervor. Er wird nach doppeltem Maßstabe gemessen, nach den Äußerungen, zu denen ihn seine gewagte Speculation und seine Phantasie hinrissen, und nach den Offenbarungen seines edeln und tiefen Gefühls, die in seinen geistlichen Liedern niedergelegt sind. Die erstern werden als unreife Erscheinungen der Jugend, die letztern als das wahrhaft Bleibende in ihm angesehen. Sein Hinneigen zum Katholicismus und sein unreifes Aburtheilen über die Reformation finden ihre Misbilligung. Er vermochte nur in einer Rückkehr zur Religion die Möglichkeit zu erblicken, wie Europa von „den politischen Seuchen" genesen könne und habe hierin (S. 394) die bedeutsamste Losung des neuen Jahrhunderts ausgesprochen. Aber „nirgend findet sich eine Spur, daß ihm der Sinn für das Geschichtliche des Christenthums wahrhaft aufgegangen sei. Ihm flossen Christenthum, Religion und Mystik unbestimmt ineinander." (S. 396.)

Wie bei Novalis die romantische Poesie, so bildet bei Wackenroder die romantische Kunst den Mittelpunkt seines Strebens. Natur und Kunst sind in seinen Augen der Spiegel, in welchem menschliche Sinne das Göttliche erblicken. Er betrachtete es als Aufgabe der Kunst, begeisternder Ausdruck Dessen zu sein, was im Herzen der Gläubigen lebe. Die Weihe der innern Empfindung setzte er hoch über alle Vollendung der Form So wurde er Vorläufer und Kanon jener deutsch-romantischen Kunstschule, die in Rom, Düsseldorf und München verwirklicht, was er ersehnte. (S. 404.)

Als wissenschaftliche und kritische Vertreter der Romantik werden die Schlegel aufgefaßt. Des ältern Schlegel Bedeutung beruhe viel minder auf selbständiger tiefer Begründung der romantischen Grundideen als auf Besprechung und Verkündigung der Romantik. Seine nähere Würdigung dürfe daher in eine ästhetische Literaturgeschichte verwiesen werden (S. 409). Friedrich Schlegel (der Adel wird hartnäckig ignorirt) sei dem Bruder in Gehalt und Ernst der Gedanken, in der Tiefe ursprünglichen Lebensgefühls ohne Vergleich überlegen. Anfangs in Kritik und Philosophie ein Sproß des Fichte'schen Idealismus und einer Vermischung mit pantheistischer Naturvergötterung, stolz herabblickend auf positive Religion und sittliche Anfoderungen, im Leben und Denken nur den Offenbarungen des genialen Ich unterthan, befreundete er sich, seit dem pariser Aufenthalte, darauf mit der katholischen Fassung des Christenthums und trat dann, „nicht aus der lebendigen Gemeinschaft der evangelischen Kirche, sondern aus einem ästhetischen Heidenthume" (S. 413) zum Katholicismus über. Er theilte nun (seit 1808) seine Kräfte zwischen Vaterland und Kirche, Politik und Religion. Historisches Recht, christlicher Staat ward seine Losung. Der Gedankenmittelpunkt, von welchem aus er die Geschichte und das eigene Leben zu verstehen sucht, bildet die christliche Grundidee einer Zerrüttung des göttlichen Ebenbildes im Menschen und einer Wiederherstellung desselben im Christenthume (S. 417). Übrigens war er Katholik doch nur in seiner Weise. Er betrachtete den Katholicismus für das beste, ja für das einzige Gefäß für „ein höheres mystisches Christenthum".

In Tieck, der mit beschaulicher Phantasie die kühlste Zweifelsucht verbinde, habe stets der Keim einer höhern religiösen Gewißheit gelegen, und zu bedauern sei es nur, daß dieser nicht die Gesammtheit des Lebens siegreich durchleuchtet habe. Alle Untersuchungen, alles Denken soll ihm, eigenem Geständniß zufolge, nur den Glauben und die unauslöschliche Liebe bestätigen.

Das Geheimnißvolle, Überirdische der Religion weiß er sich mit Liebe anzueignen. Ihn ängstigt nur die Möglichkeit, daß eine ascetische Richtung des Christenthums, gegen Kunst, Poesie und Wissenschaft sich wendend, die harmlose Freude an der uns umgebenden Welt Gottes zerstören könne. Er scheint unentschieden über den verschiedenen Kirchen zu schweben oder allen gleichmäßig anzugehören. (S. 424.)

Der Verf. kennt die Vorrede zu „Evremont" nicht, in der dies geradezu eingestanden wird. Die Belegstellen für diese Sätze sind sehr unglücklich gewählt, indem die Aussprüche, die der Dichter seinen Novellengestalten gibt, für des Dichters eigene Ansicht genommen werden. Dadurch verräth sich der Mangel eines Sinnes für die Auffassung objectiver Poesie und zugleich eine Willkür, die, consequent fortschreitend, jede Äußerung einer Dichtung für den selbsteigenen Herzenerguß des Autors ansehen könnte. Überhaupt ist dieser Abschnitt über Tieck — auch vom Standpunkte des Verf. — in einer Weise mangelhaft, daß wir eine Erklärung darüber nur in der Annahme eines beschränkten Studiums der Tieck'schen Werke finden.

In Zacharias Werner steigerte sich die Romantik ins Excentrische und verkehrte sich zum Zerrbilde. Alle Familienzüge der Romantik sind ihm entstellt eigen; die Sinnlichkeit zerstörte, die Mystik betäubte, der Katholicismus überwältigte ihn. Erschütternd führt sein Leben, wie kaum ein anderes, den traurigen Beweis, wie weit selbst religiöse Anlagen verwildern können, wenn sie mit dem Trieb nach sittlicher Vollendung nicht auf das innigste verwachsen (S. 431).

Eine kleine Abschweifung, neben Hoffmann, H. v. Kleist, Brentano vorüber, nennt mehr die Namen A. Müller, Haller, Jarke und Görres, als daß diese Männer gewürdigt werden. Doch wird Haller vollkommen preisgegeben (S. 438 fg.). Kurz und höchst ungenügend wird über Arnim geredet; in ähnlicher Weise steht der Name Schenkendorf über einigen körnigen Lobsprüchen, ohne nähere Ausführung. Überhaupt werden die Untersuchungen (seit Werner) immer schmächtiger und hastiger und die Augenpunkte sind mehr politisch-patriotische als christliche. In dieser Weise wird über Arndt Dürftiges, über Fichte etwas Ausführlicheres, Ungenügendes wieder über Görres und Steffens beigebracht. Kaum mehr als genannt werden Fouqué, Eichendorf, Chamisso. Ebenso cursorisch wird „der gesunde frische Nebenzweig, welcher der Romantik in Schwaben erblühte", abgethan. „Heilig ist ihnen (Uhland, Schwab, Pfizer, Kerner u. A.) jedes religiöse Gefühl, darum auch das des Mittelalters" u. s. w. (S. 459). Nebenher wird Lenau's „Savonarola" „als Vorbote einer neuen christlichen Poesie" begrüßt. Am Schlusse dieses Abschnitts tritt dann neben Spitta und A. Knapp noch ein gepriesener Reigen mittelmäßiger Poeten hervor, als da sind Albertini, Garve (Ludwig Garve?), Möwes, Lange. Gerühmt werden sie, weil sie geistliche Lieder dichteten.

Ein Anlauf wird noch einmal bei Rückert genommen. Durch die sittliche Unschuld seiner Poesie erinnert er an Herder; in diesem Punkte mit Goethe verglichen „kann er in den Augen Derer, die Rein und Unrein zu unterscheiden wissen, nur gewinnen" (S. 465). Bei ihm ist, wie bei Tieck, Sinn und Ausdruck für jede Sprache und jede Form des religiösen Gefühls da, dagegen tritt das Unterscheidende des positiv Christlichen nur selten hervor. Bei Platen, dem Schlußstein des Buchs, wird nichts ausgezeichnet als „die wunderbare Vollendung der Form" (S. 469). Im Übrigen soll weder Gedankenfülle noch Reife der Gesinnung festhalten. Vielmehr bilde der Inhalt meist zu der Ruhe und Gediegenheit seiner Form einen peinlichen Gegensatz ein Gemüth, das, vom Durst nach Ruhm gestachelt, vom Zorn gegen Gegner und Neider verfolgt, von der Lust der Welt bald schlürfen, bald ihren Becher mit Ekel von sich schleudern wolle — ein Seufzen des ewigen Menschen, der weder in sich noch im Leben sich heimisch fühle. Die ihm nöthige Gemeinschaft religiöser Freunde sei ihm, seiner Versicherung zufolge, nicht vergönnt gewesen. Wir würden auf diese Diatribe nichts erwidern, wenn nicht gerade am Schlusse eine wahrhaft böswillige Insinuation gegen den Dichter sich hinstellte. Die Frage, wessen Schuld es gewesen, daß der Dichter nicht mehre als Einen Frommen gesehen, solle lieber unterdrückt werden; sie sei zweischneidig (S. 470). Nicht Platen gab jene Klage, daß nur Ein Frommer zu sehen gewesen sei, sondern er läßt sie eine seiner satirischen Personen im „Oedipus" aussprechen. Hr. Gelzer begeht hier wieder den schon bei Gelegenheit der Tieck'schen Beleuchtung verschuldeten Fehler, die objectivirte Stimme des Dichters mit der immediaten desselben zu verwechseln. Und dieser Fehler kommt im Buche unzählige Male vor, hauptsächlich in der Charakteristik Goethe's. Gesetzt aber auch, Platen hätte wirklich selbsteigen jene Klage ausgesprochen, war es denn der christlichen, der sittlichen Denkart, die Hr. Gelzer so oft in seinem Buche in Anspruch nahm, irgend angemessen, den Vorwurf gleich umzudrehen, und nun Platen gleich für einen Unfrommen zu erklären? Gewiß Platen war nicht in dem Sinne fromm, in welchem nach Hrn. Gelzer es zu sein allein möglich ist; wer aber eine hohe sittliche Würde in dem Dichter verkennt, hat ihn entweder nicht gelesen oder nicht verstanden. Welchen dieser beiden Fälle Hr. Gelzer verziehen möge, der eine ist für ihn so nachtheilig als der andere.

Nach dieser ausführlichen Beleuchtung des merkwürdigen Buchs, die nichts Wesentliches desselben übergangen hat, überlassen wir den Lesern zu entscheiden, wie weit der Verf. seinem Vorsatze getreu geblieben ist, nicht urtheile, sondern Aufschlüsse zu geben (S. 86), oder, wie er sich ein ander Mal ausdrückt:

> Nicht ein Individuum zu beurtheilen, sondern an dem Individuum die Gesetze des Ganzen, die Bedingungen des Lebens zu erforschen, steht als Ziel vor uns. (S. 230.)

Zum Schlusse bemerken wir noch, daß Hr. Gelzer zuerst (S. 257) die von der Kestner'schen Familie in Hanover, und speciell von dem Legationsrath Kestner in Rom mit echt hanoverscher Publicitätsscheu bisher geheim gehaltenen Goethe'schen Werther-Briefe inhaltsweise mitheilt.

K. Gödeke.

Skizzen aus Irland.

(Fortsetzung aus Nr. 301.)

Seit mehren Jahren waren alle Zeitungen mit den Bildern des irländischen Elends angefüllt, und wir lasen die entsetzlichsten Schilderungen der durch Trunk und Unordnung herbei-

geführten Armuth, sowie auch die zahlreichen Unruhen, theils Empörungen gegen die Autoritäten, theils Schlägereien über Privatstreitigkeiten, welche im Whiskyrausch bis zum grausamsten Morden getrieben wurden. Mrs. Hall gibt uns dagegen Bilder des jetzt nach und nach sich wieder erhebenden Wohlstandes: den Schiffer, den sie ein Jahr zuvor als unverbesserlichen Trunkenbold verließ, findet sie als ordentlichen Hausvater wieder; die Hütte ist reinlich, die Kinder gekleidet, und er trägt auch wöchentlich Geld in die Sparkasse. Alles Das, weil er dem Vater Mathew den Mäßigkeitseid geleistet und die Medaille genommen hat. Es wäre schwer, ein Wort oder Zeichen auf dieser Medaille zu entdecken, wogegen man irgend eine Einwendung machen könnte, und mit dieser Mahnung an den Eid ist durchaus kein Aberglauben verbunden, obgleich sich wol auch abergläubische Ideen hineinmischen mögen, da die Meisten, welche den Eid geleistet haben, überzeugt sind, daß ein Bruch desselben ihr Unglück herbeiführen werde. Sie gehen noch weiter und glauben, daß Herr Mathew die Macht besitze, alle Krankheiten zu heilen und seine Anhänger vor allen geistigen und physischen Gefahren zu schützen, gegen welchen Irrthum Herr Mathew sehr ankämpft, obgleich er nichts gethan hat, ihn herbeizuführen. Wer die irländischen Bauern kennt, muß wissen, daß es unmöglich ist, sie durch Vernunft zu leiten, und überdies haben sie von jeher abergläubische Begriffe an ihre Priester geknüpft.

Diese seit zwei Jahren eingeführte Mäßigkeit, welche bei Jahrmärkten und andern Gelegenheiten statt der Whiskybuden Kaffeehäuser veranlaßt, hat auf alle Volksvergnügungen und Familienfeste großen Einfluß. Die Hochzeiten und Todtenfeiern gehen jetzt ruhig ab, und die irländische Gastfreiheit waltet ob, ohne die Unmäßigkeit zu befördern. Die Todtenwachen, die sonst einen Auftritt des Greuels und der Trunkenheit boten, sind jetzt ganz der ursprünglichen Poesie dieser Sitte wieder anheimgefallen.

Dem irländischen Bauer liegt während seines ganzen Lebens nichts so am Herzen als der Gedanke an seine Todesfeier, und er wird gern die höchste Armuth ertragen, wenn er nur genug zusammensparen kann, um eine schöne Todtenwache und ein anständiges Begräbniß zu erhalten. Um dieses Zweckes, doch um keines andern willen, wird er sparen, und man sieht häufig Familien, welche in Lumpen gekleidet sind und im größten Elende leben, einige unberührte Kleidungsstücke zum Begräbnißtage beiseite legen. Der Irländer denkt dabei nicht allein an sich selbst, sondern wünscht auch sehnlich, daß die Freunde sich bei seiner Todtenwache etwas zu gute thun mögen, und wenn seine Umstände auch noch so ärmlich waren, so können doch seine Nachbarn auf einen Schmaus nach seinem Tode rechnen, und seine letzten Anordnungen betreffen weniger das künftige Schicksal der Familien als die Ceremonien und Vorbereitungen der nahen Todtenwache.

Diese Formalitäten beginnen beinahe sogleich, nachdem das Leben entflohen ist; die Leiche wird ausgestellt und die Todtenwache fängt an. Zuerst wird der Priester gerufen, welcher eine Messe für die abgeschiedene Seele liest, was gewöhnlich in dem Zimmer, wo der Todte ruht, stattfindet. Die Freunde des Verstorbenen halten es für eine heilige Pflicht, bis zur Grablegung bei dem Körper zu wachen, und nicht weniger heilig ist die Pflicht, ihn zu Grabe zu begleiten.

Dicht neben der ausgestellten Leiche setzt man Schüsseln mit Rauch- und Schnupftaback und angezündete Lichter, gewöhnlich gibt man auch Salz. Die Frauen des Hauses stellen sich auf beide Seiten, und dann beginnt die Caoine oder der Todtengesang. Die Sängerin der Caoine wird gewöhnlich für ihre Mühe bezahlt und erhält eine Krone oder ein Pf. St., je nach den Mitteln der Familie; und solche Frauen leben von dieser steten Darstellung des tiefsten Wehs.

Oft geschieht es indeß, daß eine Freundin oder Verwandte des Verstorbenen die Gabe der Poesie besitzt und dann aus Liebe zu ihrem Verwandten dessen Andenken umsonst ein Klagelied weiht. Die irländische Sprache, welche kühn, verständlich, reich an zärtlichen Benennungen und eigenthümlichen Schönheiten ist, eignet sich ganz besonders für Lob oder Satire; ein Segen ist rührend und ergreifend, und ein Fluch außerordentlich stark, bitter und beißend. Die Schnelligkeit und Leichtigkeit, womit beide ausgesprochen werden, und die epigrammatische Kraft jeder Schlußstanze der Caoine ermangeln nicht, den Augen des gleichgültigsten Zuschauers Thränen zu entlocken, und regen die ganze Gesellschaft außerordentlich auf. Dieser Auftritt muß einen dramatischen Effect hervorbringen: die Dunkelheit des Todtenzimmers, welches nur von den die Leiche beleuchtenden Lichtern erhellt ist, die Art und Weise des Gesangs, das tiefe unterdrückte Schluchzen der nähern Verwandten, Alles erhöht die Wirkung der Caoine noch mehr. In der freien Luft aber, wenn ein Priester oder eine sehr geachtete und geliebte Person zu Grabe getragen wird, und der Zug sich durch irgend einen Bergpaß windet, ist die Caoine, die von tausend Stimmen gesungen und von dem Echo weiter getragen wird, außerordentlich schön.

Eine sehr alte Caoine, die häufig gesungen wird, soll, zufolge einer Tradition, von einem Chore unsichtbarer Geister über dem Grabe eines der ersten Könige Irlands gesungen worden sein. Wenn die Vorsängerin eine Stanze der Caoine geendigt hat, dann fängt sie das Klagegeschrei an, worein alle Anwesenden einstimmen. Hierauf erfolgt eine momentane Stille, bis die neue Strophe anfängt, die abermals in Klagen endigt. Die Caoine besteht gewöhnlich aus einer Anrede an die Leiche, als z. B.: „Warum starbest du?" u. s. w.; oder in einer Schilderung des Todten, seiner Eigenschaften oder Reichthümer u. s. w. Sie wird meist extemporirt, und es ist oft erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit die Sängerin die Verse zusammenstellt und ihre poetischen Gleichnisse und Bilder der Leiche anpaßt. Nur der die Sprache Verstehende kann das beurtheilen, da bei der Übersetzung das Verdienst dieser Composition verloren geht.

Das Klagelied muß nicht allein von der Klagesängerin gesungen werden, auch jede andere gegenwärtige Person, welche die Gabe der Poesie besitzt, kann ihren Vers anbringen, was auch öfters geschieht. So vergeht die Nacht unter Klagen und Schweigen, da jeder neue Ankömmling das Signal zur Wiederholung der Caoine gibt. Wir sahen indeß Leute eintreten, welche, anstatt sich neben der Leiche niederzulassen und dadurch anzudeuten, daß sie in die Caoine einstimmen wollen, schweigend niederknieten und ein stilles Gebet für die Ruhe der Seele darbrachten. Die Pausen der Caoine sind indeß nicht immer still, oft werden sie mit kleinen Spielen von den jungen Leuten ausgefüllt, und von den ältern, ernstern mit Erzählungen von Gespenstergeschichten. Auch ist es nicht ungewöhnlich, diese Zeit mit religiösen Gesprächen auszufüllen, da meist unter einer größern Gesellschaft sich einige Protestanten befinden.

„Die Caoinesängerin ist gewöhnlich eine alte Frau, und wenn sie auch noch ziemlich jung sein sollte, so gibt doch die Ausübung ihres Berufs ihr den Anstrich des Alters. Nie werde ich ein solches Weib vergessen, das ich einst bei der Leiche eines Jünglings, des Sohnes wohlhabender Ältern sah, der eine gute Todtenwache hatte. Er war von der Polizei getödtet worden, als er sich dem Arrestbefehl widersetzte. Als wir das Zimmer betraten, saß die Frau auf einem niedrigen Schemel neben der Leiche, lange, schwarze, ungekämmte Locken hingen auf ihre Schultern herab. Sie hatte das tiefliegende, graue Auge, das im Lande so gewöhnlich und jedes Ausdrucks fähig ist, vom bittersten Hasse, der wüthendsten Rache, bis zu den sanftesten, wärmsten Gefühlen. Der große blaue Mantel war an den Hals geschlossen, doch barg er nicht die Umrisse ihrer langen hagern Gestalt, als sie gleichsam in plötzlicher Begeisterung aufsprang, erst die Hände über die Leiche hielt, und sie dann wild über ihr Haupt schwang, indem sie mit tiefer, monotoner Stimme ihr Lied sang und dann und wann in lebendiger Weise einfiel. Sie wußte die verschiedensten Stellungen anzunehmen, um ihren Worten noch mehr Ausdruck zu verleihen, und die Beschreibung der guten Eigenschaften des Verstorbenen noch überzeugender zu machen. ‚Schnell und leicht war sein Fuß', sagte sie, ‚auf Berg

und Thal; sein Schatten erfüllte die Feinde mit Furcht. Schnell und furchtbar schwang er die Waffen in der Luft; Überfluß herrschte in des Vaters Hause, und der Reisende verließ es nie mit leeren Händen. Doch die Tyrannen haben sein Alles genommen, bis auf das Herzblut, und am Ende auch dieses. Die Mägdlein der Berge mögen weinen am strömenden Flusse und die Blume des Landes betrauern, denn er kehrt nicht wieder. Er war der Letzte seines Vaterhauses, doch seine Leute waren viel auf dem Berge und im Thale, und sie möchten seinen Tod rächen.' Dann kniete sie nieder, ballte ihre Hände und fluchte Dem, der die Kugel abgeschossen, und dieses Fluchen zeugte nur allzu sehr von dem Feuer des irländischen Hasses. ‚Möchte doch das Licht deiner Augen schwinden, damit du nie sähest, was du liebst. Möchte das Gras vor deiner Thür wachsen; möchtest du zu nichts werden wie der Schnee im Sommer; möchte das eigene Blut sich gegen dich erheben, und der Kelch des Leidens dein süßester Labetrunk sein; möchtest du ohne Beistand des Priesters sterben!' Auf jeden dieser Flüche erfolgte ein tiefes Amen, und die Caoinesängerin hielt inne, um dieses zu vernehmen, dann begann sie wieder ihre Verwünschungen."

Als ein weibliches Mitglied der Familie Mac Carthy More in Armuth starb, ward es von Bauern zu Grabe getragen; ihr Sarg ruhte auf Stangen, ein altes Weib, Namens Mary Riordan, welches berühmt war wegen ihrer Caoinengesänge, sprach bei dieser Gelegenheit folgende Klage:

„O, mein Lieb, mein Herzenslieb,
Du Sprößling von Fürsten,
Dem blondgelockten Mac Carthy,
Die ins weite Exil zogen,
Du Kind, das eine Gräfin gebar,
Die Gräfin Muskerry,
Du wirst auf armen Stöcken getragen
Durch deine eigenen Besitzungen."

Ein armer Fremder, ein herumziehender Kaufmann, starb in einem Pachthause, und die Nachbarn besuchten seine ärmliche Todtenwache, und unter ihnen auch diese Mary Riordan. In der Nacht sagte man zu ihr: „Es ist nicht recht, ihn hier liegen zu lassen wie eine Kuh oder ein Pferd, steh auf, Mary, und sage etwas über ihn. Was kann ich sagen, antwortete sie, ich weiß nichts von ihm." Man überredete sie indeß doch und sie sprach also:

„Herbei, ihr Frauen,
Wenn ihr auch nicht klagt um den, der hier liegt,
So habt ihr doch gewiß Freunde verloren."

Und auf diese Weise fuhr sie fort, die Gefühle und den Kummer jedes Einzelnen anzuregen, indem sie an den Verlust von Gatten, Geliebten und Vater mahnte, und Alle so zu Thränen rührte, daß bei der Leiche des Fremden Jeder den eigenen Schmerz beweinte.

Außer diesen Caoinen oder extemporirten Compositionen über die Todten verdienen die Thirrios oder geschriebenen Elegien auch der Erwähnung; diese werden meist von Männern, die Caoinen von Frauen gedichtet, und viele zeugen von Genie. Im Hause eines jeden Landmanns, der die Sprache seines Vaterlands cultivirt, findet man Manuscripte von solchen, welche nur durch sorgsamere Rücksicht auf Versmaß sich von den Caoinen unterscheiden.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Frankreich.

Société encyclopédique des bords du Rhin.

Die freundliche Berührung, in welche der französische wissenschaftliche Verein zu Strasburg im J. 1842 die Gelehrten der verschiedensten Völker, namentlich deutsche, schweizerische und französische Gelehrte, brachte, machte den Wunsch rege, daß fortdauernd ein innigeres Geistesbündniß insbesondere zwischen dem Elsaß und den Städten des rechten Rheinufers bestehen möchte. Der Erste, welcher diesen Wunsch und den Vorschlag zu einer allgemein wissenschaftlichen Verbindung zwischen beiden Rheinufern öffentlich aussprach, war Hr. Prof. Buß aus Freiburg im Breisgau in der Sitzung der sechsten Abtheilung des Vereins am 6. Oct. 1842. Aber in Strasburg ist die Stimmung getheilt; der deutsch gesinnte Theil, als dessen Hauptkämpfer der rühmlichst bekannte Prof. Eduard Reuß gilt, ergriff mit aller Wärme diese Gelegenheit, sich enger an Deutschland anzuschließen, während der französisch gesinnte Theil der Strasburger die Gründung des Vereins zu hindern suchte. Daher trat, noch ehe jener Plan in der allgemeinen Sitzung zur Sprache gebracht wurde, einer der Hauptredner der französisch Gesinnten, Hr. Börsch, in der allgemeinen Sitzung am 7. Oct. mit dem Vorschlage hervor, eine Société générale d'émulation für die beiden Bezirke des Elsaß (Ober- und Niederrhein) zu gründen. Es wird dagegen hervorgehoben, daß schon Tags vorher in der sechsten Abtheilung der Vorschlag zu einem umfassendern Verein gemacht worden sei; ein heftiger Kampf beginnt; Hr. Börsch, auf das Übergewicht des französischen Theils vertrauend, bringt endlich auf Abstimmung, allein Deutsche, Schweizer, deutschgesinnte Elsasser, selbst einige Franzosen halten zusammen und es wird die Gründung einer Société encyclopédique des bords du Rhin mit Stimmenmehrheit durchgesetzt. Der aus allen Abtheilungen des französischen wissenschaftlichen Vereins erwählte Ausschuß (auch Hr. Börsch war mitgewählt worden und scheint nicht ohne Einfluß geblieben zu sein) hat nun am 20. April d. J. eine vorläufige Einladungsschrift erlassen und an die Theilnehmer des strasburger Vereins versandt. Die neu zu begründende Gesellschaft soll sich über alle Zweige des Wissens erstrecken und alle Städte der beiden Rheinufer von Basel bis Köln umfassen, ohne sich jedoch auf diese Städte allein zu beschränken. Der Sitz der Verwaltung ist Strasburg, wo auch die herauszugebende Zeitschrift ausschließlich in französischer Sprache erscheinen soll; eingesandte Aufsätze in andern Sprachen werden daher ins Französische übersetzt. Vorläufig ist bestimmt, daß jährlich in der Osterwoche in einer der Rheinstädte eine vier bis sechs Tage dauernde Zusammenkunft stattfinden soll. Im Aug. d. J. sollten die Satzungen festgestellt und die Gesellschaft eigentlich begründet werden. 85.

Unterrichtswesen.

Die blinden, leidenschaftlichen Angriffe der Jesuiten gegen das gesammte Unterrichtswesen in Frankreich haben wenigstens das Gute zur Folge, daß einsichtsvolle Männer dadurch veranlaßt werden, die Misbräuche und Mängel, die sich hier eingeschlichen haben, sowie die Mittel zur Abhülfe derselben ins Auge zu fassen. Wir haben schon Gelegenheit gehabt, mehre neue Schriften über diesen wichtigen Gegenstand zu besprechen, die in Folge dieser heftigen Discussionen, wo innerhalb und außerhalb Ilions gesündigt wird, erschienen sind. An dieselben reiht sich ein Werk an, das ganz im praktischen Sinne geschrieben ist. Wir meinen: „L'instruction publique au 19ième siècle" von Hrn. Gasi. Der Verf. legt in seiner Schrift die langjährigen Beobachtungen und Erfahrungen nieder, die er als Chef einer ausgedehnten Erziehungsanstalt gemacht hat. Er handelt zuerst von der Erziehung im Allgemeinen, von den verschiedenen Systemen, die bis jetzt versucht worden sind, und geht dann auf die Jacotot'sche Methode ein, die trotz mannichfacher Übelstände doch immer noch zahlreiche Anhänger hat. Dabei wird die weibliche Erziehung, die besonders noch großer Reformen fähig ist, näher beleuchtet. Gasi widmet unter Anderm auch der wichtigen Frage der liberté de l'enseignement — eins von den Worten, mit denen die Jesuiten die öffentliche Meinung zu kirren suchen — ein eigenes Capitel. Er weist das Trügerische nach, was in den Versprechen dieser zweizüngigen Partei liegt, ohne die bestehenden Institutionen als das höchste Ziel alles Strebens zu halten. Überall aber, wo er Mängel aufdeckt, hat er auch schon erprobte Mittel zu ihrer Abhülfe bereit. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 303. —— 30. October 1843.

Deutungen aus Deutschlands poetischer Gegenwart.

Mit Goethe müssen wir beginnen, wenn es ein erschöpfendes Wort gilt über die Fragen und Interessen, welche, als der neuesten Zeit und Literaturepoche aufs innigste angehörig, der gegenwärtige Aufsatz mehr anregen als erschöpfen soll. Mit Goethe sehen wir sich erschließen die Selbständigkeit und Fülle des deutschen Romans, der sich unter diesem Vertreter sogleich in verschiedene Richtungen theilt, im „Werther", im „Wilhelm Meister" und in den „Wahlverwandtschaften". Es sind dies reine Romane, die zugleich Gattungen bilden. Denn in ihnen erscheint das menschliche Gemüth in seiner Bildung und Verwandlung, in Irrthum, Leidenschaft, Kampf und Zweifel, und durch dies Alles, Günstiges und Widerwärtiges, sich fürs Leben erziehend. Wo nicht erzogen, doch von ihm unablösbar; das menschliche Individuum in seiner Flüssigkeit, hingerissen entweder und verschlungen vom Leben, dessen Macht und Bedeutung es doch erkannt hat, oder sein Wirrsal bestehend, zuletzt gereift und mit ihm ausgesöhnt.

Die dreifache Gattung des Goethe'schen Romans ist aber diese: im „Werther" die Leidenschaft des Lebendigen, im „Meister" Zucht und Sitte, in den „Wahlverwandtschaften" die Macht der Verhältnisse. Im ersten ekelt das Leben, im zweiten erzieht und reinigt es, im dritten erdrücken seine Beziehungen. Dort schaler, unbefriedigender Inhalt, hier Feudaltyrannei der Formen, in der Mitte Feindliches und Freundliches. Vom einen genug zur Zucht, vom andern genug zur Erhaltung der Lebenden und Lernenden. Bei Zucht und Sitte muß es aber allwege verbleiben, und so ist „Meister" als das Centrum des Goethe'schen Romans zu betrachten. Das richtige Verhältniß des Einzelnen zum Leben ist gefunden. Denn wo es für diese nicht zur Zucht und Sitte wird, da ist es ein verlorenes. Mit der richtigen Formel sind aber zugleich die Extreme ausgelegt, wohin man sich verirren kann. Das Leben in seiner Flucht und Breite ist geöffnet.

Wie nun aber Vorwärts die einzige Losung ist, die im Himmel und auf Erden gilt, so beginnt es sich nun in und mit dem deutschen Roman gewaltig zu regen, zu recken und zu strecken. Er strahlt in alle Richtungen, Breiten und Weiten, bis er zum Tendenzroman wird, und das ist in der That seine schwächste Seite, wo er abgelebt, seine Frische nicht mehr im Leben selbst findet, sondern in den „Tendenzen", die als die müßigen Ideale des Lebens neben diesem herlaufen. Aber fürs erste verlangen Herz und Verstand und die Sinne ihr Recht, und so sehen wir die dreifache Gattung der schönen Seelenromane, der philosophischen und der Kunstromane sich ausbilden. Dabei saugt der Roman, was er selbst kaum Wort haben will, aus den philosophischen Systemen Nahrung und Gehalt. Man merkt es dem deutschen Roman gar deutlich an, wo auf Kant Fichte folgt, wo Schelling diesen ablöst. Neben der Mystik des Herzens entfaltet sich eine Mystik des Verstandes. Bei äußerm Sturm und Drang zehrt der innige bescheidene Deutsche noch immer an seinem eigenen Gemüth, an der innern Welt seiner Romantik oder nüchternen Verständigkeit. Es wirft ein wunderliches Licht auf das deutsche Volk, wenn man sieht, was in seiner Literatur für Lappalien cursiren, in den Zeiten, wo unter Blut, Brand und Schlachtendonner die Weltgeschichte ihre ungeheuern Gemälde vor uns auf- und niederrollt! Nun stacken selbst die Tendenzen; die deutsche Phantasie schlüpft in die Keller und fürchtet sich vor Pulver. Draußen in der weiten Welt fliegen die Adler des Kaisers von Meile zu Meile und der gebildete Deutsche verkriecht sich unter seine Bettdecke. Statt die Propheten und den Plutarch zu lesen, behilft er sich mit dem Abhub seiner Literatur. Es ist als ob er es nicht ledern genug bekommen könnte. Das war jene glorreiche Zeit, wo die „Recensenten" ihre Ernte hielten. Denn der deutsche Philister setzt sich selbst über die Kosacken hinweg, wenn er nur recensiren kann. An der Mütze durfte er die Cocarde nicht tragen; er klebte sie also auf den Avers der Literaturzeitungen. Die Policei des großen Kaisers hatte gewiß einen langen Arm und ein weites Wissen, aber um den deutschen Roman von 1813 und seine „Recensenten" ließ sie sich doch unbekümmert.

Nach dem Jahre 1815 gab es auch für den Deutschen keine Geschichte mehr. Mit den ausgedorrten Tendenzen war nichts mehr anzufangen. Die Kunst, der Katholicismus mußten noch einmal herhalten und wurden vollends ausgebeutet. Die „Schwärmerei des Her-

zens" feierte ihre letzten Triumphe. Nun war Stillstand, dem geknechteten Individuum fehlte die Kraft, sich durchs Leben durchzuleben. Woher sollten die Romane kommen? Alle Poesie versteckte sich in den Demagogismus und das ist ihr übel genug bekommen. Ein bleiches Gespenst tauchte doch empor aus den pontinischen Sümpfen deutscher Poesie, es nannte sich Epos und sprach nur in der achtzeiligen Stanze. Aber in dem winzigsten Vorpostenscharmützel steckte mehr von einer Ilias als in diesem Epos stak. Das war die Transsubstantiation des deutschen Romans; er spielte Versteckens in Reimchen, aber es waren nicht mehr die dunkeln ahnungsvollen Assonanzen unserer Romantiker.

Das Leben im Großen zu durchleben vermochte Niemand mehr. Aber doch war so gar Vieles erlebt worden! Man brauchte nur um sich zu blicken, und das Leben als Bilderbuch war aufgeschlagen. Erlebnisse! Bildchen! Keine Geschichte — aber Geschichten!

Der Deutsche ist immer beflissen; er macht sich gern zu thun. Die Weltgeschichte hatte kräftig genug an ihm gerüttelt, aber er machte doch nur Geschichten! Aber so äußerst viele Geschichten, daß man das Ende durchaus nicht absehen konnte. Ganz verteufelte Geschichten, Spuk- und Kriegsgeschichten. Von einem Postmeister und von einer Gräfin, von einem Gauner und von Michael Kohlhaas. Aventuren aus aller Herren Ländern; lange Geschichten in Briefen, kurze in Versen mit eingelegter Prosa. Geschichten, die eigentlich nur aus ihren Titeln bestanden. Aber die Kupfer in den deutschen Taschenbüchern fingen an sich zu modernisiren, die Taillen wurden länger. Man lachte Chodowiecki aus. Der alte Lafontaine und sein Verleger legten Trauer an.

So stand es mit der deutschen „Erzählung", bis die zu früh begrabenen Tendenzen gereizt erwachten. Von diesem Augenblick an nannte man die deutsche Erzählung Novelle. Wie es auf dem Felde der Heilkunde der Homöopathie gelungen ist, die ungeheuern Medicinflaschen zu verdrängen, bei deren Anblick der Kranke regelmäßig kränker wurde, so gebührt der schlanken, zierlichen Novelle der Ruhm, jene Unthiere aus der Literatur hinausgespottet zu haben, über denen uns Hören und Sehen verging, gedruckte Wesen, die der Buchbinder eingebunden hatte und die das Entsetzen Romane nannte, um ihnen doch einen christlichen Namen zu geben; der unsterbliche Ruhm, die Gottesgeißel der „Bekenntnisse" von uns abgewendet zu haben, die uns gewiß ums Leben bekannt hätten, wenn sie alle bekannt geworden wären. Aber auch jene unendliche Salbaderei der deutschen „Erzähler", die, wie der Bandwurm sich in unendliche Glieder theilt, jedes Jahr um ein Ellchen wuchsen, immer mit einem neuen Köpfchen und einem neuen Schwänzchen, welches beides nicht todt zu machen war — auch diese erreichte durch die Novelle ihre Endschaft, aus dem einfachen Grunde, weil, wenn auf der einen Seite der Verstand gänzlich ausgegangen ist, der Menschheit für die andere keine Wahl bleibt.

Die Novelle, um viele Stufen tiefer als der Roman gestellt, hat nicht das Werden des Lebens zum Inhalt, nur das gewordene Leben, nicht des Lebens rollenden Amazonenstrom, auf dessen flutender Wellenhöhe das menschliche Individuum sein Leben abwärts schwimmt, sondern die eingefriedigten Teiche und Bassins des Miniaturlebens, hübsch und rund, in marmorenen Becken, besäumt mit Blumen und Grün. Auch die Nacht steigt auf über diesen Wasserbecken und der Mond spiegelt sich in ihrem ruhigen Naß. Sturm und Wetter rollen auch darüber, aber die winzige Flut schäumt nicht über. Es bleibt, wenn es aus ist, beim Alten. Denn des Lebens Verhältniß, die Geselligkeit, der Lebensmoment sind nicht das Leben selbst, sondern nur etwas von ihm und mit diesen Losgerissenheiten des Lebens hat es die Novelle zu thun. Diese abzurunden ist ihre Kunst, darum muß in ihr Alles geschlossen und fertig sein, selbst die Charaktere. Herrscht auch darin der Gedanke, so herrscht er nicht als großer Werdeact, als Revolutionsgeschichte der Zeit und des Individuums, nicht als Träger und Fackelschwinger einer Epoche, sondern nur als die belebende Seele dieser abgetrennten Momente. Darum bedarf es, um das Leben in der Breite seiner Verhältnisse auszulegen, einer Reihe von Novellen.

Daß Tieck der Schöpfer der deutschen Novelle sei, ist so unzählig oft gesagt, daß es die Knaben auswendig wissen. Man darf jedoch, um einen erschöpfenden point de vue auf diese bedeutende Gattung zu gewinnen, nicht bei Tieck stehen bleiben. In Hoffmann, Brentano, Arnim, H. v. Kleist zeigen sich bedeutende Phasen, deren Strahlen, für sich selbst einzig und wunderbar, die bewußtern Schöpfungen Tieck's ergänzen. Aber Tieck ist der Systematiker der deutschen Novelle. Er hat sie in alle erdenkliche Breite entfaltet und so bis an ihre äußerste Grenze geführt, daß er mit gleichem Recht ihr Vernichter wie ihr Schöpfer heißen kann.

Das Mächtigste und wahrhaft Ewige in der Novelle Tieck's ist aber die Ironie, von welcher gleichfalls viel geredet ist. Sie ist das Salz dieser Schöpfungen, das sie frisch erhält. Es war ein Unrecht von Hegel, das er an Tieck beging, daß er diese Ironie durchaus nur als das ganz Nichtige und Resultatlose gelten ließ. Der wahre Unterschied ist aber der, daß in den engen Umrissen und Verhältnissen der Novelle die Ironie sich nicht zum wahren objectiven Inhalt des Lebens ausbilden kann. Wo Alles fertig ist — keine Entfaltung im Großen —, da kann die Ironie nur subjectiv sein. Man sieht sie, weil alle Kreise zu eng sind, zu deutlich in den Dichter fallen. Das Drama, der Roman in seiner wahrhaften Bedeutung, wissen freilich von einer andern Ironie. Diese Unterschiede ergeben sich so deutlich, daß man nur einfach etwa Tieck's „Gemälde" mit „Lear" und „Don Quixote" zu vergleichen braucht, oder, um deutsche Art nicht zu verlassen: mit Hippel's „Lebensläufen in aufsteigender Linie".

(Der Beschluß folgt.)

Skizzen aus Irland.

(Beschluß aus Nr. 302.)

Der Stadt Limerick widmete die Verf. einen großen Theil ihres Werkes, als bedeutend wegen Handel, Fabriken, öffentlicher Anstalten und historischer Erinnerungen, und der Widerstand, den die Stadt Wilhelm III. geleistet, und der gebrochene Vertrag, der der Übergabe folgte, möchte wol das Interesse der Leser d. Bl. in Anspruch nehmen:

Die Schlacht von Boyne war geschlagen und Jakob II., der in Irland zu Kinsale am 12. März 1689 landete, verließ seine Parteigänger und schiffte sich in Waterford ein. Im August 1690 foderte Wilhelm die Stadt zur Übergabe auf, der französische General Boileau, der die Garnison commandirte, gab eine abschlägige Antwort, worauf die Belagerung begann. Die Stadt war reichlich mit Truppen und Provision versehen, und ihre natürliche Festigkeit durch Wälle, Batterien, Mauern bedeutend vermehrt worden; sie ward vom Schloß und von der Citadelle vertheidigt. Die ganze Festung bestand aus der englischen und irischen Stadt, welche erstere auf einem Felsen gebaut und von allen Seiten mit Morästen umgeben war, die sogar unter Wasser gesetzt werden konnten, und wenn auch die weniger feste irische Stadt verloren ging, so konnte doch die englische sich noch halten. Die Blüte der englischen Armee war in den Mauern eingeschlossen, und die Grafschaften von Clare und Galway standen ihr offen, um Lebensmittel zu beziehen, während eine französische Flotte triumphirend den Shannon beschiffte. Die Garnison war indeß wenig geneigt, gemeinschaftlich zu handeln, und die Eifersucht der französischen und irischen Anführer hatte sich auf die Truppen erstreckt, und der zwischen ihnen herrschende Haß verkündete wenig Gutes in Betreff des Widerstands gegen die wohldisciplinirten Streitkräfte Wilhelm's. Die Armee des Letztern war indeß an Zahl herabgekommen, und stand unter dem Nachtheil, in einem feindlichen Lande operiren zu müssen. Wilhelm wußte sich indeß Artillerie von Waterford zu verschaffen, und so gelang es ihm, eine Bresche zu schießen, und am 27. August ward der Befehl zum Sturm gegeben. Die besten Soldaten der Armee, die britischen Grenadiere, eilten nach der Bresche, und eine große Abtheilung vermochte einzudringen. Da sie aber nicht gehörig unterstützt war, wurde sie niedergehauen. Die englischen Truppen kämpften tapfer, fanden aber auch tapfern Widerstand. Die Irländer kehrten ebenso oft wieder, als sie zurückgetrieben wurden, und ihr angeborener Muth ward noch durch die Frauen und Töchter angeregt, welche an dem blutigen Kampfe Theil nahmen und sich der Waffen des todten Feindes bemächtigt hatten. Nach einem vierstündigen Kampfe waren die Belagerer genöthigt, sich in ihre Verschanzungen zurückzuziehen, nachdem sie mehr als 1000 Mann verloren hatten. Man hob die Belagerung auf, und am 30. August begann die Armee Wilhelm's den Rückzug; der König schiffte sich bald darauf nach England ein und übertrug die Führung des Kriegs den Generalen Solmes und Ginckle.

Limerick galt indeß für so wichtig, daß Ginckle einen neuen Versuch zu dessen Eroberung unternahm, und nachdem er nach blutigem Kampfe Athlone eingenommen, die Irländer in der berühmten Schlacht bei Aughrim geschlagen hatte, vereinigte der kühne, listige Holländer seine Streitkräfte abermals in der Umgebung der Stadt, welche jetzt der einzige Zufluchtsort in Irland für die geschlagenen Anhänger Jakob's geworden war. Die zweite Belagerung fand im Herbste 1691 statt und dauerte ungefähr sechs Wochen, ohne daß die Engländer irgend einen wichtigen Vortheil errungen hätten, trotz Lauzun's stolzem Wort, daß er sie mit gebratenen Äpfeln einnehmen wolle. Endlich ward die Garnison des Kampfes müde, und auch die Belagerer hatten wichtige Gründe, um das Ende desselben zu wünschen. Am 23. Sept. ward ein Waffenstillstand zwischen den zwei Armeen geschlossen, und man kam nach kurzem Zögern über die Friedensartikel überein.

Der Vertrag wurde am 3. Oct. 1691 unterzeichnet und bestand aus zwei Theilen, einem bürgerlichen und einem militairischen. Die militairischen Artikel verlangten die Übergabe von Limerick und den andern in den Händen der Irländer befindlichen Festungen, und verhießen der Garnison freien Abmarsch mit allen Ehren des Kriegs, sowie, wenn es verlangt würde, die Überschiffung nach Frankreich auf Kosten des britischen Gouvernements. Der bürgerlichen Artikel gab es dreizehn — und der erste und neunte waren diejenigen, welche so viel Streitigkeiten verursachten; der neunte nämlich beschränkte die Römisch-Katholischen blos auf den Huldigungseid, und der erste verhieß, daß:

„Die Römisch-Katholischen von Irland sich aller mit den Gesetzen von Irland vereinbaren Privilegien freier Religionsübung, wie dieselben unter Karl II. bestanden, erfreuen sollten, und Ihre Majestäten, der König Wilhelm und die Königin Maria versprachen, diese Angelegenheit vor dem Parlament in Irland zur Sprache zu bringen und sich zu bemühen, den besagten Römisch-katholischen alle weitern Sicherheiten auszuwirken und sie vor jeglicher Störung in Betreff ihrer Religion zu schützen."

Daß sowol der Buchstabe als auch der Geist dieses feierlichen Vertrags gebrochen wurde, wird jeder Unbefangene zugestehen, und die Behauptung, daß der König keine Macht gehabt habe, um diesen Vertrag, den er durch seine Agenten geschlossen und mit seinem Siegel von England bestätigt, zu halten, ist ungegründet. Er ward in der That vom irländischen Parlament eingegangen und stillschweigend während der Regierung Wilhelm's und Maria's gehalten. Deren Nachfolger hielt ihn indeß nicht für bindend, sondern gab Gesetze, welche für die Römisch-Katholischen noch viel drückender als die frühern waren. Man darf nicht übersehen, daß die Artikel ausgemacht und unterzeichnet wurden in einem Augenblick, als die contrahirenden Parteien sich unter gleichen Verhältnissen gegenüberstanden, und nicht von einer siegreichen Armee den Besiegten vorgeschrieben wurden; denn es ist entschieden, daß die Stadt Limerick in besserm Stande war, um eine Belagerung auszuhalten, als damals, wo Wilhelm III. seine geschlagene Armee abführte, und außer den eigenen reichlichen Hülfsquellen der irischen Armee stündlich neue Hülfstruppen von Frankreich erwartet wurden, welche auch einige Tage nach der Capitulation eintrafen, wo eine Flotte von 18 Linienschiffen mit Mannschaft, Waffen, Lebensmitteln und Geld im Shannon vor Anker ging. Dagegen war die Lage von Wilhelm's General sehr bedrängt, da der Winter so nahe war und der Zustand seines Herrn ihm nicht erlaubte, die Streitkräfte in Irland zu vermehren, während der Kern der englischen Armee sehr zusammengeschmolzen war. Der König hatte sie verlassen, und sie wußten kaum, für was und für wen sie kämpften. Man spricht zwar von einer geheimen Proclamation des Lord-Oberrichters, welche den Irländern noch vortheilhaftere Bedingungen als die von dem General gebotenen versprochen habe; diese Proclamation war zwar gedruckt, doch nicht publicirt. Indeß ist gewiß, daß diese Artikel von beiden Parteien als eine Garantie für die Zusage der bürgerlichen und religiösen Freiheit der Römisch-Katholischen angesehen wurden. Auf der einen Seite hatte man erhalten, wofür man gekämpft hatte, während auf der andern Seite Wilhelm III. den Besitz der neuerlangten Krone des Königreichs gesichert sah, und alle Mittel und Kräfte gegen seine Feinde auf dem Continent wenden konnte, wo gerade damals sein Glücksstern nicht im Steigen war.

Diejenigen, welche alle Parteien befriedigen wollen, haben in Irland von jeher das Loos gehabt, allen zu misfallen. Der Vertrag von Limerick ward von den Anglo-Iren als „unvernünftig günstig" bezeichnet, da er die Besitzthümer der Römisch-Katholischen, welche bis jetzt der Confiscation entgangen, und nach denen so viele habsüchtige Hände sich ausstreckten, vor diesem traurigen Loos rettete. Die Irländer empörten sich gegen eine Übergabe in dem Augenblick, wo sie am wenigsten zu entschuldigen war, da Wilhelm erschöpft und Limerick mit allem

Nöthigen versehen war, und Frankreich war entrüstet über die Verrätherei der Alliirten, denen es große Opfer gebracht hatte, während England seine Ansichten durch die Zögerung beim Ausführen des Vertrags, und durch offenen Bruch desselben unter der folgenden Regierung an den Tag legte.

Dessenungeachtet kann man unmöglich in Zweifel stellen, daß das Resultat der Belagerung von Limerick in der That auf das Schicksal der reformirten Religion in Irland Einfluß hatte, nicht allein in Irland, sondern in allen britischen Gebieten und in ganz Europa, und daß das vom Resultat des Kampfes am meisten beeinflußte Land nicht Irland und England, sondern Frankreich und Deutschland waren. Wenn also der Vertrag wirklich wäre erfüllt worden, so würden England und der Protestantismus viel mehr dabei gewonnen haben als Irland und der Katholicismus. Gleich nach dem Einmarsch der Truppen Wilhelm's sah man einen Auftritt, der vielleicht noch nie in der englischen Geschichte seines Gleichen gefunden hat. Ginckle hegte die Absicht, die Irländer zum Übertritt in die Armee seines Herrn oder zum Auseinandergehen und zur Rückkehr nach ihrer Heimat zu bereden, während auf der andern Seite man sich bemühte, sie zum Dienst Frankreichs zu werben, wo, wie man ihnen zu verstehen gab, den Offizieren, je nach der Quantität von Truppen, die sie den Franzosen zuführten, ein Rang angewiesen würde. Ginckle erließ eine Proclamation an die Soldaten der irländischen Armee, worin er ihnen die Vortheile seiner Vorschläge auseinandersetzte, während die andere Partei ihnen vorstellte, wie ihr rechtmäßiger König die Krone wiedererlangen und sie dann mit Ehre und Ruhm bedeckt nach ihrem Vaterlande zurückkehren würden. Auch die irländische Geistlichkeit ward zu Hülfe gerufen und mußte an der Spitze der Regimenter predigen. Sie deutete nach Frankreich, als nach der großen, ruhmwürdigen Nation, die ihre Dienste verlange, während es den Kampf für die wahre Religion mitten in einer verderbten Welt durchführe, und bezeichnete den König Wilhelm als den großen Anführer und Apostel des fürchterlichen Ketzerthums, das in den letzten Jahrhunderten in der Kirche erstanden, und drohten allen sich unter seinen Fahnen Versammelnden mit der ewigen Verdammniß.

Am 6. Oct. zogen alle britischen Truppen, an der Zahl 14,000, beim Thomondthor auf, und der hohe Rath aus Dublin nebst allen Generalen des britischen Lagers trafen da zusammen. Letztere ritten langsam an den Reihen dahin, und die sonst feindlichen Truppen empfingen sie mit Musik und präsentirten das Gewehr. Die Anführer waren untereinander übereingekommen, daß, nachdem sie beide Theile der Mannschaft gehörig harangiirt hätten, sie vor einer an einer gewissen Stelle aufgepflanzten Fahne vorübermarschiren, und Die, welche sich für England enroliren wollten, abfallen, während Die, welche sich für Frankreich entschieden, weiter marschiren sollten. Sarsfield gab das Wort Marsch — tiefe Stille herrschte, und man vernahm keinen Laut, ausgenommen die Schritte der Truppen, bis die Feierlichkeit des Auftritts durch den Freudenruf der versammelten Menge unterbrochen ward, als das königliche Regiment, die Garde, 1400 Mann stark, die Flagge erreichte, und alle, ausgenommen 7, daran vorübermarschirten. Von der ganzen Armee schlugen sich nur 3000 zu den Engländern, oder erhielten die Mittel, um nach ihrer Heimat zurückzukehren, während die übrigen nach Frankreich eingeschifft wurden, wo sie die berühmte irische Brigade gründeten, welche in den spätern europäischen Kriegen noch eine so große Rolle spielte.

Die Ehrlichkeit, Munterkeit und Gutmüthigkeit des Volks verleiht der Reise durch Irland einen in andern Ländern oft vermißten Reiz. Schiffer, Kutscher, Kellner, Wegweiser, Alles bemüht sich, freundlich zu sein.

„Wer nicht in Irland reiste, kann sich keinen Begriff von dem guten Humor der irländischen Fuhrleute machen; sie sind meist gedankenloses, freisinniges Volk, die das Leben so leicht als möglich nehmen und von Zufälligkeiten abhängen. Sie denken selten an den andern Tag und besitzen selten andere Kleidungsstücke als jenes unbeschreibliche Lumpengemisch, welches sie am Leibe haben. Sie sind in jeder Hinsicht das Gegentheil der englischen Postillone, welche ihre Pflicht vollbringen, ohne ihren Kunden nur den Ton ihrer Stimmen vernehmen zu lassen. Der irländische Kutscher im Gegentheil will während der Fahrt wissen, woher man komme? wohin man gehe? und auch oft, warum man reise? Ihm stehen unzählige Wege ins Vertrauen zu Gebote, und man kann sich darauf verlassen, daß er bei jeder Gelegenheit sein Wörtchen anbringt, ohne daß man ihn der Unverschämtheit anklagen könne. Es ist überhaupt eine Eigenthümlichkeit der niedern Classen, daß sie traulich werden, ohne anmaßend, und Dienste leisten, ohne zudringlich zu sein."

Es ist noch immer nicht ausgemacht, ob die Irländer Sir Walter Raleigh wegen Einführung der Kartoffel Dank schuldig sind, da Viele sie eine „fluchwürdige Wurzel", nennen und sie als die Ursache der irländischen Armuth anklagen. Dessenungeachtet sieht man wol nicht leicht einen schönern, kräftigern Menschenschlag, und wenn auch die Leute in frühem Alter schon entkräftet sind, so kann man doch den Nahrungsstoff der Kartoffel nicht ableugnen. Doch mag wol die Leichtigkeit, dieses Nahrungsmittel zu produciren, Schaden gebracht haben, indem ein kleines Stück Land, wenige Tage Arbeit, nebst geringer Düngung, eine ganze Familie das ganze Jahr hindurch ernähren kann. Beinahe jeder Boden bringt Kartoffeln hervor, der Felsen, die Bergseite und der Sumpf, jedes Häuschen hat seinen Garten oder seinen Acker Land, der mit Kartoffeln bebaut wird, und da die Pflege desselben nur wenig Zeit im Jahre einnimmt, so gewöhnt sich der Landmann oft an Müßiggang. Er kann mit dem Seinen vom Ertrag seines Bodens leben, und das Schwein, das er auch von derselben Nahrung füttert, bezahlt die Zinsen. Nun mag wol Zufriedenheit ein Glück sein, aber sie ist nicht die Beförderin der Civilisation, und wer keine Bedürfnisse hat, wird wahrscheinlich keine Fortschritte in der socialen und moralischen Stellung machen. Deshalb ist die allgemeine Verbreitung der Kartoffel in Irland allerdings zu beklagen. Jetzt wird indeß Alles besser, und man sieht schon in vielen Hütten die Kartoffel mit Fleisch und Brot auftragen, da Bäcker und Fleischer jetzt das für Whisky sonst verwendete Geld einnehmen. 12.

Literarische Notizen aus England.

Neuer Gegenstand für den Mädchenunterricht.

Bekanntlich müssen junge gebildete Engländerinnen Alles gelernt haben und noch einige Kleinigkeiten darüber. Indessen ist ein Gegenstand bisher übersehen geblieben, der nun endlich nachgeholt wird: die Architektur. Es sind soeben erschienen: „Aunt Elinor's lectures on architecture, dedicated to the Ladies of England". Zum Übersetzen übrigens, wie es scheint, nicht anzuempfehlen, denn es soll ein trockenes Compendium sein. Wer weiß jedoch, was nun in unserm lieben Vaterlande geschieht, wo sogar die Hegel'sche Philosophie bereits für Damen bearbeitet ist!

Cooper's Wyandotté oder Hutted Knoll.

„The Hutted Knoll" (Hüttenbügel) ist der Name, der einem Platze am Susquehannah beim Ausbruche der amerikanischen Revolution gegeben wurde. Auf diesem, ganz in der Wildniß, im Urwalde gelegenen, aber sehr fruchtbaren Flecke siedelt sich ein britischer Offizier, Capitain Willoughby mit seiner Familie an. Die Schicksale dieser Ansiedler erzählt Cooper in seinem neuen Roman „Wiandotté", der keine erschütternden Ereignisse, Stürme, Waldbrände, Kämpfe, Indianerscenen, wie andere Romane des Verf., sondern nur anmuthige Bilder eines Familienstilllebens in der Wildniß vorführt. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 304. — 31. October 1843.

Deutungen aus Deutschlands poetischer Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 303.)

In der Novelle hat der Deutsche seine Emsigkeit, seine Detailseligkeit, sein minutiöses Wesen am glänzendsten bewiesen. So viele Formen in dieser vielgestaltigen nur möglich waren, so viele hat er ausgeprägt. Und wenn das Leben nicht blos in seiner strömenden Gewalt, sondern auch in seinen geschlossenen Kreisen poetisch ist, so ist vom Deutschen in dieser Gattung das Schönste geleistet, was eine Nation aufweisen kann. Die Novelle hat sich drei Decennien behauptet. Jetzt ist es vorbei mit ihr. Man kann in diesen Formen nicht mehr Schöpfer sein. Überdies ist uns das Leben längst über den Kopf gewachsen. Die Novelle ist — wie groß auch die Fülle von Poesie sein mag, welche echt dichterische Geister in sie zu legen gewußt, wie unbestritten auch ihre Epoche in deutscher Literaturgeschichte —, mit der Aufgabe der gegenwärtigen Zeit verglichen, nur noch eine poetische Spielerei. Solche Liebhabereien erschöpfen aber nicht den Beruf, die Zukunft, die Aufgabe der gesunden Kräfte der Gegenwart. Doch gibt es noch Begabte genug, die nach wie vor mit Vorliebe in diesem Felde arbeiten, und so dürfte erst ein ganz neues Geschlecht entstehen müssen, bevor die Novelle ganz verschwindet. Der Deutsche ist auch in der Poesie zu sehr Spießbürger. Auch darin sind wir Epigonen. Es dauert lange, ehe wir entdecken, noch länger, ehe wir loskommen.

Scharf, fast widrig, deutet die Zeit der deutschen Novelle wiederum nach dem Auslande hin. Daß wir doch alle Impulse von außen haben müssen! So große Vergangenheit, und doch kein historischer Roman! Selbst die Idee dazu kommt uns über den Kanal herüber. Der deutsche Poet schreibt Novellen, die Niemand liest, während das deutsche Publicum den großen Unbekannten verschlingt. Der deutsche Ästhetiker schimpft auf die französische Romantik, und manches deutsche „Herz" hätte damals Gott gedankt, wenn Deutsche hätten zu schreiben gewußt wie V. Hugo und Balzac.

Schon in Goethe's „Wanderjahren" liegt die Zersplitterung des deutschen Romans, der Übergang zur Novelle. Der Drang hinaus in die Welt, die Lust zu wandern ist zwar bedeutend, aber auf dieser Wanderschaft verschwindet eben das große, einige Bild des Lebens. Das Individuum verliert sich in dessen Einzelheiten und in die für die moderne Zeit so charakteristisch gewordenen „Zustände". Dessenungeachtet liegt den „Wanderjahren" die große wahrhaftige Idee des Romans zum Grunde: der Gedanke, daß die moderne Dichtung, Alles, was zur Welt gehört, in sich aufnehmen, in mikrokosmischen Kreisen deren allseitige makrokosmische Bewegung wiederspiegeln soll. In Hinsicht auf diesen Inhalt sowol wie auf ihre Form stehen die „Wanderjahre" der unmittelbaren Gegenwart und ihrer poetischen Aufgabe näher als alle jene Novellen und die darauf folgenden Halbromane. Denn um freie Formen für jedwede Dichtung handelt sich es auch jetzt, und der kümmerliche Inhalt unserer gegenwärtigen Romane kann nicht mehr genügen. Die Gedanken, die in der Zeit schlummern und wachen, wollen auch poetisch vertreten sein.

Auf die gebrochene deutsche Novelle folgte fürs erste der deutsche moderne Halbroman, der schon mit beiden Füßen in der modernsten Zeit steht. Seine Vertreter sind: Steffens, Scävola, W. Alexis, Sternberg, Rehfues, Chamisso, Posgaru, Wiese, Duller, Spindler u. s. w., besonders aber der Verf. der „Transatlantischen Reiseskizzen". Diesen Romanen, so treffliche darunter, hängt allen eine gewisse Halbheit an. Bei vielen ist die Fassung noch durchaus novellistisch, bei andern ist es auf Zeitspiegelung abgesehen, die doch nicht siegreich durchbricht. Scävola fixirt sich in der Verdorbenheit der Societät, und ihm selbst fehlt die wahrhafte Idee der Menschlichkeit. Sein Weib ist die sociale Creatur der Gegenwart. Andere legen ein buntes Allerlei von Geschichte aus. Aus dem einfachen Helden des Romans werden Figuren und Nebenfiguren ins Unendliche. Wiese ist unklar und unreif (Halbideen). Dies Alles hindert den freien Verlauf der menschlichen Persönlichkeit und jenen gewaltigen Parallelismus zwischen Welt und Mensch, ohne den der Roman nun einmal nicht bestehen kann.

Mit einem Wort, wir zeigten uns unselbständig, epigonenhaft, und zehrten, in der Meinung, neu zu sein, nur noch vom Alten. Wäre es wenigstens nur das Unserige gewesen! Jenseit des Kanals zeigte Alles eine bestimmtere, kräftigere, einfachere Richtung. Hier folgt im Roman Gattung auf Gattung: Scott, Irving, Bulwer, Marryat, Boz. Man machte ebenfalls das Leben

in Kreisen durch, aber es war doch das ganze Leben. Überhaupt bietet der englische Roman das einfache Bild ungetheilter Gattungen seit Richardson dar. Das historische, das sociale, das Familienelement, das komisch-bürgerliche, neuerdings das politische in seiner socialen Spitze hat er scharf ausgelegt, während bei uns sich Alles durcheinander wirrte. Selbst der französische Roman hat eine viel klarere Entfaltung. Janin, E. Sue, V. Hugo, Soulié, P. de Kock, G. Sand sind nicht blos Kategorien, sondern scheiden sich scharf von aller Novellisterei dadurch, daß bei ihnen Ereignisse und Interesse immer an ein Individuum geknüpft sind. Dies Persönliche im Roman verläßt der Franzose selten, und seine geistreichsten Producte sind oft die, wo er sich sogar bis zur Einseitigkeit zuspitzt.

Für den Deutschen war inzwischen eine andere Zeit gekommen. Und ein Mann, der kaum noch deutschem Bewußtsein angehört, wurde Prophet und Träger dieser Epoche: Heinrich Heine. Heine ist nicht der Erfinder des Liberalismus, wozu ihn seine Schule hat machen wollen, aber er war der Mann, der in seiner lyrischen Sansfaçonnerie nur freie Elemente vertrug. Er zeigte sich aus Temperament liberal, nicht aus Gesinnung. Das ist der gewaltige und einfache Unterschied zwischen ihm und Börne. Nebenbei war Heine der Mann des Talents, und so fand sich die Ungenirtheit dieses Talents von selbst. Sein flüssiges Wesen hatte von Allem, was noth that, etwas. Aller leichten Formen mächtig, bewies er, daß man neben dem Dichter, überhaupt neben jedem bestimmten Beruf, noch etwas Anderes sein kann, was alle diese bestimmten Existenzen auf eine flüchtige Manier resumirt. Ein Stück von Jedem, und nebenbei noch etwas Allgemeines und doch Besonderes — ein Schriftsteller. So wurde Heine der Stifter des deutschen „Schriftstellerwesens" und legte zu diesem halbesoterischen Orden den Grundstein durch seine „Reisebilder". Die flüssige Form für allen und jeden Inhalt war also jetzt gefunden, und es kam nur darauf an, die massiven Elemente der Zeit in diesem seichten Wellenspiel fortzurollen.

Wenn der Dichter zum Schriftsteller geworden, dann ist an eine Selbständigkeit des Romans, überhaupt der Poesie nicht mehr zu denken. Es kamen also jetzt „Romane", und allerlei, was man so und auch nicht so nennen kann. Liberalismus war Mode, nicht Gesinnung; Liberalismus in allem Möglichen, aber schlotterhaft, vagirend. Frankreich, Polen, Belgien, die Jahre 1830 und 1831 waren die historischen Zeithebel dieser talentvollen Liberalistik. Man kam auf Alles. Es war eine Epidemie. Es war eine Lust, so den deutschen, französisch-polnisch-belgisch angehauchten Liberalismus auf allen Höhen und Lebensstationen flattern zu sehen. Schöne übermüthige Zeit, wo nichts Bestehendes vor den Anfechtungen und Neckereien der Talente sicher war! Dessenungeachtet danken wir Gott, daß sie vorüber ist!

Wie sich alle diese flüchtigen Geister nach Ablauf jener kurzen Epoche wieder um die trauliche Feuerseite der Poesie sammelten, wie sie, stiller geworden, halb und ganz bekehrt, auf den Roman zurückkamen, Studien machten, aufs Drama kamen und wieder auf den Roman — ist bekannt. Aber dem kritischen Bewußtsein, das diesem Talent volle Gerechtigkeit angedeihen läßt, entgeht nicht das Willkürliche dieser Beschäftigungen. Der neueste Roman, der mit dieser Schule, wenn man sie so nennen will, zusammenhängt, ist ein ganz willkürliches Wesen. Man sucht nach Stoffen und findet sie. Man häuft Begebenheiten und legt Ideen und Tendenzen unter, die freie Persönlichkeit des werdenden Individuums, ohne die der Roman nichts ist, fehlt, der Spiegel der Welt des Lebens im Großen. Zeitinteressen werden aus der Zeit gerissen und dafür die entsprechenden Charaktere erfunden. Man conterfeit Epochen — da haben wir gleich wieder das schleichende Gespenst der Novelle, das aus dem Roman nicht zu bannen ist. Es ist in diesen Romanen so viel der Rede. Aber die Geschichte des Individuums, das große allmächtige Geschick der Menschheit, die Zeit als gegenwärtigster Lebenspuls, das Echo ferner Zukunft, die Geister der Vergangenheit, die auf- und abgährenden Gedanken der Gegenwart, die ungeduldig der Erlösung harren, der schneidende himmelstürmende Gegensatz Dessen, was die Zeit mit Nothschrei fodert und was sie, hohl und verworfen, an sich scheitern und verhallen läßt — diese großen Mächte, die das Leben in gewaltigen Wellenschlägen auf- und abfluten, diese sollen reden, nicht der Kriegsrath und die Gräfin und die Kammerjungfer, und Vetter Michel und die Courtisane.

Unleugbar will etwas entstehen. Wie könnten sonst in heutigsten Tagen Kräfte wie Mundt, Koenig, Gutzkow, Laube, Willkomm, Auerbach, Mügge u. s. w. im succès ausgestochen werden durch eine einzige Dame! Frau von Paalzow ist die Romankönigin des Augenblicks, das müssen wir, galant oder ungalant, zugestehen. Was will aber entstehen? Diese Frage möge hier schließlich in aller Kürze ihre Beantwortung finden.

Hier die Antwort in einem Wort: die Freiheit will entstehen. Die Freiheit in allen Dingen: im Leben, im Denken, in Schrift und Rede. Noch einmal: die objective Freiheit, wohl unterschieden von der Frechheit und Zügellosigkeit der unberechtigten Persönlichkeiten! Die menschliche Persönlichkeit will ihr angestammtes Recht. Sie will, daß ihre Zwecke um ihrer selbst willen geehrt werden. Sie will, daß man ihr eigenstes Wesen in diesen Zwecken erkenne und ehre. Von Allem, was nicht sie selbst, geistige Persönlichkeit, ist, will sie los. Sie rüttelt an ihren Banden, Ketten, Riegeln, Palissaden, an jedem Hemmniß. Sie will nicht mehr fremdes Gesetz, das von außen kommt. Sie will selbständig sein, nicht blos in Dem und Jenem, was man ihr etwa großmüthig einräumt, nein, in jeder ihrer Formen. Es gibt in diesem Augenblicke gar nichts, was nicht auf dem Punkte der Wiedergeburt stände. Hegel hat gesagt: „Was wirklich ist, ist vernünftig, und was vernünftig ist, ist wirklich." Darüber hat man viel gehöhnt. Nun höhnt die Zeit die Höhner. Denn sie selbst die Zeit hat ihr Schwert gewetzt an diesem Satze und der Augenblick ist

da, wo sie das Unvernünftige nicht mehr als wirklich dulden will. In diesem Gedanken erzittert jetzt die Menschheit. Wo er nicht frei und selbstbewußt in Wort und That tritt, da waltet er doch als trüber Instinct. Hat aber dessen keine Noth. Für das geistige Thierreich kommt schon die Stunde der Menschwerdung. Mitternacht ist überschritten. Wie soll der Zeiger anders als vorwärts gehen?

Da aber liegt es. Dieselbe Zeit, die vorwärts will, geht rückwärts. Dieselbe, die nach Freiheit jagt, verknechtet sich in Tand und Trug. Dieselbe, die den Tag begrüßt, umgibt sich mit künstlicher Nacht. Schlecht, ohnmächtig und gedankenlos ist die sittliche, denkende Zeit, die vor Trieb und Kraft bebt. Wie deute ich das?

Hier ist die einfache Deutung in einem einzigen Wort: das ist der Krampf der Krisis. Sie gibt der Zeit ihr doppelt Gesicht; die schöne Häßlichkeit, die edle Verworfenheit. Wir sind nicht hier thöricht, dort klug, nicht hier gut, dort schlecht, nicht hier krank und dort gesund, sondern dies Alles sind wir in Einem. Den ganzen Leib der Zeit durchdringt dies Alles. Caricaturen unserer selbst, haben wir freilich Parole und Feldgeschrei, aber unsere Natur, die Natur der Zeit, steht zwischen Gott und Teufel. Wir sind Epigonen und schauen doch ostwärts.

Auf die Poesie und ihre neueste Geschichte angewendet, läßt sich nun leicht bestimmen, was es mit dem Vorwärtsstreben der Zeit, mit ihrem Drange zur Freiheit und Vernünftigkeit für eine Bedeutung habe. Wir haben den deutschen Roman, die Novelle, den Halbroman, wir haben auch das deutsche Drama in neuester Zeit sich verlaufen sehen. Wir haben aber auch in diesem Allen nicht das Eine gesehen, was der Zeit noth ist, den Geist in seiner freien, frischen, jugendlichen Lebendigkeit. In allen jenen poetischen Formen des 19. Jahrhunderts steckt noch unendlich mehr von der alten Perücke, vom alten Geistesdespotismus, als sich mit der freien Bewegung des menschlichen Gedankens in die Zukunft hinein vertragen will. Wir haben uns gleich unfähig gezeigt, von den alten Formen loszukommen und neue zu erschaffen. Den Roman, das Drama, die Novelle, Alles haben wir sich bis auf die Haut abzehren lassen. Von Klagen hat der deutsche Parnaß widergehallt, daß es kein Drama mehr gibt und doch — wer fand sich, der ein neues wiedergeboren hätte? Wir ließen die Afterpoesie sich in ekler Breite auf den Bretern entfalten. Ihrem hohlen Pathos lauschten wir. Ganze Bühnen, ja die Schauspielkunst selbst sahen wir daran zu Grunde gehen. Wer half? Wo blieben die Reformatoren? Man wird es im neuen Säculo nicht glauben wollen, aber wir sahen sie ja mit leiblichen Augen, die Müllner, die Houwald, die Raupach; wir sehen und erleben sie noch jede Stunde, und unter dem schalen Komödienspiel sind Geschmack, Gefühl, Erhebung, sittliches Bewußtsein, Kritik und Urtheil längst röchelnd verendet. Unter den Händen ist uns der Geist abhanden gekommen, und was uns von den Bühnen herab angrinst, ist nur sein schrumpfliges Wachsbild.

In der neuesten Zeit schien es sich am Himmel der Poesie zu röthen. Es schien. Wenn die Poesie zur Schriftstellerei, zur Literatenwillkür geworden, dann hört sie auf Poesie zu sein. Da ist kein Drängen und Streben bestimmter, berufener Kräfte nach bestimmten Zielen. Ausgelöscht sind die göttlichen Impulse. Man wirft sich auf Alles, macht Alles. Es war nur eine ganz formelle Restauration, die Restauration durch die Talente, denn der Geist wird nur durch den Geist ersetzt. Bestimmtes, Nichtdagewesenes, Großes, Unvergängliches that noth, eine Wiedergeburt der (poetischen) Gedanken, wie sie die Wissenschaft erlebt hat. Aber die poetischen Gedanken fehlten eben, und so war die Wiedergeburt nur ein formeller Hohn gegen das Bestehende. Auf den Trümmern des alten hätte die Poesie sich ihren neuen unsterblichen Leib anerschaffen sollen; aber die Macht des poetischen Geistes reichte nicht aus zu dieser Schöpfung.

Und darum, eben darum ist die Aufgabe des zukünftigen poetischen Geschlechts eine um so größere, schwerere und köstlichere. Die Geister der Poesie sind es, die der Freiheit bedürfen, und nur echte, nur berufene Dichter können ihnen diese Freiheit verschaffen. Daß die Poesie nicht mehr nur ein geputztes, geschminktes, getünchtes Vehikel sei für allerlei fremden, nicht ihr selbst gehörigen Inhalt — das müssen deutsche Dichter erstreben, oder sie sind keine Dichter. Wir wollen nicht Tausenderlei (was hin und wieder wol ergötzen und unterhalten mag) in der Poesie; wir wollen nicht Salongeschwätz, Politik, Philosophie, religiöses oder sonstiges Allerlei umwickelt mit poetischem Flitterstaat, sondern die Poesie selbst wollen wir: ganz, voll, leibhaftig. Zeigt sie uns in ihrer angeborenen göttlichen Schönheit, dann wollen wir euch auch als ihre Emancipatoren und Befreier begrüßen. Zunächst lasset uns noch reuig Dessen gedenken, daß nicht fremde Tyrannen, sondern der eigene Sklavensinn uns so unfrei gemacht. Man kann freilich viel über Knechtschaft und Freiheit politisiren und schwätzen — wahrhaft frei ist doch nur der schöpferische Geist in der ordnungsvollen Harmonie seiner angestammten Schönheit! 82.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Eine kolossale Literaturgeschichte von Frankreich.

Allen Denen, die den Franzosen vorwerfen, sie seien nicht gelehrt, nicht gründlich genug, wünschte ich nur, daß sie die 19 Bände der „Histoire littéraire de la France" durchlesen müßten. Wahrlich sie würden anderer Meinung werden. Welcher Wust von Gelehrsamkeit ist nicht in diesem ungeheuern Werke, das trotz seines großen Umfangs doch immer noch nicht beim Ende des 13. Jahrhunderts angekommen ist, zusammengetragen. Binnen kurzem wird nun der 20. Band erscheinen. Wir halten es deshalb nicht für unpassend, hier einen kurzen Blick auf die Geschichte dieses Werks zu werfen, dem keine Nation etwas Ähnliches an die Seite zu stellen hat. Bekanntlich waren es Benedictiner, welche es im vorigen Jahrhundert (1733) begannen, und Dom Rivet, von dem die neun ersten Bände fast ausschließlich verfaßt wurden, hatte bis 1783 stets nur Nachfolger, welche diesem geistlichen Orden angehörten. Im J. 1763 wurde die ungeheure Arbeit, deren Ziel gar nicht abzusehen ist, unterbrochen. Erst 1807, wenn wir nicht irren, wurde sie vom

Institut de France wiederaufgenommen und seit der Zeit ohne neue Unterbrechung fortgeführt. Das thätigste Mitglied der Commission, welche von der Akademie zur Herausgabe dieses Werks eigens ernannt ist, war der verstorbene Daunou. Dieser verdiente Gelehrte hatte, irren wir nicht, in seiner Jugend selbst dem Benedictinerorden angehört. An seine Stelle ist Victor Le Clerc, durch sein „Des journaux chez les Romains" und andere gelehrte Arbeiten bekannt, erwählt. Ihm zur Seite stehen Fauriel, der verdiente Geschichtforscher, Lajard und der treffliche Paulin Pâris. Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung von der massenhaften Gelehrsamkeit zu machen, die hier aufgespeichert ist. Das wichtigste wie das unwichtigste Werk, gleichviel, ob gedruckt oder noch im Manuscript, wird hier analysirt. Dabei darf nicht die unbedeutendste Notiz über die Schriftsteller und ihre Werke unberücksichtigt bleiben. Sieben Quartbände, von denen fast jeder mehr als 900 compacte Seiten umfaßt, sind der Geschichte der Literatur in Frankreich — hier kann kaum von französischer Literatur die Rede sein — bis zum 12. Jahrhundert gewidmet. Erst mit dem 21., dessen Herausgabe man vorbereitet, wird das 13. Jahrhundert abgeschlossen sein. Die Einleitung zum 14. Jahrhundert, wie jeder größere Abschnitt deren bekommen soll, wird Le Clerc, von dem man sich etwas Gediegenes versprechen kann, zum Verf. haben. Die allgemeine Übersicht, die dem 13. Jahrhundert vorausgeschickt ist, rührte von Daunou her. Wie viele Bände werden noch nöthig sein, um das Werk nur bis auf das siècle de Louis XIV zu führen!

Der Abdruck des „Moniteur" beendigt.

Die verdienstvolle Arbeit des Wiederabdrucks vom „Moniteur" aus der Revolutionszeit ist nun mit dem 32. Bande abgeschlossen. Es ist dies ein Werk, das stets die Hauptquelle bleiben wird, aus der alle Historiker der neuern Zeit zu schöpfen haben werden. Der erste Band gibt eine historische „Introduction", die „Assemblée constituante" wird in neun, die „Assemblée législative" in vier starken, doppelspaltigen Großoctavbänden abgethan. Die „Convention nationale" umfaßt zwölf, und das „Directoire exécutif" vier Bände. Den Schluß bilden zwei Bände Register, die den Gebrauch dieses wichtigen Werks sehr erleichtern. 2.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Das Windsorschloß. Ein historischer Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Beidtel, I., Übersicht der Geschichte des österreichischen Kaiserthums. Leipzig, F. Fleischer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Beiträge zur Geschichte Deutschlands in den Jahren 1805—1809 aus brieflichen Mittheilungen F. Perthes', J. v. Müller's, General Freih. v. Armfelt's und des Grafen d'Antraigues. Veröffentlicht durch den Herausgeber der Briefe an J. v Müller. Schaffhausen, Hurter. 8. 25 Ngr.

Braunschweig, J. D. v., Unsere Holzfrage. Aus staatswirthschaftlichem Standpunkte betrachtet. Riga, Deubner. Kl. 8. 18¾ Ngr.

— — Rußlands Weinbau. Ein staatswirthschaftlicher Versuch. Riga, Deubner. 1842. 8. 26¼ Ngr.

Cormenin, W. A. (Timon), Das Buch der Redner. Nach der 11ten Originalausgabe. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Deutinger, P. M., Grundlinien einer positiven Philosophie als vorläufiger Versuch einer Zurückführung aller Theile der Philosophie auf christliche Principien. 2ter Theil: Die Seelenlehre. Regensburg, Manz. Gr. 8. 22½ Ngr.

Droste zu Vischering, C. A., Predigten, Betrachtungen und Unterweisungen, in frühern Jahren gehalten. Münster, Aschendorff. Gr. 8. 1 Thlr.

Duden, G., Der preußische Entwurf einer neuen Strafgesetzgebung und sein Verhalten zum Rheinlande. Für Juristen und Richtjuristen. Bonn, Weber. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Elmar, C., Die Wette um ein Herz, oder Künstlersinn und Frauenliebe. Lustspiel mit Gesang in drei Aufzügen. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 10 Ngr.

Flygare-Carlèn, Emilie, Die Milchbrüder. Roman. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Fouqué, F. Baron de la Motte, Abfall und Buße oder die Seelenspiegel. Ein Roman aus der Grenzscheide des 18. und 19. Jahrhunderts. In drei Büchern. Berlin, Enslin. 1844. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Drei Fragen in Sachen des evangelischen Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 5 Ngr.

Hallmann, E., Die Geschichte des Ursprungs der belgischen Beghinen nebst einer authentischen Berichtigung der im 17. Jahrhundert durch Verfälschung von Urkunden in derselben angestifteten Verwirrung. Mit Abbildungen auf drei Tafeln. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Hube, F., Denkwürdigkeiten des Prinzen August von Preußen. Mit dem Bildnisse des Prinzen. Berlin. 8. 3 Ngr.

Jordan, W., Litthauische Volkslieder und Sagen. Berlin, Springer. 1844. 8. 20 Ngr.

Kobbe, P. v., Geschichte der neuesten Zeit. Zwei Theile. Hamburg, Hoffmann und Campe. Gr. 8. 3 Thlr.

Langewitz, C., Gelegentliche Gedanken beim Lesen der heiligen Schrift mit Beziehung auf gegenwärtige Zustände. Riga 1842. 8. 26¼ Ngr.

Link, H. F., Vorlesungen über die Kräuterkunde, für Freunde der Wissenschaft, der Natur und der Gärten. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Mit zwei Kupfertafeln in 4. Berlin, C. F. Lüderitz. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Mittheilungen aus dem Leben eines Richters. 3ter und letzter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Niendorf, Emma v., Aus der Gegenwart. Berlin, A. Duncker. 8. 1 Thlr.

Pocci, F. Graf, Dichtungen. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Royer, A., Die Janitscharen. Übersetzt von Emilie Wille Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Schellenberg-Biedermann, E., Erinnerungen an Ulrich Hegner. Zürich, Literarisches Comptoir. 16. 1 Thlr.

Über die gegenwärtige Lage des Ackerbaus, der Gewerbe und des Handels im Regierungsbezirke Minden; mit besonderer Berücksichtigung des physischen und moralischen Zustandes der arbeitenden Classen; von dem Verfasser der gesammten gewerblichen Zustände u. s. w. (G. F. v. Gülich.) Rinteln, Bösendahl. Gr. 8. 15 Ngr.

Vogel, W., Das Duell-Mandat, oder: Ein Tag vor der Schlacht bei Roßbach Drama in fünf Aufzügen. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Wintergrün. Taschenbuch auf 1844. Herausgegeben von G. Lotz. Hamburg, Herold. 1844. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Berichtigungen.

In dem Aufsatze „Zur Geschichte des weiblichen Geschlechts", in Nr. 282—285 d. Bl., Seite 1130, Spalte 1, Zeile 23 von oben, st. wichtige l. witzige; S. 1130, Sp. 2, Z. 15 v. o., st. weiblichen l. göttlichen; S. 1133, Sp. 1, Z. 5 v. o., st. Damojanti l. Damajanti; S. 1133, Sp. 1, Z. 14 v. u., st. beruhigen l. beunruhigen; S. 1134, Sp. 1, Z. 31 v. o., st. Göttin l. Gattin; S. 1134, Sp. 1, Z. 40 v. o., st. einbüßt l. einläßt; S. 1138, Sp. 2, Z. 3 v. u., st. schwierig l. irrig; S. 1139, Sp. 2, Z. 17 v. u., l. Weiber mögen also

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 305. —— 1. November 1843.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Erster Artikel.

1. Urania.

Bei der beispiellos magern Ernte, die in diesem Jahre das Feld der belletristischen Literatur getragen hat, nehmen die Taschenbücher diesmal offenbar einen weit wichtigern Platz ein als sonst. Waren sie früher, wenigstens der großen Masse nach, unter den kernigern und solidern Erscheinungen etwa Das, was die Feldblumen unter dem Roggen und Weizen sind: hübsche, bunte Dingerchen, denen Jeder gern einen flüchtigen Blick schenkt, aber ohne Werth und ohne Bedeutung, so sind sie dieses Jahr zwar auch nur Feldblumen, aber Feldblumen, die durch kein Getreide in den Schatten gestellt werden, Feldblumen, die fast den einzigen Ertrag des Ackers ausmachen, Feldblumen, die dadurch zu Wiesenblumen avanciren. Sie präsentiren sich auf diese Weise ordentlich als ein namhaft zu machender Ernteartikel, sie vindiciren sich eine Art literarischer Bedeutung, sie dienen uns in gewissem Sinne zum Maßstabe, nach welchem wir die gesammte schöngeistige, namentlich novellistische Literatur zu beurtheilen haben. Es muß daher dieses Jahr ordentlich von einem Resultate der Taschenbücherliteratur geredet werden, es ist die Frage aufzuwerfen: Was haben sie geleistet? Was ist durch sie erreicht? Welchen Fortschritt hat die Literatur ihnen zu danken?

Man sieht hieraus, daß es keine kleine Aufgabe ist, den diesjährigen Bericht über die Taschenbücher des folgenden Jahrs zu liefern. Es ist ein Geschäft, das mit Ernst erwogen, mit Bedacht ausgeführt sein will. Ref. ist ganz von der tiefen Bedeutung seiner Obliegenheit durchdrungen, und indem er es für eine unverzeihliche Pflichtverletzung halten würde, irgend ein voreiliges Urtheil zu fällen, drängt er hier am Eingange jedes allgemeine Urtheil zurück und wird dasselbe erst abgeben, wenn er zuvor mit gewissenhaftester Unparteilichkeit die einzelnen Spenden beleuchtet hat.

Manchem mag diese Religiosität, mit welcher Ref. ans Werk geht, fast spaßhaft erscheinen. Wir haben nichts dagegen. Nur die Versicherung sei allen Ernstes gegeben und aufgenommen, daß die „Urania", seit Jahren die Prima Donna unter den Taschenbüchern, vollkommen eine ernstere Berücksichtigung verdient, und daß die Literatur sich Glück wünschen könnte, wenn es sich alle neun Musen hätten angelegen sein lassen, sie mit gleich trefflichen Producten zu bereichern. Der diesmal zu besprechende Jahrgang bringt uns fünf Gaben, sämmtlich von Verfassern mit Namen besten Klangs: von Gutzkow, Sternberg, Mosen, Alexis und Schücking. Sind auch nicht alle gleich vollendet, ein paar sogar nicht ohne sehr merkliche Mängel und Auswüchse, so tragen sie doch sämmtlich den Geschlechtszug einer höhern Abstammung und können, wenn auch als Kinder des Leichtsinns und der Flüchtigkeit sich präsentirend, doch den noblen Vater nicht verleugnen.

Die beiweitem vortrefflichste von allen ist die, welche auch äußerlich den ersten Platz einnimmt, eine Novelle von Karl Gutzkow: „Die Wellenbraut." Ich sage nicht zu viel, wenn ich sie ein Meisterwerk nenne; denn nur ein Meister kann seines Stoffs so Herr werden und ihn mit solcher Leichtigkeit und Sicherheit gestalten. Was den Stoff selbst betrifft, so ist er nicht gerade neu. Der Dichter behandelt vielmehr ein Thema, das schon unzählige Mal behandelt ist, das aber darum immer gleich interessant bleibt und aus seiner Allgemeinheit eine Reihe immer neuer und besonderer Erscheinungen entfaltet, wie ja auch die Erde aus einem und demselben Boden die mannichfachsten und verschiedenartigsten Kinder zur Welt bringt. Dieses Thema ist der Conflict des Herzens mit der Welt, der Natur mit der Sitte, des nicht zu berechnenden Falls mit der berechneten Regel.

Die Welt, die Sitte, die Regel wollen das Herz mit seinen individuellen Wünschen und Neigungen, die Natur mit ihren ewig neuen und originellen Trieben, den Fall mit seinen stets willkürlich und planlos erscheinenden Combinationen nicht gelten lassen, und wo und wie auch Herz, Natur und Zufall den Versuch machen, sich zu emancipiren und sich frei und dem eigenen, innern Drange gemäß zu entwickeln — jene Mächte, die einmal die Herrschaft in Händen haben, zwingen sie zuletzt stets wieder in die kaum abgeworfene Uniform hinein, oder im Nothfall spinnen sie gegen die aufrührischen Vasallen eine Contrerevolution an und sprengen die Pulververschwörung mit einer Contremine in die Luft. Dieses Drama, bald als Lustspiel, bald als Trauerspiel endigend, spielt an allen Orten und Enden: in dem Streit der Elemente, in den Kämpfen der Geschichte, in den Wirren und Zerwürfnissen jeder einzelnen Menschenbrust — nur daß die Bühne nicht überall eine öffentliche ist, daß nicht jedes einen Dichter und Regisseur findet, die es mit fünffüßigen Jamben, Lampenlicht, Costumen und Coulissen decoriren und den verhüllenden Vorhang davor hinwegziehen. Das novellistische Drama, das uns hier von Karl Gutzkow vorgeführt wird und das — beiläufig gesagt — weit höher steht als eins seiner wirklichen Dramen, ist in kurzem folgendes:

Idaline, die Hauptfigur desselben, befindet sich auf einem Balle, den Graf Eberhard, ihr Oheim, auf seiner vor dem Petersthore gelegenen Villa gab. Es heißt von ihr:

Sie war die schönste Hülle, die nur je für das Bewußtsein: ich fühle, ich empfinde, ich bin Mensch! gedacht werden konnte. Ob dieses Bewußtsein in jener Hülle lebte, bezweifelte man. Man verglich sie einer Muschel, deren Perlenstoff ganz in die glänzende Schale übergegangen wäre. Sie war vollendet schön. Das Ebenmaß ihrer Formen überraschte selbst den Künstler. Aber in ihrem schwarzen Auge lag eine Strenge, die, statt anzuziehen, abstieß, eine Hoheit, die verwundete, ohne auch nur die leiseste Ahnung von Heilkraft zu verrathen. Von ihrem Gemüthe wußte man nichts und von ihrem Herzen nur so viel, daß sie Braut war.

Trotzdem bildet sie überall den Mittelpunkt der Gesellschaft.

Die Männer suchten sie nicht, aber konnten sie auch nicht vermeiden. Unwillkürlich mußte sich die Gesellschaft um sie her gruppiren. Es waren lebendigere weibliche Gestalten in der Nähe, redseligere. Diese sprachen, aber Idaline gab den Ausschlag. Sie redete wenig. Ein kaltes Lächeln, ein spöttischer Zug um ihren Mund, der durch den Spott, seiner weißen Zähne wegen, nur noch schöner wurde, ein stummes Nicken oder Verneigen mit dem lockenschweren Haupte, das war all ihre Sprache. Und mit dieser stummen Sprache konnte sie beredtsam sein. Sie schürte das Feuer der Unterhaltung und erstickte es, sie verknüpfte und trennte, sie galt sogar für die geistreichste in der Gesellschaft, und so oft sie sich entschließen konnte, zu sprechen, war sie es auch wirklich.

So auch auf diesem Balle, der mit einer nächtlichen Gondelfahrt beschlossen wird. Beim Einsteigen in die Fahrzeuge verspätet sich Idaline und kommt zufällig mit einem jungen, ihr unbekannten Manne allein in einer Gondel zu sitzen. Alle andern Gondeln begrüßen dieselbe als Admiralschiff. Sie nimmt dies als eine gewohnte Huldigung hin, zieht sich in ihr kaltes Schweigen zurück und kümmert sich auch lange Zeit nicht um den geschickten Lenker ihres Schiffs. Dieser aber ist seinerseits ebenso schweigsam und dies lenkt endlich ihre Aufmerksamkeit auf ihn hin. Sie fühlt sich wunderbar von ihm angezogen. Es regen sich in ihrem Busen Gefühle, die sie nie gekannt. Endlich bricht er doch das Schweigen. Will die Dogaresse sich mit dem See vermählen? fragt er sie, als sie gerade ihr Auge auf ihren Ringen ruhen läßt.

Da hob sie das Haupt empor, wie sie sonst gewohnt war. Verwundert blickte sie den Sprecher an, der über ihre Ringe zu spotten schien. Ruhig und mit einem unendlich tiefen Seelenausdruck erwiderte er ihren strengen Blick. Und diese Ruhe entwaffnete, diese Tiefe verwirrte sie. Mechanisch, ohne Besinnung, in einem jener ihr eigenthümlichen bizarren Einfälle zog sie einen ihrer Ringe vom Finger und warf ihn in das feuchte blaue Element. Wie sie das that, das thun konnte, was sie damit sagen wollte, wußte sie nicht. Es war ihr aber so leicht, so unendlich leicht, sie athmete so frei, so triumphirend auf, daß sie mit dem alten Stolz wieder um sich blicken und einen Augenblick glauben konnte, diesem Fremden imponirt zu haben! Dieser eitle Gedanke durchrieselte sie ganz. Sie war erregt, fröhlich, ja sie hätte lachen können und lachte auch innerlich.

Der Fremde, Theobald mit Namen, redet sie hierauf noch mehrmal an, aber — er erhält keine Antwort. Idaline war wieder die schöne, reiche, vornehme, stolze Idaline. Aber sie blieb es nicht. Der Eindruck ist ihr ins Herz gedrungen, sie kann ihn nicht wieder verwischen, und immer klarer wird ihr zum Bewußtsein, daß sie den Fremden liebt. Aber sie ist bereits Braut, Braut eines Grafen Waldemar, eines schönen, in jeder Hinsicht bedeutenden Mannes. Er war der Erste gewesen, der sich um ihre Hand bewarb, und sie hatte ihm dieselbe bewilligt, blos weil sie einsah, es war nichts gegen ihn einzuwenden, weil es ihrem Stolz schmeichelte, gerade solchen Mann zu bekommen. Der Bund schien der passendste von der Welt, Jedermann fand, daß es einer sei, wie er sein müsse — aber aus L i e b e war er n i c h t geknüpft. Nun tritt der C o n f l i c t ein, der Conflict des H e r z e n s mit der W e l t. Er ist in trefflichen, innern und äußern, Zügen dargestellt. Wir heben hier nur eine Stelle aus. Idaline hat Theobald zufällig in der Kunstausstellung wiedergesehen, ihr Oheim, ein Gemäldenarr, hat ihn zum folgenden Tage um elf Uhr in seine Galerie geladen — benutzt sie diese Gelegenheit, wieder mit ihm zusammenzutreffen? — Man höre:

Am folgenden Morgen gab sie den Befehl, anzuspannen, in aller Frühe, schon um halb elf Uhr. Sie wollte fort. Wohin? Zum Onkel? Sie wagte nicht, es sich zu gestehen. Sie war in voller Toilette. Die Brust wollte ihr zerspringen vor fremdartigster Aufregung. Sie eilte in den Garten, sie brach Blumen, die sie zerknitterte. Sie sprach mit dem Gärtner, sie zeigte Antheil an Dingen, die ihr sonst entschieden fremd waren. Da schlug es dreiviertel auf elf! Der Wagen fuhr eben aus dem Hofe vor das Portal des Hauses. Um sein Rollen nicht zu hören, trat sie in die Treibhäuser ein und suchte Zerstreuung. Da waren jene wunderbaren Orchideen, jene südamerikanischen Schlingpflanzen, die ohne Erde, in der Luft wachsen, ihre Wurzeln hinlegen, wo sie einen festen Gegenstand finden und in ihren Verschlingungen und Verrenkungen fast ein animalisches Leben zu verrathen scheinen. Diesen Orchideen verglich sie ihre Liebe. Sie hatte keine Erde, auf der sie einwurzelte, eine Luftpflanze,

hängend in phantastischer Leere, ohne andere Anknüpfung als an das Unbestimmte, Schwebende. Sie brach einige Blüten ab und erschrak, draußen den Jäger zu finden, der ihr den vorgefahrenen Wagen meldete. Noch fünf Minuten! Sie malte sich die Scene jenes scheinbar zufälligen Begegnens beim Onkel aus. Du könntest mit ihm reden, zum ersten Male dich ihm wie ein Wesen von Gefühl, ja nur wie ein Wesen, das mit Sprache begabt ist, zeigen. Da schlug es elf. Sie winkte dem Jäger, zu folgen. Sie durchschritt entschlossen die Boskette und Alleen, hatte schon die Thür des Gartensalons in der Hand, der in ihre Zimmer und von dort an den Eingang des Hauses, wo der Wagen harrte, führte — da verließ sie wieder der Muth, sie blieb stehen, raffte sich zu dem Entschlusse zusammen, den Wagen abzusagen, und sank, als der Jäger ging, auf einen der Divans, die rings an den Wänden des Gartensalons standen, mit weinendem Auge nieder.

Den Tag über blieb Idaline zurückgezogen. Am Abend ließ sie sich einen Augenblick sehen. Wie absorbirt du bist, sagte die Mutter. Absorbirt! Idaline trug zwar nicht den Tod im Herzen, aber doch war eine erschütternde Umwälzung in ihr vorgegangen. Die Gesellschaft fand ihre leidende Miene natürlich, denn in einigen Tagen sollte die Vermählung sein.

Kommt diese Vermählung wirklich zu Stande? Ja, sie kommt! Zwar ist es der Verlobungsring gewesen, den Idaline unbewußt und willenlos in den See geworfen; aber Waldemar hat ihr einen neuen machen lassen und die Wellenbraut muß einstweilen noch der Braut Waldemar's den Platz einräumen. Zwar ist sie nahe daran, die Bande der Sitte und Etikette energisch zu zerreißen und ganz dem Drange des Gefühls zu folgen.

Geliebter! was ist Liebe? — schreibt sie, sie, die früher so Stolze, Kalte — Liebe ist Gehorsam, Demuth, Vernichtung. Nichts sein in sich, Alles im Andern. Durch ihn leben, durch ihn empfinden. Fodere von mir! Verlange! Verlange! Verlange ein Opfer! Nahe mir als Sieger, ich küsse meine Ketten! Lehre mich beten in deinem Glauben! Verzagen will ich wie du, zweifeln wie du, leben und sterben wie du!

Aber indem sie eben diese ihre Empfindungen und Wünsche auf das Papier ausschüttet, raubt sie sich, wie das so oft geschieht, die Thatkraft, ihnen gemäß zu handeln. Sie läßt den glücklichen Moment der Aufregung vorübergehen, sie wirft sich erschöpft auf ihr Lager und entschläft. Am andern Morgen hat sie nur noch die Thränen des Schmerzes, der Resignation.

Sie wollte reden, aber Alles erstarb ihr auf den Lippen. Schon wogten die lärmenden Vorbereitungen des morgenden Tages um sie her, Gäste kamen und gingen, Glückwünsche flatterten in hundert Formen an sie heran, sie hatte keine Zeit mehr, einen klaren Willen in sich auszubilden. Wohl war der Brief zusammengefaltet, aber ein Versteck des Schreibtisches barg ihn. Der Tag der Vermählung war da. Mechanisch gab sie sich den geschäftigen Händen hin, die sie ausschmückten. Mitten in diesen Zurüstungen schrie sie einmal plötzlich auf, rannte an ihren Schreibtisch, wollte klingeln und Alles unmöglich machen, was heute mit ihr vorgehen sollte — eine Stunde darauf war Idaline Gräfin Waldemar.

Hiermit scheint das Drama geschlossen; aber nein, es ist nur der erste Act. Das Herz beginnt den Kampf aufs neue, Natur und Zufall kommen ihm zu Hülfe — schon scheint es die Welt, die Sitte, die Regel überwunden zu haben — da bricht es am Ende dennoch zusammen und jene Mächte feiern einen traurigen Triumph. Es würde zu weit führen, auch diesen zweiten und letzten Act des Dramas in seiner concreten Gestaltung zu skizziren. Die Geschichte ist überdies zu innerlich, als daß sich mit glücklichem Erfolg ein Auszug machen ließe. Wir überlassen daher die weitere Verfolgung der Novelle ganz dem Leser und versichern ihm nur, daß die Hand des Dichters von Anfang bis zu Ende nirgend erlahmt und daß keine Stelle gefunden werden dürfte, in der nicht das Gemüth ebenso sehr wie der Geschmack befriedigt würde. Die Darstellung ist mit Übergehung einiger graciöser Nachlässigkeiten vollendet zu nennen. Es ist in ihr eine Ruhe, eine Gedrungenheit, eine Classicität, wie man sie heutzutage höchst selten findet. Die Novelle ist in dieser Hinsicht, wie auch in Betreff des Stoffs, am treffendsten mit den „Wahlverwandtschaften" zu vergleichen. Und bei dieser Ruhe athmet sie durchweg ebenso viel Wärme als sie Geist ausstreut. Als geistreich zeichnen sich namentlich die Briefe Theobald's aus. Sie sind voll von sehr feinen und pikanten Bemerkungen über die heutigen socialen Verhältnisse vom Standpunkte eines tiefen und reichen, aber zerrissenen und vom Weltschmerz erfaßten Gemüths aus. Seine Charakterzeichnung stellt sich der Idaline's würdig an die Seite, und nicht minder vortrefflich sind die des Grafen Waldemar, des Oheims und des Vaters. In der Schilderung des Letztern liegt eine bittere Ironie gegen die Bureaukratie. Man höre, wie sich derselbe über Theobald ausspricht, als er vom Oheim, der ihn empfohlen, gefragt wird, wie er ihn gefunden habe.

Unbrauchbar! Was kann die Verwaltung mit Männern beginnen, die selbst das Unglück nicht gewitzigt hat? Ich nahm den Mann, der dem Staat so viel Ärger verursacht hat, deiner Empfehlung wegen wie einen Freund auf. Da ich in der Frühe meinen Brunnen trinke, so nahm ich ihn an der Hand und sagte: Herr von Theobald, kommen Sie herunter in den Garten. Ich freue mich, Sie bei mir zu sehen. Ich führte ihn durch die Zimmer, zeigte ihm einige Gemälde, unter andern die Portraits der Familie. Er fand sie sehr gelungen, mich sogar in Wirklichkeit jünger als im Bilde, was sich hören läßt. Vor deinem Bilde, Idaline, verweilte er mir zu lange. Der Vater kam ins Husten und die Mutter bat ihn, sich vor Gräten in Acht zu nehmen. Idaline war zu Muth, als sollte sie entschweben. Er in ihrer Nähe, vor ihrem Bilde! Sie kam sich wie ein Luftwesen vor.

Die Excellenz fuhr fort: Von der offenstehenden Thür des Gartensalons kam ein heftiger Zugwind. Ich mochte mich meines Rheumatismus wegen nicht aufhalten, ihn über jedes Bild zu befragen. Herr von Theobald, begann ich im Garten, es wird zu meinen ersten Verdiensten, die ich mir um den Staat erworben habe, gerechnet, daß ich die Gefahr entdeckte, die dem alten bewährten Patrimonialstaate von Ideen drohte, zu welchen auch Sie sich mit einer Leidenschaft bekannten, die eines Adeligen doppelt unwürdig war. Jakob, der mit dem Brunnen folgte, schenkte mir das erste Glas. Was bekam ich zur Antwort? „Ich bin nicht freisinniger als Friedrich der Große, und Friedrich war ein König!" Ich gestehe, lieber Schwager, daß ich einen solchen lächerlichen Widerspruch, schon so früh Morgens, während ich den Brunnen trinke, nur um deinetwillen ertragen habe. Der junge Mann heftete mit gleichgültiger Kälte seinen Blick auf die Fenster des Hauses zurück. Eben wurden bei dir, Idaline, die Vorhänge aufgezogen. Ich fürchtete eine üble Wirkung meiner Cur und zwang mich zur Ruhe und Nachsicht. Während ich Friedrich's Zeit und die unserige verglich, schenkte mir Jakob das zweite Glas ein. Sie wünschen angestellt zu sein, fuhr ich fort; im Postfach ist ein hübsches

Ämtchen erledigt. „Ums Himmels willen, fiel er mir ins Wort, so lange unsere Postbeamten Uniformen wie Bedienten tragen, nimmermehr!" Ich war außer mir. Die Wirkung meiner Cur schien für heute verloren. Ein Glück, daß ich in der Nähe des Pavillons war und ihm mit stummer Handbewegung winken konnte, einzutreten. Jakob wollte mir das dritte Glas einschenken, ich mußte es aber noch refusiren, weil ich erst einer etwas freiern Stimmung bedurfte. Um mich zu zerstreuen, sagte ich: Die Ausschmückung dieses kleinen Pavillons ist das Werk meiner Tochter. Die Glasmalerei an den Fenstern schenkte der Sohn des Finanzministers, Graf Waldemar, ihr Verlobter. Es sind wirklich echte Malereien aus den secularisirten Klöstern, deren Ertrag bekanntlich großentheils zu unsern vortrefflichen Chausséebauten verwandt wurde. Kennen Sie Graf Waldemar? Ein schöner Mann, nicht wahr? Ich hielt ihm meine Dose hin, auf deren Deckel mein Schwiegersohn so unnachahmlich wahr in Miniatur gemalt worden ist. Ich trank jetzt das dritte Glas, denn es war mir erfreulich, daß er wenigstens dem Grafen seine Verdienste ließ. Ich schlage Sie dem Grafen als Hülfsarbeiter in seinem Bureau vor, sagte ich. Er schüttelte den Kopf. Ich lasse Ihnen eine vorläufige Summe anweisen, bis Sie irgendwo eingeschoben werden können? Er hörte kaum. Sein Auge streifte gedankenlos in dem Pavillon umher. Ich trinke jetzt nur noch drei Gläser des Morgens. Die Zeit, die ich ihm widmen konnte, war abgelaufen. Ich stand auf, er strich wie mechanisch die Haare seines Hutes glatt, murmelte etwas von Vergebung, Nachsicht mit einem Manne, der in der Blüte seiner Jugend die eisige Hand des Schicksals — Ideale — verfehlte Anknüpfung ans Leben. Er rührte mich, ich gab ihm mit Wohlwollen die Hand und nahm mir vor, nächstens über ihn mit dem Fürsten zu sprechen. Da bekam ich heute von ihm einen Brief. Um dir zu zeigen, Schwager, daß ich auf deine Empfehlungen etwas gebe, will ich ihn dir vorlesen. Jakob! die Lichter! Lies du ihn, Idaline!

Nur durch die aus dieser und ähnlichen Stellen hervorblickende Gesinnung wird man an den alten Gutzkow erinnert; übrigens ist die Novelle in Ton und Haltung ganz ebenso aristokratisch und vornehm wie die Sphäre, in der sie sich bewegt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Verwaltung auf Sicilien.

Der Verf. der „Geschichte des neapolitanischen Finanzwesens", Lodovico Bianchini, hat nach einem amtlichen Aufenthalt auf Sicilien (1837) nunmehr als Fortsetzung des genannten Werks auch eine aus theils gedruckten Werken theils noch ungedruckten Documenten und Mittheilungen der Eingeborenen geschöpfte „Storia economico-civile di Sicilia" (2 Bde., Neapel und Palermo 1841) erscheinen lassen. Obwol dieses Buch an guter Ordnung, Übersichtlichkeit und bewußter Methode, an Zweckmäßigkeit der Auswahl und Vollständigkeit des Wissenswerthen viel zu wünschen übrig läßt, ist es doch immer eine Fundgrube von interessanten Notizen. Der erste Band umfaßt die Geschichte Siciliens vom 12. Jahrhundert bis zum Jahre 1735, der zweite Band die folgende Zeit bis jetzt. Jeder Band zerfällt in vier Abtheilungen, von denen die erste eine Übersicht der politischen Ereignisse gibt und ein allgemeines Bild der politischen Institutionen und des Ganges der Verwaltung zu entwerfen versucht; die zweite behandelt die Eigenthumsverhältnisse und darauf bezügliche Rechtspflege, die dritte die Staatseinkünfte und Steuern, die vierte das Münzwesen und den Zustand der Industrie. Die historischen Übersichten geben ein schauerliches Bild von Gewaltthaten, Bedrückung des Volks, Aussaugung des Landes. Den Freunden des Feudalwesens wäre das Studium der sicilischen Verhältnisse von Ruggero's Tagen an bis auf die neueste Zeit zu empfehlen: wer durch diese Geschichte nicht zur Besinnung kommt, an dem ist Hopfen und Malz verloren. Von den 1973 Communen Siciliens waren im 16. Jahrhundert 1904 Lehen und von den 206 Städten im 17. Jahrhundert 248. Erst durch das Decret des jetzigen Königs vom 19. Dec. 1838 wurde die Lehensverfassung, wie bekannt, aufgehoben; allein daß die gesetzlichen Bestimmungen wirklich ausgeführt wären, dazu fehlt noch viel. Das Bild, welches der Verf. von dem gegenwärtigen Zustande der Insel entwirft, ist, ungeachtet seiner Bemühung, Alles, was der regierende König angeordnet und für das Land gethan hat, in das günstigste Licht zu stellen, doch nichts weniger als erbaulich. Die Schilderung, welche der Verf. dieser Anzeige in Nr. 52, 89, 115 d. Bl. f. 1840 aus eigener Anschauung lieferte, findet sich durch Bianchini's Werk in allen Stücken bestätigt. „Ausgedehnte Besitzthümer", sagt der Verf., „liegen in einem solchen Zustande, daß man weinen möchte, wenn man bedenkt, daß unter einem solchen Himmel, in einer so verschwenderischen Natur der Boden zur Unfruchtbarkeit verdammt ist. An Waldungen ist Mangel, die wenigen vorhandenen sind verwildert, überall sieht man baumlose Steppen und Felder von Bergströmen verwüstet. Die ungeheuern Massen Landes, welche brach liegen, geben nicht sowol Zeugniß von einem trägen Volkscharakter als von schlechten oder schlecht ausgeführten Gesetzen. Nicht einmal die herrliche Wasserfülle der Insel ist zum Nutzen des Ackerbaus und des Kunstfleißes ausgebeutet. Fabriken nun gar sind theils sehr selten, theils fast ganz unbekannt." Besonders in Bezug auf öffentliche Arbeiten und Straßenbau rühmt der Verf. die väterliche Fürsorge der Regierung. „Außer der Wiederherstellung und Erhaltung alterthümlicher Denkmäler, außer der Renovirung und Errichtung öffentlicher Gebäude, außer den Unternehmungen zur Bonification vieler Landstrecken, ist der Bau von 37 großen Straßen und mehr als 60 Communalwegen anbefohlen und zum Theil in Arbeit genommen." Von solchem in Arbeitnehmen fand Ref. 1840 kaum eine Spur und freute sich schon herzlich, als er die angeführte Stelle las, vermuthend, daß seitdem, wie der Verf. vielleicht Nachricht hätte, etwas geschehen wäre. Zu seiner Betrübniß aber mußte er einige Zeilen weiter das Folgende lesen: „Ich kann über die neuen Straßen in der That keinen detaillirten Bericht geben, denn einestheils sind sie noch in den ersten Anfängen der Arbeit, anderntheils sind die Projecte noch nicht fertig." Ref. erinnerte sich dabei Dessen, was ihm auf dem Wege nach Taormina ein Bauer sagte: „O wir haben wol eine schöne Straße, aber sie steht noch auf dem Papiere." 78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 306. —— 2. November 1843.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 305.)

Die zweite Gabe: „Physiologie der Gesellschaft", von A. v. Sternberg, ist keine Novelle, sondern eine Reihe von Briefen eines Vaters an seinen Sohn über den Umgang mit Menschen, ein Seitenstück zu dem bekannten Werke Knigge's. Sternberg zeigt sich in denselben ganz als der feine, mit dem Tone höherer Geselligkeit innigst vertraute Mann, als den wir ihn schon aus seinen Novellen kennen —, nur daß, was dort mehr oder weniger zerstreut oder zwischen den Zeilen zu lesen ist, hier in engerm Connex und bestimmter ausgesprochen gefunden wird. Der Standpunkt, von dem aus die Lebensregeln gegeben werden, ist durchaus der der Lebensklugheit, der socialen Politik, des liebenswürdigen Egoismus. Den idealen Standpunkt verschmäht er. Er schreibt:

Wenn ich mir die Sache leicht machen wollte, könnte ich dir zurufen: Ziehe in die Einsamkeit, bebaue deinen Acker, trinke aus der Quelle, nähre dich mit den einfachsten Mitteln, schlafe gut und du wirst auch sagen können, du seist in keiner Stunde deines Lebens unglücklich gewesen; allein fort damit! Hierin liegt keine Kunst. Nein; du sollst unter Menschen leben, du sollst trefflichen Bordeaux trinken, du sollst Austerpasteten essen, auf Polstern ruhen und dennoch sollst du in diesem bunten Durcheinander, wo Tausende zerdrückt werden, wo Hunderttausende an einer Degenspitze oder einem buhlerischen Lächeln verbluten, wo tausendmal Tausend vor Langeweile umsinken, dich kräftig oben erhalten, und wenn du dereinst den Arzt am Krankenbette höflich die Achseln zucken siehst, sollst du sagen können: Ich erhebe mich von der Tafel, sie war gut besetzt und ich habe keine ihrer Schüsseln ungekostet vorübergehen lassen.

Aus diesen allgemeinen Grundsätzen heraus spricht er über eine Reihe von Fragen, die im geselligen Umgang besonders von Wichtigkeit sind: „Über jugendliche Neigungen", „Über Freundschaft", „Über Geist, Witz, Persiflage", „Über das Urtheil der Welt", „Über Standesvorurtheile", „Über die grobe und feine Impertinenz", „Über die Ehe und das Whistspiel" „Über die geselligen Formen", „Über die Verleumdung", „Über die kleinen Grimassen, Koketterien und Capricen der Gesellschaft" und „Über die Schmeichelei". Nicht alle Briefe, in denen diese Fragen behandelt werden, sind gleich werthvoll, einige wenige erheben sich kaum über das Niveau des Gewöhnlichen oder Oftgehörten; beiweitem die meisten jedoch sind voll von neuen überraschenden Bemerkungen, zeugen von einer feinen Beobachtungsgabe und einem schlauen geselligen Takt und ergötzen nebenbei durch eine pikante, launige Darstellung. Es sei mir erlaubt, einige Stellen, wie sie mir gerade ins Auge fallen, zur Probe mitzutheilen. Höre man, welche weibliche Wesen er für den feinsten Liebesgenuß — den nach seiner Ansicht immer die zweite Liebe gewährt — empfiehlt.

In irgend einem Winkel Englands — schreibt er — gibt es Familien, in denen die Schwindsucht erblich ist. Dies ist ein höchst beklagenswerther Umstand. Die Mädchen in diesen Familien sind von einer so wundervollen Schönheit, daß man sie „Töchter der Feen" nennt. In der That, sie scheinen Geister zu sein der zartesten Art, gehüllt in Körper, aus Blumenfasern gewebt. Eine Röthe, weit schöner als die der jungen Rosen, ist wie ein Hauch über ihre Wangen ergossen, und in dem Auge blitzt ein Feuer, das verzehren würde, wenn es nicht zugleich etwas von der Flamme des Genius an sich hätte, welche erwärmt, aber nie verbrennt. Diese Mädchen bringen es selten über 18 Jahre, aber in diesen 18 Frühlingen ist aller Zauber einer Mädchenseele zusammengedrängt, die höchste Sinnenreife bei der größten Gefühlstiefe, ein ewiges Keimen und Fluten der Kräfte, die, indem sie der Vernichtung entgegen arbeiten, die berauschendsten und köstlichsten Lebensblüten treiben. Ein mitleidiger Gott entzieht ihnen das langsame Verwelken, das Erstarren, die prosaische Natur des Alters. Ihr ganzes kurzes Frühlingsdasein ist nur eine schöne Illusion; sie sinken mit allen bräutlichen Hoffnungen des Lebens geschmückt ins Grab. Wenn diese Mädchen lieben, und sie lieben fast ihr ganzes Dasein hindurch, so ist diese Liebe die verklärteste Huld, die ein Herz geben und ein Herz empfangen kann. Mit einer solchen Virtuosin des Herzens führte mich mein guter Stern zusammen; ich lernte im Umgang dieser zartverschleierten Psyche alle Geheimnisse des höhern Lebensepikurismus kennen. Wir versenkten uns in die Metaphysik der Leidenschaft, und ehe ich sie, oder sie mich enttäuschte, starb sie. Der Tod ist überall ein poetischer Schluß. Friede ihrem Andenken!

Von Allen, die über den Umgang mit Frauen geschrieben haben, hat Niemand, so viel ich weiß, eine solche Verbindung vorgeschlagen; ich will auch zugeben, daß dieses Bild auf den ersten Anblick etwas Seltsames, Zurückstoßendes hat. Wie, ein Mädchen sich zur Geliebten erwählen, das den Tod im Busen trägt? Aber ich spreche nicht von dem Besitz, nicht für das Festhalten für praktische Lebenszwecke, nicht von der Ehe, ich spreche von der Liebe als Ingredienz unsers feinsten Lebensgenusses. Warum den Duft einer Rose verschmähen, blos weil wir wissen, daß sie über Nacht nicht mehr sein wird? Warum deshalb an die derbe geruchlose Tulpe sich halten wollen, weil sie die kühle Nacht überdauert und ihr fester Organismus die

Morgennebel nicht zu scheuen hat? Gewöhne dich frühzeitig, Das zu verlieren, was dir nur auf kurze Zeit geliehen ist.

Über die Bereitung einer Hammelkeule schreibt er:

Es kitzelt mich, dieses Capitel dicht an das der Liebe und der Freundschaft zu setzen, ich hoffe, damit der von mir gehaßten Sentimentalität einen Streich zu spielen. In meinem Notizenbuche finde ich angemerkt, daß man in England, wo man diesem Artikel eine besondere Aufmerksamkeit schenkt, die gemästeten Hammel in kurzen Tagereisen auf einem mit Stahlfedern versehenen Wagen zur Hauptstadt schafft. Dann bringt man die Ankömmlinge in anständigen Localen unter, wo sie sich von der Erhitzung der Reise erholen können, und wo keine widrige Andeutung auf ihren nächsten Beruf ihre Gemüthsruhe erschüttert. Die eiserne Faust des Schicksals faßt sie vollkommen unvorbereitet, und Das ist es gerade, was das Gesetz der Küche will. Man kann einem Hammel, der uns ein gutes Diner verschafft, nicht genug Aufmerksamkeit erweisen.

Interessant ist es, ihn, einen Aristokraten, über die Aristokraten phantasiren zu hören:

Wie man Jahrtausende nach den Stürmen der Urwelt, in Eisklumpen verschlossen, ein Mammuth auspackte, so wird man unter der Kruste der Formation der gesellschaftlichen Überreste ein Ding auspacken, das man einen alten Aristokraten nennt. Man wird aus diesem seltenen Exemplar die ganze untergegangene Organisation der Urwelt zusammensetzen, und aus den Zähnen des alten Aristokraten und ebenso aus seinen starken Hufen wird man, ohne viel Scharfsinn zu verrathen, schließen, daß es ein Thier war, das viel Schläge austheilte, und dabei viel fraß. Aber diese Notizen befriedigen die Phantasie nur halb, das Herz bedarf mehr, die Sehnsucht verlangt ideale Bilder; da treten die Dichter hinzu und schaffen neue herrliche Palmbäume und Platanen, Blumenkelche, groß genug, daß eine zarte Pariserin darin ihr Wochenbette halten kann, urweltliche Vögel, die lange, bewegliche, farbenblitzende Schweife ringen, Flüsse, Berge, ein Himmel, Alles zauberhaft, buntschimmernd und balsamisch erquickend. In diese Welt setzen sie den alten glücklichen Aristokraten und lassen ihn nach Herzenslust darin umhertraben und junge Palmbäume wie Distelköpfe umhauen. Es tönt um den Alten das ewige Lied seiner Jugend, die Unterjochten singen ihm Preis, die ganze Welt ist eine Hymne auf seine Stärke und Kraft. Da taumelt der Alte siegestrunken und schläft im Orangenwäldchen ein, von einer urweltlichen Nachtigall eingelullt. Während er schlummert, kommen die Fluten.

Nun schildert er weiter, wie die Stellung der Gestirne plötzlich eine andere wird, wie die Jahreszeiten gleich verwirrten Kindern durcheinander stammeln, wie alle Naturkräfte revolutioniren, wie die Rose plötzlich vom Frost überrumpelt wird, und der Eiszapfen sich gedrungen fühlt, eiligst in Thränen wegzuschwimmen, wie die Wasser auf Reisen gehen und sich aus den Museen der Residenzen Schätze holen; wie sich aus allem Diesen endlich ein neuer Zustand entwickelt und eine neue Welt geboren wird, welcher der Frühling schon von der Wiege eine goldene Zukunft vorplaudert und der die Sonnenstrahlen wie geschäftige Engel die letzte Thräne von der Wange küssen. Unterdessen schläft der alte Aristokrat noch immer fort, er hat von Allem nichts gemerkt, und „als er endlich schlaftrunken die Augen öffnet, sieht er, daß er in einer Krystallhülse steckt, und, durch dieselbe erblickt, erscheint ihm die Welt umher sehr wunderlich. Ihn friert und er ist verdrießlich!"

Die dritte Gabe: „Das Heimweh", Novelle von Julius Mosen, steht an Werth den beiden vorigen bedeutend nach und ist hinter den Erwartungen, mit denen wir im Andenken an Mosen's sonstige Leistungen darangingen, zurückgeblieben. Die Novelle zerfällt ihrer Anlage und Ausführung nach in zwei Hälften, die wahrscheinlicherweise zu verschiedenen Zeiten oder wenigstens unter verschiedenen Umständen geschrieben sind. Die erste scheint mit Lust, die zweite mit Unlust gearbeitet. Dort wird der Knoten zwar einfach, aber doch Spannung erweckend geschürzt, hier dagegen auf ziemlich langweilige Weise gelöst. Von Seite 200 an ist die Geschichte genau genommen ohne allen Inhalt, wenigstens sind durchaus keine anziehenden, unterhaltenden Momente darin. Die darin agirenden Personen haben einerseits unser Interesse verscherzt, andererseits es noch gar nicht gewonnen, und so ist es kein Wunder, wenn uns die endliche Lösung, die überdies ein wenig verbraucht ist, durchaus kalt läßt. Nicht viel mehr befriedigt die Charakteristik der verschiedenen Figuren. Sie sind ursprünglich gut angelegt, aber sie bleiben mehr oder weniger unentwickelt, oder ihre Entwickelung deutet nicht auf den Keim zurück. So ist namentlich Notham, ein reicher Handelsherr aus Amerika, in der Mitte ein ganz anderer als zu Anfang, und gegen das Ende wiederum ein Anderer als in der Mitte. Stellten sich diese verschiedenen Manifestationen als verschiedene Entwickelungsphasen eines und desselben Grundcharakters dar, so wäre nichts dagegen zu sagen; so aber machen sie nur den Eindruck von Inconsequenzen und reißen uns die Persönlichkeit zu einer Figur ohne Halt und Mittelpunkt auseinander. Auch Johanna, dem Titel nach die Hauptfigur, trägt einen nur schwach vermittelten Widerspruch von Leichtfertigkeit und Sentimentalität in sich, und so ist der Rittmeister der einzige Charakter, der sich von Anfang bis zu Ende treu bleibt. Trotz der erwähnten Mängel bietet die Novelle manches Schöne dar und sie enthält Stellen, welche andeuten, daß der Verf. mehr kann als er hier geleistet. So sind namentlich die Briefe Johanna's, in denen sie nach und nach ihr Misfallen an Amerika und ihr Heimweh an den Tag legt, zum Theil recht wohl gelungen. So schreibt sie z. B. über die Menschen in Neuyork:

Sie laufen Alle herum wie Noten, die mit den fünf Linien nicht zufrieden sind und dafür einen Strich durch den Kopf bekommen.

Und über ihren Gemahl Notham:

Ich bin sein Papagei, den er mit Zuckerwerk füttert und mit dem er sich Spaßes halber unterhält, wenn er aus seinem Comptoir abgestanden hereinkommt! Er läßt sich kratzen und beißen, ich bleibe doch immer sein Joli!

Und ein andermal:

Denken Sie nur, Papa, die Qual! Ich darf gar nichts arbeiten als nähen, mit der Nähnadel soll ich mich durch die lange, lange Zeit durchfechten; essen kann ich, so viel ich will, und davon werde ich Hamsterbacken bekommen, wie die Leute hier haben. Auch mein Mann ist so ein bischen Hamster mit; was der knurrig sein kann im Hause umher! Doch zu mir ist er immer freundlich, wie Hirsemuß mit zerlassener Butter und Pfefferkuchen darauf.

Eine hübsche Stelle ist auch das Gebet des alten Rittmeisters neben der Leiche seiner Frau:

Barmherziger Gott, hier liegt vor dir ein alter zerschossener Kriegsknecht und dankt dir für alle Gnade, welche du ihm

in Standquartier und Campagne geschenkt hast. Ich hatte mit meiner Bravour, die ich zu verschiedenen Malen zu beweisen Gelegenheit hatte, nur meine Pflicht gethan, du aber hast mir das Alles, ja selbst die Sünde meiner Jugend, zum mérite angerechnet, und mein Lebensglück mit der seligen Maria Theresia so recht grundgut an den Hals geworfen, und da ich beinahe an ihr ein Hallunk geworden wäre, mir das Bein wegschießen lassen und mich armen Krüppel hierher nach Leimnitz commandirt, um Weib und Kind zu finden und auf meinen Lorbern mit gloire und pension auszuruhen. Lieber Gott, mein allmächtiger Commandeur, warum hast du mich nur den Meinen als Quartiermeister nicht vorangehen lassen? Bedenke ich da in meiner Niedrigkeit, daß bei dir mein Bischen alter Adel und mein Offizierpatent dummes Zeug sein mag, wie denn auch dem Hauptmann von Kapernaum nur sein Glaube half, so wirst du es wol auch jetzt mit dem Rittmeister von Leimnitz gut gemeint haben; denn ich habe wol noch in meinem alten Mantelsack ein Packetchen alter Sünden, die du mit bestem Willen mir nicht ganz vergeben kannst, es müßte denn eine so gute, reine Seele, wie meine selige Maria Theresia, mir hinter dem göttlichen Kriegsrecht kaiserlichen Pardon auswirken. So gehe denn hin, meine Maria Theresia, und bitte nur das Eine, daß der alte Rittmeister von Leimnitz bei dir sein darf; denn du hast doch deine Stätte im Paradies. Kannst du für mich bei Petrus, der am besten weiß, wie es kommt, daß man darein haut, ein Übriges thun, so laß mich im Leben nur noch einmal unsere Johanna sehen! Und hilft das Alles nicht, so mag mich mein Herrgott lieber ein Bischen in die Hölle Ordonnanz reiten lassen, wenn nur das liebe Kind dabei glücklich wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens, nebst einem Schlußworte über die neuen Jesuiten. Nach den Quellen dargestellt von Friedrich Kortüm. Manheim, Bassermann. 1843. Gr. 8. 20 Ngr.

Während in Frankreich Vorlesungen von Michelet und Quinet gegen die Jesuiten erscheinen, sind wir in Deutschland nicht unthätig, die Pest des Jahrhunderts, die mit der Bulle vom 7. August 1814 wiederum über die Völker der Erde gekommen ist, aus der Vergangenheit selbst, und für die Gegenwart, als Das, was sie ist, darzustellen. Wir haben noch in vielen Ländern Europas Mauthen, Schlagbäume, Contumazanstalten und dergleichen wider die Pest, wider accisbare Gegenstände u. s. w., aber die Jesuiten dürfen frei umhergehen, ohne, wie einst die Juden in Sachsen, einen Leibzoll zu entrichten; denn das Haupt der römisch-katholischen Kirche hat sie repristinirt, und man läßt sie frei gewähren, wo nicht, wie in der Verfassungsurkunde des Königreichs Sachsen, bestimmt worden ist, daß Jesuiten im Lande niemals aufgenommen werden dürfen, oder wo man ihnen sonst die Wege gewiesen hat, wie in Rußland. Es ist daher immer höchst verdienstlich, in fortwährender Anerkennung Dessen, was am 21. Juli 1773 Clemens XIV., der damalige infallible Papst in Rom, über den Orden der Jesuiten ausgesprochen hat, und unter geschichtlichtreuer Auseinandersetzung Dessen, was dieser Orden früher gewesen ist, und was er nach seiner Repristination sein kann, gegen den offenbaren Rückschritt offen und nachdrücklich zu protestiren, der das Jahr 1814 nach der ersten Besiegung Napoleon's, wo man eine auf den Grundlagen „der Gerechtigkeit, Liebe und Friedfertigkeit" beruhende Reorganisation der gestörten Verhältnisse der Staaten und Völker zu erwarten berechtigt war, als Anfangspunkt reactionairer Maßregeln auszeichnete. Eine solche Protestation ist nun auch die vorliegende Schrift, ein würdiges Seitenstück zu der Jordan's, die vor einigen Jahren erschien. Mit dieser Protestation sollte fort und fort die Presse, sollte immer wieder von neuem die Journalistik vor das Publicum und vor alle Diejenigen treten, die Ohren haben zu hören; mit ihr sollten die würdigen Volksvertreter in den Kammern vor den Ministern der einzelnen Staatsregierungen erscheinen, und, was nur an ihnen ist, und wo sie es nur vermögen, die Regierungen aufklären über die Jesuiten, über Das, was sie gewesen, was sie sein wollen und was sie sind, über Das, was sie der Kirche, dem Staate, den Völkern und der Gegenwart der Welt nicht sein können, und was sie nur dem geistlichen und weltlichen Despotismus, was sie der römisch-katholischen Kirche sein sollen, sein wollen und sind. Eine solche Protestation ist namentlich in der vorliegenden Schrift das S. 71—94 enthaltene Schlußwort über „die neuen Jesuiten", eine Protestation, die jeder wahrhaftige Christ, jeder gute Staatsbürger unbedenklich zu unterschreiben sich gedrungen fühlen muß. Denn in diesem Schlußworte wird, nachdem die Geschichte des Jesuitenordens im 18. Jahrhunderte, vor und nach dem 21. Juli 1773, sowie zu Anfang des 19. bis zum 7. August 1814 und seitdem in kurzen Umrissen angegeben worden, die Jesuitenfrage, gegenüber dem laufenden Zeitalter, ohne Haß und Vorurtheil zu lösen versucht. Der Verf. stellt sich dabei theils auf den kirchlich-religiösen, theils auf den wissenschaftlich-pädagogischen, theils auf den staatsrechtlichen, theils auf den staatswirthschaftlichen Standpunkt, und aus diesen vier verschiedenen Standpunkten beweist er, überzeugend für Alle, die Augen haben zu sehen, und Ohren zu hören, daß die Aufnahme und Pflege des Jesuitenordens in allen Beziehungen dem Wesen und Geiste des Zeitalters entgegen sei. Wende man nicht ein, daß der Jesuitenorden nur ein revenant, nur ein Gespenst sei, von dem man nichts zu fürchten habe, und vor dem sich nur Derjenige fürchten könne, der daran glaube. Freilich ist der Jesuitenorden wie ein Gespenst, das nur bei Nacht umgeht, und das den Tag in Nacht verwandelt, um im Trüben fischen zu können. Das versteht der Orden wohlweislich und gar fein; und was dabei gewonnen wird, außer für Verdummung der Völker und für die Zwecke der römischen Hierarchie, liegt am hellen Tage nach allen den Lehren und Grundsätzen, und nach der ganzen Geschichte des Jesuitenordens, und es ergibt sich aus dem Treiben der neuen Jesuiten und aus den Früchten, die da geerntet worden sind, wo sie gesäet haben. Die Regierungen sind doch sonst gar eifersüchtig genug auf jeden Schein einer fremden Gewalt und Macht in ihrem Bereiche; und wie lassen sie sich durch die Jesuiten um Ansehen, das ihnen, den Regierungen, gebühret, um Bildung, die sie, die Regierungen, mühsam unter dem Volke zu verbreiten streben, um Geldsummen, die ihnen und den Staatszwecken entzogen und ihren Feinden, den Feinden der Regierungen, zugeführt werden, offen und insgeheim betrügen! Eine Controle der Jesuiten von Seite der Regierungen ist kaum möglich; man darf sie nicht dulden, oder man muß, wenn man sie duldet, sich ihnen auf Discretion ergeben, und dies Alles — in majorem dei gloriam! Das thut man aber auch und man duldet dies Alles, wie unbegreiflich es auch ist, daß dies geduldet wird. Indeß ist dies in der Geschichte der Jesuiten in der That nicht das einzige Unbegreifliche; ihre Geschichte wimmelt im Einzelnen, möchte man fast sagen, von Unbegreiflichkeiten auf Seite der Regierungen, und selbst nichtkatholischer, selbst protestantischer und griechischer Regierungen. Friedrich II. von Preußen behielt die Jesuiten auch noch nach dem 21. Juli 1773 einige Jahre lang bei; desgleichen Katharina II. von Rußland; und ihrem Nachfolger, Paul I., gelang es, bei Pius VII. die förmliche Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu im russischen Reiche durchzusetzen. Diesem Beispiele folgte Ferdinand IV. von Neapel-Sicilien, indem er, weil „christliche Frömmigkeit und Sitte gefährdet und verfolgt" seien, in der Rückkehr der Jesuiten nach Neapel und Sicilien „das Unterpfand besserer Zeiten" erblickte, und von ihnen erwartete, daß sie „den Schulen und jugendlichen Gemüthern Gottesfurcht und Wissenschaft zurückbringen würden". Anderwärts wirkten dergleichen Beispiele nicht vergebens, bis es danach um so leichter erschien, ohne den argen Widerspruch zu

beachten, welchen die päpstliche Unfehlbarkeit schon dadurch beging, daß sie die von dem verdammenden Vorgänger einzeln erhobenen Beschwerden und Anklagen gegen den Orden mit keinem Worte berührte, ohne an die gänzlich veränderte Lage der Völker und Staaten zu denken, ohne den Hohn zu erwägen, der darin lag, daß man die selbständigen Beschlüsse Portugals (1759), Frankreichs (1764), Spaniens (1767) und anderer katholischer Regierungen mit Einem Federstriche tilgte, die Repristination des Jesuitenordens durch die Bulle vom 7. August 1814 vor den erstaunten Völkern auszusprechen. Man wollte sich der Jesuiten, wie früher als einer kirchlichen Waffe, als „rüstiger Ruder im Schifflein des heiligen Petrus", zunächst gegen die Reformation, so nunmehr als williger Werkzeuge zu Erreichung theils hierarchischer, theils politischer Zwecke bedienen, und mit ihnen Glaubensfreiheit und bürgerliche Freiheit zugleich bekämpfen. Unerwartet war es da wieder, daß Rußland im J. 1820 die Jesuiten, seine anfänglichen Schützlinge, als sie durch Proselytenmacherei, Ungehorsam und Habsucht das Gastrecht verletzten, in kluger und ehrenhafter Entrüstung für immer aus dem Reiche verstieß und dadurch einen Hauptquell lähmender Unduldsamkeit und Zwietracht verstopfte. Rußland that dies, aber es fand keinen Nachfolger. Waren die Jesuiten etwa nur in Rußland Proselytenmacher, nur dort ungehorsam und habsüchtig? Hat nur Rußland es erkannt, daß die Gesellschaft Jesu mit den Aufgaben und Bedürfnissen des Zeitalters unverträglich sei? nur Rußland es erkannt, daß dieses Institut entweder hemmend oder geradezu feindselig dazwischentritt und mit seinem raschen und doch leisen Schritte selbst männliche Gemüther mit unheimlicher Besorgniß erfüllt? O! wie viel hat unsere Zeit noch zu lernen, wenn sie hierin von Rußland nichts gelernt hat! Zu diesen und ähnlichen Betrachtungen drängt das Schlußwort der vorliegenden Schrift. Lese es ein Jeder, der es mit seiner Zeit wohl meint! Auch ohne die vorhergehende Betrachtung, die sich mit dem Leben und Wesen Loyola's, mit den ersten Generalen der Jesuiten, mit der Constitution des Jesuitenordens und mit dessen räumlicher Ausbreitung im 16. Jahrhundert beschäftigt, spricht dieses Schlußwort durch sich selbst und für sich selbst. Man höre nur aufmerksam auf die Lehren der Geschichte und beachte die Bedürfnisse der Zeit, damit man wisse, was zu thun und was nicht zu thun sei! 31.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Periodische Schriften in der Provinz.

Je seltener irgend eins von den in der Provinz erscheinenden periodischen Blättern nach Deutschland verschlagen werden mag, desto mehr halten wir es für unsere Pflicht, wenn wir ein solches Journal finden, das wirkliche Beachtung verdient, zur Verbreitung desselben so viel als möglich beizutragen. So wollen wir noch einmal auf die treffliche „Revue du midi" zurückkommen, obgleich wir ihrer schon früher einmal in d. Bl. gedacht haben. Von dieser Zeitschrift, die Achille Jubinal, der verdiente Forscher französischer Alterthümer in Montpellier mit vieler Umsicht leitet, sind uns vor kurzem das vierte und fünfte Heft zugekommen. Um einen Begriff von der Mannichfaltigkeit dieser „Revue" zu geben, wollen wir aus dem reichen Inhaltsverzeichnisse die Titel einiger der interessantesten Aufsätze ausheben. Wir rechnen dahin eine höchst geistreiche Notiz über Mad. de Sévigné von Armand de Pontmartin aus Avignon. Es war nichts Kleines nach Walckenaër, Walsh, Aubigné u. A. über dieses interessante Weib noch etwas Neues zu sagen. Wissenschaftliche Bedeutung hat eine Skizze der „Philosophie du droit" von Massot, Generaladvocat. Ein kleiner interessanter Aufsatz über die Geschichte der Musik („Etudes historiques de la musique") rührt von Laurens, einem der ersten Organisten von ganz Frankreich her. Am meisten angesprochen hat uns die „Philosophie de Rabelais", ein höchst geistreicher Aufsatz aus der Feder von Renouvier, dem Verf. einiger brauchbaren philosophischen Handbücher, die in Frankreich sehr verbreitet sind. Wir übergehen einige andere interessante Nummern, und erwähnen nur, daß dieser Revue, die zwar ein hauptsächlich wissenschaftliches Interesse hat, aber doch auch einige dichterische Beiträge (unter Anderm von dem Maurergesellen Poncy in Toulon) enthält, ein recht reiches und werthvolles bibliographisches und kritisches Bulletin beigegeben ist.

Über die Pyrenäen.

Ohne der zahlreichen englischen und französischen Reisehandbücher und Schilderungen aus den Pyrenäen zu gedenken, ließe sich eine ansehnliche historische und geographisch-topographische Literatur über diese interessante Völkerscheide, die Frankreich von Spanien trennt, anführen. Noch vor kurzem haben wir einige brauchbare Werke, die hierher einschlagen, erhalten. Zunächst rechnen wir hierzu die „Histoire des populations pyrénéennes du Nebouzan et du pays de Comminges, depuis les temps les plus reculés" von H. Castillon, eine fleißige Arbeit, von der kürzlich der zweite Band die Presse verlassen hat. Mehr darauf berechnet, um als Leitfaden zu dienen, indessen auch für den Geographen von Fach nicht ohne Interesse, ist das „Tableau des Pyrénées" von Arbanère, das soeben in den Buchhandel gekommen ist. Wir wissen nicht, ob der Verf. dieses Werkchens derselbe ist, der eine etwas schwülstige „Analyse de l'histoire romaine" (4 Bde.) hat erscheinen lassen. Auch der vielbekannte Baron von Taylor, der bei einer Menge literarischer und artistischer Unternehmungen betheiligt ist, hat vor kurzem eine interessante Schrift über die Pyrenäen herausgegeben. Er hat in derselben das vorhandene Material recht glücklich verarbeitet und überdies einige anziehende Blätter aus seinen Reisetagebüchern gegeben.

Philosophie der Hebräer.

Cousin sagt in einem der letzten Berichte, die er von den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Philosophie erstattet, die Zeit scheine dieser Wissenschaft besonders günstig. In der That sind niemals so viele philosophische Werke in Frankreich erschienen als gerade jetzt. Und darunter befinden sich mehre, die ein wissenschaftliches Interesse in Anspruch nehmen können und die von den Gelehrten des Auslandes nicht unbeachtet gelassen werden dürfen. Wir rechnen dazu vor Allem die Schrift eines jungen Philosophen, auf die vom berühmten Gelehrten, dessen Namen wir angeführt haben, aufmerksam gemacht ist. Sie führt den Titel: „La Cabbale ou la philosophie religieuse des Hébreux", von A. Franck. Der Verf., welcher, irren wir nicht, der Sorbonne als aggregirter Professor beigegeben ist, hat sich schon durch frühere Leistungen bekannt gemacht. Wir erwähnen von ihm eine „Esquisse d'une histoire de la logique, précédée d'une analyse étendue de l'Organum d'Aristote". Adolf Franck ist Israelit von Geburt und der orientalischen Sprachen mächtig, sodaß er bei seiner Arbeit über die religiöse Philosophie der Hebräer überall den Quellen hat nachgehen können. Seine Darstellung ist klar, bündig und dem Gegenstande angemessen.

Marmier über Rußland.

Man hat dem armen Marmier in Deutschland manchmal gar zu arg mitgespielt. So lange er unsere Literatur lobte, wurde ein Auge zugedrückt, aber sobald er an eine unserer Größen rührte, hob man den Stein gegen ihn auf. Wenn doch manche unserer Übersetzer und Kritiker in ihren eigenen Busen griffen! Wir wollen die vielen Übersetzungssünden, die Marmier sich hat zu Schulden kommen lassen, übrigens gar nicht rechtfertigen; so viel aber steht fest, daß er eine gefällige, ansprechende Darstellungsgabe hat, um die ihn viele unserer gefeiertsten Schriftsteller beneiden könnten. Dies zeigt sich auch in seinen neuesten „Lettres sur la Russie, la Finlande et la Pologne" (2 Bde.). 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 307. —— 3. November 1843.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 306.)

„Der Wildbieb", von W. Alexis, ist durchaus komischen Charakters und entfaltet im Einzelnen außerordentlich viel Witz und Laune mit gutmüthig-sarkastischen Anspielungen auf die schwachen und lächerlichen Seiten unsrer Zeit. Auch ist der Hauptinhalt der Erzählung: daß sich ein junger Mann, der von Kindesbeinen an stets ein Wildfang gewesen ist, als Wildbieb engagiren und in dieser Qualität wirklich einfangen läßt, echt komisch und bietet viel ergötzliche Momente dar. Trotzdem macht das Ganze nicht den befriedigenden Eindruck, den man hiernach erwarten sollte, und bleibt hinter ähnlichen Producten des Verf. zurück. Der Grund davon liegt abermals darin, daß in der Geschichte kein evidentes Entfalten aus einem Punkt heraus, kein organisches Wachsen und Fortbilden ist, daß an die Hauptideen so Mancherlei angeflickt und angeklebt ist, von dessen Dasein man durchaus keinen Grund einsieht. Dies gibt dem Witz nicht selten den Charakter des Gemachten, ja Forcirten, und das Ganze stellt sich demzufolge mehr als ein planlos zusammengewürfelter Schwänk als ein mit feinerer Komik angelegtes Kunstwerk dar. Möglich ist, daß wir dem Verf. mit diesem Urtheil Unrecht thun. Manche der geschilderten Personen und erzählten Vorfälle deuten offenbar darauf hin, daß sie der Wirklichkeit entnommen sind; andere tragen einen mehr allegorischen Charakter — und so kann es sein, daß sich das Ganze auf ein dem Ref. unbekanntes Ereigniß bezieht, wodurch Das, was ihm willkürlich und planlos zusammengewürfelt schien, Nothwendigkeit und innern Zusammenhang erhält. Mag sich nun dies verhalten wie es will — jedenfalls wird der lachlustige Leser, der es mit der künstlerischen Gestaltung und classischen Mäßigung nicht allzu genau nimmt, bei dieser Erzählung seine Rechnung finden. Besonders gelungen ist sogleich zu Anfang das Gespräch über die Erziehung und muthmaßliche Carriere des Wildfangs zwischen dessen Ältern und seinem Oheim, der eine glückliche Parodie des trotz aller Fortschritte nicht vorwärtskommenden Zeitgeistes ist. Schon in diesem Gespräch wird ihm das Prognostikon gestellt, daß aus ihm nichts werden könne; späterhin wiederholt ihm dasselbe sein Repetent Ulrich, der ihm eröffnet, daß er von wegen seiner Romantik und Ironie zu nichts weiter tauge als zum Ins-Wasser-springen oder zum Kohlbauen. Die Scene dieser Eröffnung ist ein Kohlacker. Ich will mittheilen, wie er selbst den Eindruck dieser Erklärung schildert:

Der fürchterliche Redner — schreibt er — hatte mir den Rücken gekehrt und ich stand da wieder allein, verlassen, geächtet, wie ein von der Pest Befallener. Ringsumher im Sonnenschein lachten viel tausend Kohlköpfe höhnisch mich an. „Soll ich alle meine Bildung aufgeben", rief ich, „meine kostbaren schweren Studien wären umsonst, und zu euch sollte ich zurück!" Da rauschte der Abendwind in den breiten Blättern einer Pflanze, deren Wurzel in Gestalt einer rothen Rübe, lichtverlangend, halb aus dem Boden vorgukte. Es war die freundliche Vermittelung der Runkelrübe, die mich wieder mit dem Leben aussöhnte. Die Zeit, meine werthen Zuhörer, verzehrt viele Ideen, producirt aber ebenso viele, um was zum Verzehren zu haben. Das Tröstliche ist demgemäß, daß der Geist, der hier eine zugeschlossene Thür findet, wo anders anklopfen kann. Warum verzweifeln, wenn man noch speculiren kann? Warum gemeinen Küchenkohl bauen, wenn man Runkelrüben cultiviren kann? Die Industrie hat den Vorzug vor den Mythen und philosophischen Systemen der alten wie der neuen Welt, daß sie den geringsten Aufwand von Geist fodert. Es braucht nämlich nur ein Leithammel da zu sein, so finden die Schafe den Weg. Man kann mit der Europamüdigkeit, mit der Ironie, mit dem Weltschmerz, der Demagogie und dem Pietismus noch so sehr behaftet sein, das hindert nicht, daß man aus der Kartoffel den Geist zieht, den die Zeit braucht. Der meinige schwankte, ob er der Runkelrübe oder der Locomotive den Vorzug geben sollte. Ich bekenne, es ruht für mich in der Runkelrübe etwas ungemein Erhebendes. Die Foliage ist nicht schön, dennoch springt und erhebt sie sich wie der Vorbote, die Verkünderin von etwas Ungewöhnlichem. Und nun mit einem Male schießt die dicke, runzelige, ebenso unschön angefärbte Rübe, d. i. die Wurzel, aus der Erde, mit dem vollern Theile nach oben, gleichsam um auch ihrerseits die Weisheit unserer Väter zu Schanden zu machen, die da sagten: „Das dicke Ende kommt nach." Wie bewußt ihrer Kraft, ihres innern Gehalts, entringt sie sich dem fetten Boden, nackt, ohne Vermittelung, ohne Schönheitstinten, ohne andere Sehnsucht als die, fortzuwirken durch Selbstaufopferung, Hingebung und Verwandlung ihrer Substanz in den rastlos fortschreitenden und arbeitenden Weltgeist. Wahrhaftig die Rünkelrübe ist die wahre Repräsentation des trotzigen Selbstbewußtseins, aus dem unser Heil entspringt. Das aristokratischere Zuckerrohr ist zu sehr vom Duft der tropischen Fremde und Poesie umwoben, die Seufzer der gebrochenen Negerherzen flüstern in seinen Halmen, ein Mangel, der dadurch nicht ganz ausgeglichen wird, daß die todten Negerstimmen uns das Loblied der Handelsfreiheit singen. Auf der andern Seite, vergegenwärtigt uns nicht die Runkelrübe das Bild der vaterländi-

schen Genügsamkeit? Hätten wir noch zum Runkelrübenzucker den Eichelkaffee, was brauchte Deutschland in seinem neuen Einheitsgefühle dann noch von der Fremde! Vertrüge sich — beiläufig gesagt — nicht die Zuckerhutform mit dem gothischen Strebepfeiler? Man sollte an den Zierrathen des kölner Doms Das, was die Zeit gebieterisch fodert und sie bewegt, nicht vergessen. Deutsche Eicheln, eine deutsche Runkelrübe!

Ähnliche mit gleich redseligem Humor fließende Stellen ließen sich noch manche mittheilen, doch müssen wir hier abbrechen, um noch einigen Raum für die letzte Spende der „Urania": „Nur keine Liebe", Novelle von Levin Schücking, übrig zu behalten, welche nächst der von Gutzkow die beste des Taschenbuchs ist. Die Erzählung hat folgenden Verlauf: Sie beginnt mit dem Herzoge von Hetzendorf-Massenbach, dem das Regieren außerordentlich schwer wird, weil nämlich seine Unterthanen so außerordentlich zahm sind, daß eigentlich alles Regieren überflüssig ist. Der Herzog verfällt darüber alles Ernstes in Melancholie, und aus Sehnsucht nach einem Ereigniß, das einmal seine ganze Thatkraft in Anspruch nehmen möge, faßt er den Beschluß, ein Tyrann zu werden und dadurch selbst zu einer Revolution Veranlassung zu geben. Er richtet zu dem Ende auch eine chambre noire ein, worin alle Briefe, die auf dem Hetzendorf-Massenbacher Postamte aus- und einlaufen, heimlich erbrochen und gelesen werden. Sein Cabinetssecretair Peter von Alcomtara, Baron von Hartung, ein junger, befähigter, interessanter Mann, den nur der Drang der Verhältnisse in die kleinliche Stellung genöthigt hat, wäscht zwar hierbei seine Hände in Unschuld, verschmäht es jedoch nicht, selbst die Briefe zu durchblättern und findet endlich einen von Adrienne, seiner frühern Geliebten, worin dieselbe ihren jetzigen Geliebten oder vielmehr schon Verlobten in Vergleich mit Hartung sehr hervorhebt. In diesem Briefe liegt zugleich ein zweiter von Salentin, Adrienne's Bräutigam, selbst, worin dieser einem Freunde gesteht, daß er seine Braut durchaus nicht liebe, und außerdem ein anderes junges Mädchen, Annchen, erwähnt, das er in einem der Residenz nahe gelegenen Pfarrhause unterzubringen gedenkt. Hartung, um Salentin zu entlarven und sich zugleich für die Zurücksetzung zu rächen, vertauscht die Adressen und spielt auf diese Weise Salentin's Brief in Adrienne's Hände. Obschon sich nun ergibt, daß die ganze Verlobung zwischen Adrienne und Salentin eigentlich unter dem gegenseitigen Geständniß geschlossen ist, daß Keiner von Beiden den Andern liebe und zu lieben nöthig habe, so ist doch Adrienne über diesen Brief empfindlich und es erwacht zugleich in ihr eine Eifersucht auf das im Briefe erwähnte Annchen, die sie veranlaßt, sich wieder mit Hartung in Beziehung zu setzen, der ihr versprechen muß, sie mit Annchen bekannt zu machen. Umgekehrt wird nun Salentin wieder auf Hartung eifersüchtig, und aus dieser Eifersucht heraus entwickelt sich endlich in Beiden die wirkliche Liebe und das Bedürfniß, wieder geliebt zu werden. Hartung hat unterdessen Annchen kennen gelernt, ursprünglich in der Absicht, sie als Zeugniß für Salentin's Treulosigkeit zu benutzen, sehr bald jedoch herausgebracht, daß sie zu Salentin im allerreinsten Verhältniß steht, und sie so lieb gewonnen, daß Adrienne gänzlich in den Hintergrund gestellt wird. Alles Dies kommt in einer glücklichen Scene an den Tag und so schließt das Ganze damit, daß jenes Paar, welches sich mit dem Grundsatze eines blasirten Herzens „Nur keine Liebe" verlobt hatte, zärtlichst seine Liebe gesteht und daß sich Hartung, der auch schon dem Misbehagen und der Lebensmüdigkeit verfallen zu sein schien, mit Annchen verheirathet und in ihrer Natürlichkeit einen Quell frischen Lebensgenusses findet. Bei der Hochzeit scharen sich die Bürger der Residenz vor dem Schlosse. Der Herzog ist glücklich und auf Alles gefaßt: denn er meint, die Revolution gehe los — aber das Volk ist nur erschienen, um den Neuvermählten und dem Herzoge trotz aller tyrannischen Edicte ein Vivat zu bringen, und Seine Durchlaucht muß auf die Entfaltung seiner schon gespannten Thatkraft Verzicht leisten.

Schon in dieser Skizze merkt man einige Mängel heraus, z. B. daß die komische Figur des Herzogs, die mit der eigentlichen Geschichte in gar zu lockerm Connex steht, zu bedeutsam in den Vordergrund gestellt ist und daß der Anfang der Novelle insofern etwas Anderes erwarten läßt als der Fortgang bietet. Auch die Entwickelungsscene wird man in ihrer äußern Anlage ein wenig verbraucht finden. Nichtsdestoweniger macht die Novelle einen guten Eindruck, denn sämmtliche Personen treten in sichern und charakteristischen Umrissen hervor, ihre Beziehungen zueinander sind wenn nicht durchaus neue, doch interessante und spannende, der Fortgang der Geschichte bietet einen angenehmen Wechsel der Scenerie, die eingeflochtenen Reflexionen und Gespräche sind größtentheils treffend und geistvoll und die Darstellung leicht und lebendig. Als Probe sei zum Schluß die Schilderung des Grafen Salentin gegeben:

Graf Salentin Guolfing war ein Mann, wie ihn gewöhnlich schriftstellernde Damen mit Vorliebe zu den Helden ihrer Erzählungen benutzen. Die dazu nothwendigen Eigenschaften sind vor Allem eine große imponirende Gestalt, dunkle Locken, ein Favori, in dem kein einziges röthliches Haar sein darf — um Alles in der Welt nicht — dieses eine Haar würfe die ganze Herrlichkeit um, wie ein Sporn des Roland den schönsten und schlanksten Ritter — und ein edles griechisches Profil, so schön, wie es nur ein Canova zu bilden versteht. Ein solcher Held zeigt eine schwärmerische Melancholie in seinen Zügen; er hat nie in seinem Leben einen Fluch ausgestoßen, oder seinem Jagdhunde einen Fußtritt gegeben — sondern in allen Verhältnissen und auch einem schlechtdressirten Jagdhunde oder einem störrischen, bockenden Gaul gegenüber die innere Seelenhoheit behauptet. Er hat sich einmal duellirt und trägt davon eine Narbe an der Stirn, die ihm unvergleichlich steht. In Gesellschaften steht er einsam in einer Fensterbrüstung, oder an ein Kaminsims gelehnt und wird hier immer am Ende einer Debatte um seine Meinung gefragt, welche jedesmal höchst überraschend ebenso viel Geist als Gemüth verräth. Übrigens hält ihn die holde Schwermuth seiner unergründlich tiefen Seele ebenso wenig, als die unermeßliche Höhe seines denkenden Geistes, der nie durch ein Examen gefallen ist, ab, in irgend eine Dame, die natürlich aber auch ganz ungewöhnliche, engelhafte, himmlische Künste kann — am Ende so verliebt zu werden wie eine Katze, was er ihr durch die ungeheuer vielsagenden tiefwehmüthigen Blicke seines dunkeln Auges, welche beständig auf ihr ruhen, zu verstehen gibt. Trotzdem muß er eine Zeit lang den

Grausamen zum Vortheile eben dieser seiner vielsagenden, tiefwehmüthigen Blicke spielen, die auch existiren wollen. Sie zappelt an der Angel seiner unmenschlichen Liebenswürdigkeit wie ein gefangener Goldfisch — bis er endlich die Löwenhaut abwirft und die Dame beruhigt, wie der Clown im Mittsommernachtstraum die Damen versichert, daß er wirklich und ganz wahrhaftig kein rechter Löwe sei und daß gar kein Grund da, Angst zu haben!

Als Titelkupfer ist dem Taschenbuche das Bildniß Karl Förster's beigegeben, das um so willkommener ist, als neuerdings Tieck die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hat. Nach der Versicherung Derer, die den Dichter kennen, soll das Bild sehr ähnlich sein. 87.

Kronika Wiganda z Marburga. Chronicon seu Annales Wigandi Marburgensis, equitis et fratris Ordinis Teutonici. Primum ediderunt *Joannes Voigt* et *Eduardus* Comes *Raczyński*. Posen, Neue Buchhandlung. 4. 1842. 2 Thlr.

Die höchst merkwürdige Chronik des Ordensritters oder Ordenspriesters Wigand von Marburg erscheint hier in der Gestalt, in welcher sie uns noch aufbehalten ist, zum ersten Mal im Druck und wir glauben gewiß zur Freude aller ernsten Forscher im Gebiete der preußischen, polnischen und lithauischen Geschichte. Lange Zeit wurde diese höchst wichtige geschichtliche Quelle für verloren erachtet, denn seit Kaspar Schütz zu Danzig sie in der Mitte des 16. Jahrhunderts zur Vervollständigung seiner Chronik benutzte, war sie fast völlig vergessen; Niemand hatte sie seitdem wiedergesehen. Wer sie kannte, kannte sie nur aus den dürftigen Auszügen, die uns Schütz aus ihr geliefert hat. Aber selbst diese regten die Sehnsucht und das Verlangen des Geschichtsforschers nach Wiederauffindung des ganzen Werks stets von neuem an, denn außer der Wichtigkeit des Inhalts, den man in ihr vermuthen durfte, war die Lücke, welche sie unter den geschichtlichen Quellen Preußens und Lithauens ausfüllen konnte, immer nur zu fühlbar. Die spärlichen Nachrichten, welche über die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts der alte Ordenspriester Peter von Düsburg lieferte, und die unvollständigen und fragmentarischen Mittheilungen, die man aus den ersten Anfangsjahren der Jahrbücher Johannes Lindenblatt's (seit 1360) durch diesen erhielt, ließen unmöglich ein treues Bild der Zeit gewinnen, welche mit zu den interessantesten und wichtigsten Epochen der Ordensherrschaft gehört. Wie schmerzlich man die Dürftigkeit und das Mangelhafte der Kenntniß dieser großartigen Zeit, in der ein Winrich von Kniprode seine großen Tage verlebte, zu fühlen schien, beweist selbst der literarische Betrug (in Becker's „Versuch einer Geschichte des Hochmeisters Winrich von Kniprode"), zu dem man seine Zuflucht nahm, um ein Bild von dem Leben dieser Zeit zu gewinnen.

Für diese Zeit tritt nun eben in die Reihe der geschichtlichen Quellen die Chronik Wigand's von Marburg ein. Wieder aufgefunden wurde sie von dem königl. Schulrathe, Professor und Director Dr. Lucas, auf einer ihm höhern Orts aufgetragenen Geschäftsreise im Bernhardinerkloster zu Thorn, und das Manuscript auf höhere Verordnung dem Geheimen Archiv zu Königsberg einverleibt. Über die Handschrift selbst gab Dr. Lucas nähern Bericht in der Abhandlung, welche er zuerst in den „Beiträgen zur Kunde Preußens" (Bd. 6, S. 465—506) drucken ließ. Es kam zunächst darauf an, mit schlagenden und überzeugenden Gründen zu beweisen, daß das Wiederaufgefundene seinem sächlichen Inhalte nach wirklich die verlorene Chronik Wigand's von Marburg sei, und diesen Beweis hat Dr. Lucas aufs bündigste und gründlichste geliefert. Was aber wieder aufgefunden worden, ist nicht die alte Reimchronik Wigand's von Marburg selbst, denn diese scheint entweder für ewig verloren, oder sie steckt noch irgendwo verborgen in einer entlegenen Bibliothek, sondern es ist ihr wesentliches geschichtliches Material, ihr wichtigster sächlicher Inhalt, im Auftrage des polnischen Geschichtschreibers Johannes Dlugoß zur Benutzung für sein geschichtliches Werk von einem seiner Freunde aus der „Deutschen Reimchronik" ins Lateinische übersetzt. Wir können daher nur in dieser uns vorgeführten Gestalt von dieser Chronik sprechen. Die alte Form also, und Manches, was sich an diese Form knüpfte, ist freilich noch für uns verloren. Gäbe es noch eine Zauberkunst, so möchten wir sie gern kennen und aus dem Dunkel der Jahrhunderte in den Lebenskreis der Geschichtforschung hervorrufen. Über den Verlust der Form indessen müssen wir uns trösten, es ist für uns schon von größtem Werthe, daß der wesentlichste Inhalt, ihr wichtiger Sachbestand, ihr reiches geschichtliches Material erhalten, vom Untergange gerettet worden ist und jetzt zu Tage gefördert werden kann. Der Geschichte Preußens, Polens und Lithauens wächst dadurch selbst ein außerordentlicher Schatz zu, und es wird durch ihn licht und hell in einer Zeit, die früh von einer schmerzlichen Dunkelheit bedeckt war.

Diese neue geschichtliche Quelle tritt nun zuerst wieder in der gegenwärtigen Gestalt ans Tageslicht, lateinisch von dem berühmten Historiker Prof. Voigt in Königsberg, polnisch von dem nicht minder berühmten, um die Geschichte Polens hochverdienten Grafen Eduard Raczyński herausgegeben. Schon die Namen der Herausgeber bürgen für den Werth des Werks. Sie sagen selbst, daß die Handschrift, aus welcher sie den Text entnommen, die einzige vorhandene sei, eine kritische Vergleichung mit andern Handschriften somit nicht hat stattfinden können. Nur an einzelnen Stellen sind einige Emendationen eingetreten, die sich als durchaus nothwendig aufdrängten. Leider ist die Handschrift mit einer Unzahl von Abbreviaturen geschrieben, welche zu enträthseln nicht wenig Zeit und Mühe gekostet hat; dennoch ist an einigen wenigen Stellen alle Dechiffrirkunst gescheitert. Zum Glück hat jedoch der Sinn und Zusammenhang der Sätze darunter wenig oder gar nicht gelitten. Die Handschrift ist überdies mit sichtbarer Eilfertigkeit gemacht, und, wie der Verf. am Schlusse derselben selbst sagt, in 22 Tagen vollendet worden. Daß diese Eile der möglichen Vollkommenheit des Werks Eintrag gethan, fühlte der Verf. selbst so sehr, daß er sich am Ende der Arbeit deshalb zu entschuldigen für nöthig fand. Er sagt: „Anno vero 1464 (Chronica) translata est in latinum rude, ut patet legenti, et in 22 diebus completa, primo aspectu exemplaris et imo ne miretur quis minus bene eam esse translatam et in latino corruptam propter exemplaris imperfectionem et quorundam vocabulorum varietatem, quae merito debent translatorem excusare". Dies ist freilich in Beziehung auf Sprache und Schreibart leider nur zu wahr, denn in beiden finden sich bei unserm Chronisten eine Menge von Abnormitäten aller Art. Bald verwechselt er das Genus, bald verirrt er sich in einen falschen Casus, oder gebraucht ein unrichtiges Tempus, bald steht der Indicativ statt des Conjunctiv oder umgekehrt, bald fällt er ganz aus der Construction. Kurz, die Schreibart ist sehr nachlässig und regellos. In der Sprache finden sich viele latinisirte Germanismen, z. B. das so oft wiederkehrende Wort Reysa, und andere ähnliche. Die Herausgeber haben aber Alles so gelassen, wie es die Handschrift gab, denn zur Correctur der Schreibart des Chronisten fanden sie, wie sie selbst sagen, sich nicht berechtigt. Indessen so oft auch das Ohr durch diese Abnormitäten in der Sprache verletzt wird, so erfreut und erquickt andererseits wieder der treuherzige, einfache, oft Herodotische Ton der Erzählung. Es ist ein wahrer Chronistenstil, in welchem der Epitomator seine Schilderungen hingibt: mitunter schreibt er rasch, frisch und lebendig vor, mitunter wieder schleppt er sich langsam und träge fort, wie nicht selten die erzählte Kriegsreise selbst, die, durch Wind und Wetter gestört, nicht nach Wunsch gelingen wollte. Wie er aber auch erzählen mag, nirgend finden wir das rast- und ruhelose Kriegsgetümmel der Heidenfahrten der deutschen Ordensritter, den ungestümen, wilden

Kampf um Glauben und Götterdienst, das wüste Leben auf dem Sattel und aus der Faust lebendiger und treuer geschildert, nirgend wird uns das Bild dieses Ritter- und Heidenkampfes, wie er in dieser Zeit zwischen den „Herren in Preußen" und dem kräftigen Lithauer-Volke bestand, in solcher Frische und Kraft der Farben vor Augen geführt, als wir es bei unserm Chronisten, dem Theilnehmer oder wenigstens Augenzeugen des Kampfes selbst, hingestellt sehen. Dieser Kampf hat aber für ihn selbst eine hohe Bedeutung, in seinem Glauben waltet Gott mit in diesem Kampfe. Aus Gottes Gnade kommen die Siege seiner Ritter über die Heidenscharen. Darum ist es nur Gottes Werk, welches die Hochmeister, Gebietiger und Ritterbrüder zur Begründung und Befestigung des Christenthums im heidnischen Lande vollbringen.

Der Text des Chronisten ist von den Herausgebern mit einzelnen Anmerkungen versehen worden; namentlich werden die häufigen Hinweisungen auf Voigt's „Geschichte Preußens" allen Freunden der Geschichte höchst willkommen sein, weil sie daraus die Wichtigkeit dieser Chronik als geschichtliche Quelle für eine bestimmte Zeit am besten erkennen werden. Auch zur Bezeichnung des historischen Zusammenhangs und zur Berichtigung der Chronologie sind einzelne Noten hinzugefügt. Auch die Orthographie hat vielfacher Erläuterungen bedurft, namentlich die Rechtschreibung der Orts- und Personennamen. Nichtsdestoweniger enthält das Buch eine sehr dankenswerthe Aufklärung für die alte Geographie Lithauens und Samaitens. In jeder Beziehung wird diese Jahrhunderte lang vergessene geschichtliche Quelle allen Freunden ernster Geschichtforschung höchst willkommen sein, und wir müssen es den gelehrten Herausgebern Dank wissen, daß sie derselben eine solche Sorgfalt gewidmet haben. Die polnische Bearbeitung vom Grafen Eduard Raczyński ist ein wahres Meisterstück, indem er den ursprünglichen naiven Chronistenton treu wiedergegeben hat. 83.

Notizen.

Eine gefährliche Situation.

James D. Forbes erzählt in seinen „Reisen durch die savoyischen Alpen" ꝛc., er habe bei Gelegenheit eines Ausflugs nach dem Mer-de-glace das wilde und ganz vereinzelte Vorgebirge Trélaporte besucht. Sein Führer August, den er nach Wasser ausgeschickt, blieb lange aus und kehrte endlich mit zwei jungen Burschen zurück, sie alle drei einen völlig erschöpften Mann in ganz zerissenen und zerfetzten Kleidern führend. „Dieser Mann war ein amerikanischer Reisender, welcher den vorigen Morgen allein ausgegangen und über den Charmoz zu den einsamen Abgründen des Trélaporte gelangt war, wohin sich nur selten ein Hirt und noch seltener ein Gemsjäger verirrt. Nachmittags, so erzählte er selbst, war er von einem Felsen abgeglitten und hinabgestürzt; ein Gebüsch aber hielt im Fallen seinen Rock fest und er gewann Fuß auf einer kleinen, rings von furchtbaren Abgründen umgebenen Klippe. Auf dieser brachte er die ganze Nacht zu, die zum Glück nicht kalt war, und am Morgen gelang es ihm, durch sein Geschrei einige junge Knaben von Chamouni, die zufällig tief, tief unter ihm über das Eisfeld gingen, aufmerksam zu machen. Die zwei Kühnsten erkletterten auf einem gewundenen Wege mit vieler Schwierigkeit die Bergwand und erreichten einen Punkt gerade über der Klippe, auf welcher sich der Verunglückte befand; allein ihre vereinigten Anstrengungen würden nicht ausgereicht haben, ihn zu retten, wenn ich nicht gerade an demselben Morgen mit meinem Führer in diese entlegene Gegend gekommen wäre. Bei seinem Suchen nach Wasser entdeckte August die beiden Knaben, welche sich vergebens anstrengten, den Fremden emporzuziehen. August gesellte sich zu ihnen, und durch Muth und Leibesstärke gelang es ihm, den Amerikaner beim Arme hinaufzureißen. August erzählte, daß er, während er selbst auf einer schlüpfrigen Klippe schwebend die ganze Last des Mannes zog, seinen Fuß gleiten fühlte und sich selbst einen Augenblick für verloren hielt. Ich gab dem Reisenden und den Übrigen Wein und Essen, und lobte besonders die Knaben für ihre Menschlichkeit und ihre Kühnheit. Einer von ihnen führte den Reisenden, dessen Nervensystem so angegriffen war, daß ich ihn anfangs für gestört hielt, nach Chamouni zurück. Ich besuchte noch mit August den Ort des Abenteuers; man kann sich kein schrecklicheres Gefängniß denken. Es war eine mit Gras und Juniperus bewachsene Felsbank, ein paar Fuß lang und meistens einen Fuß breit, welche sich auf der einen Seite, wo sie am breitesten war, an die steile Felswand lehnte, sich aber sogleich von dieser abwendete, sodaß zwischen dem Ende der Bank und der Felswand ein Abgrund lag. Die überhängende Klippe, von welcher aus der Reisende gerettet wurde, befand sich gegen 10 Fuß oberhalb der Bank, es hätte sie daher kein Mensch ohne Hülfe ersteigen können. Den Ort seines Falls zeigten die an einigen Juniperusbüschen hängengebliebenen Fetzen seiner Blouse an. Er war gerade an derjenigen Stelle gefallen, wo die Bank sich am weitesten von der Felswand entfernte, sein Fall muß also über den Abgrund hinweg durch ein wahres Wunder auf die Bank gelenkt worden sein. Der Gipfel des Granitfelsens, an den sich die Bank lehnte, erhob sich wol 20 Fuß über ihr, keine Katze hätte hinaufklimmen können, und der Abgrund mochte eine Tiefe von 200 Fuß haben, sodaß, wenn er hineingestürzt wäre, die klaffenden Risse des Gletschers den zerschmetterten Körper aufgenommen hätten und jede Spur von ihm verloren gewesen wäre. Man kann sich keine in jeder Hinsicht wunderbarere Rettung denken. Wären nicht die Knaben im glücklichen Augenblick über den Gletscher gegangen, so würden wir, mein Führer und ich, auf unserm Wege, 50 Fuß über ihm, ruhig vorübergegangen sein, ohne daß er von uns oder wir von ihm irgend etwas gesehen hätten."

Sir T. Charles Morgan.

Indem das „Athenaeum" Morgan's Tod anzeigt, gibt es einige kurze Notizen über sein Leben. Er war Sir John Morgan's Sohn, wurde in seinem 18. Jahre nach Cambridge geschickt, wo er sich im Griechischen besonders hervorthat. Er wurde zum Doctor promovirt und heirathete bald darauf eine Miß Hammond, die er in kurzer Zeit durch den Tod verlor, nachdem sie ihm eine Tochter geschenkt. Er begleitete hierauf den verstorbenen Marquis von Abercorn nach Irland, heirathete daselbst Miß Owenson (die berühmte Lady Morgan) und ließ sich in Dublin nieder. Mit dem ganzen Ernst seines Charakters umfaßte er die Sache seines angenommenen Vaterlandes, widmete vereint mit seiner Gattin Zeit und Talent den Interessen Irlands und besonders der katholischen Emancipation. Außer den Abschnitten über Wissenschaft, Politik und Statistik, welche er zu Lady Morgan's „France" und „Italy" lieferte, gab er heraus: „The philosophy of life" und „The philosophy of morals", Werke, welche ihm bittere und heftige Anfechtungen zuzogen. Er ertrug die Wuth seiner Gegner mit heiterer Gelassenheit und fand auch einigen Trost in dem Beifall, welchen seine Arbeiten im Auslande fanden. Der Graf de Tracy hat die genannten Schriften ins Französische übertragen. Im J. 1837, da Lady Morgan, den Verlust ihres Gesichts fürchtend, londoner Ärzte zu Rathe zu ziehen wünschte, und außerdem noch wegen anderer Verhältnisse, zog Morgan nach London. Er schrieb dort noch Einiges, z. B. „The Mohawks", ein satirisches Gedicht, lieferte auch einigen der angesehensten Zeitschriften einzelne Aufsätze. Er wird als einer der liebenswürdigsten Menschen geschildert, sanft, gefällig, dienstfertig, unfähig, Jemanden zu kränken oder zu beleidigen, empfänglich für alles Gute, Edle, Große, und wie eine Frau theilnehmend und gefühlvoll, freigebig und stets bereit, Andern Freude zu machen — a scholar and a gentleman in the largest sense of those comprehensive words. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 308. —— 4. November 1843.

Aus der englischen Ammen- und Kinderstubenpoesie.

Nach J. O. Halliwell's „Nursery rhymes"
von A. Hoefer.

Ein junger englischer Gelehrter, der sich durch seinen Fleiß und Eifer auf dem Gebiete historischer und antiquarischer Forschungen bereits einen Namen erworben, J. O. Halliwell, gab im vorigen Jahre unter dem Titel „The nursery rhymes of England, collected principally from oral tradition", als siebzehntes Bändchen der Schriften „printed for the Percy society", eine Sammlung von Proben der Ammen- oder Kinderstubenpoesie heraus, die dem gleichartigen Zweige der deutschen Volkspoesie so innig verwandt sind, daß die Vergleichung nicht ohne Interesse sein kann.

England scheint an diesem Zweige der Literatur besonders reich zu sein, und einige Proben streifen nahe an Romanzen und Balladen, die in der englischen Poesie immer ein überwiegendes Dasein gehabt haben. Der Herausgeber versichert, er habe noch eine so große Anzahl überall im Munde der Leute vorgefunden, daß er ohne Mühe, und in der kurzen Zeit von drei Jahren beträchtlich mehr als tausend einzelne Stückchen sammeln konnte, von denen er etwa 300 ausgewählt und in dem genannten Buche *) mitgetheilt hat.

Den Ursprung solcher Gesänge und Dichteleien der englischen Kinderwelt, sagt der Herausgeber, können wir nicht mehr nachweisen; die meisten aber leben seit etwa zwei Jahrhunderten in allen Theilen Englands in den Kinderstuben fort, und einige lassen sich bis in eine sehr frühe Periode verfolgen. So z. B. erinnere sich jedes Kind gewiß der Zeilen von Bryan O'Lin:

Bryan O'Lin, sein Weib und ihre Mutter
Die gingen allzusammen über eine Brück;
Die Brücke war lose, so plumpten alle ein;
Da rief Jung Bryan: Himmel, ein kostbar Geschick!

die aber mit geringen Modificationen schon um 1560 gedruckt seien.

Der Herausgeber hat sich nicht die Mühe genommen, über Alter und Ursprung weitere Untersuchungen anzustellen; auch in den Noten beschränkt er sich darauf, hier und da eine andere Lesart oder einen Zusatz zu geben, während die kleinen Reimereien oft zu allerlei lehrreichen Bemerkungen für Sprache und Culturgeschichte Anlaß gegeben hätten. Es kam ihm zunächst nur auf die Sammlung selbst an, die seinem Eifer alle Ehre macht; die Engländer sind in dieser Beziehung wol weit besser daran als wir, die wir eine ähnliche und in solcher Vollständigkeit nicht besitzen, und daher bei den Ausländern in den Verdacht kommen, als wären wir arm an einem Zweige der Literatur, der seinem eigensten Charakter nach doch keinem Volke mehr eigenthümlich zu sein scheint als eben den Deutschen, und auch bei den Engländern wesentlich dem deutschen Elemente dieser Nation entstammt ist. Wo sich der Vergleich bei den folgenden Proben aufdrängt, wird er nicht selten zum Vortheile der entsprechenden deutschen Sachen ausfallen, oder scheint es eben nur uns so, daß sie im Englischen oft etwas farblos sind, ohne Tiefe des Gemüths und, mit Ausnahmen, selbst ohne den kernigen Humor und die sprudelnde Laune, die von einem Theile der englischen Volkspoesie so unzertrennlich ist.

Ohne, was freilich auch schwer gewesen wäre, eine feste Ordnung streng durchzuführen, theilt der Herausgeber seine Sammlung in 14 Abschnitte. Er beginnt mit Historischem. Dann kommen 2) Tales, oder Erzählungen, Geschichten, die einen größern Raum einnehmen; 3) Jingles, d. h. etwa Geklingel, Wortspielereien u. s. w.; 4) Riddles, Räthsel; 5) Sprüchwörter; 6) Lullabies, d. h. Wiegen- und Schlummerlieder; 7) Charms, Beschwörungen und Zauberformeln; 8) wieder in größerer Anzahl Games oder Spiele verschiedener Art; daran schließt sich 9—11) was paradox, literal und sholastick genannt ist; 12) Customs; 13) Songs und 14) Fragmentarisches.

Manche dieser Classen sind sehr dürftig ausgestattet, vielleicht nur, weil der Herausgeber Ungedrucktes geben wollte? So die erste Classe, Historisches, wo wir nur 15 Nummern finden, in denen das Historische sich ohnehin oft nur auf einen bedeutenden Namen beschränkt, mit dem die Phantasie oder, wie in Nr. I, der Magen der Leute allerlei Curiosa in Verbindung gebracht hat. Die ersten beiden Nummern betreffen König Arthur und Robin Hood, die Helden weitverbreiteter Balladencyklen.

*) Das Interesse, welches diese Sammlung auch in England gefunden, läßt sich daraus abnehmen, daß, ehe noch ein Jahr vergangen, bereits die zweite vermehrte Ausgabe des Buchs erschien, die uns leider noch nicht zu Gesichte gekommen ist.

Das erste, doppelt national, welches auch uns zuweilen mündlich vorgekommen ist, lautet etwa so:

Als König Arthur dies Land regiert',
Ein König lange selig,
Er Lust einen Pudding zu backen verspürt',
Und stahl drei Metzen Mehl sich.

Einen Pudding groß er zu backen begann,
Und stopft' ihn wohl mit Pflaumen,
That große Klumpen Fett daran,
So groß wie meine zwei Daumen.

Und König und Königin aßen mit Macht,
Und die Ersten des Lands und die Größten,
Und was sie nicht verzehrten mehr dieselbe Nacht,
Thät Morgens drauf die Königin sich rösten.

Das auf Robin Hood bezügliche Ammenliedchen ist etwas einfacher, bildet aber einen Nachtrag zu der kürzlich unter Smith's „Standard library" erschienenen „Collection aller auf den genannten Helden bezüglichen Gesänge und Balladen" (224 Spalten, London 1840).

Daß Liedchen, die wir ganz ähnlich besitzen, auf einer gemeinschaftlichen ältern, zuweilen auf bekannter Grundlage beruhen, versteht sich von selbst; dahin gehört Nr. 3, welches an das bekannte „Der Herr der schickt den Jochen aus, er sollt den Haber schneiden", oder wie es anderswo lautet: „Den Jäger, er sollt die Pflaumen schütteln" erinnert.

Der Herausgeber gibt hier vier verschiedene Recensionen oder Gestaltungen dieser kleinen Geschichte, die ursprünglich aus dem Hebräischen stammt und dann mannichfach variirt ist, und hält die folgende für die getreueste und ursprünglichste Form:

Eine Ziege, eine Ziege, die mein Vater kaufte
Für zwei Stücke Geldes:
Eine Zieg, eine Ziege.

Dann kam die Katz und aß die Zieg,
Die mein Vater kaufte
Für zwei Stücke Geldes:
Eine Zieg, eine Ziege.

Da kam der Hund und biß die Katz rc.
Da kam der Stock und schlug den Hund rc.
Da kam das Feuer und brannte den Stock rc.
Da kam das Wasser und löschte das Feuer rc.
Da kam der Ochs und trank das Wasser rc.
Da kam der Schlächter und schlug den Ochsen rc.
Da kam der Todesengel und tödtete den Schlächter rc.

jedesmal mit den ganzen Wiederholungen in der obigen Weise, bis das Ganze so schließt:

Da kam der heil'ge Eine, gesegnet sei er,
Und tödtete den Todesengel,
Der tödtete den Schlächter,
Der schlug den Ochsen,
Der trank das Wasser,
Das löschte das Feuer,
Das brannte den Stock,
Der schlug den Hund,
Der biß die Katz,
Die aß die Zieg,
Die mein Vater kaufte
Für zwei Stücke Geldes,
Eine Zieg, eine Ziege.

Nach der alten historischen Auslegung bezeichnet die Ziege, als eins der reinen Thiere, die Hebräer; der Vater, der sie kaufte, ist Jehovah, und die beiden Geldstücke Moses und Aaron; die Katze die Assyrer, der Hund die Babylonier, der Stock die Perser, das Feuer die Griechen, das Wasser die Römer, der Ochse die Sarazenen, der Schlächter die Kreuzritter und der Todesengel die Türken.

In den Noten (S. 161) finden wir dann erstlich eine künstlichere Form mit mehren Reimen, die so

Dies ist das Haus, das Jakob baute,

beginnt; und zwei prosaische in größerer Übereinstimmung mit dem obigen, von denen wir noch eine mittheilen wollen:

Eine alte Frau kehrte ihr Haus und fand einen kleinen verborgenen Sixpence. Was, sagte sie, soll ich mit diesem Sixpence thun? Ich will zu Markte gehen und ein kleines Schwein kaufen. Als sie wieder nach Hause ging, kam sie an einen Steg (stile): aber Schweinchen wollte nicht über den Steg gehen.

Sie ging ein wenig weiter und begegnete einem Hunde. So sagte sie zu dem Hunde: Hund beiß das Schwein, Schweinchen will nicht über den Steg gehen und ich werde nicht vor Nacht nach Hause kommen. Aber der Hund wollte nicht u. s. w.

Die alte Frau ist somit immer gezwungen, ein wenig weiter zu gehen und findet nacheinander den Stock, das Feuer, das Wasser, den Ochsen, den Schlächter, die aber alle „nicht wollen".

Sie fand dann einen Strick und sagte: „Strick, Strick, hänge den Schlächter; Schlächter wollte den Ochsen nicht tödten, Ochse" u. s. w.; aber der Strick wollte nicht. Hierauf werden dann die Ratte, die den Strick zernagen, und die Katze, die die Ratte tödten soll, eingeführt.

Aber die Katze sprach zur Frau: Wenn du zu jener Kuh gehen und mir einen Teller Milch holen willst, will ich die Ratte tödten. So ging die Alte dann zur Kuh. Aber die Kuh sagte: Wenn du zu jenem Heuhaufen gehen und mir eine Handvoll Heu holen willst, will ich dir die Milch geben. So ging die alte Frau dann zu dem Heuhaufen und brachte der Kuh das Heu.

Sobald die Kuh das Heu gefressen hatte, gab sie der alten Frau die Milch, und die Alte ging mit derselben in einem Teller zur Katze. Und als die Katze die Milch aufgeleckt hatte, begann sie die Ratte zu tödten (sic! began to kill); die Ratte begann den Strick zu zernagen, — und so nun fort, bis das Schweinchen in Angst über den Steg springt und die alte Frau noch die Nacht nach Hause gelangt.

Wir fürchten, uns indessen schon zu lange bei dem obigen alten Stückchen aufgehalten zu haben und wenden uns zu einigen andern, gleichfalls historisch genannten Reimereien.

Nr. 7.

Mieskatz, Mieskatz, wo bist du gewesen?
Ich war in London, die Königin zu sehn.
Mieskatz, Mieskatz, was thatst du denn dort?
Ich schreckte ein Mäuschen unter dem Stuhl.

Der Herausgeber meint, das alte Sprüchwort „A cat may look at a king" sei hier auch auf eine Königin angewendet, oder der Vers beziehe sich, wie der folgende, auf die ruhmvolle Queen Bess, den wir mit geringen Änderungen so wiedergeben:

Die Ros' ist roth und grün die Au!
Schütz Königin Beß, die edle Frau!
Kitty der Spinner
Zum Essen setzt sich hin er,
Und führet ein Froschbein zu Munde.
Über den Thurm weit
Sehen die guten Leut,
Wie die Katze spielt mit dem Hunde.

Den Beschluß macht Nr. 15:

Der König von Frankreich ging auf die Höh
Mit zwanzig tausend Mann,
Der König von Frankreich kam von der Höh,
Stieg niemals wieder hinan.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eines Dichters Bazar von H. C. Andersen. Aus dem Dänischen von W. L. Christiani. Zwei Bände. Leipzig, Kummer. 1842. 8. 2 Thlr.*)

Heutzutage, wo man eine Reise fast ebenso leicht und rasch macht als eine Beschreibung davon durchliest, geht man an die Werke der Reiseliteratur immer mit einigem Widerwillen. Bieten sie doch in der Regel weiter nichts als ein Wiederkäuen von Genüssen, die wir selbst schon genossen haben, oder ein Vorkäuen solcher, die wir nächstens genießen wollen. Das Eine verdirbt uns die Verdauung, das Andere den Appetit, zumal wenn unsere Vor- und Nachesser, wie die jetzigen Touristen, selbst übersatt und appetitlos, statt frischweg zu genießen, mäkelnd in den Speisen herumstacheln und ihren üblen Humor daran auslassen. Anfangs zwar sahen wir dem oft bis an Tollheit grenzenden Humor mit ziemlichem Behagen zu und hatten unsere Lust daran, wenn die europamüden Weltgänger und semilassen Vergnüglinge mit den leckersten Gourmandisen Fangball spielten; nach und nach aber ist uns das Spiel langweilig geworden, der passive Mitgenuß überhaupt genügt uns nicht mehr, und wenn wir ja an Vorkostern oder Nachschmeckern noch Geschmack finden sollen, verlangen wir vor allen Dingen Zehrkräfte, die noch mit gesundem, unverdorbenem Magen ans Werk gehen und sich mit Begeisterung und Hingebung in die aufgetischten Vorräthe hineinarbeiten.

Es freut uns, der Lesewelt Herrn Andersen als einen solchen empfehlen zu können. Er legt noch eine Empfänglichkeit, einen Enthusiasmus, eine Naivetät an den Tag, die heutzutage in der That bewunderungswürdig sind. Alles zieht ihn an, Alles ergötzt ihn, Alles scheint ihm bemerkenswerth. Es grenzt oft bis ans Rührende und man muß unwillkürlich an Jean Paul's Walt in den „Flegeljahren" denken, der auf seiner ersten Reise die feine Bemerkung macht, daß in Franken die Milchtöpfchen die Dülten dem Henkel gegenüber, in Sachsen dagegen zur rechten Seite haben. So geht's auch ihm. Es begegnet ihm, bei Lichte besehen, blitzwenig, was nicht jedem Andern auch begegnen könnte, aber er sieht es mit ganz andern Augen an, und so befindet er sich überall in einem gewissen romantischen Dufte und sieht sich von interessanten Zufällen und Persönlichkeiten umgeben. Wer achtet auf einer Reise durch halb Europa auf ein zerlumpt bekleidetes Weib mit einem schlafenden Kinde auf dem Schoose? — Er weiß ein hübsches Genrebildchen daraus zu machen: „Wir waren in Modena; wie ein seltsamer Traum, vom Monde beleuchtet, steht noch dieser Anblick vor mir. Alte Gebäude mit Bogengängen, ein prächtiges Schloß mit Vorplatz zeigten sich, aber Alles war menschenleer und still; nicht von einem einzigen Fenster schien Lichtglanz zu uns heraus; nicht Ein lebendes Wesen bewegte sich in dieser großen Stadt, — es war ganz feenhaft. Wir hielten an auf einem kleinen Platz; mitten darauf stand eine gemauerte Säule, deren oberster Theil eine Art gläserne Laterne bildete, eine Lampe brannte darin; — ‚die ewige Lampe' nennt man einen Altar solcher Art, Nacht und Tag muß die Lampe unterhalten werden. Die Flamme erschien in dem hellen Mondlicht nur wie ein röthlicher Punkt, eine gemalte Flamme; ein Weib, in einen zerlumpten Mantel gehüllt, saß daneben und schlief; sie lehnte ihren Kopf an die kalte Mauerwand der Säule; ein schlafendes Kind lag auf den Knieen, seinen Kopf auf ihrem Schoos. Ich stand lange und betrachtete diese Gruppe; des Kleinen Hand lag halb geöffnet in der Mutter Schoos. Ich legte ganz leise einen Schilling hinein, das Kind öffnete die Augen, sah mich an und schloß sie sogleich wieder. Was träumte ihm wohl? — Ich wußte, wenn es erwachte, hätte der Mondschein ihm Silber in die Hand gelegt." Man höre, mit welchem naiven Enthusiasmus er die Eisenbahn schildert: „Ermüdet kam ich in Magdeburg an, und eine Stunde später sollte ich wieder fort mit dem Dampfwagen. Ich will nicht leugnen, daß ich vorher eine Empfindung hatte, die ich Eisenbahnfieber nennen will, und dieses war am stärksten, als ich in das großartige Gebäude trat, wovon aus die Wagenreihe fahren sollte. Hier war ein Gedränge von Reisenden, ein Laufen mit Koffern und Nachtsäcken, ein Sausen und Brausen der Maschinen, aus welchen der Dampf hervordrang. Man weiß zum ersten Mal nicht recht, wo man stehen darf, daß nicht ein Wagen oder Dampfkessel oder eine Lade mit Reisesachen über uns stürze; freilich steht man auf einem vorspringenden Altan sicher; die Wagen, in welche man soll, liegen in einer Reihe bis dicht hinauf, gleich den Gondeln bei einem Quai, aber unten im Hofe kreuzt, gleich Zauberfäden, die eine Eisenschiene die andere, und dies sind auch Zauberfäden, die der menschliche Scharfsinn gezogen. An diesen sollten sich unsere magischen Wagen halten; kämen sie aus diesem Zauberbande heraus, ja, dann gelte es Leben und Glieder. Ich starrte auf diese Wagen, Locomotiven, lose Karren, wandelnde Schornsteine und Gott weiß was Alles! Sie liefen durcheinander wie in einer Zauberwelt; Alles schien Beine zu haben! Und nun dieser Dampf, dieses Sausen, vereint mit dem Gedränge, einen Platz zu erhalten, dieser Gestank von Talg, der taktmäßige Gang der Maschinen und das Pfeifen und Schnauben des ausgelassenen Dampfes verstärkten den Eindruck. Ist man nun, wie gesagt, zum ersten Male hier, dann glaubt man umzuwerfen, Arme und Beine zu brechen, in die Luft gesprengt, oder durch Zusammenstoßen mit einer andern Wagenreihe gequetscht zu werden; aber ich glaube, daß man nur beim ersten Male daran denkt."

Man glaube nicht, als sei diese lebendige Auffassung blos durch den ersten Eindruck motivirt. Wir wissen durch seinen „Improvisator, daß er schon einmal in Italien war, und doch nimmt er auch hier Alles, Bedeutendes und Unbedeutendes, mit derselben Empfänglichkeit, derselben Frische und Begeisterung auf; ja wir glauben, er könnte dieselbe Reise noch zwanzig Mal machen und sein Enthusiasmus würde stets der nämliche bleiben. Nicht also der Zauber des ersten Ausflugs ist es, der ihn berauscht hat. Die Lösung der heutzutage fast räthselhaften Erscheinung liegt tiefer: in seinem kindlichen, dichterischen Gemüthe. Darum hat er recht, seine Ausstellung den Bazar eines Dichters zu nennen. Er ist ein solcher, wenn nicht von activer, doch von passiver Genialität. Er besitzt die Poesie der Frauen, der Kinder. Sie ist vorzugsweise concipirend, empfangend, und erst hinterher bildend und gestaltend. Er weiß sich Alles, was sich ihm zufällig darbietet, so zurecht zu legen und zurecht zu stellen, daß etwas Schönes daraus wird, wenn es an sich auch noch so alltäglich, noch so unbedeutend sein sollte. Auf die Dauer freilich können dergleichen ins Poetische übertragene Bagatellen nicht vollkommen genügen. Man sehnt sich, wenn man Seiten lang dergleichen gelesen, einmal nach etwas wirklich Außerordentlichem, nach einem objectiven Ereigniß, das dem subjectiven Enthusiasmus äquivalent ist. Diese Sehnsucht wird nun leider zu selten befriedigt, und daher rathen wir, die beiden Bändchen nicht etwa uno tenore hintereinander lesen zu wollen, sondern sich beliebig einzelne Bruchstücke daraus auszuwählen, in welche der Dichter selbst das Ganze zerlegt hat. So wird man den Mangel an eigenthümlich hervortretenden Erlebnissen kaum empfinden und sich theils durch die Wärme der Auffassung, theils durch das Interesse, das die durchreisten Localitäten selbst darbieten, stark genug angezogen fühlen. In letzterer Beziehung gehört die Reise nicht zu den gewöhnlichen.

---

*) Eine andere Übersetzung dieser Schrift ist bei Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig erschienen (3 Thle., 1 Thlr.) D. Red.

Der Dichter reist aus von Kopenhagen, geht über Hamburg, Magdeburg, Leipzig, Nürnberg, München und Tirol nach Italien, berührt dort Verona, Mantua, Modena, Bologna, Florenz, Perugia, Spoleto, Terni, Civita-Castellana, Rom, Tivoli und Neapel, nimmt im Fluge Sicilien und Malta mit, setzt nach Griechenland hinüber, wo er besonders zu Athen verweilt, geht von da über den Archipelagus nach Kleinasien und von da über den Hellespont und das Marmormeer nach Konstantinopel; verweilt hierauf einige Zeit in den Gegenden des Schwarzen Meeres und der Donau und kehrt endlich durch Serbien, Ungarn und Deutschland zurück in seine Heimat. Daß es bei einer solchen Reise nicht an Stoff zu den mannichfaltigsten und reichsten Schilderungen fehlen kann, versteht sich von selbst, und daß ein Mann wie Andersen diesen Stoff gehörig auszubeuten und zu verarbeiten weiß, ebenfalls. So stellt sich das Ganze in der That wie ein großartiger, konstantinopolitanischer Bazar dar, dessen lebendige Schilderung zum Schluß als Probe mitgetheilt werden möge:

„Der Fremde muß vor allen Dingen in Konstantinopel die Bazare besuchen, denn das heißt zugleich in die ungeheure Stadt eintreten. Man wird durch den Anblick, die Pracht und das Getümmel überwältigt; es ist ein Bienenstock, in den man tritt, aber jede Biene ist ein Perser, ein Armenier, ein Ägypter, ein Grieche. Orient und Occident halten hier großen Markt. Ein solches Gedränge, eine solche Verschiedenheit der Costumes, solche Menge von Handelsartikeln bietet keine andere Stadt dar."

„Wenn man von Pera in einem Boot über den Golf nach Konstantinopel gesetzt ist, führt die Straße zu den Bazaren beständig aufwärts, eng, krumm und winkelig. Das Erdgeschoß der Häuser an jeder Seite gleicht den hölzernen Buden unserer Märkte, man sieht gerade in die Werkstätten der Schuhmacher und Schreiner. Man glaubt mitten durch Küchen und Bäckereien zu gehen, so kocht, backt, dampft und duftet es auf dem Herde und in den Öfen der offenen Häuser. Brot und Speisen aller Art sind ausgestellt."

„Nun stehen wir vor dem großen Bazar, um welchen sich schmale, halbbedeckte Straßen verzweigen; eine Abtheilung hier bietet Kräuter und Früchte aller Art dar, sowol frische als eingemachte; eine andere Abtheilung hat Schalthiere und Fische in den verschiedensten Farben und Formen; von Boutique zu Boutique sind über die Straße große Stücke Segel oder Teppiche als ein Dach gezogen. Das Straßenpflaster ist schlecht und mitten in der Straße fließt die Gosse."

„Eine lange Halle, größtentheils aus Bretern und ganz mit Pfeifenköpfen, Pfeifenröhren und Mundstücken aus Bernstein angefüllt, führt in die Bazare, die mit dicken, feuerfesten Mauern aufgeführt sind. Es ist eine ganze Stadt mit einem Dache darüber; jede Nation hat hier ihr Quartier, die Juden ihres, die Ägypter ihres u. s. w.; jeder Handelszweig seine Straße, jedes Gewerbe seine, die Schuhmacher eine, die Sattler eine und so fort bis ins Unendliche. Jede Straße ist ein Gewölbe mit Blumen und Inschriften aus dem Koran bemalt; das Licht fällt von oben herein. Boutique ist an Boutique geklebt und scheint eine umgekehrte Lade zu sein, in deren Hintergrund in der dicken Mauer eine Öffnung gehauen ist, welche die Waaren aufnimmt, die nicht zur Schau gelegt sind."

„Das Quartier der Ägypter, Missr-tschars-chussi, scheint eine ganze Apotheke durch zwei Straßen ausgedehnt; alle Specereien Indiens und Arabiens, heilende Kräuter und kostbare Farben hauchen hier einen vermischten Duft aus. Ein gelbbrauner Ägypter in langem Talar steht hinter dem Tische, er sieht aus, wie man das Bild eines Alchymisten gibt."

„Eine andere Wölbung hat ganz das Aussehen, die Vorhalle der Rüstkammer für die ganze Welt zu sein; hier ist der Bogengang der Sattler: Sättel und Zügel aus Saffian und Büffelleder, von den ausgearbeitetsten und künstlichst genähten bis zu den einfachsten und fast klotzigen, hängen hier an den Wänden und liegen auf Tischen und dem Fußboden ausgebreitet."

„Ein anderer Bogengang ist der der Juweliere, Goldketten blinken, Armbänder funkeln, kostbare Ringe, theure Juwelen blenden das Auge."

„Nun gelangt man zwischen lauter Parfume, hier duftet es von Rosenöl, hier werden Moschusbeutel verkauft, Räucherwerk und duftende Rattenschwänze. Wir gehen in die nächsten Bogen und sehen lauter Stiefeln und Schuhe, in allen Farben, allen Formen, Pantoffeln, die mit Perlen und echten Stickereien prangen. Ein Bogengang kreuzt hier dicht vorbei, in diesem sind lauter Manufacturwaaren, Mousseline, Taschentücher, gestickt mit großen Goldblumen, prächtige Stoffe; das nächste Gewölbe blinkt von Waffen, Damascenerklingen, Dolchen, Messern, Gewehren und Pistolen."

„Es ist höchst interessant, die charakteristische Weise zu beobachten, in der jede Nation sich zeigt. Der Türke sitzt ernst, gravitätisch mit der langen Pfeife in seinem Munde, der Jude wie der Grieche sind geschäftig, rufen und winken. Inzwischen bewegt sich das bunte Menschengewühl durch diese einander kreuzenden Wölbungen, die Perser mit rauhen, spitzen Mützen, die Armenier mit umgekehrten, kegelförmigen, schwarzen Hüten, die Bulgaren in Schafspelzen, die Juden mit zerlumptem Shawl um den schwarzen, hohen Turban, geputzte Griechen und verschleierte Weiber; hier ist ein Gedränge! Und mitten durch dieses reitet wol so gravitätisch ein vornehmer Türke, der weber zur Rechten noch zur Linken sieht."

„Auf ein des Abends gegebenes Signal entfernen sich Käufer und Verkäufer. Eine Art Wächter, der es übertragen ist, in den Bazaren zu wachen, schließt alle Eingänge und öffnet sie erst wieder am nächsten Morgen zu einer bestimmten Zeit; die Verkäufer finden dann ihre Läden ganz so, als da sie sie verließen. Am Tage wird die einzelne Bude nicht anders verschlossen, als daß der Eigenthümer ein Netz vorhängt, oder ein paar Bindfaden kreuzweise vorzieht; Keiner wagt dort zu stehlen."

„Die prächtigen Boutiquen des Palais royal sind gegen Konstantinopels Bazare nur eine reich geschmückte Grisette gegen die Tochter des Orients in ihren reichen Stoffen, das Haar von Rosenöl und Myrrhe duftend." 26.

Literarische Notiz.

Neue Ausgaben der Memoiren von Comines.

Von den anziehenden Memoiren von Comines haben wir vor kurzem zwei verschiedene Ausgaben erhalten. Die von Belin bildet einen Theil der „Bibliothèque variée", die unter Ch. Nodier's Leitung erscheint. Sie gibt nichts als einen Abdruck nach vorhandenen Ausgaben mit einer dürftigen biographischen Notiz. Indessen ist sie ihrer Wohlfeilheit wegen zu empfehlen. Wichtiger ist die Ausgabe, welche Mademoiselle Dupont auf Anstiften der Historischen Gesellschaft zu Paris besorgt hat. Die Herausgeberin, die schon in einigen andern Arbeiten ähnlicher Natur eine ebenso große Ausdauer als Gelehrsamkeit bewiesen hat, stützt sich bei ihrer Ausgabe überall auf Originalpapiere, aus denen sich manche interessante Variante ergibt. Ihre Arbeit, die in zwei Bänden erschienen ist, wird deshalb für den Historiker von besonderm Interesse sein. Wir ergreifen hier die Gelegenheit, auch das deutsche Publicum wieder einmal auf diese Denkwürdigkeiten aufmerksam zu machen, die für die Geschichte Ludwig's XI. von der größten Wichtigkeit sind und die in Frankreich das größte Ansehen genießen. Barante sagt von ihm: „Von allen neuern Historikern hat keiner in so hoher Achtung gestanden als er. Mit dem Reize einer natürlichen und biegsamen Sprache, die sich nach allen Gedanken schmiegt und sie in ihrer wahren Farbe zeigt und mit der lebendigen und naiven Erzählung eines Augenzeugen verbindet Comines die tiefste Kenntniß der Menschen sowie der Geschichte. Er hat einen so scharfen Blick in der Beurtheilung eines Charakters und liest so sicher auf dem Grunde der Seele eines Menschen, daß ihm ihre Handlungen eine natürliche, nothwendige und unvermeidliche Folge ihrer innern und äußern Zustände zu sein scheinen." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 309. —— 5. November 1843.

Aus der englischen Ammen- und Kinderstubenpoesie.

Von A. Hoefer.

(Fortsetzung aus Nr. 308.)

Nr. II. Die Tales sind sehr verschiedenartiger Natur, theils ernst, theils komisch, einige auch anscheinend ganz unsinnig, obwol der Unsinn erst später und auf dem Wege allmäliger Corruption hineingekommen sein dürfte, wenn die Veranlassung vergessen, und Ursprung und oft selbst der Sinn einzelner Ausdrücke nicht mehr verstanden werden. Wir lassen die Anordnung des Herausgebers bei der Auswahl unserer Proben unberücksichtigt.

Nr. 16.

Es war einmal 'ne alte Frau, hatte drei Söhne,
Jerry, und James und John:
Jerry war gehenkt, James war ertränket,
John war verschwunden und nie wieder funden,
Und das war das Ende ihrer drei Söhne,
Jerry, und James und John.

Nr. 18.

Als ich ein Junggesell war da lebt ich allein,
Und stellte Brot und Käse in das Bret hinein.
Die Ratzen und Katzen begannen solch ein Raufen,
Daß ich ging nach London mir ein Weib zu kaufen.
Die Gassen waren eng und also schlecht die Wege,
Daß ich mußt mein Weib in einen Schiebkarren legen.
Der Schiebkarren brach, mein Weib that einen Fall,
Der Teufel hol den Schiebkarren, Weib und all.

Die Bachelors oder Junggesellen erhalten denn auch in Nr. 41 eine Anweisung, wie sie sich bei der Wahl eines Weibes zu benehmen haben. Darin heißt es, man müsse vorsichtig sein, denn die Weiber seien mannichfach wie Fische in der See, oder zehnmal mehr veränderlich als ein Winter- oder Sommertag. Weiter aber auch: „You must not stay to pick them, but take them as they come." Der Schluß dieses längern Gedichtes ist so:

Ein Schlachtopfer saß in einem Karren
Eins Tags, gehängt zu werden;
Und Gnade war gewährt ihm,
Man ließ den Karren halten.
„Nun frei' ein Weib" der Richter rief,
„Und rette dir dein Leben!"

„Warum mein Leben verkümmern?"
Entgegnete das Opfer.
„Eine Menge Volks ist versammelt hier,
Warum den Spaß verderben ihr?
Der Handel ist schlecht, hier wie dort,
Das Weib ist das schlechteste, — fahre fort!"

Mehr lied- und gesangartig sind Nr. 25 und Nr. 23; vergl. mit S. 164.

Das Lied vom kleinen Freier.

Es war einmal ein Männlein, das warb um ein Fräulein
Und sagt: Kleine Magd, willst du frein, frein, frein?
Ich hab nichts mehr zu sagen, als Ja? oder Nein? zu fragen
Denn wenig gesagt, mag schnell gebessert sein.

Dann sprach die kleine Magd: Ihr kleiner Herr gar wenig sagt,
Ein Mägdlein zu bewegen, Euch zu frein.
Ihr müßt ein wenig mehr sagen, etwas Gut auch zutragen,
Eher ich für immer Euer Weibchen mag sein.

Der Kleine sprach zur Frauen: Läßt du dich antrauen,
So kann die Liebesnoten ich etwas höher setzen.
Sprech ich auch nur wenig, bin ich an Lieb ein König,
Thät der kleine Liebsgott in Feuer mich doch setzen.

Das Mägdlein sprach im Scherzen: Dein Feu'r ist gut für Herzen,
Doch was sollen wir thun, davon zu essen?
Wird deinen Liebesflammen auch Küchenfeu'r entstammen
Und dreht der kleine Liebsgott den Bratspieß unterdessen?

Dann ward der Kleine traurig, und weint' ein wenig, glaub ich,
Und all sein kleines Herze ward groß von Sorgen;
„Ich will dein kleiner Knecht sein, und wird es nicht gerecht sein
Das Wen'ge, was ich habe, klein Lieb, so will ich borgen."

Zwei Vöglein saßen auf einem Stein,
Fa, la, la, la, lal, de.
Eins flog hinweg, und eins blieb da,
Fa, la, la, la, lal, de.
Das andre flog dahinter, und keins blieb da,
Fa, la, la, la, lal, de.
Und der arme Stein war nun ganz allein,
Fa, la, la, la, lal, de.

Das Meerschweinchen. Nr. 26.

's war einst ein kleines Meerschwein,
Das war nicht groß, dieweil's war klein;
Auf seinen Füßchen lief's einher;
Und aß es, war's nicht hungrig mehr.

Und rann's von einem Orte fort,
Da war's nicht mehr an diesem Ort;
Und wenn es rann, da macht's nicht Halt,
Wie man mir sagt, vor Jung noch Alt.

Zuweilen macht's ein fürchterlich Geschrill
Und that es das, da war's nicht still,
Wenngleich belehrt von keiner Katz,
Ein Mäuschen, wußt es, war keine Ratz.

Eins Tages hat's eine Grille gefaßt,
Und sterbend, schwört man, ist's erblaßt.
Und — nach gar weiser Leute Lehr —
Gelebt hat es seitdem nicht mehr.

Wir lassen hier eine Reihe kleinerer Reimereien folgen; zuerst einige Neckereien, wie es auch das vorstehende Stück ist, und wie wir solche gleichfalls mit Kindern zu treiben pflegen, die gern Geschichten hören, indem auf einen pomphaften Eingang gleich das Ende oder ein überraschender oder trivialer Ausgang folgt:

Sagt Aron zu Mosen,
Schneiden wir ab unsre Nasen.
Sagt Mose zu Aron,
's ist Mode sie zu tragen.

Als Bessy Brooks und Tommy Snooks
Spazieren gingen am Sonntag,
Sprach Tommy Snooks zu Bessy Brooks,
Morgen, vermuth' ich — ist Montag.

„Es war ein altes Weib das spann", —
So die Geschichte begann.
„Das hatte ein Kalb" —
Hier ist sie halb.
„Das nahm sie dann beim Schwanze,
Und warf es über die Wände" —
So ist das Ganze zu Ende.

Lucie Lasche verlor ihre Tasche,
Kitty Fischer fand sie.
Gar nichts drinnen, gar nichts drinnen,
Nur ein Fädchen umband sie.

Der kleine Conrad Flecke
Saß in der Ecke
Bei seinem Weihnachtskuchen, selig im Sinn.
Dann steckte er den Daumen ein,
Und griff ein Pflaume fein,
Und sprach: Was ein Allerweltsjunge ich doch bin!

Der alte Peter Schrader
Geht niemals wie ein Grader,
Wollt Ihr wissen warum?
Er folget seiner Nasen,
Doch die ist verwasen,
Das heißt, sie steht ihm krumm.

Unter den mancherlei Privatleuten, die gelegentlich vorkommen, wird auch des Dr. Faustus erwähnt. Der Herausgeber meint, ohne Noth, daß dafür Foster zu lesen sei.

Dr. Faustus war ein guter Mann,
Der seine Kinder prügelt dann und wann.
Wenn er sie schlug, dann ließ er sie tanzen
Von den Schotten hin zu den Franzen,
Und von den Franzen zu den Deutschen,
Um sie wieder zurück zu peitschen.

Daß wir, des Reimes wegen, die Namen zuweilen verändert haben, wird der Entschuldigung bei einer Art von Poesie nicht bedürfen, bei der der Reim ohnehin einen so tyrannischen Einfluß ausübt, daß ihm zu Liebe nicht blos Namen gebildet, sondern, wo es auf bestimmte gegebene Namen zu reimen gilt, selbst Wörter und Wortgeklingel geschmiedet werden, denen doch nur ein ungefähr zu errathender Sinn innewohnt. Beispiele dafür liegen überall vor und ließen sich auch aus der deutschen Volkspoesie leicht beibringen. Der Reim, in der Volksdichtung, steht oft noch **über** dem Gedanken, während der wahre Dichter seiner allzeit Herr wird und sich seiner nicht wie eines Leiters, der ihm Gedanken zuführte, sondern wie eines Bettes bedient, in welchem die, d. h. seine Gedanken sanft und geregelt, wenngleich zuweilen mit kleinen Seitenbiegungen, dahin gleiten.

Wir müssen namentlich bemerken, daß in dem Texte des letzten Stücks für **Deutsche**, **Spanier** steht, sowie von den erstern nirgend die Rede ist; dagegen öfters Welsche und Franzosen erwähnt sind. Auf die erstern bezieht sich das folgende Stückchen

Von den welschen Jägern.

Es waren einst drei welsche Leut,
Die gingen, nach der Sage,
Zu jagen aus in Heiterkeit
An Sancti David Tage.

Sie jagten sich beinah zu Tod,
Und konnten doch nichts finden
Als ganz zuletzt ein Segelboot
Das floß dahin mit den Winden.

Der eine sagt: Ein Schiff ist das,
Der zweite sagt: Gewißlich!
Der dritte sagt: Ein Haus ist das,
Den Schornstein nur vermiß ich.

Und jagten noch die ganze Nacht,
Und konnten doch nichts finden
Als den Mond, der eben aufgewacht,
Und glitt dahin mit den Winden.

Der eine sagt: Der Mond ist das,
Der zweite sagt: Gewißlich!
Der dritte sagt: Ein Käs' ist das,
Die Hälfte nur vermiß ich.

Fast alle von dem Herausgeber mitgetheilten Proben scheinen uns in einer oder der andern Hinsicht merkwürdig; wir wählen zunächst ein größeres Gedicht.

Von der alten Frau die sich selbst verliert.

Es war einmal 'ne alte Frau, so geht die Sage,
Die ging zu Markt, ihre Eier zu verhandeln;
Die ging zu Markt, recht an 'nem Markttage,
Bis unterwegs sie einschlief, müde von dem Wandeln.

Da kam des Wegs ein Krämer, Staut geheißen,
Der spürte Lust, den Rock ihr zu entreißen,
Und schnitt ihn rund um ab, bis an das Knie hinan,
Darob die alte Frau zu frieren denn begann.

Als dann dies kleine Weib sich aus dem Schlaf gerüttelt,
Da hat sie sich zuerst geschaudert und geschüttelt,
Und dann begann sie also verwundert aufzuschrein:
Barmherz'ger! wer ist dies hier, dies kann doch ich nicht sein?

Ist es, wie ich hoff' ich bin's, ist es wirklich ich,
So hab ich heim ein Hündchen das wird kennen mich.
Sein Schwänzchen wird er wedeln, ist es wirklich ich,
Doch bellen wird er grimmig, ist es nicht mehr ich.

Heim ging die alte Frau nun ganz im Dunkeln,
Auf sprang der Hund alsbald und ließ die Augen funkeln,
Und bellte laut sie an: Die Frau begann zu schreien,
Barmherziger, also kann ich's doch nicht sein!

Als Probe der ernstern Gattung, die nicht ganz unrepräsentirt geblieben, doch selten ist, diene das folgende:

Es war einst eine Dame, ganz Haut und Knochen,
Wie niemals noch eine gesehn,
Die ging zur Kirchen in einer Wochen,
Zur Kirchen, sich Heil zu erflehn.

Und als sie kam zu der äußeren Pfort,
Ließ ein Weilchen zu ruhen sich nieder,
Und als sie ging zu dem Hofe hinfort,
Da lauschte den Glocken sie wieder.

Und als sie nahe der Kirchenthür kam,
Wünscht ein Weilchen mehr sie zu ruhn.
Bis dann sie den Prediger drinnen vernahm,
Der sprach gegen sündiges Thun.

Sie blickt' empor, sah her und hin,
Einen todten Mann sah sie liegen,
Der war von der Nase bis an das Kinn
Bedeckt mit Würmern und Fliegen.

Dann sie hin zu dem Prediger sagt,
Werd auch ich so sein, wenn einst todt?
O ja, o ja, der Prediger sagt,
So wirst auch du sein, wenn todt.

Es ist wunderbar, daß nirgend mehr Anspielungen auf alte heidnische Vorstellungen vorkommen. Von der Thierwelt ist, wie sich erwarten läßt und wie wir auch schon oben gesehen haben, ziemlich oft die Rede; mitunter vielleicht eine Erinnerung an alte Thierfabel, in der die Thiere personificirt erscheinen.

Robin und Jenny, zwei Vögel.

Sprach Robin zu Jenny: Willst du meine sein,
So essen wir Kirschkuchen und trinken Johann'sbeerwein.
Jenny war's zufrieden — bestimmt ward die Stund,
Und der Hahn that den Freunden die frohe Botschaft kund.
Die Krähe und die Lerche die kamen beide dar,
Die eine war der Priester, die andre der Notar, (clerk)
Der Goldfink gab die Braut fort,
Die stets gehorchen wollt des Mannes Wort.
Der Lüfte gefiederte Bewohner gaben
Ein jeder zu dem Feste ihre Gaben.
Die einen brachten Korn, die andren brachten Fleisch,
Die einen schönes Räucherwerk, die andren Zuckerwerk,
Und weil es lieblich Wetter, das Gefieder
Setzt in Gemeinschaft zum Diner sich nieder.
Robin und sein Gemahl die lebten so
Im Ehestande lang und froh,
Bis eines Tages, schrecklich zu berühren,
Ein Habicht that die Jenny ihm entführen;
Auf Robin selbst ein Sperling kam geflogen
Und schoß ihn mausetodt, mit Pfeil und Bogen.

Dieselben Vögel, Little Jenny Wren und Robin Red-breast genannt, betrifft auch Nr. 80, S. 48: Robin pflegt der erkrankten Jenny mit Brot und Wein, und erwartet dafür ihre Liebe. Aber sie, besser geworden, sagt: I love thee not a bit, und der getäuschte Liebhaber verläßt mit Spott und Fluch die Undankbare. Origineller sind, und auch formell bedeutender die Geschichte von dem Hunde, der seine Herrin Mrs. Hubbard, zur Närrin macht, S. 60; die Brautfahrt des Frosches, der um die Maus, die Nichte der Ratte, wirbt, S. 70, und die Geschichte des Fuchses, S. 30:

Der Fuchs und sein Weib die hatten großen Streit,
Sie aßen niemals Mostrich in ihres Lebens Zeit;
Sie aßen ohne Gabel und Messer allezeit,
Und liebten ein Beinchen zu nagen, e-oh!

Der Fuchs der sprang auf in einer Mondlichtnacht,
Die Sterne erglänzten in ihrer vollsten Pracht:
Oho! sagt der Fuchs, eine wundervolle Nacht
Für mich durch die Stadt mich zu wagen, e-oh!

Der Fuchs als er kam auf den Berg so steil,
Er spitzte seine Ohren und lauschte eine Weil.
Oho! sagt der Fuchs, nur noch eine kurze Meil
Von hier bis dahin zu dem Hagen, e-oh.

Der Fuchs als zum Hofe des Bauern er kam,
Wen anders er wol dort als die Ente vernahm?
„Ich liebe dich gar sehr, du allerliebste Dam,
Und verlange dein Beinchen zu nagen, e-oh!"

Die Ente die lief den Heuhaufen rund,
Oho! sagt der Fuchs, du bist sehr fett und rund!
Du schmierst mir den Bart und rittlings zur Stund
Will ich dich zu der Stadt dort tragen, e-oh!

Die Frau nun des Bauern aus dem Bette sprang,
Und steckte durch das Fenster den Kopf so weit und lang;
„Oh Mann, all die Enten sind todt, mir ist bang,
Der Fuchs hat gefaßt sie beim Kragen, e-oh!"

Der Bauer der lud die Pistole mit Blei
Und schoß dem alten Schurken das Haupt zur Brei:
Ah, ha! sagt der Bauer, nun denk ich, ist's vorbei
Und störst uns nicht ferner den Hagen, e-oh!

Zum Beschluß dieser Abtheilung noch eine Probe von den Neckereien, denen auch hier die Schneider ausgesetzt sind.

Eine Aaskrähe saß auf einer Eiche
Und spielte dem Schneider allerlei Streiche.
„Weib", rief der Schneider, „die Flinte mir schnell!
Und du da hochoben, dir gerb' ich schon das Fell!"

Der Schneider zielt' und schoß, verfehlt jedoch sein Ziel,
Sodaß im Hof getroffen die alte Sau umfiel.
„Weib", rief der Schneider, „einen Löffel mit etwas Rum,
Denn unsre alte Sau fiel vor Ohnmacht eben um!"

(Der Beschluß folgt.)

Erinnerungen an G. Ch. Lichtenberg.

Georg Christoph Lichtenberg schrieb am 15. Oct. 1785 einem Freund über seine Studienzeit in Göttingen: „Göttingen ist ein sehr theures Pflaster, liebster Freund. Sie wissen, ich hatte vom Landgrafen*) 400 Fl. darmstädtisches Geld und einen Freitisch, und es kostete mich Mühe, durchzukommen. Ich bezahlte freilich alle meine Collegia, aber meine Mutter gab mir auch etwas unterweilen und ich repetirte anfangs und gab endlich selbst mathematische Stunde und machte Verse auf die Prorectorwahlen, corrigirte für die Buchdrucker u. s. w." Eine andere, ebenfalls noch ungedruckte Stelle an denselben Freund vom 5. März 1784 lautet: „Der Mann, den Sie mir zugeschickt haben, Herr Cordier, scheint ein vortrefflicher Mann zu sein. Seine gute Miene hat mich sogleich für ihn eingenommen, und einen braven Mann, der zwischen zwei Freunden, die einander nicht sehen können, auf- und abgeht, sehe ich immer als einen Spiegel an. Ich glaubte Sie ganz zu sehen, als er von Ihnen sprach." Über die Wahl des Studiums des Sohnes seines Freundes schrieb Lichtenberg am 11. April 1785 Letzterm: „Wenn der junge Mensch Anlage zur Naturkunde hat, so lassen Sie ihn Medicin studiren, daran fehlt es jetzt in der Welt, und man sieht sehr darauf. Ferner, liebster Freund, glaube ich Ihnen versprechen zu können, Ihrem Herrn Sohne alle Collegia frei zu verschaffen. Eben wegen meiner Sparsamkeit in diesen Angelegenheiten. Nur ein einziges Mal habe ich in meinem Professorleben einem Menschen, der es von Seiten des Genies sowol als des Beutels werth war, so durchgeholfen, daher greift meine Bitte mehr ein. Ich hingegen habe jetzt auf meiner Liste in der Physik, da sich bereits 82 aufgeschrieben haben, ob ich gleich erst in drei Wochen zu lesen anfange, schon sieben, die ich auf Empfehlung frei durchgehen

*) Landgraf Ludwig VIII. von Hessen-Darmstadt.

lasse. Lassen Sie uns alles Dieses wohl überlegen. Es ist jetzt Zeit dazu. Ich gebe die Parole: Sprachen und Medicin; höchstens Jurisprudenz! — Ja, ja keine Theologie! Leider aber die Anlage nichts anders, alsdann in Gottes Namen auch Theologie."

Der Autor und sein Verleger.

Georg Christoph Lichtenberg hatte seine Wohnung im Hause des Buchhändlers Dieterich in Göttingen und lebte in sehr freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm. Dies geht außer Anderm auch aus nachstehendem Schreiben hervor, welches er Dieterich am 28. Juni 1788 an einen Freund mitgab: „Der Überbringer dieses Briefs ist mein Hausherr, Verleger, Bücher- und Weinlieferant und Freund Herr Johann Christian Dieterich, der eine unglaubliche und für mich sehr schmeichelhafte Begierde hat, alle meine Freunde kennen zu lernen, wenn er ihnen auch nur auf ein paar Meilen nahe kömmt, und er hat mich deswegen um einen Brief an Sie gebeten. Da er diesen also selbst überbringt, so wird er nicht ermangeln, selbst zu sagen, was er sonst noch ist, und deswegen breche ich hier ab, da ich an Hals- und Ohrenweh laborire." Dieterich vergalt diese freundlichen Gesinnungen mit einer ebenso herzlichen als ehrerbietigen Liebe. In einem Briefe, der uns von ihm übrig geblieben ist, schrieb er am 9. Juli 1784 an einen gemeinschaftlichen Bekannten: „Unser lieber Professor Lichtenberg befindet sich jetzo Gott lob recht wohl, und dieser Mann sitzt jetzt oben auf, und hat allhier in seinem Fach den allergrößten Beifall und eine allgemeine Liebe. Er hat mich an Ihnen ein groß Compliment aufgetragen, in seinem Namen abzulegen." Noch jetzt lebt G. Ch. Lichtenberg's Witwe im Dieterich'schen Hause, das sie somit seit ungefähr 60 Jahren bewohnt. 84.

Bibliographie.

Auerbach, B., Schwarzwälder Dorfgeschichten. Zwei Theile. Manheim, Bassermann. 8. 2 Thlr.

Backhaus, F., Die Sagen der Stadt Leipzig. Nach geschichtlichen Überlieferungen mitgetheilt. Leipzig, Hunger. 1844. 8. 1 Thlr.

Barth, F., Warum nimmst du das Zeugniß Swedenborg's nicht an? Eine Schrift wider die neue swedenborgische Sektiverei, zur Begründung der Gemüther in der evangelischen Lehre und Kirche. Reutlingen. Gr. 8. 5 Ngr.

Casti, G., Die redenden Thiere, ein episches Gedicht. Nebst einem zusätzlichen Gesange: über den Ursprung des Werkes. Aus dem Italienischen übersetzt von J. C. A. Stiegler. Zwei Bände. Aachen, Mayer. Gr. 8. 4 Thlr.

Felice, G. de, Zuruf eines Christen an die Schriftsteller des französischen Volks. Ein Spiegel auch für die deutsche Schriftstellerwelt. Aus dem Französischen übersetzt von K. Dietz und mit einem Vorwort herausgegeben von J. E. Hitzig. Berlin, Oehmigke. Kl. 8. 20 Ngr.

Frantz, A., Blicke in die Schattenseite unserer Zeit. Ein Beitrag zur Würdigung unserer Zeit und zur Beurtheilung ihrer Erscheinungen. Brandenburg, Müller. Gr. 8. 10 Ngr.

Gervinus, G. G., Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. 4ter Theil: Von Gottsched's Zeiten bis zu Goethe's Jugend. 2te Auflage. — A. u. d. T.: Neuere Geschichte u. s. w. 1ster Theil. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 3 Thlr. 7½ Ngr.

Grünewald, C. F., Der Herzog von Bordeaux. Posse in zwei Aufzügen. Frei nach C. M. Oettinger's Erzählung. Darmstadt, Kern. 12. 5 Ngr.

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Cecil. Zwei Bände. Berlin, A. Duncker. 8. 4 Thlr.

Hartmann, C., Grundzüge der Geologie in allgemein fasslichem Vortrage. Mit 107 Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Hebbel, F., Mein Wort über das Drama! Eine Erwiderung an Professor Heiberg in Copenhagen. Hamburg, Hoffmann und Campe. Gr. 8. 7½ Ngr.

Heine, H., Reisebilder. 2ter Theil. 3te Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hesekiel, G., Novellen. Leipzig, Hunger. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Julius, N. H., Beiträge zur britischen Irrenheilkunde, aus eignen Anschauungen im Jahre 1841. Mit zwei lithographirten Tafeln. Berlin, Enslin. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Kleinpaul, K., Die Hebung des Gemeinsinns durch Unterricht, ein Wort an Alle, die den Fortschritt der Moralität wünschen. Nebst einem Anhange, betreffend die außerhalb der Pädagogik liegenden Bedingungen des Gemeinsinns und eine über die allgemeine Schule hinausgehende moralisch-politische Volksbildung. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Lenau, N., Gedichte. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 8. 3 Thlr. 11¼ Ngr.

Mey, K. G., Jugendbilder. Eisenach, Bärecke. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ninon de l'Enclos, oder das Geheimniß der ewigen Jugend des Körpers und Geistes. Briefe eines alten Arztes an seine junge Freundin. Herausgegeben von J. Lasker. Berlin, Voß. Kl. 8. 10 Ngr.

Pyrker's, J. L., sämmtliche Werke. Neue, durchaus verbesserte Ausgabe. Taschenformat. Drei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Raupach's, E., dramatische Werke ernster Gattung. 16ter Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das tausendjährige Reich. Gedicht zur Augustfeier 1843. Hamburg, Hoffmann und Campe. Gr. 8. 5 Ngr.

Rosen und Vergißmeinnicht, dargebracht dem Jahre 1844. Mit sieben Stahlstichen. Leipzig, Leo. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Rückert, F., Gesammelte Gedichte. 1ster Theil. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schwarz, J. C., Wanderbilder von den Quellen des Rheins bis zum Rheinfalle. Schaffhausen, Hurter. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Siegmund, G., Gegen den Absolutismus in der Philosophie. Zürich, Literarisches Comptoir. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Sigrist, G., Des seligen Niklaus von der Flüe lehrreiche und wundervolle Lebensgeschichte. Luzern. 8. 15 Ngr.

Smith, H., Adam Brown, der Kaufmann. Aus dem Englischen übersetzt von W. A. Lindau. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Steinmann, F., Zum Tode verurtheilt. Volksdrama in drei Acten. Münster, Expedition des Mefistofeles. 12. 1 Thlr.

Umbreit, A. E., Über die Eigenhändigkeit der Malerformschnitte. 2tes Heftchen. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Vogel, W., Ein Handbillet Friedrich's des zweiten, oder Incognitos-Verlegenheiten. Lustspiel in drei Aufzügen. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 26¼ Ngr.

— — Witzigungen, oder wie fesselt man die Gefangenen? Lustspiel in drei Aufzügen. Nach dem Englischen. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wo ist Licht und Freiheit, in der katholischen, oder in der protestantischen Kirche? Auf Veranlassung des Reformationsfestes in Osnabrück beantwortet von einem Priester der Osnabrück'schen Diözese. Münster, Coppenrath. 8. 6¼ Ngr.

Wüstenfeldt, A. W., Nachweis, daß die Feuer-Versicherungs-Bank für Deutschland in Gotha auf durchaus ungerechten Grundsätzen beruht und ihrer Auflösung entgegensehen kann, sofern deren wesentlichste Verfassungspunkte nicht abgeändert werden, nebst Vorschlägen u. s. w.; von besonderm Interesse für Diejenigen, welche eine höhere als die Durchschnittsprämie zahlen. Rinteln, Bösendahl. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 310. — 6. November 1843.

Aus der englischen Ammen- und Kinderstubenpoesie.

Von A. Höfer.

(Beschluß aus Nr. 309.)

Nr. III. Die Stückchen der dritten Classe, Jingles, sind einestheils sehr schwer wiederzugeben, anderntheils ganz unverständlich geworden, gerade so wie die kleinen Reimereien, welche bei uns die Kinder beim Spielen zum Abzählen zu gebrauchen pflegen. Es ist ganz sicher anzunehmen, daß manche eben diesen Zweck hatten.*) Wir beschränken uns auf wenige Proben:

Fiebel bi di, Fiebel bi di
Der Brümmer freit die Biene;
Sie gingen zur Kirche, Frau war sie,
Der Brümmer Mann der Biene.

Hei diebel diebel,
Die Katz und die Fiedel,
Über den Mond sprang die Kuh,
Der kleine Hund lacht dazu,
Die Schüssel lief hinter dem Löffel.

Such ein Ding, gib ein Ding,
Des alten Mannes Goldring;
Liege innen, liege außen
Wo die Todten hausen.

Die vorletzte Zeile des letzten Stücks heißt im Texte Lie butt, lie ben, worin wir unser niederdeutsches büten und binnen wiederfinden; der Ausdruck but an' ben ist ohnedies aus dem Schottischen bekannt, z. B. bei Robert Burns, wo es gewöhnlich durch kitchen and parlour erklärt wird. Das Wort but ist natürlich Dasselbe mit dem Adverb but, welches man aber nur nicht durch aber übersetzen muß, um seine Identität mit büten, außer, zu begreifen.

Nr. IV. Wir schließen hier einige Beispiele der vierten Classe an, welche Räthsel enthält, S. 91—97:

Lange Beine, krumme Schenkel,
Kleiner Kopf und keine Augen.

Elisabeth, Elsbeth, Betsy und Bes,
Die gingen allesammt suchen ein Nest.
Sie fanden ein Nest, fünf Eier drin,
Nahmen jeder eins, — ließen vier darin.

Zweibein sitzt auf Dreibein,
In seinem Schoose Einbein.
Herein kommt Vierbein,
Und rennt hinweg mit Einbein.
Auf steht Zweibein,
Nimmt auf Dreibein,
Wirft ihn hinter Vierbein,
Der läßt zurück Einbein.

Ich hatt' ein kleines Schlößchen, gelegen an dem Strand
Eine Hälfte Wasser, die andre Hälfte Sand.
Ich öffnete die Thür, — und rathe was ich fand?
Ich fand 'ne schöne Dame, 'ne Tass' in ihrer Hand,
Die Tasse lautres Goldes gefüllet war mit Wein, —
Trinke schöne Lady, du sollst die meine sein.

Gemacht vor langer Zeit, und doch gemacht auch heut noch,
Gebraucht wenn alle schlafen;
Gar Wen'ge möchten es an Andere verschenken,
Und Keiner möcht's doch hüten.

Humpty Dumpty saß auf der Mauer,
Humpty Dumpty fiel von der Mauer:
Drei Stiege Mann und drei Stiege mehr,
Konnten Humpty Dumpty nicht setzen wie vorher.

Mit dem letzten soll denn ein Ei, das entzweifällt, gemeint sein. Das kleine Räthsel findet sich im Niederdeutschen, z. B. in Neuvorpommern, ganz ähnlich, wo es heißt:

Ente potente sat-up de benk,
Ente potente fêl von de benk,
Do kêmen de herren von Akel Dörschâkel,
Wull'n Ente potenten wedder hêle mâken.

So wird es in Pommern gesprochen, aber auch wol nicht mehr verstanden. Erstlich: Po-tente (so theilt man es) ist sicher Put-ente, und soll also hier wol Entenei andeuten. Zweitens: Die Herren von Akel sollen doch wol die Hähne sein, die sich um das zerbrochene Ei versammeln. Drittens, was istaber Dörschâkel, zu Akel gereimt? während mâken: Dörschâken erheischen würde. Dre-schaken aber wäre vielleicht drei Schock, und ich denke das englische three score in dem obigen dient diese Conjectur zu bestätigen. Das Weitere darüber

---

*) Z. B. Nr. 113:

Intery, Mintery, cutery-corn,
Apple seed and apple thorn;
Wine, brier, limber-lock,
Five geese in a flock,
Sit and sing by a spring,
O-U-T, and in again.

Vgl. weiter unten das letzte Stück aus der Classe der Games.

s. in dem „Neuen Jahrbuch der berliner deutschen Gesellschaft", Bd. 5, S. 252—254.

Nr. V. Zu den Sprüchwörtern gehören z. B.:

Siehst du eine Nadel und nimmst sie hübsch auf,
So hast den ganzen Tag du Glück vollauf;
Doch siehst du eine Nadel und hebst sie nicht auf,
So kommt dir Unglück leicht zu Hauf.

Ein Bienenschwarm im Mai
Ist eine Fuhre Heu werth.
Ein Bienenschwarm im Juni
Ist einen Silberlöffel werth.
Ein Bienenschwarm im Juli
Ist nicht eine Fliege werth.

Nr. VI. Von der sechsten Classe, den Lullabies, einem sehr charakteristischen Worte, das, mit lullen, in den Schlaf lullen verwandt, aus lull baby erklärt wird (!), gibt der Verf. nur sieben ganz kleine Reimereien, die sich der Mühe der Übersetzung nicht zu verlohnen scheinen. Wir setzen indessen eins im Original her:

Bye, o my baby,
When I was a lady,
O then my poor baby didn't cry;
But my baby is weeping,
For want of good keeping,
Oh, I fear, my poor baby will die.

Nicht viel besser steht es mit der siebenten Classe, den Charms; die drei ersten Beispiele sollen gegen den sogenannten Schluckauf gut sein; sie bestehen aus lauter mit demselben Buchstaben beginnenden Wörtern, die dreimal in einem Athem gesprochen werden sollen. Das leichteste und kürzeste ließe sich ungefähr so wiedergeben:

Robert Raule rollte eine runde Rolle rund,
Eine runde Rolle Robert Raule rollte rund.
Wohin rollte die runde Rolle, die Robert Raule rollte rund?

Ähnliche Wortspielereien sind uns auch aus dem Niederdeutschen bekannt; so viel ich mich aber erinnere, bedient man sich ihrer außer in der angegebenen Bedeutung auch als Aufgaben, die man rasch und ohne sich zu versprechen, hersagen soll. Interessant ist seiner Alliteration wegen das unter den Games als Nr. 224 aufgeführte Stück, in dem jede Zeile gleichfalls aus lauter mit demselben Laute beginnenden Wörtern besteht, von dem tollsten Inhalte, z. B. „Ein alter Orford Ochse, der Austern öffnet"; oder „Drei große Tiger, die Zehnpfennig-Thee schlürfen"; „Elf Elefanten elegant equipirt"; und vorher schon: „Vier fette Mönche, die ohnmächtige Fliegen fächeln", — es geht nämlich nach den Zahlen 1—12, die das erste Wort bilden und den leitenden Laut der Zeile bestimmen.

Eine Zauberformel gegen Fußkrampf ist so:

Matthäus, Markus, Lukas und Johannes,
Ich flehe, erbarmet euch mein:
Der Teufel hat geschlagen
Einen Knoten in mein Bein.
Drei Kreuze ††† machen wir uns zu befrein,
Zwei für die Räuber und einen für Jesu mein.

Wir kehren nun zur achten Classe, den Games, Spielen, von denen schon die Rede war, zurück, und bedauern zunächst, daß der Herausgeber, sehr wenige Andeutungen abgerechnet, es an den nöthigen Erklärungen und Angaben hat fehlen lassen, ohne die, dem Ausländer zumal, Vieles unverständlich bleiben muß. Am deutlichsten und niedlichsten zugleich ist Nr. 225.

A steht als Mutter vor den andern Mädchen, ihren Töchtern. B, ein Freier, redet sie an:

B. Tripp Trapp über das Gras!
Beliebt es, edle Dame, laß
Von deinen Töchtern hold und schön
Eine mit mir tanzen gehn.

Ich will Topf und Pfannen geben,
Ich will blankes Messing geben,
Ich will geben groß und klein
Für ein feines Jungfräulein.

A sagt: Nein!
B (fährt fort):

Ich will Gold und Silber geben,
Perlen auch und Edelstein,
Ich will geben groß und klein
Für ein feines Jungfräulein.

A. So nimm dir eine, nimm dir eine,
Nimm das allerschönste Kind.

B. Das schönste Kind,
Das ich mir find',
Ist Nancy schön,
Nancy willst du mit mir gehn?

A führt sie fort und sagt weiter:

Eine Ente sollst du haben,
Einen Entrich auch, mein Lieb.
Und ein junger Mann als Lehrling —
Wär' dir auch wohl lieb?

Die Kinder singen darauf:

Sollt dieser junge Mann einst sterben
Und die junge Frau als Witwe ihn beerben,
Die Glocken sollen klingen,
Die Vöglein alle singen,
Und wir mit Händeklatschen wollen lustig springen.

Ähnlicher Art und Bestimmung ist offenbar Nr. 183, das Lied von den drei Brüdern aus Spanien, in dem jedoch schon einige Confusion herrscht, die wir nicht zu beseitigen vermögen. Ein anderer Sang, zu einem Tanze gesungen, erinnert an unser:

Bimm, Bamm, Bélow,
De Klocken gân in Strêlow etc.,

nämlich Reimereien auf 14 Glocken Londons, die unübersetzbar sind, weil die erste Zeile immer auf die Namen der Kirchen reimt; es beginnt:

Gay go up and gay go down.
To ring the bells of London town.
Bull's eyes and targets,
Say the bells of St.-Marg'ret's etc.

Es kommen dann Gesänge zu den sieben Wochentagen, zu den fünf Fingern u. s. w., Spielereien, wie unser: „Dies ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen u. s. w." Z. B.:

1. Dieses kleine Schwein ging zu Markte fein,
2. Dieses kleine Schwein blieb zu Haus allein.
3. Dieses kleine Schwein aß ein Stückchen Butterbrot.
4. Dieses kleine Schwein hungerte zu Tod.
5. Dieses kleine Schwein sagt weh, weh, weh!
Daß ich meinen Weg nach Haus' nicht seh'.

Sonnabend Nacht mein Weib mir starb,
So begrub ich sie am Sonntag.
Macht' nach der Kirch ihrer Schwester den Hof
Und freiete sie mir am Montag.
Dienstag stahl ich mir ein Pferd,
Mittwochen ward ich gefangen,
Donnerstag stand ich vor Gericht
Und Freitags war ich gehangen.

Das folgende Spiel ist ein game of the confessional, ein Beichte- oder Küssespiel, wie es mit Figuren im Schatten an der Wand gezeigt wird. Ähnlich bei uns, die wir gleiche Verse, aber auch beim Pfänderspiel gebrauchen:

Herr Pater, Herr Pater, ich komme zu beichten.
„Wohl, meine Töchter, das ist löblich!"
Gestern that die Katz eine Bestie ich nennen!
„Eine Sünde, meine Töchter, die gröblich!"
Welche Buße, Herr Pater, welche Buße?
„Küsse mich!"
O ja, o nein u. s. w. ad libitum.

Ferner Gesänge, zum Abzählen gebraucht, z. B. beim „Hide and Seek-Spiel, i. e. Verstecken.

Hickory (1), Dickory (2), Dock (3),
Die Maus lief auf die Glock (4).
Die Glock Eins klang (5),
Die Maus fort sprang (6),
A (7), u (8), s (9), heißt Aus!

das Kind, auf welches die letzte Zahl fällt, ist „aus!"

Dieselbe Anwendung finden auch wol die Stücke der zehnten Classe, Literal genannt, z. B.

1, 2, 3, 4, 5,
Ich fing einen lebenden Hasen.
6, 7, 8, 9, 10
Ich ließ ihn wieder grasen.

In der Classe der sogenannten Customs finden wir leider nur sieben Stücke und darunter etwa nur zwei, die eine Mittheilung verdienten. Das erste, von der Schnecke, weil wir ähnliche Stückchen haben; es lautet:

Schneck, Schneck, heraus aus deiner Höhl,
Oder ich schlag dich schwarz wie Kohl.

Der Herausgeber meint, es sei wahrscheinlich Gebrauch gewesen, unter Wiederholung dieser Zeilen die Schnecke einem Lichte nahe zu bringen, um sie so zu zwingen, aus dem Häuschen zu kriechen. In der Normandie, fügt er hinzu, sei es Sitte gewesen, daß Knaben zu Weihnachten um Fruchtbäume mit angezündeten Fackeln herumliefen, und dabei sangen:

Taupes et mulots,
Sortez de vos clos,
Sinon vous brulerai et la barbe et les os.

Das andere lautet etwa so:

All Heil dem Mond! All Heil dir!
Ich bitt dich, guter Mond, sag mir,
Wer einst als Gatte heim mich führ.

In dieser Weise, heißt es, reden unverheirathete Damen im Norden den Mond an.*)

Wir beschließen unsere Anzeige endlich mit einigen Liedern, die sich in dem letzten Abschnitte auszeichnen:

Das Lied vom Sixpence.

Ich liebe Sixpence, schöne kleine Sixpence,
Ich liebe Sixpence mehr als meinen Leib.
Ich gab einen Penny aus, ich gab einen andern aus,
Und nahm Vierpence nach Hause für mein Weib.

O meine kleinen Vierpence, schöne kleine Vierpence,
Ich liebe Vierpence mehr als meinen Leib.
Ich gab einen Penny aus, ich gab einen andern aus,
Und nahm Zweipence nach Hause für mein Weib.

O meine kleinen Zweipence, schöne kleine Zweipence,
Ich liebe Zweipence mehr als meinen Leib.
Ich gab einen Penny aus, ich gab einen andren aus,
Und nahm Garnichts nach Hause für mein Weib.

O mein kleines Garnichts, schönes kleines Garnichts,
Was soll für Garnichts ich kaufen meinem Weib?
Ich habe Garnichts, ich geb' aus Garnichts,
Und liebe — Garnichts mehr als mein Weib.

Vom alten König Köhle.

Der alte König Köhle
War 'ne lust'ge Seele,
Und eine alte lustige Seele war er.
Der alte König Köhle
Saß in seiner Höhle
Und rief seine drei Pfeifer daher.

Der erste war ein Müller,
Ein Weber war der zweite
Der dritte war ein Schneider,
Sie alle böse Leute.
Der erste stahl das Korn,
Der zweite stahl das Garn,
Der dritte stahl das breite Tuch,
So waren sie alle warm genug.

Den Müller thät man drauf im Mühlenteich ersäufen,
Der Weber ward am Webstuhl aufgeknüpft;
Den Schneider aber thät der Teufel bald ergreifen
Und war mit ihm und sammt dem breiten Tuch entschlüpft.

Auch von dem letzten Gesange gibt es verschiedene Lesarten, die der Herausgeber in den Noten aufgeführt hat.

Die mitgetheilten Proben werden inzwischen hinreichen, den Reichthum und die Mannichfaltigkeit des in Rede stehenden Zweigs der englischen Volkspoesie ins Licht zu stellen, die gewiß auf unsere Theilnahme Ansprüche hat.

Les colonies françaises, abolition immédiate de l'esclavage, par *Victor Schoelcher*. Paris 1843.

Der geistreiche Verf. dieser Schrift, der seinen Gegenstand an Ort und Stelle studirt hat, macht kein Hehl daraus, daß er als Vertheidiger der Rechte der Sklaven in die Schranken tritt. Ja, wie man schon aus dem Titel seines Buches sieht, ist er kein Freund von halben Maßregeln, sondern will Das, was er für gut erachtet, mit Energie durchgesetzt wissen. „Emancipation der Sklaven", sagt er gleich am Anfange seiner Einleitung, „ist unser erster Wunsch; Verbesserung der Colonien das Zweite, was wir verlangen. Das Eine fodern wir im Namen der Menschlichkeit, das Andere im Namen unserer Nationalität, alles Beides im Namen der Gerechtigkeit." Eigentlich wird von den beiden Punkten, denen der Verf. sein Werk gewidmet hat, nur der eine, und zwar der erstere, erschöpfend behandelt. Allerdings gibt Hr. Schölcher gleich in der interessanten Einleitung einige Winke in Bezug auf die Maßregeln, durch die eine Verbesserung in der Lage der Colonien bewerkstelligt

---

*) Das Weitere über diesen Gebrauch s. in Brand's „Popular antiquities", ed. H. Ellis, Bd. 2, S. [illegible] und [illegible].

werden könnte; aber der Gedanke, welcher alle übrigen in den Hintergrund drängt und den der unermüdliche Publicist zur Aufgabe seines Lebens gestellt zu haben scheint, ist die Emancipation der Sklaven. Es ist dies sein ceterum censeo u. s. w. In dieser Beziehung steht ihm namentlich Granier de Cassagnac gegenüber, der schon in seiner „Geschichte der adeligen Classen" eine gewisse Blutsverschiedenheit annimmt; neuerdings aber in seiner „Voyage aux Antilles" und namentlich in seinem von den Colonisten subventionirten Journale „Le globe" die Rechtlosigkeit der Sklaven noch erbitterter verfochten hat. Ganz besonders hat er sich an die Fersen Schölcher's geheftet und dies beweist eben, daß er in demselben einen der unumwundensten Streiter für die Sache der Schwarzen sieht. Er läßt es weder an Sophismen noch an den gröbsten Persönlichkeiten fehlen, um seinen unerschrockenen Gegner aus dem Felde zu schlagen.

Schölcher beginnt seine neue Schrift damit, daß er die gegenwärtige Lage der Neger untersucht. Er führt die verschiedenen Phasen ihrer bisherigen Existenz an uns vorüber und sucht namentlich die Vorurtheile zu vernichten, welche die Creolen in Bezug auf die Schwarzen hegen. Die Abschnitte, in denen er diese verschiedenen Punkte berührt, bilden gewissermaßen den Grund und Boden, auf dem er sein Gebäude der Sklavenemancipation zu erbauen beabsichtigt. Das ganze Problem scheint ihm gelöst, sobald man ein Mittel gefunden hat, die freie Arbeit zu organisiren, denn, wie Schölcher an verschiedenen Stellen seines Werks sagt, es ist eine grundfalsche Ansicht, zu glauben, daß die freie Arbeit, d. h. eine Arbeit, die nicht von Sklavenhänden verrichtet wird, für die tropischen Länder ein Unding sei. Den Schlußstein des ganzen Werks bildet ein „Essai de législation propre à faciliter l'émancipation en masse et spontanée." Der Verf. ist weit entfernt, in Dem, was er gibt, etwa ein befriedigendes, vollständiges Gesetzbuch für die Colonien, in denen mit einem Schlage aus Sklaven freie Männer gemacht werden sollen, zu sehen; aber er kann doch nicht verhehlen, daß er „festes Vertrauen in die Mittel und Maßregeln hegt, die er in Vorschlag bringt, um die Colonien von den Flecken zu waschen, die sie verunreinigen, ohne aber die Gesellschaft in Gefahr zu bringen und um ohne Störung, ohne Stockung in den Geschäften oder wenigstens ohne Gewaltsamkeiten an die verächtliche Lage der Sklaven einen glänzenden Zustand der Freiheit zu stellen." 6.

Literarische Notizen aus England.

Dr. Thomas Cartwright, Bischof von Chester.

Die Camden society hat herausgegeben: „The diary of Dr. Thomas Cartwright, bishop of Chester, commencing August 1686 and terminating October 1687." Dr. Cartwright war zum Lohn für den Eifer, mit welchem er die dem Hofe wohlgefälligen Doctrinen vom passiven Gehorsam und Nichtwiderstande standhaft vortrug, von Jakob II. auf die Bischofsbank erhoben worden; er blieb seinem Herrn auch im Unglück getreu, begleitete ihn nach Frankreich in die Verbannung, nach Irland ins Feld, wo er starb und zu Dublin in der Christ-Church begraben liegt. Er war ein guter englischer Protestant, denn während seines Exils hielt er in seiner Wohnung denjenigen Protestanten, die hören wollten, Vorlesungen über die englische Liturgie, und noch auf seinem Todtenbette in Dublin sprach er seine unüberwindliche Abneigung gegen die römische Kirche aus. Dennoch ist er wegen seiner Anhänglichkeit an Jakob II. und „weil er mit Katholiken freundlichen Umgang gepflogen, auch mit ihnen über religiöse und politische Fragen offen discurirt", von den Freunden der Revolution und auch noch von den Eiferern der spätern Zeit hart getadelt worden. Sein Verkehren mit Katholiken nennt sogar der gegenwärtige „hochehrwürdige" Herausgeber seines Tagebuchs „unziemlich für einen protestantischen Bischof" (unseemly in a Protestant bishop). Das Tagebuch selbst ist kaum von irgend einigem Interesse. Proben geistlichen Hochmuths und orthodoxen Starrsinns finden sich genug darin.

Irreneinsperrung.

Dr. W. C. Taylor las in der British association für Beförderung der Wissenschaft eine Notiz über Behandlung unbemittelter Irren in Irland, deren Material vom Earl von Devon geliefert war. Vor 1817 gab es im Lande außer einigen wenigen Zellen in Gefängnissen und Arbeitshäusern keinen Ort, wo Wahnsinnige untergebracht werden konnten; nur in gewissen Gegenden, besonders in Kerry, hatte man mit stillschweigender Genehmigung der Bauernschaften abgesonderte Räume, Tollhäuser (Madmen's glens) genannt, eingerichtet. Seit 1817 sind Irrenanstalten unter obrigkeitlicher Aufsicht eingeführt worden; da jedoch die Anstalten nicht für das Bedürfniß zureichten, wurden bei einigen der alten Arbeitshäuser Zellen für Irre beibehalten; ärztliche Behandlung ist in diesen nicht zu erlangen. Der Verf. sprach sich sehr scharf gegen die Methode aus, Gemüthskranke in Arbeitshäusern oder, was noch schlimmer ist, in Gefängnissen einzusperren. Durch eine Acte, welche in der ersten Session unter der gegenwärtigen Regierung durchging, kann die Einsperrung eines Menschen, dessen Gemüthszustand die öffentliche Sicherheit bedroht, durch zwei Friedensrichter unter Zuziehung eines Medicinalbeamten verfügt werden. Diese Anordnung scheint nun eine weitere Ausdehnung erhalten zu haben, als von den Gesetzgebern beabsichtigt sein konnte. Der sechszehnte Bericht der General-Gefängnißinspection ergibt, daß 1837 nur 37 Irre in irländischen Gefängnissen verwahrt wurden; im J. 1840 dagegen war die Zahl derselben schon auf 110 gestiegen und gegenwärtig hat sie sogar die Höhe von 240 erreicht. Außerdem befinden sich jetzt in 69 Arbeitshäusern 471 Wahnsinnige.

Montaigne in englischer Übersetzung.

Zuerst 1603 erschien eine englische Übersetzung des Montaigne; sie war von Florio, der den Prinzen Henry im Italienischen unterrichtete. Dann folgte 1680 die berühmte Übersetzung von Charles Cotton. Lord Halifax (der Marquise von Halifax war das Werk dedicirt) sagte dem Übersetzer: „Ich habe witzige Schriften bisher für unübersetzlich gehalten und noch jetzt halte ich von dieser Ansicht so viel fest, daß ich glaube, sie sind es für Jeden, dessen Geist nicht an den des ursprünglichen Verfassers reicht. Ihre Übersetzung gibt die Kraft des Originals so vollkommen wieder, daß man versucht wird, an die Seelenwanderung zu glauben und sich einzubilden, daß des Autors Seele, die an Berghöhen gewöhnte, dennoch in das Marschland herübergekommen sei, um uns dafür zu belohnen, daß wir ihr hier in England mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als ihr das eigene Vaterland erzeigen wird." Von dieser allgemein anerkannten Übersetzung erschienen neue Ausgaben 1776 und mit Zuziehung der französischen Ausgabe von Pierre Coste 1811, worin der Stil vielfältig modernisirt und dadurch eines Theils seiner Kraft und Schönheit beraubt ist. Um solchen Mängeln abzuhelfen, hat Hr. W. Hazlitt eine neue Ausgabe veranstaltet, welche unter dem Titel „The works of Montaigne" (London 1843) erschienen ist. Montaigne's Reisen durch Italien, die Schweiz und Deutschland sind beigefügt, zum ersten Mal übersetzt von dem Herausgeber, welcher auch eine kurze Biographie vorausgeschickt hat.

Ranke ins Englische übersetzt.

Von Ranke's „Fürsten und Völker" ist eine vollständige englische Übersetzung von W. K. Kelly erschienen unter dem Titel „The Ottoman and Spanish empires in the 16th and 17th cent." und „The history of the Popes in the 16th and 17th cent." 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 311. —— 7. November 1843.

Ein Spaziergang mit Cäsar's „Commentarien" in der Tasche.

Wer hat die Auvergne, jenes an wunderbaren Contrasten so reiche und dadurch so merkwürdige Land durchreist, ohne daß er, nach dem Blicke auf die ihre Bewohner zum alljährlichen Exile verdammenden Wüsteneien des Gebirges, seine Augen mit Wohlgefallen auf den üppigen Fluren der Limagne hätte ruhen lassen, und wer hat selbst kurze Zeit in jenem durch seine Natur so anziehenden Lande verweilt, ohne daß sich für ihn an das Wohlgefallen der oberflächlichen Anschauung Fragen der mannichfaltigsten Art geknüpft hätten!

Die Limagne ist eine in der nördlichen oder basse Auvergne mit einer Breite von 8 und einer Länge von 12—15 Lieues sich ausdehnende, von den Gebirgen des Forez und des Puy-de-Dôme umgrenzte, mit Schlössern, Dörfern und Städten gleichsam besäete, mit Fruchtbäumen, Weinbergen, Kornfeldern bedeckte Ebene; schon im 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung sagte Sidonius Apollinaris *) von derselben, daß sie den Reisenden sein Vaterland vergessen machte, und, nach Grégoire de Tours entriß sie dem König Childebert, als er sie an einem nebeligen Tage durchreiste und deshalb nicht gebührend bewundern konnte, Ausdrücke des lebhaftesten Bedauerns. **) Diese herrliche Ebene nun bildet in ihrem westlichen Theile eine in das Gebirge des Puy-de-Dôme hineintretende Bucht, in welcher auf einem vollständig isolirten Hügel sich amphitheatralisch Clermont, die alte Hauptstadt der Auvergne, erhebt. Nie hat eine finsterere, schmuzigere, winkeligere Stadt in einer lachendern, glänzendern, reizendern Umgebung gelegen. An allen Höhen um die Stadt steigen Weinberge mit Gartenhäusern, Schlösser mit schattigen Parks, Felder mit wogendem Korn empor, von allen Thalrändern schauen freundliche Dörfer einladend in das Thal herab, das von dem gigantischen Kegel des Puy-de-Dôme und seiner Kette voneinander abgesonderter Gipfel wie von einem mächtigen Hüter und seinen Trabanten überragt und gleichsam überwacht wird.

*) Quod hujus modi est ut semel visum advenis, multis patriae oblivionem saepe persuadeat.

**) Dicere enim erat solitus rex, velim unquam arvernam Lemanem, quae tanta jucunditatis gratia refulgere dicitur, oculis cernere.

Das nördliche Ende des die Stadt Clermont umfassenden Hufeisens von Bergen wird durch die Höhen von Champ turgues und Les côtes gebildet, an welchen der beste Wein des Landes unter den Strahlen der Morgen- und Mittagssonne reift, das südliche Ende der Thalbegrenzung um die Stadt läuft in dem eine Stunde von derselben entfernten Bergrücken und Plateau von Gergovia aus; hierhin wandte ich am Tage nach meiner Ankunft in Clermont zunächst meine Schritte.

Gergovia ist ein Name, in welchem selbst die Tradition der Zeit getrotzt und dem umliegenden Lande ein interessantes historisches Denkmal des Alterthums erhalten hat; denn der Bauer dieser Gegend nennt den Namen der längst von der Erde verschwundenen Stadt Gergovia nicht weniger, als die „Commentarien" Cäsar's ihn der Nachwelt aufbehalten haben; nur sagen uns diese bis in die kleinsten Einzelnheiten und in der anziehendsten Weise, wie es kam, daß die Strahlen des bis dahin überall siegreichen Genies des römischen Feldherrn bei Gergovia einen Augenblick vor dem Kriegsglücke der für ihre Selbständigkeit ringenden Gallier sich zu verschleiern schienen.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, an welchem ich die dunkeln Straßen von Clermont verließ und in die lachenden Umgebungen der Stadt hinaustrat. Mein Weg führte mich zunächst nach dem mit seinen Dächern kaum über den Stand seiner Rebenhügel hervorschauenden Dorfe Beaumont hinauf. Mein Reisegepäck bestand in einem Cäsar's „Commentarien" enthaltenden Duodezbändchen, welches durch die fleißigen Studien verschiedener Schüler des Collége royal oder des Petit seminaire seiner sämmtlichen Ecken beraubt worden war und welches ich, unter andern literarischen Schätzen, Tags zuvor bei einem Antiquar erstanden hatte. Es war noch früh und die Sonne hatte kaum Zeit gehabt, den Thau von den in voller Blüte stehenden und die ganze Gegend mit dem lieblichsten Dufte erfüllenden Weinbergen zu trocknen. Zur Rechten erhoben meine Blicke sich an den schroffen, mit kurzem Rasen bedeckten Flanken des Puy-de-Dôme bis zu den Wolken oder sie schweiften über die ganze Gruppe abenteuerlichst gestalteter vulkanischer Kuppen hin, welche von jenem Hauptberge der Kette den Namen empfangen haben und nicht übel der von dem Professor eines Vortrags in der Stereometrie neben dem Katheder aufgestellten Sammlung von Py-

ramiden, Kegeln und Kugelabschnitten gleichen; vor und neben mir wölbten sich mit Landhäusern und Hütten geschmückte Weinberge, links und rückwärts erweiterte sich mit jedem Schritte, den ich aufwärts an einer durch einen Lavastrom gebildeten und durch die Zeit mit Erde und kräftiger Vegetation bedeckten Erhebung des Bodens that, die Aussicht auf die Limagne, auf Clermont mit seiner alle Gebäude überragenden stolzen Kathedrale und auf die in anmuthigen Linien den östlichen Horizont begrenzende blaue Gebirgskette des Forez und auf die näher gelegenen, die Ufer des Allier bezeichnenden Berge; über dies ganze Bild aber breitete sich ein Himmel, dessen tiefes Blau an Italien erinnerte.

Das Buch in meiner Tasche rief mir die Jahre der Kindheit zurück, deren Begleiter es gewesen war. Welch langer Zeitraum lag zwischen ihnen und dem Augenblicke der Gegenwart! Und doch, wie traten die ernsten, dunkeln Räume des Gymnasiums, die eng zusammengerückten mit den Erzeugnissen des schaffenden und verwüstenden Taschenmessers der Schüler, mit Namen und Zerrbildern bedeckten Tische und Bänke der Schulclassen mir lebhaft wieder vor die Seele! Wie oft hatte ich damals, die Wachsamkeit des gestrengen Professors täuschend, über den ad marginem mit Portraits meiner Schulgenossen, mit Pferde- und Katzenköpfen verzierten Cäsar hinweg sehnsüchtig verstohlene Blicke nach dem Fenster gerichtet, wo, glücklicher als ich, die Ranken eines Weinstocks sich frei und träge in der Sonne schaukelten, und mit wie andern Empfindungen war ich jetzt, nach fast zwanzig Jahren, zu dem damals oft so herzlich verabscheuten Buche zurückgekehrt, mit welchem Interesse versprach ich mir, den Bericht des römischen Helden mit dem Schauplatze seiner Thaten zu vergleichen und wie beflügelte meine Schritte die Ungeduld nach dem Ziele meiner heutigen Wanderung! So wird alle Wissenschaft immer erst dann recht lebendig, so entwickelt sie erst dann ihren ganzen Reiz, ihre ganze Herrschaft, wenn sie zu der Welt außerhalb der Studirstube des Gelehrten in Beziehung tritt.

Ich hatte nach Verlauf einer halben Stunde Beaumont und von da aus in ebenso kurzer Zeit das in einer mit Gebüsch, mit Wiesen, Feldern und Weinbergen erfüllten Schlucht verborgene Dorf Romagnat erreicht und in dem Klange dieses Namens eine erste Andeutung auf den nahen, durch die römischen Waffen classisch gewordenen Boden gefunden. Hinter Romagnat stand ich am Fuße der Höhe, auf welcher die alte gallische Stadt Gergovia lag, am Fuße eines langen, fast völlig isolirten Bergrückens, welcher in Norden, Osten und Westen steile Abfälle und an denselben einige wenige hier und da hervorbrechende Felsen zeigt, nur im Südwesten durch einen weniger schroffen und weniger hohen Abhang und mittels eines schmalen Bergrückens mit der sich nach dieser Seite hin ausbreitenden Hochebene zusammenhängt und im Süden zwar tief, aber weniger jäh als auf allen andern Seiten nach einem engen Thale abfällt. Die Höhe von Gergovia ist trotz ihrer hin und wieder bedeutenden Steilheit überall vollkommen ersteigbar; ich folgte dem Wege, welcher, nachdem man Romagnat passirt hat, an der Westseite des Berges zu dem darauf befindlichen Plateau hinaufführt.

Alle Phänomene des Wetters tragen in der Auvergne den Charakter einer wahrhaft convulsivischen Heftigkeit; die Stimme des Donners macht dort die Erde erzittern, der Wind wirkt stoßweise und mit der Kraft des Orkans und der Himmel schickt den Regen gewöhnlich in überschwemmenden Strömen auf die Erde herab; daher sind denn auch rechts und links von dem Wege, den ich eben betrete, durch den Gewitterregen tiefe Spalten in den Berg gerissen, in welchen bald die horizontalen Schichten des durch Anschwemmung und Niederschlag entstandenen Terrains, bald die den Kern der Höhe von Gergovia, wie fast aller Höhen der Auvergne bildenden vulkanischen Erzeugnisse zu Tage liegen. Überall steigen ferner an den Abhängen von Gergovia, wie Risse oder Adern, lange Anhäufungen losen Gesteins herab, welches der Fleiß der Bebauer dieses ungewissen Bodens auf den möglichst kleinen Raum zu beschränken gesucht hat; durch die Anlegung von Terrassen ist jenes erste Mittel der Urbarmachung vervollständigt worden und diese Einrichtungen geben dem Berge von Haus aus ein eigenthümliches Ansehen.

Anfangs steigen Weinberge und Obstbäume neben dem Wanderer nach der Höhe hinauf; bald aber macht diese Art der Cultur magern Kornfeldern und endlich einer dürftigen Rasendecke Platz. Auf dem Rande des Plateau von Gergovia angelangt, vergißt der Reisende vielleicht im ersten Augenblicke den Hauptzweck seines Besuchs, so herrlich ist die Aussicht, die seiner dort oben wartet. Zu seinen Füßen hat er das liebliche Romagnat, über das Dorf hinaus die auf einem kegelförmigen hohen Gipfel thronende Ruine von Montrognon, aus allen Falten des vom Puy-de-Dôme nach der Ebene abfallenden Gebirgs lugen malerisch gelegene und bis dahin verborgen gebliebene Dörfer hervor, im Norden tritt Clermont auf dem Hintergrunde der Höhen von Champ turgues und Les côtes hervor, weiter rechts breitet die Limagne ihren Reichthum in unabsehbare Ferne hin, während im Osten die Gebirge des Forez, das Flußgebiet des Allier, im Süden ein bunter Wechsel von sonderbar gestalteten vulkanischen Kuppen, von Ebene und Thal sich darstellt, und im Südwest die, trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit, noch mit Schneestreifen durchwebten Gebirgsmassen des Mont-d'or das Panorama schließen.

Doch wenden wir nach dieser unwillkürlichen Abschweifung unsere Blicke wieder dem Plateau, dem Gegenstande unserer besondern Betrachtung, zu. Dasselbe dehnt sich in ovaler Form und in einer Länge von mindestens 2000 Schritt vom Westen nach Osten aus und mißt in seiner Breite oder vom Norden nach Süden ungefähr 900 Schritt; seine Höhe über dem umliegenden Terrain soll 1050 Fuß betragen.

Früher war dies Plateau mit spärlichem Grase überzogen; seit zwanzig Jahren erst ist es dem Anbau eröffnet worden; die Besitzer dieser Ländereien, die Bauern der umliegenden Ortschaften, haben natürlich, um den schon an sich

undankbaren Boden der Cultur zugänglich zu machen, die Massen von losem Gestein, das bis dahin den ganzen Berg bedeckte, zur Seite räumen müssen. So sind denn über das ganze Plateau von Gergovia hin lange, mauerähnliche Steinhaufen entstanden; man ist versucht, aus der Richtung der letztern, welche sich meist unter rechten Winkeln schneiden, auf die Richtung früherer Straßen zu schließen, denen, als den natürlichen und bedeutendsten Anhäufungen der Steine, die spätern Besitzer des Grund und Bodens beim Aufräumen des letztern gefolgt wären. Doch widerlegen die Resultate einiger im J. 1765 angestellten Nachgrabungen die obige nur auf den Schein sich gründende Annahme; denn Münzen, Fundamente von Gebäuden, breite Pflasterstrecken, eine Wendeltreppe, die zu einem Keller hinabführte, in diesem Keller ein Brunnen, in welchem man noch 12 Fuß tiefes Wasser fand, Fingerringe mit geschnittenen Steinen, Hausrath, Waffen von Kupfer und von Eisen, alle diese Gegenstände wurden nur am südöstlichen Ende des Berges aufgefunden und stellen es, bei der Armuth der übrigen Theile des Plateau an solchen Schätzen, außer Zweifel, daß die Stadt Gergovia nur jenen Theil des Berges einnahm.

Auf jener Seite der Höhe sind überdem die Steine größer und weisen durch ihre oft regelmäßigen Formen auf ihre frühere Verwendung als Baumaterial hin. Einige ziemlich breite Wege, welche von Mauern aus losen Steinen eingefaßt werden und über das Plateau in der Richtung von Norden nach Süden hinüberführen, sind wol auf die spätern Generationen vererbte Communicationen der alten Stadt; denn nichts durchschreitet so unangefochten die Jahrhunderte, als ein seinem Zwecke entsprechender Weg, wenn nicht besondere Gründe ihn unterdrücken, oder seine Richtung verändern; was für Gründe aber hätten jene ursprünglichen Verbindungen über einen unter Trümmern begrabenen Bergrücken verändern sollen, Verbindungen, durch welche den Anwohnern auf beiden Seiten des Berges eine wünschenswerthe Erleichterung ihres Verkehrs erwuchs?

Aufgefallen ist es mir, daß man an den zu Tage liegenden Steinen auf dem Berge keine Spuren des Mörtels findet. Sollte Gergovia, der Tradition und geschriebenen Geschichte zum Trotze, nur ein durch Mauern von losen Steinen befestigtes Lager gewesen sein? Oder, sollten die Wirkungen des Wetters im Laufe von fast zwei Jahrtausenden nicht die Spuren früherer Verwendung zu Bauten an den Steinen verwischt haben können? Die Äußerungen Cäsar's in seinem Berichte über Gergovia, die Ergebnisse der angestellten Nachgrabungen und die zahllosen Bruchstücke von Ziegeln und von Hausrath aus gebranntem rothen Thon, welche man bei jedem Schritte unter den Steinhaufen findet, sprechen für eine dauernde Ansiedelung.

Wahrscheinliche Überbleibsel ehemaliger Befestigung sind die in fast gerader Linie den ganzen südlichen und zum Theil auch den südwestlichen Rand des Plateau begleitenden Anhäufungen von Mauersteinen, ferner ein das südöstliche Ende des Plateau umgebender fünf bis acht Fuß hoher Erdwall, dann eine mit wenigen Unterbrechungen am Abhange des Berges, etwa 40 — 50 Fuß unterhalb seines obern Randes, auf seiner westlichen, südlichen und östlichen Seite hinlaufende Terrasse, welche, mit einer Ringmauer umgeben, eine passende zweite Vertheidigungslinie der Stadt bilden konnte. Sollte dort vielleicht die Mauer gestanden haben, von der Cäsar im siebenten Buche und sechsundvierzigsten Capitel*) sagt, daß sie etwa auf der Mitte des Abhangs entlang lief und dem auf dieser Seite zwischen ihr und der Stadt sich ausbreitenden Lager als Schutzwehr diente?

Das ist die heutige Gestalt des Berges von Gergovia, von dem aus wir, mit dem Berichte Cäsar's in der Hand, jeder Bewegung des vor der Stadt erscheinenden römischen Heeres folgen können.

Die Beschaffenheit des Terrains, d. h. die fast unzugängliche Steilheit des Berges auf der Nord-, Ost- und Westseite und die sanftern Abfälle auf seiner Südseite würden allenfalls allein darthun, daß gegen diese letztere der Angriff gerichtet wurde und daß das römische Heer in dieser Richtung lagerte; die der Beschreibung der Belagerung treu entsprechende Form des Terrain stellt diese Annahme außer Zweifel.

Setzen wir uns denn auf einem der großen Steine nieder, welche auf dem südlichen Rande des Berges übereinander geworfen liegen und suchen wir Cäsar's Schilderung der Ereignisse vor Gergovia dem vor uns ausgebreiteten Schauplatze anzupassen. Ein doppeltes Interesse fesselt bei dieser Beschäftigung unsere Aufmerksamkeit, das uns wie Wirklichkeit nahe tretende Wiederaufleben jener für das Leben eines ganzen Volks hochbedeutenden Begebenheit einestheils, und die Prüfung des großen Heerführers als gewissenhaften Geschichtschreibers anderntheils.

(Der Beschluß folgt.)

Großes und Kleines.

„Die Stelle, wo ein Liebling der Götter einst in Begeisterung geweilt, ist uns auf immer heilig, aber welches Schicksal vor- und nachher dieselbe Stelle berührte, ist der Nachwelt durchaus gleichgültig.“ Diese Worte, durch welche die Behauptung gerechtfertigt sein soll, daß wir uns für die fernern Schicksale der von Goethe beglückten und unglücklich gemachten Friederike Brion nicht interessiren müßten, lese ich soeben in einer ältern Nummer d. Bl. (Nr. 137), welche mir zufällig in die Hände fällt. Ich pflichte dem Herrn, welcher die erwähnten Worte geschrieben hat, darin bei, daß „weder die Literatur noch die Psychologie merklich dabei gewinnen, wenn wir erfahren, was aus Friederike geworden, nachdem Goethe sie verlassen“, wie ich ihm auch darin beipflichte, daß „die Bemühungen, Spuren Goethe's in Irrungen des Herzens und Jugenderlebnissen aufzusuchen, unerquicklich“ seien, obgleich ich diesen Bemühungen deshalb doch nicht ihr Interesse absprechen mag; denn es ist allerdings der Mühe werth, den Verirrungen des Herzens nachzuforschen, und Niemand gibt uns dazu vollkommenere Gelegenheit als der bedeutende Mensch, dessen Leben, uns Allen wichtig, offen vor uns daliegt. Ist aber unsere Theilnahme erst einmal auf Menschen gelenkt worden, von denen wir allerdings wahrscheinlich nichts wissen würden, wenn ihnen nicht ihre Berührung mit einem bedeutenden Menschen Bedeu-

*) A medio fere colle in longitudinem, ut natura montis ferebat, ex grandibus saxis sex pedum murum qui nostrorum impetum tardaret, praeduxerant Galli.

tung für uns gäbe, so ist es dann unmöglich, daß diese Theilnahme da ende, wo die Berührung Jener mit dem bedeutenden Menschen endet. Nicht leicht wird Jemand „Wahrheit und Dichtung" lesen, ohne bei der Geschichte des Verhältnisses zu Friederike Goethe's zu vergessen und seine Theilnahme Friederike zuzuwenden. Ist ihr aber erst unsere Theilnahme zugewendet, so widmen wir ihr diese nicht mehr um Goethe's willen, sondern um ihrer selbst, um ihres Glücks und Unglücks willen, um des menschlichen Selbst und menschlichen Schicksals willen, das sich in ihr uns darstellt. Es ist uns nicht mehr gleichgültig, zu erfahren, was aus ihr geworden, oder — wir müßten kein menschliches Gefühl haben. Es klingt sehr schön, sehr — geistreich, sehr großartig — wie soll ich sagen? — sehr heroisch, den gewaltigen, großen Menschen in seinem Siegeswagen stolz über die tausend Kleinen dahinfahren zu lassen, die er fühllos unter den Rädern seines Wagens zermalmt. Aber menschlich, menschlich ist es nicht, und in Wahrheit auch nicht groß. Denn die wahre Größe achtet nichts klein. Man darf wol anerkennen, daß die Größe Größe bleibt, ungeachtet der Fehler, welche sie entstellen, wie die Sonne ungeachtet ihrer Flecken Sonne bleibt; aber die Fehler und Flecken bleiben deswegen doch auch was sie sind, Flecken und Fehler, und man darf sie nicht, wenn man nicht umhin kann, sie zu sehen, zu Schönheiten stempeln wollen. Man darf sich nicht über den Schmerz, den ihr Dasein hervorruft, mit einem Gemeinplatz hinweghelfen, man darf nicht sagen, die Stelle, wo ein Liebling der Götter unheilig geweilt, bleibe uns heilig. Wenn die Lieblinge der Götter fehlen, so hören sie darum noch nicht auf, Das zu sein, was sie sind; aber ihre Fehltritte sind doch nicht das Göttliche an ihnen, nicht Das, worin sie sich als Lieblinge der Götter zeigen. Nur die wilde Natur hat ursprüglich das Recht zu zerstören und im Zerstören groß zu sein. Wenn der unvernünftige Blitz aus der Wolke herniederfährt, so trifft er, wohin er trifft, und es fällt uns nicht ein, mit ihm darüber zu rechten, daß er statt etwa eines morschen, unnützen Baums vielleicht einen mit Gefühl und Geist begabten Menschen gefällt; wenn der Sturm das Schiff zertrümmert und tausend lebende, denkende Wesen in den Wellen begräbt, so können wir nur uns dumpf entsetzen und uns beugen vor der blinden Gewalt. Wenn aber der Eroberer, der gewaltige Sieger, das Glück zahlloser Menschen und Menschengesellschaften zertretend, Länder mit Blut düngend und die Früchte menschlichen Fleißes und menschlicher Kunst mit wildem Feuer verheerend seine Zwecke erreicht, so werden wir, wie sehr wir seine Größe, die Übermacht seines Geistes, die Kraft seines Willens bewundern, uns nicht enthalten können, ihn zu hassen, und seine Thaten, die blendenden und großen, trefflich-böse Thaten zu nennen. Und doch wird unser Gefühl auch in diesem Falle nicht unbedingt verdammen. Wir achten nicht auf das Gewimmer der Sterbenden, wir sehen nicht den Jammer der Leidenden an, wir haben nichts vor Augen als die große That und ihre großen Folgen: das Unglück der Einzelnen war die natürliche Bedingung solcher That. Wenn Krieg und Sieg sein sollte, so mußte Blut fließen und Verderben wüthen; das Einzelne verschwindet in der Größe des ganzen Ereignisses. Aber in dem Wesen des Dichtergeistes liegt dieses verheerende Element durchaus nicht. Wohnte nicht in dem poetisch begabten Menschen die tiefere Glut der Leidenschaft, die heftigere Erregbarkeit, so könnte er freilich Das nicht sein, was er ist. Daher sind wir geneigter, ihn zu entschuldigen, wenn er in „Irrungen des Herzens" verfällt, aber preisen, mit Liebe und Genuß betrachten, heilig achten können wir, um seiner sonstigen Tugend, seiner Größe willen, seine Verirrungen nicht; und nicht einmal übersehen, vor dem Auge unsers Geistes verschwinden lassen können wir das Weh, das er gestiftet, denn es ist keine nothwendige Folge seiner Größe. Napoleon konnte nicht Napoleon sein, ohne zu würgen und Massen Volks zu zertreten, wie man Gewürm, das nicht der Beachtung werth ist, unter seinen Füßen zertritt; aber Goethe konnte vollkommen Goethe sein, ohne Friederike von Sesenheim um ihren Frieden zu bringen. Ein Menschenherz ist nicht eine „Stelle", die, um heilig zu sein, eines Lieblings der Götter warten müßte, der, wenn er sie betritt, auch wenn er sie mit schmutzigen Füßen betritt, auch wenn er sie ihrer Zierden beraubt, sie dennoch jenes Vorzugs theilhaft machte: ein Menschenherz ist an sich selbst heilig. Es ist dem fühlenden Menschen nicht gleichgültig, was aus einem Menschenherzen, in das er einmal einen Blick gethan, noch weiter wird. Vielmehr ist es gleichgültig, wenn eine solche Blume geknickt ist, ob Goethe sie geknickt hat, oder ein Geringerer. Das Menschenherz mit seinen Leiden und Freuden ist unserer Theilnahme gewiß. Setzet ja nicht die Blumen, die Goethe zerpflückt hat, weil er ein Mensch war und ebenso sehr schwach als stark, setzet diese nicht als auch geheiligte mit in seinen unverwelklichen Kranz. Er selbst würde das nicht dulden, Goethe, der das arme Waldblümchen „mit allen Würzlein ausgrub und an das Gartenhaus verpflanzte", um es nicht zu knicken und welken zu machen; Goethe, der auf die heroische Bemerkung des Mephistopheles: „Sie ist die erste nicht!" seinen Faust antworten läßt: „Hund! abscheuliches Unthier! ... die erste nicht! ... Mir wühlt es Mark und Leben durch, das Elend dieser einzigen; du grinsest gelassen über das Schicksal von Tausenden hin! ... Mir ekelt's! — Großer, herrlicher Geist, der du mein Herz kennst und meine Seele, warum an den Schandgesellen mich schmieden, der sich am Schaden weidet und am Verderben sich letzt?"

Ich bitte um Verzeihung wegen so vieler Worte um eine Sache, die sich so sehr von selbst versteht. Aber ich habe, als ich die am Eingange angeführten Worte las (die häßlichste Entstellung jener Goethe'schen, daß die Stätte eingeweiht sei, die ein guter Mensch betrat), der Entrüstung, die mich zum Reden zwang, nicht widerstehen können, und ich weiß wenigstens gewiß, daß ich in der Sache selbst Vielen aus der Seele gesprochen habe.

G. Julius.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 312. —— 8. November 1843.

Ein Spaziergang mit Cäsar's „Commentarien" in der Tasche.

(Beschluß aus Nr. 311.)

Während Cäsar in Italien durch die Angelegenheiten Roms in Anspruch genommen worden war, hatte ganz Gallien sich auf die Stimmen seiner Fürsten erhoben, um die römische Herrschaft abzuschütteln; Vercingetorix war zum Oberhaupte dieser Schilderhebung ernannt worden. Cäsar hat auf die Kunde von solchen Ereignissen sofort die Alpen überschritten und mehre Städte des im Aufstande begriffenen Landes sind, überrascht durch das unerwartete Erscheinen des römischen Heeres gefallen, noch ehe die gallische Armee ihnen hat Hülfe bringen können; Vercingetorix hat selbst Avaricum, das heutige Bourges, eine der blühendsten, schönsten und volkreichsten Hauptstädte des alten Galliens, diesem Schicksale nicht entziehen können; er hat sich mit seinem Heere nach Gergovia zurückgezogen und dort verschanzt. Mit der Belagerung dieser Stadt beginnt der entscheidende Kampf, welcher, nach der spätern Einnahme von Alesia und der Gefangennehmung des Vercingetorix, die vollständige Unterjochung der Gallier nach sich ziehen soll. Cäsar war, nach der Einnahme von Avaricum, am Ufer des Allier hinaufmarschirend dem gallischen Heerführer gefolgt; in der Gegend von Gergovia angelangt, findet er sämmtliche Brücken über den Fluß abgebrochen; ein geschicktes Manoeuvre, durch welches er die Gallier über die Wahl des Übergangspunktes täuscht, läßt ihn dieses erste Hinderniß beseitigen und wir finden alsbald das römische Heer auf dem linken Ufer des Allier wieder.

Wenn wir hier einen Blick auf das sechsunddreißigste Capitel des siebenten Buchs werfen, lesen wir, daß der römische Feldherr vom Allier aus erst in fünf Lagern oder Tagen nach Gergovia gelangte.*) Der Punkt, an welchem Cäsar über den Fluß ging, ist nicht zu ermitteln; doch muß man annehmen, daß derselbe noch sehr weit unterhalb der heutigen Übergangspunkte der Umgegend von Gergovia lag, wenn nicht anders die Rückkunft der zur Täuschung des Vercingetorix am Flusse hinauf entsendeten Truppen den römischen Feldherrn lange aufhielt; denn der Allier ist in gerader Linie nur zwei Stunden Weges von Gergovia entfernt; das Städtchen Pont-du-Chateau ferner, das seit undenklichen Zeiten eine steinerne Brücke besaß, ist vier und die kleine Stadt Maringues, ebenfalls ein Hauptübergangspunkt, etwa acht Lieues von Gergovia entlegen.

Ein durch den Contremarsch der am Allier entsendeten Truppen herbeigeführter Zeitverlust scheint die natürlichste Erklärung des durch die Entfernungen so wenig begründeten Verzugs in der Bewegung des römischen Heers gegen Gergovia; denn, als Cäsar später von dieser Stadt aufbrach, stellte er die Brücke über den Allier schon am dritten Tage wieder her, obwol er seinen Marsch möglichst langsam ausführte, um dem Feinde Gelegenheit zur Verfolgung und zu einem Gefechte zu geben.*) Lassen wir indessen diesen schwer zu erklärenden Umstand, da er den Gegenstand unserer besondern Betrachtung nur mittelbar berührt, beiseite, und richten wir unsere Blicke auf die enge Thalschlucht, welche sich zu unsern Füßen, im Süden von Gergovia, nach dem Flußgebiete des Allier hinabwindet. Hier fällt uns zunächst ein von Wiesen und Gebüsch umgebener Edelhof in die Augen, dessen Name Julia uns, wie ein Erbtheil grauer Vorzeit, eine Tradition, bedeutsam anspricht.

Doch nehmen wir unser Buch wieder zur Hand, um hier, auf einem mit bestimmten Linien gezeichneten Schauplatz, den Kampf zwischen den beiden Heeren aus dem Dunkel der Vergangenheit heraufzubeschwören.

Vercingetorix hatte sein Lager oben auf dem Berge von Gergovia aufgeschlagen und an die Stadt angelehnt, auch die mit diesem Berge in Verbindung stehenden Höhen besetzt, sodaß sein Heer in dieser Stellung einen Ehrfurcht gebietenden Anblick darbot.**) Über den Platz, welchen das römische Lager einnahm, gibt uns Cäsar keine so bestimmte Auskunft; wir wissen nur, daß die Lage des erstern den Galliern zwar gestattete, es einzusehen, daß sie aber der Entfernung wegen dennoch nicht mit Sicherheit unterscheiden konnten, was in demselben

*) Caesar ex eo loco quintis castris Gergoviam pervenit.

*) Buch 7, Capitel 53. . . . castra movit. Ne tum quidem insecutis hostibus, tertio die ad flumen Elaver pontem refecit atque exercitum transduxit.

**) Buch 7, Cap. 36. Vercingetorix castris prope oppidum in monte positis atque omnibus ejus jugi collibus occupatis qua despici poterat horribilem speciem praebebat.

vorging. *) Nichtsdestoweniger weisen die militairische Beurtheilung des Terrain und die Vorgänge der Belagerung dem römischen Lager ziemlich sicher seinen Platz an; dasselbe kann nur südlich von Gergovia, von woher der Angriff gegen die Stadt gerichtet wurde und, nach den Grundsätzen der Lagerkunst, nur jenseit des noch heute im Thale hinabfließenden Bachs Lauson und zwar am Fuße der Gergovia gegenüber befindlichen Höhen des Dorfes Crest und des Puy=de=Monton gelegen haben. Münzen, Trümmer von Krügen, selbst Reste von Waffen, welche in dieser Richtung noch immer aufgefunden werden, bestätigen diese Annahme.

Es lag im Angesicht der Stadt und dicht am Fuße des Bergs derselben ein wohlbefestigter und nach allen Seiten hin scharf abgegrenzter Hügel, berichtet Cäsar. Wenn diesen, fährt er fort, die Unserigen in ihrem Besitze hatten, so schien es, daß sie dem Feinde einen großen Theil seines Wasser= und Futterbedarfs abschneiden konnten. **)

Dieser Hügel liegt, durch seine Form noch heute der Beschreibung Cäsar's ganz entsprechend, wie ein Bollwerk vor den Berg von Gergovia vorgeschoben; auf seinem Gipfel steht ein runder Thurm, den die Bauern nach dem Platze auf dem Hügel La tour de la roche blanche nennen; doch soll ihm früher auch der Name La tour de Julia beigelegt worden sein.

Gegen den bezeichneten Hügel nun richtete Cäsar in der Stille der Nacht seinen ersten Angriff und er hatte die gallische Besatzung vertrieben, bevor dieselbe noch von der Stadt aus hatte unterstützt werden können. Zwei Legionen sicherten als Besatzung den von den Römern eroberten wichtigen Punkt und ein doppelter Graben von 12 Fuß Breite, welcher das große und das neue kleinere Lager verband, gestattete selbst einzelnen Soldaten den ungefährdeten Verkehr zwischen beiden. ***)

Ein Verrath der Äduer ward in der eben unternommenen Belagerung von Gergovia Veranlassung zu einer Episode, in welcher Cäsar's Feldherrneigenschaften größer und glänzender als je hervortraten. Bemerken wir in Beziehung auf diesen sich von unserer Aufgabe mehr entfernenden Zwischenact des vor Gergovia sich entwickelnden Dramas nur, daß Cäsar, nachdem er mit dem größten Theile der Belagerungstruppen in Eilmärschen die als Feinde anrückenden Hülfstruppen der Äduer erreicht und zum Gehorsam zurückgeführt hat, eben zur rechten Zeit wieder vor Gergovia erscheint, um seinen durch die Überzahl des Feindes fast erdrückten Unterbefehlshaber Fabius zu retten.

*) Buch 7, Cap. 45. Haec procul ex oppido videbantur, ut erat a Gergovia despectus in castra; neque tanto spatio certi quid esset explorari poterat.

**) Erat e regione oppidi collis sub ipsis radicibus montis egregie munitus atque ex omni parte circumcisus. Quem si tenerent nostri et aquae magna parte et pabulatione libera prohibituri hostes videbantur.

***) Buch 7, Cap. 36. Fossamque duplicem duodenum pedum a majoribus castris ad minora perduxit, ut tuto ab repentino hostium incursu etiam singuli commeare possent.

Interessant ist es, ein bei Gelegenheit dieses Aufstandes der Äduer von Cäsar ausgesprochenes Urtheil über die Gallier auf den Charakter der heutigen Franzosen vollständig anwendbar zu finden.

Als die erste Nachricht vom Aufstande des Heeres der Äduer im Lande der letztern bekannt wird — sagt der römische Feldherr — erwarten sie weiter keine Bestätigung einer so wichtigen Neuigkeit; theils reißt sie die Begierde sich zu bereichern, theils das Ungestüm ihres Charakters, theils der Leichtsinn fort, welcher diesem Volke in so hohem Grade eigen ist, daß es das unverbürgteste Gerücht für eine ausgemachte Wahrheit nimmt *) (ut levem auditionem habeat pro re comperta).

Kann man etwas Treffenderes über die jetzigen Franzosen sagen!

Obgleich die Äduer zum Gehorsam zurückgekehrt waren, hielt Cäsar diesen doch für so wenig zuverlässig, daß er die Belagerung von Gergovia aufzuheben beschloß. Er glaubte aber, zur Erhaltung des guten Geistes in seinen Truppen und zur Vermeidung aller Misdeutung jenes Schritts von Seiten der Gallier der Ausführung eine glänzende Waffenthat vorhergehen lassen zu müssen.

Westlich von der Höhe de la roche blanche, auf der Cäsar, wie oben erwähnt, sein neues Lager eingerichtet hatte, befindet sich ein anderer Hügel, welcher bedeutender an Umfang und höher als jener ist; eine ziemlich tiefe Schlucht trennt beide und endet oben an dem schmalen Bergrücken, durch welchen Gergovia mit der Hochebene im Westen zusammenhängt. Cäsar hatte von seinem neuen Lager aus bemerkt, daß jener zweite Vorberg von Gergovia, nachdem er während mehrer Tage mit feindlichen Truppen förmlich bedeckt gewesen, plötzlich von diesen fast ganz entblößt war. Durch Überläufer und den Rapport seiner Patrouillen hört der römische General, wie sehr die Gallier für den Besitz dieses Punktes fürchten, dessen Verlust sie aller Freiheit der Bewegung nach außen beraubt und durch den Zusammenhang der Höhe mit dem Plateau von Gergovia Stadt und Lager selbst gefährdet haben würde. Solche Gründe hatten Vercingetorix veranlaßt, den betreffenden Punkt möglichst schnell befestigen zu lassen — daher die sich anfangs darauf drängende Menschenmenge und die spätere Abnahme derselben nach beendigter Befestigung (s. Buch 7, Cap. 44 fg.). Auf die Kenntniß dieser Umstände baut Cäsar den Plan eines Scheinangriffs gegen den von den Galliern mit so vieler Besorgniß im Auge behaltenen Hügel. Während die Gallier nun, in Folge der Bewegung des Feindes, nach dem vermeintlich bedrohten Punkte in Masse hinströmen und Lager und Stadt von Truppen entblößen, brechen die römischen Legionen aus dem kleinen Lager des Hügels de la roche blanche hervor und stürmen an dem Berge von Gergovia gerade zu nach der Stadt hinauf. Die Gallier hatten in der ganzen Länge des Berges, und zwar auf der Mitte des Abhanges, aus übereinander aufgeschichteten Felsstücken eine sechs Fuß hohe Mauer errichtet. (Von derselben ist heute keine Spur übriggeblieben, wenn nicht anders die den Abhang des

*) Buch 7, Cap. 42.

Bergs auf dieser Seite bedeckenden Trümmer die Reste jener Construction sind.)

Im Laufe haben die Römer das oben bezeichnete Hinderniß erreicht und überstiegen; ebenso schnell ist das sich dahinter ausbreitende Lager genommen und die Stadtmauer berührt. Vergebens wird jetzt, da der Zweck des Feldherrn erfüllt ist, von dem kleinen Lager aus das Zeichen zum Rückzuge gegeben; eine tiefe Schlucht zwischen dem Lager und den Stürmenden (offenbar die, welche wir unter uns zwischen dem Dorfe Merdogne und dem Hügel de la roche blanche sehen) verhindert die Römer, den Ruf der Tuba zu hören, oder Kampflust und Trunkenheit des Siegs haben die Disciplin erschüttert. Viele haben bereits die Stadtmauer erstiegen; aber die Gallier sind ihres Irrthums gewahr geworden, die Zahl der herbeilenden Vertheidiger wächst mit jedem Augenblicke, während die Römer, schon vom Laufe und Kampfe ermattet, ohne Unterstützung bleiben. So werden denn die in die Stadt Eingedrungenen von der Höhe wieder hinabgestürzt und 700 der Tapfersten büßen den kurzen Triumph mit dem Leben.

Nachdem Cäsar noch während dreier Tage den Galliern Reitertreffen geliefert hatte, brach er sein Lager ab, um sich in das Gebiet der Äduer zu begeben, wo seine Gegenwart dringend nöthig ward.

Ich hatte die durch ihre Klarheit und dramatische Lebendigkeit so unnachahmliche Schilderung der Ereignisse vor Gergovia, wie dieselbe der römische Held in seinem Berichte uns vererbt, zu Ende gelesen; ich hatte den Kampf der Heere in jede Schlucht, auf jede Höhe des vor mir liegenden Terrain verfolgen können; ich hatte das Klirren der Waffen, den Ruf der Befehlshaber, den Hufschlag der Pferde, den Klang der das Toben der Schlacht beherrschenden Hörner zu hören geglaubt; jetzt schloß ich mein Buch und der Zauber, der die Gräber zweier Jahrtausende einen Augenblick belebt hatte, wich den Erscheinungen der Gegenwart. Da lagen im Sonnenschein blühende, volkreiche Dörfer um mich herum, deren Platz damals noch kein Auge auserſehen hatte; auf den Kuppen, deren dicke Wälder einst die Bewegungen eines Heers dem Feinde verdeckt hatten, wogten jetzt Kornfelder, prangten Schlösser und neue Städte, und von allen den Kräften, Leidenschaften und Interessen, die sich hier einst so mächtig geregt und bekämpft hatten, bleiben als einzige Spur nur die schwarzen, verworrenenen und formlosen Trümmer einer von der Erde verschwundenen Stadt übrig. Und dasselbe Schicksal, sagte ich mir, wird sich über alle Dem, was ich jetzt so kräftig und sicher um mich entwickelt sehe, erneuern und abermals erneuern. O wie klein ist Alles, was uns hier so groß erscheint, wie wenig einer Thräne oder eines Lächelns werth. Ja, nirgend fühlt der Mensch so eindringlich und erschütternd seine Nichtigkeit als unter den Trümmern, in welchen Welten sich auf Welten häufen, nirgend fühlt er so wie da das Bedürfniß, seinen Blick nach einem Höhern zu richten, das dem innern heißen Drange nach Fortdauer Erfüllung verspricht. Und wohl uns, dieser uns vergönnte Blick, der unser schönstes Eigenthum, der sicherste Bürge unserer ewigen Seele ist, lehrt uns kalt und ruhig Zeugen der vernichtenden Gewalt des Gesetzes der Natur sein; er macht uns größer und stärker um die ganze Masse der Ruinen, mit denen der Gang der Zeiten die Welt bedeckt.

W. v. R.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Capefigue's Charakteristik berühmter Diplomaten.

Leser der „Revue des deux mondes" werden eine Reihe einzelner Aufsätze aus der fruchtbaren Feder Capefigue's bemerkt haben, die durch einige Jahrgänge dieser trefflichen Zeitschrift hindurchlaufen. Capefigue gab in denselben zum Theil recht gelungene Portraits und Charakteristiken verschiedener Staatsmänner. Wir erhalten gegenwärtig diese einzelnen Skizzen in einem Werke vereinigt, das den Titel führt „Les diplomates européens". Zu den besten Partien rechnen wir Pozzo di Borgo, mit dem der Verf. in häufige Berührung gekommen ist, Richelieu und Castlereagh. Weniger befriedigt haben uns die Charakteristiken Metternich's und Hardenberg's, doch mag dies Sache eines individuellen Urtheils sein, das wir Niemandem aufdringen wollen. Außerdem werden in diesem Werke noch Talleyrand, Pasquier, Wellington und Nesselrode gezeichnet. Wir wissen nicht, weshalb Capefigue nicht auch Ancillon, dem er in einem frühern Jahrgange der „Revue des deux mondes" einen recht lesenswerthen Artikel gewidmet hat, hier mit erwähnt. Vielleicht, daß er den ehemaligen Erzieher des jetzigen Königs von Preußen mehr als Gelehrten und Philosophen denn als Diplomaten gelten läßt.

Artistisches.

Es ist uns vor kurzem die erste Lieferung eines großen Kunstwerks zu Gesicht gekommen, auf das wir uns beeilen wollen, aufmerksam zu machen. Wir meinen eine „Galerie complète des tableaux des peintres les plus célèbres de toutes les époques". Dieses großartige Werk soll, wie der Titel sagt, das Wichtigste aller Schulen und aller Zeiten umfassen. Man kann sich einen Begriff von seinem Umfange machen, wenn man erfährt, daß allein 1300 Kupfer gegeben werden sollen, von denen jedes mit erläuternden Notizen und biographischen Angaben begleitet sein wird. Für die gute Ausstattung bürgt der Name der Buchhandlung, von der das Unternehmen ausgeht. In der That scheint Didot, nach dieser ersten Lieferung zu urtheilen, die ersten Künstler für diese Arbeit gewonnen zu haben. Auch der Text hat uns, so viel sich aus einer flüchtigen Durchsicht entnehmen läßt, zweckmäßig und genügend geschienen.

2.

Bibliographie.

Alt, H., Der christliche Cultus nach seinen verschiedenen Entwickelungsformen und seinen einzelnen Theilen historisch dargestellt. Mit zwei Nachträgen über das christliche Kirchenjahr und über den kirchlichen Baustyl, sowie mit ausführlichen Inhaltsverzeichnissen und Registern versehen. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Auerswald, A. v., Der Preußische Huldigungs-Landtag im Jahre 1840. Königsberg, Gebr. Bornträger. 8. 10 Ngr.

Bechstein, L., Thüringen in der Gegenwart. Gotha, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 20 Ngr.

Bischoff-Widderstein, China, oder Übersicht der vorzüglichsten geographischen Punkte und Bestandtheile des chinesischen Reichs; nebst einer kurzen Beschreibung der Naturerzeugnisse, der vorzüglichsten Städte und ihrer Merkwürdigkeiten, des Charakters, Gewerbfleißes und Handels, der Künste, Sprache, Wissenschaften, Religion und Gebräuche des Volks, auch einer kurzen Schilderung der Gesetze, der Regierungsverfassung und der

Regenten. Mit Rücksicht auf die neuesten Ereignisse bearbeitet. Wien, Kaulfuß Wwe., Prandel und Comp. 8. 1 Thlr.

Björnstjerna, Graf M., Die Theogonie, Philosophie und Kosmogonie der Hindus. Aus dem Schwedischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. R.. Stockholm, Norstedt und Söhne. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Buchinger, Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg und Herzog von Franken. Gr. 8. Nebst des Bischofs Portrait und Facsimile in Stahlstich und 4 radirten Steinzeichnungen in gr. 4. Würzburg, Voigt und Mocker. 2 Thlr. 26¼ Ngr.

Cephir, Der Daguerreotypen-Krieg in Hamburg, oder Saphir, der Humorist, und Biow, der Daguerreotypist, vor dem Richterstuhl des Momus. Ein humoristisches Bülletin. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1844. Herausgegeben in Verbindung mit mehreren And. v. A. Knapp. Mit 2 Kupfern. Heidelberg, K. Winter. Kl. 8 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dombausteine. Von einem Vereine deutscher Dichter und Künstler. Als Beitrag zum Ausbau des Kölner Doms. Karlsruhe, Artistisches Institut. Gr. Lex.-8. 4 Thlr.

Ehret die Frauen. 1844. Mit 12 Stahlstichen. London, Asher und Comp. Lex.-8. 4 Thlr.

Erasmus Agricola. Roman in drei Büchern. Liegnitz, Strempel. 8. 2 Thlr.

Erdmann, F. v., Muhammed's Geburt und Abrahah's Untergang. Zur Feier seines 25jährigen Dienstjubiläums als ordentlicher Professor der arabischen und persischen Sprache seinen Freunden gewidmet. Berlin, Logier. Gr. 8. 10 Ngr.

Forster's, G., sämmtliche Schriften. Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von G. G. Gervinus. (In 9 Bänden.) 2te Lieferung. (2ter, 5ter u. 9ter Band.) Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

Frauen-Album. Mit Beiträgen von Ph. v. Mettingh, Ch. Livonius, Mary Rubrea, Ida v. Merkel und Fanny Tarnow. 1ster Band. Kassel, Hotop. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Füssli, W., Die wichtigsten Städte am Mittel- und Niederrhein im deutschen Gebiet, mit Bezug auf alte und neue Werke der Architektur, Sculptur und Malerei charakterisirt. Fortsetzung des Buches: „Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein", oder 2ter Band über rheinische Kunst, enthaltend Schilderungen von Mainz, Wiesbaden, Frankfurt, Coblenz, Bonn, Cöln, Aachen und Düsseldorf. Zürich, Literarisches Comptoir. 8. 2 Thlr. 26¼ Ngr.

Girardet, Predigten. Aus dessen handschriftlichem Nachlasse ausgewählt und mit einer Vorrede biographischen Inhalts begleitet von C. W. Kohlschütter. Dresden, R. u. W. Kori. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Gleich, F. A., Die eiserne Jungfrau im rothen Thurme zu Wien, oder das Racheopfer der geheimen Richter. Eine Schauergeschichte verflossener Jahrhunderte. Mit Stahlstich. Wien, Bauer und Dirnböck. 8. 20 Ngr.

Gruppe, O. F., Carl Friedrich Schinkel und der neue Berliner Dom. Nebst Schinkel's Bildniß und einem Grundriß. Berlin, C. G. Lüderitz. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Hopp, F., Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: Die Herberge im Walde. Posse mit Gesang in drei Aufzügen. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 15 Ngr.

Irving, W., Biographie der jungen amerikanischen Dichterin Margarethe M. Davidson. Aus dem Englischen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 18 Ngr.

Jäger, A., Das Leben des Fürsten von Pückler-Muskau. Mit dem Bilde des Fürsten. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. 23ster Jahrgang, für 1844. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Jenny. Von der Verfasserin von „Clementine". Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Jubilar-Album der Universität Erlangen. Herausgegeben von Th. Koch und K. Köler. Auch unter dem Titel: Mittheilungen aus dem Studentenleben. Mit 2 Lithographien. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 22½ Ngr.

Käpplinger, Christiane, Beschreibungen über das Wesen der Gottheit, der menschlichen Natur und der christlichen Religion. Gewidmet allen christlich gesinnten Freunden unserer Zeit. Zwei Theile. Heilbronn, Claß. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kohlrausch, F., Die deutsche Geschichte für Schule und Haus. 12te verbesserte und stark vermehrte Auflage. In drei Abtheilungen. 1stes Heft. Leipzig, Friedlein und Hirsch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Langenberg, E., Das Wesen des Satzes und dessen Theile. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 Ngr.

Löffel, H., Wort und Leben. Betrachtungen nach dem Evangelium St. Matthäi. Berlin, Thome. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Maiblumen des jungen Scandinaviens. Aus dem Schwedischen übersetzt von *U. W. Dieterich*. Stockholm. Gr. 12. 5 Ngr.

Norwegische Romane und Novellen. Ins Deutsche übertragen von Julin-Fabricius. 1ster bis 3ter Band: Polykarp's supplirte Manuscripte oder eine Familiengeschichte von M. C. Hansen. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 2 Thlr. 20 Ngr.

Sarachaga, G. v., Vollständige Darstellung der Streitsache zwischen Freih. J. G. v. Ravensburg und Hrn. M. v. Haber, sowie des daraus entstandenen Duells des Erstern mit Hrn. v. Werefkin, wie sie vor Gericht niedergelegt wurde. Mit erläuternden Documenten. 4te Auflage. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 7½ Ngr.

Das Schloß Limburg, oder die beiden Gefangenen. Lustspiel in zwei Aufzügen. Nach dem Französischen des Hrn. Marsollier frei bearbeitet. 2te Auflage. Wien, Wallishausser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Der Krieg Österreichs gegen Frankreich, dessen Alliirte und den Rheinbund im J. 1809. Oder ausführliche Geschichte der Feldzüge in Deutschland, Italien, Polen und Holland; der Insurrectionen Tyrols und Vorarlbergs; der Aufstände in der Altmark und in Hessen und der Züge des Herzogs Wilhelm von Braunschweig und des Majors F. v. Schill im J. 1809. 3ter Band. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr.

Schönhuth, O. F. H., Geschichte Rudolph's von Habsburg, Königs der Deutschen, dargestellt nach urkundlichen und meist gleichzeitigen Quellen. Zwei Bände. Leipzig, F. Fleischer. 1844. Gr. 16. 2 Thlr.

Schwenck, K., Die Mythologie der asiatischen Völker, der Ägypter, Griechen, Römer, Germanen und Slaven. 1ster Band: die Mythologie der Griechen, für Gebildete und die studirende Jugend. Mit 12 lithographirten Tafeln. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Sostmann, Wilhelmine, Freund und Bruder: oder: die Herren von Beauvours. Roman in zwei Bänden. Braunschweig, Meyer sen. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Suppléments au Peintre-Graveur de *A. Bartsch*, recueillis et publiés par *R. Weigel*. Tome I. Peintres et dessinateurs néerlandais. Leipzig, R. Weigel. Gr. in-12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Viel-Castel, Graf v., Albert von St. Pouance. Ins Deutsche übertragen von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Vogt, C., Im Gebirge und auf den Gletschern. Solothurn, Jent und Gaßmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wirth, F., Der Helikon und das Ostwestlicht oder das März-Phänomen von 1843. Würzburg, Voigt und Mocker. Gr. 8. 12½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 313. —— 9. November 1843.

Über den Ursprung des Theaters in Italien.

Wenn irgend eine Geschichte, eine Kunst in Hinsicht auf die gänzliche Entfernung derselben von ihrem ursprünglichen Wesen und ihrer Bestimmung eine merkwürdige genannt werden kann, so ist es die Geschichte der dramatischen Kunst. Das Theater hatte seine Wurzel in der Religion, es diente bei den Griechen lange Zeit ausschließlich der Religion, und war ein wesentlicher Theil des Cultus. Doch in dem Maß als sich die dramatische Kunst ausbildete, entfernte sie sich von ihrer ursprünglichen Bestimmung, und wenn in der letzten und schönsten Zeit griechischer Cultur noch Göttergeschichten auf der Bühne dargestellt wurden, so geschah dies nicht sowol zum Dienst der Religion, sondern im Gegentheil die Religion diente mit ihrem mannichfaltigen höchst plastischen und dramatischen Stoff dem Schauspiel. Von den Römern, die früher der dramatischen Kunst ganz fremd waren, ist es bekannt, daß sie dieselbe zuerst durch den Gottesdienst kennen lernten, indem sie bei einer Pest, die allen andern weltlichen und geistlichen Mitteln nicht weichen wollte, zuletzt die Histrionen aus Etrurien kommen ließen, um durch ihre Darstellungen den Gottesdienst zu vervielfältigen und den Zorn der Götter zu besänftigen. Auch bei ihnen trat die Bühne nach und nach ganz aus ihrer ursprünglichen Bahn heraus, und die Lustspiele des Terenz haben schon nicht die geringste Beziehung zum Cultus mehr. Die Italiener hatten also schon in den ältesten Zeiten Theater gehabt, und waren hierin nebst den Griechen Lehrer der Römer geworden. Dieses heidnische Schauspiel und überhaupt der Sinn dafür wurde mit der Ausbreitung des Christenthums nach und nach völlig aus der Cultur ausgemerzt, und aus der Heftigkeit, mit welcher die Kirchenväter gegen den Besuch des Theaters eiferten, läßt sich abnehmen, welchen Einfluß dieses auf die Richtung der Volksbildung gehabt habe. Die christliche Cultur mußte also von dieser Seite von vornanfangen, und obgleich sie die vollendeten Muster der dramatischen Kunst vor Augen hatte, so befolgte sie doch, eben wegen dieser gänzlichen Lossagung vom Heidenthum, denselben langsamen und allmäligen Gang, den das Theater auch bei den Griechen durchgemacht hat. Wie bei diesen entwickelte es sich nach und nach aus den kirchlichen Aufzügen, Processionen, man nahm nach und nach die Mimik zu Hülfe, und gab lebendige aber stumme Gemälde aus der biblischen Geschichte oder aus dem Leben der Heiligen. So trat diese Kunst für eine lange Zeit in dieselbe Bahn, und befolgte dieselbe Bestimmung wie bei den Griechen. Sie gab dem Gottesdienst eine gewisse Pracht, beschäftigte die Phantasie, diesen mächtigen Hebel des Willens, ungemein durch religiöse Vorstellungen, nährte und belebte die Andacht, und diente als Ausdruck der allgemeinen Gesinnungen des Danks, der Freude und Verehrung gegen einen Heiligen. Es läßt sich dabei ein gewisser Unterschied zwischen der alten und neuen Entwickelung nicht verkennen. Die Griechen hatten einen Cultus der Natur, in den jedes Individuum auf gleiche Art eingeweiht war. Sinnlichkeit war die Grundlage und das Gefühl der Leiter dieses Cultus; der geistige Antheil blieb ausgeschlossen und wirkte nur in den Geheimnissen weniger Philosophen. Die religiösen Darstellungen waren daher nichts Gemachtes, nichts Absichtliches, zu einem Zweck Vorbereitetes oder Verabredetes, sondern der natürliche und ungezwungene Ausdruck eines allgemeinen Gefühls, das Alle zugleich erhob und begeisterte, und wie sich aus diesen symbolischen Darstellungen nach und nach das Schauspiel entwickelte, so ging auch das ganze Volk in seiner Entwickelung mit fort, die dramatische Kunst blieb fortwährend allgemeines Eigenthum, ihre Ausbildung war ein Theil der nationalen Ausbildung, und in demselben Zeitpunkt, wo die Tragiker ihre Meisterwerke in den Olympischen Spielen vorlasen, war auch selbst das gemeine Volk an derselben Stelle seiner höchsten Cultur angelangt und konnte in dem poetischen Wettstreit zu Gericht sitzen. Das Christenthum war dagegen ein rein geistiger Cultus, der alle Vorstellung und Thätigkeit in das höhere Gebiet der Abstractionen hinaufzog; seine Dogmen, in die nur wenige Gelehrte eingeweiht waren, entfernten es ganz von dem Volk, dessen sinnlicher Natur man doch zuletzt durch eben jene allegorische Darstellungen die Lehrsätze nur sehr unvollständig beibringen konnte. Diese sinnlichen Anschauungen mußten bald misverstanden werden, da der Schlüssel dazu nur einer geringen Classe gehörte, die noch dazu, durch unreine Nebenabsichten verleitet, mit unbedingter Macht die Volksbildung niederhielt. Als daher der Zeitpunkt gekommen war, wo nach dem natürlichen Gang, den die

griechische Kunst befolgte, das Schauspiel sich durch jene Darstellungen entwickeln sollte, fand es sich, daß die gleichmäßige Höhe nationaler Bildung, jenes weite Feld einer allgemeinen Denk- und Gefühlsweise, eines gemeinschaftlichen Sehnens und Strebens, worin allein ein Genie aufkeimen und sich zum Schaffen zeitgemäßer nationaler Werke begeistern und nähren kann, gänzlich fehlte. Das Volk ergötzte sich an Possen und an Darstellungen, die durch ihre Beilage, durch Pomp und fremdartige Zwecke ganz ihre ursprüngliche religiöse Natur verloren hatten, und die Gebildeten waren ganz aus ihrer Zeit und Sphäre gerückt, und klammerten sich ängstlich an die Alten, oder brachten, wenn sie original waren, ganz wunderliche Werke hervor, woran weder ihre Zeit noch ihr Volk zu erkennen war.

Tiraboschi gibt sich eine ganz unnöthige Mühe, um genau zu ermitteln, wann das regelmäßige Schauspiel seinen eigentlichen Anfang genommen hat. Es entstand eben nach und nach aus den Dialogen der allegorischen Aufzüge, in so unmerklichen Abstufungen, und die religiösen Darstellungen dauern dabei immer noch fort, daß kein eigentliches Merkmal die Abgrenzung beider genau bestimmt. Der Geschmack an Aufzügen war durch den pomphaften Cultus immer wach gehalten; leichter Sinn, Reichthum und Luxus hatten diesen Geschmack immer mehr befördert, und viele heitere, selbst ausgelassene religiöse Feste entweder noch von den Römern angenommen oder hinzugefügt, wie das Carneval, eine italienische Erfindung, das Narrenfest, von dessen Feier in Konstantinopel die Nachrichten bis ins 10. Jahrhundert hinaufreichen, das Eselsfest, das Fest der Unschuldigen u. s. w. Als aus dem Chaos der Völkerwanderung sich eine regelmäßigere Politik gebildet hatte, und eine gewisse Ruhe und Ordnung in das gesellschaftliche Leben gekommen war, erwachte ganz besonders dieser Geschmack an Aufzügen, und die Kirche, welche sich damals jeder Richtung bemächtigte, führte dieselben in den großen Processionen an den Festtagen der Heiligen ein. Diese Aufzüge bei den großen Processionen waren zuerst blos stumme mimische Darstellungen aus dem Leben der Heiligen, und sie haben sich als solche lange erhalten, selbst als die Blüte des italienischen Theaters längst vorüber war. So beschreibt Riccoboni („Reflexions sur les différents théâtres de l'Europe", S. 73) eine solche Procession, die er am Frohnleichnamsfeste in Genua aufführen sah. An verschiedenen Plätzen der Stadt waren in den Straßen, durch welche der Zug ging, Theater aufgebaut, in welchen in dem Moment des Vorbeiziehens von Priestern oder Schülern oder andern Personen eine Scene aus dem Alten oder Neuen Testament aufgeführt wurde. Auf einem von den Fischern errichteten Theater zeigte sich das Meer; Christus befahl durch Mimen den Aposteln ihre Netze auszuwerfen, und in dem Augenblick, als das Sacrament vorbeigetragen wurde, zogen die Apostel ihre Netze heraus, die mit einer Menge vorher in das Meer geworfener Fische angefüllt waren. Riccoboni führt noch ähnliche mimische Darstellungen an.

Bei diesen Aufzügen konnte der lebendige Geist der Italiener leicht auf den Gedanken kommen, den allegorischen Figuren auch Dialoge zu geben, die sich zuletzt zu einem abgerundeten Ganzen zusammen reihten. Wenn man die Processionen, die die Leidensgeschichte Christi vorstellen, in ihrer langen Folge von Bildern mit einem Epos vergleichen könnte, so lag die Idee sehr nahe, ihnen in der Form des Drama mehr Anschaulichkeit und somit mehr nachdrücklichere Wirkung zu geben. So entstanden, abgesondert von den Processionen, die dramatischen Darstellungen verschiedener Gegenstände aus der biblischen Geschichte und den Legenden, welche man im Allgemeinen Mysterien nannte. Man scheint die Sache anfangs sehr ernst genommen und als gutes Mittel der Belehrung für das gemeine Volk betrachtet zu haben, dem darin von seinem Christenthum so viel beigebracht wurde, als ihm zu fassen erlaubt war. Daher wurden sie von den Priestern, Mönchen oder Pilgrimen in Kirchen oder auf Kirchhöfen aufgeführt, und zwar in lateinischer Sprache, die man damals zu allen Werken gebrauchte, die ein aufrichtiger Ernst ins Leben gerufen hatte. Die Gegenstände der Darstellung waren sehr verschieden, und nach ihnen erhielten auch die Darstellungen selbst verschiedene Namen. Die Mysterien aus dem Alten Testament hießen Figure, die aus dem Neuen Vangelii, die Glaubensartikel wurden mit dem allgemeinen Namen Misteri benannt, einzelne Thaten aus dem Leben der Heiligen wurden in Esempii, ihr ganzes Leben aber in Istorie oder Commedie spirituali vorgestellt. Doch kommen alle diese Benennungen nicht auf den Titeln, sondern erst im Lauf des Stücks vor, und vorn steht nur der allgemeine Name Rappresentazione.

In der Zeit, da sich die italienische Sprache geltend machte, und folglich der Nationalcharakter selbständiger hervortrat mit seiner Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit, konnte der bloße Ernst nicht mehr der einzige Volkslehrer sein. Das Latein flüchtete sich in die gelehrten Gesellschaften, und die vulgäre Sprache, die sich in dem Ideenkreis der Provençalen gebildet hatte, diente einer niedrigern Sphäre dieser dramatischen Kunst. Die Mysterien erhielten neben ihrer frühern ernsten Bestimmung nun auch den Namen und Charakter von Farcen, worin besonders die Belustigung des Volks bezweckt wurde. Zwischen den Gesprächen schaltete man Gesänge ein, und besonders erhielt der Teufel die Rolle des Possenreißers. Dieser Hang zum Possenhaften trat später immer mehr hervor, und machte sich neben der heiligen Tendenz so sehr geltend, daß man nicht nur nach der ernsten Darstellung zur Abspannung des gesteigerten Gefühls eine Posse zum besten gab, sondern auch in den Mysterien selbst das Trivialste mit dem Heiligen ohne Sinn und Geschmack vermischte. Einige solche burleske Farcen von Pietro Antonio Caracciolo, welche in Neapel zur Zeit des Königs Ferdinand I. aufgeführt wurden, hat Napoli Signorelli beschrieben („Vicende della coltura nelle Due Sicilie", Th. 3, S. 364).

(Die Fortsetzung folgt.)

Leben und Sterben. Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen. Herausgegeben von Ambrosius. Erstes Bändchen. 1839. Zweites Bändchen. Herausgegeben von C. A. Wildenhahn. Leipzig, Gebhard und Reisland. 1843. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

„Nachfolgende Blätter enthalten Erlebnisse aus dem speciellern Wirken eines Landgeistlichen!" versichert der unbekannte Herausgeber des ersten Bändchens in der kurzen Vorrede. Diese Erlebnisse sind einfach, wie sie im Tagebuche des wackern Pfarrers niedergeschrieben worden, mitgetheilt, und werden nicht blos jungen Geistlichen, sondern auch andern Belehrung und Erbauung suchenden Gemüthern eine fruchtbare Unterhaltung gewähren. Hier genügt eine kurze Andeutung des Inhalts.

Die 17 Abschnitte des ersten Bändchens sind von sehr ungleichem Gehalt. 1) Freudigkeit im Tode. Ein junges Weib, eine glückliche Gattin stirbt mit bewundernswürdiger Freudigkeit, an der die Sehnsucht nach ihrem vorangegangenen einzigen Kinde nicht geringen Antheil hat. 2) Das gebrochene Herz. Eine Witwe, von ihrem Verführer schmerzlich getäuscht, stirbt im bittersten Elend, aber Gott ergeben. 3) Was muß ein Mutterherz tragen! Eine Mutter verliert in Einem Jahre ihre drei Kinder. Ist doch nicht das Schwerste, was manches Mutterherz zu tragen hat! 4) Die zu späte Hülfe. Parabel mit überflüssiger Deutung. 5) Das Geständniß. Eine Sterbende kämpft mit Gewissensangst, stirbt aber, ohne dem Beichtvater das Verbrechen, dessen sie verdächtig geworden, zu bekennen. 6) Das Geisterschiff. Phantasie eines Träumers. 7) Die Mahnung zur Rückkehr. Ein Trunkenbold wird durch eine Parabel, welche der Seelsorger ihm ans Herz legt, zur Sinnesänderung bewogen, stirbt aber, bevor er diese auf die Dauer bewähren kann. 8) Die 16jährige Mutter. Das arme betrogene Mädchen stirbt, ohne ihren Verführer zu nennen, weil sie seinen Namen zu verschweigen gelobt hat. 9) Die köstliche Perle. Eine Reflexion — unbedeutend. 10) Der Traum. Von dem Träumer des Geisterschiffs, mit Betrachtungen über Träume. 11) Die Rache. Einer der interessantesten Abschnitte. Ein unvorsichtiges Wort eines Pfarrers hat einen boshaften Menschen zu unversöhnlicher Rache gereizt; er verführt erst die jüngern, dann die ältern Glieder der Gemeinde zur Verachtung des Pfarrers, Vernachlässigung des Gottesdienstes, zu Unglauben und Sittenlosigkeit. Der unglückliche Pfarrer muß weichen. Der liebreichen Milde und Weisheit seines Nachfolgers gelingt es — auffallend schnell — die Verführten auf den rechten Weg zurückzuführen. 12) Liebe im Tode. Zwei Freundinnen sterben bald nacheinander, als eben zwei junge wackere Männer um ihre Liebe sich bewarben. 13) Die Werke des wahren Glaubens. Ein sonst wackerer Mann trübt seine glückliche Ehe durch grundlose Eifersucht und versinkt dann in pietistische Thorheit, in der, wie seine Ehe, so sein Lebensglück völlig zerrüttet wird. Die beigefügten Bemerkungen ermangeln der nöthigen Klarheit. Der Verf. meint: „Der Pietismus und noch mehr der Mysticismus, der sich eines besondern Vorzugs vor andern Menschen rühmt, zerreißt das Band der allgemeinen Menschenliebe, schließt sich von ihrer Gemeinschaft aus und nennt sich Lieblinge, Günstlinge Gottes." Abgesehen von der Confusion in der Bildung dieses Satzes scheint der Begriff des Mysticismus noch confuser zu sein. 14) Die Hochzeit des Armen. Ein armes Weib ehelicht einen ärmern, durch das Herabfallen von einer bedeutenden Höhe kindisch gewordenen Mann, dem sie ihre erste Liebe treu bewahrte. 15) Die Glieder der Ärgerniß. Auslegung der Worte: „So deine Hand oder dein Fuß dich ärgert u. s. w." 16) Die Weihe zum Tode. Ein junger Mann empfängt in unheilbarer Krankheit, bei scheinbarer Bereitschaft zum Sterben, das heil. Abendmahl und klammert sich dann an die wiedererwachte Liebe zum Leben so krampfhaft an, daß er, jeden Gedanken des Todes verbannend, den Arzt am Bette festhaltend, drei Tage seinen letzten Kampf verlängert. 17) Die Engelwache, Gespräch. Unbedeutend.

Das zweite Bändchen, von dem schon durch andere Schriften vortheilhaft bekannten Herrn P. Wildenhahn, ist eigentlich nur in den zwei ersten Abschnitten eine Fortsetzung des ersten. Hr. W. berichtet in der Vorrede, daß er durch den Hrn. Verleger zu dieser Arbeit veranlaßt worden sei, daß er, was man an des Ambrosius Sammlung getadelt, insonderheit die allzu große Kürze der Erzählungen, nach Kräften zu verbessern gesucht, und daß diese Mittheilungen keineswegs ein Beitrag zur Pastoralklugheit sein sollten. „Dazu sind die Vorfälle selbst zu unbedeutend, und das Benehmen des Seelsorgers dabei ist vielleicht nicht immer das richtige." Seltene Bescheidenheit eines Schriftstellers! Was theilt er mit aus seinem Vorrath? 1) Die Angst ums Brot. Ein armer, aber doch nicht ganz dürftiger Mann, der in seinen Verhältnissen bei kräftiger Gesundheit, unterstützt von einer thätigen und ordentlichen Hausfrau, an dem Unentbehrlichsten keinen Mangel litt und zufrieden mit seinem Loose leben konnte, gab sich der ängstlichen Sorge um das tägliche Brot so kleinmüthig hin, daß er gelähmt und wahnsinnig ward, bis ein früher Tod ihn aus allem Jammer erlöste. 2) Die doppelte Hülfe. Ein talentvoller und gebildeter junger Mann ließ sich durch grenzenlosen Leichtsinn, der seine Amtsentsetzung herbeiführte, zu mancherlei Betrügereien verleiten und wird durch die freundliche Aufnahme und Hülfe, die er bei einem würdigen Landpfarrer findet, zu einer gründlichen Sinnesänderung bewogen, kurz zuvor, ehe seine Verbrechen entdeckt und mit der wohlverdienten Zuchthausstrafe vergolten werden. Nach seiner Entlassung sendet er dem wohlthätigen Pfarrer mit dem empfangenen kleinen Darlehn die Bekenntnisse seiner Verirrungen und seiner Bekehrung, und schifft sich dann nach Amerika ein, um dort ein neues Leben zu beginnen. Die Erzählung ist anziehend, und die eingewebten Gespräche und Reflexionen sind meist treffend. 3) Die Weihe zum Prediger. Ist laut der Vorerinnerung (wie das Nachfolgende) eine Zugabe von dem Herausgeber dieses Buchs selbst und ruht mit seinem geschichtlichen Grunde auf dem eigenen Zeugnisse des Mannes (nämlich des ehrwürdigen P. J. Spener), sowie auf dem Zeugnisse aller über ihn erschienenen Schriften. Es soll „durch weitere Ausführung dieses Zuges aus der Kindheit die ungewöhnliche Wirksamkeit des Mannes verständlicher werden". Und dazu ist allerdings diese Mittheilung einigermaßen geeignet, wiewol der Herausgeber von dem Eigenen etwas zu viel hinzugethan und die geschichtliche Thatsache zu romanhaft ausgesponnen hat. War Spener auch früh reif und zeitig auf das Eine, was Noth ist, gerichtet, so spricht der zwölfjährige Knabe doch fast zu altklug. Die Gestalten, die sich um ihn gruppiren, sind anziehend und anschaulich dargestellt und das Ganze gewährt eine recht erbauliche Unterhaltung.

Die „Aehrenlese aus des Herrn Wort" enthält sieben sinnreiche, ansprechende Betrachtungen über biblische Worte. Sie entsprechen allerdings dem Titel „Leben und Sterben", der weitschichtig genug ist, um alles Mögliche darunter zu subsumiren, aber „Erlebnisse", wie die Vorrede versprach, sind sie nicht, wenigstens nur innerliche. Sie füllen jedoch ihren Platz würdig aus und verdienen es sehr, mit Aufmerksamkeit gelesen zu werden; sie sind lehrreich und erbaulich, zum Theil recht aus der Tiefe christlicher Erkenntniß geschöpft. Es ist wol einige Spreu unter dem guten Weizen zu finden, aber des letztern ist weit mehr und so viel, daß jene vielleicht nur von einem kritischen Auge, das von Amtswegen danach umschaut, entdeckt wird, ohne die gerechte Anerkennung der löblichen Gabe zu hindern. Der Verf. steht ziemlich, fast auf festem Grunde, und hat aus seinem guten Schatze von Einsicht, Kenntniß des Menschenherzens und Erfahrung, Altes und Neues mit verständiger Auswahl, in entsprechendem anständigen Gewande mitgetheilt. Und so dürfen wir beide Bändchen, vornehmlich das zweite, zur Erbauung empfänglicher Gemüther aus Überzeugung empfehlen. 81.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

Die Deutschen in Amerika.

In einem Artikel eines Deutschen, den die deutschen Zeitungen in Philadelphia im Monat Mai mittheilten, waren Ermahnungen an die Bürger deutscher Abkunft enthalten. „Es ist allerdings erfreulich", wird in demselben bemerkt, „daß in neuerer Zeit das Streben, die Zustände des deutschen Vaterlandes in ihrem Fortgange dem hiesigen deutschen Publicum zeitweise darzustellen, von mehren Seiten ersichtlich wird. Die in Philadelphia von Deutschen gehaltenen öffentlichen Vorträge bekunden dies. Das Verdienst solcher Unternehmungen besteht nicht allein in der Befriedigung des Interesse, das denn doch die meisten Deutschen in Amerika noch an ihrem alten Vaterlande nehmen, sondern sie können auch dazu dienen, Intelligenz und höhere Bildung zu befördern. Hauptgrundsatz muß jedoch dabei, soll besonders das letztere dadurch erreicht werden, getreue Darstellung der Ereignisse ohne Phantasieschmuck, und unparteiische Würdigung, somit Ausschluß aller unstätigen Ansichten sein. Deutschland steht in intellectueller Hinsicht jetzt auf einer Stufe, deren Größe nicht würdigen zu können nur der crassesten Ignoranz gelingen kann. Wer besonders in der neuesten Zeit die geistigen Fortschritte dort beobachtete und das gemeinsame Streben der Edelsten und Würdigsten dieses Landes, die Jahre des Friedens durch Gesittung und Bildung zu einem ewigen Denkmale des Sieges der geistigen Kraft über die rohe zu stempeln, kennen zu lernen Gelegenheit hatte, der wird gern zugeben, daß Deutschland in dieser Beziehung vielen andern Staaten als Muster vorleuchten kann, wenn es auch noch nicht ein Staat ist. So geht Deutschland ruhig unter dem Ölzweige des Friedens einer neuen Periode mit Sicherheit entgegen, einem Ziele, dem wünschenswerthesten, indem es durch die Vermehrung seiner intellectuellen Kräfte sich vorbereitet, nicht nur, wenn der wichtige Zeitpunkt gekommen, den Namen eines freien Volks zu führen, sondern auch geistig stark genug zu sein, ihn glorreich behaupten zu können! Diese Ansicht widerstreitet freilich der Solcher, welche sich bemühen, das jetzige Deutschland als ein unmündiges Kind darzustellen, ihm wol gar Krebsscheeren anhängen und dort ein retrogrades Leben erblicken. Aber nicht immer besteht das Glück der Reformen, huldigen sie auch den besten Principien, in ihrer gewaltsamen Ausführung, und das, wenn auch edle Feuer einer enthusiastischen Jugend für die gute Sache erreicht das Ziel oft nicht so bald wie das bedachtsame und planvolle Handeln des reifern Alters. Jedes augenblickliche Unternehmen, Deutschland zu einer Republik constituiren zu wollen, würde für dasselbe nur das Grab dieser besten und naturgemäßesten Verfassung sein. Geistige Reife ist die einzige sichere Grundlage der Freiheit und vor Allem muß man daher in Deutschland bestrebt sein, erst geistige Mündigkeit in der vollen Bedeutung des Worts für einen neuen Zustand der Dinge hervorzurufen. Ich kann mich nicht enthalten, diese Bemerkungen zugleich mit einer Ermahnung an die jetzt in Amerika ansässigen Deutschen zu begleiten, nämlich der, daß sie über die mehr oder minder ihnen doch entfremdeten Zustände in der alten Welt die eigenen in ihrem neuen Vaterlande nicht vergessen und vernachlässigen mögen! Zu dem Lande, das uns geboren, zieht uns noch die Sympathie, die holde Erinnerung, die Jedem eigen bleibt an den Ort, der die ersten Eindrücke in ihm hervorgerufen. Die Zeit, die die trüben Bilder gern aus dem Gedächtnisse der Menschen verwischt, hat in manchen Deutschen, die als Verfolgte den Boden der neuen Welt betraten, wol nur die Erinnerung an die heitern in ihrem Geburtslande verlebten Stunden noch zurückgelassen, und gern vernehmen sie noch Kunde von dort, ein natürliches, theilnehmendes Gefühl zu befriedigen. Insofern möchte das Interesse für ihr deutsches Vaterland bei den meisten Deutschen in den Vereinigten Staaten noch rege sein, selbst bei denen unter ihnen, welchen auch jenseit des Oceans noch eine gewisse Bitterkeit gegen ihr voriges Vaterland eigen geblieben. Dieses Interesse ist gleichwol für die Mehrheit nur ein allgemeines; ein viel näher liegendes, ja ein dringenderes sollte für die Deutschen in Amerika das ihrer Stellung im neuen Vaterlande sein. Hier ist jetzt der Boden unsers Wirkens, hier wollen wir die Früchte unsers Thuns ernten und die Art und Weise, wie wir hier würdig dastehen, ist von weit größerm Interesse, sollte es wenigstens sein, als die Kritik über die Zustände eines Landes, die aus so weiter Ferne mehr oder minder genau und richtig beurtheilen zu können oft sehr schwierig ist. Ein weit verdienstvolleres Unternehmen, ja ein dringend zu wünschendes wäre es, unter allen Deutschen in Amerika den Sinn für das politische Leben ihres neuen Vaterlandes zu beleben, sie anzufeuern, die Institutionen dieses Landes genau kennen zu lernen, damit sie eine gleich kräftige Stimme mit den Eingeborenen in den politischen Angelegenheiten erlangen und ihr Einfluß sich in allen den Dingen vermehre, bei denen es sich um ihr Wohl so gut handelt wie um das Anderer. Warum halten die Deutschen nicht, wenn es auf politische Lebensfragen ankommt, überall nach Zeit und Umständen Versammlungen, um solche Fragen zu beleuchten, dadurch eine allgemeine, Jedem in diesem Lande so nothwendige Verständlichkeit hervorzurufen und so das Interesse am politischen Leben unter sich zu befördern? Der daraus entspringende Nutzen ist einleuchtend und die Achtung der Deutschen bei den Anglo-Amerikanern kann dadurch nur gesteigert werden. Seien wir aufrichtig und gestehen es nur frei, es herrscht unter den Deutschen in Amerika im Allgemeinen nicht jene rege Theilnahme an dem politischen Leben dieses Landes, welche ihr eigenes Interesse verlangt. Nur zu Viele können sich von der Gleichgültigkeit dagegen, die ihnen die Verhältnisse der monarchischen Staatsordnungen in der alten Heimat eingeimpft haben, nicht trennen. Dieser Mangel an thatkräftigem Interesse muß bei republikanischen Bürgern wegfallen. Wer in einer Republik unterläßt, Theil an den politischen Bewegungen in derselben zu nehmen, wer sich mit den Institutionen ihrer Verfassung nicht soviel es die Verhältnisse und Umstände erlauben — denn wir wollen nicht etwa zu politischer Kannegießerei auffodern — bekannt zu machen, um sein Urtheil darüber zu bilden zu suchen, der erfüllt die Pflichten eines republikanischen Bürgers nicht. Pflicht und eigenes Interesse aber erheischen es von Denen, die durch höhere Bildung und Talente befähigt sind, den Minderbegabten auf diesem Wege durch öffentliche Vorträge entgegenzukommen, und das allgemeine Interesse der deutschen Bewohner dieses Landes wird durch öftere Versammlungen der Art nur gefördert werden."

Im Laufe des Monats Mai 1842 sind in den Häfen der Vereinigten Staaten 24 Schiffe, 10 Barken, 4 Briggs und 2 Schooner eingelaufen, welche sich mit dem Walfischfang beschäftigt hatten. Sie brachten 32,558 Fässer Sperm und 35,952 Fässer Walfischöl mit.

In Neuyork muß die Liebhaberei an Eichhörnchen groß sein. Der „Cleveland Herald" meldet, daß neulich Jemand die Speculation machte, 1800 lebendige Eichhörnchen auf dem Dampfschiffe General Scott einzuschiffen, um sie auf den Markt nach Neuyork zu bringen. 33.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 314. —— 10. November 1843.

Über den Ursprung des Theaters in Italien.

(Fortsetzung aus Nr. 313.)

Die ältesten Nachrichten von Darstellungen der Mysterien reichen bis in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts. Nach einigen alten Chroniken wurde in Padua zu Ostern 1243 im Prato della Valle ein solches Schauspiel aufgeführt. Auch in Friaul war an den Pfingsttagen 1298 eine große Vorstellung der Leiden Christi, der Auferstehung, der Himmelfahrt, der Ausschüttung des heiligen Geistes und des jüngsten Gerichts, die in dem erzbischöflichen Hofe von der Geistlichkeit aufgeführt wurde („*Muratori* Script. Rerum ital.", Bd. 24, S. 1205). Noch früher, schon 1264, wurde sogar in Rom eine eigene Brüderschaft gegründet, die Compagnia del Gonfalone, welche die jährlich in der Charwoche im Colisео aufzuführende Passion leitete. Von ihrer Amtsthätigkeit existirt noch ein Zeugniß in der großen und feierlichen Aufführung der Passionsgeschichte am Charfreitag (das Jahr ist ungewiß, fällt aber in die Mitte des 15. Jahrhunderts): „La rappresentazione del Nostro Signor Gesu Cristo, la quale si rappresenta nel Colliseo di Roma il Venerdi Santo con la SS. Ressurezione istoriata", an welcher drei Verfasser gearbeitet haben, Giuliano Dati von Florenz, Bernardo di mastro Antonio von Rom und Mariano Particappa. Die Vorstellungen dieser Brüderschaft dauerten in Rom bis gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts, an andern Orten aber auch länger. Hierher gehört wol auch die von Villani berichtete große Vorstellung der Hölle auf dem Arno zu Florenz im J. 1304, bei welcher Gelegenheit die Brücke alla Caraja mit einer Menge von Zuschauern zusammenbrach und in den Fluten versank. Aus dem 15. Jahrhundert führt Maffei („Verona illustrata", Th. 2, S. 202) eine lateinische Tragödie von der Passion Christi von Bernardino Campagna an, und eine andere lateinische über denselben Gegenstand von Tommaso da Prato aus Treviso wird ebenfalls in dieses Jahrhundert versetzt.

Der größte Pomp und Aufwand wurde aber im 15. Jahrhundert in den italienischen Farcen in Florenz entfaltet. Dort hatte der blühende Handel und der steigende Wohlstand die Vergnügungssucht und den Luxus aufs höchste gesteigert, und nicht sowol der Inhalt des Stücks als vielmehr die größtmögliche Pracht der Aufführung wurde nun dem schaulustigen Publicum die Hauptsache. Sie wurden theils auf öffentliche Kosten, theils von Privatpersonen gegeben, die dabei ihren ganzen Reichthum zur Schau trugen und sich wie die Römer mit ihren ludis circensibus damit um die Gunst des Volks bewarben. Jeder der vier Districte der Stadt feierte an vier Tagen im Jahr das Fest seines Schutzheiligen, die ganze Stadt gemeinschaftlich aber das Johannisfest zu Ehren des allgemeinen Schutzpatrons. Diese Vorstellungen wurden, wie schon gesagt, meist in der Kirche gegeben, und dabei fand eine Verschwendung und ein Prachtaufwand in den Decorationen, dem ganzen Apparat von Maschinen, Feuerwerk, der Anordnung von Tänzen, Gesängen und ganzen Schlachten statt, wie sie wol im Verhältniß bei keiner Aufführung der neuern Zeit gesehen wurde. Zu den ältesten italienischen von Tiraboschi angegebenen Darstellungen in Florenz gehört der „Abraham und Isaak" in Ottava Rima von Feo Balcari, zuerst in der Kirche Santa-Maria Maddalena im J. 1449 aufgeführt, sowie auch die Rappresentation des „Barlaam und Josaphat" von Bernardo Pulci und eine andere von des Letztern Gattin.

Allein so wie die übrigen Dichtungsarten, so verdankte auch diese im 15. Jahrhundert dem großen Lorenz von Medici ihre Regeneration, Veredelung und die Regelmäßigkeit, welche denn nach und nach zum eigentlichen Drama führen konnte. Diesem universellen Geist und feinen Kunstkenner war es vorbehalten, den oft geschmacklosen Vorstellungen eine bessere Richtung, edlere Tendenz und würdige Form zu geben. Dadurch, daß er in seiner Rappresentation griechische und römische Gottheiten an die Stelle der christlichen Heiligen und Märtyrer einführte, läßt sich die Absicht erkennen, die dramatische Composition durch Annäherung an das Antike zu verbessern; und wenn er allerdings durch dieses Mittel auf einen falschen Weg gerathen ist, der leider durch seine vielen Nachahmer immer fester getreten wurde, so machte er doch durch diese ganz in seiner Zeit liegende Heraufbeschwörung des Alterthums auf dieses und seine Muster aufmerksam, die unter andern Umständen und bei einem freiern Studium ohne Zweifel das italienische Theater zu weit höhern Resultaten gebracht hätten als zu Trissino's „Sofonisba" und Rucellai's „Rosmunda". Lorenz von Medici schrieb eine „Rappresentazione di S.-Gio-

vanni e S.-Paolo" in Ottova Rima, mit eingelegten Gesangstücken (herausgegeben mit einer Einleitung von Cionacci mit andern Rime sacre von Lorenzo, Florenz 1680). Cionacci vermuthet wol mit Recht, daß Lorenzo mit dieser Mysterie die Hochzeit seiner Tochter Magdalena mit Franz Cibò, Nepoten des Papstes Innocenz VIII., feiern wollte und daß seine eigenen Kinder Rollen darin übernahmen. Ginguené (in seiner „Hist. litt. d'Italie", Bd. 4, Cap. 22) glaubt sogar, daß die Rolle des alten Konstantin d. Gr. von Lorenzo selbst gespielt worden sei. Diese Vermuthung, welche wenigstens von Niemandem widerlegt ist, gibt dem ganzen Drama ein besonderes Interesse und den Worten des alten Konstantin eine große Bedeutung, die gewiß damals bei der öffentlichen Feier, die zugleich ein Familienfest war, ihre Wirkung auf die Zuschauer nicht verfehlte, wenn der alte Kaiser seinen Scepter niederlegte, und seinen Söhnen nachdrückliche Lehren gab und ihnen die Grundsätze einzuprägen suchte, denen er und seine Vorfahren ihren Rang und ihr Ansehen zu verdanken hatten (s. besonders die Stanze 98 fg. und 133 fg.). Der Inhalt des Stücks ist das Märtyrerthum der beiden heiligen Brüder Giovanni und Paolo (nicht der Apostel), Eunuchen im Dienst der Tochter Konstantin's d. Gr., Konstanza. Diese ist krank am Aussatz, wird aber von der heiligen Agnes durch ein Wunder geheilt, was ihre beiden Diener Johann und Paul bewegt, zum Christenthum überzutreten. Der alte Kaiser wird unterdessen des Regierens überdrüßig, und übergibt mit Auseinanderlegung seiner Regierungsprincipien die Zügel der Herrschaft seinen Söhnen, auf welche aber bald, immer in demselben Stück, Julianus Apostata folgt. Dieser will die beiden Eunuchen zum Heidenthum bekehren, läßt sie aber, da sie standhaft bleiben, hinrichten. So wenig dramatischen Werth, nach unserm Maßstab, dieses Stück haben mag, so merkwürdig ist es durch die verschwenderische Ausstattung, mit der es gegeben wurde. Die Pracht der Coulissen, die Menge der auftretenden Personen, die Aufzüge des kaiserlichen Hofes und zwei große Schlachten entschädigten die Menge, die überdies nur sehen wollte, für den Mangel an Handlung und interessanten Situationen. Die heilige Agnes erscheint überdies der Konstanza und verrichtet ihr Wunder, die Madonna selbst läßt sich auf das Grab des Märtyrers San-Mercurio nieder, und beide steigen einmal auf einer Maschine in Form einer Wolke vom Himmel herab. Am Ende erhebt sich Mercurius aus dem Grab, um in der Schlacht den Kaiser Julianus aufzusuchen und tödtlich zu verwunden. Die Genesung der Konstanza aber wird durch Schmäuse, Tänze und Gesänge gefeiert.

Ungefähr in dieselbe Zeit fallen drei andere große Darstellungen bei Gelegenheit eines Besuchs, den der Herzog Galeazzo Maria Sforza von Mailand mit seiner Gemahlin Bona, Schwester des Herzogs Amadeus von Savoyen, im März 1471 bei Lorenzo de' Medici abstattete. Die Reise dieses mailänder Fürsten, die er mit einem reich equipirten Gefolge von 2000 Mann machte, und die ihm 200,000 Dukaten gekostet haben soll, gibt eine Vorstellung von dem ungeheuern Reichthum der italienischen Großen damaliger Zeit, aber auch von ihrer unsinnigen Ostentation und Verschwendungssucht. Indessen da er zum Theil gekommen war, um die Schätze der Florentiner kennen zu lernen, und ihre prachtvollen Feste einmal mitzugenießen, so war seine Anwesenheit für diese eine Veranlassung zu ähnlicher Verschwendung. Unter andern Lustbarkeiten wurden ihm und seinem Gefolge zu Ehren drei große Mysterien aufgeführt; das eine stellte die Verkündigung der heiligen Jungfrau, das zweite die Himmelfahrt Christi und das dritte die Ausgießung des heiligen Geistes über die Apostel vor. Bei dem letzten, welches in der Kirche San-Spirito aufgeführt wurde, ereignete sich ein Unglück. Durch das viele Feuer nämlich, das dabei gebraucht wurde, gerieth die Kirche in Brand und wurde gänzlich zerstört. So ward der Geschmack an solchen Mysterien dadurch immer mehr befestigt, daß man sie sowol für jetzt zeitgemäßer einrichtete, als auch überhaupt ihnen eine Form gab, die sich nach dem jedesmaligen Zeitgeist und Geschmack erweitern oder verengern ließ. In die Fußstapfen Lorenzo's trat in Florenz zunächst Antonio Alamanni mit seiner „Conversione di Santa-Maria Maddalena".

Auch andere Städte blieben nicht in dem Interesse an solchen Schauspielen hinter Florenz zurück, wie die feierliche Vorstellung von der Auferstehung Christi in Mailand 1475 beweist, die nach einer alten von Tiraboschi angeführten Chronik vor mehr als 80,000 Zuschauern gegeben worden sein soll, sowie in Modena die Aufführung der Mirakel des heiligen Geminiano dort auf öffentlichem Platz gegeben wurde. Ganz besonders nahm sich aber der Cardinal Pietro Riario in Rom der prachtvollen Ausstattung dieser Mysterien an, und die Durchreise der Prinzessin Eleonora von Aragonien, welche zur Vermählung mit Hercules I. von Este 1473 nach Ferrara ging, war eine erwünschte Veranlassung zu solchen Kunstausstellungen. Nach einer Menge anderer Lustbarkeiten, so sagt ein altes Diarium bei Tiraboschi, ließ der Cardinal den ganzen Platz der SS. Apostoli bedecken, und rings umher Logen von gewirkten Tapeten und Gänge aufrichten, und über dem Portal der Kirche ebenfalls eine reich geschmückte Loge, und ließ von einer florentiner Gesellschaft die Mysterien der heiligen Susanna aufführen. Darauf am Dienstag, so fährt die Chronik fort, wurde die Passionsgeschichte, am Mittwoch die Mysterien von Johannes dem Täufer und von St.-Jakobus gegeben, dann am letzten Juni eine große allegorische Vorstellung von dem Tribut, der den Römern, als sie noch die Welt beherrschten, entrichtet wurde, wobei unter Anderm auch 70 mit verschiedenen Dingen beladene Maulesel vorkamen, alle mit tuchenen Decken bedeckt, worauf das Wappen des Cardinals gestickt war. Und vor dieser Darstellung war die große Mysterie von der Geburt Christi mit den Magiern und von der Auferstehung.

Aus den Mysterien entwickelten sich die Moralitäten, die im 15. Jahrhundert in Italien sehr üblich waren, und dort Fausti genannt wurden. Es waren meist Alle-

genien, in welchen die aus den Mysterien genommenen allegorischen Personen, wie Glaube, Hoffnung, Tod u. s. w., besonders aber die mythologischen Personen agirten. Das 15. Jahrhundert bewegte sich allgemein in seiner Kunst im Gebiet der Allegorie. Das Studium des griechischen und römischen Alterthums übte eine tyrannische Herrschaft aus, und man wußte sich der Mythologie bei den ebenso strengen Foderungen des Christenthums nicht anders zu erwehren, als daß man sie zu lebendiger Darstellung christlicher Tugenden anwendete. Während aber die Mysterien nur buchstäbliche Darstellungen aus der biblischen Geschichte und Legende waren, so brachten die mythologischen Personen schon eine Art Charakterzeichnung und ihre bei den Alten so mannichfaltig verflochtene Geschichte eine gewisse Verwickelung oder Art von Plan in die Moralitäten. Nach der allgemeinen Tendenz des Zeitalters und Volks mußten auch ihre Darstellungen einen burlesken Anstrich haben und die Laster erhielten darin die Rolle der Lustigmacher. Eine solche Moralität findet sich in den Gedichten des Notturno Napolitano, unter dem Titel „Fausto di virtù“, von einem gewissen Giovanni Gerosolimitano von Siena verfaßt, in welchem drei Philosophen zuletzt von der Tugend, der sie bei allen Anfechtungen der Laster standhaft treu geblieben waren, mit Ruhm gekrönt wurden. Diese Art des Drama scheint besonders bei Hochzeiten sehr üblich gewesen zu sein, und dahin mag wol das von Quadrio (Th. 5, S. 62) angeführte, von Ferdinando Silva von Cremona verfaßte Gedicht in italienischen Versen, „Der getreue Liebhaber“, gehören, welches bei der Hochzeit der Bianca Maria Visconti mit Franz Sforza aufgeführt wurde. Einer ähnlichen viel prachtvollern, fast monströsen Darstellung erwähnt Tiraboschi, welche von Bergonzo Botta in Tortona 1489 bei der Durchreise der Prinzessin Isabella von Aragonien, Gemahlin des Herzogs Giangaleazzo Sforza, verfaßt wurde. Hier erschienen auf der Bühne zuerst Orpheus, Amor und die Grazien, die eheliche Treue, Mercur und die Fama, nach ihnen ziehen herein Semiramis, Helena, Medea und Kleopatra, welche verrufene Weiber von der ehelichen Treue hart angefahren, im Wettstreit besiegt, zum Schweigen und zur Flucht gebracht werden; nach ihnen treten als entgegengesetzte Tugenden auf Penelope, Lucretia, Tomiris, Judith, Parzia und Sulpitia, welche natürlich den hohen Zuschauerinnen manches Schmeichelhafte sagen, und den Zug schließt Silenus. In dieser sowie in den meisten dramatischen Darstellungen waren nach dem Geist der Zeit und zur Erhöhung des festlichen Eindrucks mehre Gesangstücke vertheilt (wie überhaupt die Musik einen Haupttheil des katholischen Cultus macht), daher man sie fälschlich für die ersten Versuche der Melodramen oder gar der Opern gehalten hat. Auch in den frühsten italienischen Komödien, die doch nur gesprochen wurden, waren zwischen den Acten einige Lieder oder Madrigale unter der Aufschrift Coro eingeschaltet. Denselben Irrthum in Hinsicht auf Sannazar's Farce zur Feier der Eroberung von Granada, worin mehre Ballete vorkommen und einige allegorische Personen sich zu ihrem Gesang auf Instrumenten begleiten, hat Napoli Signorelli („Vicende della coltura nelle Due Sicilie“, Th. 3, S. 371) bekämpft. Selbst in den ältesten regelmäßigen italienischen Tragödien kommen Musikstücke in Gesängen vor, daher zum Beispiel Poliziano's „Orfeo“ für eine vollständige Oper gehalten wurde, sowie des schon erwähnten Neapolitaners Notturno Tragödie „L'error femmineo“, in Ottava und Terza Rima, worin einige Stanzen von vier Musikern gesungen wurden. Im 16. Jahrhundert war diese Manier noch gewöhnlicher und wurde selbst bei den prosaischen Dramen angewendet.

Solche Vorstellungen der Mysterien gingen dem eigentlichen Drama voraus, und dieses entwickelte sich ganz unvermerkt aus ihnen und bestand eine lange Zeit neben ihnen. Denn in fast allen diesen Mysterien und Moralitäten herrschte zuletzt eine solche Vermischung des Profanen mit dem Heiligen, ein solcher Übermuth des Trivialen und Burlesken, daß es ohne diese Beziehung auf den Cultus, der doch bei den meisten noch sichtbar ist, kaum möglich wäre, sie von den ersten dramatischen Versuchen zu trennen, welche ja ebenfalls entweder zur Feier von Thaten der Könige und Fürsten oder zur Verherrlichung eines Siegs der heiligen Sache verfaßt wurden, und wobei derselbe dichterische Apparat, besonders die allegorische Einmischung antiker und moderner Götter und Heiligen, zu bemerken ist. Auch der äußern Form nach nähern sie sich ganz den Mysterien; sie sind entweder gar nicht in Acte, damals Tempi genannt, oder in sechs abgetheilt, ihre Zwischenacte sind mit Musikstücken und Gesängen ausgefüllt, und die Personen, welche auftreten, sind ebenso gemischter Art wie bei den Mysterien, Götter und gemeine Menschen, Possenreißer und Fürsten. Sie wurden gewöhnlich Frottola, Farsa, Tragicommedia genannt. Der älteste merkwürdige der bekannten derartigen Tragiker, obgleich sie diesen Namen gar nicht verdienen, ist der berühmte Historiker Albertino Mussato von Padua, ein Zeitgenosse Dante's. Er schrieb zwei Tragödien, die „Achilleis“, wovon Achilles der Hauptheld ist, und „Eccerimis“, wozu die zu seiner Zeit noch ganz neue Geschichte des Tyrannen Ezzelino von Padua das Argument gegeben hat. Die griechischen Tragiker waren damals noch ganz unbekannt, und Mussato nahm sich den Seneca zum Muster, den er in einigen unglücklichen Stellen erreichte, in andern aber nur verzerrte. Seine „Eccerimis“, die hier am meisten interessirt, weil sie, obgleich in einem kraftlosen und wenig eleganten Stil abgefaßt, doch einen nationalen Gegenstand behandelt und dadurch immer einige Originalität des Verf. beurkundet, ist in fünf Acte eingetheilt, deren jeder mit einem Chor endigt. Im ersten Act erzählt die Mutter ihren beiden Söhnen, Ezzelino und Alberico, wer ihr Erzeuger sei, und dieser, von welchem ein mattes Bild entworfen wird, ist der Dämon. Der zweite Act dreht sich um die Erzählung eines Boten von dem Unglück des Vaterlands und dem Glück des Tyrannen. In dem dritten unterhält sich dieser mit seinem Bruder von den schon glücklich vollführten Planen und von neuen Unternehmungen. Die Einnahme von

Padua wird ihnen gemeldet, und sie gehen mit ihren Truppen ab, um diese Stadt wieder zu gewinnen. Sogleich erzählt der Chor Ezzelino's Zug und Sieg, seine Rückkehr nach Verona und die schreckliche Metzelei der Gefangenen. Nun häufen sich die Begebenheiten, denn im vierten Act erzählt ein Bote den ganzen Krieg des Tyrannen in der Lombardei, die gegen ihn gebildete Ligue und seinen Tod. Den ganzen fünften Act nimmt die Erzählung von dem Tod seines Bruders Alberico ein (Ginguené, VIII, 16). Auch Petrarca versuchte sich in dieser Gattung und schrieb die Komödie „Philologia", wie er selbst in einem Brief sagt, zur Belustigung seines Gönners, des Cardinals Johann Colonna. Er sah aber selbst ein, daß sie nichts taugte und wollte sie nicht einmal seinen Freunden mittheilen, sodaß keine Copie derselben mehr übrig ist. Auch Giov. Manzini dalla Motta, aus der Lunigiana im 14. Jahrhundert gebürtig, schreibt in einem seiner Briefe von einer Tragödie, die er über den Fall des Antonio della Scala in Verona gedichtet habe, und theilt einige Verse aus derselben mit, die selbst den unermüdlichen Tiraboschi von der weitern Bekanntschaft abgeschreckt haben. Auch Pierpaolo Vergerio schrieb in seiner Jugend eine Komödie, betitelt „Paulus Comoedia ad Juvenum mores corrigendos".

(Die Fortsetzung folgt.)

Citate.

Bei einer Irland betreffenden Debatte im englischen Unterhause wendete vor kurzem ein Mitglied auf O'Connell die zwei Zeilen an:

For he that fights and runs away,
May live to fight another day.

Bald nachher wurde im Restaurationszimmer die Frage aufgeworfen, wer denn eigentlich Verfasser dieses wohlbekannten Couplet sei. Die Meinungen waren getheilt; das führte zu einer Wette, und die Wette wurde durch ein Citat entschieden. Collet erzählt nämlich in seinem von Allerlei handelnden Buche „The relics of literature", daß dasselbe Couplet eines Tages in Bootte's Club Gegenstand einer beträchtlichen Wette gewesen sei. Die meisten Stimmen und darunter sämmtliche Gelehrte von Profession erklärten es für eine Stelle aus Butler's „Hudibras". Das brachte die Wette auf zwanzig gegen eins. Der im Rufe literarischer Allwissenheit stehende Verlagsbuchhändler und Schriftsteller Dodsley wurde zum Schiedsrichter gewählt und Dodsley lachte über den Einfall, ihn deshalb zu fragen. „Jeder Narr weiß ja", antwortete er in der ihm eigenen derben Manier, „daß das Couplet von Hudibras ist." „Ganz gut", versetzte George Selwyn (auch ein bekannter Name) „wollen Sie also wol die Güte haben, einen alten Narrn, der zugleich Dero hochweiser Gelahrtheit ergebenster Diener ist, kürzlich zu belehren, in welchem Canto das Couplet vorkommt?" Dodsley holte das Buch, blätterte vor- und rückwärts, konnte aber die Stelle nicht finden. „Morgen", sagte er. Allein da mußte der weise Bibliopole gestehen, daß man den Verfasser jenes wohlbekannten Couplet nicht zu wissen brauche, ohne gerade ein Narr zu sein. Die Wahrheit ist, jene Zeilen stehen in einer kleinen, obscuren Sammlung gemischter Gedichte eines Sir John Mennes, der sie unter der Regierung Karl's II. herausgegeben hat. Inzwischen findet sich bei Butler allerdings eine ähnliche Stelle. Sie heißt:

For those that fly may fight again,
Which he can never do that's slain.

Was Dodsley und Andern begegnete, dürfte sich bei manchem deutschen Philologen wiederholen, wenn er sagen sollte, von wem der lateinische, unser deutsches: Aus dem Regen unter die Traufe kommen, bedeutende Vers herrühre: „Incidis (auch Incidit) in Scyllam, cupiens (auch qui vult) vitare Charybdim". Der Gewissenhafteste würde vielleicht höchstens zwischen Virgil und Ovid schwanken. „Virgil oder Ovid, kein Anderer." Und doch steht der Vers weder im Virgil noch im Ovid, sondern ist das Eigenthum eines lateinischen Versifex aus dem 16. Jahrhunderte, Namens Philipp Gualtier, ein Franzose. Sollte dieser nicht Eigenthümer sein, so kommt wenigstens der fragliche Vers bei ihm zum ersten Male vor.

Wie oft ist der herrliche Gedanke aus Benjamin Franklin's Grabschrift citirt worden, der Sterbende gleiche einem Buche, nahe daran, von seinem großen Autor neu aufgelegt zu werden. Aber Franklin war nicht der Erste, der dieses schöne Gleichniß gebrauchte. Es existiren zwei viel ältere englische Epigramme von ungenannten Verfassern, die es folgendermaßen ausdrücken. Das Erste:

The world's a book, writ by th' eternal art
Of the great Author; printed in man's heart;
'Tis falsely printed, though divinely penn'd,
And all the errata will appear at the end.

Das Zweite:

The world's a printing house; our words are thoughts;
Our deeds are characters of several sizes;
Each soul's a compositor, of whose faults
The Levites are correctors; and heaven revises;
Earth is the common press, from which being driven,
We're gather'd, sheet by sheet, and bound for heaven.

14.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Belletristisches.

Wie wenig doch die meisten Schriftsteller ihren Vortheil verstehen und nicht selten ihren eigenen Credit zu Grunde richten! Delécluse hat sich durch seine Darstellungen aus der Geschichte von Florenz („Florence et ses vicissitudes", 2 Bde., Paris 1837) und seine Arbeiten über Dante nicht unvortheilhaft bekannt gemacht. In seinen Kunstkritiken der „Débats" läßt sich weder tiefe Bildung noch sonderliche Kenntniß, aber doch wenigstens guter Wille und Redlichkeit erkennen, der in der heutigen Presse schon ein seltenes Erbtheil ist. Diese neuern achtbaren Leistungen Delécluse's hatten bereits seine frühern poetischen Productionen vergessen lassen, namentlich hatte man ihm die abgeschmackten Romane und Novellen vergeben, die er von früherher auf dem Gewissen hatte und die er nun, Gott weiß warum, mit einem Male wieder ans Licht zieht. Sie erscheinen unter dem Titel „Romans, contes et nouvelles" in einer sogenannten Charpentier-Ausgabe. Das beste Stück des ganzen Bandes ist noch „Mademoiselle Justine de Liron", eine Novelle, der offenbar eine Geschichte zu Grunde liegt und die vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet keinen sonderlichen Werth hat; ganz platt aber ist seine „Première communion" (Paris 1836), eine Erzählung, in der kein Fünkchen poetischer Erfindung zu entdecken ist.

Über östreichische Zustände.

Das ausgezeichnete Werk eines russischen Staatsmanns Tegoborski über das östreichische Finanzwesen („Des finances et du crédit public en Autriche", 2 Bde., Paris) ist bereits in unsern politischen Blättern besprochen worden. Wir erwähnen hier desselben nur noch, weil wir aus einigen gelegentlichen Bemerkungen, die darin vorkommen, sowie aus dem ganzen Stil des Werks vermuthen zu können glauben, daß es mit einer Reihe lesenswerther Aufsätze des pariser „Moniteur universel" einen und denselben Verfasser hat. Dieselben betrafen das Unterrichtswesen in Östreich und sollten aus der Feder eines angesehenen ausländischen Diplomaten herrühren.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 315. —— 11. November 1843.

Über den Ursprung des Theaters in Italien.

(Fortsetzung aus Nr. 314.)

Im 15. Jahrhundert erwachte eine große Lust an der dramatischen Kunst, wozu einestheils die nun mehr ausgebildete Mysterie führte, besonders aber das allgemeine Studium der alten Dichter beigetragen hat. Tragödien und Komödien kommen nun häufiger vor, und selbst Akademien beschäftigen sich mit der Ausführung derselben, sie wurden aber deswegen auch bis weit über die Hälfte dieses Jahrhunderts in lateinischer Sprache als der einzig würdigen der Gelehrten abgefaßt. Gregorio Corraro, ein venetianischer Patrizier (gest. 1464), schrieb in seinem achtzehnten Jahr die Tragödie „Progne" in lateinischen Versen. Leonbattista Alberti schrieb in lateinischer Prosa seine Komödie „Philodoxeos", welche zehn Jahre lang für das Werk eines alten Schriftstellers gehalten und als solches sehr bewundert wurde, bis man wußte, daß sie von ihm war. Leonardo Bruni von Arezzo verfaßte die „Polyxena" und Ugolino von Parma die „Philogenia". Merkwürdiger, weil sie über einen Gegenstand aus der neuern Geschichte verfaßt ist, ist die Tragödie „De captivitate Ducis Jacobi", von Laudivio von Neapel, Mitglied der Panormitanischen Akademie. Der Held des in fünf Acte mit Chören eingetheilten Stücks ist der bekannte General Jacopo Piccinnino, welcher von dem König Ferdinand dem Katholischen gefangen und nachher auf dessen Befehl ermordet wurde. Der vierte Act gibt eine Unterredung Ferdinand's mit dem Scharfrichter über die Behandlung des Generals, der sich dem König im Vertrauen auf seine Zusage übergeben hatte. Der Henker dringt mit seinen Gründen für die Ermordung durch und vollzieht diese in einer andern Scene vor den Augen des Publicums. In Bergamo befindet sich in einem alten Codex noch eine lateinische Komödie, „Armiranda", von Giammichele Alberto von Carrara, auf deren Titel ganz besonders angemerkt ist, daß sie aufgeführt wurde Ludis Megalensibus Calixto III. Sacerdote Max. Friderico III. Caesare, Francisco Foscareno Venet. Duce Benedicto Victurio et Leonardo Contareno Patavii Praetoribus. Secco Polentone von Padua (im Anfang des Jahrhunderts) schrieb eine lateinische Komödie in Prosa, „Lusus Ebriorum", welche später 1482 in Trient ins Italienische übersetzt und unter dem Titel „Catinia" als die erste gedruckte italienische Komödie betrachtet wurde.

Besonders aber war in Rom um das Jahr 1480 eine glückliche Periode für das Theater, und dort wurden zuerst die alten Muster hervorgesucht und so der Geschmack auf einen bessern Weg gebracht. Dort nennt sich selbst Giovanni Sulpizio von Veroli, welcher unter Innocenz VIII. Professor der schönen Wissenschaften war, als den Ersten, welcher nach langem Zwischenraum Rom wieder eine lateinische Tragödie gezeigt habe; es ist aber von dieser nicht einmal mehr der Titel übrig. Der eigentliche Erneuerer des römischen Theaters war der berühmte Pomponio Leto, der Stifter der Academia Romana, deren Mitglieder er mit gleichem Eifer beseelte und ihre Einübungen und Vorstellungen leitete. Und zwar ist er schon deswegen der Regenerator der Bühne, weil er die alten Muster, vornehmlich den Plautus und Terentius, den Dichtern wieder vor Augen stellte, obgleich unter seiner Leitung auch neuere Producte aufgeführt wurden. Als die erste in der Reihe dieser Darstellungen wird Plautus' „Asinaria" genannt, wozu die Bühne auf dem Quirinalischen Hügel aufgebaut war. Bald darauf im Carneval 1484 war die Geschichte des Kaisers Konstantin in Reime gesetzt, und in dem Vorhof des päpstlichen Palastes, wo sonst gewöhnlich die nach Hof reitenden Cardinäle von den Pferden stiegen, aufgeführt, während der Papst selbst aus einem Fenster zusah. Das Stück scheint einen außerordentlichen Eindruck gemacht zu haben, denn Derjenige, welcher die Rolle des Konstantin spielte, behielt nachher bis an seinen Tod den Namen dieses Kaisers (*Muratori* „Script. Rer. ital.", Bd. 23, S. 194). Ganz besonders verdient um das Wiederaufleben des Theaters in Rom machte sich der Cardinal Rafaello Riario, Bruder des schon erwähnten Pietro. Aus einem Brief des Sulpizio von Veroli ergibt sich, daß er sich mit den Akademikern des Pomponio Leto in Verbindung setzte und ihre Darstellungen auf alle Art und selbst mit großem Aufwand seines Reichthums beförderte, sodaß sie neben den glänzenden Darstellungen der Mysterien bestehen konnten. Bald ließ er sie vor einer ausgesuchten Gesellschaft und in Gegenwart des Papstes Innocenz VIII. im Castell S.-Angelo, bald in seinem Palast, bald auch öffentlich vor dem ganzen Volk auf dem Forum, das er ganz mit-

Tüchern gegen die Sonne schützen ließ, spielen und sorgte freigebig für Schmuck und äußere Ausstattung der Bühne. Auch für die Aufführung eines großen Schauspiels von Carlo Verardi ließ er in seinem Palast eine prachtvolle Bühne errichten und lud dazu den Papst und das ganze Collegium der Cardinäle ein. Der Gegenstand des Schauspiels war der Sieg des Königs Ferdinand des Katholischen bei Granada, wodurch die Macht der Mauren in Spanien gänzlich gebrochen wurde, eine Begebenheit, die in ganz Italien einen großen Jubel erregte und besonders in Rom durch eine Menge Festlichkeiten gefeiert wurde. Das Schauspiel selbst in lateinischer Prosa hat den Titel „Historia Boetica", und ist auch in der That weiter nichts als die Erzählung der Belagerung in Gespräche gesetzt. Übrigens so wie dieses zeigt auch ein anderes Stück von Verardi, wie weit die dramatische Kunst bei den Italienern in dieser Zeit noch in ihrer Kindheit zurück und wie wenig sie für den rechten Einfluß der alten Muster reif war. Dieses andere ist eine Tragikomödie ebenfalls aus dem Leben des Königs Ferdinand und zwar über seine glückliche Rettung von einem Mordattentat. Der Titel ist „Ferdinandus servatus". Verardi verfaßte es in Prosa und sein Neffe setzte es in lateinische Hexameter, theilte es aber ebenso wenig wie das vorige in Acte ab. Der König wird von einem Mörder verwundet und durch ein Mirakel des heiligen Jacobus geheilt. Die handelnden Personen sind Pluto, Alekto, Tisiphone, Megäre, Ruffo (der Mörder), die Königin, die Amme, St.-Jakob, der Cardinal Mendoza und der Chor. Pluto gibt in einem Athem sein Urtheil über Christus und Mohammed, und spricht zugleich von Piritous, Castor, Orestes und Hercules. Auch in Neapel, dessen Hof mit dem spanischen verwandt war, erweckte die Eroberung von Granada große Festlichkeiten. Unter Anderm verfertigte der berühmte Dichter Sannazaro eine Farce, worin zuerst Mohammed auftritt, über seine Niederlage klagt und vor der christlichen Armee flieht, darauf der Glaube und die Freude in angemessenem Costume über die Vertreibung der Heiden triumphiren und eine große Maskerade mit Ballet den Schluß macht. Dieses Stück, welches vielmehr zu den Allegorien als zu den Dramen gehört, und mit viel Gesängen und Tänzen durchflochten ist, wurde am 4. März 1492 in Gegenwart des Herzogs Alfons von Calabrien in Neapel aufgeführt.

Doch war man in Rom ungeachtet des Aufwands in den Bühnen noch nicht auf den Gedanken gekommen, ein ständiges Schauspielhaus zu bauen. Dieser Ruhm gebührt dem Herzog von Mantua, sowie auch derjenige, daß dort das erste italienische Trauerspiel zur Aufführung kam. Die Gonzaga, und besonders der erste Herzog Friedrich, zeichneten sich durch fürstliche Begünstigung des Theaters aus, welches bei jeder Feier eine Hauptrolle spielte. Und so geschah es, daß bei einem Feste, das dem Cardinal Franz Gonzaga zu Ehren veranstaltet wurde, der gerade anwesende berühmte Gelehrte und Liebling des Lorenz von Medici, Angelo Poliziano, auf Bitte des Cardinals in zwei Tagen mitten in dem festlichen Tumult sein Trauerspiel „Orfeo" schrieb, welches in der Geschichte der italienischen Literatur als das erste Stück von eleganter Diction und auch einigermaßen regelmäßiger und interessanter Handlung Epoche macht. Man hat dieses Stück, in dessen Druck und Herausgabe übrigens der Dichter sehr ungern willigte, verschieden beurtheilt, weil es, wie Tiraboschi nachgewiesen hat, von unwissenden Abschreibern und Herausgebern sehr verstümmelt worden ist. Nach einem in Reggio aufgefundenen alten Codex ist aber die Tragödie ganz regelmäßig in fünf Acte getheilt, und fehlt dort die so bitter getadelte lateinische Ode in sapphischem Versmaß zum Lob des Cardinals, welche Orpheus bei seinem ersten Auftreten auf der Bühne außer allem Zusammenhang soll hergesagt haben. Der Inhalt der Tragödie ist einfach die Geschichte des Orpheus, wie er in die Unterwelt steigt, seine Gattin zu befreien, sie aber durch unvorsichtiges Umschauen verliert, darüber trostlos allen Freuden der Liebe entsagt und zur Strafe für diesen Entschluß von dazukommenden Bacchantinnen getödtet wird. Für die Schaulust ist auch durch Decoration gesorgt, indem z. B. im vierten Act, wo Orpheus unter die Erde hinabsteigt, das Theater getheilt ist, und auf der einen Seite die Schwelle der Unterwelt, wo der Sänger ankommt, auf der andern sie selbst zuerst in der Ferne zeigt, dann aber die Scene sich öffnet und Orpheus nun mitten unter den Schrecknissen des Tartarus steht. Es kommen aber auch einige meisterhafte lyrische Gesänge darin vor, wie der Hirtengesang des Aristäus im ersten Act, dann der Gesang des Orpheus, um die Götter der Unterwelt zu bewegen, und besonders die unübertreffliche und wahrhaft classische Dithyrambe der Bacchantinnen, welche den Schluß des Stücks ausmacht.

Das Beispiel von Mantua erweckte in vielen Städten Nacheiferung. Der Herzog Ludwig Sforza ließ in Mailand ebenfalls ein Theater errichten und der Herzog von Ferrara reiste oft mit großem Gefolge hin, um die festlichen Darstellungen zu sehen. In Venedig wurde 1494 eine italienische Komödie von Jacopo Nardi, „L'amicizia", aufgeführt, welche Mercur mit einem Prolog eröffnete. Nirgend aber fand die dramatische Muse bessere Aufnahme und eigentlichere Pflege als an dem prachtliebenden und reichen Hof in Ferrara. Der Herzog Hercules I., welcher in Prachtliebe mit den mächtigsten Königen wetteiferte, ließ in dem Hof seines Palastes ein Theater errichten, wo eine lange Zeit die dramatischen Feste stattfanden. Sein Eifer in Beförderung des Theaters hätte einen bessern Erfolg verdient, und daß dessenungeachtet nur so wenige Originaldramen an diesem Hof ans Licht traten, und diese wenigen kaum die nachsichtigste Kritik befriedigen, während im Epos so Vorzügliches geleistet wurde, sollte uns fast den Beweis liefern, daß die dramatische Kunst nicht zu dem Geist der Italiener paßt. Der Herzog nahm daher zu den lateinischen Komikern seine Zuflucht, und ließ sie eifrig theils von den an seinem Hof lebenden Gelehrten, theils von Fremden übersetzen. Die erste Aufführung war am 25. Jan. 1486

die der „Menächmen" des Plautus, an deren Übersetzung er selbst geholfen hatte und deren würdige Ausstattung er sich 1000 Dukaten kosten ließ. Sie soll aber auch die Bewunderung von ganz Italien erregt haben, und von weiter Ferne, von Mantua, Bologna, selbst von Florenz waren die Fürsten und Herren mit großem Gefolg gekommen, um Zeugen dieses Schauspiels zu sein. Die zweite Darstellung geschah am 21. Jan. des folgenden Jahrs, und dazu hatte der Fürst Niccolo von Correggio ein Originalstück, eine Art Hirtendrama, „Cefalo", in fünf Acten in Ottava Rima, geliefert, welches er selbst aber im Prolog nicht recht zu bestimmen wußte, daher er jedem nach seinem Ermessen überließ, es Komödie oder Tragödie zu nennen. Fünf Tage darauf war wieder ein großes Fest in Ferrara und wurde der „Amphitrio" von Plautus gegeben. Die lateinischen Komödien fanden solchen Beifall, daß man sie öfters bei Festen wiederholte, z. B. 1491 bei der Vermählung des Alfonso von Este mit der Anna Sforza, 1493 bei dem Besuch des Ludwig Moro. Den „Amphitrio" hatte Pandolfo Collenuccio in Terza Rima übersetzt, derselbe schrieb aber auch eine Originaltragödie, „Joseph", für dasselbe Theater. Noch eine Menge anderer Gelehrter waren fortwährend mit Übersetzen des Plautus und Terenz beschäftigt, wie Guarini, und alle diese Stücke gefielen so gut, daß in einem Monat, im Febr. 1499, drei derselben „Trinummus" und „Poenulus" von Plautus und „Eunuchus" von Terenz zwei- und dreimal wiederholt wurden. Unter den Originalschauspielen bemerken wir nur noch zwei Tragödien von Antonio von Pistoja in Terza Rima und mit Gesängen (die eine „Filostrato e Pamfila", die andere „Demetrio"), und den „Timone" des Bajardo (Verf. des „Orlando innamorato") in fünf Acten und Terza Rima, den dieser auf Verlangen des Herzogs von Ferrara gedichtet hatte, und der gewöhnlich für den ersten Versuch im italienischen Lustspiel angesehen wird. Dieser „Timone" ist übrigens nichts Anderes und der Verf. gab ihn auch für nichts Anderes als eine versificirte Übersetzung des Gesprächs von Lucian unter demselben Namen. Denn der Titel heißt „Timone, commedia tradotta da un dialogo di Luciano, a compiacenza dell' ill. Sgr. Ercole Estense Duca di Ferrara". Tiraboschi theilt zwei für die Geschichte des Theaters zu Ferrara wichtige Briefe mit. Der eine ist vom Herzog selbst an den Franz Gonzaga von Mantua, worin der erste sich entschuldigt, dem andern nicht die gewünschten Copien der aufgeführten Plautinischen und Terenzischen Lustspiele schicken zu können, weil die Schauspieler, welche sie aufführten, sich mit ihren einzelnen Rollen nach allen Ländern hin, besonders nach Neapel und Frankreich zerstreut hätten, woraus also erhellt, daß hauptsächlich von Ferrara aus sich die dramatische Kunst nach den andern Ländern hin verbreitete. Der andere Brief ist von dem Prior des Benedictinerklosters an den Herzog Hercules vom Jahr 1503, und begleitet einen Pack Schauspiele, die in Florenz gegeben wurden, und die der Prior nach Ferrara schickt, nicht damit der Herzog von den Florentinern die Schauspielkunst lerne, sondern damit er sehe, wie groß der Unterschied zwischen seinen und den florentinischen Schauspielen sei, in welchen letztern die Possen unter die heiligsten Dinge gemischt seien.

(Der Beschluß folgt.)

Friedrich Staps. Erschossen zu Schönbrunn bei Wien auf Napoleon's Befehl im October 1809. Eine Biographie aus den Papieren seines Vaters **Fr. Gottl. Staps.** Nebst den Zeugnissen seiner Zeitgenossen. — **Karl Johann Friedrich Schulz,** Kämmerer zu Kyritz. Erschossen daselbst am 8. September 1807 auf Befehl des französischen Gouvernements. Berlin, Lesecabinet. 1843. 8. 1 Thlr.

„Nur im Vorbeigehen", sagt Bülau in seiner „Geschichte Deutschlands von 1806 – 30" (S. 129), „gedenke ich des Attentats des Friedrich Staps, der Napoleon zu Schönbrunn am 12. Oct. zu ermorden suchte und bald darauf erschossen wurde. Ein solcher Versuch konnte nur aus äußerster Verblendung und moralischer Verirrung hervorgehen und würde, wenn er gelungen wäre, die Annalen des deutschen Volks befleckt haben. Ein Volk, das keine andern Mittel wüßte, sich von seinen Unterdrückern und Feinden zu befreien als den Mord, verdiente nicht frei zu sein. In der That würde das Attentat Deutschland aller wohlthätigen Einflüsse, die der Befreiungskrieg doch unleugbar in seinem Gefolge gehabt hat, beraubt haben. Es entsprang nur aus einer ganz vereinzelten Stimmung."

Über diese von dem genannten Geschichtschreiber nur kurz erwähnte Angelegenheit gibt die vorliegende Schrift die ausführlichsten Nachrichten. Mehre Jahre hindurch war die Sache so gut wie unbekannt in Deutschland geblieben, nur dunkle, unbestimmte Gerüchte waren verbreitet, bis seit dem Anfange des J. 1813 in Kotzebue's „Russisch-deutschem Volksblatte" (m. s. S. 58 fg. der vorliegenden Schrift) das Attentat auf Napoleon genauer erzählt und dann auch im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen" mehre Anfragen und Beantwortungen in dieser Sache geschahen. Mehre Jahre später erschienen nach Napoleon's Tode die Memoiren von Savary, Rapp und Bourrienne, vor ihnen ward noch das „Memorial von St.-Helena" bekannt gemacht, und man konnte aus diesen Schriften zu ziemlicher Gewißheit über die einzelnen Umstände des schönbrunner Attentats gelangen. Aber noch fehlte es an glaubwürdigen Aufschlüssen über Staps selbst und über die Beweggründe seines Unternehmens. Diesem Mangel wird allerdings durch die vorliegende Schrift abgeholfen. Denn ihr Herausgeber hat sich in den Besitz einer Biographie zu setzen gewußt, welche der Vater des erschossenen Staps, der zu Naumburg am 23. December 1841 (nicht vor einigen Jahren, wie wir auf S. 8 der Vorrede lesen) verstorbene Prediger Staps für seine Familie verfaßt hatte und deren Veröffentlichung ihm gestattet worden ist. Mit Recht hat der Herausgeber dieselbe ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt erscheinen lassen. Denn als die Stimme eines so nahe betheiligten Mannes und als ein ungeschminktes Zeugniß der Wahrheit bedurfte sie keiner Umarbeitung und keines Commentars, um gleichmäßig belehrend und ergreifend zu sein.

Friedrich Staps, geboren zu Naumburg am 14. März 1792, war in der einfachen Sitte einer protestantischen sächsischen Predigerfamilie aufgewachsen. Er wird als ein durchaus guter Sohn geschildert, fleißig, betriebsam und mit Geschick für allerhand technische Fertigkeiten. Im Mai 1806 trat er seine Lehrjahre in der Rothstein'schen Fabrik in Erfurt an und erwarb sich hier durch Fleiß und Treue die Liebe seines Principals. Die Zusammenkunft der Kaiser Napoleon und Alexander in Erfurt, dann der Sieg der Östreicher bei Aspern machten großen Eindruck auf ihn, er meldete es seinen Ältern, so oft er eine

Siegesnachricht vernahm, und hoffte auf die Unterdrückung der Franzosen mit großem Eifer. In dieser Zeit, kurz vor seinem Abgange aus Erfurt, sprach er zum ersten Male gegen zwei vertraute Freunde über seinen Plan, den Kaiser der Franzosen zu ermorden, stellte sich aber, als diese ihm alles Ernstes abriethen und es dem Vater zu schreiben drohten, als sei es nur ein vorübergehender, unreifer Gedanke gewesen. Um so mehr waren seine Freunde und das ganze Haus betroffen, als er am 22. September 1809 plötzlich Erfurt verließ und Alle glauben mußten, er habe dies gethan, um Soldat zu werden. Die Ältern erschraken über diese Nachricht, die Mutter wollte gleich nach Erfurt, fand aber schon unterwegs bei einem Verwandten den Brief ihres Sohnes, der hier S. 29 fg. abgedruckt ist. Aus diesem spricht die innigste kindliche Liebe und tiefer Schmerz, den er seinen Ältern durch diesen Schritt zufügen würde, aber sein Gewissen risse ihn mit Riesengewalt zu seinem Schicksale hin, dessen Laufbahn bald vollendet sein würde und wo ihn dann die ewige Herrlichkeit erwarte, die ihm Gott verheißen habe. Denn der Vater habe ihn ja gelehrt, für das Glück und für das Leben der Nächsten den Tod nicht zu scheuen. Eine bestimmte Andeutung Dessen, was er zu thun entschlossen sei, enthält der Brief nicht. Alle Nachforschungen der Ältern blieben ohne Erfolg, und erst als Anfragen von München und Weimar aus nach den Ältern eines gewissen Stapß kamen, als der Vater über seinen Sohn vernommen wurde, ahnete man, daß etwas Außerordentliches mit demselben vorgegangen sein möchte. Ein namenloser Brief aus Hamburg enthielt am Schluß die Worte: „Nun ist wieder ein Deutscher weniger", und ein anderer theilte unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit mit, daß ein junger Mensch aus Erfurt in Wien erschossen sei, man wisse aber durchaus nichts Näheres. Von Dresden aus ward dem Vater auf die Bitte um einen beglaubigten Todtenschein nur die Antwort: „man spreche nicht gern von der Sache, es sei rathsam für alle Theile, sie ruhen zu lassen".

So lebten die Ältern in tiefer Bekümmerniß, die sie nicht einmal öffentlich zeigen durften, weil die Ängstlichkeit der Behörden ihnen die äußern Zeichen der Trauer untersagt hatte. Dagegen soll Napoleon bei seinem Aufenthalte in München im J. 1809 die Absicht gehabt haben, dem Vater des Fr. Stapß eine Unterstützung zukommen zu lassen, es ist jedoch eine solche nicht erfolgt. Nur erst während der Befreiungskriege empfingen die Ältern die sichern Nachrichten und ersahen späterhin aus den genannten Memoiren die Berichte der Napoleonischen Generale.

Es schließt diese Biographie mit der Warnung des Vaters an alle Jünglinge, daß sie sich durch den Tod seines Sohnes möchten bedeuten lassen, sich nicht größere Lasten aufzubürden, als sie zu tragen im Stande wären, und nicht in den Gang der Vorsehung eingreifen zu wollen.

Die betreffenden Stellen der vier französischen Schriftsteller sind vom Herausgeber vollständig mitgetheilt und somit Alles hier vereinigt, was zur Aufhellung und Kenntniß dieses Ereignisses dienen kann. Die von Bülau als ungewiß hingestellte Notiz, es habe Stapß schon im J. 1806 den Kaiser Napoleon bei der Durchreise durch Naumburg erschießen wollen, ist schon aus dem Grunde unrichtig, weil Stapß gerade damals sich in Erfurt aufhielt.

Im Anhange hat der Herausgeber eine sehr Vielen gewiß unbekannte Begebenheit aus der Zeit der Napoleonischen Zwingherrschaft mit allem Rechte der Vergessenheit entrissen. Die Sache war folgende. Am 30. März 1807 erschienen in der Stadt Kyritz in der Priegnitz ein Commando Schill'scher Husaren von Kolberg aus, um sich der noch vorhandenen preußischen Montirungsstücke zu bemächtigen. Die Bürger nahmen die Husaren gern in ihre Häuser auf, Alles ging in Ruhe vor sich, nur bemächtigten sich die Reiter der Kasse eines durchreisenden Juden, der bei dem Gastwirthe Kersten wohnte, und den man für einen französischen Commissar hielt, oder der es auch wirklich war. Durch diesen ward der Generalgouverneur Clarke in Berlin von dem Vorfalle benachrichtigt und sendete sofort eine Compagnie nassauischer Truppen nebst einem Militaircommissar nach Kyritz, um die Schuldigen zu verhaften und abzuführen. Den Kämmerer Schulz als Mitglied der städtischen Obrigkeit und mit ihm den Gastwirth Kersten traf dies Loos, nachdem der Justizbürgermeister Schrader, als die erste Obrigkeit des Ortes, durch die Zuredungen des jüngern und mit dem Einquartierungswesen beauftragten Kämmerer Schulz sich hatte endlich bewegen lassen, zurückzubleiben. Kaum dreihundert Schritt vom Thore ließ der nassauer Hauptmann Kergefroid den Wagen von der Straße abfahren und eröffnete den beiden schuldlosen Männern, wie sie sofort sollten erschossen werden und er ihnen nur wenig Zeit lassen könnte, ihre Seele Gott zu befehlen. Nach wenigen Minuten lagen Beide durch die Kugeln ihrer deutschen Brüder getroffen todt auf dem Acker. Schulz starb mit der männlichsten Fassung.

Als am 3. Mai 1814 General Clarke in Paris dem Könige Friedrich Wilhelm III. vorgestellt wurde, wandte sich dieser mit harten Worten zu ihm und hielt ihm seine Grausamkeit gegen die Bürger von Kyritz vor.

Dem Herausgeber ist diese Geschichte eines edeln Märtyrers durch den noch lebenden Bruder desselben, Friedrich Schulz, den von Goethe einst so ausgezeichneten Kritiker des berliner Theaters, den vieljährigen Freund und Hausgenossen Stägemann's, zur Bekanntmachung mitgetheilt worden. Also gewiß eine vollkommen lautere Quelle. Und doch hat ein aachener Badegast aus der Gegend von Kyritz in Nr. 265 der „Aachener Zeitung" Berichtigungen dazu mitgetheilt, die wir in unsere obige Erzählung mit aufgenommen haben, da man uns überdies versichert hat, daß diese Nachricht ganz den Erinnerungen der Bewohner von Kyritz entspräche. Das Verdienst des Herausgebers, zwei Begebenheiten aus der trübsten Zeit Deutschlands den Jetztlebenden zur fruchtbaren Ermahnung dargestellt zu haben, wird durch eine solche Berichtigung ganz und gar nicht verkümmert. 9.

Literarische Notizen.

Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs.

M. Maillier de Chassat hat eine Übersetzung des „Dreißigjährigen Kriegs" von Schiller und des „Westfälischen Friedens" von Woltmann, begleitet mit Anmerkungen, herausgegeben: „Histoire de la guerre de Trent-Ans, par Schiller, et de la paix de Westphalie, par Woltmann" (2 Bde.). Ein französischer Recensent vergleicht eine ältere französische Arbeit über den Dreißigjährigen Krieg und die Schiller'sche wie folgt: „Der Pater Bougeant ist ängstlich in seiner Diction, behutsam in seinen Urtheilen, aber in Dem, was die religiösen Interessen betrifft, ist er, obwol Jesuit, ehrlich und sogar tolerant. Er hat sorgfältige Studien gemacht und seine Erzählung ist gemessen, er geht weniger darauf aus, die Menschen zu schildern, als ihre Interessen zu entwickeln, wodurch sie allerdings auch geschildert sind. Niemand ist besser als er in die Geheimnisse der Negociationen eingedrungen. Schiller dagegen scheint nur glänzende Portraits, lebendige Tableaux vor Augen gehabt zu haben. Er schreibt Geschichte, wie man für das Theater dichtet, indem er die Scenen vorbereitet, anordnet und die Effecte berechnet. Er denkt, er schreibt als ein Dichter."

Puseyismus in Amerika.

Eine Abhandlung: „A statement of facts in relation to the recent ordination in S. Stephen's Church, New York", von Dr. Smith und Dr. Anthon, enthält die Nachricht, daß trotz der Einsprache der beiden genannten Herausgeber und Mitglieder des Presbytercollegiums der Bischof von Newyork, Dr. Onderdonk, im Einverständniß mit den übrigen sechs Presbyteren, einen gewissen Mr. Carey zur Ordination gelassen habe, welcher nach der Meinung der Herren Smith und Anthon romanistische und der Lehre der protestantisch-episkopalen Kirche Amerikas schnurstracks zuwiderlaufende Grundsätze aufgestellt habe. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 316. —— 12. November 1843.

Über den Ursprung des Theaters in Italien.

(Beschluß aus Nr. 315.)

In Rom war die glänzendste Zeit für das italienische Theater die Regierung des Papstes Leo X.; doch fehlten besonders dort alle Elemente für die tragische Kunst. Dieser Mediceer liebte allerdings die Poesie, und die unermeßlichen Reichthümer, die ihm Dummheit und Aberglaube aus allen Ländern Europas sammelten, flossen zum großen Theil an seine Tafel, die täglich von lustigen Reimern und Possenreißern belagert war, und er nahm Alle an, wenn sie ihn nur durch ihre Verse belustigten. Diese Vorliebe für die komische Dichtung unterdrückte jedes ernste Genie, was ohnedies in Italien eine Seltenheit war. Um auch die Komödie in Rom zu heben, ließ der Papst die Akademiker von Siena an seinen Hof kommen, welche sich die Gesellschaft der Rohen, Congrega de' Rozzi, nannten und sich schon längst in Siena durch ihre burlesken Darstellungen einen Ruf erworben hatten. Diese machten auf einer im Vatican (Rom hatte noch kein beständiges Theater) errichteten Bühne die römischen Prälaten und Großen mit den Lustspielen des Plautus und Terenz und mit ihren Originalpossen bekannt. Unter den von den Rozzi in Siena aufgeführten Komödien ist nur eine bemerkenswerth, und zwar hauptsächlich wegen ihres Inhalts, weil denselben auch Shakspeare in einer Komödie bearbeitet hat, wie man sogleich aus dem Inhalt ersehen wird. Dies ist die „Virginia", oder auch ohne besondern Titel die Komödie des Bernardo Accolti von Arezzo, der wegen seiner beliebten Sonette l'Unico Aretino genannt wurde. Die Fabel dieses Stücks ist aus der neunten Novelle der dritten Giornata des „Decamerone" von Boccaccio genommen. Virginia, die Tochter eines Arztes und in der Heilkunst erfahren, verliebt sich in einen Fürsten. Der König, der auch Lehnsherr dieses Fürsten ist, liegt gefährlich krank. Virginia unternimmt die Heilung desselben und verlangt zum Lohn die Hand eines der Fürsten. Der König wird geheilt, und der Fürst, der eine gewisse Camilla mit der größten Leidenschaft liebt, muß wider seinen Willen der Retterin seine Hand geben. Er weiß sich aber nicht in sein Schicksal zu ergeben und entfernt sich gleich nach der Trauung. Alle seine Freunde suchen umsonst die Sache zu Gunsten der Virginia zu vermitteln. Er willigt endlich, von den Fürbitten ermüdet, ein, die Tochter des Arztes als seine Gemahlin anzuerkennen, unter der Bedingung, daß sie ihm einen kostbaren Ring, den er nie vom Finger zieht, und zweitens einen Sohn bringe, den er selbst mit ihr erzeugt hat, und setzt darauf seine Bewerbungen bei der Camilla eifrig fort. Virginia folgt ihm nun verkleidet und weiß die Camilla und deren Mutter in ihr Interesse zu ziehen. Dort wird nun die Intrigue so eingeleitet, daß der Fürst mit seinem Ring eine Nacht bei der Camilla erkaufen muß und dann Virginia ihrer Freundin Stelle einnimmt. Auf diese Art werden beide Bedingnisse erfüllt und Virginia die anerkannte Gemahlin des Fürsten. Die Aufführung dieser Komödie zeugt freilich noch von der Kindheit der dramatischen Kunst, aber auch von dem lähmenden Einfluß, den die Petrarchische Sonettenwuth auf die italienische Poesie ausgeübt hat, indem auch dieses Lustspiel, wie fast alle übrigen Compositionen dieser Art, sich nicht über die lyrische Sphäre erheben kann.

Wir sind nun über den Ursprung des italienischen Theaters hinaus an der glänzenden Periode desselben angelangt, welche mit Ariost's „Cassaria", Bibbiena's „Calandra" und Trissino's „Sophonisba" anfängt und uns also zum Schluß mahnt. Die geschichtliche Übersicht jener Anfänge führt uns nur noch zu einigen Bemerkungen. Es scheint vorerst im Allgemeinen, daß die Italiener zur ernstern Tragödie nicht organisirt sind und darin nie etwas Ausgezeichnetes leisten werden. Ihre ganze Natur, ihr Hang zu oberflächlichem Sinnenreiz, zu schnell vorübergehenden, abwechselnden Eindrücken und Genüssen, ließ sie mit besonderer Vorliebe immer mehr das Äußere, die Form vervollkommnen, worüber sie den tieferliegenden Inhalt oft übersahen. Daher warf sich in den frühesten Zeiten ihr dramatisches Talent nur auf die Mimik, worin sie Meister und Lehrer der Römer waren; bei dem Wiedererwachen der Kunst erhielten bald die Opern, Ballets und ähnliche theatralische Ergötzlichkeiten die Oberhand, wobei die dramatische Bedeutung gänzlich untergeordnet war; und selbst bei dem Tragiker Alfieri liegt der tragische Ernst oft nur in der Form, in der energischen, oft auch gezwungenen abgeschnittenen, gepreßten Sprache, die er sich eigens dazu gebildet zu haben scheint, keineswegs aber in dem Sinn und der Handlung. Wie sehr die

Italiener an der Form hängen, zeigt sich in ihrer ängstlichen sklavischen Nachahmung der Formen der alten Komödie und noch in der starren Festhaltung der lateinischen Sprache, die sie in jenem Jahrhundert für jedes Geisteswerk ausschließlich wählten, das ihrer Meinung nach auch im Sinne und der Bedeutung dem alten gleichkommen sollte. Alle Werke jener Zeit aber, die echt national in italienischer Sprache abgefaßt waren, streiften in das Gebiet des Leichtfertigen oder Komischen. Dieser besondere Hang zum Oberflächlichen, zur äußern Form hinderte denn auch das tiefe Eindringen in den Charakter, und ließ sie deswegen die eigentliche Plastik, das vollkommene Herausarbeiten eines Charakters vernachlässigen, wovon sich auch in ihrer ganzen dramatischen Literatur wenig Spuren finden. Daneben bemerkt man bei ihnen die Unmöglichkeit, sich für irgend ein Werk einen erhabenen Standpunkt zu einer großartigen, allgemeinen Auffassung zu gewinnen, wozu freilich auch ihre völlige Unkenntniß fremder Zustände und Nationalitäten und die dadurch erzeugte Einseitigkeit gewirkt hat. Dieser Mangel zeigt sich in ihrem noch immer spukenden Localpatriotismus, er zeigt sich auch in ihrer Geschichtsliteratur, die meistens eine unübersehbare Reihe sehr fleißig gearbeiteter Municipalgeschichten gibt. Was dagegen in der dramatischen Kunst in die niedere Sphäre des blos Förmlichen, des schnellen vorübergehenden Genusses gehörte, wurde von ihnen mit besonderer Vorliebe erfaßt und ausgebildet. Sowie sie daher früher ihre possenhaften Atellanen hatten, so bildete sich in der neuern Zeit vorzugsweise die in vieler Beziehung ganz ähnliche Komödie aus dem Stegreif aus, in deren Possen eben der enge kleinliche Municipalgeist die Hauptrolle spielte. Aus jenem angeführten Charakterzug erklärt sich im 15. Jahrhundert die merkwürdige ausschließliche Aufführung der alte Komödie, da man doch die griechischen Tragiker ebenso gut kannte. Es war derselbe Zug, der sich auch zu den ungereimten Possen hinneigte, womit man die heiligsten Dinge würzen zu müssen glaubte. Obgleich daher die Italiener in den dramatischen Bestrebungen unter allen neuern Völkern am thätigsten waren, so waren doch wegen der angeführten Ursachen die Erfolge dieser Bestrebungen bei ihnen am geringsten. — E. Ruth.

Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz. Herausgegeben von Georg Herwegh. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir erstaunen jetzt mit Recht, wie einst die kluge Politik der Kirche und der beschränkte Fanatismus der Kirchenparteien sich das absolute Recht der Wahrheit vindiciren und jeden Kritiker dieser privilegirten Wahrheit, jeden anders Denkenden und Glaubenden mit Feuer, Schwert und Exil verfolgen konnten. Die Zeiten, sagen wir stolz und fröhlich, haben sich geändert; der Protestantismus hat die Macht der Geistestyrannei gebrochen und es ist wahr: Niemand wird mehr gespießt und gebraten, will er an seinen Gott auf seine Weise glauben will.

Als wenn aber das genug wäre, daß die kirchlichen Glaubensgerichte abgeschafft sind! Der Mensch hat heutzutage nicht nur einen religiösen Glauben, der frei sein soll, er hat auch — die Eigenthümlichkeit seiner Zeit — das Bedürfniß des Denkens und Wissens, des Denkens und Wissens über den Staat, die Gesellschaft, selbst über die Religion und Kirche, kurz über Alles, was den Inhalt des modernen Lebens ausmacht, und die wahre Geistesfreiheit muß sich auch über den Gedanken, über das ganze Gewissen des Menschen erstrecken.

Besitzt unser Zeitalter das Recht dieser innern Freiheit? Niemand, selbst in Deutschland, wagt recht offen das Gegentheil zu behaupten; Jeder, wenn er nicht gerade ein Römling, spricht die Freiheit des Geistes als ein hohes Gut aus, selbst die Partei, die rückwärts marschirt, zeigt Entrüstung, wenn ihr Feindschaft gegen die Freiheit des Gedankens vorgeworfen wird; und dennoch müssen wir an dieser Freiheit, zumal in unserm lieben Vaterlande, zweifeln. Für sich denken, das ist wahr, kann heute noch Jeder, was er nur will: diese Freiheit mußte selbst die Kirche, diese Prüferin der Herzen und Nieren, bestehen lassen. Allein das Recht, die Überzeugung, die uns auf dem Herzen brannt, der Welt mitzutheilen, diese Freiheit, in der das Denken erst Zweck und Erfüllung hat — die besitzen wir noch nicht.

Was würde aus der Religion werden, wenn sie dem Urtheile Jedes preisgegeben wäre? fragte die Kirche oft, wenn sie Bluturtheile oder eine harte, geistestödtende, die Vernunft und die Menschlichkeit empörende Maßregel beschönigen wollte. Wie könnte, fragt ihre Nachfolgerin, die Staatsgewalt, der Staat, die öffentliche Ordnung, die Kirche, bestehen, wenn wir den Geist in Wissenschaft und Literatur nicht fesselten, der über die Gegenwart hinausgreifen und sie in Miscredit bringen will! Eben diese Frage, die so väterlich und unschuldig klingt, beweist es, wie wenig bei uns das Recht der Geistesfreiheit und die sittliche Macht des Geistes begriffen wird, sie beweist, daß man immer noch nicht überzeugt ist, wie die Vernunft kein Privilegium Einzelner, sondern der allgemeine menschliche Geist sei, sie beweist, diese Frage, mit einem Worte, daß unter uns die Freiheit des Geistes nicht existirt. Der Katholicismus, das Princip der äußerlichen Autorität, sitzt uns noch immer im Nacken.

Wem das unwahr dünkt, der erinnere sich an das Schicksal der vorliegenden Schrift und an die Stellung jenes philosophischen Liberalismus, aus dem sie hervorgegangen. Die Einundzwanzig Bogen wurden in dem einen Staate verboten, ehe sie gedacht waren, in dem andern confiscirt, als sie aus Licht traten, und da die Confiscation nicht gänzlich gelungen, von einem oder mehren Staaten wiederum verboten. Wir wollen glauben, daß alle Samen des Preßzwanges, die Beschränkung der Lehrfreiheit, die Manifestationen einer officiellen Wissenschaft, zur vermeintlichen Ehre der Kirche und zum Heile des Staats, nicht aber aus blinden Parteirücksichten unternommen wurden. Kann man aber dann leugnen, daß sich die Staatsgewalt als die factische Richterin des Gedankens und der Wissenschaft benimmt, daß sie eine andere Stellung zur Geschichte und zum objectiven Geiste einnimmt, als der Papst und die Kirche beansprucht hat und noch beansprucht? Die Staatsgewalt hat mit diesem Verbote sowie mit vielen andern derzeitigen Maßregeln ein wissenschaftliches Problem durchhauen, denn sie hat eine wissenschaftliche Richtung als ein Unwahres, als Lüge und Böses bezeichnet.

Ja, sagt man, nicht der Wissenschaft soll hiermit Gewalt geschehen, sondern der Tendenz. Ein neuer Widerspruch! Jede Wissenschaft, wenn sie nicht todt sein soll, hat eine Tendenz; jede Philosophie muß über ihre Zeit hinausgreifen und ihre Resultate geltend machen wollen durch die Kritik des Bestehenden, das — und nicht die Polizei — ist eben die Prüfung ihrer Wahrheit, hierauf beruht der geschichtliche Fortschritt, den doch Niemand leugnen wird. Und was ist die Tendenz der Einundzwanzig Bogen? — Der Umsturz des Staats und der Kirche, die Desorganisation der Gesellschaft durch den Communismus — lautet gewöhnlich die Antwort. Lassen wir hier die Frage um das Recht der Geistesfreiheit und werfen wir einen prüfenden Blick auf die Anklage.

Was ist der Communismus, dieses Gespenst, das Jeder fürchtet und Niemand kennt? muß man billig fragen. Der Republikaner Bluntschli zu Zürich, der fromme Protector des frommen Rohmer, ein Mann, der vor einigen Jahren durch eine reactionnaire Umwälzung in Zürich ans Staatsruder kam, hat uns soeben den Schneider Weitling als den verkörperten Communismus dargestellt. Es leuchtet durch jenes Verfahren viel zu viel Parteihaß und Rancune gegen den politischen Liberalismus durch, die Ostentation mit jenem übergeschnappten Menschen hat sich viel zu sehr als der Versuch einer Verleumdung der freisinnigen Schriftsteller Deutschlands herausgestellt, als daß wir in diesen Enthüllungen etwas Anderes als die fanatische Gestalt des Herrn Bluntschli erkennen möchten. Man kann und muß, bedünkt uns, das Princip des Communismus als ein wahres Princip anerkennen, ohne daß man zu den Ausschweifungen und Schwärmereien der sogenannten Communisten in Frankreich und der Schweiz schwört. Das Princip des Communismus halten wir für so alt als die moderne Civilisation selbst, es ist die Basis der bürgerlichen Gesellschaft. Gemeinsamkeit der Mittel, der Zwecke und der Resultate, dieser Grundsatz hat den gesellschaftlichen Organismus hervorgetrieben, bedingt alle socialen Lebensgüter, und unserer Zeit scheint es namentlich zugewiesen, diesen Grundsatz mit Bewußtsein zur freien vollen Anwendung zu bringen. Die großen Associationen für industrielle Zwecke bis auf die Rentenanstalten und Creditvereine herab, zu denen das conservative Element, der Grundbesitz selbst, zusammentritt — Alles huldigt dem so sehr gefürchteten Princip des Communismus, nur nicht durchgreifend, sondern vereinzelt.

Wenn nun aber das Princip in gewissen Kreisen der Gesellschaft eine drohende und extreme, die freie Persönlichkeit angreifende Gestalt annimmt, wo wird denn das Übel zu suchen sein, im Princip oder in der Gesellschaft! — Die moderne Gesellschaft, wie sie in Frankreich und England zu Tage tritt, trägt, wer könnte sich das verbergen, die Elemente eines furchtbaren Zwiespalts in ihrem Schoose. Auf der einen Seite stehen Besitzende, ausgerüstet mit allen Rechten der freien Persönlichkeit, im Genusse aller socialen Lebensgüter und bevorrechtet, ihr gemeinsames Interesse durch Corporationen und Associationen wahrzunehmen. Die andere dunkele Seite der Gesellschaft aber bildet die besitzlose Masse, die ungeheure unorganisirte Mehrzahl Derer, die nichts besitzen als ihre rohe Arbeitskraft und die, weil ihnen Besitz und Capital abgeht, durch diese natürliche Kraft oft kaum den dürftigsten Lebensunterhalt gewinnen, geschweige, daß ihnen die Möglichkeit des Besitzes, der Grundlage eines höhern Lebensgenusses, gegeben wäre. Man braucht weder habsüchtig noch genußsüchtig, sondern nur ein vernunftbegabtes Geschöpf zu sein, um diesen Zustand der arbeitenden Classen in England und Frankreich, den Besitzenden und Herren in Staat und Gesellschaft gegenüber, hart, unmenschlich und dem Staatsbegriffe entgegen zu finden. Der Staat, das erkennen ja ganz besonders auch unsere conservativen Politiker durch die Liebe zur väterlichen Policei an, soll nicht nur eine Rechtsanstalt sein, sondern er soll dem ganzen vollen Menschen zu seinem sittlichen Dasein verhelfen; und es ist demnach vielmehr ein Zeugniß von der intensiven Kraft der germanischen Race, daß Keiner, auch nicht der Arme, auf seine menschliche Gesammtbestimmung, auf die allgemeinen Güter verzichten will, und daß er auf Abhülfe seines Zustandes denkt, anstatt sein Schicksal in dumpfer Ruhe hinzunehmen. Das Verlangen nach Theilnahme am Staatsleben, nach Ehre, nach Bildung, nach einer gesicherten äußern Lage, ist durchaus ein sittliches Verlangen.

Die Nichtbesitzenden, die modernen Proletarier, wie man sie nennen kann, ahnten längst schon, daß die Vereinzelung in der Gesellschaft ihrem Interesse besonders schädlich sei und daß das Princip des gemeinschaftlichen Interesse, oder des Communismus, ihrer Lage eine andere, solidere Gestalt geben müsse, da es eigentlich das Princip der ganzen Gesellschaft ist. Es entstanden unter diesem erwachenden Bewußtsein in England und Frankreich die sogenannten Arbeitervereine, Schutzbündnisse gegen die Willkür der Reichen wie gegen zufällige Hülflosigkeit, aus welchen eine vollständige Organisation der Arbeit und eine wesentliche Verbesserung der moralischen und materiellen Lage der Arbeitermassen hätten hervorgehen können, wenn die ungebildeten Arbeiter nicht ihrer eigenen Roheit und Unfähigkeit überlassen geblieben wären, wenn die Regierungen den Schutz, die Leitung und die Ausbildung dieser Vereine übernommen hätten. Statt dessen setzten die Regierungen wie die reichen Privaten diesen an sich vernünftigen und billigen Bestrebungen Verachtung, Haß und Verfolgungen entgegen, zwangen die Vereine in ein gefährliches Dunkel zurückzutreten, behandelten die gedrückten Arbeiter wie ihre Feinde und bildeten einen Haß und eine dumpfe Verzweiflung aus, die allerdings zum Äußersten trieb. Wer die Geschichte dieser Bewegungen verfolgt hat, wird dies nicht leugnen. Mit den natürlichen Gemüthern eigenthümlichen Energie und Schwärmerei wurde bald der ganze gesellschaftliche Zustand in Zweifel gezogen, die Persönlichkeit des Besitzes mit seinen Consequenzen als der absolute Feind eines glücklichen und vernünftigen Gesellschaftszustandes ausgesprochen, und das Princip des Communismus in ein Extrem geführt, das die Persönlichkeit und die subjective Freiheit anstatt zu heben und zu Ehren zu bringen, vernichtet. Die Ideale und Schwärmereien der Socialisten, St.-Simon, Fourier, Owen, vollendeten die Verwirrung, den Fanatismus und die Spaltung.

Welcher besonnene Mann, der begriffen hat, wie eng die Persönlichkeit des Besitzes mit der Freiheit zusammenhängt und dem Rechte des vernünftigen Menschen, wird diese Excentricitäten anerkennen oder wol gar dafür den Propagator spielen? Gewiß Niemand, am wenigsten deutsche Publicisten und Gelehrte. Aber ebenso roh, abgeschmackt und grausam ist es, sei es nun aus Beschränktheit oder Egoismus, sein Herz und seinen Verstand dem gesellschaftlichen Übel zu verschließen, den Patienten an den Pranger zu stellen, anstatt nach Pflicht und Gewissen an seiner Heilung zu arbeiten, ihn der Sinnlichkeit und Genußsucht zu zeihen, anstatt die Ursachen der Noth und des Elends muthig zu enthüllen. Nicht der Richter, sondern der Gesetzgeber sollte hier sein Amt beginnen, denn die Processe, wie sie jetzt in der Schweiz und in Frankreich zum abschreckenden Exempel geführt wurden, tragen etwas Unmoralisches an sich, sie verdammen das Elend und den Wunsch der Errettung, sie zeigen den ganzen tiefen Parteihaß und die Zerrüttung der Gesellschaft.

Ein deutscher Schriftsteller, L. Stein, hat sich vor kurzem das Verdienst erworben, wissenschaftlich zuerst diesen Zustand der Gesellschaft und das Wesen des modernen Proletariats entwickelt zu haben: er hat mit großer Gründlichkeit den Zwiespalt der Foderung nach Besitz mit der Persönlichkeit des Besitzes aufgezeigt und den ersten Schritt der Versöhnung und den Keim der Ausgleichung im Communismus, wie er sich in Frankreich herausstellt, gefunden. Die Abhandlung, der in diesem Buche der Communismus zur Last gelegt wird, beschäftigt sich mit der Schrift von Stein; der ungenannte Verfasser erkennt zwar unter mancherlei Aussetzungen die Richtigkeit des Ausgangspunktes bei Stein an, tadelt aber denselben heftig, daß er den Widerspruch zwischen dem Rechte der Persönlichkeit und dem Verlangen nach der Theilnahme an den socialen Gütern nicht zur Auflösung gebracht habe, weil er noch in der Ansicht des Rechtsstaats befangen sei und den Vernunftstaat, der allen seinen Bürgern zu gleicher Verwirklichung ihrer sittlichen Bestimmung verhelfe, nicht kenne oder nicht kennen wolle. Diese Anspielung auf diesen letzten und höchsten staatlichen Zustand wiederholt sich noch mehrmals in den übrigen Abhandlungen. Was der Verf. eigentlich meint, ist kaum ersichtlich, denn der Punkt, um den es sich eigentlich handeln muß, die Frage um das Verhältniß der Persönlichkeit zum Eigenthume, ist gänzlich übergangen.

Das ist die ganze Theorie des Communismus, die hier verhandelt wird; es gehört viel bornirter Parteihaß dazu, um darin den Schüler und Vertrauten Weitling's, wie man uns glauben machen wollte, zu erkennen.

Die übrigen Aufsätze der Einundzwanzig Bogen haben noch viel weniger eine positive Tendenz; sie erörtern kritisch die politische Zeitgeschichte, oder lehnen sich an rein wissenschaftliche Gegenstände an; sie sind mit Gesinnung und Sachkenntniß geschrieben und sagen zwar wenig Neues, haben aber den Vorzug, daß sie bei aller Mäßigung die Dinge ohne Umschweife mit ihrem rechten Namen nennen, weil die Verf. außer der Schußweite deutscher Preßpolicei stehen. Wir heben nur folgende Hauptartikel heraus: „Preußen seit der Einsetzung Arndt's bis zur Absetzung Bauer's"; eine höchst interessante und freisinnige Kritik aller preußischen Regierungsmaßregeln dieser Zeit, besonders derjenigen, welche die Politik der Regierungsgewalt in Bezug auf die geistige Richtung des Staats betreffen. Eine andere Abhandlung, nicht minder wichtig für die Zeitgeschichte, ist „Der badische Landtag von 1842" überschrieben. Das Ministerium Blittersdorff und dessen politisches System ist mit einer Offenheit, Gründlichkeit und Schärfe beleuchtet, daß sich die badische Regierung, wenn wir nicht irren, bemüßigt gefunden hat, das Buch dieser durch die Zeitungen früher nur angedeuteten Charakteristik wegen zu verbieten. Wir zweifeln nicht, daß der Verfasser auch weniger dem badischen Volke wie dem übrigen Deutschland die Sache im Zusammenhange vorstellen wollte. Über die „Fähigkeit der heutigen Juden und Christen, frei zu werden", hat Bruno Bauer geschrieben. Das Resultat lautet: daß der Christ und der Jude mit seinem ganzen Wesen brechen muß, daß aber dieser Bruch dem Christen näher liegt, da er aus der Entwickelung seines bisherigen Wesens unmittelbar als seine Aufgabe hervorgeht; der Jude dagegen hat nicht nur mit seinem jüdischen Wesen, sondern auch mit der Entwickelung der Vollendung seiner Religion (dem Christenthume) zu brechen, mit einer Entwickelung, die ihm fremd geblieben und zu der er nichts beigetragen hat, sowie er auch die Vollendung seiner Religion als Jude weder herbeigeführt noch anerkannt hat. K. Nauwerck erwirbt sich das Verdienst, das bekannte Buch des Grafen Gurowski, in welchem derselbe seinen Landsleuten mit göttlichen und menschlichen Gründen räth, ihre Nationalität vollends aufzugeben und sich naturgemäß und nach dem Willen der Vorsehung Rußland in die Arme zu werfen, in ein helles Licht zu stellen; die kleine Kritik ist ein Muster von Abfertigung solcher charakterlosen Herren. Ein längerer Aufsatz deckt, indem er mehre Jesuitenschriften, namentlich die Predigten derselben zum Grunde legt, das Treiben der heiligen Väter in der unglücklichen Schweiz auf. Es ist freilich leichter, diese Aufklärungen zu confisciren als sie zu widerlegen. „Die deutsche Rechtswissenschaft in ihrem Verhältnisse zu unserer Zeit" von einem ungenannten, aber ebenso patriotischen als unterrichteten Mann, ist wol das Klarste, was über diesen Gegenstand für den Laien je geschrieben worden ist. Vor allen aber hat unser Interesse erregt die „Kritik preußischer Zustände", eine Reihe von Aufsätzen, die durch ihre ungewohnte Freimüthigkeit und gänzliche Umgehung verletzender Persönlichkeiten überraschen. „Die orientalische Frage der deutsch-evangelischen Kirche" halten wir für das Lehrreichste dieser Abhandlungen, obschon die Kritik des preußischen Beamtenstandes auch nicht wenig interessante und neue Gesichtspunkte darbietet. Unter den Kritiken von Büchern möchten wir „Friedrich Sallet" als die erschöpfendste bezeichnen; sie ist ein schönes Ehrendenkmal für den hingeschiedenen Dichter. Die von Herwegh eingestreuten Gedichte indessen dürften weniger ansprechen; ungeachtet der Kraft und Schönheit der Diction leiden sie, wie meistentheils die politischen Gedichte, die sich nicht an ein bestimmtes Ereigniß halten, am Raisonnement.

Die Macht des Geistes, wiederholen wir mit dem Verf., wird auch diesen Sturm bestehen und siegreich über den Trümmern der Selbstsucht ihr neues Reich aufbauen! 22.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Organisation der Arbeit.

Das Beste im ganzen Systeme Fourier's ist offenbar die Idee, daß die ganze Industrie neu organisirt werden müsse. Die unbeschränkte Concurrenz bedroht die Production zu sehr, als daß es länger so dauern könnte. Der Fabrikant und die Arbeit selbst leiden unter ihrem Joche zu sichtbar. Die Organisation der Arbeit (l'organisation du travail) ist die Aufgabe unserer Zeit und die Lösung dieses wichtigen Problems ist in zahllosen Schriften versucht worden. Wir erhalten gegenwärtig zwei Werke, die beide dasselbe Thema behandeln. Das erstere ist ein „Plan d'organisation disciplinaire de l'industrie" von Félix de La Farelle, das andere „Des tendances pacifiques de la société européenne et du rôle des armées dans l'avenir" von Ferdinand Durand. Der Verf. der ersten Schrift, Deputirter des Gard, will bei seinen Reformen auf vernünftige Weise zu Werke gehen und nicht, wie die meisten der modernen Socialreformatoren, von allem Bestehenden absehen. Er sucht seinen Plan vorzüglich dadurch ins Leben zu setzen, daß er einige von den Gesetzen und Gebräuchen, die früher in Wirksamkeit waren und die jetzt der Vergessenheit anheimgefallen sind, wieder zur Anwendung bringen will, so namentlich die Regulirung des auswärtigen Handels, wo sonst die Regierung kräftiger einschritt als gegenwärtig. Wir glauben, daß manche der von La Farelle vorgeschlagenen Maßregeln nicht ohne Erfolg versucht werden könnte. Durand, der selbst Militair ist, will bei der Industrie eine Art militairischer Organisation einführen. Anzuerkennen ist, daß er gerade als Offizier die segensreichen Folgen des Friedens anzuerkennen weiß und die Überzeugung ausspricht, daß die Kriege, die sonst ganze Länder verwüsteten, mit zunehmender Civilisation immer mehr von der Erde verschwinden werden. Er strebt daher dahin, den Armeen eine andere Bestimmung zu geben. Seiner Überzeugung nach würden sie sich mit großem Vortheile bei den großen öffentlichen Bauten und großartigen Unternehmungen anwenden lassen, ohne daß, wie manche Offiziere wol sonst behaupten, dadurch der militairischen Ehre im entferntesten zu nahe getreten wird. Im Gegentheil glaubt Durand, daß die Armeen keinen schönern Beruf haben können, als auf diese Weise zur Ausbreitung der Civilisation beizutragen. Diese Meinung ist schon in einer vor einigen Monaten erschienenen Schrift von C. Pecqueur „Des armées dans leurs rapports avec l'industrie" ausgesprochen worden.

Gekrönte Dichterinnen.

Louise Collet, die Herzensfreundin Cousin's, die Alphonse Karr mit seinen Wespenstichen so geprickelt hatte, daß sie in der Verzweiflung zum Messer griff, um sich an ihrem Verfolger zu rächen, gehört zu den stereotypen Erscheinungen, die fast bei jeder Preisvertheilung der Académie française bedacht werden. Ob ihre poetischen Erzeugnisse immer nur im Interesse der Poesie gekrönt werden, wollen wir dahingestellt sein lassen; genug sie wird bald der Lorberkronen so viel zählen als Hr. Bignan, den man auch nie leer ausgehen läßt. Erst vor kurzem ist ihr wieder für ihr Gedicht auf das Denkmal Molière's der Preis zuerkannt, und Bignan, der Unvermeidliche, hat, wenn wir nicht irren, wenigstens ein Accessit davongetragen. Indessen thut man der Mad. Collet Unrecht, sie mit den inhaltslosen Reimereien dieses classischen Versdrechslers zusammenzustellen. Sie erhebt sich wirklich manchmal, wenn auch nicht gerade in ihren akademischen Preisbewerbungen, zur Höhe der wahren Poesie. Einzelne kleinere lyrische Sachen von ihr sind recht lieblich. Dabei sind ihre prosaischen Werke zum Theil nicht ohne Geschick geschrieben und namentlich ihr letztes Werk „Deux mois d'émotion", das vor kurzem die Presse verlassen hat, enthält manche recht anziehende Partien. Die Schriftstellerin erzählt darin die Eindrücke, die eine Wanderung im Süden Frankreichs in ihr zurückgelassen hat. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 317. — 13. November 1843.

Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des preußischen Staats. Ein praktischer Versuch von Karl Bernhard König. Braunschweig, Vieweg. 1843. Gr. 8. 10 Ngr.

Erster Artikel.

Es ist in Deutschland von jeher so gewesen, daß die religiöse Idee und die Fragen, die Anliegenheiten, welche aus derselben ihren Ursprung nehmen und entfernter oder näher mit ihr in Verbindung stehen, die Geister und Gemüther der Nation lebhaft, und von Zeit zu Zeit selbst am allerlebhaftesten beschäftigten und erregten. In einem gewissen Maße ist eben jetzt ein solcher Moment eingetreten oder scheint doch bevorzustehen. Eine ungewöhnlich starke Bewegung auf dem Gebiete des kirchlich-religiösen Lebens ist nicht zu verkennen. Sie greift hinüber in die politische, die bereits zugleich eine theologische und kirchliche geworden; sie tritt wol selbst vor der politischen in den Vordergrund, scheint in den Mittelpunkt der ganzen Entwickelung der Gegenwart treten zu wollen. So ist es wenigstens in Preußen. Denn freilich kann man es von andern deutschen Ländern weniger, von einem oder dem andern Lande oder Ländchen vielleicht gar nicht sagen. Wie selten und wie schwer war es stets, daß die ganze Nation mit demselben Gedanken sich beschäftigte oder gar gleich stark beschäftigte, für dieselbe Richtung, dasselbe Ziel sich in Bewegung bringen ließ! König's kleine Schrift — denn sie enthält nur wenige Bogen — ist ein Ausfluß, ein ausdrucksvolles Zeichen jenes Zustandes, jener Erregtheit auf dem kirchlich-religiösen Gebiete in Preußen.

Oder vergleichen wir sie einem Schmerzen- und Nothschrei, wie solche vernommen zu werden pflegen, wenn eine widrige drückende Lage, das Bedürfniß der Abhülfe, der Besserung in Kirche oder Staat lebhaft empfunden wird. So verhält es sich aber mit der evangelischen Kirche in Deutschland. Weithin ist seit geraumer Zeit von Geistlichen und Nichtgeistlichen, von Regierenden und Regierten, ein Leidenszustand, manches schwere Gebrechen und die Nothwendigkeit einer wesentlichen Reform derselben gefühlt und erkannt: und dies Gefühl ist lebendiger geworden, die Erkenntniß hat zugenommen, die Klage ertönt vielfältiger und lauter als je eben jetzt. Und welcher Unbefangene könnte es leugnen, daß das protestantische Kirchenthum starke Schatten zeigt, so hell seine Licht- und Glanzseiten strahlen? Daß es — gerade wie seiner Zeit das deutsche Reich — bei aller inwohnenden Kraftfülle, nach innen und außen nur zu schwach und rathlos sich erweist, während es nach außen und im Innern vielleicht zu keiner Zeit seiner ganzen Kraft und deren voller Entwickelung, deren freiesten Gebrauchs mehr bedurfte als eben jetzt, wo eine gesunde, starke, wirksame und geachtete Kirche auch dem Staatsleben, den socialen Zuständen überhaupt, so heilsam und nöthig sein dürfte wie jemals.

Allein, so laut und vielfach die Klage ertönen mag, das Gefühl, die Erkenntniß der Kirchennoth ist doch auch noch nicht so allgemein, so hell und klar als zu wünschen, und noch größer ist die Meinungsverschiedenheit bei der Frage, was zu thun? bei den Hülfs- oder Besserungsrathschlägen, Versuchen — Experimenten. Denn über die Worte sind wir ja längst hinaus. Man ist wirklich seit ein paar Jahrzehnden zur That vorgeschritten, oder hat doch schöne Anläufe dazu gemacht und an und mit der Kirche experimentirt, und zwar so, daß es mehrfach gar kein Spiel oder Spaß gewesen, daß es, wo nicht geholfen, doch ins innerste Leben eingeschnitten hat. Indeß ist das Gute und Verdienstliche bei diesem Experimentiren gewesen, daß seine Unruhe und sein Geräusch, sein Geschick und besonders sein Ungeschick, seine wenigen glücklichen und seine vielen unglücklichen Griffe, seine kleinen Erfolge und seine Vergeblichkeit im Ganzen und Großen wesentlich mitgeholfen haben, die Apathie aufzurütteln, das kirchliche Bewußtsein zu erregen, Viele zur Besinnung und zum Nachdenken, die Trägheit, den stillen Unwillen in Bewegung und den Nothstand recht an den Tag zu bringen. Vergeblich aber mußte das ganze Experimentiren sein, weil weder das zunächst zu beseitigende Grundübel noch das Heilmittel deutlich und allgemein genug erkannt war, und noch mehr, weil man darauf kam, das Heilmittel, wo es sammt dem Grundübel erkannt worden, nicht anwenden zu wollen, und sich daher über das eine und das andere täuschte, das eine wie das andere anzurühren mied und zu verstecken suchte.

Das Grundübel jeder besserungsbedürftigen — politischen oder religiösen — Gemeinheit liegt stets im Innerlichen, dem Gesammtgeiste, nicht im Äußerlichen, der Verfassung. Wol aber kann diese in jenem Verderbniß hineinbringen, gesunde Kraft und heilsame Richtung nieder-

halten, jede wahre Besserung hindern. In diesem Falle ist die Verfassungsfehlerhaftigkeit oder Verderbniß von den Übeln das am Ersten zu bekämpfende, kann sie ihrerseits das Protonpseudos genannt werden. Dieser Fall liegt hier aber vor und in diesem Sinne reden wir, wenn wir sagen: Das Grundübel der deutschen evangelischen Kirche ist ihre ursprünglich mangelhafte, stets provisorisch belassene und obendrein im Laufe der Zeit principwidrig geänderte und wesentlich verschlechterte Einrichtung, was freilich, so sehr es auf der Hand liegt, Diejenigen nicht begreifen wollen, die ein Interesse, und wäre es nur eins der Bequemlichkeit, dabei haben, daß Alles bleibt wie es ist. Kein Papst- oder sonstiges Herrschthum gesteht so leicht ein Reformbedürfniß, läßt so leicht eine Reformation an *Haupt und Gliedern* zu. Ohne Frage kommt in der Kirche zuletzt Alles auf den christlichen, von der Reinheit, Kraft und Innigkeit des Glaubens abhängenden Gemeinsinn an. Er allein kann Gebrechen und Gefahren gründlich heilen und sicher abwenden. *Ohne ihn ist in der Kirche Bedeutendes nie, und kann Bedeutendes nicht geschehen. Aus ihm, aus innerm Leben und Antrieb muß sie erbaut, nicht blos von Seiten des Kirchenregiments geleitet werden*, wenn sie ein gesundes kräftiges Leben führen, *wenn ihr wahrhaft und dauernd geholfen werden soll.* Nur von ihm, *also von der Vereinigung gemeinsamer Kräfte, von der Gemeinde selbst kann die gründliche Hülfe und Besserung ausgehen, nicht von der anordnenden und leitenden Thätigkeit der Kirchenbehörden*; ja die letztere vereitelt jede wahre Hülfe, hindert alle echte Besserung, macht sich selbst unwirksam und vergrößert und vermehrt die Übel, wenn sie jene Viel- und Alleinthätigkeit ist, die der Gemeinde nichts überläßt, den Gemeinsinn, wenn nicht tödtet, doch fesselt und lähmt. Sie ist aber da, und ihr Dasein, der, dies ihr Dasein eben bedingende Mangel eines Organs für den Willen, das eigene Leben, die Mitthätigkeit der Gemeinde, ist das große Gebrechen der Organisation oder Unorganisation der lutherischen Kirche. Sie war und ist gewissermaßen auch da in der katholischen Kirche; sie ist gleichfalls und abermals da, potenzirt und besonders modificirt in der lutherischen. Der Unterschied ist blos der, daß jene hierarchisch, diese von Staatswegen *beherrscht* wird. *Herrschen* von Häuptern und Behörden und das Beherrschtwerden der Gemeinde ist der gemeinsame Charakter beider Kirchenregimente, des priesterlichen und politischen, und jedes hat seine eigenthümlichen Nachtheile.

Die deutsche Reformation wollte die Kirche auf ihre wahrhafte ursprüngliche christliche Gestalt aus der hierarchischen Misgestalt zurückführen, und da sie hierbei ausging vom Gegensatz gegen eingeschlichene Beherrschung der Gemeinde, eine Beherrschung, welche die Selbstbestimmung der letztern ausschloß und die jüdisch-heidnische Mischung des Religiösen und Politischen*) wieder zurückgeführt hatte, so bestand ihre Aufgabe darin, nicht blos die Lehre in der ursprünglichen Reinheit, sondern auch die urchristliche, zwar nicht absolute, doch insoweit zu bewirkende Trennung des religiösen vom weltlichen Elemente im Staate wiederherzustellen, als es die freie Bewegung und Wirksamkeit beider erfodert; der Gemeinde demnach die Selbstbestimmung zurückzugeben, sie zu organisiren zu eigenem Wollen, der Kirche eine genügende Repräsentation zu schaffen, mit andern Worten, Presbyterien und Synoden oder wie man die Ausschüsse und Versammlungen der Gemeinde mit ihren Geistlichen sonst nennen will, anzuordnen. Indem dies nicht geschah, blieb sie unvollendet, und sofern sie einer neuen Kirchenbeherrschung Raum gab, gerieth sie in einen argen Selbstwiderspruch, der um so greller erscheint, und aus welchem um so größere Unfüglichkeiten und Verwirrungen hervorgehen mußten, weil sie von der kühnsten Selbstbestimmung erst eines, dann vieler, d. h. aller der Individuen ausgegangen war, welche von der römischen Kirche sich lossagten und zur protestantischen zusammentraten; weil in dieser die Selbstbestimmung der Individuen zum Princip erhoben und das letztere auch wol auf die Spitze getrieben wurde, während die Gemeinde nicht blos nicht zur Selbstbestimmung gelangte, sondern obenein in ihr dermaliges Verhältniß der Willenlosigkeit gerieth. Es geschah dies aber, wie bereits angedeutet ist, dem Sinn und Geiste der ursprünglichen Ordnungen zuwider, und zwar indem die Anschauungen und Grundsätze der Reformatoren über die Stellung und die Berechtigungen der weltlichen Regenten, der Geistlichen und der Gemeinde in Glaubens-, Lehr- und Kirchensachen mehr und mehr vergessen, misdeutet, misachtet und die Verfassungseinrichtungen der Reformationsepoche in Folge davon theils aufgehoben, theils und noch mehr beim Fortbestehen der äußern Formen so gänzlich umgewandelt wurden, daß das fürstliche Kirchenregiment und die Consistorien jetzt fast das gerade Gegentheil von Dem genannt werden können, was sie ursprünglich waren und sein sollten (wir werden darauf zurückkommen); daß Das, was ursprünglich *Leitung*, vermöge Zusammenwirkens geistlicher und weltlicher Personen und Behörden im Dienst der Kirche und unter Zustimmung der Gemeinde war, in Beherrschung von Seiten des Staats, ein politisches Kirchenregiment umschlug, welches bis zu dem Punkte sich ausbildete, daß die weltliche Macht die ganze der Kirche eignende, ihr von Christo gegebene Kirchengewalt an sich nahm und mehr oder minder nach eigenem Urtheil statt nach dem Urtheile der Kirche übt; daß die kirchliche Regierung, statt unter der Lehre und dem lebendigen Glauben Aller zu stehen, womit sie dem Grundsatze nach in steter Übereinstimmung sich zu halten, worin sie ihre Norm zu erkennen hat, nicht selten sich darüber erhebt und *selbst* die Lehre und die Richtung des Glaubens bestimmen will; daß die Kirche Christi in den meisten deutsch-evangelischen Ländern, vorzüglich in Preußen, als Policeianstalt des weltlichen Staats erscheint, ja, man könnte sagen, den Protestanten unter der Hand gleichsam unversehends abhanden gekommen ist. Denn wenn man auch, sofern man ein guter Dialektiker ist, be-

*) Ein „Fastnachtsspiel des Teufels" nannte Luther bekanntlich die „Vermengung der beiden Regimente".

weisen kann, daß in den deutschen Ländern protestantischen Bekenntnisses eine evangelische oder protestantische Kirche, oder wenigstens protestantische Kirchen, und zwar in den nach Territorien getrennten Gesammtheiten der vielen einzelnen evangelisch Getauften, vorhanden seien, so läßt sich doch auch aus dem Begriffe der Kirche als eines lebendigen Organismus mit Selbstbestimmung, einer echten Glaubens- und Lebensgemeinschaft zur Verwirklichung des Gottesreichs, das Nichtmehrdasein einer evangelischen Kirche oder auch evangelischer Kirchen in Deutschland darthun, sodaß die Existenz derselben, nicht eben zum Ruhme ihrer Glieder, mindestens disputirlich geworden.

Luther, in seinem großartigen Aufrufe an die Häupter und Vertreter der Nation, die kirchliche Reform zur Nationalsache zu machen („An den Kaiser und christlichen Adel deutscher Nation, von des christlichen Standes Besserung", 1520), stellt die geistliche Herrschaft als eine Verschanzung durch drei Mauern dar, die Sätze, daß die geistliche Gewalt die größere sei, daß nur der Papst die Schrift auslegen und ein Concil berufen und leiten könne. Diese Mauern zu durchbrechen, begründet er die Behauptung vom christlichen, der Gemeinde zukommenden Recht der Selbstbestimmung. Um Berufung auf das Gemeinderecht dreht sich der ganze Angriff, dessen Ziel Befreiung von dem römischen Joche, in welchem die Kirche, die deutsche Kirche und Nation insbesondere, gefangen lag, und die Besserung der Kirche war. Zur letztern war nur durch Zertrümmerung des erstern zu gelangen. Derselbe Gedanke leitete ihn bei der Herausgabe einer andern Schrift aus derselben Zeit, die das Seitenstück zu der an den Adel bildet und dieselbe ergänzt, die Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche. Er stellte darin das Papstthum als das Reich Babylon und die Unfreiheit und Willenlosigkeit, in welcher die Kirche durch das römische Lehrsystem, die Priesterschaft, das Papstthum an der Spitze, gehalten wurde, als eine „babylonische Gefangenschaft" dar. Wie er in jener andern den Plan einer vollständigen gründlichen Reformation vorlegte, durch ergreifende Schilderung der grenzenlosen Entartung ihre dringende Nothwendigkeit ans Licht stellte, und zur Ausführung derselben mit flammenden Worten mahnte, zunächst aber auf das Hinderniß hinwies und zur Zertrümmerung der römischen Mauern aufrief: so enthüllte er in dieser mit nie erhörter Klarheit und Kühnheit den Trug, der in der Kirche verübt wurde, brachte den Zwang, welcher der Christenheit angethan wurde, aufs Deutlichste und Lebendigste zum Bewußtsein, und weckte und stärkte bis zu unwiderstehlicher Entschlossenheit in der Nation den Willen, das Gefängniß zu sprengen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Seidenmanufactur in Irland.

In der statistischen Section der British association for the advancement of science las kürzlich (18. Aug.) Dr. W. C. Taylor eine Abhandlung über die irische Seidenmanufactur, wegen deren die Sitzung ungewöhnlich stark besucht war. Von seinen Mittheilungen ist das Wesentliche Folgendes. Die Seidenmanufactur wurde in Irland durch französische Réfugiés (welche wegen der Zurücknahme des Edicts von Nantes ihr Vaterland verlassen hatten) eingeführt. Der Zeitpunkt der Einführung ist nicht mehr mit vollkommener Genauigkeit zu ermitteln, es wird gewöhnlich angenommen, daß ein Vorfahr der gegenwärtig noch existirenden Familie Latouches die Tabinetweberei zuerst um 1693 in Dublin unternommen habe. Die Colonisten begingen gleich anfangs den Fehler, daß sie es sich zur Regel machten, keine Irländer als Lehrlinge anzunehmen um im Alleinbesitz der Handgriffe, Vortheile und Verbesserungen zu bleiben, deren Kenntniß sie mitgebracht hatten. Es ging nun in der That mit diesem Industriezweige so langsam vorwärts, daß 1733 die irischen Seidenfabrikanten den Erzbischof Boulter angingen, ihnen zur Durchbringung eines Gesetzes zu verhelfen, welches das Tragen ostindischer Waaren in Irland verbieten sollte. Erst 1764 ging eine Acte durch, welche den Seidenhandel in die Gewalt der Dublin society lieferte, dergestalt, daß diese ermächtigt war, alle Gesetze und Bestimmungen, die ihr zur Aufrechthaltung desselben nöthig scheinen möchten, zu erlassen. Es ist behauptet worden, daß unter dem Einflusse dieses Schutzsystems die dubliner Seidenfabrikation zu hoher Blüte gelangt sei. Allein die statistischen Tabellen liefern Resultate, wie folgendes: In den 13 Jahren von 1752—64 betrug die durchschnittliche Seideneinfuhr in Irland 15,760 Pf., an Rohseide 48,132 Pf. In den Jahren 1765—77: verarbeitete Seide 18,200 Pf. und rohe nur 45,990 Pf., d. h. die Einfuhr von auswärts fabricirten Waaren hatte zugenommen, während der Verbrauch des rohen Materials und also die einheimische Fabrikation abgenommen hatte. Es scheint, daß diese Abnahme später noch immer bedeutender wurde, wenigstens ergibt sich aus Parlamentspapieren, daß 1784 nur 800 Seidenwirker in Dublin thätig waren und auch nicht einmal alle beständig Arbeit hatten (während 1775 einem Bericht zufolge 3400 Stühle fortwährend im Gange waren, was aber wol übertrieben ist). Durch die Insurrection von 1798 wurde der ganze Handel unterbrochen, und man fand 1800 nöthig, ihm durch einen Schutzzoll von 10 Procent auf die Einfuhr fremder und britischer Seide zu Hülfe zu kommen. Bald darauf wurde die Seidenmanufactur in Lancashire und Cheshire begründet, während die irische durch Combinationen und Handelsvereine harte Stöße erlitt; geschickte Werkleute, welche die willkührlichen Anordnungen dieser Körperschaften nicht ertragen mochten, übersiedelten sich nach England und in diesem Augenblick sind mehr Irländer als Engländer in Macclesfield mit der Seidenweberei beschäftigt. Die Schutzzölle hörten mit 1826 auf, und da die dubliner Seidenwirker durchaus nicht von ihren eigenwilligen Gesetzen abstehen und sich den veränderten Zeitumständen fügen wollten, ging der ganze Industriezweig für Irland zu Grunde. Die Tabinet- (oder Poplin-) wirkerei hat indessen noch Fortgang und liefert Producte, die im Auslande sehr geschätzt sind, da die französischen Stoffe dieser Art Baumwolle statt der Wolle enthalten. Es sind in Dublin jetzt etwa 240 Stühle in Thätigkeit. Herr Taylor legte auch schöne Proben von dieser Industrie vor.

Musikmaschine.

Ein lyoner Journal berichtet, daß ein Seidenfabrikant gedachter Stadt, ein Herr Marlaveau, den Versuch gemacht hat, die Grundsätze, die bei der Construction des Jacquardstuhls in Anwendung kommen, auf die Construction von Spielwerken anzuwenden, und zwar hat er zuerst ein Accordion hergestellt, auf welchem die Tonmuster beliebig verändert werden können, wie die Wirkmuster des Webstuhls. Ob wir nicht bald eine Beethoven'sche Symphonie von einem Jacquard-Orchester ausgeführt hören werden?

Froschregen.

Dem „Worcester-shire chronicle" zufolge ist mit einem heftigen Regenguß, welcher am 28. Aug. statthatte, eine Menge-

von Fröschen herniedergekommen. Tausende sollen zwischen Abend und Morgen aus der Luft gefallen sein. In Stourbridge und der Nachbarschaft, weit entfernt von jedem Platze, wo sie zur Welt gekommen sein könnten, hat man sie in unzählbarer Menge wahrgenommen. Ein Mann ging mit einem Knaben im Sturm von Brettellane nach Stourbridge und der letztere machte den erstern darauf aufmerksam, daß ihm ein Frosch auf den Mantel gefallen; da sie nun auf das Phänomen Acht hatten, sahen sie noch mehre herabfallen. 48.

Bibliographie.

Eiselein, J., Jacob Grimm's Grammatik der hochdeutschen Sprache unserer Zeit. Für Schulen und Privatunterricht bearbeitet. Belle-Vue bei Constanz, Verlagshandlung. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr. 8 Pf.

Die Kommunisten in der Schweiz nach den bei Weitling vorgefundenen Papieren. Wörtlicher Abdruck des Kommissionalberichtes an die H. Regierung des Standes Zürich. (Von Dr. Bluntschli). Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. 11 Ngr. 2 Pf.

Körroglou's, des Räubers und Dichters, Abenteuer und Gesänge. Ein persischer Volksroman. Aus dem türkisch-persischen Original wörtlich in das Englische übersetzt von A. Chodzko. Deutsch von O. L. B. Wolff. Jena, Cröker. Gr. 16. 1 Thlr.

Kothe, H., Der Nebelriese. Buntes für Freunde der Laune. Mit 6 Federzeichnungen von Burch. Giesewell. Hannover, Helwing. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lasaulx, E. v., Prometheus, die Sage und ihr Sinn. Würzburg, Voigt und Mocker. Gr. 4. 10 Ngr.

Lavater's, J. K., ausgewählte Schriften. Supplementband: Zweihundert christliche Lieder. Neue durchgesehene Ausgabe. Zürich, Orell, Füßli und Comp. Gr. 16. 20 Ngr.

Lilie, C. A., Die Emancipation der Schule von der Kirche in ihrer geschichtlichen Entwickelung betrachtet. Kiel, Schwers. Gr. 8. 17½ Ngr.

Mefistofeles. Revue der deutschen Gegenwart in Skizzen und Umrissen. Von Fr. Steinmann. 4ter Theil. München, Expedition des Mefistofeles. Kl. 8. 1 Thlr.

Mickiewicz, A., Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collège de France in den Jahren von 1840—1842. Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. 1ster Theil. 2te Abtheilung. Leipzig, Brockhaus und Avenarius. Gr. 12. 1½ Thlr.

— — Derselbe, 2ter Theil, 2te Abtheilung. Ebendaselbst. Gr. 12. 1 Thlr. 5 Ngr.

Mügge, Th., Gesammelte Novellen. 4ter bis 6ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 6 Thlr.

Nagel, F. G., Friedrich Wilhelm III. der Feste und Milde, König von Preußen. Nach seinem Leben und seinem Charakter für das preußische Volk treu und wahr geschildert. 1ste Lieferung. Erfurt, Müller. 8. 2½ Ngr.

Ortlepp, J. K., Für den deutschen Landmann. Eine Predigt zur Gedächtnißfeier der tausendjährigen Selbständigkeit des deutschen Vaterlandes. Berlin, Eichler. Gr. 8. 2 Ngr.

Peter, C., Beleuchtung des Ruthardtschen Vorschlags und Planes einer äußern und innern Vervollständigung der grammatikalischen Lehrmethode. Leipzig, C. H. Reclam. 8. 10 Ngr.

Quix, Ch., Die Kapelle zu Melaten. Das Landhaus Hasen. Ausgaben der Stadt bei Anwesenheit von Kaiserinnen und bei der Krönung Wenzeslaus zum römischen Könige. Aachen, Roschütz. Gr. 12. 10 Ngr.

Reden, Freih. F. W. v., Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistik. Ein Handbuch für Kaufleute, Fabrikanten und Staatsmänner; auch Grundlage öffentlicher Vorträge in gewerblichen Lehranstalten, sowie zu handelspolitischen und volkswirthschaftlichen Besprechungen. Zunächst für die königl. Handels-Lehranstalt zu Berlin. 1ste Abtheilung. Berlin, Enslin. Gr. 8. Preis des vollständigen Werks 4 Thlr. 15 Ngr.

Retzsch, M., Gallerie zu Shakspeare's dramatischen Werken, in Umrissen. 7te Lieferung: Die lustigen Weiber von Windsor. 13 Blätter. Mit Erläuterungen von Prof. H. Ulrici. Deutsch und in englischer Uebersetzung. Leipzig, E. Fleischer. Gr. qu. 4. 5 Thlr.

Roderich, M., 1814 und 1815. Historischer Roman. Drei Theile. Kassel, Hotop. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Rudolphi, J., Die freien Schätzen. Zwei Theile. Leipzig, Voigt und Fernau. Kl. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Schirges, G., Zwei Gräber. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Schmid, U. R., Keime und Knospen einer Weltanschauung. Leipzig, C. H. Reclam. 8. 17½ Ngr.

Schüz, C. W. Ch., Grundsätze der Nationalökonomie. Tübingen, Osiander. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Steger, F., Allgemeine Weltgeschichte für das deutsche Volk. 1ste Lieferung. Leipzig, Mayer und Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.

Storch, L., Der Thüringer Sängerbund und sein erstes Liederfest zu Molsdorf den 16. August 1843. Blätter der Erinnerung. Gotha, Verlags-Comptoir. Gr. 16. 5 Ngr.

Taschenbuch, Gothaisches genealogisches, auf das Jahr 1844. 81. Jahrgang. Gotha, J. Perthes. Kl. 16. 1 Thlr.

Taschenbuch, Literarhistorisches. Herausgegeben von R. E. Prutz. 2ter Jahrgang. 1844. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Tezner, Preußen. Geschichte seines Volkes und seiner Fürsten von der frühesten bis auf die neueste Zeit. 1ste Lieferung. Leipzig, Naumburg. Gr. 16. 5 Ngr.

Thiele, H., Sechszehn Predigten, zu Rom gehalten. Mit vorgedruckter Liturgie. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Ueber den römischen Ursprung der französischen Sprache. Von A. Rein und H. Kopstadt. Crefeld, Funcke. 4. 7½ Ngr.

Vater, Fr., Untersuchungen über die dramatische Poesie der Griechen. Erstes Heft: Recension der neuesten Schriften von Welcker, Schöll und Bode über die Tragödie der Griechen. Berlin, Eichler. Gr. 8. 10 Ngr.

Vogel, Ch. W., Wie lange wird Deutschland noch seine Größe, seinen Ruhm behaupten? Predigt zur Feier des tausendjährigen Jubiläums der deutschen Selbständigkeit. Schleiz, Wagner. 8. 3 Ngr.

Vulliemin, L., Geschichte der Eidgenossen während des 16. und 17. Jahrhunderts. Aus dem Französischen. Zwei Theile. — Auch unter dem Titel: Joh. v. Müller's, R. Glutz-Blotzheim's und J. J. Hottinger's Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft, fortgesetzt von L. Vulliemin. 9ter Band. Zürich, Orell, Füßli und Comp. 1844. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Waagen, G. F., Kunstwerke und Künstler in Deutschland. 1ster Theil: Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Was ist es mit den Geistererscheinungen? Nördlingen, Beck. Gr. 8. 2 Ngr.

Weil, G., Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre. Aus handschriftlichen Quellen und dem Koran geschöpft. Mit Beilagen und einer Stammtafel. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 3 Thlr.

Weckstern, O. v., Siebenzehn Polenlieder. Leipzig, O. Wigand. 16. 12 Ngr.

Wirth, J. G. A., Die Geschichte der Deutschen. 1ste bis 5te Lieferung. Emmishofen, Literarisches Institut. 4. Jede Lieferung 26¼ Ngr.

Wislicenus, C., Columbus über die Entdeckung von Amerika. Eine Schrift für das deutsche Volk. Mit 1 Karte, die beiden Halbkugeln darstellend. Leipzig, O. Wigand. 1844. 8. 24 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 318. —— 14. November 1843.

Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des preußischen Staats. Ein praktischer Versuch von Karl Bernhard König.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 317.)

Auch jetzt, wenn die evangelische Kirche reformirt werden soll, kommt es vor allen Dingen darauf an, daß die Mauern überwunden werden, hinter welchen der Widerwille gegen die Reform sich verschanzt, und daß in der Kirche das Bewußtsein ihrer Gefangenschaft allgemein erwacht. Das politische Kirchenregiment ist freilich nicht wie das Papstthum jener Zeit mit dem Reiche Babylon zu vergleichen, schon deswegen nicht, weil es diesen Vergleich zu übel nehmen würde; wol aber kann man mit Beziehung auf die dermalige wieder eingetretene Gebundenheit der Gemeinde, auf ihren dermaligen Zustand, nach welchem sie kein Organ ihrer Willensäußerung und Bethätigung besitzt und ohne Zustimmung von ihrer, ohne Verantwortlichkeit von Regierungsseite, regiert, viel regiert wird, und nicht selten direct und indirect noch mancherlei andern Zwang und Gewalt zu leiden hat, — wol kann man in dieser Beziehung von ihr sagen, daß sie sich abermals in einer Gefangenschaft befinde, wie denn auch in Folge ihrer Gebundenheit durch die Staatsgewalt, eben wie einst in der hierarchischen Vormundschaft, Verweltlichung und Lähmniß des Gesammtgeistes eingetreten ist, so mancherlei Unterschiede dabei übrigens stattfinden mögen.

Und diese neue, diese politisch-polizeiliche Gefangenschaft der evangelischen Kirche ist insofern deren Grundübel zu nennen, als ohne ihre Aufhebung keine gründliche und dauernde Reform unternommen, kein Besserungsversuch gelingen oder wesentliche Abhülfe bringen kann, gerade wie im 16. Jahrhundert die Reform nur begonnen werden und siegen konnte nach Zertrümmerung der römischen Mauern, nach Befreiung der Kirche aus ihrer Gefangenschaft. Noch einmal: nicht als wenn mit dem Aufhören der Gebundenheit der Gemeinde und der Aufrichtung von äußern Ordnungen, wodurch die Selbstbestimmung der Gemeinde zurückgegeben und geregelt wird, die Besserung vollendet wäre — sie kann dann vielmehr nur erst beginnen; nicht als ob die Corruption oder die Lähmniß des Gesammtgeistes, des kirchlichen Bewußtseins sofort aufhören würde, wenn man die Gemeinde organisirte, der Kirche Vertretung gäbe — aber die guten und heilsamen Kräfte können sich dann regen in natürlicher Richtung, in ungehemmter Äußerung, und eben hiervon muß man die wahre Reformation erwarten, oder den christlichen Glauben und mit ihm die Kirche aufgeben.

Die Entfernung des Übels, das wir im angegebenen Sinne als das Grundübel bezeichnet, ist indeß aus mehrfachen Gründen sehr schwierig. Es hat einmal die Kraft eines bestehenden, lange hergebrachten, durch — wenn auch noch so rechtsungültiges — Herkommen den Schutz eines legitimen und durch die Kunst der Sophisten den Schein eines rechtlichen Zustandes. Die Gemeinde ist ihn gewohnt und die Gewohnheit hat bei ihr das Gefühl seiner Verwerflichkeit, der Übelstände, welche er mit sich führt, abgestumpft. Zumeist in Folge davon, daß sie von der Mitthätigkeit ausgeschlossen, daß die Lehre, der Cultus, überhaupt die Kirche in eine Richtung, eine Gestalt gebracht ist, die dem lebendigen Bewußtsein so Vieler oder der Meisten zuwider — in Folge hiervon ist sie großentheils entfremdet, gleichgültig geworden; geschwächt ist in ihr das Interesse an der Kirche, von welchem doch die lebendigsten Antriebe zum reformistischen Bestreben ausgehen, in welchem sie ihre beste Kraft finden müßten. Wo aber durch das stille Fortwirken des Geistes der kirchlich-religiöse Sinn lebendiger in ihr ist, oder, etwa durch Misgriffe, offenbare Gewaltthätigkeiten der Behörden, durch irgend welche schroff hervortretende Unzuträglichkeiten oder Verderbnisse stärker als gewöhnlich erregt wird; wo mit Einem Worte der Wunsch der Besserung und selbst der Wille entsteht, dazu zu thun: da fehlt es eben an einem Organe, der Form, dem abgemessenen Rechtsboden, und selbst am Geschicke des Redens und Thuns.

Bei den Regierenden und Herrschenden würde die Besserung so viel sein als Aufgeben eines Theils ihrer Gewalt, Zulassung einer Beaufsichtigung von Seiten der Gemeinde, die Nothwendigkeit, bei der kirchlichen Gesetzgebung und Verwaltung die Übereinstimmung mit dem lebendigen Bewußtsein Aller stets im Auge zu haben und vom Durchfahren zu lassen, und das wird Vielen sehr schwer; sie haben dazu die Fähigkeit, die Bildung, die Selbstbeherrschung und Humanität nicht. Sie haben oft nur sich im Auge und fühlen insgeheim ihre Schwäche; bedenken nicht, daß da, wo die Gemeinde vertreten wird und mit-

redet durch ihre fähigsten Glieder, nur Tüchtige oder die Tüchtigsten ins Regiment gelangen, oder in demselben sich halten können, und daß da das Regieren nicht an und für sich, sondern nur für die Untüchtigen schwerer ist. Sie denken nur daran, daß es für sie schwieriger und unbequemer werden, daß sie es wol gar aufgeben müßten. Sie fühlen wol, daß sie entweder Widerspruch nicht zu ertragen oder Einreden nicht zu beantworten wissen würden. Oder sie fühlen sich stärker, sie glauben leicht, daß Alles ins Chaos zurückfallen würde, wenn sie eben nicht mehr Alles regierten, wenn sie die Zügel aus der Hand gäben. Naturgemäß liegt ihrer ganzen kirchlich-bureaukratischen, aristokratischen oder absolutistischen Anschauung der Begriff einer kirchlichen Gemeindeverfassung und wenigstens theilweisen Selbstverwaltung fern, oder ist ihnen gar ein Gegenstand der Furcht oder des Widerwillens. Naturgemäß sind sie, wenn nicht herrschsüchtig, doch Freunde eines „aufgeklärten wohlmeinenden Despotismus" in der Kirche. Wenn diese vertreten wäre, so könnten sie die Gläubigen nicht mehr mit ihren undankbaren Bemühungen plagen, denselben ihre religiöse Richtung, ihre Lieblingsmeinungen aufzudringen, womit sie Gott oder der Politik einen Dienst zu thun meinen. Oft haben sie von den Leiden und Bedürfnissen der Kirche in ihrer Stellung — selbst die (im Staatsauftrage mitregierenden) Geistlichen — aus ihrer Ferne im hohen Sitz des Regiments oder bei ihrer Eigenliebe (kirchliche Gebrechen erscheinen ja leicht als Vorwürfe gegen ihre Verwaltung, als Beweise ihrer Unzulänglichkeit) nur unvollkommene Vorstellungen; oft genug wohnt ihnen — den weltlichen Geschäftsmännern — von der Kirche eigentlichem geistigen Wesen und Leben keine Ahnung oder doch keine deutliche Kunde bei, woher denn die nicht seltene ungeistliche Behandlung geistlicher Dinge kommt. Staatsmänner oder Herrscher von absolutistischer Gesinnung fürchten oder hassen die selbständige Kraft, die mit einer selbständigen protestantischen Kirche im Staat lebendig werden würde, und mögen des Hebels der Herrschaft nicht entrathen, den sie wirklich oder vermeintlich in dem, nach politischen Tendenzen ausgenutzten Kirchenregiment besitzen. Daher denn, daß Diejenigen, von welchen die Reform eingeleitet werden müßte, deren Zustimmung nicht blos nicht zu entbehren ist, sondern die, wie die Dinge liegen, allein die legitim Berufenen sind, am wenigsten geneigt oder auch befähigt zu sein pflegen. Nicht geneigt, denn sie haben die Jahre daher den Ruf nach Reform überhört, oder gar sehr übel vermerkt; nicht befähigt, denn sie haben Reformen eingeleitet und auch wol durchgeführt, die zum Theil den Zustand verschlimmert, überhaupt aber keine Abhülfe gebracht haben.

Endlich die Diener des göttlichen Worts, die beim Kirchenregiment nicht betheiligten Geistlichen, sollten freilich das Besserungsbedürfniß am lebendigsten fühlen und die Reform am eifrigsten betreiben; und so ist es allerdings bei ihrer Vielen. Allein wenn es bei ihnen der Fall ist, so mangelt ihnen in ihrer vereinzelten Stellung ebenso wie den Gemeinden ein Organ des Handelns. Ihre Synoden haben andere Zwecke, sind dazu nicht da, nicht geeignet, dürfen nur benutzt werden zu einer höhern Orts angewiesenen, streng bemessenen Thätigkeit. Die Diener des göttlichen Worts gehören gleich den Gliedern der Gemeinde zur großen Menge Derer, welche regiert und nicht gefragt werden, sie stehen ohne rechten Verband mit der Gemeinde in dieser da, werden auch wol von derselben bei etwanigen Reformbestrebungen, bei etwanigem Widerstande gegen Gewalt, im Stich gelassen, während sie als Untergebene Denen gegenüber stehen, an welche sie die Reformfoderung richten müssen und die natürlich klüger zu sein und es nicht dulden zu dürfen vermeinen, daß Impulse von Andern als ihnen selbst ausgehen; Denen als Untergebene gegenüberstehen, gegen welche ihr Widerstand gerichtet ist. Die Lähmniß, die Erkaltung, welche im ganzen kirchlichen Körper um sich gegriffen, konnte auch sie nicht unberührt lassen. Ihre Stellung macht sie zum Theil knechtisch; äußerliche Vortheile, Auszeichnungen, irdische Furcht und Hoffnung sind es nicht selten, wodurch sie sich beim Thun oder Nichtthun bestimmen lassen. Für die Gesinnungslosen sind Zeiten der Gewaltübergriffe die besten. Sie heucheln jede Richtung, die eben von oben begünstigt wird, geben sich zu Allem her, stehen sich gut dabei und kümmern sich nicht um die nothwendige Folge davon, daß die Kirche verachtet und gemieden wird. Manche sind stumm oder reden dienerisch als Miethlinge oder weil Päpsteleigelüste in ihnen verborgen sind, weil sie zur Theilnahme am Herrschen zu gelangen denken. Sie präpariren sich durch Servilität auf geistlichen Hochmuth und Herrschthum. Keine größere Seligkeit für Manche, als Mandarinen zu werden mit dem Knopfe und der Pfauenfeder — federleichte Säulen der Kirche, nichts tragend als ihren Knopf.

Der Zustand hat manche Ähnlichkeit mit dem Zustande vor der Reformation des 16. Jahrhunderts und bei ihrem Beginne. Von erster Wichtigkeit ist jetzt wie damals die allgemeine Anerkennung des Übels, des Reformbedürfnisses; ist es — noch und noch einmal gesagt — jetzt wie zu jener Zeit, daß in den weitesten Kreisen die Gefangenschaft der Kirche sammt ihren Folgen empfunden werde, zu deutlichem Bewußtsein komme. Der Schriftsteller, der dahin zu wirken sich berufen fühlt, muß ausgerüstet sein mit genauer Kunde, mit Offenheit, Gewalt der Rede, Muth und Mannheit. Wer damit auftritt in der Sache, verdient gehört zu werden, dessen Wort hat Bedeutung, und wir legen diese dem oben benannten Schriftchen von König vor vielen umfangreichern und weit größere Ansprüche erhebenden Druckwerken bei, weil es bezeugt, daß der Verf. von dem Allen ein gutes Theil besitzt. Es ist freilich nicht tief, nicht kunstreich. Der Verf. lobt noch viel zu viel, er schneidet in das Innerste des Schadens noch lange nicht genug ein; bei seinem hellen Blicke macht er sich nicht immer von jener Befangenheit los, die an freisinnigen Preußen oft so wunderlich hervortritt, seine Sprache ist nicht immer ganz edel, seine Individualität, wie sie sich gibt, streift hier und da an das Barocke. Indeß zeichnet er sich vor Hunderten durch gute Beobachtung der Dinge wie sie sind, durch naiven Frei-

muth, treuherzige Wohlmeinung, eine tüchtige Dosis gesunden Menschenverstandes, durch gemüthliche Wärme und selbst durch einen Funken jener Leidenschaft für die Sache, als deren Fürsprecher er auftritt — jener Leidenschaft aus, welche die Kleinmeister überall tadeln und ohne welche doch die Menge — vom Pöbel natürlich ganz abgesehen — nie hört, nie erwacht, ohne welche die Weisen nie so klug werden etwas zu thun, ohne welche nie eine Mauer gebrochen, eine Gefangenschaft zerstört worden ist noch jemals werden wird. Nur daß die Überhochverständigen und die ruhigen Leute freilich darin ganz Recht haben, daß es sehr schön, sehr viel besser wäre, wenn man die Leidenschaft mit der Elle messen und zuschneiden könnte, wie der Schneider ein Stück Zeuch. Man kann zugeben, daß dies auch bei unserm Verf. recht gut gewesen wäre. Indeß ist sein Zornfeuer nicht das schlechteste Element seiner Darstellung. Was die Hauptsache ist, er zeichnet das kirchliche Übel scharf, greift es von vielen Seiten tüchtig an, schildert es wie man es selten geschildert findet, und zwar indem er die Gabe besitzt, verständlich und eindringlich in die Gemeinde hinein, zu den Nichtweisen zu reden, wo es eben am nöthigsten, wo trotz alles Unbehaglichkeitsgefühls, aller Klagen, aller Erkenntniß im Einzelnen, die Einsicht in die Tiefe und den Umfang des Übels noch ebenso selten ist wie bei der ganzen großen Masse bevor Luther sprach und Sturm läutete und die Leisetreter zur Seite schob, die den Antichrist im Hofton angeredet, den Greuel an heiliger Stätte mit Baumwolle angegriffen und die Sache bei den Gelehrten und Häuptern gelassen wissen wollten. Glücklicherweise ist jetzt kein Sturmläuten, wol aber verständliche weckende Rede zur Gemeinde noth, und König versteht sich darauf. Genug um eine Empfehlung der Lecture seines Schriftchens zu begründen, und bei diesem noch ein paar Augenblicke zu verweilen.

Man wird nicht übersehen dürfen, der Verf. ist Preuße (ein Geistlicher in der Provinz Sachsen) und eingefleischter preußischer Patriot. Er weiß es, seine Schrift ist ein Wagniß, doch — „im Schweigen ist Gefahr für die heiligsten Interessen des Vaterlands, ohne Kampf kein Sieg, es kann im Kirchlichen nicht länger bleiben wie es gewesen, rückwärts wollen wir nicht, so habt den Muth, euer Vorwärts auszusprechen, das Versteckenspielen muß ein Ende nehmen, die Welt muß jetzt erfahren, wer rückwärts und wer vorwärts will!" Sehr wahr, sehr lobenswerth. Aber trotz dieser Entschiedenheit dem Wollen, dem Grundsatze nach, ist seine Rede zwar scharf, Manche werden urtheilen oft zu scharf, aber dennoch nicht vollkommen offen, was er selbst gar nicht zu wissen scheint: so sehr ist das Versteckenspielen, das nur Loben und Bewundern, das Verclausuliren, das Absüßen jedes leisen Tadels durch Loyalitätsbezeigungen, die Begleitung jeder Rüge, Warnung, Mahnung mit einer devoten Verbeugung zur Gewohnheit geworden. Doch muß hier der Widerspruch um so gewisser Eindruck machen, da er von einem Manne erhoben wird, auf welchen auch nicht der Schein unpreußischer oder ununterthänlicher Gesinnung fallen kann, der vielmehr offenbar von Wohlmeinung, Loyalität und Preußenthum ganz durchdrungen ist. So haben Diejenigen, welche die Schläge bekommen, die Genugthuung, daß es von Freundes Hand geschieht, wir draußen aber können uns um so sicherer darauf verlassen, daß sie dieselben nach Verdienst und Würdigkeit erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geld eine alte Hexe.

Geld ist wirklich eine alte Hexe. Schon die classischen Orakel antiker Weisheit hat es dermaßen behext, daß man gar nicht klug werden kann, was sie eigentlich vom Gelde halten. Im Allgemeinen scheinen sie sich der Ansicht zuzuneigen, daß ein moderater Besitz irdischer Güter vollkommen genüge. „Die Natur gewährt, was die Natur schlechterdings erfodert", sagt Seneca. „Der ist nicht arm", sagt Horaz, „der so viel hat als er braucht." „Mit Wenigem leben die Menschen am besten", sagt Claudian. Juvenal hegt nicht den entferntesten Zweifel, daß „die Verwaltung eines großen Vermögens eine sehr lästige Sache". Gut. Nun sind aber dieselben Weltweisen der Meinung, daß es vielleicht noch besser, gar nichts zu besitzen. „Nackt", sagt Horaz, „gehe ich in das Lager Derer, die nichts begehren. Wer viel bedarf, wird immer mehr bedürfen." Juvenal versichert ganz glaubhaft: „der Reisende ohne Börse lacht dem Räuber ins Gesicht". Und so anzüglich, daß man vermuthen möchte, Juvenal sei schlecht bei Kasse gewesen, setzt er hinzu: „sehr selten finden sich unter den reichsten Männern welche mit gesundem Menschenverstande", woraus er folgert, daß nur geldreiche Dummköpfe im Stande seien, über die abgetragene und zerrissene Hose, über den fettfleckigen Rock und die zerlöcherten und geflickten Schuhe des geistreichen Mannes sich zu mokiren. Gegen den Geiz äußern sich genannte Herren nicht minder streng. Der Geizhals gilt ihnen inmitten seiner Schätze ein armer Wicht, ein unglücklicher Mensch, der, was er hat, ebenso nöthig braucht als was er nicht hat, und dessen Laster in dem Maße zunimmt, in welchem er es befriedigt. Auch andere Schriftsteller bedauern enorm reiche und sparsame Menschen, weil sie ihr Leben gar nicht genießen. „In der Jugend sparen sie fürs Alter, im Alter für den Tod", sagt Labruyère. Und Cowley singt: „Wozu sparst du dein Geld, das du verlassen mußt, oder, was noch schlimmer, das dich verläßt?" Nur Horaz ist ehrlich genug, zu vermuthen, daß das Sparen doch wol dem Sparer Vergnügen gewähre. Er läßt Jemand sagen: „Das Volk zischt mich aus, ich aber gehe nach Hause, besehe meine Goldstücke und applaudire mir." Ferner haben die alten Classiker sich das Wort gegeben, allen Besitz für eine höchst ungewisse Sache zu erklären. „Das Glück", sagt Seneca, „bleibt Niemand treu." „Fortuna", sagt Horaz, „freut sich ihres grausamen Geschäfts, und wahrhaft erpicht, ihr perfides Spiel zu treiben, nimmt sie den Kranz vom Haupte des Einen, ihn auf das Haupt des Andern zu setzen, und läßt ihre werthvollsten Gaben von Hand zu Hand schlüpfen." „Fortuna ist so blind wie wen sie führt, wechselt oft die Farbe mehre Male in einer Stunde, wendet den Kopf bald hier- bald dorthin, lacht jetzt und wird im nächsten Augenblicke grinzen." So Drayton, der Engländer. Und ein altdeutscher Mann sagt: „Fortuna ist eine betrügliche Krämerin; sie handelt mit Zusagen und fälscht die Waaren. Wer ihr traut, der baut lose Brücken, sieht in den Wind, fliegt auf dem Meere und greift nach Schatten. Sie deckt Tantalus' Tafel und speist mit Schaugerichten; an das Feuer unserer Wünsche legt sie Holz, das mehr raucht als flammt; kurz, sie verspricht goldene Berge und löst ihr Versprechen gewöhnlich mit Bleikugeln." Moderne Autoren blasen in dasselbe Horn, und gehören auch ihre Töne nicht in gegenwärtiges Concert, so gewinnt es doch beinahe den Anschein, als wolle die gesammte Autorenschaft sich an der armen Fortuna revanchiren wegen — wegen ihres bedauernswerthen Mangels an

Einsehen. Neben der geringen Achtung des Geldes steht die hohe Achtung der Tugend. „Alles Lob des Reichthums und der Schönheit, sagt Sallust, „ist hohl und vergänglich; die Tugend allein hat vollen Klang und währt ewig.“ Zurück zur Hauptsache, der Verkleinerung des Geldes, so rufen eine Menge classische Stellen: das Geld hemmt nicht die Hand des Todes, vermindert nicht einmal den Schmerz; viele Krankheiten kann es nicht heilen und über das Grab hinaus kann Keiner es mitnehmen; es regt den Neid auf, verlockt zu Ausschweifung und Laster, ist Seelentod und ewiges Verderben. „Wohlstand“, sagt Horaz, „verdunkelt oft die guten Eigenschaften, welche Armuth ans Licht bringt.“ „Verfluchte Geldgier“, schreit Virgil, „wozu treibst du nicht das Menschenherz!“ Und Seneca macht die außerordentlich kluge Bemerkung, daß Gift meist aus Gold getrunken werde.

Kehren wir nun den Schuh um und — Geld ist wirklich eine alte Hexe. Derselbe augustäische Sänger, der so kühn sein wollte, nackt in das Lager Derer zu gehen, die nichts begehren, gibt an einer andern Stelle den wohlgemeinten Rath, wo möglich, auf ehrliche, jedenfalls in aller Weise Vermögen zu erwerben, erst sich um Geld, dann sich um Tugend zu bemühen, und das aus dem einleuchtenden Grunde, weil alle göttlichen und menschlichen Dinge, Tugend, Ruhm und Ehre, unterm gebietenden Einflusse des Reichthums ständen. Er sagt: „Geburt und gute Aufführung, wenn nicht von Reichthum unterstützt, sind werthloses Gestrüpp“ — „Wer sein Geld verloren hat, wird Alles thun, was du verlangst“ — „Venus und die Göttin der Beredtsamkeit schmücken den geldbegabten Freier.“ Er wird sogar englisch, indem er es eine Schande nennt, arm zu sein, und deutet keineswegs verblümt an, daß Armuth ein Zustand sei, der Unredlichkeit und Gemeinheit implicire. Die Behauptung in Betreff Dessen, der sein Geld verloren, tritt dem Grunde entgegen, aus welchem Juvenal den Reisenden ohne Börse für einen glücklichen Menschen erklärt. Aber auch dem guten Juvenal hat das Geld die Consequenz abgekehrt. Er äußert, es komme nichts darauf an, woher man sein Geld habe, wenn man es nur habe, und sagt in klaren Worten: „Jedermann genießt genau so viel Credit und Geltung, als er Geld im Beutel hat“ — „Der Eid eines armen Mannes wird nicht angenommen, weil man voraussetzt, daß er keinen religiösen Sinn hat und den Göttern unbekannt ist“ — „Mit vieler Mühe arbeiten Die sich empor, deren Tugenden und Talente von Armuth niedergehalten werden“ — endlich, „Wer soll sich mit der Tugend befassen, wenn man ihr den Lohn nimmt!“ was nichts Anderes heißen kann, als daß einträgliche Ämter und fette Pensionen der Tugend folgen müssen, wenn die Tugend sich von der Menge gefolgt sehen will. Das widerspricht allerdings den im englischen Original herrlichen Zeilen Thomson's: „Der Tugend edler Stolz mag nicht den Lohn erwägen“, u. s. w, aber Juvenal sagt ferner: „Der Verlust des Geldes wird mit echten Thränen beweint“ — „Armuth muß immer schwer zu ertragen sein, da sie die Menschen lächerlich macht“ — „Tapferkeit, Friede, Tugend, Glaube und Eintracht haben ihre Tempel, das Gold hat keinen, und doch ist Gold die mächtigste aller Gottheiten.“ Anakreon — und wer möchte im Punkte der Liebe Anakreon's Autorität bezweifeln? — nennt Gold den besten Freund der Liebe. „Nicht vermag edle Geburt, nicht Würdigkeit und Witz die Bewerbung des Freiers zu fördern, sobald ihm das glänzende Metall fehlt.“ Auch Horaz, trotz seiner Intention, nackt zu gehen, räumt unbedingt ein, daß die Gewalt des Geldes größer als die des Donners, daß es sich Bahn bricht durch wachende Hüter und feste Mauern, und die wildesten Menschen zähmt. „Wer Gold hat“, sagt Petronius Arbiter, „mag sich getrost einschiffen; das schönste Mädchen bekommt er zur Frau; seine Verse gelten für Wunderwerke; seine oratorischen Vorträge sind unwiderstehlich; jeder seiner Wünsche findet Befriedigung, und kurz und gut, wer Gold hat, hat Jupiter im Beutel.“ „Reichthum erlangt Ehre und Freunde“, sagt Ovid; aber „dem Armen“, bemerkt Seneca, „stehen die Freunde stets fern.“ „Das Geld riecht gut, komme es, woher es sei“, antwortete Vespasian seinem Sohn Titus, als dieser ihn wegen einer gewissen Verbrauchssteuer tadelte. Und selbst jene einfache, glückliche Zeit, von welcher die Dichter träumen, daß sie einst auf Erden geblüht, wie nennen sie diese Zeit? — das goldene Zeitalter. Schließlich läßt Shakspeare uns durch Timon sagen, daß Gold

> — — — will make
> Black, white; foul, fair; wrong, right;
> Base, noble; old, young; cowards, valiant;
> — — — bless the accursed,
> Make the hoar leprosy adored; place thieves,
> And give them title, knee, and approbation,
> With senators on the bench.

So lange es Menschen gibt, wird das Geld eine Hexe bleiben. Und das sage ich. 14.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Handbuch der Meteorologie.

Das treffliche „Handbuch der Meteorologie“ von Kämtz hat, wenn wir nicht irren, in Frankreich gleich bei seinem Erscheinen einen Übersetzer gefunden. Gegenwärtig erscheint davon eine neue französische Bearbeitung. Dieselbe verdient, wie wir uns beim flüchtigen Durchblättern schon überzeugt haben, alle Beachtung. Wir haben darin Zusätze und Erläuterungen gefunden, durch welche die Originalarbeit wesentlich bereichert wird. Der Übersetzer ist Charles Martins, aggregirter Professor der Naturwissenschaften an der Académie de médecine. Derselbe hat sich bereits durch eine Reihe eigener Werke, namentlich durch einige lesenswerthe Aufsätze bekannt gemacht, in denen er die naturwissenschaftlichen Verdienste Goethe's ausführlich würdigt. Unter den Anmerkungen und Excursen, die der Übersetzer seiner Arbeit beigegeben hat, bemerken wir vorzüglich einige Mittheilungen von der nach dem Norden geschickten wissenschaftlichen Expedition, sowie verschiedene werthvolle Beobachtungen über das Klima und die Lufterscheinungen der Alpenwelt. Man verdankt dieselben einem rühmlich bekannten Professor der Astronomie zu Lyon, Namens Bravais. Außerdem bemerken wir noch einige Zusätze von Lalanne, einem tüchtigen Ingenieur, die im Anhange mitgetheilt werden. Die Übersetzung ist so, wie man sie von einem Gelehrten wie Martins, der seine Kenntniß der deutschen Literatur bereits in verschiedenen Abhandlungen an den Tag gelegt hat, erwarten kann.

Zur Geschichte des französischen Barreau.

Der Advocatenstand in Frankreich hat seit den ältesten Zeiten die ehrenwerthesten Charaktere aufzuweisen, die nicht selten von wahrem Genie getragen wurden. Die Geschichte des französischen Barreau hat wahrhaft erhebende Partien, die auch wol in Deutschland bekannt zu werden verdienten. Einen höchst anziehenden Beitrag dazu bilden die Memoiren vom ältern Berryer, dem Vater des großen legitimistischen Redners. Indessen lag es in der Natur dieses Werks, daß nur einzelne Züge aus diesem reichen Gemälde hervorgehoben werden konnten. Wir freuen uns deshalb, jetzt ein anderes Werk ankündigen zu können, das uns die hervorragendsten Mitglieder des französischen Barreau vorführen wird. Es führt den Titel: „Le barreau depuis 50 ans“, von M. Pinard, Advocat am königl. Gerichtshof zu Paris. Aus der reichen Galerie, die der Verf. hier eröffnet, treten uns zunächst der „goldmundige“ Chair-d'Est-Ange, die beiden Dupin, Berryer, Marie u. s. w. entgegen. Unter den ältern Gerichtsrednern, die wir in diesem Werke gezeichnet finden, bemerken wir Bellart, den erbitterten Verfolger der Presse während der Restauration, der seinen Gegnern wenigstens das Geständniß abzwang, daß er ein außerordentliches Talent sei. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 319. — 15. November 1843.

Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des preußischen Staats. Ein praktischer Versuch von Karl Bernhard König.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. [illegible].)

Der Verf. bringt eine große Menge und Mannichfaltigkeit von Gegenständen zur Sprache, die er nirgend erschöpft, meist nur ganz kurz berührt, und zwar so, daß er vom einen zum andern ziemlich sprunghaft übergeht. Wir müssen uns um so mehr darauf beschränken, eine bloße sogar unvollständige Skizze des Inhalts zu geben, nur auf das Wesentlichste desselben hinzudeuten, das stets um den leitenden Gedanken sich dreht, wie gänzlich die evangelische Kirche die zu ihrem gedeihlichen Leben nothwendige Selbständigkeit an Mächte verloren, die alle und jede ihrer Bewegungen reguliren wollen, von den unbedeutendsten Angelegenheiten der einzelnen Gemeinden bis zu den wichtigsten der Gemeinde im Ganzen und Großen, bis zu den religiösen Richtungen, zur Theologie, zum Princip der Kirche.

Vor 25 Jahren (hiermit wird eingeleitet) war die evangelische Kirche im preußischen Staate nahe daran, völlig umgestaltet zu werden. Der Entwurf der neuen Presbyterial- und Synodal- (freien Gemeinde-) Verfassung war schon überall verbreitet — die eingeleitete Reform wurde als bedenkliche Neuerung suspendirt; die Periode der politischen Reaction trat ein. Theilnahme der Gemeinde an der Kirche verträgt sich nicht mit Untheilnahme der Bürger am Staat; soll hier blos regiert und gehorcht werden, freie Rede nicht sein, so kann nicht dort denselben Individuen volle Freiheit eingeräumt werden, die kirchlichen Angelegenheiten zu berathen und zu ordnen.

Wir bemerken dazu, einmal, daß der Verf. von jener Zeit redet, wo der Protestantismus, das evangelische Christen- und Kirchenthum in den Verdacht gerieth, revolutionnaire Elemente in sich zu tragen; einen Verdacht, der auf der einen Seite ängstliche und beengende Maßregeln, auf der andern eine ebenso ängstliche und engherzige Vertheidigung veranlaßte. Wir bemerken weiter, daß in der That nur der wahre, der — nach Form und Inhalt — vernünftige Staat, und der ein gutes Gewissen hat, die christliche Lehre und Kirche, Christenglauben und Leben vollkommen frei walten und wirken lassen, allen Kirchendruck und Zwang aufgeben, volle Kirchenfreiheit zulassen — auf der andern Seite die Rechte des Staats mit voller Kraft und Sicherheit geltend machen — kann. Nur in dem Maße kann es der unechte, als er dem wahren sich nähert und nähern will. So mußte der heidnische und jüdische Staat entweder sich auf- und dem Christenthume hingeben oder den Versuch machen, es gewaltsam zu erdrücken. So konnte der deutsche Staat im Beginn der Reformationsepoche die Freiheit der Predigt des Evangeliums nicht zulassen, wenn er bleiben wollte wie er war mit seiner Abhängigkeit vom römischen Einflusse, seinen geistlichen Herrschaften, seiner Herabwürdigung der untersten Classen. Das französische Regierungs- und Verfassungssystem unter Napoleon und den Bourbons war unhaltbar, wenn die Kirche nicht von Staatswegen beherrscht werden konnte. In der Richtung besonders des 18. Jahrhunderts auf Unumschränktheit der Regierungsgewalt der deutschen Fürsten gingen die Elemente der Selbständigkeit der lutherischen Kirche unter, wurde auch die letztere unter den staatlichen Absolutismus gebeugt, in ein Werkzeug der Staats- oder Regentenzwecke umgewandelt, und es konnte nicht wohl anders sein. Es wird oft und oft unverständig vom Christenthume gerühmt, daß es sich mit jedem Staatsthume vertrage. Das ist wahr, sofern es die verschiedenen Staatsformen als solche unberührt läßt und unter keinen Umständen zu Spieß und Stangen greifen lehrt. Aber mit einem unfreien verdorbenen Staatsthume verträgt es sich nur, sofern es gefesselt oder selbst verdorben ist; im andern Falle macht es ihm Krieg und bereitet ihm den Untergang, und das ist eben sein echter Werth und Ruhm. Man hört jetzt oft, man darf sagen und es wird gern vernommen, die Hoffnung sei auf die stets regenerirenden Kräfte des christlichen und des germanischen Elements zu setzen. Gewiß diese Elemente sind regenerirend, aber nur nicht so, wie Manche sich einbilden, daß sie stützen oder wiederherstellen, was Manche gestützt oder wiederhergestellt wissen möchten, sondern als Elemente der Freiheit, die da das unchristliche und undeutsche Herrschen und Bevormunden in Kirche und Staat zersetzen. Doch zurück.

Es folgt sodann eine (beiläufig sehr ungenügende) Vergleichung der der Kirche vor 25—27 Jahren zugedachten neuen und der ältern bis dahin gültigen Verfassung. Der

Verf. beruft sich hierbei auf Schleiermacher's bekannte Äußerungen, daß die Consistorialverfassung nur als ein Durchgangspunkt betrachtet werden könne, auf welchem sich die evangelische Kirche in den meisten Ländern für ihr wahres Wohl schon allzu lange verweilt; daß mit einer bloßen Reinigung und Verbesserung derselben so gut als nichts zu gewinnen sei u. s. f. Die Darstellung nimmt sodann folgenden Gang: Man besserte indeß die alte, dem Sturze nahe Consistorialverfassung nicht aus, sondern vernichtete den letzten Schein der Selbständigkeit der Consistorien; der letzte Rest der Kirchengewalt ging auf die Krone über — die bisherige Entwickelung ward auf die Spitze gebracht; das politische Kirchenregiment vollständig ausgebildet. Aus besten Absichten sollte der Kirche darauf durch eine Agende geholfen werden. Der Verf. rühmt hier gewiß mit Recht die persönlichen Tugenden, das Wohlmeinen des letztverstorbenen Königs, hebt jedoch nicht hinlänglich hervor, daß jedes persönliche Kirchenregiment evangelischer Regenten dem Principe und der Form des protestantischen Kirchenrechts schnurstraks zuwider läuft. Auch übersieht er in seinem Enthusiasmus, daß gerade ein persönliches Regiment, welchem Vertrauen und Liebe in hohem Maße entgegenkommt, für Kirche und Staat nach einer gewissen Seite hin gerade das unheilvollste und gefährlichste sein kann, wenn es die Gemeinde, die Bürger des Thuns, des Denkens entwöhnt, die Thatkraft, das Urtheil schwächt, wenn es einschläfert, erschlafft, von der Einrede zurückhält, wo Gewissen, Rücksicht auf Gemeinwohl und Ehre gebieten, den misleiteten und irrenden höchsten, ob auch reinsten Willen an den rechten Weg, das Recht der Unterthanen, den wahren Inhalt der Regentenpflicht zu erinnern. Gerade der Zwang ist der verderblichste, der wohlmeinend geübt und aus Ergebenheit und in ihr leicht ertragen wird. Nichts grundverderblicher insbesondere für das religiöse Leben, als wenn Eingriffe in dasselbe, obwol als solche empfunden und erkannt, aus Pietät — also doch immer aus irdischen Rücksichten — erduldet werden. Nichts kann die Überzeugungs- und Gewissenstreue mehr schwächen, als wenn Überzeugung und Gewissen „der Macht der Liebe unterliegen", sodaß diese das Gefühl der Verletzung jener in eine unsittliche und irreligiöse Resignation auflöst. Nicht so schlimm ist offenbare Glaubenstyrannei, gewaltsame Verfolgung, die im Glauben und in der Treue eher stärkt, edlen Muth, männliche und religiöse Tugend hervorruft, die moralische Kraft stählt. Die Bemerkung macht der Verf. indeß, daß ein Fürst nichts Gefährlicheres für seine Ruhe (wir setzen hinzu, und für Religion und Kirche) unternehmen könne als den Versuch, seine eigenen Lieblingsansichten in Sachen der Religion durchzuführen, welche dann ohne seinen Willen zu elenden Parteizwecken misbraucht werden. „Aus herzlicher Verehrung gegen ihn (den letztverstorbenen König) haben Viele bei seinem Leben ein Auge zugedrückt", sagt er. Aber was ist der Sinn nach dem vorhergehenden Satze? Aus Verehrung gegen ihn haben Viele bei seinem Leben wider Überzeugung und Gewissen gehandelt oder geschwiegen, d. h. der Verehrung, Liebe und Pflicht die höhere, die sie der Kirche schuldeten, hintangesetzt, und das war herzlich schlecht. Er sagt weiter, im Kampfe des Pflichtgefühls und der Liebe hätten viele bis dahin Bewährte, durch die letztere und — durch Versprechungen, Einschüchterungen, Beförderungen, Ehrenzeichen sich bestimmen lassen: welch ein „rührendes Schauspiel!" ruft er, freilich ironisch, aus; welch eine entsetzliche Corruption! muß das gesunde sittliche Urtheil lauten. Er fährt fort:

> Und auch nach seinem Tode mögen aus Pietät sie in den Pulten verschlossen bleiben die zahllos vorhandenen Beweise dafür, daß, um ihres Königs Wunsch und Willen durchzuführen, damals gar manche seiner Diener zu den jämmerlichsten Mitteln ihre Zuflucht nahmen, und daß in jenen Tagen häufig der Schein des Verdienstes glänzenden Lohn empfing.

Welch eine verirrte, ob wolgeschulte Pietät! Als ob nach einem erzwungenen Schweigen, wie wir es erlebt, nach so langem Herrschen der vagen Gerüchte, so vielem und nicht erfolglosem Bemühen, die betreffenden Thatumstände zu entstellen und das öffentliche Urtheil irre zu leiten, nicht endlich die Geschichte ihr Recht foderte und zu fodern befugt wäre, als ob keine Geschichte sein müßte, als ob eine ohne Wahrheit, ohne offene Enthüllung des Thatsächlichen sein könnte; als ob das Schweigen von jenen Sachen und nicht vielmehr das Reden von ihnen nützlich und nöthig wäre, wo noch ähnliche wenn auch nicht gleiche Umstände und Gefahren vorhanden; als ob es die Pietät gegen einen Getäuschten und schlecht Bedienten verletzte, wenn die Täuscherei, Wohldienerei, Heuchelei und Feigheit ans Licht gestellt wird! Es ist nicht blos eine Kunst, sondern auch eine Pflicht, Geschichte zu schreiben; nicht zwar von Jedermann und jeder Zeit zu üben; aber Rücksichtelei darf in keinem Falle davon zurückhalten.

Der Verf. kommt dann auf das Institut der Generalsuperintendenten, das er als solches lobt, und auf das der evangelischen Bischöfe, die er aus triftigen Gründen für überflüssig erklärt. Er beruft sich dabei auf sein Recht als evangelischer Pfarrer, und gibt, ohne es eben zu beabsichtigen, durch diese Berufung ein paar gute Pinselstriche zum Bilde der Gefangenschaft der Kirche, der Macht, welche diese gebunden hält und der Art, wie die letztere geübt wird. Er spielt darauf an, wie auch ihr Name der Kirche regulirt werden sollte; er scheint, indem er freie Rede führt, nicht zu fühlen, welch unfreie Zustände es voraussetzt, daß ein evangelischer Pfarrer, wenn er erklärt: „Wir brauchen keine Bischöfe", gegen Übeldeutung sich ausdrücklich verwahren zu müssen glaubt. Er sagt:

> Ich bin getauft als ein lutherisches Christenkind, doch ist mir's verboten, mich Lutheraner zu nennen, und ich gehorche hierin gern. Als Jüngling war mein Stolz, ein Protestant zu sein, doch wurde dieser Protestantenname gleichfalls mit Interdict belegt, und ich gehorchte ungern. Gegenwärtig gestattet man mir, bis auf weiteres mich als evangelisch zu bezeichnen, demnach bin ich, so lange als keine Contreordre kommt, ein Evangelischer. Aus meinem Lutherthume aber und aus meinem Protestantismus klebt mir Das noch an, daß ich über Alles, was meinen Glauben und die Kirche angeht, ohne Rücksicht meine Meinung sage. Hier stehe ich nämlich als verbotener lutherischer und untersagter protestantischer, gegenwärtig gnädigst concessionirter evangelischer Geistlicher auf dem nämlichen Grund

und Boden, auf welchem Luther stand. Was er für Wahrheit hielt, das hat er verkündigt, und was wäre denn aus der Reformation geworden, wenn man ihm zu schweigen geboten hätte? (Oder vielmehr, wenn er sich an das Verbot gekehrt hätte.) Freilich stehen hierbei sich zwei Theile schroff entgegen. Die Einen, welche schon ziemlich unverhohlen die Reformation, wie die Schlacht von Navarin, ein beklagenswerthes Ereigniß nennen, und die Andern, welche versichern, es sei die höchste Zeit, sich mit Händen und Füßen zu sträuben, um nicht, halb mit Bitten und halb mit Zwang, unter das römische Joch zurückgeführt zu werden. Das aber ist der ärgste Fluch der französischen Herrschaft in meinem Vaterlande, daß ein policeiliches System in ihrem Gefolge war, welches die freimüthigen Äußerungen patriotischer Männer überwachte und nur die Mittheilung Dessen zuließ, was in den seligen kaiserlichen Kram paßte. Die Unterdrückung der Rede freimüthiger Männer ist die ärgste Schande, welche eine deutsche Verwaltung treffen kann.

Eben darum wäre es aber auch so arg, wenn ein evangelischer Pfarrer nicht sagen dürfte: Wir brauchen keine Bischöfe! Doch ist es immerhin ehrenwerth, wenn ein solcher so spricht im Gefühl, daß Gefahr dabei sei.

Es kommt sodann daß „aus den Wolken gefallene evangelische Bisthum zu Jerusalem", das Gerücht zur Sprache, daß die englische Kirchenverfassung in Preußen eingeführt werden solle. Da klebt denn dem Verf. abermals aus seinem Protestantismus noch ein gutes Theil Unumwundenheit an. Er beschließt seine Einwendungen rund und grob, nicht ohne Anklänge Luther'scher Sinnes- und Redeweise:

Wir deutsche Protestanten wollen keine bischöfliche Verfassung und brauchen sie nicht, wir finden die Würde unsers protestantischen Gottesdienstes in seiner Einfachheit, wir verlangen von unsern Geistlichen keine Achselträgerei zwischen Kirche und Staat, keine jesuitische Verschlagenheit, sondern schätzen an ihnen ein schlichtes, männliches, freimüthiges Auftreten vor Hütten und vor Fürstenthronen. Sollte jedoch mitten im glänzenden Hofstaate sich der einfache protestantische Pfarrer zu schlecht ausnehmen, so mögt Ihr Euern Hof- und Dompredigern immerhin noch ein weißes Hemd überziehen und es mit seidenen und goldenen Trobbeln verzieren, mögt Ihr immerhin zu ihrer Seite zwölf wunderschöne kleine Balletttänzer, als Chorknaben verkleidet, niederknieen lassen, mögt Ihr immerhin zum Rauchfasse und zu den kunstgeübtesten Sängern Euere Zuflucht nehmen, — uns im Volke verschont mit solcher Schnörkelei! Dreißig Jahre kämpften unsere Väter den blutigsten Kampf, um nicht zurückzukehren zum Ceremoniendienste. Wir sind ihre Enkel, und bitten, das bei allen Planen zu beachten, die man hinsichtlich der Kirche hegen möchte.

Weiter werden die Tendenzen beleuchtet, ein strenges Festhalten am alten kirchlichen Lehrbegriff, Rückkehr zu den Glaubenssätzen der symbolischen Bücher zu bewirken, wiederum ohne die Gemeinde zu fragen, offenbar genug gegen den weitaus vorherrschenden Sinn und Willen derselben. Dieser Weg führt nach Rom, sagt der Verf. „trauernd aber furchtlos als deutscher Protestant". Dann unter Anderm:

So viel ist ganz gewiß, daß es wenige Umstände gibt, welche eine Vergleichung unserer Tage mit der Zeit zulassen, wo ein ernster Kampf losbrach. Luther erklärte bekanntlich die heilige Schrift zur höchsten Richterin in Glaubenssachen, und stellte sie hoch über Tradition und Kirchenlehre; er verlangte, widerlegt zu werden aus der Schrift oder durch deutliche, vernünftige Gründe. In unsern Tagen macht man den Versuch, Gesangbuch, Agende und symbolische Bücher der heiligen Schrift an die Seite zu stellen, und will von Vernunftgründen nichts wissen. Ganz wie in jenen Tagen soll der blinde Glaube gelten. Die Reformation erklärte die Einrichtung des Gottesdienstes für Menschenwerk, und stellte, bei möglichster Einfachheit des Cultus, die Verkündigung des göttlichen Worts an die Spitze. Wir brennen Lichter am hellen Tage, und gehen offen darauf aus, noch mehr Formen einzuführen, die mit der Anbetung im Geist und in der Wahrheit nicht viel zu thun haben. Eine Verwechselung der Kirchlichkeit mit der Religiosität, ein Aufgeben: du mußt in die Kirche gehen, wie dort: du mußt Messe hören, wird schon häufig gefunden. In jenen Zeiten war häufig das geistliche Regiment mit dem weltlichen vermischt. Davor warnten die Reformatoren und fußten auf den Ausspruch: „Laßt Gott was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist." Bei uns findet die nämliche Verwirrung statt, nur umgekehrt, sodaß das weltliche Regiment vom geistlichen nicht lassen will. Jener Lehren nahm man mit Freuden an, denn man erbte Bisthümer, Stifter, Pfründen in Menge. Unsere Mahnung will man nicht gelten lassen, denn wir haben nichts zu bieten als das Wort der Wahrheit: daß ein weltlicher Papst weit schlimmer sei als ein geistlicher Papst, und daß die Religion mit der Politik nichts zu schaffen habe.

(Der Beschluß folgt.)

Archäologische Mittheilungen aus Griechenland nach Karl Otfried Müller's hinterlassenen Papieren herausgegeben von Adolf Schöll. Erster Theil, erstes Heft. Athens Antikensammlung. Frankfurt a. M., Hermann. 1843. Gr. 4. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende erste Heft des ersten Theils der „Archäologischen Mittheilungen aus Griechenland" ist die erste Frucht der Reise Otfried Müller's nach Griechenland und nach dem Lande, in dem er lebend schon heimisch gewesen, und in dem er seinen frühen Tod gefunden hat. Was durch diesen frühen Tod der Wissenschaft entzogen worden ist, mag man mehr ahnen, als daß man es wissen kann; wohl aber wissen wir, daß Das, was uns noch etwa aus seinen hinterlassenen Papieren mitgetheilt werden wird, nur etwas Unvollkommenes und fast noch weniger als etwas Halbes, dem Müller's lebendiger Geist fehlt, sein kann. Es ist nicht zu leugnen, daß dies vorliegende Heft an sich einen interessanten Gegenstand behandelt; daß es über diesen Gegenstand gar viel Licht verbreitet und daß daraus für die Kenntniß der altgriechischen Kunst Manches gelernt werden kann; wie es denn auch von nicht geringem Interesse ist, von dem engen Standpunkte der Gegenwart aus über den Zustand und die Menge der einzelnen, in dem heutigen Griechenland erhaltenen Alterthümer sich belehren zu lassen. Allein, was von alle Dem, was hier aus O. Müller's hinterlassenen Papieren mitgetheilt wird, Müller selbst angehört, und was von dem Herausgeber herrührt, welcher 1840 Müller's Begleiter auf dessen Reise in Griechenland war, darüber schweigt der Herausgeber selbst, und man kann es folglich nicht wissen.

Sieht man deshalb hiervon ganz ab, und hält man sich nur an Das, was uns hier geboten wird, so wiederholen wir das oben im Allgemeinen hierüber bereits Bemerkte. In der Hauptsache enthält dieses erste Heft ein Verzeichniß der in Athen befindlichen Antiken, an Sculpturen u. s. w., nebst Beschreibungen des Einzelnen und hin und wieder mit Excursen über einzelne archäologische Kunstgegenstände allgemeiner und besonderer Tendenz. Diesem Verzeichnisse stehen zwei einleitende Abhandlungen voraus, die nach S. v von dem Herausgeber herrühren, und die sich theils über die Anschaulichkeit des grischischen Alterthums in dem Lande und in seinen Überresten, theils über die Ausgrabungen und Sammlungen in Griechenland bis ins J. 1840 verbreiten. Mit dem in letzterer Hinsicht gegebenen Überblicke wollte der Herausgeber dem Leser einen Begriff geben, woher die neuen Sammlungen Athens ihre Vorräthe er-

halten und sich vermehrt haben; er spricht da zugleich über die Orte der Aufstellung der Sammlungen, hat übrigens das Vorhandene und hier Ausgezeichnete nicht nach den Localen der Aufstellung, sondern nach einer sachlichen Eintheilung geordnet und zugleich Das mit berücksichtigt, was im Privatbesitze zu Athen sich befindet. Von einem besondern Interesse ist die erste Abhandlung über die Anschaulichkeit des griechischen Alterthums in dem Lande und in seinen Überresten. Was hier der Herausgeber — übrigens in einer, hin und wieder etwas ungefälligen sprachlichen Darstellung — auszuführen sich bemüht, verdient zur innigern Würdigung der althellenischen Kunst, und um inne zu werden, welcher Charakter in dieser Beziehung dem griechischen Lande selbst, der dortigen Natur, dem Klima u. s. w. gleichsam aufgedrückt ist, wohl beachtet zu werden, kommt übrigens in der Hauptsache ungefähr auf Folgendes hinaus. Dem Freunde des Alterthums bietet das heutige Griechenland in gewissem Sinne weit weniger dar als Italien (wol auch weniger als er denkt), in andern viel mehr als Italien (wol auch mehr als er zu finden glaubt). Nur der gelehrte Besucher Griechenlands, nur Der, der vorbereitet diese verödete, einst so geistvolle Welt betritt, fühlt sich lebhafter und tiefer ins Alterthum zurückversetzt als unter den reichern Genüssen der italienischen Monumente und Sammlungen (die übrigens, was besonders die Sculpturen betrifft, mehr oder weniger nur aus dem alten Griechenland herrühren); und es scheint fast, daß sich der alte Gegensatz von Rom und Griechenland noch in der Nachschattung erhalten habe: dort die imponirende Größe und Fülle, hier das sinnvolle und schöne Maß. Das Land, das in Italien zu einem Bilderbuche so vieler Zeiten geworden ist, gewährt in Hellas vor Allem den Eindruck einer großen Bühne der Erinnerung nur an die classische Zeit. Was vorzüglich den Sinn einnimmt, die Betrachtung mit den erhabensten Zügen beschäftigt, Das gerade ist noch ganz das Alte, das Älteste, der vorbildende Grund, von dem das sittenreiche, bildsame Leben der Hellenen umfangen war, diese Natur, die in ihrer Verwandtschaft zum alten Volksgeiste die Erinnerung an ihn so mächtig hebt und wieder von ihr belebt wird. Am Bilde der Landschaften mit ihren Resten alter Stadt- und Hafengebiete erkennt man noch den Plan und Vorzug der innern Welt der Griechen; aus dem Charakter des griechischen Landes und der griechischen Natur einerseits, und dem davon getragenen Volksgeiste der alten Griechen andererseits, mit ihrer Sinnlichkeit und ihrem Verstande, ihrer Phantasie und ihrem Bewußtsein, erklärt es sich, daß das alte Griechenvolk, wie kein anderes, ein Volk der Kunst werden mußte und ward. Der tief lichte Äther des griechischen Himmels; diese Klarheit der durchsonnten Luft, die das Auge des Griechen so feinsinnig werden ließ; dazu die großen Accorde, die die Natur mit beschaulichen Bergformen und Meeresflächen bildet, erschließen ein unmittelbares Verständniß der hellenischen, vor Allem der attischen Architektur. Man fühlt es, wie sie für diesen Himmel und für diese Erde gehört, in deren Umfassung sie aufgewachsen ist, und wie dieser helle, schön umschriebene Horizont für sie gehört. Die Trümmer des alten Griechenlands sind unglaublich redend auf ihrem Boden („auf ihrem Boden!" wem fällt hier nicht Schiller's Gedicht: „Die Antiken zu Paris", ein?), weil man immer umher in der Natur den Volkscharakter und die Geschichte angedeutet sieht, deren Erzeugniß und Ausprägung sie waren. Das Ansehen der griechischen Natur ist plastischer als bei uns. Ihr ist der Charakter dieser Architektur verwandt. Sie will nicht durch das Ungeheure imponiren; sie stellt selbst ihren Sinn im reinen und vollendeten Körper dar, sodaß sie einem anschaulichen Organismus ähnlich und hierin plastisch ist. Die Schönheit und Bedeutung der plastischen Überreste auf griechischem Boden ist so groß, daß selbst der ganze reiche Antikenfund des italischen Bodens keinen Ersatz für sie gewähren könnte; sie kommen an Werth für die Geschichte des Systems der griechischen Tempelplastik dem Edelsten gleich, was die Literatur der Griechen uns von ihrem Dichten und Denken erhalten hat; und der in Athen vorhandene Vorrath von überresten architektonischer Sculpturen aus der größten Epoche der Plastik ersetzt, was ihnen an Zahl abgeht, durch die Schönheit der besser erhaltenen Fragmente, durch den Werth aller für die Wiederherstellung ihres Ganzen in der Vorstellung, und durch ihre Wichtigkeit für die Erkenntniß der Stilunterschiede, in welchen die attische Sculptur sich bewegt hat. Was in Athen zusammengebracht ist, macht im Ganzen eine beträchtliche Sammlung aus; und neben der Akropolis von Athen wird auf der ganzen Erde kaum ein zweiter Punkt zu finden sein, auf welchem, wie auf diesem Burghügel, durch so anschauliche, der Natur heimgefallene Schriftzüge der Geschichte sich der Wanderer versetzt sieht in einen so großen Moment der Menschheit, der einzig geistvoll, längst überwunden und doch noch so wohlverständlich ist. Es gibt wol größere Ruinen, aber nicht von so klar gediegener Schönheit; es gibt reichere Archive, aber nicht von so anschaulich sinnigem Zusammenhang; und es gibt nirgend ein Grab, das in der Lage so großartig, im Ansehen so heiter wäre, wie dieser Hügel mit dem hingestreuten edeln Schmuck eines Volks, das vor Jahrtausenden gelebt hat.

So viel über dieses erste Heft. Die Leser ersehen hieraus zur Genüge, was sie im Allgemeinen darin finden; das Einzelne gehört nicht hierher. Ein zweites Heft wird ebenfalls den Antikenvorrath von Athen umfassen; dagegen der zweite Theil die architektonischen Denkmale von Athen, nebst den ihnen angehörigen Sculpturen, ein dritter die Wanderungen in Morea und in Rumelien umfassen soll. 31.

Literarische Notiz.

Huber's „Geschichte der englischen Universitäten" im Englischen.

Von Huber's „Geschichte der englischen Universitäten" ist eine abgekürzte englische Übersetzung von F. W. Newman erschienen („The english universities; from the German of V. A. Huber. An abridged translation"). In einer englischen Anzeige dieser Übersetzung heißt es: „Wir haben uns zu schämen, daß die erste zusammenhängende Darstellung des Ursprungs und Fortschritts unserer Universitäten uns durch den Fleiß eines deutschen Gelehrten geboten wird. In der That haben wir Ursache, dankbar dafür zu sein, daß uns, die wir noch immer nicht Lust bezeigen, unsern teutonischen Nachbarn in ihrem forschenden Eifer und in ihrer Geduld nachzuahmen, wenigstens das Glück zu Theil wird, die Früchte ihrer Anstrengung mit zu genießen, wiewol nicht ohne ein Lächeln über die unermüdliche Geschäftigkeit, der wir fast jedes Werk verdanken, welches die Bibliothek des der classischen Studien beflissenen Engländers ziert; denn alle Breter desselben stehen voll von den Arbeiten eines Wunder, eines Klausen, eines Niebuhr, eines Müller, eines Ritter, eines Schlegel. Aber still mit unsern Klagen, die, wie wir guten Grund zu glauben haben, doch nichts fruchten werden." Übrigens gibt der Ref. nur Auszüge aus dem Buche und behält sich vor, später die Ansichten des Verf. und seines Übersetzers zu besprechen. Er nennt Huber's Arbeit mit Sorgfalt und Geschick (care and ability) gemacht. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 320. —— 16. November 1843.

Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des preußischen Staats. Ein praktischer Versuch von Karl Bernhard König.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 319.)

Wenn der Verf. tiefer eingedrungen wäre, so würde er haben erklären können, wie es komme, daß man und insbesondere daß die weltliche Macht auch noch in neuern Zeiten die Bekenntnißschriften, obwol sie den lebendigen Glauben der jetzt Lebenden nicht mehr vollständig ausdrücken, zur Norm gemacht wissen und dabei mit Schein sich auf ihre Pflicht wie auf ihr Recht berufen mochte. Sie soll allerdings die Kirche nicht nach eigener Ansicht, sondern nach dem christlichen Bewußtsein der Gemeinde regieren. Dieses aber ist juridisch oder daß wir so sagen officiell nicht erkennbar, weil die letztere es bei mangelnder Vertretung officiell nicht auszudrücken vermag. Ebenso wenig hat sie officiell erklären können, daß und wiefern ihre christliche Anschauung nicht mehr mit der in den Bekenntnißschriften niedergelegten übereinstimme. So schwankt mit dem Ansehen der letztern das Kirchenregiment, findet den lebendigen Glauben der Gegenwart und theilt ihn, oder das Gegentheil ist der Fall, und es greift dann, wenn es altgläubig, auf die symbolischen Bücher zurück, als wären dieselben was sie zur Zeit ihrer Entstehung waren. Nur Berufung der Gemeinde kann aus diesem schweren und bedenklichen Irrsal herausführen.

Mehrfach ist davon die Rede, wie das weltliche Regiment, wenn es in das geistliche sich einmischt, am Ende doch jedes Mal Werkzeug einer Partei werde. Eine Hindeutung hierauf kommt vor, wo das befürchtete Sonntagsedict besprochen wird.

Wenn auch die zweckmäßigsten Verordnungen über christliche Sonntagsfeier im Publicum nicht den verdienten Beifall finden, so kann man sich diesen Umstand wol nur daraus erklären, daß man in Allem, was gegenwärtig im Kirchlichen geschieht, die Thätigkeit der Partei zu erkennen glaubt, welche unter dem Namen der Pietisten und Frömmler ein Gegenstand des Verdachts, des Spotts und hin und wieder sogar lebhafter Verachtung ist. Denn man nennt sie geradezu die Jesuiten in unserer Kirche. Ihre Namen liebt man nicht und ihre Werke stehen in Miscredit.

Es wird der Bibelgesellschaften gedacht, und abermals die Thätigkeit jener Partei, das überall sich geltend machende hemmende Eingreifen der weltlichen Macht vor Augen geführt. Daß die Bibelverbreitung allgemeinerer Zustimmung sich nicht erfreue, liege wesentlich an dem Princip der Bibelgesellschaften, nur die ganze Bibel und nach unveränderter Übersetzung zu verbreiten. Die Bibel eigne sich so namentlich für die Schulen nicht, und ein Rescript der weltlichen Macht verbiete obenein alle Auszüge aus derselben beim Volksunterrichte.

Daß aber auf solche Weise die erfolgreichste Thätigkeit protestantischer, für ihr Amt und das allgemeine Wohl begeisterter Geistlichen gehemmt werden kann, bleibt höchst beklagenswerth. Statt der freien Bewegung, die mit Lust und Aufopferung Gutes schafft, ruht, bei zahllosen trefflichen Einrichtungen, ein Joch auf unsern Schultern, das in mancher Hinsicht unerträglich ist.

Für diese „allerdings schwere" Beschuldigung liefert der Verf. darauf einen Beweis, „der auch den Blinden die Augen öffnen müsse", indem er einen flagranten Fall aus dem Fürstenthume Halberstadt erzählt, wie da vor längern Zeiten das Bedürfniß einer Gesangbuchreform empfunden worden, wie man an Ort und Stelle sich über dieselbe geeinigt, und seit 20 Jahren an ihrer Einführung von oben gehindert sei.

Welcher Mensch in der Welt will uns protestantische Christen im Fürstenthum Halberstadt zwingen, geistliche Lieder zu singen, die wir nicht mögen? Wer sind die Männer, welche Schuld tragen an dieser, der überall ausgezeichnet prompten preußischen Verwaltung völlig fremden, beispiellosen Verschleppung? Wer übernimmt denn die Verantwortlichkeit dafür, daß die Bewohner der Stadt sich seit Jahren in ihrer Erbauung sonntäglich gestört finden, und daß die Lehrer außer Stande sind, vom Gesangbuche zur Belebung des religiösen Sinnes ihrer Schüler Gebrauch zu machen? Fehlt nicht der Schule eins der vorzüglichsten Mittel zur Weckung des religiösen Sinns unserer Jugend, wenn sie kein Gesangbuch hat? Ist es bei solchem Zustande der Dinge ein Wunder, wenn die Theilnahme an der kirchlichen Gemeinschaft erkaltet; sind wir protestantische Christen wirklich so willenlose Werkzeuge, daß wir zur Belebung unsers religiösen und kirchlichen Sinns gar nichts unternehmen dürfen und immer auf Rescripte warten müssen? Das ist der Fluch der Centralisirung, der Bureaukratie, der Heimlichkeit, daß solche schreiende Thatsachen unterdrückt und bemäntelt werden.

Der Gesangbuchzwang, in der Provinz geübt von der Residenz aus, führt auf die „Freien" in Berlin, indem nämlich deren Zusammentreten nicht von Hegel, sondern von Denen verursacht und verschuldet sei, die der Kirche schon seit längerer Zeit Gewalt anthun, die die freie For-

schung hemmen oder unterdrücken möchten. Den Freien wird der Text gelesen, aber bedingterweise werden sie in Schutz genommen. So wird ihnen darin beigestimmt, daß, wie jeder Mensch, das Christenthum von seinen unverständigen Freunden am meisten zu leiden habe.

Obenan steht hier das abgedroschene Lied von der weltlichen Schutz- und Schirmherrschaft der Kirche. Wenn Cäsar dieser ein paar Thaler schenkt, wenn er sie beehrt mit einem Teppich, oder wol gar ihr einen zärtlichen Brief schreibt, so setzen sich tausend Kehlen in Bewegung und singen den ambrosianischen Lobgesang dem Schutz- und Schirmherrn ihrer Kirche. Du liebe Kirche, muß dich Cäsar halten, so packe lieber morgen ein.

Nach den Freien kommen die Residenz, ihre religiöse und wissenschaftliche Richtung, die Hoftheologen und Hofphilosophen, der Ehegesetzentwurf, die Judenfrage zur Sprache; dann folgt der Schluß, die Beantwortung der Frage: Was wir wollen? Sie wird in kurze Worte gefaßt: Mehr Freiheit für Wort und That. Derselbe Druck, der seit Jahren auf der weltlichen Rede gelastet, beschwere auch die geistliche, und habe hier wie dort dieselben Nachtheile geschaffen: statt aufrichtiger Freunde Schmeichler und Lobhudler in Menge; statt innigen Wohlgefallens an den vaterländischen Zuständen Verstimmung und Mistrauen; statt der Fortschritte Stillstand und Verwirrung; die Gewohnheit des Verhüllens der wahren Meinung in zweideutige Worte, das Verstummen männlicher Rede, der Bessern und Besten, das Emporkommen der untergeordneten Geister und schlechten Subjecte in der Presse.

Nur das freie Wort kann neues Leben in unsern Zustand der Erstarrung bringen. Unsere jetzigen kirchlichen Verhältnisse verlangen die freieste Discussion, und sollte sie nicht gestattet werden, so wird man alsbald mit Schrecken gewahren, was daraus folgt, wenn man die Macht der öffentlichen Meinung zu gering anschlägt und nach eigenen Phantasien seine Lieblingsmeinung durchzuführen sucht.

Anlangend die Freiheit für die That, so sei die gegenwärtige Zeit jedoch zur gründlichen Aufrichtung einer Kirchenverfassung die denkbar ungünstigste, weil die Staatsverfassung in voller Entwickelung und Gährung sich befinde. Der Staat müsse hier den Vortritt haben. Erst wenn seine Zustände geordnet, dürfe die Kirche der Beachtung unterliegen. Das Geistliche und Weltliche zu gleicher Zeit oder bunt durcheinander ergreifen, würde so viel sein, als beide Theile unvollendet lassen.

Hätten wir eine durchgängige bürgerliche repräsentative Verfassung, so würde ich unbedenklich der Presbyterial- und Synodalverfassung das Wort reden. Unsere Provinzialstände aber stehen neben der reinen Monarchie noch auf so niedriger Stufe da, daß sie auf meine Plane für die Kirche keinen Einfluß haben. Darum stimme ich in diesem Augenblicke lediglich für eine Ausbesserung der bisherigen kirchlichen Verfassung, der Consistorialverfassung nämlich, abstrahire von allem Idealen und beschränke mich allein darauf, das Mögliche, das Wünschenswerthe, das Nothwendigste zu bezeichnen.

Es folgen sodann Vorschläge und schließlich nach dem Schlusse noch ein „Pro aris et focis" überschriebenes Capitel. Der Verf. verwahrt sich darin gegen den Vorwurf, als hätte er den obersten Landesbehörden wehe thun, eine Opposition hervorrufen oder Händel anfangen wollen — und man muß gestehen, daß Verwahrungen gegen Anschuldigungen dieser Art jedem Abweichenden, Widerspruch Erhebenden in Preußen, wenn auch dort nicht allein, noch immer sehr nothwendig erscheinen können. Sie sind aber eine sehr leidige Nothwendigkeit.

Ich rede, weil ich meinen König und mein Vaterland über Alles liebe und weil mir mein Amt heilig ist. Ich habe die feste, vielgeprüfte Überzeugung, welche die achtbarsten Männer mit mir theilen, daß, ohne die empfindlichsten Nachtheile für die Krone, den Staat und die Kirche herbeizuführen, auf dem bisher bei Organisation unserer kirchlichen Zustände eingeschlagenen Wege nicht fortgefahren werden darf. Die ergiebigste Quelle aller Noth ist hierbei das maßlose Regieren, Rescribiren und Decretiren der weltlichen Macht in der christlichen Kirche. Wie fern das Verfügte aber häufig dem Leben und dem Bedürfnisse steht, wissen Die am besten, welche als Geistliche das Vorgeschriebene auszuführen haben. Anfangs galten die Bestrebungen dem äußern Gottesdienste, und es hielt schwer genug, sich Gehorsam zu verschaffen; jetzt unterliegt die christliche Lehre selbst einem fremdartigen Einflusse, welchen abzuwehren und gegen welchen offen und nachdrücklichst anzukämpfen die Pflicht jedes echten Protestanten ist.

Weiter erneuert der Verf. seine Einwendungen wider fesselnde Lehrbestimmungen, Hierarchie, Bischöfe. Dann folgt eine Erörterung über den Begriff des „christlichen Staats", die mit der Bemerkung eingeleitet wird, so wenig man den Bettler für einen christlichen Bettler erklären könne, der mit den Worten: „Christi Blut, Gerechtigkeit" u. s. f. zur Thür hereindringe, ebenso wenig werde der Staat ein christlicher genannt zu werden verdienen, welcher seine Gesetzgebung auf gewisse Bibelstellen gründe oder von dem Lehrbegriff der herrschenden Kirche abhängig mache. Ein Gegenstück zu dieser Begriffsbestimmung des christlichen Staats ist eine andere Stelle über die „historische Grundlage", welche „das Gelüst zu sein scheine, neue Misbräuche auf dem Grunde alter Misbräuche einzuführen". Den letzten Seiten sieht man es vielleicht am meisten an, daß das Schriftchen unter dem schmerzlichen und ängstenden Eindrucke geschrieben ist, welchen der Anschein und die Gerüchte der mancherlei Reactionstendenzen und Versuche hervorbrachten, die das Publicum vor ein paar Monaten so lebhaft beschäftigten. Da klagt denn der Verf. wol:

Vor 25 Jahren waren wir dem Ziele der Organisation unserer kirchlichen Zustände näher als jetzt. Damals fing man unten an, und diesmal sitzt das grüne Holz auch wirklich unten. Damals wollte man hören die Stimme des in seinen Presbyterien vertretenen Volks, damals gestattete man freie Berathung nach unten hin und erweckte die Hoffnung, daß für Beförderung des kirchlichen Lebens unten ein freier Spielraum geboten, und Ortsgewohnheit und örtliches Bedürfniß berücksichtigt würden. Damals wollte man hören und genehmigen. Jetzt will man lehren und anordnen.

Nicht die berliner Theologen, sondern die deutschen Theologen und das deutsche Publicum müßten vernommen werden, fodert er. Nicht von der freien Berathung möge man fürchten, daß Alles auseinander falle. Die Freiheit führe zur Einheit, denn wo Freiheit sei, da walte der Geist, der lebendig mache, und dieses Leben sei dann die Einheit und die Hauptsache; wo dagegen Zwang herrsche, da regiere die Form und der Buchstabe, welcher tödte.

Wir Alle glauben an Gott und an Jesum, und erkennen sie freudig an, die beseligende Kraft dieses Glaubens. Darin,

in dieser allgemeinen Wahrheit sind wir einig. Wie man aber uns zwingen will, über das Verhältniß des Vaters zum Sohne so oder so zu denken, wie man jenen unsern einigen Glauben zwängen will in Worte und Redensarten, so nimmt der Eine die Formel an, der Andere verwirft sie, und der Streit ist hervorgerufen. Darum sagen wir, nur in der Freiheit ist Einheit. Wie selten aber sind die Beispiele, daß die dem Geiste der Freiheit huldigenden Geistlichen die Lehrfreiheit gemißbraucht hätten, und wie bald haben sie eingelenkt! Daß die Anhänger des Buchstabens aber verketzern und verfluchen, anstößig werden in ihrem blinden Eifer und Streit entzünden, dafür lieferst du, mein deutsches Vaterland, leider die zahlreichsten Belege.

Zu allerletzt beantwortet der Verf. die Frage, warum er nicht geduldig warte, bis die Obern die nothwendige und begonnene Organisation durchführten. Sein Vater sei 25 Jahre lang darauf vertröstet worden, er selbst habe schon seit 22 Jahren gewartet, und die Dinge hätten sich mehr verwirrt als geordnet; auch peinige ihn der Gedanke, daß die ganze kirchliche Reform über dem ersten besten politischen Zwischenfalle wieder in Stocken gerathe, was nicht der Fall sein würde, wenn man es oben aufgeben wollte, Alles, auch das Kleinste, unten selbst zu ordnen.

Wir werden dieser Anzeige und Übersicht einige Bemerkungen in einem zweiten Artikel nachsenden.*) 85.

*) Wir theilen denselben im nächsten Monat mit. D. Red.

Die Allegorie vom westlichen Blümchen in Shakspeare's „Sommernachtstraum".

Oberon........ Weißt du noch wol,
Wie ich einst saß auf einem Vorgebirge
Und 'ne Sirene, die ein Delphin trug,
So süße Harmonien hauchen hörte,
Daß die empörte See gehorsam ward...
.....Zur selben Zeit sah ich
Cupido zwischen Mond und Erde fliegen
In voller Wehr; er zielt' auf eine holde
Vestal' im Westen thronend.....
Allein ich sah das feurige Geschoß
Im keuschen Strahl des feuchten Monds verlöschen,
Die königliche Priesterin ging weiter,
.... doch der Pfeil
Er fiel gen Westen auf ein zartes Blümchen,
Sonst milchweiß, purpurn nun durch Amor's Wunde,
Und Mädchen nennen's Lieb' im Müßiggang.

Warburton und andere Commentatoren Shakspeare's haben bekanntlich in dieser Allegorie (denn den allegorischen Charakter der Stelle erkennen sie alle an) die Vestalin auf die Königin Elisabeth, die Sirene (the mermaid) auf Maria Stuart gedeutet. Tieck läßt die Elisabeth gelten, aber im Bezug auf die Maria meint er, „es wäre unziemlich, hier bei Spiel und Fest an das tragische Schicksal jener Unglücklichen zu erinnern". Gewiß! Und außerdem paßt die in der Allegorie beschriebene Handlung gar nicht auf Elisabeth und Maria, und das zarte westliche Blümchen geht leer aus. Dies soll kein allegorisches, sondern ein wirkliches Blümchen sein. Tieck meint nun, es sei Alles nur eine ganz allgemeine, beziehungslose Phantasie, in welcher nur gelegentlich die Königin ein Compliment erhalte. Allein wie seltsam wäre es ausgedacht, wenn es nicht Anspielungen auf bestimmte Personen und Ereignisse enthielte: Cupido zwischen Mond und Erde! Das Geschoß im Strahl des Monds erlöschend! Und die Sirene auf dem Delphin! Wozu diese letztere? Nun hat Herr Boaden sich durch Walter Scott's „Kenilworth" zu einer neuen Deutung veranlaßt gefunden. Der bewaffnete Cupido ist seiner Meinung nach der Earl of Leicester, die ganze Scene, welche Oberon schildert, bezieht sich auf eine der Pantomimen oder Aufzüge, die auf Schloß Kenilworth der Königin zum Besten gegeben wurden. Das bescheidene Blümchen soll Amy Robsart sein. Diese jedoch starb schon funfzehn Jahre vor den Festlichkeiten in Kenilworth, also wieder eine Unmöglichkeit. Endlich hat jetzt eben Hr. N. J. Halpin ein Schriftchen herausgegeben: „Oberon's vision in the Midsummernights-dream." Er nimmt Boaden's Erklärung an, deutet aber das Blümchen statt auf Amy Robsart auf die Gemahlin des Grafen von Essex, Lady Lettice; die Erde auf die Witwe des Earl of Sheffield, Lady Douglas, von der Lord Leicester bereits ein Söhnchen hatte, den kleinen Dudley, ohne daß diesen Umstand weder die Gräfin Essex noch die Königin erfahren durften; den Mond auf Königin Elisabeth. „Ohne Zweifel", sagt Halpin, „begleiteten die vornehmsten Damen die Königin nach Kenilworth, oder waren dorthin eingeladen. Die Frau eines so hochgestellten Barons wie Essex, die außerdem dem Festgeber so theuer war, wird nicht gefehlt haben." Um noch zu zeigen, was dem Geiste Shakspeare's diese Intrigue so nahe gebracht haben mochte, erzählt Halpin, daß Edward Arden von Parkhall in Warwickshire, der als dortiger High Sheriff vermuthlich ebenfalls den Festen beiwohnte (nach des alten Dugdale Bericht), sich weigerte, in der Livrée des Lords Leicester zu erscheinen, außerdem aber die Intrigue des Lords mit Lady Essex entdeckte und dem Lord Hartes darüber sagte, wofür er später (1583) dem Hasse des Lords erlag und auf Anklage von Hochverrath hingerichtet wurde. Dieser Arden war ein naher Verwandter der Mary Shakspeare, der Mutter des Dichters.

Tieck setzt bekanntlich die Abfassung des „Sommernachtstraums" in eine späte Zeit, nach 1598, wo sich Shakspeare's geliebter Freund, Graf Southampton, vermählte, wol gar erst in demselben Jahre 1600, wo es zuerst gedruckt erschien. Ist nun aber die Anspielung auf die Kenilworth-Feste wirklich in Oberon's Schilderung zu suchen, so muß man wol den ältern Commentatoren beistimmen und die Abfassung des Stücks in eine Zeit versetzen, wo das Andenken an jene Feste noch ganz frisch war, also in das Jahr 1575 oder 1576. 78.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Juristische Encyklopädie.

Merlin's großes juristisches Repertorium in 17 Bänden, so brauchbar es auch zu seiner Zeit war, ist jetzt schon längst veraltet. Ein Theil der Gesetze, die es enthält, ist ganz aus dem Gebrauche gekommen, während auf der andern Seite eine Masse von Verordnungen erschienen sind, die man noch nirgend übersichtlich zusammengestellt findet und die sich Jeder aus dem unsystematischen Bulletin des lois hervorsuchen muß. Das große Werk von Merlin den Bedürfnissen unserer Zeit anzupassen würde eine ungeheure Arbeit sein, für die kaum die Kräfte eines Einzelnen hinreichten. Nur zu loben ist es deshalb, daß J. Bousquet bei seinem Rechtslexikon („Nouveau dictionnaire de droit. Résumé général de la législation, de la doctrine et de la jurisprudence") sich bescheidenere Grenzen gesteckt hat. Bei der Anlage dieses Werks hat dem Verf. die Idee vorgeschwebt, auf möglichst wenigem Raume möglichst viel zu geben. Der erste Band, der uns davon bis jetzt zugekommen ist, zeigt, daß ihm dies in einem hohen Grade gelungen ist. Wir finden in diesem alphabetisch geordneten Werke Alles vereinigt, was im juristischen Geschäftsgange vorkommen kann. In der Definition der Kunstausdrücke ist der Verf. streng logisch und klar; besonders glücklich ist er aber darin, mit wenigen Zügen das Wichtigste aus einem weitschweifigen Gesetze hervorzuheben. Auch die historischen Entwickelungen, die wir einem großen Theile von Artikeln vorausgeschickt finden, verdienen Beachtung. Alle Diejenigen, welche sich einen Begriff von der klaren, einfachen und zweckmäßigen Methode des Verf. machen wollen, verweisen wir auf Artikel wie Apport des époux, Arbitrage, Assurance maritime, As-

surance terrestre, Bail, Chemin vicinal, Code civil, Cours d'eau, Donations et testaments" u. s. w., bei denen sich überall mehr oder minder große Schwierigkeiten darboten. Vortrefflich gearbeitet sind auch die auf den religiösen Cultus und das Kanonische Recht bezüglichen Artikel. Der Verf. zeigt hier eine seltene Gelehrsamkeit und einen freien Blick, sodaß man sich von einer „Geschichte der Geistlichkeit", die er vorbereitet, etwas Tüchtiges versprechen kann.

Dichter in der Provinz.

Das Loos der Poeten in der Provinz ist, mit wenigen Ausnahmen, nicht eben beneidenswerth. In Paris werden ihre Productionen wie absichtlich ignorirt; der einzige Lohn, der ihnen zu Theil wird, ist der Beifall irgend einer kleinen poetischen Akademie, die in Frankreich fast in jedem Winkelstädtchen besteht und bei denen das Sprüchwort „Eine Hand wäscht die andere" besonders gilt. Dabei ist es bewunderungswürdig, mit welcher Ausdauer diese Reimhelden oft endlose Gedichte namentlich epischen Inhalts spinnen. Selten einmal findet ein solches Epos auch außerhalb der Mauern des Orts, wo der Dichter wohnt, die Anerkennung, die den „Derniers jours de l'empire" von Massas, einem Mitgliede der Akademie von Lyon, zu Theil geworden ist. Von diesem Gedichte, dessen Versification nicht ohne Werth ist, haben wir vor kurzem eine zweite Ausgabe erhalten. Freilich nach einem Zwischenraume von 15 Jahren! 2.

Bibliographie.

Becker, W. A., Handbuch der römischen Alterthümer, nach den Quellen bearbeitet. 1ster Theil. Mit vergleichendem Plane der Stadt und 4 andern Tafeln. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Böttcher, J. E., Der Seebade-Ort Zoppot bei Danzig in geschichtlicher, topographischer, statistischer, naturwissenschaftlicher und socialer Hinsicht, sein Sagenkreis und seine Wirksamkeit als Sanitäts-Anstalt. Mit Karte und erläuternden Zeichnungen. Danzig, Gerhard. 8. 25 Ngr.

Crusenstolpe, J. M. v., Der Mohr oder das Haus Holstein-Gottorp in Schweden. 5ter Band. Aus dem Schwedischen. Berlin, Morin. 8. 2 Thlr.

Spanische Dramen, übersetzt von C. A. Dohrn. 3ter Theil. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Fortschritt und das conversative Princip in Österreich. In Bezug auf die Schrift: „Österreichs Zukunft". Von S. Leipzig, Reclam jun. 1844. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Freund des schönen Geschlechtes. Taschenbuch für das Jahr 1844. 41ster Jahrgang. Mit 7 Kupfern. Wien, Riedl's sel. Wwe. und Sohn. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Gottschalck, F., Genealogisches Taschenbuch für das Jahr 1844. 14ter Jahrgang. Dresden, Gottschalck. Gr. 16. 1 Thlr.

Hermance, oder ein Jahr zu spät; Schauspiel in drei Aufzügen. Frei nach dem Französischen der Madame Ancelot bearbeitet durch L. W. S. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 12½ Ngr.

Heyden, F. v., Das Wort der Frau. Eine Festgabe. Mit Titelbild. Leipzig, Einhorn. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Iduna. Taschenbuch für 1844. 24ster Jahrgang. Edeln Frauen und Mädchen gewidmet. Mit 7 Kupfern. Wien, Riedl's sel. Wwe. und Sohn. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Jean Charles, Die Marquise von L***. Roman in drei Bänden. Berlin, Duncker und Humblot. 8. 3 Thlr.

Jungfrauen, Die Tyroler ekstatischen, Leitsterne in dem dunkeln Gebiete der Mystik. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr.

Kannegießer, K. L., Isenbart, der erste Graf von Hohenzollern. Drama in fünf Aufzügen. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 15 Ngr.

Klänge aus dem Norden. Von Theophile Gräfin ......g. Dresden, Arnold. 16. 10 Ngr.

Der Kommunismus in seiner praktischen Anwendung auf das sociale Leben. Nebst einem Anhang: Die Kommunisten in der Schweiz, ein Beitrag zur genauern Kenntniß der jetzigen Parteiverhältnisse im Canton Zürich. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 3¾ Ngr.

Kopp, H., Geschichte der Chemie. 1ster Theil. Mit dem Bildnisse Lavoisier's. Braunschweig, Vieweg und Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Laing, S., Reisen in Schweden und Norwegen. Nach dem Englischen bearbeitet mit Zusätzen und Anmerkungen von W. A. Lindau. 2ter Theil: Reise in Norwegen. Mit einem Anhange: Geschichte des norwegischen Grundgesetzes. Dresden, Arnold. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1844. Herausgegeben von P. A. Klar. 3ter Jahrgang. Mit 1 Stahlstich und 1 lithographirten Ansicht. Prag, Calve. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Liebe am Abend. Lustspiel in drei Aufzügen. Frei nach dem Französischen bearbeitet von L. W. S. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 7½ Ngr.

Marbach, O., Pabst und König, oder Manfred der Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Acten. Leipzig, Franke. Kl. 8. 5 Ngr.

— — Unsterblichkeit. Ein Sonettenkranz. Leipzig, Franke. Gr. 16. 5 Ngr.

Otto, E., Reiseerinnerungen an Cuba, Nord- und Südamerika, 1838—41. Mit 2 lithographirten Tafeln. Berlin, Nauck. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ramshorn, C., Geschichte der merkwürdigsten deutschen Frauen. 1ster Band. Leipzig, Einhorn. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rank, J., Vier Brüder aus dem Volke. Ein Roman aus Österreichs jüngsten Tagen. 1ster Theil. Leipzig, Einhorn. 1844. 8. Vollständig in zwei Theilen 2 Thlr. 15 Ngr.

Rellstab, L., Paris im Frühjahr 1843. Briefe, Berichte und Schilderungen. 1ster Band. Leipzig, Köhler. 1844. 8. Vollständig in zwei Bänden 4 Thlr.

Satori, J., Hof-Intriguen. Ein historischer Roman aus der Zeit der Katharina von Medicis. Zwei Theile. Danzig, Gerhard. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Seidemann, J. K., Die Leipziger Disputation im Jahre 1519. Aus bisher unbenutzten Quellen historisch dargestellt und durch Urkunden erläutert. Dresden, Arnold. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Stella oder das Gespenst von Oriol. Drama in fünf Aufzügen. Nebst einem Vorspiele: die Katakomben, in einem Aufzuge. Frei nach dem Französischen bearbeitet von L. W. S. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 12½ Ngr.

Suringar, W. H., Christliche Besuche im Gefängnisse. Vorträge und Ansprachen zum Heile der Gefangenen. Aus dem Holländischen frei übersetzt, mit Zusätzen vermehrt und einer Einleitung herausgegeben von J. R. Müller. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Genealogisches Taschenbuch der deutschen gräflichen Häuser auf das Jahr 1844. 17ter Jahrgang. Gotha, Perthes. Kl. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Veilchen. Ein Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lecture. 27ster Jahrgang. 1844. Mit 7 Kupfern. Wien, Riedl's sel. Wwe. und Sohn. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Die Vendetta oder die korsikanische Rache. Posse in einem Aufzuge. Nach dem Französischen bearbeitet von L. W. S. Karlsruhe, Macklot. Gr. 8. 7½ Ngr.

Zachariä v. Lingenthal, K. S., Biographischer und juristischer Nachlaß. Herausgegeben von dessen Sohne K. S. Zachariä v. Lingenthal. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 321. —— 17. November 1843.

Cancan eines deutschen Edelmanns. Zweiter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

Referent findet das Urtheil, welches über den ersten Theil dieses Buchs in d. Bl. *) ausgesprochen worden, durch den vorliegenden zweiten im Allgemeinen bestätigt. Auch dieser zweite Theil bildet wie der erste ein humoristisches Quodlibet, worin Witz, Spaß und Laune mit den ernstesten Betrachtungen über die ernstesten Dinge abwechseln und der Humor, wie Lear's Narr, häufig nur darum so boshafte Gesichter und possirliche Grimassen schneidet, um Andere und sich selbst über den Schmerz zu täuschen, der seine Grundstimmung ist. Und doch gibt es auch in dem Buche einzelne so leichtfertige wie zischende Schlangen auf der Oberfläche des fashionabeln Klatschens hinschlüpfende raisonnirende Partien, daß man wieder meinen möchte, der Verf. habe vor dem Ernste des Lebens gar keinen Respect und es sei ihm höchstens um ein bloßes Salongeträtsch zu thun. Im nächsten Augenblicke aber und so schnell wie man die Hand umdreht erschließt sich sein Herz so warm, so rührend, so innig, erklingen die Saiten seines Gemüths so zart, so ohne allen Miston, daß man an dem Verf., seinem Charakter wie seiner Tendenz, ganz irre wird. Ebenso seltsam sich widersprechend, oft echt poetisch, reizend und schön sind Darstellung und Stil, und dann wieder so nachlässig ungenirt, so absichtlich trivial, so unschön. Ein solches Buch läßt sich eigentlich gar nicht kritisiren, und der Verf. selbst würde über eine Recension von gewöhnlichem Handwerkscharakter spöttisch genug den Mund verziehen; er weiß selbst am besten, in welchem Sinne und zu welchem Zwecke er sein Buch zusammengestellt, wie ein zufälliges Bouquet aus Disteln und Rosen, Nesseln und Vergißmeinnicht, Stinkblumen und Nachtviolen, Belladonna- und Orangenblüten; er weiß das sehr gut, denn er nennt sein Buch in der Vorrede selbst ein par lambeaux geschriebenes Werk, welches er keineswegs zu denjenigen Schöpfungen gezählt wissen wolle, deren ausgestreuter Same, wie die verdorrte Zwiebel in der Hand einer ägyptischen Mumie, erst nach Jahrhunderten aufschießt; er hoffe vielmehr, daß es wie ein Schwefelfaden seine Speiteufel gleich anzünden und nach dem Ausspruchen weiter keinen Lärm in der Welt machen werde. Der Schluß der Vorrede gibt einen ungefähren Vorschmack von der originellen Art, wie der Verf. schreibt, und die wieder mit seiner originellen Art zu denken im genauen Zusammenhange steht.

Wenn uns — sagt er — nur die nüchternste Prosa umgibt in den obligaten Stopfanstalten und Armensünderstuben des Lebens; wenn jedes freie, kräftige Wort in der Censur, jedes zarte Gefühl untergeht im Spott; wenn der Gedanke einerseits zusammenkriecht im Zwange einer engherzigen Dogmatik, andererseits verflüchtigt im brutalen Paganismus moderner Christenverfolger; wenn schon das junge Gemüth eine automatische Rechenmaschine und Alles auf der Welt Dunst und Dampf wird; wenn im Poltern des Räderwerks bei all dem Hämmern und Klopfen das Wort eines edlern Geistes und die Klage eines schönen Herzens ungehört verhallen, wenn wir die besten Köpfe nur für den Feierabend werben und für journalistische Purzelbäume und Bajazzospäße: wird da noch Jemand fragen, warum in neuester Zeit so wenig Originelles vom Stapel der Büchermesse läuft?

Die beste Art, über dieses Buch zu referiren, ist wol die, Auszüge daraus zu geben; auch besteht das Buch eigentlich nur aus Auszügen, wie man sie etwa in einen Zettelkasten wirft, nur daß sie Originalauszüge aus der Individualität der schreibenden Person selbst sind, lauter Stücke und Brüche und Bruchstücke, die in ein Ganzes gar nicht zusammengehen wollen. Diesen Vorzug wenigstens hat das Buch, daß man überall so im Blättern einen hübschen geistreichen Gedanken findet, und daß man es in jedem Augenblick wieder zuschlagen und erst nach längerer Zeit die Lecture wieder fortsetzen kann, ohne aus dem Zusammenhange zu gerathen, aus dem einfachen Grunde, weil das Buch gar keinen Zusammenhang hat. Hier liegt das Fragment eines vollendet schönen Kopfs, dort ein Fragment eines plastisch gerundeten Arms oder eines schwellenden Schenkels oder eines prachtvollen Rumpfs, aber eine Venus wird doch nicht daraus; die einzelnen Theile interessiren eben nur durch ihre fragmentarische Schönheit.

Es ist kaum eine sociale, politische oder religiöse Frage, die der Verf. nicht in den Kreis seiner Betrachtung zöge, und deren Für und Wider nicht meist auf ironische oder witzige Weise abgewogen würden, sodaß es dem Scharfsinn des Lesers überlassen bleibt zu urtheilen, wie der

*) Nr. 130 und 131 f. 1842. D. Red.

Verf. eigentlich über die fragliche Frage denkt. Wenn er den Aberglauben ironisch feiert, so ironisirt er auch in demselben Satze Die, welche das Poetische des Aberglaubens verkennen, ebenso wie Die, welche am Altare des Aberglaubens die menschliche Vernunft zum Opfer bringen; jetzt ist er ebenso zärtlich, wie gleich darauf grausam gegen das weibliche Geschlecht; bald hechelt er Östreich, mit dem er sich vorzugsweise beschäftigt, witzig durch, bald vertheidigt er es gegen seine zu einseitigen Gegner; bald schwört er zum Banner des Absolutismus, bald zur Jakobinermütze des Republikanismus, bald zur Tricolore des Constitutionalismus; er ist eben ein geistreicher Mann, dem sich überall die Schwächen ebenso wenig verbergen können als die Vorzüge und Tugenden; und während er selbst die Salonklatscherei und die Medisance der Crême bekämpft und verspottet, klatscht und spottet er doch in derselben fashionabeln Manier wohlbehaglich mit. Aber die Pfeile, die er gegen die veredelte Schafwolle der höchst vornehmen Gesellschaft richtet, sind an der Spitze häufig arg und bissig vergiftet. Hier eine Probe:

Das Hauptbedingniß, ohne welches man sich selbst im ärmsten adeligen Casino nicht sehen lassen darf, ist, daß man sich von allen Bürgerclassen, wie durch einen Pestcordon, streng absondert und in keinem andern Verkehr mit ihnen steht, als um sich Stiefel zu bestellen oder die Ausarbeitung eines Processes; um Geld von ihnen auszuleihen, wie Eduard II. von seinem Barbier, und höchstens eine ihrer Töchter — sitzen zu lassen. Die zweite nothwendige Eigenschaft ist ein über allen Schimpf erhabenes, durch kein Bürgerblut beflecktes Pergament; ferner die Sprache, nämlich die französische, denn auf deutsch ist man ein Dummkopf, und kann diesen nicht verstecken hinter all den Calembourgs und einer gewissen routine d'expression. Wer sich daher seines plumpdeutschen Verstands nicht leicht entledigen kann, der darf ihn nur zum französischen Witz umgießen, wo aller Geist früherer Heroen nach und nach zu Phrasen rectificirt wurde und selbst derbkräftige Satire in graziösen Tournuren verflüchtigt; deshalb ist auch das Deutsche die einzige todte Sprache, die man in der Eleganz kennt. Thut man nun noch, als verstünde man Englisch, und beweist seine Anglomanie, indem man sich auf der chaise longue bei jeder Gelegenheit als ein gebratenes sucking-pig anrichtet, indem man die Nacht im Thee ersäuft, mit der Ringelblume beim ersten Strahle der Sonne schlafen geht und nur Champagnerflaschen den Hals bricht, oder den eigenen bei einem Barrièresprunge, so nähert man sich schon der Eleganz, und töchtergesegnete Mamas commandiren: richt' euch! Hat man aber ebenso viele Güter als Ahnen, verleugnet man öffentlich seine ärmern Freunde und tritt man alle Unbekannten auf die Zehen, ohne durch ein voreilig herausgestoßenes „pardon" wieder Alles zu verderben, so sitzt man mitten in der crême, d. h. im Perihelium einer Sonne, von welcher die Strahlen aufwärts nach Hofe und hinunter nach allen Arten und Abarten der Societät bringen, bis sich endlich die letzten dämmernden Streifen in die höhere Bürgerclasse verlieren, und also die Bankiers entre chien et loup u. s. w.

Wie im ersten Theile begegnet man auch in diesem zweiten dem drolligen Reisetagebuch des Kammerdieners Rafael Sendelmaier, unter dem Titel „Memorial eines leberkranken Diplomaten". Dies Tagebuch ist jedoch nur für männliche Leser genießbar; die lieben sentimentalen deutschen Weiber mit ihren himmelblauen Guckaugen und ihren schwärmerisch geordneten blonden Löckchen, die deutschen Bräute, Bräutigamsbedürftigen, Brautjungfern und soliden Hausmütterchen haben keine Empfänglichkeit, kein Verständniß für Humor und derben Witz; unsere Weiber sind höchstens schnippisch, aber nicht witzig, am allerwenigsten humoristisch; dagegen hat der Empfindsame bei ihnen gewonnenes Spiel, und so rathen wir ihnen, Sendelmaier's Tagebuch zu überschlagen und folgende Stelle und anliegende Partien zu lesen, die wir zum Beweise, daß der Verf. des „Cancan" auch zart sein kann, hier mittheilen:

Wer enträthselt die sanft wehmüthigen Züge einer jungen Frau, die, wie ein Vorhang ihrer Seele, so viele verweinte Nächte und erstorbene Gefühle und dennoch die heißeste Sehnsucht verhüllen? Ein unnennbarer Reiz spricht sich aus in dem sittsamen Nonnenblick und dem weltlichen Lächeln; die eingesperrte sorgsam verborgene neue Liebe blickt aus den Augen wie mit Engelsköpfen durch Kerkerfenster.

Schon in dem Worte Jungfrau liegt ein unendlich zarter Gedanke: die ins Leben getretene Reinheit. Ein Wort, ein Blick, ein Hauch trübt ihren süßen Glanz, und ihr fröhliches Herz weiß es kaum, daß es mit seiner Liebe Alles verschenken kann, was keine Thräne, keine Reue zu ersetzen vermag. Und doch hat sie mehr noch zu verlieren, aber vielleicht erst in der Ehe.

Wenn ihr Welt und Gegenwart in der Seligkeit des Angehörens versinken; wenn sie in Gefühlen zerfließend gebrochen am Halse des Geliebten hängt, und sie ihm Herz und Seele, Freiheit und Gewissen gibt, da weicht nur ihr schönster Genius, nicht die Tugend; aber wenn sie das heilige Kleinod ihrer Ehre kirchenräuberisch entwenden läßt; wenn die Liebe wie ein Sturm der Wüste den Grund ihres Innern zerwühlt und die wilde Sehnsucht einer Penthesilea die Unglückliche von Arm zu Arm wirft; dann erst fliehen alle ihre Engel und weinen um das arme Weib, das Alles verloren hat.

Und so tief fällt die schönste Seele, die rein wie eine Lilie an das Herz des Mannes gelegt wird, weil er nicht versteht, das Verhältniß der Ehe ebenbürtig zu machen einer jugendlich zarten Liebe, weil er nur der Verführer seiner Frau und ihr erster Lehrmeister in der Schule des Lasters ist.

Man kann keine zu hohe Idee von der Ehe haben: eine Art Exaltation ist ihr Geist, die zärtlichste Liebe ihre Seele, das Reich der Sinne aber ihr Körper. Wer sich nur einer dieser eng verschwisterten drei ergäbe, müßte ein wahnsinniger Schwärmer, ein thörichter Schwächling oder ein Thier sein, und doch machen sie zusammen die durchgeistigte, beseligende, verkörperte Liebe aus, wie sie uns Gott geschenkt hat als Morgen- und Abendstern unserer kurzen Wanderung zwischen Himmel und Erde.

Wenn dann die Exaltation in der Folge schwindet, wie die Blüte vom Baume fällt, sobald die Frucht treibt; wenn endlich die heißen Sinne ersterben mit dem kältern Blute des Alters; dann zerfließt die Liebe in die treueste Innigkeit, und diese geleitet das Paar bis an das Ende des Lebens und zieht mit ihnen hinüber in jene Welt.

Es muß schön sein, wenn einst nach Jahren — wenn das Leben zwar keine Frühlingsblüten, aber doch noch Herbstblumen bietet — ein liebes Weib an das Herz seines Mannes sinkt und sagt: du hast mich ganz glücklich gemacht!

Ja, die Erde ist ein Feenort und das Leben ein Himmel, aber nur in der Liebe — und wer eine warme Hand in seine fassen kann, bis sie erkaltet, der spiegle beim Sonnenglanz des Glücks freudig sein Auge in dem geliebten, und schlinge sich beim Frostschauer der Leiden fest an das treue oft so schwer errungene Herz. Es bleibe dir bis zum Tode, was du liebst, geneigter Leser! Der Mensch ahnet es nicht — umjubelt von geliebten Stimmen — wie bald er sein Weh in die Einsamkeit schreit, und kein größeres Elend der Gegenwart gibt es als die Erinnerung unwiderruflich entschwundener Seligkeit.

Nun schnell noch Etwas für Männer. Der uns

bereits aus dem ersten Theil durch seine excentrische Wildheit bekannt und interessant gewordene Manuel schreibt:

Was ist denn dies stolze Leben, diese farbig geschliffene Glaskugel, die du mit einem Fußschlag zertrümmerst; diese weite Sahara voll Luftspiegelung und Glanzgegaukel; diese Ephemerenwallfahrt, auf der selbst die Luft mit pfeilspitzen Blumen nach uns schießt? was ist der Tod, der endlich das Gas verzehrt, das den Aërostaten hebt; der das Urelement unsers Seins, das unruhig flackernde Feuer plötzlich auslöscht; der schon seit der Geburt der Gast unsers Körpers ist und uns der Verwesung in die Arme wirft, weil wir ihn nicht mehr aushauchen können? was bedeutet der ungestüme Drang, jenes seelenzwingende Hinstürzen nach einer geisterhaften Tiefe, in der wir als Nichts versinken? zischt doch in unserm innersten Wesen die alte Paradiesesschlange noch, die sich einst der höchsten Kraft als ebenbürtig entgegenbäumte.

Schlich nicht etwas durch das Zimmer?

Ihr abgezehrten bestäubten Langschläfer unter dem Rasen, es ist Mitternacht vorüber, werft eure Sargdeckel ab, stoßt mit den hirnlosen Schädeln die Hügel durch, schüttelt das Gewürme aus den Knochenhöhlen und steigt herauf beim Pfeifen der Windsbraut, wie es Geistern geziemt! Kann Einer den Schleier von dem Jenseit lüften, schickt ihn zu mir als Sprecher; mein Haar soll sich nicht emporsträuben, der Tod ist ehrwürdiger als das Leben. Nur das Auge öffne er nicht, das ihm vielleicht eine liebe Hand geschlossen! Im stieren, gläsernen, glanzlosen Blicke liegt das Grauen.

Sag mir, Leichnam, der in zwei Welten schaut und in keiner lebt, wohin flieht denn das heiße, lebendige, leuchtende Element, wenn die Kohle verglommen ist? Heißt athmen — träumen? und ist der Tod das Leben, oder ist der sechzigjährige Angstschrei des zwischen dem Leichensteine der Erde und dem Marksteine der Ewigkeit gequetschten Menschen nur das schmerzliche Erwachen aus einem zeitlosen unbewußten Schlafe? Wird uns das Grab zur Wiege für einen andern Stern und muß die Seele im Kreislauf jagen, bis sie athemlos und lebenssatt wieder auf die Erde wandert, oder ist das Licht für immer erloschen, der Geist verendet mit dem vertrockneten Gehirn, ein Mensch nur der Dünger des andern, und Zeit und Raum und Bewegung und Gedanke verweht, geschwunden, versunken in ein unnennbares, bodenloses, ewiges Nichts?

Lacht Jemand hinter mir?

Sprich, Leichnam, wird uns der Quäler im Innern, das stolze tyrannische Ich denn absterben, wenn ihm die Haut von der Seele gezogen ist, oder müssen wir auch drüben noch mit ihm kämpfen und ihm unterliegen? Wer ist Das, der es sich so bequem gemacht hat in mir, dem ich einen Altar aufbauen und ihm räuchern muß und der so höhnisch verächtlich auf mich schaut? Ist das Ich denn Gott? Trepanire mit deinem geistigen Auge meinen Schädel, Leichnam! spähe in dem blutigen Nervengeflechte, in dem ekelhaften Fasernsystem, im Mikrokosmus aus Eiweiß- und Stickstoff! da sitzt das Ich, in der einsamsten der Gehirnkammern, wie eine im Felsblock eingeschlossene Kröte; da spinnt es sich immer dichter ein und macht stets mehr Proselyten von Ideen und peitscht das Blut in Wallung, daß es wie ein Feuerquell hinunterschäumt in die Werkstatt des Lebens; da hat es seinen Thron errichtet und glotzt dir entgegen, umtanzt von einem Kaleidoskop verzerrten Spuks. Du fährst mit den Knochenfingern an deinen ausgelöschten Leuchtthurm; du gibst nicht Antwort, ohnmächtiges Wurmfutter! so will ich kämpfen mit ihm — — —

Mit diesen drei ominösen Gedankenstrichen bricht Manuel's Nachlaßschreiben ab; was aus ihm geworden ist, erfahren wir aus der folgenden originellen Nachschrift:

Erschreck Sie nicht, liebe Mamsell, aber der junge Herr, dem ich seit Donnerstag ein helles Zimmer mit frohmüthiger Aussicht sammt Kost vermiethet habe, hat gestern Abends noch mit mir und der Plunni und dem alten Marcher, der statt meinen seligen Mann mit mir wohnt, Schmurill gegessen und sich dann andächtig und schaffig zum Schreiben hingesetzt. Um zehn Uhr, als ihm die Plunni die Stiefeln ausziehen wollte, hat er ihr den Brief übergeben, daß sie ihn sollte in der Frühe, wenn sie zum Rabenwirthe nach Schaffhausen um alten Wein ginge, auf die Post tragen, er müsse noch ein wenig am Fall herumpantoffeln. Um halbzwölf Uhr hat er den Marcher wieder herausgeklopft, weil er etwas am Briefe dazuschreiben wolle, und dann hat der Marcher wieder fortgeschnarcht. In der Früh geht die Plunni hinüber wegen des Briefes, so liegt er mit sammt dem Sessel steif und blaß am Boden, wie ein Todtebaum. Ich und der Marcher legten ihn mit der Plunni ins Bett, wo er noch söli trümlig ist, daß man kein honettes Wort aus ihm herausbringt. Am Simse neben dem Tisch steht eine fast leere Flasche und Cognac darauf; wenn das nur nicht Ratzengift ist! Der Marcher hats versucht, bis nichts mehr darin war, und flucht alle Zeichen, daß es der beste Branntwein sei im ganzen Canton. Ich meine, ob der junge Herr nicht etwa ein Fraufastekind ist, da ist ihm heilig die Rheinalte erschienen. Weil er aber nun doch verdächtig krank ist und wir gedacht haben, daß der Brief an seine Liebste geschrieben sei, denn wir Alle mögen die Aufschrift nicht lesen, obwol der Marcher immer sagt, daß er französisch kann und von der Schlacht bei Leipzig erzählt, so haben wir ihn wieder zugesiegelt und die Plunni hat ihn ehrlich auf die Post getragen, ohne hineinzugucken, damit Sie sich nicht sorgen soll, liebe Mamsell, über seine Krankheit.

Ihre Dienerin Barbara Wetzin
ehemalige Schulmeisters Wittib zu Lauffen.

(Der Beschluß folgt.)

Alpenrozen door *G. H. van Senden*. Zwei Theile. Amsterdam. 1842—43. Gr. 8.

Viel, sehr viel ist über die Schweiz geschrieben worden. Die große Zahl von Werken über dieses naturhistorisch und geschichtlich so merkwürdige Land, welche Schweizer selbst zu Verf. haben, wird alljährlich durch neue Schriften vermehrt, in denen Deutsche, Engländer und Franzosen um die Wette, nach einer beendigten Schweizerreise, ihre Beobachtungen und Bemerkungen niederlegen. Indessen möchte, wie viel Mittelmäßiges und Vorzügliches auch über das Land der Tell in Prosa und Versen in die Welt gefördert ist, schwerlich ein anderes, auf Belehrung und Unterhaltung berechnetes Werk mit dem vorliegenden des holländischen Gelehrten, Ritters G. H. van Senden, was Plan und Ausführung betrifft, eine Vergleichung aushalten können.

Der Titel gibt das Wort Alpenrozen sehr sinnig auf einem aus Blättern und Blumen des Rhododendron ferrugineum bestehenden, schön gezeichneten Grunde. Statt der Vorrede findet man ein liebliches Gedicht, welches die Alpenrose besingt, und dann folgt das Werk selbst in 24 Abtheilungen, welche zusammen ein organisches Ganzes bilden. Jede Abtheilung trägt eine kurze Aufschrift, allein meist enthält sie weit mehr, als die bescheidene Angabe erwarten läßt. So findet man z. B. in der sechsten: „Der Vierwaldstätter See", nicht blos eine Beschreibung dieses Sees, sondern auch sehr interessante geschichtliche Mittheilungen, welche in der siebenten Abtheilung: „Unterwalden", in gleich anziehender Weise fortgesetzt werden. Daß die neunte: „Haslis älteste Bewohner", historisch sei, läßt schon die Überschrift vermuthen, aber nicht, daß sie sich über die Helvetia der Römer und ihren Untergang mit so vieler Gründlichkeit verbreitet. Fügt man das Historische dieser beiden Abtheilungen zusammen und nimmt man die zweiundzwanzigste: „Bern", wo der Verf. die Tagsatzung versammelt sah, hinzu, so hat man das Interessanteste aus der Geschichte der Schweiz, von den ältesten bis auf die gegenwärtigen Zeiten herab, in ziemlich vollständiger Darstellung vor sich.

Die zehnte Abtheilung: „Der Hirte auf der Scheibeck", umfaßt das ganze Hirtenleben, sowie die funfzehnte: „Der M-

ger auf den Alpen", das ganze Jägerleben der Schweizer in seltener Vollständigkeit. Die elfte führt die Aufschrift: „Die Jungfrau", verbreitet sich aber auch in beinahe erschöpfender Darstellung, mit Berücksichtigung der neuesten Hypothesen, besonders des Prof. Agassiz, über die Gletscher und ihre Erscheinungen. In der dreizehnten Abtheilung: „Die Zwillingsseen", findet man eine lebendige, höchst anziehende Beschreibung der Nationalspiele der Senner, wozu der Anblick des Bödeleins dem Verf. eine ungesuchte Veranlassung bot. Die vierzehnte: „Gemmi", gibt interessante Mittheilungen aus den Volkssagen der Schweizer; die neunzehnte: „Der Montblanc und de Saussure", eine historische Übersicht der Reisen nach dem Gipfel des weißen Berges und theilt die Resultate mit, welche dieselben für die Wissenschaften hatten. Der zwanzigste Abschnitt: „Der Leman", enthält außer der Schilderung herrlicher Naturscenen treffende Parallelen von berühmten Männern und Frauen, deren Namen an den Ufern des Sees gefeiert sind; der dreiundzwanzigste: „Der Bodensee", ist ein würdiger Pendant dazu. Unter der Rubrik: „Der Jura und Freiburg", ist Alles, was die schweizer Industrie Ausgezeichnetes hat, mit Genauigkeit dargestellt.

Man glaube nicht, daß diese Mittheilungen abgerissenes Flick- und Stickwerk sind; im Gegentheil, sie sind leicht und sinnig an die Gegenstände angeknüpft, welche sich dem scharf beobachtenden Verf. darboten, der in fast keinem Fache des menschlichen Wissens fremd zu sein scheint und die seltene Gabe besitzt, die Fülle seiner Kenntnisse ohne Ostentation und ungesucht jedem Gegenstande anzupassen.

Der reiche Inhalt, welcher Alles umfaßt, was die Schweiz Merkwürdiges hat, ist in eine blühende Sprache gekleidet und schreitet in anziehender Darstellung fort. Ein vorzüglicher historischer Stil, wie man ihn bei seinen Landsleuten nicht leicht findet, zeichnet den geschichtlichen Theil, ein gefälliger Erzählungston den Gang der Reise — wo der Verf., was er aber nur selten thut, über diesen und über sich selbst spricht —, eine kernhafte Sprache, die von einem fleißigen Studium der Alten zeugt, die Charakterzeichnungen aus. Nicht selten ist der Stil malerisch blühend; die Feder wird zum Pinsel; sie malt Naturscenen. Der dichterische Geist, welcher das Ganze durchweht, aber, wo es sein muß, gezügelt wird, tritt oft mit verdoppelter Kraft, offen hervor; die Person wird zur Poesie, welche rührt und erhebt in den heiligen Gefühlen, die das Herz des begeisterten Mannes erfüllten.

Dem Texte sind in einem besondern Anhange Anmerkungen als Zugabe beigefügt. Sie enthalten Mittheilungen, welche in den Skizzen selbst nicht füglich Platz finden konnten, aber schätzenswerthe Beiträge liefern, und in dieser Anordnung ruht, wenn Ref. sich dieses Ausdrucks bedienen darf, zum Theil das Geheimniß der Technik dieses Werkes. Das Ganze wird durch eine vortrefflich gestochene Karte, welche die Physiognomie der Schweiz zur Ansicht bringt, geschlossen. Zu ihr gehört als Beschreibung die letzte Abtheilung: „Das Berggebäude der Schweiz". Das Titelblatt des zweiten Theils stellt die relative Höhe der vorzüglichsten Spitzen der drei Alpenketten und des Jura in einer Zeichnung dar, welche Original zu sein scheint, während das auf dem Kulm des Rigi genommene Panorama, welches den Titel des ersten Theils ziert, eine Nachahmung des bekannten Haller'schen sein dürfte.

Zum Schlusse glaubt Ref. das Publicum aufmerksam machen zu dürfen, daß eine deutsche Bearbeitung bereits im Werke ist und baldigst erscheinen wird. Ob sie denselben Genuß gewähren kann, den Der hat, welcher das Werk in der Originalsprache liest, muß der Erfolg lehren.

L. Troß.

Notiz.

Hörsäle nach akustischen Grundsätzen.

Es ist bekannt, wie schwierig es ist, einen Raum, in welchem zu einer großen Versammlung geredet werden soll, dergestalt einzurichten, daß alle Hörer den Redner gleichmäßig gut vernehmen können. Die Section für mechanische Wissenschaften der British association für Verbreitung nützlicher Kenntnisse hielt am 17. Aug. d. J. eine Sitzung, in welcher Hr. Scott Russell einen Vortrag hielt über die Anwendung unserer Kenntniß der Schallgesetze auf die Construction von Sälen, die zum Hören bestimmt sind. In dem ersten Theile dieses Vortrags wurden die bekannten Gesetze des Schalls auf die Verhältnisse des Redners zum Hörer und umgekehrt im Allgemeinen angewendet; der wichtigere zweite Theil entwickelte gewisse neuerlich entdeckte und nicht allgemein bekannte Gesetze und enthielt zugleich Vorschläge zu deren Anwendung auf praktische Zwecke. Sogleich in der Einleitung beschrieb der Redner eine Einrichtung eines Hörsaals, welche sich zu dem Zwecke, daß alle Anwesenden den Redner deutlich und bequem sehen und vernehmen können, bewährt haben soll, indem nächst einigen Versuchen im Kleinen zuletzt der edinburger Architekt Hr. Cousins große Säle, die 1500—3000 Menschen fassen, nach Russell's Grundsätzen ausgeführt habe, welche Säle allen Anfoderungen entsprechen. Hr. Russell sagte, er zweifle nicht, daß man ebenso gut Räume, die 10,000 Hörer fassen können, bequem nach seiner Methode einrichten werde. Diese beruht darauf, daß er eine Curve construirt, welche er die gleichhörige oder isokustische Curve nennt, und in deren Brennpunkt sich der Redner befindet. Diese Curve krümmt sich im Aufriß des Gebäudes nach oben. Es ist schwer, ohne Zeichnung eine Vorstellung davon zu geben; indessen denke man sich einen verticalen Durchschnitt des Raumes, und theile dessen Grundlinie in lauter gleiche Theile nach dem Maße der Entfernung, in welcher man Sitzbänke hintereinander anzubringen pflegt. In jedem Theilpunkte errichte man lothrechte Linien und denke sich nun von dem erhöhten Standpunkte des Redners (dem Brennpunkt der Curve) aus einen Radius nach dem Sitzpunkte des vordersten Hörers gezogen; diesen Radius verlängere man bis zu der nächstfolgenden lothrechten Linie und messe auf derselben von dem Durchschnittspunkte aus nach oben 9 Zoll, so erhält man den Sitzpunkt des Hörers in zweiter Linie. Jetzt zieht man nach diesem neugewonnenen Punkte wieder einen Radius und verlängert denselben bis zur dritten lothrechten Linie, schneidet auf letzterer abermals nach oben 9 Zoll ab und man hat den Sitzpunkt des Hörers in dritter Reihe u. s. f. bis an die hintere Wand, wo die Sitze natürlich in beträchtlicher Höhe liegen. Was den Grundriß des Saales betrifft, so hat man ihn cirkelrund und auch vieleckig anzulegen versucht, und hat durch beiderlei Form seinen Zweck erreicht.

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 322. —— 18. November 1843.

Cancan eines deutschen Edelmanns. Zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Die zarteste Partie im Buche sind gegen den Schluß hin Arthur's „Mitternachtsstunden", aus denen wir nur ein kleines inniges Lied mittheilen:

In stiller Mitternacht,
Versenkt in Traumeswogen,
Ist meine Seel' erwacht
Und heimlich ausgeflogen;
So ist sie frei ins Weite
Bis hin zu dir gezogen,
In ihrem tiefen Leide.

Von süßem Schlaf erglüht,
Sieht sie dich träumend liegen,
Ein Engel ist bemüht,
Dich still und sanft zu wiegen.
„Du willst, daß ich dich meide,
Ach! werd' ich endlich siegen
In meinem tiefen Leide?"

Und manchen leisen Kuß
Haucht sie auf deine Wangen,
Und als sie scheiden muß,
Hält sie dich fest umfangen.
„Leb wohl, Gebenedeite!
Ich kehre heim im Bangen,
In meinem tiefen Leide."

Indessen ruht allein
Der Leib im stummen Harren,
Sie wandert traurig ein,
Ins Grab sich zu verscharren.
„O bis ich einst verscheide,
Mögst niemals du erfahren
Von meinem tiefen Leide."

Wie der Verf. im Allgemeinen über den Charakter der Zeit denkt, davon folgende Probe:

Wie hat sich doch so Vieles geändert, so ganz anders gestaltet, als es die politischen Augurn vor zwölf Jahren in den Ungewittern lasen! Liberalität war damals der Hort der Einen und der Popanz der Andern, Revolutionen um und um, Throne erbebten und die dreifache Krone wackelte auf dem geheiligten Haupte. Alles rang die Hände oder ballte die Fäuste, und Wimmern und Kampfgeschrei erfüllte Europa; plötzlich schrillt ein grauenhafter, durch Mark und Bein dringender Pfiff durch die Luft, da wird's still! — Das Locomotiv fliegt majestätisch heran, und oben steht „das Geschäft", die Füße auf dem Nacken der Freiheit, die Hände in den Taschen der Fürsten, und lächelt herab so gnädig süß demuthsvoll, so nüchtern selig geldstolz. Und das Ungeheuer keucht pfeilschnell vorüber und die gaffende Menge jubelt nach.

Und an einer andern Stelle:

Zuletzt erscheint das silberne Zeitalter, und so sprechen die Bücher der Sibylle: Wenn die Erde mit metallenen Reifen beschlagen ist, schreitet der Zeitgeist schwerfällig vorwärts mit Geldsäcken an den Füßen; die Harpyen der Laster breiten gewaltiger als jemals ihre Fittige über Sidon und Tyrus; der Hochmuth fährt aus den Pergamenten in die Rechenbücher und die Elle gibt die drei Ritterschläge mit der Devise: reich, nüchtern und feige! — Dann sitzt der alte Adel mit verhülltem Haupte auf karthagischen Ruinen und seine Töchter tanzen die Cachucha vor den Lorgnetten gieriger Laffen und tragen Blumen in die Paläste generöser Barone.

Ref. hat den Verf. des „Cancan" mehr als sich selbst sprechen lassen, indem er der Ansicht ist, daß es überhaupt zweckmäßiger wäre, wenn man in Recensionen die Bücher mehr durch Auszüge dem Publicum bekannt machte, als durch eigenes Urtheilen und Aburtheilen dem Urtheile des Publicums vorgriffe, wobei die Sucht, den eigenen Geist leuchten zu lassen, Einseitigkeit und literarische Antipathie so häufig eine blutige Criminaljustiz üben, wo ein blos schiedsrichterlicher Spruch hinreichen würde. Bei einem fragmentarischen Buche wie gegenwärtiges vollends ist eine fortlaufende Kritik wenn nicht unmöglich doch beschwerlich und wenig rathsam. So viel sich an dieser Schrift auch aussetzen läßt, so wird man doch aus den mitgetheilten Auszügen erkennen, daß der Autor, trotz mancher Anklänge an Jean Paul, aus sich selbst zu schöpfen und selbst Altes in neuer Weise zu geben weiß. Der Verf. ist auch productiv, nur in seiner Art und im Kleinen, vielleicht productiver als manche angesehene Romanschriftsteller, deren Romane allgemein für Productionen gelten, obgleich sie nur Werke handwerksmäßiger Virtuosität, aus keinem tiefern Gedanken- und Gemüthsleben geschöpft und höchstens glückliche Benutzungen von Memoiren, Manifesten, Schlachtberichten und geographischen, historiographischen und ethnographischen Schilderungen sind. Der Verf. hat freilich bisher nur bunte Lappen zum Fenster seines Buchs herausflattern lassen, aber wir glauben, daß er auch Zeuch genug dazu besitzt, eine zusammenhängende ganze Production zu liefern. Eins müssen wir aufs entschiedenste an ihm tadeln: den abscheulichen Gebrauch ausländischer Worte und Phrasen, womit er freilich häufig den fashionabeln Gesellschaftston verspotten will; aber er hat sich in diese Manie, theils aus Bequemlichkeit, theils aus wissentli-

cher Koketterie, theils aus unwissentlicher Gewohnheit, so hineingelebt, daß sich dieser Misbrauch durch das ganze Buch hindurchzieht und den nicht sprachgewandten Leser zwingt, stets ein Dictionnaire bei der Hand zu haben. Gegen diesen Barbarismus kann man jetzt nicht ernstlich genug eifern. H. Marggraff.

Notices et mémoires historiques par *F. A. A. Mignet*. Zweiter Band. Paris 1843.

Dieser später ausgegebene zweite Theil des neulich von uns angezeigten Werks*) enthält verschiedene überaus interessante und gehaltreiche Abhandlungen über wichtige Ausschnitte aus der europäischen Cultur- und Staatsgeschichte. Das erste Memoire über „Deutschland im 8. und 9. Jahrhundert, seine Bekehrung zum Christenthum und seine Einführung in das europäische Staatensystem" ist eine treffliche Arbeit. Mignet behandelt seinen Gegenstand mit großer Sachkenntniß; die Darstellung ist gediegen, einfach, gedrängt klar, und die historische Betrachtung die eines Mannes, der für den bewegenden Impuls des abendländischen Völkerlebens in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ein scharfes Auge und hellen Verstand hat. Er wirft zunächst einen Blick auf die ersten Culturansätze Europas, wobei er die geographische Configuration als ein bedeutendes Moment anschlägt. Griechenland, Italien, Spanien, selbst Frankreich, durch Gebirge und Meere besser und schärfer umschrieben als andere europäische Ländertheile, sind für die Aufnahme und Entwickelung der Culturverhältnisse günstiger gelegen; darum fassen hier auch zuerst Völker festen Stand. Erst wo das Volk festen Stand hat, entsteht der Staat; erst im Staate wird der Mensch aus der Vormundschaft der Natur entlassen und wandelt fortan seine eigenen Wege. Mitteleuropa dagegen, nach Osten offen und beständigen Einbrüchen asiatischer Horden ausgesetzt, kommt nicht so früh zu fester Gestaltung; das dortige Völkerleben zeigt sich bis zur Zeit der Völkerwanderung noch nicht zum Staate gegliedert und die Menschen selbst auf einer tiefern Stufe der Bildung. Diese Stufe ist das Hirtenleben. Daselbst bringt der Mensch die Thierheit, zu der er auf einer noch tiefern Staffel der Cultur im Verhältniß der Feindschaft steht, zur Unterwerfung und bildet sie zum Werkzeug seines Willens durch, mit dem er fortan die Kräfte der Natur nach seinen Absichten zu bestimmen vermag. Hirten bilden eigentlich noch kein Volk, das der freien Bestimmung seines Führers folgt, wie die durchgebildeten Glieder der Seele, sondern nur Horden, die, ähnlich ihren Heerden, durch die noch nicht zur Freiheit des Einzelnen entfaltete Substanz zusammengehalten werden. Das Bleiben und Treiben der Hirtenvölker ist im Kleinen und Großen durch die Naturverhältnisse bestimmt. So erscheinen auch einige Jahrhunderte hindurch in Mitteleuropa und die westliche Abdachung Asiens hinauf deutsche, slawische, mongolische Völker in ständiger Richtung nach dem Westen wie magnetisch fortgezogen und doch unbewegt. Hemmend stand in der Völkerströmung der stolze Staat der Römer, der seine Grenzen und die Vorposten der alten Welt bis an den Rhein und die Donau vorgeschoben, aber weiter gegen Norden über Dacien hinaus seine Macht nicht auszudehnen wagte. Die Stämme östlich vom Rhein und nördlich von der Donau bis an die Küsten der Nord- und Ostsee blieben unberührt von römischer Eroberung und Bildung. Deutschland war das Schlachtfeld, wo von zwei entgegengesetzten Seiten her Cultur und Barbarei aufeinander stießen und um die Weltherrschaft rangen.

Rom mußte in diesem Kampfe unterliegen. Sittliche Kraft, aus welcher dem einzelnen Menschen, wie dem ganzen Volke, Verjüngung strömt, war für die Römer längst versiegt; alle Blüten, die aus diesem Quell das Öl des Lebens ziehen, hatte der Wurm des Lasters zerfressen; durch innere Fäulniß war das ungeheure Gebäude des römischen Reichs morsch geworden; der aufgehaltene Völkerstrom unterwühlte seine schwächern Bollwerke und flutete über seine Trümmer hin, einer neuen Entwickelung, einem höhern Princip den Boden bereitend. Dieses neue Princip war das Christenthum; anvertraut ward es dem Geist der germanischen Völker. Mignet gesteht die Vortheile der germanischen Invasionen für die romanisirten Gallier, Italiener und Spanier ein und behauptet, die Germanen hätten aus dem Norden kommen müssen, um Christen und Gründer eines neuen Europa zu werden. Er macht ferner den entschiedensten Lobredner jener christlichen Lehrboten, die von nun an die Stelle der römischen Eroberer vertraten, und, von heiligem Eifer für ihren Glauben getrieben, in fremde Länder auf Seelenunterjochung auszogen. In jener Zeit des Dranges und der Dunkelheit, wo es auf Erden vielleicht finsterer ist als je, wo der letzte Funke geistigen Lebens zu erlöschen scheint, bieten uns die frommen Männer, die voll Demuth bei den Heiden umherwandeln, um Licht anzuzünden, einen wahrhaft erhebenden Anblick dar und treten wie freundlich glänzende Gestirne aus dem dunkeln Gewölk eines stürmischen Nachthimmels hervor. Sie stehen in einem seltsamen Contraste mit einem Zeitalter voll Trug und Mord, Unzucht und Waffengetös, diese stillen Lehrboten mit ihrer Religion der Liebe, Sittsamkeit und Barmherzigkeit.

Die heidnischen Barbarenhäuptlinge, für die höhere Religions- und Staatsform gewonnen, wurden die willigsten Werkzeuge und mächtigsten Hebel der neuen Eroberer. Der erste Anstoß ging von Gallien aus; schon am Ende des 4. Jahrhunderts hatte sich Patrick von da nach Irland begeben, welches, seit dem 6. Jahrhundert zur christlichen Religion bekehrt, den neuen Glauben weiter über einen Theil Schottlands, des östlichen Galliens und der deutschen Schweiz verbreitete. In England erwachte der Eifer für Heidenbekehrung erst später, jedoch ebenso mächtig, und mit Unterstützung der Frankenkönige gewannen irländische und angelsächsische Missionnaire im 7. und 8. Jahrhundert der neuen Bildung und Gesittung die längst verlorene Rhein- und Donaugrenze wieder. Dem unermüdeten Wirken dieser frommen und zugleich todesmuthigen Männer gelang es, die christliche Religion oder vielmehr die christliche Kirche in einem beträchtlichen Theile Deutschlands einzuführen. Denn, wenn der Name nicht für die Sache gelten soll, kann man wol keineswegs sagen, daß mit der christlichen Kirche auch die christliche Religion bei den Deutschen eingeführt ist; man würde in einem großen geschichtlichen Irrthume befangen sein, wenn man in den getauften Heiden des 7. und 8. Jahrhunderts, die den alten Aberglauben vielfältig beibehielten, von der neuen Religion nur das Äußere auffaßten und durch das Wunderbare, Geheimnißreiche derselben mehr der Phantasie als dem Denken nach angeregt wurden, wahre Christen finden, wenn man überhaupt meinen sollte, die Gestalten einer Religion ließen sich augenblicklich in die Gemüthswelt eines Volks einführen. Die erhabene Religion der Christen, deren Wesen darin besteht, Gott als Geist in der Weltgeschichte zu offenbaren, setzt, um in ihrer lautern Wahrheit aufgefaßt zu werden, den höchsten Grad der Gemüthsbildung voraus; selbst unter Christen bedarf es ganzer Jahre der Bildung, des Beispiels und des Unterrichts, bis der Einzelne fähig wird, sich auch nur zu einer unvollkommenen Erkenntniß der Wahrheiten dieser Religion zu erheben und sein Gemüth den wohlthätigen Einflüssen derselben zu öffnen. Was aber für den Einzelnen Jahre sind, das sind für ein Volk Menschenalter. Ganze Geschlechter müssen untergehen, ehe das Neue, das von außen kommt, in das Bewußtsein eines Volks aufgenommen wird und Jahrhunderte lang gährt und wirkt der alte Sauerteig in der Gedankenmasse fort. Wie sollte man also bei einem Volke, das gar nicht belehrt worden und seinen Kriegsanführern auf Commando, wie in die Schlacht, so in die Taufe gefolgt war, christliche Religion erwarten? Für-

---

*) Vgl. Nr. 256 d. Bl. D. Red.

wahr, es hat auch selten schlechtere Heiden gegeben als diese deutschen Christen. Nur das Kirchenthum ist da, als äußere Form, aber sehr wichtig und bedeutsam als solche; denn gleich wie wol der in des Lebens heiligem Schoose stumm webende, wirkende Geist Formen bricht und bildet, so läßt er sich auch durch Formen in seiner Richtung und in seinem Bilden bestimmen. In dem Reiche des Bewußtseins wie in dem der Natur gibt es ewige Gesetze, nach denen die Vorsehung wirkt und waltet. In der Geschichte wie in der Natur geschieht alle Entwickelung von innen heraus, wird aber in ihrer Gestaltung durch äußere Verhältnisse bedingt. Die Knospe muß sein, damit die Blüte werde; wann aber die Blüte ist, so protestirt sie gegen das Sein der Knospe, die nun zu einer gewesenen wird. Also mußten auch die Formen des mittelalterlichen Kirchenthums sein, damit der von ihnen verhüllte Geist des Christenthums sich in der Reformation als Blüte entfalte.

Hiermit sind die Vordersätze zu einem geschichtlich richtigen, durch keine Parteiliebe getrübten Urtheile über die Verfassung der päpstlich-römisch-katholischen Kirche und eines ihrer wichtigsten Bildungsinstitute und wunderbarsten Eroberungsinstrumente gegeben, — ich meine das sehr verschiedener Ansicht ausgesetzte Mönchsthum. Diese Anstalt wurde aus dem Morgenlande nach dem Westen der Erde verpflanzt und gerieth so in ein Klima, das sie, als ihrer Natur wenig angemessen, zur Entartung führen mußte. Der Morgenländer ist bei seiner durch die Naturverhältnisse bedingten Erregbarkeit sehr leicht in eine Spannung aller Kräfte und in einen Rausch der Seele zu versetzen, in der die Entsagung auf die gröbern Genüsse des Lebens wenigen Kampf kostet; bei der farbenreichen Glut seiner Phantasie ist selbst ein beschauliches Leben nur ein stetes Ergötzen an dem Bilderspiel seiner Seele. Beispiele von Menschen, die aus der Gesellschaft schieden, um Wurzeln und Kräuter zu essen, die Jahre lang auf einem Bein standen, kurz, unsinnige Handlungen, die von falschen Ansichten veranlaßt waren, können uns dort weniger durch ihre Erscheinung befremden. Der Abendländer aber, aus zäherm Stoffe gebildet, kalt, besonnen, von der Natur zum Handeln berufen, langweilt sich leicht bei den Freuden der Beschaulichkeit; er bedarf irdischer Nahrung. Sehr natürlich wurden darum die Klöster, als sie aufhörten, thätig einschreitende Institute für Ackerbau, Gewerbe, Volksaufklärung und allgemein menschliche Bildung zu sein, zu Anstalten, von denen im Allgemeinen weiter nichts zu sagen ist, als daß daselbst viel gebetet und wenig gethan, oft gefastet und daneben gut gegessen und brav getrunken, und die gewaltsam unterdrückte Natur auf Abwege gedrängt wurde. Aber aus den Culturverhältnissen des christlichen Alterthums und durch die von ihnen ausgegangenen Vortheile und Wohlthaten lassen sich die Klöster sehr wohl rechtfertigen. Sie wurden mit tiefblickendem Geist dem Zusammenhange der Zeit eingefügt; sie waren die tüchtigsten Haltpunkte des eben eingeführten Christenthums und nicht blos besondere Kirchen-, sondern allgemeine Bildungsanstalten, denen der Norden von Europa größtentheils seine Boden- und Geistescultur verdankt. Die damaligen Klöster waren zugleich Zufluchtsörter, Werkstätten, Musterwirthschaften, Kunst-, Dorf- und Hochschulen. Nicht genug, daß darin viele Unterdrückte Zuflucht, viele Pilger Labung, zerrissene Seelen Heilung, arbeitsame Hände Beschäftigung und die letzten Reste der antiken Bildung Aufbewahrung fanden, wurden auch noch durch die Hände der Mönche Waldungen gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet und Ländereien für neue Bewohner angerodet. Die Barbareneinfälle waren in ständiger Richtung nach dem Süden gegangen; die Klosteransiedelungen rückten, diesen verheerenden Strom zurückdrängend, immer weiter gegen Norden vor. Um die Kirchen und Klöster bildeten sich Dörfer und Städte, in denen die Bevölkerung mit dem Boden verwuchs; endlich erhoben sich unbezwingliche Festungen, kaiserliche Pfalzen und Burgen, deren zahlreiche fremde Besatzungen die Eingeborenen so strenge im Zaume hielten und die Verbindung derselben untereinander so scharf abschnitten, daß sie fortan nicht mehr an gemeinschaftlichen Widerstand denken konnten und daher unterworfene Christen blieben, und durch deren Anlegung Karl der Große, der Fortführer der Absichten und Überlieferungen seiner glorreichen Vorgänger, des Karl Martell und Pipin's, das mühsame Culturwerk abschloß, das in seinen wesentlichsten Ergebnissen noch nach tausend Jahren für die Menschheit besteht.

Überblicken wir den Zustand Deutschlands nach der Befestigung des Christenthums unter Karl dem Großen, so finden wir, daß Vieles anders geworden, daß eine gänzliche Umänderung im Werden ist. Die alte Herrschaft und Freiheit des Volks ist meist dahin, dem Odin wird an den Ufern des Mains und der Donau nicht mehr geopfert; königliche Beamte sprechen Recht in den Gauen und an vielen Orten stehen schon die Kirchen des unsichtbaren Allvaters und des Heilands am Kreuz. Auch Gesinnung und Gesittung des Volks haben sich geändert und werden sich ändern; denn Gesetze, sittliche und religiöse Einrichtungen sind Mittel für die Erziehung der Völker. Wir stehen an der Schwelle einer Zukunft, deren Gestaltung anders sein wird als die Vergangenheit, die vor unsern Blicken liegt. Die einzelnen Erscheinungen, die uns aufstoßen werden, können wir im voraus nicht berechnen, denn der Einzelne ist zufällig, unsicher, vergänglich, und seine Handlungen sind frei; wol aber vermögen wir den Gang des Ganzen im Geiste zu entwerfen, da die Entwickelung der Gattung an nothwendige Gesetze gebunden ist und die Handlungen der freien Geister durch einen ewigen Plan der Vorsehung geregelt sind. Die Idee des Staats, da der Einzelne, gleich dem Gliede des Leibes, zwar ein Sein für sich, aber nur in dem Leben des Ganzen haben, da der Einzelwille unter das Gesetz, als den ausgesprochenen Allwillen, gebunden sein soll, ist in Deutschland noch nicht verwirklicht. Noch hat der Freie das Recht der Selbsthülfe; noch vermögen es Einzelne, den Gesetzen zu trotzen und nur für sich zu sein. Alles Leben aber, und so auch das des Staats, hat zum Quell einen unerschöpflichen Bildungstrieb, der rastlos schaffend und heilend wirkt, das Gliederthum zu seiner Vollendung zu entfalten und dem Willen, der im Staat das Gesetz ist, geschmeidig zu bewahren. Demnach ist es die Aufgabe der folgenden Zeit, in unermüdlichen Reibungen und Krisen dahin zu führen, daß Einer Herr sei in den Schranken des Gesetzes und die Einzelnen folgsame Glieder in dem schönen Bau des Ganzen.

In der That zeigt sich, seit Karl's des Großen Zeiten, bei den bis dahin getrennten und unstät herumschweifenden deutschen Stämmen immer mehr das Bestreben, sich zu einem Volksganzen in fester Gliederung zu verschmelzen. Kriegs- und beutelustig dehnt die christliche Cultur ihre Streifzüge bis über die Oder und Weichsel aus. Kaum sind die Deutschen getauft und zu einem Volke vereinigt, so bemächtigt sich eine fast schwärmerische Begeisterung für die Verbreitung des neuen Glaubens vieler Köpfe und werden sogleich Versuche gemacht, das Christenthum bei den skandinavischen und slawischen Völkerschaften einzuführen, die allmälig vor Millionen deutscher Ansiedler aus ihren Sitzen weichen und einer compacten, dichtgedrängten Bevölkerung den Theil des europäischen Festlandes räumen müssen, welcher den Einfällen am meisten ausgesetzt ist. Nach der Bändigung und Bekehrung der Dänen und Norweger im 9. Jahrhundert hemmt diese Bevölkerung im 13. Jahrhundert die furchtbare Überschwemmung, womit Europa von den Mongolen bedroht wird, die von den Grenzen Chinas aufgebrochen und bis zu den Ufern der Weichsel vorgedrungen waren, nachdem sie alle slawischen Völker vor sich niedergeworfen und verheerend wie ein Lavastrom sich mit unwiderstehlicher Gewalt durch Rußland und Polen bis nach Schlesien ergossen. Noch später, es sind noch keine 200 Jahre, schlug Deutschland die Türken an der Donau. „So wurden", schließt Mignet, „die deutschen Stämme einerseits für den Norden ein Werkzeug der Cultur, und ihre Ländergebiete andererseits für den Süden eine Schutzmauer gegen die Einfälle der Barbarenhorden."

Die Facta scheinen nun allerdings mit dem französischen Geschichtschreiber dahin zu schließen, daß „die so viele Jahrhun-

derte hindurch zwischen der Barbarei und Cultur anhängige Streitfrage gegenwärtig für immer zu Gunsten dieser letztern in Europa und demnach in der ganzen Welt entschieden ist." Indessen dürfte Deutschlands Rolle in dieser Beziehung, allem Anscheine nach, nicht ausgespielt sein. Die Angelegenheiten der Menschen unterliegen wunderlichen Wechseln des Schicksals. Unter den Römern war die Bildung bis an den Rhein und die Donau, unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern, den deutschen Kaisern, bis über die Weichsel gedrungen; in neuester Zeit trugen sie die französischen Waffen einen Augenblick bis nach Moskau. Seitdem ist es, als ob sich, alles Umsichgreifens liberaler Ideen ungeachtet, das Blatt plötzlich auf die Seite der Uncultur gewendet. Immer drohender wächst im Norden ein gefährliches Reich, das, nach einer seltsamen Bestimmung, die rohen Gelüste und Mittel barbarischer Zeiten zugleich mit den feinen Kniffen der raffinirtesten Bildung verbindet. Universalerbe der Tataren, oberster Schiedsrichter der Slawen und wahrscheinlicher Thronfolger der Osmanen, gebietet dieses ungeheure Reich von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere über die Kräfte und Mittel eines unermeßlichen Theils von Europa und Asien, reicht mit der einen Hand an die berühmte, ohnmächtige chinesische Mauer und langt mit der andern bis nach Wien und Berlin. Seine Verfassung und Kirchenform, seine Grundsätze, Einrichtungen und Sitten, Alles ist im Widerspruch mit der europäischen Civilisation und besonders gefährlich für Deutschland, zumal wenn dieses länger die große Aufgabe der Zeit misdeutete und aus Furcht vor Revolutionen versäumte, durch Vermählung mit der Civilisation die Revolutionen unmöglich zu machen. Deutschland hat demnach ein großes Interesse, gehörig zu überlegen, ob es rathsamer ist, im Westen die von der Civilisation eroberte Vogesengrenze zum Nutzen der Barbarei oder im Osten die der Cultur verlorenen Länderstriche zum Schutze der Civilisation wieder zu gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Die jüdische Gaunerbande. Criminalgeschichte aus neuerer Zeit. Von Ladislaus Tarnowski. Leipzig, Literarisches Museum. 1843. 8. 1 Thlr.

Wer an actenmäßigen Criminalgeschichten Gefallen findet, wird „Die jüdischen Gauner in Deutschland" von A. F. Thiele gewiß mit Befriedigung gelesen haben. Bei dem Bericht über dieses Buch in Nr. 73—75 d. Bl. haben wir die Ansicht ausgesprochen, daß dasselbe nicht blos für Criminal- und Policeibeamte von Interesse sein dürfte; Hr. Tarnowski, welcher dagegen der Meinung ist, Thiele habe eigentlich ein Lehrbuch für Männer von Fach geliefert, bemühte sich, wie er in der Schlußbemerkung sagt: „diesen Stoff dem großen Publicum zugänglich zu machen, indem er die interessantesten Scenen herausnahm und sie mit Hülfe eigener Phantasie novellistisch, so weit dies bei einem solchen prosaischen Gegenstande möglich ist, behandelte." Hr. Tarnowski versichert, daß die Idee, das Volk zu belehren und durch Darstellung von Criminalverbrechen das Laster fürchten zu machen, der Hauptimpuls zur Abfassung seiner Schrift gewesen sei. Wir glauben indeß, ohne Hrn. Tarnowski's sonstige Verdienste schmälern zu wollen, daß sein Hauptimpuls bei diesem Unternehmen kein anderer gewesen ist, als mit möglichst geringer Mühe ein Buch zusammen zu schreiben. Er hätte es sich in der That nicht leichter machen können. Das Buch zerfällt in neun Capitel; im ersten und vierten werden uns einige Auftritte aus dem Familienleben einer jüdischen Gaunersippschaft vorgeführt — und darauf beschränkt sich die novellistische Zuthat; das übrige ist ein größtentheils wörtlicher Auszug aus Thiele's Werk. Eine Verschmelzung der Actensprache mit dem Ton der Novelle ist durchaus nicht zu erkennen und die beiden erwähnten Capitel entbehren der organischen Verbindung mit dem Ganzen. Abgesehen von diesem Mangel an Rundung und Einheit, möchte die kleine Zuthat des Verf. als ein einigermaßen erträgliches Genrebild passiren; nur stört darin eine abschreckende Verschwendung der Kochemersprache; gleich auf der ersten Seite lesen wir:

„Gut Baldowern (auskundschaften, Localitäten studiren) ist halbes Handeln (Stehlen), sei es ba jom (bei Tage) oder be lail (zur Nachtzeit), und wenn du zum Gannew (Dieb) nicht taugst, so wirst du treife verschütt (mit dem Gestohlenen verhaftet), kommst an die Barsel (Kette, Schließwerkzeug), und trotz allen Putzens (vertheidigen und Indicien entkräften) durch den Balverschmai (Inquirenten) zum Knaß (Strafe). Unsere ganze Chawrusse (Gaunerbande) besteht aus hessen (geschickten, braven) Jungen, die bald Torfdruckerei (Taschendieberei), bald Schränkerei (Einbruch) treiben, je nachdem die Massematten (Gelegenheiten zum Diebstahl und dergl., auch der Gegenstand desselben) sind." Und weiter hin: „Der Schauter soll chanschen über mir sein (der Policeidiener soll mich als Verdächtigen beobachten), wenn du bewiesen hast, Geschick zum Chawer zu haben! In welcher ordentlichen Chawrusse werden alte Lumpen und gebrauchte Dinge zu Chatiche Sehsaure (zum Stehlen bestimmte Waare) gerechnet? Mai, du bringst Schlammassel (Unglück) über uns, denn der Odaun-Rosch läßt chippeschen (visitiren, Haussuchung halten) durch seinen Gauser" u. s. w. Aus Eugène Sue's „Mystères de Paris" hätte der Verf. lernen können, ökonomischer mit dem Gaunerwelsch umzugehen.

Nun noch ein paar Worte über die Idee, durch solche Schriften „das Volk zu belehren und durch Darstellung von Criminalverbrechen das Laster fürchten zu machen". Unmittelbar nach Hinrichtungen wird gewöhnlich die Lebensgeschichte des armen Geräderten oder Geköpften auf den Straßen feil geboten; die Menge, noch voll von dem gräßlichen Schauspiele, reißt sich um die ergreifende Relation und liest in der angenehmsten Aufregung die Beschreibung der Unthaten, deren Bestrafung sie soeben angesehen hat. Wol mag das geschwungene Beil des Henkers und das blutige Haupt des Hingerichteten noch längere Zeit in der Phantasie der Zuschauer spuken und ein Lieblingsthema ihrer Unterhaltungen bleiben; daß aber jene Scheußlichkeit, welche die Mehrzahl der Juristen noch immer für unentbehrlich hält, auf irgend eine Weise als Erziehungsmittel für das Volk gewirkt hätte, ja daß auch nur ein einziger Bösewicht dadurch gebessert worden wäre, steht noch zu erweisen; Keiner, der über die Anfangsgründe der Psychologie hinaus ist, wird dergleichen Erwartungen auch nur im entferntesten hegen. Und Hr. Tarnowski sollte im Ernst daran gedacht haben, mit seiner Erzählung jüdischer Diebsunternehmungen „das Laster fürchten zu machen"? Noch einmal: Das kann unmöglich der Hauptimpuls zu seiner Schrift gewesen sein. 28.

Notiz.

Verlust des Haars durch Angst.

In einer Sitzung der britischen Societät zur Beförderung der Wissenschaften trug O'Connor einen Fall vor, in welchem ein Knabe sämmtliches Haar in Folge von Angst und Entsetzen verloren habe. Die Physiologen seien der Meinung, sagte er, daß das Haar in Folge von Kummer, Angst, Schreck ergrauen oder auch ausfallen könne, indessen seien sicher constatirte Beispiele überaus selten; deshalb halte er für angemessen, den von ihm erlebten Fall der Societät vorzulegen. Der Fall ist dieser: Ein gesunder Knabe, 12 Jahr alt, erwachte schreiend aus einem sehr lebhaften Traume, in welchem er ermordet zu werden geglaubt hatte; am nächsten Tage begann sein Haar auszufallen und in 14 Tagen war sein Kopf völlig kahl; auch hat er in mehren Jahren, die seitdem verflossen sind, kein Haar wiedererhalten. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 323. —— 19. November 1843.

Gedanken über Recht, Staat und Kirche von P. A. Pfizer. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger. 1842. Gr. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo die gedankenmäßige Auffassung und Begründung des Staats, des Rechts, der Kirche nicht eben große Aufmunterung erfährt, ist ein Buch, das wie das vorliegende in diesen Dingen die Fahne des Denkens erhebe, schon an sich eine erfreuliche Thatsache, denn es gibt wenigstens Zeugniß von dem unvertilgbaren Muthe und dem unausweichlichen Drange des denkenden Geistes.

Auch der Name des Verf. gewähret hier ein besonderes Interesse. Pfizer ist seit 1830 einer der edelsten Vorkämpfer in der deutschen Freiheitssache gewesen; seine tüchtige Gesinnung, seinen festen Charakter müssen selbst Die achten, welche seine politischen Anschauungen nicht, oder doch nicht immer getheilt haben. Als Abgeordneter der würtembergischen Kammer hat er mit Aufopferung und Ausdauer sieben Jahre hindurch die constitutionnellen und nationalen Interessen gegen eine beschränkte und absolutistische Politik vertreten. Er ist zwar, nachdem er an dem Schicksale seiner freisinnigen Motionen erfahren, daß der Kampf auf diesem Felde für jetzt vergeblich sei, enttäuscht, fast entmuthigt ins Privatleben zurückgetreten; allein die Hände hat er darum nicht in den Schoos gelegt, sondern seine Bestrebungen nach besten Kräften durch wissenschaftliche Thätigkeit fortgesetzt.

Eine Frucht seiner Muse ist nun diese Arbeit. Pfizer bewährt in derselben herrlicher als je seine unbestochene Gesinnung für Recht, für innere und äußere Freiheit, sowie Muth, Geist und Lebenserfahrung in der Kritik unserer zeitigen Zustände. Die Vernunft als die sichere Quelle aller Erkenntniß soll im Rechte, im Staate, in allen Kreisen des ethischen Daseins zum Princip erhoben werden; gegenüber dem politischen Absolutismus wird die Volkssouverainetät muthig als der Ursprung aller Staatsgewalt bezeichnet; dem deutschen Vaterlande, seiner Freiheit, seiner Größe ist eine umfassende Abhandlung gewidmet, in der mit Wärme Alles ausgesprochen wird, was auf den Lippen der aufgeklärten Patrioten brennt.

Indessen bildet allerdings die praktische Auffassung und die Gesinnung nach dem muthmaßlichen Plane des Werks gerade nur die eine Seite desselben; eine andere, die ebenso wol in Betracht kommt, ist das philosophische Element, aus welchem heraus sich der Verf. über den Gegenstand verbreitet. Und in dieser Rücksicht dürfte sich der wissenschaftliche Liberalismus der Gegenwart durch Pfizer nicht ganz befriedigt fühlen. Zeigte sich nämlich Pfizer in dem „Briefwechsel zweier Deutschen" der philosophischen Richtung nach nicht ganz entschieden, so tritt er hier zwar sehr bestimmt, aber eigentlich — so ernst es ihm immer auch um die Sache selbst zu thun sein mag — als Reactionnaire in der Wissenschaft hervor, dem die ganze lange Arbeit des deutschen Geistes während der letzten drei Decennien bedeutungslos geworden ist. Die Freiheit existirt für ihn nur ihrer subjectiven Gestalt nach; er begreift das Freiheitsprincip allein und ausschließend im Sinne der alten Aufklärungsepoche. So gern er auch seinem wissenschaftlichen Denken eine originelle und selbständige Wendung geben möchte, gelangt er nach dieser Voraussetzung doch nicht über den Formalismus der Kant'schen Philosophie hinaus: es sind und bleiben die Principien und Anschauungen der Kant'schen Rechtsphilosophie, die uns hier, oft in ihren äußersten Consequenzen und ohne Rücksicht auf die spätere Wissenschaft, entgegentreten.

Es ist wahr, das Werk ist so eine charaktervolle und umfassende Darstellung der subjectiven Freiheitsidee, wie sie Kant ins wissenschaftliche Bewußtsein erhoben hat. Allein, um dieses Bewußtsein und dieses Princip hier, wo er sich um die volle Begriffsentwickelung der sittlichen Idee handelt, in seiner Ausschließlichkeit nicht am rechten Orte zu finden, braucht man weder die Bedeutung der Aufklärungsphilosophie in der Geschichte des Geistes noch die Wirksamkeit und die praktische Aufgabe zu verkennen, die der subjective Freiheitsgedanke in der ganzen germanischen Welt vollbringt und vollbracht hat. Wir stehen in der Wissenschaft wol auf den Schultern Kant's; aber die Abstractionen der praktischen Vernunft haben sich für Die, welche dem Fortschritte des Geistes ohne Scheu und Vorurtheil gefolgt sind, zur concreten Erkenntniß, die Freiheit zum inhaltsvollern Begriffe der Sittlichkeit selbst entwickelt. Auch in der geschichtlichen Wirklichkeit ist es die Kraft und die Energie des subjectiven Freiheitsgedankens, der uns die Bahn zum neuen Leben gebrochen, der immer noch die Massen belebt und den Kampf mit den

geschichtlichen, und den Prätensionen eines erkünstelten Egoismus erfolgreich macht; allein schon die Geschichte der französischen Revolution, in welcher dieses einseitige Princip zu seinem freiesten und schärfsten Ausdruck gelangte, zeigt auch, daß eine tiefere Gestalt des Bewußtseins dazu gehört, wenn das Princip aus der Negation und dem Kampfe zur positiven und organischen That übergehen soll. Und was die Philosophie theoretisch, die Geschichte praktisch dargethan, beweist auch die Arbeit Pfizer's auf allen Punkten, wo sich der subjective Freiheitsgedanke der objectiven Gestaltung zuwenden will. Die Form der Freiheit kann sich des substantiellen Inhalts nicht nothwendig bemächtigen: die Freiheit und ihr Wesen bleiben dualistisch geschieden; und selbst auf die Weise der Darstellung muß dieser Umstand seinen zerstörenden Einfluß üben.

Indem wir dem Verf. in der Kürze durch seine philosophische Betrachtung über Recht, Staat und Kirche folgen, wird sich die Eigenthümlichkeit seines Standpunkts und sein wissenschaftliches Bewußtsein genugsam herausstellen. Freilich kann uns dabei leider wenig Raum übrigbleiben, auch das Verdienst der Gesinnung, der praktischen Auffassung und der hohen Vaterlandsliebe gehörig hervorzuheben, die der Verf. allenthalben, besonders aber in seiner Abhandlung über das Vaterland bekundet, und wodurch das Werk für alle Stände und Richtungen des deutschen Volks erst recht fruchtbar wird.

Das Buch hebt mit einer einleitenden Abhandlung an. Die Geschichte, sagt Pfizer, weist drei verschiedene Ansichten über das Recht nach: die willkürrechtliche, die mystische, die vernunftrechtliche Ansicht — die man als Naturalismus, Supranaturalismus und Rationalismus bezeichnen kann. Diese Classification, die sich später mehrfach wiederholt, scheint sowol der Geschichte wie dem Begriffe nach zu unbestimmt. Der Naturalismus, der den frühern und frühesten Rechts- und Staatsverhältnissen zu Grunde liegt, ist keineswegs die Willkür und das Recht des Stärkern; wenn auch Naturgewalt, so ist es doch immer eine höhere als die menschliche Autorität, die in der alten Welt auf allen ihren vielen Durchgangsstufen als die absolute, das Leben gestaltende Macht auftritt. Dem Begriff nach fällt ferner die naturalistische Anschauung in die Kategorie der Vorstellung: der Mensch phantasirt und dichtet, anstatt zu denken; die Rechts- und Staatsprincipien aber, welche sich auf unmittelbare, äußere Offenbarungen, überhaupt auf Das gründen, was der Verf. die mystische Rechtsansicht nennt, nehmen ihren Ausgangspunkt auch im Reiche der Vorstellungen und müssen demnach von dieser Seite mit dem Naturalismus zusammenfallen.

Dessenungeachtet hat die Einleitung ihren großen Werth. Der Verf. weist den unzulänglichen Standpunkt jeder mystischen Rechtsbegründung freimüthig nach, und stellt jene (vom nackten Verstande, nicht von der Geschichte erfundenen) Doctrinen: vom Rechte des Stärkern, von der Herrschaft der numerischen Mehrheit, vom Rechtsprincipe des Nutzens, von jener historischen Schule, welche den Rechtsbegriff in empirischen Einzelheiten und historischen Äußerlichkeiten findet, unumwunden in das helle Licht. Er vindicirt endlich der denkenden Vernunft, dem Rationalismus allein die Fähigkeit, das Recht zu begreifen und wahrhaft zu begründen.

Der erste Abschnitt handelt nun vom Rechtsbegriff selbst. Der Mensch, heißt es, bedarf zur Erfüllung des Sittengesetzes nicht allein nach innen, sondern auch nach außen, des freien von fremder Nöthigung unabhängigen Willens: denn wäre sein Wille nicht frei und Andern gegenüber nicht gültig, so hätte er kein Willensgebiet, auf dem er seinen sittlichen Zweck verwirklichen könnte, und er müßte auf seine praktische Bestimmung verzichten. Die Freiheit des Menschen ist also sein absolutes Recht und zugleich selbst ein Theil des Sittengesetzes. Um Das zu können, was er soll, muß der Mensch die Willensfreiheit der Außenwelt gegenüber sogar fodern, nöthigenfalls erzwingen können; er ist nur so rechtsfähig, ein Rechtssubject, eine Person. Dieses Recht aber des Einzelnen auf erzwingbare Willensfreiheit kann sich nur insoweit erstrecken, als dies die gleiche Geltung der nothwendigen Freiheit der Mitlebenden nicht verletzt, denn Alle haben ein Recht auf gleiche Willensgeltung für ihre sittlich-menschliche Bestimmung. Es kann demzufolge nicht das ganze Sittengesetz, sondern nur ein Theil desselben erzwingbar sein, und dieser erzwingbare Theil ist das Rechtsgesetz, oder das Recht im objectiven Sinne. Das Rechtsgesetz ist näher zu definiren „als das erzwingbare Gesetz der wechselseitigen Geltung Aller, so weit solche vereinbar ist mit der vernünftigen Bestimmung jedes Einzelnen".

Aus diesem Rechtsgesetze, das eine Foderung der vernünftig-sittlichen Natur ist, leitet der Verf. (Abschnitt II) die angeborenen Menschenrechte (das Recht im subjectiven Sinne) her. Es gibt nämlich Rechte, die sich von dem Begriffe des Menschen nicht trennen lassen; man kann dieselben unter dem einen Urrechte begreifen: das ist das angeborene und unveräußerliche Recht, unter dem Rechte zu stehen. Näher legt sich dieses Recht in das auf Leben, Ehre und Freiheit auseinander. Wenn dieses dreifache Urrecht aber auch angeboren und unveräußerlich (das heißt ein absolutes unbedingtes) ist, so ist es doch nicht immer unbeschränkbar, sondern kann in Bezug auf die gleiche Geltung Aller beschränkt werden. Das angeborene Recht zerfällt darum in ein beschränkbares und ein unbeschränkbares Gebiet. Die Beschränkung kann theils mit, theils ohne meinen Willen erfolgen. Ohne meinen Willen ist das angeborene Recht beschränkt, wenn sich schon in einem bestimmten Gebiete der Wille eines Andern geltend gemacht hat, aus dem ich den Andern nur mit Verletzung der Willensgleichheit verdrängen könnte. Mit meinem Willen wird mein angeborenes Recht beschränkt, wenn ich auf einen Theil meiner rechtmäßigen Freiheit durch Willenseinigung (Vertrag) verzichte. Die Beschränkung ist jedoch nur zulässig, wenn der Vertrag eine Eigenschaft, Kraft, Vermögen betrifft, mit dessen Hingabe zugleich mein vernünftig-sittliches

Wesen, sein Selbstzweck aufgehoben wird. Ferner muß die Beschränkung der Natur der Dinge nach erzwingbar sein. Unbeschadet der Rechtsgleichheit darf jedoch die Freiheitsbeschränkung innerhalb des beschränkbaren Gebiets bei dem Einen weiter gehen als bei dem Andern. Indem nämlich die Rechtsgleichheit nur in der freien Geltung des Menschenwillens besteht, so kann sie nur formell, nicht aber materiell sein. Die materielle Gleichheit ist ein zerstörender Despotismus, der das freie Walten der Persönlichkeit völlig vernichten müßte. Nur die formelle (ideelle, dynamische) Gleichheit, die für alle Menschen nicht nur die gleiche Bedingtheit (als Regel), sondern auch (unter gleichen Ausnahmeverhältnissen) die gleiche Unbedingtheit in der Willensgeltung festsetzt, die zwar Fälle kennt, in denen der Wille des Einzelnen mehr gilt als der des Andern, aber nicht Menschen, deren Wille an sich vor Andern mehr gälte, das ist die wahre Gleichheit, welche die Freiheit (das heißt: die formale) zu ihrem Inhalte hat.

Aus dieser Rechtsgleichheit nun läßt sich alles Andere, was man unter dem Namen der erworbenen Rechte zu begreifen pflegt, herleiten. Zum angeborenen Rechte gehört nämlich auch das Recht der Zueignung und Verträge. Durch das Zueignungsrecht entsteht das Eigenthum, insofern der Mensch durch Besitzergreifung oder Formengebung die Dinge außer ihm zum Träger seines Willens und zum Werkzeuge seiner Zwecke macht, sodaß es eine Verletzung der freien Persönlichkeit und Aufhebung der Willensgleichheit sein würde, wollte sich ein Anderer der schon ergriffenen Sache bemächtigen. Das Eigenthum ist also kein angeborenes, noch ursprünglich durch Vertrag entstandenes, obwol es durch Vertrag von Einem zu dem Andern übergeht. Die Vorstellung von ursprünglicher, der ganzen Menschheit angeborener Gemeinschaft der Güter, woraus erst das Sondereigenthum der Einzelnen durch Theilung und Vertrag entstanden sein soll, hat vielmehr ihren Grund in einer Verwechslung des Allen angeborenen Rechts der Zueignung mit dem unmöglich angeborenen Rechte auf materielle Gleichheit des Besitzes. Die Vermögensungleichheit, welche unsere Gesellschaft und unsere Staaten stört, schreibt der Verf. vornehmlich dem ausgedehnten Erbrechte und den gegenwärtigen Weisen der Besteuerung zu. Das Erbrecht verlangt er streng auf die Familie eingeschränkt. Der Vertrag aber, die andere Art der Rechtserwerbung, ist die freie Willenseinigung zweier oder mehrer Personen über eine Leistung oder Unterlassung, wozu zwar keine Verpflichtung vorhanden gewesen, die aber darum bindend wird, weil eine einseitige Aufhebung die Willensgleichheit der Contrahenten verletzen würde.

Aus diesen Erklärungen gehen wesentliche Folgerungen hervor. Zuerst: wie es kein angeborenes Eigenthum gibt, gibt es auch keine angeborene Rechts- oder Leistungspflicht, sondern nur angeborene negative Rechtspflichten, Pflichten der Unterlassung gegen das angeborene oder erworbene Willensgebiet des Andern; denn das einzige Mittel zur Begründung positiver Leistungspflichten ist die Willenseinigung im Vertrage, der in letzter Entwicklung auf dem Staatsvertrage beruht. Ferner erhellt daraus, daß es auch keine erblichen Leistungspflichten oder erbliche Verträge gibt, indem Vertragspflichten nur für Den vorhanden sein können, der den Vertrag eingegangen.

Insofern sich endlich das Rechtsgesetz nicht selbst verwirklicht, kein Willkürgesetz wie das Sittengesetz, sondern ein erzwingbares Gesetz ist, auf dessen Vollziehung jedes rechtsfähige Wesen ein angeborenes und unveräußerliches Recht hat, so muß auch der Mensch ein Recht auf Rechtsverwirklichung durch Zwang haben. Diese Partie nennt der Verf. im Gegensatze zu den angeborenen Menschenrechten „Hülfsrechte". Die Deduction ist (Abschnitt III) folgende: der Zwang kann ein Zwang zu Leistungen (zur Erfüllung unerfüllt gebliebener Verträge, zur Wiederherstellung eines rechtswidrig gestörten Zustands) aber auch ein Zwang zur Unterlassung von rechtswidrigen Verletzungen sein, und darf ohne Rücksicht auf die Größe des zu schützenden Gutes so weit gehen, als es für den Zweck der Rechtsbehauptung oder Erlangung nothwendig ist. Was ist aber zu thun, wenn auf diesem Zwangsgebiete bedingte und unbedingte Rechte in Collision gerathen? Würde es sich um die Rechtskraft solcher Verträge handeln, durch welche Einer auf unveräußerliche Rechte verzichtet, so kann von Erfüllung solcher die sittliche Bestimmung des Menschen aufhebenden Verträge nicht mehr die Rede sein, sobald der Verpflichtete dieselben nicht mehr halten will. Allein die Collision ist da wirklich vorhanden, wenn unveräußerliche Rechte nicht anders als mit positiver und unmittelbarer Verletzung fremden Rechts behauptet werden können. In diesem Falle tritt das Nothrecht ein. Das Nothrecht ist nicht allein im Falle der Nothwehr, sondern sogar im Falle des Nothstands anzuwenden, und wie gerechtfertigt das Nothrecht bei dem Einzelnen ist, zeigt der Staat (dem nämlich der Einzelne nach dem Verf. seine Rechte nur übertragen hat) täglich durch die Todesstrafe, Krieg, Militaireinrichtungen. Indessen darf das Nothrecht nur in Anwendung kommen, wo das Recht nicht anders bewahrt werden kann; auch kann es nur Dem erlaubt sein, der selbst das Rechtsgesetz befolgt, nicht aber Dem, welcher für eine Rechtsverletzung gesetzlichen Zwang erleidet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notices et mémoires historiques par *F. A. A. Mignet*. Zweiter Band.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Das zweite Memoire sucht darzuthun, wie Frankreich, seit der Erhebung der Capetinger auf den fränkischen Thron, gegen Barbarenüberrumpelung gesichert, aus dem Feudalsystem allmälig zu monarchischer Staatsform, aus der Auflösung und Vereinzelung nach und nach zur Festigkeit und Einheit gelangte. Mignet schildert zunächst jene unseligen Zeiten des Kampfes, der Zerrissenheit, Zweiung und Verwirrung, deren unterscheidendes Zeichen ist, daß das sociale Leben sich krampfhaft zusammenzieht und alle Gesellschaftsorgane sich zersplittern und nach fragmentarischem Fürsichsein streben. Nirgend ist freundliches Ineinanderwirken und Ineinandergreifen, überall Starrheit und Ge-

gensatz. Der Mönch lebt hinter den Schlössern des Klosters, der Adel in festen Burgen, der Kaufherr und Gewerke in ummauerten Städten. Wiederum scheiden sich die Mönche nach verschiedenen Regeln, die Ritter thun sich im Verlauf der nächsten Jahrhunderte in Orden und Bünden, die Bürger in Zünften und Gilden, die Künstler in Brüderschaften und Genossenschaften zusammen. Die Könige kämpfen gegen den Papst, gegen die Könige lehnt sich der Adel auf, gegen den Adel treten die Städte in Gegensatz und Spannung. Wenn nun Gesundheit eines Staats nur da ist, wo die Kräfte gehörig ineinander wirken und die Strömung des Lebens ungehemmt durch alle Glieder geht, Krankheit aber, wo ein Glied, durch ein fremdes Element aus der Einigung mit dem Ganzen gebracht, in eigenem Thun für sich zu sein trachtet, so können wir das Leben der Feudalzeit durchaus nur als ein tief erkranktes ansehen. Daher wird es sich in den folgenden Menschenaltern entweder in Anarchie auflösen, die der Tod des Staats ist, oder es werden im Verlauf der Genesung und Heilung die fremden Elemente ausgeschieden und die wirkenden Kräfte in Einklang gebracht werden.

Mignet weist nach, wie diese Ausscheidung und Zusammenstimmung vor sich geht, wie unter den vereinigten Einflüssen der römischen Kirche und des Dienstmannenwesens die vereinzelten, den Feudalstaat bildenden Elemente mit der Zeit den gemeinsamen Ideen von Recht, Ordnung und Unterordnung sich fügen und im 11. und 12. Jahrhundert einer mehr zusammenhängenden Rang- und Standesordnung weichen. Diese schon einigermaßen vernünftig gegliederte, aber immer noch sehr mangelhafte Staats- und Kriegsverfassung erzeugte die Befreiung der Städte und die Bildung des Bürgerthums, vermöge welcher neuen Elemente die Centralmacht die unabhängig gewordenen großen Vasallen wieder unter ihre Botmäßigkeit brachte. Gesetzgebung, Verwaltung, Gesittung waren leider noch nicht reif für die Einheit des Staats. An die Stelle der großen Lehngüter traten die großen Krongüter, die sogenannten Apanagen, die jedoch insofern ein wesentlicher Fortschritt waren, als die verschiedenen Nebenzweige des Capetingischen Regentenstamms, welche die alten Provinzialdynastien verdrängten, durch Verwandtschaft, Sprache, Sitten und Erbfolge mit der Centralgewalt näher vereinigt wurden. Was Philipp August, Ludwig der Heilige und Philipp der Schöne gegen die großen Lehnsträger durchgesetzt, unternahm endlich Ludwig XI. mit Glück gegen die aufsätzigen Kronträger, und erst diesem Könige gelang es, aus dem unlängst noch englischen, deutschen und spanischen Frankreich einen compacten, einigen Staat zu bilden, der alsbald sein Gewicht im europäischen Staatensystem merklich fühlen ließ.

Mignet resumirt mit ungemein gelehrter und gedrängter Kürze diesen pragmatischen Entwickelungsproceß des französischen Staats, der vom Ende des 11. bis zum Schlusse des 15. Jahrhunderts dauerte. Die verschiedenen Phasen des Kriegs der königlichen Gewalt gegen die Feudalaristokratie, den Papst und England, die Gründung der Communen, die Einsetzung der beständigen Parlamente und übrigen Krongerichtsbarkeiten an die Stelle der beweglichen Parlamente und Feudalgerichtsbarkeiten, die administrative Ausdehnung des königl. Fiscus und der Krondomainen, die Einführung der Generalstaaten und feststehenden Steuern, die Anstellung besoldeter Truppen, die Zulassung des Tiersetat zur Versammlung der Reichsstände, die sittliche Wirkung der Stadt Paris, die steigende Cultur unter der anwachsenden Macht des rechtsprechenden, gewerb- und handeltreibenden Bürgerstandes, die Fortschritte und endliche Befestigung der centralen Staatsgewalt — sind die Hauptgegenstände, die Mignet in einem Memoire von nicht ganz hundert Seiten abhandelt. Es ist wirklich zum Erstaunen, was hier für Verdichtung des historischen Stoffs geleistet worden und wie es möglich gewesen, eine solche Masse von Facten und Ideen mit dieser Bündigkeit, Genauigkeit und Klarheit auf eine so geringe Bogenzahl zusammenzudrängen.

Der Raum vergönnt uns nicht, die treffliche Arbeit über die „Einführung der Kirchenverbesserung und die Begründung des Calvinismus in Genf" näher zu beleuchten. Dieses welthistorische Ereigniß, das aus einer kleinen Kaufmannsstadt eine Art protestantisches Rom und einen geistigen Mittelpunkt für einen Theil von Europa machte, hat in Mignet einen gründlichen, besonnenen, unbefangenen Geschichtschreiber gefunden, und dieses Memoire ist um so anziehender, da es als ein Bruchstück aus der größern Geschichte der Reformation und der Ligue zu betrachten, woran der Verf. seit langen Jahren arbeitet.

Ebenso wenig können wir uns bei der „Einleitung in die Geschichte des spanischen Erbfolgekrieges" aufhalten, die bereits volle Anerkennung gefunden und am Schlusse dieses zweiten Bandes als Fragment aus den vier großen Quartbänden über die Unterhandlungen wegen der spanischen Erbfolge unter Ludwig XIV. wieder abgedruckt worden.

Die Ausdehnung und Mannichfaltigkeit der in den angezeigten zwei Bänden enthaltenen Notizen und Memoiren setzen eine seltene, von einer unermeßlichen Lectüre genährte literarische Geistesthätigkeit voraus. Nur wenigen ganz vorzüglich von der Natur ausgerüsteten Geistern dürfte es gegeben sein, die Last einer so breiten Belesenheit und Gelehrsamkeit so leicht und anmuthig zu tragen, die Schachte der Vergangenheit so unverdrossen zu befahren, so viele Schätze daraus zu Tage zu fördern und dabei so blühend frisch und gesund zu bleiben, in die Schattenwelt der Geschichte hinabzusteigen und, was man dort geschaut, in der Weise großer Geschichtschreiber und mit der Eleganz feiner Weltleute wieder zu erzählen. Mignet zeigt ein wahres Universalgenie; die Fülle und Mannichfaltigkeit von Kenntnissen, die Klarheit und Gediegenheit der Darstellung, die Geschmeidigkeit und Geschliffenheit der Wendungen kann man in diesen so verschiedenartigen, dabei so viel umfassenden und streng abgeschlossenen Abhandlungen nicht genug rühmen. Es gewährt ein eigenes Interesse, in diesen zwei Bänden dem Verfasser in seinen schnell aufeinander folgenden Verwandlungen nachzugehen; was er anrührt, erhellt, belebt, erwärmt und befruchtet er. Ein geistiger Proteus nimmt er alle Gestalten und eignet sich mit Geschmack alle Gewandungen an; jede Zeit und jeder Repräsentant dieser Zeit, der einst auf der wechselnden Weltbühne glänzende Lebensvorstellungen gegeben, meint man, hätte ihm sein Stichwort und Geheimniß ins Ohr genannt und er müsse ebenso gut über ein politisches und physiologisches Problem als über einen Fieberanfall und Gewissenscasus Bescheid geben können. 27.

Literarische Notiz.

Erinnerungen aus dem Kirchenstaate.

Wir haben vor kurzem eine treffliche Beschreibung der Campagna von Rom aus der Feder des gewandten Journalisten Charles Didier angeführt, die sich namentlich durch höchst gelungene Naturschilderungen auszeichnet. Gegenwärtig erhalten wir nun ein anderes Werk über die Umgegend von Rom und die päpstlichen Staaten im Allgemeinen, in dem wir es mehr mit dem Menschen als mit der Natur zu thun haben. Wir meinen die „Quinze ans d'exil dans les états romains", vom Grafen de Chatillon. Der Verf., der in seinen anspruchslosen Memoiren ohne die geringste Spur von schriftstellerischer Eitelkeit auftritt, hat während seines funfzehnjährigen Aufenthalts in dem Kirchenstaate die sonderbarsten Abenteuer erlebt. Einmal wurde er von der Bande des berüchtigten Räuberhauptmanns Decesaris gefangen genommen. Man hielt ihn für Lucian Bonaparte, in dessen Umgebung er zu leben pflegte. Chatillon spielte die gefährliche Rolle des Prinzen, damit dieser Zeit gewinnen solle, zu entkommen. Diese Partie seiner Erinnerungen wird Niemand ohne Interesse lesen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 324. — 20. November 1843.

Gedanken über Recht, Staat und Kirche von P. A. Pfizer. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 323.)

Außer den Fällen des Nothrechts hat das Gesetz der Rechtsgleichheit seine volle Anwendung, und jeder Mensch hat bei Rechtsverletzungen Anspruch auf ein unveräußerliches Zwangsrecht. Dieses Zwangsrecht umfaßt 1) das Recht auf Schadenersatz, 2) auf Strafe. Die Übertretung des Rechts kann nämlich einen doppelten Schaden herbeiführen, einen sichtbaren, thatsächlichen, materiellen, dann einen innerlichen, ideellen, indem der Verletzer eigenmächtig seinen Willen über den des Verletzten erhebt. Bei bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, die Irrthum oder Rechtsunwissenheit zum Grunde haben, kann nur von äußerlicher Verletzung, und folglich nur von Schadenersatz die Rede sein. In jedem andern Falle (mit Ausnahme mancher Injurien) ist die Wiederherstellung des Rechts eine gedoppelte, wie es die Verletzung war, denn zum Schadenersatz tritt die Strafe hinzu, die den unsichtbaren Schaden, der durch Willensüberhebung entstanden, ausgleichen muß. Das Strafrecht ist aber sonach nur ein Recht des Einzelnen, das derselbe dem Staate (der Vertragsgesellschaft, wie sich später zeigen wird) übertragen hat. Der Staat besitzt die Strafbefugniß mithin als ein Recht, nicht aber ursprünglich als eine Pflicht und Rechtsverbindlichkeit. Aus diesem Verhältnisse wird auch gefolgert, daß der Staat über den Willen selbst keine Strafbefugniß habe, sondern nur über thatsächliche Rechtsverletzungen. Was der Verf. hierauf über Tendenzverbrechen, über politische und religiöse Inquisition sagt, darin wird ihm Jeder, sollte er auch andere Ansichten über die Strafbefugniß des Staats haben, Recht geben. Übrigens kann schon der Wille wahrhaft keiner Bestrafung unterliegen.

Die Strafe nun darf aber so weit gehen als ihr Rechtsgrund und der dadurch bedingte Zweck der Strafe reicht. Rechtgrund, und deshalb rechtsmäßiger Zweck der Strafe ist die nach dem Rechtsgesetze erlaubte Ausgleichung des vom Verbrecher verursachten unsichtbaren Schadens. Dieser Schade jedoch zerfällt wiederum in einen unmittelbaren und einen mittelbaren, in wirkliche Verletzung und in bloße thatsächliche Gefährdung; demnach nimmt auch die Strafe einen doppelten Charakter an. Die unmittelbare Verletzung der innern Rechtsordnung besteht nämlich darin, daß der Verbrecher seinen Willen gewaltsam über den des Andern stellt. Erst nachdem der Verbrecher ein gleichgroßes Übel, einen gleichen Eingriff in seine Willenssphäre von rechtswegen erlitten (oder indem der Verletzte auf Genugthuung verzichtet), wird diese unmittelbare Verletzung aufgehoben. Also — Wiedervergeltung. Indem aber die verbrecherische That zur Fortsetzung und Nachahmung in der Gesellschaft aufreizt, macht sich der andere Strafgrund geltend: die Gesellschaft muß zu ihrer eigenen Sicherstellung das Verbrechen durch Strafe unterdrücken, sie muß abschrecken. Die Strafe wird darum definirt als „die Wiederherstellung der durch den widerrechtlichen Willen innerlich gestörten Rechtsgleichheit an deren Verletzer mittels genugthuender und abschreckender Vergeltung". Zu den Hülfsrechten gehört endlich auch die Rechtsbeschränkung der Unmündigen und Geisteskranken. Hierbei wird eine Anwendung auf unmündige Völker gemacht, die gefährlich und auch unzulässig sein dürfte; die Völker haben in der Weltgeschichte einen ganz andern Standpunkt als das Individuum im Staate.

Es sei uns erlaubt, zu dieser Ausführung einige Bemerkungen zu machen. Das Rechtsprincip des Verf. ist der Wille, der frei sein muß, weil sonst das Sittengesetz nicht verwirklicht werden kann. Das ist also ganz und gar das Postulat der praktischen Vernunft und das Rechtsprincip der Kant'schen Philosophie. Um dieser Foderung des subjectiven Geistes nun einen Inhalt zu geben, den sie für sich keineswegs besitzt, sagt unser Verf. zwar, daß die Willensfreiheit selbst ein Theil des Sittengesetzes sei; allein ungeachtet dieser Äußerung hat der Freiheitsbegriff immer noch keine concretere Fassung erhalten, denn die Willensfreiheit bleibt das Instrument, das Medium, wodurch erst die allgemeine, objective Sittlichkeit verwirklicht werden soll. Allerdings würde wenig auf diesen dialektischen Sprung ankommen, wenn auf dem Kant'schen Standpunkte das Sittengesetz selbst nicht eine ebenso formale Foderung des praktischen Geistes wäre, welche ihren Inhalt außer sich hat. Der Mensch soll frei sein, weil er sittlich sein soll; welches aber die objectiven Gestalten der Sittlichkeit sind, diese Hauptsache bleibt für die speculative Erkenntniß des subjectiven Geistes ein Problem. Soll darum, wie in der vorlie-

genden Arbeit, mit der sittlichen Wirklichkeit Ernst gemacht werden, so tritt an die Stelle der philosophischen Dialektik ein sehr äußerliches Verfahren, die Analogie, der sogenannte apagogische Beweis, oder das Wort „Es gibt", womit die sittlichen Gestalten des wirklichen Lebens hereingezogen werden.

Um nun aber die subjective Freiheit für alle einzelne Subjecte zu retten, das heißt ihr eine gewisse Allgemeinheit zu geben, erklärt Kant, daß die Freiheit ihre Schranken und ihre Bedingung an dem Gesetze der Coexistenz habe: alle Menschen, alle Subjecte wollen und müssen ihrer Bestimmung nach frei sein. Kant sagt geradezu, daß Jeder nur so viel frei sein könne, als sich mit der Freiheit aller Übrigen verträgt. Da diese Allgemeinheit jedoch nicht nothwendig aus dem Princip sich entwickelt, sondern auf rein äußerliche Weise durch das Naturgesetz der Coexistenz zu Stande kommt, so ist die Beschränkung der subjectiven Freiheit auch kein höheres Moment, sondern ein Aufheben derselben. Das Absolute, Unbedingte, wird ein Bedingtes und findet seine Grenze an einem Äußern. Indem Kant und seine Nachfolger die Freiheit so zu einer relativen machen und unter Alle gleichmäßig vertheilen, um wenigstens einen Rest individueller Freiheit zu retten, so ist die allgemeine Gleichheit wohl begründet, aber die absolute Freiheit zerstört.

Pfizer, der diesen Widerspruch des Princips sehr wohl gefühlt und auch erkannt hat, daß die Kant'sche Freiheit eigentlich nur die Willkür sei, nimmt eine andere Wendung. Er identificirt mit der Freiheit die sittliche Bestimmung des Menschen; allein da er dessenungeachtet bei dem subjectiven Bewußtsein verharrt und Freiheit und Sittlichkeit nicht als die allgemeine Substanz, sondern in der Gestalt des Einzelwesens begreift, so kann er in Wahrheit über die Kant'sche Rechtsphilosophie nicht hinaustreten. Den vollständigen Beweis dafür hat er gegeben, indem er nur ursprüngliche Unterlassungspflichten im Rechte anerkennt, aber keine Leistungspflichten, die eben erst möglich sein können, wenn sich die formale Willensfreiheit selbst zur concreten Sittlichkeit fortbestimmt. Der Standpunkt der subjectiven Freiheit mit ihrer Foderung abstracter Willensgeltung entbehrt deshalb ein für alle Mal und trotz aller Versicherung auch bei Pfizer des wirklichen, reellen sittlichen Inhalts.

Was nun die weitere Ausführung des subjectiven Princips bei Pfizer betrifft, so unterscheidet sie sich von dem strengen Kantianismus allerdings dadurch, daß in ihr die Subjectivität der Freiheit in ihre äußerste Spitze ausläuft und hiermit vollkommen sich selbst aufhebt. Kant vertheilte die Freiheit an alle Subjecte, Alle wurden gleich frei und unfrei. Pfizer erklärt aber, daß das Rechtsgesetz nur so viel Freiheit für Alle fodere, „als mit der nothwendigen Freiheit jedes Einzelnen bestehen kann". Zuvörderst ist das Wort „nothwendig" hier wol ungehörig, denn es gibt keine unnothwendige Freiheit: das könnte nur die Willkür sein. Dann aber gibt er durch diese Erklärung dem einzelnen Subjecte, dem Individuum, eine höhere Berechtigung als allen übrigen Subjecten; er muß damit jene Allgemeinheit, die durch das Gesetz der Coexistenz begründet wurde, aufheben. Denn wenn die subjective Freiheit und das subjective Recht nicht unter alle Einzelne gleich vertheilt sind, sondern der Einzelne mit seinen absoluten Zwecken vorangestellt wird, so sind Collisionen möglich, die zum Nachtheil der Mehrzahl der übrigen Individuen, entschieden werden müssen.

Consequenterweise entscheidet auch Pfizer so; er rettet in seiner Darstellung die subjective Freiheit des Einzelnen auf Kosten der Übrigen. So gründet er das Eigenthumsrecht außer dem Vertrage auf Besitzergreifung und verwirft das gleiche Anrecht Aller auf Berücksichtigung bei Austheilung der Lebensgüter. Wir sind davon auch vollkommen überzeugt; aber im Principe der Subjectivität liegt, wenn es sich nicht selbst zerstören soll, eine ganz andere Ansicht, die, seitdem das Princip sich im Leben zu verwirklichen suchte, allenthalben zu Tage tritt. Auf dem Standpunkte subjectiver Freiheit, wo auch Pfizer das Gesetz der Coexistenz zugeben muß, haben alle Einzelne einen gleichen Anspruch auf die äußern Erdengüter, und um diesem Anspruche zu genügen, kann die Besitzergreifung und das Besitzrecht im Interesse Aller nicht mehr von dem zufälligen Vorgreifen Einzelner abhängig sein, sondern die Erdengüter müssen gleichmäßig vertheilt werden, damit Jeder sein natürliches Anrecht auszuüben vermag. Um dieser gefährlichen Consequenz mit Grund zu entgehen, und doch auch auf der andern Seite der Mehrzahl einen Schein subjectiver Freiheit zu retten, wird nun freilich der spitzfindige Unterschied zwischen formeller und materieller Freiheit gemacht: nur die formelle Freiheit und Gleichheit soll die allgemeine sein. Wie durch das Begriffsspiel von „beschränkt" und „unbeschränkt" der obige Widerspruch nicht gehoben ward, so ist auch hier durch eben dieses Spiel die Freiheit und Gleichheit des allgemeinen Subjects im Gegensatze zum Individuum nicht gerettet. „Formell" und „materiell" sind Verstandesbestimmungen am Begriffe der Freiheit, die nicht für sich gedacht und zuertheilt werden können, ohne den Begriff selbst aufzuheben; eine Bestimmung enthält auch die andere. Wenn ich darum auf Besitzergreifung und Eigenthum ein formelles Recht haben soll, so ist dieses Recht ein Wort, eine Chimäre, ist mir zugleich nicht die Möglichkeit mitgegeben, dieses Recht zu verwirklichen oder „materiell" zu machen. Kann aber diese Verwirklichung des materiellen Besitzrechts eintreten, wenn Einzelne ein absolutes Besitzrecht durch Vorgreifen erlangen?

Noch schärfer tritt dieses Aufheben der Freiheit Aller durch Geltendmachung individueller Berechtigung im Capitel vom Nothrechte hervor. Pfizer gestattet nicht allein die Nothwehr, sondern er sanctionirt auch den Angriff auf die Rechte und die Existenz Anderer in der ausgedehntesten Weise im Nothstande. Ich kann nach dieser Ansicht jeden Dritten niederstoßen, der sich zufällig meiner Lebensrettung entgegenstellt. Die Consequenzen, die casuistisch aus dieser Art Nothrecht auf die Freiheit, das Leben, die Ehre, auf alle Rechte und Güter der Übrigen abgeleitet werden können, der Kriegszustand, der unter

den Individuen fortwährend daraus hervorgehen würde, wenn der Einzelne präponderirend seine subjectiven Rechte so geltend machen dürfte — müssten ohne weiteres die gleiche Berechtigung Aller auf unangetastete Freiheit, auf Leben und Ehre aufheben.

Nur in einem Falle, wo freilich das Princip der Subjectivität zu schreiend mit der sittlichen Wirklichkeit streiten würde, kann man Pfizer eigentlich einer Abweichung vom Princip, einer Concession an den objectiven Geist der Sittlichkeit, zeihen: dieser Fall ist seine Explication über die Strafe des Verbrechens. Abgesehen von dem Schadenersatz, den der Verbrecher dem Verletzten zu leisten, und von der Strafbefugniß, die der Staat zur Abschreckung von Verbrechen haben soll, hat der Einzelne das Recht, die Bestrafung des Verbrechers auszuüben oder vom Staate ausüben zu lassen, weil der Verbrecher rechtlos seinen Willen über den des Verletzten erhoben hat; der Wille des Verbrechers muß um so viel herabgedrückt werden, als er seinen Willen gegen das Recht des Andern geltend gemacht. Das Strafrecht ist also nicht ein Recht, welches der allgemeine, absolute Geist der Sittlichkeit fodert, sondern ein Privatrecht, das der Einzelne zur Rettung und Anerkennung seiner Willensfreiheit geltend macht, oder (in der Begnadigung) auch nicht. Da nun aber der Staat im Interesse der Gesellschaft das Verbrechen unterdrückt und den Verbrecher unschädlich macht, da der Verbrecher überdies den verursachten Schaden ausgleichen muß, so dünkt uns, die Willensfreiheit des Verletzten wäre nicht allein gesichert, sondern durch die materielle Ausgleichung, die die ideelle mit in sich schließt, vollkommen hergestellt. Eine specielle Bestrafung wegen Willensverletzung hätte dann keinen andern Grund mehr als Privatrache, die Pfizer selbst tief verabscheut. Warum, muß man fragen, gesteht der Verf. die Strafe als Wiedervergeltung einer unsichtbaren, materiell unausgleichbaren Verletzung zu, warum macht er sie zu etwas Höherm und Allgemeinem, da er nach seinem Princip kein allgemeines, objectives Recht anerkennt? Es ist eben nur eine Concession, die er aber nothwendigerweise alsbald zurücknimmt, indem er äußert, daß mit der fortschreitenden Humanität und Civilisation an die Stelle der Wiedervergeltung die sittliche Besserung des Verbrechers treten muß. Die sittliche Nothwendigkeit der Strafe ist hiermit völlig wieder aufgehoben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die neuern Straf- und Besserungssysteme. Erinnerungen aus einer Reise durch bemerkenswerthe Gefängnisse in Algier, Spanien, Portugal, England, Frankreich und Holland. Von Julius Rudolf von M—. Mit vier radirten Zeichnungen. Berlin, Veit und Comp. 1843. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Der Verf., den nach seiner Äußerung „das Interesse für Armenpflege, Gefängnißkunde und Straf- und Besserungsprincipien" längere Zeit neben seinen Berufsarbeiten beschäftigte, theilt in der vorliegenden Schrift die Erfahrungen mit, die er auf einer von ihm also bezeichneten Reise „durch bemerkenswerthe Gefängnisse" zu machen Gelegenheit fand. Er beschränkt sich dabei auf ein sehr einfaches Referiren, das sich von Zahlen und Citaten und leider oft von einem tiefern Eingehen in die Sache fern hält, dagegen aber auf mancherlei nicht zur Sache gehörige Schilderungen der gesehenen Völker und Länder sowie der erlebten Reisefata erstreckt, sodaß sich das Ganze recht gut liest, aber verhältnißmäßig wenig für Criminalpolitik und Gefängnißwesen Brauchbares enthält. Wir lassen Alles weg, was sich nicht auf das eigentliche Thema des Buchs bezieht und heben von dem Reste Folgendes aus:

S. 1—37 handelt über den Zweck der Strafe und die Mittel zur Erreichung desselben: etwas flüchtig und nur für Laien geschrieben. Nach der Äußerung des Verf.: „Ich will hier nicht über die Theorie des Strafrechts sprechen, sondern von der Nothwendigkeit, den unmittelbaren Zweck der Strafe in der Bestrafung des Verbrechers zu erblicken, in der Verpflichtung, ihn unschädlich zu machen, ihm für das begangene Unrecht, für die Verletzung fremder Personen oder fremden Eigenthums einen ihm unangenehmen Zustand der Entbehrungen als Wiedervergeltung zuzufügen, um nicht allein ihn für die Zukunft von Wiederholungen, sondern auch Andere, die noch kein Verbot übertreten haben, von Verbrechen abzuschrecken", muß man diesen Abschnitt aber auch als von einem Laien geschrieben betrachten. Der Verf. kommt dann auf das Auburn'sche System (nächtliche Trennung und schweigendes Beisammensein am Tage) und das philadelphiasche System (einsame Beschäftigung) und gibt dem letztern den Vorzug, wobei er indeß fodert, daß bei den auf längere Zeit als ein Jahr Condemnirten die einsame Haft nach Verhältniß der erreichten Besserung abgekürzt und der Sträfling nach ausgehaltener Strafzeit nicht in Freiheit gesetzt, sondern hierzu erst durch Detention in einer Zwangsarbeitscolonie (wie in Holland in den Zwangs- und Armencolonien und in England im Model prison bei London) vorbereitet werde. Hieran knüpfen sich Vorschläge zu Anlegung solcher Colonien für Preußen in den Haidestrecken der Provinzen Preußen und Pommern. Bei alle Diesem läuft die Idee einer Straf- und einer Correctionsanstalt zusammen. In eigentlichen Strafanstalten kann man gar nicht annehmen, daß eine moralische Besserung — unter welchem Ausdrucke man weiter nichts versteht als die Gewöhnung an ein arbeitsames und ordentliches Leben — bei allen Sträflingen zu beabsichtigen sei, weil man nur eine einzelne That bestraft. Man kann daher nicht auf eine vollzogene Freiheitsstrafe, rein um den Besserungszweck zu erreichen, noch eine zweite, in der Zwangscolonie zu vollziehende folgen lassen. Die Dauer beider könnte sich nur nach dem Erfolge bei der Erreichung des Besserungszweckes richten und wäre durch ein richterliches Urtheil gar nicht abzumessen. Der Verbrecher muß bestimmt voraus wissen, wann seine Strafe endet, sonst enthält diese eine unverhältnißmäßige Grausamkeit. Man könnte daher nur in besondern Fällen den Verbrecher später im Wege der Administration als Corrigenden in eine Besserungsanstalt schaffen, und dergleichen Anstalten bestehen bereits mit gutem Erfolge an manchen Orten. Daß man Zwangscolonien anlege, die den Landbau zum Zwecke haben, ist durchaus nicht räthlich. Solche Colonien können sich ohne die enormsten Geldzuschüsse von Seiten des Staats nicht halten. Guten und einträglichen Acker hat man für sie nicht disponibel, man muß also wüste Strecken nehmen, und hier werden durch den Ertrag die Kosten nicht gedeckt. Deshalb sind die belgischen Armencolonien eingegangen.

Was die Notizen des Verf. über einzelne Straf- und Correctionsanstalten betrifft, so ist das über den Bagno in Toulon Gesagte bereits aus manchen andern Relationen bekannt. Nicht so bekannt sind die Einrichtungen der Prison militaire in den Casematten der Porte de la ravine zu Algier. Dasselbe enthält zwischen 13—1500 Sträflinge, deren Beschäftigung in öffentlichen Arbeiten an Bauten, Kanälen und Gartenanlagen je nach der Fähigkeit der Einzelnen besteht. Der Verlust

der militairischen Ehre ist mit der Detention in dieser Anstalt, die bis zu sechs Jahren dauern kann, nicht verbunden; das Bemerkenswertheste dabei ist aber die strenge Disciplin und daneben wieder die Sorge für allerlei aus andern Gefängnissen verbannte Lebensannehmlichkeiten. Das Gouvernement bezahlt für die Arbeiten eines jeden Sträflings täglich 100 Centimes, wovon ein Drittel für den Unterhalt, ein Drittel für Administrationskosten berechnet, das letzte Drittel aber bei Sträflingen, die Verbrechen an fremdem Eigenthume begingen, zur Entschädigung der Damnificaten, und bei andern für diese selbst bestimmt wird, sodaß sie sich bei guter Aufführung dafür Eßwaaren und Luxusartikel in zwei am Apellplatze befindlichen Buden kaufen dürfen. Bei der Beköstigung, bei der Administration und der Einnahme- und Ausgabeberechnung assistirt eine Deputation der Sträflinge, die diese unter sich wählen. Außerdem befindet sich im Gefängnisse ein Theater, auf welchem die Gefangenen Sonntags um ein Entrée von 10 Centimes Vorstellungen geben. Bei des Verf. Anwesenheit ward gerade „Das Glas Wasser" und „Lucretia Borgia" einstudirt. Die Disciplinarstrafen sind dagegen sehr streng. Man hat drei Abstufungen: zuerst Einsperrung in dunkle Casematten, dann in kleinen Cachots, die so eng und so construirt sind, daß der darin Befindliche seinen Körper in eine nicht zu verändernde spiralförmige Lage bringen muß, um sich überhaupt nur zu placiren. Der dritte Grad besteht in zwei- bis dreimonatlichem ununterbrochenen Festliegen auf einer Pritsche in einem dunkeln Raume, wobei die Füße in einen Block gespannt sind. Die Gefangenen sind nach dem Überstehen dieser Strafe längere Zeit völlig gelähmt. Die Grausamkeit dieser Procedur entschuldigen die Franzosen damit, daß doch die Ehre conservirt bleibe, welche durch Schläge verloren gehen würde.

Bemerkenswerth ist ferner die Einrichtung des großen, 6—700 Detinirte fassenden Untersuchungsgefängnisses zu Barcelona. Das Gebäude war früher ein Kloster und bildet ein vier Stockwerke hohes Quarré. Den Gefangenen wird nach dem Princip des spanischen Criminalprocesses, vor der Verurtheilung Niemanden als Verbrecher zu behandeln, alle irgend mögliche Freiheit gelassen: sie behalten Geld und Waffen und dürfen Besuch annehmen u. s. w., und eine Absonderung findet nur in den wichtigsten Fällen statt. Mitten auf der, dem Hauptgebäude gegenüberstehenden großen Mauer befindet sich ein Glashäuschen, welches von allen Fenstern der Gefängnisse gesehen werden kann, und zum sonntäglichen Messelesen dient. Die Zahl der Gefangenen war 678, worunter 22 Frauen: ein Verhältniß der Männer und Weiber (1:30), welches sich in allen spanischen Gefängnissen wiederholt. In Valencia besuchte der Verf. das Zuchthaus, welches im J. 1835 in dem schönsten und größten Kloster der Stadt, dem der Augustiner, eingerichtet wurde. Das Gebäude zeichnet sich durch Reinlichkeit und äußere Eleganz aus und enthält 1121 Sträflinge. Seine innere Disciplin ist militairisch. An der Spitze stehen ein Oberst und ein Major mit zwei Adjutanten, ein Fourier, ein Kaplan, ein Arzt und ein Chirurg. Je hundert Gefangene stehen unter einem Corporal, dem fünf aus den Gefangenen genommene Unteraufseher behülflich sind. Die Sträflinge werden mit großer Regelmäßigkeit zu allen möglichen Arbeiten angehalten. Der Verf. fand Schuhmacher, Schneider, Sattler, Tischler, Klempner u. s. w. in voller Thätigkeit. Der Erlös wird in drei Theile getheilt: den einen bekommen die Sträflinge, um sich dafür kleine Bequemlichkeiten zu verschaffen, der zweite wird ihnen bis zur Entlassung aufgespart und der dritte zu den Administrationskosten genommen, welche dadurch fast ganz gedeckt werden. Das Verhältniß der Rückfälligen betrug etwa acht Procent. Ebenfalls vortrefflich eingerichtet fand der Verf. die Gefängnisse der Galeerensträflinge in Alicante und das Weibergefängniß in Cartagena; das Polizeigefängniß in Malaga war dagegen im allertraurigsten Zustande. Ebenso abschreckend sind die Schilderungen der Gefängnisse zu Lissabon. Die Regierung hat die ganze Sache in Entreprise gegeben und zahlt einer Gesellschaft von drei Kaufleuten jährlich 24 Contos (46,600 Thlr.), um dafür die sämmtlichen Gefangenen zu verpflegen und zu unterhalten.

Interessant ist die Schilderung des neuen nach Whitford Russel's Angaben angelegten Model prison in London. Hier sollen die Verbrecher gebessert und nicht gestraft werden; man wählt daher aus den zur Deportation Verurtheilten Diejenigen, welche Hoffnung zur Besserung erwecken, aus, und führt sie, wenn sie sich im Model prison bewährt, nicht nach Botany-Bay, sondern nach den freien Colonien in Amerika und Australien. Die Besserung soll im Model prison durch völliges Isoliren, Arbeit als Belohnung, Umgang mit Geistlichen und Mitgliedern von Besserungsvereinen und Unterricht und Lecture herbeigeführt werden. Das Gebäude ist völlig zweckmäßig eingerichtet und es läßt sich gegen das Ganze nichts weiter einwenden, als was überhaupt gegen ein System der völligen Isolirung einzuwenden ist. Vortrefflich sind die Einrichtungen des Gefängnisses Roquette zu Paris, welches 545 Sträflinge enthielt, welche am Tage zusammen arbeiten und Nachts isolirt werden. Daß übrigens, nach der Versicherung des Führers des Verf., jeder Sträfling, der einmal in die Roquette gekommen, nicht wieder, wenigstens nicht auf lange Zeit, hinauskomme, und daß das Verhältniß der Rückfälligen 70 Procent betrug, liegt wohl in gesellschaftlichen Zuständen, gegen welche Gefängnisse nichts helfen. Die berühmte Prison des jeunes détenus in Paris, welche der Verf. ferner beschreibt, bildet ein Sechseck, von dessen Winkeln Seitengebäude auf ein Centralhaus laufen, und enthält 4—500 verwahrloste verbrecherische oder auf Antrag der Ältern eingesperrte Knaben von 10—19 Jahren. Die innere Einrichtung ist auf völlige Abgeschlossenheit in Einzelzellen berechnet, und die Detinirten werden durch Arbeiten beschäftigt und von den Corridors aus, auf welche die mit Klappen versehenen Thüren der Zellen führen, unterrichtet. Daß das Aussehen sämmtlicher Gefangenen bleich und elend ist, daß ihnen jugendliche Regsamkeit und Frische fehlt, mag dem Isolirungssysteme zuzuschreiben sein. Am Schlusse liefert der Verf. noch einige Notizen über die holländischen Armencolonien. In diesen, von dem General van den Bosch im J. 1818 angelegten Colonien finden sich drei Classen von Bewohnern: in Ommerschanz Bettler und Vagabunden, in Veenhuyzen Waisen und Findlinge und in Frederiksort freie Ansiedler, welche Ackerbau treiben und im Winter in Fabriken arbeiten. Die Summe sämmtlicher Colonisten beträgt 11,480. Die Beschäftigung einer so großen Anzahl von Menschen, welche ohne dieses der Gesellschaft lästig und gefährlich würden, ist für Holland eine große Wohlthat, leider geht aber das ganze, von einer Compagnie unternommene Werk seinem Untergange entgegen, seitdem die Zuschüsse der Regierung und die freiwilligen Beiträge ausbleiben und das Deficit an den Einnahmen und die bereits über 500,000 Gulden betragende Schuldenlast in fortwährendem Steigen begriffen sind.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 325. —— 21. November 1843.

Gedanken über Recht, Staat und Kirche von P. A. Pfizer. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 324.)

Die zweite Hauptabtheilung des Werks handelt vom Staate. Hier tritt der Standpunkt der Subjectivität mit besonderer Schroffheit hervor, denn der Verf. ist überdies ein zu selbständiger und überzeugungstreuer Charakter, als daß er die Consequenzen des Princips nicht geltend machen oder viel Fremdartiges aufnehmen sollte: er würde der Freiheit seiner Ansicht nach etwas vergeben, wollte er dieselbe nicht in Form des Einzelwillens durchführen. Der Staat ist ihm darum nicht die Wirklichkeit des allgemeinen, objectiven Geistes, nicht die Lebensgestalt, der Jeder angehören muß, wenn er zur vollen Freiheit gelangen will, sondern der Staat ist ihm die willkürliche, höchstens nur äußerlich bedingte Willenseinigung der Einzelnen — der Staat ist ein Vertrag. Der Selbstzweck des Staats ist so aufgehoben; sein ganzer Inhalt fällt in das Einzelwesen zurück, der zufällig mit dem Willen aller übrigen Einzelnen übereinstimmt. An die Stelle des Staats treten so in Wahrheit die persönlichen Zwecke, die bürgerliche Gesellschaft, mit ihren verständigen Institutionen.

Der erste Abschnitt entwickelt den Begriff des Staats. Daß der vernunftmäßige Staat auf dem Vertrag beruht, soll die Rechtsordnung beweisen, die Gehorsam fodert. Da es nämlich keine angeborenen, ursprünglichen Leistungspflichten gibt, weil keine ursprüngliche Willensgleichheit unter den Menschen stattfindet, so kann die positive Verbindlichkeit zur Leistung und zum Gehorsam auch beim Staate vernunftrechtlich nur durch Vertrag geschehen. Der Staatsvertrag ist weiter vernunftrechtlich nur ein Gesellschaftsvertrag, kein Dienstbarkeitsverhältniß, denn der Staatsbürger will und erfüllt im Staate seine eigenen Zwecke, während ein Diener auf das Geheiß und für die Zwecke seines Herrn allein thätig ist. Der Staatsbürger, als Mitglied einer Gesellschaft für selbstgewollte Zwecke, kann darum nur der Gesammtheit oder deren Vertreter Gehorsam schuldig sein, und die Staatsgewalt (das Recht, zur Erreichung des staatsgesellschaftlichen Zwecks das Erforderliche ins Werk zu richten) ist, wie jede andere Gesellschaftsgewalt, für den Gewaltträger nichts Eigenes, sondern ein anvertrautes. Demnach gilt das Staatsoberhaupt gleich jedem Gesellschaftsvorstande blos als das Haupt und der Bevollmächtigte der Gesellschaft, und der Patrimonialstaat und dessen verschiedene Theorien sind damit vernunftrechtlich abgewiesen. Pfizer macht überdies auch einer andern Ansicht eine scheinbare Concession, indem er die Naturnothwendigkeit des Staats zugesteht und das Element der Nationalität gelten läßt; allein es ergibt sich bald, daß er nur die äußere Naturnothwendigkeit, und den Instinct, den frühern Socialitätstrieb, verstanden wissen will.

Um dem Wesen der Staatsverbindung näher zu kommen, wird nun untersucht, wie sich die Staatsgesellschaft von allen andern Gesellschaftsverbindungen unterscheidet. Der Staat — heißt es — ist die Urgesellschaft, die Grundlage, aus der alle andern Gesammtleben ihren Ursprung nehmen; er ist mithin nicht allein ein Rechts- und Friedensverein, obgleich dieser Zweck natürlich obenan steht, sondern er kann (wenigstens eventuell) als der Inbegriff aller Lebenszwecke auch die Erreichung aller andern Gesammtzwecke betreiben. Insofern aber die ganze Summe denkbarer Gesammt- und Sonderzwecke nur auf einer allgemeinen und nothwendigen Ordnung und Gliederung des menschlichen Beisammenlebens gegründet sein kann, so ist der erste, zwar nicht ausschließende, aber Alles bedingende Zweck des Staats — die Rechtsverwirklichung. Jede andere Gesellschaft verwirklicht nothwendig nur irgend ein besonderes Recht ihrer Mitglieder: die Ehe das Recht der Geschlechtsverbindung, die Kirche das Recht der Gottesverehrung; allein nur der Staat verwirklicht nothwendig alle Rechte seiner Angehörigen und macht dadurch die friedliche Coexistenz und den Verfolg aller übrigen Gesellschaftszwecke erst möglich. Aus diesem höchsten und ersten Zwecke des Staats als eines Rechtsvereins folgt nun 1) daß er als unabänderliches und endgültiges (souveraines) Organ des Gesammtwillens nur die Stimmenmehrheit als maßgebend anerkennen muß. In der Staatsgesellschaft nämlich, welche die Verwirklichung des Rechtsgesetzes zum Zwecke hat, muß die Stimme des Einen so viel als die Stimme des Andern, mithin die Stimmenmehrheit mehr gelten (welche Folgerung wir eben nicht einsehen) als die der Minderheit, sonst wäre die Gleichheit verletzt und der Staat kein Rechtsverein. Wollte man meinen, daß schon die bloße Unterordnung des Einzelnen unter die Mehrheit gegen das Recht streite,

so würde man die natürliche Gleichheit, die im außergesellschaftlichen Zustande besteht, mit der gesellschaftlich-staatsbürgerlichen verwechseln, die nur bei Unterwerfung unter Stimmenmehrheit bestehen kann. Wollte ein Staat auf die Stimmenmehrheit keine Rücksicht nehmen oder darauf verzichten, so würde er keine Rechtsanstalt, seine Glieder keine Rechtssubjecte mehr sein; der Eintritt in einen solchen Staat würde mit dem Preisgeben der Willensgeltung und dem Verluste aller Menschenrechte erkauft werden. Wenn nun aber die vom Rechtsgebote der Gleichheit unzertrennliche Geltung der Mehrheit zum Begriffe und Wesen jedes Staats als eines Rechtsvereins gehört, so ist diese Gleichheit ebenfalls auch ein unveräußerliches Recht des Staats oder der Staatsgesammtheit selbst: und darum ist der Staat 2) die einzige mit unveräußerlichen Rechten ausgestattete Gesellschaft. Das Recht eine Familie zu gründen, das Recht auf die Mitgliedschaft einer kirchlichen Gemeinschaft — das Alles kann der Mensch unter Umständen ohne Selbstvernichtung aufgeben, aber das Recht in einer Rechtsgemeinschaft zu stehen, eine Person, ein Rechtssubject zu sein, dessen kann sich kein Mensch und unter keiner Bedingung entäußern. Nach diesen seinen höchsten Eigenschaften besitzt aber der Staat das höchste Recht auf Leben, Freiheit und Ehre wie keine andere Gesammtpersönlichkeit, und er kann nur aufhören durch einen rechtsgültigen Entschluß der Gesammtheit, respective Mehrheit, oder in Folge von Rechtsverletzungen, die seine Aufhebung durch andere Staaten aus Nothwehr fodern.

Ein zweiter Abschnitt setzt die Staatsgewalt näher auseinander. Wie jeder Verein, muß auch der Staat ein Organ des Gesammtwillens haben, und dieses Organ kann, wie schon gesagt, im Staate, der zuerst Rechtsverein ist, nur die jeweilige Mehrheit sein; jedes andere Verhältniß ist gegen die rechtliche Gleichheit. Dieses Princip der rechtlichen Gleichheit wird auch nicht aufgehoben, wenn sich der Staat zum Wohlfahrtsverein, Culturverein u. s. w. erweitert, denn jeder andere Zweck ist ja erst auf den Rechtsverein gegründet. Allein auch die Mehrheit kann die Staatsgewalt nicht als ein schlechthin Eigenes, sondern insofern als Anvertrautes ausüben, als sie auch die Minderheit und die Nachkommenschaft vertritt. Der durch die Mehrheit ausgesprochene Gesammtwille ist deshalb auch nur formell allmächtig, materiell unterliegt er erheblichen Beschränkungen. Was die Thätigkeit und Wirksamkeit dieser Staatsgewalt betrifft, so kann ihre wesentliche Function nur die Erlassung von Gesetzen (im weitesten und nicht blos technischen Sinne) sein, denn die vollziehende Gewalt ist die praktische Seite der Gesetzgebung und fällt, obschon an verschiedene Subjecte vertheilt, mit derselben zusammen. Die Frage aber nach den Rechten und Pflichten der Staatsgewalt ist somit ganz gleich der Frage, wie die Staatsgesetze vernunftrechtlich beschaffen sein müssen. Die Antwort liegt in der Vertragsnatur des Staats. Nach derselben kann I) im Staate nichts als Gesetz gültig sein, was als Vertrag schon ungültig ist; II) aber kann kein Gesetz zu Recht bestehen, welches dem vernünftigen Staatszweck widerspricht, wenn die Sache auch an sich Gegenstand eines Vertrags sein könnte. Aus diesen beiden Grundsätzen ergeben sich folgende wichtige praktische Folgerungen:

1) Da die Verwirklichung des Rechtsgesetzes erster Staatszweck (das heißt des vernünftigen Staats) ist, so muß dem Staate und seinem Zwecke jedes Gesetz zuwiderlaufen, welches die Minderheit der Staatsgenossen gegen ihren Willen nach anderm Rechte behandelt als nach dem der Mehrheit selbst. Nur wenn die Minderheit selbst mit dieser Ungleichheit einverstanden, mithin die gleiche Willensgeltung nicht verletzt ist, sind materielle Ungleichheiten dem vernünftigen Rechtsgesetze nicht zuwider. Vollständige Stimmeneinheit ist hierbei nicht nothwendig, denn auch in der Minderheit gilt die Mehrheit. Auch kann die Übereinstimmung durch Stillschweigen schon angenommen werden. Ferner kann es nicht als Unrecht gelten, wenn einzelne Classen der Staatsgenossen, wie die ganz Armen, Bildungslosen u. s. w. ohne ihre Einstimmung von der Staatsmehrheit in ihren Rechten aus dem Grunde beschränkt werden, weil sie keine oder nur geringe Leistungsfähigkeit besitzen. Endlich verletzt die Mehrheit die formelle Rechtsgleichheit im Staate keineswegs, wenn sie im Staatsinteresse einer Minderheit mehr Rechte als den übrigen Classen verstattet, denn selbstgewollte und ertheilte Bevorzugung ist kein Unrecht; nur wenn die Mehrheit zum Nachtheile einer Minderheit Vorrechte in Anspruch nimmt, findet das privilegium odiosum statt. Nach diesen Grundsätzen entscheidet sich die Judenfrage, die Ausschließung mancher Individuen und Classen von der Gesetzgebung von selbst.

2) Jeder Staatsbürger hat einen Anspruch auf Schutz und Erhaltung seiner nach den bestehenden Gesetzen einmal erworbenen Rechte, sodaß als rechtsverletzend und dem Staatszwecke widersprechend rückwirkende Gesetze angesehen werden müssen; denn der Vernunftstaat hat die Gewährleistung der Einzelrechte übernommen, und selbst Strafgesetze dürfen nicht rückwirken.

3) Muß dem Einzelnen das Recht des Austritts oder der Auswanderung aus dem Staatsverbande zustehen, weil der Staat als Rechtsverein alle Rechte, auch das des Zurücktritts in den Stand natürlicher Freiheit und Gleichheit übernommen hat. Selbst der Wiedereintritt muß freistehen. Freilich darf dabei das Staatsgebiet selbst keine Verletzung erleiden, sonst würde die Existenz des Staats gefährdet sein.

4) Wie jedes Gesetz, so darf besonders das Verfassungs- oder Grundgesetz, durch welche das Organ der Staatsgewalt bestimmt wird, dem vernünftigen Staatszweck nicht widersprechen. Die Erlassung solcher Gesetze kommt vernunftrechtlich nur der wahren souverainen Macht, der Volksgesammtheit, respective der Mehrheit zu; vermöge der constituirenden Gewalt entscheidet dieselbe, ob sie die Staatsgewalt durch das Organ der Mehrheit ausüben, oder mit deren Ausübung einen Einzelnen oder eine Regierungsbehörde betrauen will. Wollte die Gesammtheit dieses ihr höchstes und wesentliches Recht unwiderruflich übertragen, so müßte die Mehrheit für immer

aufhören, freies Organ des Gesammtwillens zu sein, die Staatsgesellschaft hätte ihre Persönlichkeit verloren und wäre vernichtet. Mithin kann die Gewalt, welche dem Einzelnen oder einer Behörde von der Gesammtheit übertragen wurde, nur ein widerruflicher Auftrag sein. Obschon nun aber der Gesammtheit das unveräußerliche Recht zusteht, über alle Angelegenheiten zu entscheiden, so ist doch die Widerruflichkeit, die sie ausüben kann, nicht unbeschränkt und willkürlich, man würde sonst Unveräußerlichkeit mit Unbeschränkbarkeit verwechseln. Wie beim Individuum, unbeschadet der Unveräußerlichkeit seiner angeborenen Rechte durch rechtsgültig eingegangene Verpflichtungen der verschiedensten Art, diese Rechte beschränkt werden können, so kann auch nothwendig der Staat beschränkende Verpflichtungen sowol gegen Auswärtige als gegen Staatsgenossen eingehen, ohne sein Recht zu vergeben. Diese Verpflichtungen einer Staatsgesammtheit können erstlich in Verträgen mit Einheimischen oder Fremden bestehen, die einzelne in der Staatsgewalt begriffene Handlungen betreffen; zweitens kann die Verpflichtung eine zeit- und theilweise Übertragung der Staatsgewalt zu stellvertretender Ausübung an ein anderes Subject als die Mehrheit, welches auch ein fremder Regent oder Staat sein kann, enthalten. Fragt man aber nach der Zeitdauer einer solchen Übertragung unbeschadet des unveräußerlichen Rechts, so läßt sich dies nur aus der Analogie des Staats mit einer Einzelperson beantworten. Die Einzelperson darf ein strenges Dienstverhältniß nicht auf das ganze Leben ausdehnen, also auch der Staat nicht für die ganze Dauer seiner Existenz. Am natürlichsten ist daher für das Staatsrecht die Bestimmung, daß nach dem Ableben des durch die Mehrheit gewählten Staatsoberhaupts die Staatsgewalt und das Recht der weitern Verleihung an die Gesammtheit wieder zurückfällt. Eine solche Unterwerfung einer unsterblichen Gesammtheit bis auf die Dauer eines Menschenlebens, auch wenn die Unterwerfung unaufkündbar sein sollte, ist darum wol eine Beschränkung der Gesammtfreiheit, aber keine Veräußerung derselben. Wol aber ist es eine Veräußerung der Gesammtfreiheit (beziehungsweise der souverainen und constituirenden Gewalt der Mehrheit), wenn die Gesammtheit sich unwiderruflich einer wie sie selbst unsterblichen Gesammtheit unterwirft, einer Gesammtperson, Kirche, Gemeinde, einem auswärtigen Staate. In diesem Falle gilt die Übertragung am natürlichsten bis zum Heranwachsen einer neuen Generation, die dann ihr Recht wieder in Anspruch nimmt; oder wenn man ja kein Vertragsrecht verletzen wollte, muß die Oberherrschaft mit dem Tode des letzten Mitglieds, das zur Zeit des Vertragsabschlusses schon am Leben war, erlöschen. Im Gegentheil wäre das unveräußerliche Recht der Gesammtheit und mithin der Staat selbst vernichtet. Wenn aber nicht einmal eine wirkliche, wahrhaftige Gesammtperson ein unwiderrufliches Recht auf Ausübung der Staatsgewalt vernunftrechtlich erlangen kann, so ist dies noch viel weniger der Fall bei sogenannten und nur vermeintlichen Gesammtpersonen, wie die Fürstenhäuser und Dynastien sind. Eine Dynastie ist keine Gesammtperson, denn sie hat keine Gesammtzwecke, Mittel u. s. w. Kein Stammvater kann daher die Staatsgewalt im voraus für alle seine Nachkommen erwerben; sondern jede Nachfolger in der Regierung setzt eine neue Übertragung der Staatsgewalt und eine besondere Erwerbung durch den Nachfolger voraus, und zwar durch Vertrag. Möglicherweise kann allerdings auch der Thronfolger schon bei Lebzeiten seines Vorgängers ein Recht auf die Nachfolge erwerben, wenn ihm vor eingetretener Thronerledigung die Gesammtheit die Nachfolge zuspricht; auch wird nicht geleugnet, daß die Staatsgesellschaft auf Änderung oder Widerruf des Thronfolgegesetzes stillschweigend verzichten kann. Allein aus der bei Lebzeiten des Vorgängers nicht erfolgten Zurücknahme des Gesetzes kann ein im Augenblicke seines Todes schon erworbenes Recht auf die Nachfolge niemals abgeleitet werden. Ein Recht auf die Regierung erhält also der jedesmalige Thronfolger erst durch einen, mit der souverainen Gesammtheit (ausdrücklich, oder vermöge concludenter Handlungen) abgeschlossenen Vertrag, und die Wirkung eines die Thronfolge bestimmenden Gesetzes kann nur die sein, daß die Gesammtheit schon ihre Zustimmung für gegeben erklärt, wenn sie die Huldigung und die Thronbesteigung ohne Einspruch vor sich gehen läßt. Die Zeit der Thronbesteigung ist daher der Zeitpunkt für den möglichen Widerruf, auf den die Staatsgesellschaft ein Recht hat wie auf ihr Dasein. So gewiß nun aber der Unveräußerlichkeit der Staatsgewalt wegen Alles, was die Verfassung eines Staats betrifft, Sache des Volks oder der Gesammtheit ist, so selten übt doch das Volk in der Wirklichkeit seine verfassungsmäßige (constituirende) Gewalt unmittelbar. Vielmehr wird die constituirende Gewalt gewöhnlich besondern Behörden, manchmal auch, was weniger gut, den actuellen Staatsbehörden übertragen, und diese üben dann die übertragene Vollmacht für das bestimmte Werk. Indessen kann jede Verfassungsänderung nicht nur durch ausdrückliche, sondern auch durch stillschweigende Zustimmung der Gesammtheit angenommen werden. Demnach kann ein zwischen dem Fürsten und einer von dem Fürsten beliebig zusammengesetzten constituirenden Versammlung abgeschlossener Verfassungsvertrag das gesammte Volk nur insoweit binden, als Grund zu der Annahme vorhanden ist, die Verfassung habe die allgemeine Zustimmung des Landes und Volks wirklich erhalten. Endlich ist die Eingehung einzelner unwiderruflicher Staatsverpflichtungen, mit denen keine Übertragung öffentlicher Gewalt verbunden, z. B. Abschluß von Handelsverträgen u. s. w., keine Veräußerung, sondern nur eine Beschränkung der unveräußerlichen Freiheit.

5) Schließt sich aber auch an diese oben aufgestellten Grundsätze die hochwichtige Frage: Hat denn das Volk oder die Staatsgesammtheit auf eine solche Staatsgewalt und auf solche Gesetze ein erzwingbares Recht? Es ist, sagt der Verf., eine sehr gewöhnliche Behauptung, daß das Volk nicht befugt sei, durch Zwang zu seinem Rechte zu gelangen, und daß es durch positive

Auflehnung gegen die Obrigkeit ein Verbrechen begehe. Damit ist aber auch das Volk der Staatsgewalt gegenüber für rechtlos erklärt, denn ein Recht, das nicht erzwingbar ist, ist kein Recht, sondern eine Gnade; die Erzwingbarkeit ist das unterscheidende Merkmal des Rechts im Gegensatze vom blos moralischen Ansprüchen. Dem Volke Rechte zugestehen, aber bei Verletzung derselben es auf den sogenannten gesetzlichen Widerstand verweisen, nicht die Nothwehr der Staatsgesammtheit gegen eine gesetzlose Staatsgewalt gestatten — heißt den Grundcharakter des Rechts verkennen und vergessen, daß zwischen dem Volke und seinem Staatsoberhaupte ein Vertrag errichtet ist. Vertragsverletzungen, sie mögen auf Nichtwollen oder Nichtkönnen beruhen, heben in constitutionnellen wie absoluten Staaten den Vertrag zwischen Volk und Staatsgewalt auf. Was indessen von der Gesammtheit, respective Mehrheit gilt, darf nicht auf den Einzelnen angewandt werden, dessen Widerstand gegen die Staatsgewalt, wenn sie im Volke weder Grund noch Anklang hat, strafbare Empörung ist. Dagegen steht dem Einzelnen gegen gesetz- und ordnungswidriges Verfahren activer und passiver Widerstand zu, nicht allein gegen die Staatsgewalt, sondern auch gegen die Mehrheit; denn der Mensch hat unveräußerliche Rechte, die er sich von keiner Macht rauben lassen darf. Besonders ist aber Gewalt vernunftrechtlich erlaubt, wenn die Staatsgewalt oder gar die Mehrheit gewissen Classen von Staatsbürgern, oder ganzen Provinzen und Völkerschaften eines Reichs geradezu die unveräußerlichen Menschenrechte abspricht, oder wenn fremde Abstammung, Sitte, Sprache, Religion, die Vereinigung mit dem Staate unmöglich machen. Hier geht besonders der Verf. auf das Recht und den Begriff der Nationalitäten ein und bezeichnet den Nationalstaat in seinen Elementen als den Normalstaat. Wenn übrigens ein Volk von seinem Rechte und seiner Selbstherrlichkeit nichts wissen will, so hat der Einzelne nicht das Recht, sich mit Gewalt dagegen aufzulehnen; er mag dann aus dem Staatsverbande treten; jedes Volk aber, das erwacht, hat seine Rechte mit Recht zu fodern, denn es war bisher rechtsunkundig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Angriffe der Jesuiten auf das Unterrichtswesen.

Es ist unbegreiflich, weshalb die französische Regierung den Anmaßungen der Jesuiten, die mit unerhörter Frechheit ihr Haupt wieder erheben, nicht kräftiger gegenübertritt. Als die Saint-Simonisten zusammentraten, um an der Verwirklichung ihrer seltsamen Reformationsideen zu arbeiten, wurde gleich das Gesetz, welches jede Association von mehr als 20 Personen verbietet, gegen sie in Anwendung gebracht. Jetzt aber können sich die Jesuiten ungestört zusammenrotten, um mit vereinter Kraft das gesammte Unterrichtswesen anzugreifen. Vergebens haben die Journale darauf hingewiesen, wie diese Schleicher das Land wieder durchziehen; die Regierung drückt nicht ein Auge, sondern beide Augen zu. Der „Constitutionnel" hat die Straße und das Haus bezeichnet, wo in Avignon mehr als 150 Jesuiten ihr Wesen treiben und wo die Bomben geschmiedet werden, mit denen man die bestehenden Institutionen über den Haufen zu werfen hofft. Bis jetzt sind von Seiten der Regierung noch keine Schritte gethan, um das ganze Nest aufzuheben und dem Unwesen ein Ende zu machen. Dies muntert die tollgewordene Geistlichkeit nur immer mehr auf zu den unverschämtesten Angriffen gegen einzelne Professoren und gegen die Universität im Allgemeinen. Wie weit die Jesuiten hierin bis jetzt schon gegangen sind, weiß man aus politischen Blättern, die mit Ausnahme des „Univers" und einiger legitimistischen Journale fast alle die Plane der Verfinsterer bekämpfen. Gar possirlich und charakteristisch ist, was der „National" von einem jungen Abbé erzählt, der plötzlich in eine Vorlesung des bekannten Barthélemy St.-Hilaire über irgend einen griechischen Classiker hineingestürmt kommt und den Professor mit den heftigen Worten unterbricht: „Ich protestire gegen alle Behauptungen, die Sie aufzustellen wagen." Das ganze Auditorium legt seinen Unwillen und zugleich sein Staunen über diese gewaltsame Unterbrechung an den Tag. Der junge Eiferer merkte es endlich, erkundigte sich, ob er denn nicht einer Vorlesung des gottlosen Quinet beiwohne und muß, als er sieht, daß er in ein unrechtes Auditorium gerathen ist, mit Schimpf und Schande wieder abziehen. So lange die Regierung, die doch eigentlich hier in ihren wichtigsten Interessen bedroht wird, zum Schutz ihrer Diener nichts thut, müssen die Professoren sich selbst ihres Leibes wehren. Michelet und Quinet, gegen die man die Angriffe mit der größten Erbitterung gerichtet hat, thun dies in einem gemeinschaftlich herausgegebenen Werke „Des Jésuites", von dem unsere politischen Zeitungen bereits berichtet haben. Diese Schrift, in der die Stellen aus den Vorlesungen dieser beiden Professoren, die sich auf das Wesen und Treiben der Schüler Loyola's beziehen, zusammengestellt und erläutert sind, hat vorzüglich im südlichen Frankreich, wo der Jesuitismus noch mehr spukt als in Paris selbst, das größte Aufsehen gemacht. Drei oder vier Auflagen davon sind binnen wenigen Wochen vergriffen. Mittlerweile hat sich denn aber auch der Erzbischof von Paris bewegen lassen, in einer Art von Hirtenbrief, den die Zeitungen mitgetheilt haben, wenigstens einige von den Anmerkungen eines Theils der Geistlichkeit öffentlich zu misbilligen. Es ist dies eine Concession, welche die Regierung erst nach langen Unterhandlungen durchgesetzt hat. Indessen sind manche Partien dieses Sendschreibens so zweideutig ausgedrückt und es laufen so unhaltbare Sätze mit unter, daß eine Entgegnung von Seiten der in ihren Rechten bedrohten Professoren zu erwarten stand. Diesmal ist es Quinet allein, der in seiner „Réponse à M. l'archevêque de Paris" den Handschuh aufnimmt. Seine Antwort ist ebenso würdig als schlagend: man sieht es ihr an, daß ihr Verfasser aus Überzeugung und für das gute Recht kämpft. Alle diese Angriffe gegen den Jesuitismus schaden indessen demselben nicht so sehr als eine einfache Geschichte dieses lichtscheuen Treibens. Wir erhalten soeben einen interessanten Beitrag dazu, nämlich einen Abdruck der Constitution, die dem ganzen Jesuitismus zu Grunde liegt. Diese Broschüre führt den Titel: „Les constitutions des Jésuites avec les déclarations; texte latin d'après l'édition de Prague; traduction libre." Gegen solche Waffen helfen alle Schliche und Ränke nichts. Es ist ein für allemal aus mit dem Jesuitismus und Leute, wie der Kanonikus Desgarets (Verf. des „Monopole universitaire" und anderer Schandschriften) und der Abbé Védrine geben ihm selbst in ihrer Verblendung den Todesstoß. Wenn man schon früher diesem geistlichen Orden vorwerfen konnte, daß er wol eine Menge listiger und verschlagener Köpfe, aber nicht einen einzigen wahrhaft ausgezeichneten Mann vorgebracht hat, so kann man doch jetzt mit mehr Recht als jemals das Wort Pascal's auf ihn wieder anwenden, der den Jesuiten schon zurief: „N'entreprenez plus de faire les maîtres; vous n'avez ni le caractère ni la suffisance pour cela."

6.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 326. —— 22. November 1843.

Gedanken über Recht, Staat und Kirche von P. A. Pfizer. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 325.)

Wer es mit der politischen Freiheit aufrichtig meint, wird gewiß alle die Resultate anerkennen, die der freimüthige Verf. durch seine theoretischen Bestrebungen verfolgen will. Es ist die Volkssouverainetät, die hier als die ursprüngliche, wahre und einzige Souverainetät geltend gemacht wird; das Einzelinteresse soll sich dieser allein vernünftigen und rechtmäßigen Macht unterordnen; aus ihr fließt die Staatsgewalt, die ihr Recht und ihre Kraft verliert, wenn sie ihr Verhältniß zum souverainen Volke vergißt. Allein was wir vorhin an der Rechtsentwickelung aussetzten, müssen wir hier wiederholen: das subjective Princip dient dem Verf. zur Verwirklichung seiner Absichten und seiner Gesinnung nicht vollkommen. Der Staat, verlangt Pfizer sogar selbst, soll ein Organismus, also etwas Lebendiges, Substantielles, mit einem gemeinsamen Zwecke und Willen Ausgestattetes sein. Diese Foderung steht im Widerspruche mit dem Princip der Subjectivität, das kein Allgemeines, keinen Selbstzweck des Staats anerkennt. Der einzelne Mensch tritt in die Vertragsgesellschaft, um vermöge der Rechtsanstalt seine Sonderfreiheit zu bewahren; Alle stimmen zwar zufällig und willkürlich in diesen Zweck ein, aber der Zweck selbst ist ein leerer, abstracter, weil das Recht ein abstractes ist: denn der ganze Inbegriff des ethischen Lebens fällt nach diesem Rechte als eine Privatsache des Individuums außerhalb des Rechts und hiermit auch außerhalb des Staats. Das ist eben die Freiheit des Individuums. Wenn also Pfizer meint, sein Staat sei nicht allein Rechtsstaat, so hat er Unrecht. Der einzige nothwendige Zweck der Vertragsgesellschaft ist die Garantie der subjectiven Freiheit und des subjectiven Rechts; alle andern Zwecke, welche erst den Inhalt und die Fülle des sittlichen Daseins ausmachen, sind Privatzwecke, zu denen man sich innerhalb der Rechtsgesellschaft verbinden kann, oder auch nicht. Weiter aber wird in der Vertragsgesellschaft, wie im subjectiven Rechte, gerade die Subjectivität der Freiheit, die bestehen soll, aufgehoben, denn die Subjecte müssen im Interesse Aller ihre Freiheit beschränken, welches ein Verlust der Freiheit ist. Pfizer wird sogar durch diesen Widerspruch des Princips zu einem neuen Widerspruche getrieben, denn er meint, es gebe auch außer dem Staate eine Freiheit, die natürliche, und auch den Genuß dieser natürlichen Freiheit garantire der Staat dem Einzelnen als ein Recht, indem er ihm den Austritt zugesteht. Der Staat beschützt also seine eigene Auflösung, um dem Menschen zu seinem ursprünglichen Rechte zu verhelfen. Ferner ist in diesem Gesellschaftsstaate, der nichts als eine relative Freiheit des abstracten Willens verwirklichen kann, in der Wirklichkeit auch kein anderes Unrecht vorhanden als die Verletzung dieser abstracten Willensfreiheit. Wenn die Mehrheit nichts dagegen hat, daß Einzelne Vorrechte genießen, das heißt, die concrete Freiheit und das sittliche Darleben der Andern verletzen, so ist dies nach dem eigenen Geständniß des Verf. kein Unrecht, mithin nichts Unsittliches. Die furchtbarste Tyrannei, die grenzenloseste Ausbeutung eines schwachen und kindlichen Willens, Volks, ist hiermit möglich und erlaubt. Endlich muß es als Widerspruch gelten, daß Pfizer seine Vertragsgesellschaft als die Urgesellschaft erklärt; er hat zwar hiermit dem Staate ein natürliches, universelles, über den Willen und den bestimmten Anfang erhabenes Moment beigelegt, aber gerade dies streitet gegen die Natur des Vertrags, der Willkür und freie Entschließung voraussetzt. Kant war hierin scharfsinniger. Das Schlimmste an diesem Gesellschaftsstaate ist aber nun, daß er nie existirt hat, daß er nie existiren wird, daß er ewig ein Sollen, ein Ideal der subjectiven Vernunft bleiben muß. Die Wirklichkeit zeigt uns Staaten, die ein allgemeines, substantielles Dasein haben, denen das Subject als Einzelwesen verfällt, die sich von den rohesten Anfängen organisch gliedern und ausleben, und deren sittliche Größe und Freiheit eben darin besteht, daß die natürliche Willkür und die subjectiven Zwecke des Individuums vor einem allgemeinen Dasein, einer höhern Freiheit verschwinden. Der so lebendige Staat müßte sich künstlich und mit Bewußtsein auflösen, er müßte sein Leben aufgeben, um durch die Desorganisation die Fiction eines Gesellschaftsvertrags zu verwirklichen. Leugnen wird freilich, ungeachtet dieser Einwendungen, Niemand, daß das subjective Bewußtsein in der Entwickelung des Rechts wie des Staats seine Bedeutung, seine geschichtliche Arbeit und Aufgabe zugetheilt hat. Als eben das allgemeine Leben der europäischen Völker in Staat und Gesellschaft die Beute eines

einzelnen Subjects oder einer Minderheit der Staatsgenossen geworden war, erhob sich in der Wissenschaft wie in dem populairen Bewußtsein der subjective Freiheitsgedanke und warf im Interesse aller Subjecte die geschichtlichen Schranken nieder, die Einzelne zu ihrem Privatvortheil für immer gezogen hatten. Diese große universelle That, in welcher die Völker eine neue Stufe des geschichtlichen Lebens und Fortschritts erstiegen, ist die französische Revolution; das erwachte Princip der Subjectivität hat sie vollbracht und vollbringt die That der Befreiung vom geschichtlichen Egoismus immer noch, wo sich derselbe hartnäckig der lebendigen Bewegung entgegenstellt.

Ein dritter Abschnitt der Abtheilung ist nun die „Staatskunst" überschrieben. Pfizer bekennt selbst, daß die „Urgrundsätze", die er soeben über Recht und Staat entwickelt, nicht fähig sind, das Organische des staatlichen Lebens (das er für seinen Gesellschaftsstaat doch schon in Anspruch nahm) aus sich hervorzutreiben, daß das Gesetz der Volksherrschaft und der Stimmenmehrheit, „welches nur auf mathematischen, äußerlichen" Verhältnissen beruhe, wol der Anfang des vernünftigen Staats, aber nicht der Ausbau selbst sei. Um festere Formen zu gewinnen (mit andern Worten: um zur Wirklichkeit zu gelangen) soll nun für das arithmetische Verhältniß das qualitative, dynamische eintreten, es sollen „die organischen Gesetze geistig-sinnlicher und geistiger Lebensentwickelung maßgebend" werden. Diese Wissenschaft, die Das vermag, ist die Politik. Sie hat es zu thun mit den Naturgesetzen und Naturbedingungen des Staats- und Völkerlebens; sie ist im Gegensatze zum Rechte eine rein „empirische" Wissenschaft. Diese Politik stellt ein Musterbild von Staat auf und lehrt den Weg zur Annäherung ans Ideal.

Damit hat unser Verf. freilich selbst bekannt, daß sein philosophischer Standpunkt eine Abstraction sei, die nicht fähig, die sittliche Nothwendigkeit des lebendigen Organismus, wie er am Staate hervortreten soll, zu begreifen und zu entwickeln. Indem er die Speculation fallen läßt, muß er die Erfahrung, die sinnliche Abstraction, ein rein äußerliches Moment, zu Hülfe rufen, um ein Staatsgebäude zu construiren. Welcher Widerspruch! Warum, kann man fragen, hat der Verf. überhaupt erst philosophirt, wenn das Resultat so trostlos ist! warum wies er den Vorwurf eines atomistischen Staats mit Unwillen zurück und vindicirte sich den wahren organischen, wenn er das Denken seiner Macht entsetzen und die Zuflucht zur Äußerlichkeit, zum Mechanismus, nehmen muß. Alle Gestaltung ist mit dieser Wendung ins Zufällige, Vage gestellt; dem willkürlichsten Raisonnement wird Thor und Riegel geöffnet. Eine solche Politik ist das Geständniß, daß keine Vernunft in der geschichtlichen Welt, keine Idee im Staate sei: die Staatsform wird dann bedingt durch eine größere oder geringere Gabe von Klugheit.

Pfizer sagt selbst, daß das Feld seiner Erfahrungswissenschaft, die dem Gedanken aufhelfen soll, unermeßlich sei: und er hat Recht. Das erfahrungsmäßige Raisonnement über die beste und schlechteste Staatsordnung ist unerschöpflich; die Sachen können sich sehr vielfältig verhalten, da Einer diese, der Andere eine andere Erfahrung hat. Er faßt deshalb den Entschluß, hier nur von der Organisation der Staatsgewalt zu verhandeln; aber auch bei dieser freiwilligen Beschränkung ist er seiner Wissenschaft gemäß dem Unbestimmten, Ziellosen, sowol nach Form wie nach Gehalt, nicht entgangen, weil er an der Hand eines Princips nicht mehr geleitet wird.

Aus der unsystematischen, schwankenden Darstellung heben wir Folgendes heraus. Die Volksmasse kann unmöglich in allgemeinen Volksversammlungen alle Verrichtungen der Staatsgewalt unmittelbar besorgen, sie muß sich entschließen, die Staatsgewalt ganz oder theilweise durch Bevollmächtigte auszuüben, welche als „künstliche Organe" des Gesammtwillens die Stelle des „natürlichen Organs" der Mehrheit in der Volksversammlung vertreten. Überträgt kraft ihres souverainen Willens die Mehrheit nun die ganze Staatsgewalt, ohne sich einen Theil vorzubehalten, einem Einzigen, so entsteht die reine Monarchie, Wenigen, so ist dies die reine Aristokratie. Diese beiden Staatsformen haben den Nachtheil an sich, daß mit ihnen die Staatsgewalt leicht als ein Eigenthum und Privatglück angesehen wird, wobei alle Selbstgeltung der Mehrheit verloren geht; doch ist die reine Monarchie, oder die Alleinherrschaft, sowie die Aristokratie, die ersprießlichste Staatsform bei Völkern, die auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehen, und die eines oder mehrer tüchtiger Leiter (Schulmeister) bedürfen. Immer aber werden auch diese Völker das Recht haben, sich diese Form selbst zu wählen (was freilich schon einen Grad von Weisheit und Reife voraussetzt). Überträgt dagegen das Volk seinen Statthaltern und Vertretern nur einen so geringen Theil der Staatsgewalt, oder ist deren Gewalt auf so precaire Bedingungen gestellt, daß sie vom Willen der Volksmehrheit stets abhängig bleiben, so entsteht die demokratische Verfassung. „Dieselbe wird nicht selten für die vernünftigste und natürlichste, ja sogar für die allein rechtmäßige erkannt; allein sie setzt nur die mündigste Vernunft im Volke voraus, das Volk muß reif sein, um vernünftig zu denken und zu handeln"; wo das nicht der Fall ist, da kann die Volksherrschaft auch eine sehr unvernünftige sein. Freilich muß uns bei dieser Äußerung die Frage aufstoßen, warum der Verf. die Demokratie, die allein die Vernünftigkeit zur Voraussetzung hat, nicht an der Spitze des Vernunftstaats als das Ideal aufgestellt hat, dem die Menschheit entgegenreifen soll und muß. Auch nimmt es uns Wunder, wie er in der langen Abhandlung unzählige Male Gelegenheit nehmen kann, die demokratische Verfassung als einen wahren Popanz von politischer Gestaltung zu schildern, wenn sie doch nach dieser Versicherung eigentlich die höchste, vernunftmäßigste und darum wünschenswertheste ist. Dieses Schwanken und Widerrufen ist eben der Mangel des Princips und die Folge des erfahrungsmäßigen Raisonnements. Nachdem aber Pfizer bemerkt, daß die demokratische Verfassung nicht die allein rechtmäßige sei, weil das Volk zu jeder Zeit das Recht

besitze, sich beliebig die Verfassungsform zu wählen (welche Abstraction der Freiheit!), führt er also fort: Noch weit entschiedener muß widersprochen werden, daß „reine Gleichherrschaft", oder unmittelbare Selbstherrschaft des Volks auf dem Fuße vollkommener Gleichheit Aller (also die reinste Demokratie) die „natürlichste" (zweckmäßigste) Verfassung sei. Wäre sie dies, so müßte man sie in der Wirklichkeit viel häufiger finden. Dieselbe bietet — fügt er hinzu — das Unnatürliche dar, daß in einem Staate die Minderheit der Besten durch die Mehrheit unterdrückt wird. (Warum hier Unnatur, wenn sonst nach dem Princip des Verf. die Mehrheit das absolute, vernünftige Recht hat!) „Natürlich", heißt es zuletzt, ist die reine Volksherrschaft nur bei Völkern, die entweder die höchste Bildung errungen, oder die zufolge ihrer Einfachheit und Unschuld einer eigentlichen Regierung gar nicht bedürfen. Da nun aber die Culturzustände, welche zwischen den zwei Endpunkten uranfänglicher Roheit und vollendeter Bildung liegen, die Regel bilden, so folgert Pfizer, daß „ohne Zweifel" die gemischte Staatsform, bei der die Staatsgewalt zwischen dem Volke und einer aristokratischen oder monarchischen Gegenmacht getheilt ist, die beste sei; diese gemischte ist die constitutionnelle.

Der Verf. ist durch diesen Sprung bei seinem Ziele angelangt, nämlich: bei der constitutionnellen Monarchie. Er construirt dieselbe nicht etwa als den Schlußstein der europäischen Staatenbildung, sondern seinem Ausgangspunkte gemäß als die zweckmäßigste Form unter den bewandten Umständen; obschon er keine höhere Gestaltung in Aussicht stellt und fast auf allen Seiten der langen Abhandlung von dem demokratischen Princip (das doch eigentlich das höchste sein sollte) Schlechtes aussagt. Und doch sucht er auf der andern Seite dem constitutionnellen System wiederum eine tiefere, wesentlichere Begründung zu geben, indem er die Nothwendigkeit des aristokratischen Elements, allerdings nur durch Analogie, zu beweisen strebt. Durch die Natur, sagt er, geht das Gesetz des Gegensatzes, auf dem alles Leben beruht, das Gesetz von hoch und niedrig, reich und arm, groß und klein; zugleich aber auch der Kampf dieser Gegensätze. Im Menschenleben ist es nicht anders. Das demokratische Element, das nach absoluter Gleichheit ringt, strebt diesen Gegensatz zu vernichten; seine Anstrengung (die doch eigentlich vernünftig, wenn auch nicht natürlich wäre) ist aber vergeblich, denn dieses Gesetz ist unüberwindlich: es gibt eine ursprüngliche Aristokratie, Menschen von höherer Bestimmung — das ist die Aristokratie des Talents. Um diesem aristokratischen Momente, das das demokratische beschränken, und damit das wahre, natürliche Leben sicherstellen soll, zu seinem Rechte und seiner Wirksamkeit zu verhelfen — dazu ist der Constitutionalismus die beste Staatsform. (Indessen könnte man immer einwenden: warum nicht auch die reine Demokratie, da sie den Gegensatz nicht überwindet?) Jedoch wendet der Verf. bald ein, daß diese wahre Aristokratie des Talents leicht im Staate ein Demagogenthum begründen könnte; er gestattet darum, ohne weitern Grund, auch eine Aristokratie der Geburt und des Reichthums, welche im constitutionnellen Staate die erste Kammer bilden sollen. Die Geistesaristokratie wird der Volkskammer zuertheilt. In welchem nothwendigen und innern Zusammenhange aber die dritte Potenz, das Königthum, steht, ist uns bei der schwebenden und schwankenden Darstellung nicht eben recht klar geworden; es scheint von Pfizer als ein der europäischen Welt eigenthümliches Ideal, als ein Gebild germanischer Poesie begriffen zu werden. Trotz dieses ungenügenden Ausgangspunkts, dieses Mangels am Princip, dieser Widersprüche und Unbestimmtheiten, die gerade hier, wo die Bewegung der Gegenwart so sehr eingreift, so übel empfunden werden, enthält der Abschnitt eine Reihe von Episoden, in welchen die tapfere Gesinnung, der scharfe kritische Geist und das große Darstellungstalent des Verf. glänzend hervortreten und das Herz und das Interesse des Lesers mächtig gewinnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lessingiana von Gottlieb Mohnike. Nach dem Tode des Verfassers gesammelt und herausgegeben von seinem Sohne. Leipzig, Enobloch. 1843. 8. 1 Thlr.

Mit einer Genauigkeit der Detailkritik, wie sie in der Regel nur in philologischen Untersuchungen über griechische und römische Schriftsteller zu Hause ist, sind hier mehre Punkte aus Lessing's literarischer Thätigkeit erörtert. Wir betrachten zuvörderst das Einzelne. 1) Lessing's Beiträge zu den „Ermunterungen", verglichen mit dem Abdrucke derselben bei Lachmann. Größtentheils Varianten zu einzelnen Liedern. 2) Lessing's Beiträge zu der von Christlob Mylius herausgegebenen physikalischen Wochenschrift „Der Naturforscher", auf die Jahre 1747 und 1748 (mit Kupfern; Leipzig, Crull, gr. 8.). Zu dieser jetzt sehr selten gewordenen, auch Lachmann nicht zugänglichen Zeitschrift lieferte Lessing namentlich poetische Beiträge; Hr. Mohnike gibt einige derselben neu, andere verändert gegen Lachmann. Es sind meist scherzhafte Gedichte, sichtlich Jugendproducte; eine etwas längere Ode: „Die lohnende Astronomie", ist ziemlich ascetisch gehalten; hinsichtlich zweier Briefe äußert Hr. Mohnike nur die Vermuthung von Lessing's Autorschaft. In dieser Zeitschrift standen auch die hier 3) mitgetheilten epigrammatischen Anmerkungen Lessing's zu einem Gedichte eines Andern. Lessing vertheidigt in ihnen die Alten gegen einen Laudator temporis novi. Der vierte Aufsatz: „Ist Lessing als Epigrammatiker ein Plagiarius zu nennen?" ist eine „Rettung" des Dichters gegen die von Haug im „Neuen teutschen Merkur" 1793 erhobene Anschuldigung, daß derselbe „im Fache des Sinngedichts großentheils nur Übersetzer sei". Haug hat dort nachgewiesen, daß von Lessing's Epigrammen, deren ungefähr 200 sind, 84 theils aus der „Anthologie", theils aus Martial, theils aus neuern lateinischen und französischen Dichtern entlehnt sind. Hr. Mohnike thut nun, namentlich aus brieflichen Äußerungen Lessing's, dar, daß derselbe diese Benutzung fremder Gedanken keineswegs geleugnet habe, und macht auch noch gegen einzelne von Haug behauptete Nachbildungen besondern Einwand. Einen Haupttheil des Buchs bilden 5) die „Erläuterungen zu einigen Sinngedichten Lessing's", in denen theils nach Haug die Originale mitgetheilt, theils besondere Erklärungen in Betreff der durch diese Epigramme berührten Personen und Verhältnisse gegeben werden. Daran schließt sich 6) „Sinngedichte von Lessing, die sich unter seinen Sinngedichten in keiner Ausgabe seiner Schriften finden", zehn an der Zahl, davon fünf in der Lachmann'schen Ausgabe stehen. Trefflich ist folgendes, dort nicht befindliche, Stammbuchblatt Lessing's:

Ich.

Die Ehre hat mich nie gesucht,
Sie hätte mich auch nie gefunden.
Wählt man in gezählten Stunden
Ein prächtig Feierkleid zur Flucht?

Auch Schätze hab' ich nie begehrt.
Was hilft es, sie auf kurzen Wegen
Für Diebe mehr als sich zu hegen,
Wo man das Wenigste verzehrt?

Wie lange währt's, so bin ich hin
Und meiner Nachwelt untern Füßen,
Was braucht sie, wen sie tritt, zu wissen?
Weiß ich nur, wer ich bin.

Es wird hierauf 7) erörtert: „Von wem stammen die (vier) Einnschriften auf das sogenannte Heldengedicht Hermann, die Lachmann seiner Ausgabe den Lessing'schen Schriften einverleibt hat?" Zwei davon werden Kästner vindicirt, von den beiden andern läßt es der Verf. unentschieden, ob sie von Kästner, Mylius oder Lessing selbst herrühren. Es knüpft sich hieran eine literarische Charakteristik Mylius'. Endlich sind unter der Rubrik 8) Vermischtes, eine Partie literarhistorischer Notizen über den eben Genannten und Lessing gegeben, die zum großen Theil nur das Gepräge flüchtiger, vorläufiger Notate tragen.

Das Verdienst dieses Schriftchens stellt sich sonach nur als ein secundaires heraus; es wird für den Literarhistoriker beachtenswerth bleiben, insofern er darin Vorarbeiten und theilweise Ausführungen in Betreff der literarischen Charakteristik Lessing's und einiger seiner Zeitgenossen findet. Aber an sich hat es nach Inhalt und auch nach Form — die häufig ohne allen Anspruch auf ästhetische Bedeutung erscheint — der vielen Wiederholungen, ferner der häufigen Mikrologien nicht zu gedenken, keinen höhern Werth. In welchem Verhältnisse es zur Lachmann'schen Ausgabe stehe, darüber enthält zwar die Vorrede des Herausgebers die Bemerkung, daß ein Theil der Zusätze und Verbesserungen, welche Lachmann dem 13. Bande seiner Ausgabe von Lessing's Schriften angehängt habe, von dem Verf. dieser Schrift herrühren, und daß der letztere jenem auf sein Verlangen einen Theil des Manuscripts (der vorliegenden Schrift) geschickt habe; allein es findet sich auch durchgehends auf die Lachmann'sche Ausgabe hier Bezug genommen und einmal (S. 152) ist sogar eine Anmerkung mit der Bezeichnung „Mittheilung vom Herrn Professor Dr. Lachmann" begleitet. Es scheint hier sonach eine Wechselwirkung anzunehmen zu sein. 56.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

In Amerika gibt es ebenso wol militairische Schauspiele wie in Europa, nur daß sie dort von Freiwilligen aus den Milizen ausgeführt werden. Der „Inquirer", ein pennsylvanisches Blatt, berichtet: „Das Übungslager, welches im Monat Mai bei Reading gehalten wird, ist eins der glänzendsten, das man je hier gesehen hat. Die Lage desselben auf der Fläche von Penn's Berge ist ganz zu dem Zwecke geeignet, da nicht nur eine höchst reine Atmosphäre daselbst herrscht, sondern auch Überfluß an köstlichem Quellwasser vorhanden ist. Der Zusammenfluß der Menschen ist sehr groß; aber das Terrain ist nicht nur alle aufzunehmen im Stande, sondern bietet auch Raum genug dar für die größten Feldmanoeuvres. Generalmajor John Davis, ein erfahrener Offizier, wird den Befehl im Lager führen. Jeden Tag wird die gehörige Zeit auf praktische Waffenübung verwendet und zwar sowol einzeln in Compagnien als in Bataillonen und größern Massen. Daneben werden täglich zwei Vorlesungen im Lager gehalten über militairische Gegenstände als: Befestigungskunst, Geschützkunde, Angriff und Vertheidigung von festen Plätzen, allgemeine Taktik und Bewegungslehre von Heeren, Schlachtordnung, höhere Taktik und Feldherrnkunst. Am 21. Mai hielt der Gouverneur von Pennsylvanien Hr. Porter als Oberbefehlshaber der Armee dieses Staats eine große Musterung, und General Scott, Oberbefehlshaber sämmtlicher Truppen der Vereinigten Staaten, wird später in Gemeinschaft mit dem Kriegssecretair der Vereinigten Staaten ebenfalls eine Heerschau halten. Montags den 23. wird nach der Scheibe geschossen und diejenigen der Compagnien von Freiwilligen, welche sich als die besten Schützen bewähren, erhalten ein in Gold gefaßtes Miniaturgemälde als Preis. Außerdem wird Unterricht im Stechen und Schlagen mit dem Schwerte ertheilt. Abends wird ein glänzendes Feuerwerk abgebrannt. Die Lagerbedürfnisse, wie Stroh und Feuerung, werden den Truppen unentgeltlich verabreicht und die Freiwilligen haben daher nur ihre Reisekosten und die Speisung zu bezahlen. Die Mahlzeit kostet im Lager nur 25 Cents. Die Readinger Eisenbahngesellschaft verkauft Passagierbillets an die Milizen von Philadelphia für 1 Doll. 25 Cents und verlangt ebenso viel für die Rückfracht. Diese Billets werden während der ganzen Zeit des Lagers ausgegeben."

Die „Alte und Neue Welt", eine deutsche Zeitung aus Philadelphia, vom 14. Mai bemerkt: „In der vorletzten Woche hielten die Temperanzleute zu Neuyork eine große Generalversammlung, bei welcher 6000 Personen zugegen gewesen sein sollen. Hr. Thomas Marshall, ein Kentuckyer und bekehrter Säufer, hielt eine begeisterte Rede und erntete großen Beifall. Der Secretair der Versammlung las hierauf einen Bericht vor, worin die Anzahl aller in den Vereinigten Staaten umgewandelten ehemaligen Trunkenbolde anzugeben versucht ward. Dieselbe soll sich nach dieser Angabe schon auf eine halbe Million belaufen. In Kentucky sollen sich 30,000, in Ohio 60,000, in den übrigen westlichen Staaten 200,000, in Maine 50,000, in Boston allein 20,000, in der Stadt Neuyork 16,000, in den übrigen Theilen des Staates 50,000, in Philadelphia und der Umgegend 20,000, in Pittsburg und der Umgegend 10,000 bekehrte Säufer befinden." Diese Zahlenangaben scheinen indessen aus der Luft gegriffen zu sein. So viel aber ist gewiß, daß die Gesellschaft nur sehr wenige oder fast gar keine Deutschen unter ihren Mitgliedern zählt. Die Unsitte sich zu betrinken ist nicht durch Deutsche in diesem Lande eingeführt worden. Vornehmlich sind es die eingewanderten Irländer, die diesem Laster ergeben sind. Wenn wir so Manche jetzt sich mit der Ablegung des Lasters der Trunkenheit brüsten sehen, so können wir uns nicht enthalten, dieselben mit eben den Augen anzusehen wie einen Lügner, Verläumder oder Wollüstling, wenn ein solcher sich rühmen wollte, daß er es schriftlich versprochen, sich von seinem Laster loszumachen.

Zwischen den Straßenjungen in Boston und den Studenten der benachbarten Universität Cambridge war ein Krieg ausgebrochen. Den Studenten war es eingefallen, die runden Hüte als Kopfbedeckung abzuschaffen und statt derselben viereckige Mützen wie die Studenten zu Oxford in England zu tragen. Die liebe Straßenjugend in Boston aber fand diese Tracht so lächerlich, daß sie die Studenten verhöhnte, und da diese die Beleidigung nicht ruhig hinnehmen wollten, so kam es zu einer Straßenschlägerei, wobei indessen die Studenten den Kürzern zogen. Eine Anzahl bostoner Straßenbuben zog hinaus nach Cambridge und warf dort einige Fenster ein, wobei aber mehre verhaftet wurden. „In einem freien Lande", bemerkt eine amerikanische Zeitung bei dieser Veranlassung, „sollte man doch billigerweise Jeden, auch den Studenten, ungestört die Tracht wählen lassen, die ihm am besten gefällt." 33.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 327. — 23. November 1843.

Gedanken über Recht, Staat und Kirche von P. A. Pfizer. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 326.)

Im vierten Hauptabschnitte wird „die Kirche" betrachtet, und zwar zuerst „Das Kirchenrecht". Außer der häuslichen und bürgerlichen Gesellschaft gibt es noch eine dritte in der menschlichen Natur begründete: dies ist die Kirche. Das Abhängigkeitsgefühl führt den rohen und gebildeten Menschen auf Gott und Religion, worin eben die Kirche ihren nothwendigen Grund hat. Die kirchliche Gemeinde oder Gesellschaft wächst darum mit der bürgerlichen zugleich, und Staat und Kirche zeigen entsprechende Bildungen und Entwickelungen; wie der Rechtsbegriff und der Staat auf dem Naturgesetz, dem Glauben, der Vernunft beruht, so gibt es auch eine natürliche, geoffenbarte und vernünftige Religion; wie es monarchische, aristokratische, demokratische und gemischte Staatsverfassungen gibt, so auch Kirchen.

Was aber die Quelle und das Princip des Glaubens und der Religion betrifft, so kennt Pfizer eigentlich nur zwei Hauptformen religiöser Anschauungen: die natürliche oder sinnliche und die geistige oder vernünftig-sittliche. Nicht die theoretische, sondern nur die praktische Vernunft, welche durch das Gewissen unmittelbare und erfahrungsmäßige Gewißheit von dem Dasein eines Unbedingten (nämlich der sittlichen Freiheit) gibt, ist die Quelle des vernünftig-sittlichen Religionsbegriffs. Da sich aber die wenigsten Menschen und Völker über die sinnliche und verständige Betrachtungsweise zu erheben vermögen, und den höchsten Vernunftwahrheiten die letzte Probe, nämlich der Augenschein, fehlt, so werden einzelne ausgezeichnete Geister die Stifter von positiven Religionen, die auf Mittheilung und Überlieferung beruhen, und an die Stelle des reinen Vernunftglaubens tritt: der Offenbarungsglaube, eine dritte Hauptform.

Die durchgreifende Analogie zwischen Staat und Kirche und ihren Verfassungsorganismen — die nur in dem einen Falle nicht stattfindet, daß in der Kirche die Mehrheit nicht als nothwendig, höchstens als natürlich gilt. — gründet sich auf die gemeinsame Wurzel beider, auf die sittliche Natur des Menschen sowie auf die Einheit ihres letzten Zwecks und Endziels. Auf den Glauben eines heiligen und unverbrüchlichen Sittengesetzes stützt sich nämlich für die Kirche und die Religion allein die würdigste und geläutertste Idee der Gottheit, und eben dies Gesetz ist nothwendig für die Rechtsordnung, wenn sie für ihren Zwang eine höhere Nothwendigkeit erlangen soll. Warum gründet sich aber Religion und Kirche auf das Sittengesetz? — Pfizer gibt die bekannte Ausführung, daß das Sittengesetz die höhere sittliche Weltordnung, diese den persönlichen Gott und die Unsterblichkeit der Seele — den Inhalt des religiösen Vernunftglaubens — voraussetze. Wie nun aber Staat und Kirche durch gemeinsamen Ursprung verbunden sind und zusammengehören, so haben Glauben und Recht, Religion und Politik eben diese Verwandtschaft in ihrem letzten Zwecke, im Endziele. Das Recht wäre für sich nur ein Mittel ohne Zweck; es ist dem Menschen aber verliehen zur Erreichung aller menschheitlichen Zwecke, die in seiner vernünftig-sittlichen Bestimmung liegen; die Staatskunst soll nicht blos das (abstracte) Recht verwirklichen, sondern sie soll durch dasselbe für die höchsten Menschheitszwecke thätig sein. Aber auch Religion und Kirche haben keinen andern Zweck als die höchstmögliche Veredlung und Heiligung des Menschenlebens. Was der Staat will — die Vollendung des menschlichen Daseins, die Realisirung der höchstmöglichen Glückseligkeit — das will auch die Kirche. Nur unterscheiden sie sich in dieser ihrer Einheit etwa dadurch, daß der Staat mehr das äußere Wohlergehen bezweckt, die Kirche ist die Anstalt für das innere, das Seelenheil.

Diese Einheit von Ursprung und Ziel macht nun aber begreiflich, wie sich Staat und Kirche in einem Organismus verkörpern können, und wie da, wo sie nicht zusammenfallen, die Wege beider so aneinander laufen, daß die Frage nach der Stellung der Kirche zum Staate entsteht. Die Geschichte zeigt uns schwankende Zustände auf, die das Interesse beider gefährdeten; die Wissenschaft der neuern Zeit hat das Verhältniß beider philosophisch untersucht (?) und den Grundsatz von Coordination als den allein richtigen und für beide heilsamen aufgestellt. So, meint auch Pfizer, kann nur Eins aus dem Andern Vortheil ziehen; so ist nur die Existenz beider gesichert, denn Eins besteht und wirkt nur durch und für das Andere. Allein die Wirklichkeit entspricht der vernünftigen Theorie, zumal in der protestantischen Kirche,

ganz und gar nicht. Wenn auch den protestantischen Staatshäuptern nach dem Begriffe des Rechtsstaats das sogenannte Reformationsrecht, die Oberaufsicht mit dem Placet, das des Rechtsschutzes der Kirche und der Glieder, der Antheil an der Besetzung geistlicher Ämter zusteht, wenn sich überdies auch der Staat wirklich nicht erlauben sollte, erworbene Rechte einseitig aufzuheben, so muß der Rechtszustand der Kirche doch so lange ein precairer, und ihre Stellung zum Staate eine einseitige bleiben, als keine Gegenseitigkeit stattfindet, als immer nur der Staat die Kirche, die Kirche aber nirgend den Staat überwacht. Der Staat ist gegenwärtig bei jedem kirchlichen Conflicte Partei und Richter zugleich; er übt der Kirche gegenüber das Recht der Selbsthülfe im ausgedehntesten Umfange aus, und ist dadurch in den Stand gesetzt zu herrschen und zu beschränken.

Das freiwillige Kirchensystem, wie es in Nordamerika stattfindet, und nach welchem die Kirche und religiöses Leben ganz in das Privatleben der Gesellschaft gewiesen ist, scheint eine Lösung dieses Widerspruchs zu sein; allein diese Lösung ist mehr ein bis jetzt noch nicht erprobtes Durchhauen des Knotens. Unter diesem Verhältnisse ist die Kirche der Zersplitterung ausgesetzt, der Staat muß auf die Einwirkung religiöser Triebfedern in seinem Gebiete verzichten, er kann den Religionsunterricht, der ein wesentlicher Theil der Volksbildung, nicht überwachen, er muß die Ehe ihrer religiösen Weihe entkleiden, er kann selbst dem religiösen Fanatismus kein Ziel setzen. Der bloße (abstracte, vorhin deducirte) Rechtsstaat kann dies allenfalls thun; der Vernunftstaat, der die Gesammtbestimmung des Menschen umfaßt, darf Religion und Kirchenthum aus dem Bereiche seiner thätigen Fürsorge nicht ausschließen: er würde dann den edelsten Zweck menschlichen Zusammenlebens, die Pflege des religiösen, sittlichen und geistigen Lebens, dem Zufalle überlassen — die Kirche ist ihm nicht allein Mittel, sondern auch wesentlicher Zweck.

Wie kann aber die Selbständigkeit beider so hergestellt werden, daß Keins das Andere hindere, daß beide die Autonomie haben, und doch auch, ihrer Natur gemäß, ihre gemeinsamen Zwecke verfolgen können? Bis jetzt, sagt Pfizer, kennen Wissenschaft und Leben nur einen wirksamen Schutz gegen Misbrauch der obersten Staatsgewalt, es ist: die Theilnahme an der Staatsgewalt und deren Ausübung. Das, was dem Volke sein Recht und seine organische Theilnahme am Gesammtleben sichert, muß auch der Kirche Schutz geben und sie zu einem selbständigen Gliede des Staatsorganismus machen. Sie muß ein Zweig der Staatsgewalt werden und die Mitwirkung der bürgerlichen Gesetzgebung erlangen. Durch diese Verschlingung der Kirche ins heutige Repräsentativsystem würde es der Kirche, als einem selbständigen Factor der Gesammtstaatsgewalt, nie an Rechtsschutz fehlen, denn sie würde die Gesetze selbst machen helfen und sich auf die politische Verantwortlichkeit der Vollziehenden stützen können. Mit dieser Theilnahme an der Staatsgewalt würde aber auch die Kirche Gelegenheit haben, als die Trägerin des geistigen Lebens und der geistig-sittlichen Interessen die höchsten Fragen des Staats zu lösen: sie würde das ethische Element, die Seele, das Herz in den Staatskörper bringen und ihm die höchste Weihe geben. Daß diese Stellung der Kirche möglich ist, daß die Geistlichkeit diese segensreiche Wirksamkeit antreten könne, zeigt die Geschichte des Mittelalters, wo aus der Kirche große und glückliche Staatsmänner hervorgegangen sind. Und nicht diese Stellung hat zu jener Zeit den Staat bedrückt und ist ihm über den Kopf gewachsen, sondern allein der Papismus, der vom Episkopalsystem wohl zu unterscheiden.

In einem zweiten, „Der Kirchenstaat" überschriebenen Abschnitt gibt sich nun Pfizer dieser frommen Hypothese ferner hin. Er sagt, daß diese Wiedergeburt der Mutter aller geistigen Interessen, der Kirche, zuvörderst der Staatskunst einen neuen Geist einhauchen würde; die Politik müßte von der Klugheit dann zur Staatsweisheit übergehen, der Rechtsstaat wäre dann erst Vernunftstaat, oder das Mittel zur Erfüllung einer vernünftig-sittlichen Bestimmung. Mit dieser Rückkehr des Rechts zu seinem Ausgangspunkte in der sittlichen Natur des Menschen wäre der Staat somit ferner in sich selbst vollendet und hätte für seinen Bestand die sicherste Bürgschaft; denn die sittliche Kraft ist nämlich die einzige, welche ihrer Natur nach sich selbst beherrscht und sich ihre Grenzen setzt. Die Staatskunst allerdings hat zwei Wege, den Staat zu constituiren und zu lenken. Sie kann entweder die natürlichen Elemente aller Macht im Staate so durcheinander zügeln, daß sie zu einem vernünftigen Gebrauche der Gewalt gewissermaßen gezwungen werden, oder sie muß, wie dies mit Erfüllung der Hypothese geschehen würde, eine wahrhaft sittliche Macht, eine Adelsherrschaft des Geistes, d. h. der höchsten sittlichen, gemüthlichen und geistigen Interessen schaffen. Die neuzeitliche Politik hat bisher nur den ersten Weg eingeschlagen und ist durch dieses System des Kampfs und der Reibung fast zur Abnutzung und Überwältigung des constitutionellen Systems durch die Volksgewalt gelangt. Aus der Volksmacht aber, welche die dämmenden Elemente durchbricht, kann nur die Alleinherrschaft oder die Adelswirthschaft entstehen. Die durch die Kirche geschaffene höhere Politik würde hingegen als eine geistig-sittliche Macht einen unbegrenzten Fortschritt ohne Selbstzerstörung bewirken. Die Wissenschaft, die Kunst, der Unterricht, die sich mit der Ergründung, der Darstellung und Verbreitung des geistigen Lebens befassen, würden in diesem neuen kirchlichen Verhältnisse ihren Mittelpunkt wiederum in der Kirche finden, von der sie, wie die Geschichte des Mittelalters zeigt, ausgegangen sind und ihre Erziehung erhalten haben. Doch wird freilich kurz vorher auch zugestanden, daß der Staat an der Wissenschaft eine Waffe hätte, wenn sich die nun ebenbürtige Kirche etwa Übergriffe erlauben wollte. Diese „Theokratie" des Geistes nun, in der Staats- und Kirchenthum zusammenfallen sollen, weil jener entwickelte Zusammenhang zwischen Recht, Sittlichkeit und Glauben besteht, wird vor der Hand

nicht realisirt werden, sondern erst nach vielen Menschenaltern. Es muß sich vorher, und das aus dem Protestantismus heraus, der dem Rationalismus huldigt, eine neue Kirche bilden, welche im Stande ist, alle Glaubensparteien in eine große Gemeinde zu vereinigen. Auch muß sich aus den schroffen Systemen der Philosophie ein „Niederschlag" ablagern, damit alle die Richtungen wegfallen, „die zu sehr von Gott abführen". Die Kirche wird dann ihre Wurzel im „Vernunftglauben" haben. Endlich wird durch einen solchen neuen Zustand, wo Recht, Glauben, Wissen zusammenfallen, auch die Entwickelung der materiellen und rein irdischen Interessen eine höhere Richtung erhalten.

Diese glückliche Zeit ist nun freilich noch fern, und unserer Gegenwart scheint für jetzt nur die Aufgabe zuertheilt, die Kirche dem Staate gegenüber selbständig zu halten. Allein es fehlt, wie Pfizer sagt, nicht an Vorboten einer solchen neuen Zukunft. Es regt sich im Reiche der irdischen und weltlichen Bestrebungen mancher Keim der Art, der nur entwickelt zu werden braucht. Etwa die reactionnairen Bestrebungen unter dem Schilde des christlichen Staats? Auch gibt es einzelne Vereine und Einzelne, welche die Kraft zum Guten mehr üben als das Talent. Etwa die Pietistenconventikel, die Frömmlerassociationen? In der Philosophie wird ein Umschlag schon jetzt sichtbar; es bahnt sich die Einigung von Vernunft und Offenbarung. Etwa in Schelling?

Wir zeigten oben, wie jener Staat ein inhaltloser, wie die Politik, welche dem Staate auf die Beine helfen soll, eine äußerliche, der innern Nothwendigkeit bare Kunst sei. Pfizer legt in dieser Betrachtung jetzt selbst das Bekenntniß dieser Unzulänglichkeit ab; er will der Schattengestalt Inhalt und Vernunft geben, indem er ihr die Kirche aufpfropft. Die Intention werden wir gewiß billigen, aber das Mittel, die Weise und das hypothetische Resultat halten wir keineswegs geeignet. Die Wahrheit des subjectiven Bewußtseins ist die Wahrheit in der Gestalt von Religion, und wenn wir Pfizer auch nicht zugeben können, daß in Wahrheit eine Vernunftreligion, ein Vernunftglaube, mit andern Worten ein Widerspruch möglich sein könnte, so hat er doch ganz Recht, daß er auf seinem Standpunkte überhaupt die Religion und ihre Anstalt, die Kirche, als den Träger des Absoluten und Allgemeinen faßt. Indem er aber die Kirche als die Bewahrerin der absoluten Wahrheit faßt, hat er einen Dualismus gesetzt, der unüberwindlich ist, der nur in der That mit der völligen Negation des Staats enden kann, wenn man sich nicht eben mit der rein äußerlichen Versöhnung begnügen will. Die Kirche hat den Inhalt des Wesens und der Wahrheit, die dem Staate, dem Producte des natürlichen Daseins, ein Jenseitiges ist; der Staat, das geordnete menschliche Dasein, das Product der Natürlichkeit ist ohne die Kirche nichts, ein Mittel ohne Zweck. Die wahre Consequenz dieser Ansicht geht aber dahin, daß sich die Kirche mit dem Inhalte des Göttlichen und Wahren an die Stelle des Staats, des Richtigen setzt, und die Geschichte, auf die wir uns auch berufen, zeigt auch, daß, wo die Religion oder die Kirche im Volksbewußtsein als die absolute Inhaberin des objectiven Geistes galt, der Staat in die Kirche überging und zum Priester- und Kirchenstaate wurde. Erst als in Deutschland und im Mittelalter das Volksbewußtsein ein anderes wurde, ein innerlicheres, als die Wissenschaft und das Licht des Denkens erwachte und man einsah, daß die Kirche nicht das Privilegium des Absoluten besitze, änderte sich das Verhältniß der Kirche zum Staate; der Letztere wurde selbständig, weil er nicht mehr geistesverlassen, nicht mehr unsittlich war. Es war dies keine Verbesserung eines üblen, verworfenen Zustandes, nicht das Aufheben eines Übergriffs; es war ein Fortschritt der Menschheit: der Geist war ein innerlicher geworden. Pfizer kann darum, ungeachtet er der Kirche Alles zuspricht, nur ein äußerliches Aufgehen beider ineinander beanspruchen: die Kirche soll dem Staate als eine ebenbürtige Macht beigeordnet sein, das Himmlische, Jenseitige soll das Irdische und Vergängliche als ebenbürtig anerkennen. Das kann die Kirche in Wahrheit nicht; sie mit einem bestimmten und, wäre er auch noch geläutert, positiven Glauben von der Ausschließlichkeit ihrer Geltung, kann weder den Staat noch die Wissenschaft und die Kunst in ihrem Selbstzwecke und in ihrer Selbstbestimmung anerkennen, und der Kampf müßte in der Form von Übergriffen bei einer factischen Betheiligung der Kirche am modernen Staatsleben, das seine Vernunft in sich selbst tragen will, von neuem beginnen und würde bald mit einer wiederholten Ausscheidung der Kirche, oder mit dem Untergange des vernünftigen Staats, mit seinem Bewußtsein und seinen Werken, enden. Was wir an der ganzen schwärmerischen Betrachtung Pfizer's als das wahrhaft Bedeutungsvolle finden, ist, daß er den Rechtsstaat aufgibt und den Vernunftstaat mit seinen universellen und absoluten Zwecken fodert. Seine Intention und seine Überzeugung fällt darum mit der Wissenschaft und dem Liberalismus der Gegenwart zusammen; die Hegel'sche Philosophie ist es, die, allerdings nicht vom kirchlichen, sondern vom speculativen Standpunkte aus, diese Foderung zuerst gethan, und ihre Lösung begonnen hat, die Philosophie, auf die er mit Spott und Geringschätzung herabzusehen sich bemüht. Möchte sich doch Pfizer mit diesem Gedankenkreise wenigstens gründlich bekannt machen!

(Der Beschluß folgt.)

Erdichtete und eingebildete Krankheiten.

Das „Athenaeum" zeigt ein Buch von Dr. H. Gavin an: „On faint and factitious diseases etc." Sowol die daraus mitgetheilten Stellen als die Übersichten, welche der Ref. gibt, scheinen uns so interessant, daß wir glauben, ein ausführlicherer Auszug werde unsern Lesern willkommen sein. Von dem faulen Schulknaben an, bis zu dem Veteran, der nach Entlassung oder Pension strebt, werden unendlich mannichfaltige Speculationen auf die Unwissenheit oder Leichtgläubigkeit des untersuchenden Arztes gemacht; und als ob es an diesen schlechten Beweggründen noch nicht genug wäre, treten gar häufig Fälle ein, in denen eine Art Monomanie ihre Opfer zu Betrügern macht, oder bloßer Hang zum Mysticiren ohne allen sonstigen

Grund geschickte Täuschungen zu Wege bringt. Die meisten Fälle dieser Art kommen freilich beim Militair vor; da entspinnt sich ein Kampf der Schlauheit zwischen dem angeblich Kranken und dem Medicinalbeamten, und die Täuschungskünste sind oft zu solcher Vollkommenheit gebracht worden, daß es Foderé für ebenso schwierig erklärt, einen verstellt Kranken zu entlarven als einen wirklich Kranken zu heilen. Den umgekehrten Betrug, daß wirklich vorhandene Übel verheimlicht werden, entweder um eine Anstellung zu erhalten oder die Gesundheitspolicei zu hintergehen, hat der Verf. weniger beleuchtet. In den Fällen, welche er bespricht, sind, seiner Eintheilung zufolge, entweder die Krankheitssymptome ganz und gar erdichtet, oder es ist wirklich eine Krankheit durch künstliche Mittel hervorgebracht; oder endlich, es wird ein vorhandenes Übel übertrieben, nämlich entweder durch falsche Angaben größer dargestellt als es in der That ist, oder durch künstliche Mittel gesteigert. Außerdem gibt es eingebildete Kranke, welche damit anfangen, sich Leiden beizumessen, die ihnen blos ihre Phantasie vorspiegelt, dann aber durch den Einfluß ihres lebhaften Vorstellungsvermögens eine wirklich krankhafte Disposition hervorbringen und endlich wieder durch Combination oder geflissentliche Erdichtung Manches, was in Wahrheit nicht vorhanden ist, hinzuthun, um ihren Klagen desto mehr Farbe zu geben. Solche Vermischung des Wahren und Falschen entspringt nicht selten auch aus noch einer andern Eigenheit unserer Natur: wenn nämlich empfindsame Kranke, sonderlich hysterische Frauen und hypochondrische Männer, welche sich wirklich von allerlei höchst außerordentlichen und ganz unmöglichen Übeln befallen glauben, von ihren ärztlichen Rathgebern der Unrichtigkeit ihrer Angaben überführt werden, sind sie oft geneigt, die nicht anerkannten Leiden künstlich hervorzurufen, um Das, was sie von sich ausgesagt hatten, wahr zu machen. Hieraus erwächst für die Ausübung der Heilkunde eine eigenthümliche Schwierigkeit. Die Sache ist nicht damit abgethan, daß der Arzt dem Betruge auf die Spur komme; denn die Mittel, welche der eingebildete Kranke anwendet, um Recht zu behalten, können ihn wirklich krank machen; schon die bloße Nachahmung gewisser Krankheitssymptome kann damit enden, daß die auf diese Art geheuchelte Krankheit sich wirklich einstellt. Daher muß der Arzt nicht blos das Erdichtete vom Wahren zu unterscheiden wissen, er muß es auch verstehen, den Kranken zu verhindern, daß derselbe falsche Angaben mache, und er muß sich hüten, den Kranken durch Verdachtsäußerungen in Leidenschaft zu versetzen. Dieses eigenthümliche Verhältniß führt oft zu einem höchst aufregenden Kampfe beider Parteien, an dessen Ausgang beiderseits die Eigenliebe gefährlichen Antheil nimmt. Eigensinn auf der einen Seite erweckt Eigensinn auf der andern, und es kann dahin kommen, daß es zuletzt nur gilt, wer am längsten aushält. Der Arzt möchte, indem er betrügliche Absicht voraussetzt, versucht sein, darf aber nicht die Aufdeckung der Schuld durch Mittel herbeizuführen suchen, welche, wenn auch gerechte Strafe für den Schuldigen, doch gegen den Unschuldigen bloße Grausamkeit wären. Er darf um so weniger zum Behufe der Entdeckung ein Verfahren, welches einer Strafe gleichkommen könnte, einschlagen, als selbst wirklicher Betrug nicht nothwendig eine strafbare Absicht voraussetzt.

Bisweilen, sagt Dr. Gavin, sind auch Soldaten eingebildete, nicht verstellte Kranke; alle Militairärzte, welche über diesen Gegenstand geschrieben haben, führen Erfahrungen solcher Art an; es liegt der Verstellung sogar in manchen Fällen blos eine Art Wuth, die Offiziere, Ärzte, Kameraden zu täuschen, zum Grunde, eine Verirrung des Verstandes, eine fixe Idee. Am meisten scheint noch der Arzt in solchen Fällen berechtigt, durch lästige oder schmerzhafte Curen, welche die Krankheit, wenn sie wirklich vorhanden wäre, nöthig machen würde, das Aufgeben der Verstellung zu erzwingen; aber auch dieses Mittel ist gefährlich, denn die Scheu vor der Cur kann den Kranken bewegen, eine Gemüthsaffection zurückzudrängen, ohne daß er von dieser geheilt ist. Dergleichen Erwägungen zeigen schon hinreichend, wie schwierig es für den untersuchenden Arzt ist, einen Weg zwischen Leichtsinn oder falscher Menschlichkeit auf der einen Seite und einer strafbaren Gier nach Aufdeckung von Betrug, es koste was es wolle, und nach dem Ruf eines besonders scharfblickenden und geschickten Experten auf der andern Seite zu finden. Wenn Jemand einmal Beweggründe hat, sich krank zu stellen, so stehen ihm alle möglichen Krankheiten allerdings zu Gebote, allein es finden sich dennoch gewisse Grenzen, welche die gegebenen Umstände vorzeichnen, und wofern sie feststehen, die Untersuchung auf ein engeres Gebiet zurückführen und erleichtern. Will sich der betrügerische Kranke einer Pflicht oder Strafe entziehen, so wird er eine acute Krankheit vorschützen müssen; geht er auf Dienstentlassung aus, so wird ihm eine chronische Krankheit den Dienst leisten und die Entdeckung des Betrugs noch erschweren. Ferner wird eine Krankheit gewählt werden, mit welcher der Unternehmer eines solchen Betrugs gut bekannt ist; Soldaten machen in dieser Hinsicht ihre Studien gewöhnlich im Lazareth. Endlich wird der schlaue Betrüger sich am liebsten einer Krankheit bedienen, welche möglichst wenige durch die Sinne wahrnehmbare Symptome hat und den untersuchenden Arzt nöthigt, sich auf die Wahrheitsliebe des Berichtenden zu verlassen. Verstellte Taubstummheit begegnet daher den amtlichen Ärzten besonders häufig. Dr. Gavin erwähnt eines Betrügers, der vier Jahre lang zahlreichen Untersuchungen, welche Experte in Frankreich, Deutschland, in der Schweiz, in Spanien und Italien mit ihm anstellten, hartnäckig trotzte, bis ihn der Abbé Sicard durch die Beobachtung entlarvte, daß er nach dem Gehör, nicht nach dem Gesicht schrieb. Er hatte sich nämlich thörichterweise für einen Schüler des Abbé Sicard ausgegeben. Den allerstärksten Proben hatte er bis dahin widerstanden; man hatte ihn durch ein junges, schönes Weib, das ihm seine Hand anbot, wenn er die Wahrheit gestehen wollte, in Versuchung geführt; man ließ in dem Gefängniß von Rochelle einen Gefangenwärter bei ihm schlafen und stets um ihn sein; man weckte ihn oft plötzlich aus dem Schlaf, aber er gab seine Furcht nur durch Wimmern zu erkennen und ließ im Schlafe nur Kehllaute hören; alle Gefangenen waren aufgefodert, auf ihn genau zu achten und Niemand konnte die geringste Spur entdecken, welche auf Betrug schließen ließ. Von seiner Rechtschreibung, welche ihn endlich verrieth, mögen hier einige Proben stehen. Er schrieb: Je jar de vandieux; quhonduit für conduite; ru S. Honoret u. s. w., woraus Sicard schloß, daß er nicht dem Auge folgte, sondern nach seinem Gehör schrieb, z. B. indem er c mit qu vertauschte. Auch Dr. Cheyne erwähnt eines Soldaten, der fünf Jahre lang den Taubstummen mit der größten Selbstbeherrschung spielte, selbst kein Wort ausstieß, als ihm ein ungeschickter Rekrut ins Ohr schoß und erst, nachdem er aus dem Dienst entlassen war, Gehör und Sprache wiederbekam. Ein Matrose an Bord der Fregatte Utile stellte sich taubstumm; der Arzt, welcher Betrug vermuthete, machte sehr umständliche Vorbereitungen zu einer Operation an seiner Kehle, um ihn dadurch, wie dies oft gelingt, zum Geständniß zu bringen, und während die Aufmerksamkeit des Menschen ganz hierauf geleitet war, brachte er plötzlich ein brennendes Licht an dessen Fingerspitze; aber auch diesem Schreck widerstand der Seemann (der Arzt wurde übrigens wegen dieser Grausamkeit abgesetzt), und erst als er sah, daß die List ihm keinen Vortheil brachte, gab er sie auf. Auf verstellten Wahnsinn ist neuerlich die Aufmerksamkeit vielfältig geleitet worden; die Leichtigkeit dieser Art von Täuschung hat viel Furcht erregt, daß sie häufig benutzt werden möchte, um große Verbrechen gegen die bürgerliche Gesellschaft straflos zu machen. Dr. Gavin macht über diesen Punkt interessante Bemerkungen. Verstellter Wahnsinn ist seit den ältesten Zeiten von Bettlern als ein Mittel angewendet worden, um den Mitleidigen oder den Furchtsamen Almosen abzupressen; aber die Fälle, daß ihn Verbrecher vorschützten, um der Strafe zu entgehen, sind immer äußerst selten gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 328. —— 24. November 1843.

Gedanken über Recht, Staat und Kirche von P. A. Pfizer. Zwei Theile.
(Beschluß aus Nr. 327.)

Der Verf. schließt nun sein Werk mit einem Rückblick auf unser deutsches Vaterland und dessen gegenwärtige Geschichtslage. Er selbst behauptet, diese Schlußbetrachtung enthalte die Anwendung seiner philosophischen Grundsätze und Resultate; allein wir möchten sagen, daß er die Theorie mit ihren Widersprüchen ziemlich zurückgelassen und nun freier und seiner ganzen geistigen Constitution angemessener athmet. Der tüchtige praktische, durch Wissenschaft und Leben gebildete Verstand, die unbestechliche und warme Gesinnung, der männliche, edle Muth, mit dem er sich unsers Vaterlands annimmt, überdies der Reiz und die Schönheit der Sprache und Darstellung, verleihen der Abhandlung einen hohen Werth und das ernsteste Interesse, sodaß wir unsern Lesern wenigstens den Gedankenzug andeuten wollen. Jeden Deutschen, dem sein Vaterland nicht gleichgültig ist, oder vielmehr gerade — dem es gleichgültig ist, fodern wir auf, dieses Schlußwort Pfizer's zu lesen, zu prüfen und zu beherzigen. Eine der deutschen Geschichte entnommene Charakterschilderung unsers Volks geht der Betrachtung voraus: — das eigenthümliche Wesen des Deutschen, heißt es, läßt sich mit einem Worte bezeichnen: Allseitigkeit — Allseitigkeit des Geistes, der sich über jedes Gebiet des Wissens, Erkennens, Schaffens verbreitet — Allseitigkeit der Empfindung, die jeden äußern wie innern Eindruck willig und gleichmäßig aufnimmt — Allseitigkeit der Gesinnung, die durch immer regen Antheil am Geschick der ganzen Menschheit den Deutschen zum geborenen Weltbürger und das deutsche Volk zum Weltvolk stempelt. Schon die deutsche Sprache zeugt dafür. Unmittelbar aus dieser Allseitigkeit entspringt auch das deutsche Gedankenleben, die Universalität des Geistes, sowie der Gegensatz des Universellen, die Richtung und der Sinn des Deutschen für das Einzelne und Einzelnste, das sich durch seine ganze Geschichte und besonders in der Ausbildung des Rechts zeigt. Dagegen fehlt aber auch dem Deutschen vermöge dieser die Gegensätze mäßigenden und verschmelzenden Allseitigkeit das glänzende und scharfe Gepräge anderer, besonders südlicher Nationen; die Deutschen sind, weil abgeschlossener in ihrer Individualität, auch minder leicht in Masse gleichförmig zu bewegen, jeder Moment eines allgemeinen Aufschwungs will in den Gemüthern vorbereitet sein.

Das Ausland verkennt uns darum und spricht uns jeden Einheitssinn, jeden organischen Zusammenhalt ab. Der Vorwurf ist in einer Hinsicht ganz falsch, denn wir besitzen allerdings eine geistige Einheit wie kein anderes Volk; kein Volk hat Philosophen, die im allgemeinen Bewußtsein der Nation wurzeln, wie wir; auch die politische Geschichte Deutschlands zeigt vom Bunde der Cherusker bis auf den Zollverein Trieb nach Einheit und Zusammenstehen. Allein wir haben keine politische Einheit, keinen politischen Zusammenhang mehr, der deutsche Bund verbindet nur lose die Dynastien, aber nicht die Stämme, und dies ist allerdings der Punkt, um welchen sich jede politisch-nationale Würdigung drehen muß. Was ist der Grund dieser befremdenden, beim ersten Anblicke unglaublichen Erscheinung, daß bei einem Rechtsvolke, wie das deutsche, der öffentliche Rechtszustand in solchem Widerspruche mit den ersten Foderungen des Rechtes ist? Pfizer geht sehr gründlich in dieses Problem ein. Er findet zuerst: die große Ehrfurcht der Deutschen vor dem historischen, dem erworbenen, positiven Rechte, auch wo es nur ein verjährtes Unrecht war; dann: die naturwidrige Geschiedenheit des innern und des äußern Lebens, die sich bei den Männern der Wissenschaft in Ideologie und Lebensabgeschlossenheit äußert, bei dem Praktiker in Geniesucht, bei Allen in literarischer und ästhetischer Kritik; die Deutschen erwarten von dem Reichthume des intellectuellen Lebens das ganze Heil der Zukunft und gefährden durch die politische Leblosigkeit selbst das Reich des Geistes. Endlich: die Verfassung des Bundes; dieselbe hindert gerade Das, was sie als Nationalverfassung fördern sollte, sie zerreißt uns nach innen, lähmt durch das verschiedene dynastische Interesse die politische Fortbildung und gibt uns dem Auslande preis.

Unter der doppelköpfigen Einheit des deutschen Bundes schlummern leicht verhüllt, vielleicht sogar verstärkt die Zwietrachtskeime aus der Reichsverfassung, die seine Kraft nach außen und, wo es nicht gemeinsame Interessen der Fürstenmacht gilt, auch im Innern lähmen. Die Fürsten dieses Bundes gebieten über 60 Millionen Menschen, und müssen doch vor dem Gedanken eines europäischen Kriegs erbangen, weil bei der ersten unglücklichen Wendung der Dinge eine ganze Saat der Zwie-

Grund geschickte Täuschungen zu Wege bringt. Die meisten Fälle dieser Art kommen freilich beim Militair vor; da entspinnt sich ein Kampf der Schlauheit zwischen dem angeblich Kranken und dem Medicinalbeamten, und die Täuschungskünste sind oft zu solcher Vollkommenheit gebracht worden, daß es Fodéré für ebenso schwierig erklärt, einen verstellt Kranken zu entlarven als einen wirklich Kranken zu heilen. Den umgekehrten Betrug, daß wirklich vorhandene Übel verheimlicht werden, entweder um eine Anstellung zu erhalten oder die Gesundheitspolizei zu hintergehen, hat der Verf. weniger beleuchtet. In den Fällen, welche er bespricht, sind, seiner Eintheilung zufolge, entweder die Krankheitssymptome ganz und gar erdichtet, oder es ist wirklich eine Krankheit durch künstliche Mittel hervorgebracht; oder endlich, es wird ein vorhandenes Übel übertrieben, nämlich entweder durch falsche Angaben größer dargestellt als es in der That ist, oder durch künstliche Mittel gesteigert. Außerdem gibt es eingebildete Kranke, welche damit anfangen, sich Leiden beizumessen, die ihnen blos ihre Phantasie vorspiegelt, dann aber durch den Einfluß ihres lebhaften Vorstellungsvermögens eine wirklich krankhafte Disposition hervorbringen und endlich wieder durch Combination oder geflissentliche Erdichtung Manches, was in Wahrheit nicht vorhanden ist, hinzuthun, um ihren Klagen desto mehr Farbe zu geben. Solche Vermischung des Wahren und Falschen entspringt nicht selten auch aus noch einer andern Eigenheit unserer Natur: wenn nämlich empfindsame Kranke, sonderlich hysterische Frauen und hypochondrische Männer, welche sich wirklich von allerlei höchst außerordentlichen und ganz unmöglichen Übeln befallen glauben, von ihren ärztlichen Rathgebern der Unrichtigkeit ihrer Angaben überführt werden, sind sie oft geneigt, die nicht anerkannten Leiden künstlich hervorzurufen, um Das, was sie von sich ausgesagt hatten, wahr zu machen. Hieraus erwächst für die Ausübung der Heilkunde eine eigenthümliche Schwierigkeit. Die Sache ist nicht damit abgethan, daß der Arzt dem Betruge auf die Spur komme; denn die Mittel, welche der eingebildete Kranke anwendet, um Recht zu behalten, können ihn wirklich krank machen; schon die bloße Nachahmung gewisser Krankheitssymptome kann damit enden, daß die auf diese Art geheuchelte Krankheit sich wirklich einstellt. Daher muß der Arzt nicht blos das Erdichtete vom Wahren zu unterscheiden wissen, er muß es auch verstehen, den Kranken zu verhindern, daß derselbe falsche Angaben mache, und er muß sich hüten, den Kranken durch Verdachtsäußerungen in Leidenschaft zu versetzen. Dieses eigenthümliche Verhältniß führt oft zu einem höchst aufregenden Kampfe beider Parteien, an dessen Ausgang beiderseits die Eigenliebe gefährlichen Antheil nimmt. Eigensinn auf der einen Seite erweckt Eigensinn auf der andern, und es kann dahin kommen, daß es zuletzt nur gilt, wer am längsten aushält. Der Arzt möchte, indem er betrügliche Absicht voraussetzt, versucht sein, darf aber nicht die Aufdeckung der Schuld durch Mittel herbeizuführen suchen, welche, wenn auch gerechte Strafe für den Schuldigen, doch gegen den Unschuldigen bloße Grausamkeit wären. Er darf um so weniger zum Behufe der Entdeckung ein Verfahren, welches einer Strafe gleichkommen könnte, einschlagen, als selbst wirklicher Betrug nicht nothwendig eine strafbare Absicht voraussetzt.

Bisweilen, sagt Dr. Gavin, sind auch Soldaten eingebildete, nicht verstellte Kranke; alle Militairärzte, welche über diesen Gegenstand geschrieben haben, führen Erfahrungen solcher Art an; es liegt der Verstellung sogar in manchen Fällen blos eine Art Wuth, die Offiziere, Ärzte, Kameraden zu täuschen, zum Grunde, eine Verirrung des Verstandes, eine fixe Idee. Am meisten scheint noch der Arzt in solchen Fällen berechtigt, durch lästige oder schmerzhafte Curen, welche die Krankheit, wenn sie wirklich vorhanden wäre, nöthig machen würde, das Aufgeben der Verstellung zu erzwingen; aber auch dieses Mittel ist gefährlich, denn die Scheu vor der Cur kann den Kranken bewegen, eine Gemüthsaffection zurückzudrängen, ohne daß er von dieser geheilt ist. Dergleichen Erwägungen zeigen schon hinreichend, wie schwierig es für den untersuchenden Arzt ist, einen Weg zwischen Leichtsinn oder falscher Menschlichkeit auf der einen Seite und einer strafbaren Gier nach Aufdeckung von Betrug, es koste was es wolle, und auch dem Ruf eines besonders scharfblickenden und geschickten Experten auf der andern Seite zu finden. Wenn Jemand einmal Beweggründe hat, sich krank zu stellen, so stehen ihm alle möglichen Krankheiten allerdings zu Gebote, allein es finden sich dennoch gewisse Grenzen, welche die gegebenen Umstände vorzeichnen, und wofern sie feststehen, die Untersuchung auf ein engeres Gebiet zurückführen und erleichtern. Will sich der betrügerische Kranke einer Pflicht oder Strafe entziehen, so wird er eine acute Krankheit vorschützen müssen; geht er auf Dienstentlassung aus, so wird ihm eine chronische Krankheit den Dienst lassen und die Entdeckung des Betrugs noch erschweren. Ferner wird eine Krankheit gewählt werden, mit welcher der Unternehmer eines solchen Betrugs gut bekannt ist; Soldaten machen in dieser Hinsicht ihre Studien gewöhnlich im Lazareth. Endlich wird der schlaue Betrüger sich am liebsten einer Krankheit bedienen, welche möglichst wenige durch die Sinne wahrnehmbare Symptome hat und den untersuchenden Arzt nöthigt, sich auf die Wahrheitsliebe des Berichtenden zu verlassen. Verstellte Taubstummheit begegnet daher den amtlichen Ärzten besonders häufig. Dr. Gavin erwähnt eines Betrügers, der vier Jahre lang zahlreichen Untersuchungen, welche Experte in Frankreich, Deutschland, in der Schweiz, in Spanien und Italien mit ihm anstellten, hartnäckig trotzte, bis ihn der Abbé Sicard durch die Beobachtung entlarvte, daß er nach dem Gehör, nicht nach dem Gesicht schrieb. Er hatte sich nämlich thörichterweise für einen Schüler des Abbé Sicard ausgegeben. Den allerstärksten Proben hatte er bis dahin widerstanden; man hatte ihn durch ein junges, schönes Weib, das ihm seine Hand anbot, wenn er die Wahrheit gestehen wollte, in Versuchung geführt; man ließ in dem Gefängniß von Rochelle einen Gefangenwärter bei ihm schlafen und stets um ihn sein; man weckte ihn oft plötzlich aus dem Schlaf, aber er gab seine Furcht nur durch Wimmern zu erkennen und ließ im Schlafe nur Kehllaute hören; alle Gefangenen waren aufgefodert, auf ihn genau zu achten und Niemand konnte die geringste Spur entdecken, welche auf Betrug schließen ließ. Von seiner Rechtschreibung, welche ihn endlich verrieth, mögen hier einige Proben stehen. Er schrieb: Je jur de vandieux; quitondait für conduite; ru S. Honoret u. s. w., woraus Sicard schloß, daß er nicht dem Auge folgte, sondern nach seinem Gehör schrieb, z. B. indem er c mit qu vertauschte. Auch Dr. Cheyne erwähnt eines Soldaten, der fünf Jahre lang den Taubstummen mit der größten Selbstbeherrschung spielte, selbst kein Wort ausstieß, als ihm ein ungeschickter Rekrut ins Ohr schoß und erst, nachdem er aus dem Dienst entlassen war, Gehör und Sprache wiederbekam. Ein Matrose an Bord der Fregatte Alile stellte sich taubstumm; der Arzt, welcher Betrug vermuthete, machte sehr umständliche Vorbereitungen zu einer Operation an seiner Kehle, um ihn dadurch, wie dies oft gelingt, zum Geständniß zu bringen, und während die Aufmerksamkeit des Menschen ganz hierauf geleitet war, brachte er plötzlich ein brennendes Licht an dessen Fingerspitze; aber auch diesem Schreck widerstand der Seemann (der Arzt wurde übrigens wegen dieser Grausamkeit abgesetzt), und erst als er sah, daß die List ihm keinen Vortheil brachte, gab er sie auf. Auf verstellten Wahnsinn ist neuerlich die Aufmerksamkeit vielfältig geleitet worden; die Leichtigkeit dieser Art von Täuschung hat viel Furcht erregt, daß sie häufig benutzt werden möchte, um große Verbrechen gegen die bürgerliche Gesellschaft straflos zu machen. Dr. Gavin macht über diesen Punkt interessante Bemerkungen. Verstellter Wahnsinn ist seit den ältesten Zeiten von Bettlern als ein Mittel angewendet worden, um den Mitleidigen oder den Furchtsamen Almosen abzupressen; aber die Fälle, daß ihn Verbrecher vorschützten, um der Strafe zu entgehen, sind immer äußerst selten gewesen.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 328. — [illegible]

Gedanken über Recht, Staat und Kirche von P. A. Pfizer. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 327.)

Der Verf. schließt nun sein Werk mit einem Rückblick auf unser deutsches Vaterland und dessen gegenwärtige Geschichtslage. Er selbst behauptet, diese Schlußbetrachtung enthalte die Anwendung seiner philosophischen Grundsätze und Resultate; allein wir möchten sagen, daß er die Theorie mit ihren Widersprüchen ziemlich zurückgelassen und nun freier und seiner ganzen geistigen Constitution angemessener athmet. Der tüchtige praktische, durch Wissenschaft und Leben gebildete Verstand, die unbestechliche und warme Gesinnung, der männliche, edle Muth, mit dem er sich unsers Vaterlands annimmt, überdies der Reiz und die Schönheit der Sprache und Darstellung, verleihen der Abhandlung einen hohen Werth und das ernsteste Interesse, sodaß wir unsern Lesern wenigstens den Gedankenzug andeuten wollen. Jeden Deutschen, dem sein Vaterland nicht gleichgültig ist, oder vielmehr gerade — dem es gleichgültig ist, fodern wir auf, dieses Schlußwort Pfizer's zu lesen, zu prüfen und zu beherzigen. Eine der deutschen Geschichte entnommene Charakterschilderung unsers Volks geht der Betrachtung voraus: — das eigenthümliche Wesen des Deutschen, heißt es, läßt sich mit einem Worte bezeichnen: Allseitigkeit — Allseitigkeit des Geistes, der sich über jedes Gebiet des Wissens, Erkennens, Schaffens verbreitet — Allseitigkeit der Empfindung, die jeden äußern wie innern Eindruck [illegible] und gleichmäßig aufnimmt — Allseitigkeit der Gesinnung, die durch immer regen Antheil am Geschick der ganzen Menschheit den Deutschen zum geborenen Weltbürger und das deutsche Volk zum Weltvolk stempelt. [illegible] die deutsche Sprache zeugt dafür. Unmittelbar aus [illegible] Allseitigkeit entspringt auch das deutsche [illegible] die Universalität des Geistes, sowie der [illegible] Universellen, die Richtung und der [illegible] für das Einzelne und Einzelnste, [illegible] ganze Geschichte und besonders [illegible] Rechts zeigt. Dagegen fehlt aber [illegible] möge dieser die Gegensätze mäßig[illegible] Allseitigkeit das glänzende un[illegible] besonders südlicher Nationen [illegible] abgeschlossener in ihr[illegible]

in Masse gleich[illegible] allgemeinen Anschauung [illegible] reitet sein.

Das Ausland [illegible] jeden Einheits[illegible] Der Vorwurf [illegible] besitzen allerdings [illegible] Volk; kein Volk der [illegible] Bewußtsein der [illegible] tische Geschichte [illegible] rusker bis auf [illegible] Zusammen[illegible] heit, keinem [illegible] Bund [illegible] Stämme, [illegible] sich jede [illegible] ist der [illegible]

tracht und des Unheils aufzugehen droht. Dadurch ist aber auch dem deutschen Volke die Bahn zu nationaler Größe, Macht und Ehre zugeschlossen. Der deutsche Bund, der an drei Meere stößt, besitzt kein Kriegsschiff, und während andere Nationen ihrem Handel nah und fern neue Straßen öffnen, sieht Deutschland die Mündungen seiner zwei Hauptströme unter fremder Botmäßigkeit, und auf dem Meere, wo einst seine Flotten herrschten, wohin sich alle großen und strebenden Nationen drängen, hängt jetzt die deutsche Schiffahrt von der Gnade und Duldung des Auslandes ab. Ja man setzt Deutschland schon bei Leibesleben einen Erben, und es wird Rußlands künftige Weltherrschaft, zunächst die Unterjochung oder Vernichtung der germanischen Welt durch die slawische, bald wie ein unabwendbarer Schicksalsschluß mit seufzender Ergebung, bald auch im Tone des Triumphs verkündigt. Wo deutsche Mächte jetzt die Friedensstimme hören lassen, wird immer doch der Furcht und dem Gefühl der Schwäche ein größerer Antheil zugeschrieben als der Mäßigung und Gerechtigkeit. Auch zeugt es wol von allem Andern eher als von Achtung des Auslands gegen die deutschen Regierungen, wenn in Frankreich alle Parteien einig sind, einen Theil des Bundesgebiets, bewohnt von Völkern ältesten und reinsten germanischen Bluts, als das natürliche Eigenthum Frankreichs zu betrachten, das im nächsten Kriege Deutschland entrissen werden müsse; wenn in Frankreich und England der Handelsbund, zu dem deutsche Staaten sich zusammengethan, als eine Eigenmächtigkeit behandelt wurde, die man den deutschen Fürsten nicht hätte gestatten sollen; wenn Rußland den vormaligen Regierungen des Rheinbundes seine Schutzherrschaft gegen Preußen und Östreich darbietet; wenn der römische Stuhl gegen die rücksichtsvollen deutschen Regierungen so ganz anders auftritt als gegen Rußland, das der katholischen Kirche keine Kränkung spart; wenn selbst ein Staat, wie Holland, durch deutsche Hülfe hergestellt, den Deutschen die bedungene freie Schiffahrt auf dem ersten deutschen Strom unter den nichtigsten Vorwänden zu verkümmern wagt.

Von Unterwerfung unter eine Staatsgewalt, sagt Pfizer, wird man nicht hören wollen; auch wäre das mehr leidende als thätige Freiheit. Allein die Deutschen sind keine Sklavenseelen; sie haben sich nicht selbst, sondern die Eifersucht und das Interesse der Fürsten hat sie zerrissen, und darum müssen sie wenigstens nach einer politischen Organisation streben, welche mit dem Zuge und der Foderung der Gegenwart übereinkommt; diese Organisation ist die Volksvertretung, sie muß Deutschland zu erringen streben. Die Schmeichler, die Schwachen, die Optimisten und die Faulen führen zwar eine Menge Gründe dagegen an, die Pfizer sehr erschöpfend aufzählt und mit unwilligem Spott behandelt. Die Mächtigen und Einflußreichen wollen eine solche Vertretung nicht; die Frage sei unzeitig und müßig; die deutsche Nation sei für eine politische Rolle und Verfassung nicht empfänglich, ihre Bestimmung scheine die vorherrschend geistige Richtung; das Glück der Gegenwart liege im langem Frieden und der Entwickelung der materiellen Interessen; das natürliche Verhältniß der deutschen Stämme weise jede Repräsentativverfassung zurück; die Volksvertretung sei überhaupt etwas Undeutsches, während doch früher der freie Mann seine Familie, später der Grundherr seinen Hintersassen, der Lehnsherr seine Vasallen, der Landesherr sein Land auf dem Reichstag, die Stadtobrigkeit die Bürger vertrat. Ferner weist man auf die Früchte der einzelnen Landesverfassungen. Es ist ein Mangel von politischer Bildung, entgegnet Pfizer, wenn man von Ständen, denen alle constitutionnelle Waffen fehlen, constitutionnelle Leistungen erwartet, die angeklagt und verleumdet werden, denen man revolutionaire Bestrebungen beilegt, wenn sie nur wagen in Opposition zu treten, die überdies noch den absoluten Fürstenbund über und gegen sich haben.

Auf welchem Wege soll nun aber Deutschland zu einer gemeinsamen Repräsentativverfassung, auf die es ein unverbrüchliches Recht besitzt, und die ihm noth thut, gelangen! Freilich richtet hier der Verf. seine Augen nach Preußen; er ist, wie schon bekannt, ein Verfechter der preußischen Hegemonie. Hätte Deutschland aber eine gemeinsame Verfassung und ein gemeinsames Organ, so sehen wir freilich nicht ein, wie diese Hegemonie aus innern oder äußern Gründen gerechtfertigt sein sollte. Vorerst muß jedoch Pfizer selbst gestehen, daß Preußen mit dem Princip des politischen Absolutismus und in seiner Abneigung gegen das constitutionnelle Deutschland der Einheit und einer neuen Organisation des Gesammtvaterlands sehr geschadet und sich die Abneigung der Verfassungsstaaten zugezogen hat. Der Widerwille gegen das sich brüstende Preußenthum, bekennt er, ist größer als gegen Östreich, weil das Erste den Liberalismus öfter zur Schau getragen. Hierzu kommen noch eine Menge geläufiger und täglich verbreiteter Behauptungen, z. B. daß Landstände, welche mehr als einen guten Rath ertheilen, der Vergangenheit angehören; daß die Unfreiheit überhaupt für höhere Freiheit ausgegeben wird; daß preußische Bildung und Intelligenz über Alles hinaus sei u. s. w. „Man denkt sich Preußen als ein Land, das einer unermeßlichen Caserne gleicht, mit keinem andern Triebrad als mit Subordination und die Gedanken selbst dem Volke wie eine Parole vorgeschrieben." Dieses Mistrauen kann nur schwinden, wenn sich Preußen selbst zum constitutionnellen Staat macht, und dieser Fortschritt müßte dann nothwendig zur Folge haben, daß die constitutionnellen Staaten, Preußen an der Spitze, mit gemeinsamen Interessen und gemeinsamer Politik, zu einer Vereinigung der deutschen Völkerstämme und zu einer allgemeinen Repräsentativverfassung gedrängt würden. Weil aber dieses vereinte Deutschland doch einen materiellen Schwerpunkt haben müßte, so will Pfizer Preußen in dem neuen Bunde eine sogenannte „Bundeshauptmannschaft" ertheilt wissen, die dann aber wol nicht leicht Jemand nothwendig finden dürfte, da ein Organismus seinen Stützpunkt in sich selbst tragen muß. In diesem verfassungsmäßigen Bunde soll aber Östreich ausgeschlossen sein, denn Östreich entbehrt schon an sich der nationalen Einheit, und muß, um eine künstliche Einheit zu erhalten, fortwährend und von jeher Sorge tragen, daß die verschiedenen Völker seines Scepters nicht zu politischer Mündigkeit gelangen. Blos ein Bündniß mit diesem Deutschland fernen Östreich hält unser, durch den Lauf der Gedanken etwas ins Hypothetische fortgerissene Verf. für nützlich. Er zeigt durch dieses Ausmalen einer bessern Zukunft, daß er ein echter Sohn unsers Vaterlandes ist.

Schließlich können wir eine Bemerkung nicht unterdrücken. Ein bekannter Kritiker sprach sich vor kurzem über eine Beurtheilung des vorliegenden Werks, die dem Anscheine nach von eben den theoretischen Ansichten, wie die unsere, ausgegangen war, mit Entrüstung aus, angeblich: weil darin Pfizer das Princip der Unsittlichkeit vindicirt worden sei. Gegen eine solche einfältige Beschuldigung, die nur blinder Parteihaß eingeben kann, wollen wir hiermit ausdrücklich protestiren. Die Ansicht von der Unzulänglichkeit eines philosophischen Standpunkts ist keine moralische Beschuldigung, die auf den Charakter eines Schriftstellers zurückfallen kann. Wenn wir auch die theoretischen Anschauungen Pfizer's nicht theilen, so achten und verehren wir ihn doch als einen jener an Geist und Charakter ausgezeichneten Männer, deren unser Vaterland nicht zu viel besitzen, auf die Deutschland wahrhaft stolz sein kann! 22.

Erdichtete und eingebildete Krankheiten.

(Beschluß aus Nr. 227.)

Dr. Gavin ist der Ansicht, daß die Leichtigkeit des verstellten Wahnsinns keineswegs so groß sei, um den Erfahrenen einer anhaltenden Täuschung auszusetzen. Es ist merkwürdig, sagt er, daß die überaus zahlreichen Schilderungen von Wahnsinnigen in Gedichten und Novellen meistens sehr auffallende Verstöße gegen die Natur enthalten. Shakspeare, Goethe und wenige Andere machen eine Ausnahme, indem der von ihnen gezeichnete Wahnsinn jede Prüfung aushält, aber fast alle Übrigen haben fehlgegriffen. Auch Dr. Cheyne hält es für überaus schwierig, den Wahnsinnigen so zu spielen, daß der mit den Phänomenen der Gemüthskrankheiten Vertraute dadurch hintergangen werden könnte; dennoch ist er der Meinung, daß die Gefahr größer sei, wirklichen Wahnsinn für Verstellung zu halten, als verstellten Wahnsinn für wahr zu nehmen. Wenn Raserei schwer nachzuahmen ist, so ist es Monomanie, nach der Behauptung fast aller Schriftsteller über diese Materie, in noch weit höherm Grade. Derjenige, welcher Wahnsinn heucheln will, ist nicht leicht vertraut mit den grundlosen Abneigungen und unerklärlichen Zuneigungen, welche dem Wahnsinnigen eigen sind; er ist nicht leicht fähig, die feierliche Würde nachzuahmen, welche den Tollen charakterisirt; er kann sich den eigenthümlichen Blick des Auges nicht geben, der dem erfahrenen Beobachter die Verrücktheit sogleich verräth; sein Gefühl kann nicht so concentrirt sein, daß es allen Eindrücken, die nicht mit den Gegenständen seiner Einbildung zusammenhängen, unzugänglich bliebe u. s. w. Bei Gemüthskranken liegen die Erscheinungen ihrer Krankheit nicht auf der Oberfläche, vielmehr oft tief versteckt und treten nur hervor, wenn sie durch besondere Umstände geweckt werden: dieser Umstand steht den Zwecken des Betrügers entgegen, da er seinen Wahnsinn seiner Umgebung auffallend machen will. Der wirklich Wahnsinnige ist unbesorgt um den Zusammenhang seiner eingebildeten Ideen mit den wirklichen, für welche er ein Urtheil hat, während der verstellt Wahnsinnige sich zu bemühen pflegt, die fixe Idee mit andern äußerlich angeregten in Verbindung und Zusammenhang zu bringen. Der Wahnsinnige ist für seine fixe Idee leidenschaftlich eingenommen und wird heftig, wenn man dieser widerspricht; diesen Umstand übersieht Derjenige leicht, welcher sich nur wahnsinnig stellt, besonders wenn der Widerspruch geschickt angebracht wird.*)

Die moralischen Zerrüttungen, welche man in das Gebiet des Wahnsinns zu setzen pflegt (moral insanity) unterwirft Dr. Gavin einer besondern Beleuchtung. Eine Zerrüttung der moralischen Fähigkeiten kann, vielen Autoritäten zufolge, da vorhanden sein, wo man sonst den vollen Gebrauch des Urtheils und aller geistigen Kräfte findet. Dies ist der Punkt, der bei Criminaluntersuchungen so oft zur Sprache kommt. Bekanntlich kommen Fälle vor, daß Individuen von einer unwiderstehlichen Wuth zu morden, Feuer anzulegen u. dgl. befallen sind. Die englischen Richter sind nicht bereitwillig, das Vorhandensein von moral insanity zuzugeben. Dr. Gavin hält ihnen eine Menge von Autoritäten vor, Otto, Esquirol, Gall, Spurzheim, Broussais, Orfila, Andral, Marc, Georget, Michu, Guislain, Ray, Rush, Reil, Plattner, Henke u. s. w.; in England selbst Prichard, Elliotson, Burrow, Pagan, Combe u. s. w. Hoffbauer, Reil und Heinroth tadelt er, daß sie das Gebiet der entschieden krankhaften Dispositionen zu Verbrechen zu eng zögen. Viele von den angeführten Autoritäten heben ausdrücklich hervor, daß gewiß nicht selten Wahnsinnige auf dem Schaffot gestorben sind, daß Menschen Strafe gelitten haben, die nichts als Mitleid verdienten. Dr. Gavin unterscheidet zwei Formen der Mordwuth. Die erste bezeichnet er als eigentliche Monomanie, partiellen Wahnsinn: der Mörder wird von einer starken, aber delirirenden Überzeugung, daß seine That unvermeidlich sei, von erhitzter Einbildungskraft, von Mangel an gesundem Urtheil, von wahnsinniger Leidenschaft angetrieben; sein Beweggrund steht ihm fest, ist aber unvernünftig; er handelt unter dem Einfluß einer heftigen Selbsttäuschung. Die andere Form bezeichnet er als constante fixe Idee: der Mörder überlegt nicht, hat keinen Beweggrund, läßt sich von einem blinden Instinct leiten, von einer Idee, einem undeutlichen Gefühl; kein Delirium, keine Aufregung, keine leidenschaftliche Hitze; ein unwiderstehlicher Trieb wirkt; Überlegung, Besinnung, Urtheil sind augenblicklich durch die Gewalt des Hanges verdrängt. Um nun den Mordwüthigen von dem überlegten Verbrecher zu unterscheiden, führt Dr. Gavin eine Reihe von Merkmalen an, die jedoch theils einen zu unsichern Charakter haben, um hier besondere Erwähnung zu verdienen, theils sich aus der Natur der Sache sehr einfach ergeben.

Man sieht hieraus schon, daß das Werk sich nicht auf erdichtete und eingebildete Krankheiten beschränkt, sondern einen großen Theil der medicina forensis umfaßt. Dieser hängt mit einer der tiefsten Schattenseiten unsers Staatslebens so eng zusammen, daß sich einzelne kritische Bemerkungen nicht machen lassen; man müßte die ganze Sphäre angreifen. Z. B. einen armen Kerl, der durchaus nicht Soldat werden oder zur See dienen will, weil er für nichts Sinn hat als für die Bestellung seines Ackers oder weil ihn das Heimweh foltert, oder selbst aus sogenannten schlechtern Beweggründen, einen solchen Jahre lang zu quälen, zu torquiren, selbst wenn man sich dabei aller augenfälligen Grausamkeit enthält, selbst wenn man ihm nicht die Finger verbrennt und ihn nicht mit Operationen ängstigt, ist es nicht an sich eine furchtbare Grausamkeit? Einen Menschen zu tödten, bei dem der experteste Experte am Ende doch nicht weiß, ob Das, was diesen zum Verbrechen getrieben hat, als Wahnsinn zu classificiren sei oder nicht, ja wo diese ganze Unterscheidung auf einem unhaltbaren Princip beruht, ist es

---

*) Dieser zuletzt angeführte sehr richtige Zug läßt sich übrigens nicht allein am Wahnsinnigen beobachten, sondern bei jedem Menschen von lebhaftem Geiste, der seine Seelenkräfte auf irgend einen Gegenstand entweder unwillkürlich oder geflissentlich fixirt, so im lebhaften Streite. Man wird in solchem Falle unglaublich feinfühlend für den versteckteften Widerspruch, welcher den Nerv der eigenen Behauptung berührt. Wer sogar wissenschaftliche Disputationen, die sehr ernst geführt wurden, im Detail verfolgt hat, z. B. den Streit der lutherischen und reformirten Theologen über die Textworte der Abendmahlseinsetzung, wird dies bestätigen; noch mehr der aufmerksame Beobachter an sich und Andern. Überhaupt sind alle Erscheinungen des Wahnsinns solche, die ihre Grundtypen schon im gesunden Zustande finden, und der Unterschied besteht nur in der einseitigen Fixirung und Losreißung einzelner Phänomene aus dem Zusammenhange der geistigen Kräfte.

nicht jedenfalls ein homicidium, ein Menschenmord? Hier geräth man aber in die tiefen Fragen über das Wesen unserer Criminaljustiz, über Todesstrafe u. s. w. Hinc illae lacrymae! 78.

Bibliographie.

Art, M., Der Vertrag von Verdun. Eine Rede zum 1000jährigen Jubelfeste Deutschlands im Saale des Gymnasiums zu Kreuznach gehalten. Kreuznach, Kehr. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Belani, H. E. R., Josephine. Geschichtlicher Lebensroman. Drei Theile. Leipzig, Fritzsche. 1844. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Bellarmin's, R., Hauptwerk über den Papst. Übersetzt von V. P. Gumposch. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Augsburg, Rieger. Gr. 12. 2 Thlr.

Benicken, F. W., Wie und warum heißen wir Preußen? Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 20 Ngr.

Bertrand, A., Die Revolutionen des Erdballs. Nach der 5ten, bedeutend vermehrten und mit neuen Anmerkungen von Arago, E. de Beaumont, A. Brongniard u. A. bereicherten Ausgabe des französischen Originals für das Bedürfniß deutscher Leser frei bearbeitet von P. v. Maack. Mit 5 Steindrucktafeln. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur, von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 16ter Band: Heinrich's von Meissen des Frauenlobes Leiche, Sprüche, Streitgedichte und Lieder. Erläutert und herausgegeben von *L. Ettmüller*. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Bötticher, W., Erinnerung an die 1000jährige Feier des Vertrages von Verdun, in Beziehung auf die deutsche Kirche unserer Zeit. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Das Buch der Geschichte unserer Tage. 1ste Lieferung. Mit dem Portrait Abd el Kaders. Erfurt, Expedition der Thüringer Chronik. Gr. 8. 5 Ngr.

Deutsche Burschen-, Volks- und Kriegslieder. Auswahl. Erlangen, Enke. 5 Ngr.

Conversations-Lexicon für bildende Kunst. Illustrirt mit über 3000 Holzschnitten. 1ste Lieferung. Leipzig, Romberg. Lex.-8. 15 Ngr.

Credner, K. A., Das neue Testament nach Zweck, Ursprung, Inhalt für denkende Leser der Bibel. 2ter Theil. Gießen, Ferber. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Engel, Laurence Stark, a family picture. Translated by *T. Gaspey*. Heidelberg, Groos. Gr. 12. 15 Ngr.

Fries, J. F., Letzte Worte an die Studirenden in Jena. Eine für den Antritt des Prorectorats entworfene Rede über den freien Geist im deutschen Universitätsleben. Jena, Hochhausen. 12. 3¾ Ngr.

Gavarret, J., Allgemeine Grundsätze der medicinischen Statistik oder Entwickelung der für die numerische Methode gültigen Regeln. Aus dem Französischen ins Deutsche übertragen von *S. Landmann*. Erlangen, Enke. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Gottlieb, E., Fröhlich's Taschenbuch. 1ste Lieferung. Berlin, Krigar. 16. 10 Ngr.

Groß, L. Freih. v., Geologie, Geognosie und Petrefactenkunde. Mit 500 Abbildungen der die Gebirgsformationen charakterisirenden Petrefacten. Weimar, Voigt. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Hirschel, B., Geschichte der Medicin, in den Grundzügen ihrer Entwickelung dargestellt. Dresden, Arnold. Gr. 8. 2 Thlr.

Hoffmann, J. G., Sammlung kleiner Schriften staatswirthschaftlichen Inhalts. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 3 Thlr.

Holtzmann, A., Über den Umlaut. Zwei Abhandlungen. Karlsruhe, Holtzmann. 8. 12½ Ngr.

Hüffell, L., Wesen und Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen. Zwei Bände. 4te umgearbeitete Auflage. Gießen, Heyer. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ivo, B., Dichtungen. Innsbruck, Wagner. 16. 26¼ Ngr.

Johannsen, R., Gedichte. Leipzig, Einhorn. 1844. 8. 1 Thlr.

Jolowicz, H., Der segenvolle Beruf israelitischer Geistlichen und die Pflichten der Gemeinden gegen sie. Marienwerder, Levysohn. 8. 5 Ngr.

Kapper, S., Slavische Melodien. Leipzig, Einhorn. 1844. 8. 22½ Ngr.

Knak, G., Zionsharfe. Geistliche Lieder und Sonette. 3te vermehrte Auflage. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 12. 15 Ngr.

Köhler, W., Patriotische Phantasien zur Förderung der Mäßigkeits-Reform. Oldenburg, Sonnenberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Kolb, G. F., Das Leben Napoleon's. Unter kritischer Benutzung der vorzüglichsten französischen, deutschen und englischen Werke über denselben, in Kürze — volksthümlich und möglichst wahrheitsgetreu — geschildert. Mit Napoleon's Bildniß in Stahlstich. 2te vermehrte Ausgabe. Speyer, Lang. Gr. 16. 10 Ngr.

Dresdener Kunstzustände. No. I. Malerei, mit näherer Berücksichtigung der diesjährigen Kunstausstellung. Allen Künstlern gewidmet von E..* und D..*. Dresden, Arnold. 12. 6 Ngr.

Mand, J. E., Herz und Kopf. Eine humoristische Vorlesung. Prag, Borrosch und André. 16. 7½ Ngr.

Mann, K., Was thut unserer Kirche noth? Mit Rücksicht auf die Schrift: „Zustände der evangelisch-protestantischen Kirche in Baden, von K. Zittel", zu beantworten versucht von x. Karlsruhe, Holtzmann. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Müller-Strübing, H., Oliver Cromwell. Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Nauck. Gr. 8. 1 Thlr.

Niemcewicz, J. U., Meine Gefangenschaft zu St. Petersburg, in den Jahren 1794, 1795 und 1796. Nachgelassenes Werk, nach dem eigenhändigen Manuscripte des Verfassers herausgegeben auf Veranlassung des polnischen historischen Comité zu Paris. Deutsch von L. Eichler. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr.

Notizen für Dirigenten von Lesezirkeln und Leihbibliotheken. Bautzen. Kl. 8. 3¾ Ngr.

Personalstand der Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen in ihrem ersten Jahrhundert. Erlangen, Enke. Gr. 8. 25 Ngr.

Puchta, C. R. H., Morgen- und Abendandacht am christlichen Hausaltar in Gesängen. Erlangen, Heyder. Gr. 8. 20 Ngr.

Rama. Ein indisches Gedicht nach Walmiki. Deutsch von A. Holtzmann. 2te vermehrte Auflage. Karlsruhe, Holtzmann. Kl. 8. 1 Thlr.

Schmitthenner, F., Zwölf Bücher vom Staate, oder systematische Encyclopädie der Staatswissenschaften. 3ter Band. 1ste Lieferung. Gießen, Heyer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der dritte September 1843 in Athen. Von einem Augenzeugen beschrieben und mit den betreffenden Actenstücken begleitet. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 12 Ngr.

Kurze Lebensbeschreibung des M. C. G. Siebelis, Rectors am Gymnasium zu Budissin, von ihm selbst verfaßt. Bautzen, Weller. 8. 7½ Ngr.

Die schönsten und wichtigsten Stellen aus Krause's Urbild der Menschheit. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 2½ Ngr.

Unterhaltendes Universal-Brimborium, oder: Die Tonne der närrischen Weisheit. Herausgegeben von F. Harth. 1stes bis 5tes Heft. Berlin, Weidle. Kl. 8. 25 Ngr.

Wissel, L. v., Interessante Kriegs-Ereignisse der Neuzeit. Beleuchtet und mit kritischen und ergänzenden Anmerkungen versehen. Mit 1 Plane. Hanover, Helwing. Gr. 8. 25 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 329. —— 25. November 1843.

Die letzten Stunden und der Tod in allen Classen der Gesellschaft aus den Gesichtspunkten der Humanität, der Physiologie und der Religion betrachtet von H. Lauvergne. Frei nach dem Französischen bearbeitet. Zwei Bände. Leipzig, C. Fritzsche. 1843. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein guter Titel ist wie ein geistreiches Gesicht, zu dem sich der Beschauer schon beim flüchtigen Hinblick mit einer gewissen Zuversicht hingezogen fühlt, oder wie der grünseidene Vorhang über einem werthvollen Gemälde, den man neugierig weggezogen wünscht, um sein Auge an den darunter verborgenen Herrlichkeiten zu weiden. Wie das geistreiche Gesicht und wie der seidene Vorhang kann zwar auch der Titel trügen, aber unterscheiden wir hier nur zwischen dem äußern Prunk und dem eigentlichen Gehalt, der uns daraus entgegentritt, so werden wir in der Regel finden, daß Der, welcher mit dem Titel die Wahl eines geistreichen Stoffs zu bezeichnen wußte, diesen gewöhnlich auch geistreich zu behandeln versteht.

Trügen uns unsere physiognomischen Erfahrungen über Büchertitel nicht, so erwartet uns auch hinter dem des vorliegenden Buchs eine neue Bekanntschaft, die wir willkommen heißen und ihr gern in freien Stunden ein Plätzchen an unserer Seite einräumen mögen. Ohne daß unser neuer Bekannter noch den Mund zur Rede geöffnet, haben wir ihm schon Manches an den Mienen abgelauscht. Er muß von einem erfahrenen Vater abstammen, denn um über die letzten Stunden und den Tod berichten zu können, muß man viele Menschen haben sterben sehen; dieser Vater gehört wahrscheinlich dem geistlichen oder ärztlichen Stande an, denn außer Krankenwärtern, die aber gewöhnlich keine Bücher schreiben, hat man nur in diesen Ständen Gelegenheit, Sterbende zu beobachten; wir dürfen vielleicht in ihm eine gemüthliche Richtung voraussetzen, wozu uns theils die Wahl des Stoffs, theils die Worte „Humanität" und „Religion" berechtigen; er wird uns endlich viel von den letzten Stunden der unglücklichsten und sittlich verdorbensten unter den Menschen zu erzählen wissen, denn, wie wir beim Weiterlesen finden, ist er Arzt des Hospitals am Bagno zu Toulon. Etwas anstößig erscheint uns der Zusatz „in allen Classen der Gesellschaft", denn bis jetzt ist uns immer der Tod als ein Souverain vorgekommen, in dessen Reiche alle Rangordnung aufhört und wo der in der armseligen Hütte verscheidende Bettler noch Das vor dem Fürsten in der ihm bestimmten Gruft voraushat, daß sein Leib der Alles in sich vereinenden Mutter Erde schneller wieder zurückgegeben wird. Doch sehen wir zu, inwiefern sich unsere Titelphysiognomik an dem Buche selbst bewähren wird.

Das Sterben eines Menschen ist ein so ergreifender Act, daß ihn wol jeder nicht alles Gefühls Beraubte treu in seinem Gedächtniß bewahrt, wenn er zum ersten Male in seinem Leben Zeuge davon gewesen ist, und Herder hat wol Recht, wenn er sagt, daß er sich wenig von einem Menschen verspreche, der bei der ersten Leiche, die er gesehen, nichts fühle. Unsere Theilnahme und unsere Rührung bei diesem Acte wird aber um so mehr gesteigert, je näher der Sterbende unserm Herzen stand und je mehr wir ihn im Leben wegen seiner geistigen und gemüthlichen Eigenschaften zu achten und zu lieben Ursache hatten. Selbst für den beschäftigten Arzt, der den Tod unter allen Formen und Gestalten zu sehen gewohnt ist, hat der Anblick eines Sterbenden noch etwas Ergreifendes und stimmt seine Seele zu ernsten Betrachtungen. Keinem Andern wie ihm ist es aber auch so nahe gelegt, auf die Verschiedenheiten in den physischen und psychischen Erscheinungen aufmerksam zu werden, die das Sterben bei verschiedenen Menschen in seinem Gefolge hat. Wie das Leben jedes Einzelnen sein besonderes Gepräge trägt und neben den Gesetzen der Entwickelung seiner Gattung noch eigenthümlichen unterstellt ist, so auch der Tod.

Über die Verschiedenheiten in den physischen Erscheinungen liegen bereits mannichfaltige Beobachtungen vor, nicht so aber über die psychischen, obwol Beobachtungen darüber die höchsten Interessen des Menschen berühren und nicht allein für den Arzt, sondern für jeden Gebildeten von großer Wichtigkeit sind. Um so mehr muß man sich wundern, daß noch Niemand darauf gekommen ist, diesen Gegenstand einer genauern Betrachtung zu unterwerfen; am wenigsten aber hätte man erwarten sollen, daß der Gedanke daran in der Seele eines Franzosen und unter einem Volke aufkeimen würde, bei dem das Leben mit allen seinen Genüssen und weltlichen Interessen die Erinnerung an den Tod bis an die äußerste Grenze verweisen muß. Der Verf. steht aber auch zu seinen Landsleuten in vollkommener Opposition, ja, seine ganze Schrift scheint

aus dem Bestreben hervorgegangen zu sein, dem eiteln Treiben seines Volks entgegenzutreten und seiner Genußsucht, seinem Jagen nach zeitlichen Gütern und Ehre, seinem Leichtsinn und seiner Frivolität als Revers das Bild des letzten Stunden und des Todes vorzuhalten, ein Streben, dem man seine Hochachtung nicht versagen kann, das jedoch, von einem höhern Standpunkte betrachtet, der wissenschaftlichen Behandlung des Gegenstandes großen Eintrag gethan hat.

Betrachten wir den Verf. als Mensch und von seiner gemüthlichen Seite, so erscheint er uns höchst achtenswerth und liebenswürdig; er hat, wie es scheint, auf sehr verschiedenen Berufswegen und unter verschiedenen Himmelsstrichen sein Lieblingsthema stets treu vor Augen gehabt und jede Gelegenheit benutzt, die Summe seiner Erfahrungen darüber zu bereichern. Ohne gerade tiefe psychologische Blicke in die Herzen der Menschen zu thun, hat er doch hauptsächlich ihren Charakter und ihre Neigungen zu erforschen sich angelegen sein lassen und die Beziehungen, welche zwischen ihrem Tode und ihrem frühern Leben stattfinden, aufzufinden gesucht. Seine Forschungen nach dieser Seite hin sind nicht ohne Ausbeute geblieben und sein Buch ist so reich an Charakterzeichnungen, daß es sich schon dadurch viele Freunde machen wird. Dabei begleitet das religiöse Element allenthalben seine Untersuchung; seine feste Überzeugung ist, daß nur ein frommes Leben zu einem seligen Sterben führt und gern möchte er alle Menschen zu jenem patriarchalischen Leben zurückführen, wo man im festen Glauben an Gott und Unsterblichkeit allen Lockungen der Welt und der Sinnlichkeit entsagte und im Vertrauen auf ein gutes Gewissen ruhig und ergeben seiner letzten Stunde entgegensah.

So lange die Völker noch in der Kindheit sind, erhalten sie ihren Glauben von den Gesetzgebern und Weisen überliefert und diese erbauen ihn auf die unerschütterliche Grundlage des Daseins eines höchsten Wesens, wie sehr auch sonst alles Übrige voneinander abweiche und damit die Verschiedenheit der Religionen entstehe. Also nur in den Perioden, wo die Menschen anfangen in eine gemeinschaftliche Vereinigung zusammenzutreten, haben sie wahrhaft einen gemeinschaftlichen Glauben, sterben sie mehr oder weniger vertrauend auf eine und dieselbe Hoffnung der Fortdauer. In dem Maße aber, wie die Cultur eines Volks steigt, wie es erwächst in der Vervollkommnung seiner Beziehungen zu den Dingen des Weltalls, ändern sich seine Vorstellungen durch die Eindrücke, die es von den neuen ihm geläufig gewordenen Gegenständen empfängt; es stellt Betrachtungen darüber an, und es macht sie zu den Gottheiten, die es verehrt. Diese Zeit gänzlicher Umgestaltung ist genau dieselbe, welche an Hervorbringung der Künste, des Luxus so reich ist, die die Quellen tausendfacher in dem Weltall verborgen liegender Genüsse eröffnet, und, was Dasselbe ist, die Seele von dem Borne der Urwahrheiten ablenkt. Wo einmal diese Abwege eingeschlagen sind, da gibt es keinen Stillstand mehr, bis die äußerste Höhe aller denkbaren Civilisation, das Chaos der Intelligenz erreicht ist. Jeder nach seinem Vermögen zieht an dem Triumphwagen der neuen Lehren; Dieser beweist der Masse, daß die Lüge Wahrheit sei, Jener ringt nach Macht und Ansehen, ein Dritter sucht die Kunst zur Vollkommenheit zu steigern, und da zuletzt Gold es ist, das jeden Genuß gewährt, so drängen sich Alle, von dem glänzendsten Genie bis zum beschränktesten Kopfe, auf den Weg, der sie zum Besitz führen soll. In dem durch und durch künstlichen Dasein, welches das Erzeugniß einer übertriebenen Civilisation ist, muß der Grundgedanke, auf welchem zu allen Zeiten der sittliche Werth eines gleichförmig religiösen Lebenswandels geruht hat, der an den Tod, nothwendig seinen ursprünglichen Sinn einbüßen. Denn Genießen kann nicht das Handeln sein, welches zum rechten Sterben vorbereitet; die Lehren aber, welche Lohn und Strafe in einem künftigen Leben leugnen, sind nur die Zugabe einer Epoche, wo das materielle Wohlbefinden bis auf die der Menschheit mögliche äußerste Schranke ausgedehnt worden ist.

So ist also dem Verf. die Civilisation, das Ringen nach höherer Erkenntniß, die Ausbildung menschlicher Fähigkeiten und Kräfte die Wurzel alles Übels. Sie führen den Menschen von dem Glauben an Gott und Unsterblichkeit ab und bringen ihn um die Ruhe seiner letzten Stunden. Dies ist der rothe Faden, der sich durch das ganze Buch zieht und das Leben und das Sterben des Einzelnen wird nur gewogen nach dem größern oder geringern Antheil, den er an jener allgemeinen geistigen Ausbildung nimmt. Es wäre schlimm, wenn es so in der Welt stände, ja, es könnte kaum schlimmer stehen! Allerdings ist es nicht zu leugnen, daß mit zunehmender Civilisation und mit zunehmenden Bedürfnissen auch die Versuchungen zur Übertretung göttlicher und menschlicher Gesetze wachsen, daß der Mensch im Verfolgen materieller Interessen nur zu leicht sich selbst, seine eigentliche Bestimmung und den wahren Zweck seines Daseins vergißt, daß er selbstsüchtig, gleichgültig gegen seine Nebenmenschen und gegen das Moralgesetz wird und daß die Sucht nach Genuß, Größe, Gewinn leicht alle Regungen der Demuth und der Liebe in seinem Herzen erstickt; aber wer möchte deshalb die Civilisation als die Quelle dieser Entsittlichung anklagen, allen Fortschritten in Kunst und Wissenschaft, allem Streben nach höherer Erkenntniß den Krieg ankündigen? wer möchte mit dem Verf. behaupten, die Civilisation zerstreue und vertilge den Glauben wie den Aberglauben, oder mit J. J. Rousseau, mit jedem Stück Aberglauben, den man dem Volke nehme, raube man ihm einen Theil seines wirklichen Glücks? Die Civilisation deshalb verdammen, weil in ihrem Gefolge manche die Sittlichkeit bedrohende und den Menschen vom wahren Weg zur moralischen Vervollkommnung ableitende Einflüsse auftreten und sich die Versuchungen zum Bösen steigern, heißt ebenso viel, als die Kunst des Messerschmiedens verdammen, weil das Messer in der Hand des unvorsichtigen Kindes zum verletzenden Werkzeug wird. Nicht Alle, die ein solches Werkzeug gebrauchen, sind Kinder und auch das Kind wird durch seinen Schmerz den bessern Gebrauch lernen. Eine Civilisation, die blos die geistige Ausbildung der Völker ohne die sittliche im Auge hätte, der es blos um Vermehrung und Steigerung materieller Kräfte zu thun wäre, würde freilich zur Förderung der Humanität wenig beitragen; aber wo thut sie dies? Allenthalben unter civilisirten Völkern gibt es Kirchen, Schulen, Gesetze und Wächter über dieselben und selbst die einseitige geistige Ausbildung schließt die sittliche und religiöse Vervollkommnung nicht aus; denn je mehr der Mensch in das Wesen der Dinge eindringt, je mehr sich der Kreis seiner Kenntnisse erweitert, desto mehr wendet sich auch seine



Forschung auf sich selbst und seine höchsten Interessen zurück, desto mehr läutert sich seine Ansicht von einem höchsten Wesen, desto mehr streift er den Aberglauben ab und faßt auf dem Gebiete des Glaubens festen Fuß. So arbeitet sich auch in den Kräften des Menschen der übertreibende Misbrauch mit der Zeit zum guten Gebrauch um, verkrüppelnde Keime am großen Baume der Menschheit sind deshalb für diese nicht verloren und jede gute Kraftäußerung des menschlichen Geistes, wenn sie auch gerade nicht die moralische Vervollkommnung zu befördern scheint, muß nothwendig einmal die Humanität befördern, jeder der unendlichen Kreise, die die Menschheit durchlaufen muß, sie eine Stufe höher nach dem Ziele geistiger und sittlicher Bildung heben.

Wir können es dem Verf. vergeben, daß er diese Sache in so trübem Lichte sieht, denn er gehört einem Lande an, wo freilich bei einer großen Zahl von Menschen das Streben nach den Götzen dieser Erde, Gold und Ehre, und der Hang an sinnlichen Genüssen alle edlern Regungen der Seele verschlungen und die Frivolität ihren Culminationspunkt erreicht hat, und er mußte vermöge seiner Stellung als Arzt des Hospitals am Bagno zu Toulon freilich Gelegenheit genug haben, darüber Beobachtungen zu sammeln, wie der Mensch im eiteln Ringen nach jenen Götzen endlich dem Laster und einem traurigen Tode verfällt. Aber Gottlob! gibt es unter allen Classen der menschlichen Gesellschaft noch Individuen, welche, im unablässigen Streben nach wissenschaftlicher Erkenntniß und nach Beförderung materieller Interessen, ja im Schooße alles irdischen Glücks, dennoch ihre Seele jenen Götzen nicht verkaufen, ihre Menschenwürde und ihren sittlichen Standpunkt nicht verkennen und deshalb auch ihrer Todesstunde so ruhig entgegen sehen können als Jene, welche im Glauben oder Aberglauben ihrer Väter erzogen daran bis ans Ende festhalten und an den Versuchungen der Welt keinen Theil genommen haben. Ja, der Verf. scheint uns in einem großen Irrthum befangen, wenn er meint, der ruhige Tod sei nur der des wahren Christen und nur von dem Festhalten an eine positive Religion abhängig, denn auch der Atheist (wiewol wir die Existenz eines solchen im strengen Sinne des Worts nicht zugeben mögen, da auch die schärfste Abstraction am Ende auf einen Punkt führt, der Anfang und Quelle alles Werdens ist und das absolute Ich, von dem der Philosoph seine Construction beginnt, ein unbekanntes Etwas voraussetzen muß, von dem es selbst bedingt ist), wenn er sonst dem in seine Brust geschriebenen Sittengesetz gemäß gelebt und sich in Harmonie mit einer höhern Weltordnung zu setzen gewußt hat, vermag ruhig zu sterben. Daß dergleichen Menschen, welche früher in Opposition mit den gewöhnlichen religiösen Ansichten standen, sich in spätern Jahren dem Glauben in die Arme warfen, wovon wir selbst Beispiele anzuführen wüßten, steht damit nicht in Widerspruch, denn es liegt im Gange des menschlichen Lebens, daß die Verstandesseite mehr im jugendlichen, die Gefühlsseite mehr im Greisenalter die Oberherrschaft behauptet. Zweifelsucht und Freigeisterei entspringen immer einem jugendlichen Gemüthe, im Alter ermattet die Strenge des Gedankens, die Opposition macht einer friedfertigen Stimmung Platz, das Herz ist zu weichern Gefühlen gestimmt, Alles, was die Saiten des Gemüths berührt, findet Anklang und lockt leicht Thränen in das Auge. Leicht finden daher auch in diesem Alter die Vorstellungen von einer allumfassenden Liebe, Demuth, Versöhnung, von einem Wiedersehen nach dem Tode u. s. w., wie sie uns die christliche Religion lehrt, mehr Eingang als die ohne Schärfe und Consequenz des Gedankens nicht zu fassenden Lehren der Philosophie.

Überhaupt geht die Natur anders zu Werke als unser Verf., wenn er die Verschiedenheiten des Sterbens auf die verschiedenen Classen der menschlichen Gesellschaft und auf die verschiedenen Beschäftigungen, Bestrebungen und Interessen zurückführt, die sie im Leben verfolgten. Der Trunksüchtige, der Wollüstling, der Spieler, der Wucherer, der Geizige u. s. w. zeigen im Sterben selten noch das Bild von Dem, was sie früher waren. Weder die Reue über ihr vergangenes Leben noch ein Festhalten an ihren im Leben vorherrschenden Neigungen sind immer die Grundzüge ihrer letzten Stunden. Wie das Leben im steten Wechsel besteht, und die Wünsche, Beschäftigungen, Gesinnungen der Menschen mit den Tagen und Stunden sich ändern, so ist es auch mit den letzten Stunden und dem Tode. Wie die Vorsehung im Leben die Menschen nicht immer nach ihren Handlungen richtet, den Lasterhaften nicht immer durch Unglück und Leiden straft, und den Guten es wohlgehen läßt, so auch im Tode. Da wo wir ein schweres, durch die Qualen eines mit Vorwürfen belasteten Gewissens getrübtes Hinscheiden erwarteten, naht der Tod mit sanftem Hauche und befreit die Seele im Schlafe von den Banden ihres Körpers, während eine sanfte, tiefgeprüfte Seele mit Ungeduld und Verdruß über ihr lange anhaltendes Leiden aus dem Leben scheidet. Nicht immer also, ja selten sind die letzten Stunden der Spiegel des vorangegangenen Lebens. Mannichfache Umstände, Charakter, Temperament, Erziehung, Beruf, Alter, Krankheiten, ihre Verschiedenheit und Dauer u. s. w. geben dem Sterben eine ganz verschiedene Färbung und ändern oft seine Erscheinungen auf eine Weise, wie man es zuvor nimmermehr gedacht. Besonders haben Krankheiten darauf den bedeutendsten Einfluß und es ist gar keine ungewöhnliche Erscheinung, daß dadurch die ganze Sinnesart und der Charakter des Menschen gänzlich umgestimmt und in das Gegentheil verkehrt werden. Aus dem Muthigen wird ein Ängstlicher und Zaghafter, aus dem Ruhigen und Gottergebenen ein Ungeduldiger und Zweifler, aus dem Lebensfrohen ein Misanthrop, aus dem Ängstlichen, um sein Leben Besorgten ein Gleichgültiger u. s. w., und wer demnach aus den Reden und Handlungen eines Sterbenden Schlüsse auf sein vorangegangenes Leben und seine moralische Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit ziehen wollte, würde in den wenigsten Fällen das Rechte greifen. Irren wir nicht, so sind diese psychischen Beziehungen zu den verschiedenen somatischen Störungen, denen der menschliche Organismus unterliegt, der

Punkt, von dem alle Untersuchungen über die letzten Stunden und den Tod beginnen müssen. Die letztern sind es hauptsächlich, von denen die verschiedene Seelen- und Gemüthsstimmung des Sterbenden abhängt, und Charakter, Lebensweise, Erziehung, Gewohnheiten u. s. w. machen nur insoweit ihren Einfluß geltend, als ihnen jene noch einiges Feld zu ihrer Wirksamkeit übrig gelassen haben. Die größte Seele kann klein werden, wenn die lähmende Gewalt der Krankheit ihr materielles Werkzeug in Fesseln geschlagen hat und ein mittelmäßiger Kopf unter Fieberdelirien sein Leben aushauchen, deren geist- und phantasiereicher Gedankenflug die Zuhörer in Erstaunen versetzt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Tara-Hügel.

Die Zeitungen haben von der mächtigen Repealversammlung berichtet, die unter O'Connell's Vorsitz in Irland auf dem Tara-Hügel stattgefunden, und wer Moore's Gedichte kennt, erinnert sich wol, daß in vergangenen Tagen Tara die Residenz der irischen Könige gewesen —

The harp that once through Tara's halls
The soul of music shed,
Now hangs as mute on Tara's walls
As if that soul were fled.

Doch war das nicht die einzige Erinnerung, die jenem Versammlungsplatze ein eigenthümliches Interesse gab. Tara oder Teaghmore bedeutet im Irischen ein großes Haus und der Hügel wurde so genannt, weil hier bis gegen Ende des 6. Jahrhunderts die Generalstaaten Irlands alle drei Jahre zusammentraten, theils um geistliche und weltliche Angelegenheiten zu ordnen, theils um einen Häuptling zum Fürsten über ganz Irland zu wählen und mit der höchsten Gewalt zu bekleiden. Während der diesfallsigen Ceremonie saß der Fürst auf dem Lia Fail, dem Schicksalssteine, von welchem schottische Geschichtschreiber zuerst erzählt haben, daß er zu ähnlichem Zwecke (zum Behuf der Krönung des ersten Königs aus Dalreadischem Geschlechte, Fergus Mac Erc) nach Schottland und von da durch Eduard I. als Siegstrophäe nach London gebracht und in der Westminsterhalle niedergelegt worden sei, wo er noch jetzt zu sehen ist. Sonderbar genug haben irische Geschichtschreiber dem erst beigestimmt, als die Nachfolge des Hauses Stuart auf dem englischen Throne die an den Schicksalsstein geknüpfte, den Untergang von Irlands Selbständigkeit betreffende Prophezeiung wahr zu machen schien. Denn der Erste, der es that, war Keating, der dabei zugleich den offenbar zu Legalisirung von Karl's I. Thronrecht gedichteten Vers bei Boethius citirt:

Ni fallat fatum, Scoti quocunque locatum
Invenient lapidem, regnare tenentur ibidem.

Das Irrige der schottischen, irischerseits angenommenen Erzählung, hat jetzt ein Herr Petre in seinen „Transactions of the Royal irish academy" darzulegen gesucht. Außer daß er den gedachten Umstand von der so späten Beistimmung irischer Historiker gebührend geltend macht, hebt er namentlich das Abweichende der schottischen Beschreibung jenes Steins von der irischen hervor, dadurch mindestens beweisend, daß die Schotten entweder die irischen Angaben nicht gekannt oder nicht beachtet haben. Nachdem er diese ausführlich mitgetheilt, fährt er fort: „Endlich ist es auch im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die Iren, um den Wunsch einer Colonie zu erfüllen, sich von einem Denkmale getrennt haben sollten, das sie wegen seines Alterthums verehrten und für die legitime Succession ihrer eigenen Könige unbedingt nothwendig glaubten." Sei dem nun wie ihm wolle, merkwürdig ist es jedenfalls, daß eine große, umgeworfene, obeliskähnliche, steinerne Säule auf dem Hügel Tara bis in die jüngste Zeit gerade da lag, wo nach Inhalt der irischen Chroniken aus dem 10., 11. und 12. Jahrhundert der Lia Fail gestanden hat. Daß dieser aber ein Überbleibsel des Heidenthums — die Chroniken nennen ihn ein steinernes Idol —, scheint die Beschreibung seiner Gestalt vollkommen zu verbürgen. Demnächst fehlt es nicht an andern Reminiscenzen, welche den Hügel Tara den Iren interessant machen. Von ihm aus soll der heilige Patrick die Lehren des Christenthums verbreitet haben. Hier erlitten die Dänen 980 eine vollständige Niederlage. Hier versammelte Roderich, letzter König über Irland, das Heer seiner Getreuen, sie zur Belagerung von Dublin zu führen. Hier musterte O'Niall 1539 seine Scharen, die das Land ringsum mit Feuer und Schwert verwüstet. Hier wurde 1798 ein starkes Corps Rebellen von den eigenen Landsleuten überfallen und vernichtet. Hier sind die Gräben und Wälle noch sichtbar, auf welchen einst die Vertheidiger eines heiß geliebten Wahns geblutet und gestorben. Hier hat nun O'Connell „die Sachsen" vor den Richterstuhl des Ewigen gefodert und das heilige Versprechen gegeben, daß, ehe zwölf Mal der Mond sich erneut, ein irisches Parlament in College Green versammelt sein werde. Nous verrons.

3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 330. —— 26. November 1843.

Die letzten Stunden und der Tod in allen Classen der Gesellschaft aus den Gesichtspunkten der Humanität, der Physiologie und der Religion betrachtet von H. Lauvergne. Frei nach dem Französischen bearbeitet. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 329.)

Über die Art und Weise, wie die Seele von dem Körper in den verschiedenen Krankheitszuständen bestimmt wird, wie sie ihr bald hier die Zügel lassen, während sie ihr dort nur die engsten Grenzen zu ihrer Wirksamkeit gestatten oder ihr im Fiebertraume zu einer ungewöhnlichen Steigerung gewisser Vermögen und Kräfte den Impuls geben, davon wissen wir nur sehr wenig und es wäre daher sehr wünschenswerth, wenn gute Beobachter diesem interessanten Gegenstand ihre Aufmerksamkeit zuwenden wollten. Unser Verf. scheint dazu der Mann nicht zu sein, wenigstens ist Das, was er uns in dem letzten Capitel seines Werks über die letzten Stunden und den Tod nach der Natur der Krankheiten gibt, gerade die schwächste Partie desselben.

Abgesehen von diesen Mängeln hat das Buch aber auch seine guten und interessanten Seiten. Insofern das Sterben mit dem vorangegangenen Leben noch in einiger Beziehung steht und die letzten Stunden davon das Gepräge annehmen, liefert es uns manchen beachtenswerthen psychologischen Beitrag, und da der Verf. seine Erfahrungen meist selbst aus dem Leben und aus allen Classen der menschlichen Gesellschaft genommen hat, ihm aber besonders eine reiche Gelegenheit zu Gebote stand, das Leben und die letzten Stunden der durch eigenes Verschulden und Demoralisation verkommenen und verunstalteten Glieder dieser Gesellschaft näher zu beobachten, so lohnt es sich wol der Mühe, ihn in der Beschauung der Musterkarte menschlicher Charaktere und der daraus entspringenden guten und schlimmen Folgen zu begleiten. Freilich darf man sich dabei durch einen oft ermüdend breiten Vortrag, durch Wiederholungen und durch ein zu weit getriebenes theoretisches Raisonnement nicht stören lassen.

Sogleich im ersten Capitel, das phrenologischen und moralischen Vorbetrachtungen gewidmet ist, finden sich Behauptungen, deren Bestätigung durch die Erfahrung man billig bezweifeln muß; so z. B. spricht der Verf. von einem Organ des Übersinnlichen oder der Offenbarung und von seinem Einflusse auf die letzten Stunden und das Sterben und behauptet, wer dieses Organ sehr ausgeprägt besitze, bei dem, sei seine Bildungsstufe übrigens welche sie wolle, dürfe man immer auf ein erbauliches und feierliches Ende rechnen. Bedenkt man, wie mannichfaltige Umstände auf die Verschiedenheit des Sterbens influiren, welch eine Menge von Erfahrungen gehört dazu, um zu bestimmen, was wahr oder falsch an solchen phrenologischen Träumereien ist! Wenn wir übrigens auch ein solches am Schädel nachweisbares Organ, so leugnen wir doch keineswegs einen Sinn für höhere Offenbarung, der sich zuweilen bei Sterbenden zu einem wahren Divinationsvermögen steigert, wofür sich in der Geschichte mannichfache und ungleich mehr Belege auffinden lassen als die von dem Verf. angeführten, ohne deshalb allem und jedem Aberglauben die Thür zu öffnen oder mit dem Verf. an die Wunder des Fürsten Hohenlohe zu glauben.

Im zweiten Capitel wird der Einfluß der „Religionen" und der „Regierungen" auf die letzten Stunden und den Tod, mit besonderer Hinsicht auf Islamismus, Protestantismus, Katholicismus, namentlich in Italien, auf das Sterben der Päpste u. s. w. betrachtet. Der Verf., der sich übrigens immer als eifriger Katholik erweist, zeigt sich hier wenigstens sehr tolerant. Einen auffallenden Stoicismus beweist der Araber noch in den letzten Lebensmomenten. Der Verf. sah mehre derselben krank auf einem elenden Lager sterben, aber ihr Stolz blieb ihnen selbst in den Ketten, mit welchen sie die französische Politik in den Bagnos von Toulon belastet. Als er einem die Fesseln abzunehmen befahl, sagte er: „Ich danke dir für deine Freundlichkeit, aber ich mag sie nicht. Laß mich, die Kette kann eine Seele, welche Gott zu sich ruft, nicht gefangen zurückhalten." Ein anderer Araber trat zum Sterbenden, nahm zum letzten Male die geheiligten Waschungen mit ihm vor, sagte ihm einige Worte, worauf er nur durch Mienen antwortete; darauf wickelte sich der Kranke in seine Decken und war nur erst todt wieder zu sehen. Mohammed, der Araber, der ihm beigestanden hatte, sagte, als er ihn kalt und steif wieder erblickte: „Er ist es nicht mehr; es ist nur sein Kleid; er ist nun frei und im Himmel."

Im dritten, der „Trunksucht" gewidmeten Capitel gibt uns der Verf. manches tragische Beispiel von Menschen,

die in Folge dieses Lasters ihr Leben endigten. Unter mehren nur eins:

Ein Tagelöhner aus der Niedernormandie kommt eines Tages nach Paris und holt sich, wie es nach dem Kunstausdrucke heißt, einen Hieb. Weil er sich nicht sicher auf den Beinen fühlt, will er der Schwäche beikommen, geht in eine Kneipe, trinkt noch einmal tüchtig, und geht dann seines Wegs, noch viel wankender auf den Beinen und noch viel drehender im Kopfe. Er streckt sich auf ein Stück Rasen vor der Mauer der Morgue, und das Unglück will, daß er dort 12—15 Stunden in einem Todtenschlafe liegen bleibt. Was ihm während dessen widerfuhr, gibt den Schrecken des Grabes nichts nach. Maden, die von dem faulenden Fleisch in der Morgue sich nährten, krochen ihn an, und fraßen sich in die Haut des Schädels, der Augen, der Ohren, der Nase, des Mundes, kurz des ganzen Körpers des lebendigen Todten ein und legten ihre Eier in das warme, von Wein dunstende und in jeder Hinsicht ihrer Vermehrung günstige Fleisch. Kaum hatte er ausgeschlafen, als die abscheuliche Brut an das Tageslicht wollte. Myriaden schmuziger, kleiner, ekelhafter grauer Würmer bohrten sich langsam aus den Augen, den Nasenlöchern, den Ohren, der Stirn und Kopfhaut hervor; mit dem Husten wurden sie massenweise aus dem Munde ausgeworfen; so ging es am ganzen Körper; überall Würmer und ein entsetzlicher Zustand. Der Mann starb nach einiger Zeit, langsam zerfressen von den Maden und Insekten, nachdem er Gesicht, Gehör und Geruch eingebüßt hatte. Als die Mittel, welche solche Parasiten tödten, ihre Wirkung gethan hatten, blieben in der Haut lange schmale Furchen zurück, die sich mit Eiter und Jauche füllten; diese mußten aufgeschnitten und gereinigt werden, sodaß die Oberfläche des Körpers wie ein gepflügtes Feld aussah.

Unter den Folgen, welche gewöhnlich dieses Laster zu begleiten pflegen, vermissen wir eine eben nicht seltene, nämlich die verschiedenen, häufig in Blödsinn endigenden Seelenstörungen.

Das vierte Capitel handelt von den „Verirrungen des Geschlechtstriebes". Der Verf. spricht hier aus einer reichen Erfahrung und vollkommen beistimmen muß man ihm darin, daß hier die Civilisation, die Steigerung menschlicher Bedürfnisse und das Zusammendrängen großer Menschenmassen auf einzelnen Punkten der Sucht nach sinnlichem Genuß die Wege gebahnt und die Gleichgültigkeit der Menschen gegen das Unmoralische, was in der Unbeschränktheit dieses Genusses liegt und gegen seine physisch und moralisch nachtheiligen Folgen auf eine Weise gesteigert hat, die mit der Vorstellung einer fortschreitenden Bildung zur Humanität kaum zu vereinigen ist. Der Verf. entwirft uns ein trauriges Bild dieses bacchantischen Lebenswandels in großen Städten, besonders unter dem weiblichen Geschlechte, wo der Tod solchen Unglücklichen noch eine Wohlthat ist, und sie, wenn das Theater und die Liebhaber sie im Stiche lassen, Noth, Runzeln und ein verwüsteter Körper auf das ärmliche Krankenlager werfen oder ins Hospital führen, wo sich die Gesellschaft gar nicht um ihr Loos bekümmert und sie kaum der Arzt beachtet, „als die letzten verlorenen Fetzen der großen buntscheckigen Jacke, Societät genannt, und sie wieder an dieselbe anflickt, wie die Bravourarien zusammengeflickt werden". „Lieber Gott", sagte eine solche Unheilbare, eine allgemein geschätzte Schauspielerin, zu dem Verf., „wenn ich ruhig und satt bin, da würde ich Sie wahrlich dauern. Was kann ich denn dafür, wenn ich, so lange mich mein unvertilgbares Fieber brennt, nach meiner China verlange? Glauben Sie mir, die Luft in einer freien Nacht ist für mich unentbehrlich, wenn ich gesund sein und etwas Ordentliches leisten soll. Wenn mich die nicht begeistert, müßte ich vor Hunger sterben." Zu welchen sonderbaren Anomalien zuweilen diese Sucht nach sinnlichem Genuß führt, beweist der Abriß aus dem Leben einer Gräfin in Paris, welche, gut erzogen, aber ohne Ältern, im Besitz eines kleinen Vermögens und von Niemand abhängig, von zahlreichen Bewerbern umlagert, immer traurig, ängstlich und verlegen schien und sich in Gesellschaften, wo Männer waren, nur selten erblicken ließ. Man zerbrach sich den Kopf über diesen stillen melancholischen Charakter; fanatisch-religiös war sie nicht, irgend einen Mann zeichnete sie auch nicht aus; zu leiden schien sie vollends gar nicht. Ihr Ruf war bis daher ein Spiegel ohne Hauch und Flecken. Aber bei allem Anschein von Tugend ließ sie der Teufel nicht aus dem Garne. War es nämlich Nacht geworden, so kleidete sie sich als gemeines Mädchen, begab sich in die verrufensten Stadttheile, und Minerva wurde zur Bacchantin, die sich in den schändlichsten Häusern preisgab. Nach zwei bis drei Jahren dämpfte sich das Feuer etwas, und nur dann und wann machte sie noch einen solchen nächtlichen Ausflug. Ein Abend, ein letzter, sollte dieser abscheulichen Liederlichkeit für immer ein Ende machen. Als sie um Mitternacht, erschöpft und gesättigt, nach Hause geht, nennt eine ihr wohlbekannte Stimme sie beim Namen und fügt ein schreckliches Schimpfwort hinzu. Die Stimme gehörte einem Verlobten, der sich bis dahin für den glücklichsten Menschen gehalten, und den sie, besiegt durch seine Liebe und durch seine unwiderstehlichen Vorzüge, begünstigt hatte. Beschämt und für immer entehrt, verließ sie mit ihrer Gesellschafterin Paris und verbarg sich in einer großen Seestadt des südlichen Frankreichs, setzte hier, in ein mystisches Dunkel gehüllt, ihr ausschweifendes Leben fort und starb endlich an den Folgen eines ekelhaften Skorbuts.

Ähnliche charakteristische Züge finden sich auch in dem fünften Capitel, die „Spielwuth", dem sechsten, der „Wucher", und dem siebenten, der „Geiz" überschrieben.

Von den in dem achten, dem „Selbstmord" gewidmeten Capitel mitgetheilten Beispielen führen wir nur eins an:

Kermerec, ein Matrose, in jeder Beziehung ein gutmüthiger Mensch, wurde von seinem Schiffspatron ohne allen Grund, blos weil dieser einen Widerwillen gegen ihn hatte, gemishandelt. Eines Tages ist er der Quälereien satt und sagt dem Patron ganz kalt, er solle ihn nicht schlagen. Umsonst; doch diesmal vergilt er die Mishandlung mit einem Messerstich, den er dem Angreifer in den Leib gibt. Kermerec wurde arretirt und in das Gefängniß des Marinehospitals zu Brest gebracht. Jetzt überlegt er, was er gethan hat; er sieht das Blutgerüst aufgerichtet und seinen Kopf vom Rumpfe getrennt. „Nein", sagt er, „von Henkershand will ich nicht sterben." Er steht von seinem Lager auf und greift unvermerkt in die Tasche eines neben ihm Liegenden, um ein Messer zu suchen, das er bei diesem während der Abendmahlzeit gesehen hatte. Man eilt hinzu, um ihn an dem Gebrauche zu verhindern; zu spät, er sticht blind um sich her. Nun er sich frei gemacht, stellt er sich unter die bleiche Hängelampe des Gemachs und unter den

[illegible] durchbohrt er sich den Unterleib mit einer Menge [illegible] Stiche. Dabei schreit er: „Bin ich denn noch nicht todt?" und fährt fort, sich auf die fürchterlichste Weise den Leib zu zerfleischen. Endlich, ermüdet von den Versuchen, sich auf der Stelle zu tödten, packt er die aus dem Leibe hervorgetretenen Eingeweide, dreht sie wüthend zusammen, schneidet ein Bündel ab, und sinkt bewußtlos um. Dieser entsetzliche Mensch lebte noch drei Tage.

Nicht immer aber sind es dunkle Farben, in die der Verf. seinen Pinsel bei seinen Sittengemälden zu tauchen pflegt, auch liebliche und mit der Menschheit versöhnende Bilder weiß er vorzuführen; so das des Todes einer guten Frau und Mutter im neunten Capitel, mit der Überschrift „Letzte Stunden und Tod beim weiblichen Geschlecht". Nicht minder interessant sind in diesem Capitel die Schilderungen der Dame nach der Mode, der Emporgekommenen, der in Mystik Versunkenen, der Emancipirten, der Dirnen. Merkwürdig ist die Beobachtung, daß unter 200 der Letztern, deren Lebenswandel der Verf. genau verfolgte, sich auch nicht eine einzige befand, die, indem man ihr ihre Verworfenheit vorhielt und sie auf das künftige Leben hinwies, sich nicht aufrichtig nach den Tagen zurückgesehnt hätte, wo sie noch unschuldig und reinen Sinnes ihren Herzensfrieden besaß. Nicht eine spielte die Ungläubige; jede dachte noch manchmal, daß ihr Gott und die Heiligen wol in der Todesstunde beistehen möchten, während jene eleganten Phrynen, die aus Koketterie den abgeschliffenen Materialismus zur Schau tragen, und schon seit lange vom Liebhaber oder durch ihre Lecture die Vorurtheile, die Furcht vor einem rächenden Gott, vor dem andern Leben, vor der Vergeltung abzuschütteln gelernt haben, gewiß niemals zur Sittlichkeit zurückkehren und, finden sie einen Gatten, immer bleiben, was sie waren. Ein solches armes Mädchen, wenn es durch eine glückliche Ausnahme Gattin und Mutter wird, führt hundertmal gegen eins einen untadelhaften Wandel und erfüllt streng ihre Pflichten gegen Mann und Kinder, und gegen Gott. In einem Lande der neuen Welt kam eine Ladung solcher Freudenmädchen der zweiten und dritten Classe an. Die erstern hatten ihr Gewerbe mit den reichen, jungen oder alten, hitzigen oder abgelebten Männern fortgesetzt; diese, weniger zugestutzt in dem Treiben der großen Welt, hatte sich jede nur zu einem Manne gehalten, mit ihm musterhaft wie in der Ehe gelebt, waren alsdann von diesen Männern geheirathet worden und gelten heute für vortreffliche Weiber. Die Zeit ihrer Unzucht war für sie eine fernliegende, fast verschwundene Erinnerung, wie die an eine Hungersnoth, wo man, um zu leben und nicht zu sterben, Alles ißt, was man haben kann, ohne zu fragen, was es für Nahrung sei.

Eine dieser Unglücklichen wurde durch Erbschaft Besitzerin eines Guts in der Provence. Sie bezog incognito das angenehme Landhaus und ging nur Sonntags aus, um die Kirche eines benachbarten Dorfes zu besuchen. Dort hörte sie einmal in der Predigt von einer ägyptischen Marie, die nach 17 Jahren des unzüchtigsten Lebens sich gebessert hatte und eine Heilige von großem Rufe geworden war. Unsere Bekehrte hieß ebenfalls Marie, und sie faßte eine so große Verehrung für jene Heilige, die sie irrig, weil dieselbe nur in der griechischen Kirche gefeiert wird, für ihre Schutzheilige ansah, daß sie dreimal jede Woche allein, Tag und Nacht, über Berg und Thal nach Sainte-Beaume, eine halbe Stunde von Saint-Maximin, wanderte, wo die heilige Magdalene der Legende nach begraben sein soll. Nachdem sie diese Wanderungen fünf Jahre fortgesetzt, hatte sie herausgerechnet, daß sie ihr früheres Leben, und zwar jeden einzelnen Fehltritt desselben, durch ihre Fasten, Gebete, Geißelungen, Wanderungen abgebüßt habe. Dann starb sie als Märtyrerin ihres Glaubens und ihrer harten Bußübungen. Das war ohne Zweifel religiöser Fanatismus; aber ihre wirkliche Frömmigkeit bewies sie durch ihr Testament, in welchem sie eine Stiftung für vier Personen ihres frühern Gewerbes machte, die, sobald sie für unheilbar erklärt würden, in einem bezeichneten Hospitale bis zum Tode untergebracht werden sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

De la puissance américaine, origine, institutions, esprit politique, ressources militaires, agricoles, commerciales et industrielles des Etats-Unis, par *Guillaume Tell Poussin.* Zwei Bände. Paris 1843.

Dieses interessante Werk gibt uns, wenn es auch in einzelnen Punkten noch der Ergänzung fähig ist, im Ganzen ein vollständiges Bild der jungen amerikanischen Staaten. Der Verf. hat seine Beobachtungen an Ort und Stelle gemacht und theilt eine Menge belehrender Bemerkungen mit, für die wir ihm Dank wissen, nur hätte er seinem Werke einen höhern Werth geben können, wenn er die Schriften früherer Reisender z. B. die ausgezeichneten „Lettres sur l'Amérique du Nord" von Michel Chevalier, Tocqueville's bekannte „Démocratie en Amérique" u. s. w., mehr berücksichtigt hätte. Nur wenige Ausländer haben sich in einer so günstigen Lage, um Land und Leute kennen zu lernen, befunden als Poussin, der an den großen Bauten, welche in den Vereinigten Staaten während des letzten 20 Jahre zur Vollendung gekommen sind, thätigen Antheil genommen hat. Er stand als Major im amerikanischen Geniewesen und war zu gleicher Zeit Adjutant des trefflichen Generals Bernard, der seinen Namen durch die Anlegung des großen Ohiokanals unsterblich gemacht hat.

Am wenigsten befriedigt sind wir vom ersten Band, welcher fast nichts als eine historische Einleitung gibt, die weder vollständig noch besonders übersichtlich ist. Der Verf. entwirft hier die Geschichte jeder einzelnen Colonie, aus denen späterhin sich die Union gebildet hat, mit großer Ausführlichkeit, statt uns mit dem Geiste der nordamerikanischen Institutionen, wie die Vorrede erwarten läßt, bekannt zu machen. Dies war unendlich wichtiger und stand mit seiner eigentlichen Aufgabe in viel engerer Beziehung als die langen historischen Erörterungen, bei denen er von den ersten nordischen Seefahrern, welche vor Colombo schon an der Küste der Neuen Welt angelegt haben sollen, und von der noch problematischern Entdeckungsfahrt eines gewissen Madoc, eines Fürsten von Wales, anhebt. So werden wir, statt eine vollständige Darstellung der politischen Einrichtungen und der socialen Verhältnisse, in denen die Kraft der amerikanischen Demokratie begründet ist, zu erhalten, mit einer Übersetzung der Unabhängigkeitserklärung und der Conföderationsacte abgefertigt. Auch in den einzelnen Capiteln des zweiten Bandes, der den militairischen, commerciellen und industriellen Interessen gewidmet ist, sind wir zum Theil auf manche fühlbare Lücken gestoßen. So übergeht Poussin z. B. das wichtige amerikanische Bankwesen ganz und gar, aus dem allein sich größtentheils die finanziellen Schwankungen, unter denen Amerika zu leiden gehabt hat, erklären lassen. Die Eisenbahnen und Kanäle betrachtet er ferner zu ausschließlich vom militairischen Standpunkte aus, wie man dies schon aus dem Umstande sehen kann, daß er sie in der Eintheilung seines Werks der Landesvertheidigung unterordnet; aber ohne z. B. den Eisenbahnen den hohen Werth streitig zu machen, den sie im Kriege haben mögen, glauben wir doch, daß Jedermann denselben

in commercieller Hinsicht und als Bringer und Beförderer der Industrie im Allgemeinen eine viel höhere Bedeutung beilegen wird.

Aus der Fülle von Bemerkungen, die sich uns beim Durchblättern dieses inhaltsreichen Werks aufdrängen, können wir nur einzelne Punkte hervorheben. Recht interessant ist das Capitel, welches der Verf. dem amerikanischen Kanalwesen widmet, obgleich sehr zu bedauern ist, daß Poussin keine Notiz von den sorgfältigen Untersuchungen des unermüdlichen M. Chevalier genommen hat, dessen „Description des voies de communication aux Etats-Unis“ als ein Meisterwerk betrachtet werden kann. In keinem Lande der Welt haben die Kanäle eine solche Bedeutung erlangt und nirgend hat man ihnen eine solche Ausdehnung gegeben als in den Vereinigten Staaten. Die ungeheuern Vortheile, welche dem amerikanischen Handel daraus entsprossen sind, haben die übrigen Länder auf die Wasserwege, die zur Beförderung der Waaren am wichtigsten sind, wieder aufmerksam gemacht. So fängt man in Frankreich seit einiger Zeit an, der Kanalisation, die noch vor wenigen Jahren mit aller Schläfrigkeit und Nachlässigkeit betrieben wurde, einen neuen Aufschwung zu geben. Es kommt uns jetzt fast unglaublich vor, wenn wir aus einem vor kurzem erschienenen französischen Werke erfahren, daß die Steinkohlen, welche Paris aus einer Entfernung von 86 Lieues bezieht, noch vor 20 Jahren auf dieser kurzen Strecke nicht selten ein Jahr unterwegs waren, während man in Amerika noch bedeutendere Distanzen mit gewöhnlichen Schiffen in wenigen Tagen durcheilt. Wie ungeheuer aber auch in Amerika die Schnelligkeit des Personen- und Waarentransportes binnen wenigen Jahren zugenommen hat, davon führt Poussin einige schlagende Beispiele an. So erzählt er, daß er bei seinen Reisen im J. 1817 von Neuyork nach Washington auf einer Entfernung von 100 Lieues noch 5—6 Tage gebraucht habe, während man jetzt die ganze Strecke in 10—11 Stunden zurücklegt. Es springt in die Augen, wie segensreich dieser Zeitgewinn für den Wohlstand des ganzen Landes ist, denn in Amerika besonders sieht man die Wahrheit des bekannten britischen Sprüchworts „Time is money“. Sogar die Schnelligkeit der Dampfschiffe hat seit ihrer ersten Anwendung bedeutend zugenommen. Das erste Dampfschiff, welches sich in Amerika in Bewegung gesetzt hat, war auf Anregung eines gewissen Robert Fulton im J. 1807 von den beiden englischen Ingenieurs Bulton und Watts erbaut. Die Maschine war nur von einer achtzehnfachen Pferdekraft, und man brachte auf der Überfahrt von Albany nach Neuyork, die man jetzt gewöhnlich in 9, zuweilen selbst in 7 Stunden macht, 18 volle Stunden zu. Jetzt sind in Amerika alle Ströme mit Dampfschiffen bedeckt und wohin sie nur kommen, erstehen Städte und blüht der Wohlstand auf. Im J. 1839 gab es, nach Poussin's Angabe, 13,000 Dampfschiffe. Nach genauen Untersuchungen hat sich ergeben, daß seit ihrer ersten Einführung, also während 30 Jahren, etwa 253 Unglücksfälle mit Dampfschiffen vorgekommen sind, die gegen 2000 Menschen das Leben gekostet haben. Die Zahl der Verletzten beläuft sich auf 443. Die meisten Unfälle kommen auf den großen Flüssen vor, deren Bett noch nicht überall von den starken Baumwurzeln und den gewaltigen Blöcken gehörig gereinigt ist. Wir haben deshalb zu unserm Staunen in den neuesten Zeitungsberichten gesehen, daß der Congreß in Folge der Einschränkungen, welche von den finanziellen Verlegenheiten nöthig gemacht sind, die für den Unterhalt der Wasserwege ausgesetzte Summe um ein Beträchtliches, wenn wir nicht irren um mehr als die Hälfte, herabgesetzt hat.

Aus den Berechnungen, welche Poussin mittheilt, ergibt sich, daß die Gesammtlänge aller Kanäle, die in Amerika vollendet sind und bereits der Handelsthätigkeit offen stehen, 1620 Lieues à 4000 Mètres ausmacht, die mit einem Kostenaufwande von 450 Millionen Francs zu Stande gebracht sind. Die Unterhaltung der Kanäle berechnet er mit 1800—3350 Francs das Kilomètre, eine Summe, die in England nicht selten bis auf 4000 Francs und darüber steigt, während sie in Frankreich, wo die erste Anlage mehr als das Doppelte so viel als in Amerika kostet, im Durchschnitt nur 1500 Francs auf eine gleiche Strecke beträgt. Die gesammte Ausdehnung der Eisenbahnen betrug im J. 1841 8512 Kilomètres oder 2188 Lieues; davon wurden 5265 Kilomètres bereits befahren, 3247 waren ihrer Vollendung nahe und 3220 existirten zwar erst im Project, sollten aber doch bald zur Ausführung kommen. Wir erfahren ferner, daß die Kosten der Anlegung von Eisenbahnen in England mehr als das Sechsfache von Dem betragen, was sie in Amerika kosten, und dabei werden jährlich noch neue Mittel und Wege gefunden, wesentliche Ersparnisse möglich zu machen. Doch wir brechen hier ab, um schließlich das Werk noch einmal sowol allen Denen, die bei den großen Arbeiten, bei denen Deutschland jetzt den freien Vereinigten Staaten so würdig nacheifert, als auch dem größern Publicum, das sich einen Begriff von der herrlichen Entwickelung dieser jungen Macht machen will, dringend anzuempfehlen.

6.

Miscellen.

Thomas Ferrarius, welcher 1511 „Cantelas juris“ herausgab, erzählt (caut. 24), zu Padua sei ein wegen Verbrechens des Mordes zum Tode verurtheilter Jude nach langer von den angesehensten Rechtslehrern gepflogener Berathung von der Todesstrafe zuletzt freigesprochen worden, weil er sich vor ergangenem Urtheilsspruche hatte taufen lassen. Die, welche bei der Berathung anderer Meinung waren, hätten aber diesem Ausspruche den des Ovidius (Fast. 2, 45, 46) entgegengesetzt:

Ah nimium faciles, qui tristia crimina caedis
Fluminea tolli posse putatis aqua.

Auch einen Liebesbrief findet man in den Pandekten. Der römische Rechtsgelehrte Scävola hat solchen, wie ihn eine Seia ihrem Lucius Titius schickt, in der L. 61. §. 1. D. de obligat. et action. zum Besten gegeben, und zwar ganz in dem erbärmlichen Stile, dessen ein ungebildetes Mädchen, das an ihren Liebhaber schreibt, sich zu bedienen pflegt. Mehres hierüber kann man in Eckhardi hermeneut. jur. ed. Walch. (p. 182) lesen.

Des Königs Ludwig XIII. von Frankreich Bruder, Herzog von Orleans, war, im Zwiespalte mit dem Könige, 1634 zum Herzoge von Lotharingen geflüchtet, dessen Schwester er wider des Königs Willen geheirathet hatte. Der König und sein Minister Richelieu waren darüber sehr aufgebracht, wollten aber, um den Schein der Ungesetzmäßigkeit zu vermeiden, keinen Schritt thun, ohne vorher ein Gutachten von Rechtsgelehrten eingeholt zu haben. Dieses fiel nun dahin aus, „daß ob crimen raptus Klage geführt werden müsse“. Die Klage wurde auch wirklich angebracht vor dem Parlamente in Paris und zwar, wie Leyser (Sp. 593, m. 8) bemerkt, mit Erfolg.

Weil nach 2 F. 6 et 7 dem Vasallen wegen einer dem Lehnherrn zugefügten Injurie (welche aber nach 2 F. 24. §. 2 eine schwere sein muß) das Lehn von diesem eingezogen werden kann, beschuldigte noch 1719 ein Reichsgraf einen seiner Vasallen der Felonie deswegen, weil letzterer in einem an den Grafen erlassenen Schreiben die gewöhnlichen Ehrentitel „Gnädiger Herr“ und „Euer Gnaden“ ausgelassen und ihn nur „Hochgeehrtester Herr Graf“ benannt, auch zu dieser Titulatur sich hin und wieder bloßer Abbreviaturen bedient habe.

Lucius Cary, Viscount Falkland, Staatssecretair König Karl's I. von England, der in der Schlacht bei Newbury (20 Sept. 1643) blieb und ein geschätzter englischer Dichter war, besaß eine vortreffliche Bibliothek. Diese vertauschte sein Sohn, Heinrich, nach des Vaters Tode für — ein Paar Pferde. Habent sua fata libelli!

37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 331. — 27. November 1843.

Die letzten Stunden und der Tod in allen Classen der Gesellschaft aus den Gesichtspunkten der Humanität, der Physiologie und der Religion betrachtet von H. Lauvergne. Frei nach dem Französischen bearbeitet. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 330.)

Im zehnten Capitel: „Letzte Stunden und Tod beim männlichen Geschlecht", legt der Verf. eine Eintheilung nach den verschiedenen Stufen geistiger Befähigung zum Grunde, die, wenn man dabei von andern zufälligen, die Art des Sterbens bestimmenden Einwirkungen absieht, allerdings dabei nicht ohne Bedeutung sind. Demzufolge zerfallen die Menschen in bloße Instinct- oder Thier-, in Verstandes- und geniale Menschen. Die erstern sterben gewöhnlich ohne Zeichen von Empfindung und Theilnahme, wie sie gelebt haben. Bei der zweiten Classe muß man, neben den verschiedenen Berufsarten unterscheiden: 1) den einfachen Menschen, der an dem allgemeinen Aufschwung der Civilisation nicht Theil nimmt, in seinem Glauben an Gott unerschütterlich bleibt, und in der ihm gelehrten Religionsübung lebt und stirbt; 2) den Geschäftsmann, der unaufhörlich den zeitlichen Gütern nachjagt und nie mit etwas Anderm beschäftigt ist als mit den Zahlen seines Gewinnes oder Verlustes, dabei aber in seiner Seele einen Rest von Glauben, auch wol von Aberglauben behält, den er weder leugnet noch bezweifelt, aber auch ebenso wenig für seinen Tod nutzbar macht; 3) den Gelehrten und Denker, der durch seine Forschungen über die sinnliche und übersinnliche Welt in religiöser Beziehung entweder zum überlegten Atheismus, oder zum Zweifeln über einzelne Punkte, oder auch zur innigen Überzeugung der Wahrheit der geoffenbarten Religion kommt; 4) Denjenigen, der sich ausdrücklich der Betrachtung und dem Umgang mit den himmlischen Dingen und der Lossagung von allen irdischen gewidmet hat. Wenn der Verf. dem Leben und dem Sterben der Letztern, namentlich der Anachoreten, eine so hohe Bedeutung beilegt, so werden ihm wol nur Wenige beistimmen, denn wer sollte nicht ein thätiges, dem Wohle der Menschheit gewidmetes, zugleich aber der Stimme des innern Gewissens genugthuendes Leben höher stellen als die Ruhe und den beschaulichen Müßiggang?

Merkwürdig sind des Verf. Mittheilungen über das Vorgefühl, welches manche Krieger am Tage der Schlacht von ihrem Ende befällt. Sie mögen hier eine Stelle finden.

In dem Kriege von 1813 erwacht der Marschall Bessières an dem Tage seines Todes mit der bestimmten Überzeugung, daß es heute sein letzter sei. „Mich nimmt heute eine Kanonenkugel mit; nüchtern soll sie mich nicht treffen." Er liest die Briefe seiner Frau noch einmal durch und wirft sie dann ins Feuer. Eine Stunde darauf steigt der Kaiser zu Pferde und Bessières folgt ihm. Das blasse und traurige Aussehen des Marschalls fällt Jedem auf. Hr. de Baudus, sein Adjutant und Vertrauter, sagt zu Denen, die es bemerkt haben: „Bekommen wir heute eine Schlacht, so wird der Marschall getödtet." Das Treffen beginnt, und sehr bald reißt eine Kugel den edeln Degen des Kaiserreichs in zwei Stücken. Seine Uhr war stehen geblieben, ohne daß sie auch nur berührt worden wäre.

Wie Bessières, so wußte auch Lannes seinen nahen Tod voraus. Als 1809 der Krieg mit Östreich ausbrach, nahm Lannes von seiner Frau und seinen Kindern Abschied mit der festen Überzeugung, daß er sie nicht wieder sehen werde. Am 22. Mai fand er auf dem Schlachtfelde von Eßlingen seinen Tod.

An dem Tage vor der Schlacht bei Marengo sagte Desaix zu seinem Adjutanten: „Es ist lange her, daß ich in Europa keine Schlacht mitgemacht habe, die Kugeln kennen mich nicht mehr; heute begegnet mir gewiß etwas." Und am folgenden Tag lag Desaix als Sieger auf dem Lorberbette.

Ebenso warf sich der General Lasalle in einer Nacht, wo er nicht schlafen konnte, mit der Vorahnung seines Todes herum. Es war vor der Schlacht bei Wagram. Er schrieb noch an demselben Tage an Napoleon, um ihm seine Frau und seine Kinder zu empfehlen. Sonst ein Mann wie von Eisen, konnte er sich jetzt der heftigsten Bewegung nicht erwehren und äußerte unaufhörlich gegen seine Freunde: „Morgen bleibe ich." Und das Geschick der Schlachten hielt Wort.

Vor der Schlacht bei Bautzen führte Duroc gegen den Kaiser eine ganz sonderbare Sprache. Napoleon konnte ihn nur halb beruhigen; selbst abergläubig wie ein Corse, wurde er von der Eröffnung, die ihm Duroc machte, betroffen. Während des Gefechts brachte man ihm die Nachricht, daß sein Freund gefallen sei; und die Augenzeugen erzählen, daß Napoleon sich vor die Stirn geschlagen und ausgerufen habe: „Meine Ahnungen trügen niemals!"

Auch von Ahnungen, durch die sich Sterbende fernen, mit ihnen in Sympathie stehenden Personen mittheilen, weiß der Verf. Beispiele anzuführen.

Napoleon's Todesstunde wußte man gleichzeitig auf dem Felsen von St.-Helena und in einem Gasthofe Badens. Graf Las Cases war auf einer Reise in Deutschland, voll Gram über seine Trennung von dem Gefangenen und über seine vergeblichen Versuche, die Theilnahme Europas für ihn zu gewinnen. Am hellen Tage überfällt ihn ein lethargischer Schlaf; im Traume

sieht er Napoleon gen Himmel steigen, die Augen liebevoll auf ihn heftend, und aus dem Nebel, der ihn umgibt, ihm freundliche und prophetische Worte zurufend. Als der Graf erwacht war, kündigte er seiner Familie sogleich an, daß der Kaiser gestorben sein müsse; nach wenigen Tagen kam die Bestätigung.

Uns fallen bei diesen Erzählungen unsers Schiller Worte im „Wallenstein" ein:

> Dergleichen Stimmen gibt's — es ist kein Zweifel!
> Doch Warnungsstimmen möcht' ich sie nicht nennen,
> Die nur das Unvermeidliche verkünden.
> Wie sich der Sonne Scheinbild in dem Dunstkreis
> Malt, eh' sie kommt, so schreiten auch den großen
> Geschicken ihre Geister schon voran,
> Und in dem Heute wandelt schon das Morgen.

Unter den genialen Menschen unterscheidet der Verf. Diejenigen, die in verschiedenen Zweigen der Industrie bereits bekannten Dingen neue Beziehungen abzugewinnen und sie zu Erfindungen zu verwenden wissen, dabei aber nach Gewinn und nach Beifall und Ehre ringen, von den wirklichen Genies, die einen Funken des göttlichen Feuers vom Himmel empfingen, den Gottbegabten, die durch ihre Thaten und Werke ihre Sendung erfüllen und als eine von Gott gewollte durch ein ihm gefälliges Leben und durch eine religiöse Gesinnung bewährten. Der Einfluß der Erstern auf das wahre Glück der menschlichen Gesellschaft wird von ihm sehr in Zweifel gezogen. Sie vermehren nur maßlos und für den Genuß viel zu wohlfeil die unendlichen Hülfs- und Steigerungsmittel des gesellschaftlichen Lebens, und die Schnelligkeit, mit der ein Volk seinem Verfalle entgegeneilt, nimmt um so mehr zu, je mannichfaltiger seine Mittel werden das Leben hinzubringen, je ätzender und entnervender sie auf das Mark seines Daseins einwirken. Die Wunder der Industrie bringen es mehr und mehr dahin, seinen physischen Tod durch das Übermaß jeglicher moralischer Überreizung zu beschleunigen. Man möchte sagen, daß eine zu hoch cultivirte Nation unter einer Atmosphäre von Sauerstoff athmet, und, wie die brennbaren Körper, die man unter eine mit diesem Gas gefüllte Glocke bringt, ihr Leben verpufft und in Funken versprüht inmitten einer Helligkeit, vor der die Augen erblinden. In diesen Worten, die der Verf. vorzugsweise an sein zum großen Theil demoralisirtes Volk richtet, die sich aber auch jedes andere gesagt sein lassen sollte, liegt eine große nicht zu verkennende Wahrheit. Gestehen wir es nur, der außerordentliche Aufschwung, den Künste und Wissenschaften in neuern Zeiten genommen, die mannichfachen Erfindungen und Erweiterungen der Industrie, die die großen Menschenmassen nach allen Richtungen ausbeuten, haben sie nicht glücklicher gemacht. Eine Menge Bedürfnisse, Verlockungen zum Genuß und Laster aller Art haben sich in ihrem Gefolge eingeschlichen und eingebürgert und den Menschen seiner eigentlichen Bestimmung als vernünftiges und sittliches Wesen entfremdet. Ein Vergleich des schlichten zufriedenen Landmanns und des ehrenhaften Bürgers der guten alten Zeit mit dem heutigen Industriellen lehrt dies auf eine nicht zu bestreitende Weise. Freilich sind es nicht Künste und Wissenschaften an sich, die den Menschen demoralisiren, aber es sind die Bedürfnisse und Begehrungen, welche sie erwecken und für welche unsere heutige sittliche Erziehung und unsere religiöse Bildung kein hinreichendes Gegengewicht mehr abgeben. Möge des Verf. Stimme, eine seltene Ausnahme unter seinem Volke und ein warnender Wächter und Vertreter der wahren Humanität, nicht verhallen! Aber auch unserm Volke möchten wir ein Klar hin! zurufen.

Im elften Capitel: „Letzte Stunden und Tod in verschiedenen Classen der Gesellschaft", erzählt der Verf. eine Reihe von Todesfällen, die aus dem Gesichtspunkte der Humanität, der Philosophie und der Religion ihr Merkwürdiges haben. Es sind nur fernere Belege für den Satz, daß, wie der Mensch lebe, so sterbe er auch. Obwol wir nun oben die Allgemeinheit dieses Satzes bestritten und zu beweisen gesucht haben, daß auf die Art des Sterbens eine Menge anderer Umstände Einfluß haben und daß deshalb dieser Satz keine allgemeine Gültigkeit habe, so sind wir doch weit davon entfernt, ihn geradehin abzuleugnen. Er ist ebenso wahr, als es die meisten Sprüchwörter sind, d. h. es liegt ihnen eine gewisse Wahrheit zum Grunde, die der Mensch beherzigen soll, ohne daß sie deshalb auf alle Fälle anwendbar sind. Am wenigsten aber sind wir gemeint, die Wahrheit umzustoßen, daß ein christliches, gottgefälliges Leben zum ruhigen Sterben nöthig sei. Schon Rousseau sagt: „Die Vorbereitung zum Tode ist ein gutes Leben, von einer andern weiß ich nicht", und Spinoza's schöne Worte: „An Nichts denkt der freie Mann (der das Gute unbedingt will) weniger als an den Tod; seine Weisheit forscht mehr nach Dem, was Leben als was Tod ist", stehen damit nicht im Widerspruch, denn Forschungen nach den höchsten Interessen des Lebens, die darunter verstanden werden müssen, sind ja auch die würdigste Vorbereitung zum Tode. Ja, es gibt Arten des Todes, wo dem Menschen ein Rückblick auf sein ganzes vergangenes Leben verstattet ist, und da Keiner weiß, in welcher Gestalt und wie früh oder spät ihm der Unerbittliche nahen wird, so suche er sich den Weg zum Grabe möglichst fleckenrein und den Rückblick aufs Leben frei und heiter zu erhalten, damit er ruhig seine Augen schließen könne. Sind daher auch die von dem Verf. beigebrachten Beispiele nur zu Gunsten jenes Satzes ausgewählt und dieser nur bedingt wahr, so sind sie doch aller Beherzigung werth, und gern wird man den Verf. auf seiner Todtenschau und an das Sterbebette des Geizigen, des Verschwenders, des Arztes, des Materialisten, des Deisten, des Juristen, des Pantheisten, des Mathematikers und Astronomen u. s. w. begleiten. Das letzte Wort unsers Goethe, dessen hier gleichfalls gedacht wird, hat aber auf seiner Reise nach Frankreich einige Zusätze und Verschönerungen erhalten. Es wird nämlich erzählt, Goethe habe, als er die eisige Hand des Todes gefühlt, das Fenster öffnen lassen, sich den Sonnenstrahlen gegenübergesetzt und gerufen: „Laßt noch mehr Licht herein!" Bekanntlich hat er sich aber nicht ans offne Fenster setzen lassen und nur gesagt: „Mehr Licht!" wahrscheinlich, weil er mit herannahendem Tode noch so viel Bewußtsein hatte, um zu bemerken, daß sich sein Auge verdunkelte.

[illegible] [illegible] Tod der [illegible] [illegible] so leben-
digen Farben geschildert, daß wir bedauern, die ganze Stelle unsern Lesern nicht mittheilen zu können. In dergleichen Schilderungen ist der Verf. Meister. Bei Nonnen hat der Verf. die Beobachtung gemacht, daß die jüngern lieber sterben als die alten, die, wenn sie krank werden, gern Alles anwenden, die besten Ärzte des Orts zu Rathe ziehen, auch wol für ihre Herstellung eine Menge abergläubischer Mittel versuchen, der Jungfrau ein ex voto, irgend einem Heiligen die neuntägige Andacht versprechen, mit einem Worte, sich auf jede erdenkliche Weise an das Leben anklammern. Von dem Tode des protestantischen Geistlichen entwirft der Verf., obgleich strenger Katholik, ein so edles Bild, daß sich diese bei ihm bedanken dürfen.

(Der Beschluß folgt.)

Frauenromane.

1. In der Heimath. Von der Verfasserin von Schloß Goczyn. Breslau, Kern. 1843. 8. 2 Thlr.

Die Verf. bezeichnet das vorliegende Werk als ein Stückchen aus dem Dichterleben. „Dichter", sagt sie, „haben wirklich Gedanken. Ich ließ die meinigen immer so kommen und gehen, wie die Wellen im Flusse, wie sie wollten und wohin sie wollten, nur wenige nahm ich in das Buch, das ich eben schrieb, in Briefe, die ich eben zu schreiben hatte. Da fiel mir einmal ein, es sei schade, daß ich so viele vergäße."

„Ich hatte bisher immer nur gedichtet; jetzt fiel mir ein, ob ich wol noch Wirkliches schildern könnte. Mein stilles Leben dämmerte um mich her, mir fiel ein, ob es nicht etwas Poesie sei?"

„Aus diesen Einfällen wurde Sinnen, aus dem Sinnen Schreiben, und so wurden diese Briefe geschrieben, und es wurde ein Buch aus diesen Briefen. Es enthält die Gedanken der Tage und die Empfindungen der Stunden. Sie sind so verschieden und einander so fremd wie die Blumen des Frühlings. Jede Stunde ist anders als die vorangegangene, und der Mensch ist anders in jeder Stunde."

Die Verf. hat in diesem Buche ihre ganze Individualität, die sie uns in ihren frühern Werken schon sehr deutlich ahnen ließ, eingerahmt. Auf den ersten Seiten versichert man ihr mit einer Reverenz, daß man sich freue, ihre Bekanntschaft zu machen — und auf den letzten reicht man ihr die Hand zum Abschiede und spricht ihr aus, daß man sich freut, die Bekanntschaft gemacht zu haben; man ist mit ihr befreundet und stimmt ihr bei, wenn sie zu mehren Malen behauptet, „daß sie eine Dichterin sei". Das will indeß noch nicht sagen, daß man unbedingt ihre Producte für das Publicum geeignet hält. Sie hat ein poetisches Herz, welches alle Eindrücke auf poetische Weise verdaut und verarbeitet; es geht beständig in ihrer Seele eine Art von chemischem Proceß mit den äußern Erlebnissen vor, sie werden alle in ihr zu Versen; Sterne, Blüten, Wolken, Bäume, Luft, Glocken, ein abgebrochener Zweig, Regen, Sonnenschein, große und kleine Gefühle, Alles wird zu Liedern; hübsche, nette, innige, seelenvolle, allerliebste Lieder, aber meist unbedeutend. Auch die Prosa ist gut, die Briefe gehaltvoll, sprudelnd vom Denken, anmuthig in Scherz und Ernst; bunt wie Schmetterlinge und schillernd wie Seifenblasen; wohl den Freunden, die solche Briefe erhalten; doch sie sind nichts für das große Publicum, dieses wird ihnen jetzt noch kein Interesse abgewinnen können — später vielleicht, später, wenn die Schriftstellerin berühmt geworden ist, was sie nicht für ganz unmöglich zu halten scheint. Auch wir halten es nicht für unmöglich; „Schloß Goczyn" spricht an, und „Marie" hat bei vielen Schwächen doch auch Funken; damit solche abgerissene Mittheilungen dem Publicum interessant werden, muß die Schriftstellerin schon auf [illegible] [illegible] die [illegible] [illegible] Briefe der Charlotte Stieglitz waren willkommen, [illegible] tragische Ende dieser Frau den Geist zu manchen Fragen [illegible] welche die Briefe beantworten sollten. Die Correspondenz des berühmten Kindes wurde gelesen, weil sie sich um das Verhältniß mit Goethe drehte. Der Rahel dicke Bände las man, weil die selbst als hochgefeierte Frau allgemein geachtet und überall bekannt war, und mit den berühmtesten Menschen im Verkehr gestanden hatte. Die vorliegenden Mittheilungen stehen denen der Rahel weit an Gedankentiefe, an Stoffinteresse und Originalität nach; sie erreichen die der Bettina nicht an Phantasie und Genialität, sie könnten höchstens denen der Stieglitz zur Seite gestellt werden — ja, ich möchte sagen, denen vieler Frauen; denn in jetziger Zeit gibt es unter hundert gebildeten wol zehn, welche solche Briefe schreiben können, und wol auch schreiben; sie zeigen mehr von Gedankenreichthum als von Gedankentiefe. Deshalb können sie nicht als unbedeutend bezeichnet werden, wenngleich sie auch keineswegs bedeutend genannt werden dürfen. Bedeutend erscheint mir aber der Charakter der Schriftstellerin selbst: er geht klar, wahr, edel und weiblich hervor; man begreift, daß die Mutter, der das Buch gewidmet ist, ihre Freude daran hat, wie auch an der Schriftstellerin; man begreift, daß es allen Freunden der Verfasserin ein werthes Andenken ist; und da bedeutende Frauen zahlreiche Freunde zu haben pflegen, da deren Zahl mit der Zeit immer mehr heranwächst, wird es auch nicht nur die Erscheinung eines Moments sein, sondern noch Jahre lang von Einzelnen gesucht und gelesen werden, selbst wenn die Autorin nicht berühmt werden sollte. Es ist ein Spiegelbild ihres frommen Lebens, und wer sich für sie selbst interessirt, wird gern hineinschauen. Dann haben sogar Tändeleien, als z. B., daß sie die Boten gehende Hanne Hans nennt, sich selbst einmal als Mäuseköchen bezeichnet und andere kleine Localscherze ihren Werth. In den Mittheilungen über Dresden werden Tieck, Tiedge, Karl von Wachsmann, Karl Falkenstein, Julius Mosen und andere mehr oder minder bekannte Namen genannt; die geschilderten Personen, Gegenstände und Verhältnisse werden aber auch nur als sich zur Verfasserin beziehend oder als Bilder in ihrem Seelenspiegel aufgeführt; ihre Schilderung, nicht die Personen sind die Hauptsache. Mit ihrer Besprechung von Büchern, die sie liest, ist Ref. meist einverstanden. Die Novelle „Hedwig" ist unbedeutend; die Heldin derselben, welche als „frisch wie Quellwasser" bezeichnet wird, kann der Autorin dieses Compliment zurückgeben. Da denn die Autorin der Hauptmoment des Werks ist, werde ich zwei Stellen herausheben, die mir sie besonders zu charakterisiren scheinen, ihre Ansichten über Freiheit und über Koketterie nämlich:

„Heute ist Pfingsten, das Fest des Geistes, das Fest der Freiheit, denn der Geist macht frei."

„Freiheit — dehnt Ihre Brust sich nicht aus, athmen Sie nicht in einem langen Zuge durstig Gottes Luft und sagen: Freiheit! Ich thue es. Freiheit ist meine Sehnsucht — wie ein gefesseltes Volk, so drückt mich jede Kette."

„Frei sein, das ist Glück; frei sein von sich selber, von der Welt, von der Hoffnung, von den Menschen, von Allem, nur nicht von Gott und von der Liebe. Wollen wir es nicht werden? Ich denke. Wir werden ja wol die Kraft haben; um die Freiheit ist ein herrlicher Kampf."

„Um Liebe und aus Liebe Alles thun und Alles dulden, aber aus Knechtschaft nichts — das sei unser Wahlspruch. Wir werden vielleicht Manches aufgeben müssen, was die Menschen uns geben könnten — vielleicht manchmal selbst unsern Willen — nämlich da, wo er gegen einen andern tyrannischen zu schwach ist. Gut, geben wir ihn dann auf, wollen wir nie länger, als eine Stunde, was wir nicht können; die Freiheit ist jeder Entsagung werth."

„Es gibt keine größere Erniedrigung für den Menschen, als Hartherzigkeit anzuflehen. Das Elend des Bittens — o,

das Herz muß unter dieser Qual sterben! Hülfe fodern, das ist des Menschen Recht; aber bitten sollte der Mensch den Menschen nur um Verzeihung; die Bitte gehört Gott."

„So hatte ich eben Gedanken über Koketterie, dieses Wort, von dem die Meisten ebenso wenig wissen, was es heißt, wie von Bescheidenheit. Um bei diesen bescheiden zu heißen, muß man durchaus nicht ahnen, was man ist, und zu jedem Lob: ‚Ach, ich bitte recht sehr!' antworten. Und kokett sein heißt bei ihnen eine Loreley sein, welche die Menschen erst durch süßen Gesang lockt und dann jämmerlich ertrinken läßt. Kokett sein ist allerdings, das eigenste Wesen zu einer Lockung für Andere machen; aber es kommt Alles darauf an, wie, wann und gegen wen die Frau es thut. Thut sie es mit Absichtlichkeit und mit Ernst gegen mehre Männer, so ist sie unwürdig; thut sie es gegen alle Männer, so wird sie albern; thut sie es aber gegen alle Menschen, so ist sie allgemein liebenswürdig, und thut sie es gegen den Geliebten oder gegen den Mann, so thut sie nichts als ihre Pflicht."

„Gegen den Geliebten thut es jede Frau, die es kann, unbewußt, aus Liebe, wie sie aus Freude lächelt. Die es gar nicht kann, die kann auch nie liebenswürdig sein, sondern gehört unter die Zahl der Frauen, aus denen die gewöhnlichen Schriftstellerinnen ihre Unverstandenen nehmen, unglückliche Geschöpfe, die ich immer angähnen muß."

„Eine solche Frau kann geheirathet, aber niemals mit etwas Wahnsinn geliebt werden — ich bedaure sie herzlich. Eine Frau, die nicht geliebt worden ist, die ist ein Diamant, vielleicht von seltenem Werthe, aber nie an das Licht der Sonne gekommen, um zu glänzen und zu blenden. Könnte sie liebenswürdig sein und fehlt es ihr nur an der Gelegenheit, so ist es eins der tragischen Frauenschicksale."

2. Waldemar Klein. Novelle von Emilie Flygare-Carlén. Aus dem Schwedischen von C. Eichel. Leipzig, Kollmann. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Verf. des vorliegenden Romans scheint am Ende ihrer Phantasievorräthe zu sein, sie bringt weder Neues noch Originelles mehr: es sind dieselben leicht skizzirten Charaktere, die sie uns vorführt, wie in ihren frühern Büchern; derselbe Reichthum an Männern, sodaß jedes Mädchen einen bekommt, und auch dieselbe Moral; denn immer geht es den guten, sanften, gehorsamen, innig liebenden Frauen gut und sie werden glücklich, während die koketten, kaltblütigen und hartherzigen unglücklich werden. O, wäre das doch so in der Welt! Bei dieser Verfasserin schließt auch nicht der Roman mit der Heirath der zahlreichen Helden und Heldinnen, der Vorhang fällt nicht, wie im Lustspiel, zu diesem Moment, sondern die Erzählung spinnt sich fort. Am unglücklichsten ist diese Autorin in den Schilderungen einer vornehmen Geselligkeit, und die Gastrollen in der großen Welt gelingen ihr durchaus nicht. Neulingen im Romanlesen kann man „Waldemar Klein" empfehlen; keinem verwöhnten Leser aber, keinem, der nur im geringsten mehr Ansprüche macht als die ganz gewöhnlichen.

3. Das apulische Kind. Historischer Roman von Franziska von Stengel. Leipzig, Melzer. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

„Er aber tiefen Kummer fühlend, blieb dennoch ungebeugt im Handeln; unbezwungen stand er da, Deutschlands größter Kaiser, der größte von der ruhmgekrönten Zahl der unsterblichen Hohenstaufen." So endigt die Erzählung, welche die Jugend und Thronbesteigung Friedrich's II. vorträgt und romantisch darzustellen sich bemüht. Ein Stück bearbeiteter Historie ist indeß noch nicht ein historischer Roman, und das hier vorliegende Werk zaubert eine Menge Gestalten, welche theils in der Geschichte genannt, theils von der Phantasie erschaffen sind, herauf, denen es jedoch allen an Wahrheit und Leben gebricht. Sie sind Schauspieler, die eine Episode der Geschichte vorspielen müssen, das fühlt der Leser und vermag nicht sich zu interessiren. Die weiblichen Charaktere sind nicht mit Liebe gezeichnet; sie figuriren nur in den Begebenheiten, und oft weiß man nicht, warum sie in das politische Treiben verflochten sind, da sie kein Glied in der Kette abgeben. Ein Ereigniß verdrängt das andere; keins spiegelt sich aber in dem Menschen wieder. Die Schilderungen von Gemüthsbewegungen sind oft übertrieben, so wird ein Pater „gall-, wuth-, haßerfüllt und schäumend" dargestellt. Die Erzürnten knirschen und schäumen beständig. Es ist viel Mühe und Fleiß auf diesen Roman gewandt worden, dem Talent aber läßt sich nicht gebieten.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Preisaufgaben der französischen Akademie für 1844 und 1845.

Die Akademie arbeitet gewaltig aus dem Groben. Für die letzte Concurrenz hatte die politische Section nur die Aufgabe gestellt: „Die Theorie und die Principien des Assecuranz-Vertrags (contrât d'assurance) festzustellen, die Geschichte desselben zu entwerfen und aus der Lehre und den Thatsachen die weitere Entwickelung herzuleiten, welche dem Assecuranzwesen zu geben sein möchte" u. s. w., und die Section beklagt sich, daß keine genügende Abhandlung eingelaufen sei; man hat den Preis auf das nächste Jahr ausgesetzt. Wer wird sich indessen entmuthigen lassen? Für 1844 ist eine Frage von speciell französischem Interesse gestellt, aber für 1845 keine geringere als diese: „Die Thatsachen festzustellen, nach welchen sich das Verhältniß zwischen dem Gewinn und dem Arbeitslohn regulirt (les rapports entre les profits et les salaires)." Bei dieser Gelegenheit ist zu erwähnen, daß die Akademie auch von den 25 eingegangenen Beantwortungen der um den Beaujour'schen Preis für dieses Jahr gestellt gewesenen Frage „Welche Methode die zweckmäßigste sei, das Princip der Association zur Erleichterung des Elends anzuwenden?" keine einzige preiswürdig gefunden hat. Nunmehr hat die moralische Section für 1845 zwei Fragen aufgeworfen. 1) „In welchem Verhältniß steht die Moralität der ackerbauenden Volksclassen zu der Moralität der im Dienste der Industrie beschäftigten?" 2) „Welchen Einfluß übt das Fortschreiten des materiellen Wohlstandes und die wachsende Neigung, ihn sich zu verschaffen, auf die Moralität eines Volkes?" Einen außerordentlichen Preis hat endlich die Akademie auf das Jahr 1844 ausgesetzt für die beste Abhandlung über die deutsche Philosophie. Es sollen die vornehmsten philosophischen Systeme geschildert werden, welche in Deutschland seit Kant, ihn eingeschlossen, bis auf die letzte Zeit aufgetreten sind. Kant's Philosophie, als die Grundlage der übrigen, soll besonders ins Auge gefaßt werden. Es soll die allgemeine Bedeutung und Gültigkeit der deutschen Philosophie gewürdigt werden. Die Irrthümer und Wahrheiten der verschiedenen Systeme sollen aufgedeckt und es soll als Resultat festgestellt werden, was von der jüngsten philosophischen Bewegung in Deutschland unter einer oder der andern Form in letzter Instanz als standhaltend und berechtigt gelten müsse (ce qui, en dernière analyse, peut légitimement subsister, sous une forme ou sous une autre, du mouvement philosophique de l'Allemagne moderne). Nicht genug! Für d. J. 1845 harrt der Preis des Glücklichen, welcher das große Problem der Gewißheit lösen wird, welcher unwiderleglich entscheiden wird, ob es Gewisses geben kann und gibt, oder ob statt des Gewissen nur das höchst Wahrscheinliche uns erreichbar ist, ob die Wahrheit die Gewißheit selbst ist, indem die Natur der Dinge vom Menschen erkannt werde, oder ob sie nur ein Schein, ein Product unsers Vorstellungsvermögens ist (une apparence, une conception, arbitraire ou nécessaire, de notre esprit).

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 332. —— 28. November 1843.

Die letzten Stunden und der Tod in allen Classen der Gesellschaft aus den Gesichtspunkten der Humanität, der Physiologie und der Religion betrachtet von H. Lauvergne. Frei nach dem Französischen bearbeitet. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 331.)

Dreizehntes Capitel: „Letzte Stunden und Tod des Soldaten und des Seemanns." Hier ist unser Verf. so recht eigentlich in seinem Elemente, denn er ist nicht allein Oberarzt der Marine, sondern hat auch selbst mehre Seereisen mitgemacht. Man sieht, seine Schilderungen des Seelebens sind aus dem Leben gegriffen und ein Jos. Vernet kann nicht schöner malen als er. Wir können es uns nicht versagen, unsern Lesern wenigstens eins von diesen lebendigen Bildern mitzutheilen.

Das Seetreffen läßt sich mit keinem andern vergleichen; es vereinigt Alles in sich, was der Mensch Schreckliches und Erbarmungsloses hat erfinden können. Keine Schilderung ist im Stande, die Hölle zu beschreiben, welche ein Schiff aus 120 Feuerschlünden zugleich donnernd ausspeit. Kein Pinsel malt die Zerstörung, den Schrecken, das Blutvergießen und den unbezwungenen Muth, die auf dem Meere, unter dem lautlosen Schweigen des Menschen, unter dem Toben aller Elemente sich entfalten.

Zwei Flotten mit feindlichen Farben segeln heran, um sich zu bekämpfen. Das Commando „Hangematten herunter!" ruft die Mannschaft auf ihre Posten. Den Ehrenposten nimmt der Befehlshaber selbst ein: es ist der, der ihn seinen Freunden und seinen Gegnern am meisten sichtbar macht. Die Matrosen werden vertheilt je nach ihrer Brauchbarkeit und ihrem Dienst. Diese sitzen in den Mastkörben, um die Beschädigungen der Masten und Segel auszubessern; jene bleiben auf dem Verdeck und führen die erfoderlichen Manoeuvres aus; die Kanoniere stehen an ihren Stücken, die Nichtcombattanten tragen Pulver und Kugeln zu, die ihnen im Schiffsraum ein versuchter Matrose zureicht; in der Mitte des Schiffs stehen die Chirurgen, umgeben von ihrem Arsenal, und harren der Ernte, die der Tod unter den Menschen halten wird.

Unterdessen kommen die Flotten in tiefem Schweigen einander immer näher; gleich mächtigen Seeungeheuern, die einen Vertilgungskrieg beginnen wollen, beobachten sie sich, messen sich, suchen Wind und Wogen durch ihre Segelkünste für sich zu gewinnen. Plötzlich wird auf dem Hauptmaste des Admiralschiffs eine bekannte Flagge, das Zeichen zum Angriff, sichtbar; jedes Schiff wählt sich seinen Feind; noch einige Minuten Harren und die Ehre der Nationen tritt in die Schranken. Schon schäumt der Matrose vor Ungeduld wie eine Dogge, die die Zähne wetzt, um den Eber anzufallen. Allen gehen die Manoeuvres zu langsam; das Herz, wie von einer Zaubermacht zusammengepreßt, scheint den Ausbruch des Gefechts herbeizuwünschen, um frei schlagen zu können. Es ist der feierliche, ahnungsvolle Augenblick im Leben des Kriegers. Wer mag schildern, was Alles diese Menschen in der Tiefe ihrer Seelen bewegt? Wer kann sich eines eigenthümlichen, von dem der Rationalehre ganz verschiedenen Gefühls erwehren, in dieser Stunde, wo man schweigend und gesammelt, unwillkürlich seine Stellung an einem Mordwerkzeuge überdenkt? Die Gedanken an die Familie, an Religion und Tod steigen wechselsweise in der Seele des Kämpfers für die Ehre auf, bis zu dem Augenblicke, wo seine Einbildungskraft, aufgeregt durch die erschütternden Ereignisse Dessen, was begonnen hat, nur noch auf den Kampf sich richtet. Der besonnene Muth des Befehlshabers, der die Mittel angibt, um den Sieg davonzutragen, muß ein ganz anderer sein als der des Matrosen; jener ist muthig mit seinem Kopfe, dieser mit seinem Herzen. Menschen, die auf einem Schlachtfelde Kopf und Herz zugleich haben, sind außerordentlich selten; Napoleon, der sich auf seine Leute verstand, nannte sie „von unerschütterlicher Grundfeste".

Die Batterien eines Schiffs, das soeben die Schlacht eröffnen will, geben einen ganz besonders erhebenden Anblick. Wer den Menschen in Augenblicken beobachtet, wo Leben und Tod so nahe aneinander rücken, muß gestehen, daß der Mensch nur dann wirklich stolz auf sich ist, wenn er im Angesicht einer Entscheidung, die sein Geist herbeiführen oder abwenden soll, seinen Körper gänzlich vergißt und ein lediglich übersinnliches Leben lebt. Diese Aufgabe wird nirgend besser gelöst als am Bord eines Schiffs, wo der Krieger am allermeisten von Allem abgetrennt ist, von Allem, was die Liebe zum Leben hervorrufen könnte. Zwischen dem Himmel und dem Ocean gibt es keine Wahl, er muß siegen oder sterben.

Still! — der Capitain durchschreitet die Batterien, sein Blick ist befriedigt; die Kanoniere an ihren Stücken verstehen ihre Pflicht. Ja, er ist zufrieden: „Kinder, ihr habt Kanonen, Pulver und Muth. Zielt gut, nehmt euch Zeit; mit braven Jungen, wie ihr, bin ich des Siegs gewiß!"

Das Signal ist gegeben; eine rauhe hohle Stimme, die von der Ehrenbank, auf welcher der Commandeur des Schiffs thront, durch ein langes Sprachrohr schallt, schreit in die Batterien hinein: „Feuer!" Jetzt ist es an der Zeit, diese harten Matrosen zu bewundern und zu bedauern; niemals sind sie geschäftiger, flinker, Alles rührt sich unter ihren eisernen Händen; sie bedienen ihre Kanonen mit der Regelmäßigkeit und Schnelligkeit, als wenn es von einer Dampfmaschine geschähe. Unter Feuer, Flammen, pfeifenden und einschlagenden Kugeln und dem fürchterlichsten Sturm stehen hier Menschen, wie man sie nirgend weiter sieht. Was auch um sie herum vorgeht, sie sind für Alles unempfindlich. Die feindlichen Kugeln durchlöchern die dünnen Wände, hinter denen sie Schutz finden, ihr Einschlagen verwandelt Alles, was sie treffen, selbst wieder in Zerstörungsmittel, Holz, Eisen, Taue, Dinge, mit denen der Matrose in seinem Geschäfte beständig umgeht, sind aus ihrer Befestigung losgerissen, aus ihrer Ruhe aufgescheucht; fliegen in der [illegible]

flammten Höhle umher und bedrohen sein Leben. Von alle Dem sieht er nichts, hört er nichts; an sein Schiff gefesselt folgt er dessen Evolutionen; er siegt oder stirbt. Aus dem Kreise, in welchen ihn die Ehre gebannt hat, um mit dem Tode zu würfeln, kann er nicht heraustreten.

Auf einem Schiffe sind am Tage des Gefechts die Geschicke für den Befehlenden wie für den Gehorchenden ganz gleich; man kann sagen, es ist dort für nichts weiter Platz als für das Feuer, welches verzehrt, und das Meer, welches verschlingt. In der glühenden Atmosphäre, in dem dicken betäubenden Pulverdampfe scheint der Seemann eine andere Natur zu werden; er erinnert an die ersten aus dem Chaos hervorgegangenen Bewohner der Erde, die, noch ein einziger Vulkan, für keine andern Wesen einen Aufenthalt bot als für die fabelhaften Salamander und Drachen.

Jedoch während das Schiff in Flammen und Rauch eingetaucht ist, während tausend tödtliche Geschosse in seinen Eingeweiden wühlen, haben wir noch nicht die Opfer dieses Todtentanzes gezählt. Er dauert erst eine Stunde, und wie viele Helden schlafen bereits den ewigen Schlaf! Auf tausenderlei Weise führt hier der Tod seine Sichel; kein Theil des Menschenleibes bleibt von ihr unberührt; in der scheußlichsten Entstellung und Verstümmlung liegen die Leichen in dem Sumpfe von Blut, das aus ihnen hervorrinnt, und das ist die Stelle, auf welcher die rasenden Löwen sich herumtummeln, um ihr Grab einem Feinde streitig zu machen. Der Tod, der Helfershelfer beider Parteien fliegt hinüber und herüber, um jedes Schiff, um jede Stelle desselben flattert er in allen Gestalten und mit der Schnelligkeit des Blitzes. Besser als der Matrose versteht kein Mensch die Kunst zu tödten; aus dem Mastkorbe oder vom Verdeck trifft er mit seinem Gewehr das festgefaßte Ziel; und steht er als Artillerist in den Batterien, so hält er, der letzte von allen seinen Kameraden, auch bei dem Stücke aus und bedient es allein; Zimmermann, Kalfaterer, Segelaufzieher, Alles ist er, was von ihm verlangt wird, und dies unter dem ununterbrochenen Feuer von tausend Kanonen. Hätte er einen Bund mit dem Geschick geschlossen, er könnte nicht furchtloser und nicht erbarmungsloser sein. Eine Nation von lauter Matrosen wäre unbesiegbar. Mit den Worten Ehre und Vaterland hat vielleicht nie ein Befehlshaber das Recht über Leben und Tod seiner Untergebenen so sicher als Der, der in einer Schlacht solche Menschen gut zu führen versteht. Und wenn nun erst das Schiff in Flammen steht, wenn die Kugeln es durchlöchert haben, daß es anfängt zu sinken, nun erst wird der Matrose ein Mensch, der größer ist als alle Gefahr. Warum? weil er eine Seele hat, die fähig ist, in einem erhabenen Enthusiasmus aufzulodern, weil er in einer Welt von Umgebungen lebt, die dem gemeinen Sterblichen zu betreten versagt ist, weil der Unterricht, den ihm sein Dasein gibt, so großartig, so erhaben, so schrecklich ist. Kampf und Gefahr sind die Quellen seiner Begeisterung. Der Ausgang der Schlacht liefert vielleicht den Beweis. Sein Schiff sinkt ihm unter den Füßen; aber hat er nicht Platz für sich an Bord des feindlichen? „Vorwärts Kinder, an Bord!“ Und jetzt, wo er bewaffnet bis an die Zähne sich ganz seiner kriegerischen Neigung überlassen kann, wo er ganz unabhängig von dem Chef und von den Banden der Disciplin sich nur in seinem natürlichen Muthe zeigt, jetzt sehe man ihn auf dem feindlichen Verdeck. Die beiden Schiffe liegen Bord an Bord; trotz des Waldes von Lanzen, den der Feind den Stürmenden entgegenstreckt, dringen diese doch gewandter als die Löwen durch die feindlichen Reihen, gewinnen Boden, und wuthschäumend, feuerschnaubend beginnen sie nun den Kampf, Mann gegen Mann bis aufs Äußerste und ohne Erbarmen. Kein Dolchstoß geht in diesem fürchterlichen Handgemenge verloren; die Hand, die drauf zusticht, der Zahn, der beißt, das Pistol, das eine Kugel entsendet, das Beil, das einen Schlag führt, Alles streckt ein Opfer todt hin oder macht es wehrlos. Hier verleugnet der Mensch seine Natur, er vergißt, daß er Gottes Ebenbild ist; er hat nur Krallen zum Angriff und Krallen zur Vertheidigung; der Geruch des Blutes lockt ihn an; er tritt auf den Leichnam, und glüht vor Freude über das todte Fleisch. Die Schilderung ist schauderhaft, und doch sind es nur bleiche Farben für das Gemälde eines Entergefechts. Selten, daß in der Trunkenheit der Wuth das Mitleid der Seele des Kämpfers spricht, so lange er noch zwischen Sieg oder Tod zu wählen hat; hat er den ersten errungen, dann mag vielleicht die Großmuth die wenigen noch übrigen der Besiegten verschonen.

Über das wenig Befriedigende des vierzehnten und letzten Capitels: „Letzte Stunden und Tod nach der Natur der Krankheiten“, haben wir oben schon unsere Meinung gesagt.

K. Hohnbaum.

Frauenromane.

(Beschluß aus Nr. 301.)

4. Sybrecht Willms. Ein historischer Roman in sechs Abschnitten von Ida Frick. Zwei Theile. Dresden, Arnold. 1843. 8. 2 Thlr.

Trotz der bescheidenen Vorrede der Autorin, welche vorliegendem Werke nicht die vollen Rechte eines historischen Romans zugestehen will, muß Ref. ihm die wärmste Anerkennung angedeihen lassen. Die historischen Charaktere sind treu geschildert, die Färbung der Zeit ist trefflich wiedergegeben, die Geschichte gründlich studirt. Daß die Entwickelung der Frauencharaktere als Hauptsache behandelt wird, ist durchaus nicht störend, sondern erhöht noch das Interesse des historischen Gemäldes. Die schon oft bearbeitete tragische Geschichte der armen Düvecke, Christian's III Geliebte, bildet den Hauptinhalt des ersten Theils; Düvecke's echt weiblicher Charakter ist mit großer Liebe und Zartheit geschildert, und die historischen Daten sind darin mit großem Talent abgespiegelt. Überhaupt sieht man, daß ein edler Geist die verschiedenen Frauencharaktere beleuchtet hat; selbst Sybrecht Willms, das teuflische Weib, das ihre Tochter der Wollust des Königs hinopfert, das zu allen Grausamkeiten bereit ist, wird in ihrer misverstandenen Zärtlichkeit für die Tochter in manchen Momenten nicht so ganz teuflisch dargestellt als die Geschichte sie gibt. Auch die Buhlerin Emmerentia Brahe steht nicht ganz schwarz da, und der edlen Königin Isabella ist in den Stunden des Wehs und des Glücks der unendliche Zauber einer echten Weiblichkeit beigegeben, der sie bis zum Ende nicht verläßt. Die Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, das Herz des Weibes mit seinen Räthselfragen und Abirrungen, das Labyrinth der Leidenschaften und die auf so mannichfache Weise sich äußernden Regungen des Gewissens zur Erscheinung zu bringen, und sie hat in dem vorliegenden Werke einen Theil dieser Aufgabe würdig gelöst. Ref. kann mit gutem Gewissen diesen Roman der Lesewelt empfehlen, da er Gefühl, Leben und historisches Interesse vereint, belehrt und unterhält, und alle Ansprüche an einen guten Roman erfüllt.

5. Der Buchstabe des Gesetzes. Ein Roman von Wilhelmine Hoffmann. Braunschweig, G. C. E. Meyer. 1843. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das Testament des Grafen Doriscots bestimmt ein bedeutendes Vermögen für Robert Doriscots und Ada Hastington, wenn beide am bestimmten Tage miteinander vermählt werden. Da der Bräutigam nicht zur rechten Zeit eintrifft, beredet der in seinen Vermögensumständen derangirte Vater der schönen Ada einen jungen Amerikaner, Namens Johnson, sich mit der Tochter trauen zu lassen und nimmt ihm gegen eine Summe Geldes, welches die augenblickliche Verlegenheit des jungen Mannes in London deckt, das Ehrenwort ab, nach der Trauung abzureisen und London nicht wieder zu betreten. Das sich gegen eine Vermählung mit dem Fremden sträubende Mädchen wird indeß durch das hübsche Äußere und angenehme Wesen des Bräutigams gewonnen und erglüht in Liebe für den Gemahl — und diese Liebe wird durch dessen Verschwinden, nichts wieder von sich hören lassen, durch die Nachrichten von seiner Krankheit in die weh-

ländischen Fischern gefischt. Robert Johnson rettet der ihm angetrauten Gattin das Leben, als sie im Wasser untergeht, er sieht sie in Neapel wieder und sie treffen zu mehren Malen heimlich zusammen; noch immer wird ihr das Geheimniß der Trauung verschwiegen. Der wahre Bräutigam hatte indeß Schiffbruch gelitten und war in den Antillen von Johnson's Ältern aufgenommen worden, er hatte, zufolge eines Sonnenstichs, das Gedächtniß verloren, welches indeß wieder völlig zurückkehrte, als er seine eigene Trauung mit Miß Ada in der Zeitung las. Er hatte indeß zu Marie Johnson eine Neigung gefaßt, tröstete sich über das ihm entgangene Vermögen, sowie über die verscherzte Braut und reiste als Mariens Gatte nach London, um das Misverständniß zu lösen. Damit nun der Buchstabe des Gesetzes sich erfülle und der Roman glücklich ende, findet sich, daß Robert Johnson der legitime Sohn des Grafen Dorsecorts ist, von seiner Mutter dem wirklichen Vater entführt und als Johnson's, des freigelassenen Sklaven Sohn, den sie dann geheirathet, erzogen ward. Die erste Abtheilung des Romans ist äußerst spannend erzählt, in der zweiten drängen zahlreiche Unwahrscheinlichkeiten einander; doch zeugt das Ganze vom Talent der Verfasserin, welches sie schon in ihren frühern Schriften bekundet hat.

6. Ein Phantasieleben und seine Folgen. Roman von Maria Feodora Freifrau von Dalberg. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1843. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Fluch des Genies wird dem Leser hier auf sehr breite Weise zwar, doch mit aller Ausschmückung wahrscheinlicher Wahrheiten dargethan. Wer einige Zeit in der Welt gelebt hat, wird erkennen, daß die meisten Menschen an ihren schönsten Eigenschaften zu Grunde gehen, daß das Übermaß geistiger und körperlicher Gaben meist die Klippe bildet, woran man scheitert; der gewöhnliche Mensch betritt die betretene Straße und geht sicher, und daß der ungewöhnliche diese betretene Straße nicht verlasse, nicht auf Irrwege gerathe, dahin soll dieses Buch wirken. Es soll lehren, daß das Glück, welches die Frauen in der angeborenen Sphäre am häuslichen Herde finden und sich in natürlicher Weise selbst bereiten, das einzige wahre ist, den äußern Glanz überwiege und selbst dem Ruhme vorzuziehen sei. Die Begebenheiten im Verlauf der Geschichte sind mit vieler Kenntniß des Lebens, der großen und kleinen Welt erfunden und aneinandergereiht, und man scheidet trauernd von der Heldin des Romans, die das Phantasieleben und dessen Folgen in unzählige traurige Lagen gebracht hat, die als geschiedene Gattin, als Braut eines Fürsten, dem sie entsagt, als tugendhafte Freundin eines Lords, von dem sie verlassen wird, als Künstlerin, Buhlerin, ein unbefriedigtes Dasein führt und als Soeur grise ihre Irrthümer erkennend und reuig ihr Leben beschließt.

7. Die Verirrten. Ein Roman für die Gegenwart, von Wilhelmine von Sydow, genannt Isidore Grönau. Zwei Theile. Sondershausen, Eupel. 1843. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Da dem Kritiker das Persönlichwerden in der Kritik untersagt ist, sollte auch der Autor so viel als möglich seine Persönlichkeit aus dem Spiele lassen. Die Verf. ergriff, wie die Vorrede sagt, die Feder, um nach Vermögensverlusten ihrem Gatten die Nahrungssorgen für die Familie zu erleichtern; das ist verdienstlich und gereicht ihr als Frau zur Ehre; der Beurtheiler des Buchs darf es aber nicht in Erwägung ziehen. Die Beurtheilung eines Buchs ist reine Verstandessache; das gedruckte Wort ist abgelöst von Dem, der es schrieb; es ist ein Gemeingut geworden wie der Staatsmann, dessen Ansichten und Wirken man auch nicht mehr nach der Erziehung, die er in der Kinderstube genossen hat, beurtheilen darf. So können wir auch mit aller Hochachtung für die Verfasserin den Roman nicht loben, nicht, weil eine Frau ihn geschrieben, nicht, weil er ein Mittel zu Gelderwerb ist, sondern weil er, trotz vieles Guten und Schönen in Worten und Reflexionen, die Ansprüche an einen unterhaltenden Roman nicht erfüllt; man fühlt die Absichtlichkeit in der fremden Staffage, sie zieht den Gang der [illegible] und [illegible]. Die Katastrophe [illegible] die Reise durch Tirol, sind fremdartige Zuthaten, welche nur da sind, weil sie einmal angebracht und benutzt werden sollten und welche sich nicht mit dem Roman in Eins verschmelzen wollen. Die Gebrechen der Zeit und der Menschennatur sind mit warmem Herzen aufgefaßt und besprochen — die Heilmittel wurden von einem edlen Geist dictirt. Wollte Gott, sie könnten alle Verirrten auf den rechten Weg führen, alle Folgen der Verirrungen heilen! 12.

Sammlungen und Auctionen von Autographen.*)

Das Wort Autographum war im Anfange des 18. Jahrhunderts schon in Gebrauch. Jamet schrieb 1733 in Bezug auf ein Bruchstück eines von dem Regenten Philipp von Orleans eigenhändig geschriebenen Briefes, welches sich unter altem Papier gefunden hatte: „Ich erinnere mich, daß mir Lancelot für diese Curiosität einen dicken Sanchez mit Noten von ihm selbst anbot. Lancelot besaß schon eine Anzahl Briefe von berühmten Personen, unter anderm ein Liebesbriefchen von Ninon de Lenclos an den Marquis de la Chatre und einen Brief von Vicent de Paul. Solche Manie hatte Lancelot für Autographen." De Béthune, Loménie von Brienne, Colbert, Louvois, Huet u. A. sammelten dergleichen. Ihre Sammlungen sind größtentheils von der königl. Bibliothek in Paris angekauft worden, und es wurden Nachsuchungen in den Staatsarchiven angestellt, um den Handschriftenschatz der Bibliothek zu vergrößern, bis die Revolution ausbrach. Wie viele Autographen wurden nun zerstört. Ein Decret der Nationalversammlung vom 5. Jan. 1793 befahl, alle in den alten chambres de comptes, in den öffentlichen Depots und sogar in den Privatbibliotheken vorhandenen Pergamente zu vernichten. Eine ungeheure Sammlung von Urkunden der alten Könige von Frankreich wurde dem Marineminister zur Verfügung gestellt und angewendet, um Stückpatronen daraus zu machen. Die mit der Ausführung des Decrets beauftragte Commission stand unter der Leitung des Historikers Amilhon und entledigte sich ihres Auftrags mit einem empörenden Vandalismus. Endlich erhob sich eine hochherzige Stimme, freilich etwas spät (denn die Geschichte hatte bereits unersetzliche Verluste erlitten); die Motion des Abbé Grégoire wurde angenommen und die Zerstörung hörte auf.

Einige bescheidene Gelehrte, einige Literaten, die im Stillen über diese Verheerungen geseufzt hatten, machten sich sogleich an das Werk, um die noch vorhandenen historischen Documente, die größtentheils nach dem Gewichte verkauft worden waren, der Vergessenheit zu entreißen. An ihrer Spitze Villenave. Dieser Gelehrte erzählt, daß er, als die Papiere des Hauses Bouillon auf Verfügung der Seine-Präfectur verkauft wurden, volle 14 Tage damit zugebracht habe, diese interessanten Archive durchzusehen und Papierstöße auszusondern und zusammenzubinden, die ihm für so und so viel der Centner zugeschlagen wurden, da nur die Epiciers ihm Handschriften von dem Marschall und dem Cardinal von Bouillon, Turenne, Baluze u. s. w. streitig machten. Zu diesen Zeiten wurden solche Sammlungen von den Meisten noch als unnütze Spielereien angesehen, es dachte fast Niemand an die Wichtigkeit handschriftlicher Documente für die Geschichtsforschung.

Im J. 1801 wurde der Versuch gemacht, eine Sammlung, welche von dem Marschall Richelieu herrührte, öffentlich zu verkaufen. Es fanden sich keine Käufer und doch waren die Papiere nicht ohne Interesse. Es waren Handschriften von Pamphlets, Neuigkeiten, Chansons u. dgl., welche sich auf die Zeit Ludwig's XV., also von 1723 — 74 bezogen. Einige der Nachrichten waren von des Marschalls eigener Hand angemerkt. Ferner waren unterzeichnete und nicht unterzeichnete Briefe an Herrn von Richelieu dabei, geschrieben von Damen

*) Vgl. einen Aufsatz in Nr. 256 d. Bl.: „Autographische Sammlungen." D. Red.

[illegible], welche zu dem [illegible] von [illegible] und [illegible] in Beziehung standen. In einem großen Rahmen befand sich unter Glas eine Sammlung von Haaren aller Farben, schwarz, blond, braun, geordnet und kokett mit Seidenfädchen befestigt, auch mit Etiketten versehen; unglücklicherweise war das Glas durch einen Zufall zertrümmert worden und die Löckchen und Etiketten waren in Unordnung gerathen. Die Handschriften wollte endlich der Marquis von Villevieille, Voltaire's Freund, kaufen; zum Unglück bot jetzt ein Buchhändler einen höhern Preis, und einige Jahre nachher wurden die Manuscripte zerstreut, vereinzelt, den vielen Sammlungen, die sich seitdem gebildet haben, einverleibt und so des Werthes beraubt, den sie in ihrer Vereinigung gehabt hatten.

Die zweite öffentliche Versteigerung von Autographen fand 1815 beim Verkaufe der Büchersammlung des Abbé von Tersan statt, die meisten Stücke waren dabei nicht einmal katalogisirt. Es dauerte lange, ehe das Sammeln von Autographen als Mode um sich griff. 1820 wurde die Bibliothek des ehemaligen Conventsmitglieds Courtois verkauft, bei welcher sich mehre Briefe von Robespierre, von Legendre, von Camille Desmoulins und 41 unedirte Briefe von Voltaire, meist an Madem. Quinault befanden. Unter den Courtois'schen Papieren wurde auch während des Decazes'schen Ministeriums und durch die Bemühung des Herzogs der schöne Brief entdeckt, den die Königin Marie Antoinette einige Tage bevor sie das Schafott bestieg, an Madame Elisabeth richtete. Im J. 1822 fanden zwei Verkäufe statt, der der Garnier'schen Sammlung und der der Villenave'schen Doubletten. In der Sammlung des Grafen Garnier befanden sich mehre Bände Handschriften von großem geschichtlichem Interesse, unter Nr. 1180 des Katalogs ein Convolut von ungefähr 100 Briefen Heinrich's II., Karl's V., Philipp's II. und merkwürdiger Fürsten und Herren aus ihrer Zeit; unter Nr. 1181 eine beträchtliche Anzahl von Briefen der vornehmsten Personen, welche am Hofe Ludwig's XIV. eine Rolle spielten, fast sämmtlich an Madame de Maintenon. Diese beiden Bände kaufte Ludwig XVIII. auf Barbier's Rath. Von den Doubletten der Villenave'schen Sammlung kaufte ein Hr. Warée um sehr hohen Preis die merkwürdigsten Stücke für den König Georg III. von England. Eine Unterschrift des Kaisers wurde z. B. mit 21 Fr. bezahlt, ein Billet des Cardinals Mazarin mit 68 Fr. Seit 1823 fanden die Auctionen alljährlich statt. Bei einer derselben wurden acht Briefe Heinrich's IV. mit 1359 Fr. bezahlt, bei einer andern ein merkwürdiger Brief Bossuet's von 16 Seiten über Gegenstände der christlichen Lehre mit der bescheidenen Summe von 36 Fr. Die Verkäufe der Sammlungen von Hrn. von Chalabre und der Gräfin von Castellane setzten 1833 und 1834 alle Liebhaber in Bewegung. Die Kataloge waren mit Sorgfalt angefertigt, und wenn die Preise manchmal nicht der Wichtigkeit der Briefe entsprachen, so kam das daher, daß manche der angekündigten Stücke, besonders in der Castellane'schen Sammlung, entweder apokryph oder nur eigenhändig unterzeichnet waren. Die vornehmsten Sammler jener Zeit waren die Herren Aimé Martin, Barrière, Bérard, Boutron, de Châteaugiron, de Dolomieu, Delort, d'Arcosse, Feuillet, Lalande, Leber, Lucas de Montigny, Montmerqué und Villenave. Und da allmälig die Preise der Briefe stiegen, so wurde eine große Ernte in Privatarchiven und bei den Gewürzkrämern gehalten. Im J. 1837 machte Herr von Montmerqué seinen Katalog bekannt, der einiges Erstaunen erregte, denn außer einem Briefe von Tasso (der später für unecht erklärt wurde), einem von Fénélon und einem von Lafontaine fanden sich keine jener berühmten Namen, welche jetzt die Sammlungen zu schmücken pflegen. Ludwig XIV. und Napoleon, die jetzt kein Sammler von einiger Bedeutung entbehren möchte, figurirten darin nur mit bloßen Unterschriften. Der Katalog, welchen 1840 der Bibliophile Jacob herausgab, ist das Muster eines Katalogs dieser Art, reich an interessanten Untersuchungen und geistvollen Bemerkungen. Sehr gut verstand die Sache auch ein sehr ausgezeichneter Autographensammler, Herr [illegible] Martin, in seiner Publication von 1842. Der Verkauf hatte einen Erfolg, der alle Erwartungen überstieg.

Mit der um sich greifenden Mode bemächtigte sich die Sammelwuth, wie sich denken läßt, vieler Personen, die nicht wußten, was sammelnswerth war. Einer suchte nach Handschriften in recht großem Format, ein Anderer nach recht vielen, gleichviel von welcher Bedeutung, und brachte seine Zeit mit dem Ordnen und Classificiren hin, z. B. 1) Handschriften von Ministern, 2) von Präfecten, 3) von Maires u. s. w. Unter den sachverständigen Sammlern nimmt aber Hr. Feuillet den ersten Rang ein. Seine Sammlung hat nicht ihres Gleichen, denn außer einer unzählbaren Menge von seltenen und merkwürdigen Stücken besitzt er unedirte Manuscripte und Correspondenzen von bedeutendem geschichtlichen Werthe. Z. B. eine Reihe von Briefen Heinrich's IV., eine Reihe von Briefen Ludwig's XVI. vom Beginn seiner Regierung bis 1791 u. s. w. Nächst Hrn. Feuillet sind die Herren Lalande und Libri zu nennen, dann die Herren Boutron, Baron von Chassiron für das Zeitalter Ludwig's XV., Graf von Hauterive für das königl. Haus, Cousin für Philosophen und Mathematiker, von Villeneuve für die Geschichte Lothringens, Graf von Auffay für die Normandie, Marquis von Châteaugiron, von Biancourt, Herzog von Fitz-James, Corby, de Lacarelle, der Deputirte Denis, Oberst Raudet, Alex. Martin und endlich Charon, der Autographenhändler, wie er sich selbst nennt, der redliche gewissenhafte Mann, bei dem die Liebhaber täglich mit größtem Nutzen „sammeln" gehen. Unter den Namen, welche sich ernsthaft für Autographen interessiren, ist in erster Linie zu nennen die Königin Victoria, sodann die Baronin James Rothschild und Mademoiselle d'Hénin.

Eine große Anzahl von Liebhabern besitzt England. In London finden alljährlich viele Verkäufe statt, wobei die Preise sehr variiren. Auf der Auction des Herzogs von Buckingham wurde ein Brief Colombo's über seine Reise nach der Neuen Welt bis auf 825 Fr. getrieben, ein Brief Luther's auf 500, ein Brief Milton's auf 350. Briefe Heinrich's VIII. ließ der Buchhändler Thomas Thorpe später für 100 — 150 Fr. das Stück ab, und eine Quittung Michel Angelo's für 60 Fr.; einen Plan der Peterskirche in Rom mit Anmerkungen von demselben Meister für 310 Fr. Die eigenhändigen Manuscripte Walter Scott's von seinen Romanen wurden 1831 zu nicht sehr hohen aber sehr ungleichen Preisen zugeschlagen: „Ivanhoe" 300 Fr., „Braut von Lammermoor" 367 Fr. 50 Cent., „Antiquar" plötzlich 1050 Fr. und „Rob Roy" 1250 Fr. Man kann nicht genug den Verlust eines autographischen Albums beklagen, welches Napoleon seinem Bruder Joseph anvertraut hatte und welches alle eigenhändigen confidentiellen Briefe von den verschiedenen Souverainen Europas an den Kaiser enthielt. Dieses kostbare Depot wurde bei der Überfahrt über den Kanal verloren oder gestohlen und die einzelnen Briefe wurden in London den Gesandten der verschiedenen Mächte für 700,000 Fr. abgelassen. Nach O'Meara zahlte der russische Gesandte für die Handschriften des Kaisers, seines Herrn, 250,000 Fr.

In Östreich, besonders in Wien, sind reiche Sammlungen, unter denen die des Grafen Czernin, des Hrn. Aloisius Fuchs (bei der Kriegskanzlei), des Baron von Hardenberg, des Grafen von Ossolinski und des Herrn Franc. Timoni Erwähnung verdienen. Der Buchhändler Gräffer übernimmt gewöhnlich die Aufträge der Autographensammler. Eine Auction, welche er 1838 veranstaltete, brachte sehr interessante Sachen, z. B. einen Brief von Luther, einen Brief von Swedenborg, mit seinem Blute in seinem Kerker geschrieben.

Die italienischen Sammlungen sind zahlreich und gewöhnlich interessant. Eine Übersicht derselben verspricht der Verfasser eines Artikels im „Journal des débats", dem das Obige entnommen ist (H. de F.), in einem größern Werke über Autographensammlungen, welches er unter der Feder habe, zu liefern. 78.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 333. — 29. November 1843.

Dies Buch gehört dem König. Berlin, Schroeder. 1843. 8. 4 Thlr.

Man weiß eigentlich nicht officiel, welchem König dies — nach einer unvollständigen Dedication betitelte Buch gehören soll. Da es aber in Berlin gedruckt ist, und hier auch die vermuthete Verf., bekannte Frau Bettina, lebt, so wird es wol dem König von Preußen gehören. Doch ist es auch dem unterzeichneten Koenig zugekommen, der vielleicht eher als jener weiß, was er mit dem Buche machen soll, — er soll es nämlich recensiren.

Ich möchte mich kurz fassen und sagen, daß mir selten ein geistreiches Buch nach und nach so ermüdend und widerwärtig geworden ist wie dieses. Anfangs nur setzte mich die frankfurter Staffage und das frankfurter Deutsch der Frau Rath Goethe, die das ganze Buch spricht, in die beste Laune, und ich bekam Lust, meine Recension ebenfalls der Frau Rath, und zwar als Beschwerde der verständigen Alten über die Tollheiten ihres verwöhnten „Kindes" in den Mund zu legen. Allein neben andern wichtigen Dingen unterscheiden wir ordinairen Menschen uns von den genialen auch darin, daß wir uns erst besinnen, ob wir einen närrischen Einfall auch ausführen wollen oder nicht. Und so habe ich meinen unterdrückt, während Frau Bettina den Titel ihres Buchs stehen gelassen hat. In diesem Buche fehlt es nun durchaus nicht an tiefen Gedanken und an schönen Anschauungen, die nachgedacht und geprüft zu werden verdienen. Allein man verzeiht so viel Geist einer Dame nur, wenn er mit Takt und in rechter Form erscheint. Takt und Form ist ja besonders der Frauen Sache. Beides vermißt man nun sehr an den Improvisationen der Frau Bettina, und muß sich dafür an ihre unverwüstliche Jugend halten. Es ist auch keine Kleinigkeit, noch als Matrone die Purzelbäume zu schlagen, die einst am „Kind" im kurzen Röckchen so entzückt haben. Und was diesen Purzelbäumen an ihrer frühern Anmuth fehlt, gewinnen sie an Seltsamkeit, da sie diesmal großentheils in dem hohen Gebiet der Staatsweisheit geschlagen werden, wo wir nur gewohnt sind, ernsthaften Männern in gestickten Krägen mit großen Actentaschen zu begegnen, Männern, die wol ihre Kniee beugen, aber nicht in der Luft balanciren können.

Das ganze Buch ist, wie gesagt, der Frau Rath Goethe für das Jahr 1807, also für das Jahr vor dem Tode dieser 77 Jahre alt gewordenen Mutter des Dichters, in den Mund gelegt. Die tapfere Frau fängt ohne weiteres zu erzählen an, und thut beinahe die zwei Theile hindurch den Mund nicht mehr zu, ausgenommen während, bei einigen Stellen, die zu Besuch gekommenen Pfarrer und Bürgermeister den wildesten Behauptungen der ehrwürdigen Greisin zu widersprechen wagen. Frau Bettina hat aber beiden frankfurter Herren keine langen und tiefen Widersprüche zugetheilt, vermuthlich aus zärtlicher Liebe zu ihrer Frau Rath, damit diese — Zeit zum Sprechen und überall Recht behalte, wie es alte Leute gern haben. Hätte, wie wir es anfangs erwarteten, die Verf. ihre Frau Rath in der drolligen, treffenden Weise, die wir aus den Briefen dieser genialen Frau kennen, die Einladung der Frau Bethmann „ins Kirschewäldche" und jene der Königin von Preußen nach Darmstadt erzählen, und an diese Erlebnisse bezügliche Bemerkungen knüpfen lassen, so hätte viel Interessantes dabei herauskommen können. Kernhafte Gedanken wären wie saftige Früchte an diesen Lebensbäumen gewachsen und reif abgefallen. Allein die Erzählung, die so munter anfängt, erstickt ganz unbedeutend in dem Schwall von Aussprüchen, Behauptungen, Meinungen und Schwärmereien, welche die Frau Rath aussprudelt, und die selten ihrer bekannten Persönlichkeit angemessen oder den Umständen angehörig sind. Selbst die Königin von Preußen kann nicht zu Wort kommen, und findet kaum den Augenblick, um der unruhigen Greisin eine goldene Kette umzuhängen. Diese ganze Erfindung bezieht sich wol auf den goldenen Schmuck, den einst die verstorbene Königin Luise der Mutter Goethe's geschickt hat, in huldvoller Erinnerung an die festlichen Tage der Kaiserkrönung im Juli 1792, da sie mit ihrer Schwester Friederike, beide noch als mecklenburger Prinzessinnen, bei der Frau Rath einlogirt gewesen, Specksalat und Eierkuchen mit ihr gegessen und im Hof des Hauses Wasser gepumpt hatten. Diese goldene Kette, mit der die Frau Rath von Darmstadt zurückkehrt, und halb Frankfurt bis auf die Hebamme Ahleder in Alarm setzt, ist ihr auch so lieb, daß sie mitten aus ihren hohen Gedanken über Geistesfreiheit, mitten aus ihren Visionen über Natur und Menschheit sich mit der Fürstenkette ins Bett legt.

Bald wird aber der Gedankenkreis, in den sich die im Leben sonst so praktische Frau Rath hier im Buch hinaufschwindelt, so erhaben, daß sie die Anknüpfungen an das so tief unter ihr liegende Erlebte ganz aufgibt, und sogar ihr liebes frankfurter Deutsch nicht mehr gut genug findet, sondern sich einen Druckbogen lang um den andern in so erhabener Sprache ausdrückt, daß es ihren großen Sohn, den Wolfgang, wenn er es in Weimar hätte vernehmen, oder jetzt noch lesen können, in Staunen und — Verlegenheit gesetzt haben würde.

Staun an den Muth eines Weibes, und ihre Heldenkraft — ruft sie (S. 284) —, wie sie mit furchtlosem Blick den Kampf besteht! Hoch über Gefahr hinwegträgt ihr Herz die Streiterin; unermeßliche Stärke geneußt sie, von keiner Furcht die Seele bestürmt. Wer von den Unsterblichen erzeugte sie, die losgerissen von furchtsamen Banden des Schweigens das Geklüft durchschreiet mit Geschmetter des Freiheitsrufs! Die schlaue Suada ist's, o Phöbus!

So sehr läßt Bettina die ehrliche Katharina Elisabeth Textor, verheirathete Goethe, — Vater und Mutter vergessen!

Diese Art von Ergießungen, die sich um keine Anknüpfungspunkte und um keinen logischen Faden mehr bekümmern, werden im zweiten Theil des Buchs — eine **Sokratie** genannt. Soll das bedeuten, daß die Frau Rath sich mit dem Pfarrer und Bürgermeister, die gleich anfangs ohne weiteres bei ihr sind, in des Sokrates Weise unterhalten will, so ist auch diese berühmte antike Form der Conversation auf den Kopf gestellt. Sokrates wußte bekanntlich Das, was er lehren und behaupten wollte, aus seinen Gegnern als ihr eigenes Zugeständniß herauszufragen. Aber wie sokratisirt, wie fragt die Frau Rath? Sie fragt nichts, und fragt nach gar nichts, nichts nach König noch Staat, sondern übersprudelt ihre Gäste und Zuhörer mit so endlosen wilden Behauptungen, daß dieselben am Ende sogar des Kopfschüttelns müde werden. Dabei läßt Bettina die gute Frau so grob gegen ihren Besuch werden, daß man wol einsieht, die Frau Rath hat näher an Sachsenhausen als an Athen gewohnt, wofür die beiden Herren sich auch wieder gegen die alte Dame eine Ironie herausnehmen, die mehr nach der Constablerwacht als nach der Akademie duftet.

Von dieser Seite haben wir die freundliche, weltfrohe Mutter Goethe's noch gar nicht gekannt, — diese rührige Frau Aja, wie sie auch am weimarer Hof genannt wurde, die so gern ausgesuchte Weine oder gute Trauben von Frankfurt besorgte, Geld für ihren Sohn in Empfang nahm, oder Leckerbissen an die Herzogin Amalia schickte. Da wird es sich denn wol in der That so verhalten, wie die Frau Rath selbst zu Bettina sagt (S. 290):

Was das vor Blätter sind! Nun wirst du mir manchen Placken da hinein geflickt haben, der nicht von meinem Zeug ist.

Indem wir daher nicht die gute Frau Rath, sondern Frau Bettina selbst für den Inhalt ihres formlosen Buchs in Anspruch nehmen, stößt uns S. 238 ein böses Vorzeichen auf. Dort läßt Bettina die Frau Rath sagen: In vinum veritas. Warum muß denn auch die gute Frau Latein reden? Jene Worte bedeuten mit ihrem Schnitzer nicht mehr, daß im Weine Wahrheit liege, sondern, daß die Wahrheit zu viel in den Wein geguckt habe, daß sie berauscht sei. Doch lassen wir diesen Bock, nach alttestamentlichem Opferbrauch, als Sündenbock in die Wildniß laufen, und suchen mit unserm Opfermesser das reine Fett des zu kritisirenden Buchs! Zu streng dürfen wir dabei nicht zu Werke gehen; denn — wie man hört, hat der König, dem das Buch gehört, solches ausnahmsweise von der gesetzlichen Bestimmung einer polizeilichen Einsichtnahme vor der Versendung freigegeben. Er fürchtet das Unheil nicht, das die Mauserfeder einer revolutionnairen Dame anrichten könnte. So dürfen wir wol Frau Bettina hinter diesem Buche her nennen; denn wenn man es ihr recht machen wollte, müßte sehr Vieles in Staat und Kirche, was jetzt vielleicht auf schwachen Beinen steht, geradezu auf den Kopf gestellt werden. Wenn dies Buch nun hauptsächlich für Preußen geschrieben ist, so mag sich der König mit dem lieben Gott trösten, dessen sieben Schöpfungstage auch angefochten werden. S. 69 heißt es nämlich:

Das war nämlich von den sieben Schöpfungstagen, daß ich an die nicht glauben wollt, einen Grund habe ich nämlich angegeben, weil mein Seeleninstinct mich zur Speculation leitet und ich eine so göttliche Gab nicht mit Füßen zu treten Anlaß hab, wenn ich nicht ganz ein Ochs bin.

S. 70:

Aber jetzt will ich auf die zweit und viel einleuchtendere Ursach kommen, das ist nämlich, weil ich einen Begrif hab, daß Gott zwar einen siebenten Ruhetag hätte haben können, nämlich wenn er phlegmatischer ist gewesen, wie ich, denn ich hab mich meiner Lebtag nicht hineinfinden können.

Und S. 79:

Da geb ich euch alle miteinander zu bedenken, ob das eine Sach ist für einen Gott, daß der gleichsam die Arbeitsschürze (denn er hat viel in Thon gearbeitet) an den Nagel hängt, sich die Händ abwäscht und sein Sonntag hält.

(Der Beschluß folgt.)

Notes sur ma captivité à Saint-Pétersbourg, en 1794, 1795 et 1796. Ouvrage inédit de *Julien Ursin Niemcewicz*, publié d'après le manuscrit autographe de l'auteur, par l'ordre du Comité historique polonais à Paris. Paris 1843.

„C'est une scène détachée de ce drame terrible où une nation entière se débat sous le poids de malheurs qui semblent infinis, où chaque noble effort ouvre un abime, chaque vertu reste sans effet, où une fatalité implacable arrache le glaive des mains du vainqueur, et des blasphèmes de la bouche d'un chrétien.“

Wenn die Polen je auf dem parlamentarischen Wege etwas Gutes für ihr Land zu Stande gebracht haben, so war es die Constitution vom 3. Mai 1791. Die Abschaffung des liberum veto und der Conföderationen, die Einführung einer geregelten Gerichtsverfassung, die Aufhebung der Gewalt der Starosten über die Städte, die Erblichkeit der Königswürde waren unermeßliche Fortschritte im polnischen Staatsleben. „Und diese Verfassung hatten sich die Polen gegeben ohne Raub, Mord, Blutvergießen oder Verletzung des Eigenthums. Sie vereinigten die zarteste Ehrfurcht für alle irgend erhaltbaren persönlichen und dinglichen Rechte mit der Ausrottung aller Grundübel,

mit Weisheit, Mäßigkeit und Standhaftigkeit. Ein solches in seiner Art bewundernswerthes Werk verdient die größte Dauer, und das äußerlich begünstigende Glück; weshalb doppelt verantwortlich sind die schmutzigen Hände, welche die reine That befleckten, die Verleumder, welche sie anklagten, und die Frevler, welche sie zerstörten." So urtheilt Friedrich von Raumer *), dem doch gewiß eine leidenschaftliche Parteinahme nicht zur Last gelegt werden kann. Die meisten Bestimmungen dieser Constitution waren wol geeignet, Polen innerlich zu kräftigen und wieder zur Selbständigkeit zu erheben. Scheinbar gaben Preußen und Östreich dieser neuen Ordnung der Dinge ihre Beistimmung, aufrichtigen Beifall zollten Pitt und Burke. Anders aber Katharina II.; kaum hatte sie durch Beendigung des Türkenkriegs freie Hand gewonnen, so leitete sie die Ränke ein, deren Folge die schmachvolle Consöderation von Targowica war. Bald drangen russische Truppen gegen Polen vor; das arme Land hoffte auf Östreichs und Preußens Beistand, sah sich aber in dieser Erwartung getäuscht; vielmehr überschritt zu Anfang des Jahres 1793 ein preußisches Heer in feindlicher Absicht das polnische Gebiet, „weil der Geist und die verdorbenen Grundsätze der französischen Demokratie sich auch in Polen ausgebreitet hätten". „Wahrlich", sagt von Raumer, „die Polen waren unglücklicher als diejenigen Völker, die in offener, einfacher Fehde bezwungen wurden. Man suchte ihre Freundschaft, um sie zu verleugnen, machte sich ein Vergnügen daraus, feierlich mit ihnen geschlossene Verträge zu brechen, trieb sie zu Schritten, welche man nachmals verdammte und legte ihnen Gesinnungen bei, die sie nie gehabt hatten. Nur blindes Vorurtheil, vorsätzliche Unwissenheit oder boshafte Verleumbung kann die Urheber der Verfassung vom 3. Mai 1791 als sträfliche Revolutionnaire anklagen."

Die zweite Theilung erfolgte und es blieb ein Ländchen mit 3½ Millionen Einwohnern übrig, welches man die Republik Polen nannte. Indeß erzeugte der rohe Übermuth der Russen, welche in Warschau dominirten, eine dumpfe Gährung, deren Ausbruch und nächste Folgen, so weit Niemcewicz dabei betheiligt ist, den Inhalt des vorliegenden Buchs ausmachen.

Anfangs begünstigte das Kriegsglück die von Kosciuszko angeführten Polen, bis in der entscheidenden Schlacht bei Maciejowice (10. Oct. 1794) das polnische Heer von dem General Fersen gänzlich geschlagen und Kosciuszko, stark verwundet, gefangen genommen und nach Petersburg transportirt wurde. Ein gleiches Schicksal hatte dessen Freund, der Dichter und politische Schriftsteller Niemcewicz. Einige Jahre nach beider Freilassung schrieb der Letztere zu Elisabeth-Town in den Vereinigten Staaten die Geschichte seiner Gefangennahme und seines Kerkerlebens nieder. Erwägt man die psychischen und körperlichen Leiden, welche während dieser Gefangenschaft auf Niemcewicz lasteten, so erregt es Bewunderung, daß nicht das Gift grimmiger Erbitterung aus seiner Feder geflossen ist, daß er vielmehr seine traurigen Schicksale einfach, größtentheils leidenschaftslos, oft sogar mit einem Anfluge von Humor beschrieben hat. Selbst in den Aussprüchen über seine politischen Feinde und Bedrücker überschreitet er nur selten die Grenzen der Mäßigung; gelinde genug drückt er sich aus, wenn er bei eclatanten Erfahrungen über die Unwissenheit und Roheit hochgestellter Russen nur sagt: „Et voilà l'empire où selon Voltaire les arts et les sciences se sont refugiés!"

Eine lebendige Schilderung der Schlacht bei Maciejowice bildet das erste Capitel. In wenigen Stunden war der Sieg der Russen vollständig entschieden; zwischen 4 und 5 Uhr Abends brachte man einen halb todten Mann auf einer Bahre ins Hauptquartier: es war Kosciuszko. Das Blut, welches seinen Kopf und Körper bedeckte, stach gräßlich gegen die bläuliche Blässe seines Gesichts ab. Er hatte einen Säbelhieb über den Kopf und einen Lanzenstich in den Rücken bekommen. Erst am folgenden Morgen erwachte Kosciuszko wieder zum Bewußtsein und es gereichte ihm zum Trost, seinen Freund Niemcewicz, dessen Arm von einer Kugel durchbohrt war, an seiner Seite zu sehen. Der oberste Nationalrath erklärte sich gegen den Befehlshaber bereit, zum Tausch für Kosciuszko sämmtliche von den Polen gefangene russische Generale, Offiziere und Soldaten, 3000 an der Zahl, herauszugeben. Das Anerbieten wurde indeß nicht angenommen und Kosciuszko, Niemcewicz und die andern Gefangenen nach Rußland weiter transportirt.

Die Beschreibung, welche Niemcewicz von dieser Reise entwirft, bietet eine bunte Scenerie, in welcher hauptsächlich russische Brutalität und Raubsucht gegen die Landbewohner und gegen die Gefangenen hervortritt. Letztere mußten von dem russischen Major Titow, dem die Escorte übergeben war, manche Neckereien erdulden; fortwährend schimpfte Titow auf die Polen. Niemcewicz trat ihm anfangs kräftig entgegen und warf ihm seinen Mangel an Gerechtigkeit und Zartgefühl vor; da er aber endlich einsah, daß es nicht lohnte, mit einem Barbaren zu streiten, so schwieg er, nahm ein Buch vor und ließ den Russen schimpfen so viel er wollte. Diese Gleichgültigkeit versetzte Titow in den heftigsten Zorn und um sich zu rächen, ließ er sämmtliche hölzerne Fensterklappen des Wagens schließen. Glücklicherweise war in der Decke ein kleines Loch, durch welches ein Lichtstrahl eindrang und die Fortsetzung der Lectur möglich machte. „Außer sich vor Wuth über meine Hartnäckigkeit", erzählt Niemcewicz, „wollte er sich wenigstens einmal durch einen höchst witzigen und gelehrten Ausfall rächen, indem er sagte: ‚Und wenn Sie noch so viel studiren, so gelehrt wie Pygmalion werden Sie niemals werden.' — ‚Pygmalion ein Gelehrter!' rief laut lachend mein Begleiter Fischer. — ‚Darüber wundern Sie sich?' sagte der Major, ‚da sehen Sie, wie unwissend Sie bei allen Ihren Büchern sind; Sie wissen also nichts von unserm griechischen Religionsgenossen Pygmalion, der so gelehrt war, daß er ein Frauenzimmer von Marmor, das er bei sich im Hause hatte, sprechen, lesen und schreiben lehrte?' ‚Ach, nun erinnere ich mich', versetzte Fischer, ‚ganz recht, es war zur Zeit der Kaiserin Anna.'"

Am 10. Dec. 1794 langten die Gefangenen in Petersburg an; Niemcewicz wurde nach der Petro-Palowskischen Citadelle gebracht, wo er 26 Monate in einem sehr engen Zimmer eingesperrt blieb. Der Generalprocurator (Minister des Innern) Samoilow nahm ihn selbst ins Verhör, um Geständnisse über die geheimen Triebfedern des polnischen Aufstandes von ihm zu erhalten; Niemcewicz antwortete, daß in dieser Revolution nichts vorgegangen sei, was nicht nur das russische Cabinet, sondern auch ganz Europa wisse. Mit dieser Erklärung nicht zufrieden stieß Samoilow die heftigsten Drohungen aus, und da auch weitere Versuche und selbst große Versprechungen Niemcewicz nicht vermochten, die verlangten Aufschlüsse zu geben, so sprach der Generalprocurator die feste Versicherung gegen ihn aus, daß er nie wieder aus dieser Gefangenschaft loskommen würde. Außerdem war Niemcewicz dem russischen Hofe besonders als Schriftsteller verhaßt; ein Zufall hatte sämmtliche Broschüren, welche er gegen Rußland geschrieben, in die Hände seiner Feinde geliefert. Die Kaiserin war so erbittert gegen ihn, daß sein Name in ihrer Gegenwart gar nicht ausgesprochen werden durfte.

Das Gefängniß, in welchem Niemcewicz sich befand, war von Peter dem Großen erbaut worden; der erste Gefangene in demselben war Peter's Sohn, der unglückliche Alexis; auch Benjowski hat hier einige Tage vor seiner Abführung nach Sibirien gesessen.

Kosciuszko war Anfangs im Hause des Festungscommandanten untergebracht worden; bald aber hatte man ihm den Palast Orlow zur Wohnung angewiesen; ein Wagen stand zu seiner Verfügung und er konnte, so oft er wollte, in Begleitung eines russischen Beamten ausfahren; auf einem Rollstuhl wurde er im Garten herumgefahren und man gab ihm sogar einen Drechslermeister, um ihn dies Handwerk, zu welchem er große Lust hatte, zu lehren. Was Falkenstein über Kosciuszko's Haft in einem engen und feuchten Kerker sagt, ist also hiernach zu

*) „Polens Untergang".

berichtigen. Kosciuszko war unter allen polnischen Gefangenen der einzige von der Kaiserin Begünstigte; gern mochte man in ihm eher ein unschuldiges und passives Werkzeug sehen, als einen Haupturheber der Revolution; man beklagte ihn als das Opfer gefährlicher Menschen, womit Niemcewicz und Andere gemeint waren.

Die in der Festung eingesperrten Gefangenen saßen abgesondert jeder für sich; doch gelang es ihnen, sich durch verschiedene Kriegslisten in Verbindung miteinander zu setzen. Die wesentlichste Erleichterung gewährte ihnen die Lecture; es war ihnen gestattet, sich gegenseitig mit Büchern zu versorgen und obgleich der wachthabende Offizier Blatt für Blatt in denselben durchsuchte, so fanden sie doch Mittel, bei Gelegenheit des Bücherwechsels Nachrichten miteinander auszutauschen. Als Niemcewicz nach einigen Monaten Tinte und Feder verstattet wurde, fing er an, seine Zeit mit literarischen Arbeiten zu verkürzen. Er dichtete unter Anderm Elegien auf die Schlacht bei Maciejowice, auf Polens Unglück, übersetzte die „Indianische Hütte" von Bernardin de St.-Pierre, Racine's „Athalie", Pope's „Lockenraub", schrieb zahlreiche Erzählungen und Fabeln. Das Gefängniß war klein, die Luft in demselben schlecht und niemals bekam Niemcewicz Erlaubniß, ins Freie zu gehen, obgleich seine Gesundheit schon sichtbar gelitten hatte. Dagegen war die Tafel nicht schlecht und wurde aus derselben Küche bestritten, aus welcher Kosciuszko gespeist wurde. Die Kaiserin wollte, daß die Beköstigung vorzüglich sein sollte und in Betracht der ungeheuren Rechnungen, welche allmonatlich eingereicht wurden, hätte sie fürstlich sein können; das russische Raubsystem wußte es aber so einzurichten, daß von jenen bedeutenden Summen viel beseitigt wurde und nur ein guter bürgerlicher Tisch übrig blieb.

Endlich schlug die Befreiungsstunde für die unglücklichen Polen. Katharina starb am 17. Nov. 1796. Zehn Tage später begab sich Paul I. selbst zu Kosciuszko, um ihm seine Freilassung anzukündigen. Auch der gefangene Marschall Potocki erhielt einen Besuch vom Kaiser, welcher sich hierbei sehr gnädig bewies und über Polens Zerstückelung folgende denkwürdige Worte sprach: „Ich bin der Theilung Polens immer entgegen gewesen; es war ein ebenso ungerechter als unpolitischer Act." Einige Tage später wurde auch Niemcewicz aus dem Kerker entlassen.

Katharina II. starb bekanntlich auf einem Orte, den man der Gesundheit wegen täglich zu besuchen pflegt. Nachdem sie wie gewöhnlich die Nacht mit Zubow zugebracht hatte, war sie am 16. Nov. beim besten Befinden und wohlgelaunt aufgestanden, hatte zwei Tassen Kaffee getrunken, mit ihrer Kammerfrau gescherzt und sich dann zum Schreiben niedergesetzt, als sie plötzlich ein dringendes Bedürfniß fühlte und in ihr Cabinet ging. Es war ungefähr 7 Uhr Morgens. Einen Augenblick später kommen die Minister mit ihren Portefeuilles zur Arbeit, und da sie die Kaiserin nicht finden, so warten sie. Eine Stunde vergeht, sie erscheint nicht. Ihr Kammerdiener sucht sie ängstlich in allen Zimmern und da er sie nirgend findet, öffnet er endlich die Thür ihres geheimen Gemachs. Er stößt einen Schrei aus, die Minister eilen herbei. Welch ein Anblick! „L'immortelle Cathérine, la maîtresse du tiers du globe habité, renversée sur sa chaise percée, ses jupons dans le plus grand désordre, et présentant aux spectateurs étonnés ce qu'ils n'avaient jamais vu." Der Großfürst Paul wurde sogleich benachrichtigt und eilte zu seiner Mutter, die er schon fast leblos fand; sie lag unbeweglich da, nur der Unterleib wurde dann und wann noch von krampfhaften Zuckungen erschüttert. Severin Potocki, welcher an diesem Tage die Wache im Palast hatte, erzählte, daß dieser unvollständige Tod die Höflinge in die größte Verlegenheit setzte; sie befanden sich in Gegenwart zweier Potentaten, ohne zu wissen, für welchen sie sich entscheiden sollten; die alte, schwer erkrankte Kaiserin, die noch vor wenigen Stunden über ihr Leben und Vermögen herrschte, konnte sich möglicherweise wieder erholen, denn noch war Bewegung in ihr; der Großfürst dagegen stand hier in der Fülle der Kraft und berührte schon mit den Fingerspitzen das Scepter. Gleich gefährlich war der Eifer wie die Gleichgültigkeit für die eine oder für den andern. In dieser peinigenden Ungewißheit ward für sie der Unterleib der Kaiserin zum Compaß ihrer Handlungen und Gefühle: bewegte er sich stärker, so eilten sie zum Bett und stießen klägliches Geschrei aus; ließen die Erschütterungen nach, so stürzten sie noch schneller halb freudig und ehrfurchtsvoll zum Thronfolger. Diese Manoeuvres der Furcht und Schmeichelei dauerten 30 Stunden, bis die Bewegungen des Unterleibs gänzlich aufhörten und der Tod wirklich eingetreten war.

Der an seinen Wunden noch immer leidende Kosciuszko vermochte Niemcewicz, ihn nach Amerika zu begleiten; nachdem sie noch einige Wochen in Petersburg verweilt, das Leichengepränge der verstorbenen Kaiserin und des ausgegrabenen Peter III. mit angesehen und der kaiserlichen Familie vorgestellt worden waren, reisten sie am 19. Dec. 1796 über Schweden und England nach den Vereinigten Staaten ab. Vorher aber mußten Kosciuszko, der Marschall Potocki, Niemcewicz und die andern freigelassenen Polen in die Hände des Generalprocurators Samoilow einen feierlichen, von einem katholischen Priester dictirten Eid ablegen, daß sie dem Kaiser nicht nur treu und gehorsam sein wollten, sondern auch ihr Blut für seinen Ruhm zu vergießen bereit wären; daß sie Alles entdecken würden, was je Gefährliches für seine Person oder sein Reich zu ihrer Kenntniß käme; endlich mußten sie versprechen, daß sie, in welcher Gegend der Erde sie sich auch befinden möchten, auf ein einziges Wort des Kaisers Alles verlassen und sich zu ihm verfügen würden.

Als im J. 1830 die Polen sich zum letzten Male erhoben, nahm Niemcewicz lebhaften Antheil an dieser Revolution; während er im Auftrage der Nationalregierung nach London gegangen war, um dort Hülfe zu suchen, erfolgte Warschaus Capitulation. Niemcewicz verweilte noch einige Zeit in England, begab sich dann nach Paris, wo er in rühmlicher Thätigkeit als glühender Patriot bis an sein Ende wirkte und, 84 Jahre alt, am 21. Mai 1841 verschied.

Von seinen nachgelassenen Werken, unter denen sich manches Wichtige befindet, sind diese interessanten Memoiren das Erste, dessen Herausgabe das Polnische historische Comité zu Paris unternommen hat. Die Veröffentlichung des Übrigen steht zu erwarten.

28.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 334. —— 30. November 1843.

Dies Buch gehört dem König.

(Beschluß aus Nr. 333.)

Man sieht, daß Frau Bettina, wenn „ihr Seeleninstinct sie zur Speculation leitet", doch manchmal über einen — „Gänsedreck geführt wird". Ein Ausdruck, den sie selbst S. 84 im Buche braucht. Später kommt sie jedoch wirklich in die ältesten Tiefen der Speculation. Man weiß, was es den ältesten Religionsstiftern und den neuesten Philosophen gekostet hat, den Ursprung des Bösen in der Welt zu erklären. Schon im alten Persien hat man zwei Grundprincipien oder Urwesen angenommen, ein gutes und ein böses, weil man Sünde und Übel mit dem Wesen der Gottheit nicht vereinigen konnte. Frau Bettina geht mit Athemzügen Hegel'scher Schüler leichter an dies Problem. S. 506:

> Nun was ist davon das Geheimniß, als daß Gott den Teufel in sich faßt? Was wär seine Unendlichkeit, wenn er den Anfang des Guten, den Urbeginn desselben, nicht in sich statuiren wollt! Wo ist der Anfang des Guten, als wo er negirt wird. Drum ist der Teufel der Anfang aller Dinge, weil er das negirende Princip ist.
>
> Fühlt sie denn Das nicht, daß der Gott aus dem Teufel hervorgehen muß, wenn die Gottheitsidee sich verwirklichen soll! Und daß die eben darin besteht, daß der Teufel Gott werden muß, und daß dies das Rund der Schöpfung construirt u. s. w.

Ehe Bettina dies Gebiet der Speculation betritt, hat sie, wie es eines deutschen Philosophen Schuldigkeit ist, den Zoll in eigens geprägter Blechmünze der Sprache richtig bezahlt. S. 368 sagt sie Hegel-Feuerbachisch: „Das Suchen nach Gottbegreifen ist das Sichselbsterzeugen des Menschen."

Natürlich kann man so hoch nicht hinauf und so tief hinab, ohne freien Geist, und die Verhandlungen über und für Geistesfreiheit füllen einen großen Theil des Buchs. Woher der Geist stamme, sagt uns Bettina S. 101 fg., nämlich aus der Natur, und wohin er führe S. 283:

> Nein, kein Blutstropfen der Revolution ist umsonst geflossen, Alles ist zu Geist geworden; er blüht jetzt wieder in der Menschheit, laß uns hoffen auf den Helden, der den freien Weg auch zur irdischen Freithätigkeit bahnt, und wir werden endlich fühlen, wie sanft, wie allgemein, wie ohne falsch dieser Geist der Revolutionen sich verbreiten wird über Staaten und Religion, über Fürst und Volk, aber er wird beiden keine Strafe, keine [illegible] sein.

In Folge dieser freien Bewegung käme dann auch das schöne Staatsverhältniß zu Stande, auf das Bettina so viel Werth legt. S. 125:

> Je näher das Volk seinem Fürsten, je größer ist dessen Kraft, er schlägt wie ein elektrischer Schlag durch alle Herzen.

S. 127:

> Der Fürst wird sein Lebtag nicht gewahr werden, — — daß jetzt kein goldgeschmückter, mit Schnecken aus dem Meer gefärbter Purpur und nicht die Perle aus dem Magen des Haifisches in der Krone ihm noch Ehrfurcht einprägen kann, sondern nur der Glanz, der von der Geniusstirne auf das Volk herableuchtet und es mit verklärt.

Denen aber, die den Menschengeist so eigenmächtig regieren wollen, wird S. 84 mit der Unsterblichkeit desselben gedroht. Das irdische Leben wird nur für die Eischale erklärt, aus der sich der Geist herauspicken soll. Aber in diesem Beruf muß man den Geist gewähren lassen, und wenn etwa der Staat ein Individuum aus seiner Schale picken will, so entrüstet sich Bettina höchlich. Sie gestattet nämlich die Todesstrafe nicht, ja sie will überhaupt keine Bestrafung der Verbrecher zulassen.

> Ist das ganze Staatsgebäu nicht ein schlecht eingerichtetes Hospital — sagt Bettina S. 263 —, wo eigennützige oder ehrsüchtige eingebildete Verlegenheiten ihre Schelmstreiche für wohlthätige Gesammtwirkung wollen dem armen Menschengeschlecht anschlagen?

S. 456:

> Himmlische Weisheit braucht's nicht erst zu entdecken, daß die Verbrechen nur krankhafte Erscheinungen des Staats sind. Eine ganz krankhafte Erscheinung ist schon das Strafen und Lohnen ohne die Befähigung dazu, das heißt ohne die Weisheit.

S. 381:

> Der ganze Staat muß und hat nichts anders zu thun, als den Verbrecher zu retten und seine Heilung zu bewirken. Das ist meine neue Moral, und meine neuen Götter werden dazu ihren Segen geben.

Wer diese neuen Götter seien, kann ich nicht verrathen, aber ihr Segen möchte wol sehr nöthig sein, da der Staat, nach Bettina's Behauptung (S. 382), selbst zu „malade" ist, um den Verbrechen zuvor zu kommen, und da der Verbrecher nur hingerichtet werde, weil in ihm allein alle Energie des gesundmachenden Lebensstoffs stecke, was der kranke Staat einmal nicht [illegible] könne. Daß hiernach der Verbrecher darum Verbrecher sei, weil er allein gesund ist, muß indeß so ernstlich nicht gemeint sein. Denn Bettina bringt doch wieder Vorschläge, wie der Staat den Verbrechern helfen könne S. 383:

Dies Einzige wäre zu versuchen, wenn man ihn (den maladen Staat) bewegen könnte, den großen Karpfenteich der Wissenschaft den Verbrechern zu öffnen. Gefangen würden sie nicht zaudern, den einzigen Ausgang zu wählen; ihre angeborne Energie, ihre noch ungebrochne Naturkräfte, ihr starkes Organ für Naturrecht (!), ihr von Vorurtheilen und selbstsüchtiger Politik noch [illegible] und genebelter Geist würde vielleicht in der Wissenschaft, namentlich in der speculativen (siehe I), die Gesundheitskrise des Staats vorbereiten, — — wie könnten d i e neues, feuriges Blut dem veralteten Sündenstaat einströmen! Und auch dem Schwert der Gerechtigkeit wär damit Genüge geleistet; denn durch eine neue, sittliche Auferstehung in der Wissenschaft wären sie von ihrem moralischen Tod geschieden, sie würden zu einem neuen Leben erwachen, sie würden selbst sich nicht mehr als Verbrecher anerkennen, und würden am Ende mit Ruhm bedeckt hervorragen.

Auf Ehre! ich habe ganz richtig abgeschrieben! Bettina will also die Strafanstalt in eine Heilanstalt verwandelt wissen; sie will (S. 387)

durch Licht den Geistesphosphor oxydiren, sein Quecksilber absondern. Das Geisteslicht, als chemisches Agens wirkend, wodurch das Medium, die Wissenschaft, nur erleuchtet zu sein braucht, um den leidenschaftlichen Stoff zu zersetzen in Pottasche, in Kohlenstoffgas, Kohlenleber, in übersaure Kohlensäure, eigentlich Diamantsäure, wie denn alles Leidenschaftliche Diamantstoff ist im Verbrecher. — — Vieles wird als Knallgas sich entwickeln —

Hier habe ich, des Knallgases wegen, meine Finger von Bettina's Buch hinweggethan, und rathe dem Leser, das Übrige über dieses Capitel selbst nachzuschlagen. Wir wollen nur, ehe Frau Bettina vielleicht selbst in eine Heilanstalt geht, noch hören, was sie vom Kirchlichen sagt. Sie sagt S. 471:

Untergesunken ist die Begeisterung für das persönlich Göttliche des Griechengeistes, im Christenthum. — — Die Tempel sind zertrümmert mit ihren Götterbildern, — Zeugniß kirchenväterlicher Barbarei, oder sind mit Gewalt in christliche Vorstellungen verwandelt worden, — Zeugniß ihrer Schönheit. Wie zum Beispiel die drei Grazien als die drei Cardinaltugenden, Glaube, Hoffnung und Lieb, in der Sacristei der Paulskirche zu Rom von den Cardinälen höchlich verehrt werden. Einer Venus waren verschiedne Alterthumsforscher auf der Spur, daß sie in St. Loretto als Jungfrau Maria Wunder thue.

Wie aber, sollte der Sohn der übergetretenen Venus nicht der Götterknabe Amor sein, der so viel olympische Wunder verrichtete an Göttern und an Menschen, die er zusammenbrachte, und so die Menschennatur durchdrungen hat mit Götterkräften? Er war der Erste, der unser Heil begründete, indem er den Menschenteig mit der Gottheitshefe in Gährung brachte.

Frau Rath halten sie ein! — ruft hier der Pfarrer des sokratischen Abends. — Ja, Frau Rath, Sie gehen aus allen Fugen! — setzt der Bürgermeister hinzu.

Und ich frage, was würde wol Herr Clemens Brentano rufen, wenn er das Buch der Schwester noch erlebt hätte, er, der so fromm geworden war, seine schuldlosen Poesien zu verdammen?

Den Grund des Verfalls aller Religiosität im Volke findet Bettina in den Predigern, denen sie durch die Frau Rath ins Angesicht des in ihrer „Sokratie" anwesenden Geistlichen den Text liest, nachdem sie voraus die Ähnlichkeit eines Predigers mit einem — Maikäfer nachgewiesen hat.

Wir haben so viel Auszüge aus dem Buche mitgetheilt, weil wir anfangs glaubten, Viele würden das Buch nicht lesen, in der Meinung, es gehöre dem König. Allein der König scheint es weggeschenkt zu haben, und so ist es in das Publicum gekommen, Jedem offen, der sich daran ergötzen will. Dies Buch hat noch eine fromme Bedeutung. S. 292 sagt die Frau Rath:

Es ist meine Unsterblichkeit, daß ich in deinem Herzen fort wachs, wenn ich schon lang begraben bin unter der frankfurter Erd.

So ist also die gute, ehrliche Frau Rath fortgewachsen!

Am richtigsten faßt man, glaube ich, die Bettina'schen Productionen, wenn man sie als die Opfer einer großen Andacht der Verf. zu sich selbst begreift. Im „Briefwechsel eines Kindes" ist die Frau Rath in Erstaunen über das Wunderkind Bettina; in der „Günderode" preist diese Stiftsdame ihre [illegible] Freundin, und im gegenwärtigen Buche geräth der Prediger außer sich über die erstaunlichen Reden der Frau Rath, das heißt also, über die Gedanken, die Bettina der Frau Rath leiht, um sich im Widerschein der Bewunderung zu spiegeln. S. 284 läßt sich Bettina im Namen der Frau Rath sagen:

Ja Sie sind eine außerordentliche Frau. Sie sind gewiß die merkwürdigste Frau unsers Jahrhunderts; Sie haben einen männlichen Geist, den haben Sie, meine Bewunderung geht ins Erstaunen über!

Darum mußte freilich Bettina sich auch einmal an die jetzigen Fragen des öffentlichen Lebens und auf das Feld wagen, wo dermal Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer u. A. den scharfen Pflug der Forschung führen. Wie ein Kobold springt sie dazwischen, hilft wühlen, rafft auf, was ihr gefällt, und wirft es der Frau Rath, als eine alte Geschichte von 1807, in die Schürze, so ungegefähr wie sie ihr damals Obst brachte. S. 141:

Wo kommst du her, Mädchen, so erhitzt? — Ich war vor dem Bockheimer Thor und hab Birn gestohlen in einem Garten.

Gestohlen? Die schmecken am besten.

Am Schlusse des Buchs, der aber am wenigsten für das literarische Publicum gehört, und dem Buche wie ein Auswuchs anhängt, söhnt uns die Verf. doch für so viel Verwunderliches aus, daß sie nicht blos gedacht, sondern in Druck gegeben hat. Wir finden sie nämlich auf der Wanderschaft durch die Armencolonie im sogenannten Vogtland vor dem Hamburger Thor Berlins. Und gewiß hat sie alle diese in Noth und Elend versunkenen Menschen, deren Jammer sie uns erzählt, nicht blos aus statistischen Absichten so ausgefragt, ohne auch zu trösten und zu spenden. So verlassen wir Bettina auf rechten Frauenwegen!

D. Koenig.

Reime und Knospen einer Weltanschauung. Von Ulrich Rudolf Schmid. Leipzig, Reclam sen. 1843. 8. 18¾ Ngr.

Das bezeichnete Buch ist offenbar ein [illegible]; der Verf. fühlte einen lebhaften Drang, das Kind seinen Namen zu nennen, aber was er mittheilt, kann nicht ein Buch genannt werden, denn ein Buch muß eine Einheit, einen innern Zusammenhang, eine innerliche Nothwendigkeit haben; es ist hier Allerlei, was der Verf. geschrieben hat, zusammengestellt, damit es doch ein Bändchen werde. Schon der Titel [illegible] über-

[illegible] „Reime einer Weltanschauung" — das ist doch offenbar etwas Sinnloses, wenigstens etwas sehr Ungereimtes. Der Band enthält nun heidnische, jüdische und christliche Elemente, nämlich der Inhalt ist folgender: 1) „Iphigenia in Aulis", 2) „Uriel Akosta", 3) „Drei Reden über das Christenthum".

„Iphigenia in Aulis." Wenn der Verf. sich einen antiken Stoff wählte, so mußte er denselben doch auch im Geiste des Alterthums durchführen; kaum als Übungsstück eines Gymnasiasten würde diese Arbeit genügen; der neue Gedanke, den er in das Gedicht trägt, nämlich daß sich eine andere Iphigenia für Agamemnon's Tochter zum Opfer anbietet, hätte weit gediegener durchgeführt werden müssen. Die Bearbeitung trägt, wenn nicht Spuren von Unfähigkeit, doch von unbegreiflicher Flüchtigkeit.

Der zweite dramatische Versuch ist „Uriel Akosta". Dieses Drama soll uns in den Kampf von Judenthum und Christenthum versetzen; aber der Verf. faßt auch diesen Gegenstand mehr von außen denn von innen; seine Personen reden zwar, aber man glaubt nicht an ihre Überzeugung; sie verhandeln miteinander, aber man glaubt nicht an ihr Leben, darum fühlt man auch kein Interesse für sie. Was der Leser sich aus den Charakteren abstrahiren sollte, das kündigt der Verf. allemal vorher an, damit man es doch erfahre. Im Ausgang des Stücks siegt ein blindes Ungefähr und die rohe physische Obermacht; das gibt aber keine poetische Versöhnung, und dadurch, daß das Drama im Himmel schließt, kann die poetische Versöhnung nicht hergestellt werden. Wir rathen dem Verf., daß er einmal Lessing's „Nathan", nicht lese, sondern studire, um zu sehen, in welcher Weise sich ein so abstracter Stoff bildlich und individuell gestalten läßt. Von einer Charakteristik der Persönlichkeiten ist in Hrn. Schmid's „Akosta" nichts zu finden; es kommen nur Collectiv-Menschen, nicht aber Individualitäten darin vor. Wie gesagt, besser als alle Kritik wird den Verf. Lessing's „Nathan" darüber belehren, daß er mit seinem „Akosta" gar nichts geleistet habe.

Hierauf folgen „Drei Reden über das Christenthum". Das ist aber ganz unlogisch gesprochen, denn diese Reden verbreiten sich nicht über das Christenthum, sondern über einzelne Lehren der christlichen Dogmatik, und sind nichts als was man sonst schlechtweg Predigten nennt, bestimmter classificirend müßte man sagen Homilien. Der Tendenz nach sind sie kirchlich-orthodox; und da der Verf. S. 96 die unbefleckte Jungfrauschaft der Maria vertheidigt, so braucht man sie nicht noch specieller zu charakterisiren. Es mag Personen geben, die sich durch dergleichen angenehm und harmonisch berührt fühlen, und denen mag der Verf. seine „Reime und Knospen einer Weltanschauung" zum Präsent machen; Ref. aber fühlt sich berechtigt, dem Verf. einen doppelten Rath zu geben: erstens, kein Drama weiter zu schreiben; zweitens, wenn er ferner noch solche Predigten schreibt, sie doch nicht drucken zu lassen.

29.

Die Philosophie auf der Universität Athen im Alterthume.

Wenn sich der Freund griechischer Sitte und Bildung des schmerzlichsten Bedauerns über die Ereignisse in Athen vor dem 3. September und an diesem Tage nicht erwehren kann, so wird ihm dies eine Veranlassung mehr sein, auf frühere Zustände aus der Geschichte dieser Stadt und Universität (warum sollte man diesen Namen nicht brauchen?) nicht unbetrachtet zu lassen. Es ergeben sich gar manche auffallende Ähnlichkeiten in dem Athen, wie es in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung war, und in manchen Verhältnissen der heutigen Stadt, von denen hier nur der einen Übereinstimmung gedacht sein mag, daß so wie früher nicht immer eingeborene Athenienser, sondern vorzugsweise Fremde in dieser Stadt haben die Wissenschaften wieder aufleben lassen, so auch jetzt ein guter Theil der Einrichtungen zur Belehrung und Gesittung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Zu solchen und andern Gedanken geben uns zwei treffliche Abhandlungen des gelehrten Akademikers Zumpt, die er zu Berlin am [illegible] Juni v. J. und am 27. April d. J. vorgelesen hatte, eine neue Veranlassung. Beide handeln von den philosophischen Schulen in Athen und von der Succession der Scholarchen (Meister oder Schulhäupter), aus denen ein Berichterstatter in der Spener'schen Berliner Zeitung — sonderbar genug — die „Scholaren" gemacht hatte. Hr. Zumpt behandelt hier in einer klaren Sprache und gefälligen Übersicht die äußere Geschichte der athenischen Schulen, von denen in der neuern Geschichte der Philosophie nur beiläufig oder fast gar nicht die Rede ist, weshalb wir also die Aufmerksamkeit der Verfasser philosophischer Handbücher auf diese seit einigen Monaten gedruckte Abhandlung richten wollen. Denn an den Bestand der vier Schulen des Plato, Epikur, Aristoteles und Zeno knüpft sich die ganze Geschichte der Philosophie zunächst während der drei Jahrhunderte von Alexander bis auf Augustus, und auch späterhin noch behauptete Athen sein Ansehen als Lehrsitz der Philosophie neben den besoldeten Philosophen in Rom und den Museumsphilosophen in Alexandria, ja sogar, wenngleich in geringem Grade, während der Herrschaft des Christenthums. Die wichtigsten Lehrer sind nach den vorhandenen Nachrichten geschildert und viele interessante Privatverhältnisse oder Zustände in den berührten Zeiträumen besprochen, wo wir nur die Nachrichten über Honorare und Besoldungen des Alterthums erwähnen wollen. Man hat auch hierbei Gelegenheit, gar Manches zu bedenken und mit neuern Erscheinungen zu vergleichen, wodurch die Schrift einen besondern Werth für Die erhalten muß, die sonst gerade sich nicht für das Alterthum und für seine Philosophie interessiren. Und alles Das hat Hr. Zumpt seinen Lesern sehr mundrecht gemacht; ebenso geschah es in der interessanten Abhandlung, die er in derselben Akademie im J. 1841 „über den Stand der Bevölkerung und die Volksvermehrung im Alterthume" gelesen hat, und an die wiederholt zu erinnern Pflicht ist. Ein anscheinend blos statistischer Gegenstand ist hier mit einer solchen Gewandtheit und Übersichtlichkeit behandelt worden, daß wir auf diese Weise sehr wichtige Anhaltepunkte für die allgemeine Culturgeschichte und für die Geschichte der alten Welt insbesondere gewinnen. Denn es ehrt den Philologen, daß er dem auch in seinen Gebrechen großartigen Alterthume keineswegs durch falsche statistische Zahlen Ansehen zu verschaffen sucht, daß er vielmehr kühn gegen Gibbon's blendende Hypothesen auftritt und zeigt, wie sich die Natur, der Staat und der Einfluß der christlichen Religion vereinigt haben zum Untergange der alten Welt. Wir könnten eine Anzahl geschickter Parallelen mit neuen Zuständen und viele feine Bemerkungen über verschiedene Verhältnisse der alten Welt, wie über die Ehelosigkeit in Rom, in Griechenland und in den ersten Zeiten des Christenthums, über die Päderastie, über die Freilassung der Sklaven, über die Aussetzung der Kinder, über die Gracchen und andere angesehene Männer des Alterthums hier anführen, fügen aber nur die Bemerkung hinzu, daß man in dieser gehaltvollen Abhandlung noch weit mehr findet als der Titel derselben verspricht.

9.

Bibliographie.

Die Ammen-Uhr. Aus des Knaben Wunderhorn. In Holzschnitten nach Zeichnungen von Dresdner Künstlern. Leipzig, Mayer und Wigand. Br. 8. 10 Ngr.

Deutsche und Stadt-Hanover'sche Ansichten vom deutschen Handels- und Zollvereine. Beleuchtet von einem Deutschen, der zugleich Hanoveraner ist. Berlin, Schröder. Gr. 8. 7½ Ngr.

Amtlicher Bericht über die 20ste Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte zu Mainz im September 1842. Herausgegeben von den Geschäftsführern derselben, Medicinalrath Dr. Gröser und Notar Bruch. Mit 2 Steindrucktafeln. Mainz, Kupferberg. Gr. 4. 3 Thlr.

[illegible] ... am 27. Juli 1843. Von Dietsch. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 8. 7½ Ngr.

Brennglas, A., Antigone in Berlin. Frei nach Sophokles. 3te Auflage. Mit 1 Titelkupfer von E. Hahn. Leipzig, Jackowitz. Kl. 8. 10 Ngr.

Brischar, J. N., Beurtheilung der Controversen Sarpi's und Pallavicini's in der Geschichte des Trienter Concils. 1ster Theil. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 3¾ Ngr.

Cornelia. Taschenbuch für deutsche Frauen auf das Jahr 1844. Begründet von A. Schreiber, fortgesetzt von Amalie Schoppe. 29ster Jahrgang. Darmstadt, Lange. Gr. 16. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dichterhalle. Auswahl des Schönsten und Gediegensten aus Deutschlands Dichtern der Gegenwart. (1815—1843.) Neue vermehrte Auflage des Büchleins junger Lieder. Berlin, Heymann. 1844. Kl. 8. 1 Thlr.

Louise Egloff, die blinde Naturdichterin. Zum Besten der Badarmen herausgegeben von E. Dorer. Mit Stahlstichen und musikalischen Compositionen von Louise Egloff und Elster. Aarau, Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Fitz-Berth, W., Kreuz und Halbmond. Historischer Roman. Zwei Bände. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. Kl. 8. 2 Thlr.

Flygare-Carlén, Emilie, Der Reichsverweser. Schwedischer Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von L. Tarnowski. Drei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. 1844. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Die orientalische, das ist russische Frage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 15 Ngr.

Franziceeen. Eine Sammlung von Anekdoten, Charakterzügen, Erinnerungen und merkwürdigen Momenten aus dem Leben und der Regierung des hochseligen Kaisers Franz I. in poetischen Bearbeitungen von verschiedenen Schriftstellern. Herausgegeben von C. F. Müller. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1844. 8. 1 Thlr.

Garlieb, U., Octavio und Brunella, oder die Ruinen des Heidenschlosses. Historisch-romantische Geschichte aus Preußens Vorzeit. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. 1844. 8. 22½ Ngr.

Der selige Chorherr Franz Geiger. Laute aus dessen Leben; gesammelt vom Herausgeber seiner sämmtlichen Schriften (J. Widmer). Lucern. Gr. 12. 10 Ngr.

Hagenbach, K. R., Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation. 6ter Theil. — A. u. d. T.: Der evangelische Protestantismus in seiner geschichtlichen Entwickelung. 4ter Theil. — Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts aus dem Standpunkte des evangelischen Protestantismus betrachtet. 2ter Theil. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Hahn, W., Das Leben Jesu. Eine pragmatische Geschichtsdarstellung. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hauff, G. A., Offenbarungsglaube und Kritik der biblischen Geschichtsbücher am Beispiele des Buchs Josua in ihrer nothwendigen Einheit dargethan. Stuttgart, Belser. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Herbst, F., Geistliche Schriften. 1stes Bändchen: Abendstunden. Augsburg, Kollmann. Gr. 12. 22½ Ngr.

Kniewel, T. F., Reiseskizzen, vornehmlich aus dem Heerlager der Kirche, gesammelt auf einer Reise in England, Frankreich, Belgien, Schweiz, Oberitalien, Deutschland, im Jahre 1842. 1ster Theil: England. Leipzig, K. Tauchnitz. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Lubojatzky, F., Luther und die Seinen. Historischer Roman. Drei Theile. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 12. 4 Thlr. 15 Ngr.

Das Märchen vom gestiefelten Kater, in den Bearbeitungen von Straparola, Basile, Perrault und L. Tieck. Mit Anmerkungen von [illegible]. [illegible], Brockhaus. 4. 3 Thlr.

Meier, J., Schule der Geduld. Neu herausgegeben und umgearbeitet von K. Steiger. Frauenfeld, Beyel. 8. 18¾ Ngr.

Moriarty, C. A., Leben und Wirken O'Connell's mit dessen Denkschrift an die Königin von England. Mit dem Portrait O'Connell's. Berlin, Trautwein. Gr. 8. 1 Thlr.

Mundt, T., Gesammelte Schriften, Novellen und Dichtungen. 2ter Band: Moderne Lebenswirren. Leipzig, Einhorn. 1844. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Österreich im Jahre 1843. 2te Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr.

Oken, Lehrbuch der Naturphilosophie. 3te neu bearbeitete Auflage. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Reybaz, E. F., über die Predigt-Kunst. Ein Schreiben. Übersetzt und herausgegeben von C. F. F. Schopper. Reutlingen, Schradin. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Rückert, F., Die Weisheit des Brahmanen. Ein Lehrgedicht in Bruchstücken. Neue Ausgabe in einem Bande. Leipzig, Weidmann. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

Sand, G., Gesammelte Werke. Aus dem Französischen übertragen von Mehreren. 1ster Band: Der Uskoke. Historischer Roman. Ins Deutsche übertragen von T. Hell. Grimma, Verlagscomptoir. 1844. Gr. 12. 15 Ngr.

Sarachaga, G. de, Précis du différend entre Mr. le baron J. Goeler de Ravensburg et Mr. M. de Haber, et du duel né de ce différend entre Mr. de Goeler et Mr. de Vereskine tel qu'il a été déposé devant les tribunaux. Avec les pièces justificatives. Karlsruhe, Macklot. Gr. in-8. 11¼ Ngr.

Schoppe, Amalie, Die Jüdin. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Taubert. 1844. 8. 3 Thlr.

Seume, J. G., Gedichte. 5te vermehrte Ausgabe. Mit Stahlstich. Leipzig, Hartknoch. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Sporschil, J., Geschichte der Hohenstaufen. In zehn Lieferungen mit 10 Stahlstichen nach Originalzeichnungen von Trautschold. 1ste bis 5te Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Straube's, E., Schriften. 2ter Band: Die Schweden vor Brünn. Historische Novelle. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. Gr. 12. 1 Thlr.

Thurnberg, Marie v., Novellen und Erzählungen. 1stes Bändchen: Der Kerker in der Gastein. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. Gr. 16. 15 Ngr.

— — Derselben 2tes Bändchen: Amalie. — Die Gausenberger-Klamm. Zwei Erzählungen. Wien, Stöckholzer v. Hirschfeld. Gr. 16. 15 Ngr.

Toepfer, C., Novellen und Erzählungen. Zwei Bände. Hamburg, Niemeyer. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutschlands gesammtes Volksschulwesen, nach seiner nothwendigen Reformation und seinem künftigen Verhältnisse zum Staat, zur Kirche und zum Leben. Von einem sächsischen Schulmanne. Bautzen, Schlüssel. 8. 22½ Ngr.

Weick, W., Reliquien von Ludwig Winter, Großherzoglich Badischem Staatsminister und Abgeordneten zur II. Kammer der badischen Stände. Biographie und Schriften. Mit Winter's Portrait. Freiburg, Emmerling. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Weitzmann's, C., sämmtliche Gedichte in rein deutscher und schwäbischer Mundart. 5te Auflage. Reutlingen, Fleischhauer und Spohn. 12. 27½ Ngr.

Winterling, C. M., Festspiel zur ersten Jubelfeier der Universität Erlangen. Erlangen, Bläsing. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wolff, J. H., Die lutherische Kirche und die norddeutsche Missions-Gesellschaft. Stade, Schaumburg. Gr. 8. 5 Ngr.

Hierzu Beilage Nr. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 2. 30. November 1843.

Napoleon und Canova.

Am 12. October 1810 wurde Canova durch den Marschall Duroc dem Kaiser vorgestellt. Napoleon war im ersten Feuer der Anhänglichkeit an Marie Louise, die er im April geheirathet hatte und die sich in guter Hoffnung befand. Er saß mit der Kaiserin am Frühstück. Nach den ersten Respectsbezeigungen dankte Canova dem Kaiser, daß er ihn habe nach Paris kommen lassen, um mit ihm über die schönen Künste zu verhandeln. Er erklärte sich bereit, des Kaisers Befehle entgegen zu nehmen, damit er dann nach Rom zurück und wieder an seine Arbeiten gehen könnte. Napoleon: „Aber Paris ist die Hauptstadt. Sie sollten hier bleiben und würden wohl daran thun." Canova: „Sire, Sie sind Herr über mein Leben. Allein wenn es dem Kaiser gefällt, daß es seinem Dienst zueigen sei, so müssen Sie mir die Rückkehr nach Rom erlauben, wann ich die Arbeiten vollbracht haben werde, wegen deren ich gekommen bin. Man hat mir gesagt, ich soll das Bild der Kaiserin machen; ich werde sie in der Gestalt der Concordia darstellen." N. lächelte wohlwollend. Dann fuhr er fort: „Hier in Paris ist der Mittelpunkt. Hier sind alle antiken Meisterwerke. Es fehlt nichts als der Farnese'sche Hercules, aber wir werden ihn auch haben." C.: „Lassen Ew. Maj. Italien wenigstens etwas. Diese alten Denkmäler bilden eine Sammlung und ein Ganzes mit unzähligen andern, die sich nicht wegführen lassen, weder von Rom noch Neapel." N.: „Italien kann seine Verluste durch Nachsuchungen ersetzen. Ich will sogleich in Rom Nachsuchungen veranstalten. Sagen Sie mir, hat der Papst dafür viel Geld ausgegeben?" C.: „Der Papst ist nicht sehr reich, indeß ist es ihm doch bei unendlicher Liebe für die Künste und durch weise Einsicht gelungen, ein neues Museum zu bilden." N.: „Sagen Sie mir, hat die Familie Borghese große Summen auf Nachsuchungen verwandt?" C.: „Es war nur eine mäßige Summe. Der Fürst unternahm die Nachsuchungen zur Hälfte mit Andern, denen er bei der Abrechnung ihren Antheil abkaufte." Canova suchte nun zu beweisen, daß das römische Volk auf die in den Eingeweiden des Grundes und Bodens der ewigen Stadt entdeckten Denkmäler ein Recht habe, daß sie ein mit diesem Boden innigst verbundener Besitz seien, den weder die vornehmen Familien noch der Souverain selbst veräußern könnten, daß das Erbtheil des Siegs der Altvordern des königlichen Volks nimmermehr demselben entfremdet werden dürfte. Napoleon fuhr darauf fort: „Wissen Sie, daß ich 14 Millionen für die Statuen Borghese bezahlt habe? Wie viel verwendet der Papst für die Künste? Verwendet er 100,000 römische Thaler?" C.: „So viel nicht, denn er ist zu wenig reich." N.: „Also auch mit Wenig kann man große Resultate erzielen?" C.: „Gewiß, Sire!" Nun kam die Rede auf die kolossale Statue des Kaisers. Napoleon bedauerte, daß sie nackt sei. C.: „Sire, Gott selbst hätte nichts Schönes schaffen können, wenn er hätte Ew. Maj. in enger Kleidung und französischen Stiefeln darstellen wollen. Wir, wie alle schöne Künste, haben unsere erhabene Sprache. Die Sprache des Bildhauers ist das Nackte, zuweilen mit einer unserer Kunst eigenthümlichen Draperie." N.: „Aber warum machten Sie die kolossale Reiterstatue nicht auch nackt?" C.: „Diese muß das Heldencostume haben. Sie darf nicht nackt sein, weil sie Ew. Maj. zu Pferde darstellt als Führer des ganzen Heers. So haben es die Alten gehalten und die Neuen. Ihre alten Könige von Frankreich, Sire, und zu Wien Ihr Joseph II., Madame, sind auch so zu Pferd abgebildet." Bei dieser Erwähnung der Könige von Frankreich, als deren Nachfolger sich Napoleon in diesem Augenblicke fühlte, und Joseph's II., des Großoheims der Kaiserin, lächelte Napoleon wieder. Er fuhr fort: „Sie haben die Statue des Generals Desaix in Bronze gesehen. Sie scheint mir schlecht gemacht mit diesem lächerlichen Gürtel." Canova wollte die Gründe des französischen Künstlers erklären, aber Napoleon ließ ihn nicht ausreden. Er fragte lebhaft: „Werden Sie meine Statue in Lebensgröße gießen?" C.: „Sie ist schon gegossen." N. machte ein Zeichen der Zufriedenheit. „Ich werde nach Rom reisen." C.: „Dieses Land verdient von Ew. Maj. gesehen zu werden. Ihre Einbildungskraft wird sich erwärmen am Anblicke des Capitols, des Forum Trajan's, der Heiligen Straße, der Säulen, der Bogen, der Wasserleitungen, der Ringmauern, dieser historischen Hügel, all dieser römischen Herrlichkeiten, der Appischen Straße, die bis nach Brindisi führt und ganz besetzt ist mit Grabmälern, der andern consularischen Straßen, Pompeji's." N.: „Ist das ein Wunder? die Römer waren die Herren der Welt!" C: „Ach! das ist nicht allein die Wirkung der Macht, das war die Wirkung des italienischen Geistes und unserer Liebe für die großen Dinge. Schauen Sie nur, Sire, was die Florentiner mit ihrem so kleinen Staate leisteten, oder was die Venetianer allein in den Lagunen bauten" u. s. w. Canova verabschiedete sich hierauf für einige Tage vom Kaiser. Es konnte ihm nicht entgehen, er hatte einen lebhaften Eindruck gemacht auf den Herrscher Italiens.

Am 15. October begann Canova die Züge der Kaiserin zu modelliren. „Sagen Sie mir", hob Napoleon an, „wie ist die Luft in Rom? War sie auch schon schlecht und ungesund in alten Zeiten?" C.: „Sie war so, glaube ich, nach der Geschichte. Die Alten trafen Vorsichtsmaßregeln hinsichtlich dieser Wälder, welche sie heilig nannten, und dann bedeckte eine unermeßliche Bevölkerung die ganze Stadt und ihre Umgebung. Ich erinnere mich, im Tacitus gelesen zu haben, daß bei Ankunft der Truppen des Vitellius Viele krank wurden, weil sie unter freiem Himmel auf dem Vatican geschlafen hatten." N. klingelte. Man mußte den Tacitus bringen. Aber der zu flüchtige Kaiser und der mit einer andern Arbeit beschäftigte Künstler suchten diesmal vergebens. Späterhin fand C. die Stelle. N. fuhr fort: „Truppen, die man schnell aus einem Klima in das andere versetzt, werden im ersten Jahre krank, erholen sich aber im folgenden." C.: „Rom hat übrigens andere Schmerzen. Diese Hauptstadt ist seit der Entfernung des Papstes verödet. Ohne Ihre Macht, Sire, kann dieses Land nicht bestehen. Es hat seinen Fürsten verloren, 40 Cardinäle, die fremden Minister, mehr als 200 Prälaten, eine Menge Geistliche. Das Gras wächst in den Straßen. Ihr Ruhm erlaubt mir, frei zu sprechen; ich flehe, helfen Sie in diesem Unglück! Das Gold strömte nach Rom; jetzt ist es damit vorbei." N.: „Dieses Gold wollte in der letzten Zeit nicht viel heißen. Pflanzt Baumwolle! Das wird mehr Vortheil bringen." C.: „Fast keinen. Ihr Bruder Lucian hat es versucht. Alles fehlt in Rom, wenn Ihr Schutz fehlt." N. sah den Künstler freundlich an und sprach: „Wir werden Rom zur Hauptstadt Italiens machen und Neapel mit verbinden. Was sagen Sie dazu? Sind Sie damit zufrieden?" C.: „Die Künste könnten den Wohlstand zurückführen; aber mit Ausnahme der von Ew. Maj. und der kaiserlichen Familie angeordneten Arbeiten macht Niemand Bestellungen. Der religiöse Geist, der die Künste begünstigt, wird immer schwächer. Bei den Ägyptern, den Griechen und Römern hat die Religion allein die Künste erhalten. Die unermeßlichen Summen, die das Parthenon, die Statuen des olympischen Jupiter und der Minerva zu Athen gekostet, die eigenen Bilder, welche die Sieger bei den Kampfspielen den Göttern weihten, ich nehme nicht einmal die Bilder der Buhlerinnen aus, all Dies verdankte man der Religion. Die Römer haben es nicht anders gehalten. Ihre Werke tragen den Stempel der Religion, der sie ehrwürdiger und herrlicher macht. Dieser heilsame Einfluß der Religion hat die Künste zum Theil

vor den Verwüstungen der Barbaren gerettet. Soll ich die St.-Markuskirche zu Venedig, die Dome zu Pisa und Orvieto, den Campo santo, so viele mit den kostbarsten Marmorwerken gefüllte Wunder nennen? Alle Religionen sind Wohlthäterinnen der Künste, aber ihre besondere und prächtigste Beschützerin ist unsere wahre, römisch-katholische Kirche. Die Protestanten, Sire, begnügen sich mit einer einfachen Kapelle und einem Kreuz und geben keine Gelegenheit zu Verfertigung schöner Kunstgegenstände. Die Gebäude, die sie besitzen, sind durch die andern errichtet." N., gegen die Kaiserin gewandt, fiel ihm ins Wort: „Er hat Recht! Die Protestanten haben nichts Schönes." Canova's Zweck war, die Unterhaltung auf die traurige Lage des Papstes, seines Wohlthäters und Freundes, zu lenken. So fing er denn ein anderes Mal, während er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Kaiserin und die sanften und zarten Linien ihrer Gestalt zu richten schien, plötzlich von dem heiligen Vater an. Die ersten Bemerkungen, die ihm entfuhren, waren so stark, daß er fast über sich selbst erschrak. Doch des Kaisers Brauen hatten keinen Sturm verkündigt. Er hörte achtsam die Vorwürfe, die, obwol energisch und mit dem Ausdruck einer bestimmten Absicht, in einem so feinen, respectvollen Ton vorgetragen waren, in welchem so etwas von dem Zauber des venetianischen Mignard lag, in einer Sprache, in der das eigenthümliche Wort nicht immer das Ziel erreicht, ohne daß gleichwol der Gedanke an Kraft, an unwiderstehlicher Schärfe verliert. Die Kaiserin sah Canova an mit einem Blick halb der Überraschung, halb des verhaltenen Vergnügens. Dadurch kühn gemacht, fuhr er in seinem Erguß fort. Er überredete sich, daß die Seele des Kaisers nicht tyrannisch sein müsse und daß ihm blos Schmeichler die Wahrheit verbärgen. Wieder nach einer dieser Bewegungen des Künstlers, der keinen Gedanken zu haben schien als für das Studium seines Modells, griff er den Faden wieder auf: „Aber warum versöhnt sich nicht Ew. Maj. auf irgend eine Art mit dem Papst?" N.: „Weil die Priester überall befehlen wollen und Alleinherren sein, wie Gregor VII." C.: „Mich dünkt, Sire, daß man das jetzt nicht zu fürchten hat, da Ew. Maj. Meister von ganz Italien ist." N.: „Die Päpste haben die italienische Nation immer sehr niedergehalten, sogar wenn sie wegen der Factionen der Colonna und der Orsini nicht einmal in Rom Herren waren." C.: „Gewiß hätten die Päpste, wenn sie die Kühnheit Ew. Maj. besessen hätten, schöne Gelegenheit gehabt, sich ganz Italiens zu bemächtigen." N.: „Dies braucht man, mein Herr!" sagte N., indem er seinen Degen berührte, „dies braucht man! — Indeß — Sie haben Recht. Wir haben gesehen, bei längerm Leben Alexander's VI. hätte Borgia, Herzog von Valentinois, keinen übeln Anfang gemacht. Auch Julius II. und Leo X. legten gute Proben ab. Allein in der Regel wählte man alte Cardinäle zu Päpsten, und wenn einer dieser Päpste unternehmend war, so liebte wieder der andere die Ruhe. Man braucht den Degen." C.: „Nicht den Degen allein, sondern auch den Lituus. Machiavell selbst in seinen Discorsi wagt es nicht, zu entscheiden, was mehr zur Vergrößerung Roms beigetragen, der Degen des Romulus oder der Lituus des Numa. So viel ist wahr, Sire, diese beiden Mittel müssen vereinigt sein. Haben sich die Päpste auch nicht durch Waffenthaten hervorgethan, was bei ihrem geistlichen Charakter nicht anders sein durfte, so haben sie uns so schöne Dinge geschaffen, daß sie allgemeine Bewunderung erregen müssen. Sie haben uns die Brücke von Civita Castellana erbaut, die noch schöner ist als die Römerbrücke bei Ivrea, Ihrem ersten Hauptquartiere vor Marengo." (Ein Kopfnicken des Kaisers dankte Canova.) N.: „Herr Canova, diese Römer waren ein großes Volk!" C.: „Sie waren groß bis zum zweiten Punischen Krieg." N.: „Cäsar, Cäsar, der war ein großer Mann!" C.: „Nicht Cäsar allein, Sire, sondern noch einige andere, wie Titus, Trajan, Marc Aurel." N.: „Nein, mein Herr, die Römer waren immer groß bis auf Konstantin. Die Päpste thaten übel daran, daß sie stets die Zwietracht in Italien unterhielten und immer die Ersten waren, welche die Franzosen oder die Deutschen herbeiriefen. Die Päpste waren nicht im Stande, selbst Soldaten zu halten; darum haben sie Alles verloren." C.: „Nun, Sire, nachdem Sie zu dieser Größe durch den Degen gekommen sind, so erlauben Sie jetzt nicht, daß es noch schlimmer mit uns werde. Ich sage Ihnen, wenn Sie Rom nicht halten, so wird es, was es war, als die Päpste in Avignon lebten. Trotz der ungeheuern Menge seiner Wasserleitungen und Brunnen hatte man — kein Wasser. Die Wasserleitungen zerrissen. Man mußte den gelben Tiberschlamm trinken." Der Kaiser schien überrascht von dieser Thatsache. Er sagte mit Nachdruck: „Aber man ist mir überall im Weg. Wie! ich bin Herr von Frankreich, von ganz Italien und von drei großen Theilen Deutschlands, ich bin der Nachfolger Karl's des Großen! Wenn die heutigen Päpste wären wie die einstigen, so wäre Alles im Reinen. Ihr Venetianer, ihr selbst habt euch mit den Päpsten überworfen." C.: „Nicht auf den Grad wie Ew. Maj. Sie sind so groß. Sie könnten wol dem Papst den angemessenen Ort zurückgeben, wo er unabhängig leben und frei sein Amt verwalten könnte." N.: „Aber in Italien ist der Papst ganz Deutscher!" Napoleon sah hierbei die Kaiserin an. Diese fiel ein: „Ich kann versichern, als ich in Deutschland war, sagte man, der Papst sei ganz Franzose!" N.: „Er hat weder die Engländer noch die Schweden aus seinen Staaten fortjagen wollen, — deswegen haben wir sein Scepter zerbrochen." C. drang auf eine Annäherung. Er schloß: „Machen Sie, daß man Sie lieber anbetet als fürchtet!" N.: „Wir wollen nichts Anderes!" Und hiermit brach er die Unterhaltung schnell ab.

Bei einem neuen Gespräch nahm Canova Anlaß, sich dreist über die alte Veranlassung von Venedig zu äußern. Napoleon hörte aufmerksam zu, besonders so oft Canova das Wort Aristokratie aussprach. „Nach der Erscheinung der Werke Machiavelli's", sagte C., „hätte ich nicht geglaubt, daß Venedig fallen müßte. Dieser große Staatsmann sagte: ‚Mir scheint, die Venetianer verstehen ihre Sache. Sie haben St.-Marcus mit dem Degen gemalt. Das Buch ist nicht genug.‘ Aber aus Furcht, ein Cäsar möchte unter ihnen erstehen, haben diese mistrauischen Aristokraten keinen großen Nationalfeldherrn auf dem festen Lande haben wollen. Hätten sie einen gehabt, so hätten sie mit mehr Erfolg den Kriegsschauplatz behauptet." N.: „Da haben Sie Recht! Die Verlängerung des Oberbefehls ist aber sehr gefährlich. Ich sagte den Mitgliedern des Directoriums, wenn sie immer Krieg führten, so würde ein General kommen, der am Ende selbst ihr Gebieter würde."

Ein anderes Mal fragte N.: „Wo ist Alfieri's Grab?" C.: „In der heiligen Kreuzkirche, neben den Denkmälern Michel Angelo's und Machiavelli's." N.: „Wer hat es bezahlt?" C.: „Die Gräfin von Albany." N.: „Und wer das Grab Machiavelli's?" C.: „Eine Gesellschaft Subscribenten." N.: „Und Galilei's?" C.: „Seine Verwandten, wenn ich nicht irre. Aber ach! die bewunderungswürdige Kreuzkirche ist gegenwärtig in schlechtem Zustande. Es regnet hinein und auf allen Seiten fodert sie Ausbesserung. Es wäre ruhmvoll für Ew. Maj., die schönen Monumente zu erhalten; und wenn die Regierung die Einkünfte genommen hat, so ist es billig, daß sie für die Gebäude sorgt. Auch der schöne Dom zu Florenz ist im Zerfall, Sire, weil kein Geld zu Unterhaltungskosten angewiesen ist. Auf Veranlassung dieser Meisterwerke beschwöre ich Ew. Maj., nicht zu gestatten, daß so viele Kunstgegenstände, die wir besitzen, an die Juden verkauft werden." N.: „Wie? verkauft? Wir lassen Alles hierher bringen." C.: „Ach nein! Lassen Sie sie in Florenz, wo sie an den Fresken, die man nicht fortschaffen kann, eine passende Gesellschaft haben. Ermächtigen Sie, Sire, den Präsidenten der florentiner Akademie, daß er sich der Fresken und der Gemälde annimmt." N.: „Ich will es gern thun." C.: „Das wird Ew. Maj. um so mehr zur Ehre gereichen, als man mir versichert, Sie seien von einer edeln florentinischen Familie." Die Kaiserin unterbrach: „Wie? Sie sind kein

Corse?" N.: „Ja, aber von florentinischem Ursprung." C.: „Der Präsident der florentinischen Akademie, Senator Alessandri, ist aus einem der vornehmsten Häuser des Landes. Eine der Damen dieser Familie ist mit einem Bonaparte vermählt gewesen. So sind Sie ein Italiener, und wir sind darauf stolz." N.: „Allerdings bin ich Einer!"

Am 5. Nov. sollte die Büste enthüllt werden. Da sagte N.: „Jetzt noch nicht. Ich muß frühstücken. Ich bin müde. Ich habe die ganze Nacht hindurch bis zu diesem Augenblicke dictirt." C.: „Wie können Ew. Maj. so viele mühsame Geschäfte nur aushalten?" N.: „Ich, mein Herr, habe 60 Millionen Unterthanen, 8—900,000 Soldaten, 100,000 Pferde. Die Römer selbst hatten nie so viele Streitkräfte. Ich habe 40 Schlachten geliefert. In der Schlacht von Wagram habe ich 100,000 Kanonenschüsse gethan, und diese Dame (indem er sich gegen die Kaiserin wandte) die damals Erzherzogin von Östreich war, wollte meinen Tod." „Das ist ganz wahr", erwiderte Marie Louise. „Danken wir dem Himmel", fiel C. ein, „die Sachen stehen jetzt anders." 93.

Memorabilien von Karl Immermann. Zweiter und dritter Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1843. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.*)

Nicht blos die speciellen Verehrer von Immermann's Muse, sondern alle Freunde der deutschen Literatur überhaupt müssen sich dem Herausgeber dieser beiden Theile der Immermann'schen „Memorabilien" verpflichtet fühlen, da sie nicht nur mehre interessante poetische Reliquien des verewigten Immermann und werthvolle Beiträge zur Geschichte des deutschen Theaters und der deutschen dramatischen Dichtung veröffentlichen, sondern noch viel mehr jener gesunden, feinen, ebenso von der tüchtigsten Gesinnung wie von dem reichsten Geiste zeugenden Reflexionen, Schilderungen und Beobachtungen über Leben, Politik, Wissenschaft und Kunst enthalten, die trotz ihrer aphoristischen Form und des losen Zusammenhangs untereinander in ihrer treffenden Schärfe und gestaltenden Anschaulichkeit gleich sehr den Denker wie den Künstler bewähren. Freilich können sich diese beiden Theile weder an stofflichem noch an geistigem Interesse mit dem ersten Theile messen, welcher die Zeit der tiefsten Schmach Deutschlands und seiner Wiedererhebung, von den Jahren 1805 und 1806 bis zu den Freiheitskriegen zu seinem Gegenstand hatte, und besonders dadurch so anziehend war, daß er Das schilderte, was man in systematischen historischen Werken nicht findet, den Einfluß dieser großen Zeitereignisse auf die Jugend, und die große Umgestaltung, die dadurch in dem Leben und Treiben derselben hervorgebracht ward; der geistreichen Beziehungen und Nutzanwendungen auf die Gegenwart nicht zu gedenken, von der sich Immermann nie und am allerwenigsten in seiner letztern Periode trennte, wie so viele Dichter der romantischen Schule, die sich aus der Wirklichkeit in eine phantastische Welt flüchteten. Es ist daher ganz natürlich, daß die Mittheilungen der beiden vorliegenden Theile, die sich theils auf Gegenstände von minderer Bedeutung beziehen, theils aus alltäglichern Verhältnissen hervorgingen und in einer beruhigtern Zeit sich bewegten, nicht an welthistorischem Interesse, Abrundung und Energie der Darstellung sowie an Großartigkeit in Auffassung der Zeitverhältnisse und Bedeutsamkeit der Gedanken mit dem ersten Theile wetteifern können; eine Vergleichung, die uns den Verlust, den wir durch Immermann's Hinscheiden erlitten, doppelt empfinden läßt, da wir ohne dasselbe wol nicht blos der versprochenen Fortsetzung der im ersten Theile gegebenen Memoiren aus den Freiheitskriegen — deren Erinnerung eine Reise zu den belgischen Schlachtfeldern in Immermann erst noch auffrischen sollte —, sondern wol auch anderer auf die spätern großen Weltbegebenheiten bezüglichen Schilderungen aus dem deutschen Nationalleben uns würden zu erfreuen gehabt haben. Denn Das eben ist das Fesselnde an Immermann's ganzer Bildung und Entwickelung, der intellectuellen wie der künstlerischen und sittlichen, daß sie nichts Isolirtes, Exclusives ist, sondern fest in der ganzen Bildung und Entwickelung seines Volks wurzelt und mit dieser in immerwährender Wechselwirkung steht, sodaß, indem er seine innern und äußern Erlebnisse schildert, er damit zugleich auch einen tiefen Blick in das Leben und den Entwickelungsgang der Nationen werfen läßt.

Doch wie gesagt, sieht man von dem ersten, von Immermann noch selbst zum Druck vorbereiteten Theile der „Memorabilien" ab, so enthalten diese beiden noch immer genug des Anziehenden. Vor Allem gilt dies von den „Düsseldorfer Anfängen" und dem Aufsatz über Grabbe, die von Immermann selbst bereits veröffentlicht wurden, jene in der „Pandora", dieser in dem „Taschenbuch dramatischer Originalien". Da beide schon seit längerer Zeit bekannt sind und in literarischen Blättern besprochen wurden, so können wir hier von ihnen absehen. Dasselbe ist der Fall mit der kleinen hier ebenfalls mit abgedruckten Schrift Immermann's: „Das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rheine am 3. Febr. 1838." Es bleiben uns also aus beiden Theilen nur die in denselben mitgetheilten verschiedenen poetischen Reliquien Immermann's, sowie die „Fränkische Reise im Herbst 1837" und das „Tagebuch vom September 1836 bis Februar 1837" zur Besprechung übrig. Der Inhalt des letztern ist durchaus dramaturgischer Natur und muß, bei dem glücklichen Zusammentreffen praktischer Bühnenkenntniß und dramatisch-dichterischer Thätigkeit in einem kritischen Geiste wie Immermann's, für Jeden, der Theil am Theater nimmt, vorzüglich aber für Die höchst belehrend sein, die auf die eine oder die andere Art dabei betheiligt sind. Man wird dabei auffallend an Das, was man von Goethe's dramaturgischer Thätigkeit in Weimar weiß, erinnert. Mit derselben Liebe zur Sache, mit denselben geringen Mitteln — oder vielmehr noch geringern — hat Immermann in Düsseldorf Bedeutendes in dramaturgischer Hinsicht geleistet und würde, bei nur einiger Unterstützung, vielleicht von dort aus umgestaltend auf das ganze deutsche Theaterwesen eingewirkt haben; wenn dies nicht geschah und es nur bei einem vielversprechenden Anfang blieb, so war dies nicht die Schuld Immermann's, sondern lediglich die der Umstände. Man erkennt aus vorliegendem Aufsatz deutlich, daß nur die Vereinigung von praktischem dramaturgischem Sinn und von eigenem dramatisch-poetischem Geist, wie sie sich bei Immermann vorfand, auf diesem Felde umgestaltend und bessernd auftreten kann. Und wenn Immermann an schaffendem poetischen Genius auch Goethe sehr nachstand, so war er dafür weniger abgeschlossen, war vielseitiger in seiner receptiven Thätigkeit, stand dabei dem Publicum und dem Zeitgeiste näher und besaß eine merkwürdige praktische Fähigkeit, Personen und Sachen zu behandeln und zu seinem Zwecke zu benutzen. Außer diesem Bilde von Immermann's praktisch-dramaturgischer Thätigkeit enthält der in Rede stehende Aufsatz auch Beiträge aus dem dramatisch-poetischen Felde, nämlich zwei Skizzen zu Theaterstücken, die Immermann in Düsseldorf zur Aufführung brachte. Die erste betrifft ein Gelegenheitsstück „Das Mädchen aus der Fremde", das bei der Anwesenheit des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Preußen, in Düsseldorf zur Ausführung gebracht wurde. So sehr man auch das Geschick und die Sinnigkeit anerkennen muß, welche sich in dem ganzen Werkchen aussprechen, so steht uns einestheils doch die Veranlassung zu fern, um das Stück uns in dem Lichte erscheinen zu lassen, in welchem es den Theilnehmern an jenem Ereigniß erschien; anderntheils war dieses Ereigniß aber zu unbedeutend, um selbst einen bedeutendern Dichter als Immermann zu Größerm zu begeistern. Desto anziehender ist aber die andere Skizze, die zwar nicht ein selbstgeschaffenes Werk Immermann's, sondern nur eine Bearbeitung der Calderon'schen „Tochter der Luft" gibt, die aber ein glänzenderes Zeugniß von Immermann's tiefer Einsicht in das We-

*) Vgl. Mittheilungen über den ersten Theil in Nr. 141—145 d. Bl. f. 1841. D. Red.

fen des dramatischen Gedichts überhaupt und des Calderon'schen insbesondere sowie von seinem eigenen dramatischen Geist ablegt als manche seiner eigenen Schöpfungen. Außerdem bewährt sie aufs schlagendste, was wir oben im Allgemeinen von der Vielseitigkeit der dramaturgischen Sphäre Immermann's und von seinem Eingehen in die Foderungen der Zeit und des Volks sagten. Die „Fränkische Reise" im Herbst 1837 besteht, wie die Vorrede besagt, aus einer Reihe von Privatbriefen, die während jener Zeit geschrieben wurden und die hier, nur mit Auslassung weniger Stellen, ganz so erscheinen, wie sie der Augenblick dictirte. Wenn man auf diese Weise sehr häufig eine sorgfältigere Redaction von Seiten des Urhebers selbst vermißt, so ersetzen sie diesen Mangel reichlich, wie der Herausgeber richtig bemerkt, durch die Frische des Colorits und die lebendige Schilderung des unmittelbar Erlebten. 90.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiherrn C. R. von Schäffer, großherzoglich badischen Generallieutenants und Präsidenten des Kriegsministeriums. Oder Beiträge zur politischen und Kriegsgeschichte unserer Zeit. Von Georg Muhl. Mit dem Bildniß des Generals und den Schlachtplänen von Medellin, Almonacid, Meha de Ibor, Arenas und vom Gefechte bei Strasburg. Pforzheim, Dennig, Finck und Comp. 1840. Gr. 8. 2 Thlr.

Eine sehr werthvolle militairische Monographie oder vielmehr nur das Material zu derselben, da der Verf. die Denkwürdigkeiten des Generals Schäffer, welche dieser selbst zu schreiben angefangen, aber, von einem tödtlichen Schlagflusse getroffen, nicht vollendet hatte, mehr aus dessen hinterlassenen Papieren zusammengereiht als zu einem Ganzen bearbeitet hat. Nur wo diese Papiere Lücken ließen, hat der Verf. von dem Seinigen gegeben. Größtentheils läßt er den General selbst reden. Schäffer's reiche Kriegserfahrung, vielseitig gebildeter Geist, praktische Tüchtigkeit und heller Blick machen diese Schrift zu einem sehr schätzbaren Beitrage der neuern Kriegsgeschichte und zu einem Denkmale der Thaten des nassauischen und badischen Militairs, und seine Theilnahme an den diplomatischen Unterhandlungen des J. 1815 in Paris und an den landständischen Verhandlungen werden auch den Politiker und Publicisten und überhaupt die nicht militairische Lesewelt gewiß nicht ohne Interesse lassen. Als Beleg seines hellen Blicks möge die folgende Stelle aus einem Briefe dienen, den er am 27. Juni 1814 dem Herzoge von Nassau schrieb: „Leider hätte der Frieden fester und dauerhafter geschlossen werden sollen; allein die Großmuth des Kaisers von Rußland hat den Franzosen Mittel gelassen, welche sie schon jetzt zu den kühnsten Hoffnungen verleiten, und schwerlich bleibt Deutschland drei Jahre im Frieden. Die Armee, durch eine Reihe siegreicher Feldzüge verwöhnt, kann die Demüthigung nicht verschmerzen, die sie betroffen hat; nach Rückkehr der Kriegsgefangenen ist eine Armee von 370,000 Mann vorhanden, wovon der größte Theil dem entthronten Kaiser Napoleon im Herzen gewogen ist. Werden diese unruhigen Köpfe nicht nochmals beschäftigt, so sitzt Ludwig XVIII. nicht sicher auf dem Thron seiner Väter." Sehr interessant ist die Erzählung der im J. 1815 während des Waffenstillstandes in dem Corps des Generals Rapp zu Strasburg ausgebrochenen Empörung. Die Veranlassung dazu war der den Truppen vorenthaltene rückständige Sold. Ein Sergeant stellte sich an die Spitze derselben, verhaftete den General Rapp und suspendirte alle übrigen Generale und Offiziere. Von einem aus Feldwebeln, Wachtmeistern und Sergeanten in der Eile gebildeten und elend berittenen gemachten Generalstabe umgeben, handhabte er die oberste Gewalt mit ebenso vieler Klugheit als Kraft, duldete nicht die mindesten Unordnungen und erhielt sich in einem Ansehen, dessen ein rechtmäßiger Befehlshaber sich oft nicht erfreut. Nachdem er von dem General Rapp die Auszahlung des Soldes und die Unterzeichnung einer völligen Amnestie erwirkt hatte, trat er bescheiden wieder in seine untergeordnete Stellung zurück.*) Dieser Zug spricht für die Anstelligkeit und den praktischen Geist der Franzosen.

Weiteres anzuführen verbieten die Beschränktheit des Raumes und der Zweck d. Bl., und Ref. bemerkt nur noch, daß die Darstellung des Verf. sehr blühend ist, aber nicht immer der einfachen Würde der Geschichte entspricht. 76.

*) Ref., welcher im September 1815 einen Theil der strasburger Garnison bis Colmar escortirte, erfuhr bei dieser Gelegenheit manches Nähere über diese Empörung. Der Sergeant hieß Dalousie, war aus Versailles gebürtig und stand bei den Voltigeurs des dritten Bataillons des siebenten leichten Infanterie-Regiments. Als er den General Rapp, da dieser noch im Bette lag, verhaftete, rief dieser ihm und seinen Begleitern heftig „Brigands" entgegen; was den Sergeanten aber nicht aus der Fassung brachte, sondern ihn ruhig antworten ließ: „Wenn wir brigands sind, so bist du unser Chef." Er gab hierauf als Parole, Feldgeschrei und Losung: „Rapp, Rapin, Rapine."

Miscellen.

Man findet in früherer Zeit besonders merkwürdige Beispiele von Adelstolz. Der Freiherr Georg von Logau, Domherr in Breslau (gest. 1553), wollte sein Geschlecht durchaus von dem griechischen Heros Achilles ableiten. Ambrosius Moibanus, Doctor der Theologie und Pastor zu Breslau (gest. 1554) sagte daher zu ihm, als derselbe sich dessen einmal gegen ihn berühmte: „Est sane, ut dicis, Logorum familia vetusta, nam et Terentio Logi noti sunt." Terenz hat nämlich (Phorm., 3, 5, 8) das Wort Logi für Possen oder Märchen gebraucht. — Ein hochgestellter Geistlicher in Paris im 17. Jahrhundert war so adelstolz, daß er, im Begriff, eine Lobrede auf den heiligen Johannes zu schreiben, auf der Stelle sein Vorhaben aufgab, als er in der Lebensbeschreibung dieses Heiligen gefunden hatte, daß derselbe ein Bedienter gewesen. — Zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs herrschte in Breslau, wie König Friedrich II. von Preußen in einem Briefe an Voltaire erzählt, eine ansteckende Krankheit, an welcher täglich sieben bis zwanzig Menschen starben. „Gottlob", sagte eine Gräfin, „der hohe Adel bleibt verschont, Alles was stirbt, ist nur Pöbel".

Der auch als Schriftsteller nicht unbekannte Kanonikus Karl Bautru in Angers im 17. Jahrhundert war ein Mann voll Witz und Laune. An einem Fasttage hatte er einmal ein großes Gastmahl veranstaltet. Der Koch, welcher dazu einkaufen sollte, kam vom Markte mit der Nachricht zurück, daß keine Fische mehr zu haben seien, außer ein einziger Salm, welchen er aber zu kaufen sich nicht getraut hätte, weil einer der königlichen Räthe solchen schon in Beschlag genommen habe. Bautru übergab alsbald dem Koch eine volle Börse mit den Worten: „Tiens, retourne; achete moi le saumon et le conseiller!"

Thomas von Kempen, Prior des Augustinerklosters zu St.-Agnes (gest. 1471), dem das weit verbreitete Buch „De imitatione Christi" zugeschrieben wird, pflegte zu sagen: „Requiem in omnibus quaesivi, sed non inveni, nisi in angello cum libello." Ein Ausspruch, der sich auf die Befolgung des weisen Rathes gründet, den Horaz (Epist. I, 18, 96—103) wohlmeinend gibt und der, wie Alles, was dieser Dichter in Beziehung auf Lebensweisheit lehrt, die Wahrheit des Urtheils bewährt, das hiervon ein neuerer Gelehrter (D. Oswald) gefällt hat: „Die Philosophie des Horaz löst so wenig als die neueste Philosophie das Räthsel der Welt auf; sie ist aber vermögend, den Menschen glücklich zu machen." 37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 335. —— 1. December 1843.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet in Wochenlieferungen und in Monatsheften statt.

Die nachgelassenen Papiere Gustav's III.*)

Erster Artikel.

Nachdem die der Universitätsbibliothek zu Upsala anvertrauten Papiere des Königs Gustav III. am 29. März 1842 geöffnet worden, erhielt der Prof. E. G. Geijer, als Reichshistoriograph Schwedens, vom damaligen Rector der Universität den Auftrag, dem Katalog, welcher bei der Inventirung gemacht wurde und auf Befehl an den König gesendet werden sollte, einen Bericht beizufügen. Vorliegender erster Theil enthält nun erstens den verlangten Bericht, zweitens historische Züge aus Gustav's III. hinterlassenen Papieren. Das Werkchen ist zu gleicher Zeit Übersicht, Auszug und Vergleichung. Ein Überblick des Ganzen konnte nicht mitgetheilt werden, ohne daß die Redaction zugleich eine Bearbeitung des Inhalts wurde, und diese konnte wiederum nicht füglich ohne Vergleichung mit andern Quellen geschehen. Der Herausgeber hat, wie er selbst sagt, hier dasselbe Verfahren wie bei seinen frühern historischen Arbeiten beobachtet. Sie gründen sich alle auf Excerpte aus den Quellen, welche um Vieles stärker sind als die aus ihnen entstandenen Bücher. Schon eine umständliche Vorbereitung gestattet kein völlig wörtliches Abschreiben, bei welchem nicht nach dem einen oder andern hauptsächlichen Document gefragt wird. Schon das Excerpt ist eine Bearbeitung, eine Anzeichnung aller am meisten charakteristischen Züge. Der gegenwärtige Theil schließt mit der Revolution von 1772. Die Fortsetzung bis zu und mit 1788 wird noch im Laufe dieses Jahres versprochen.

Die Papiere Gustav's III. bestehen 1) aus einer zahlreichen Masse Briefe, wovon der kleinste Theil vom König geschrieben, die meisten an ihn gerichtet sind; 2) aus eigenen Aufsätzen desselben von historischem, politischem oder schöngeistigem Inhalt, die meisten bloße Entwürfe, fast alle in französischer Sprache; 3) aus Staatsschriften oder Acta publica von mehrfacher Art. Dazu gehören endlich eine Menge Papiere von gemischtem Inhalt, Beschwerden von Privatpersonen, Proceßverhandlungen u. s. w. Der Hauptinhalt der wichtigsten unter diesen Papieren wird schon im Bericht kurz angedeutet.

Zu den vorzüglichsten von des Königs eigenen Aufsätzen gehören: „Mémoires de G. P. R. de S. (Gustave Prince Royal de Suède) écrits par lui même, commencés en 1765, lorsqu'il était âgé de 19 ans." Das erste Stück dieser mehre Male abgebrochenen Arbeit geht bis 1750 und enthält eine Übersicht der nächst vorhergehenden Zeiten. Das zweite Stück geht bis 1760. Der neunzehnjährige Prinz sagt im Anfang dieser Denkwürdigkeiten:

> Man muß für die Nachwelt leben, nicht für die Liebe des Volks, welche vorübergehend ist, sondern für dessen Achtung, welche oft nicht dasselbe ist als seine Liebe. Man muß insonderheit für seine eigene Achtung leben. Sie ist es, welche mich bisher aufrecht erhalten hat und, wie ich hoffe, stets erhalten wird.

Gustav III., Sohn des Königs Adolf Friedrich und der Königin Luise Ulrike, Schwester Friedrich's II. von Preußen, wurde am 24. Jan. 1746 geboren. Seit länger als 60 Jahren hatte das Reich keine Geburt eines Kronprinzen erlebt. Die Parteien sogar drängten sich zu seiner Wiege. Gouvernante für die königlichen Kinder wurde die Reichsräthin Wrangel, geborene Gräfin Strömfeldt, eine vollendete Hofdame. Sobald der Prinz das vierte Jahr erreicht hatte, wurde er den Frauenzimmern entnommen, und der Graf Tessin wurde sein Hofmeister. Dieser war zwar ein sehr unterrichteter und fein gebildeter Mann, hatte aber eine grenzenlose Ehrbegierde und eine ränkevolle Gemüthsart. Hofmeister unter ihm war der junge Graf Nils Adam Bielke, der alle guten Eigenschaften des alten Adels und wenige von dessen Fehlern hatte. Sein Urtheil war sicher, sein Charakter rechtschaffen. Er war ohne Vorurtheile, standhaft in Widerwärtigkeiten, mild und menschlich, wenn seine Feinde in Unglück geriethen.

*) Des Königs Gustav III. nachgelassene und funfzig Jahre nach seinem Tode geöffnete Papiere. Übersicht, Auszug und Vergleichung von E. G. Geijer. Aus dem Schwedischen. Erster Theil. Hamburg, Perthes. 1843. Gr. 8. 1 Thlr.

Im J. 1751 starb König Friedrich I. ohne einen legitimen Sohn zu hinterlassen, und Gustav's Vater bestieg den Thron, aber der Reichsrath und die Parteien regierten. Die Macht des Königs war äußerst beschränkt. Ein während des Reichstags von 1756 gemachter Versuch, die königliche Gewalt zu erweitern, mislang. Die herrschende Partei im Reichsrathe nahm darauf dem jungen Prinzen seinen Hofmeister, Graf Stromberg, und seinen geliebten Lehrer, Olof von Dalin. Dies betrübte ihn so sehr, daß er in eine Krankheit verfiel. Auch vergoß er viele Thränen, als er sich von seinem andern Hofmeister, dem Grafen Bielke, trennen mußte. Man setzte an ihre Stelle Personen um ihn, die zwar nicht ohne Bildung und die nöthigen Kenntnisse waren, aber das Vertrauen ihres Zöglings nicht genossen. So wie Alles aus Parteigeist geschah, hatte man mit Fleiß Leute gewählt, welche dem König und der Königin misfällig waren, und sie gezwungen, dieselben anzunehmen. Die Folge davon war, daß Diejenigen, welche den Kronprinzen verließen, indem sie sich von der herrschenden Partei fortgejagt sahen, ihm zum voraus die unvortheilhaftesten Begriffe von den Personen beibrachten, denen seine Leitung anvertraut werden sollte. Solche Eindrücke mußten nothwendig die beste Natur verderben und die Grundlage zerstören, welche von seinen vorigen Lehrern herrührte. Sie hätten dies einsehen müssen. Aber sie merkten es nicht; so groß ist die Macht des Parteigeistes. Gustav sagt in seinen Memoiren:

Ich war auch bis zu dem Grade zum voraus gegen sie eingenommen, daß ich mir ein Verdienst daraus machte, das gerade Gegentheil von Dem, was diese Herren mir sagten, zu thun, und war der Meinung, daß nichts meine Ergebenheit gegen den König besser darthun könnte, als ihnen beständig zu widersprechen. Dazu kam, daß zwei der bei mir angestellten Personen ziemlich lächerlich waren; diese vertauschte man daher auch gegen andere, welche dem König weniger unerträglich waren. Die Beiden, welche somit von mir entfernt wurden, waren die Barone Wrangel und Silfwerhjelm.

Man setzte an ihre Stelle den Baron Lejonhufwud und den Grafen Bark. Der Erstere, ein Mann voll Redlichkeit und Ehrgefühl, wohlunterrichtet und alles Dessen kundig, was einem Mann von Rang ansteht, war in seiner Art zu reden und zu sein ziemlich pretiös. Der Graf Bark hatte weder die Talente noch die Kenntnisse Lejonhufwud's; da er aber stets am Hofe gelebt hatte und mir seit meiner frühesten Kindheit bekannt war, so genoß er allein den Vortheil, mein Vertrauen zu besitzen, weil er der Einzige war, gegen welchen man mich zum Voraus nicht hatte einnehmen können. Ich sage nichts von meinem Hofmeister, dem Reichsrathe Karl Friedrich Scheffer. Wenn er damals mein Vertrauen nicht besaß, so habe ich ihn dafür in der Folge hinreichend schadlos gehalten.

Ich habe nicht, wie ich gesollt hätte, die Talente und Kenntnisse dieser Personen benutzt; aber ich muß dem Himmel danken, daß mein Herz durch alle die Widersprüche meiner Erziehung nicht völlig verdorben worden ist. Ich brachte meine freien Stunden bei meiner Mutter zu, welche, umgeben von allen Denen, die sich damals als Hofpartei darstellten, das Gespräch blos dadurch unterhielt, daß das Unvortheilhafteste von Denen geredet wurde, welchen meine Erziehung anvertraut war.

Es läßt sich leicht denken, welchen Eindruck solche Gespräche auf das Gemüth des jungen Prinzen machen mußten. Doch sagt er zum Lobe seiner königlichen Mutter, daß sie hinsichtlich seiner nie eine schwachherzige Nachgiebigkeit zeigte und allemal seinem Hofmeister und seinen Cavalieren, wenn sie sich beklagten, beistand. Da aber sein Mistrauen gegen dieselben stets genährt wurde, so machten ihre Verweise wenig Eindruck auf ihn und die verdienten Bestrafungen dienten nur dazu, ihn zu erbittern. Doch mußte die Vernunft die nachtheiligen Eindrücke, die er empfangen, allmälig schwächen. Er merkte, daß er sich in seiner Meinung von Denen, die ihn umgaben, geirrt hatte, und lernte sie hochachten. Überdies wurde Gustav in seiner Kindheit und ersten Jugend durch keine glänzenden und leichtsinnigen Vergnügungen zerstreut: die Gespräche am Hofe drehten sich meistens blos um ernste Dinge, z. B. um Erweiterung der königlichen Gewalt. Nach Karl's XII. Tod hatte sich besonders der Adel der Herrschaft in Schweden bemächtigt, an dessen Spitze die französische Partei, unter der Benennung: die Hüte, und die russisch-englische unter der Benennung: die Mützen, sich stellte. Rußland suchte durch Bestechungen die Anarchie in Schweden zu unterhalten, Frankreich durch Subsidien das Land und besonders die Gewalt des Königs zu heben.

Im Siebenjährigen Krieg mußte Schweden, als Frankreichs Bundesgenosse, gegen Preußen sein; doch verhielt sich die schwedische Armee darin fast ganz passiv. Als sich die Stände 1760 versammelten, mußte die Armee fast aller Offiziere, welche durch ihre adelige Geburt zu Sitz und Stimme im Reichstage berechtigt waren, beraubt werden. Der Reichsrath schickte an die commandirenden Generale ein Verbot dagegen im Namen des Königs. Darauf erklärten aber alle Offiziere, daß sie reisen würden und lieber, als sich daran hindern zu lassen, Abschied nehmen wollten. Hierzu gaben die Mützen die erste Anregung. Gustav sagt:

Ich sah sie pelotonweise nach Drottningholm kommen, wo sie sich rühmten, die Armee gegen die Befehle des Reichsraths verlassen zu haben. Ich war erst 14 Jahre alt. Aber man hatte mir Grundsätze der Ehre eingeflößt; daß man die Armee in dem Augenblicke verließ, in welchem sie dem Feinde gegenüber stand, empörte mich. Von der Zeit an begann ich Verachtung gegen Leute zu empfinden, welche das Interesse und die Ehre des Staats ihrem persönlichen Hasse aufopferten.

Das erste Gefühl, welches ich rücksichtlich der beiden Parteien hatte kennen lernen, war Freundschaft für die Mützen und Haß gegen die Hüte gewesen; mein zweites war Verachtung gegen die Mützen und Achtung gegen die Hüte. Meine erste Freundschaft für die Mützen wie mein Haß gegen die Hüte beschränkte sich im J. 1760 auf wenige Personen. Die beiden Grafen Bielke, Graf Düben und Herr von Dalin waren Diejenigen von ihrer Partei, welche ich am meisten achtete. Graf Tessin, der Reichsrath Palmstjerna und Herr Pechlin waren die drei Hüte, welche ich, und zwar die beiden Letztern vorzüglich, am meisten verabscheute. Die Bösartigkeit des Freiherrn Palmstjerna war allzu wohl bekannt. Was den Grafen Tessin betrifft, so hatte ich mich immer innerhalb gewisser Grenzen gehalten und ihm auch die Achtung bewahrt, welche ein Kind stets für seinen frühern Hofmeister hegt. Aber die Königin hatte mir eine schreckliche Vorstellung von seinem Charakter beigebracht und auch gesucht, mir ihren eigenen Haß gegen ihn einzuflößen, welchen sie doch, wenngleich sie gerechte Ursache dazu hatte, nie so weit hätte treiben sollen.

Der Graf Tessin hatte sich nämlich in die Königin sterblich verliebt und sich sogar erkühnt, ihr förmliche Er-

Kümmernisse zu machen. Lange verhehlte sie es dem König; aber da der Graf immer zudringlicher wurde, entdeckte sie endlich ihrem Gemahl das Geheimniß. Eines Tages fand ihn der König zu den Füßen seiner Gemahlin. Da verlor Tessin sein Hofmeisteramt bei dem Kronprinzen und wurde vom Hofe entfernt.

Die Memoiren Gustav's III. gehen bis gegen den Schluß des Jahrs 1760. Verschiedene andere Aufsätze, Anzeichnungen oder Briefe vollenden jedoch die Übersicht, welche er selbst von den Parteizeiten in Schweden hinterlassen hat. Sobald der Friede mit Preußen 1762 geschlossen war, wünschte der Kronprinz, unter seinem Mutterbruder in der preußischen Armee dienen zu dürfen, welches ihm jedoch nicht gestattet wurde. Auf den versuchten Vergleich zwischen den Parteien beim Reichstage 1760 folgte die Umwälzung derselben auf dem Reichstage 1765, durch welche die Mützen, die frühere Hofpartei, zur Herrschaft gelangten, aber von diesem Augenblick an auch eine Gehässigkeit gegen die Königsgewalt zeigten, welche die Versöhnung zwischen dem Hofe und den Hüten vollenden half. Man bekam einen neuen Rath, eine neue Politik, welche die Verbindung mit Frankreich abbrach und statt dessen sich an England und Rußland schloß; man bekam eine neue Haushaltung, im Ganzen ein neues System. Unter solchen Umständen trat der Zeitpunkt ein, in welchem die schon 1751 beschlossene Verlobung zwischen dem Prinzen Gustav und der Prinzessin Sophia Magdalena, Tochter des Königs Friedrich V. von Dänemark, vor sich gehen sollte. Gustav hatte wenig Neigung zu diesem Ehebündniß und die Königin, seine Mutter, bezeigte eine entschiedene Abneigung gegen dasselbe. Dennoch kam es zu Stande: der Graf Tessin hatte des Königs und der Königin Einwilligung zu erzwingen gewußt. Man hatte früher den Plan zu dieser Vermählung als eine Erfindung der Hüte betrachtet, um ihre Partei zu verstärken. Als aber die Mützen über die erstern gesiegt hatten, führten sie dieselbe Sprache, und der dänische Minister ließ Geld bei ihnen springen. Der Kronprinz trat am 26. Sept. 1766 die Reise an, um in Helsingborg seine Braut zu empfangen. In einem Brief an den Grafen K. Fr. Scheffer beschreibt Gustav selbst diesen Empfang. Von seiner Braut sagt er in diesem Brief:

> Sie sieht gut aus, ohne schön zu sein, ist sehr gut gewachsen, stellt sich mit Würde dar, ist etwas zu artig für ihren Rang, aber höchst schüchtern, mehr als sich für ein Frauenzimmer von ihrem Stande schickt. Sie ist die Güte selbst, still und mild und, nach ihren Briefen zu schließen, nicht ohne Lebhaftigkeit, obgleich ihre ungemeine Schüchternheit sie hindert, dieselbe bei der Unterhaltung blicken zu lassen. Mit einem Worte, ich versichere Sie, daß ich in ihr eine Frau bekommen zu haben glaube, welche für mich paßt. Sie besitzt Schönheit genug, um angenehm zu sein, nicht genug, um mir den Kopf zu verdrehen; sie hat hinlänglich Verstand, um sich nicht dumm zu betragen, und Sanftmuth genug, um sich keine Gewalt über mich anzumaßen, eine Sache, in welcher ich unendlich eifersüchtig bin.

Die Kälte der alten Königin gegen die junge Kronprinzessin machte dieser ihre Stellung am Hofe von Anfang an unangenehm; die des Kronprinzen selbst in dieser Rücksicht zwischen seiner Mutter und seiner Gemahlin war ebenso delicat als schwierig. Er suchte sich über diese Unannehmlichkeit hinwegzusetzen; aber der Zwang entfernte ihn von Beiden. Er beklagt sich über den Widerwillen seiner Mutter gegen seine Gemahlin und über alles Geschwätz, welches durch denselben zwischen den beiden Höfen und unter dem Publicum verursacht ward.

> Ich mache mir nicht so viel daraus für meine eigene Person — schreibt er an den Grafen Karl Friedrich Scheffer — als für die Prinzessin, welche noch immer der Augapfel des Publicums ist u. s. w.

(Die Fortsetzung folgt.)

Falkenberg. Von Therese. Braunschweig, Vieweg. 1843. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Referent kannte weder „Briefe aus dem Süden", noch „Ein Tagebuch" der Verf., hat aber den vorliegenden Roman mit großer Befriedigung gelesen. Es kommt nichts darauf an, wenn wir die Verf. für eine Frau von gewissen Jahren und aus den aristokratischen Kreisen der Gesellschaft halten; aber wir schließen es aus ihrer ganzen Anschauungsweise, aus der Art, wie sie in jene Kreise einführt, darin charakterisirt und so manche dort umlaufende fremde Worte braucht. Therese hat sich viel im Leben umgesehen: ihre Gedanken haben nicht blos ein schönes Maß, sondern auch eine humane Reife; ein heiteres Auge kommt zu einem warmen Herzen. „Falkenberg" ist, besonders in erster Hälfte, ein edles Buch zu nennen: es erweitert den Blick und erhöht den Lebensmuth des Lesers, beides in einer gesunden Atmosphäre. Diesem Charakter des Buchs angemessen ist der Stil — natürlich, edel, vornehm-lebhaft und selbst geistreich; es ist eine seltene Frauenschrift — fest und ungekritzelt. Manche Wendung nur ist nicht sprachrichtig, z. B. „die Juwelen zu Gold gemacht, erfuhr Falkenberg" u. s. w., oder „es geschah Falkenberg, den Blick zu senken". Manche ausländische Worte sind auch aufgenommen, wo sie nicht etwa charakterisiren sollen. Zur höhern Schönheit der Darstellung rechnen wir noch, daß die Erzählung sich auf den einfachsten, leichtesten Motiven fortbewegt, und daß die Nebendinge so kurz behandelt sind, wie man es sonst unter einem weiblichen Pinsel selten findet. Dieser verräth sich am ehesten noch an den echten Farben der Garderobestücke.

Die Composition dieses Romans, der übrigens auf keiner neuen und großen Erfindung ruht, ist einfach, aber von Bedeutung. Die erste Hälfte des Buchs ist großartig gedacht und gehört dem höhern Roman an; die zweite fällt aber in die gewöhnlichere Romansphäre herab, und hintergeht die Erwartung des denkenden Lesers.

Falkenberg, ein Mann von glänzenden und einnehmenden Gaben, hat den einfachern aber innigern Oskar in dessen edler Neigung zu Hertha überholt, und führt diese Tochter des Geheimraths von Salbern, unter Warnungen, die ihr der mit ihrer Liebe unzufriedene Vater zum Perlenschmuck der verstorbenen Mutter mitgibt, in seine reich und geschmackvoll eingerichtete Wohnung. Mit dem Hochzeitmorgen beginnt der Roman, und schon am glückestrunkenen Abende fangen die räthselhaften Erscheinungen an, die uns über den Charakter des jungen Mannes und das Glück der liebenswürdigen Frau besorgt machen. Er bekennt ihr endlich Verlegenheiten durch Schulden. Wie freut sie sich, daß es nur Schulden sind! Sie geht selbst bettelnd zu ihren reichen Verwandten, borgend zum schmutzigen Juden Abraham. Falkenberg hat unbedingtes Vertrauen von ihr verlangt, und sie gehorcht, sie dient ihm mit fröhlicher Hingebung, mit kindlicher Unbefangenheit. Nur zu Fancy Werdenfels will sie nicht mit in Gesellschaft gehen. Ihr Vater hat es ihr verboten. Doch ja, sie will dennoch; da ist der wüthende Gemahl schon allein fort. Bei diesem spannenden Räthsel bricht die Erzählung ab und holt Falkenberg's Vorgeschichte

noch. Die Folie wird aufgedeckt, die durch die ersten schimmernden Ehewochen so beängstigend durchschien. Wir finden Falkenberg als Jesuitenzögling in Freiburg; er macht die Bekanntschaft der Engländerin Arabella Smithson; er nimmt den reizenden Eigensinn dieses wunderbaren Mädchens nach und nach für sich ein, und es entsteht nach dem langgefürchteten Hingang der Mutter derselben ein leidenschaftliches Verhältniß, in welchem das Letzte gewährt wird, was ein sinnlicher Mann von einem hingebenden Mädchen fodern kann. Aber nun wird sie dem befriedigten Liebhaber auch schnell zur Last; er möchte sie los sein, und sucht den kindlichen Erbprinzen, der in Oskar's Begleitung im Jesuitenstift erzogen wird, in sie verliebt zu machen.

Diese Partie des Buchs ist vielleicht die beste im Roman. Arabella erhebt sich bis ans Tragische. In der Nacht, da Falkenberg, wider ihr Verbot, den getäuschten Erbprinzen in ihre Wohnung bringt, ist sie verschwunden. Erst am Tage der Vermählung ihres treulosen Geliebten kehrt sie reich und unabhängig aus England zurück und kommt in der kleinen Residenz als Fancy Wardenfels an. Nun hat sich also Hertha entschlossen, zur Zufriedenheit ihres Gemahls einen Morgenbesuch bei Fancy zu machen. Sie muß im Vorzimmer ein wenig warten, und geräth durch ein Album, das da liegt, auf die Spuren des frühern Verhältnisses ihres Mannes zu der räthselhaften Dame des Hauses. Alles bisher liebevoll niedergekämpfte Mistrauen steht im Augenblick in ihrem tiefsten Herzen anklagend gegen Falkenberg auf; dieser innere Kampf während der Unterhaltung mit Fancy findet beim Eintritte Oskar's, ihres verschmähten edeln Bewerbers, seinen Ausgang in einer Ohnmacht. Ihr Inneres ist zerwühlt von Schmerzgefühlen, aus denen sie sich endlich zu dem muthigen Entschluß erhebt, Klarheit zu erringen. An diese Aufgabe will sie all ihre Kräfte setzen.

Wer erwartet nun nicht, daß der Roman sich aus diesem Herzkeim eines so kräftigen poetischen Stammes fortentwickele? Statt dessen wächst er aus einem Seitenaste fort, aus der ehrgeizigen Eifersucht Falkenberg's auf Oskar, der beim alten Herzog in Gunst steht und beim Erbprinzen den, zum Theil schlechten Absichten Falkenberg's überall in den Weg tritt. Es ist wahr, der Ehrgeiz ist die herrschende Leidenschaft des Romanhelden Falkenberg, die Liebe nur eine misbrauchte Dienerin derselben. Aber der Roman selbst wurzelt doch in der entweihten Liebe, in dem misbrauchten Vertrauen zweier edeln weiblichen Herzen, und gerade aus dieser Schuld, aus diesem Zwiespalt, mußte sich das Schicksal der Helden naturgemäß entwickeln. Hertha, deren liebevolles, hingebendes Vertrauen misbraucht worden war, hatte Grund genug gefunden, mistrauisch zu sein; mit dem Vorsatze, den sie gefaßt hatte, würde sie nun selbstständig gehandelt haben, was man schon sehr an ihr vermißt hatte. Statt dessen sinkt sie auf dem Seitenwege, den der Roman einschlägt, tiefer als ein edles Weib in der Dienstbarkeit eines unedlen Mannes sinken darf. Sie kann sich über die Schlechtigkeit ihres Gatten nicht mehr täuschen, und versteht sich dazu, Staatsurkunden aus der Verwahrung Oskar's zu stehlen, auf die Gefahr hin, diesen edeln Mann zu Grunde zu richten, zu dessen reinem, liebevollem Herzen sie sich doch in diesen Tagen ihres Unglücks so sehr hingezogen fühlt. Ja, als ihr schurkischer Mann einen Mord an Oskar versucht hat, läßt sie sich von ihm an das Krankenbett desselben hetzen, um durch ihren Einfluß auf das Herz des Unglücklichen den Verbrecher der Hand der Gerechtigkeit zu entziehen. Der verbrecherische Ehrgeiz wirft endlich Falkenberg hinaus in die Welt; er wird zum Spieler, zum Schurken an Frau und Kind, bis ihm nichts mehr übrig bleibt als die auf des Nebenbuhlers Herz abgeschossene Kugel, die ihm der schuldlos leidende Oskar nach Nizza nachträgt und auf dem Spieltische des Elenden einsetzt. Mit rien ne va plus endigt Falkenberg.

Wie gesagt, die zweite Hälfte des Romans ist vielleicht für den gewöhnlichen Leser spannend; aber sie zerstört das so schön angelegte Kunstwerk, und die höhere poetische Anfoderung geht verloren. Dieser Hauptirrthum zieht dann auch kleinere nach sich. Die frühere Leichtigkeit in Behandlung der Nebendinge bringt nun manche Unwahrscheinlichkeiten herbei. Solche Urkunden können einem so gewissenhaften Manne wie Oskar nicht mehre Tage vom Arbeitstische entwendet bleiben, ohne daß er es nur wahrnehme und dem Dieb auf die Spur komme. Dann geht der Proceß mit dem Herzoge von Linda viel rascher, als solche Processe zu gehen pflegen. Und wie konnte ein Mann wie Oskar, der seines verachteten Nebenbuhlers Jagdgewehr in Erwartung der Wildsau fortwährend auf sich gerichtet sieht, so ruhig stehen bleiben, bis die Kugel in seine Brust fährt? Ja, dies lange Zielen eines Mannes wie Falkenberg ist ebenfalls höchst unwahr.

Im Gegensatze zu den Frauen, die sich gern von einem großen Stück des weiblichen Berufs emancipiren möchten, zeichnet die Verf. an Hertha eine Frau, die in Vertrauen, Hingebung und Dienstbarkeit an ihren Mann völlig aufgeht, leider auch mit ihrer moralischen Selbständigkeit! Kann uns die spätere Mutterschaft Hertha's noch freuen, aus der Zeit, da der Vater schon ein ausgemachter Schurke ist, und das Kind vielleicht sein unglückliches Dasein einer jener Situationen verdankt, wie solche S. 298 vorkommt? Hört überhaupt in solchem Verhältniß das „Eintauchen in alle Wonnen der Liebe" nicht auf, gerechtfertigt und moralisch zu sein? Ja, streift es nicht in jener Situation dicht an sittlichen Ekel?

Sonst sind die Frauencharaktere trefflich gedacht und ausgeführt. Weniger kann man die Männer gelungen nennen: die Zeichnung derselben verschwimmt bei Oskar und dem Erbprinzen fast ganz. Falkenberg selbst ist in vielen Zügen nach dem bekannten Modell entworfen, nach welchem Damen ihre Helden malen. Ein so durchtriebener Mensch aus der Jesuitenschule schwitzt auch nicht immer gleich auf der Stirn, wenn er ein wenig ins Gedräng kömmt.

H. Koenig.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 336. —— 2. December 1843.

Die nachgelassenen Papiere Gustav's III.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 335.)

Rücksichtlich der Lage der Dinge im Allgemeinen finden wir in einem angefangenen, aber unterbrochenen Aufsatz folgende Reflexionen des Kronprinzen.

Der Hof — sagt er — hatte sich allgemeine Achtung durch sein Benehmen nach dem Reichstage 1762 erworben. Er hatte sich blos damit beschäftigt, die Gemüther zu besänftigen, den Parteihaß zu mildern; aber weder die guten Absichten des Königs noch seine Festigkeit, die Bedingungen wegen des während des Reichstags geschlossenen Vergleichs zwischen den Parteien aufrecht zu erhalten, vermochten ihn vor den unangenehmsten Erfahrungen zu sichern. Das dem Reichsrath Kalling gegebene und von ihm, trotz des auf die ausdrückliche Erklärung des Ordenscapitels gegründeten Verbots des Königs, getragene russische blaue Band war einer der ersten Beweise des Übelwollens. Die Vermählung des Kronprinzen wurde ein reicher Stoff für die Partei, um ihren Haß gegen den Hof auszudrücken. Die erbärmlichste Knickerei zeigte sich in allen Zurüstungen. Kaum erlaubte man dem König den Gesandten, welcher die Braut abholen, noch die Reichsräthin, welche die Prinzessin empfangen sollte, zu ernennen. Während man es dergestalt an der schuldigen Ehrfurcht gegen den König fehlen ließ, griff man zugleich seine Rechte an. Die Ernennung des Raths wurde jetzt den Ständen zugetheilt. Der Reichsrath Düben wurde ohne des Königs Einwilligung ernannt. Man schied das Reich von seinem ältesten Bundesgenossen (Frankreich), man entfernte sich von dem politischen System, welches Schweden seit Gustav Adolf befolgt hatte. . . . .

Am 18. März 1767 hatte der damalige Kronprinz angefangen, den Verhandlungen im Reichsrathe beizuwohnen, und hat ein unter seinen Papieren aufbewahrtes Tagebuch über die Vorträge geführt, welches meist aus kurzen Anzeichnungen der Rubriken der vorkommenden Fälle besteht. Bisweilen hat seine Feder während des Vortrags mit Zeichnungen, Rollenvertheilungen bei Hofschauspielen oder mit Versen gespielt, welche letztern jedoch immer Beziehung auf den eben vorgetragenen Gegenstand haben, z. B. am Dienstage, den 22. Dec. 1767 bei einer Berathschlagung über die holländische Anleihe, bei welcher ein Rathsherr ziemlich compromittirt worden zu sein scheint, schreibt der Prinz die folgenden Verse aus „La prude" von Voltaire:

> S'il faut opter, si dans ce tourbillon
> Il faut choisir d'être dupe ou fripon,
> Mon choix est fait, je bénis mon partage.
> Ciel, fais moi dupe, mais rends moi juste et sage.

Die Anzeichnungen des Jahres schließt er mit dem folgenden Citat:

> Le passé m'épouvante et le présent m'accable,
> Je lis dans l'avenir un sort épouvantable
> Et les malheurs partout semblent suivre mes pas.
>
> Oedipe de Voltaire, Acte IV, Sc. I.

Es war Wahrheit, nicht Dichtung, was diese Worte ausdrückten. Die allgemeine Lage der Dinge, die der Prinz schon genau kannte, wurde immer betrübter. Am 11. März 1768 schreibt er:

Ich habe vom 18. Januar bis zum 10. März den Verhandlungen des Raths regelmäßig beigewohnt und bin während der ganzen Zeit nur aus zwei Sitzungen weggeblieben; aber häusliche und öffentliche Stänkereien und meine gestörte Gesundheit haben meinem Geist nicht Muße genug gelassen, um mit der alten Genauigkeit mein Journal zu führen. Ich bin sehr verdrießlich darüber, indem gerade diese Zeit von wichtigen Berathschlagungen über den zerrütteten Zustand der Finanzen, und besonders über die Noth in den Bergwerksgegenden eingenommen gewesen ist. Der König schlug schon im Februar vor, daß binnen drei Monaten die Stände zusammenberufen würden; aber, nachdem der Rath es länger als eine Woche verschoben hatte, sich darüber auszulassen, erklärt er schließlich, daß der gegenwärtige Zustand des Reichs keinen außerordentlichen Reichstag erheische.

Am 18. April 1768:

Aus Polen spricht man von einer großen Conföderation in Kaminiec, um alle Beschlüsse des letzten Reichstags abzuändern. Man hat deswegen in Warschau zwei Conseils gehalten, deren Resultat geworden ist, daß der König und der Senat der Republik den Schutz der russischen Kaiserin anflehen sollten, um die letzten Beschlüsse aufrecht zu erhalten. Welche Infamie! Ach, Graf Poniatowski, wie groß bist du mir erschienen! Ach, Stanislaus August, wie hast du in meinen Augen verloren! Du bist weder König noch Bürger; stirb, um deines Vaterlandes Selbständigkeit zu erhalten, und unterwirf dich nicht unwürdig dem Joche, um einen Schatten von Macht zu behalten, welcher vor einem Befehl aus Moskau verschwinden kann.

Im September dieses Jahres bereiste der Kronprinz die Bergwerksdistricte; während dieser Reise wurden ihm eine Unzahl Bittschriften um Abhülfe der durch das Würgsystem der Mützen herbeigeführten Verlegenheiten und Bedrängnisse überreicht, die der König dem Rath vorlegen ließ. Als der Bericht des Bergcollegiums über den Zustand im Rathe vorgelesen worden war, findet man im Tagebuche folgende Bemerkung:

Man machte eine sehr häßliche Miene beim Durchlesen des sogenannten Libells des Bergcollegiums gegen den Rath. Der

Spectakel begann heute, und wenn das Ende der Komödie ebenso ergötzlich wird, so wird man Ursache haben sich zu freuen. Aber die Unklugheit und unbedachte Kühnheit des Raths läßt mich fürchten, daß die Gefahr für diese Herren tragisch endigen werde.

Hierbei folgendes Citat aus den Denkwürdigkeiten des Cardinals de Retz:

L'illusion en matière d'état n'est à son comble, que quand ceux qui gouvernent ont perdu la honte; car c'est alors que ceux qui obéissent perdent le respect, et on ne sort de cette léthargie que par des convulsions.

Am 17. November 1768:

Die Neuigkeiten aus Polen immer dieselben. Die Unordnung und Bestechlichkeit zeigen uns unser Schicksal, wenn nicht bald durch kräftige und entschiedene Maßregeln Hülfe kommt.

Am 24. November 1768:

Die Briefe aus Warschau enthalten blos neue Details von den Unglücksbegebenheiten, welche das arme Polen niederdrücken. Der König von Polen erfährt, daß man nie von seiner Pflicht abweichen darf und daß auch das sklavischste Volk am Ende das Joch abwirft, wenn zur Härte der Gesetze sich die Schande fremder Gewaltherrschaft gesellt. Die Krone wankt auf seinem Kopfe, seine Unterthanen sind aufgereizt, seine Freunde fern. Hätte Stanislaus August sich diesen Sturm durch Festigkeit im Vertreten der Gesetze seines Landes zugezogen, so würde ich ihm sein Loos beneiden; sein Fall würde ihn mit Ruhm bedecken und die Paläste der Bürgerkönige würden ihm in Europa eine Freistätte öffnen. Aber für jetzt ist es fast aus mit ihm. Er wird die Verachtung der Ausländer und den Abscheu seines Vaterlands erfahren.

Wenige Jahre nachher erfolgte die erste Theilung Polens.

Die völlige Niederlage der Hüte und die Herrschaft der Mützen seit dem Reichstag von 1765 hatten eine plötzliche Veränderung der Politik herbeigeführt, welche Schweden 25 Jahre geleitet hatte, und diese Veränderung ließ sich am unmittelbarsten in allen innern Verhältnissen erkennen. Die finanzielle Verwirrung, welche diese Periode hinterlassen, war allerdings sehr groß; aber die dagegen angewandten Heilmittel hatten offenbar mehr die Absicht zu strafen, als frühere Versehen gut zu machen. Auf das Anleihesystem der Hüte folgte das Würgsystem der Mützen. Das ungestüme Beschränken des vorher unvorsichtig vermehrten Papiergeldes erhöhte das Geld auf einmal um ein Drittel seines vorigen Werths, während Güter und Waaren in demselben Maße sanken. Die Verlegenheit wurde so allgemein, die Noth, besonders in den Gebirgsdistricten, so groß, daß der König am 9. Febr. 1768 das Zusammenberufen der Stände verlangte, welches der Rath, in demselben einen Vorläufer des Falls seiner Partei erblickend, verweigerte. Der König äußerte in einem schriftlichen Vorbehalt:

Daß, wenn die Herren Reichsräthe die Zusammenrufung der Reichsstände für unnöthig hielten, für ihn nichts weiter übrig bliebe, als ihrer Verantwortung alle die Ungelegenheiten und unangenehmen Folgen zuzuschieben, welche sich in der Folge ereignen könnten.

Die Klagen vermehrten sich und wurden von der herrschenden Partei mit immer größerer Verdrießlichkeit empfangen. Als der König am 12. December desselben Jahres das Zusammenrufen der Stände, und zwar so eilig wie möglich, nochmals foderte, gab er zu gleicher Zeit folgende Erklärung zu Protokoll:

Sollten wider alles Vermuthen die Herren Reichsräthe dasselbe auch jetzt ablehnen, so bin ich genöthigt, hierdurch zu erklären, daß ich mich in dem Falle von einer Regierungsbürde lossage, welche mir bei den Thränen unzähliger Nothleidenden und einer täglich zunehmenden Schwächung des Reichs ganz unerträglich wird; wobei ich mir vorbehalte, wenn einmal meine treuen Rathgeber, die Stände des Reichs, vor mir werden versammelt werden, diesen noch ferner alle Gründe darzulegen, welche mich veranlassen, mich bis dahin mit der Leitung des Reichs nicht abzugeben. Ich verbiete auch hiermit ernstlich, daß inzwischen mein Name in irgend einem Beschlusse der Rathskammer gebraucht werde.

Dieser Schritt war zufolge einer Berathschlagung mit der Königin, dem Kronprinzen, dem französischen Gesandten Graf de Modène, und den vornehmsten Personen der Hütepartei gethan worden, welche sich vereinigt hatten, um auf dem künftigen Reichstag zur Wiederherstellung der Königsmacht nach deren alten Grenzen in den schwedischen Gesetzen beizutragen, und das Geheimniß war so wohl bewahrt worden, daß die Erklärung des Königs mit der ganzen Stärke der Überraschung wirkte. Man findet in den Anzeichnungen des Kronprinzen die innere Geschichte der Plane, welche zu der Zeit von Denen gehegt wurden, die eine Veränderung der damaligen Regierung wünschten. Diese Plane waren zwiefacher Art. Eine Veränderung durch die Stände selbst auf einem Reichstage zu bewirken zu suchen, war Alles, was der alte Hof und dessen gegenwärtige Anhänger hatten wagen wollen; es war auch Das, was auf dem Reichstage von 1769 vergeblich versucht ward. Aber den Ausgang hatte der Kronprinz vorausgesehen, und drang deswegen schon jetzt auf eine Revolution. Der französische Hof war in beide Plane eingeweiht worden und hatte zur Ausführung des Plans des Kronprinzen mitwirken wollen, wenn Solches unter den damaligen Umständen mit irgend einer Hoffnung guten Erfolgs hätte versucht werden können; denn schon im J. 1766, nach der Niederlage der französischen Partei und dem Siege der Mützen, hatte der Herzog von Choiseul erklärt, daß die Befestigung der monarchischen Gewalt, wäre es auch durch eine Revolution, das Hauptziel der französischen Politik in Hinsicht auf Schweden sein müßte.

Wie nun eine Veränderung der damaligen Staatsverfassung Schwedens 1769 versucht wurde, dies wird, aus den Papieren des Kronprinzen, Seite 55—89 von Geijer ziemlich vollständig erzählt. Aus dieser Erzählung wollen wir nur ein paar Stellen herausheben. Der Prinz gibt unter Andern eine Übersicht der schwedischen Verfassung seit Gustav I. Wasa, die so lautet:

Dieser König war in der That unumschränkt wie Heinrich VIII. von England. Die Reichstage dauerten nur zwei bis drei Tage. Der König führte das Wort. Die Stände waren in ein und demselben Saale versammelt. Der Adel kam im Ganzen, der Priesterstand durch Deputirte; dazu kamen einige Bürgermeister und Bauern. Die Berathschlagungen beschränkten sich fast immer auf Ja und Nein. Nachdem der Thron erblich geworden war, änderten aber die Lehen, welche Gustav I. seinen Söhnen ertheilte, das System unserer Gesetze völlig. Schweden lernte alles Unglück der Feudalherrschaft kennen, wel-

ches Frankreich so lange erfahren hatte. Dies endigte sich durch das Ableben des ältesten Prinzen vom königlichen Hause, durch die Vertreibung des andern und durch die Usurpation Karl's IX. Erst unter ihm, und besonders unter seinem Sohne, dem großen Gustav Adolf, nahm, kann man sagen, unsere Constitution eine etwanige Form an. Aber dieses großen Königs früher Tod hinderte ihn, die letzte Hand an das Werk zu legen. Die Regierungsform von 1634 ist nur eine Vorschrift, wie die Regierung während einer Minderjährigkeit zu führen sei. Es findet sich dort kein Wort von der königlichen Macht. Diese Gesetze währten nur unter Christine und Karl X. Gustav, eine Zeit von 30 Jahren hindurch. Während der Minderjährigkeit Karl's XI. rissen der Rath und der Adel einen so großen Einfluß an sich und wollten das königliche Prärogativ in so enge Grenzen einschließen, daß Karl XI. deshalb bestimmt wurde, durch die Revolution des Jahres 1680 die Macht selbst an sich zu nehmen.

Da Schweden sonach niemals eine festgestellte Constitution gehabt hat, so ist auch nichts unbestimmter als das Versprechen, die alten Gesetze wiederherzustellen. Drei Gewalten haben immer den Staat regiert, der König, der Rath und die Stände; aber bei diesen unter sich hat die Macht oft gewechselt. Ich halte freilich dafür, in diesen drei Benennungen nichts zu ändern; aber ich erachte es auch als nothwendig für eine wohlgeordnete Monarchie, daß der König Herr sei, Gnade zu erzeigen und zu befördern, mit fremden Mächten zu unterhandeln, die Reichseinkünfte zu vertheilen; daß der Rath blos ein Conseil sei, bestehend aus Männern von Verdienst, aber immer Unterthanen und das Entscheidungsrecht nur in den unter dem König zur Appellation gebrachten Rechtsfällen besitzend; endlich, daß die Stände sich mit nichts Anderm befassen als mit dem Bewilligen oder Verweigern der Steuern und dem Untersuchen ihrer Verwendung.

Für Luise Ulrike, welche stolz darauf war, ihres Bruders, des großen Friedrich Überzeugungen zu theilen, war die französische Philosophie, der auch sie huldigte, nicht allein ein Mittel zu glänzen, sondern auch zu herrschen; und es ist nicht unglaublich, daß sie dieselbe von diesem Gesichtspunkte aus ihrem Sohne dargestellt habe. Neben ihr betrachtet man mit einem eigenen Gefühle den Einfluß, welchen der Philanthrop Karl Friedrich Scheffer und der Dichter Creutz auf den jungen Prinzen als Dolmetscher jener Philosophie ausübten. Von wohlwollendern, man möchte sagen unschuldsvollern Seelen konnten die Strahlen der neuen Aufklärung nicht zurückgespiegelt werden. Irgend etwas Arges zu denken war ihnen fremd; Prediger der Vorurtheilsfreiheit waren sie — selbst in den Vorurtheilen des Guten befangen! Der erste Brief von Creutz an Gustav in diesen Sammlungen ist in Madrid geschrieben, wohin der Graf 1763 als Envoyé extraordinaire gesendet war. Er hatte in Paris mit Hume Bekanntschaft gemacht.

Ich habe ihm eine lebhafte Begierde eingeflößt, Schweden zu besuchen, sagt der Dichter. Er wünschte eine Königin zu sehen, welche Philosophin ist, und einen jungen Prinzen, welcher in einem Alter von 16 Jahren das Lesen mit Stärke gedachter und lichtvoller Werke dem Erzeugniß der Eitelkeit und des Leichtsinns vorzieht. Europas Augen sind auf Ew. königliche Hoheit gerichtet.

Voltaire beweist, bis zu welchem Grade Sie, mein Prinz, die Theilnahme der Literatoren wecken. Dieser berühmte Greis vergoß Thränen bei der Nachricht, daß E. K. H. die „Henriade" auswendig wüßten.

Freilich hatte ich sie — sagte Voltaire — in der Absicht niedergeschrieben, daß sie zur Belehrung der Könige dienen sollte, aber ich hoffte nicht, daß sie im Norden Frucht tragen würde. Ich hatte Unrecht. Der Norden hat von jeher Helden und große Männer erzeugt.

Der große Mann erkundigte sich nach den kleinsten E. K. H. betreffenden Umständen.

Ich bin alt und blind — fährt er fort — aber wenn Alles, was Sie mir sagen, wahr ist, so sterbe ich mit Vergnügen; denn nach 50 Jahren wird es keine Vorurtheile mehr in Europa geben.

In einer Antwort an Creutz sagt Gustav unter Anderm:

Voltaire's Beifall schmeichelt mir unbeschreiblich. Ich wünsche ihn eines Tags zu verdienen, fürchte aber, daß die verschönernde Schilderung, welche Ihre Freundschaft von mir entworfen, ihn mir mehr als mein eigenes Verdienst erworben hat.

Der Briefwechsel wurde fortgesetzt, als Creutz 1766 als Envoyé extraordinaire nach Paris versetzt war. Er theilt dem Kronprinzen alle Neuigkeiten des Tags, Lieder, Romane von Voltaire mit, leitet einen Briefwechsel zwischen ihm und Marmontel ein, sendet die herauskommenden Bände der „Encyklopädie", und zeichnet für den Prinzen die interessantesten Artikel darin aus. Bisweilen scheint der schwedische Dichter und Staatsmann über die immer kühnere Opposition der französischen Literatur gegen die Religion besorgt zu werden.

Wir werden von Werken überschwemmt, welche die Religion angreifen — schreibt er am 8. Nov. 1767 aus Paris an Karl Friedrich Scheffer —; seit zwei Jahren ist die Religion ein Gegenstand so roher Angriffe geworden, daß man fast sagen kann, sie liege in diesem Lande in den letzten Zügen. Dies gilt von der großen Welt wie vom Volke.

Auch findet sich Graf Scheffer veranlaßt, dem Prinzen einen Aufsatz gegen den Atheismus von Voltaire selbst zu senden. Gustav's Bewunderung für diesen Letztern war so groß, daß er ihn auf seiner bevorstehenden ausländischen Reise in Ferney hat besuchen wollen, wäre die Reise nicht in Paris durch König Adolf Friedrich's Tod unterbrochen worden. Er vertheidigte Voltaire offen gegen dessen Feinde. Voltaire feierte nachher die Revolution von 1772 durch ein eigenes Gedicht zur Ehre des Königs.

Es nahte die Zeit, in welcher Gustav das Land besuchen sollte, welches ein so früher Gegenstand seiner Zuneigung und Bewunderung geworden war. Er trat die Reise im Herbste 1770 an. Über den Zweck derselben schreibt er an K. Fr. Scheffer:

Ich muß Ihnen Alles sagen und in Ihren Busen mein Herz ausschütten. Wir gehen nach Frankreich mit den größten Absichten, eine dauerhafte Verbindung zwischen den beiden Reichen, nicht allein auf das wechselseitige Interesse, sondern auf eine persönliche Freundschaft gegründet, zu schließen. Wir gehen, um die Befreiung des Staats zu begründen, ihn von fremdem Einfluß und von der innern Zwietracht, durch welche er zerrissen wird, zu erretten.

Nachdem der Kronprinz die Höfe zu Kopenhagen, Eutin und Zweibrücken besucht hatte, langte er in Paris am 4. Febr. 1771 an und fand den Herzog von Choiseul, auf dessen Beistand er bei seinen Planen viel gerechnet hatte, nicht mehr als Minister. Er war in Ungnade gefallen und vom Hofe entfernt. Bei König Adolf Fried-

rich richtete sich die Dankbarkeit nicht nach dem Glücke. Die letzten Worte, welche er an seinen Sohn schrieb (am 22. Jan. 1771), beauftragen ihn, dem gestürzten Minister für die Stütze zu danken, welche seine Politik Schweden allzeit gewährt habe. Am 12. Februar starb Gustav's Vater in seinem 61. Jahre. Der neue König erhielt am 1. März die Nachricht davon in Paris. Am 21. März, drei Tage vor seiner Abreise von Paris, schreibt Gustav III., vermuthlich an Sinclair:

Alle unsere Angelegenheiten sind definitiv regulirt. Mr. de Vergennes ist zum Ambassadeur extraordinaire ernannt worden. Er ist der Mann, welchen wir brauchen. Seine Instructionen sind so, wie ich sie verlangt habe, und drei Millionen sind für den Reichstag bestimmt. Niemand hat, seit der Katastrophe des Herzogs von Choiseul, an uns gedacht. Erst der Tod des seligen Königs hat sie aus ihrem Schlafe erweckt. Alles ist seitdem arrangirt worden, und Alles nach Wunsche. Sie können sicher sein, daß die Herrengewalt unser ist, und daß wir unsere Macht mit Mäßigung gebrauchen werden.

Ein anderes Concept enthält Folgendes:

Nun haben wir die große Sache durchgesetzt. Unsere Subsidien werden bezahlt und in Übereinstimmung mit der Declaration vom J. 1764. Ich habe mit dem König (Ludwig XV.) dreiviertel Stunden lang unter vier Augen gesprochen, und wir haben uns über alle Sachen mit der größten Aufrichtigkeit und Zärtlichkeit erklärt. . . . Die Maitresse (Dubarry) ist für uns und des Königs Herz.

Die Heimreise geschah über Berlin. Nach der Ankunft in Stockholm verkündete die „Postzeitung" vom 3. Juni, daß der König bestimmt am Montag, Dienstag und Mittwoch, Nachmittags, von 4 — 5 Uhr allen Unterthanen, höhern und niedern, freien Zutritt gestatte, um ihre Gesuche und Angelegenheiten in Unterthänigkeit selbst vorzutragen. Diese Audienzen erweckten den Argwohn der Stände. Sie dauerten jedoch nicht lange und wurden zuletzt Bettleraudienzen genannt. Die Stände waren zum 13. Juni 1771 berufen worden, und am 25. desselben Monats eröffnete der König den Reichstag mit einer Rede, aus welcher wir nur den Schluß anführen:

Ich habe mehre Länder gesehen, ich habe die Denkart, die Regierungsweise, die Sitten und den größern oder geringern Wohlstand mehrer Völker kennen gelernt. Ich habe gefunden, daß weder unbeschränkte Macht, Pracht und Üppigkeit, noch allzu strenge Sparsamkeit oder Geldsteuern da Glück und Zufriedenheit bringen, wo die Liebe zum Vaterlande, wo die Eintracht fehlt. Es kommt deshalb auf euch an, das glücklichste Volk auf der Erde zu werden. Laßt diese Reichsversammlung in unsern Geschichtsbüchern ewig ausgezeichnet bleiben durch Aufopferung alles Hasses, aller eigenen Rücksichten, für das allgemeine Beste. Ich werde so viel, als es von meiner Persönlichkeit abhängt, dazu beitragen, eure getrennten Herzen zu vereinigen, um in einer für das Reich glücklichen Stunde diese Reichsversammlung zu schließen, zu deren Anfang ich euch den Segen des Höchsten wünsche.

Die Stände baten, daß die Rede in den Druck gegeben und an alle Gemeinden des Reichs vertheilt werden möchte. Einigkeit war also die Losung des Tages. Die Gemüther zu besänftigen, die Parteien zu versöhnen, war auch das Ziel, welchem nachzustreben Friedrich II. seinem Schwestersohne hauptsächlich gerathen hatte, wenngleich er die Schwierigkeit einsah, dasselbe zu erreichen. Ein Brief des preußischen Monarchen vom 28. Juni 1771 an Gustav III. zeigt, wie Ersterer darüber dachte.

Gäbe es schwedische Männer in Schweden — heißt es darin —, so würden sie alle einig bei der Frage über das Wohl des Vaterlands sein; aber die fremde Verdorbenheit hat den Geist der Nation allzu sehr verkehrt.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Album. Bilder aus unserer Zeit von Sidonie, Baronesse von Seefried. Erster Theil. München, Jaquet. 1843. 8. 18¾ Ngr.

Die Verf. sagt, das Album enthalte Bilder aus eigener Anschauung, und Skizzen, übertragen aus fremder Literatur. Für dieses mixtum paßt der Titel Album; denn ein Buch, welches doch immer einen einheitlichen Gedanken durchführen soll, ist es nicht. Von Durchführen ist hier ohnehin keine Rede; es ist Alles nur flüchtig hingeworfen und gibt den Eindruck, den die Verfasserin im Vorworte andeutet, nämlich den der Anregung durch Leben und Gespräch. Die Fassung ist recht hübsch, der Ton ansprechend. Die ersten Nummern haben einen wenig bedeutenden Inhalt, z. B. das Fest in der Villa negro, der Einzug in Paris, das Diorama; die Herzogin von Abrantes ist sehr aphoristisch behandelt. Die zweite Hälfte des Albums, worin über Victor Hugo, Lamartine, George Sand, Chateaubriand gesprochen wird, ist die inhaltreichere. 29.

Notizen.

Abraham Raimbach.

Eine Selbstbiographie des Kupferstechers Abraham Raimbach, der sich besonders durch seine Stiche Wilkie'scher Werke berühmt gemacht hat, geschrieben auf dringendes Ansuchen seines ältesten Sohnes und mit langen und bis zur Überlast zahlreichen Noten ausgerüstet, ist erschienen: „Memoirs and recollections of the late Abraham Raimbach; including a memoir of Sir David Wilkie" (London 1843). A. Raimbach war den 16. Febr. 1776 in London geboren und starb daselbst den 17. Jan. 1843. Das genannte Werk liefert beiher zahlreiche Urtheile, Bemerkungen, Andeutungen über einzelne Gegenstände der Kupferstecherkunst, Werke und Meister in derselben. Über den Verfall der Linienmanier sagt er: „Eine andere und sehr wichtige Ursache des traurigen Schicksals, in welches die gute, alte, legitime Kunst des Linienstichs gerathen ist, darf nicht unerwähnt bleiben, nämlich die ungeheuern Summen, welche in der neuesten Zeit von den Malern für das Recht, ihr Werk zu copiren, in Anspruch genommen werden. Die Verleger suchten, indem sie diese Ansprüche erfüllten, sich dadurch zu entschädigen, daß sie eine geschwindere nnd wohlfeilere Art des Stichs (Mezzotinto) zur Anwendung brachten, welche, da sie auch auf Stahl ausgeführt wird, sie zugleich in den Stand setzt, mehr Abzüge machen zu lassen, als Kupferplatten hergeben würden." In dieser Beziehung ist nun die Anwendung der elektromagnetischen Methode zur Vervielfältigung von Kupferplatten außerordentlich wichtig, und Raimbach spricht auch von diesem Verfahren mit vielem Lobe. Die Denkschrift über Wilkie ist sehr dürftig und zum Theil ungenau.

Sir Charles Bell's Witwe.

Da wir neulich (Nr. 241) der Mühseligkeiten gedachten, unter denen sich Sir Charles Bell durch das Leben kämpfen mußte, und der Unmöglichkeit, die daraus für ihn entsprang, seine Familie in gesicherten Umständen zurückzulassen, wird es unsern Lesern angenehm sein, zu erfahren, daß die Königin auf Sir Robert Peel's Antrag der Lady Bell eine Pension von 100 Pf. St. bewilligt hat. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 337. —— 3. December 1843.

Die nachgelassenen Papiere Gustav's III.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 336.)

Die Vermittelung der Parteien war, wenigstens um Zeit zu gewinnen, im Anfang ein fast nothgedrungener Zweck der Politik Gustav's III., um die von ihm beabsichtigte Revolution vorbereiten zu können. Doch gelang ihm jene nicht. Nun folgte daher eine Zeit, während welcher er sich wenig um die Reichsangelegenheiten zu bekümmern schien; die weniger Scharfsichtigen erwarteten in ihm schon einen blos dem Vergnügen ergebenen Scheinkönig. Er beschäftigte sich mit theatralischen Übungen, mit kleinen Hin- und Herreisen zwischen den Lustschlössern, er zeichnete, brodirte, machte Entwürfe bald zu Theatercostumen, bald zu Orden und Ordensdecorationen. Auf dem Reichstage nahmen unterdessen die Unordnung, die Erbitterung und die Zänkereien der Stände immer mehr zu. Sechs Monate hindurch wurde zwischen dem Adel und den bürgerlichen Ständen über die Ausdrücke in der königlichen Zusicherung gestritten. Daß sie den König nur an die Regierungsform von 1720 band, ohne die späterhin in dieselbe hineingebrachten Veränderungen zu erwähnen, erweckte ohnedies Aufmerksamkeit. Der Adel wünschte die neue Zusicherung in völliger Übereinstimmung mit der von König Adolf Friedrich, 1751, gegebenen abgefaßt; die nicht adeligen Stände drangen dagegen auf Veränderungen und Zusätze. Über den ganzen Hergang auf diesem Reichstage werfen die Papiere des Königs das gehörige Licht. Besonders weiht uns Das, was sich von der Correspondenz des französischen Gesandten, Grafen de Vergennes, in diesen Sammlungen aufbewahrt findet, in die geheime Reichstagsgeschichte dieses Zeitraums ein. Diese Briefe sind theils an den König, theils an den Grafen Axel Fersen, theils an einen Herrn Beylon gerichtet. Letzterer, Vorleser an Luise Ulrike's Hof, hatte sich in dem Grade das Vertrauen des ganzen königlichen Hauses erworben, daß man ihn als Mittelsperson in allen ihren wichtigsten Angelegenheiten auftreten sieht. Bei ihm war es, wo der König seine geheimen Zusammenkünfte mit dem französischen Minister hatte. Aus den Briefen dieses Letztern ersieht man auch, welche bedeutende Summen von Frankreich zu Bestechungen und zur Förderung von Gustav's Revolutionsplan gespendet wurden. Wer dies Alles näher kennen lernen will, kann in dem hier besprochenen Buche seine Wißbegierde befriedigen.

Am 29. Mai 1772 wurde Gustav III. endlich gekrönt. Die Krönung hatte schon im September des vorhergehenden Jahres stattfinden sollen, wurde aber durch den die neue königliche Zusicherung betreffenden Streit so lange verzögert. Nicht der erste Gedanke an eine Revolution, wol aber der erste Plan zu ihrer Bewerkstelligung unter den damaligen Umständen scheint vom Obersten Magnus Sprengtporten, beim Reichstage Chef des, meistens aus jungen Offizieren bestehenden royalistischen Clubs, Svenska Botten, ausgegangen zu sein. Dies geht aus seinen eigenen Anzeichnungen, die sich auf der Bibliothek zu Upsala befinden, hervor. Geijer hat das Wesentliche derselben hier aufgenommen, worauf wir unsere Leser verweisen. Er geht in sehr interessante Details ein, welche studirt zu werden verdienen. Ein vollständiger Bericht über die Revolution vom 19. August findet sich unter Gustav's III. Papieren nicht. Ein vom König angefangener eigenhändiger Aufsatz über sie schließt mit der Einleitung, welche ein Gemälde von dem Zustande der Parteien enthält. Sprengtporten's Bericht ermangelt auch der Vollständigkeit. Er gehört auch nicht den Gustavianischen Papieren an. Dagegen findet man unter diesen eine Abschrift der Instruction Sprengtporten's für den Baron Salza, mit folgender eigenhändiger Bezeichnung des Königs:

> Des Obersten, nachher Generalmajor Freiherrn Hugo Hermann v. Salza's Abschrift von des Barons Jakob Sprengtporten Project und Plan zur Revolution, welche jedoch nicht befolgt wurden, indem jene auf eine schnelle Weise am 19. August erfolgte.

Der Inhalt der neuen Constitution, welche Gustav III. am 21. August 1772 seinen Unterthanen octroyirte, ist wesentlich folgender: 1) Die Stände sollen verbleiben wie vorher; ohne ihre Einwilligung sollen keine neuen Gesetze gemacht, keine alten abgeschafft werden. Aber der König bestimmt, wie oft und wo der Reichstag gehalten werden soll. Kein Reichstag soll länger als drei Monate dauern. Die Stände dürfen keine andern Protokolle verlangen als die, welche Geschäfte betreffen, welche der König und die Stände erwogen haben. 2) Der König wählt sich selbst die Reichsräthe, welche nur ihm verantwortlich sind. Sie

haben nur zu rathen, aber dem König kommt es zu, zu beschließen, ausgenommen in eigentlichen Gesetzfragen. 3) Der König hat das Recht, Frieden, Waffenstillstand und Bündnisse zu schließen. Er darf, ohne der Stände Einwilligung Vertheidigungs-, aber keine Angriffskriege führen. 4) Der König führt den Befehl über die ganze Kriegsmacht und ernennt alle höhern Beamten. Nach dieser Regierungsform hatte der König die ganze ausübende Gewalt, außer der, einen Angriffskrieg anzufangen. Die Stände hatten das Steuerbewilligungsrecht. König und Stände hatten gemeinsam die gesetzgebende Gewalt und der Reichsrath hatte, in höchster Instanz, die richterliche Gewalt, insofern, daß der König zwei Stimmen hatte in allen Rechtssachen, welche nach dem schwedischen Gesetz durch ein Endurtheil entschieden werden sollten. In allen andern Fragen durften die Reichsräthe nur rathen, aber nicht beschließen.

Diese königliche Revolution vom 19. August, die in wenigen Tagen ohne Blutvergießen vollendet wurde, verschaffte Gustav III. auf einmal einen glänzenden Namen in ganz Europa. Bei seinen Nachbarn, namentlich bei dem russischen Hofe, der die Anarchie in Schweden wie in Polen durch sein Bestechungssystem so gern unterhalten hätte, erweckte sie starke Besorgnisse. Sie war ein Sieg der französischen Politik. Man wußte nur allzu wohl, daß sie kriegerischer Natur gewesen und darauf hinausgegangen war, einen bewaffneten Bundesgenossen, bereit, wann auch immer, sich dem Interesse Frankreichs zu weihen, im Norden zu besitzen. Dies war der Zweck des französischen Subsidiensystems, welches man fürchtete, obgleich weder England noch Rußland dazu vermocht werden konnten, auf diesem Felde als Frankreichs Nebenbuhler aufzutreten. Keins von beiden bot Schweden jemals, obgleich sie sonst keine Kosten scheuten, um auf den Reichstagen ihren Einfluß aufrecht zu erhalten, Subsidien an, und dies war der Hauptgrund, aus welchem die Partei, welche der englisch-russischen Partei huldigte, hatte sie auch ab und zu das Übergewicht, dies doch nie behalten konnte. Deswegen waren die Zeiten für das Übergewicht der Mützenpartei stets nach einem Krieg eingetreten und während dessen Folgen am fühlbarsten. Die französische Politik herrschte durch die Hüte von 1738—65. Sie hatte Schwedens Krieg gegen Rußland 1741, gegen Preußen 1757 dictirt. Diese Politik hatte, als die Hüte durch unglückliche Kriege endlich ihre Kräfte erschöpft hatten, und von den Parteiumwälzungen nichts mehr zu hoffen war, in der Verstärkung der königlichen Macht in Schweden das einzige noch übrige Mittel ergriffen, um sich in Schweden, und Schweden durch Frankreich geltend zu machen. Was man, nach der Revolution von 1772, von dem monarchischen Schweden befürchtete, geht aus einem Briefe des Prinzen Heinrich von Preußen vom 10. Sept. 1772 an seine Schwester, die verwitwete Königin von Schweden, deutlich hervor. Er sagt darin: „Mit seiner gegenwärtigen Regierungsart und einem zehnjährigen Frieden kann Schweden eine überwiegende Macht werden." Für jetzt bedurfte und wünschte es Ruhe. Welches die Gefahren waren, die dasselbe bedrohten, und warum man in Schweden fast noch mehr Friedrich II., als Katharine II., fürchtete, das kann man aus einem Briefe des Grafen Ulrich Scheffer vom 16. Oct. 1772 an den schwedischen Minister in Paris, Grafen Creutz, ganz genau erkennen. Dieser Brief, den Prof. Geijer hier im Auszug mitgetheilt hat, enthält auch bedeutende Aufschlüsse über die erste Theilung Polens. Wie Friedrich der Große die Neuigkeit von der Revolution in Schweden, von welcher Gustav III. ihm am 21. August geschrieben hatte, aufnahm, davon zeugt die Antwort des Erstern vom 6. September: er ist über dieselbe ganz entrüstet. Auch mit seiner Mutter zerfiel Gustav von dieser Zeit an in immer höherm Grade. Die Darlegung des unglücklichen Verhältnisses zwischen ihm und ihr wird in dem bald zu erwartenden zweiten Theil der nachgelassenen Papiere Gustav's gegeben werden.

Das Wenige, was wir aus den für die Geschichte Schwedens und ganz Europas so wichtigen Papieren Gustav's III. hier haben hervorheben dürfen, mag genügen, um die Leser d. Bl. auf den Inhalt derselben, soweit ihn der berühmte schwedische Geschichtschreiber Geijer bis jetzt mitgetheilt hat, aufmerksam zu machen.*) 16.

Anekdoten aus dem Leben eines reisenden Arztes.

Ein Werk in drei Bänden: „The life of a travelling physician, from his first introduction to practice; including twenty years' wanderings through the greater part of Europe", ist in London erschienen, welches im Ganzen nur geringen Werth hat, aber an einzelnen Schilderungen von Localitäten, Charakteren und charakteristischen Zügen manches Interessante darbietet. Der Verf. — George Lefevre geheißen, wie ein englisches Blatt im Vertrauen mittheilt — wurde in Edinburg graduirt und nachdem er lange eine Anstellung gesucht, 1819 von einem schottischen Lord, der brustkrank ein mildes Klima aufsuchen wollte, mit nach Pau genommen, wo der Patient im nächsten Frühjahr starb. Einige Jahre später wurde der Verf. Hausarzt bei einem Fürsten, der in Paris lebte, und ging nach fünf Jahren mit diesem nach Polen, von da über Odessa nach Petersburg, wo er 14 Jahre blieb. Indem er diese letztere Stadt beschreibt, gibt er eine Schilderung derselben bei Nacht: „Wer Petersburg nicht bei Mondlicht gesehen hat, Dem bleibt noch etwas zu sehen. Ja, wenn man den Mond über den Kuppeln und Minarets der Stadt heraufsteigen sieht, dann söhnt man sich mit der Vorstellung einer verödeten Stadt aus. Die Sonderung des Unbelebten von dem Lebendigen gibt ihr dann dieses eigenthümliche Interesse. Blendend wie sie sich auch in den Strahlen der Mittagssonne darstellte, nöthigt sie uns den Gedanken an eine starke Bevölkerung auf: ihre Bevölkerung entspricht aber keineswegs der Größe ihrer Gebäude, sodaß die Bewunderung ihrer Pracht durch diesen Mangel gestört wird. Dagegen in der Stille der Nacht, wenn man sich Alles schlafend denken und sich einbilden kann, daß das geräuschvolle Treiben des Mittags der leblosen Massen würdig sein werde, die jetzt in dem milden Licht des blassen Mondes schimmernd daliegen, dann bietet die Zarenstadt dem einsamen Beschauer, dem kein äußerer Eindruck die zauberische Wirkung der Formen zerstört, ein Schauspiel dar, das vielleicht nicht seines Gleichen hat. Es liegt dann etwas Antikes in ihrer Erscheinung. Ihre riesenhaften Gebäude treten durch die Lichtwirkung des Mondes scharf aus

*) Ein zweiter Artikel folgt später. D. Red.

dem Dunkel hervor, man erkennt nur die Massen, während man die einzelnen Züge nicht unterscheiden kann. Nimmt man seinen Standpunkt auf einer Höhe, so erblickt man die Stadt, die, weit um den Horizont ausgespannt und von massiven Gebäuden in klösterlicher Form begrenzt, mit ihren vergoldeten Thürmen und glänzenden Kuppeln sich aus der Ebene hebt. Bei dem schwachen Lichte des Mondes werden wir nicht gewahr, daß die Zwischenräume zwischen den gewaltigen Bauwerken nicht ausgefüllt sind. Die breiten, geraden Straßen verstatten dem Auge nicht, den in der dämmernden Ferne verschwindenden Gesichtspunkt zu erreichen. Irgend eine Brücke oder sonst ein Gegenstand tritt dazwischen, bevor die langen Bahnen in einen Punkt zusammenschwinden. Die Bodenfläche ist ein einziger flimmernder Teppich. Der Strom fließt nicht sichtlich; man hört keine Stimme eines Schiffers, keinen Ruderschlag. Irgend eine einsame Glocke schlägt die Stunden. Der Mond sinkt und hier und da hüllt sich ein Thurm in Schatten. Alles wirkt zusammen, um die Bewunderung zu steigern, zu welcher das Gemüth in dieser Stunde ohnehin geneigt ist. Der Tag bricht an und eine Täuschung nach der andern schwindet" u. s. w.

Die Schilderungen von Sitten und bürgerlichen Verhältnissen stimmen meist mit Dem überein, was andere Schriftsteller, z. B. Kohl, in neuerer Zeit berichtet haben; sogar manch einzelnes Ereigniß ist hierher zu rechnen, wie die Beschreibung eines Brandes, der während des Carnevals stattfand und vielen Menschen das Leben kostete; auch Kohl hat diesen Unglücksfall ausführlich geschildert. Von der pünktlichen, ja, im buchstäblichen Sinne buchstäblichen Befolgung obrigkeitlicher Befehle gibt der Verf. verschiedene auffallende Beispiele, bisweilen mit tragischem Ausgange, oft aber komisch. Unter den letztern folgende: „Die erwähnten kleinen Läden haben jede ein gemaltes Schild über der Thür, worauf angezeigt ist, was man innen haben kann. Darunter des Verkäufers Name und unter diesem die Nummer. Besagte Nummer fodert Erklärung. Kaiser Paul besaß Schöpfermacht. Wenn er sprach: das werde! so ward es. Nun sind die erwähnten Läden alle privilegirt, und Bequemlichkeits und guter Ordnung halber sprach der Kaiser: ‚Sie sollen sämmtlich numerirt werden mit Nr. I u. s. w.' So stand befohlen: Nr. I u. s. w. Zweifel, Muthmaßung, Deutung, Bezugnahme auf den Geist ursprünglicher Absicht ist unerlaubt. Der erste Laden also hat Nr. I u s. w., der zweite Nr. I u. s. w., der dritte und so ein jeder Nr. I. u. s. w. Es wäre, wie gesagt, unerlaubt gewesen, zu schliessen, daß jenes ‚u. s. w.' die folgenden Nummern II, III, IV u. s. f. bedeuten sollte, dergestalt, daß jeder Laden eine andere Nummer erhielt; denn das zu schließen, war, wie die Phrase lautet, die der Russe beständig im Munde führt, ‚nicht befohlen'". „Ein englischer Kaufmann liebte eine russische Dame. Der Verbindung mit ihr stand nichts im Wege als die Verschiedenheit der Religion, und als Fremder und Protestant fand der Kaufmann es schwierig, Licenz zu erhalten. Er hatte aber einen Freund bei Hofe und bat diesen, gelegentlich beim Kaiser die Sache in Anregung zu bringen. Ein günstiger Augenblick fand sich: es war am Nachmittage. ‚Ew. Majestät', sagte der Freund vom Hofe, ‚verstatte mir, Allerhöchstdieselben in Kenntniß zu setzen, daß einer meiner Landsleute sich in sehr übler Lage befindet.' ‚Wie?' antwortete der Kaiser; ‚ein Engländer in übler Lage? Was betrifft es? Wenn ich helfen kann, rechnen Sie auf mich! Bedarf er Unterstützung?' ‚Nein, Ew. Majestät', versetzte der Andere; ‚aber er wünscht eine Russin zu heirathen, und die Geistlichkeit will die Ehe nicht einsegnen.' ‚Was da?' sagte der Kaiser, ‚er soll ohne weiteres verheirathet werden: ich werde unverzüglich Befehl geben.' In fünf Minuten war die kaiserliche Heirathserlaubniß ausgefertigt. Also um 5 Uhr Nachmittags ist die Ordre unterzeichnet, daß Herr A. und Fräulein B. ohne weiteres getraut werden sollen. Um 6 Uhr befindet sich die Ordre in den Händen der betreffenden Behörde. Sie gelangt in das erste Bureau, wo sie eingetragen und weiter expedirt wird. Um 8 Uhr befindet sie sich an der nächsten Stelle. Um 10 Uhr etwa ist sie der Synode zugegangen. Um 11 Uhr erreicht sie die Policei. Und um Mitternacht traben die Policeibeamten durch die Straßen, um sie in Ausführung zu bringen. Herr A. liegt im besten Schlaf. Er hat schon seine Sache als völlig hoffnungslos aufgegeben, er muß sich in das Unvermeidliche fügen, muß sie vergessen. Ein fürchterliches Gepolter an seiner Hausthür. Ehe er sich von seinem Schrecken erholt hat, steht ein bewaffneter Policeibeamter vor seinem Bett, eine Papierrolle in der Hand. ‚Seine Leber wird zu Wasser.' Er will sich hinausstürzen: die Policeidiener halten ihn fest. Sie haben einen Befehl wider ihn, der ohne weiteres vollzogen werden muß. Mr. A. will sich ankleiden, und während er den Grazien opfert, fängt der Officiant an vorzulesen. Man denke sich einen Mann, der mitten in der Nacht aus dem Schlafe aufgestört ist, der über und über vor Furcht noch mehr als vor Kälte zittert, der auf seinem Bettrande sitzt und langsam einen Strumpf anzieht, indem er die Zeit auszudehnen sucht, denn er erwartet nichts Anderes zu hören als die Bekanntmachung seiner Verbannung. ‚Wir von Gottes Gnaden u. s. w.' Welch ein Erstaunen, als er vernimmt, daß die Sentenz ein Heirathsconsens ist. ‚Wie denn?' ruft Herr A.; ‚jetzt mitten in der Nacht?' ‚Ohne weiteres!' antwortete der Officiant; ‚es ist befohlen!' ‚Nun wenn es befohlen ist', sagte Herr A., ‚dann weiß ich schon.' Er zog sich in Eile an und folge der Policei zur Wohnung seiner Braut. Wie nun der zu Muthe war, wie ihr die Sache vorgebracht wurde, ob sie schlief oder wachte, das Alles ist nicht bekannt geworden; genug, Herr A. und Fräulein B. folgten der Policei in die Kirche und die Trauung wurde mitten in der Nacht vollzogen. Die Beamten hatten ihre Pflicht gethan; Herr A. that die seinige, insoweit nämlich als er Ordre parirte, man schüttelte sich allerseits die Hände, ging nach Hause und legte sich wieder schlafen."

Als einen eigenthümlichen und ziemlich durchgehenden Zug im polnischen Volkscharakter führt der Verf. die Furcht vor dem Tode an, welche nur bei leidenschaftlicher Erregung in Todesverachtung umschlägt. Einige Beispiele aus seiner Praxis sind wunderlich genug. „Viele Polen", sagt er, „zogen mich zu Rathe, nicht wegen irgend eines bestimmten Leidens, sondern lediglich um meine Meinung über ihre wahrscheinliche Lebensdauer zu vernehmen. An einem schönen Abend saß ich auf einer Bank auf der Galerie eines Landhauses, als ein alter Herr von 60 Jahren mit seiner Pfeife zu mir trat, mich höflich grüßte und sich neben mir niederließ. Die Sonne stand schon tief und übergoß Alles mit der gelbröthlichen Herbstfarbe, welche in dieser Jahreszeit unter nördlichen Breiten ihrem Lichte eigenthümlich ist. Alles war still. Wir waren Beide in Gedanken versunken; keiner von uns sprach ein Wort: ich glaubte, daß er ähnliche Betrachtungen anstelle wie ich. Da weckte ihn das Läuten der Klosterglocke aus seinem Träumen und er sagte zu mir mit einem Seufzer: ‚Ah Monsieur, vous êtes jeune, vous vous moquez de ces cloches, mais pour moi, c'est autre chose.' Ich versuchte, seine Schwermuth wegzuscherzen, aber er fuhr fort: ‚Moi, qui aime tant à vivre, et de penser que je serais fourré dans la terre comme une bête.' Ich lächelte und sagte zu ihm, er sehe noch kräftig und rüstig aus und würde wol mich noch überleben. ‚Croyez-vous?' entgegnete er, und sprang auf. ‚Attendez un instant, je vous en prie', setzte er hinzu und eilte in sein Zimmer, welches dicht dabei war. Er kam mit einem Recept zurück, welches ihm ein Arzt in Wien verschrieben hatte. Ich sollte ihm meine Ansicht darüber sagen. Ich versetzte, es sei vortrefflich in seiner Art. Sein Gesicht glänzte. Er sagte: ‚Mon médecin m'a dit, qu' avec cela je vivrais tant que je voudrais.' ‚Il avait raison', entgegnete ich, und er drückte mir herzlich die Hand." Eine andere Charakterskizze ähnlicher Art ist diese: „In Brody bewohnten wir ein altes verfallenes Schloß, vordem die Residenz des Grafen R., dem in der That beinahe die ganze Stadt gehörte. Er war kürzlich den Weg alles Fleisches gegangen und war in seinem Bett gestorben, das er seit vielen Jahren nicht verlassen

hatte. Er bildete sich nämlich ein, daß er länger leben würde, wenn er stets im Bette bliebe. Er hütete also wirklich eine Reihe von Jahren hindurch nicht nur sein Zimmer, sondern sein Bett, und sein größter Trost bestand darin, in den Zeitungen Nachrichten zu lesen über Personen, die durch Sturz mit dem Pferde, oder durch das Umwerfen von Wagen, oder beim Baden, oder in Folge von Überhitzung bei körperlichen Anstrengungen u. s. w. umgekommen waren. Er lachte ins Fäustchen, wenn er solche Dinge las, und wünschte sich Glück, daß er auf solche Art nicht ums Leben kommen könnte. Er nahm Besuche an wie in frühern Zeiten seines Lebens, denn keine körperliche Beschwerde hat ihn zu dem Entschlusse gebracht, im Bette zu bleiben. Er las, schrieb, speiste und kurz lebte in seinem Bett, gewiß gemächlicher als Diogenes in der Tonne. Er war kein Cyniker, kein Sektirer, kein Philosoph: man nannte ihn nur den Grafen, der immer im Bette liegt. Er war nur eine Spielart der Gattung. Es widerfuhr ihm auch, daß er in seinem Bette starb, gerade in dem Augenblick, als er am vollkommensten von der Richtigkeit seiner Verfahrungsart überzeugt war."

An solchen individuellen Schilderungen ist das Buch reich. Sogleich die Schilderung des Fürsten, welchem der Verf. in Paris diente, liefert uns ein Original. Es soll hier nur ein Bruchstück als Probe mitgetheilt werden, welches die Lebensordnung dieses Herrn beschreibt. „Seine Beschäftigungen", muß ich sagen, „waren höchst trivial. Er pflegte um 5 Uhr aufzustehen, zog seine Robe-de-chambre an und setzte sich an seinen Tisch in seinem Studirzimmer, wo er bis 10 oder 11 Uhr saß. Während dieser ganzen Zeit war er damit beschäftigt, Skizzen auf einem Blatt Papier zu zeichnen, die Zipfel seines Taschentuchs zu kauen und Schnupftaback zu nehmen. Er war so vertieft in diese Beschäftigungen, daß er kaum vom Tische aufsah, bis er zum Frühstück gerufen wurde. Jetzt offenbarten sich seine schlummernden Fähigkeiten, und er pflegte während dieser ganzen Mahlzeit mit seinem maitre-d'hôtel oder mit dem Koch zu conversiren, wenn er keine andere Gesellschaft hatte. Indessen war er selten genöthigt, zu solchem Mittel zu greifen, denn da sein Tisch des größten Rufs genoß, so fehlte es ihm nicht leicht an Gästen in Gestalt von Vettern oder Neffen oder auch intimen Freunden. Dieses Frühstück, welches gemeiniglich eine Stunde wegnahm, genoß er regelmäßig in der robe-de-chambre; dann zog er sich wieder in sein Cabinet zurück und verweilte daselbst, bis es Zeit war, sich für die größern Pflichten des Tags anzukleiden, Pflichten, wie sie ein Mann mit vielem Geld und ohne Anstellung in der zerstreuungssüchtigsten Stadt Europas zu erfüllen hat. Eine Promenade mit der Herzogin von X., oder der Gräfin von Y., vielleicht eine Aufwartung bei Hofe, oder noch wahrscheinlicher gar nichts füllte die Zeit bis zur Mittagstafel aus. Wenn nicht die Zeit vor dieser wichtigen Epoche seines Tages (denn für ihn la vie c'était le diner) völlig darauf gegangen war, ließ er sich ruhig wieder ausziehen und legte sich ins Bett, wo er so fest schlief wie um Mitternacht, bis ihm sein Kammerdiener meldete, daß es Zeit zum Ankleiden wäre. Dann erwachte seine Einbildungskraft und erging sich in Vermuthungen über die Beschaffenheit der Speisen, die seiner warteten, bis er endlich neben der schönen Herzogin saß und ihr alle erdenklichen Artigkeiten sagte, oder einen köstlichen Bissen von einem Lieblingsgerichte schmeckte. Dies war sein Element: hier glänzte er als ein Stern erster Größe am gastronomischen Firmament; aber was kann mehr zu seinem Lobe in dieser Hinsicht gesagt werden, als was einmal sein eigener Koch über ihn sagte, der die unterschiedlichen Verdienste seines Herrn herausstrich und damit schloß, daß es eine Lust wäre ihm zu dienen, denn, sagte er, Monsieur le Prince est essentiellement cuisinier." Auch dieser Koch und die sonstige Dienerschaft des Hauses wird in ergötzlichen Genrebildchen vom Verf. noch näher geschildert. Doch werden die ausgehobenen Stellen als Proben schon hinreichend sein. 78.

Bemerkung.

Die „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" von Gervinus ist so reich an Inhalt, hervorgegangen aus so umfassender Belesenheit und deren fleißiger Zusammenstellung, begleitet von so scharfeindringendem Urtheil — gesetzt auch, man wolle dies nicht durchweg zu dem seinigen machen —, daß man mit Bedauern gestehen muß, das Werk lese sich dennoch etwas mühsam und unerfreulich. Abgesehen von Einmengung französischer Worte, welche unsere meisten Schriftsteller nicht vornehm genug abweisen, scheint der Hauptfehler in einem unbeachteten oder übelgewählten Tonfall (numerus) der Rede zu liegen, den vielleicht nur ein besonders geübtes Ohr allenthalben bemerkt und vermeidet. Schreibst du recht knapp und enge im Wortgebrauch und Periodenbau, so geht gefällige Bindung und Verschmelzung der Gedanken und Ausdrücke verloren, was z. B. bei Tacitus gerügt werden kann, und was die beste Wirkung hervorbringt, wenn der Schriftsteller bitter und böse wird; schreibst du mit weiterer Dehnung und Fülle, so entsteht leicht die gutmüthige Schweifigkeit eines Wieland oder F. Nicolai, und der geneigte Leser wird verdrießlich. Überhaupt weiß ein geneigter Leser selten, wie viel Mühe es macht, ihm zu gefallen und angenehm lesbar zu sein. An Gervinus ist nun weder übertriebene Kürze noch Weitschweifigkeit zu tadeln, allein es fehlt meistens ein gewisser musikalischer Fortgang der Rede, welcher bei anerkannten Stilisten, wie Lessing, Sturz, Engel, nie vermißt wird, und für die leichte Aneignung des Gedankens so viel beiträgt. Jeder durchgebildete Schriftsteller macht sich dafür etwas Eigenes fertig, gleichsam ein prosaisches Versmaß, und Goethe unter Andern hat ein ganz eigenthümliches, ihm bequemes, oft an Manier streifendes; bei Männern wie Gervinus sollte man vermuthen, sie hätten gar keins. Auf gut Glück hervorgehoben diene folgendes Beispiel (2. Th., S. 199):

„Das historische Lied und die lyrische Kritik des öffentlichen Lebens hatte, wie ich gelegentlich erwähnte, schon seit ganz früher Zeit seinen Bestand in Deutschland, und hat unter irgend einer Gestalt wol immer existirt. Die Volksthümlichkeit in beiden war zur Zeit der aristokratischen Cultur geringer, wo sich das eine mehr zur umfassenden Reimchronik, die andere in die Sirventes der Minesänger zog. Wenn auch vereinzelte Erscheinung, wie das Lied von Freiburgs Bunde mit Bern (1243), das die Fabel auf das Gemeinwesen anwendet, wie auch Boner in seinen Nutzanwendungen in anderer Art thut, beweisen, daß auch das volksmäßige poetische Lied nicht ganz ausging, so erscheint es doch in Zeiten der generellen Bildung, die ich bezeichnete, offenbar im Hintergrunde, und erst im 14. Jahrhundert tritt es in erhaltenen Documenten wieder hervor."

Fremdes in eigenen Tonfall umzustellen ist immer ein misliches Unternehmen, dennoch würde meinem Gehör Alles besser lauten, wenn es etwa hieße:

„Historisches Lied und lyrische Kritik des öffentlichen Lebens waren, wie erwähnt, schon seit frühen Zeiten unter verschiedener Gestaltung in Deutschland stets vorhanden. Während der aristokratischen Cultur hatten beide mindere Volksthümlichkeit; jenes verlor sich in die umfassendere Reimchronik, diese in die Sirventes der Minesänger. Einzelne Erscheinungen, wie das Lied von Freiburgs Bunde mit Bern (1243) — eine Anwendung der Fabel aufs Gemeinwesen, derjenigen von Boner ähnlich — beweisen zwar, daß ein volksmäßiges poetisches Lied nicht ganz verschwand; allein in jenen angedeuteten Zeiten allgemeiner Bildung trat es in den Hintergrund, und erschien erst im 14. Jahrhundert, laut erhaltener Schriftwerke, in selbständiger Fassung."

Vielleicht auch in solcher Art will sich das Vorgetragene nicht ganz fügen, und nähert sich fast einer Übersetzung, weil gerade bei Übersetzungen die größte Schwierigkeit darin besteht, den Sinn des Schreibenden aus seiner Sprache in den verschiedenen Tonfall einer andern hineinzurücken, ohne daß Zwang und Härten sich kund geben. 20.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 338. —— 4. December 1843.

Erlebtes aus den Jahren 1813—20, von Wilhelm Dorow. Zwei Bände. Leipzig, Hinrichs. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Man hat es in unsern Tagen wol beklagt, daß Veröffentlichungen von Denkwürdigkeiten und wichtigen Briefen aus dem jetzigen Jahrhundert zu lange von ihren Besitzern zurückgehalten worden sind und daß dieselben meistens erst erscheinen, wenn ihr Lebenskreis erloschen, ihre Zeugen oder sonstigen Betheiligten hingestorben sind und ihr Werth also nothwendig verringert worden ist. Es soll dies dann auch ein Grundfehler der Deutschen sein, man nennt es Schüchternheit, Scheu vor dem öffentlichen Leben, Ängstlichkeit vor Enthüllung von Geheimnissen und wie sonst die Phrasen lauten, die ein jüngeres Geschlecht jetzt gar zu gern über ältere Leute ausspricht. Zur Widerlegung derselben scheint uns jetzt nicht der Ort zu sein, da wir den Gegenstand auch sonst in d. Bl. behandelt und erklärt haben, daß jene edle Zurückhaltung und zarte Scheu Lob verdiene, die Das für morgen oder übermorgen aufspart, dessen Mittheilung der gegenwärtige Tag nicht gestattet, und dabei höhere Zwecke vor Augen hat als blos den Journalismus mit Futter zu versorgen oder die Neugierde zu speisen. Die Herausgabe der Stein'schen Briefe war ein merkwürdiges Beispiel dieser Übereilung, durch das das Andenken des Ministers von Stein selbst nicht gewonnen hat, während drei andere bedeutende Zeitgenossen, Arndt, Varnhagen von Ense und Steffens, richtig ihre Zeit ersahen und den Widerstreit entgegenstehender Mächte zu besiegen gewußt haben. Dies sind Bücher großer Lebensauffassung und reicher Weltanschauung, wichtige Beiträge zur Zeitgeschichte, und — was ja nicht zu übersehen ist — zuverlässige Nachrichten, ohne Verletzung von Personen (wo nur etwa Arndt's ungerechter Haß gegen Varnhagen von Ense eine Ausnahme machen konnte) und ohne Aufhüllung von Heimlichkeiten, an denen die Klatschsucht und die Kleinmeisterei ihre Freude hätten haben können.

Unter den Männern nun, die nach und neben jenen Koryphäen großen Eifer und entschiedenen Muth gezeigt haben, mit ihren Erinnerungen in das Licht der Öffentlichkeit zu treten, muß der Verf. des vorliegenden Buchs ganz besonders genannt werden. Hr. Dorow kann auf ein bewegtes Leben voll ausgebreiteter Weltanschauungen zurücksehen. Frühe Verbindung mit interessanten Männern und Frauen, wie mit Reinhard, Schlabrendorf, der Frau von Krüdener, die Theilnahme an dem Feldzuge der Jahre 1813 und 1814, die besondere Liebe, mit der ihn der Fürst Hardenberg beehrte, die ansehnliche Reihe von Bekanntschaften mit den ersten Feldherren und Staatsmännern Preußens und einiger andern Staaten — Alles dies hat ihn begünstigt und er hat sich bei so glücklichen Verbindungen reiche Tagebücher und Sammlungen von Briefen und Handschriften anlegen können. Aus diesen sind nun seit einigen Jahren von ihm vier Bände mit Facsimiles berühmter Männer und Frauen, fünf Bände Denkschriften und Briefe, ein Band Reminiscenzen und die Biographie des Kriegsministers von Witzleben herausgegeben worden, durch welche, namentlich durch die Briefe, mancher Strich der Zeitgeschichte beleuchtet, manche Lücke und Ritze ausgefüllt ist. Erhob sich nun gleich bei Veröffentlichung solcher Briefe hier und da Widerspruch und erschien ein solcher Vorgang Manchen nicht nachahmungswerth, so fanden doch wiederum die Auswahl und die Sorgfalt des Herausgebers meistens Anerkennung und ließen den eigenen Mittheilungen des Hrn. Dorow mit einer gewissen Spannung entgegensehen. Solche empfangen wir nun in dem vorliegenden Buche, das der Hauptsache nach und im ersten Bande Auszüge aus Hrn. Dorow's Tagebüchern in den J. 1813—20 enthält. Nach seiner eigenen Versicherung finden die Leser hier erstens nur Selbsterlebtes, sogar in Stil und Farbe oft das vor Jahren Niedergeschriebene, sie finden zweitens Unparteilichkeit und Wahrheit. Hören wir ihn selbst hierüber in der Vorrede zum ersten Bande:

> Nur auf dringendes Ansuchen seiner Freunde konnte er (der Verf. spricht fast immer von sich in der dritten Person) sich zu dieser Veröffentlichung entschließen: er that es erst jetzt, nachdem er mit jeder Art von Dienstleben abgeschlossen hat und allein nur noch in stiller Zurückgezogenheit seinem Lebensende entgegensehend, Rede und Antwort geben kann über manche vielleicht dunkel scheinende Stellen des Buchs. Es konnte also weder das Streben nach Amt und Würden noch auch Haß und Abneigung die Veranlassung werden, parteiisch über Menschen und Verhältnisse zu urtheilen: um so nothwendiger scheint es, diese Umstände recht bemerklich hervorzuheben, als Männer, die der Geschichte angehören, in den nachfolgenden Blättern sehr verschieden von der bisherigen Darstellung ihrer Charaktere erscheinen.

Verweilen wir gleich bei diesen Worten des Hrn. Dorow, so gelten sie wol ganz vorzüglich von den Nachrichten über den Freiherrn von Stein. Daß der Letztere ein Mann des unbiegsamen Willens und des leidenschaftlichen Eifers gewesen ist, werden auch seine wärmsten Verehrer zugeben; was nun Hr. Dorow von seiner persönlichen Begegnung mit dem Minister erst in Königsberg (I, 12), dann in Chaumont (I, 38) und zuletzt in Wiesbaden (I, 179) erzählt, zeigt allerdings von Rücksichtslosigkeit in Worten und Handlungen, wie sie in gewöhnlichen Lebensverhältnissen nicht entschuldigt werden kann, aber zum Theil wol in aufgeregten Zeiten und bei einem Manne, der ein Held im größten Sinne des Worts war, eine Art Blücher im Civilstande, wie ihn Varnhagen von Ense („Denkwürdigkeiten", V, 711) passend genannt hat. Damit möchten wir selbst die allerdings unfreundliche Begegnung in Chaumont entschuldigen, wo doch der Minister nachher gegen Dorow sehr zuvorkommend sich zeigte. Ebenso ist gewiß Stein's Ausbleiben auf dem ersten nassauischen Landtage 1818 und sein Benehmen gegen den Herzog von Nassau nicht eben das feinste gewesen, aber trotz alles Unmuths, der darüber im Lande herrschte, würden wir doch jetzt nach so langen Jahren jenes Geschichtchen von Stein's orientalischer Abstammung unterdrückt haben und die Äußerungen des Präsidenten Ibell über „den kleinen, buckligen Minister, dem man es an seinen feurigen Augen und großer Nase gleich ansieht, daß er sarazenischen Ursprungs ist" (S. 182). Auch daß ihn Hardenberg einen „harten, unhöflichen Mann" gegen Hrn. Dorow genannt und daß Graf und Gräfin von der Goltz ihn als einen „ungenießbaren, heftigen Mann" mieden und von seinen Schimpfreden über den Fürsten Hardenberg nichts hören wollten, ist leicht glaublich. Aber ganz neu war es uns, daß Stein an der Tafel Hardenberg's demselben immer geschmeichelt und ihm den Hof gemacht habe wie einer Geliebten, und dabei unerschöpflich reich im Erzählen von lustigen und scherzhaften Anekdoten gewesen sei (S. 39). Die Urtheile über die Centralverwaltung Stein's und über die 1814 herausgegebene Schrift über dieselbe stimmen nicht mit gleichzeitigen Berichten, z. B. mit dem Varnhagen's von Ense, der jetzt wieder im fünften Bande seiner „Denkwürdigkeiten" gedruckt ist, überein, und so müssen wir auch die Stelle: „Als der äußere Feind vernichtet war, dämmerte in Stein die Hoffnung zur alten, guten Zeit mit Knechten und Burgen gar fröhlich auf, und daher wol die grenzenlose Abneigung gegen den Fürsten von Hardenberg, der den Geist der Zeit ganz anders begriffen hatte", der Beurtheilung der Leser anheim geben. So viel scheint gewiß, daß Hr. Dorow den Minister Stein fast nur in schwachen Stunden gesehen hat, wo dem Menschen Menschliches begegnet ist.

Weit größer noch als hier tritt die Verschiedenheit der Urtheile in denjenigen Stellen des Buchs heraus, wo Hr. Dorow von dem bairischen Grafen Reisach spricht. Bekanntlich steht im zweiten Bande von Lang's „Memoiren" eine wahrhaft grausenerregende Charakteristik des Grafen August von Reisach, und man hat dem Ref. wiederholt versichert, daß sie der Wahrheit ganz gemäß sei. Jetzt tritt nun Hr. Dorow als dessen Vertheidiger auf, nennt den Ritter von Lang einen schlimmen Verleumder (Vorrede zu Bd. 2) und erklärt sich zur Aufhellung seiner Lebensverhältnisse ganz besonders befähigt, da er von dem Augenblicke der Anlangung des Grafen in den preußischen Staaten nicht allein den Vortrag über dessen Anstellungssache bei dem Staatskanzler hatte, sondern auch im Besitz aller der Briefe und Verfügungen Hardenberg's ist, welche über Reisach nur das Vortheilhafteste enthalten. Hiernach lesen wir also (II, 27—56) eine Beleuchtung der Wirksamkeit des Letztern in Baiern, Tirol und Vorarlberg, seiner Verfolgung in Baiern durch das mit Montgelas eingetretene Zerwürfniß, seiner Anstellung als General-Landescommissar in den Lausitzen 1813 und 1814 und seiner Beschäftigung im Archivwesen, erst in Minden und Münster, dann in Koblenz, bis zum J. 1838, wo er unter Bezeigung vollkommener Zufriedenheit in Ruhestand versetzt worden ist. In diesem Berichte findet sich auch die Erwähnung des unangenehmen Vorfalls zwischen Reisach und Stein im Hause des Generals von Borstell zu Koblenz am 24. Sept. 1829, wo Stein mit der größten Heftigkeit erklärte, daß er nicht bleiben würde, wenn sich Reisach nicht entfernte, worauf sich dann endlich Reisach zurückzog. Er erhielt zwar keine persönliche Genugthuung, aber die angesehensten Staatsmänner Preußens sprachen sich für ihn aus, namentlich der Oberpräsident von Vincke, der Freund des Ministers, nannte Stein's Benehmen in einem Schreiben vom 13. Dec. 1829 ein „empörendes" und setzte hinzu, daß das Benehmen des Grafen Reisach nur der Vorwurf einer zu großen Mäßigung gegen seinen Gegner treffen könnte, wobei er der siebzehnjährigen Dienstführung des Grafen im preußischen Staate das unbedingteste Lob ertheilte.

Wir haben geglaubt, diese vielleicht nur unbedeutend scheinende Angelegenheit nicht übergehen zu dürfen, da sie die Schwierigkeit, ein festes, sicheres Urtheil über Personen der letztverflossenen Zeiten zu gewinnen, in ein sehr helles Licht setzt. Auf der einen Seite Hardenberg, Vincke, Pestel, Ribbentropp, Hormayr, Dorow, Ingersleben, der Erzherzog Johann von Östreich — alle für Reisach, auf der andern Seite gegen ihn Montgelas, Stein und Lang. Also auf beiden Seiten berühmte Namen und rechtliche Männer. Wo ist nun die Wahrheit?

Die hervorstechendste Figur in dem ganzen Buche ist der Fürst Hardenberg, der zu Dorow eine fast väterliche Gesinnung hegte und in allen staatsmännischen wie häuslichen Beziehungen seine liebenswürdige, großartig vornehme und doch so anziehende Persönlichkeit bethätigt. So sehen wir ihn in Chaumont, voll Freude über die Fortschritte, welche die Cultur bei den Negern macht, und im Wechselgespräch mit Humboldt, aber auch voll Verdruß über die Ansicht eines seiner Räthe, der sie „schwarze Thiere" nennt und meint, sie wären nur zu Sklaven geboren. „So kann nur ein Dummkopf oder

ein schlechter Mensch sprechen", waren die Worte des sonst so milden Fürsten, mit denen er heftig aufstand und die Tafel verließ (S. 41). Große Sanftmuth zeigte er gegen Görres und das „Pferdegetrappel seiner demagogischen Freiheitssprache", um einen Ausdruck E. Münch's zu gebrauchen („Denkwürdigkeiten", I, 436), als ihm dieser die berüchtigte koblenzer Adresse überreichte und der uralt geborene Edelmann dem revolutionnairen Professor erwidern mußte: „Ihre Foderungen sind nicht zu erfüllen, wir können dem Adel jetzt nicht mehr die Rechte einräumen, die Sie verlangen, die Zeiten sind vorbei." Weiter lesen wir hier, wie Görres zur Tafel geladen in schmutzigen Stiefeln und im Oberrock erschien (gerade wie Jahn in seiner ganzen Turndeutschheit auf dem Wiener Congresse), sich gegen Fürst und Fürstin, zwischen denen er saß, auf die ungeschliffenste Weise benahm, die Namen der bekanntesten Beamten, namentlich Rother, auf die unerlaubteste Weise verunstaltete, mit dem Fürsten sehr leise sprach, wohlwissend, daß er schwerhörig war, zur Fürstin aber wie ein Fuhrknecht schrie u. dgl. m. (S. 174). In einer Anzahl der freundlichsten Privatbriefe an Hrn. Dorow schrieb der Staatskanzler über ständische Verhältnisse und gab sich Mühe, die öffentliche Meinung und die Ansichten über Preußen zu berichtigen; in andern suchte er berühmte Männer und geschickte Publicisten wie Weitzel aus Wiesbaden, für Bonn zu gewinnen, um dort die „Rheinischen Blätter" ohne Censur zu redigiren; an Brandis', Seiler's und Schelling's Berufung an die genannte Universität ward im J. 1818 gedacht. Auch von der nächsten Umgebung und Familie des Fürsten wird manches Pikante erzählt, die Fürstin sehr gelobt, Koreff's Einfluß als höchst verdrießlich dargestellt *), und sehr beklagt, daß er den Schöll'schen Intriguen habe weichen müssen. Von des Verf. vertrauter Stellung zeugt aber ganz besonders das Schreiben vom 6. März 1820, in dem der Staatskanzler dringend gebeten wird, auf Anklagen wie die des Kriegsraths Borbstedt und dergleichen Herren keinen Werth zu legen (S. 219). Die offene Sprache dieses Briefs ehrt den Schreiber wie den Empfänger. In jener Zeit unglücklicher Verdächtigung hatte nämlich eine Denunciation gegen Hrn. Dorow stattgefunden, und wie fest Hardenberg auch von dessen Treue und Patriotismus überzeugt war, so konnte er doch nicht umhin, denselben durch den Geheimrath Grano ganz im Geheimen vernehmen zu lassen. Dies Verhör hat der Verf. mit vieler Heiterkeit beschrieben, die sich bei dem Leser noch durch den lächerlichen Ausgang der Untersuchung erhöhen wird. Denn ein von Hrn. Dorow im Nov. 1818 geschriebener Brief, worin er, um den Kriegsrath von J., einen sehr übelberüchtigten Mann, mit dem er eine Geschäftsreise in Polen machte, zu erschrecken, von einer heimlichen Feme und einem Tribunal, das im Verborgenen über Hohe und Niedere richte, geschrieben hatte, war in andere Hände gerathen und 1820 die Veranlassung zu einer Untersuchung geworden. Wie schwer es dem Staatskanzler fiel, eine solche zu verfügen, er aber doch nicht im Stande war, andern Einflüssen zu widerstehen, zeigt der fast im Tone der Entschuldigung an Dorow geschriebene eigenhändige Brief (S. 207). Einen weit angenehmern Eindruck macht die herzliche Erinnerung der Bewohner von Anspach und Baireuth an die Verwaltung des Fürsten Hardenberg (II, 88 fg.), wo Dorow's Nachrichten durchaus mit denen in den Lang'schen Memoiren übereinstimmen.

*) Die mit Ruhe und Unparteilichkeit verfaßte Schilderung bei Steffens („Was ich erlebte", VIII, 329—333) gibt freilich ein anderes Resultat.

Bei dem bewegten Leben, welches Hr. Dorow in den genannten Jahren geführt hat, mußten ihm eine Menge interessanter Personen begegnen, und wenn ihre Bilder auch nicht mit der Feinheit und Menschenkenntniß eines Varnhagen von Ense gezeichnet sind, so erfreut man sich doch an den bekannten Gestalten und mancher neuen Notiz. So kommen Niebuhr, Justus Gruner, v. Witzleben, v. Müffling, Jordan, Ibell, der Alte von Gauting (Baron Hallberg), F. Schlegel u. A. vor, nebenbei wird manche Scherzrede und Kriegsscene erzählt, wie vom Fürsten Primas und einer schönen Polin (I, 94) und aus dem Kriege 1815 vom General Thielemann und dem Major v. Natzmer — ein Beitrag zur Geschichte buchstäblicher Auslegungen (S. 150 fg.).

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Spanien und der Fremdenlegion. Von G. v. Rosen. I. Kiel, Bünsow. 1843. 8. Preis für zwei Bände 2 Thlr. 15 Ngr.

Es ist dahin gekommen, daß selbst unermüdliche Beobachter der politischen Durchgänge den Zustand Spaniens in seinem ewigen Bürgerkrieg — der mit dem Dreißigjährigen Kriege unseres eignen Vaterlands viel Analogie darbietet — für hoffnungslos zu erklären anfangen und sich gleichgültig von einem Schauspiel abwenden, das die Eigenthümlichkeit hat, in aller seiner Mannichfaltigkeit monoton zu werden. Ein Räthsel, das Niemand zu lösen weiß, hat auch für Niemand ein Interesse; eine Frage, die immer wieder aufgeworfen wird, nachdem die Ereignisse sie eben erst beantwortet haben, läßt uns am Ende gleichgültig und wenn sie auch noch so wichtig ist, und ein Kampf, bei dem jeder Sieg nur Signal und Anfang eines neuen Kampfes ist, ertödtet zuletzt auch die Theilnahme des Theilnehmendsten. Dies ist der Fall mit dem spanischen Bürgerkriege, der, so reich er an Wechselfällen, Thaten, unerwarteten Umschwüngen und interessanten Episoden auch ist, eben weil kein Ende abzusehen ist, weil kein Ziel sichtbar wird, wohin alle diese Umschwünge streben, kein Ruhepunkt für die oscillirende Bewegung, kein Schlußfacit, kein letztes Resultat, auch für den ausdauernden Beobachter endlich seine Bedeutung einbüßt. Wir sagen, es sei *fast* dahin gekommen, inzwischen rechnen wir uns immer noch zu Denen, die mit Begierde jedes Mittel ergreifen, um in diesem Räthsel Boden zu gewinnen, jede Schrift, um darin wo möglich Andeutung, neues Material zur Urtheilsziehung, jeden Reisebericht in der Hoffnung durchblättern, darin etwas zu entdecken, das uns das merkwürdige Problem besser zu erkennen, vielleicht lösen zu können hülfreich sei.

In dieser stets vergeblichen und stets getäuschten Hoffnung öffneten wir auch die eben angezeigte Schrift; allein unsere Täuschung war diesmal gar eine doppelte. Nicht nur, daß wir von dem Gesuchten nichts fanden, so trafen wir auch nicht einmal auf eine interessante Lecture. Der Verf. hat etwas erlebt, das ist Alles; seine Betrachtung der politischen Vorgänge, an denen er Antheil nahm, ist die eines Feldwebels, und er erhebt

sich nicht über die Erlebnisse seines engen Gesichtskreises. Was in Reih und Glied der Fremdenlegion vorgeht, erzählt er gut und übel; zu lernen haben wir wenig oder nichts von ihm. Sein Buch nimmt eigentlich gar keinen Standpunkt ein; nicht einmal den militairischen, denn auch auf diesem bleibt er übermaßen subordinirt. Was uns allein aus dieser Schrift klar wird, ist die entsetzliche Principienlosigkeit, der schauderhafte Wankelmuth, die herzzerreißende Tyrannei, Blut- und Gewaltliebe, mit einem Worte, die gänzliche Verrenkung und Zerbröckelung aller staatlichen Macht, die Willkür, die tiefe Desorganisation und zuletzt die Hoffnungslosigkeit der politischen Zustände in Spanien. Dies Bild ist nicht erfreulich. Von allen den Elementen, die einen Staat bilden, zusammenhalten und tragen, ist nichts in diesem Lande übrig geblieben als persönliche Tapferkeit und ein gewisser Nationalstolz, in sehr unverständiger Anwendung. Ein gewisses Einheitsgefühl nach außen hin ist schlechthin das einzige Bindemittel, das letzte Element, an das sich die Hoffnung staatlicher Wiedergeburt knüpfen kann. Und dennoch — an einem Volke darf man nicht verzweifeln! Wie stand es um Deutschland im Jahre 1812? Schien nicht jede Hoffnung ein Unding, jede Erhebung ein Frevel, jeder Gegendruck unmöglich? Zwischen dem Deutschen und dem Spanier herrscht Familienverwandtschaft; das gothische Blut ist auch jenseit der Pyrenäen das gesetzgebende; die Verwandtschaft beider Völker zeigt sich auch in ihrer Zähigkeit nationalen Bewußtseins, in ihrer Langlebigkeit als Völker. Hoffen wir also auch für Spanien. Es bedarf dort, dünkt uns, weniger eines Cromwell oder Napoleon, wie eines Stein, Hardenberg und Münster; die Gemüther reifen trotz des entgegenstehenden Scheins der Zeit entgegen, wo die Saat der Vernunft Boden und Wachsthum finden wird. Spanien hat, so glauben wir, keine Septembertage, keine Robespierre und Marat nöthig, und wird sie und ihre Schaffote entbehren können. Denn Spanien besitzt keine Consequenzmacher, die fürchterlichste Race der Tyrannen, die blutgierigsten Söhne jeder ideal-politischen Umwälzung. Spanien besitzt keine Ideologen — das ist unsere Hoffnung für dies Land. Es hat keine Parteien aus sogenannter politischer Überzeugung, sondern nur aus Leidenschaft und Interesse; die Leidenschaftlichen verzehren sich schnell, die Interessen lassen sich beschwichtigen; es kommt nur darauf an, daß ein Geist sich finde, der sie zu verschmelzen versteht. Überzeugungen aber, Systemsucht sind unbezwinglich. Glücklicherweise besitzt Spanien keine Sieyès, unter allen die schlimmsten Feinde des Völkerfriedens, keine Robespierre, die aus Tugendliebe und um ein in ihrem Kopfe spukendes Staatsideal zu verwirklichen, die halbe Menschheit köpfen möchten, keine Cromwell, die der Geist trieb.

Doch wir kehren zu unsern „Bildern aus Spanien" zurück, welche freilich für eine solche Betrachtung der Dinge wenig Stoff darbieten. Der Verf. landet mit der französischen Fremdenlegion, welche Ludwig Philipp in Algier nicht mehr gebrauchen konnte und die er daher großmüthig als légion auxiliaire seiner Bundesgenossin Christine von Spanien abtrat, 6—7000 M. stark, in Tarragona. Diese Truppe wird merkwürdig, je näher man sie kennen lernt. Herzog Bernhard's von Weimar Corps im Dreißigjährigen Kriege mag ein ähnliches Heerwesen dargestellt haben wie sie. Gesindel aller Völker, Polen, Deutsche, Franzosen, Italiener, fast jeder mit seinem Päckchen Schuld versehen, die Deutschen aber in überwiegender Anzahl, bilden diese bunte und schwer zu lenkende Masse, der ein Corse, Bernelli, als Chef vorsteht. Ref. sah dieses Corps später größtentheils im jammervollsten Zustande nach Frankreich und Deutschland zurückkehren und kann bestätigen, daß es eine seltsame Gesellschaft war. Der Verf. schildert uns nun auf seine Weise die lebhafte Handelsstadt Tarragona mit seiner gewerbfleißigen blühenden Umgebung, den reichen Garten Cataloniens, den Haß seiner Bewohner gegen die Franzosen, den Reiz seiner schwarzäugigen Frauen, die Art und Weise der Aufnahme, die er fand, und was dergleichen naheliegende Dinge mehr sind, nebst einzelnen sonderbaren Charakteren seiner Commandeure und mehr oder minder anziehenden Scenen des Kriegerlebens. Daß aus alle Diesem für die Erkenntniß der politischen Zustände Spaniens nicht viel Ausbeute gewonnen werde, haben wir schon vorausgeschickt; inzwischen lesen sich einzelne Capitel doch nicht ohne Theilnahme und wir können mit dem jungen Unteroffizier von Herzen sympathisiren, wenn er uns seine Gefühle beschreibt, als er zum ersten Male zu einer militairischen Execution commandirt in Entfernung von sechs Schritten sein Gewehr auf einen unglücklichen Kameraden anzuschlagen hat. Der Feldzug selbst beginnt, Märsche und Contremärsche, meistens forcirt und außerordentlich erschöpfend, Bivouacs und zur Erquickung Quartiere in ausgeleerten Klöstern, deren Zahl Legion ist, kleine Expeditionen, die in den pomphaften Bulletins als Hauptschlachten dargestellt werden, und bei welchen es den Verf. wenig zu kümmern scheint, gegen wen er eigentlich kämpft — denn er belehrt uns hierüber fast niemals —, Artigkeiten und Schelmereien seiner Wirthe; hier und da eine Stadt- oder Naturschilderung (Lerida, Balaguer, Barbastro), kleine Abenteuer aller Art u. dgl. mehr bilden den Inhalt des Bandes, der, nachdem Guergue und Los-Eroles aus dem Felde geschlagen sind, mit dem triumphirenden Einzug in Vittoria endet. Zu einem Überblick der Ereignisse kommt es nirgend, wir orientiren uns nicht in ihnen, und statt eines Bildes jenes seltsamen Kriegs müssen wir uns an kleinen Bruchstücken genügen lassen. Vielleicht, daß der nächstfolgende Band etwas systematischer ausfällt und mehr Befriedigung gewährt.

8.

Notizen.

Englische Sammelwuth.

Es ist auf dem Continent bekannt, wie gierig die Engländer nach allen Arten von Raritätenkram, unter Anderm nach Andenken an berühmte Personen sind. In Bezug auf diese Eigenheit unterlassen die englischen Journale nicht, bei der Todesanzeige irgend eines namhaften Mannes die Sammler aufmerksam zu machen, daß ihr Weizen blühe. „Diejenigen, welche sich für die morgenländische Literatur interessiren", sagt das „Athenaeum", „werden mit Vergnügen erfahren, daß Dr. Gesenius gestorben ist." Nein, ehrlich gestanden, sagt das Journal nicht wörtlich Dies, aber was es sagt, kommt doch genau auf Dasselbe hinaus. Es sagt nämlich: „Diejenigen, welche sich für die orientalische Literatur interessiren, werden mit Vergnügen erfahren, daß sich ihnen eine Gelegenheit darbietet, nicht nur schätzbare Werke über dieselbe zu erwerben, sondern zugleich Andenken an einen der Väter orientalischer Sprachforschung, Dr. Gesenius, dessen Bibliothek am 16. Jan. und folgende Tage öffentlich versteigert werden wird."

Samuel Butler's Denkmal.

Samuel Butler, der Verf. des „Hudibras", war der Sohn eines Pächters im Kirchspiel Strensham in Worcestershire, und wurde daselbst am 13. Feb. 1612 geboren. Begraben liegt er in der St.-Paulskirche (Covent-Garden). Aber der Besitzer von Strensham-Park errichtet ihm jetzt ein Denkmal in seinem Geburtsort. Es ist fast vollendet und besteht aus einer weißen Marmortafel mit folgender Inschrift: „This tablet was erected to the memory of Samuel Butler, to transmit to future ages, that near this spot was born a mind so celebrated. In Westminster Abbey, among the poets of England, his fame is recorded. Here in his native village, in veneration of his talents and genius, this tribute to his memory has been erected by the possessor of the place of his birth — John Taylor. Strensham."

48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 339. —— 5. December 1843.

Erlebtes aus den Jahren 1813—20, von Wilhelm Dorow. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 338.)

Wenden wir uns zu Hrn. Dorow's Geschäften und persönlichen Besorgungen, so ehrt es ihn ganz vorzüglich, daß er, durch eine Verwundung in der Schlacht bei Lützen unfähig zum activen Kriegsdienste, dafür den grauenhaften Krieg, der hinter der Armee in schleichender Gestalt ausbrach, nicht scheute und in die Mitte der Verwundeten als freundlicher, entschlossener Helfer getreten ist. Freiwillig bot er sich der Central-Hospitalverwaltung in Frankfurt am Main, der Graf Solms-Laubach und der treffliche Generaldirector von Voß vorstanden, zur Übernahme einer Commission und Inspection der Lazarethe in Baden, Würtemberg, Baiern und in einem Theile der Schweiz an. Im April 1814 trat er in Begleitung des Dr. Merrem (jetzt Geheimer Medicinalrath in Köln) diese Reise an.

Was nun aus Acten, Denkschriften und aus eigener Anschauung hier mitgetheilt wird, hat man noch in keinen Memoiren gelesen. Und das Meiste davon ist unerfreulich, es zeigt ein Übermaß von Roheit, Grausamkeit und Egoismus und verdiente vollkommen von Hrn. Dorow an das Licht gestellt zu werden als ein Warnungsspiegel für künftige Zeiten. Denn man kann die Thatsachen nicht ohne Schaudern lesen, wie zu Neudingen in Baden der Commandant des Lazareths, ein russischer Hauptmann, nie in die Krankenzimmer kam, wie der angestellte Regimentsarzt vom Morgen bis zum Abend betrunken war, und wie der Stabsarzt allen Kranken entweder einen Baldrianaufguß mit Opium oder ein Chinadecoct oder eine Auflösung bitterer Extracte reichen ließ, Arme und Beine aber mittels eines Zirkelschnitts ablöste, wobei die Knochen meist aus den Wunden hervorragten. In Kislau in Baden fand die Commission einen Arzt, dem von seiner Regierung wegen Unfähigkeit die medicinische Praxis untersagt war (S. 58), und als in Villingen in Baden das östreichische Lazareth zu überfüllt war, weigerte sich die würtembergische Regierung beharrlich, die freistehenden Locale in dem benachbarten Rotweil einzuräumen. Der östreichische Commandant schickte endlich ohne weiteres einen Transport von 300 Mann nach Rotweil. Man ließ aber die Unglücklichen nackt und bloß auf der Straße liegen, der Transportführer mußte sich mit Gewalt in Besitz einiger Locale setzen. Erst nach einigen Tagen ward nothdürftiges Stroh verabreicht, die Geräthe mußten aus Villingen herbeigeschafft werden und den Civilärzten verbot die würtembergische Regierung auf das strengste, die Spitäler zu besuchen, ja selbst dem Ortsgeistlichen wurde unter Bedrohung mit Festungsstrafe im Namen des Königs untersagt, den Sterbenden den letzten geistlichen Trost zu reichen. Aber trotz dieser Drohung und der Furcht vor Ansteckung erschien der würdige Diener der Kirche — warum hat Hr. Dorow seinen Namen nicht genannt — doch bei Nacht in der Wohnung des menschlichen Elends (S. 64 fg.). Diese Beispiele sind zwar von badischen Lazarethen entnommen, aber der Verf. erklärt ausdrücklich an mehren Stellen, daß der Großherzog von Baden und seine Regierung stets den edelsten Willen bezeigt, geholfen haben, wo sie nur konnten und die Krieger aller Nationen ohne Unterschied wie ihre Unterthanen anzusehen pflegten. Die Hospitäler in Manheim namentlich waren musterhaft eingerichtet.

Dagegen weigerte man sich in Würtemberg, wo damals Friedrich I. mit despotischer Gewalt herrschte, durchaus und beharrlich, die Commission als solche anzuerkennen oder ihr eine Besichtigung der Lazarethe zu gestatten. Man muß bei Hrn. Dorow selbst die von ihm auf schriftlichem Wege eingeschlagenen Maßregeln nachsehen, seine Correspondenz mit dem würtembergischen Kriegsminister, die in Anspruch genommene Verwendung der fremden Gesandten — Alles blieb vergebens, die Commission mußte Würtemberg unverrichteter Sache verlassen, hatte aber wenigstens die Genugthuung, zu erfahren, daß die obern Behörden den Lazarethen eine größere Sorgfalt zuwendeten und viele Mängel abstellten. Der König selbst war persönlich gegen Dorow erbittert. Als er ihn daher im stuttgarter Theater in der ersten Logenreihe erblickte, ließ er ihn auffodern sich in den zweiten Rang zu begeben, da er nicht hof- und courfähig sei. Dorow beharrte indeß auf seinen Platze, ließ sich in seiner Eigenschaft als Commissarius einer hohen Behörde und als preußischer Offizier durch keine Drohung einschüchtern und erklärte, nur den äußersten Maßregeln weichen zu wollen. Hierauf stand der alte König von seinem Begehren ab, die ganze Scene aber (S. 85—87) liefert einen neuen Be-

weis zur Charakteristik dieses Fürsten, der 1809 die tübinger Professoren zwang, einen königlichen Verweis stehend anzuhören und dem Pfarrer Pahl in den derbsten Ausdrücken seine Unzufriedenheit mit dessen „Nationalchronik der Deutschen" und mit seinen Arbeiten im Fache der Politik, „worin ein Geistlicher nichts zu suchen habe", zu erkennen geben ließ.*)

In Baiern hatte die Commission kein besseres Schicksal. Wo sie auf ihrer Reise bis München Lazarethe sehen und beobachten konnte, geschah dies auf das genaueste und sie mußte die traurige Erfahrung machen, daß die bairischen Soldaten sorgfältig gepflegt, alle übrigen Krieger der verbündeten Mächte aber unverantwortlich vernachlässigt wurden. Die Berichte hierüber wurden dem Minister Montgelas zugesendet, aber trotz Beobachtung aller Formen und Vorsichtsmaßregeln erhielt die Commission keinen Bescheid, ihre Zulassung zu den Lazarethen betreffend, sondern der bairische Civilcommissar in Regensburg ward angewiesen, der Commission zu erklären, daß die bairische Regierung die „angeblichen" Commissare der „sogenannten" Centralverwaltung nicht anerkenne. In München suchte hierauf die Commission Genugthuung für eine so widerrechtliche Behandlung, zuerst vergeblich auf schriftlichem Wege, dann in einer mündlichen Unterredung mit dem Minister Montgelas, zu der aber Hr. Dorow nur als preußischer Offizier, nicht als Commissar der Centralverwaltung gelangen konnte. Diese dreistündige Audienz, über die Hr. Dorow auf mehren Seiten berichtet hat, ist in mehrer Hinsicht interessant und besonders jetzt, wo die Aufmerksamkeit durch die Lang'schen „Memoiren" wieder auf den Minister Montgelas geleitet ist. Hr. Dorow benahm sich bei den nicht immer würdigen Ausfällen des Ministers auf Hardenberg, Solms-Laubach und mehre preußische Beamte würdig und fest, sodaß er für sich vollkommene Genugthuung und Zurücknahme des obigen, beleidigenden Befehls erhielt. Unwillkürlich wird man sich hier an die Worte des Schiller'schen Wallenstein über den Schweden Wrangel erinnern:

> Wohl wählte sich der Kanzler seinen Mann,
> Er hätte keinen zähern schicken können.

Aber die Zulassung der Commission zur Besichtigung der Lazarethe bewilligte Montgelas nicht und ließ deutlich merken, daß er andere Zwecke als die genannten von Dorow und Merrem befürchte. Es war das böse Gewissen, meint der Verf., und der Mangel an Treue gegen die deutsche Sache, die durch die unbedeutendsten Dinge und durch den entfernten Schein aufgeschreckt wurden (S. 102). Jedenfalls hatte aber die Commission sich des belohnenden Resultats zu erfreuen, daß Montgelas sofort Untersuchungen anordnete und daß den Lazarethen fortan die größte Sorgfalt geschenkt wurde.

In den norddeutschen Staaten zeigte sich der Herzog von Braunschweig sehr willig, seiner Pflicht als deutscher Fürst treu zu sein, das großbritannische Cabinetsministerium in Hanover aber lehnte im veralteten Curialstil es ab, sich der Centralverwaltung anzuschließen. Die kläglichsten Jeremiaden stimmten die Hansestädte an und mußten deshalb nachdrücklicher an ihre Verbindlichkeit erinnert werden. Sonst war das Hospitalwesen in Westfalen und am Niederrhein im Ganzen zu loben, namentlich zeichnete sich die Stadt Bremen aus. Hr. Dorow hat überhaupt gern alle Lichtpunkte in dem traurigen Gemälde herausgehoben und Männer, wie Jung in Manheim, Ullmann in Marburg, Rudolph in Frankfurt u. A., welche sich um die Lazarethe große Verdienste erworben haben, namentlich ausgezeichnet. Er selbst machte die Ergebnisse seiner Reisen und Erfahrungen in mehren Druckschriften und im „Rheinischen Mercur" bekannt; einige dieser Briefe sind im zweiten Bande abgedruckt, welche besonders „die Schrecken einer ruchlosen, elenden und von der Regierung verlassenen Hospitalverwaltung in den nassauischen Hospitälern" im Frühjahr 1814 schildern. Diese Lazarethe, heißt es, wären wahre Pesthöhlen, nirgend wären die Kranken unmenschlicherweise mehr verwahrlost, eine blutige Schlacht hätte dem preußischen Heere weniger Menschen gekostet als die unbrüderliche, undeutsche Krankenpflege in den nassauischen Landen (S. 82).

Nach dem Ausbruche des Kriegs 1815 widmete sich Hr. Dorow fortwährend dem Militair-Lazarethwesen und blieb bis in den August bei der Centralverwaltung der Hospitäler, wo die Geschäfte derselben aufgelöst wurden. Vom Nov. dieses Jahrs bis in den Sommer 1817 ist eine Lücke in seiner Lebensgeschichte, die erst später ausgefüllt werden soll. Er beginnt die Fortsetzung von der Zeit an, wo ihn seine Krankheit zu den Heilquellen in Wiesbaden geführt hatte. Dort leitete er die im Nassauischen begonnenen Ausgrabungen römischer Alterthümer, war literarisch beschäftigt und wurde vom Staatskanzler Hardenberg zu verschiedenen Aufträgen gebraucht, deren zum Theil schon oben gedacht ist. Vieles wurde begonnen, was aber nachher unterblieben ist, es war jene Zeit heimlicher Denunciationen und trauriger Verhaftungen. Hr. Dorow aber langte im Anfange des J. 1820 in Bonn an, um einen neuen, für ihn durch Hardenberg geschaffenen Wirkungskreis als Director der Verwaltung für Alterthumskunde in den rheinisch-westfälischen Provinzen anzutreten.

Unter den Einzelheiten dieses ersten Bandes glauben wir noch auf die Mittheilungen über das russische Generalgouvernement in Sachsen 1813 und die Spannung, in welcher dasselbe mit preußischen Behörden lebte, sowie auf die Urtheile über einzelne in Sachsen bedeutende Männer, als Ferber, Oppel, Miltitz aufmerksam machen zu müssen (S. 30—36). Allerdings tragen diese Erinnerungen die Farbe der Zeit und da jetzt Vieles besser ist als damals, so hat auch Hr. Dorow Manches unterdrückt. Aber schon Das, was hier steht, verbunden mit den ruhigen Bemerkungen, die wir soeben in Steffens' Buche „Was ich erlebte" (VII, 124 fg.) finden, darf nicht bei einer Darstellung jener Zeit unberücksichtigt

*) Dies bezeugt v. Dresch in seiner Fortsetzung der Schmidt'schen „Geschichte von Deutschland" (I, 313), und Pahl in seinen „Denkwürdigkeiten" (S. 358).

leihen, die von Rühlen („Geschichte Deutschlands", S. 195 u. a. D.) aus einem zu einseitigen Gesichtspunkte geschildert ist. Das merkwürdige Memoire Schlabrendorf's über Sachsen (S. 36) wird man mit Interesse lesen. Er meint in diesen, im Oct. 1814 geschriebenen Zeilen unter Anderm, man solle für jeden Preußen, der in Sachsen angestellt würde, zwei Sachsen in die Ämter der ältern Provinzen eintreten lassen. Darauf ist zu erwidern, daß man leicht eine große Anzahl tüchtiger Männer aus dem vormaligen Sachsen nennen könnte, die von preußischer Seite nicht blos in allen Fächern des Staatsdienstes anstellt, sondern auch bis zu den höchsten Ämtern befördert worden sind. Wo nur guter Wille sich zeigte, ist die preußische Regierung sehr gern entgegenkommen und hat das Talent und die Diensttreue nach Verdienst geehrt. Aber Viele wollten gar nicht in die ältern Provinzen übergehen.

Von den Documenten und Actenstücken des zweiten Bandes sind die über Reisach und über die Centralverwaltung der Hospitäler bereits namhaft gemacht. Außer ihnen finden sich noch:

1) Ein von Hrn. Dorow und Theodor Körner entworfener „Bericht über den Überfall des Lützow'schen Corps bei Kitzen am 17. Juni 1813", der schon um der Persönlichkeit Körner's willen interessant ist, noch mehr aber weil bei der nur oberflächlichen Behandlung jener Frevelthat in Eiselen's „Geschichte des Freicorps" die Schilderung eines Augenzeugen von besonderm Werthe sein muß. Daher hat sie auch der Verf. „mit allen ihren Schroffheiten und Härten" abdrucken lassen.

2) „Polen unter Friedrich II. und Friedrich Wilhelm II.", von demselben Kriegsrath von J., mit dem Hr. Dorow seine Geschäftsreise in Polen gemacht hatte. Hardenberg urtheilte über diesen Aufsatz im Nov. 1816:

> Trotz vieler Härten, feindseliger und unwahrer Angaben ist derselbe doch ein glorreiches Beispiel unserer jetzigen Verwaltung und der Grundsätze, nach welchen die Regierung jetzt handelt, und deshalb verdiente er als ein zurechtweisendes Beispiel für die stets unzufriedenen Schreier über Alles, was bei uns geschieht, nicht verloren zu gehen.

3) „Die beabsichtigte Ermordung des Königs Friedrich Wilhelm's III. durch den Calatravaritter von Sahla in Wien 1814." Über diese beabsichtigte Greuelthat waren zwar allerlei dunkle Gerüchte verbreitet, aber Hr. Dorow ist der Erste, der dieselben aus der eigenhändigen Handschrift des Grafen von Roß berichtigt und durch mehre Briefe Hardenberg's ergänzt hat. Es ist dies derselbe Baron von Sahla, von dem Bourrienne („Memoiren", VIII, 234) hat drucken lassen, er sei vom Minister Stein zur Ermordung des Grafen Montgelas aufgefodert worden, worüber sich der Erstere in der „Allgemeinen Zeitung" (1829, Nr. 341) auf würdevolle Weise aussprach, und der den Kaiser Napoleon während der Hundert Tage mit Knallsilber in die Luft sprengen wollte, sich selbst aber dabei auf das jämmerlichste verstümmelte und im Herbste 1815 in einem pariser Hospital gestorben ist (Dorow, I, 160). Den König von Preußen wollte er ermorden, weil ein Theil seines sächsischen Vaterlandes an Preußen abgetreten werden sollte, Graf Roß aber wußte ihm auf geschickte Weise erst sein Vorhaben zu entlocken, dann ihn aber durch Gründe, die seinem Ehrgeize und seiner Eitelkeit zusagten, dahin zu bringen, daß er sein Ehrenwort gab, dem Könige nicht nach dem Leben trachten zu wollen. Hardenberg bewies dem Grafen hierüber die größte Dankbarkeit; ob der Mordanschlag dem Könige bekannt geworden ist, erwähnt Hr. Dorow nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Einige Oden des Horaz in humoristischem Gewande; grammatisch, kritisch, historisch und philosophisch erläutert von Carlo del Re. Erstes Heft. Berlin, Springer. 1843. 8. 7½ Ngr.

In Berlin gehört es zu den Tagesfragen, die aufs lebhafteste discutirt werden: „Lateinisch und Griechisch, oder nur eins — oder gar keins." Die Überzeugung, daß das Studium der lebenden Sprachen nützlicher sei als das der todten greift bedeutend um sich, und bei dem Vorherrschen des Nützlichkeitsprincips und der materiellen Interessen ist das ganz begreiflich. Indeß, da unsere moderne Bildung in einem organischen Zusammenhange mit der Classicität des Alterthums steht, so läßt sich die angeregte Frage nicht so leicht erledigen. Wenn die Gelehrten sich indolent gegen die Frage und den dadurch angeregten Streit zeigen, so beweist Das Mangel an Einsicht in die Verhältnisse und Foderungen der Gegenwart. So wenig uns Männer, die mit philologischer Gelehrsamkeit sackvoll gestopft sind, helfen können, so wenig würden wir wünschen, daß die Gediegenheit deutscher Bildung sich in die Oberflächlichkeit hohlköpfiger Modernität verlöre; eine Vermittelung muß sich finden lassen. Wir haben die Überzeugung, daß das deutsche Volk auch ohne den Zusammenhang mit den Römern, also ohne die classische Bildung, die wir von ihnen bekommen haben, glücklich sich würde entwickelt haben; ja, wir haben es schon oft ausgesprochen, es würde sich viel freier, viel gesünder, viel selbständiger entwickelt haben. Jetzt aber, wo die Elemente jener uns ursprünglich fremden Bildung so tief in unser deutsches Leben eingedrungen sind, ist gar nicht abzusehen, ob wir uns derselben noch wieder entäußern können. Wenn wir aber in Deutschland weder Griechisch noch Lateinisch mehr lernen wollen, so thun wir einen Schritt dazu.

Das vorliegende Buch ist offenbar eine Satire auf die Interpreten und Glossatoren der alten Classiker, auf die Manuscriptenjäger und Variantensammler, auf die ganze Legion jener versteiften und vertrockneten Philologen, die aus ihren Classikern — wer weiß Alles, was? herausquetschen. Indeß diese Sorte von Leuten stirbt schon nach und nach aus; unsere modernen Philologen würden von den alten Stockphilologen, wie man sie nennt, vielleicht gar nicht für ebenbürtig anerkannt werden. Der Verf. dieses Heftes schlägt eigentlich den todten Esel noch einmal todt. Viel geistreicher war Friedrich Wagenfeld's Satire, der vor einigen Jahren mit seinen eigenen Productionen, die er für classische Werke ausgab, die Philologen, Interpreten und Historiker foppte. Der Verf. des Vorliegenden behandelt den Horaz, als wenn er maccaronisches Latein geschrieben hätte, und führt einen Schüler und einen Hofmeister ein, welche die Oden erklären. Das will nun Ref. gar nicht gefallen, daß der Schüler der Dummkopf ist, dem der Lehrer vorinterpretirt; in unserm Decennium, wo jeder Schüler seinen Lehrer kritisirt, hätten diese Combinationen auch dem Schüler in den Mund gelegt werden sollen. Um einen Begriff von der Manier des Hrn. Verf. zu geben, legen wir dem Leser die ersten Worte der ersten Ode, im ersten Buch, vor:

Maecenas, atavis edite regibus! Diese Worte werden verdreht in Mecoenas, at avis et ite regi bus, und der Hofmeister belehrt seinen Schüler ungefähr in folgender Weise:

Der Dichter schildert eine Versammlung Unzufriedener, welche berathschlagen, auf welche Weise sie sich der höchsten Gewalt entledigen wollen. Mit dem Schluß der Berathung beginnt die erste Ode. Mecoenas ist Name des Präsidenten der Versammlung, und heißt auf Deutsch so viel wie Frißmich; nach dem Worte Mecoenas ist ausgelassen inquit, also Hr. Präsident Frißmich sagt: at avis, das heißt: aber der Vogel, nämlich der Kukuk, oder wie wir im Deutschen sagen: aber zum Kukuk; et steht für etiam und gehört noch zum ersten Komma, welches nun in Deutsch heißt: Hr. Präsident Frißmich sagt: Aber zum Kukuk auch! Ite regi steht für ite ad regem, geht zum König, nämlich mit euren Klagen und Bittschriften; bus ist eine contrahirte, dem Griechischen nachgebildete Form für boves, woraus boës und bus ebenso gebildet sind, wie deûm aus deorum; also bus heißt Ochsen, ihr Ochsen. Demnach: „Mecoenas at avis et ite regi bus", heißt: Der Präsident Frißmich sagt: Aber zum Kukuk auch; geht zum König mit euren Bittschriften, ihr Ochsen.

In dieser Manier führt der Hr. Verf. seine Arbeit durch; wir glauben, daß der Witz gesucht und gezwungen ist; dazu kommt, daß Mönche und Scholastiker im Mittelalter Sinnreicheres geliefert haben.

Das Heftchen enthält Odarum lib. I, 1, v. 1—6, und verheißt eine Fortsetzung; wir hoffen aber, daß diese Verheißung nicht in Erfüllung geht. 29.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neue Schriften über Agricultur.

Michel Chevalier stellt es in seinen trefflichen Vorlesungen über Nationalökonomie als eine anerkannte Thatsache hin, daß Frankreich, was Ackerbau betrifft, sich von den übrigen Staaten weit hat überflügeln lassen. Trotz seines fruchtbaren Bodens und trotz des vortheilhaften Klimas, das ihm zu statten kommt, hat dieses Land nämlich noch unermeßliche Strecken, die fast ganz und gar brach liegen oder wenigstens nicht so benutzt werden, wie ihre Bebauung am ergiebigsten ist. Indessen scheint es doch, als wollte sich jetzt die französische Agricultur aus ihrer Lethargie aufraffen. Man fängt vorläufig wenigstens an, die Sache theoretisch ins Auge zu fassen. Es ist ganz unglaublich, wie viele Schriften in der letzten Zeit über die Agricultur in Frankreich erschienen sind. Jedenfalls kann dies als ein Barometer betrachtet werden, was darauf deutet, daß sich das Interesse an diesem wichtigen Theile der praktischen Wissenschaften in Frankreich bedeutend gesteigert hat. Wenn wir hier einige von den Werken, die in dieses Fach einschlagen, zusammenstellen, so können wir uns nur auf solche beschränken, die auch für das Ausland Bedeutung haben. Zunächst verdient hier die Fortsetzung einer wichtigen periodischen Schrift erwähnt zu werden, die wenigstens unsern theoretisch gebildeten Landwirthen wol schon bekannt sein wird. Wir verstehen darunter die „Annales de l'agriculture française". Diese reichhaltige Zeitschrift ist jetzt bereits beim 46. Jahrgange angelangt. Außer einer Menge der verschiedenartigsten Aufsätze enthält sie namentlich ein ausführliches Bulletin der Königlichen Gesellschaft für Agricultur in Frankreich, die es sich zur besondern Aufgabe gemacht hat, auch die Fortschritte der Wissenschaft im Auslande und zwar ganz besonders in Deutschland zu verfolgen. Von den Werken Einzelner wollen wir vor Allem die „Mémoires d'agriculture" (3 Bde.) von A. de Gasparin anführen, der sich um die Verbreitung einer vernunftgemäßen Agricultur in Frankreich die wesentlichsten Verdienste erworben hat. Noch vor kurzem hat dieser Schriftsteller, der zugleich Deputirter ist und mehre hohe Staatsämter bekleidet — er ist, wenn wir nicht irren, Präfect oder es wenigstens gewesen — in der „Revue des deux mondes" einen Überblick über den jämmerlichen Stand des Ackerbaus in Frankreich gegeben, der gewiß vorzüglich mit dazu beigetragen hat, die Aufmerksamkeit der Regierung auf diesen Zweig des Nationalreichthums zu lenken. Gasparin klagt darin, daß seine Landsleute, die in den politischen Verhältnissen das neuerungssüchtigste Volk sind, sich im praktischen Leben so schwer von herrschenden Vorurtheilen losreißen und zu Veränderungen und neuen Versuchen verstehen können. Besonders angeschwollen ist die Literatur der Seidencultur. Wir erwähnen von den Werken, die hierauf Bezug haben, nur zwei Zeitschriften, in denen man das Nähere über den Stand dieser Cultur in Frankreich weiter nachlesen mag. Es sind dies erstens die „Annales de la société séricole", die seit 1837 erscheinen, und der „Propagateur de l'industrie de la soie en France", als dessen Redacteur Amans-Carrier genannt wird. Wir führen diese periodischen Schriften hier nur an, weil ihr Inhalt wenigstens indirect mit der eigentlichen Agricultur in Verbindung steht. Die Werke deutscher Gelehrten gelten im Gebiete der Ackerbaukunde besonders für Autoritäten. Die Zahl der Übersetzungen deutscher Werke über Agricultur ist sehr groß. Wir erwähnen davon nur eine recht gute Bearbeitung einer bekannten Schrift von Schwerz; diese Übersetzung rührt vom Deputirten Schauenburg her. Zu den wichtigsten Werken indessen, die über die Agricultur erschienen sind, gehört unstreitig das „Traité théoretique et pratique de l'irrigation" von Nadault de Buffon, von dem kürzlich der erste Theil die Presse verlassen hat. Wir beeilen uns um so mehr, dieses Werk zur öffentlichen Kenntniß in Deutschland zu bringen, da es, wie der Titel schon sagt, einen Gegenstand betrifft, der gerade jetzt vorzüglich in Preußen vielfache Erörterungen hervorgerufen hat. Auch in Frankreich ist diese wichtige Frage neuerdings in Anregung gekommen. So hat unter Anderm v. Angeville in der Deputirtenkammer das italienische Rieselungssystem zur Sprache gebracht. Die Regierung hat die Wichtigkeit dieser Bewässerungsanstalten eingesehen, und es sind deshalb in den letzten Jahren verschiedene Agriculturisten nach Italien geschickt, um die dortigen Anlagen an Ort und Stelle zu studiren. Die Schrift von Nadault ist ein Ergebniß dieser Untersuchungen, die von einem jungen Gelehrten, der sich vor kurzem nach Florenz begeben hat, noch weiter fortgesetzt werden sollen.

Französische Übersetzung von Cellini's Memoiren.

Wir haben in d. Bl. einer trefflichen Bearbeitung des bekannten kunsthistorischen Werks von Vasari gedacht. Der Übersetzer desselben hat sich gegenwärtig an ein anderes italienisches Werk gemacht, das außer dem artistischen Interesse auch großen stilistischen Werth hat, und wo es dem Bearbeiter nicht genügen durfte, nur den etwanigen Sinn wiederzugeben. Wir meinen die inhaltsreichen Denkwürdigkeiten von Benvenuto Cellini, die in unserer Literatur durch die meisterhafte Übertragung Goethe's eingebürgert sind. Léopold Leclanché hat auch bei diesem neuen Werke sein ausgezeichnetes Übersetzertalent bewährt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 340. —— 6. December 1843.

Erlebtes aus den Jahren 1813—20, von Wilhelm Dorow. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 339.)

4) „Napoleon in Erfurt und in Mainz.“ Diese Scenen aus der Zeit des Waffenstillstandes 1813 und nach der Schlacht bei Leipzig sind aus den Papieren des erfurter Kammerpräsidenten von Retsch entnommen, der zweimal an der Spitze einer an den Kaiser abgesendeten erfurter Deputation stand. Es ist in der That der Bewunderung werth, wie sich Napoleon im Gedränge der größten Staatsangelegenheiten mit solcher Genauigkeit um die Noth des erfurter Landes bekümmern konnte, und ebenso lobenswerth, daß er die Erfurter vor empörender Mishandlung von Seiten seiner Generale und Intendanten sichergestellt wissen wollte. Freilich hätte das Mittel, welches auf des Kaisers Befehl der mainzer Präfect Jean Bon St.-André der Deputation an die Hand geben mußte, wol schwerlich ein deutscher Beamter wagen dürfen; es zeigt aber zugleich, wie fest und sicher ein französischer Präfect gegen Marschälle und hohe Offiziere auftreten durfte und durchaus keine Bevorzugung des Militairs in solchen Angelegenheiten zu fürchten hatte. Das Mittel selbst ist ziemlich cynisch: denn der Präfect

Dem Marschall zum Schur und Graus
Streckte seinen — zum Bette 'naus.

um Gotter's Worte aus seiner Epistel an Goethe nach Übersendung des „Götz von Berlichingen“ (Werke, XLVI, 68) mit geringer Abänderung zu gebrauchen.

5) „Eine Anzahl Briefe Joh. Weitzel's an Dorow aus dem J. 1820.“ Sie beziehen sich vorzugsweise auf die vom Fürsten Hardenberg gewünschte Versetzung Weitzel's nach Bonn, die aber nicht zu Stande kam, und enthalten daneben manche gute Bemerkungen über Personen und Verhältnisse der damaligen Zeit. Eine jetzt zuerst gedruckte Denkschrift Weitzel's (S. 151 fg.) über Rheinpreußen im Dec. 1818 rügt mit edler Freimüthigkeit einzelne Misgriffe, die in der Verwaltung jener Provinzen während der ersten Jahre nach ihrer Besitznahme begangen wurden, und verbreitet sich über die Mittel, durch deren Anwendung die neuen rheinischen Provinzen mit den altländischen fest und unauflösbar vereinigt werden können. Manches seiner Worte dürfte auch noch jetzt mit Nutzen für beide Theile vernommen werden, nur sollten die heutigen Rheinländer dann auch die richtige Bemerkung ihres Landsmanns auf S. 160 beherzigen, daß sie selbst bei solchen Misstimmungen nicht weniger verschuldet haben als Die, denen sie gern alle Schuld allein aufbürden. Eine so systematische Opposition wie die des diesjährigen düsseldorfer Landtags wird die Kluft zwischen den alten und neuen Provinzen, die man vor zehn Jahren als fast ganz geschlossen betrachten konnte, nur wieder erweitern und die Wünsche echter Patrioten auf sehr bedauerliche Weise hintertreiben.

6) „Briefe der Gräfin Lichtenau an den Baron von Eben“, über dessen Lebensumstände die Vorrede zum zweiten Bande ausführliche Nachricht gibt, und drei Briefe Justus Gruner's an Varnhagen von Ense: die letztern voll inniger Wehmuth über Arndt's Verhaftung und über die unseligen Untersuchungen „in der alten Bonapartischen Form, wo man in den J. 1808—12 zu leben meint“.

7) „Der Proceß des Dr. Jahn wider den Wirklichen geheimen Oberregierungsrath von Kamptz.“ Ein um der dabei betheiligten Personen willen gewiß für Viele sehr anziehender Aufsatz. Kamptz und Jahn als Parteien, der bekannte E. T. A. Hoffmann als Decernent im Kammergerichte, Kircheisen als Justizminister — Alles bekannte Namen. Durch die Cabinetsordre vom 13. März 1820 ward die Injurienklage Jahn's als nicht begründet bezeichnet und der Proceß niedergeschlagen.

8) „Über eine Pflanzschule deutscher Jünglinge in England.“ Es ist dies eine Idee des Generals v. Gneisenau, aber auch blos eine Idee, die auf die Überzeugung einer nothwendigen, recht innerlichen Verbindung zwischen England und Deutschland begründet ist, nach welcher ein Aufenthalt in England für deutsche Jünglinge an die Stelle einer Reise nach Paris, Lyon oder nach andern ausländischen Städten treten sollte. Wie gern wir auch nun jedes Wort des herrlichen Gneisenau, dessen Liebenswürdigkeit und Adel der Gesinnung aus den beiden neuesten Bänden von Steffens' Memoiren wieder in den schönsten Zügen uns entgegenleuchtet, vernehmen, so glauben wir doch, daß durch diese vorliegende Mittheilung sein verdienter Ruhm keinen großen Zuwachs erhalten wird. Hr. Dorow hätte daher besser gethan, diesen Aufsatz unter seinen Papieren zurückzubehalten.

Der Verf. deutet an mehren Stellen seines Buchs an, daß er demselben noch mehre Bände folgen zu lassen beabsichtigt. Wir zweifeln nicht, daß eine für Belehrung und Unterhaltung ergiebige Ausbeute alsdann erfolgen wird und versehen uns auch zu Hrn. Dorow's Takte, daß er nicht blos gesellige Verhältnisse berühren und die kleinen Geheimnisse des Privatlebens enthüllen wird, da bei einer solchen Behandlung auch der reichhaltigste Stoff oft ohne Wirkung bleibt und man ihn ohne den rechten Dank für solche Mittheilung genießt. 9.

Über K. Vogel's Methode des geographischen Unterrichts.

1. Schulatlas der neuern Erdkunde mit Randzeichnungen. Für Gymnasien und Bürgerschulen nach den Foderungen einer wissenschaftlichen Methode des geographischen Unterrichts bearbeitet und erläutert von Karl Vogel. Vierte verbesserte Auflage. In 15 Blättern. Leipzig, Hinrichs. 1843. Fol. 1 Thlr. 5 Ngr.
2. Über die Idee, Ausführung und Benutzung des neuen „Schulatlas", nebst kurzer Erklärung der dazu gehörigen Randzeichnungen. Ein Hülfsbuch für Lehrer und Schüler. Von Karl Vogel. Zweite, verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Ebendaselbst. 1843. 8. 10 Ngr.
3. Naturbilder. Ein Handbuch zur Belebung des geographischen Unterrichts und für Gebildete überhaupt; zunächst als Erklärung zum Schulatlas der neuern Erdkunde von Karl Vogel. Ebendaselbst. 1842. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Solchen Werken zu begegnen, ist für den Rec. ein sehr erfreuliches Ereigniß, welches gerade in unsern Tagen um so mehr geschätzt und mit Dank anerkannt werden muß, als das Eintreffen desselben nicht eben sehr oft mehr vorzukommen pflegt. Eine literarische Unterhaltung mit diesen Arbeiten gewährt aber ebenso interessante Belehrung, als sie innige Befreundung erzeugt. Auch ist bei näherer Prüfung gar bald die Überzeugung gewonnen, daß diese Leistungen ganz vortreffliche Lern- und Lehrapparate für einen gründlichen geographischen Unterricht auf Schulen abgeben müssen. Ein so günstiges Urtheil ist übrigens gar nicht mehr neu; schon an andern Orten haben sich viele bewährte Männer von Fach, sowie die den Unterricht und die Erziehung überwachenden hohen Behörden mehrer deutscher Staaten in gerechter Anerkennung aller guten Eigenschaften dieser Werke öffentlich lobend und empfehlend darüber vernehmen lassen. Das glückliche Fortkommen dieser anerkannt geschickten Wanderer in den menschenfreundlichen Gebieten der Pädagogik darf also nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Ref. glaubt nun auch, eingedenk der bereits vorhandenen guten Aufnahme der Werke und in völliger Übereinstimmung mit den darüber ausgesprochenen beifälligen Urtheilen tüchtiger Sachverständigen, sich um so kürzer fassen zu können in der eigenen Beurtheilung derselben, als die neuern Auflagen ihre ursprüngliche Tendenz fast ganz unverändert im Auge behalten haben und die neu hinzugekommene Schrift dieselben Grundsätze nur durch erweiterte Ausführung in ein ansprechendes klares Licht zu stellen sehr glücklich bestrebt gewesen ist.

Die Zahl der Schulatlanten ist in neuester Zeit ungemein rasch zu einer bedeutenden Größe emporgestiegen. Eine solche Regsamkeit kann wol gefallen, selbst dann noch, wenn sie auch kein edleres Interesse als Ehrgeiz beseelte; nur darf dann den Rang Ablaufenden und Überbietenden eine höhere Begeisterung für das ideale, wissenschaftliche und künstlerische Ziel nicht fehlen. Daß diesem indeß nicht immer so gewesen ist, zeigt die gewaltige Menge mittelmäßiger, ja sogar schlechter Leistungen, welche keinem andern Impulse als der Gewinnsucht, als dem bloßen Überbieten in der Wohlfeilheit ihr Dasein zu danken hat. Diese kleinlichen Mitläufer wollen wir übrigens ganz unberücksichtigt lassen und unsere Blicke nur auf solche Werke richten, in deren Nähe die Wissenschaft sich heimisch fühlt, wenn sie auch nicht immer dadurch gefördert werden sollte. Da gewahren wir denn zunächst Stieler, der in einer zweiundzwanzigmaligen Verjüngung vielen billigen Anfoderungen der Zeit zu genügen verstand. Wird ihm nun auch die früher so glänzend errungene alleinige Geltung, sein Monopol, um ein Bedeutendes geschmälert, so ist doch nicht zu verkennen, daß er sich mächtig gerührt hat und daß er unter seinen jüngern Strebgenossen immer noch nicht der letzte ist. Glaser hat uns in Hinsicht der kunstgerechten Zeichnung recht wohlgefällige, leicht aufzufassende, klare Abbildungen der Erdoberfläche geschenkt. Er hat vielfach für sich gewonnen, aber doch beständig nur da, wo man es gern mochte, daß den Karten ein Reichthum von Ortsbestimmungen, an historischen und statistischen Notizen und Andeutungszeichen nicht fehle. Beide gehören mehr oder weniger der neu gehobenen alten geographischen Schule an und möchten wol die vorzüglichsten Repräsentanten derselben sein. Platt hat sich streng von der neuen Wissenschaftlichkeit der Erdkunde allein leiten lassen. Er hat sein Licht bei Ritter und Berghaus angezündet. Das ist eine gewaltige Empfehlung und sein Anhang ist sicher nicht unbedeutend; indessen tragen seine Arbeiten doch gar zu sehr den Stempel flüchtiger Eile, als daß sie gerechte Ansprüche machen dürften auf dauernden Beifall. Auch sind die gedruckten Randnoten, selbst abgesehen von einigen Unrichtigkeiten, nicht eben für einen Gewinn des Unterrichts zu achten, da sie den Schüler leicht von dem Vortrage des Lehrers abziehen und eine getheilte Aufmerksamkeit bewirken können. Sydow leistet in derselben Richtung mit Platt ungleich mehr. Er ist der gefährlichste Rival von Allen. Zum Glück für seine Mitkämpfer arbeitet er aber mehr noch zur speciellen Unterstützung des Lehrers, als für den Handgebrauch der Schüler. Seine Meisterschaft in Anfertigung der Wandkarten hat sich schon längst als ausgezeichnet bewährt, und sie wird durch den soeben erschienenen und zum Theil noch erscheinenden „Methodischen Handatlas" wahrlich nicht geschmälert, sondern noch bedeutend höher gesteigert.

In der mit wenigen Elementen hier nur angedeuteten großen Reihe trefflicher Leistungen nimmt nun der Vogel'sche Atlas einen hervorragenden Ehrenplatz ein. Es sind davon in verhältnißmäßig kurzer Zeit drei bedeutende Auflagen vergriffen. Ein so schneller Verbrauch des Werks läßt hier um so sicherer auf wirklich vorhandenen hohen Werth zurückschließen, als die vielfache Möglichkeit zu einer andern Wahl wol schwerlich in Abrede gestellt werden kann. Die jetzt vor uns liegende vierte Bearbeitung ist nur um zwei Jahre jünger als ihre Vorgängerin, trägt aber dennoch in eben dem Maße merkliche Spuren der Verbesserung in sich, als seit dieser kurzen Zeit Fortschritte in der Wissenschaft zu erkennen gewesen sind. Daneben zeigt diese neue Auflage einen vorurtheilsfreien, wachsamen Blick des Verf. auf die Leistungen aller seiner Strebgenossen. Man sieht, er hat es nicht verschmäht, Anderer Verdienste zu würdigen und in sich zu verarbeiten. Indessen ist dies Alles doch immer nur insoweit geschehen, als es der methodologischen eigenen Richtung des Verf. keinen Abbruch thun konnte. Gerade das Originelle und wahrhaft Praktische in der Methodik der Erdkunde auf Schulen hat Hrn. Vogel einen Namen von gutem Klange erworben, und er thut sehr wohl daran, seine ganze Kraft auf den weitern Ausbau dieser ihm eigenen Unterrichtsweise zu concentriren. Er hat die Schule für sich, weil er sie in seinem Unterrichtsgange nicht einen Augenblick aus dem Auge und aus dem Herzen verliert. Er hat auch die Anhänger der neuen Erdkunde für sich, weil er von Ritter, Berghaus, Rougemont lernte, in ihrem Geiste für die Schule zu wirken, ohne von ihrem gewaltigen Ruhme überwältigt zu einer blinden Nachahmung verleitet zu werden. Und die Anhänger der wissenschaftlich verbesserten alten Unterrichtsweise sind ihm auch nicht abhold, weil er auch ihre guten Seiten gehörig zu berücksichtigen verstand und nicht in den Hochmuthsfehler so vieler neuern

Schulgeographen verfiel, welche mit den bloßen Ritter'schen und Berghaus'schen Benennungen — worunter „vergleichende Erdkunde" das Beliebteste ist — schon ein Großes, schon Alles gethan zu haben vermeinen. Vogel weiß, was der Schule Noth thut und weiß ihr wirklich — reel — zu helfen; davon gibt sein Atlas den überzeugendsten Beweis. Als Ref. diesen Atlas nicht lange nach seinem ersten Erscheinen zu Gesicht bekam und die kräftigen, wahren Worte der Einleitung dazu gelesen hatte, so war derselbe ganz für dieses Werk und die damit in Verbindung stehende Methode gewonnen. Und diese Befreundung ist von Jahr zu Jahr inniger geworden, weil das längere Zusammensein mit der Schule die Überzeugung immer klarer hervortreten ließ, daß diese neue Methode den reichsten Segen über die geographische Bildung der Jugend zu verbreiten im Stande sei. Wer der Jugend diese klar und scharf geformten treuen Bilder unserer Erde in so anziehender Weise mit der wissenswürdigsten Kunde über Menschen, Thiere und Pflanzen zu beleben versteht und so anschaulich vor Augen stellen kann, der meint es ebenso aufrichtig gut mit ihrer Ausbildung, wie er selbst hochbegabt und wahrhaft berufen sein muß zum Wegweiser für Alle, die an dem erhabenen Werke der Jugendbildung zu arbeiten haben.

Für Schulen hat dieser Atlas den besondern großen Vorzug vor vielen andern, daß er ausschließlich nur in ihrem Interesse angefertigt worden ist. Nur wenige, nur die allerwichtigsten Städte, Flüsse, Gebirge sind mit Namen angegeben, wodurch allein zu verhüten ist, daß der Schüler in den sehr nachtheiligen Fehler verfalle, bloße Namen zu suchen, ohne den darunter zu begreifenden Gegenstand gehörig zu beherzigen. Nur so wird es dem Auge der Jugend möglich, ein naturgetreues Bild von der Totalfigur der Erdtheile und Länder, sowie von der Bodenplastik und der dadurch bedingten Flußgebiete klar in sich aufzunehmen. Bild und Wort müssen sich im Unterrichte der Erdkunde gegenseitig ergänzen, das ist allerdings sehr wahr, aber es darf dieser Satz ja nicht zu einseitig blos auf das Auge des Schülers berechnet sein. Man sieht leicht, daß solche Karten den Zeitungsleser wenig befriedigen können; das schadet aber auch nichts; ja es ist sogar ein gar nicht zu entschuldigendes Unrecht von den Leuten, welche für die bescheidenen Verhältnisse der Schule zu arbeiten vorgaben, und den Anfoderungen dieser Politiker zugleich mit zu genügen strebten. Für Reisende, Gewerbtreibende und Bureaubeamte, für Statistiker, Zeitungsschreiber und Zeitungsleser, überhaupt für geographisch durchgebildete Erwachsene muß in ganz anderm Maßstabe gesorgt werden als für Schüler. Ref. hält es übrigens auch noch für eine wesentlich gute Eigenschaft des „Schulatlas", wenn darin die allmäligen Übergänge vom Leichtern zum Schwerern, vom Einfachen zum Zusammengesetzten recht ernstlich berücksichtigt worden sind, damit den Bedürfnissen der Elementar-, Mittel- und Oberclassen auf Schulen einzeln streng genügt werden könne. Dem vorliegenden Vogel'schen Atlas geht diese Eigenschaft nicht ab, obgleich derselbe in der kleinern Nebenausgabe ohne Namen und ohne politische Grenzen noch eine wichtige Unterstützung findet. Diese Abstufung ist für das Gedeihen eines planmäßigen Unterrichts von großer Wichtigkeit. Sydow hat sogar die ideale Absicht gehabt, seinen „Methodischen Handatlas" für jede der drei Altersstufen besonders bearbeitet aus drei Atlanten bestehen zu lassen.

In Hinsicht der Manier des Situationszeichnens hält der Hr. Verf. noch an dem alten hochgeschätzten Lehmann. Wer wollte es in Zweifel ziehen, daß auf diesem Wege von geschickten Künstlern Ausgezeichnetes geleistet worden ist, daß dieser auf streng wissenschaftliche Principien zurückgeführten berühmten Manier aus eben dem Grunde ein bedeutender Vorzug vor allen andern gegeben werden müsse, wonach mit dem Grabstichel durchgeführte Kupferwerke beiweitem höher geschätzt werden als Werke der Schwarzen Kunst, der Radir- und Ätzmanier auf Kupfer oder Stein. Jener Vorzug hört indessen auf einer zu sein, sobald man die Anfoderungen und Leistungsmöglichkeiten der Schule nicht unberücksichtigt läßt. Das eigene Handanlegen der Lehrer und Schüler an das Zeichnen der geographischen Karten auf der Classentafel und dem Papiere kann nicht genug empfohlen werden; es ist dies ein höchst wirksames Mittel für schnelle und gründliche Fortschritte in der neuern Erdkunde auf Schulen. Jedoch hat hierbei auch wieder die Erfahrung gelehrt, daß diese Nachbildungen immer nur elende Stümpereien geblieben sind, und das aus dem einfachen Grunde, daß die Manier des genialen Sachsen, welche sich so bewundernswürdig schnell einer ganz allgemeinen Geltung zu erfreuen gehabt hat, weder für den Lehrer noch für den Schüler der Geographie auf Schulen zur Nachahmung tauge, daß sie Schwierigkeiten in sich trage, welche nur von der vielgeübten Hand eines wirklichen Künstlers ihre Überwindung finden können. Sydow ist in diesem Punkte zuerst auf Abhülfe bedacht gewesen. Er führt seine Hand- und Wandkarten in einer so naturgetreuen, leicht nachahmbaren Zeichenweise aus, daß er sich gerade auf Schulen eines großen Anhangs versichert halten kann. Die neuern Fortschritte in der Kunst, mit Hülfe der Steinplatten colorirt zu drucken, hat der Sydow'schen Manier erst Halt und Leben gegeben. Die hierzu nöthigen technischen Geschicklichkeiten sind aber noch selten; sie lassen sich auch nicht überall mit gleichem Glück und gleicher Sicherheit verwenden. Vogel ist gewiß der neuen Methode Sydow's nicht abgeneigt; er wird dieselbe wahrscheinlich schon eingeführt haben in seinen Schulen, wenn es ihm auch noch nicht möglich war, in dieser neuen Auflage seines Atlas davon Gebrauch zu machen. Dagegen bleibt er aber ganz neu und originell in seinen Randzeichnungen. Seine Abbildungen der Erdoberfläche werden dadurch mit Abbildungen über das Erdenleben, über charakteristische Großthaten der Menschen in Gewerben, Künsten und Wissenschaften, im Frieden und im Kriege zu einem innigen Ganzen vereinigt. Ein solches Bild fesselt das Auge und spannt das Ohr der Jugend, und ist dabei wohlgefällig leitend für den belebenden Vortrag des Lehrers. Was vor etwa hundert Jahren auf den geographischen Karten, z. B. im großen, von den Homann'schen Erben zu Nürnberg veranlaßten Schulatlas, nur beiläufiger Schmuck des Künstlers war, ist hier die Grundlage zu einem systematischen Lehrgebäude geworden, ein gesundes grundfestes Gebäude in der anmuthigsten Form, ein heiterer Wohnsitz zur behaglichen Verarbeitung ernster Zwecke. Äußere Anschauung zur Erweckung innerer Bilder vom wahren Leben auf Erden ist Vogel's Losungswort, ein bedeutungsvoller Grundsatz, der nicht dringend genug allen Lehrern bei jedem Unterrichtsgegenstande zur gewissenhaften Beherzigung empfohlen werden kann.

Die ursprünglich dem eben besprochenen Atlas selbst vorgedruckten Verständigungsworte über Plan und Zweck der dazu gehörenden neuen Methode des geographischen Unterrichts auf Schulen sowie über die richtige Benutzung und Erklärung der Randzeichnungen sind im J. 1839 zu einem selbständigen Hülfsbuche erweitert und so für Lehrer und Schüler zum Handgebrauche bequemer eingerichtet worden, wovon jetzt in Nr. 2 eine zweite Bearbeitung vor uns liegt. So weit das Bedürfniß der Schüler reicht, fehlt es übrigens dem Atlas selbst in der neuesten Auflage noch nicht an der nöthigen Erklärung und Ausweisung; daher ist auch in diesem Büchelchen vorzugsweise das Interesse der Lehrer im Auge behalten. Und in dieser Hinsicht ist das Absondern um so mehr zu loben, weil dadurch dem Bekanntwerden der neuen Methode zugleich eine leicht zugängliche Quelle eröffnet wird, welche in Form eines ausführlichen Prospects ein recht vortheilhaftes Licht auf den Atlas zurückwirft. Dem Umfange nach haben wir hier ein Büchelchen vor uns, dem Inhalte nach aber ein Werk von Gewicht. Ref. glaubt dasselbe im Allgemeinen hinreichend bezeichnet zu haben, wenn er ausspricht, daß es eine methodologische Skizze von stark anregenden Kerngedanken sei, welche in feuriger Begeisterung für die Schule über das hier klar und scharf erkannte Wahre und Nothwendige sich Luft macht, und auf ehrlich deutsche Weise wieder zu gewinnen, zu begeistern sucht für die heißgeliebte, gute Sache. Man fühlt bei dem Lesen des Buchs, daß der Verf. einen tiefen Schatz

gründlicher Belesenheit neben einem großen Reichthume selbstständig erforschten klaren Wissens in sich bewahrt und daß er sich mit starker Gewalt zügeln muß, um in der Mittheilung die engen Grenzen des Allernothwendigsten nicht zu überschreiten. Doch überall, wo es die aphoristische Behandlungsweise nur einigermaßen hat zulassen wollen, blitzen Goldkörner seiner Beredtsamkeit hervor, wodurch er seine Leser recht warm für sich zu interessiren weiß.

Das Buch zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste enthält „Ankündigung und Plan" der dem Atlas zum Grunde liegenden neuen Methode der Erdkunde auf Schulen. Der zweite dient „Zur Verständigung" zwischen den Grundsätzen des Verf. und denen anderer Männer auf ähnlichen Wegen. Im dritten werden „Winke zur Benutzung" des neuen Atlas beigebracht und zwar in der Beantwortung der beiden Fragen: 1) Wann oder mit welchen Schülern soll der Atlas gebraucht werden? 2) Wie soll ihn der Lehrer benutzen und verarbeiten? Der vierte gehört vorzugsweise den Schülern, er dient „Zur Erklärung der Randzeichnungen" des Atlas. Der letzte heißt „Anhang" und macht einige von den Werken namhaft, welche zur Belebung des Unterrichts in der Erdkunde im Allgemeinen und zur Förderung der Anschaulichkeit im Sinne des neuen „Schulatlas" im Besondern mit Nutzen zu gebrauchen sind.

In Nr. 3 haben wir es mit einem Lieblinge des Publicums zu thun. Es ist ein schon vollkommen bekanntes Buch, über dessen Vortrefflichkeit nur eine Stimme herrscht. Von allen Seiten mit Liebe aufgenommen, überall von stimmberechtigten Männern bewundert und vorurtheilsfrei beurtheilt, möchte es schwer fallen, jetzt noch irgend etwas Neues zu seiner Empfehlung beitragen zu können. Grund genug, das Urtheil darüber ganz allgemein zu halten und nur auf wenige Worte zu beschränken.

Zur vergleichenden Erdkunde, soweit dieselbe im Interesse und im Geiste der Schulen durchzuführen ist, legt die vorliegende Schrift einen höchst wichtigen Grund. Und wenn auch ganz und gar nicht in Zweifel zu ziehen, daß dies Buch von jedem Gebildeten überhaupt mit ebenso großer Freude als Nutzen gelesen werden kann, so ist dasselbe doch hauptsächlich in der Hand tüchtiger Lehrer, welche von des großen Ritter Geiste durchdrungen und für dessen Erdkunde als wahre Wissenschaft begeistert worden sind, erst so recht eigentlich an seinem Platze. Den wahrhaft für die Schule berufenen Männern ist es ein würdiges Mittel zur Hebung der Schule.

Vereinfachung, Vereinigung und gegenseitige Durchdringung aller verwandten Unterrichtszweige der Schulen zu einem innigen Ganzen ist einer der wirksamsten Hebel in dem Aufschwunge der heutigen Pädagogik, und die „Naturbilder" Vogel's sind edle Früchte dieses trefflichen Grundsatzes.

Es war ein bedeutungsvolles Zeichen des Vorwärtsschreitens, als man die Geographie von der zusammenhangslosen Überfülle bunter Zufälligkeiten zu befreien und dieselbe auf den Grund der einfachen Natur und strengen Wissenschaft zurückzuführen begann. Das begeisterte Streben nach dem vorgesteckten schönen Ziele brachte anfangs nur den hochstehenden Naturforschern von Fach und ihrer nächsten Umgebung einen reellen Gewinn; die Schule ging noch ziemlich leer aus, weil ihre Geographen zu wenig von der Natur wußten und die Lehrer der Naturwissenschaften wieder zu wenig Geographen waren. In neuester Zeit hat man es sich aber ernstlich angelegen sein lassen, auch hier bis in die untersten Sphären hinab zu helfen und nach Kräften zu bessern. Und gerade die vor uns liegenden Naturbilder zwecken wesentlich dahin, dem Lehrer der Erdkunde auf Schulen das erfoderliche Wissen in der Natur auf eine ebenso anziehende und leichtfaßliche als gründliche Weise darzubringen.

Der Name „Naturbilder" eignet sich so recht passend für das Werk, da dasselbe mit fein gewählten Wortfarben die Charakterzüge der belebten Natur auf den Haupterdtheilen weiter ausmalt und mehr ins Licht stellt, wie dazu in den bekannten Randzeichnungen des Verf. schon vor Jahren ein skizzirter Grund gelegt worden ist. Es ist so eine Mappe von Wortgemälden, wovon jedes Capitel ein naturgetreues Charakterbild der sechs in sich abgeschlossenen Erdganzen — Europa, Asien, Afrika, Nordamerika, Südamerika und Oceanien — darstellt. Auf diesem Wege leuchten dem Verf. Humboldt, Ritter, Lichtenstein, Berghaus, Rougemont und Andere als Kenner und Zeichner der Erde mit dem erhabensten Meisterglanze voran. Und es ist ein sehr wohlthuendes Zeichen der Bescheidenheit unsers Verf., wenn derselbe in der gerechten Anerkennung der Größe dieser Männer an mehren Stellen seines Werks die eigene Durchführung gerade zu unterlassen und dafür die gelungensten Meisterpartien ihrer Hand unverändert wieder dargebracht hat. Ja, wenn in dieser Hinsicht der Verf. selbst vermuthet, daß man seine Naturbilder mit einer musivischen Arbeit in Vergleich bringen werde, so gibt das ebenfalls einen Beweis der anspruchlosesten Beurtheilung seiner Leistung und es ist ihm dafür der Lohn wahrlich nicht ausgeblieben, da Männer von Fach in seiner vermeinten Mosaik überall nur echte Edelsteine auf meisterhaft richtiger Zeichnung in fein berechneter Beleuchtung und Zusammenstellung erblickt und bewundert haben. Einer unserer gefeiertsten Heroen auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften — Alexander von Humboldt — sagt von diesen Naturbildern, daß in ihnen ein schweres Problem gelöst worden sei, daß sie ein anmuthiges und bei so großer Vielseitigkeit ein überaus correctes Buch bilden.

Möchte der Hr. Verf. doch Neigung haben zur baldigen Fortsetzung dieser so anziehend belehrenden „Naturbilder", und für die Ausführung einer solchen Arbeit die erfoderliche Muße finden!

D. H. Birnbaum.

Miscellen.

Vicentius Placcius, Professor der Philosophie und Beredtsamkeit auf dem Gymnasium zu Hamburg (gest 1699), gab 1708 ein „Theatrum anonymorum et pseudonymorum" heraus, welches Werk, als bloße Compilation, seinem Verf. keinen sonderlichen Ruhm brachte, dafür aber dessen durch Milzbeschwerden, Kolik und Podagra ohnehin sehr mitgenommenen physischen Kräfte auf eine so nachtheilige Weise in Anspruch nahm, daß er zuletzt blos von Milch zu leben gezwungen war und dabei bis zum Skelett abmagerte, daher er selbst von sich und seiner Gestalt folgendes traurige, Voltaire gleichende Bild gab:

Sunt solis obducta tenerrima pellibus ossa,
Exstantes tali, plantae calx longior. Et pes
Et tergum — serram quod possis dicere. Lumbi
Elumbes; pro ventre locus, neque musculus omni
Corpore, vel saturum qui possit pascere murem.

Die im gemeinen Leben oft vorkommende Redensart „Jeder ist der beste Ausleger seiner Worte" wird gewöhnlich sehr misbraucht, am meisten dann, wenn durch die Auslegung irgend ein Vortheil erhascht oder ein Nachtheil abgewendet werden soll. Hiervon ein paar Beispiele. Es wurde Jemand vor Gericht zu Wittenberg (1744) beschuldigt, daß er sich mit Unrecht den Doctortitel beilege. Dagegen erklärte derselbe, es sei zwar richtig, daß er seinem Namen das Wort Doctor beigesetzt habe, aber, was nicht zu übersehen, hierzu ein Punctum gemacht habe, zum Zeichen, daß er nicht Doctor sei, sondern Doctorandus. Dem wäre auch so, indem er demnächst die Doctorwürde sich zu verschaffen gedenke. — Ein aus Saalfeld in Thüringen gebürtiger Diakonus setzte, um im Auslande besonders für einen Doctor der Theologie zu gelten, seinen im Druck herausgegebenen Schriften die Buchstaben hinter seinem Namen bei S. Th. D. Deshalb gerichtlich zur Rede gestellt, gab er jedoch vor, diese Abkürzung sei anders nicht zu lesen als: Saalfeldia, Thuringus, Diaconus.

37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 341. —— 7. December 1843.

Dante's Briefe.

Epistole di Dante Allighieri, edite e inedite, aggiuntavi la Dissertazione intorno all' acqua e alla terra, e le traduzioni respettive a riscontro del testo latino, con illustrazioni e note di diversi, per cura di *Alessandro Torri*, Veronese. Livorno 1842. (Auf dem Umschlag 1843.) Gr. 8.

Die Nummern 149—151 d. Bl. f. 1838 gaben Nachricht von einer Anzahl neu entdeckter Briefe des Dante Allighieri. Ein rühmlichst bekannter deutscher Philolog hatte es bereitwillig übernommen, mir über die Handschriften der Werke jenes Dichters, welche sich in den römischen Bibliotheken finden, Nachricht zu ertheilen, und unter den 22 Blättern musterhaft genauer Mittheilungen, die er so gefällig war, am 21. Juli 1837 an mich abzusenden, fand sich nach einer ausführlichern Angabe über den sonstigen Inhalt der Palatiner Handschrift, Nr. 1729, wörtlich folgende Notiz:

Darauf eine Sammlung lateinischer Briefe des Dante: 4. Episteln ad Henricum Caesarem Aug.; dann Oberto et Guidoni comitibus de Romena (Ravenna); dann Marcello (so) marchioni malaspine; und Epla Dantis in Florentinos.

Meine sofort nach Empfang jener Blätter auf verschiedenen Wegen dringend ausgesprochenen Bitten um Abschrift der bezeichneten Briefe konnten nicht ohne Zögerung erfüllt werden. Erst am 15. Jan. 1838 ging die Arbeit von Rom ab, und im Mai erschien mein obenerwähnter Aufsatz. Anfangs September wurde mir indeß auf einer Reise, im Frankenwalde, ein Portefeuille entwandt, welches unter Anderm auch jene Abschrift enthielt. Trotz aller von Freunden unterstützten Bemühungen sollten mehr als zwei Jahre verstreichen, ehe ich eine zweite, und nicht einmal vollständige, Copie erhielt. So wurde ich gehindert, den Fund in würdiger Gestalt selbst zu veröffentlichen.

Inzwischen hatten jene Nummern der „Blätter für literarische Unterhaltung" ihren Weg über die Alpen gefunden; eine französische Übersetzung des Aufsatzes, deren Urheber ich nicht anzugeben weiß, kam in Umlauf und mehrfache Nachfragen auf der Vaticana machten die Bibliothekare mit der merkwürdigen Reliquie bekannt, die sie besaßen. Einer der dort Angestellten, der Scrittore Massi, nahm eine Abschrift und rüstete sich mit ziemlicher Umständlichkeit zur Herausgabe. Nicht nur wurde nun Denen, die das Manuscript, zum Theil in meinem Interesse, benutzen wollten, der Zugang zu demselben verweigert, sondern in öffentlichen Blättern Beschwerde geführt über unbefugte Veruntreuung nicht gedruckter Schätze der Bibliothek, deren wir uns schuldig gemacht hätten. Als indeß der Druck beginnen sollte, konnte Hr. Massi in der geistlichen Hauptstadt des Guelfenthums die Erlaubniß zur Herausgabe der Briefe des ghibellinischen Dichters nicht erlangen. So glaubte denn Fraticelli, als er 1840 einen, mit italienischen Übersetzungen und einigen andern Zusätzen versehenen Abdruck meiner im J. 1827 erschienenen Ausgabe der schon damals bekannten Briefe herausgab, für die neuentdeckten nichts Anderes thun zu können, als daß er meinen Aufsatz aus dem Französischen ins Italienische, freilich zum Theil gar fehlerhaft, übertrug. Ebenso ist er, meines Wissens, auch in der zweiten Ausgabe vom J. 1841 verfahren.

Hr. Massi hatte sich inzwischen mit dem Dr. Alessandro Torri in Pisa, der schon seit Jahren Dante's kleinere Schriften zu ediren versprochen, über die Abtretung der in der Vaticana genommenen Abschrift geeinigt, und Letzterer kündigte um die Mitte des vorigen Jahrs die Herausgabe an. Endlich ist denn vor wenigen Wochen diese Ausgabe erschienen, obwol schon im Juli eine pisaner Correspondenznachricht der augsburger „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 201, S. 1604), die seitdem in eine große Zahl von Journale übergegangen ist, damals mit Unrecht, das Buch als ein vollendetes bezeichnete. Seltsam ist es dabei, daß, während jener Correspondent die Ehre der Entdeckung dem oben angedeuteten gefälligen Vermittler vindiciren will, der italienische Herausgeber in Abrede stellt, daß überall von einer Entdeckung gesprochen werden könne, wo in dem handschriftlichen Kataloge der Vaticana der Inhalt des Manuscripts schon seit lange richtig eingetragen sei.

Torri verspricht auf dem Titel, Dante's Briefe (und demnächst dessen übrige kleinere Schriften) con note di diversi zu geben. So ist denn die Arbeit nach Art der Ausgaben cum notis variorum zugleich übertrieben breit und vielfach dürftig geworden. Für die schon früher bekannten Briefe, deren jeden ich in meiner Ausgabe mit einer geschichtlich literarischen Einleitung versehen hatte, ist nicht nur diese und Fraticelli's jedesmaliges Proemio, das im Wesentlichen Dasselbe auf Italienisch zu wiederholen pflegt,

wieder abgedruckt, sondern auch ein Argomento vorausgeschickt, welches oft nicht vermeiden kann, dieselben Fragen noch einmal zur Sprache zu bringen. Ja selbst zu einer vierten Besprechung bietet die 18 Seiten lange Prefazione mitunter Gelegenheit.

Im Ganzen sind der Briefe 14, unter denen einer (an Guido von Polenta) wol sicher unecht ist. Von den übrigen waren sechs (einer aber, von dem erst jetzt das lateinische Original erscheint, nur in einer schlechten ältern Übersetzung) in meiner Ausgabe und sodann von Fraticelli bereits gedruckt. Einen achten hatte ich in meinem Commentar zu Dante's „Lyrischen Gedichten" (II, 235) mitgetheilt. Wahrhaft zum ersten Male gedruckt sind hier also sechs, von denen zwar nur zwei mit Dante's Namen bezeichnet sind; einer aber mit ziemlicher Gewißheit und die drei übrigen mit großer Wahrscheinlichkeit von ihm herrühren.

Für die Ausstattung der schon früher bekannt gewesenen Briefe ist außer dem vollständigen Wiederabdruck meiner Anmerkungen wenig mehr geschehen, als daß dem lateinischen Texte nun überall eine italienische Übersetzung beigegeben ist. Zu dem Briefe an Heinrich VII., dessen Original ich aus einem venetianer Manuscript zuerst herausgegeben hatte, bot die vaticaner Handschrift zahlreiche Berichtigungen. Die Mehrzahl derselben hat Torri zwar mitgetheilt; manche jedoch übersehen, und in einzelnen Fällen den richtigen Text fälschlich verändert (z. B. wenn er S. 56, den nach Virgil Aen. IV, 248 eben aus den Wolken [a nubibus] gekommenen Mercur in den Anubis verwandelt). Völlig unbegreiflich ist es dagegen, wie Torri den berühmten, mindestens schon siebenmal gedruckten Brief an Cangrande wegen 35, auf 17 Seiten vertheilter und zum Theil sehr bedenklicher, zum Theil nicht nennenswerther Veränderungen, die er einer mediceischen Handschrift entlehnt, als ungedruckt hat bezeichnen können, während in meiner Ausgabe, bei einer mehr als doppelt so großen Zahl, auch von Torri als treffend anerkannter, Berichtigungen, an eine solche jedenfalls lächerliche Bezeichnung nicht gedacht ist. Die Erläuterungen, die ich diesem äußerst schwerverständlichen Briefe aus Aristoteles und den Schriftstellern des Mittelalters beigegeben, sind zwar wieder abgedruckt; so sehr sie aber auch einer Vervollständigung bedurft hätten, ist leider für eine solche nicht das Kleinste geschehen.

Die Herausgabe der noch ungedruckten Briefe, zu denen auch das lateinische Original des Sendschreibens an den Kaiser und, da Torri meinen vor anderthalb Jahren erschienenen Commentar über die lyrischen Gedichte noch nicht kannte, der Brief an Marcello Malaspina gezählt werden kann, war in der That kein besonders schwieriges Unternehmen. Keiner unter diesen Briefen kann der Schwierigkeit des Verständnisses nach mit dem an Cangrande entfernt verglichen werden, und wenn die Handschrift auch manche Fehler bietet, so ist doch mit Ausnahme weniger Stellen die Berichtigung nicht eben schwer. Zudem gewährte für den Brief an den Kaiser die alte, Filelfo zugeschriebene, Übersetzung die beste Hülfe, und für die übrigen hatte ich in den Auszügen, welche der mehrerwähnte Aufsatz mittheilte, manche Verbesserung stillschweigend angedeutet, und zugleich den geschichtlichen Hintergrund in den wichtigsten Zügen gegeben. Um so mehr wär zu vermuthen, daß Hr. Torri diesen Haupttheil seines Buchs befriedigend bearbeiten und bemüht sein werde zu zeigen, daß der Zufall, der mich an der Herausgabe gehindert, diesen Vorzug würdigen Händen übertragen habe.

Zuvörderst war nothwendig, daß der Abdruck ein völlig treues Bild des Manuscripts biete. Wo Verbesserungen nöthig schienen, mußte der handschriftliche Text, wenigstens in der Anmerkung, genau mitgetheilt werden, um Andere in den Stand zu setzen, die Richtigkeit der erstern zu prüfen. Leider fehlt es gänzlich an einem so gewissenhaften Verfahren. Wo der Herausgeber in dem Manuscripte Fehler oder Lücken zu sehen glaubte (deren er indeß gar manche übersehen hat), da ändert er gewöhnlich stillschweigend nach Gutdünken, und nicht nur greift er dabei nicht selten fehl, sondern er ändert auch wol, wo die Handschrift vollkommen Richtiges bot. Von dem Briefe an den Kaiser hatte sich der Graf Torricelli in Fossombrone eine zweite Abschrift verschafft, und nach dieser ihn in der dortigen „Antologia" (October 1842) herausgegeben. S. 151 und 152 theilt nun Hr. Torri die Abweichungen dieses Abdrucks von dem seinigen mit und sieht sich dabei siebenmal zu dem Geständnisse genöthigt, daß es in der Handschrift anders (und fast überall richtiger) stehe als in seiner Ausgabe. Das eine Mal sagt er: „Il codice ha veramente *nequam*, nè saprei come siami avvenuto di stampare il secondo grado, cioè il comparativo." Leider ist nur der geringste Theil der aus der Handschrift zu entnehmenden Berichtigungen in dieser Weise nachgetragen, und für die übrigen Briefe fehlt es an solchen Nachträgen gänzlich. Der im Namen der vertriebenen Weißen an den Cardinal von Ostia, Nicolao da Prato, vermuthlich von Dante, geschriebene Brief bezeichnet sich selbst als herrührend von A. ca. conscilium et universitas alborum u. s. w. Der Abdruck gibt dagegen ohne weitere Bemerkung Alexander capitaneus, consilium u. s. w. Allerdings halte ich diese, meinem Aufsatze stillschweigend entlehnte, Auflösung der Buchstaben A. ca. auch jetzt noch für richtig, keineswegs aber ist sie so unzweifelhaft, daß sie nicht einmal der Erwähnung bedurft hätte. Ebenso nennt die Handschrift in der Anrede den Cardinal päpstlichen Friedensstifter für Toscana, Romagna „et mar. t. et partibus circum adjacentibus", In dem Abdrucke liest man ohne alle Bemerkung: „et Marchiae, terris et partibus" u. s. w. während es doch mindestens ebenso wol heißen könnte: „et Maritimae et part."

Von den argen Verstößen, die der Herausgeber, oder der Copist, auf den er sich verließ, obwol er nach S. VIII selbst nach Rom gereist ist, um die Handschrift zu vergleichen, bei der Entzifferung begangen, wird es genügen ein paar Beispiele anzuführen. In dem Beileidsbriefe an die Grafen Oberto und Guido von Romena heißt

es, ihr Oheim Alessandro sei in die Heimat, von welcher er dem Geiste nach (secundum spiritum) gekommen, sterbend zurückgekehrt; beim Abdruck ist die Abkürzung spm misverstanden, und daraus sinnloserweise secundum spem gemacht. Gleich darauf heißt es, die Großmuth habe den Namen des Verstorbenen über die Verdienste anderer italienischer Helden verherrlicht (prae titulis Italorum heroum). In der Handschrift steht allerdings ereum, doch lag die Berichtigung nahe genug und war in meinem oft erwähnten Aufsatz angedeutet, aus dem auch bei Hrn. Torri S. XXXII abgedruckt ist: „sopra degli altri eroi dell' Italia." Dennoch heißt es im Texte aereum, sodaß also die Großmuth dem Alessandro sonach den Beinamen des ehernen verschafft hätte! In dem zunächst folgenden, wie gesagt in den Anmerkungen zu Dante's lyrischen Gedichten schon gedruckten Briefe an Marcello Malaspina berichtet Dante, seinen aufschauenden Blicken (meis auspiciis) sei plötzlich ein herrliches Weib, gleich edel an Sitten und an Gestalt (undique moribus et forma conformis) erschienen. Genau ebenso finden sich diese Worte in dem Briefe, in welchem Boccaccio sich ganze Phrasen des Dante'schen Briefes angeeignet hat (vergl. meine Einleitung zum „Dekameron", S. XIX und XX). Torri druckt indeß: „meis auspiciis undique moribus et fortunae conformis" und in der gegenüberstehenden Übersetzung heißt es „di costumi e di fortuna a me per ogni parte somigliante" (an Sitten und an Glücksgütern mir völlig gleichend); welch lächerliches Wort im Munde des dürftigen Verbannten!

Von dem Briefe an die Florentiner, sicher dem Juwel der ganzen Sammlung, befindet sich die Abschrift des vaticaner Manuscripts jetzt nicht mehr in meinen Händen; einige Fehlgriffe leuchten indeß, auch ohne daß es der Vergleichung mit einer solchen bedürfte, von selbst ein. Im zweiten Paragraph heißt es, meiner frühern Mittheilung („Blätter für literarische Unterhaltung", S. 613) zufolge:

> Machen Euch nicht die Schrecken des zweiten Todes (Offenbarung Johannis, XX, 6 und 14) erbeben, daß Ihr . . . gegen den Ruhm des römischen Fürsten . . . . . auf das Recht der Verjährung Euch berufend (jure praescriptionis utentes) vorgezogen habt, der schuldigen Ergebenheit Pflichten zu verweigern.

Hier sind nun wieder offenbar die beiden Abkürzungen scde und pscriptionis misverstanden und es ist, alles vernünftigen Sinnes ermangelnd, gedruckt: „nonne terror *sedem* mortis exagitat und jure proscriptionis utentes." Letzterer Fehlgriff wiederholt sich sogar gleich darauf noch einmal. Wie wenig überlegt übrigens bei dem Abdrucke dieses Briefs verfahren ist, ergibt sich noch aus einer andern Stelle: zu den Worten die ich in meinem frühern Aufsatze mitgetheilt hatte: „Die Leiden, welche, in der Treue verharrend, Sagunt für die Freiheit zu ewigem Ruhme getragen, die zur Schande in der Untreue für die Knechtschaft zu erdulden ist Euch bestimmt", die freilich heillos genug ins Italienische übersetzt sind, macht Torri die Bemerkung: „Ciò è contrario alla storia, e diverso dal testo latino." In diesem lateinischen Texte, wie Torri selbst ihn abdruckt, steht aber deutlich: „ignominiose vos *in perfidia* pro servitute subire necesse est", obwol die gegenüberstehende Übersetzung eben die cursivgedruckten Worte ausläßt. Daß unter solchen Umständen die eigentlich verderbten Stellen großentheils entweder unbemerkt, oder doch unberichtigt geblieben sind, bedarf kaum einer Erwähnung.

Reichlichere Mittheilungen ähnlicher Art würden, obwol es an Stoff dazu nicht fehlt, dem Zwecke d. Bl. schwerlich entsprechen; zu prüfen ist aber noch, inwieweit Hr. Torri für die Erläuterung des neu Edirten Sorge getragen. Meine, ihrem ganzen Inhalte nach hier wiedergegebene Ausgabe leitete das Verständniß jedes Briefes geschichtlich ein, und bemühte sich in Anmerkungen zusammenzustellen, was immer dazu dienen konnte, das Einzelne dem Leser verständlicher zu machen. Schon die Gleichförmigkeit erfoderte also, daß auch die neu aufgefundenen Briefe in ähnlicher Ausstattung erschienen. Auch sagt der Herausgeber S. VIII:

> Non mi parve di mandar tali epistole, di somma importanza per la filologia e per la storia, del tutto ignude nel semplice dettato latino, ma vestite di fedel volgarizzamento, di chiose e d'argomenti, che aggiungesser loro sufficiente chiarezza.

Die Übersetzung durchzulesen habe ich mich noch nicht entschließen können; schon bei flüchtigem Hineinblick indeß haben sich gar manche Verstöße ergeben. Ein paar derselben wurden bereits gelegentlich erwähnt. Einige andere zeugen nicht von der Sachkunde des Übersetzers. In dem Briefe an die Fürsten und Völker Italiens heißt es von Heinrich VII.: der friedfertige Titan werde nun wieder erstehen, und die Gerechtigkeit wieder grünen, die ohne ihre Sonne gleich Pflanzen um die Zeit der Wintersonnenwende (heliotropium) erstorben gewesen. Vollkommen richtig hatte dies Marsilius Ficinus, oder von wem sonst die alte Version herrührt, mit „la quale era senza luce al termine della retrogradazione impigrita" wiedergegeben; der neue Interpret dagegen denkt unbegreiflicherweise an die, zu Dante's Zeiten schwerlich bekannte, Blume Heliotrop, und übersetzt: „illanguidita, quasi fior d'elitropio privo del sole." In dem Sendschreiben an die Florentiner wird die *apostolica* monarchia gar durch *capitale* mon. wiedergegeben.

Die Argomenti sind so gut als inhaltslos und beziehen sich regelmäßig auf die Vorrede und den Ragguaglio, d. h. die Übersetzung meines Aufsatzes. An Anmerkungen fehlt es so gut als gänzlich; die wenigen aber, die gegeben sind, verdienen theils eher den Namen von Excursen (z. B. wenn zum dritten Briefe die ganze Canzone „Amor, dacchè convien" mit Varianten aus einer vaticaner Handschrift abgedruckt wird), als von Erklärungen, theils enthalten sie trotz ihrer Dürftigkeit manches Unrichtige. Unrichtig ist es z. B. meiner Überzeugung nach, wenn S. 13 die curia, von der geschieden zu sein Dante bedauert, statt auf den Hof des Marcello, auf das florentiner Priorat gedeutet, — unrichtig, wenn S. 15 unter diesem Marcello statt des Sohnes des Manfredi Lancia der des Alberto verstanden, — unrichtig fer-

ner, wenn S. 43 Dante's Kunde des Griechischen behauptet, oder S. 117, aus Mangel an Bekanntschaft mit den neuern Forschungen, die alte Meinung wiederholt verfochten wird, daß unter den Commentatoren der „Göttlichen Komödie" der sogenannte Ottimo älter sei als Jacopo della Lana.

Mit Stillschweigen übergehe ich, wie manche Berichtigungen meinen frühern Arbeiten hätten hinzugefügt werden können, und zwar vorzugsweise von einem Herausgeber, der in der Mitte des gelehrten Italiens wohnend nach den verschiedensten Seiten in reger literarischer Verbindung steht. Nur einen Punkt will ich erwähnen, weil er mir Gelegenheit gibt, der umfassenden Forschungen eines höchst unterrichteten Amerikaners zu gedenken. S. XXXVI in der Anmerkung wird Hr. Richard Henry Wilde erwähnt, der die florentiner Archive mit unübertroffenem Fleiße durchforscht hat. Von diesem erhielt ich schon vor ein paar Jahren eine Mittheilung über eine Stelle des bekannten Briefs, in dem Dante mit edlem Stolze die Anträge eines ältern Freundes, durch einige Demüthigung die Heimkehr nach Florenz zu erkaufen, ablehnt. Dabei heißt es in der einzigen uns erhaltenen Handschrift: „Absit a viro Philosophiae domestico .... *ut more cujusdam cioli* et aliorum infamium quasi vinctus, ipse se patiatur offerri." Ich hatte nun geglaubt, cioli in *scioli* verwandeln zu müssen (fern sei es von mir, daß ich nach Art eines Naseweisen u. s. w.), und auch in Torri's Ausgabe ist diese Veränderung noch beibehalten. Inzwischen hatte schon der treffliche Graf Cesare Balbo in seinem „Leben Dante's" (1839, II, 352) zu dieser Stelle bemerkt: „Nome probabilmente di qualche famigerato a quel tempo." Die Mittheilung des Hrn. Wilde, die vom 7. Nov. desselben Jahrs herrührt, lautet nun im Wesentlichen folgendermaßen:

Ich habe stets dafür gehalten, daß Cioli ein Eigenname sei, und eine ermüdende und anstrengende Nachsuchung in den Archiven der Florentiner Riformagioni gehalten, um zu ermitteln, ob nicht vielleicht und wann ein solches Individuum unter den angedeuteten Bedingungen Verzeihung erhalten habe. Endlich ist es mir gelungen zu entdecken, daß am 11. Dec. 1316 Lippus Lapi Ciole nebst einigen Andern unter der Bedingung wiederaufgenommen ward, daß er hinter dem Carroccio mit einer Schandmütze bekleidet (with the mitre on his head) einhergehe, und den sonst üblichen Bestimmungen genüge. Sein Name findet sich nahe an dem Ende einer langen Provisione in dem Buch Nr. 16, Distinz. II, Class. 2, p. 36 des Archivs der Riformagione; das Datum aber stimmt mit Dem überein, was in dem Briefe von Dante's fast funfzehnjährigem Exil gesagt ist; denn die Daten der Verbannungssprüche wider ihn sind, wie ich ermittelt habe, der 27. Jan. und der 10. März 1302, von Christi Geburt angerechnet.

Noch ist schließlich zu erwähnen, daß Hr. Torri als eine dankenswerthe Zugabe einen Abdruck des lateinischen Berichts über eine von Dante am 20. Jan. 1320 (der beigesetzte Wochentag zeigt, daß das Jahr von Christi Geburt, nicht nach Florentiner Gebrauch von Mariä Verkündigung, an gerechnet ist) zu Verona gehaltene Disputation mit italienischer Übersetzung beigefügt hat. Gegenstand ist die uns freilich sehr seltsam vorkommende Frage, ob das Wasser (Meer) in seiner Rundung (Sphäre) irgendwo höher sei als das Land, die Dante natürlich verneinend entscheidet. Die äußerst seltene Ausgabe des Büchleins (Venedig 1508) hatte ich vor einer Reihe von Jahren bei dem verstorbenen hochverehrten Marchese Trivulzio durchlesen, und damals, mit Foscolo, stark an der Echtheit gezweifelt. Allerdings sind die referirten Argumente der Gegner größtentheils herzlich albern; doch haben sich meine Zweifel jetzt bei erneutem Studium bedeutend gemindert, und Manches, was über die Bildung und Gestalt des Festlands gesagt wird, ist für die Weltanschauung der Zeit, vermuthlich für die eigene Dante's, sehr lehrreich. Der Text ist bis auf einige naheliegende Berichtigungen ziemlich correct. Karl Witte.

Notiz.

Beitrag zur Geschichte der Märtyrer für die Wissenschaft.

Nichts ist erhebender als wenn man sieht, wie ein Einzelner mit Hintansetzung aller persönlichen Interessen und Rücksichten, ja mit Gefahr seines Lebens, sich ganz dem Dienste der Menschheit widmet. Wer kann ohne die tiefste Rührung an die aufopfernden Bemühungen eines Las Cases und anderer Menschenfreunde denken? Ganz vor kurzem hat Frankreich, hat die Welt zwei Ärzte verloren, die mit derselben aushaltenden Begeisterung bis zu ihrem letzten Athemzuge das gefährliche Studium der beiden Krankheiten verfolgt haben, von denen der Menschheit namentlich im warmen Klima die größte Gefahr droht. Die Namen Bulard und Chervin verdienen mit Ehrfurcht genannt zu werden. Was der Erstere für die Wissenschaft geleistet, welchen Gefahren er sich ausgesetzt hat, um der Natur der Pest auf die Spur zu kommen und um die Mittel zur Heilung sowie die Präservativmaßregeln zu erproben, ist bekannter als Das, was Chervin für das Studium des Gelben Fiebers gethan hat. Hier zeigte es sich recht deutlich, wie ein Mann, in dem sonst nicht eben der Funke des Genies glüht, wenn er mit unausgesetztem Eifer eine große Sache verfolgt, wie von einer großen Idee getragen erscheinen kann. Von dem Augenblicke an, wo Chervin zum ersten Male über das Wesen der heftigen Krankheit, die vorzüglich in der heißen Zone Amerikas ihre Opfer hinrafft, nachgedacht hat, bis zu seinem Tode hat dieser eine beschränkte Punkt einer weiten Wissenschaft alle seine Gedanken in Anspruch genommen. Nachdem er acht Jahre hindurch einzig und allein zur Beobachtung des Gelben Fiebers Amerika in allen Richtungen durchstreift hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, um hier das Ergebniß seiner Untersuchungen zu veröffentlichen. Die Überzeugung, die er in den tropischen Ländern gewonnen hatte, war die, daß diese Krankheit nicht ansteckender Natur sei Diese Ansicht wurde von dem größten Theile der ärztlichen Welt und namentlich von einer medicinischen Commission bekämpft, welche von der Regierung den Auftrag erhalten hatte, das Gelbe Fieber in Barcelona, wo es ausgebrochen war, zu beobachten. Chervin sah sich dadurch veranlaßt, gleichfalls nach Spanien zu gehen, um dort seine Untersuchungen fortzusetzen. Diese neuen Studien bestärkten ihn nur in seinen frühern Annahmen. Nach Frankreich zurückgekehrt wurde er Mitglied der Akademie, nahm aber fast nie an den Verhandlungen dieser gelehrten Versammlung Theil, außer, wenn die Rede auf das Thema kam, dem er sein ganzes Leben gewidmet hatte, dann entwickelte er einen Scharfsinn und eine Begeisterung, die man bei ihm sonst nicht vermuthet hätte. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 342. —— 8. December 1843.

Reise eines Norddeutschen durch die Hochpyrenäen in den Jahren 1841 und 1842. Von W. v. R. Zwei Theile. Leipzig und Paris, Brockhaus und Avenarius. 1843. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nichts ist ärgerlicher, als wenn wir eine Erfindung von uns, einen Gedanken, den wir zuerst gehabt, von Andern ergriffen, gefördert und mit Glück entwickelt sehen. Ganz ähnlich diesem unbehaglichen Gefühl ist das, ein Land, eine Gegend von Andern geschildert zu sehen, zu dem wir zuerst den Zugang geöffnet, das wir zuerst beschrieben haben. Der Ref. ist mit der vorliegenden Reiseschilderung in diesem exceptionellen Fall. Die Pyrenäen waren vor ihm unter uns so gut wie unbekannt; kein Deutscher hatte je eine Schilderung dieses herrlichen Gebirgs versucht, das heute zu den gewöhnlichen Reisezielen des reichen Müßiggangs gehört; nur Wenige hatten es betreten, als er im J. 1824 seine Reise durch die Hochgebirge der Pyrenäen erscheinen ließ. Es war damals eine mühevolle, reich belohnende, aber anstrengende Ausflucht; heute hüpft die Jugend an Stellen dahin, die er mit Lebensgefahr erklommen, trabt über Pfade hinweg, die zu seiner Zeit den eisenbeschlagenen Gebirgsstab nöthig machten und dejeunirt an Stellen, wo er zur Erquickung kaum ein wenig Ziegenmilch und ein Stück Gerstenbrots fand. Das ist das Wirken der Zeit, der Vorzug der jüngern Generation vor der ältern. Aber sie sollte nicht vergessen, was von diesen Vorzügen sie eben der ältern Generation verdankt. Des Ref. Schilderung der Pyrenäen gab das Signal zum Besuch dieses Gebirgs, das bis dahin so unbekannt in Deutschland war als der Himalaja; seitdem hat zwar nicht die ewige Natur selbst sich geändert, aber die Mittel und die Weise, sich ihr zu nähern und sie zu genießen, sind anders geworden. Der Ref. kann sich es sagen, daß es ihm mit zu danken ist, wenn der junge Reisende jetzt Guiden, Gebirgsrosse, Wirthshäuser, gute Pfade und sichere Stege nun da findet, wo er dies Alles entbehren mußte. Der Verf. des vorliegenden, lobwürdigen Berichts hat Unrecht, mit keiner Sylbe seines Vorgängers als Dessen zu gedenken, ohne den vielleicht auch er aller dieser Behaglichkeiten zu entbehren gehabt hätte.

Doch dies Alles ist weit entfernt, unsere gute Laune zu trüben oder ihm einen unfreundlichen Seitenblick zuzuziehen. Ist es ärgerlich, unsere Erfindung von Andern gefördert zu sehen, so ist es auch wieder eine eigenthümlich wohlthuende Empfindung, den Wachsthum unserer eigenen Ideen zu betrachten, und zu sehen, was im Lauf der Zeit aus Gedanken wird, die wir selbst zuerst angeregt haben. Und so wollen wir denn dem unbekannten Verf. dieser Arbeit schon um deswillen unsern Dank erstatten, weil er nicht ohne Gleichstimmung mit uns selbst auf unsern eigenen Pfaden mehr wie Andere fortgewandelt ist.

Auch bei dem Berichterstatter ist der Besuch des herrlichen Pyrenäengebirgs wie bei uns aus einem Naturbedürfniß hervorgegangen; nicht aus Modesucht, Neugier und müßigem Verlangen, sondern aus der Nothwendigkeit, Seele und Geist an Naturanschauungen zu stärken, an ihrer Größe sich selbst aufzuerbauen und zu erheben. Dies ist der rechte Quell, der rechte Ursprung, der richtige Gedanke bei einer Reise wie die in die Hochberge der Pyrenäen. Lust, Muth und Ausdauer, wie sie zur Überwindung von Schwierigkeiten nöthig sind, unverstimmtes Gemüth, freier, unbefangener Blick, Kraft, die vor Erschöpfung sichert, alle diese fließen nur aus diesem Quell ab. Zeit und Wetter haben ihre Gunst hinzugebracht und dem rüstigen Reisenden hier und da zu sehen erlaubt, was uns selbst unerreichbar blieb. So können wir ihm die Erklimmung des Vignemale beneiden, der zu unserer Zeit noch unersteigbar war, und zu dem es keinen Führer gab. Doch es ist Zeit, daß wir uns der genauern Ansicht des Inhalts dieses dankenswerthen Berichts zuwenden.

Der Verf., ein vielseitig gebildeter, wenn auch nicht gerade ein wissenschaftlicher Reisender, naht sich seinem Ziele, wie wir selbst, über Toulouse, allein von hier wendet er sich westwärts, nach Tarbes und Pau, wozu wir nicht rathen können. Es ist jedenfalls mehr zu empfehlen, daß der Reisende, bevor er diese Gebirgswelt betritt, sich eines Überblicks der gesammten Kette von der Terrasse von St.-Gaudens her, und näher, von dem köstlichen Observatorium des Pic du Midi von Bigorre versichere, und so vorbereitet in die Mitte dieser Bergriesen trete, als daß er von Pau her zuerst mit einer Seitenansicht beginne, welche die Gradation der Gebirgsschönheiten nicht gewährt, die der Eintritt von St.-Gaudens

her darbietet. Die ersten Capitel, Tarbes, Pau gleichen Vorbereitungen und enthalten, außer den merkwürdigen Prophezeiungen des Bauers Bug von Milhas, und einer Geschichte der Geburt Heinrich's IV., von dem es hieß: Milagro, la vaca hijò un lione (die Kuh hat, o Wunder, einen Löwen geboren) nichts Neues oder Bemerkenswerthes. Im vierten Capitel ist eine geschichtliche Übersicht dieser Landschaften, obwol etwas trocken, eine dankenswerthe Zugabe, da sie zur Orientirung dient. Von Pau ab beginnt die Gebirgsreise mit Eaux bonnes, Eaux chaudes und dem Thal von Ossau. Das kleine Thal von Arudy ist das erste, das von hieraus den nicht zu schildernden Reiz der Pyrenäenthäler vor dem Reisenden entfaltet. Dieser unaussprechliche Reiz ist gerade die erste und charakteristische Eigenthümlichkeit dieses Gebirgs, mit dem es die Alpen und den Apennin weithin besiegt, in dem es einzig und unververgleichlich dasteht. Der Reisende thut wohl, wenn er sich bemüht, über diesen ganz eigenthümlichen Reiz ins Klare zu kommen, von seinen Elementen sich Rechenschaft zu geben. Der Verf. aber versäumt die Gelegenheit zu einer solchen Analyse. Mag sein, daß der Charakter von Dürre und Trockenheit, der dem südlichen Frankreich beiwohnt, uns in höherm Grade empfänglich macht für die saftige und volle Schönheit der grünen Welt in den Pyrenäenthälern — Alles ist hiermit doch nicht erklärt. Der sanfte Reiz der letztern beruht, außer der Fülle und Üppigkeit der Vegetation, noch auf etwas Anderm, nämlich auf den, wir möchten sagen, beruhigten, fertigen und abgeschlossenen Bergformen, welche diese Thäler bilden. Hier ist kein Erdsturz mehr möglich, jede Höhe hat ihre richtige Basis gefunden, Alles erscheint weich, rund, beruhigt, keiner neuen Umwandlung unterworfen wie in dem jüngern Gebirge der Alpen. Die Ordnung ist hier seit langer Zeit fertig, in den Alpenthälern ist sie meistens noch herzustellen; hier ist das Schöpfungswerk vollendet, abgeschlossen, nicht mehr zu ändern. Daher diese sanfte, beruhigende Schönheit der Berge, welche die Thäler bilden; daher der um desto größere und gewaltigere Eindruck der Bergriesen, welche diese Thäler überragen, überwölben; daher die unbegrenzte Kraft der Vegetation und der unvergleichliche Blumenschmelz in diesen Thalgründen.

Wir haben hier mit wenig Pinselstrichen die charakteristische Schönheit oder besser, den Charakter in der Schönheit der Pyrenäenwelt gezeichnet, und folgen dem Verf. nun nach Lourdes und Bagnières de Bigorre, an dessen Quellen bekanntlich der im Trojanischen Kriege verwundete Gott Mars schon Heilung suchte, während Venus ihm bei dieser Badecur den bekannten Besuch abstattete! Das Thal von Campan ist in der That eines solchen göttlichen Besuchs werth. Wer schildert seinen Reiz nach Jean Paul, dessen der Verf. bei diesem Anlaß freilich nicht gedenkt: — die junge Welt ist so vergeßlicher Natur! In Grip angekommen, hofften wir, der Verf. werde sich dem nahen Pic du Midi zuwenden, dem schönsten Beobachtungspunkt für die gesammte Pyrenäenwelt; unerklärlicherweise aber steigt er durch die Hourquetta in die Vierthäler und zuerst in das von Aure hinab, um uns die tragische Geschichte des letzten Armagnac zu erzählen. Es läßt sich dies nur aus einer gewissen, ihn noch beherrschenden Bergscheu erklären. Das Thal von Argelès findet dann seine verdiente Bewunderung, obwol wir in seiner Schilderung den Diligence-Reisenden erkennen, der freilich dem Fußwanderer nichts Neues berichten kann; hiernach wenden wir uns dem Kern der Pyrenäenwelt, dem Thale von Luz und Gavarnie zu. Von hier ab wünschten wir dem Verf. etwas mehr Ernst und eine der Natur, die uns umgibt, entsprechendere Stimmung. Leichte Bemerkungen, Witze und Küchenzettel gestatten wir leichten und müßigen Reisenden; wer echtes Gefühl für die Natur und ihre Schönheit hat — und wir rechnen den Verf. zu den so Begabten —, sollte in solcher Umgebung Madame Cazaux und ihre Gasthofsscenen vergessen können! Der Ref. war darin glücklicher; zu seiner Zeit begegnete man keinen reitenden Engländerinnen hinter St.-Sauveur und Cauterèts. Doch die Zeiten haben sich geändert, der Pic de Bergonz ist jetzt mit Tragsänften bedeckt, deren Ref. sich nicht erinnert, eine einzige in den Pyrenäen gesehen zu haben. Die Civilisation hat auch ihre Schattenseite! Aber der Verf. versteht, von dem herrlichen Panorama, das der Pic de Bergonz darbietet, ein so lebenvolles, farbenreiches und naturgetreues Bild zu entwerfen, daß wir nicht blos dieser Schattenseiten vergessen, sondern, indem wir uns mit ihm in die Schönheiten dieser Bergwelt vertiefen, ihm zu lebhaftem Dank für seine warme und geschickte Schilderung verpflichtet werden. In der That hat seine Darstellung an keiner andern Stelle einen so wohlthuenden und befriedigenden Eindruck auf uns gemacht als gerade hier, wo Stil und Ausdruck der Größe und der Schönheit des vor uns entfalteten Naturbildes ganz entsprechen. Es ist zu rühmen, daß der Verf. auf Schönrednerei eben nicht viel Gewicht zu legen scheint und ein Bestreben danach sich nirgend kund gibt. Um so wirkungsvoller wird eine natürliche Erhebung der Sprache. Daß ihm das Vermögen des schönen Ausdrucks jedoch nicht mangelt, zeigt mehr als eine treffliche Stelle.

Wer nie einen Wald gesehen — sagt er z. B. —, in welchem die Natur, unentweiht von den eigennützigen Angriffen der Menschen, Jahrtausende lang vielleicht ungestört gewaltet hat; wer für jene großartige Vernachlässigung Sinn und Auge hat, welche nur in der Hand der Natur künstlerische Harmonie wird, der dringe ein in die Waldungen der Abhänge des Thals Lutour . . . Über Felsen, über Blumen und Kräuter hingestreckt liegen vermodernd die alten Riesen des Waldes, nach dem Naturgesetz einer neuen Generation Platz machend, ihr zur Nahrung dienend, und so sich in ihr verjüngend. Und welches Leben durch das Chaos dieser Vegetation hin! Welche Unendlichkeit der Erscheinungen in diesem Raume, von der Schlange an, die mit klugem Auge erst die ihr in dem Beobachter nahende Gefahr prüfen zu wollen scheint, bevor sie flieht, von dem in Farbenstaub gehüllten, regelmäßig gezeichneten Schmetterling, dem Käfer, der Mücke aufwärts. Wo ist der Zweifler, der nach dem aufmerksamen Blicke in diese wunderbar reiche Welt von Wesen noch den Zufall Schöpfer sein lassen möchte und von seiner Betrachtung nicht das Gefühl einer neuen Überzeugung mit sich forttrüge?

Nach dieser Stilprobe dürfen wir auch Das lobend an dem Verf. hervorheben, daß er Empfänglichkeit genug besitzt, um das Hirtenleben in den Pyrenäen in seinem Reiz und seinen Schrecknissen lebendig aufzufassen, in mannichfachen Bildern vor uns hinzulegen und das in seinen Repräsentanten lebende warme Naturgefühl, ihre dichterische Auffassung der sie umgebenden Scenen und die oft merkwürdige Zartheit der Gesinnung und Empfindung bei diesen Naturmenschen nur in einzelnen Zügen, wie in der „Geschichte zweier Brüder" geschieht, darzustellen. Durch das Thal von Praynères, von dem der Verf. schön sagt, daß es wie ein Blumenkorb aus seiner starren Umgebung hervorschimmerte, dann durch das Bastanthal, wild und rauh, in dem so zartfühlende Menschen wohnen wie die Brüder Ramon und Antoine, geht der fernere Weg nach Barèges, dem Badeort, der im Sommer den wundenkranken Veteranen, im Winter den Lawinen, den Bären und Wölfen des Hochgebirgs angehört. Der Verf. schlägt vor, diesen Ort zum Deportationsort für Frankreich, das nach einem solchen sucht, zu bestimmen!

Der Weg nach dem Circus von Gavarnie, einem der großartigsten Werke, welche je aus der Hand der Natur hervorgingen, ist jetzt fast so bekannt wie die Straße von Paris nach Versailles. Der heilige Schauer, welcher diesen Pfad noch vor 20 Jahren bedeckte, ist verschwunden, eine ebene Bergstraße führt nun zu diesem Wunder hin. Allein ein Wunderwerk ist der Circus noch immer und ein solches wird er bleiben, so lange diese 1400 Fuß hohen Felsenmauern nicht in sich zusammenstürzen. Ref. hat diese Scene seinen Landsleuten vor 20 Jahren zuerst geschildert und er kann sich nicht entschließen, während das Bild lebendig vor ihm steht, die Schilderung eines Andern wiederzugeben, wie warm und lebenvoll dieselbe auch sonst sei. Ein Bild, das nach 20 Jahren in der Seele so treu und glänzend wieder erwachen kann, muß etwas Großes und Ungemeines in sich fassen. Alpen und Apenninen bieten nichts dem Circus von Gavarnie Ähnliches dar, wenigstens was die Größenverhältnisse betrifft. Die Ringgebirge des Monds mögen von derselben Formbildung sein wie der Circus von Gavarnie und gleichen Ursprung mit ihm haben.

Im zweiten Theile fesselt zunächst die Wanderung durch das Felsenmeer von Héas, eine verunglückte oder eingestürzte Circusbildung, und wol die wildeste Scenerie des ganzen nördlichen Pyrenäenabhangs. Der Reisende gelangt dann endlich zu dem Pic du Midi de Bigorre, den er zu unrecht früher umgangen hat. Dieser herrliche Standpunkt, der uns das Gesammtgebirge allein zu vollständiger Anschauung bringt, kann nicht genug empfohlen werden; Ref. besuchte ihn dreimal, mit immer wachsender Befriedigung. Wäre der Verf. Geolog oder auch nur Maler, er würde diesen Besuch weder so lange aufgeschoben noch so flüchtig behandelt haben, als es geschieht; seine Begegnungen mit spanischen Parteigängern, Christinos und Karlisten, können uns für diese Entbehrung nicht schadloshalten, obwol sie von gutem Blick und glücklichem Reisenaturel Zeugniß geben. Cauterets und der Lac de Gaubé bilden hiernächst die anziehendsten Gegenstände seines fernern Reiseberichts, der durch die Ersteigung des Vignemale eine besondere Bedeutung erhält. Der Vignemale, der höchste Punkt der französischen Pyrenäen — denn Maladetta und Montperdu liegen auf spanischem Gebiet und geben kaum einen Überblick der eigentlichen Kette — galt lange Zeit für die Jungfrau der Pyrenäen; er blieb dem Ref. unerreichbar, weil zu seiner Zeit kein Führer gefunden wurde, der die Zugänge des Riesenbaus erforscht hätte; seit 12 Jahren ist er erobert und vielfach besucht worden und nach dem Berichte des Reisenden scheint seine Ersteigung nicht eben sehr schwierig, da sie mit dem Opfer einer Nachtruhe erlangt wurde. Der Vignemale ist die höchste Erhebung des Urgebirgs in den Pyrenäen, dessen höchste Spitzen bekanntlich die Anomalie darbieten, fast sämmtlich jüngerer Formation zu sein und auf dem Urgebirge aufzulagern; im Vignemale tritt der Granitgrat des Gebirgs klar hervor, in einer Erhebung von 10,068 Fuß. Der Überblick von dieser Warte her wird uns herrlich geschildert und muß dies in Wahrheit sein. Die umlagernden Schnee- und Eisfelder können so bedeutend nicht sein als sie vom Thale von Esplumeau aus erscheinen. Von dem köstlichen See von Gaubé erzählt der Verf. die tragische Geschichte des jungen englischen Paars, das auf seiner Hochzeitsreise begriffen, im J. 1832 hier einen schönen Tod fand. Ein Gedenkstein verewigt das ergreifende Ereigniß und nennt den Namen Patisson. In übermüthiger Laune zieht der junge Gatte seine Neuvermählte in den einzigen zerbrechlichen Kahn des Lac de Gaubé — sie rudern dahin im Spiel — scherzend — der Schiffende verliert das Übergewicht und gleitet in den eiskalten, stillen klaren Gletschersee. Er ist ein guter Schwimmer, aber die Kälte des feuchten Grabes tödtet ihn. Sie starrt über den Bord gebeugt dem Verschwundenen nach — willig, willenlos gleitet sie ihm nach, schwimmt eine Zeit lang auf dem kalten Elemente und verschwindet dann gleich ihm. Kaum kräuselt sich der seelenlose Wasserspiegel ein wenig über dem Doppelopfer — sie ruhen beisammen! Es liegt etwas Dichterisches in dieser einfachen Begebenheit; die Tücke der Natur, wenn sie groß oder lieblich ist, ist ein hochpoetisches Element.

Der Besuch von Bagnères de Luchon und die Ausflucht nach dem spanischen Thal von Aran, in dessen Hauptstadt, Viella, der Reisende mit dem General van Halen, dem derzeitigen Gewalthaber dieser Lande, zusammentrifft und einer Revue beiwohnt, gibt dem fernern Bericht ein neues Interesse. Wir können dem Verf. dahin nicht folgen, aber wir dürfen diesen Theil seiner Darstellung als den gelungensten und befriedigendsten bezeichnen. Auge und Urtheil des Erzählers sind stets wach und er weiß von dem Gesehenen und Erlebten Dasjenige auszuwählen, was dem Leser ein ähnliches Interesse wie ihm selbst darbietet, und dies in mannichfaltiger und belebter Darstellung ihm vorzuführen. Mag des durchaus Neuen, das er bringt, auch nur wenig sein, möge ihm

und seinem Buche auch der wissenschaftliche Stempel fehlen, und die Befriedigung des gelehrten Lesers nicht überall sein Bemühen krönen, so bleibt seine Arbeit doch ein dankenswerther Beitrag zur Kunde des Pyrenäengebirgs, seiner Reize und seiner anziehenden Schauer und er darf auf eine höhere Anerkennung rechnen, als sie seinen jüngsten Vorgängern in diesem Versuch gebührt, deren Schritte Frivolität und müßiger Überdruß in diesem schönen „Stück Erde" geleitet haben.

Die Beigaben über die Heilquellen der Pyrenäen und die sprachlichen Fragmente sind unerheblich, der beigefügte Entfernungsweiser aber ist dankenswerth. Wir wollen Buch und Verf. daher dem wohlwollenden Leser bestens empfohlen haben, der in der Anschauung großer Naturwerke seine Befriedigung findet. **W. von Lüdemann.**

Bibliographie.

Arndt, E. M., Märchen und Jugenderinnerungen. 2ter Theil. Mit 6 Kupfern. Berlin, Reimer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Blasius, J. H., Reise im Europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841. In zwei Theilen. 1ster Theil: Reise im Norden. Braunschweig, Westermann. 1844. Gr. 8. Preis beider Theile 5 Thlr.

Boden, A., Vertheidigung des Hrn. Prof. Dr. Sylv. Jordan wider das in erster Instanz von dem Criminal-Senat des Kurfürstlichen Obergerichts zu Marburg am 14. Juli 1843 gegen ihn gefällte Erkenntniß, und Widerlegung der Gründe dieses Erkenntnisses. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 20 Ngr.

Bröcker, J. P. E., Der evangelisch-christliche Gemeindegottesdienst aus der Schrift entwickelt. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Brückbräu, F. W., Christoph der Kämpfer, Herzog von Bayern, oder: Der Löwenbund. Historische Erzählung. Mit 1 Stahlstich. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 8. 26¼ Ngr.

Belgische Compagnie zur Colonisation des Districts Santo Thomas, Staat Guatemala. Dresden 1842. Gr. 8. 10 Ngr.

Dietsch, R., Das Leben Herzog Albrecht's des Beherzten. Als Einladungsschrift zu der 400jährigen Feier seiner Geburt im Schlosse zu Grimma am 27. Juli 1843. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 8. 10 Ngr.

Erath, C. J., Der Schulmeister in der Klemme. Ein Schwank in Versen in einem Acte. Wiesensteig. 16. 7½ Ngr.

Kleine Folge von Briefen zwischen K. Schildener und A. Schwarz. Herausgegeben von einem beiderseitigen Freunde. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Geschichte des Feldzugs von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neuern Kriegsgeschichte. 3ter Theil. 1ste Abtheilung. Mit 3 Plänen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3 Thlr.

Görres, G., Marienlieder zur Feier der Maiandacht gedichtet. München, Lentner. Gr. 16. 2½ Ngr.

Heller, R., Der Prinz von Oranien. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hinrichs, H. F. W., Politische Vorlesungen. Unser Zeitalter und wie es geworden, nach seinen politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zuständen, mit besonderm Bezuge auf Deutschland und namentlich Preußen. In öffentlichen Vorträgen an der Universität zu Halle. Zwei Bände. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Keferstein, C., Über die Halloren, als eine wahrscheinlich keltische Colonie, den Ursprung des Halle'schen Salzwerkes und dessen technische Sprache. Ein Versuch. Halle, Heynemann. Gr. 8. 20 Ngr.

Kehrein, J., Geschichte der katholischen Kanzelberedtsamkeit der Deutschen von der ältesten bis zu neuesten Zeit. Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Lentner, J. F., Ritter und Bauer. Roman in vier Büchern. Drei Bände. Magdeburg, Baensch. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Luden, H., Hauptmann von Gerlach (General von Grolman) 1812 Student in Jena. Aus den ungedruckten „Rückblicken in mein Leben". Jena, Luden. 12. 7½ Ngr.

Mauschwitz, C. v., Über Strafgefangene und Strafanstalten im Geiste der Zeit, nebst einem Anhange über Vermehrung und Verminderung der Verbrecher. Berlin, Dümmler. 8. 10 Ngr.

Mein letzter Wille und Nachlaß. Aus den Papieren eines scheintodtbegrabenen Rechtsanwaltes. Leipzig, Tauchnitz jun. Gr. 8. 1 Thlr.

Mosen, J., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Moser, F. S., Die fünfzigjährige Amtsjubelfeier des Geh. Consistorialraths Dr. Chr. Fr. Böhme in Luckau. Erinnerungsblätter für die Freunde und Verehrer des Jubilars. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 8 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis.) 4ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Platen, des Grafen v., Gesammelte Werke. In fünf Bänden. 1ste Lieferung. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 1 Thlr.

Quandt, J. G. v., Vorträge über Ästhetik für bildende Künstler, in der Königlichen Akademie für bildende Künste zu Dresden gehalten. Leipzig, Hirschfeld. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Raumer, F. v., Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. 7ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rohmer's, F., Lehre von den politischen Parteien. 1ster Theil: Die vier Parteien. Durch T. Rohmer. Frauenfeld, Beyel. 1844. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rückert, F., Gesammelte Gedichte. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Liebesfrühling. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1844. Gr. 16. 1 Thlr 10 Ngr.

Scheibler, K. H., Deutscher Studentenspiegel. Als Beitrag zu einer Reform des deutschen Studentenlebens im Geiste unserer Zeit und unseres Volksthums ans Licht gestellt. — A. u. d. T.: Beiträge zu einer inneren, von den Studirenden selbst ausgehenden Reform des deutschen Studentenlebens. I. Jena, Bran. 1844. 8. 1 Thlr.

Spaziergänge eines zweiten Wiener Poeten. 2te Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freih. v. Hormayr. 33ster Jahrgang. 1844. Mit 4 Bildnissen. Berlin, Reimer. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ulrich, J. B., Vaterländische Blüthenlese in Gedichten und Erzählungen. Luzern. Kl. 8. 12½ Ngr.

Voigt, J., Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. 3ter und letzter Band. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Walther's von der Vogelweide Gedichte. 2te Ausgabe von *K. Lachmann*. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Wette, W. M. de, Die Liebe als das Merkmal des wahren Christenthums. Predigt zur Nachfeier der Versammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolph's-Stiftung. Frankfurt a. M., Schmerber. 8. 3¾ Ngr.

Zeune, A. A., Gottlieb Köhler, der Soldat. Zwickau. 8. 4½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 343. — 9. December 1843.

Poesie und Prosa.

So heißt man gewöhnlich die beiden Hauptformen, worein die menschliche Sprache zerfällt. Erstere zunächst aus Gefühlen emporsteigend, letztere mehr auf Gedanken beruhend, wandelten sie lange schwesterlich Hand in Hand. Den gemeinschaftlichen Stamm verkündigten die Naturlaute beider. Aber im Laufe der Zeit störte der Drang nach Selbständigkeit und eigenthümlichem Wesen die Eintracht der Schwestern immer mehr. Die Prosa machte Anspruch auf die schöne Klarheit des Diamanten, ohne darum dessen anmuthiges Farbenspiel entbehren zu wollen, und die Poesie, obschon mit den höchsten Reizen der Erde und des Himmels sich zu schmücken trachtend, mochte deshalb ihre Ansprüche auf reine Diamantenklarheit ebenfalls nicht aufgeben. Immer mehr erhitzte sich der Streit zwischen ihnen, bis sie zuletzt eine wahrhaft feindliche Stellung gegeneinander annahmen. Da schlug sich die Kritik ins Mittel und schloß sie ab voneinander, sodaß sie beide als selbständig betrachtet wurden. Aber die wechselseitigen Übergriffe der beiden Schwestern in die Schranken der voneinander geschiedenen Gebiete dauerten fort. Gleichwol werden, obschon, seltsam genug, das Unvollkommene und Widernatürliche einer Scheidung der Sprache in diese zwei Formen zur immer allgemeinern Anerkennung gelangte, solche dennoch in allen die Sprache betreffenden Abhandlungen als wirkliche Gegensätze aufgeführt.

Weit richtiger als durch die Worte Poesie und Prosa ließe sich der Unterschied durch die ebenfalls gebräuchlichen Ausdrücke: gebundene und ungebundene Rede bezeichnen. Denn das Gebundene durch Metrum und Reim und die ganz ungebundene Rede bilden allerdings eine wesentliche Verschiedenheit. Doch würde hiermit ebenso wenig ein ausschließendes Terrain für die zwei kriegerischen Schwestern gewonnen, da diese Gebundenheit nicht nur keineswegs mit Dem, was man Poesie nennt, identisch ist, sondern sogar bei gänzlichem Mangel an letzterer stattfinden kann, die Prosa aber durch die von ihr behauptete Freiheit das Recht nicht verwirkte, ebenfalls in den Räumen der Poesie nach Lorberkränzen zu ringen.

Seitdem mit Goethe und der hauptsächlich von den Strahlen seines Alles überwiegenden Geistes angeregten romantischen Dichterschule eine neue Ära der Literatur begann, dürfte der Prosa dieses Recht kaum noch zu bestreiten sein. Von der Kritik war ihr solches bis dahin einzig im Dramatischen und zwar nur stillschweigend zugestanden worden. Hatte aber Goethe durch das Wesen seiner Schauspiele wie „Götz von Berlichingen", „Clavigo" und „Egmont" dieses Zugeständniß feierlich sanctionirt, so wies auch die feuer- und anmuthreiche Seele seiner Lyrik zuerst auf die Mängel und Schwächen der gebundenen Rede in Deutschland hin. Seit Opitz und Flemming, bis zu dem durch Prutz recht verdienstlich dargestellten Göttinger Dichterbunde und dessen einzelnen, wahrhaft poetischen Theilnehmern, sowie einigen wenigen andern, isolirt dem Fortschritte zustrebenden Dichtern, waren im Allgemeinen Metrum und Reim zu poesieleeren Schalen geworden, daher das laut ausgesprochene Verlangen der Romantiker nach poetischer Poesie, dessen Triumph zum Glück durch kein Achselzucken und Naserümpfen der im Schlendrian der damaligen Zeit befangenen Poeten und Kritiker zu hintertreiben war. Den größten Einfluß auf diesen Triumph hatten namentlich die von der romantischen Schule ausgegangenen lehrreichen Fingerzeige auf die Werke Goethe's und die glanzvollen praktischen Beweise eines neuen Aufschwungs durch Tieck's romantische Dichtungen. Wie aber zufolge der immer mehr Eingang findenden veränderten Ansichten Metrum und Reim, ohne wahrhaft poetischen Inhalt, allen Werth verloren hatten, so geschahen nun auch gleiche Angriffe gegen die Prosa. Diese misbrauchte nämlich ihr Recht auf den Zutritt in die Räume der Poesie dadurch, daß sie solchen mit Hülfe einer Unnatur sich erschlich, welche unter dem Namen der poetischen Prosa eine ziemliche Zeit bestand. Ohne das Verdienst mancher dergleichen, namentlich der sinnreich ausgeschmückten ländlichen Schilderungen des Schweizers Salomon Geßner, zu verkennen, erscheinen ihre Gestalten doch nur wie schön geformte und mit allem Reiz der Farbe ausgestattete — Wachsfiguren, denen gerade die unentbehrlichste Eigenschaft, das naturgemäß sich regende Fleisch und Blut des Lebens, abgeht.

Aber wie Goethe's Schauspiele der Aufnahme dramatischer Werke ohne Reim und Metrum in die Räume der Poesie zu mehrer Bekräftigung dienten, so brachen auch seine Romane sich von selbst Bahn in diese Räume, auf keinem Wege, wie der von Geßner eingeschlagene,

sondern auf einem, der bald nachher von allen Sachkundigen nicht nur für rechtmäßig anerkannt wurde, sondern auch jedem dieselbe Bahn verfolgenden Romanverfasser offen stehen sollte. Dieser Weg aber ist die dichterische Anlage und Ausführung des Werks.

Die nächste Frage wäre nun wol die: Worauf beruht der Unterschied der gemeinen von der dichterischen Anlage und Ausführung? Zwischen den mächtigen Namen Kant und Hegel flattert eine solche Fülle von Destinctionen des Worts Poesie, daß Jeder, der in dem Ausspruche, mit dem Jean Paul seine „Vorschule der Ästhetik" beginnt: „man kann eigentlich nichts real definiren als eine Definition selbst", keine Beruhigung findet, darüber in Verzweiflung gerathen möchte, wäre nicht die große Mehrzahl der den Gegenstand betreffenden Definitionen im Wesentlichen über einen Leisten geschlagen. Ohne die Güte der Auswahl unter ihrer Menge vor dem Eigensinne der Kritik vertreten zu wollen, möge nur die, welche das im J. 1843 erschienene „Etymologisch-kritische Wörterbuch der ästhetischen Kunstsprache" von Dr. Hebenstreit als die allerneueste hier aufgeführt stehen. Sie lautet:

> Poesie ist die Darstellung des Schönen, durch die Sprache, d. i. die Kunst, das Schöne durch eine in sich geschlossene Reihe anschaulicher Gedanken in der Sprache individuel darzustellen.

Vielleicht fügt sich übrigens die Antwort von selbst an obige Frage, wenn man die Poesie für eine Verklärung der Wirklichkeit annehmen will. Daß sie dies sei, darin stimmen fast alle Compendien überein. Desto weniger aber freilich dürfte man sich über die specielle Beschaffenheit einer solchen Verklärung vereinigen, weil diese von der Individualität und dem Urtheilsvermögen jedes Einzelnen abhängt und das wahrhaft Schöne, was denn doch den Haupbestandtheil der Verklärung ausmachen muß, sogar vielen der Verständigsten und Feinfühlendsten ein ewig unbegreifliches Mysterium bleiben wird. Wenn man deshalb auch davon ganz zu abstrahiren hat, einem poetischen Meisterwerke, das vielleicht nach dem Urtheile der competentesten Kritik seines Gleichen nicht findet, denselben allgemeinen Beifall zugekehrt zu sehen, der einem mathematischen, in gleichem Grade vollkommenen Werke von Sachkundigen unmöglich entgegen werden könnte, so wird man sich in diesem Falle mit dem Ausspruche der darüber anerkannt Urtheilfähigsten zu begnügen haben.

Wie sonach die unter dem Namen der poetischen Prosa bekannte unnatürliche Aufblähung der ungebundenen Rede den Einlaß in das Gebiet der Dichtkunst durchaus nicht erwerben kann, so kommt letzterer jener Rede von selbst zu, sobald ihrem Inhalte die poetische Verklärung beiwohnt, welche, namentlich in dem Roman und der Novelle, aus der Conception und Gestaltung des Ganzen und Einzelnen hervorleuchten muß. Und zwar kann der Gegenstand des Werks ebenso gut dem Gebiete des Verstands als dem des Gefühls entlehnt, mithin ebenso gut komisch als tragisch sein, wie Cervantes mit seinem über alles Ähnliche hoch hinausragenden „Don Qui[xote]
dings [W]alzwerkes und dessen technische Sprache. Ein Versuch.
sachsten [H]alle, Heynemann. Gr. 8. 20 Ngr.
die Spra[che] Kehrein, J., Geschichte der katholischen Kanzelberedtsam-
schen Zwe[ig] der Deutschen von der ältesten bis zu neuesten Zeit. Ein
Redekunst [...]g zur allgemeinen Literaturgeschichte. Zwei Bände. Re-
ben, in der [...]g, Manz. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
erwachsen, läß[t] [...]tner, J. F., Ritter und Bauer. Roman in vier
keine der bekann[...] Drei Bände. Magdeburg, Baensch. Gr. 12. 3 Thlr.
größern Fülle von [...] Hauptmann von Gerlach (General von
gen bereitwilliger entgeg[en] [...]ent in Jena. Aus den ungedruckten „Rück-
liche deutsche. Mit Recht m[...] Jena, Luden. 12. 7½ Ngr.
gen Mangel an Weichheit und [...] über Strafgefangene und Straf-
zum Vorwurfe. Aber, nicht zu geden[...] einem Anhange über Ver-
neuerlich zu mancher Verbesserung gelang[...]brecher. Berlin, Dümm-
für auch eine Energie zu Gebote, mit der [...] den Papieren eines
mancher andern hochausgebildeten Sprach[e] [...]g, Tauchnitz jun.
außer Stande sind. Ebenso ist es mit de[m] [...]uflage. Leipzig.
schaffen, daß der deutschen Sprache in vielen
Bestimmtheit des Ausdrucks abgehe und daß [...]sjubelfeier des
weilen in ein undurchdringliches Dunkel verliere[...]kau. Erinn-
gereicht vielmehr dieser Tadel unserer herrlichen [...]bilars. Al-
zu besonderm Lobe. Gerade das Stereotypische d[...]essantesten
drucks besonders in der französischen Sprac[he] [...]euer Zeit.
eine Menge Dinge und Fälle, beurkundet eine A[...] B. Alexis.)
der gegenüber der Reichthum der unserigen erst rec[ht] [...] fünf
Licht tritt. Während die deutsche für manche Sach[...] [...]gr.
Erscheinung unter einer Fülle von Abstufungen, Fa[...]
und Nuancen die Auswahl hat, ist der Franzose m[...]
ter auf einen einzigen Ausdruck beschränkt, sodaß
bekanntlich im gewöhnlichen Leben bei recht gangba[...]
Wetter-, Gesundheits- und sonstigen Conversationsfra[...]
voraussehen kann, in welche Worte gefaßt seine dara[...]
folgende Bejahung oder Verneinung erscheinen muß. Un[d]
jenes Dunkel, das undurchdringlich gescholten wird, ist i[n]
der Regel ebenfalls nur das Dunkel einer klaren Ster[...]
nennacht, welche die Phantasie des Deutschen ihm zum
erhebenden Fingerzeige auf eine Ewigkeit gestaltet, woran die große Mehrheit der Franzosen zu glauben gan[z]
unfähig geworden. Überhaupt strebt, wie der ganze deutsche Charakter, so auch die deutsche Sprache mehr [...]
die Sprachen vieler andern Nationen, deren Bestre[bun]gen hauptsächlich nach äußerer Cultur, Abrundung [...]
Stabilität gerichtet sind, nach innen, den tiefsten [...]
men der Gemüthswelt, mit ihrer allerdings oft [...]
verzagenden Hoffnung zu, in ihr möchte doch viel[...]
endlich der Schlüssel zu dem großen Geheimnisse [...]
Universums zu finden sein. Mit diesem Hauptstre[ben]
dürfte aber das Streben nach Stillstand sich nicht vereinigen lassen, weil solcher nur als eine die ihr zu wünschende weitere Fortbildung und Vervollkommnung hi[n]dernde Verknöcherung zu betrachten wäre. Wenn da[...]
aber auch jene andern Sprachen und namentlich d[ie]
französische vermöge der auf ihr lastenden Begrenzung
und Stabilität der Diplomatie von vorzüglichem Werthe sein müssen, so stehen sie doch unserer an Gleichnissen und Bildern durch die Fortdauer ihrer Perfectibilität im-

Bl…

literarisch…

Sonnabend,

… Sprache im Gebiete der …). Unter Anderm ist es be… des mehrfachen uneigent… chnung der Gegenstände, wel… über über die äußere Poetik … häufige Ermangelung, nament… Hinsicht höherstehende französi… de der Dichtkunst, in offenbaren … lyrischen Meisterwerke selbst der … kreichs, so hoch sie durch sorgsame … Glätte, wie besonders auch durch den … chanismus des Ganzen beinahe die ge… sche Lyrik überragen, müssen doch im Allge… at ihrer, wie unter dem Commando des Tanz…) seufzenden Grazie vor den Liedern und Roman… erer Goethe und Schiller zurückweichen, deren ma… Klänge, obschon sie einzig aus den Tiefen reinster … chennatur frei hervorquellen, aus überirdischen Räumen … zugesendet erscheinen. Ohne Zweifel hat das er… ute, durch den Eigensinn der pariser Akademie er… ngene Stillstehen der französischen Sprache die meiste Schuld an jenem Nachtheile der letztern, wenn man sie … dieser vergleicht, und es übersteigt fast allen Glau… daß der ungeheure Irrthum des Stabilitätsbeschlus… so lange bei Kräften zu bleiben vermochte. Die … prache, den Körper, der zur Fortpflanzung aller geisti… n Bewegungen einer Nation nicht zu entrathen ist, … leichsam in Spiritus setzen zu wollen, worin doch alles … eben ersticken muß und nur der Tod aufbewahrt wer… kann!

Mit Eintritt der Revolution hörte indessen die fran… ische Sprachtyrannei von selbst auf. Eine Masse, zum … äußerst übelgerathener, neuer Wörter nahm sich … Freiheit, unter der Herrschaft der Freiheit und Gleich… ebenfalls prosperiren zu wollen. Männer, deren … atriotismus sich hauptsächlich auf die Handhabung der … otine gelegt hatte, gaben sich mit der Schöpfung … r Sprachartikel ab, und wie groß auch der Abscheu … französischen Akademie vor dem Ausdrucke „*bougrè… ent patriotique*" sein mochte, so wagte sie doch schwer… ch einen Laut dagegen, da einer, der späterhin der … uillotine mit größerm Rechte verfallende, schmutzige … errorist, Bürger Hebert es war, der seinen Briefen des „Père Duchêne", einer damaligen Zeitschrift, dieses Lob … uf dem Titel ertheilte. Im Stillen litt gewiß mancher … kademiker an Wörtern, wie das von den pariser Ge… ngnißmorden zu Anfang Septembers 1792 hergeleitete … Septembrisiren nicht wenig, wenn er auch viel… leicht aus Besorgniß, daß an ihm selbst das Exempel ei… ner Septembrisation statuirt werden, oder man ihn … aus dem großen Fenster schauen*) lassen möchte, … seine Gefühle dabei ganz unterdrückte. Kurz, im blutigen … Gefolge der Revolution durchbrach eine solche Menge zum Theil ganz rohes, gehaltloses Geschmeiß von Worten und Redensarten den dagegen lange Jahre sorgfältigst unterhaltenen und bewachten akademischen Damm, daß von der früher gegen jede Neuerung dieser Art geltend gemachten Pruderie des sogenannten feinen Geschmacks in der Sprache keine Rede weiter sein und sogar der ärgste Jan Hagel von neuen Wörtern und Redeformen sich ohne Widerspruch in der Hauptstadt der Welt naturalisiren konnte. In der Folge mußte freilich eine Gährung eintreten und manche Hefe wieder wegfallen. Es ist aber doch bei aller Mühe, welche die französische Akademie sich von neuem gibt, als absolute Sprachherrscherin aufzutreten, solches mehr für eine leere Demonstration als für eine Sache von Gewicht zu achten. Vielleicht lag es blos an dem fortdauernden politischen Sturme und Umschwunge, daß die französische Poesie, wenn man ihren unfruchtbaren Kampf der Classicität mit einer sogenannten Romantik abrechnet, bis jetzt, auch in Folge des neuen Sprachzuwachses und mancher früher ganz verpönt gewesenen Bilder und uneigentlichen Ausdrücke, keine wesentliche Abänderung erfahren hat. Denn außer dem hohen, leidenschaftlichen Glanze der begeisterungsvollen und in jeder Hinsicht wichtigen Marseillerhymne herrschte in dieser Poesie noch immer die ganze regelrechte, eintönige Nüchternheit des Verstands nur allzu klar, um der Phantasie nicht allen Schwung zu benehmen, bis Alfons de Lamartine zuerst einen Weg einschlug, der seinem Namen gewiß eine weit festere Dauer sichern wird als die Huldigungen, die er neuerlich für den Augenblick mit weit größerm Erfolge der Politik darbrachte. Denn dieser ausgezeichnete Mann war es, dessen ebenso kraftvolle als melodische Töne sogar einen großen Theil derjenigen seiner Landsleute, die Das, was in Frankreich für classisch gilt, abgöttisch verehrten, mit seinen wohldurchdachten Verstößen gegen diese Classicität auszusöhnen wußte; er war es, welcher die an frischen Bildern, Gefühl und Innigkeit fast ganz verwahrloste Prosa des französischen Verses durch so manchen kühnen Eingriff in die Sprache großentheils mit einem poetischen Gewande zu bekleiden und sie so aus der frostigen Nüchternheit des Verstands in die warmen, blühenden Regionen der Phantasie überzuführen und den vorbeiflatternden irdischen Erscheinungen durch Vermählung mit der unvergänglichen Gemüthswelt Dauer und Bildung zu geben verstand. Möge sowol er selbst fortfahren, sein gelungenes Werk vorwärts zu treiben, als die im Steigen begriffene Zahl seiner Jünger sich immer vermehren. Möchten diese nicht irre werden durch die Widersprüche mancher ihrer im alten Vorurtheile untergehenden Landsleute, des Meisters Kühnheit und dessen Bestrebungen wo möglich noch zu überbieten!

Hat doch eine gleiche Kühnheit unserer beiden Kunstheroen, Goethe und Schiller, auch uns Deutsche im Reiche der Poesie erst auf die hohe Stufe gebracht, deren wir uns nun erfreuen. Besonders war es der Letztere, dessen erhabener Genius die ihm beiwohnende Fülle großer Gefühle und Gedanken in eine ihm eigenthümlich zugewachsene Kraft zu fassen wußte, deren Glanz Alles zauberisch an sich zog. Leicht möglich aber, daß er, allzu blendend,

*) Auch ein längst vergessener Ausdruck, mit welchem die Fühllosigkeit des Pöbels die Hinrichtung durch die Guillotine scherzhaft bezeichnete.

in der Folge die deutsche Poesie auf denselben Abweg geführt hätte, der ihr schon im 17. Jahrhunderte einmal durch Überspanntheit und Monstrosität, in den Dichterwerken Lohenstein's und Hofmannswaldau's eine eigenthümliche, von der Einfachheit der Natur abweichende, Richtung gegeben, wäre Schiller's gewaltsamer Anspannung, welche namentlich die mächtigst hinreißenden Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft", „Resignation" (beide nämlich in ihrer ursprünglichen, keineswegs in der nachherigen sogenannten verbesserten Gestalt) und auch zum Theil sein köstliches „Lied an die Freude" darthun, nicht die Betrachtung in den Weg getreten, daß solch eine rastlose Anspannung ein unnatürlicher Zustand sei. Als das unschätzbare Resultat dieser Betrachtung liegen Schiller's spätere, hauptsächlich seit dem J. 1793 entstandene dramatische und lyrische Productionen vor. Sie sind ein klarer, ruhiger Spiegel, aus dem uns, innig verschmolzen, Natur und Kunst und Himmel und Erde, mit ihrem unerschöpflichen Gestaltenreichthume und der frischesten Farbenpracht wahrhaft bezaubernd anschauen und wie mit liebenden Armen festhalten. Und die eben erwähnte Betrachtung, welcher eine so mächtige Veränderung entquoll, wem verdanken wir sie, als der Schicksalsgunst, die ihn mit dem größten Dichtergeiste nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen gebildeten Welt zusammenführte? Nach Allem, was über das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller in Hinsicht auf Leben, Wissen und Kunst bekannt worden, ist dieser denkwürdige genaue Verein überhaupt als ein wahrhaft großes, europäisches Ereigniß zu betrachten. Die gegenseitigen geistigen Ergießungen der zwei Dichtergrößen, wie nicht jedes Jahrhundert eine einzige hervorzubringen vermag, sind für die weitere Ausbildung beider von der erfreulichsten Folge gewesen. Rühmt doch Goethe selbst die geistige Anregung durch den hohen Mann, ohne welche unter Andern namentlich seine in den Schiller'schen „Musenalmanachen" zuerst erschienenen lyrischen und romantischen Wunderklänge sich nicht zum Dasein würden emporgeschwungen haben. Ebenso wenig ohne Zweifel der zweite Theil des „Faust", der, wenn er auch allerdings in Auffassung und Ausführung hinter dem ersten offenbar weit zurücksteht, doch gewiß ein Werk ist, dessen Höhe, besonders in den mitunter ganz unvergleichlichen einzelnen Partien, schwerlich ein Dichter der jetzigen Periode zu erreichen im Stande wäre. Beide Kunstheroen schienen berufen, einander wechselseitig zu berichtigen und zu ergänzen, um in ihren Werken dem ganzen Europa als literarische und poetische Meister vorzuleuchten. Nichts beweist wol auch besser ihr Anerkanntsein von den gebildeten Nationen als die fast überall unternommenen Versuche der Übersetzung ihrer Schöpfungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Humoristische Vorträge. Gesammelt von L. Weyl. Berlin, Berliner Verlagsbuchhandlung. 1843. 8. 15 Ngr.

Aus diesem Buche erfahren wir, nicht theoretisch, sondern an Beispielen, was der Hr. Herausgeber für humoristisch hält. Er mag seine Gründe haben, sich auf die Erklärung des Begriffs humoristisch nicht einzulassen; das ist allerdings auch nicht so leicht als das Zusammenlesen und Zusammenstellen solcher sich für geistreich ausgebender Artikelchen. Unter denselben finden wir forcirte Wort- und Witzspielereien, z. B. „Die Tischreden" von L. Schneider, „Die Entstehung des Carnevals" von Börnstein und Ähnliches; ferner eine Schwergeburt der Saphir'schen Aftermuse, betitelt „Die Eisenbahn". Ref. findet den Humor weder in diesen genannten, noch in Oettinger's „Tausendgüldenkraut", noch in Weyl's „Bildergalerie", noch in dessen „Der Teufel und der Fashionable", noch in Gubitz' „Liebesfibel" und „Ich bitte, noch im Unglück und Pech" von Lasker; naturwahr ist Glaßbrenner's „Erdbeben", aber für humoristisch wird diese sowie alle andern Nummern der Broschüre Niemand halten. Man begreift wirklich kaum, wie manche berliner Literaten so wenig Selbstkritik exerciren, daß sie solche flache Unbedeutendheiten, die in der That nicht werth sind, daß sie gedruckt werden, dem Publicum übergeben mögen. Das Erträglichste im ganzen Buche ist noch: „Bedenken" von Mühler.

29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 344. — 10. December 1843.

Poesie und Prosa.

(Fortsetzung aus Nr. 343.)

Wirklich gab es zu Anfang des letzten Decenniums vom 18. Jahrhunderte in Folge der jugendlichen Lyraklänge unsers Schiller eine Periode, in welcher der vorerwähnte, durch Lohenstein's und Hofmannswaldau's poetische Überspanntheit herbeigeführte Irrthum Miene machte, sich zu wiederholen. Die beiden hier nochmals genannten Dichter hatten zu ihrer Zeit, vermöge einer oft in leeren Wortschall und Unnatur ausartenden Zusammendrängung der Sprache so große Sensation gemacht, daß man durch sie alle andern deutschen Poeten, namentlich ihre um wenige Jahre ältern Zeitgenossen Opitz und Flemming, weit übertroffen zu sehen glaubte, wie unter Anderm ein damals in großem Rufe gewesener Ästhetiker Namens Männling in einer seiner mancherlei verschiedenartigen Schriften, deren Titel mir entfallen ist, mit großem Pomp verkündigte. Ihr Ruhm erhielt sich im Verhältniß zu ihren übrigens unleugbaren Verdiensten länger, als man hätte glauben sollen. Noch lange nach ihrem Tode erschien unter dem Titel: „Die allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen" 1707 eine Ästhetik von Menantes, in deren Vorrede sie ungemessene Lobsprüche erhalten, während jener andern zwei noch immer mit Recht im dichterischen Lorber prangenden Zeitgenossen, Martin Opitz' und Paul Flemming's, nicht einmal Erwähnung geschieht. Eben wie zur Zeit, wo man die längst völlig vergessenen Lohenstein und Hofmannswaldau vergötterte, war auch das Heer der Bewunderer Schiller's immer mehr angewachsen. Ihre Majorität fühlte sich jedoch offenbar nicht sowol durch die wahre Größe seiner Erscheinung, als durch den auffallenden Abstich, in der Art, wie solche von der minder rauschenden Poesie der Zeit sich unterschied, elektrisirt. Gerade das mitunterlaufende Wilde, Formlose und Überladene, ja wol genau betrachtet, zuweilen der Sinnlosigkeit Verwandte, gewährte ihnen den höchsten Reiz. Die Nachahmung war bald bei der Hand. Das Original stand in seinem ganzen, zum Theil völlig ungeregelten, abnormen Wesen, als eine mächtige Kraft da, dessen reichgeschmückter Harnisch mit der darin waltenden Seele ein einziges Leben ausmachte. Wenn aber auch der Nachahmung in der Regel die Seele ganz abging, so wußte doch oft der Schmuck eines schillernden, leeren Harnisches, den sie als Sprachrohr benutzte, der kurzsichtigen Menge ein dieser wohlgefälliges Leben vorzulügen und sie damit nach und nach dergestalt zu bethören, daß ihr die leblose, durch größere Verschrobenheit und sonstige Übertreibung zuweilen mehr behagte, als des Urbildes sich später immer tiefer in die Schranken des Maßes und des Schönen zurückziehende Poesie. Das war denn auch Ursache, daß eine große Zahl, sogar der Gebildeten, Schiller's während seines Aufenthalts in Jena entstandene Werke lyrischen und dramatischen Inhalts, die sich über die frühern Productionen desselben großentheils weit erheben, eine Zeitlang für offenbare Rückschritte seines Geistes und den, das Wilde und Maßlose in seinen Erzeugnissen bekämpfenden Einfluß Goethe's auf ihn, dessen hohen Dichtergenius für nachtheilig und verderblich zu achten schien. Aber die fortdauernde Vervollkommnung Schiller's, theils durch Goethe's Bemühungen, theils durch das Kernhafte des eigenen Innern, verscheuchte in kurzem doch die bis an das Unglaubliche streifenden Nebel vom Auge des Publicums. Letzteres, welches nicht lange zuvor vielleicht lieber gesehen, wenn Schiller die Extravaganzen seiner ersten Periode noch überboten, als seiner Poesie durch Reinigung von denselben die Krone aufgesetzt hätte, begriff immer besser das Bewunderungswerthe der geistigen Höhe, welches sich namentlich in dem zuerst unter dem Titel „Das Reich der Schatten" in der Zeitschrift „Die Horen" gegebenen Gedichte ausspricht, das späterhin „Das Reich der Formen" geheißen ward und zuletzt die Aufschrift „Ideal und Leben" erhalten hat.

Welch ein herrlicher Sinn geht durch dasselbe, welch eine Fülle erhabener Gedanken schmückt das Einzelne aus und wie lieblich rundet sich das krystallklare Ganze in seiner hochgebildeten Sprache ab! Wie laut schreit dagegen ihm gegenüber der Contrast eines unter dem Titel „Rousseau" in der „Anthologie auf das Jahr 1781" abgedruckten Gedichts des damals angehenden Dichters besonders in folgenden zwei Versen auf:

> Und wer sind sie, die den Weisen richten?
> Geisterschlacken, die zur Tiefe flüchten,
> Vor dem Silberblicke des Genies,
> Abgesplittert von dem Schöpfungswerke,
> Gegen Riesen Rousseau kind'sche Zwerge,
> Denen nie Prometheus' Feuer blies;

Brücken, vom Instincte zum Gedanken,
Angeflickt an der Menschheit Schranken,
Wo schon gröbre Lüfte wehn,
In die Kluft der Wesen eingekeilet,
Wo der Affe aus dem Thierreich geilet
Und die Menschheit anhebt abzustehn.

Zu noch mehrer Heraushebung des Gegensatzes zwischen beiden Schiller'schen Producten sei es erlaubt, folgende zwei Verse aus dem Gedichte „Ideal und Leben" daneben zu stellen:

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken:
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzesstrenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Sollte Jemand, wüßte er es nicht zuvor, wol für möglich halten, daß beide Gedichte die Klänge der nämlichen Lyra wären? Und doch! Fehlt auch den ersten zwei Strophen Alles, was die besondern Vorzüge seines im höchsten Reize innerer und äußerer Poesie (der Handlung und des Stils) strahlenden spätern Gedichts ausmacht, so blickt doch aus dem bis zur vollen Lächerlichkeit gehenden Bombast seines unverkennbar gänzlichen Contrastes allenthalben ein zu großen Dingen berufener Geist hervor. Keiner der seelenlosen Harnische, von denen wir sprachen, würde auch nur solcher Klänge fähig gewesen sein, wie Schiller's „Rousseau" sie darbietet.

Beiläufig bemerken wir hier, daß vielleicht noch einige dieser schillernden Harnische ihr Dasein bisweilen kundthun, daß sie aber schon lange vor dem Hinscheiden des großen Dichters, sogar für ihre frühern Bewunderer, allen Schein völlig eingebüßt hatten.

Man darf sicher behaupten, daß gerade Schiller's vormalige, zu gewaltsame Zusammenraffung gigantischer Gedanken und Bilder und die ihm im Dichten zur Gewohnheit gewordene Scheu vor allen trivialen und durch die Alltagsrede ihm für die Poesie zu profan erschienenen Ausdrücken und Wendungen eine Vollkommenkeit mehr verliehen habe, als sogar Goethe's, auch rücksichtlich der äußern Vollendung in der Regel unvergleichliche Geisteserzeugnisse im Einzelnen bisweilen darthun. Denn es kommen in manchen der ausgezeichnetsten Poesien dieses Meisters Stellen vor, denen Schiller schwerlich den Zutritt in die eigenen metrischen Werke verstattet haben würde. Ein Beispiel, das Sonett in dem bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt im J. 1802 aufgeführten Gelegenheitsstücke kann solches vielleicht erläutern.

Adam Müller hat irgendwo in seinen Werken sich über die Vollkommenheit dieses Sonetts ganz enthusiastisch ausgesprochen und er war wol der Mann, dessen Competenz hierin kein Sachkundiger bezweifeln wird. Das Gedicht lautet:

Natur und Kunst sie scheinen sich zu fliehen'
Und haben sich, ehe man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wol nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemess'nen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen.
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Sollte die deutsche Kritik, wie solche häufig geübt wird, nicht an Manchem darin großen Anstoß nehmen und besonders die zweite Hälfte des ersten Quartetts, sowie die ersten Zeilen des ersten und des zweiten Terzetts für durchaus prosaisch erklären? Wenn Schiller auch bei dergleichen Gelegenheit vermuthlich einer solchen Ausdrucksweise sich enthalten hätte, so würde das unstreitig nur von der ihm zur andern Natur gewordenen Sitte, in seinen poetischen Erzeugnissen dem Ausdrucke des gemeinen Lebens immer einen höhern zu substituiren, aber schwerlich davon hergerührt haben, daß ihm die von seinem großen Freunde hier der gewöhnlichen Rede entlehnten Worte in der Poesie geradezu als unangemessen erschienen wären. Der Mann, dessen seltener Universalität in Kunst und Wissen er selbst seine von der frühern Einseitigkeit und Überspannung zu allgemeinern, höhern Ansichten übergeführte Ausbildung verdankte, hatte, das wußte Schiller, überhaupt zu viel sichern Takt, um der Natur der Poesie unwürdige Redensarten aufzubürden. Obschon die Poesie allerdings den uneigentlichen Ausdruck in der Regel dem gewöhnlichen vorzuziehen pflegt, kann dem Dichter doch kein Vorwurf über den Gebrauch des letztern, selbst in der Poesie, gemacht werden, sobald nur der von ihm angewendete nicht gegen ihr inneres Wesen verstößt, wie nahe auch vielleicht die Möglichkeit der Auffindung eines mit diesem noch mehr harmonirenden Ausdrucks gelegen haben könnte. Eine Freiheit dieser Art (die ohnehin der Dichter bei größern Werken in gebundener Rede nicht entbehren kann) ist ihm auch schon darum im Allgemeinen zu vergönnen, da nicht selten die Vermeidung des gewöhnlichen prosaischen Ausdrucks nur durch unnöthigen, noch viel weniger mit der Poesie verträglichen Wortüberfluß viel zu theuer zu erkaufen sein würde. Nicht die *kritische Kunst*, sondern nur das auf Herkommen, Vorurtheil und Schlendrian beruhende, *gemeine Recensirhandwerk*, das den Kunstrichterstuhl mitunter usurpirt, könnte einem solchen Kaufe Genehmigung ertheilen.

So hat uns denn hier unsere dargelegte Überzeugung von den Vorzügen der deutschen vor vielen andern Sprachen, und der Höhe, zu welcher die beiden großen Dichter, Goethe und Schiller, der Poesie in ihr verholfen, unvermerkt darauf hingeführt, unter welchen Umständen der Poesie auch der Gebrauch solcher Wörter und Wendungen, welche fast ausschließend in das Gebiet der Prosa gehören, nicht versagt werden darf.

Wir besitzen einen Schriftsteller, der häufig vom Unverstande kanonisirt, von der Kritik noch viel zu wenig ins Licht gezogen und gewürdigt wurde, er heißt Jean Paul Friedrich Richter. Durch die Innigkeit seiner Theilnahme an dem mitunter in der That nur allzu grausamen weiblichen Schicksale und seine heldenmüthige Vertheidigung des Frauencharakters gegen Ungerechtigkeit und freche Verunglimpfung, mit Recht ein Liebling des zartern Geschlechts, verkündeten nicht nur dessen Stimmberechtigte das Lob seines Geistes und Herzens, sondern es rief ihn auch die durch ihn sich geschmeichelt fühlende Hysterie, seine sinnvollen Aussprüche dem wahren Wesen nach großentheils gar nicht fassend, zum wirklichen Heiland und Gottmenschen aus. Ihrer Meinung nach konnte neben der genialen, durch eine Überfülle von Witz und Komik hinreichend gerechtfertigten Verschrobenheit des Stils, der Stil keines andern deutschen Schriftstellers, als höchstens der, vermöge seiner Sentimentalität ihr zugänglich gemachte unsers Schiller, mit Ehren bestehen. Gerade an der krankhaften Thränenseite der im Ganzen so starken, gediegenen Natur Jean Paul's, eines geheimen Zusammenhangs mit der ihrigen, einer unverkennbaren Sympathie sich erfreuen zu dürfen wähnend, übertäubten dessen hysterische, ihm durchaus nicht ebenbürtige, Gönnerinnen das allgemeine Ohr mit der Verkündigung seiner unerreichbaren einzigen Größe so lange und leidenschaftlich, daß die anfänglichen Bedenken gegen manche Irrthümer des großen Mannes kaum noch laut zu werden wagten und sogar die wichtige Stimme, welche sich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, zugleich unter Anerkennung und Tadel, in den berühmten „Xenien" über ihn erhob, wegen Beimischung des allerdings mit ungerechter Härte ausgesprochenen Tadels, des gewaltigsten Frevels beschuldigt wurde. Diese Ungerechtigkeit war unverkennbar die leidige Frucht des Unwillens, daß die Kritik sogar sich von der unbedingten Lobpreisung unsers größten Humoristen durch die Hysterie hatte anstecken lassen. Wenn auch Jean Paul's Romane, schon wegen ihrer so reichen Ausstattung mit dem lebendigsten Humor, sich als einzig in der deutschen und vielleicht in allen Literaturen bewähren — denn sogar dem Engländer Sterne bleibt sein Geist in mehr als einer Hinsicht überlegen —, so läßt doch die Individualisirung der verschiedenen Charaktere und die Gestaltung des Einzelnen in seinen am meisten zur Sentimentalität sich hinneigenden Lebensgemälden zu einem Ganzen noch Manches zu wünschen übrig. Nur diejenigen, in denen das Komische vorherrscht, wie im „Siebenkäs", „Schmelzle", „Katzenberger" und andern, zeigen ihn in dieser Gattung von einem Range, den wol kein anderer deutscher Schriftsteller ihm streitig machen dürfte. Die Kritik hat auch nicht unterlassen, das hervorzuheben, und wenn hier behauptet wurde, sie habe ihn noch zu wenig in das Licht gezogen und gewürdigt, so bezieht sich dies keineswegs auf seine Romane. Die Kritik ließ sogar seinen nicht in dieses Fach einschlagenden Schriften, wie der „Levana" und der „Vorschule der Ästhetik", Gerechtigkeit widerfahren. Gleichwol scheint sie auf das letztgenannte Werk noch immer zu wenig hingedeutet zu haben und noch hinzudeuten. Und doch ist dasselbe seit dem Erscheinen dessen zweiter Auflage vor nun schon mehr als dreißig Jahren ungeachtet der Menge der binnen dieses Zeitraums erschienenen, denselben Gegenstand nach Verschiedenheit der Systeme und Parteien von allen Seiten beleuchtenden Schriften bis jetzt als ein wahrhaftes Schatzkästlein für die deutsche Literatur zu betrachten. Jeder, der Unbefangenheit genug besitzt, um aus der Partei, zu der er sich bekennt, für einen Augenblick ganz herauszutreten und Jean Paul's „Vorschule" von einem allgemeinen Gesichtspunkte ins Auge zu fassen, wird dies eingestehen müssen. Es ist ein vollständiger Inbegriff der gründlichsten und der Praxis am meisten in die Hand arbeitenden Theorien. Sogar diejenigen Ansichten dieses Ästhetikers, mit denen wir uns nicht vereinigen können, zeugen gewöhnlich von seinem rastlosen Nachdenken und Studium, von einem Scharfsinne, wie er bei solchem Übermaße des Witzes sonst gar nicht vorzukommen pflegt. Kein angehender Stilist sollte versäumen, dieses durch seine gewöhnlich mit den treffendsten Beispielen erläuterten Regeln versehene Buch zu Rathe zu ziehen. Hierbei kann man kaum umhin, der zu großen Strenge zu gedenken, welche gegen Schiller im dritten Theile vorkommt und besonders die bis in das Minutiöse streifenden Ausstellungen an einigen einzelnen lyrischen Pretiosen des Dichters zu misbilligen. Alles Das wird jedoch durch die tiefe Ehrfurcht entschuldigt, welche Jean Paul diesem Unsterblichen im Allgemeinen beweist. Dem Ausspruche des Tadels aber, den der Kritiker über die, auch von Andern viel angefochtene, harte Stelle in Schiller's „Lied an die Freude", wo der Unglückliche, der nie ein theilnehmendes Herz auf Erden finden konnte, aus dem Bunde der dieses Lied singenden Freunde verwiesen wird, muß man schon darum seine volle Zustimmung ertheilen, weil der Kritiker durch die Veränderung der Sylbe aus in die Sylbe in daran eine Verbesserung knüpfte. Jean Paul wünscht nämlich, daß die beiden Zeilen, welche jenes aus mit enthalten, also heißen möchten:

Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich in unsern Bund.

Unstreitig verdiente diese ungemein wichtige Verbesserung von allen Gesangvereinen bei dem Vortrage des so mächtig erhebenden Hymnus adoptirt zu werden.*)

---

*) Ein Freund des Verf. gegenwärtigen Aufsatzes äußerte, es ließe sich wol auch annehmen, daß Schiller unter dem Armen, der nie eine Seele sein nennen konnte, einen Solchen verstanden, der die rechten Wege dazu einzuschlagen versäumt, oder auf irgend eine Art dieses Unglück selbst verschuldet hätte. Der Verf. stimmt

Ein einziger Vorwurf ist vielleicht Jean Paul's Ästhetik nicht zu erlassen, daß er nämlich in denselben Fehler verfällt, den er im ersten Theile (S. 322) an Kotzebue rügt, weil das Unerschöpfliche des Füllhorns seines Witzes einen nachtheiligen Einfluß auf die Werke dieses Schriftstellers, namentlich auf dessen Dramen, äußere. Bei Jean Paul tritt, vorzüglich in der „Vorschule der Ästhetik", ganz der nämliche Fall ein. Auch keinen Augenblick ruhen in seinem Vortrage die Ergötzlichkeiten der Laune und des Witzes, durch welche die Aufmerksamkeit des Lesers getheilt und so ihm das Verständniß, worauf es ankommt, fortdauernd erschwert wird. Jean Paul verfährt gerade wie ein Feuerwerker, wenn er während der ganzen Dauer seiner Kunstexplosion nebenher noch durch Auswerfen von Leuchtkugeln und Schwärmern den Zuschauer zu belustigen suchen wollte. Bei alledem findet man die ähnliche Belustigung in seinem Buche an sich zu erfreulich, als daß der damit Bekanntgewordene sie, nun sie einmal vorhanden ist, daraus wegwünschen möchte.

Was über deutsche gebundene und ungebundene Rede zu sagen war, ist durch den trefflichen Humoristen in diesem Werke gesagt worden und des in demselben vorkommenden Irrthums so wenig, daß es gegen die aus dem Buche zu schöpfenden Kostbarkeiten gar nicht in Anschlag gebracht werden kann. Möge diese Hinweisung auf eine schon vor einer so langen Reihe von Jahren stattgefundene literarische Erscheinung in jetziger Zeit ihren wohlgemeinten Zweck nicht ganz verfehlen!

(Die Fortsetzung folgt.)

---

dieser Meinung vollkommen bei. Die fragliche Stelle möchte deshalb dem Sinne des großen Dichters dadurch vielleicht noch näher zu bringen sein, wenn das Wort gekonnt in gewollt umgeändert würde.

Notizen.

Nordpolexpedition der Hudsonbay-Company.

Bekanntlich wurde Capitain Back 1833 von der Britischen geographischen Gesellschaft abgesendet, um den Capitain Roß aufzusuchen, der vier Jahre zuvor auf Privatkosten eine Nordpolexpedition unternommen und im Mai 1832 sein Schiff verloren hatte. Sir G. Back machte bei dieser Gelegenheit den Versuch, durch Wager-Inlet oder Repulsebay in das Polarmeer vorzudringen. Dies war die letzte Unternehmung dieser Art vor denen der Hudsonbay-Company. Die von der britischen Regierung mit ungeheuren Kosten ausgerüsteten Expeditionen liefen ungeachtet des Eifers und Muthes der damit beauftragten Personen immer unglücklich ab, weil es den Letztern an Erfahrung in der Polarschiffahrt fehlte. Die Hudsonbay-Company beschloß deshalb, mit ihren im Betrieb des Pelzhandels geübten und der Nordmeere kundigen Seeleuten eine Expedition zur Entdeckung eines Theiles jener fast unzugänglichen Küsten zu unternehmen. Im Juli 1836 erhielten die Herren Dease und Simpson von der Company Befehl, im folgenden Jahre die Expedition zu beginnen, den Mackenzie hinunter zu fahren, dann westlich nach Return Reef, dem äußersten Punkte, den Sir J. Franklin 1826 erreicht hatte, die Küste von dort bis Point Barrow, welches Herr Elson bei Beechey's Expedition erreicht hatte, zu erforschen, dann im nordöstlichen Winkel des Großen Bärensees zu überwintern, im folgenden Sommer den Kupferminenfluß hinab zu fahren und die östliche Küste bis zur Mündung des Großen Fischflusses, den Back 1834 entdeckt hatte, im Verlaufe von zwei Sommern zu befahren und aufzunehmen. Diese Unternehmungen, die mit ebenso viel Einsicht und Klugheit als Muth und ohne einen einzigen erheblichen Unfall durchgeführt wurden, haben uns die genauere geographische Bekanntschaft einer Strecke von 74 Längengraden oder, wenn man den Windungen der Küsten folgt, mehr als 2000 englischen Meilen verschafft. Eine Beschreibung der Expedition ist soeben in London erschienen unter dem Titel: „Narrative of the discoveries on the north coast of America, effected by the officers of the Hudsons Bay Company during the years 1836—39", herausgegeben von Herrn Simpson's Bruder, Thomas Simpson. Herr Simpson selbst ist nämlich, als eben die Hudsonbay-Company sein Anerbieten angenommen hatte, eine neue Expedition nach der Fury- und Heklastraße zu führen, im Juni 1840 noch in Amerika unter Umständen, die nicht aufgehellt worden sind, eines gewaltsamen Todes gestorben. Er war zwar dem Range nach nur der zweite Offizier (denn an der Spitze stand der alte erfahrene Dease, der schon an Franklin's Expedition Theil genommen hatte), war aber doch eigentlich die Seele der Unternehmungen und auch der Einzige, welcher den wissenschaftlichen Aufgaben derselben gewachsen war.

Wir begnügen uns, folgende Schilderung aus obigem Werke mitzutheilen: „Die Eskimos, welche die Nordküsten Amerikas bewohnen, haben sich ohne Zweifel von Grönland aus verbreitet, welches selbst von Nordeuropa aus bevölkert worden. Ihre Nachbarn aber, die Loucheux vom Mackenzie, haben eine deutliche Tradition, daß ihre Vorfahren über einen Meerarm vom Westen hergekommen seien. Die Sprache der Loucheux ist gänzlich verschieden von der Sprache der übrigen bekannten Stämme, welche die weiten Districte bewohnen im Norden einer Linie, die man sich von Churchill an der Hudsonbay über die Rocky Mountains nach Neucaledonien gezogen denkt. Diese Letztern nämlich, d. h. die Chippeways, die Kupferindianer, die Biberindianer vom Friedensflusse, die Hundsripp- und Hasenindianer vom Mackenzie und vom Großen Bärensee, die Thocanier, Nasanier und Dahadinnies von den Rockybergen, nebst den Carriern von Neucaledonien, sprechen allesammt Dialekte der nämlichen Grundsprache. Nächst Diesen bewohnen die Crees, welche eine ganz andere Sprache sprechen, ein großes Stück des Continents, welches von dem Kleinen Sklavensee durch das Waldrevier nördlich vom Saskatschewan über den See Winipeg nach der Factorei York und von dort um die Küsten der Hudson- und der Jamesbay sich zieht. Die Carrier von Neucaledonien hatten noch neuerlich wie die Indier den Gebrauch, ihre Todten zu verbrennen; die Witwen wurden zwar nicht wie bei Jenen mit verbrannt, hatten aber doch eine nicht angenehme Rolle bei der Ceremonie zu übernehmen, sie mußten mit ihren Händen die Brust der Leiche so lange schlagen, bis diese ganz zu Asche verbrannt war, wobei sie sich natürlich oft die Hände rösteten." Die Eskimos, mit denen die Reisenden zusammentrafen, betrachtet Herr Simpson als den nordamerikanischen Indianern weit überlegen an Verstand, Voraussicht und Kunstfertigkeiten. Sie gehörten nicht zu jener klein gewachsenen stumpfen Race, an die wir bei diesem Volksnamen zu denken pflegen, sondern waren wohlgewachsene, kräftige und gewandte Leute, unter denen einige bis sechs Fuß groß waren. 48.

Die „Alte und neue Welt", die in Philadelphia erscheint, sagt: „Die in englischer Sprache erscheinenden nordamerikanischen Zeitungen machen zuweilen herrlichen Unsinn, wenn sie ein paar Worte aus einer ihnen fremden Sprache citiren. So las man neulich im ‚Ledger': Das zarteste Compliment, das man in den deutschen Ansiedelungen einem jungen Frauenzimmer am Montag-Morgen sagen kann, ist: ‚Geld der sight schleiferisch den Morgen!' Es wäre unmöglich, diese deutschseinsollenden Worte zu verstehen, wenn nicht die englische Übersetzung mit den Worten darunter stände: ‚I guess you're sleepy this morning'. Deutsche Zeitungsschreiber in Amerika würden sich schwerlich erkühnen, einen Satz aus einer fremden Sprache in ihren Blättern zu citiren, wenn sie nicht von der Correctheit des Citats überzeugt wären." 33.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 345. — 11. December 1843.

Poesie und Prosa.

(Fortsetzung aus Nr. 344.)

Schon aus dem Eingange dieses Aufsatzes ergab sich die Untauglichkeit der Worte Poesie und Prosa als Gegensätze, da nicht einmal eine strenge Abgrenzung zwischen ihnen zu ermöglichen ist. Sodann ward angenommen, daß jede Sprache um so günstiger für die Poesie sich erweise, je reicher ihr Wörterschatz an bildlichen oder wenigstens uneigentlichen Ausdrücken sei und daß daher die deutsche in dieser Hinsicht einen überwiegenden Vorzug vor den meisten andern Sprachen behaupte, die französische hingegen wegen der festen Bestimmtheit in ihren Ausdrücken, wenn schon in sonstiger Hinsicht manche Vorzüge, hingegen der Poesie vielleicht das dürftigste Material für deren Gestaltungen darbiete. Wir sahen, daß die Schuld hauptsächlich an dem Rigorismus der französischen Sprachgelehrsamkeit gelegen, derselbe aber durch die Revolution vom J. 1789 eine totale Niederlage erlitten, wie seitdem besonders der Dichter Lamartine dieses für seine poetischen Schöpfungen benutzt und zuvor ganz unerhörte Sprachneuerungen gewagt habe, welche sich eines großen Anklangs sogar in Frankreich erfreuten.

Unstreitig hat dieser Dichter somit wesentlich beigetragen, seinen Landsleuten Empfänglichkeit für die poetischen Productionen des Auslandes und unter Anderm für die deutsche Lyrik und Romantik beizubringen, auch den Übersetzungen vorzüglich unserer und der diesen dem Geiste nach am meisten verwandten englischen Dichtungen in seinem Vaterlande eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Die Frucht dieser Übersetzungen, vereint mit den Bestrebungen Lamartine's und dessen immer zahlreicher werdenden Anhangs, kann nur von den wohlthätigsten Folgen für den so lange schon zum Sklaven herabgewürdigten Genius der französischen Sprache sein. Je tiefer die Franzosen auf diesem Wege in die ihnen aus dem Auslande zufließenden poetischen Genüsse hineingerathen, desto mehr werden sie sich auch allmälig von der absoluten Nichtigkeit ihres Stolzes auf manche, vor kurzem noch von ihnen für die höchsten Blüten des Menschengeistes geachteten Werke einheimischer Poesie überzeugen, bis sie zuletzt vielleicht ebenfalls zu der Erkenntniß gelangen, daß überhaupt mit unserm Goethe, nach langer Dämmerung, ein neuer Tag für die poetische Literatur von ganz Europa angebrochen sei. Offenbar scheint das in der Poesie weit höher als Frankreich stehende Großbritannien schon hiervon eine bestimmte Ahnung zu haben und Schiller als einen treuen Mitschöpfer des neuen Lichts anzusehen, das sich hoffentlich immer weiter über die Welt verbreiten und dem allgemeinen Körper des menschlichen Gedankens, der Sprache, mag sie französisch oder deutsch, englisch oder italienisch heißen, durch immer zunehmenden wechselseitigen Austausch ihrer Schätze einen höhern gemeinschaftlichen Charakter ertheilen dürfte. Strebt doch überhaupt der Mensch in Allem mehr als jemals aus jener unseligen, feindlichen Abgeschlossenheit der verschiedenen Länder und Volksstämme heraus einer allen seinen geistigen und physischen Kräften Beförderung verheißenden brüderlichen Gemeinschaft zu. Wer weiß, ob hierdurch nicht am Ende gar die jetzt noch so große Verschiedenheit der Sprachlaute ihr Ziel in einer einzigen universellen Sprache finden könnte? Bis dahin — wenn es nämlich in der That die späte Nachkommenschaft je dahin bringen sollte! — werden die verschiedenen Idiome Zeit genug behalten, sich durch gegenseitige Mittheilung ihrer Reichthümer und lobenswerthen Eigenheiten möglichst zu vervollkommnen. Es darf aber diese Vervollkommnung keineswegs nur auf eine der beiden bisher allgemein mit dem Namen Poesie und Prosa bezeichneten Hauptformen der Sprache beschränkt werden, sie muß vielmehr nothwendig die Gesammtheit ihres unter dem Namen der schönen Redekunst bekannten Gebiets umfassen, da beide trotz der feindlichen Stellung gegeneinander als ganz unzertrennlich zu betrachten sind.

Die Poesie, hieß es, sei eine Verklärung der Wirklichkeit, wenn aber auch die ihr gegenüberstehende Prosa als Wortgeberin oft einzig die nackte Wirklichkeit repräsentirt, so wird sie doch ebenso oft durch die ihr vom Dichter eingehauchten hohen Gedanken, Gefühle und Bildungen in den Kreis der Verklärung hinaufgehoben, während die an Metrum oder Reim oder beide zugleich gebundene Rede, falls, wie solches häufig vorkommt, derselben jener Verklärungsschimmer abgeht, nicht einmal auf das Leben der Wirklichkeit Anspruch machen kann, sondern gleich der Unnatur der sogenannten poetischen Prosa geradezu dem Tode verfallen ist. Nicht zu gedenken, daß die gute Prosa, wie deren z. B. der

und seinem Buche auch der wissenschaftliche Stempel fehlen, und die Befriedigung des gelehrten Lesers nicht überall sein Bemühen krönen, so bleibt seine Arbeit doch ein dankenswerther Beitrag zur Kunde des Pyrenäengebirgs, seiner Reize und seiner anziehenden Schauer und er darf auf eine höhere Anerkennung rechnen, als sie seinen jüngsten Vorgängern in diesem Versuch gebührt, deren Schritte Frivolität und müßiger Überdruß in diesem schönen „Stück Erde" geleitet haben.

Die Beigaben über die Heilquellen der Pyrenäen und die sprachlichen Fragmente sind unerheblich, der beigefügte Entfernungsweiser aber ist dankenswerth. Wir wollen Buch und Verf. daher dem wohlwollenden Leser bestens empfohlen haben, der in der Anschauung großer Naturwerke seine Befriedigung findet. **W. von Lüdemann.**

Bibliographie.

Arndt, E. M., Märchen und Jugenderinnerungen. 2ter Theil. Mit 6 Kupfern. Berlin, Reimer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Blasius, J. H., Reise im Europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841. In zwei Theilen. 1ster Theil: Reise im Norden. Braunschweig, Westermann. 1844. Gr. 8. Preis beider Theile 5 Thlr.

Boden, A., Vertheidigung des Hrn. Prof. Dr. Sylv. Jordan wider das in erster Instanz von dem Criminal-Senat des Kurfürstlichen Obergerichts zu Marburg am 14. Juli 1843 gegen ihn gefällte Erkenntniß, und Widerlegung der Gründe dieses Erkenntnisses. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 20 Ngr.

Bröcker, J. P. C., Der evangelisch-christliche Gemeindegottesdienst aus der Schrift entwickelt. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Brückbräu, F. W., Christoph der Kämpfer, Herzog von Bayern, oder: Der Löwenbund. Historische Erzählung. Mit 1 Stahlstich. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 8. 26¼ Ngr.

Belgische Compagnie zur Colonisation des Districts Santo Thomas, Staat Guatemala. Dresden 1842. Gr. 8. 10 Ngr.

Dietsch, R., Das Leben Herzog Albrecht's des Beherzten. Als Einladungsschrift zu der 400jährigen Feier seiner Geburt im Schlosse zu Grimma am 27. Juli 1843. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 8. 10 Ngr.

Erath, E. J., Der Schulmeister in der Klemme. Ein Schwank in Versen in einem Acte. Wiesensteig. 16. 7½ Ngr.

Kleine Folge von Briefen zwischen K. Schildener und T. Schwarz. Herausgegeben von einem beiderseitigen Freunde. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Geschichte des Feldzugs von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neuern Kriegsgeschichte. 3ter Theil. 1ste Abtheilung. Mit 3 Plänen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3 Thlr.

Görres, G., Marienlieder zur Feier der Maiandacht gedichtet. München, Lentner. Gr. 16. 2½ Ngr.

Heller, R., Der Prinz von Oranien. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hinrichs, H. F. W., Politische Vorlesungen. Unser Zeitalter und wie es geworden, nach seinen politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zuständen, mit besonderm Bezuge auf Deutschland und namentlich Preußen. In öffentlichen Vorträgen an der Universität zu Halle. Zwei Bände. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Keferstein, C., Über die Halloren, als eine wahrscheinlich keltische Colonie, den Ursprung des Halle'schen Salzwerkes und dessen technische Sprache. Ein Versuch. Halle, Heynemann. Gr. 8. 20 Ngr.

Kehrein, J., Geschichte der katholischen Kanzelberedtsamkeit der Deutschen von der ältesten bis zu neuesten Zeit. Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Lentner, J. F., Ritter und Bauer. Roman in vier Büchern. Drei Bände. Magdeburg, Baensch. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Luden, H., Hauptmann von Gerlach (General von Grolman) 1812 Student in Jena. Aus den ungedruckten „Rückblicken in mein Leben". Jena, Luden. 12. 7½ Ngr.

Mauschwitz, C. v., Über Strafgefangene und Strafanstalten im Geiste der Zeit, nebst einem Anhange über Vermehrung und Verminderung der Verbrecher. Berlin, Dümmler. 8. 10 Ngr.

Mein letzter Wille und Nachlaß. Aus den Papieren eines scheintodtbegrabenen Rechtsanwaltes. Leipzig, Tauchnitz jun. Gr. 8. 1 Thlr.

Mosen, J., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Moser, F. S., Die fünzigjährige Amtsjubelfeier des Geh. Consistorialraths Dr. Chr. Fr. Böhme in Luckau. Erinnerungsblätter für die Freunde und Verehrer des Jubilars. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 8 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis). 4ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Platen, des Grafen v., Gesammelte Werke. In fünf Bänden. 1ste Lieferung. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 1 Thlr.

Quandt, J. G. v., Vorträge über Ästhetik für bildende Künstler, in der Königlichen Akademie für bildende Künste zu Dresden gehalten. Leipzig, Hirschfeld. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Raumer, F. v., Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. 7ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rohmer's, F., Lehre von den politischen Parteien. Erster Theil: Die vier Parteien. Durch T. Rohmer. Frauenfeld, Beyel. 1844. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rückert, F., Gesammelte Gedichte. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Liebesfrühling. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1844. Gr. 16. 1 Thlr 10 Ngr.

Scheidler, K. H., Deutscher Studentenspiegel. Als Beitrag zu einer Reform des deutschen Studentenlebens im Geiste unserer Zeit und unseres Volksthums ans Licht gestellt. — A. u. d. T.: Beiträge zu einer inneren, von den Studirenden selbst ausgehenden Reform des deutschen Studentenlebens. Jena, Bran. 1844. 8. 1 Thlr.

Spaziergänge eines zweiten Wiener Poeten. 2te Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe. 8. 1 Thlr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freih. v. Hormayr. 33ster Jahrgang. 1844. Mit 4 Bildnissen. Berlin, Reimer. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ulrich, J. B., Vaterländische Blüthenlese in Gedichten und Erzählungen. Luzern. Kl. 8. 12½ Ngr.

Voigt, J., Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. 3ter und letzter Band. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Walther's von der Vogelweide Gedichte. Zweite Ausgabe von *K. Lachmann*. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Wette, W. M. de, Die Liebe als das Merkmal des wahren Christenthums. Predigt zur Nachfeier der Versammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolph's-Stiftung. Frankfurt a. M., Schmerber. 8. 3¾ Ngr.

Zeune, A. A., Gottlieb Köhler, der Soldat. Zwickau. 8. 4½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

mer unerschöpflicher werdenden Sprache im Gebiete der Dichtkunst außerordentlich nach. Unter Andern ist es besonders gerade der Gebrauch des mehrfachen uneigentlichen Ausdrucks zu Bezeichnung der Gegenstände, welcher einen vorzüglichen Zauber über die äußere Poetik (den Stil) ausgießt, dessen häufige Ermangelung, namentlich die in mancher andern Hinsicht höherstehende französische Sprache, auf dem Felde der Dichtkunst, in offenbaren Nachtheil setzt. Die lyrischen Meisterwerke selbst der größten Geister Frankreichs, so hoch sie durch sorgsame Gliederung und Glätte, wie besonders auch durch den kunstreichen Mechanismus des Ganzen beinahe die gesammte deutsche Lyrik überragen, müssen doch im Allgemeinen mit ihrer, wie unter dem Commando des Tanzmeisters seufzenden Grazie vor den Liedern und Romanzen unserer Goethe und Schiller zurückweichen, deren magische Klänge, obschon sie einzig aus den Tiefen reinster Menschennatur frei hervorquellen, aus überirdischen Räumen uns zugesendet erscheinen. Ohne Zweifel hat das erwähnte, durch den Eigensinn der pariser Akademie erzwungene Stillstehen der französischen Sprache die meiste Schuld an jenem Nachtheile der letztern, wenn man sie mit dieser vergleicht, und es übersteigt fast allen Glauben, daß der ungeheure Irrthum des Stabilitätsbeschlusses so lange bei Kräften zu bleiben vermochte. Die Sprache, den Körper, der zur Fortpflanzung aller geistigen Bewegungen einer Nation nicht zu entrathen ist, gleichsam in Spiritus setzen zu wollen, worin doch alles Leben ersticken muß und nur der Tod aufbewahrt werden kann!

Mit Eintritt der Revolution hörte indessen die französische Sprachtyrannei von selbst auf. Eine Masse, zum Theil äußerst übelgerathener, neuer Wörter nahm sich die Freiheit, unter der Herrschaft der Freiheit und Gleichheit ebenfalls prosperiren zu wollen. Männer, deren Patriotismus sich hauptsächlich auf die Handhabung der Guillotine gelegt hatte, gaben sich mit der Schöpfung neuer Sprachartikel ab, und wie groß auch der Abscheu der französischen Akademie vor dem Ausdrucke „*bougrement* patriotique" sein mochte, so wagte sie doch schwerlich einen Laut dagegen, da einer, der späterhin der Guillotine mit größerm Rechte verfallende, schmutzige Terrorist, Bürger Hebert es war, der seinen Briefen des „Père Duchêne", einer damaligen Zeitschrift, dieses Lob auf dem Titel ertheilte. Im Stillen litt gewiß mancher Akademiker an Wörtern, wie das von den pariser Gefängnißmorden zu Anfang Septembers 1792 hergeleitete Septembrisiren nicht wenig, wenn er auch vielleicht aus Besorgniß, daß an ihm selbst das Exempel einer Septembrisation statuirt werden, oder man ihn aus dem großen Fenster schauen*) lassen möchte, seine Gefühle dabei ganz unterdrückte. Kurz, im blutigen Gefolge der Revolution durchbrach eine solche Menge zum Theil ganz rohes, gehaltloses Geschmeiß von Worten und Redensarten den dagegen lange Jahre sorgfältigst unterhaltenen und bewachten akademischen Damm, daß von der früher gegen jede Neuerung dieser Art geltend gemachten Pruderie des sogenannten feinen Geschmacks in der Sprache keine Rede weiter sein und sogar der ärgste Jan Hagel von neuen Wörtern und Redeformen sich ohne Widerspruch in der Hauptstadt der Welt naturalisiren konnte. In der Folge mußte freilich eine Gährung eintreten und manche Hefe wieder wegfallen. Es ist aber doch bei aller Mühe, welche die französische Akademie sich von neuem gibt, als absolute Sprachherrscherin aufzutreten, solches mehr für eine leere Demonstration als für eine Sache von Gewicht zu achten. Vielleicht lag es blos an dem fortdauernden politischen Sturme und Umschwunge, daß die französische Poesie, wenn man ihren unfruchtbaren Kampf der Classicität mit einer sogenannten Romantik abrechnet, bis jetzt, auch in Folge des neuen Sprachzuwachses und mancher früher ganz verpönt gewesenen Bilder und uneigentlichen Ausdrücke, keine wesentliche Abänderung erfahren hat. Denn außer dem hohen, leidenschaftlichen Glanze der begeisterungsvollen und in jeder Hinsicht wichtigen Marseillerhymne herrschte in dieser Poesie noch immer die ganze regelrechte, eintönige Nüchternheit des Verstands nur allzu klar, um der Phantasie nicht allen Schwung zu benehmen, bis Alfons de Lamartine zuerst einen Weg einschlug, der seinem Namen gewiß eine weit festere Dauer sichern wird als die Huldigungen, die er neuerlich für den Augenblick mit weit größerm Erfolge der Politik darbrachte. Denn dieser ausgezeichnete Mann war es, dessen ebenso kraftvolle als melodische Töne sogar einen großen Theil derjenigen seiner Landsleute, die Das, was in Frankreich für classisch gilt, abgöttisch verehrten, mit seinen wohldurchdachten Verstößen gegen diese Classicität auszusöhnen wußte; er war es, welcher die an frischen Bildern, Gefühl und Innigkeit fast ganz verwahrloste Prosa des französischen Verses durch so manchen kühnen Eingriff in die Sprache großentheils mit einem poetischen Gewande zu bekleiden und sie so aus der frostigen Nüchternheit des Verstands in die warmen, blühenden Regionen der Phantasie überzuführen und den vorbeiflatternden irdischen Erscheinungen durch Vermählung mit der unvergänglichen Gemüthswelt Dauer und Bildung zu geben verstand. Möge sowol er selbst fortfahren, sein gelungenes Werk vorwärts zu treiben, als die im Steigen begriffene Zahl seiner Jünger sich immer vermehren. Möchten diese nicht irre werden durch die Widersprüche mancher ihrer im alten Vorurtheile untergehenden Landsleute, des Meisters Kühnheit und dessen Bestrebungen wo möglich noch zu überbieten!

Hat doch eine gleiche Kühnheit unserer beiden Kunstheroen, Goethe und Schiller, auch uns Deutsche im Reiche der Poesie erst auf die hohe Stufe gebracht, deren wir uns nun erfreuen. Besonders war es der Letztere, dessen erhabener Genius die ihm beiwohnende Fülle großer Gefühle und Gedanken in eine ihm eigenthümlich zugewachsene Kraft zu fassen wußte, deren Glanz Alles zauberisch an sich zog. Leicht möglich aber, daß er, allzu blendend,

*) Auch ein längst vergessener Ausdruck, mit welchem die Fühllosigkeit des Pöbels die Hinrichtung durch die Guillotine scherzhaft bezeichnete.

in der Folge die deutsche Poesie auf denselben Abweg geführt hätte, der ihr schon im 17. Jahrhunderte einmal durch Überspanntheit und Monstrosität, in den Dichterwerken Lohenstein's und Hofmannswaldau's eine eigenthümliche, von der Einfachheit der Natur abweichende, Richtung gegeben, wäre Schiller's gewaltsamer Anspannung, welche namentlich die mächtigst hinreißenden Gedichte „Freigeisterei der Leidenschaft", „Resignation" (beide nämlich in ihrer ursprünglichen, keineswegs in der nachherigen sogenannten verbesserten Gestalt) und auch zum Theil sein köstliches „Lied an die Freude" darthun, nicht die Betrachtung in den Weg getreten, daß solch eine rastlose Anspannung ein unnatürlicher Zustand sei. Als das unschätzbare Resultat dieser Betrachtung liegen Schiller's spätere, hauptsächlich seit dem J. 1793 entstandene dramatische und lyrische Productionen vor. Sie sind ein klarer, ruhiger Spiegel, aus dem uns, innig verschmolzen, Natur und Kunst und Himmel und Erde, mit ihrem unerschöpflichen Gestaltenreichthume und der frischesten Farbenpracht wahrhaft bezaubernd anschauen und wie mit liebenden Armen festhalten. Und die eben erwähnte Betrachtung, welcher eine so mächtige Veränderung entquoll, wem verdanken wir sie, als der Schicksalsgunst, die ihn mit dem größten Dichtergeiste nicht nur Deutschlands, sondern der ganzen gebildeten Welt zusammenführte? Nach Allem, was über das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller in Hinsicht auf Leben, Wissen und Kunst bekannt worden, ist dieser denkwürdige genaue Verein überhaupt als ein wahrhaft großes, europäisches Ereigniß zu betrachten. Die gegenseitigen geistigen Ergießungen der zwei Dichtergrößen, wie nicht jedes Jahrhundert eine einzige hervorzubringen vermag, sind für die weitere Ausbildung beider von der erfreulichsten Folge gewesen. Rühmt doch Goethe selbst die geistige Anregung durch den hohen Mann, ohne welche unter Andern namentlich seine in den Schiller'schen „Musenalmanachen" zuerst erschienenen lyrischen und romantischen Wunderklänge sich nicht zum Dasein würden emporgeschwungen haben. Ebenso wenig ohne Zweifel der zweite Theil des „Faust", der, wenn er auch allerdings in Auffassung und Ausführung hinter dem ersten offenbar weit zurücksteht, doch gewiß ein Werk ist, dessen Höhe, besonders in den mitunter ganz unvergleichlichen einzelnen Partien, schwerlich ein Dichter der jetzigen Periode zu erreichen im Stande wäre. Beide Kunstheroen schienen berufen, einander wechselseitig zu berichtigen und zu ergänzen, um in ihren Werken dem ganzen Europa als literarische und poetische Meister vorzuleuchten. Nichts beweist wol auch besser ihr Anerkanntsein von den gebildeten Nationen als die fast überall unternommenen Versuche der Übersetzung ihrer Schöpfungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Humoristische Vorträge. Gesammelt von L. Weyl. Berlin, Berliner Verlagsbuchhandlung. 1843. 8. 15 Ngr.

Aus diesem Buche erfahren wir, nicht theoretisch, sondern an Beispielen, was der Hr. Herausgeber für humoristisch hält. Es mag seine Gründe haben, sich auf die Erklärung des Begriffs humoristisch nicht einzulassen; das ist allerdings auch nicht so leicht als das Zusammenlesen und Zusammenstellen solcher sich für geistreich ausgebender Artikelchen. Unter denselben finden wir forcirte Wort- und Witzspielereien, z. B. „Die Tischreden" von L. Schneider, „Die Entstehung des Carnevals" von Börnstein und Ähnliches; ferner eine Schwergeburt der Saphir'schen Aftermuse, betitelt „Die Eisenbahn". Ref. findet den Humor weder in diesen genannten, noch in Oettinger's „Tausendgüldenkraut", noch in Weyl's „Bildergalerie", noch in dessen „Der Teufel und der Fashionable", noch in Gubitz' „Liebesfibel" und „Ich bitte, noch im Unglück und Pech" von Lasker; naturwahr ist Glaßbrenner's „Erdbeben", aber für humoristisch wird diese sowie alle andern Nummern der Broschüre Niemand halten. Man begreift wirklich kaum, wie manche berliner Literaten so wenig Selbstkritik exerciren, daß sie solche flache Unbedeutendheiten, die in der That nicht werth sind, daß sie gedruckt werden, dem Publicum übergeben mögen. Das Erträglichste im ganzen Buche ist noch: „Bedenken" von Mühler.

29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 344. — 10. December 1843.

Poesie und Prosa.

(Fortsetzung aus Nr. 343.)

Wirklich gab es zu Anfang des letzten Decenniums vom 18. Jahrhunderte in Folge der jugendlichen Lyraklänge unsers Schiller eine Periode, in welcher der vorerwähnte, durch Lohenstein's und Hofmannswaldau's poetische Überspanntheit herbeigeführte Irrthum Miene machte, sich zu wiederholen. Die beiden hier nochmals genannten Dichter hatten zu ihrer Zeit, vermöge einer oft in leeren Wortschall und Unnatur ausartenden Zusammendrängung der Sprache so große Sensation gemacht, daß man durch sie alle andern deutschen Poeten, namentlich ihre um wenige Jahre ältern Zeitgenossen Opitz und Flemming, weit übertroffen zu sehen glaubte, wie unter Anderm ein damals in großem Rufe gewesener Ästhetiker Namens Männling in einer seiner mancherlei verschiedenartigen Schriften, deren Titel mir entfallen ist, mit großem Pomp verkündigte. Ihr Ruhm erhielt sich im Verhältniß zu ihren übrigens unleugbaren Verdiensten länger, als man hätte glauben sollen. Noch lange nach ihrem Tode erschien unter dem Titel: „Die allerneueste Art zur reinen und galanten Poesie zu gelangen" 1707 eine Ästhetik von Menantes, in deren Vorrede sie ungemessene Lobsprüche erhalten, während jener andern zwei noch immer mit Recht im dichterischen Lorber prangenden Zeitgenossen, Martin Opitz' und Paul Flemming's, nicht einmal Erwähnung geschieht. Eben wie zur Zeit, wo man die längst völlig vergessenen Lohenstein und Hofmannswaldau vergötterte, war auch das Heer der Bewunderer Schiller's immer mehr angewachsen. Ihre Majorität fühlte sich jedoch offenbar nicht sowol durch die wahre Größe seiner Erscheinung, als durch den auffallenden Abstich, in der Art, wie solche von der minder rauschenden Poesie der Zeit sich unterschied, elektrisirt. Gerade das mitunterlaufende Wilde, Formlose und Überladene, ja wol genau betrachtet, zuweilen der Sinnlosigkeit Verwandte, gewährte ihnen den höchsten Reiz. Die Nachahmung war bald bei der Hand. Das Original stand in seinem ganzen, zum Theil völlig ungeregelten, abnormen Wesen, als eine mächtige Kraft da, dessen reichgeschmückter Harnisch mit der darin waltenden Seele ein einziges Leben ausmachte. Wenn aber auch der Nachahmung in der Regel die Seele ganz abging, so wußte doch oft der Schmuck eines schillernden, leeren Harnisches, den sie als Sprachrohr benutzte, der kurzsichtigen Menge ein dieser wohlgefälliges Leben vorzulügen und sie damit nach und nach dergestalt zu bethören, daß ihr die leblose, durch größere Verschrobenheit und sonstige Übertreibung zuweilen mehr behagte, als des Urbildes sich später immer tiefer in die Schranken des Maßes und des Schönen zurückziehende Poesie. Das war denn auch Ursache, daß eine große Zahl, sogar der Gebildeten, Schiller's während seines Aufenthalts in Jena entstandene Werke lyrischen und dramatischen Inhalts, die sich über die frühern Productionen desselben größentheils weit erheben, eine Zeitlang für offenbare Rückschritte seines Geistes und den, das Wilde und Maßlose in seinen Erzeugnissen bekämpfenden Einfluß Goethe's auf ihn, dessen hohen Dichtergenius für nachtheilig und verderblich zu achten schien. Aber die fortdauernde Vervollkommnung Schiller's, theils durch Goethe's Bemühungen, theils durch das Kernhafte des eigenen Innern, verscheuchte in kurzem doch die bis an das Unglaubliche streifenden Nebel vom Auge des Publicums. Letzteres, welches nicht lange zuvor vielleicht lieber gesehen, wenn Schiller die Extravaganzen seiner ersten Periode noch überboten, als seiner Poesie durch Reinigung von denselben die Krone aufgesetzt hätte, begriff immer besser das Bewunderungswerthe der geistigen Höhe, welches sich namentlich in dem zuerst unter dem Titel „Das Reich der Schatten" in der Zeitschrift „Die Horen" gegebenen Gedichte ausspricht, das späterhin „Das Reich der Formen" geheißen ward und zuletzt die Aufschrift „Ideal und Leben" erhalten hat.

Welch ein herrlicher Sinn geht durch dasselbe, welch eine Fülle erhabener Gedanken schmückt das Einzelne aus und wie lieblich rundet sich das krystallklare Ganze in seiner hochgebildeten Sprache ab! Wie laut schreit dagegen ihm gegenüber der Contrast eines unter dem Titel „Rousseau" in der „Anthologie auf das Jahr 1781" abgedruckten Gedichts des damals angehenden Dichters besonders in folgenden zwei Versen auf:

> Und wer sind sie, die den Weisen richten?
> Geisterschlacken, die zur Tiefe flüchten,
> Vor dem Silberblicke des Genies,
> Abgesplittert von dem Schöpfungswerke,
> Gegen Riesen Rousseau kind'sche Zwerge,
> Denen nie Prometheus' Feuer blies;

Brücken, vom Instincte zum Gedanken,
Angeflickert an der Menschheit Schranken,
Wo schon gröbre Lüfte wehn,
In die Kluft der Wesen eingekeilet,
Wo der Affe aus dem Thierreich geilet
Und die Menschheit anhebt abzustehn.

Zu noch mehrer Heraushebung des Gegensatzes zwischen beiden Schiller'schen Producten sei es erlaubt, folgende zwei Verse aus dem Gedichte „Ideal und Leben" daneben zu stellen:

Wenn ihr in der Menschheit traur'ger Blöße
Steht vor des Gesetzes Größe,
Wenn dem Heiligen die Schuld sich naht,
Da erblasse vor der Wahrheit Strahle
Eure Tugend, vor dem Ideale
Fliehe muthlos die beschämte That.
Kein Erschaffner hat dies Ziel erflogen,
Über diesen grauenvollen Schlund
Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freiheit der Gedanken:
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ew'ge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzesstrenge Fessel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Sollte Jemand, wüßte er es nicht zuvor, wol für möglich halten, daß beide Gedichte die Klänge der nämlichen Lyra wären? Und doch! Fehlt auch den ersten zwei Strophen Alles, was die besondern Vorzüge seines im höchsten Reize innerer und äußerer Poesie (der Handlung und des Stils) strahlenden spätern Gedichts ausmacht, so blickt doch aus dem bis zur vollen Lächerlichkeit gehenden Bombast seines unverkennbar gänzlichen Contrastes allenthalben ein zu großen Dingen berufener Geist hervor. Keiner der seelenlosen Harnische, von denen wir sprachen, würde auch nur solcher Klänge fähig gewesen sein, wie Schiller's „Rousseau" sie darbietet.

Beiläufig bemerken wir hier, daß vielleicht noch einige dieser schillernden Harnische ihr Dasein bisweilen kundthun, daß sie aber schon lange vor dem Hinscheiden des großen Dichters, sogar für ihre frühern Bewunderer, allen Schein völlig eingebüßt hatten.

Man darf sicher behaupten, daß gerade Schiller's vormalige, zu gewaltsame Zusammenraffung gigantischer Gedanken und Bilder und die ihm im Dichten zur Gewohnheit gewordene Scheu vor allen trivialen und durch die Alltagsrede ihm für die Poesie zu profan erschienenen Ausdrücken und Wendungen eine Vollkommenheit mehr verliehen habe, als sogar Goethe's, auch rücksichtlich der äußern Vollendung in der Regel unvergleichliche Geisteserzeugnisse im Einzelnen bisweilen darthun. Denn es kommen in manchen der ausgezeichnetsten Poesien dieses Meisters Stellen vor, denen Schiller schwerlich den Zutritt in die eigenen metrischen Werke verstattet haben würde. Ein Beispiel, das Sonett in dem bei Eröffnung des neuen Schauspielhauses zu Lauchstädt im J. 1802 aufgeführten Gelegenheitsstücke kann solches vielleicht erläutern.

Adam Müller hat irgendwo in seinen Werken sich über die Vollkommenheit dieses Sonetts ganz enthusiastisch ausgesprochen und er war wol der Mann, dessen Competenz hierin kein Sachkundiger bezweifeln wird. Das Gedicht lautet:

Natur und Kunst sie scheinen sich zu fliehen
Und haben sich, ehe man es denkt, gefunden;
Der Widerwille ist auch mir verschwunden
Und beide scheinen gleich mich anzuziehen.

Es gilt wol nur ein redliches Bemühen!
Und wenn wir erst in abgemess'nen Stunden
Mit Geist und Fleiß uns an die Kunst gebunden,
Mag frei Natur im Herzen wieder glühen.

So ist's mit aller Bildung auch beschaffen.
Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.

Sollte die deutsche Kritik, wie solche häufig geübt wird, nicht an Manchem darin großen Anstoß nehmen und besonders die zweite Hälfte des ersten Quartetts, sowie die ersten Zeilen des ersten und des zweiten Terzetts für durchaus prosaisch erklären? Wenn Schiller auch bei dergleichen Gelegenheit vermuthlich einer solchen Ausdrucksweise sich enthalten hätte, so würde das unstreitig nur von der ihm zur andern Natur gewordenen Sitte, in seinen poetischen Erzeugnissen dem Ausdrucke des gemeinen Lebens immer einen höhern zu substituiren, aber schwerlich davon hergerührt haben, daß ihm die von seinem großen Freunde hier der gewöhnlichen Rede entlehnten Worte in der Poesie geradezu als unangemessen erschienen wären. Der Mann, dessen seltener Universalität in Kunst und Wissen er selbst seine von der frühern Einseitigkeit und Überspannung zu allgemeinern, höhern Ansichten übergeführte Ausbildung verdankte, hatte, das wußte Schiller, überhaupt zu viel sichern Takt, um der Natur der Poesie unwürdige Redensarten aufzubürden. Obschon die Poesie allerdings den uneigentlichen Ausdruck in der Regel dem gewöhnlichen vorzuziehen pflegt, kann dem Dichter doch kein Vorwurf über den Gebrauch des letztern, selbst in der Poesie, gemacht werden, sobald nur der von ihm angewendete nicht gegen ihr inneres Wesen verstößt, wie nahe auch vielleicht die Möglichkeit der Auffindung eines mit diesem noch mehr harmonirenden Ausdrucks gelegen haben könnte. Eine Freiheit dieser Art (die ohnehin der Dichter bei größern Werken in gebundener Rede nicht entbehren kann) ist ihm auch schon darum im Allgemeinen zu vergönnen, da nicht selten die Vermeidung des gewöhnlichen prosaischen Ausdrucks nur durch unnöthigen, noch viel weniger mit der Poesie verträglichen Wortüberfluß viel zu theuer zu erkaufen sein würde. Nicht die kritische Kunst, sondern nur das auf Herkommen, Vorurtheil und Schlendrian beruhende, gemeine Recensirhandwerk, das den Kunstrichterstuhl mitunter usurpirt, könnte einem solchen Kaufe Genehmigung ertheilen.

So hat uns denn hier unsere dargelegte Überzeugung von den Vorzügen der deutschen vor vielen andern Sprachen, und der Höhe, zu welcher die beiden großen Dichter, Goethe und Schiller, der Poesie in ihr verholfen, unvermerkt darauf hingeführt, unter welchen Umständen der Poesie auch der Gebrauch solcher Wörter und Wendungen, welche fast ausschließend in das Gebiet der Prosa gehören, nicht versagt werden darf.

Wir besitzen einen Schriftsteller, der häufig vom Unverstande kanonisirt, von der Kritik noch viel zu wenig ins Licht gezogen und gewürdigt wurde, er heißt Jean Paul Friedrich Richter. Durch die Innigkeit seiner Theilnahme an dem mitunter in der That nur allzu grausamen weiblichen Schicksale und seine heldenmüthige Vertheidigung des Frauencharakters gegen Ungerechtigkeit und freche Verunglimpfung, mit Recht ein Liebling des zartern Geschlechts, verkündeten nicht nur dessen Stimmberechtigte das Lob seines Geistes und Herzens, sondern es rief ihn auch die durch ihn sich geschmeichelt fühlende Hysterie, seine sinnvollen Aussprüche dem wahren Wesen nach großentheils gar nicht fassend, zum wirklichen Heiland und Gottmenschen aus. Ihrer Meinung nach konnte neben der genialen, durch eine Überfülle von Witz und Komik hinreichend gerechtfertigten Verschrobenheit des Stils, der Stil keines andern deutschen Schriftstellers, als höchstens der, vermöge seiner Sentimentalität ihr zugänglich gemachte unsers Schiller, mit Ehren bestehen. Gerade an der krankhaften Thränenseite der im Ganzen so starken, gediegenen Natur Jean Paul's, eines geheimen Zusammenhangs mit der ihrigen, einer unverkennbaren Sympathie sich erfreuen zu dürfen wähnend, übertäubten dessen hysterische, ihm durchaus nicht ebenbürtige, Gönnerinnen das allgemeine Ohr mit der Verkündigung seiner unerreichbaren einzigen Größe so lange und leidenschaftlich, daß die anfänglichen Bedenken gegen manche Irrthümer des großen Mannes kaum noch laut zu werden wagten und sogar die wichtige Stimme, welche sich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, zugleich unter Anerkennung und Tadel, in den berühmten „Xenien" über ihn erhob, wegen Beimischung des allerdings mit ungerechter Härte ausgesprochenen Tadels, des gewaltigsten Frevels beschuldigt wurde. Diese Ungerechtigkeit war unverkennbar die leidige Frucht des Unwillens, daß die Kritik sogar sich von der unbedingten Lobpreisung unsers größten Humoristen durch die Hysterie hatte anstecken lassen. Wenn auch Jean Paul's Romane, schon wegen ihrer so reichen Ausstattung mit dem lebendigsten Humor, sich als einzig in der deutschen und vielleicht in allen Literaturen bewähren — denn sogar dem Engländer Sterne bleibt sein Geist in mehr als einer Hinsicht überlegen —, so läßt doch die Individualisirung der verschiedenen Charaktere und die Gestaltung des Einzelnen in seinen am meisten zur Sentimentalität sich hinneigenden Lebensgemälden zu einem Ganzen noch Manches zu wünschen übrig. Nur diejenigen, in denen das Komische vorherrscht, wie im „Siebenkäs", „Schmelzle", „Katzenberger" und andern, zeigen ihn in dieser Gattung von einem Range, den wol kein anderer deutscher Schriftsteller ihm streitig machen dürfte. Die Kritik hat auch nicht unterlassen, das hervorzuheben, und wenn hier behauptet wurde, sie habe ihn noch zu wenig in das Licht gezogen und gewürdigt, so bezieht sich dies keineswegs auf seine Romane. Die Kritik ließ sogar seinen nicht in dieses Fach einschlagenden Schriften, wie der „Levana" und der „Vorschule der Ästhetik", Gerechtigkeit widerfahren. Gleichwol scheint sie auf das letztgenannte Werk noch immer zu wenig hingedeutet zu haben und noch hinzudeuten. Und doch ist dasselbe seit dem Erscheinen dessen zweiter Auflage vor nun schon mehr als dreißig Jahren ungeachtet der Menge der binnen dieses Zeitraums erschienenen, denselben Gegenstand nach Verschiedenheit der Systeme und Parteien von allen Seiten beleuchtenden Schriften bis jetzt als ein wahrhaftes Schatzkästlein für die deutsche Literatur zu betrachten. Jeder, der Unbefangenheit genug besitzt, um aus der Partei, zu der er sich bekennt, für einen Augenblick ganz herauszutreten und Jean Paul's „Vorschule" von einem allgemeinen Gesichtspunkte ins Auge zu fassen, wird dies eingestehen müssen. Es ist ein vollständiger Inbegriff der gründlichsten und der Praxis am meisten in die Hand arbeitenden Theorien. Sogar diejenigen Ansichten dieses Ästhetikers, mit denen wir uns nicht vereinigen können, zeugen gewöhnlich von seinem rastlosen Nachdenken und Studium, von einem Scharfsinne, wie er bei solchem Übermaße des Witzes sonst gar nicht vorzukommen pflegt. Kein angehender Stilist sollte versäumen, dieses durch seine gewöhnlich mit den treffendsten Beispielen erläuterten Regeln versehene Buch zu Rathe zu ziehen. Hierbei kann man kaum umhin, der zu großen Strenge zu gedenken, welche gegen Schiller im dritten Theile vorkommt und besonders die bis in das Minutiöse streifenden Ausstellungen an einigen einzelnen lyrischen Pretiosen des Dichters zu misbilligen. Alles Das wird jedoch durch die tiefe Ehrfurcht entschuldigt, welche Jean Paul diesem Unsterblichen im Allgemeinen beweist. Dem Ausspruche des Tadels aber, den der Kritiker über die, auch von Andern viel angefochtene, harte Stelle in Schiller's „Lied an die Freude", wo der Unglückliche, der nie ein theilnehmendes Herz auf Erden finden konnte, aus dem Bunde der dieses Lied singenden Freunde verwiesen wird, muß man schon darum seine volle Zustimmung ertheilen, weil der Kritiker durch die Veränderung der Sylbe aus in die Sylbe in daran eine Verbesserung knüpfte. Jean Paul wünscht nämlich, daß die beiden Zeilen, welche jenes aus mit enthalten, also heißen möchten:

Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich in unsern Bund.

Unstreitig verdiente diese ungemein wichtige Verbesserung von allen Gesangvereinen bei dem Vortrage des so mächtig erhebenden Hymnus adoptirt zu werden.*)

---

*) Ein Freund des Verf. gegenwärtigen Aufsatzes äußerte, es ließe sich wol auch annehmen, daß Schiller unter dem Armen, der nie eine Seele sein nennen konnte, einen Solchen verstanden, der die rechten Wege dazu einzuschlagen versäumt, oder auf irgend eine Art dieses Unglück selbst verschuldet hätte. Der Verf. stimmt

ner, wenn S. 43 Dante's Kunde des Griechischen behauptet, oder S. 117, aus Mangel an Bekanntschaft mit den neuern Forschungen, die alte Meinung wiederholt verfochten wird, daß unter den Commentatoren der „Göttlichen Komödie" der sogenannte Ottimo älter sei als Jacopo della Lana.

Mit Stillschweigen übergehe ich, wie manche Berichtigungen meinen frühern Arbeiten hätten hinzugefügt werden können, und zwar vorzugsweise von einem Herausgeber, der in der Mitte des gelehrten Italiens wohnend nach den verschiedensten Seiten in reger literarischer Verbindung steht. Nur einen Punkt will ich erwähnen, weil er mir Gelegenheit gibt, der umfassenden Forschungen eines höchst unterrichteten Amerikaners zu gedenken. S. XXXVI in der Anmerkung wird Hr. Richard Henry Wilde erwähnt, der die florentiner Archive mit unübertroffenem Fleiße durchforscht hat. Von diesem erhielt ich schon vor ein paar Jahren eine Mittheilung über eine Stelle des bekannten Briefs, in dem Dante mit edlem Stolze die Anträge eines ältern Freundes, durch einige Demüthigung die Heimkehr nach Florenz zu erkaufen, ablehnt. Dabei heißt es in der einzigen uns erhaltenen Handschrift: „Absit a viro Philosophiae domestico . . . . *ut more cujusdam cioli* et aliorum infamium quasi vinctus, ipse se patiatur offerri." Ich hatte nun geglaubt, cioli in *scioli* verwandeln zu müssen (fern sei es von mir, daß ich nach Art eines Naseweisen u. s. w.), und auch in Torri's Ausgabe ist diese Veränderung noch beibehalten. Inzwischen hatte schon der treffliche Graf Cesare Balbo in seinem „Leben Dante's" (1839, II, 352) zu dieser Stelle bemerkt: „Nome probabilmente di qualche famigerato a quel tempo." Die Mittheilung des Hrn. Wilde, die vom 7. Nov. desselben Jahrs herrührt, lautet nun im Wesentlichen folgendermaßen:

Ich habe stets dafür gehalten, daß Cioli ein Eigenname sei, und eine ermüdende und anstrengende Nachsuchung in den Archiven der Florentiner Riformagioni gehalten, um zu ermitteln, ob nicht vielleicht und wann ein solches Individuum unter den angedeuteten Bedingungen Verzeihung erhalten habe. Endlich ist es mir gelungen zu entdecken, daß am 11. Dec. 1316 Lippus Lapi Ciole nebst einigen Andern unter der Bedingung wiederaufgenommen ward, daß er hinter dem Carroccio mit einer Schandmütze bekleidet (with the mitre on his head) einhergehe, und den sonst üblichen Bestimmungen genüge. Sein Name findet sich nahe an dem Ende einer langen Provisione in dem Buch Nr. 16, Distinz. II, Class. 2, p. 36 des Archivs der Riformagione; das Datum aber stimmt mit Dem überein, was in dem Briefe von Dante's fast funfzehnjährigem Exil gesagt ist; denn die Daten der Verbannungssprüche wider ihn sind, wie ich ermittelt habe, der 27. Jan. und der 10. März 1302, von Christi Geburt angerechnet.

Noch ist schließlich zu erwähnen, daß Hr. Torri als eine dankenswerthe Zugabe einen Abdruck des lateinischen Berichts über eine von Dante am 20. Jan. 1320 (der beigesetzte Wochentag zeigt, daß das Jahr von Christi Geburt, nicht nach Florentiner Gebrauch von Mariä Verkündigung, an gerechnet ist) zu Verona gehaltene Disputation mit italienischer Übersetzung beigefügt hat. Gegenstand ist die uns freilich sehr seltsam vorkommende Frage, ob das Wasser (Meer) in seiner Rundung (Sphäre) irgendwo höher sei als das Land, die Dante natürlich verneinend entscheidet. Die äußerst seltene Ausgabe des Büchleins (Venedig 1508) hatte ich vor einer Reihe von Jahren bei dem verstorbenen hochverehrten Marchese Trivulzio durchlesen, und damals, mit Foscolo, stark an der Echtheit gezweifelt. Allerdings sind die referirten Argumente der Gegner größtentheils herzlich albern; doch haben sich meine Zweifel jetzt bei erneutem Studium bedeutend gemindert, und Manches, was über die Bildung und Gestalt des Festlands gesagt wird, ist für die Weltanschauung der Zeit, vermuthlich für die eigene Dante's, sehr lehrreich. Der Text ist bis auf einige naheliegende Berichtigungen ziemlich correct.

Karl Witte.

Notiz.

Beitrag zur Geschichte der Märtyrer für die Wissenschaft.

Nichts ist erhebender als wenn man sieht, wie ein Einzelner mit Hintansetzung aller persönlichen Interessen und Rücksichten, ja mit Gefahr seines Lebens, sich ganz dem Dienste der Menschheit widmet. Wer kann ohne die tiefste Rührung an die aufopfernden Bemühungen eines Las Cases und anderer Menschenfreunde denken? Ganz vor kurzem hat Frankreich, hat die Welt zwei Ärzte verloren, die mit derselben aushaltenden Begeisterung bis zu ihrem letzten Athemzuge das gefährliche Studium der beiden Krankheiten verfolgt haben, von denen der Menschheit namentlich im warmen Klima die größte Gefahr droht. Die Namen Bulard und Chervin verdienen mit Ehrfurcht genannt zu werden. Was der Erstere für die Wissenschaft geleistet, welchen Gefahren er sich ausgesetzt hat, um der Natur der Pest auf die Spur zu kommen und um die Mittel zur Heilung sowie die Präservativmaßregeln zu erproben, ist bekannter als Das, was Chervin für das Studium des Gelben Fiebers gethan hat. Hier zeigte es sich recht deutlich, wie ein Mann, in dem sonst nicht eben der Funke des Genies glüht, wenn er mit unausgesetztem Eifer eine große Sache verfolgt, wie von einer großen Idee getragen erscheinen kann. Von dem Augenblicke an, wo Chervin zum ersten Male über das Wesen der heftigen Krankheit, die vorzüglich in der heißen Zone Amerikas ihre Opfer hinrafft, nachgedacht hat, bis zu seinem Tode hat dieser eine beschränkte Punkt einer weiten Wissenschaft alle seine Gedanken in Anspruch genommen. Nachdem er acht Jahre hindurch einzig und allein zur Beobachtung des Gelben Fiebers Amerika in allen Richtungen durchstreift hatte, kehrte er in sein Vaterland zurück, um hier das Ergebniß seiner Untersuchungen zu veröffentlichen. Die Überzeugung, die er in den tropischen Ländern gewonnen hatte, war die, daß diese Krankheit nicht ansteckender Natur sei Diese Ansicht wurde von dem größten Theile der ärztlichen Welt und namentlich von einer medicinischen Commission bekämpft, welche von der Regierung den Auftrag erhalten hatte, das Gelbe Fieber in Barcelona, wo es ausgebrochen war, zu beobachten. Chervin sah sich dadurch veranlaßt, gleichfalls nach Spanien zu gehen, um dort seine Untersuchungen fortzusetzen. Diese neuen Studien bestärkten ihn nur in seinen frühern Annahmen. Nach Frankreich zurückgekehrt wurde er Mitglied der Akademie, nahm aber fast nie an den Verhandlungen dieser gelehrten Versammlung Theil, außer, wenn die Rede auf das Thema kam, dem er sein ganzes Leben gewidmet hatte, dann entwickelte er einen Scharfsinn und eine Begeisterung, die man bei ihm sonst nicht vermuthet hätte.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 342. —— 8. December 1843.

Reise eines Norddeutschen durch die Hochpyrenäen in den Jahren 1841 und 1842. Von W. v. R. Zwei Theile. Leipzig und Paris, Brockhaus und Avenarius. 1843. Gr. 12. 2 Thlr. 20 Ngr.

Nichts ist ärgerlicher, als wenn wir eine Erfindung von uns, einen Gedanken, den wir zuerst gehabt, von Andern ergriffen, gefördert und mit Glück entwickelt sehen. Ganz ähnlich diesem unbehaglichen Gefühl ist das, ein Land, eine Gegend von Andern geschildert zu sehen, zu dem wir zuerst den Zugang geöffnet, das wir zuerst beschrieben haben. Der Ref. ist mit der vorliegenden Reiseschilderung in diesem exceptionellen Fall. Die Pyrenäen waren vor ihm unter uns so gut wie unbekannt; kein Deutscher hatte je eine Schilderung dieses herrlichen Gebirgs versucht, das heute zu den gewöhnlichen Reisezielen des reichen Müßiggangs gehört; nur Wenige hatten es betreten, als er im J. 1824 seine Reise durch die Hochgebirge der Pyrenäen erscheinen ließ. Es war damals eine mühevolle, reich belohnende, aber anstrengende Ausflucht; heute hüpft die Jugend an Stellen dahin, die er mit Lebensgefahr erklommen, trabt über Pfade hinweg, die zu seiner Zeit den eisenbeschlagenen Gebirgsstab nöthig machten und dejeunirt an Stellen, wo er zur Erquickung kaum ein wenig Ziegenmilch und ein Stück Gerstenbrots fand. Das ist das Wirken der Zeit, der Vorzug der jüngern Generation vor der ältern. Aber sie sollte nicht vergessen, was von diesen Vorzügen sie eben der ältern Generation verdankt. Des Ref. Schilderung der Pyrenäen gab das Signal zum Besuch dieses Gebirgs, das bis dahin so unbekannt in Deutschland war als der Himalaja; seitdem hat zwar nicht die ewige Natur selbst sich geändert, aber die Mittel und die Weise, sich ihr zu nähern und sie zu genießen, sind anders geworden. Der Ref. kann sich es sagen, daß es ihm mit zu danken ist, wenn der junge Reisende jetzt Guiden, Gebirgsrosse, Wirthshäuser, gute Pfade und sichere Stege nun da findet, wo er dies Alles entbehren mußte. Der Verf. des vorliegenden, lobwürdigen Berichts hat Unrecht, mit keiner Sylbe seines Vorgängers als Dessen zu gedenken, ohne den vielleicht auch er aller dieser Behaglichkeiten zu entbehren gehabt hätte.

Doch dies Alles ist weit entfernt, unsere gute Laune zu trüben oder ihm einen unfreundlichen Seitenblick zuzuziehen. Ist es ärgerlich, unsere Erfindung von Andern gefördert zu sehen, so ist es auch wieder eine eigenthümlich wohlthuende Empfindung, den Wachsthum unserer eigenen Ideen zu betrachten, und zu sehen, was im Lauf der Zeit aus Gedanken wird, die wir selbst zuerst angeregt haben. Und so wollen wir denn dem unbekannten Verf. dieser Arbeit schon um deswillen unsern Dank erstatten, weil er nicht ohne Gleichstimmung mit uns selbst auf unsern eigenen Pfaden mehr wie Andere fortgewandelt ist.

Auch bei dem Berichterstatter ist der Besuch des herrlichen Pyrenäengebirgs wie bei uns aus einem Naturbedürfniß hervorgegangen; nicht aus Modesucht, Neugier und müßigem Verlangen, sondern aus der Nothwendigkeit, Seele und Geist an Naturanschauungen zu stärken, an ihrer Größe sich selbst aufzuerbauen und zu erheben. Dies ist der rechte Quell, der rechte Ursprung, der richtige Gedanke bei einer Reise wie die in die Hochberge der Pyrenäen. Lust, Muth und Ausdauer, wie sie zur Überwindung von Schwierigkeiten nöthig sind, unverstimmtes Gemüth, freier, unbefangener Blick, Kraft, die vor Erschöpfung sichert, alle diese fließen nur aus diesem Quell ab. Zeit und Wetter haben ihre Gunst hinzugebracht und dem rüstigen Reisenden hier und da zu sehen erlaubt, was uns selbst unerreichbar blieb. So können wir ihm die Erklimmung des Vignemale beneiden, der zu unserer Zeit noch unersteigbar war, und zu dem es keinen Führer gab. Doch es ist Zeit, daß wir uns der genauern Ansicht des Inhalts dieses dankenswerthen Berichts zuwenden.

Der Verf., ein vielseitig gebildeter, wenn auch nicht gerade ein wissenschaftlicher Reisender, naht sich seinem Ziele, wie wir selbst, über Toulouse, allein von hier wendet er sich westwärts, nach Tarbes und Pau, wozu wir nicht rathen können. Es ist jedenfalls mehr zu empfehlen, daß der Reisende, bevor er diese Gebirgswelt betritt, sich eines Überblicks der gesammten Kette von der Terrasse von St.-Gaudens her, und näher, von dem köstlichen Observatorium des Pic du Midi von Bigorre versichere, und so vorbereitet in die Mitte dieser Bergriesen trete, als daß er von Pau her zuerst mit einer Seitenansicht beginne, welche die Gradation der Gebirgsschönheiten nicht gewährt, die der Eintritt von St.-Gaudens

her darbietet. Die ersten Capitel, Tarbes, Pau gleichen Vorbereitungen und enthalten, außer den merkwürdigen Prophezeiungen des Bauers Bug von Milhas, und einer Geschichte der Geburt Heinrich's IV., von dem es hieß: Milagro, la vaca hijò un lione (die Kuh hat, o Wunder, einen Löwen geboren) nichts Neues oder Bemerkenswerthes. Im vierten Capitel ist eine geschichtliche Übersicht dieser Landschaften, obwol etwas trocken, eine dankenswerthe Zugabe, da sie zur Orientirung dient. Von Pau ab beginnt die Gebirgsreise mit Eaux bonnes, Eaux chaudes und dem Thal von Ossau. Das kleine Thal von Arudy ist das erste, das von hieraus den nicht zu schildernden Reiz der Pyrenäenthäler vor dem Reisenden entfaltet. Dieser unaussprechliche Reiz ist gerade die erste und charakteristische Eigenthümlichkeit dieses Gebirgs, mit dem es die Alpen und den Apennin weithin besiegt, in dem es einzig und unververgleichlich dasteht. Der Reisende thut wohl, wenn er sich bemüht, über diesen ganz eigenthümlichen Reiz ins Klare zu kommen, von seinen Elementen sich Rechenschaft zu geben. Der Verf. aber versäumt die Gelegenheit zu einer solchen Analyse. Mag sein, daß der Charakter von Dürre und Trockenheit, der dem südlichen Frankreich beiwohnt, uns in höherm Grade empfänglich macht für die saftige und volle Schönheit der grünen Welt in den Pyrenäenthälern — Alles ist hiermit doch nicht erklärt. Der sanfte Reiz der letztern beruht, außer der Fülle und Üppigkeit der Vegetation, noch auf etwas Anderm, nämlich auf den, wir möchten sagen, beruhigten, fertigen und abgeschlossenen Bergformen, welche diese Thäler bilden. Hier ist kein Erdsturz mehr möglich, jede Höhe hat ihre richtige Basis gefunden, Alles erscheint weich, rund, beruhigt, keiner neuen Umwandlung unterworfen wie in dem jüngern Gebirge der Alpen. Die Ordnung ist hier seit langer Zeit fertig, in den Alpenthälern ist sie meistens noch herzustellen; hier ist das Schöpfungswerk vollendet, abgeschlossen, nicht mehr zu ändern. Daher diese sanfte, beruhigende Schönheit der Berge, welche die Thäler bilden; daher der um desto größere und gewaltigere Eindruck der Bergriesen, welche diese Thäler überragen, überwölben; daher die unbegrenzte Kraft der Vegetation und der unvergleichliche Blumenschmelz in diesen Thalgründen.

Wir haben hier mit wenig Pinselstrichen die charakteristische Schönheit oder besser, den Charakter in der Schönheit der Pyrenäenwelt gezeichnet, und folgen dem Verf. nun nach Lourdes und Bagnières de Bigorre, an dessen Quellen bekanntlich der im Trojanischen Kriege verwundete Gott Mars schon Heilung suchte, während Venus ihm bei dieser Badecur den bekannten Besuch abstattete! Das Thal von Campan ist in der That eines solchen göttlichen Besuchs werth. Wer schildert seinen Reiz nach Jean Paul, dessen der Verf. bei diesem Anlaß freilich nicht gedenkt: — die junge Welt ist so vergeßlicher Natur! In Grip angekommen, hofften wir, der Verf. werde sich dem nahen Pic du Midi zuwenden, dem schönsten Beobachtungspunkt für die gesammte Pyrenäenwelt; unerklärlicherweise aber steigt er durch die Hourquetta in die Vierthäler und zuerst in das von Aure hinab, um uns die tragische Geschichte des letzten Armagnac zu erzählen. Es läßt sich dies nur aus einer gewissen, ihn noch beherrschenden Bergscheu erklären. Das Thal von Argelès findet dann seine verdiente Bewunderung, obwol wir in seiner Schilderung den Diligence-Reisenden erkennen, der freilich dem Fußwanderer nichts Neues berichten kann; hiernach wenden wir uns dem Kern der Pyrenäenwelt, dem Thale von Luz und Gavarnie zu. Von hier ab wünschten wir dem Verf. etwas mehr Ernst und eine der Natur, die uns umgibt, entsprechendere Stimmung. Leichte Bemerkungen, Witze und Küchenzettel gestatten wir leichten und müßigen Reisenden; wer echtes Gefühl für die Natur und ihre Schönheit hat — und wir rechnen den Verf. zu den so Begabten —, sollte in solcher Umgebung Madame Cazaux und ihre Gasthofsscenen vergessen können! Der Ref. war darin glücklicher; zu seiner Zeit begegnete man keinen reitenden Engländerinnen hinter St.-Sauveur und Cauterèts. Doch die Zeiten haben sich geändert, der Pic de Bergonz ist jetzt mit Tragsänften bedeckt, deren Ref. sich nicht erinnert, eine einzige in den Pyrenäen gesehen zu haben. Die Civilisation hat auch ihre Schattenseite! Aber der Verf. versteht, von dem herrlichen Panorama, das der Pic de Bergonz darbietet, ein so lebenvolles, farbenreiches und naturgetreues Bild zu entwerfen, daß wir nicht blos dieser Schattenseiten vergessen, sondern, indem wir uns mit ihm in die Schönheiten dieser Bergwelt vertiefen, ihm zu lebhaftem Dank für seine warme und geschickte Schilderung verpflichtet werden. In der That hat seine Darstellung an keiner andern Stelle einen so wohlthuenden und befriedigenden Eindruck auf uns gemacht als gerade hier, wo Stil und Ausdruck der Größe und der Schönheit des vor uns entfalteten Naturbildes ganz entsprechen. Es ist zu rühmen, daß der Verf. auf Schönrednerei eben nicht viel Gewicht zu legen scheint und ein Bestreben danach sich nirgend kund gibt. Um so wirkungsvoller wird eine natürliche Erhebung der Sprache. Daß ihm das Vermögen des schönen Ausdrucks jedoch nicht mangelt, zeigt mehr als eine treffliche Stelle.

Wer nie einen Wald gesehen — sagt er z. B. —, in welchem die Natur, unentweiht von den eigennützigen Angriffen der Menschen, Jahrtausende lang vielleicht ungestört gewaltet hat; wer für jene großartige Vernachlässigung Sinn und Auge hat, welche nur in der Hand der Natur künstlerische Harmonie wird, der dringe ein in die Waldungen der Abhänge des Thals Lutour . . . über Felsen, über Blumen und Kräuter hingestreckt liegen vermodernd die alten Riesen des Waldes, nach dem Naturgesetz einer neuen Generation Platz machend, ihr zur Nahrung dienend, und so sich in ihr verjüngend. Und welches Leben durch das Chaos dieser Vegetation hin! Welche Unendlichkeit der Erscheinungen in diesem Raume, von der Schlange an, die mit klugem Auge erst die ihr in dem Beobachter nahende Gefahr prüfen zu wollen scheint, bevor sie flieht, von dem in Farbenstaub gehüllten, regelmäßig gezeichneten Schmetterling, dem Käfer, der Mücke aufwärts. Wo ist der Zweifler, der nach dem aufmerksamen Blicke in diese wunderbar reiche Welt von Wesen noch den Zufall Schöpfer sein lassen möchte und von seiner Betrachtung nicht das Gefühl einer neuen Überzeugung mit sich forttrüge?

Nach dieser Stilprobe dürfen wir auch Das lobend an dem Verf. hervorheben, daß er Empfänglichkeit genug besitzt, um das Hirtenleben in den Pyrenäen in seinem Reiz und seinen Schrecknissen lebendig aufzufassen, in mannichfachen Bildern vor uns hinzulegen und das in seinen Repräsentanten lebende warme Naturgefühl, ihre dichterische Auffassung der sie umgebenden Scenen und die oft merkwürdige Zartheit der Gesinnung und Empfindung bei diesen Naturmenschen nur in einzelnen Zügen, wie in der „Geschichte zweier Brüder" geschieht, darzustellen. Durch das Thal von Praynères, von dem der Verf. schön sagt, daß es wie ein Blumenkorb aus seiner starren Umgebung hervorschimmerte, dann durch das Bastanthal, wild und rauh, in dem so zartfühlende Menschen wohnen wie die Brüder Ramon und Antoine, geht der fernere Weg nach Barèges, dem Badeort, der im Sommer den wundenkranken Veteranen, im Winter den Lawinen, den Bären und Wölfen des Hochgebirgs angehört. Der Verf. schlägt vor, diesen Ort zum Deportationsort für Frankreich, das nach einem solchen sucht, zu bestimmen!

Der Weg nach dem Circus von Gavarnie, einem der großartigsten Werke, welche je aus der Hand der Natur hervorgingen, ist jetzt fast so bekannt wie die Straße von Paris nach Versailles. Der heilige Schauer, welcher diesen Pfad noch vor 20 Jahren bedeckte, ist verschwunden, eine ebene Bergstraße führt nun zu diesem Wunder hin. Allein ein Wunderwerk ist der Circus noch immer und ein solches wird er bleiben, so lange diese 1400 Fuß hohen Felsenmauern nicht in sich zusammenstürzen. Ref. hat diese Scene seinen Landsleuten vor 20 Jahren zuerst geschildert und er kann sich nicht entschließen, während das Bild lebendig vor ihm steht, die Schilderung eines Andern wiederzugeben, wie warm und lebenvoll dieselbe auch sonst sei. Ein Bild, das nach 20 Jahren in der Seele so treu und glänzend wieder erwachen kann, muß etwas Großes und Ungemeines in sich fassen. Alpen und Apenninen bieten nichts dem Circus von Gavarnie Ähnliches dar, wenigstens was die Größenverhältnisse betrifft. Die Ringgebirge des Monds mögen von derselben Formbildung sein wie der Circus von Gavarnie und gleichen Ursprung mit ihm haben.

Im zweiten Theile fesselt zunächst die Wanderung durch das Felsenmeer von Héas, eine verunglückte oder eingestürzte Circusbildung, und wol die wildeste Scenerie des ganzen nördlichen Pyrenäenabhangs. Der Reisende gelangt dann endlich zu dem Pic du Midi de Bigorre, den er zu unrecht früher umgangen hat. Dieser herrliche Standpunkt, der uns das Gesammtgebirge allein zu vollständiger Anschauung bringt, kann nicht genug empfohlen werden; Ref. besuchte ihn dreimal, mit immer wachsender Befriedigung. Wäre der Verf. Geolog oder auch nur Maler, er würde diesen Besuch weder so lange aufgeschoben noch so flüchtig behandelt haben, als es geschieht; seine Begegnungen mit spanischen Parteigängern, Christinos und Karlisten, können uns für diese Entbehrung nicht schadloshalten, obwol sie von gutem Blick und glücklichem Reisenaturel Zeugniß geben. Cauterèts und der Lac de Gaubé bilden hiernächst die anziehendsten Gegenstände seines fernern Reiseberichts, der durch die Ersteigung des Vignemale eine besondere Bedeutung erhält. Der Vignemale, der höchste Punkt der französischen Pyrenäen — denn Maladetta und Montperdu liegen auf spanischem Gebiet und geben kaum einen Überblick der eigentlichen Kette — galt lange Zeit für die Jungfrau der Pyrenäen; er blieb dem Ref. unerreichbar, weil zu seiner Zeit kein Führer gefunden wurde, der die Zugänge des Riesenbaus erforscht hätte; seit 12 Jahren ist er erobert und vielfach besucht worden und nach dem Berichte des Reisenden scheint seine Ersteigung nicht eben sehr schwierig, da sie mit dem Opfer einer Nachtruhe erlangt wurde. Der Vignemale ist die höchste Erhebung des Urgebirgs in den Pyrenäen, dessen höchste Spitzen bekanntlich die Anomalie darbieten, fast sämmtlich jüngerer Formation zu sein und auf dem Urgebirge aufzulagern; im Vignemale tritt der Granitgrat des Gebirgs klar hervor, in einer Erhebung von 10,068 Fuß. Der Überblick von dieser Warte her wird uns herrlich geschildert und muß dies in Wahrheit sein. Die umlagernden Schnee- und Eisfelder können so bedeutend nicht sein als sie vom Thale von Esplumeau aus erscheinen. Von dem köstlichen See von Gaubé erzählt der Verf. die tragische Geschichte des jungen englischen Paars, das auf seiner Hochzeitsreise begriffen, im J. 1832 hier einen schönen Tod fand. Ein Gedenkstein verewigt das ergreifende Ereigniß und nennt den Namen Patisson. In übermüthiger Laune zieht der junge Gatte seine Neuvermählte in den einzigen zerbrechlichen Kahn des Lac de Gaubé — sie rudern dahin im Spiel — scherzend — der Schiffende verliert das Übergewicht und gleitet in den eiskalten, stillen klaren Gletschersee. Er ist ein guter Schwimmer, aber die Kälte des feuchten Grabes tödtet ihn. Sie starrt über den Bord gebeugt dem Verschwundenen nach — willig, willenlos gleitet sie ihm nach, schwimmt eine Zeit lang auf dem kalten Elemente und verschwindet dann gleich ihm. Kaum kräuselt sich der seelenlose Wasserspiegel ein wenig über dem Doppelopfer — sie ruhen beisammen! Es liegt etwas Dichterisches in dieser einfachen Begebenheit; die Tücke der Natur, wenn sie groß oder lieblich ist, ist ein hochpoetisches Element.

Der Besuch von Bagnères de Luchon und die Ausflucht nach dem spanischen Thal von Aran, in dessen Hauptstadt, Viella, der Reisende mit dem General van Halen, dem derzeitigen Gewalthaber dieser Lande, zusammentrifft und einer Revue beiwohnt, gibt dem fernern Bericht ein neues Interesse. Wir können dem Verf. dahin nicht folgen, aber wir dürfen diesen Theil seiner Darstellung als den gelungensten und befriedigendsten bezeichnen. Auge und Urtheil des Erzählers sind stets wach und er weiß von dem Gesehenen und Erlebten Dasjenige auszuwählen, was dem Leser ein ähnliches Interesse wie ihm selbst darbietet, und dies in mannichfaltiger und belebter Darstellung ihm vorzuführen. Mag des durchaus Neuen, das er bringt, auch nur wenig sein, möge ihm

und seinem Buche auch der wissenschaftliche Stempel fehlen, und die Befriedigung des gelehrten Lesers nicht überall sein Bemühen krönen, so bleibt seine Arbeit doch ein dankenswerther Beitrag zur Kunde des Pyrenäengebirgs, seiner Reize und seiner anziehenden Schauer und er darf auf eine höhere Anerkennung rechnen, als sie seinen jüngsten Vorgängern in diesem Versuch gebührt, deren Schritte Frivolität und müßiger Überdruß in diesem schönen „Stück Erde" geleitet haben.

Die Beigaben über die Heilquellen der Pyrenäen und die sprachlichen Fragmente sind unerheblich, der beigefügte Entfernungsweiser aber ist dankenswerth. Wir wollen Buch und Verf. daher dem wohlwollenden Leser bestens empfohlen haben, der in der Anschauung großer Naturwerke seine Befriedigung findet. **W. von Lüdemann.**

Bibliographie.

Arndt, E. M., Märchen und Jugenderinnerungen. 2ter Theil. Mit 6 Kupfern. Berlin, Reimer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Blasius, J. H., Reise im Europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841. In zwei Theilen. 1ster Theil: Reise im Norden. Braunschweig, Westermann. 1844. Gr. 8. Preis beider Theile 5 Thlr.

Boden, A., Vertheidigung des Hrn. Prof. Dr. Sylv. Jordan wider das in erster Instanz von dem Criminal-Senat des Kurfürstlichen Obergerichts zu Marburg am 14. Juli 1843 gegen ihn gefällte Erkenntniß, und Widerlegung der Gründe dieses Erkenntnisses. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 20 Ngr.

Bröcker, J. P. C., Der evangelisch-christliche Gemeindegottesdienst aus der Schrift entwickelt. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Brückbräu, F. W., Christoph der Kämpfer, Herzog von Bayern, oder: Der Löwenbund. Historische Erzählung. Mit 1 Stahlstich. Augsburg, v. Jenisch und Stage. 8. $26\frac{1}{4}$ Ngr.

Belgische Compagnie zur Colonisation des Districts Santo Thomas, Staat Guatemala. Dresden 1842. Gr. 8. 10 Ngr.

Dietsch, R., Das Leben Herzog Albrecht's des Beherzten. Als Einladungsschrift zu der 400jährigen Feier seiner Geburt im Schlosse zu Grimma am 27. Juli 1843. Grimma, Verlagscomptoir. Gr. 8. 10 Ngr.

Erath, E. J., Der Schulmeister in der Klemme. Ein Schwank in Versen in einem Acte. Wiesensteig. 16. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Kleine Folge von Briefen zwischen K. Schildener und L. Schwarz. Herausgegeben von einem beiderseitigen Freunde. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Geschichte des Feldzugs von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neuern Kriegsgeschichte. 3ter Theil. 1ste Abtheilung. Mit 3 Plänen. Berlin, Mittler. Gr. 8. 3 Thlr.

Görres, G., Marienlieder zur Feier der Maiandacht gedichtet. München, Lentner. Gr. 16. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Heller, R., Der Prinz von Oranien. Historischer Roman. Drei Bände. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Hinrichs, H. F. W., Politische Vorlesungen. Unser Zeitalter und wie es geworden, nach seinen politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Zuständen, mit besonderm Bezuge auf Deutschland und namentlich Preußen. In öffentlichen Vorträgen an der Universität zu Halle. Zwei Bände. Halle, Schwetschke und Sohn. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Keferstein, C., Über die Halloren, als eine wahrscheinlich keltische Colonie, den Ursprung des Halle'schen Salzwerkes und dessen technische Sprache. Ein Versuch. Halle, Heynemann. Gr. 8. 20 Ngr.

Kehrein, J., Geschichte der katholischen Kanzelberedtsamkeit der Deutschen von der ältesten bis zu neuesten Zeit. Ein Beitrag zur allgemeinen Literaturgeschichte. Zwei Bände. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Lentner, J. F., Ritter und Bauer. Roman in vier Büchern. Drei Bände. Magdeburg, Baensch. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Luden, H., Hauptmann von Gerlach (General von Grolman) 1812 Student in Jena. Aus den ungedruckten „Rückblicken in mein Leben". Jena, Luden. 12. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Mauschwitz, C. v., Über Strafgefangene und Strafanstalten im Geiste der Zeit, nebst einem Anhange über Vermehrung und Verminderung der Verbrecher. Berlin, Dümmler. 8. 10 Ngr.

Mein letzter Wille und Nachlaß. Aus den Papieren eines scheintodtbegrabenen Rechtsanwaltes. Leipzig, Tauchnitz jun. Gr. 8. 1 Thlr.

Mosen, J., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Moser, F. S., Die fünzigjährige Amtsjubelfeier des Geh. Consistorialraths Dr. Chr. Fr. Böhme in Luckau. Erinnerungsblätter für die Freunde und Verehrer des Jubilars. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 8 Ngr.

Der neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von J. E. Hitzig und W. Häring (W. Alexis.) 4ter Theil. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 2 Thlr.

Platen, des Grafen v., Gesammelte Werke. In fünf Bänden. 1ste Lieferung. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 1 Thlr.

Quandt, J. G. v., Vorträge über Ästhetik für bildende Künstler, in der Königlichen Akademie für bildende Künste zu Dresden gehalten. Leipzig, Hirschfeld. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Raumer, F. v., Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. 7ter Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Rohmer's, F., Lehre von den politischen Parteien. 1ster Theil: Die vier Parteien. Durch T. Rohmer. Frauenfeld, Beyel. 1844. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rückert, F., Gesammelte Gedichte. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

— — Liebesfrühling. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1844. Gr. 16. 1 Thlr 10 Ngr.

Scheidler, K. H., Deutscher Studentenspiegel. Als Beitrag zu einer Reform des deutschen Studentenlebens im Geiste unserer Zeit und unseres Volksthums ans Licht gestellt. — A. u. d. T.: Beiträge zu einer inneren, von den Studirenden selbst ausgehenden Reform des deutschen Studentenlebens. I. Jena, Bran. 1844. 8. 1 Thlr.

Spaziergänge eines zweiten Wiener Poeten. 2te Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe 8. 1 Thlr.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von J. Freih. v. Hormayr. 33ster Jahrgang. 1844. Mit 4 Bildnissen. Berlin, Reimer. Kl. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ulrich, J. B., Vaterländische Blüthenlese in Gedichten und Erzählungen. Luzern. Kl. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Voigt, J., Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation. 3ter und letzter Band. Königsberg, Gebr. Bornträger. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Walther's von der Vogelweide Gedichte. 2te Ausgabe von *K. Lachmann*. Berlin, Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Wette, W. M. de, Die Liebe als das Merkmal des wahren Christenthums. Predigt zur Nachfeier der Versammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolph's-Stiftung. Frankfurt a. M., Schmerber. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Zeune, A. A., Gottlieb Köhler, der Soldat. Zwickau. 8. $4\frac{1}{2}$ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

mer unerschöpflicher werdenden Sprache im Gebiete der Dichtkunst außerordentlich nach. Unter Anderm ist es besonders gerade der Gebrauch des mehrfachen uneigentlichen Ausdrucks zu Bezeichnung der Gegenstände, welcher einen vorzüglichen Zauber über die äußere Poetik (den Stil) ausgießt, dessen häufige Ermangelung, namentlich die in mancher andern Hinsicht höherstehende französische Sprache, auf dem Felde der Dichtkunst, in offenbaren Nachtheil setzt. Die lyrischen Meisterwerke selbst der größten Geister Frankreichs, so hoch sie durch sorgsame Gliederung und Glätte, wie besonders auch durch den kunstreichen Mechanismus des Ganzen beinahe die gesammte deutsche Lyrik überragen, müssen doch im Allgemeinen mit ihrer, wie unter dem Commando des Tanzmeisters seufzenden Grazie vor den Liedern und Romanzen unserer Goethe und Schiller zurückweichen, deren magische Klänge, obschon sie einzig aus den Tiefen reinster Menschennatur frei hervorquellen, aus überirdischen Räumen uns zugesendet erscheinen. Ohne Zweifel hat das erwähnte, durch den Eigensinn der pariser Akademie erzwungene Stillstehen der französischen Sprache die meiste Schuld an jenem Nachtheile der letztern, wenn man sie mit dieser vergleicht, und es übersteigt fast allen Glauben, daß der ungeheure Irrthum des Stabilitätsbeschlusses so lange bei Kräften zu bleiben vermochte. Die Sprache, den Körper, der zur Fortpflanzung aller geistigen Bewegungen einer Nation nicht zu entrathen ist, gleichsam in Spiritus setzen zu wollen, worin doch alles Leben ersticken muß und nur der Tod aufbewahrt werden kann!

Mit Eintritt der Revolution hörte indessen die französische Sprachtyrannei von selbst auf. Eine Masse, zum Theil äußerst übelgerathener, neuer Wörter nahm sich die Freiheit, unter der Herrschaft der Freiheit und Gleichheit ebenfalls prosperiren zu wollen. Männer, deren Patriotismus sich hauptsächlich auf die Handhabung der Guillotine gelegt hatte, gaben sich mit der Schöpfung neuer Sprachartikel ab, und wie groß auch der Abscheu der französischen Akademie vor dem Ausdrucke „*bougrèment* patriotique“ sein mochte, so wagte sie doch schwerlich einen Laut dagegen, da einer, der späterhin der Guillotine mit größerm Rechte verfallende, schmutzige Terrorist, Bürger Hebert es war, der seinen Briefen des „Père Duchène“, einer damaligen Zeitschrift, dieses Lob auf dem Titel ertheilte. Im Stillen litt gewiß mancher Akademiker an Wörtern, wie das von den pariser Gefängnißmorden zu Anfang Septembers 1792 hergeleitete Septembrisiren nicht wenig, wenn er auch vielleicht aus Besorgniß, daß an ihm selbst das Exempel einer Septembrisation statuirt werden, oder man ihn aus dem großen Fenster schauen*) lassen möchte, seine Gefühle dabei ganz unterdrückte. Kurz, im blutigen Gefolge der Revolution durchbrach eine solche Menge zum Theil ganz rohes, gehaltloses Geschmeiß von Worten und Redensarten den dagegen lange Jahre sorgfältigst unterhaltenen und bewachten akademischen Damm, daß von der früher gegen jede Neuerung dieser Art geltend gemachten Pruderie des sogenannten feinen Geschmacks in der Sprache keine Rede weiter sein und sogar der ärgste Jan Hagel von neuen Wörtern und Redeformen sich ohne Widerspruch in der Hauptstadt der Welt naturalisiren konnte. In der Folge mußte freilich eine Gährung eintreten und manche Hefe wieder wegfallen. Es ist aber doch bei aller Mühe, welche die französische Akademie sich von neuem gibt, als absolute Sprachherrscherin aufzutreten, solches mehr für eine leere Demonstration als für eine Sache von Gewicht zu achten. Vielleicht lag es blos an dem fortdauernden politischen Sturme und Umschwunge, daß die französische Poesie, wenn man ihren unfruchtbaren Kampf der Classicität mit einer sogenannten Romantik abrechnet, bis jetzt, auch in Folge des neuen Sprachzuwachses und mancher früher ganz verpönt gewesenen Bilder und uneigentlichen Ausdrücke, keine wesentliche Abänderung erfahren hat. Denn außer dem hohen, leidenschaftlichen Glanze der begeisterungsvollen und in jeder Hinsicht wichtigen Marseillerhymne herrschte in dieser Poesie noch immer die ganze regelrechte, eintönige Nüchternheit des Verstands nur allzu klar, um der Phantasie nicht allen Schwung zu benehmen, bis Alfons de Lamartine zuerst einen Weg einschlug, der seinem Namen gewiß eine weit festere Dauer sichern wird als die Huldigungen, die er neuerlich für den Augenblick mit weit größerm Erfolge der Politik darbrachte. Denn dieser ausgezeichnete Mann war es, dessen ebenso kraftvolle als melodische Töne sogar einen großen Theil derjenigen seiner Landsleute, die Das, was in Frankreich für classisch gilt, abgöttisch verehrten, mit seinen wohldurchdachten Verstößen gegen diese Classicität auszusöhnen wußte; er war es, welcher die an frischen Bildern, Gefühl und Innigkeit fast ganz verwahrloste Prosa des französischen Verses durch so manchen kühnen Eingriff in die Sprache großentheils mit einem poetischen Gewande zu bekleiden und sie so aus der frostigen Nüchternheit des Verstands in die warmen, blühenden Regionen der Phantasie überzuführen und den vorbeiflatternden irdischen Erscheinungen durch Vermählung mit der unvergänglichen Gemüthswelt Dauer und Bildung zu geben verstand. Möge sowol er selbst fortfahren, sein gelungenes Werk vorwärts zu treiben, als die im Steigen begriffene Zahl seiner Jünger sich immer vermehren. Möchten diese nicht irre werden durch die Widersprüche mancher ihner im alten Vorurtheile untergehenden Landsleute, des Meisters Kühnheit und dessen Bestrebungen wo möglich noch zu überbieten!

Hat doch eine gleiche Kühnheit unserer beiden Kunstheroen, Goethe und Schiller, auch uns Deutsche im Reiche der Poesie erst auf die hohe Stufe gebracht, deren wir uns nun erfreuen. Besonders war es der Letztere, dessen erhabener Genius die ihm beiwohnende Fülle großer Gefühle und Gedanken in eine ihm eigenthümlich zugewachsene Kraft zu fassen wußte, deren Glanz Alles zauberisch an sich zog. Leicht möglich aber, daß er, allzu blendend,

*) Auch ein längst vergessener Ausdruck, mit welchem die Fühllosigkeit des Pöbels die Hinrichtung durch die Guillotine scherzhaft bezeichnete.

ker, mittelalterlicher und moderner Dichtergrößen durch J. H. Voß, A. W. Schlegel, Tieck, Gries, Streckfuß u. A. fällt noch in Goethe's Lebensjahre.

Er hätte es unfehlbar als einen nicht unbedeutenden Gewinn für Deutschland geachtet, daß neuerlich auch Werke des Auslandes von minder hohem Maße uns angeheimt werden. Könnte er doch unbestreitbar bei manchem dieser Werke seine deutsche Bearbeitung vom Voltaire'schen „Mohammed" und „Tancred", als die erste Aufmunterung zu dergleichen betrachten. So las man vor wenig Wochen die Ankündigung einer soeben erschienenen Verdeutschung der „Henriade" dieses französischen Dichters, einer Epopöe, in Frankreich zwar noch vor nicht langer Zeit durch die Stereotypie zum Range der ewig dauernden Werke erhoben, für Deutschland hingegen wegen völliger Verkennung des Werths dieses Gedichts so gut wie ganz aus der Reihe der Dinge schon damals verschwunden, als Goethe die auch bei uns zu jener Zeit wenigstens noch im Register der existirenden fortgeführten Voltaire'schen Trauerspiele unter seine gewichtvolle Vormundschaft nahm.

Unstreitig entging es dem Übersetzer der „Henriade" nicht, daß auch diesem Heldengedichte noch manches Gute vorzugsweise vor ähnlichen einheimischen Producten eigen sei, das diesen künftig zu statten kommen könne, weshalb er sich auch zu dem schwierigen Unternehmen aufgemuntert fühlen mochte. Wenn, wie wol zu vermuthen, das Werk auf dem Gipfel der heutigen Übersetzungskunst sich befindet, so kann solches ohne Zweifel um so mehr auf den Beifall aller Leser von Bildung Rechnung machen, da es für die meisten mit dem Reize der Neuheit geschmückt erscheinen wird.

Möchten diese zunächst der thunlichsten Beförderung des Fortschritts der deutschen Prosa und Poesie gewidmeten Bemerkungen und Wünsche besonders auch darauf mit aufmerksam machen, daß unsere für ihre beiden engverschwisterten Hauptformen so glücklich organisirte Sprache durchaus nicht im Stolze auf dieses Glück vornehm auf andere minder begünstigte Sprachen herabzusehen habe, sondern vielmehr nichts versäumen dürfe, die jenen beiwohnenden Vorzüge, wie gering solche vielleicht mitunter auch ausfallen möchten, ebenfalls dankbar zu erkennen und sich anzueignen.

Trotz des, wie wir sahen, so innigen Zusammenhangs der beiden Sprachformen, welchen der Aufsatz seine Überschrift entlehnte, würden diesen zwar die durch uralte Verjährung zu ihrem Eigenthume gewordenen Titel: „Poesie und Prosa" schwerlich zu entziehen sein. Als Gegensätze aber kann man sie doch kaum gelten lassen, ohne eines die anerkannte deutsche Gründlichkeit stark compromittirenden unlogischen Irrthums schuldig zu werden. 35.

La Russie en 1839 par le marquis *de Custine*. Vier Bände. Paris 1843.

Dieses Werk des französischen Autors ist ein europäisches geworden, da Übersetzungen desselben schon in den meisten europäischen Sprachen erschienen sind und das allgemeine Interesse sich ihm einstimmig zuwendet, und zwar mit Recht. Rußland liegt, trotz der Alles beleuchtenden Kerzen des 19. Jahrhunderts, noch wie ein großes Geheimniß an unserer Grenze, und nur Ahnungen, Vermuthungen, dunkle Gerüchte dringen zu uns herüber, da Auge, Feder und Zunge der meisten Reisenden durch tausend Rücksichten gebunden sind. Custine hat sich über diese Rücksichten hinweggesetzt. Das Genie hat Flügel, und wenn es auch nicht die ganze Wahrheit enthüllen kann, so gibt es doch Wahrheiten. Ob Custine's Berichte über Rußland nun wirklich ganz wahr sind, wagt Ref. nicht zu entscheiden; ihm fehlt der Maßstab für russische Zustände, und er fürchtet, dem Autor Unrecht zu thun, wenn er behauptet, daß derselbe oft in seinen Schilderungen übertreibt. Man ist leicht mistrauisch gegen die Urtheile der Franzosen, und Custine ist ganz Franzose. Er ist Aristokrat und bigoter Katholik, und das religiöse und politische Glaubensbekenntniß, womit er sein Werk eröffnet, läßt ahnen, daß er die russischen Zustände nicht ohne Vorurtheil beobachtet und beschrieben hat. Er behauptet zwar, ein französischer Aristokrat sei in Rußland ein Ultraliberaler; das mag wol sein, doch ist jedes bestimmte, exclusive Glaubensbekenntniß in Politik und Religion, gleich einer farbigen Brille, wodurch man fremde Landeszustände nicht in ihrem eigenthümlichen Licht beobachten kann; man muß mit bloßen Augen sehen, ganz ohne mitgebrachte Vorurtheile urtheilen, frei sein im eigentlichsten Sinne des Worts, um die Dinge ganz zu sehen wie sie sind. Wo findet man aber den Schriftsteller, wo den Menschen, der solchen Ansprüchen genügt? So müssen wir einstweilen mit dem von Custine uns überlieferten Werk zufrieden sein und es unter die geistreichsten und hervorragendsten Erscheinungen unserer Literatur rechnen. Der Leser darf auch nicht vergessen, daß es vom Franzosen und für Franzosen geschrieben ist, bei denen eine gewisse Unwissenheit über die Angelegenheiten fremder Länder herrscht; es werden manche historische Thatsachen der ältesten und neuesten Zeit mit großer Wichtigkeit erzählt, die jeder nur einigermaßen gebildete Deutsche weiß und wissen muß. Als Beweis davon diene die Frage: „Weiß das katholische Europa, daß es keine Unitarier mehr in Rußland gibt, weiß es denn überhaupt, was Unitarier sind?" In Deutschland weiß man es.

Custine scheint der französischen Zustände, des liberalen Treibens sehr müde zu sein; die sogenannte Freiheit, die in den Straßen ausgerufen wird, der Raisonnirton der Journale und alle Auswüchse der jetzigen Zeiten und Verhältnisse sind ihm zuwider. Er reist nach Rußland mit dem Wunsche, Alles, was das Gegentheil dieser Misstände ist, zu bewundern; er hat den besten Willen, Alles groß und herrlich zu finden. Auch wird er gut aufgenommen, sowol in der kaiserlichen Familie wie auch in andern Kreisen; was er sehen soll und darf, wird ihm gezeigt. Die Russen bemühen sich, ihn zu gewinnen, ihm zu gefallen; nicht verletzte Eitelkeit erzeugt also seinen Tadel; man fühlt, wie er von Tag zu Tag von der vorgefaßten Meinung zu Gunsten Rußlands zurückkommt, und sein Schauder vor dem Lande der Willkür und Tyrannei steigert sich mit jedem Brief und begleitet ihn nach der Heimat.

Die vier Bände konnten leicht in zwei verschmolzen werden, denn die Briefe bringen viel Worte und die Ergebnisse, die Urtheile muß man oft aus einem unnöthigen Redeschwall heraussuchen. Eine viermonatliche flüchtige Reise konnte unmöglich allein zu den vorliegenden Resultaten verhelfen; Custine muß wohlunterrichtete Bekannte gefunden haben, und es steht zu fürchten, daß mancher derselben durch sein Buch compromittirt ist.

Bei dem großen Interesse, das das vorliegende Werk darbietet, erlauben wir uns, durch einige Auszüge den deutschen Leser näher damit bekannt zu machen.

Die Religion in Rußland.

Man kann sich kaum einen richtigen Begriff von der tiefen Intoleranz der Russen machen; diejenigen, welche gebildeten Geistes sind und mit dem Occident in geschäftlicher Verbindung ste-

hen, setzen alle ihre Kunst daran, ihre griechische Orthodoxie zu verbergen, welche in ihrer Idee mit der russischen Politik gleichbedeutend ist. Man glaubt z. B., daß die Verfolgungen in Polen aus einem persönlichen Haß des Kaisers hervorgegangen sind, — sie sind das Resultat einer tiefen und kalten Berechnung. Diese Thaten der Grausamkeit sind in den Augen des Rechtgläubigen verdienstlich; es ist der Heilige Geist, welcher den Herrscher erleuchtet und ihn befähigt, seine Seele frei von jeglichem menschlichen Gefühl zu erheben, und Gott segnet das Werkzeug großer Absichten. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet sind Richter und Henker um so heiliger, je barbarischer sie sind. Unsere legitimistischen Journale wissen nicht, was sie wollen, wenn sie in den Russen unsere Alliirten suchen. Wir können eine Revolution von ganz Europa erleben, ehe der Kaiser aufrichtig einer katholischen Partei zu Hülfe eilt; die Protestanten sind wenigstens offene Gegner; auch könnten die Protestanten sich eher der katholischen Kirche vereinen als der griechischen; Rom und die römische Kirche hat keinen ärgern Feind als den Autokraten von Moskau, das sichtbare Oberhaupt der Kirche; demzufolge sind die Hoffnungen einer Partei Legitimisten auf Rußland nur Illusionen.

Man hat immer sehr wenig in griechischen Kirchen gepredigt, und in Rußland hat die politische und religiöse Autorität sich mehr als irgendwo der theologischen Disputation widersetzt. Sowie man anfangen wollte, die Streitigkeiten zwischen Rom und Byzanz auseinanderzusetzen, wurde beiden Parteien Stillschweigen auferlegt. Der Grund des Streits ist so geringfügig, daß man den Streit nur in der Unwissenheit weiter fortführen kann. In manchen Mädchen- und Knabeninstituten wurde auf Anstiften der Jesuiten einiger religiöser Unterricht ertheilt; doch ward dieser Gebrauch nur geduldet und von Zeit zu Zeit eingestellt. Die Religion wird in Rußland nie öffentlich gelehrt, woraus eine Menge Sekten entstehen, aus deren Existenz die Regierung ein Geheimniß macht. Eine solche Sekte tolerirt die Polygamie, eine andere die Gemeinschaft der Frauen und Männer. Den Priestern ist das Schreiben selbst von Chroniken nicht erlaubt. Alle Augenblicke legt ein Bauer eine Stelle der Bibel, die er aus dem Zusammenhang herausreißt, auf seine eigene Weise aus und gibt so die Veranlassung zu einer neuen Ketzerei, meist calvinistischer Art. Wenn der Propst dessen gewahr wird, hat die Irrlehre schon einen Theil der Gemeinde ergriffen, oft auch schon die Nachbarschaft. Macht der Propst Lärm, so werden die Bauern nach Sibirien geschickt, was den Herrn zu Grunde richtet, welcher, wenn er einigermaßen vorsichtig ist, dem Propst Schweigen auferlegt, wozu mehr als ein Mittel ihm zu Gebote steht. Und wenn dann, ungeachtet aller dieser Vorsichtsmaßregeln, die Ketzerei doch vor den Augen der obersten Autoritäten ausbricht, dann ist die Zahl der Parteigänger so bedeutend, daß man nicht mehr eingreifen kann; Gewaltthätigkeit würde das Übel vergrößern, anstatt es zu ersticken. Die Überzeugung würde die Pforten der Besprechung öffnen, welche das Schlimmste für eine absolute Regierung ist. Es bleibt also nichts als das Schweigen, welches das Übel verbirgt, ohne es zu heilen, und es noch begünstigt.

Durch religiöse Streitigkeiten wird Rußland einst fallen; das war das Urtheil eines der gescheitesten und aufrichtigsten Russen, dem ich je begegnete. Ein Reisender erzählte mir, daß ein Kaufmann in Petersburg, der ihn zu Mittag einlud, drei legitime Frauen hatte; er gehörte heimlicherweise zu einer neuen Kirche; vielleicht wurden die Kinder dieser drei Frauen nicht alle als rechtmäßige vom Staat anerkannt, doch sein Gewissen als Christ war ruhig.

Der Kaiser.

Ich komme aus der kaiserlichen Kapelle, wo ich der Hochzeitsfeierlichkeit der Großfürstin Marie und des Prinzen von Leuchtenberg beigewohnt habe. Der vorherrschende Ausdruck der schönen, regelmäßigen Züge des Kaisers ist eine unruhige Strenge. Verantwortlichkeit ist die Strafe des absoluten Herrschers. Dann und wann mildert aber ein Hauch der Sanftmuth den herrischen Blick, dann tritt die Schönheit seiner antiken Züge um so deutlicher hervor. Das Menschliche kömmt in ihm oft gegen den angenommenen Ernst des Herrschers. Er ist einen halben Kopf größer als andere Männer; die Gewohnheit, sich in der Taille festzuschnallen, schadet seiner Gestalt und macht seine Bewegung steif; Gang und Stellungen sind imposant; er weiß, daß er immer angesehen wird, und vergißt es nie, ja man sieht ihm an, daß er gern der Brennpunkt aller Blicke ist; er ist viel im Freien, sowol bei Revuen als auf Reisen. Bei genauer Beobachtung bemerkt man, daß er nicht mit Mund und Augen zugleich lächelt; er ist immer der Mann, der Gehorsam verlangt. Man sieht, daß er nie vergessen kann, was er ist; er steht immer gleichsam als Modell da, deshalb ist er auch nie natürlich, selbst wenn er es aufrichtig meint. Sein Gesicht hat drei verschiedene Physiognomien, keine davon trägt den Stempel der Gutmüthigkeit. Der gewöhnlichste Ausdruck ist Strenge; ein anderer ist Feierlichkeit, der dritte ist Höflichkeit, und in diesem letzten wohnt etwas Anmuth und verwischt wieder das kalte Staunen, welches die andern beiden hervorgebracht haben. Dann aber schadet etwas dem moralischen Einfluß des Mannes: keiner dieser nach Willkür kommenden und verschwindenden Ausdrücke hinterläßt eine Spur in den Zügen. Es ist eine Art von Decorationswechsel, den kein Übergang vorbereitet; eine Art von Maske, die man ablegt oder vornimmt, wie es beliebt. Die Physiognomie des Kaisers ist nicht natürlich, und das Wehe von ganz Rußland, der Mangel an Freiheit nämlich, ist sogar in dem Angesicht des Kaisers zu finden. Wer den Menschen bei ihm sucht, wird immer nur den Kaiser finden. Diese Eigenthümlichkeit kann ihm auch zum Lob gereichen; er übt sein Handwerk mit Gewissenhaftigkeit. Er ist immer Oberhaupt, Richter, General, Admiral, Fürst; und weiter nichts? Er wird einst am Ende seines Lebens sehr ermüdet sein, aber er wird von Volk und von der Welt hochgestellt werden, denn die Menge lobt die Anstrengungen, die es anstaunt, und ist stolz auf die Mühe, die man sich gibt, um sie zu gewinnen. Der Kaiser Alexander war ganz das Gegentheil vom Kaiser Nikolaus; in diesem Lande wird das Andenken des verstorbenen Kaisers niemals geehrt, jetzt aber liegt es in der Politik, die vorhergegangene Regierung vergessen zu machen; Peter I. stand Nikolaus näher als Alexander.

Der jetzige Kaiser vergißt nur seine höchste Majestät im Schoose seiner Familie; als Gatte und Vater zeigt er, daß er ein Herz hat. Seine Gefühllosigkeit ist weniger ein angeborener Fehler als das Resultat seiner Stellung, die er nicht gewählt hat und die er nicht verlassen kann; eine absolute Macht niederlegen wäre Feigheit.

Der Kaiser nahm uns mit einer gesuchten und zarten Höflichkeit auf; man erkannte gleich, daß er gewohnt war, auf die Eigenliebe der Menschen zu wirken. Jeder fühlte, daß er in dem kaiserlichen Verstand eine gewisse Classe einnahm. Um mir zu zeigen, daß er es gern sähe, wenn ich sein Reich bereiste, rieth er mir, wenigstens Moskau und Niuji zu sehen. „Petersburg ist russisch, es ist aber nicht Rußland“, setzte er hinzu. Und diese wenigen Worte waren mit einem Tone gesprochen, den ich nie vergessen werde, es lag unendlich viel Autorität, Ernst und Festigkeit darin. Man hatte mir von seinem imposanten Erscheinen, von seinen edlen Zügen, von seiner hohen Gestalt gesprochen, niemand aber von der Gewalt seiner Stimme; sie ist die eines zum Befehlen Geborenen.

Er sprach über eine Viertelstunde mit mir von interessanten Gegenständen, denn dieser Fürst spricht nicht wie andere Fürsten, nur um zu reden. Er sagte erst einige Worte über die schöne Einrichtung des Festes, ich antwortete, „daß bei einem so thätigen Leben ich bewundere, wie er Zeit für Alles und selbst für das Vergnügen finde.“

„Glücklicherweise“, erwiderte er, „ist die Maschine der Administration sehr einfach in meinen Staaten; denn rücksichtlich der erschwerenden Entfernung würde bei einer complicirten Regierungsform der Kopf eines Mannes nicht ausreichen. Wenn ich Ihnen das sage, so geschieht es, weil ich weiß, daß Sie mich verstehen können; wir arbeiten weiter an dem Werk Peter's I.“

„Er ist nicht todt, Sire, sein Genie und sein Wille herrschen noch immer in Rußland.“

„Dieser Wille ist sehr schwer in Ausführung zu bringen; die Unterwürfigkeit gibt Ihnen den Glauben an Einförmigkeit bei uns, darin irren Sie sich; in keinem Lande gibt es so viel Verschiedenheit der Volksstämme, Sitten, Religionen und Charaktere als in Rußland, die Verschiedenheit bleibt auf dem Grunde, die Einförmigkeit herrscht nur auf der Oberfläche. Sie sehen hier 20 Offiziere um meine Person; unter diesen sind nur zwei Russen, ferner drei Polen, andere sind Deutsche, sogar die tscherkessischen Khans führen mir ihre Söhne zu, um sie als Cadetten zu erziehen, hier ist einer.“ Er zeigte mit dem Finger auf einen kleinen chinesischen Affen im wunderlichen Costume von goldgesticktem Sammet. „Mit diesem Kinde werden 200,000 Kinder auf meine Kosten erzogen.“

„In Rußland wird Alles ins Große getrieben“, sagte ich, „Alles ist kolossal hier.“

„Zu kolossal für einen Mann“, erwiderte der Kaiser.

— — — — — — — —

An dem Tage von Nikolaus' Thronbesteigung brach die Rebellion in der Garde aus; bei der ersten Nachricht begaben sich Kaiser und Kaiserin allein in die Kapelle, knieten vor dem Altar nieder und schwuren einander vor Gott, als souveraine Herrscher zu sterben, wenn sie nicht über die Emeute triumphiren könnten. Der Kaiser wußte, daß das Übel ernster Art sei, denn man hatte ihm gesagt, daß der Erzbischof sich schon vergebens bemüht habe, die Soldaten zu beruhigen. Nachdem der Kaiser das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, begab er sich vor das Schloß, um durch seine Gegenwart die Rebellen zu besiegen. Er hat mir diesen Auftritt selbst erzählt, und zwar in den bescheidensten Ausdrücken. Ich habe seine eigenen Worte vergessen, denn ich war zu sehr von der Wirkung des Gesprächs überrascht, ich will es aber wiedergeben, so viel ich mich davon erinnere.

„Eure Majestät hatten Kraft an der wahren Quelle geschöpft“, sagte ich.

„Ich wußte in dem Augenblick nicht, was ich sagen und was ich thun würde“, versetzte er.

„Um solche Inspiration zu haben, muß man sie verdienen.“

„Ich habe nichts Außerordentliches gethan“, erwiderte der Kaiser, „ich sagte zu den Soldaten: Tretet in eure Reihen zurück! und in dem Augenblick, als ich das Regiment die Revue passiren ließ, rief ich: Auf die Knie! da gehorchte Alles. Was mich so stark gemacht, war, daß einen Augenblick vorher ich mich auf den Tod vorbereitet hatte. Ich bin dankbar für den glücklichen Ausgang, nicht stolz, denn ich habe kein Verdienst dabei.“

In diesen edlen Worten erzählte der Kaiser die Tragödie seiner Thronbesteigung. Man kann sich daraus eine Vorstellung machen von den interessanten Gesprächen, die er mit den Fremden, denen er seine Huld zukommen läßt, führt

Augenzeugen versichern, daß es geschienen habe, als sei er mit jedem Schritt, den er den Aufrührern entgegen gethan, größer geworden. In seiner Jugend war er schweigsam, schwermüthig, kleinlich, als Herrscher wurde er ein Held; er ist darin das Gegentheil von manchen Fürsten, die mehr versprechen als sie halten. Dieser ist so mit seiner Rolle verwachsen, daß der Thron für ihn Das ist, was die Bühne für einen guten Schauspieler. Seine Haltung vor der rebellischen Garde war so imposant, daß einer der Verschworenen viermal sich ihm näherte, um ihn zu tödten, während er die Truppen die Revue passiren ließ, und viermal nicht den Muth dazu fand.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß, während der Kaiser vor den Truppen vorüberritt, er nicht einmal sein Pferd in Galopp setzte, so viel Ruhe hatte er. Ein solcher Mann darf nicht nach dem Maßstab anderer Menschen gemessen werden; seine Stimme ist ernst und voll Autorität, sein Blick magnetisch und ruht fest auf den Dingen, die er seiner Aufmerksamkeit würdig erachtet; er ist kalt durch die Gewohnheit, seine Leidenschaften zu unterdrücken, mehr noch als um die Gedanken zu verbergen, denn von Natur ist er aufrichtig. Seine Stirn, seine Züge, welche an Apollo und an Jupiter erinnern, seine unbewegliche, imposante, ernste Physiognomie, sein Gesicht, welches mehr edel als einnehmend ist, mehr statuenartig als menschlich, übt auf Jeden, der sich ihm naht, die Gewalt des Herrschers aus. Er wird Herr des fremden Willens, weil er seinen eigenen beherrschen kann.

Ich nannte ihm im weitern Gespräch als ein Hauptmotiv meiner Reise nach Rußland den Wunsch, mich einem Fürsten zu nahen, welcher so große Macht über die Menschen auszuüben vermöge.

„Die Russen sind gut“, erwiderte er, „doch muß man sich erst würdig machen, um ein solches Volk zu regieren.“

„Ew. Majestät hat mehr als irgend einer seiner Vorgänger errathen, was Rußland zusagt.“

„Der Despotismus existirt noch in Rußland, denn er ist das eigentliche Wesen meiner Regierung, aber er stimmt mit dem Geist der Nation überein. Ich liebe mein Land und glaube es verstanden zu haben. Ich versichere Ihnen, daß, wenn ich überdrüssig bin des Elends unserer Zeit, ich dann das übrige Europa zu vergessen suche, indem ich mich in das Innere von Rußland zurückziehe.“

„Niemand ist mehr von ganzem Herzen Russe als ich. Ich will Ihnen etwas sagen, was ich keinem Andern sagen würde; ich fühle, daß Sie mich verstehen.“ Dabei sah mich der Kaiser fest an. „Ich begreife eine Republik, es ist eine aufrichtige und bestimmte Regierungsform, sie kann es wenigstens sein; ich begreife die absolute Monarchie, weil ich das Haupt einer solchen bin, aber ich begreife nicht die repräsentative Monarchie. Diese ist die Regierung der Lüge, des Betrugs, der Verderbtheit, und ich würde lieber nach China mich zurückziehen, als diese anzunehmen.“

„Ich habe“, erwiderte ich, „immer das repräsentative Gouvernement als einen unter gewissen Verbindungen und zu gewissen Epochen unvermeidlichen Vertrag betrachtet, welcher, wie alle Verträge, keine Frage löst, sondern die Schwierigkeiten vertagt. Sie ist ein Waffenstillstand zwischen der Demokratie und der Monarchie, unter den Auspicien zweier Tyrannen, der Furcht und des Interesses nämlich. Der Stolz des Verstandes, welcher sich in der Redekunst gefällt, und die Volkseitelkeit, die sich an Worte hält, erhalten diese Form einige Zeit aufrecht. Sie ist die Aristokratie des Wortes, welche an die Stelle der Aristokratie der Geburt tritt, denn das repräsentative Gouvernement ist die Herrschaft der Advocaten.“

„Sie sprechen, mein Herr, sehr wahr“, sagte der Kaiser, mir die Hand drückend; „ich bin repräsentativer Herrscher gewesen und die Welt weiß, was es mir gekostet hat, daß ich mich nicht dieser infamen Regierungsform bequemen wollte (es sind des Kaisers eigene Worte); Stimmen erkaufen, Gewissen bestechen, Einige verführen, um Andere zu betrügen; ich habe alle diese Mittel verschmäht als ebenso entwürdigend für die Gehorchenden als für die Befehlenden, und ich habe meine Aufrichtigkeit theuer bezahlt. Aber Gott sei Dank, ich habe es auf immer mit dieser verhaßten politischen Maschine zu Ende gebracht; ich werde nie wieder ein constitutionneller König sein. Ich habe zu sehr das Bedürfniß, zu sagen, was ich denke, um je durch List und Intrigue über ein Volk herrschen zu wollen.“

Die armen Polen, die wol uns Beiden vorschwebten, wurden indessen nicht genannt.

Nach diesem Gespräch erinnerten uns Custine's fernere Bemerkungen über Rußland und den Kaiser an die Lafontaine'sche Fabel vom Eichhorn und Leoparden; vom sichern Ast herab, vom fernen Frankreich lassen sich kühne Wahrheiten sagen, und welchen Eindruck diese auf die nicht an Wahrheit gewohnten Russen hervorbringen werden, möge der Leser des nachstehenden Überblicks von Custine's Reise selbst beurtheilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 347. —— 13. December 1843.

Lucretia und Margaret Davidson, die Dichter-Kinder von Plattsburgh.

1. Poetical remains of Lucretia Davidson, collected and arranged by her mother; with a biography by Miss *Sedgwick*. London 1843.
2. Biographie der jungen amerikanischen Dichterin Margarethe M. Davidson. Aus dem Englischen des Washington Irving. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr 12. 18 Ngr.*)

Die Dichter-Kinder — so nennt ihr Geburtsland, Amerika, die zwei früh gestorbenen Schwestern Davidson. Lucretia, die ältere, hat in Miß Sedgwick, Margaret, die jüngere, in Washington Irving Biographen und Herausgeber ihrer Gedichte gefunden. Hinreichende Bürgschaft, daß ihr Leben die Beschreibung, ihre Gedichte die Herausgabe verdienen. Der Vater, Dr. Oliver Davidson, war Arzt in Plattsburgh, die Mutter eine Frau von ungewöhnlich weichem und tiefem Gefühl, Beide 1841 noch am Leben.

Lucretia, 1808 geboren, konnte kaum lesen, als die Bücher sie von den Spielen der Kindheit abzogen. Beständig saß sie über den kleinen Bändchen, die der Vater ihr schenkte. Eines Tages wollte die Mutter schnell einen Brief schreiben, fand aber kein Papier. Ein ganzes Buch war spurlos vom Schreibtische verschwunden. Die Mutter schmälte. Da kam das kleine Mädchen und sagte bestürzt: „Mama, ich hab's verbraucht." Das Kind hatte noch nicht schreiben gelernt; so wunderte sich die Mutter und fragte, wozu sie es verwendet.

Das Geheimniß kam schnell heraus. Auf die eine Seite jedes Blattes hatte Lucretia etwas gezeichnet, auf die andere lateinische Buchstaben gekritzelt, manche gerade, andere horizontal, schräg und verkehrt. Das waren metrische und gereimte Erklärungen der umstehenden Bilder. Ihr erstes, einigermaßen regelrechtes Gedicht war die Grabschrift auf ein geliebtes Rothkehlchen. In ihrem zwölften Jahre begleitete sie den Vater zur Feier von Washington's Geburtsnacht.

Am folgenden Morgen traf ihre ältere Schwester sie am Schreibtische. Sie hatte eine Urne gezeichnet und zwei Stanzen darunter geschrieben. Die Schwester beredete sie, es der Mutter zu zeigen. Hochroth und zitternd that sie es. Die Mutter lag krank zu Bett. Dennoch drückte sie ihre Freude aus. Da verwandelte der Zweifel auf dem Gesichte des Kindes sich in Entzücken; sie nahm das Papier, lief fort und fügte unverzüglich die Schlußverse bei. Als sie damit fertig, küßte die Mutter sie, weinte vor Freude und versprach ihr jede mögliche Unterstützung. Das Kind brach in Thränen aus. „Und wünschest du, daß ich schreibe, Mama? Und wird der Vater es gut heißen? Und ist's auch recht, daß ich's thue?"

In ihrem dreizehnten Jahre wurde die Schreibelust unwiderstehlich. Die Gedanken flogen aufs Papier, und Lucretia wünschte sich oft vier Hände, um so schnell schreiben zu können als sie dichtete. Bis dahin hatte sie eine Schule in Plattsburgh besucht. Wegen ihrer schwächlichen Gesundheit wurde sie zu Freunden nach Canada gebracht. Die Neuheit der Scenen stärkte sie und gab ihrem Geiste frische Elasticität. Doch nahm diese eine religiöse Richtung. Die Bücher Hiob, Jeremias und die Psalmen wurden ihre Lieblingslecture. Dabei blieb sie aber ein unschuldiges, einfaches, bescheidenes Kind, und ihre persönliche Liebenswürdigkeit gewann ihr allgemeine Bewunderung. Nur litt sie an Schüchternheit. Diese zu beseitigen, beeilte die Mutter ihren Eintritt in die Welt. So nahte das wichtige Ereigniß, der erste Ball. Mit mädchenhafter Freude nahm Lucretia die Nachricht auf und besprach ihren Anzug. Als aber gegen Abend die Schwester ihr das Haar flechten wollte, schrieb die junge Dichterin an moralisirenden Versen über die sogenannten Freuden dieser Welt. Bald nachher trafen zwei Begebenheiten zusammen, die älteste Schwester heirathete, und Margaret wurde geboren. Jetzt wich Lucretia's Liebe zur Dichtkunst der Liebe zu ihrer Mutter. Die Mutter war lebensgefährlich krank und Lucretia ihre unermüdete Pflegerin. Erst als die Gefahr vorüber, las sie wieder und schrieb und zeichnete. Nach einem in ihrem funfzehnten Sommer der verheiratheten Schwester gemachten Besuche vollendete sie ihr größeres Gedicht „Amir-Khan", und begann ein erzählendes Gedicht, das sie den „Einsiedler von Saranac" nannte.

„Amir-Kahn" — sagt Miß Sedgwick — ist der Lesewelt längst bekannt, hat aber von dem ziemlich allgemeinen und leicht erklärlichen Mistrauen gegen frühzeitiges Talent Nachtheil gehabt. Der Versbau ist voll Grazie, die Geschichte gut entwickelt, der Orientalismus passend durchgeführt. Das Ganze würde meines Bedünkens keinem unserer beliebtesten Dichter im Zenith seines Ruhms Schande gemacht haben; als Product eines funfzehnjährigen Mädchens grenzt es ans Wunderbare.

Ein vertrauter Hausfreund glaubte in Lucretia's Dichtungen ein Talent zu erkennen, das nur der Ausbildung bedürfe, um weite Strahlen zu werfen, und erbot sich

*) Titel des Originals: Life and poetical remains of Margaret M. Davidson, by *Washington Irving*. London 1843.

für ihre fernere Erziehung zu sorgen. Die Ältern willigten ein und am 24. Nov. 1824 vertauschte Lucretia das väterliche Haus gegen ein Pensionat, das im Staate Neuyork bedeutenden Ruf genießt. Anfangs athmeten ihre Briefe nur Frohsinn und Lust. Bald stellte sich Heimweh ein und ihre Briefe trugen eine trübe Farbe. Dennoch konnte sie, wenn auch nicht heiter sein, doch heiter dichten. In jenem Institute galt es, wie auf den meisten deutschen Schulen, die Feuerprobe öffentlicher Prüfung zu bestehen. Jeder gewesene Portenser, Afraner und Grimmianer erinnert sich des Kreuzes der dem Examen vorangehenden Woche, und jeder wird finden, daß, mutatis mutandis, das nordamerikanische Mädchen die Leiden und Freuden dieser Kreuzwoche in folgender Weise humoristisch richtig geschildert hat:

One has a headache, one a cold,
One has her neck in flannel rolled;
Ask the complaint, and you are told,
„Next week's examination."

One frets and scolds, and laughs, and cries,
Another hopes, despairs, and sighs,
Ask but the cause, and each replies,
„Next week's examination."

One bans her books, then grasps them tight,
And studies morning, noon, and night,
As though she took some strange delight
„In these examinations."

The books are mark'd, defac'd and thumb'd,
The brains with midnight tasks benumb'd,
Still, all in that account is summed,
„Next week's examination."

Lucretia ging rühmlich durch die Prüfung. Dann wurde es nur zu sichtbar, daß sie eine von Denen, die „im Morgenthau der Jugend" sterben. Ein kaum leserlicher Brief veranlaßte die Mutter, ihr Kind unverzögert abzuholen. Älternliebe und die Luft der Heimat schienen die Krankheit aufzuhalten; aber schon im Jul. 1825 ruhte die begabte Dichterin „in der Erde trautem Schoose". Über ihr poetisches Talent gibt es keine Meinungsverschiedenheit. Southey äußerte im „Quarterly review":

Die Gedichte der Lucretia Davidson haben so viel Originelles, zeugen von so viel Streben, sich bewußter Energie und zunehmender Kraft, daß die warmblütigste Erwartung ihrer Verehrer, Freunde und Aeltern eine gerechtfertigte ist.

Außer mehren kurzen Gedichten enthält die rubricirte Sammlung den zweiten Theil einer höchst poetischen Schilderung des amerikanisch-indianischen Kampfes, „Chicomico". Um, wenn auch nur eine kleine Probe — aus gebotener Rücksicht auf Kürze nicht das Beste — von den gediegenen Leistungen der jungen Dichterin zu geben und dadurch das Erscheinen einer Übersetzung von derselben gewandten Feder, welche die Biographie der Schwester geliefert hat, recht wünschenswerth zu machen, wähle ich eine Mondscheinscene aus „Amir-Khan".

Brightly o'er spire, and dome, and tower,
The pale moon shone at midnight hour,
While all beneath her smile of light
Was resting there in calm delight;
Evening with robe of stars appears,
Bright as repentant Peri's tears,
And o'er her turban's fleecy fold
Night's crescent streamed its rays of gold,
While every crystal cloud of heaven
Bowed as it passed the queen of even.

Beneath — calm Cashmere's lovely vale
Breathed perfumes to the sighing gale;
The amaranth and tuberose,
Convolvulus in deep repose.
Bent to each breeze which swept their bed,
Or scarcely kiss'd the dew and fled;
The bulbul *), with his lay of love,
Sang' mid the stillness of the grove;
The gulnare **) blushed a deeper hue,
And trembling shed a shower of dew,
Which perfum'd ere it kiss'd the ground,
Each zephyr's pinion hovering round.
The lofty plane-tree's haughty brow
Glitter'd beneath the moon's pale glow;
And wide the plantain's arms were spread,
The guardian of its native bed.

Zur Zeit von Lucretia's Tode war ihre am 26. März 1823 geborene Schwester, Margaret Miller, kaum zwei und ein halbes Jahr und mit dem elften führt Washington Irving sie ein.

Bei Gelegenheit einer Unterredung mit ihrer Mutter (1833) in Betreff einer neuen Ausgabe von Lucretia's Schriften, bemerkte ich — heißt es in den Worten der Übersetzung — ein junges Mädchen, dem Anschein nach nicht älter als elf Jahre, die sich still um sie bewegte, indem sie manchmal ein Kissen ordnete und zugleich ernsthaft unserm Gespräch zuhörte. Eine geistige Schönheit drückte in diesem Kinde sich aus, die mir auffiel und noch mehr, als sie furchtsam erröthete, da Mistreß Davidson sie mir als ihre Tochter Margaret vorstellte. Kurz nachher, als sie das Zimmer verlassen, erzählte ihre Mutter, da sie sah, daß sie meine Aufmerksamkeit erregt hatte, wie sie dasselbe frühe poetische Talent zeige, welches ihre Schwester ausgezeichnet hatte, und zum Beweis zeigte sie mir die Abschriften einiger Gedichte, die von solch einem Kinde merkwürdig waren. Bei weiterer Nachfrage fand ich, daß sie ungefähr dieselbe moralische und physische Constitution hatte und zu derselben fiebrischen Erregung des Gemüths und Entzündung der Phantasie geneigt war, welche so mächtig auf den zarten Körper ihrer Schwester Lucretia gewirkt hatten. Ich warnte ihre Mutter deshalb, ihre poetischen Anlagen zu nähren, und rieth solche Studien und Bestrebungen an, welche ihre Beurtheilungskraft stärken, ihre Empfindungen beruhigen und regeln, und jenen gesunden Verstand erweitern könnten, der allein die sichere Grundlage aller geistigen Ausbildung ist.

Leider vermochte die Mutter nicht, diesen klugen Rath vollständig zu befolgen. Das ganze Wesen des kleinen Mädchens widerstrebte — die Begeisterung ungerechnet, mit welcher sie ihrer gestorbenen Schwester anhing. „Die Seele verzehrte den Körper", und schon sechs Jahre nachher „wurde eine Anzahl Manuscripte, Alles, was von ihr geblieben war", mit zahlreichen, von der Mutter beigegebenen Anmerkungen in W. Irving's Hände gelegt, der daraus, oft unter Beibehaltung des Originalmanuscripts, die veröffentlichten „Einzelheiten erwählt und geordnet hat".

(Der Beschluß folgt.)

*) Bulbul, die Nachtigall.
**) Gulnare, die Rose.

La Russie en 1839 par le marquis de Custine. Vier Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 246.)

In Rußland herrscht überall und in allen Dingen eine furchtbare Regelmäßigkeit, und der diese Symmetrie beobachtende Reisende fühlt sich von dem Gedanken beängstigt, daß diese der Natur des Menschen so gänzlich zuwiderlaufende Einförmigkeit nicht ohne Gewaltthätigkeit bestehen kann. Die Imagination sehnt sich vergebens nach Abwechselung. Hier kann der Mensch am ersten Tage seines Lebens wissen, was er bis zum letzten sehen und erleben wird; diese Tyrannei nennt man „Liebe zur Ordnung", und diese bittere Frucht des Despotismus scheint Manchem nicht zu theuer erkauft. In Frankreich war ich auch dieser Meinung, seit ich aber unter der Disciplin, welche ein ganzes Kaiserreich dem militairischen Reglement unterwirft, gelebt, stimme ich mehr für eine Kraft verkündende Unordnung, als für die vollkommene Ordnung, welche das Leben kostet.

In Rußland beherrscht das Gouvernement Alles und belebt Nichts. In diesem ungeheuren Reich ist das Volk stumm, wenn es auch nicht ruhig ist; der Tod schwebt über allen Häuptern; man könnte veranlaßt werden, an der höchsten Gerechtigkeit zu zweifeln; der Mensch hat hier nur zwei Särge, die Wiege und das Grab, und die Mütter müßten mehr über die Geburt ihrer Kinder als über deren Tod weinen. Ich glaube nicht, daß der Selbstmord hier allgemein ist, man leidet zu viel, um sich zu tödten. Auch würde man die Zahl der Selbstmorde in Rußland nie erfahren und wenn sie noch so groß wäre; denn Zahlenermittelung ist einzig und allein ein Privilegium der Policei; ich glaube kaum, daß sie dem Kaiser selbst zu Ohren kommen. So viel weiß ich, daß kein Unglück ohne seine Einwilligung veröffentlicht werden darf. Der Stolz des Despotismus ist so groß, daß er mit der Allmacht Gottes rivalisirt. Damit der Fürst mehr als ein Mensch sein könne, wie muß es da mit dem Volke stehen? In einem Lande, wo Götzendienst der Grundpfeiler der Constitution ist, wer kann da die Wahrheit lieben und vertheidigen? Ein Mensch, der Alles kann, ist eine gekrönte Lüge. Ich spreche jetzt nicht vom Kaiser Nikolaus, sondern vom Kaiser von Rußland. Man spricht viel von den bestehenden Gebräuchen, welche seine Macht beschränken, ich habe nur deren Misbrauch bemerkt, nicht das Heilmittel dagegen. Der wahre Staatsmann weiß, daß nicht sowol die Gesetze, als die Art und Weise ihrer Ausübung über das Leben der Völker entscheidet; das Leben der Russen ist aber trauriger als das irgend eines europäischen Volks, und ich spreche hier nicht nur von den an die Schollen gebundenen Bauern, sondern vom ganzen Reich.

Ein Gouvernement, welches bei jeder Gelegenheit seine Kraft fühlen läßt, muß die Menschen elend machen; in einem Gesellschaftskörper kann Alles dem Despotismus dienen, sowol dem monarchischen als dem demokratischen. Die Menge kleinlicher, überflüssiger Vorsichtsmaßregeln erzeugt in Rußland eine Bevölkerung von Unterbeamten, deren jeder mit Pedanterie, Strenge und Wichtigkeit seine Geschäfte verrichtet, um denselben eine größere Wichtigkeit beizulegen. Er sagt kein Wort, aber man sieht, daß er sich für ein Glied in der großen Staatsmaschine hält. Dieses Glied handelt nach einem Willen, welcher nicht der seinige ist, und hat ebenso viel Leben als das Räderwerk einer Uhr. Der Anblick dieser freiwilligen Automaten flößte mir Furcht ein. Es liegt etwas Übernatürliches in einem Menschen, der zur Maschine gemacht wird. Wenn in den Ländern, wo der Mechanismus vorherrscht, Holz und Metall Seele zu haben scheinen, so ist es unter dem Despotismus, als seien die Menschen von Holz; man fragt sich immer, was sie wol mit ihrem überflüssigen Denken anfangen mögen, und man fühlt sich unheimlich bei dem Gedanken an die Gewalt, die man anwenden mußte gegen fühlende Menschen, um sie in bloße Gegenstände umzuwandeln. In Rußland fühle ich Bedauern mit den Personen, wie in England mit den Maschinen. Dort fehlt den Menschenwerken nur die Gabe der Rede, hier ist das Wort den Creaturen des Staats versagt. — — —

Damit das neue Winterpalais zu der vom Kaiser festgesetzten Epoche fertig wurde, mußten ungeheure Kräfte angewendet werden. Man setzte während der Winterkälte die innern Arbeiten fort; 6000 Arbeiter waren immer beschäftigt und es starben deren täglich eine bedeutende Zahl; sie wurde sogleich wieder ersetzt; bei 25—30 Grad Kälte mußten diese 6000 Märtyrer eines unfreiwilligen blinden Gehorsams in Sälen, welche bis zu 30 Grad Hitze geheizt waren, damit die Mauern schnell trockneten, arbeiten, und ihre Lunge hatte beim Ein- und Ausgehen 50—60 Grad Wärme Unterschied zu bestehen. Die Arbeiten im Ural sind auch lebensschädlich, dort arbeiten aber nur Verbrecher, hier waren es keine Verbrecher. Manche mußten immer Kappen von Eis aufsetzen, um nur in der glühenden Hitze Meister ihrer Sinne zu bleiben. — — — — — — — —

In diesem von allen andern Ländern so verschiedenen Lande scheint die Natur selbst die Launen der Menschen zu theilen, welche die Freiheit getödtet haben, um die Einheit zu vergöttern. Auch sie ist überall dieselbe. Sie hat in jenen Gegenden nichts für den Menschen gethan, und was that der Mensch für sich? Er führte ein Wunder der Welt auf, Petersburg nämlich; und auch Moskau ist schön; aber die Provinzen? Ein Übermaß der Einförmigkeit entsteht aus dem Misbrauch der Einheit. Ein einziger Mann im ganzen Reiche hat das Recht, einen Willen zu haben, daher kommt, daß er allein ein eigenes Leben besitzt. Der Mangel an Seele geht aus Allem hervor; bei jedem Schritt fühlt man, daß das Volk der Unabhängigkeit entbehrt. Die wenigen Städte an den Landstraßen sind sich alle gleich. Die geraden, breiten Gassen und niedern Häuser entsprechen nicht den Bedürfnissen des kalten Klima, wo die Menschen sich gern wie bei uns im Mittelalter zusammendrängen. Als Peter I. von der Tatarei bis nach Lappland seine Civilisationsedicte ergehen ließ, waren die Schöpfungen des Mittelalters nicht mehr an der Mode, und die Russen — selbst diejenigen, denen man das Beiwort Groß gewährt, konnten blos der Mode folgen. Diese Neigung zur Nachahmung stimmt nicht mit ihrem Ehrgeiz zu dominiren überein; doch Alles ist bei diesem oberflächlichen Volk Widerspruch. Vor Allem zeichnen sie sich durch Mangel an Erfindung aus; um zu erfinden, muß man unabhängig sein; überall, sogar in den Passionen der Russen, stößt man auf Nachäfferei. Wenn sie eine Rolle auf dem Welttheater begehren, so ist es nicht, um ihre Fähigkeiten zu entwickeln, sondern um die Geschichte anderer berühmten Gesellschaftskörper auch zu beginnen. Ihr Ehrgeiz ist nicht eine Macht, sondern eine Prätension; sie haben keine schöpferische Kraft, ihr Talent besteht im Vergleich, ihr Genie im Nachahmen. Die Russen werden immer in der Geschichte sein, was in der Literatur geschickte Übersetzer sind. Sie haben den Beruf, die europäische Civilisation für die Asiaten zu übersetzen.

Das Nachahmungstalent kann bei Nationen nützlich und sogar bewunderungswürdig werden, wenn es sich erst später entwickelt; wenn es indessen früher auftaucht als die übrigen Talente, muß es dieselben aufheben. Wer nur nachahmen kann, verfällt leicht in die Caricatur.

Seit vielen Jahrhunderten schwankte Rußland zwischen Europa und Asien und war noch nicht im Stande, sich durch seine Werke in der Geschichte des menschlichen Verstandes zu markiren, weil der Nationalcharakter unter erborgten Eigenschaften zu Grunde ging.

Vom Occident durch seine Anhänglichkeit an die griechische Kirche getrennt, foderte es von den durch den Katholicismus gebildeten Nationen jene Civilisation, die eine nur politische Religion ihm geraubt hatte. Diese byzantinische Religion, welche aus einem Palast hervorging, um die Ordnung in einem Lager aufrecht zu erhalten, entspricht durchaus nicht dem höchsten Bedürfniß der Seele. Sie hilft der Policei, die Nation zu betrügen. Sie hat schon im voraus dieses Volk des Grades von Cultur, wonach es strebte, unwürdig gemacht. Die Unabhängigkeit der Kirche ist der religiösen Regung nothwendig, denn

die Entwickelung der edelsten Fähigkeit der Völker, die Fähigkeit zu glauben, hängt von der Würde der Kirche ab. Wo die Hirten Sklaven sind, kann die Heerde nicht frei sein. Ein Propst wird der Nation immer nur lehren, vor der Gewalt niederzuknieen. Und sollte man sich noch wundern, wenn die Russen nichts Neues erfinden und nur nachahmen, ohne zu vervollkommnen? Ahmt man die Form einer Gesellschaft nach, ohne den Geist, der sie belebt, zu verstehen, holt man sich die Lehren der Civilisation nicht von den alten Lehren des Menschengeschlechts, sondern von Fremden, deren Reichthümer man beneidet, ohne ihren Charakter zu ehren, wird die Nachahmung von der Feindseligkeit geleitet, nimmt man von einem Nachbar, den man zu verachten vorgibt, seine Art sich zu kleiden, zu wohnen, zu sprechen an, dann ist man ein Echo, ein Abdruck, dann existirt man nicht mehr durch sich selbst.

Die Gesellschaften des Mittelalters, welche in ihrem erneuerten Glauben lebten und in ihren eigenen Bedürfnissen sich stark fühlten, konnten das Alterthum ehren, ohne Gefahr zu laufen, es zu parodiren; denn wo die Schöpfungskraft wirklich existirt, geht sie nicht verloren, an welchem Gegenstand der Mensch sie auch verwendet. Die Achtung für edle Vorbilder ist der Stempel eines schöpferischen Geistes; deshalb hat das Studium der Classiker im Occident zur Zeit der Renaissance keinen Einfluß auf Wissenschaften und Künste gehabt. Die Entwickelung der Industrie, des Handels, der Naturwissenschaft und der technischen Künste sind das Werk des modernen Europa, welches in diesen Dingen Alles aus sich selbst entwickelt hat Trotz seiner an Aberglauben grenzenden Bewunderung für die heidnische Literatur hat es seine eigene Politik, Religion, Philosophie und Regierungsform beibehalten, sowie auch seine eigene Kriegführung, seine Ansichten von Ehre, seine Sitten, seinen Geist und seine socialen Gewohnheiten.

Rußland aber ward durch die Ungeduld seiner Fürsten bei seiner spätern Civilisation der Gährung aus eigener Tiefe heraus, der Wohlthat einer langsamen und natürlichen Cultur beraubt. Ihm fehlte das innere Vorschreiten, welches große Völker bildet. Es fiel mir oft auf, daß in diesem Lande die Gesellschaft einem großen Treibhause gleicht, mit schönen ausländischen Pflanzen, jede Blume erinnert an ihr Vaterland, aber man fragt vergebens: wo ist Leben? wo ist Natur? wo sind die inländischen Pflanzen in dieser Sammlung, welche eher von der mehr oder weniger glücklichen Auswahl einiger neugierigen Reisenden, als von dem ersten Werk einer freien Nation zeugt.

Rußland wird ewig den Mangel des eigenen Lebens im Augenblick seines politischen Erwachens fühlen. Es ist um die heranreifende Jugend, um jenes thätige Lebensalter, wo der menschliche Verstand die ganze Verantwortlichkeit seiner Unabhängigkeit übernimmt, gekommen; seine Herrscher und namentlich Peter der Große haben es von der Kindheit schnell ins Mannesalter gebracht. Es war kaum dem fremden Joch entgangen, und so erschien ihm Alles, was nicht mongolische Herrschaft war, als Freiheit; es hielt in seiner Unerfahrenheit die Knechtschaft für Befreiung, weil legitime Herrscher sie ihm auferlegten. Das entwürdigte Volk fühlte sich glücklich, wenn die Tyrannei nur statt des tatarischen Namens einen russischen trug.

Die Wirkung dieser Illusion ist noch nicht vorüber. Die Originalität ist geflohen von dem Boden, dessen Kinder zur Sklaverei aufgewachsen, bis jetzt nichts ernst genommen haben als Furcht und Ehrgeiz. Für sie ist die Mode nur eine elegante Kette, die man öffentlich trägt. Die russische Höflichkeit, so gut sie auch gespielt wird, ist nicht natürlich; denn die wohlwollende Höflichkeit kann nur auf dem höchsten Gipfel des socialen Stammes gedeihen; sie wird nicht gepfropft, sondern ist schon in dem Keim enthalten, welcher die Wurzel bildet.

Die wahre Höflichkeit ist ein Erbstück; die erste Erziehung muß sie schon entwickeln; Sklaverei erzeugt niedrige Gesinnung und bannt die Höflichkeit. Diese ist der Ausdruck der höchsten und zartesten Empfindung. Und nur wenn die Höflichkeit gewissermaßen die im Umlauf stehende Münze bei einem Volke geworden ist, kann man dieses Volk als civilisirt bezeichnen. Dann wird die ursprüngliche Roheit, die brutale Persönlichkeit der menschlichen Natur schon von der Wiege an verwischt durch die Lehre, die jeder in seiner Familie empfängt. Der Mensch ist nie von Natur mitleidig, und wenn man seine angeborene Grausamkeit nicht abschleift, wird er nie höflich sein. Die Höflichkeit ist der auf die täglichen Beziehungen der Gesellschaft angewendete Codex des Mitleids. Er lehrt besonders Mitleid mit den Leiden der Eigenliebe, und ist auch zugleich das beste Mittel gegen den Egoismus.

Alle Verfeinerungen, welche das natürliche Resultat der Zeit sind, blieben den jetzigen Russen fremd. Sie gleichen schlecht gemalten Bildern, welche gut überfirnißt sind; damit die Höflichkeit wahr sei, muß man lange, ehe man höflich wurde, human gewesen sein.

Peter der Große hat aus Europa die gereiften Früchte der Civilisation geholt, anstatt den Samen in den eigenen Boden zu stecken; das Gute, welches jenes barbarische Genie gestiftet, war vorübergehend, das Böse ist nicht wieder gut zu machen.

Was hilft Rußland das Bewußtsein, Europa zur Last zu sein und seine Politik zu beeinflussen? Es sind nur scheinbare Interessen, eitle Leidenschaften. Viel wichtiger wäre es, wenn es selbst das Princip des Lebens besäße und entwickelte. Denn eine Nation, welche nichts Eigenthümliches hat als ihren Gehorsam, hat kein Leben. Man hat sie ans Fenster gestellt und sie sieht zu und hört zu; sie ist nicht thätiger als die Zuschauer eines Schauspiels; wann wird dieses Spiel zu Ende sein?

Man müßte einhalten und wieder von vorn anfangen; wäre das möglich? Kann man ein solches Gebäude wieder von Grund aus aufbauen? Die Civilisation des russischen Reichs, obgleich sie erst von so kurzer Zeit herstammt, hat doch schon wirkliche Resultate gehabt, die keine menschliche Macht zu nichte machen kann. Es scheint unmöglich, die Zukunft eines Volks zu leiten, wenn man seinen gegenwärtigen Zustand für nichts rechnet; aus einer gewaltsamen Trennung der Gegenwart von der Vergangenheit kann nur Unheil entstehen. Und die zur Regierung dieses Landes Berufenen haben die schwierige Aufgabe, ihm dieses Unheil zu ersparen, indem sie es zwingen, die Ereignisse, die das Resultat seines ursprünglichen Charakters sind, anzuerkennen.

Das so praktische und ganz nationale Genie des Kaisers Nikolaus hat diese Aufgabe begriffen, wird es sie lösen können? Ich glaube es nicht, er vertraut zu viel auf sich selbst, zu wenig auf andere. Auch reicht in Rußland der absoluteste Wille nicht zu, um das Gute zu thun.

Nicht gegen einen Tyrannen, sondern gegen die Tyrannei haben die Menschenfreunde hier zu kämpfen; man wäre ungerecht, wenn man den Kaiser des Unglücks seines Landes und der Fehler der Regierung anklagen wollte. Die Kraft eines Menschen reicht nicht zu für die Aufgabe eines souverainen Herrschers, welcher ein inhumanes Volk mit Humanität regieren möchte.

Man muß nach Rußland kommen und in der Nähe sehen, was dort vorgeht, um zu lernen, was ein Mensch, der Alles kann, vermag, wenn er das Gute stiften will.

Peter I. und Katharina II. haben der Welt eine große Wahrheit gelehrt, welche Rußland theuer bezahlt hat. Sie haben gezeigt, daß der Despotismus nie so furchtbar ist, als wenn er Gutes zu thun vorgibt, denn dann kann er seine empörendsten Thaten mit guten Absichten entschuldigen, und das Böse, das sich als ein Heilmittel aufwirft, hat keine Grenzen. Das enthüllte Verbrechen triumphirt nur einen Tag, die falschen Tugenden aber verwirren ganze Nationen. Die erklärte Tyrannei ist nichts gegen den unter der Liebe zur Ordnung verborgenen Druck. Die Kraft des Despotismus liegt hauptsächlich in der Maske der Despoten. Wenn man den Herrscher zwingt, nicht mehr zu heucheln, dann ist das Volk frei. Es gibt kein Übel in der Welt als die Lüge, und wer die offene und anerkannte Willkür haßt, der gehe nach Rußland, um zu lernen, wie man die heuchlerische Tyrannei fürchtet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 348. —— 14. December 1843.

Lucretia und Margaret Davidson, die Dichter-Kinder von Plattsburgh.

(Beschluß aus Nr. 347.)

Mrs. Davidson verzögerte Margaret's Leseunterricht. Sobald sie aber lesen konnte, gehörte jeder freie Augenblick den Büchern. Am frühesten zeigte sich ihr poetischer Charakter, und zwar „in den Empfindungen der Schönheit der Naturscenerien. Der ‚helle, warme Sonnenschein‘, der ‚kühlende Regenschauer‘, der ‚blasse, kalte Mond‘, die Sterne, die ‚wie Engelsaugen leuchteten‘“ — das war ihre Sprechweise. Dann erwachte das Gefühl für Religion.

Einsames Gebet wurde ihr in frühem Alter zur Gewohnheit; es wurde beinahe ein unwillkürlicher Ausdruck ihrer Gefühle, das Athmen eines zärtlichen, entzückten Herzens. In ihrem sechsten Jahre wurde an ihr eine Neigung, „in Reimen zu lispeln“, bemerkt. Sie machte häufig kleine Improvisatorien in Reimen, ohne daß sie in dieser Gewohnheit etwas Besonderes zu finden schien.

Demnächst trat das „Talent für extemporirtes Geschichtenerzählen“ hervor, und nach einiger Übung konnte sie eine Erzählung ganze Stunden lang fortführen, ohne die ihren Personen beigelegten Charaktere zu vermischen oder wider die Wahrscheinlichkeit zu verstoßen.

Diese Gabe veranlaßte, daß sie von einigen der Nachbarn gesucht wurde, welche sie, ihr selbst unbewußt, zur Ausübung ihrer Fähigkeiten brachten. Nichts wurde von ihr aus Eitelkeit oder aus einer Neigung zu prahlen gethan, sondern sie wurde durch ihre Aufmerksamkeit und durch das Vergnügen, das ihre Erzählungen ihnen zu machen schienen, angeregt. In solcher Erregung konnte sie einen ganzen Abend mit einer ihrer Geschichten ausfüllen, und wenn der Diener kam, sie nach Haus zu bringen, so bemerkte sie in der Redeweise der Journale: „Die Geschichte wird das nächste Mal fortgesetzt.“

Bei alledem wurde sie größer und stärker, und sah sie auch schwach und zart aus, war sie doch immer fröhlich und lebendig. Die Einförmigkeit ihres Lebens zu unterbrechen, von dem sie zu viel im Krankenzimmer ihrer Mutter zugebracht hatte, und um ihren Geist frisch und elastisch zu erhalten, wurden für sie kleine Ausflüge in die Umgegend ausgedacht. Die folgenden Zeilen, welche bei einer dieser gelegentlichen Trennungen an ihre Mutter gerichtet waren, mögen als eine Probe ihrer Compositionen im achten Jahre ihres Alters und des liebreichen Stromes ihrer Gefühle dienen:

Leb' wohl, o Mutter; wenig Tage
Entflieh' ich deiner sanften Klage.
Ums Lager soll'n dir Engel schweben
Und ew'ge Freude dich umgeben.

Ach denk', o Mutter, immer mein,
Wie ich mit ew'ger Liebe dein,
Auch wenn der Tod mit kalter Hand
Zerreißt der ird'schen Liebe Band.

O Mutter, könnt' ich mit dir fliehn
Und durch den weiten Himmel ziehn
Und zählen dort in blauer Ferne
Des Abends tausend goldne Sterne.

Leb' wohl, o Mutter; wenig Tage
Entflieh' ich deiner sanften Klage.
Ums Lager soll'n dir Engel schweben
Und ew'ge Freude dich umgeben. *)

Im Mai 1833 besuchte Margaret Verwandte in Neuyork. Man wollte Komödie spielen und Margaret sollte das Stück schreiben. Sie schrieb in zwei Tagen „Alethia, eine Tragödie“.

Das Drama war zwar nicht sehr umfangreich, enthielt aber — so sagt W. Irving — genug von erhabenen Charakteren und außerordentlichen blutigen Vorfällen, um ein Drama, fünf Mal so groß, auszustatten.

Trotz solcher und ähnlicher von verständigen Verwandten gebotenen Unterhaltungen sehnte sich Magaret nach ihrer Heimat am Saranac, und die folgenden Zeilen, in jener Zeit geschrieben, drücken ihren Gemüthszustand aus:

Die Heimat.

O, laßt die stolze Stadt mich fliehn,
Hin zu der Heimat Blumen ziehn,
Zum Fluß, von Bäumen kühl umkränzt,
In dem der blasse Mond erglänzt,
Und vor dem alten Hause stehn,
Das mich als frohes Kind gesehn.
Für einen Tag, dort zugebracht,
Lass' ich die Stadt mit aller Pracht.
Und hab' ich auch liebe Freunde hier,
Doch ist die Heimat das Liebste mir.
Dort liegt die Schwester in stiller Ruh',
Dort lebte und schloß sie die Augen zu.
Dort weilt der Vater, den Seinen fern,
O seine Stimme, die küßt' ich gern,

*) In der hier gegebenen Übersetzung fehlt zwischen der ersten und zweiten Strophe folgende des Originals:

May the Almighty Father spread
His sheltering wings above thy head!
It is not long that we must part,
Then cheer thy downcast, drooping heart.

Drückte das graue Haupt an mein Herz,
Weg alle Thränen und aller Schmerz.
Und wenn ich auch hier so glücklich bin,
Doch zieht's mich zur liebsten Heimat hin.

Während Margaret zu den schönsten Erwartungen berechtigte, Kenntnisse aller Art einsammelte, auch Französisch und etwas Latein lernte, fing sie an zu kränkeln. Doppelt schmerzlich wurde sie da durch die Nachricht vom Tode ihrer in Canada verheiratheten Schwester ergriffen. Er erinnerte sie aufs neue an Lucretia's Tod, und in dieser Stimmung schrieb sie, elf Jahre alt, Folgendes:

An den Tod meiner Schwester Anna Eliza.

Als wir an dem Grabe weinten,
Wo die theure Schwester ruht,
Dacht' ich nicht, daß sie auch stürbe,
Die so jung noch, schön und gut.

Dachten nicht am stillen Hügel,
Den der grüne Rasen schmückt,
Daß auch du bald scheiden solltest,
Die noch lieblich uns entzückt.

Als sie unserm Blick enteilte,
Die so zart, so schön und licht,
Daß auch du bald folgen würdest,
Das, Geliebte, dacht' ich nicht!

Und im Schmerz die Ältern fanden
Einzig süßen Trost in dir;
Sprachen: Sie ist uns geblieben,
Kinder, warum weinen wir?

O in dir nun all ihr Hoffen
Und ihr einzig Glück bestand,
Daß von ihr, der Heil'gen oben,
Die Erinn'rung fast verschwand.

Viel zu schön für diese Erde
Gingst so frühe du von hier.
Unser Schmerz muß sich ergießen,
Ewig fließen Thränen dir.

Oft hab' ich dir meine Lippen
Auf die weiße Stirn gedrückt,
Und in deine Engelsaugen
Dir so selig oft geblickt.

Als in deiner Todesstunde
Angst den Körper dir durchbebt,
War schon deine reine Seele
Auf zu Gottes Thron entschwebt.

Und in leichten, hellen Wolken
Flog dein Geist zur Heimat hin,
Und was wir in dir verloren,
Ward dem Himmel ein Gewinn.

Die uns noch von dir geblieben,
Zarte Blüte, gleiche dir,
Such', und ob du sie nicht findest,
Finde doch den Himmel hier.

Aber Ihm, der alle Freuden,
Allen Schmerz mit dir getheilt,
Welchen Trost kann ich ihm geben?
Niemand diese Wunde heilt.

Zeit nur kann den Stachel nehmen
Solchem bangen, tiefen Schmerz,
Kann die bittern Thränen stillen,
Gießen Ruh ins arme Herz.

Margaret's Krankheit schritt fort. Kein ärztlicher Rath, kein Wechsel der Luft brachte Genesung. Im Herbst und Winter 1836—37 durfte sie sechs Monate keine Feder, kein Buch anrühren. Das machte sie sehr traurig. Endlich gewann das Verlangen nach ihren frühern Beschäftigungen die Oberhand. Eines Tages, wie sie bei der Mutter saß, rief sie:

„Mama, ich muß schreiben! Ich kann es nicht länger aushalten! Ich will zu meiner Feder, meinem Bleistift und meinen Büchern zurückkehren und wieder glücklich sein!“ . . . Das Herz der Mutter widerstand diesen Bitten nicht . . . Margaret wurde wieder ihren eigenen Anregungen überlassen. Die Folge blieb nicht aus. Im nächsten Winter 1837—38 hatte sie mehre Anfälle von Lungenblutungen, die sie augenscheinlich ängstigten, obgleich sie nichts sagte und sich bemühte, jeden Ausdruck ihrer Gefühle zu unterdrücken. Bei einem plötzlichen Anfall begab sie sich aufs Sopha und suchte durch große Anstrengung jede Bewegung zu unterdrücken. Ihre Augen geschlossen, ihre Lippen zusammengedrückt und ihre dünne, blasse Hand in der ihrer angstvollen Mutter ruhend, schien sie den Ausgang abzuwarten. Kein Murren entfloh ihren Lippen, noch klagte sie je über Schmerz. Oft sagte sie als Tröstung zu ihrer Mutter: „Mama, ich bin sehr begünstigt. Ich weiß kaum, was Schmerz bedeutet. Gewiß, ich habe, so weit ich mich erinnern kann, nie welchen gefühlt.“ Sobald sie, nach einem dieser erschreckenden Anfälle, fähig war aufzusitzen, mußte jede Spur eines Krankenzimmers entfernt werden. . . . Ihr schönes dunkles Haar mußte über ihrer breiten, hohen Stirn gescheitelt, ihr Anzug mit derselben Sorgfalt und Zierlichkeit geordnet sein, wie wenn sie vollkommen gesund war. . . . Sie hatte in der That einen innigen Wunsch zu leben; und die Ursache zu diesem Wunsche zeigt ihren Charakter. Bei all ihrer großen Bescheidenheit hatte sie einen heißen Wunsch nach literarischer Auszeichnung. Das Beispiel ihrer Schwester Lucretia stand unaufhörlich vor ihr; sie war ihr Leitstern, und ihre ganze Seele suchte ihr Anstreben in den hohen Regionen der Poesien nachzuahmen. Ihre Furcht nun war, daß sie, ehe ihre Kräfte sich noch entwickelt hätten, sterben müsse.

Am wahrsten beweist das ein Gedicht: „An meine Schwester Lucretia“, von welchem W. Irving urtheilt: „Wir mögen in ihrer künstlerischen Form vollendetere, aber nie in ihrer Eingebung wahrhaft frommere Poesien gelesen haben.“ Zur Einschaltung ist es zu lang. Wem aber das Buch zugänglich, sehe es dort nach. Bei allem Kranksein vollbrachte Magaret in jenem Winter, „was für Viele die Arbeit von Jahren gewesen sein würde“, ohne Hast, ruhig und immer heiter. Am Neujahrsabende, kurz vor Mitternacht, schrieb sie in Gegenwart ihrer Mutter: „Beim Scheiden des Jahrs 1837 und dem Anfange des Jahrs 1838“ — ein herrliches Gedicht, von welchem hier einige Strophen:

Hört die Glocken draußen schlagen,
Rufen sie mit ernstem Klang:
„Laßt das Jahr zur Ruh uns tragen,
Singet ihm den Grabgesang!“

Gehst hin, wo die Brüder alle
Ruhn in der Vergangenheit,
Bis einst, beim Posaunenschalle
Alles wacht zur Ewigkeit.

Welche Schönheit, welche Freuden
Ruhn an deiner kalten Brust.
Mit dir gehen Thränen, Leiden,
Lieb' und Lächeln, süße Lust.

— — — — —

Wohl, dein Lauf ist nun vollendet,
Und was immer du gebracht,
Freud' und Schmerzen sind geendet.
Ruhe nun in stiller Nacht!

Horch! Die Glocke ist verklungen,
Die ein ernster Mahner war,
Und das Grablied ist gesungen.
Heil, ja Heil dem neuen Jahr!

Hoffnung! Breite deine Schwingen,
Leuchte hell der künft'gen Zeit,
Und mit bunten, schönen Dingen
Schmück' der Zukunft dunkles Kleid.

— — — — —

Ob sie nimmer wahr auch werden,
Bleiben Trug und flücht'ger Schaum,
Doch ist reinstes Glück auf Erden
In der Hoffnung süßer Traum.

Laßt ins dunkle Grab denn sinken
Alle Thränen, alles Leid,
In krystallner Flut uns trinken.
Heil dem Jahr, der neuen Zeit!

Mit dem Beginn des Frühlings ward Margaret mehr und mehr erregt, und im Übermaß glücklicher Gefühle ergoß sie sich wie ein Vogel in melodische Töne:

Freude klopft in meiner Brust,
Kann nicht sagen mein Entzücken,
Inn' und außen fühl' ich Lust,
Möchte All' gleich mir beglücken u. s. w.

Aber mit dem Nahen des Winters empfand sie das Nahen des Todes, und in der letzten Woche ihres Lebens schrieb sie ihre letzten Zeilen:

Nicht ewig leben, wo sündig ich bin,
Verlockung draußen, Verderben drin,
Die Seele bewegt von Hoffnung und Schmerzen,
Mit Thränen ringend die Flamme im Herzen.

Am frühen Morgen des 25. Nov. 1838 — heißt es in einem tief ergreifenden Briefe ihrer Mutter an Miß Sedgwick — sank ihr Haupt an meine Brust und ihre ausdrucksvollen Augen waren auf meine gerichtet. Nie werde ich diesen Blick vergessen; er sprach: „Sage, Mutter, ist das der Tod?" Ich beantwortete die Frage, als ob sie gesprochen hätte, legte meine Hand auf ihre weiße Stirn, die kalter Schweiß näßte, und sagte: „Ja, meine Geliebte, es ist bald vorüber; du wirst bald bei Jesus sein." Sie sah mich noch einmal an, — zwei oder drei kurze Athemzüge und Alles war vorüber — ihr Geist war bei Gott — kein Kampf, kein Ächzen ging ihrem Scheiden voran.

Die irdischen Reste der jungen Dichterin ruhen auf dem Kirchhofe des Dorfes Saragota.

Mehre hier unerwähnt gebliebene Briefe Margaret's an Freundinnen können das Leid um ihren frühen Heimgang nur erhöhen. Die Verdienste des Übersetzers lassen sich aus dem Mitgetheilten erkennen. Aber es gebührt ihm auch im Allgemeinen das Verdienst der Treue. 14.

La Russie en 1839 par le marquis *de Custine*. Vier Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 247.)

Die Russen wissen nicht, was Herzlichkeit ist, diese haben sie nicht von den Deutschen angenommen; man sieht ihrer Höflichkeit an, daß sie für zuvorkommend gelten möchten. Sie suchen den Fremden zu unterhalten, zu zerstreuen, zu absorbiren, sie tyrannisiren ihn durch ihre Artigkeiten, sie bemächtigen sich seiner Zeit, führen ihn von Festen zu Festen und verhindern ihn das Land zu sehen. Sie haben ein französisches Wort zur Bezeichnung dieser Taktik geschaffen: enguirlander les étrangers.

Alle Höfe ermangeln der Heiterkeit, doch in Petersburg hat man nicht einmal die Erlaubniß, sich zu langweilen, dem Kaiser zu Gefallen muß man Vergnügen heucheln.

Was kann ich dafür, daß, als ich in einem absoluten Gouvernement mir gegen die Despotie unserer als Freiheit bezeichneten Unordnung Waffen suchen wollte, nur auf Misbräuche der Autokratie stieß, d. h. auf die als Ordnung bezeichnete Tyrannei. Der russische Despotismus ist eine falsche Ordnung, wie unser Republikanismus eine falsche Freiheit ist. Ich erkläre der Lüge, wo ich sie finde, den Krieg; es gibt aber verschiedene Arten von Lügen, und ich hatte früher nicht an die einer absoluten Regierung gedacht.

— — — — — — — — — — —

Es gibt nur eine Stadt in Rußland, das ist Petersburg, und in Petersburg gibt es nur einen Salon; überall ist der Hof oder etwas vom Hof. Man betritt verschiedene Häuser, findet aber immer denselben Kreis, und in diesem Kreise versagt man sich jede interessante Unterhaltung. Die Liebenswürdigkeit der Frauen entschädigt uns aber dafür; sie haben das Talent, errathen zu lassen, was sie nicht sagen, die Frauen sind überall die weniger unterthänigen Sklaven; ihre Macht ruht in ihrer Schwäche, sie haben den Beruf, die individuelle Freiheit zu retten, wo die öffentliche fehlt.

Trotz des geheimen Einflusses der Frauen ist Rußland noch weit von der Freiheit entfernt. Morgen kann man in einer Revolte bei Morden und Feuerschein bis an die Grenze Sibiriens Freiheit rufen, eine verblendete grausame Bevölkerung kann ihren Herrn tödten, sich gegen die Tyrannen empören und die Wolga mit Blut färben, und Rußland wird darum doch nicht frei sein, denn die Barbarei ist ein Joch.

Das beste Mittel, die Menschen zu emancipiren, ist, die Dienstbarkeit unmöglich zu machen, indem man in den Herzen der Nationen das Gefühl der Humanität entwickelt. Dieses fehlt den Russen. Es wäre ein Verbrechen, jetzt den Russen, gleichviel von welchem Stande, liberale Ansichten mittheilen zu wollen, doch allen, ohne Ausnahme, kann man Humanität predigen, das ist Pflicht.

Die russische Nation hat noch keine Gerechtigkeit. Zum Lobe des Kaisers Nikolaus erzählte man mir von einem Proceß, den ein geringer Privatmann gegen einen großen Herrn gewonnen habe. Dieses Lob des Kaisers schien mir eine Satire auf die Gesellschaft und bewies, daß diese Billigkeit nur eine Ausnahme in Rußland ist. Ich wollte auch Niemandem rathen, sich darauf zu verlassen. Ein anderes Factum, woraus man keine günstige Schlußfolgerung für die russische Gerichtspflege ziehen kann, ist, daß man in Rußland wenig Processe hat; Jeder weiß, wohin das führt; man würde vielleicht öfters Gerechtigkeit verlangen, wenn die Richter billig wären. So zankt und prügelt man sich auch nicht gern auf der Straße; man fürchtet Ketten und Kerker, welche meist beiden Parteien zuerkannt werden, Gott weiß auf wie lange.

Trotz des traurigen Bildes, welches ich von Rußland entwerfe, gibt es doch drei Dinge, welche die Reise dahin werth sind, nämlich die Newa in Petersburg während der Tage ohne Nacht, der Kremlin zu Moskau bei Mondenschein und der Kaiser von Rußland; diese repräsentiren das pittoreske, das historische und das politische Rußland.

Der Kaiser Alexander nannte sich einst wegen seiner philanthropischen Ansichten „einen glücklichen Zufall in der russischen Geschichte". Die Russen loben vergebens die kluge Umsicht und Mäßigung ihrer am Ruder der Staatsmaschine stehenden Männer. Die Willkür herrscht und der Kaiser gibt und läßt Gesetze bestehen, welche dem Kaiser erlauben, die rechtmäßigen Kinder eines rechtmäßig verheiratheten Mannes vater- und namenlos zu erklären und nur mit Chiffern zu bezeichnen. Wie kann ich es unterlassen, vor das Tribunal Europas einen Fürsten zu fodern, welcher regieren mag, ohne dieses Gesetz abzuschaffen! Sein Haß ist unauslöschlich, und mit so heftigem Hassen kann man wol ein großer Herrscher, aber nicht ein großer Mann sein. Der große Mann ist gütig, der Politiker ist rachsüchtig; man

regiert durch Rachsucht, man bekehrt durch Vergebung. Das ist mein letztes Wort über einen Fürsten, den man nicht zu beurtheilen wagt, wenn man das Land kennt, über welches er zu regieren verdammt ist. Denn die Menschen sind dort so abhängig von den Umständen, daß man nicht weiß, wie hoch, noch wie tief man sich versteigen muß, um Rechenschaft über die Thatsachen zu fodern.

Es gibt eigentlich kein russisches Volk; es gibt nur einen Kaiser, welcher Leibeigene hat, und Höflinge, welche auch Leibeigene besitzen. Das ist noch kein Volk. Die Mittelclasse, welche im Vergleich mit den andern sehr gering ist, besteht größtentheils aus Fremden; einige durch ihren Reichthum freigelassene Bauern und die kleinen Angestellten beginnen indessen die Mittelclasse zu vergrößern. Rußlands Zukunft hängt von diesen neuen Bürgern ab und ihr Ursprung ist so verschieden, daß sie kaum in ihren Bestrebungen übereinstimmen können.

Man bemüht sich jetzt, eine russische Nation zu gründen, doch ist die Aufgabe schwer für **einen** Mann. Das Üble ist leicht gethan und wird nur schwer wieder gut gemacht. Die Verlegenheiten der Unterdrücker entschuldigen indessen nicht die Unterdrückung, und wenn der Verbrecher auch Mitleid einflößt, — das Böse ist immer zu beklagen, — so habe ich doch mehr Mitleid mit den Unterdrückten.

Im Allgemeinen erschienen mir die Russen mit vielem Takt begabt; sie sind klug, aber nicht gefühlvoll; Empfindlichkeit mit viel Härte gepaart bildet den Grund ihres Charakters; Eitelkeit, sklavische Pfiffigkeit und sarkastische Klugheit, das sind die Hauptzüge ihres Verstandes. Die Nationen haben immer gute Gründe, um zu sein wie sie sind, und der beste ist, daß sie nicht anders sein können. Diese Entschuldigung haben indessen die Russen nicht; da sie ein nachahmendes Volk sind, hätten sie nur das Gute andern Völkern nachzuahmen gebraucht. Sie könnten anders sein und deshalb ist auch ihr Gouvernement so mistrauisch und eifersüchtig. Die Russen haben von jeher die Furcht vor dem Tadel gehegt, da bei der äußern Sicherheit sie im Stillen des Selbstvertrauens ermangeln; nach außen Selbstzufriedenheit, im Innern eine ängstliche Demuth. Ihre Eitelkeit, welche nie schläft, ist immer im leidenden Zustande; auch ermangeln die Russen aller Einfachheit. Die Naivetät, jenes Vergessen rednerischer Vorsichtsmaßregeln, jene Billigkeit im Urtheil, jene unwillkürliche Wahrheit des Ausdrucks, jenes Gehenlassen seiner selbst zur Ehre der Wahrheit besitzen sie nicht. Ein nachahmendes Volk wird nie naiv sein, die Berechnung wird immer die Aufrichtigkeit verdrängen.

In einem Lande, wo man von der Wiege auf an Verstellung und an die Umwege einer orientalischen Politik gewöhnt wird, muß ein natürliches Wesen selten sein; und wenn man einem solchen begegnet, fühlt man sich doppelt angezogen. Ich sah in Rußland einige, welche sich des Drucks, unter dem sie stehen, schämen; diese Männer fühlen sich nur dem Feinde gegenüber frei. Sie führen Krieg im Kaukasus, um sich auszuruhen von dem Joche ihrer Heimat. Dieses traurige Leben stempelt sie frühzeitig mit einer Schwermuth, welche einen Contrast mit ihren militairischen Gewohnheiten und der Sorglosigkeit ihres Alters bildet. Die frühzeitigen Falten ihrer Stirn zeugen von tiefem Kummer und erregen Mitleid. Diese jungen Leute haben dem Orient seinen Ernst und der Imagination des Nordens ihr träumerisches Wesen entliehen. Sie sind sehr unglücklich und sehr liebenswürdig; kein Bewohner anderer Länder gleicht ihnen.

Da indeß die Russen Anmuth besitzen, müssen sie auch eine Art von Naturel haben, welches ich bis jetzt noch nicht ausfindig machen konnte. Kein Charakter ist so schwer zu definiren als der des Russen.

Ohne Mittelalter, ohne alle Erinnerungen, ohne Katholicismus, ohne Ritterthum im Hintergrund, ohne Achtung für das gegebene Wort, geschmeidig wie Griechen des Südens, höflich in den Formen wie Chinesen, grob oder roh wie Kalmücken, schmutzig wie Lappländer, schön wie Engel, unwissend wie Wilde (mit Ausnahme einiger Frauen und einiger Diplomaten), pfiffig wie Juden, intriguant wie Freigelassene, sanft und ernst in ihrem Wesen wie die Orientalen, grausam in ihren Gefühlen wie Barbaren, sarkastisch und verachtend aus Verzweiflung, moquant, zufolge ihres Charakters und im Gefühl ihrer Inferiorität, leichtfertig, jedoch nur dem äußern Anscheine nach, sind die Russen sehr zu ernsten Geschäften geeignet; sie haben alle den nöthigen Verstand, um sich einen gewissen Takt anzueignen, aber keiner ist großartig genug, um sich über die gewöhnliche Klugheit zu erheben; sie haben mir auch einen wahren Widerwillen eingeflößt gegen diese im Verkehr mit ihnen so nothwendige Eigenschaft. Mit ihrer ewigen Selbstbeobachtung erscheinen sie mir als die beklagungswürdigsten Menschen der Erde. Der Takt, jene Policei der Imagination, ist eine traurige Eigenschaft, wodurch man immer die eigene Ansicht der andern opfert; sie ist eine negative Eigenschaft, welche manche positive ausschließt; sie ist der Broderwerb der Höflinge. Die Russen sind ganz Takt; der Takt ist eine maskirte Schmeichelei, jene höchste Tugend der Subalternen, welche den Feind, d. h. den Herrn so lange ehren, als sie ihn nicht niederwerfen und mit Füßen treten dürfen; der Takt ist immer mit einiger List gepaart. Zufolge dieses Piratentalents sind die Russen nicht zu durchschauen; es ist wahr, man sieht immer, daß sie etwas verbergen, aber man weiß nicht was, und das genügt ihnen. Sie würden sehr gefährlich sein, wenn sie dahin gelangten, ihre Pfiffigkeit zu verhüllen. Einige haben es schon so weit gebracht; diese stehen in ihrem Lande am höchsten, sowol durch ihren Posten als durch die Art, wie sie ihn bekleiden. Diese konnte ich nur aus der Erinnerung beurtheilen, ihre Gegenwart bezauberte mich. Wozu aber alle diese Umstände, wozu diese ewige Verstellung?

Im Herzen des russischen Volks gährt ein übermächtiger, ungezügelter Ehrgeiz, ein Ehrgeiz, wie er nur in der Seele der Unterdrückten keimen, wie er sich nur vom Unglück einer ganzen Nation nähren kann. Diese durch Entbehrungen gereizte Nation büßt im voraus durch die erniedrigende Unterwürfigkeit die Hoffnung, einst bei Andern Tyrannei auszuüben; die Erwartung von Ruhm und Reichthum trösten sie für die Schmach, die sie erdulden, und um sich von den Opfern seiner öffentlichen und persönlichen Freiheit rein zu waschen, träumt der knieende Sklave von der Beherrschung der Welt.

Im Kaiser Nikolaus verehrt man nicht den Menschen, sondern den ehrgeizigen Herrn einer noch ehrgeizigern Nation. Die Leidenschaften der Russen sind nach denen der alten Völker zugeschnitten, Alles erinnert bei ihnen an das alte Testament, ihre Hoffnungen und ihre Qualen sind so groß wie ihr Reich.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 349. —— 15. December 1843.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Fünfter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1844. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Überzeugung, daß es neben der Schule und über dieselbe hinaus noch besonderer Mittel zur Erziehung und Fortbildung bedürfe, ist bereits so allgemein und festbegründet, daß man nicht mehr in Untersuchung zieht, ob sie eine völlig richtige sei, sondern nur über jene Mittel nachdenkt, durch welche der beabsichtigte Zweck am besten und sichersten erreicht werden könne. Hat ja sogar in der jüngsten Zeit die kirchlich-theologische Welt die Frage wiederum in Anregung gebracht, ob es nicht rathsam oder vielmehr nothwendig erscheine, für eine gewisse Altersclasse niederer Stände die Schule in der Kirche gewissermaßen noch fortbestehen zu lassen; die Sache ist allerdings nicht ganz neu, indem die protestantische Kirche früher schon ein derartiges Fortbildungselement besaß, aber wegen mangelhafter Einrichtung und Veraltung seine Auflösung nicht aufzuhalten vermochte. Doch dies nur beiläufig. So viel ist außer Zweifel: in der Schule wird nicht Alles gelehrt und gelernt, was man braucht oder gern wissen möchte, und mit dem Austritte aus derselben, welchen Namen sie auch führen möge, ist beiweitem noch nicht Alles abgemacht. In England und Frankreich, wo die Schulen theils mangelhaft theils im Verhältniß zur Bevölkerung in zu geringer Anzahl vorhanden sind, wird diese Mangelhaftigkeit nicht nur durch öffentliche Vorlesungen und Zeitschriften sondern auch durch Volksbücher, die besonders technische und politische Aufklärung bezwecken, zum Theil wenigstens aufgehoben; und es haben in dieser Beziehung Engländer und Franzosen sich einen Takt im Laufe der Zeit angeeignet, der den Deutschen im Allgemeinen bis jetzt abgeht, was gewiß seinen wesentlichen Grund darin hat, daß die schriftstellerische Übung in diesem Fache erst von jungem Datum ist und das Bedürfniß in geringerm Grade gefühlt wird. Denn die Deutschen werden und sind unleugbar besser geschult als Engländer und Franzosen, und ihre Schulliteratur ist ungleich voluminöser und zweckmäßiger als die der beiden Nationen. Das jugendliche Leben des Deutschen bewegt sich eine geraume Zeit hindurch um die Schule und die Theorie hat in der That einen bewunderungswürdigen Scharfsinn und Fleiß entwickelt, um Materialien und Methoden ausfindig zu machen, welche die sittliche und intellectuelle Erziehung an ein erwünschtes Ziel zu führen geeignet zu sein scheinen. Allein gerade dieser Schuleifer, so sehr er auch in der neuesten Zeit selbst von andern Nationen als musterhaft und nachahmungswerth gepriesen worden ist, hat dem deutschen Volke den Vorwurf der Pedanterie, der zu großen Verehrung eines angeschulten Schematismus und der Unbehülflichkeit im praktischen Leben von denselben lobpreisenden Nationen zugezogen. Wir können hier keine Veranlassung nehmen, zu untersuchen, wiefern jener Vorwurf gegründet oder ungegründet sei. Wir müssen aber die Frage für eine offene erklären: welche Mittel und Methoden sind erfoderlich und zweckdienlich, daß neben der Schule und über dieselbe hinaus gewirkt werden könne? d. h. welche Wege sind einzuschlagen, damit Das, was die Schule lehrt, vervollständigt und Das, was in der Schule angelernt worden ist, nicht nur erhalten, sondern auch vervollkommnet, mithin der erfoderliche Umfang der Bildung erreicht werde? Die Mittel sind im Allgemeinen leicht zu erkennen: sie bestehen aus den verschiedenen Materien und Wissenschaften, wodurch überhaupt eine sittliche und intellectuelle Erziehung zu gewinnen ist. Dabei kommt es aber darauf an, daß die richtige Methode ausfindig gemacht und gewählt werde, wodurch jene Erziehungs- und Fortbildungsmittel in die Kreise des Volks gebracht werden, auf welche gewirkt werden soll. Da aber die Methode die Lebensfrage eines jeden Unterrichts ist, so liegt es auf der Hand, daß es in der That keine gleichgültige Sache sein könne, welcher Weg zu jenem Bildungsziele eingeschlagen werde. Die hier in Betracht kommende Methode kann auf dreierlei Weise ihren Zweck zu erreichen suchen: durch besondere Werke, durch Zeitschriften und durch öffentliche Vorlesungen. Diese letztern enthalten aber jedenfalls eine Bildungskraft, die wir gewiß in Deutschland nicht nur zu wenig schätzen, sondern auch zu wenig anwenden. Man sollte keine Gelegenheit verabsäumen, diese Kraft zu empfehlen, auf ihre Stärke hinzuweisen und auseinanderzusetzen, was bei zweckmäßiger Wahl des Vortragsgegenstandes, bei gut gewählter Methode und durch eine befähigte Persönlichkeit für eine Wirkung erzeugt werden könne; die Empfänglichkeit des Gemüths und des Geistes ist ungleich größer für das lebendige Wort als für das Buch, dem die einschmeichelnde Stimme und selbst der

Blick des Auges fehlt. Der Raum erlaubt uns übrigens nicht, den Gegenstand, den wir im Allgemeinen jetzt zur Sprache gebracht haben, weiter zu verfolgen.

Zu den Bildungsmaterien aber, die auch über die Schule hinaus in jedem zu weiterer Erziehung befähigten Kreise ihren Segen zu verbreiten im Stande sind, gehört unbestreitbar die Geschichte, und Schriften, die durch ihre Zweckmäßigkeit einer solchen Aufgabe gewachsen sind, verdienen alle Anerkennung und möglichste Beförderung. Wer über die Vergangenheit in edler und belehrender Weise aufklärt, erwirbt sich ein Verdienst um die Gegenwart und verdient ihren Dank. Unter den wissenschaftlichen Methoden, Geschichtskenntnisse unter gebildeten Volksclassen zu verbreiten, nimmt das „Historische Taschenbuch" schon seit einer Reihe von Jahren einen sehr ehrenwerthen Platz ein, sowol rücksichtlich der Wahl der historischen Gegenstände, als rücksichtlich ihrer Auffassungsweise und sprachlichen Darstellung. Und so oft wir schon in dem Falle gewesen sind, über seine einzelnen Jahrgänge zu berichten, wir haben uns jedesmal dieses Auftrags mit besonderm Vergnügen entledigen können. Sehen wir jetzt, was uns für das Jahr 1844 geboten wird. Es ist Folgendes:

1) Der Freiherr Hans Katzianer im Türkenkrieg. Von Johannes Voigt.
2) Die letzten Zeiten des Johanniterordens. Von Alfred Reumont.
3) Goethe's Mutter. Von Karl Georg Jacob.
4) Leibnitz in seinem Verhältniß zur positiven Theologie. Akademische Rede, am Leibnitz'schen Gedächtnißtage den 6. Juli 1843 vorgetragen von August Böckh.
5) Die Gründung der Universität Königsberg und deren Säcularfeier in den Jahren 1644 und 1744. Ein Beitrag zur bevorstehenden dritten Säcularfeier. Von Eduard Gervais.
6) Prinz Leopold von Braunschweig. Von G. W. Keßler.

Zuvörderst sei nur im Allgemeinen bemerkt, daß Nr. 1 die ausführlichste unter den gelieferten Arbeiten ist, und daß uns Nr. 2, 3 und 5 am meisten angesprochen haben. Das Leben des Kriegshelden Katzianer, den uns Hr. Voigt zum Theil nach wenig bekannten Schriften und selbst nach Urkunden im königsberger Archive schildert, fällt in einen Abschnitt der Geschichte Ungarns, der schweres Verderben über dieses schöne Land brachte. Der König Ludwig, der letzte König Ungarns aus dem Hause der Jagellonen, war in der unglücklichen Schlacht bei Mohacz 1526 gefallen. Die Erledigung des Throns vergrößerte die ohnehin schon eingerissene Verwirrung und brachte die von außen drohenden Gefahren näher als je. Das benachbarte Reich der Türken stand jetzt unter dem Sultan Soliman II. im Zenith seiner Macht; des Sultans Eroberungslust war auf Ungarn gerichtet. Erbansprüche und geschickt geleitete Unterhandlungen brachten den Habsburger Ferdinand I. (1526—63) auf den Thron der Magyaren, wie kurz zuvor auf den der Böhmen. Allein mit Hülfe einer mächtigen Partei hatte der Fürst von Siebenbürgen Zapolia gleichfalls die königliche Würde von Ungarn erlangt, und dieser warf sich dem Sultan in die Arme, um sich gegen Ferdinand behaupten zu können. Innere Verwirrung, Krieg und Verwüstung des Landes mußten die nothwendigen Folgen davon sein. Die deutsche Unterstützung war bei den damaligen Reichszuständen und den politischen Verwickelungen Karl's V. nur gering und langsam. Da sich auf diese Weise Ferdinand größtentheils auf seine östreichischen Erblande und auf seine Anhänger in Ungarn beschränkt sah, so mußte er nicht nur eine Reihe von Jahren schwere Demüthigungen von Soliman ruhig hinnehmen, sondern beinahe ganz seinen Gegnern das Feld räumen. Zu den Kriegsmännern, die mit aufopfernder Treue und mit Muth Ferdinand's Sache führten, gehört der Freiherr Hans Katzianer. Über seine Abstammung, seinen Wohnsitz und sein erstes Auftreten theilen wir unsern Lesern nach der Erzählung des Verf. Folgendes mit:

Das Geschlecht der Katzianer rückt in seinem Alter, soweit es zu verfolgen ist, bis über die Mitte des 13. Jahrhunderts hinauf. Wo es damals seinen Sitz gehabt, ist unbekannt. Wir finden aber, daß es um diese Zeit in der Umgegend des Stifts Oberberg schon das Vogtrecht übte. Im J. 1254 erscheint das edle Rittergeschlecht der Katzianer schon hochgeachtet und weit verzweigt. Es war im letzten Jahrzehnd des 15. oder in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts, als Hans Katzianer auf der Burg Katzenstein (in Krain) geboren ward. Wie sein Vater geheißen, wie lange er sich als Knabe und Jüngling in den weiten schönen Lustgärten, die seit alter Zeit die urväterliche Burg umgaben, herumgetummelt und in Lust und Freude mit seinem Bruder Franz, der nachmals Bischof von Laibach ward, sich mit Bogen und Geschoß geübt, wie er seine erste Bildung gewonnen und die Lust zum Kriegswerke in ihm erweckt worden sein mag, das Alles hat die Geschichte, die seine Jugendzeit nicht beachtete und seine einstige Bedeutung nicht ahnte, unbemerkt gelassen. Aber der Mensch steht da, wo er geboren wird und sein geistiges Wesen sich zuerst entwickelt und heranreift, unbewußt mit Natur und Schicksal seines Landes in steter inniger Wahlverwandtschaft; denn Menschen erziehen nicht Menschen allein: auch Berg und Thal, Wald und Flachland, Ströme und Meere, Klima und Natur in ihrem gesammten großartigen Wechsel, und nicht minder die Zeit im Sturme oder im friedlichen Verlaufe ihrer Ereignisse bilden und bestimmen den Menschen zu Dem, was er wird und was er sein soll nach Kraft des Geistes, der in ihm lebt. In solch buntem Wechsel der Natur und der Schicksale hatte auch Hans Katzianer seine Jugendzeit verlebt. Auch die Ereignisse der Zeit hatten das Land und die Burg, in denen Hans Katzianer seine Jugendjahre verlebte, mit ihren Stürmen nicht unberührt gelassen. Schon als Kind und Jüngling hatte er viel von den blutigen Raub- und Verheerungskriegen der Türken gehört; er hatte selbst schon den schreckhaften Christenfeind in der Nähe seiner Burg gesehen. Wer will es sagen, ob nicht damals schon unter den angstvollen Stürmen der Zeit in Hans Katzianer, dem kraft- und muthvollen Jünglinge, der Gedanke erwachte und der Entschluß zur Reife kam, sein Schwert einst zum Schirm der Kirche und des Glaubens und zum Schutze seines Vaterlandes gegen den blutgierigen Feind der Christenheit zu wenden? Es war eine ernste, schwerbesorgliche Zeit, in welcher Hans Katzianer seine Jugendjahre auf seiner Burg verlebte. Aber die gefahrvollsten Tage standen noch bevor, als er in die ersten kräftigsten Mannesjahre übertrat.

Und als das Jahr 1527 große Rüstungen von Seiten Ferdinand's gegen die Türken machen sah „trat auch der Freiherr Johann Katzianer zum ersten Mal auf die Weltbühne. Er hatte dem Könige Ferdinand das Streitvolk aus Krain zugeführt." Ob sich Katzianer schon bei andern Gelegenheiten als Krieger ausgezeichnet und auf welche Weise er sich im Kriegswesen ausgebildet hatte, davon haben wir keine Kunde. Genug wir erfahren, daß er sich

gleich in diesem Feldzuge als ein tüchtiger Kriegsmann und Reiterführer zeigte. Er gewann Ferdinand's Vertrauen und sein Kriegsruhm verbreitete sich über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus. Selbst auswärtige Fürsten wurden seine Freunde, wie aus der Theilnahme und der eifrigen Verwendung deutlich genug hervorgeht, die sie ihm später, als ihn die Ungnade Ferdinand's verfolgte, angedeihen ließen. Denn ein Feldzug gegen die Türken unter dem Feldhauptmann Katzianer unternommen (1537) lief so unglücklich ab, daß die Armee fast gänzlich zu Grunde ging. Die Schuld dieser Katastrophe ward auf den Feldhauptmann geworfen. Ferdinand zog ihn zur Rechenschaft; die Vertheidigung sowol schriftlich als mündlich geführt genügte nicht. Der erzürnte König ließ ihn deshalb gefangen setzen, und vergebens waren die Verwendungen theils von einflußreichen Verwandten theils selbst von auswärtigen Fürsten für seine Befreiung. Er befreite sich endlich selbst durch List aus seiner Haft, als ihn ein Todesurtheil zu bedrohen schien. Jetzt dachte Katzianer auf Rache an Ferdinand; er verband sich mit Ferdinand's Feinden in Ungarn und Kroatien. Von einem so angesehenen und entschlossenen Feinde hatte der König viel zu fürchten, um so mehr, da der Bruch zwischen Beiden unheilbar geworden war. Der Graf Nikolaus Zriny ermordete auf dem Schlosse Kasthanowitz den ebenso gehaßten als gefürchteten Gegner. Daß der König um Katzianer's Ermordung gewußt, ja dieselbe wol gar befohlen habe, dies läßt sich nicht nur nach schriftlichen Beweisen behaupten, sondern auch aus dem Benehmen erkennen, welches Ferdinand gegen den Mörder und dessen Bruder an den Tag legte. Nur mit Mühe erhielten Katzianer's Kinder und Witwe die bereits eingezogenen väterlichen Güter in Krain und Kärnten zurück, ein Beweis, wie heftig der König über seinen ehemaligen Feldhauptmann erzürnt gewesen ist und welche Schuld er ihm beigemessen haben muß. Übrigens trifft Katzianer die Anklage, die oben erwähnte Niederlage herbeigeführt zu haben, nach mehren Zeugnissen aus jener Zeit höchst wahrscheinlich mit Recht; aber ein Verrath ist bis zur Evidenz weder erwiesen noch vielleicht auch überhaupt zu erweisen möglich: Mangel an Subordination, Unvollkommenheit der Verpflegungsadministration, Unordnung in Ungarns innern Verhältnissen, Überlegenheit eines kühnen und fanatischen Feindes und Intriguenspiel sind Erscheinungen, die sich nicht wegleugnen lassen, sodaß an einen verrätherischen Treubruch gar nicht gedacht zu werden braucht, um das gänzliche Mislingen des Feldzugs zu erklären. Allein Das mußte ihm hoch angerechnet werden, worauf auch seine Ankläger hauptsächlich fußten, daß er seine Truppen im Augenblicke der größten Gefahr, wo seine Gegenwart allein vielleicht noch im Stande gewesen wäre, das Schlimmste abzuwehren, heimlich im Stiche ließ. Vielleicht hat der ungarische Geschichtschreiber Isthuanfi so Unrecht nicht, wenn er ihm bei dieser Gelegenheit vecordia und amentia vorwirft. War nun aber auch Katzianer kein Mann erster Größe seiner Zeit überhaupt, so nimmt er doch unter der noch kleinen Anzahl ritterlicher Charaktere von altem [illegible] und [illegible] einen sehr ehrenvollen Platz ein; sein Andenken, vielfach mit den Verhältnissen des damaligen Ungarns zu den Türken und zu Östreich verflochten, verdient der Nachwelt aufbewahrt zu werden; er war ein Mann, der seit seiner Jugend Ferdinand stets in treuster Anhänglichkeit sein Schwert gewidmet, für ihn unter jahrelangen Kriegsmühen mit Opfern von Gut und Blut sein Leben aufs Spiel gesetzt und für den Sieg der Rechte seines Königs in Ungarn mit einer so standhaft ausharrenden Kraft und einem so ritterlichen Muthe gekämpft hatte, daß seines Namens überall, wo er auch nur genannt werden mochte, mit hoher Achtung und einhelligem Ruhme gedacht wurde, bis der Unstern seines Misgeschicks ihm die Gnade seines Königs entriß und ihn auf die schlüpfrige Bahn hintrieb, auf der er seinen Untergang fand.

Schließlich bemerken wir nur noch, daß die Darstellungsweise des Verf. der eben besprochenen Biographie ganz als dieselbe sich zeigt, wie sie der wissenschaftlichen Welt schon längst aus verschiedenen Schriftwerken bekannt ist: Einfachheit, Klarheit der Sprache und Gewandtheit in der Benutzung von Quellen und Hülfsmitteln legen sich auch bei dieser Gelegenheit wieder an den Tag; wenn wir hier und da eine etwas größere Gedrängtheit der Erzählung und eine belebtere Ausdrucksweise wünschen möchten, so wollen wir darin nur eine individuelle Ansicht, kein unbedingt maßgebendes Urtheil erkennen.

(Der Beschluß folgt.)

La Russie en 1839 par le marquis *de Custine*. Vier Bände.

(Beschluß aus Nr. 348.)

Hier ist Alles grenzenlos, Schmerzen wie Belohnungen, Opfer wie Hoffnungen. In Europa sieht Rußland seine sichere Beute, die Geschichte Polens soll wieder von neuem großartig beginnen. „Europa", sagen sie, „schwächt sich durch seinen Liberalismus, während wir mächtig bleiben, weil wir nicht frei sind. Gedulden wir uns unter dem Joch, Andere sollen für unsere Schmach büßen." So chimärisch diese meine Behauptung klingen mag, so werden doch Alle, welche den Gang der europäischen Angelegenheiten in den letzten zwanzig Jahren beobachtet haben und einigermaßen in die Geheimnisse der Cabinete eingeweiht sind, mir beipflichten; dies ist der Schlüssel zu der großen Wichtigkeit, welche ernste Männer darein setzen, von Fremden nur von der guten Seite gesehen zu werden.

Die Entfernung, welche Rußland vom Occident trennt, hat bis jetzt den wahren Stand der Dinge gut verhüllt. Die griechische Politik scheut die Wahrheit, weil sie so gut die Lüge benutzen kann. Was mich aber Wunder nimmt, ist, daß sich dieses Regiment so lange erhält. Jetzt begreife ich die Wichtigkeit einer Meinung, eines sarkastischen Wortes, eines Briefes, eines Wortes, eines Lächelns, wie viel mehr die eines Buchs in den Augen der durch die Leichtgläubigkeit des Volks und durch die Gefälligkeit der Fremden begünstigten Regierung; ein wahres Wort in Rußland kann der Funke sein, welcher in ein Pulverfaß fällt.

Was verschlägt den in Rußland herrschenden Männern die Blässe und das Elend der kaiserlichen Soldaten! Diese lebendigen Gespenster haben die schönste Uniform von Europa. Was verschlägt ihnen der grobe Kittel, in welchen sich im Innern ihres Cantonnements diese vergoldeten Phantome hüllen! Wenn sie nur arm und schmutzig im Geheimen sind, und glänzen, wenn sie sich zeigen, dann verlangt man nichts und gibt ihnen nichts. Ein drapirtes Elend ist der Reichthum der Russen; ihnen gilt der Schein Alles, und bei ihnen trügt der Schein mehr als bei Andern. Wer einen Zipfel des Schleiers hebt, ist auf immer in Petersburg verloren. Das sociale Leben dieses Landes ist eine stete Verschwörung gegen die Wahrheit. Wer

sich nicht täuschen läßt, gilt als Verräther; über eine Gasconnade lachen, eine Unwahrheit widerlegen, eine politische Ruhmredigkeit entlarven, ist ein Attentat gegen die Sicherheit des Staats und des Herrschers, und zieht das Schicksal eines Revolutionnairs, eines Feindes der Ordnung, eines Conspirators, eines Majestätsverbrechers nach sich. Über solche Empfindlichkeit kann man nicht lachen, und die kleinliche Wachsamkeit eines Gouvernements, im Einverständniß mit der Eitelkeit eines Volks, wird furchtbar, nicht lächerlich. Man muß sich zu allen Arten von Vorsichtsmaßregeln bequemen, unter einem Herrn, welcher keinem Feinde verzeiht, keine Art von Widerstand verachtet, und die Rache für eine Pflicht hält. Dieser Mann, oder vielmehr diese personificirte Regierung, wird Verzeihung für Apostasie, Milde für Selbstvergessen, Humanität für einen Mangel an Achtung gegen seine eigene Majestät oder vielmehr gegen die eigene Göttlichkeit erachten; er ist nicht Herr genug, um erklären zu dürfen, daß er nicht mehr angebetet sein wolle.

Die russische Civilisation ist noch so nah an ihrer Entstehung, daß sie der Barbarei ziemlich gleich kommt. Rußland ist eine Gesellschaft Eroberer, seine Kraft liegt nicht in dem Gedanken, sondern im Krieg, d. h. in List und Grausamkeit.

— — — — — — — — — — —

Facta sind der Rohstoff jeder Erzählung und Facta werden in Petersburg als nichts gerechnet, wo die Zukunft wie die Vergangenheit und Gegenwart dem Herrn zur Disposition gestellt ist. Die Richtung des Verstandes, die Leitung des Urtheils, die freie Ansicht gehört allein dem Herrscher. In Rußland ist die Geschichte ein Domaingut der Krone, sie ist ihr moralisches Eigenthum, wie Menschen und Land ihr materielles Eigenthum sind; man reiht sie mit den kaiserlichen Schätzen in der Schatzkammer und zeigt nur, was gesehen werden soll. Die Erinnerung der Ereignisse des vergangenen Tages ist kaiserliches Gut; er verändert nach Gutdünken die Annalen seines Landes und theilt täglich seinem Volke historische Wahrheiten aus, welche mit den Fictionen des Augenblicks übereinstimmend sind. So wurden Minine und Pojerski, die seit 200 Jahren vergessenen Helden, ausgegraben, als Napoleon in Rußland einmarschirte. In diesem Augenblicke erlaubte das Gouvernement den Enthusiasmus.

Diese außerordentliche Gewalt schadet indeß sich selbst; Rußland wird sie nicht immer ertragen. In der Armee keimt ein Geist der Empörung. Ich sage wie der Kaiser: die Russen sind zu viel gereist, die Nation ist wißbegierig geworden; die Douane kann nicht Beschlag auf Gedanken legen, und Gedanken führen die Veränderung der Welt herbei.

Aus allem Diesen geht hervor, daß die von Russen erträumte große Zukunft nicht von ihnen selbst abhängt. Wenn die Leidenschaften im Occident sich beruhigen, wenn zwischen Unterthanen und Regierung Friede gestiftet wird, dann werden die Hoffnungen der Sklaven eine Chimäre.

— — — — — — — — — — —

Man hat mich in Rußland als Fremden oder vielmehr als schriftstellernden Fremden sehr gut aufgenommen; man hat mich mit Höflichkeitsbezeigungen überschüttet, doch hat man es bei Versprechungen bewenden lassen; Niemand verschaffte mir die Möglichkeit, den Stand der Dinge auf den Grund zu erkennen, und es blieben mir eine Menge Geheimnisse unerschlossen. Eins besonders quält mich, das ist der geringe Einfluß der Religion. Trotz der Unterwürfigkeit der griechischen Kirche könnte sie doch einige moralische Autorität über das Volk ausüben, und sie übt keine. Woher stammt diese gänzliche Bedeutungslosigkeit einer Kirche, welche Alles zu begünstigen scheint? Ist es eine Eigenthümlichkeit der griechischen Religion, sich immer nur mit den äußern Beweisen der Achtung zu begnügen? Sollte dieses überall das Resultat sein, wenn die geistliche Macht einer absoluten weltlichen untergeordnet ist? Ich habe in Rußland eine christliche Kirche gesehen, die Niemand angreift, die Jedermann ehrt, wenigstens dem äußern Scheine nach, und doch übt diese Kirche keine Gewalt über die Herzen aus, sie macht nur Heuchler und Abergläubige. In Ländern, wo die Religion nicht geehrt wird, ist sie auch nicht verantwortlich; aber hier, wo eine absolute Macht den Priester in Vollziehung seines Werks unterstützt, wo die Religionslehre weder durch Schriften noch durch Worte angegriffen werden darf, wo die Religionsübungen so zu sagen Staatsgesetze sind, wo die Sitten und Gebräuche dem Glauben in die Hände arbeiten, kann man der Kirche ihre geringe Fruchtbarkeit vorwerfen. Diese Kirche ist todt und doch, nach den Ereignissen in Polen, kann sie noch zur Verfolgerin werden, während sie nicht Talent und Kraft genug hat, durch Gedanken zu siegen.

Das westliche Europa weiß nicht, wie viel religiöse Intoleranz in der russischen Politik enthalten ist. Der Cultus der vereinigten Griechen ist aufgehoben worden.

Vor einigen Jahren schrieb ein geistreicher Mann, der allgemein in Moskau geachtet, edel von Geburt und von Charakter, doch unglücklicherweise von der Liebe zur Wahrheit beseelt war, in einem Buche, welches gedruckt wurde, daß die katholische Religion der Entwickelung des Geistes und der Künste günstiger sei als die russisch-griechische Kirche. Er suchte darzuthun, daß so mancher Fehler der Nation, und unter andern der leichte Lebenswandel der Frauen, aus Mangel eines wahren religiösen Unterrichts entständen. Dieses der Censur durch Wunder oder List entgangene Buch machte in Petersburg und Moskau viel Aufsehen, und man erwartete die schrecklichste Strafe für den unglücklichen Schriftsteller; man war auf Knute, Sibirien, Bergwerke, Festung, auf alles Mögliche gefaßt; doch der Richterspruch ließ sich lange erwarten, als der Kaiser endlich erklärte, daß kein Grund zur Strafe vorhanden sei, kein Verbrecher existire, sondern nur ein Wahnwitziger, welcher den Ärzten überliefert werden müsse.

Dieses Urtheil wurde auch sogleich vollzogen und zwar auf eine so strenge Weise, daß der Arme nahe daran war, den Urtheilsspruch des Chefs der Kirche zu rechtfertigen; jetzt zweifelt er selbst an seinem Verstand und erklärt sich für wahnwitzig. In Rußland ist der Tadel des Herrschers, was im Mittelalter die päpstliche Excommunication war.

In Rußland ist das Leben ebenso traurig wie es in Andalusien schön und heiter ist; das russische Volk ist todtenstill, das spanische voller Leben. In Spanien ist der Mangel einer politischen Freiheit durch die persönliche Unabhängigkeit aufgewogen, während in Rußland die eine so wenig gekannt wird als die andere. Der Spanier lebt von Liebe, der Russe von Berechnung; der Spanier erzählt Alles, und wenn er nichts zu erzählen weiß, erfindet er. Der Russe verbirgt Alles, und wenn er nichts zu verbergen hat, schweigt er aus Berechnung, aus Gewohnheit, um discret zu scheinen. In Spanien gibt es Räuber, doch man raubt nur auf der Landstraße; die Landstraßen in Rußland sind sicher, aber man wird in den Häusern bestohlen; Spanien ist voller Erinnerungen und Ruinen aus vergangenen Jahrhunderten, Rußland stammt von gestern; Spanien ist reich an Bergen, welche bei jedem Schritte des Reisenden neue Landschaften bilden, Rußland hat nur eine und dieselbe Landschaft von einem Ende zum andern. Die Sonne erleuchtet Sevilla und gibt der Halbinsel Leben; ein Nebel verschleiert die Umgebung von Petersburg, selbst an den schönsten Sommerabenden; die beiden Länder sind die vollkommensten Gegensätze; es waltet zwischen ihnen der Unterschied wie zwischen Tag und Nacht, Feuer und Eis, Süden und Norden.

Man muß in dieser ruhelosen Einsamkeit, in diesem Gefängniß ohne Mußestunden, welches man Rußland nennt, gelebt haben, um die Freiheit in andern europäischen Ländern, unter welcher Form sie sich gibt, schätzen zu lernen. Wer unzufrieden in Frankreich ist, der brauche mein Mittel und gehe nach Rußland. Diese Reise wird jedem Fremden nützlich sein; denn wer dieses Land mit Aufmerksamkeit bereist hat, wird sich an jedem andern Ort wohl befinden. Es ist immer gut zu wissen, daß es eine Gesellschaft gibt, wo ein Glück gar nicht möglich ist.

88.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 350. — 16. December 1843.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Fünfter Jahrgang.

(Beschluß aus Nr. 349.)

Eine Monographie über die letzten Zeiten des Johanniterordens ist schon darum geeignet, die Aufmerksamkeit der Freunde geschichtlicher Studien zu erregen, weil Alfred Reumont als Verf. genannt wird: einmal wegen seiner anerkannten Befähigung zu dergleichen Arbeiten, dann aber auch wegen seiner diplomatischen Stellung, die ihn in manche Verbindung bringt, die seine Leistungen unterstützt, ihm zu manchen wissenschaftlichen Schätzen den Zutritt eröffnet, den ein Anderer vergebens suchen würde. Auch an der vorliegenden Arbeit bewährt sich Beides. Zugleich müssen wir die Wahl des Gegenstandes als eine recht glückliche bezeichnen, und zwar nicht blos aus dem Grunde, weil in der jüngsten Zeit eine Art Restauration dieses Ordens stattgefunden hat, sondern weil die deutsche Geschichtsliteratur über diesen Punkt an selbständigen Arbeiten geradezu arm zu nennen ist. Dagegen haben Italiener und Franzosen nicht nur die älteste Geschichte dieses Ordens vielfach bearbeitet, sondern ihn auch in seinem dritten Stadium*), seit der Besitzergreifung von Malta 1530 bis zu seinem Untergange, oder, wie der Verf. sich ausdrückt, bis zum Ende seiner thätigen Geschichte 1798, eine rege Aufmerksamkeit gewidmet. Aber gerade die Schriften, die sich auf diese verhängnißvolle Katastrophe beziehen, sind in Deutschland nicht sehr bekannt. Dem Verf. standen sie zu Gebote. Bringen wir damit noch den glücklichen Umstand in Verbindung, daß ihm freundliche Unterstützung durch handschriftliche Notizen mancher Art von Malta und Cortona sowie im Ordensconvente selbst zu Theil geworden ist, so wird es keiner weitern Lobpreisung bedürfen, um unsere Leser von dem wissenschaftlichen Werthe der in Rede stehenden Monographie zu überzeugen. Eine Beilage enthält noch die merkwürdige Verhandlung, die zwischen der Deputation des Ordens und Napoleon über die Unterwerfung Maltas unter französische Herrschaft auf dem Admiralschiffe L'Orient gepflogen wurde. Napoleon's Ton und Urtheil über die Johanniter war ziemlich herb, da er lediglich den französischen Gesichtspunkt festhielt. Namentlich hatte ihn die nachgesuchte Einmischung und Protection Paul's von Rußland erzürnt. Wenn übrigens der Verf. am Schlusse die Äußerung thut, nachdem er sehr richtig bemerkt hat, durch die Eroberung Algiers und Zerstörung der Barbareskenräuberei gebe es für den Orden im Mittelmeere keine Bestimmung mehr:

> Man hat wohl daran gethan, ein Institut, dessen Name allein so schöne Erinnerungen erweckt, nicht ganz untergehen zu lassen, sondern, wenn auch nur durch eine Unterstützung, die keinerlei Misgunst erregen kann, aus seinem Verfalle empor zu heben. Vielleicht kommt die Zeit, wo der Orden sich wieder nützlich zeigen kann. Durch die Rückkehr aber zu dem ursprünglichen Gedanken und Zweck der Stiftung hat die Regierung desselben an den Tag gelegt, daß es ihr darum zu thun ist, sich von neuem, so weit äußere Verhältnisse es zulassen, einen angemessenen Wirkungskreis zu schaffen —

so möchte die Mehrzahl der Urtheilenden eher geneigt sein, darin eine schonende oder feine diplomatische Wendung anzuerkennen, als den Gedanken an eine aristokratische Tendenz bei der Wiedererweckung des Johanniterordens aufzugeben.

Der Aufsatz Hrn. Jacob's über Goethe's Mutter hat uns im hohen Grade angesprochen. Wir dürfen mit gutem Grunde denselben Eindruck auch bei andern Lesern erwarten. Denn wenn die merkwürdige Mutter eines merkwürdigen und sogar großen Sohnes von so gewandter Feder, als die des Verf. ist, geschildert wird, so kann die Wirkung auf das Gemüth nur eine erfreuliche sein. Diese Wirkung wird aber gewiß dadurch noch besonders verstärkt, daß die Natur- und Charakterverwandtschaft zwischen Goethe und seiner Mutter ein psychologisches und pädagogisches Interesse darbietet. Der scharf und geistreich ausgeprägte Charakter der Mutter findet sich im Sohne wieder, und der Letztere kann es nie verleugnen, daß die früheste, man möchte sagen, zarteste Erziehung von Jener ausgegangen sei, die tiefsten Eindrücke in ihm zurückgelassen habe. Daher aber auch die beiderseitige innige Anhänglichkeit; daher die Wahrnehmung, daß sie sich beiderseits selbst als merkwürdig erscheinen: die Mutter ist stolz und glücklich zugleich, einen Sohn geboren zu haben, dem ihr Geist in männlicher Stärke inwohnt, in dessen jugendlichem Gemüthe ihr eigenes Denken, Thun und mütterliches Walten so unauslöschlich sichtbar ist, und wie sie

*) Nachdem die Johanniter oder Marianer sich gleich den übrigen Kreuzfahrern im Oriente nicht mehr halten konnten, eroberten sie 1310 Rhodus (Rhodisser), das 1522 an Soliman II. verloren ging. Seit 1530 heißen sie auch Malteser.

sich selbst für keine gewöhnliche Natur hält, so ist ihr auch der Sohn keine gewöhnliche Erscheinung. Und dieser Letztere fühlt sich ebenso glücklich, von einer solchen Mutter geboren zu sein, als er ihr dankbar ist für die unvergeßlichen und dauernden Anregungen, die ihre geistige und sittliche Pflege in seiner Seele zu erzeugen im Stande gewesen ist. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß gebildete Frauen, wenn sie Mütter sind, die Biographie von Goethe's Mutter recht aufmerksam lesen möchten. Übrigens eröffnet Hr. Jacob seinen Aufsatz mit der ganz hierher passenden Bemerkung,

daß die größten Männer aller Zeiten einen wesentlichen Theil ihrer Berühmtheit der Aufsicht, Obhut und Bildung ihrer Mütter zu verdanken gehabt haben. So wissen wir, daß Karl August von Weimar seine weltgeschichtliche Bedeutung nicht erhalten haben würde, wenn nicht eine Mutter von Amalia's Geist, Liebenswürdigkeit und Heiterkeit seine Erziehung geleitet hätte; wir lesen es in den unwiderleglichsten Zeugnissen, daß Walter Scott seine Sittenreinheit und Anmuth von der ebenso frommen als verständigen Mutter geerbt hat; ja, man kann es nicht leugnen, daß die ersten Keime von Napoleon's hochfahrendem, eisernem Charakter in dem Stolze und in der Hartnäckigkeit seiner Mutter Lätitia zu finden waren.

Daß auch Schiller's Mutter, Elisabeth Dorothea Kodweiß, in ihrem Sohne die ersten Keime seiner nachherigen poetischen und sittlichen Trefflichkeit geweckt und gepflegt habe, ist von seinem Biographen Gustav Schwab außer Zweifel gesetzt worden.

Auf ein ganz anderes Feld versetzt uns die vierte Abhandlung unsers Taschenbuchs. Die Akademie der Wissenschaften in Berlin ehrt ihren Stifter, Leibnitz, alljährlich durch eine Gedächtnißrede. Die Werke dieses ausgezeichneten Mannes und Untersuchungen über die Stellung, die derselbe zur Wissenschaft und zu den damaligen Zeitverhältnissen einnahm, haben in der jüngsten Zeit mehre Gelehrte beschäftigt: die Leistungen Erdmann's, Guhrauer's und Pertz's sind in wissenschaftlichen Kreisen hinlänglich bekannt. Der Stoff, den das überaus thätige Leben jenes Philosophen den Gelehrten zur Untersuchung und Bearbeitung darbietet, ist aber noch keineswegs erschöpft. Der akademische Festredner, Böckh, wählte sich zu seinem Vortrage die Erörterung der Frage, in welchem Verhältnisse Leibnitz zur positiven Theologie stehe, wobei natürlich vorzugsweise seine allbekannte „Theodicee" ins Auge gefaßt werden mußte. Leibnitz ist namentlich von zwei Seiten angefochten worden. Einige meinten, seine vielfachen Verbindungen mit den Höfen hätten ihn auch zu einer Art Hofphilosophie verleitet; Andere dagegen, die Theologen insbesondere, fanden seine Philosopheme aus dogmatischen Gründen bedenklich. Um nun einem Conflicte mit den kirchlichen Dogmen möglichst auszuweichen, gab der Kanzler in Tübingen, Pfaff, in einer 1720 herausgegebenen Schrift zu verstehen, habe Leibnitz in der „Theodicee" seine wahre Meinung gar nicht ausgesprochen, sondern der Welt nur Sand in die Augen gestreut, wie er denn in einem Briefe an ihn dies selbst eingestehe (1716). Und in der That sind Manche der Annahme jenes Theologen beigetreten, während wiederum Andere behaupten zu müssen glaubten, Leibnitz habe den Kanzler Pfaff durch die briefliche Versicherung „Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen", nur zum Besten gehabt. Auch sein neuester Biograph, der gründliche Guhrauer, entfernt von Leibnitz allen Verdacht eines Hofphilosophen und Zurückhaltens seiner wahren Meinung; und die vorliegende Festrede sucht gleichfalls den Beweis zu führen, daß Leibnitz in der „Theodicee" nicht anders geschrieben als er gedacht habe; doch strebe er nach einer Vermittelung zwischen Theologie und Philosophie, ohne jedoch beiden Wissenschaften, insbesondere der letztern, etwas vergeben zu wollen. „Denn", sagt er, „die Philosophie mittelmäßig gekostet, entfernt uns von Gott, aber Diejenigen, welche sie ergründen, führt sie zu ihm zurück." Das Übergewicht der Gründe ist offenbar auf der Seite Derer, die in der „Theodicee" keine Ironie, sondern die individuelle Überzeugung ihres Urhebers finden.

Die fünfte Abhandlung, deren Verf. Eduard Gervais ist, bietet einen sehr dankenswerthen und gut geschriebenen Beitrag zur Geschichte des deutschen Universitätswesens und seines Einflusses auf die sittliche und wissenschaftliche Hebung unseres Volks. Wir müssen diese Monographie in ihrem Werthe um so höher anschlagen, je mehr wir bedenken, daß dieser Zweig der deutschen Geschichtsliteratur keineswegs noch zur Genüge gepflegt ist; je mehr wir bedenken, daß ein wesentlicher Theil unsers sittlichen und intellectuellen Nationallebens ein Ausfluß unserer Universitäten ist. Daß sie dem Protestantismus und seiner Verbreitung treffliche Dienste geleistet haben, ist keinem Geschichtskundigen unbekannt. Auch die königsberger Universität spricht dafür. Das wußten die Gegner der Reformation recht wohl; daher die Schwierigkeiten, die man der Gründung einer neuen Universität, die im Dienste des Protestantismus zu stehen bestimmt war, entgegenstellte; und eine Bestätigung derselben ist weder vom Papste noch vom Kaiser erschienen, trotzdem daß man mehrmals und selbst unter freundschaftlicher Vermittelung darum nachsuchte. Daß der Stifter der königsberger Hochschule, Albrecht von Brandenburg, der letzte deutsche Hochmeister, ein ebenso kluger als wohlgesinnter Fürst war, zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit, und unser Verf. hat dies sehr gut hervorzuheben verstanden. Und wie viel Melanchthon's Ansehen in gelehrten Sachen bei Volk und Fürsten vermochte, dafür gibt Albrecht's Verhältniß zu ihm recht sprechende Beweise: in gelehrten Dingen unternimmt dieser Fürst beinahe nichts ohne dessen mündlichen oder schriftlichen Beirath. Übrigens offenbart sich in der vorliegenden Arbeit eine gewisse Misstimmung ihres Verf., wovor wir schon Spuren in seinem Werke über Lothar III. von Deutschland wahrgenommen zu haben glauben. Wir theilen nur eine Stelle hier mit, die offenbar für unsere Vermuthung spricht, besonders auch deshalb, weil das tout comme chez nous gar Manchem, vielleicht zum Troste, einfallen möchte:

Wie sehr könnte das Institut der Privatdocenten in seinem Wesen und in seinem Wirken gefördert werden, wenn ihnen die Berechtigung und der Anspruch auf Vermächtnisse erstände, die weder der akademische Senat unter sich vertheilen noch eine Staatsbehörde einziehen dürfte. Dann bliebe den Glücklichen

— jetzt, so Unglücklichen! — nichts zu wünschen übrig, als daß zum Heil der Wissenschaft die Promotion erschwert und die Lehrfreiheit erleichtert würde!

Den Beschluß unter den Abhandlungen des „Historischen Taschenbuch" macht Keßler's Versuch, nachzuweisen, daß Leopold von Braunschweig, Neffe Friedrich's des Großen, 1785 den Tod in den Fluten der Oder zu Frankfurt nicht gefunden habe bei dem Versuche, Unglückliche zu retten, sondern um dem Triebe eines überspannten Muthes Genüge zu leisten. So sehr auch der Volksglaube durch Tradition noch für die erstere Annahme ist, so sehr auch Schriften, Gesänge und andere Denkmäler an diese Annahme erinnern mögen, die Sache bleibt dessenungeachtet höchst zweifelhaft, wenn man die Localität und glaubwürdige Augenzeugen befragt. Und wie der Verf. die Sache darstellt, indem er selbst glaubwürdige Personen als Gewährsmänner nennt, muß man allerdings zu der Überzeugung kommen, daß die Volksüberlieferung und die Schriften, die bisher dieselbe als echte Quelle betrachteten, im Unrechte sind. Die Geschichte wird dadurch zwar um eine schöne Heldenthat ärmer, behält aber den edeln Menschen zurück: denn daß dies der Prinz war, darüber waltet kein Zweifel ob, wiewol sein Oheim den Grund des edelsinnigen Wirkens mehr in überspannten Ideen als in reiner Herzensgüte und in dem klaren Bewußtsein sittlicher Verpflichtungen zu suchen geneigt war.

Wir schließen unsere Anzeige mit dem aufrichtigen Wunsche, daß auch der neue Jahrgang dieses Taschenbuchs sich als ein Mittel bewähren möge, wodurch neben der Schule und über dieselbe hinaus Bildung und Aufklärung befördert werden.

Karl Zimmer.

Kinderbewahranstalten in Toscana.

Enrico Mayer aus Mailand, der sich gegenwärtig in London befindet, las in der Societät für Beförderung der Wissenschaften (Section für Statistik) einen Vortrag über die Kinderbewahr- und Beschäftigungsanstalten Toscanas. Die ersten Kinderasyle (wie sie dort heißen) wurden 1833 gleichzeitig in Livorno und in Pisa eröffnet, bald darauf ein drittes in Florenz, worauf die Sache überall Nachahmung fand. Alle diese Anstalten werden durch freiwillige Beiträge erhalten. Es gibt ihrer jetzt in Toscana 20 mit 2000 Kindern. Die jährliche Ausgabe für ein Kind beträgt durchschnittlich (Localmiethe, Dienstlohn, Lehrerbesoldung, Suppe, Alles zusammengerechnet) gegen 7 Thlr. Die Aufsicht besorgen gewöhnlich Damen-Comités, deren Mitglieder einander ablösen. Monatlich finden einmal Berathungen der Comités statt, deren Stoff die in das Inspectionsbuch eingeschriebenen Bemerkungen zu liefern pflegen. Die Asyle sind zum Besten der Armen errichtet, und die Kinder werden unentgeltlich aufgenommen. Sie zerfallen gemeiniglich in zwei Classen, deren jede ihren besondern Saal und ihre besondere Vorsteherin hat. Die erste Classe enthält Kinder von 18 Monaten bis zu 4 oder 5 Jahren; die zweite Classe von dem letztern Alter an bis zu 7 oder 8 Jahren. Zu jedem Asyl gehört ein Spielplatz, auf welchem die Kinder zu leichten gymnastischen Übungen angewiesen werden und nach freier Wahl spielen. Es ist auch der Versuch gemacht worden, Handarbeiten einzuführen. In Florenz gehören Kaufleute und Handwerker zu dem Comité, welche dafür sorgen, den Kindern Beschäftigungen ihren Kräften angemessen zu geben und späterhin es über sich nehmen, ihnen ihr Fortkommen im thätigen Leben zu erleichtern. Handzeichnen und die Anfangsgründe der Geometrie und Mechanik werden in der obern Classe gelehrt. Bei den Handarbeiten wird vorzüglich dahin gestrebt, die Kinder einzeln zu beschäftigen, damit ihnen Das, was die Erziehung in der Familie gewährt, erhalten bleibe und nicht die Verderbniß, welche den Fabrikarbeiten anzuhängen pflegt, unter ihnen einreiße. Weniger Unterricht als Erziehung ist das Augenmerk der Directionen; die Asyle sollen besonders auf die sittliche Ausbildung des Volks hinarbeiten und zwar durch die einfachsten und mildesten Mittel einer mütterlichen Leitung. Im Schulzimmer machen die Kinder eine Reihe von Übungen durch, welche darauf berechnet sind, ihre geistigen und leiblichen Fähigkeiten zu entwickeln, ohne sie zu ermüden. Man läßt sie nie länger als eine Viertelstunde stillsitzen. Den Religionsunterricht leitet der Pfarrer des Kirchspiels, in welchem sich das Asyl befindet. Die Vorsteherinnen führen Journale, welche, kann man sagen, die moralische Geschichte des Instituts enthalten und in welchen sich zahlreiche interessante Thatsachen aufgezeichnet finden, welche Zeugniß geben von dem Arbeiten der geistigen und sittlichen Kräfte in einem Alter, das von den Pädagogen und Moralphilosophen noch nicht viel beobachtet ist. Obgleich diese Anstalten in Toscana noch so jung sind, ist ihre Einwirkung doch schon in unerwartet hohem Grade fühlbar. Besonders auffallend ist es, wie sehr sich in den Asylen der Gesundheitszustand der Kinder verbessert hat. Die Untersuchungen, welche die Medicinalcommissionen in dieser Beziehung angestellt haben, ergeben höchst wichtige Resultate, nicht allein in Bezug auf die Kinder selbst, sondern sogar in Bezug auf ihre Familien, und daher auf die ganze arme Bevölkerung der Städte und der Districte, in denen diese liegen. In den Asylen sterben nicht mehr als zwischen 2 und 3 Procent, während die gewöhnliche Sterblichkeit der Kinder zwischen 2 und 6 Jahren in Florenz sich auf 16 Procent beläuft. Dasselbe Resultat ist in der Lombardei beobachtet worden, wo die Asyle zahlreicher sind als in Toscana. Sollten die übrigen Erziehungsanstalten des Landes in echt erziehender Wirksamkeit auf gleiche Höhe mit den Kinderasylen gebracht werden, so müßte eine vollständige und durchgängige Reform des ganzen Erziehungssystems in den Schulen jeder Art eintreten. Die moralischen Einwirkungen der Asyle sind ebenfalls nicht auf die Kinder allein beschränkt, sondern erstrecken sich auch auf deren Familien. Eine große Anzahl der Kinder, welche das Asyl von Florenz aufnimmt, kommt aus dem Findelhause, nämlich unter 600 Kindern 400. Seitdem aber das Institut im Volke bekannter geworden ist, hat das Aussetzen der Kinder abgenommen; die älterliche Liebe hat wieder die Oberhand gewonnen, und so viele Hunderte, die ehemals der Name eines Findlings brandmarkte, sind ihren Familien, ihrem Namen und ihrer bürgerlichen Stellung erhalten.

Am Schlusse seines Vortrags sprach Hr. Mayer über die Vorzüge einer milden, menschlichen und anleitenden Zuchtweise vor einer harten und schreckenden. Er bemerkte: „Wer sieht nicht, daß schlechte Leitung des öffentlichen Unterrichts und verkehrte Ausübung der öffentlichen Armenpflege zu einer Vermehrung der Strafanstalten führen müssen, welche letztern doch sichtlich unzureichend sind, um Verbrechen zu verhüten! Und wer ist nicht gezwungen, umgekehrt zu folgern, daß wir ein Unterrichtssystem haben, welches keine Tugend lehrt, ein Wohlthätigkeitssystem, welches dem Elend nicht steuert, und ein Strafsystem, welches den Verbrechen keine Grenzen setzt!" 78.

Bibliographie.

Bach, M., Die Jesuiten und ihre Mission Chiquitos in Südamerika. Eine historisch-ethnographische Schilderung. Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von G. L. Kriegk. Leipzig, Mittler. 8. 15 Ngr.

Der deutsche Bauer. Ein Volksbuch auf das Jahr 1844. Herausgegeben von E. Willkomm. 1ster Jahrgang. Mit Thaer's Portrait. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 15 Ngr.

Bentheim-Tecklenburg, M. Graf zu, Sandkörnlein

zum Besten des Cölner Dombaues. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bernhardi, K., Sprachkarte von Deutschland. Als Versuch entworfen und erläutert. Kassel, Bohné. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Brennglas, A., Berlin wie es ist und — trinkt. 19tes Heft: Mantz Mantimo, der letzte Sonnenbruder, oder: Die Entstehung der norddeutschen Volkspoesie. Historisch-romantisch-komische Tragödie in fünf Acten. Zur Darstellung im abgebrannten Opernhause bestimmt. Mit colorirtem Titelbild. Leipzig, Jackowitz. Gr. 16. 7½ Ngr.

Charitas. Festgabe für 1844. Gestiftet durch E. v. Schenk. Fortgesetzt von C. Fernau. Mit 5 Stahlstichen. Regensburg, Manz. 12. 2 Thlr.

Deutsche Dichter von Klopstock bis auf die neueste Zeit. Eine Mustersammlung deutscher Gedichte zum Gebrauch in den mittlern und obern Classen dänischer Lehranstalten. Mit einer litterarhistorischen Übersicht und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von J. Jürs und G. F. F. Rung. Kopenhagen, Reitzel. Gr. 8. 1 Thlr.

Fröhlich, A. E., Der junge Deutsch-Michel. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. Zürich, Meyer und Zeller. Kl. 8. 20 Ngr.

Grimm, J., Deutsche Mythologie. 2te stark vermehrte und verbesserte Ausgabe. 1ste Abtheilung. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 3 Thlr.

Haas, R., Zur Geschichte der Zschokkestiftung für Erweckung und Verbreitung volksveredelnder Schriften und Begründung von Volksbibliotheken. Erster Jahresbericht. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 10 Ngr.

Hamann's Schriften. 8ter Theil. 2te Abtheilung. Register. Mit Hamann's Bildniß. Berlin, Reimer. 8. 2 Thlr. 25 Ngr.

Johnsohn, G. W., Ostindiens Gegenwart und Zukunft. Eine politische, gesetzliche, merkantilische, landwirthschaftliche und volkssittliche Darstellung. Aus dem Englischen von E. Richard. Aachen, Mayer. 1844. Gr. 8. 2 Thlr.

Iris. Taschenbuch für das Jahr 1844. Herausgegeben vom J. Grafen Mailáth. 5ter Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 2 Thlr. 25 Ngr.

Die Judenfrage vor Hamburgs erbgesessener Bürgerschaft. Von einem fremden Juden. Hamburg, Bödecker. Gr. 8. 10 Ngr.

Kolderup-Rosenvinge, F. L. A., Sendschreiben an den Herrn F. C. Schlosser, Geheimenrath und Professor der Geschichte zu Heidelberg. Kopenhagen, Gyldendal. 8. 5 Ngr.

Langethal, H., Der Mensch und seine Erziehung. Jena, Luden. 8. 22½ Ngr.

Lätitia. Eine Novelle mit einer Parabel als Nachwort. Königsberg, Voigt. 8. 25 Ngr.

Lotze, R. H., Logik. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 1 Thlr.

Mager, Über Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neuern Sprachen und Literaturen und die Mittel, ihm aufzuhelfen. Zürich, Meyer und Zeller. Gr. 8. 18¾ Ngr.

Martensen, H., Die christliche Taufe und die baptistische Frage. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 15 Ngr.

Mayer, K. A., Vaterländische Gedichte. 1stes Heft. Oldenburg, Schulze. 8. 7½ Ngr.

Mignet, F. A., Historische Schriften und Abhandlungen. Übersetzt von J. J. Stolz. 2ter Theil: Historische Abhandlungen. Leipzig, Köhler. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Münch, M. C., Universal-Lexikon der Erziehungs- und Unterrichtslehre für ältere und jüngere christliche Volksschullehrer, Schulkatecheten, Geistliche und Erzieher. Augsburg, Schlosser. 1844. 1 Thlr. 15 Ngr.

Murhard, F., Nouveau Recueil général de Traités, Conventions et autres Transactions remarquables, servant à la connaissance des relations étrangères des Puissances et Etats dans leurs rapports mutuels. Rédigé sur des copies authentiques (Continuation du grand Recueil de feu M. de *Martens*.) Tome I. l'an 1840, avec des suppléments aux tomes antérieurs de cette collection. Goettingue, Dieterich. Gr. in-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Ottofredi-Hager, J. Gräfin, Neue Gedichte. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 1 Thlr.

Paganel, M. C., Geschichte Joseph's II., Kaisers von Deutschland. Aus dem Französischen von F. Köhler. Zwei Bände. Leipzig, Reclam jun. Gr. 12. 2 Thlr.

Paoli, Betty, Nach dem Gewitter. Gedichte. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 1 Thlr.

Perthel, E., Papst Leo's I. Leben und Lehren. Ein Beitrag zur Kirchen- und Dogmengeschichte. Jena, Mauke. Gr. 8. 1 Thlr. 12½ Ngr.

Petersen, A., Wir sind Gottes Volk! Eine Landpredigt zum 1000jährigen Jubelfeste Deutschlands den 6. August 1843 gehalten und fürs deutsche Volk herausgegeben. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 10 Ngr.

Röhr, J. F., Über den Protestantismus unserer Kirche. Eine Predigt am Reformationsfeste des Jahres 1843 in der Haupt- und Stadtkirche zu Weimar gehalten. Neustadt a. d. O., Wagner. 8. 5 Ngr.

Roscher, W., Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft. Nach geschichtlicher Methode. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 20 Ngr.

Schaden, A. v., Schneeglöckchen. Taschenbuch zur Aufheiterung in düstern Stunden für das Jahr 1844. Glogau, Görgel. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schartmann, E., Biblische Distichen. Worte der Wahrheit und der Erhebung in allen Verhältnissen des Lebens. Berlin, Athenäum. Gr. 16. 15 Ngr.

Scheitlin, P., Denkmal gesetzt meinem Tochtermann J. Früh, Pfarrer in Herisau. Grundzüge seines Lebens und Schicksals, nebst mehrern seiner Predigten. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. 8. 15 Ngr.

Schmid, H., Die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche dargestellt und aus den Quellen belegt. Erlangen, Heyder. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schubar, L., St. Treuen. Zwei Bände. Berlin, Heymann. 1844. Kl. 8. 3 Thlr.

— — Gesammelte Novellen. Drei Bände. Berlin, Heymann. 1844. Kl. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Stimmen aus Dänemark über die schleswigschen Verhältnisse. Eine Sammlung von Aufsätzen aus dem dänischen Wochenblatte. Herausgegeben von J. F. Schouw. Kopenhagen, Gyldendal. 8. 15 Ngr.

Taschenbuch der neuesten Geschichte. Herausgegeben von G. Bacherer. Geschichte des Jahres 1842. Mit 4 Portraits. Darmstadt, Leske. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Über den Einfluß der classischen Studien auf sittlich-religiöse Gesinnung, nebst einigen Bemerkungen über Vereinfachung des Gymnasialunterrichts. Kassel, Hotop. Gr. 8. 7½ Ngr.

Baihinger, J. G., Der Swedenborgianismus und seine neueste Erscheinung, nebst dem Katechismus der neuen Kirche, beurtheilt. Tübingen, Osiander. 8. 7½ Ngr.

Vogl, J. N., Neueste Dichtungen. Pesth, Heckenast. Gr. 12. 1 Thlr.

Volks-Taschenbuch. 1843. Herausgegeben von A. Steffens. Berlin, Simion. Kl. 8. 10 Ngr.

Wiggers, J., Kirchliche Statistik oder Darstellung der gesammten christlichen Kirche nach ihrem gegenwärtigen äußern und innern Zustande. 2ter Band. Hamburg und Gotha, F. und A. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr.

Zollikofer, H., Palmen und Cypressen, auf die Gräber Heimgegangener. In einer Auswahl von Trauerliedern und Grabschriften. St.-Gallen, Scheitlin und Zollikofer. Kl. 8. 22½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 351. —— 17. December 1843.

Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des preußischen Staats. Ein praktischer Versuch von Karl Bernhard König.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Wir haben den Gegenstand, welchen die oben benannte kleine Schrift bespricht — das politische Kirchenregiment und seine Wirkungen, die Gebundenheit der evangelischen Kirche, insbesondere im preußischen Staate — zu erörtern in einem frühern Artikel angefangen, und den Inhalt der Schrift übersichtlich dargelegt. Wir lassen jetzt die Bemerkungen folgen, welche wir nachsenden zu wollen am Schlusse ankündigten.

Darin stimmen wir dem Verf. auf das vollkommenste bei, daß es nicht lange mehr in der evangelischen Kirche bleiben kann und darf wie es ist. Ihr jetziger Zustand ist nicht ohne mancherlei Gefahr, ist wider ihre wesentlichsten Interessen, Ehre und Ansehen, unhaltbar. Man wird dieser Meinungsäußerung jetzt nichts Kirchlich-Demagogisches mehr nachsagen können. Es ist dahin gekommen, wie einst im 15. Jahrhundert, daß das lange verleugnete Übel und Reformbedürfniß wiederhost selbst officiel anerkannt wurde, sehr nachdrücklich noch vor ganz kurzem von der ersten evangelischen deutschen Regierung selbst, der preußischen. Wir haben hierbei das wichtige höchst bedeutsame Ministerialausschreiben vom 10. Juli d. J., unterzeichnet vom Cultusminister Eichhorn, im Sinn, das zuerst durch die „Allgemeine Preußische Zeitung" veröffentlicht wurde, und auffallenderweise von der Tagespresse wenig beachtet zu sein scheint. Es bezieht sich im Eingange darauf, daß der König bereits vor längerer Zeit über den ungünstigen Zustand des kirchlichen Gemeindewesens sich geäußert und den Minister zur Einreichung solcher Vorschläge aufgefodert habe, die geeignet sein möchten, den betreffenden Mängeln und Übelständen abzuhelfen. Der Minister gesteht zu, was der kirchlichen Opposition seit Jahrzehnden so oft und hitzig und hochfahrend abgestritten ist, daß die evangelische Kirche — er sei je länger je mehr zu dieser Überzeugung gekommen — wenn ihr „wahrhaft und dauernd" geholfen werden solle, nicht nur „von Seiten des Kirchenregiments geleitet", sondern vornehmlich aus eigenem innern Leben und Antriebe erbaut sein wolle, und daß mithin „eine gründliche Abhülfe der ihr beiwohnenden Mängel nicht sowol durch die Darreichung von Staatsmitteln und durch eine anordnende Thätigkeit Seitens der Kirchenbehörden erwartet werden könne, als vielmehr von der allgemeinen Anerkennung des Übels und von der Vereinigung gemeinsamer Kräfte, besonders aber von den Gemeinden ausgehen müsse". Der Ministerialerlaß ordnet sodann Synoden der Geistlichen zu dem Zwecke an, daß die letztern Anträge und Vorschläge entwerfen und einreichen möchten, welche geeignet, namentlich die Gemeinden zu gewinnen und den christlichen Gemeinsinn zu beleben, „ohne welchen nichts Bedeutendes in der Kirche Christi je geschehen ist und geschehen kann".

Das sagen und wiederholen nun auch wir: allgemeine Anerkennung des Übels ist das Erstnöthige, und wenn je, so ist es jetzt an der Zeit, mit allen Kräften dahin zu wirken.

Sodann gilt es der Frage, was beim jetzigen Stande der Sache geschehen soll? Es ist hundert Mal vorgekommen, daß man oben die von unten ausgehenden Reformwünsche und Anträge vornehm ablehnte, den auf Organisation und Repräsentation der Gemeinde und Kirche antragenden Geistlichen sagte: thut ihr nur eure Schuldigkeit in euerm Kreise, kümmert euch nicht um die Leitung, Stand und Wesen, Besserung oder Nichtbesserung der Kirche, das geht uns allein an. Man bezeigte damit nur, wie wenig man auf Seiten der Regierung und Consistorien das Übel kannte oder anzuerkennen geneigt, wie weit man dort von den Anschauungen und Grundsätzen der Reformatoren und der Reformationsepoche hinweggekommen war, wie tief man sich dort mit Ansichten und Maximen, welche dem Principe des protestantischen Kirchenrechts und Wesens geradezu widerstreiten, durchdrungen hatte. Niemals ist damit etwas ausgerichtet und jetzt auch nichts mehr gesagt. Der preußische Cultusminister hat sich gerade an die Geistlichen gewendet, sie aufgefodert, zuerst jene Dinge zu berathen und anzufassen, in welche ihnen so oft verboten ist sich einzumischen; er hat es (in jenem Erlasse) laut und unvergeßlich in die Kirche hineingeredet, es dürfe erwartet werden, daß „die Geistlichen es selbst am tiefsten empfinden werden, wie sie unter den gegenwärtigen Verhältnis-

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 317—320 d. Bl. D. Red.

sen auch bei der gewissenhaftesten Treue sich außer Stande befinden, ihr Amt auf eine den Anfoderungen desselben entsprechende Art zu verwalten", und „nicht von der anordnenden Thätigkeit Seitens der Kirchenbehörden könne eine gründliche Abhülfe erwartet werden".

Von der andern Seite aber ist zu erinnern, daß mit müßigen Klagen über die Kirchenbehörden, wie man sie so häufig gerade über diese hört, und mit faulem Zuwarten nichts gethan ist. König sagt:

> Wir müssen etwas von uns hören lassen und müssen gehört werden. Auch die weiseste Oberbehörde ist nicht im Stande, unsere Bedürfnisse zu befriedigen, wenn wir nicht unsere wahren Bedürfnisse erkannt und an das Licht gezogen haben. Mit Erlassen: so soll's unten sein, ist nichts geholfen; wir bitten vielmehr um Genehmigung Dessen, was die Besten unter uns als das Beste erkannt, berathen und empfohlen haben.

Ähnlich redet der preußische Minister im angeführten Erlasse den Geistlichen zu. Und ähnlich wie in den Zeiten vor der Reformation liegt auch jetzt die Schuld der kirchlichen Gebrechen nicht blos oben, sondern auch unten und überall, überhaupt weniger an einzelnen Personen als im Gesammtgeist und in den Verhältnissen, die seine Reinigung, Belebung und Bethätigung hinderten und hindern. Sie liegt jetzt noch viel weniger als damals an dem etwa mangelnden guten Willen, Geschick und Fleiße der Kirchenhäupter, der Mitglieder der Regierungen und Consistorien, die sich vielmehr nicht selten für die Kirche auf das gewissenhafteste Tag und Nacht mühen und ab- und todtarbeiten, mit einem Eifer, der eines bessern Erfolgs freilich blos werth wäre. Selbst in den Zeiten der größten Entartung des Kirchenregiments — es war im J. 1518 — schrieb Luther (im Urtheile über die Person allerdings einigermaßen irrend):

> Wir haben jetzo einen sehr guten Papst an Leone dem Zehnten, an dessen Wohlmeinung und Gelehrsamkeit alle Redlichgesinnte, die davon hören, eine Freude und Vergnügen haben. Aber was kann dieser so angenehme und liebreiche Mann, da die Sachen so sehr verwirret sind, allein ausrichten? In keinem Theile der Christenheit spielet man mehr mit den Päpsten, als in Rom u. s. w.

So können wir noch viel mehr sagen: Wir haben jetzt sehr gute Regierungen, Consistorien, Kirchenhäupter, Cultusminister u. s. w., an deren Wohlmeinung und Gelehrsamkeit alle Redlichgesinnte, die davon hören, Freude haben. Aber was können diese so angenehmen und liebreichen Behörden und Männer allein ausrichten, da die Sachen so sehr verwirrt sind? wenn auch noch nicht einmal hinzukommt, daß frommthuende Intriganten mit ihnen, mit ihnen am meisten, spielen u. s. w. Der preußische Cultusminister hat es zugestanden — er so wenig als andere Männer des Kirchenregiments sollen angeschuldigt werden — sie thun, was sie können — nur eine Sünde könnte ihnen nicht verziehen werden, weil es die Sünde wider den heiligen Geist ist, eine Sünde, deren sich Papst Leo schuldig machte und nach ihm noch viele Häupter, eine Sünde, die Minister Eichhorn eben meidet, die Sünde der Nichtanerkennung des Übels, obwol es klar vor Augen liegt, der tauben Ohren beim Rufe nach Reformation der Kirche, des Hemmens und Hinderns, wo sie mit gutem Grunde begehrt wird.

Aber noch einmal: was soll nun geschehen? König und mit ihm nicht Wenige rathen zu einer „Ausbesserung der bisherigen kirchlichen, der Consistorialverfassung", und diese Ausbesserung soll dann in einer Ausbildung der vorhandenen Kirchencollegien (was noch das Beste) bestehen und sich übrigens auf einige Änderung in den Verhältnissen der Superintendenten, Consistorien u. s. w. beschränken. Wir erinnern uns, König macht Schleiermacher's Ansicht zur seinigen; allein nach Schleiermacher's Ansicht kann die Consistorialverfassung nur als ein Durchgangspunkt betrachtet werden, auf welchem sich die evangelische Kirche in den meisten Ländern für ihr wahres Wohl schon zu lange verweilt, und ist mit einer bloßen Reinigung und Verbesserung derselben so gut als nichts zu gewinnen. König geräth demnach in einen Widerspruch mit sich selbst. Überhaupt ist er sich nicht klar über den Unterschied im Wesen und Charakter der protestantischen Kirchenverfassung, wie sie ursprünglich war und wie sie jetzt ist, weshalb denn auch seinen Vorschlägen die Klarheit und Sicherheit mangelt. Ihre Ausführung würde jedenfalls nur eine Verbesserung herbeiführen, mit welcher so gut als nichts zu gewinnen, von der eine gründliche Abhülfe bestimmt nicht zu erwarten wäre, weil sie die Wurzel des Übels unangerührt läßt.

Man hat eben recht sorgfältig zu unterscheiden. Die protestantische Kirchenverfassung ist seit ihrer Gründung allmälig eine ganz andere geworden, und zwar innerlich fast noch mehr als äußerlich, keineswegs blos der Form, sondern der eigentlichen Grundlage, dem Princip nach, das nur rechtlich noch besteht, an dessen Stelle thatsächlich ein wesentlich verschiedenes, ein entgegengesetztes getreten ist. Eben darum ist es aber auch etwas ganz Anderes, wenn man von einer Reform der „bisherigen, der Consistorialverfassung" — richtiger des landesherrlichen Kirchenregiments — redet, ob man im Sinne hat: ihre Zurückführung auf ihre ursprüngliche Gestalt und Wesen und ihre Vollendung durch Ausfüllung der Lücken, welche ihr damaliger Organismus schon zeigte, oder ob man ein, wenn auch noch so fleißiges und geschicktes „Ausbessern" der „bisherigen", der Verfassung meint, wie sie ist.

Was ursprünglich Leitung der kirchlichen Angelegenheiten im Einverständniß mit der Gemeinde bei einer großen Lebendigkeit des Bewußtseins der kirchlichen Gemeinschaft war, Leitung durch die angesehensten, eines nur damals möglichen und wirklichen Vertrauens in Glaubens- und Lehrsachen genießenden, geistlichen und weltlichen Glieder der Kirche und unter Voraussetzung des bewußten Gemeinderechts, über die wichtigsten Acte der Ausübung der Kirchengewalt in letzter Instanz, genehmigend oder verwerfend, zu entscheiden, — was landesherrliche Ausübung der Kirchengewalt durch kirchliche Behörden in bemessenen Schranken und unter dem vorwiegenden Einflusse je nach dem Rathe der Reformatoren war: Das ist jetzt dem Wesen und der That, großentheils selbst auch der Form nach Beherrschung der Kirche, fürstliches

Kirchenregiment durch Organe der Staatsgewalt — was kirchlich war, ist politisch, was geistlich, weltlich geworden. Die Verfassung beruhte ursprünglich auf einem Zusammenwirken von Geistlichen und gelehrten Laien zum freilich landesherrlichen, doch im Sinne der Kirche und keineswegs mit absolutistischer Machtvollkommenheit, sondern nur mit beschränktem Antheile der weltlichen Regenten zu führenden Kirchenregiment. Die Staatsbehörden, die Consistorien, die Theologen in und außer denselben, die Fürsten und deren Beamten — Alle hatten eine andere Stellung als jetzt und was noch mehr ist, die Regenten und die von denselben zum Kirchenregiment verordneten geistlichen und weltlichen Personen lebten und übernahmen und überkamen die Leitung der Kirche in ganz andern als den gegenwärtig sie meisthin beherrschenden Vorstellungen von ihrer Stellung und deren Rechten und Pflichten, nämlich in den Vorstellungen der Reformatoren, der protestantischen Lehre, die aber späterhin theils vergessen, theils misverstanden oder misdeutet wurden.

Die Reformation hatte begonnen mit Berufung auf die Gemeinde und deren Recht der Selbstbestimmung in den Glaubenssachen, feierlichem Protest wider die stattfindende Beherrschung der Kirche Seitens der Hierarchie, welche die weltliche Macht heruntergedrückt und sich dienstbar gemacht hatte. Luther rühmte sich mit Recht, die letztere wieder zu Ehren gebracht, von dem hierarchischen Alp befreit zu haben; war aber weit entfernt, sie zur Kirchen- und Glaubensherrin machen zu wollen. Zu der Zeit, als die protestantische Kirchenverfassung begründet wurde, hatte er sich durch den Gang der Ereignisse und zwingende Verhältnisse freilich genöthigt gesehen, seine ursprünglichen Ideen theilweis aufzugeben, z. B. die Foderung für jede einzelne Gemeinde, von Rechtswegen selbst ihre Lehrer zu ernennen. Dagegen war er — und waren mit ihm die übrigen Reformatoren — fest geblieben bei ihren religiösen geistigen und nichts weniger als weltlichen und mechanischen Anschauungen von der Kirche, deren Regierung und Verhältniß zum Staat.

Kein Heinrich VIII. fand sich unter den deutschen protestantischen Fürsten der Reformationsepoche, der die Herrschaft über die Kirche sich angemaßt oder das Reformiren angefangen hätte. Sie billigten und förderten was geschah, und indem sie Mitgründer der protestantischen Kirchenverfassung wurden, gingen sie vollkommen ein in jene Anschauungen der Reformatoren, welchen zufolge das weltliche Regiment ein Werk göttlicher Ordnung ist, gesetzt nicht blos zur Erhaltung des äußern Friedens, sondern zugleich zum Dienst der Kirche als des Reichs Gottes, welcher Dienst die Verpflichtung in sich schließt, die Kirche als deren vornehmste Glieder also zu regieren, bei Frieden und Freiheit zu schützen und zu vertreten, daß dieselbe ununterbrochen ihrem Berufe leben könne, als Mittel der erlösenden Thätigkeit Christi das göttliche Wort zu erhalten und zu verbreiten. So wenig dem Landesherrn eine Gewalt über die Kirche, Lehre und Glauben zukommt, ebenso wenig den Geistlichen, denen nur ein Amt in der Kirche gegeben ist, welches in Fortpflanzung der Lehre und Verwerfung der Irrlehre besteht, jedoch keineswegs nach subjectivem Ermessen, sondern nach dem lebendigen Bewußtsein sämmtlicher Mitglieder der Kirche. Mit diesem — das etwas ganz Anderes ist als der todte Buchstabe symbolischer Bücher aus längst entschwundener Zeit, die sein gerader Gegensatz sein können — mit dem lebendigen Bewußtsein sämmtlicher Mitglieder der Kirche also hat sich das Lehramt wie das Kirchenregiment in Übereinstimmung zu erhalten. Es ist für jenes wie für dieses das Bestimmende und Letztentscheidende. Denn wiewol der Lehrstand, was ihn betrifft, wegen der bei ihm vorauszusetzenden Einsicht wesentlich berufen ist, bei allen Lehr- und von der Lehre abhängigen Entscheidungen mitzuwirken, so stehen doch die letztern so sehr bei der Gemeinde, daß dieser das volle Recht beiwohnt, sogar den ganzen Lehrstand zu verwerfen, falls seine Lehre als Irrlehre sich zeigte. Die Form für die Ausübung des Gemeinderechts, für die Kundgebung des Urtheils der Kirche, ist die apostolische der Synoden, an welchen die Laien Theil nehmen mit dem Lehrstande. Sind sie nicht vorhanden, und ist die Gemeinde nicht organisirt, so müssen mindestens bei den Lehrentscheidungen und davon abhängenden Beschlüssen und Bestimmungen Laien zugezogen werden, so kommt der Gemeinde mindestens ein Widerspruchsrecht zu. Und hat der Landesherr, was ihn anlangt, als oberstes Mitglied der Kirche nach göttlichem Willen den Beruf, das Kirchenregiment zu führen, so kann er doch seinerseits nicht berechtigt sein, dies allein und in beliebiger Form zu thun, sondern er ist dabei an die Bekenntnisse, den Ausdruck der Glaubens- und Willensmeinung der Kirche, gebunden, ist verpflichtet, Sachkundiger dabei sich zu bedienen, und zwar nicht etwa blos als willenloser Werkzeuge seiner eigenen Bestimmungen. Die von ihm eingesetzten Consistorien sind nicht mechanische Organe seines Kirchenregiments, und da dieses ein Dienst der Kirche ist, so dürfen sie so wenig zum Mittel einer Kirchenbeherrschung misbraucht werden, als dazu sich aufwerfen. Sie sind nothwendig selbständige Behörden und mit geistlichen und weltlichen Beisitzern zu bestellen, damit durch Jene Bürgschaft gegeben sei, daß die Thätigkeit des Kirchenregiments stets im Einklang mit dem Bekenntniß erhalten werde, damit diese beurkunden, daß die Kirche nicht einen herrschenden Priesterstand anerkenne, sondern den gleichen Beruf aller ihrer Glieder achte. Ein Mehres steht dem Kirchenregimente, dem Lehramte nicht zu, nur in diesem Sinne ist jenes wie dieses anerkannt, und greift das Eine oder Andere weiter, wird das Eine oder Andere nicht in diesem Sinne geführt, so geschieht es wider göttliches und menschliches Recht, so ist Tyrannei vorhanden, „der Kirche Feindin", wie Melanchthon sagt. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Vgl. Richter, „Die Grundlage der lutherischen Kirchenverfassung", in Reyscher's und Wilda's „Zeitschrift für deutsches Recht und Rechtswissenschaft", Bd. 4, wo die Beweisstellen aus den Schriften der Reformatoren und den symbolischen Büchern in sehr guter Benutzung zu finden.

Miscellen aus dem Gebiete der Geschichte und Satire. Von Rudolf von Groscreutz. Berlin, Hayn. 1843. Gr. 12. 1 Thlr.

Ref. hat schon mehrmals die Behauptung ausgesprochen, daß die Zusammenstellung von Aufsätzen aus ganz verschiedenen Gebieten, oder sogenannte Miscellen, durchaus nicht für ein Buch gelten können. Ein Buch muß eine Einheit des Gedankens enthalten, muß eine innere Nothwendigkeit haben; Beides fehlt solchen sogenannten Miscellen; sie sind Zeugnisse von unserer aphoristischen Bildung. Mehr als zwei Drittel des ganzen Buchs werden von historischen Mittheilungen eingenommen; Lord Clive's Leben und Warren Hastings sind, wie Hr. von Groscreutz schreibt, nach dem Englischen, also wahrscheinlich Übersetzungen. Dafür wird sich Hr. von Groscreutz natürlich eben kein Verdienst anmaßen wollen; ob die Übersetzungen als solche gut sind, kann Ref. nicht beurtheilen, da der Übersetzer die Originale nicht nennt; das Deutsche ist fließend.

Im letzten Drittel des Bandes stehen satirische Miscellen. Der Verf. hat wol einige Anlage zum Humoristen, aber er schleppt an der Gelehrsamkeit schwer; populair ist sein Humor nicht, und doch scheint er sich bisweilen ins Oberflächliche zu verlieren. Der erste Artikel „Ein Geisterbesuch" spinnt ein einfaches Thema gar zu weit und zu wenig pikant aus. Wenn man satirisch zu Felde ziehen will gegen immoderne und moderne Romanliteratur, so muß man ganz andere Pointen heraussuchen. Dasselbe müssen wir sagen von dem Artikel „Zur Literaturgeschichte des nächstkünftigen Decenniums"; der Gegenstand hätte viel universeller und tiefer gefaßt werden müssen, und wenn sich auch darüber scherzen läßt, so durfte doch die furchtbar ernste Seite nicht unberücksichtigt bleiben. Der Aufsatz „Das Publicum, Herr oder Knecht?" scheint uns in einer zu beschränkten Sphäre gehalten zu sein. 29.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Neue französische Romane.

Zu Nutz und Frommen unserer zahllosen Übersetzer, denen sich Gott sei Dank in der jüngsten Zeit nun endlich auch die skandinavische Literatur erschlossen hat, wollen wir unter den kürzlich erschienenen französischen Romanen diejenigen hervorheben, die wir mit bestem Wissen und Gewissen unsern immerfertigen Übersetzungsfabriken empfehlen können. Wir rechnen dazu, um mit dem beliebtesten Autor anzufangen, „Sylvandre" von A. Dumas. Mehre der literarischen Blätter Italiens haben diesen fruchtbaren Schriftsteller mit einer Wuth und einer Erbitterung angegriffen, die um so unerklärlicher ist, da es ihnen doch unmöglich unbekannt sein kann, daß die von ihnen so vielfach angefeindeten Skizzen aus Italien (z. B. „Corricolo" etc.) nicht von Dumas, sondern von einem jungen Italiener, dem der berühmte französische Autor nach jetzt beliebter Manier nur seinen lockenden Namen geliehen hat, herrühren. Ganz beachtenswerth ist auch der Roman „La recherche de l'inconnu" von A. Delavergne, der nur dem Titel nach an ein bekanntes Werk von Balzac erinnert. A. Delavergne hat sich in seinem historischen Roman „La duchesse de Mazarin", der zuerst in der „Revue de Paris" erschien, als tüchtiger Zeichner hervorgethan. Mehr um seiner Verf. als um seines wirklichen Gehaltes willen erwähnen wir der „Eléonore" von der bekannten Mad. Sophie Gay. Gleichfalls von einer Frauenhand verfaßt, aber ungleich interessanter ist das „Château de Pinon" von der Gräfin Dash. Die liebenswürdige Dame, die sich hinter diesem Pseudonym birgt, heißt eigentlich Gräfin von Cinq-Mars und gehört zu der bekannten alten Familie dieses Namens. Diese geistreiche Schriftstellerin, die ein rein artistisches Leben führt, spukt in der pariser Tagespresse unter verschiedenen Masken. Von ihr rühren unter Anderm die brillanten Kunstkritiken her, welche das Journal „La presse" unter der Chiffre Daniel Stern bringt, und in denen bei Gelegenheit der vorletzten Kunstausstellung unserm namhaften Landsmann Winterhalter so arg mitgespielt wurde. Ihr vorletzter Roman „Les bals masqués" hat allgemeinen Beifall gefunden, und ihr neuestes Werk, das wir oben angeführt haben, wird gewiß nicht minder ansprechen. Gegenwärtig arbeitet sie, wie verlautet, an einer Geschichte der pariser Salons, eine Aufgabe, die von der Herzogin von Abrantes in ihrem bekannten Werke auf eine nur wenig befriedigende Weise gelöst ist. Einige anonyme Skizzen aus dem heutigen Gesellschaftsleben zu Paris, die vor kurzem in einer verbreiteten deutschen Zeitung erschienen sind, sollen, wie uns versichert wird, Proben aus diesem interessanten Werke sein. Wir reihen hieran eine gemeinschaftliche Arbeit von zwei jungen Dichtern, deren jeder sich bereits einen Namen gemacht hat und die auch beide schon gemeinschaftlich aufgetreten sind. Wir meinen „Milla et Marie" von Jules Sandeau und Arsène Houssaye. Wir haben der interessanten Skizzen Houssaye's, die jetzt unter dem Titel „Le 18ième siècle" gesammelt erscheinen, in d. Bl. bereits gedacht. Vor kurzem hat die „Revue de Paris" einige neue Kunstaufsätze aus seiner gewandten Feder gebracht, unter denen wir insbesondere eine ganz vortreffliche Abhandlung über den berühmten Boucher und den Stand der Malerei unter Ludwig XIV. hervorheben. Zum Schluß machen wir noch auf einen neuen Roman vom demokratisch gesinnten Verf. der „Souvenirs d'un enfant du peuple" aufmerksam. Derselbe führt den Titel „L'honneur du marchand" und ist ganz in demselben Geiste geschrieben wie die frühern Werke des nämlichen Verf.

Sammlung verschiedener Schiffsmodelle.

Von allgemein ethnographischem Interesse ist eine Sammlung der verschiedenen Schiffsconstructionen aller außereuropäischen Völker, die vor kurzem von Hrn. Pâris unter dem Titel „Essai sur la construction navale des peuples extra-européens ou collection des navires et pirogues construits par les habitants de l'Asie, de la Malaisie etc" herausgegeben ist. Hr. Pâris ist ein Mann von Fach und bekleidet in der französischen Marine einen ehrenvollen Posten. Wir wissen nicht, ob er mit dem bekannten Archäologen und Sprachforscher gleichen Namens zu Paris und dem Bruder desselben, der in der Provinz lebt und sich gleichfalls durch gelehrte Werke, z. B. über die alten Tapisserien, bekannt gemacht hat, verwandt ist. Sein Werk ist auf Befehl und mit Unterstützung der Regierung herausgegeben und hat wirklichen Werth; denn wie eine Geschichte der verschiedenen Waffenarten wichtige Beiträge zur Völkerkunde liefert, so verbreitet auch eine Darstellung der verschiedenen Schiffe, deren sich die wilden Völkerschaften Asiens und Amerikas bedienen, über die Kenntniß dieser Nationen manches Licht. In artistischer Beziehung ist das vorliegende Werk sehr gut ausgestattet. Es umfaßt 130 trefflich gezeichnete Kupfertafeln. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 352. — 18. December 1843.

Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des preußischen Staats. Ein praktischer Versuch von Karl Bernhard König.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 351.)

Nun ist aber die ursprüngliche protestantische Kirchenverfassung nicht blos so unvollendet geblieben, daß es zur Organisation der Gemeinde, zur Repräsentation der Kirche nicht kam, ja daß nicht einmal das Widerspruchsrecht der Gemeinden gewahrt wurde, indem man nie seine Formen und Bedingungen festsetzte; sondern sie ist offenbar theils der Form, noch mehr aber dem Wesen nach in eine Cäsareopapie umgeschlagen. Die Consistorien sind längst nicht mehr, was sie ursprünglich waren, die Kirchengewalt wird grossentheils durch die Organe der Staatsgewalt und nach einem, über das zugestandene weit hinausgehenden Maß geübt, und wo die ursprüngliche Verfassung der Form nach noch besteht, da sind doch, man wird es nicht leugnen wollen, bei den das Kirchenregiment Ausübenden an die Stelle der, der ganzen Verfassung zur Grundlage dienenden Anschauungen und Zustände, mindestens sehr oft, ganz andere getreten, wodurch naturgemäß und nothwendig der ganze Charakter des Kirchenregiments umgeändert wird. Es ist ein charakteristisches Zeichen des gegenwärtigen Zustandes, daß in Preußen die Noth der Kirche, das Bedürfniß der Besserung, die Einleitung zur Reform bedacht, in die Hand genommen wird vom Könige und dessen Minister, ohne daß der Consistorien auch nur Erwähnung geschähe; früherer Vorgänge zu geschweigen, wo die tiefgreifendsten Maßregeln geradezu aus dem königlichen Cabinet emanirten. Wer könnte es leugnen oder die daraus hervorgehende Gefahr übersehen, daß die Kirche, Lehre und Lehrfreiheit schon dadurch der weltlichen Macht in die Hände geliefert ist, wenn der Landesherr nach persönlichem Ermessen die Lehrer, vom Universitätsprofessor bis zum Dorfschulmeister, ernennt? Sind dann auch noch die Bestimmungen über die Presse von ihm abhängig u. s. w., so besitzt er weit mehr Gewalt, als Kaiser Julian nöthig zu haben glaubte, um das Heidenthum wiederherzustellen.

Die lutherische Kirchenverfassung trug von ihrem Entstehen an den Keim der Corruption, des Untergangs in sich, und die Anfänge davon, jener Entwickelung zu einer Cäsareopapie, traten schon in ihrer ersten Periode hervor. Anschauungen, welche in begeisterten Momenten entstehen, sich festsetzen, halten sich doch auf die Länge nie ganz von selbst. Edle Grundsätze des Rechts oder Regiments, anerkannt, ausgesprochen von den Mächtigen, gleichen doch nur den guten Vorsätzen, mit denen „die Hölle gepflastert ist", wenn sie nicht in den Schutz positiver bindender Ordnungen gestellt werden. Errungene Rechte wurden stets nur kurze Zeit behauptet, wenn die Berechtigten nicht auf die Wacht gestellt wurden, die Wehr und Waffe in der Hand, sie zu schützen. Schon Luther und Melanchthon hatten Ursache zu den häufigsten bittersten Klagen über die Weise, wie die eingeführte Verfassung gehandhabt wurde, die Wendung zu weltlicher Gewaltherrschaft, welche sie so bald zu nehmen begann. Nach ihnen aber kamen die Zeiten des Absolutismus der Staatsgewalt. Er brach die Kraft der hergebrachten bürgerlichen und politischen Rechte und der Landesvertretungen. Es würde ein Wunder gewesen sein, wenn das Recht der unvertretenen Kirche sich wider ihn behauptet hätte.

Gleich bei der ersten Probe, welche die anfängliche Organisation der Kirche zu bestehen hatte, beim Ausbruch der verhängnißvollen theologischen Streitigkeiten in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts *), bewies sie sich ungenügend und unhaltbar. Man dachte schon damals und späterhin noch mehrmal daran, sie aufzugeben oder doch durch Einführung von Synoden zu ergänzen, zu bessern, konnte jedoch nicht zum Entschlusse, zur Einigung kommen. Sie wurde blos „ausgebessert", ist oft und vielfach ausgebessert, nahm mehr und mehr einen andern Charakter an, zeigte sich stets ungenügend und wurde immer unhaltbarer, immer schlechter, indem sie sich immer weiter von ihrem ursprünglichen Wesen entfernte. Man wurde sich dessen in verschiedenen Perioden lebhaft bewußt; fühlte so ziemlich zu allen Zeiten die Unnatur und Rechtsverletzung, die Religions- und Kirchengefährde, welche darin lag. Zeugniß davon sind die

*) Über diese und die spätern theologischen Streitigkeiten sowie über die Schädigungen und Entwürdigungen, welche die lutherische Kirche vom 16. Jahrhundert an, grossentheils in Folge ihrer Verfassungsmängel, erfahren hat, Einiges in dem Aufsatze über Bretschneider's „Clementine" in Nr. 65—69 d. Bl. f. 1842, auf welchen wir uns hier in dieser Hinsicht beziehen.

endlosen, mühsamen, spitzfindigen und gezwungenen Deductionen und Fictionen, jene künstlichen Gewebe sophistischer Systeme, durch welche das Bestehende, wie man es eben hatte, vernünftig, rechtlich und evangelisch begründet werden sollte, und die doch höchstens dahin führten, es mit dem Scheine der Vernunft, des Rechts und Christenthums zu umgeben. Das sogenannte protestantische Kirchenrecht war nie im Stande, dawider zu schützen, und wurde theilweise selbst mitschuldig daran, daß mehr und mehr eine weltliche Beherrschung der Kirche statt der geistlichen eintrat, von welcher man sich losgekämpft, ja daß selbst die hierarchische in andern Formen wiederkehrte. Denn wie oft haben geistliche Räthe, Pastoren, Universitäts- und Hoftheologen u. s. w. und theologisirende oder weltliche Zwecke hinter religiösen Zwecken und Richtungen verfolgende Laien dermaßen die Hierarchen in der protestantischen Kirche gespielt, daß es sehr zweifelhaft erscheint, ob nicht eine katholische Priesterschaft den Vorzug verdient hätte. Alle Hierarchie war und blieb princip- und rechtswidrig, und dennoch hatte man sie nicht selten, weil in der Verfassung kein Mittel lag, sich ihrer zu erwehren — weil die Gemeinde kein Organ des Redens und Handelns, die Kirche keine Vertretung besaß. Eben dies ist der Grund, daß das dermalige Kirchenregiment außer Stande ist, die Kirche zu leiten wie es sollte oder zu bessern, und daß es bei seiner Kirchenleitung und seinen Besserungsversuchen sich nur endlose Verwickelungen und Verlegenheiten bereitet. Die Richtschnur jeder Äußerung des Kirchenregiments ist und soll das lebendige Bewußtsein sämmtlicher Mitglieder der Kirche sein, und von ihm hat es und kann es keine ausreichende Kunde haben. Die Bekenntnißschriften genügen da theils nicht, leiten auch wol irre, indem jenes Bewußtsein in ihrem Buchstaben gesucht wird, jenes Bewußtsein, das nur die organisirte Gemeinde so zu erkennen zu geben vermag, daß es zur Richtschnur dienen kann. Und weil jetzt das Kirchenregiment nur ein unsicheres subjectives Gefühl davon hat, es bald erkennt bald nicht erkennt, so schwankt es nothwendig steuerlos hin und her, so kann es, ob noch so gelehrt, redlich und liebreich, nichts ausrichten.

Hat sich nun die hergebrachte Verfassung in allen Gestalten und Entwickelungen, in welchen wir sie gehabt, mit Vorwalten der Geistlichen oder der Politici, mit oder ohne Bischöfe u. s. w. ungenügend, unhaltbar und selbst gefährdend und verletzend für das religiöse und kirchliche Leben gezeigt, so muß sie wol, wie sie da war und ist, als historisch gerichtet betrachtet werden.

Eben deshalb kann aber auch eine bloße „Ausbesserung" derselben zu einer wahren Abhülfe nicht führen. Um zu einer gründlichen Besserung zu gelangen, bieten sich, angesehen das Wesen und die Bedürfnisse der protestantischen Kirche, nur zwei Wege dar. Entweder die evangelischen Landesherren geben die Kirchengewalt geradezu an die Kirche zurück, die sich sodann durch eine selbsterwählte Behörde, einen aus ihrer Vertretung hervorgehenden ständigen Ausschuß, zu regieren haben würde — also gänzliche Trennung vom Staate, die reine Synodalverfassung. Dawider sprechen jedoch sowol starke Vorurtheile wie Gründe, die Ausführung wäre schwieriger, nur die Wenigern haben sich bisher dafür erklärt. Man kann sagen, dieser Weg sei für jetzt so gut wie außer Frage. Der andere ist der, daß dem fortbestehenden landesherrlichen Kirchenregiment der Kirche gegeben wird, was ihr von Anfang gemangelt, daß man die ursprüngliche Verfassung festhält oder vielmehr herstellt und sie durch Organisation und Repräsentation der Gemeinde und Kirche aus ihrem provisorischen Zustande hinausführt und vollendet. Dafür, wenn man das Wesentliche ins Auge faßt, hat sich seit einer Reihe von Jahren die überwiegende Mehrheit überhaupt, dafür haben sich mit wenigen Ausnahmen die angesehensten Kirchen- und Kirchenrechtslehrer ausgesprochen, Röhr, Ammon, Pahl, Bretschneider, Puchta, Eichhorn u. s. w. Es käme dadurch doch zum Ersten und Nothwendigsten, dazu, daß die Kirche selbst sich aussprechen könnte und vernommen würde, so vieler anderer Gründe nicht zu gedenken, aus welchen sich annehmen läßt, daß eine gründliche Besserung davon zu erwarten wäre.

So wie wir nun aber den Nutzen einer bloßen Ausbesserung der Verfassung wie sie ist verneinen mußten, ebenso stellen wir die Stärke der Gründe in Abrede, aus welchen man genöthigt zu sein meint, bei einer solchen für jetzt stehen zu bleiben.

Man sagt: die (preußische) Staatsverfassung sei in voller Entwickelung begriffen, und erst wenn die politischen Zustände geordnet worden, dürfe die Kirche der Beachtung unterliegen. Das Geistliche und Weltliche zu gleicher Zeit ergreifen hieße beide Theile unvollendet lassen.

Aber, ihr seid so ungeduldig, ihr wollt keinen Augenblick verloren wissen für die Reform der Kirche, und doch wollt ihr, daß, bevor es dazu kommt, die Staatsverfassung geordnet sein, d. h. daß eine ganz unberechenbare Zeit vergehen soll, in welcher für die Kirche nichts geschieht; denn eine Ausbesserung der vorhandenen Kirchenverfassung ist zugeständlich eben auch nichts oder so gut als nichts, und es ist handgreifliche Thorheit, eine Reform beginnen, von welcher man weiß, daß sie nicht genügen wird, etwas schlecht machen, das man besser zu machen wüßte, da die Dinge doch noch immer unvollkommen genug bleiben, wenn man sie auch so gut macht, als man nur immer weiß und kann.

Weiter scheint die Entwickelung der preußischen Staatsverfassung nur von Zeit zu Zeit, daß wir so sagen, einen Schritt zu thun und dann wieder still zu stehen, sodaß dazwischen recht wohl an die Kirche gedacht werden mag; ja sie scheint eben jetzt auf einem längern Stillstandspunkte angelangt zu sein und die kirchliche Bewegung, die Frage der Kirchenreform, gewissermaßen in den Vordergrund zu treten. Warum sollte die letztere nun nicht vor die Hand genommen werden können? Wir meinen, es wäre gerade natürlich und zweckmäßig, Staat und Kirche zu gleicher Zeit zu ordnen, da die Ordnungen beider ineinander greifen, sich aufeinander beziehen. Doch

[illegible] Sinn und Wahrheit [illegible]

Hätten wir eine repräsentative Verfassung, so würde ich unbedenklich der Synodal- und Presbyterialverfassung das Wort reden. Unsere Provinzialstände aber stehen neben der reinen Monarchie noch auf so niedriger Stufe da, daß sie auf meine Pläne für die Kirche keinen Einfluß haben.

Soll das heißen, es ist schwer, daß in einem absoluten — einem Staate, dessen Verfassung das Mitreden und Handeln der Bürger ausschließt oder nur in sehr beschränktem Maße zuläßt, der Kirche eine Verfassung zu Theil werde, durch welche sie zur Selbstbestimmung gelange, und es ist dies viel leichter in einem Repräsentativstaate — dann freilich erklären wir uns vollkommen einverstanden. Wir haben deshalb auch von jeher die constitutionnelle Entwickelung, oder überhaupt den politischen Fortschritt, als höchst wichtig für den kirchlichen und diesen von jenem großentheils abhängig gehalten. Was liegt näher, als daß die im Weltlichen mitredenden Staatsbürger auch im Geistlichen mitreden wollen, mitzureden lernen; als daß die constitutionnellen Regenten und deren Minister und Behörden, die im Weltlichen mit Volksvertretern verkehren und Einreden derselben gewohnt sind, sich leichter darein finden, ihrem kirchlichen Regiment gegenüber mit Vertretern der Kirche zu verkehren, leichter eine solche Vertretung zulassen?

Es ist leidig genug, daß die Wichtigkeit der Ausbildung der staatlichen Ordnung aus dem geheimen Policei- und Beamten- zum öffentlichen Rechtsstaat auch für die Kirche noch immer gar zu sehr übersehen wird, und zwar selbst von den Geistlichen, die die Organisation der Kirche als höchst mangelhaft erkennen, und eine Besserung derselben dringend wünschen. Sonderbar genug, möchte man sagen. Protestantische, freisinnige Geistliche wissen es doch so wohl, daß die religiöse Freiheit auch zur bürgerlichen, die Unfreiheit im Staat zum Glaubens- und Geistesdruck führe. Sie rühmen es dem Protestantismus nach, daß er ein Princip, eine Stütze der politischen wie der Religionsfreiheit sei. Sie wissen und müssen es doch aus der Geschichte der Reformation, der Kirche überhaupt und ihrer Kirche insbesondere wissen, wie sehr die Schicksale der Kirche und zwar natürlicher- und nothwendigerweise stets abhängig von der staatlichen Ordnung waren, und wie verderblich Corruption der letztern auf das sittliche und religiöse Leben zu allen Zeiten zurückwirkte und nothwendig zurückwirken muß. Liegt es doch klar vor Augen, daß die deutsche Reformation nicht durchdrang, unvollendet blieb, weil die gleichzeitig versuchte politische Reform misglückte, weil die Nation sich zu einseitig in die religiöse Bewegung hineinwarf, und insbesondere, daß es dem Siegslaufe der reinern religiösen Idee unendlich geschadet, daß Luther und überhaupt die sächsischen Reformatoren, welche vorwaltend in der letztern lebten, so wenig gute Politiker waren; daß Luther, um ihn vorzugsweise zu nennen, trotz vieler hellerer Augenblicke, keineswegs immer erkannte, daß das Christenthum eine doppelte Seite hat; daß er wenigstens in vielen wichtigen Momenten nur die eine im Auge hatte, nach welcher es, in [illegible] (lediglich [illegible] nicht wirkenden) Gemeindeformen [illegible] wie der Einzelne auch in den verderbtesten und ungebildetsten ein Gott gefälliger seliger Mensch werden könne, wo es denn über alle staatlichen Verhältnisse erhob bis zur freudigen Erduldung des Märtyrerthums, falls selbst die stille Bethätigung der christlichen Gesinnung zu Conflicten mit der Welt führte; daß er abermals in wichtigen Momenten die andere Seite des Christenthums, nach welcher es als Gottesreich (nur freilich nicht hierarchisch) die Welt gestalten will, übersah; nicht immer daran dachte, daß zwar der Christ als solcher in seligem Gottesfrieden über der Welt und ihren Händeln und Verhältnissen stehen mag, sich aber als Mensch und Bürger der Welt nicht entziehen, nicht Mönch sein, nicht aufhören soll, thätiges Mitglied der Gesellschaft zu sein, sondern vielmehr als solches, als christlicher Staatsbürger helfen, das in ihm lebendige christliche Leben, die gerechte Gesinnung, den Geist der Freiheit und der Liebe auch in den Staat hinüberzuführen. Nie hat er die bürgerliche Freiheit als ein nothwendiges und eins der nothwendigsten sittlichen Verhältnisse, und das wiederum die ganze Entwickelung zur Sittlichkeit, zur wahren Menschlichkeit, bedingt, deutlich begriffen. Mehrfach zeigte er eine Gleichgültigkeit gegen die Staatsformen und Gesetze und die auf ihnen ruhenden Institute und eine Unkunde derselben, die ihn bis zur äußersten Härte und Unklugheit führte, wie im Bauernkriege, in seinen Äußerungen über die Leibeigenschaft. In dem frühern und wichtigsten Zeitraume seiner Wirksamkeit stellte er eine, aus den biblischen Begriffen vom Gehorsame gegen die Obrigkeit gebildete abstracte Theorie auf, bei welcher er freilich an fürstliche Machtvollkommenheit im neuern Sinn weder dachte noch denken konnte, eine Theorie, die zwar in seiner Auffassung der bürgerlichen Freiheit an sich nicht unbedingt gefährlich, in derselben jedoch viel zu schwer zu fassen, überhaupt zu künstlich, einen zu hohen Schwung voraussetzend, und dem Misverständniß und Misbrauch viel zu sehr ausgesetzt war, als daß sie nicht hätte misverstanden und misbraucht werden sollen, die Rechtsverhältnisse der deutschen Obrigkeiten und Unterthanen zu misdeuten, zu verdunkeln und zum Nachtheil der letztern umzumodeln. Sie beherrschte die ganze protestantische Partei; die Fürsten ließen durch sie sich abhalten, im rechten Augenblicke und in der einzigen, Erfolg verheißenden Weise gegen die katholische Reaction aufzutreten, ließen späterhin durch sie sich bestimmen, ihre Gewalt wider alles concrete Recht auszudehnen. Jene lutherischen Begriffe wurden verhängnißvoll für die Reformation, die Volksfreiheit. Als diese Folge hervorzutreten begann, wo er denn über die neue, von der alten deutschen Freiheit ganz abgehende Regimentsart die heftigste Klage erhob, als er sich deutlicher erklärte, die deutschen politischen und bürgerlichen Verhältnisse und Rechte einigermaßen kennen gelernt hatte und seine Theorie mit ihnen in Einklang zu setzen suchte, war es schon zu spät. Wem wäre es entgangen, daß die dermalige Organisation und Stellung der evangeli-

[illegible] Kirche und [illegible] daher [illegible] Ansicht, daß die [illegible] im Ursprung fehlerhafte Verfassung derselben und deren Umwandlung zu einer Cäsareopapie hauptsächlich die Folge einer mangelhaften politischen Ordnung und der nach der Reformation eingetretenen ganzen staatlichen Entwickelung zum Absolutismus der Fürstengewalt ist? Sind doch noch in unsern Zeiten die kirchlichen Reformplane wieder aufgegeben, wurde doch auch in der Kirche das Princip des Herrschens erst recht ausgebildet und durchgeführt, als die Periode der politischen Reaction eintrat. Doch es ist nicht selten der Fall, daß man gute Kenntnisse besitzt, von wichtigen Wahrheiten durchdrungen ist, und sie nach gewissen Seiten hin nicht anwendet oder anzuwenden wagt. Auch von Luther's Schwächen hat die Geistlichkeit der lutherischen Kirche sich vielfach bestimmen lassen. In den Ländern, wo statt des sächsischen das zwinglische und calvinische Bekenntniß obsiegte, wurde die Reformation der bürgerlichen Freiheit weit förderlicher, kam es zu einer solchen Schwäche und Auflösung der Kirche nicht, zeigte die Geistlichkeit so viel Servilität gegen die weltliche Gewalt nicht. Das reformirte Bekenntniß hatte Presbyterien und Synoden im Gefolge.

(Die Fortsetzung folgt.)

An Bremens gemeinen Mann, von dessen Mitbürger, Johannes Rösing. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 2½ Ngr.

Ein wohlgemeintes Schriftchen eines patriotischen Mannes, das wol auch anderwärts Nachahmung verdiente, jedenfalls aber auch außerhalb Bremen der Beachtung werth ist. Der Verf. bezweckt darin, die ärmere, arbeitende Classe in Bremen über bremische Zustände aufzuklären, indem er derselben die Hauptbegebenheiten der an Erfahrungen so reichen interessanten bremischen Geschichte von der Zeit Karl's des Großen an bis auf den heutigen Tag vorführt, namentlich Dasjenige, was in der Zeit seit 1815 für die Gestaltung und Verbesserung der öffentlichen Verhältnisse des kleinen Freistaats geschehen ist, zusammenstellt, auch hin und wieder auf Das, was in dieser Beziehung noch zu thun übrig ist, aufmerksam macht. Es kann aus dieser Darstellung nach verschiedenen Seiten hin Vieles gelernt werden, theils insofern sie Das zu thun und ins Werk zu setzen veranlaßt, was Noth thut, theils insofern sie in dem „gemeinen Manne" reges Selbstgefühl und das rechte Selbstbewußtsein hervorruft, ohne ihn jedoch über die ihm gezogenen Grenzen hinauszuführen. Denn wäre Letzteres, so wäre damit der Nutzen des Schriftchens in der einen Hinsicht zugleich wieder vernichtet; aber so etwas liegt durchaus nicht in der Absicht des wohlgesinnten Verf., wie sehr es auch unsere Zeit liebt und wie sehr selbst verständige Männer sich dazu hingeben, die arbeitenden Classen zu politischen Zwecken zu benutzen und zu misbrauchen. Hier ist nichts von dergleichen communistisch-socialistischen Wendungen. Johannes Rösing, der mit den bremischen Truppen den Krieg 1815 gegen Napoleon mitkämpfte und namentlich in der Schlacht bei Waterloo mitfocht, wo er mit dabei war, als Napoleon's Wagen erbeutet wurde und dort daraus den zweiten Theil des italienischen „Orlando furioso" holte (S. 62), ist ein aufrichtiger Freund seines Vaterlandes und hat, nicht nach Art mancher jugendlicher Brauseköpfe und ebenso herz- als kopfloser Demagogen, die nur ihren Vortheil kennen, nur ihrer Eitelkeit fröhnen, sondern mit Überlegung nur im Interesse seines Vaterlandes geschrieben (vergl. S. 77). Übrigens wird auch hier [illegible] „[illegible] Frei-staats", der großen Mangelhaftigkeit des [illegible] und der bremischen Verfassung gedacht; auch hier hört man, wie in andern deutschen Freistaaten, wie in dem benachbarten Hamburg, die nämlichen Klagen. Mache nur Eins den Anfang; das Andere folgt gewiß bald nach! Sollte das großartige Hamburg diese Ehre, diesen Ruhm denn nicht über so viel gebietenden Bremen überlassen wollen?

31.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Geschichte der pariser Polizei.

Alles was auf die Geschichte und die vielgegliederte Organisation der pariser Polizei einiges Licht wirft, hat bei dem größern Publicum stets das lebhafteste Interesse gefunden. Die Mémoires eines Fouché, eines Vidocq, eines Gisquet — gleichviel ob authentisch oder verfälscht und untergeschoben — wurden in Tausenden von Exemplaren verschlungen, und die „Mystères de Paris", die nun einmal eine solche Bedeutung gewonnen haben, daß man sie nirgend unerwähnt lassen kann, verdanken einen Theil ihres Interesse wenigstens gerade den Scenen, die uns einen Blick in das gewaltige Policei- und Gefängnißwesen der Weltstadt thun lassen. Das Publicum, das an dieser gepfefferten Speise Geschmack findet, wird in einem neuen Werke ähnlichen Inhalts, das soeben die Presse verlassen hat, für seinen schaaler Reizmittel bedürftigen Gaumen gewiß etwas erhalten. Es ist dies eine umfassende „Histoire de la police de Paris" von den Jahren 1667—1844, aus der Feder eines gewissen Horace Raisson, der, irren wir nicht, selbst einen ansehnlichen Posten im pariser Policeiwesen bekleidet. Eigentlich historisches Interesse hat dieses Werk, wie ein flüchtiger Blick in dasselbe uns gezeigt hat, nicht. Ein viel treueres Bild von allen verschiedenen Verwaltungszweigen der französischen Ministerien und somit auch des gesammten Policeiwesens gibt uns ein kürzlich erschienenes Handbuch, welches den Titel führt: „De l'organisation des administrations centrales des divers ministères et des devoirs des employés." Allen Denen, die sich einen Begriff machen wollen von dem Geschäftsgange auf den verschiedenen französischen Ministerien, ist diese Übersicht zu empfehlen.

Geschichte Frankreichs während der Kreuzzüge.

Es gibt gewisse Erscheinungen in der Geschichte, die das Interesse so ausschließlich in Anspruch nehmen, daß andere gleichzeitige Vorgänge fast ganz spurlos vorübergehen. So tritt während der französischen Revolution die Geschichte des übrigen Europa ganz und gar in den Hintergrund und wird von der großen Menge der Historiker so gut wie gar nicht berücksichtigt. Im Mittelalter findet mit der Geschichte der Kreuzzüge ein ganz ähnliches Verhältniß statt. Die meisten Geschichtschreiber, welche diesen Zeitraum behandeln, widmen den gläubigen fortziehenden Heeren ihr ganzes Interesse und werfen auf den Zustand des Abendlandes nur einige flüchtige Blicke. Daher kommt es auch, daß für die Kenntniß der damaligen Verhältnisse und Zustände noch mancherlei zu thun ist. Wir müssen die Aufgabe, die ein schon erprobter französischer Schriftsteller, der Vicomte de Vaublanc, sich gestellt hat, eine lobenswerthe nennen. Derselbe will nämlich in einem eigenen Werke den Zustand Frankreichs schildern, wie sich derselbe während der verschiedenen Expeditionen nach dem Morgenlande, die wir unter dem Namen der Kreuzzüge zusammenfassen, gestaltet hatte. An Material wird es dem jungen Historiker bei der ungeheuren Masse dahin bezüglicher Papiere, die allein auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufgespeichert sind, nicht fehlen. Das ganze Werk wird vier Bände umfassen, von denen das Erscheinen des ersten als nahe bevorstehend angekündigt ist.

2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 353. —— 19. December 1843.

Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des preußischen Staats. Ein praktischer Versuch von Karl Bernhard König.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 352.)

Von der andern Seite wird aber auch die Wichtigkeit der Entwickelung der kirchlichen Organisation zu einem freien, den Gemeinsinn auch in diesem Kreise und so überhaupt stärkenden, die Vereinzelung der Individuen mindernden Gemeindewesen selbst von den Constitutionellen, den Freunden des politischen Fortschritts, nicht selten übersehen, bald weil sie von Begriffen von der Allgewalt des Staats bis zu der Verblendung erfüllt sind, daß sie nicht bemerken, wie sehr sie der Regierungsmacht, welche sie doch beschränken wollen, dadurch Vorschub leisten, daß sie die Kirche in der Gewalt derselben lassen oder gar sie niederhalten helfen; bald indem sie als Ergebniß der Kirchenselbständigkeit nur das Gespenst der Hierarchie, als ob diese nothwendig mit jener zurückkehren müßte, vor Augen haben und nicht erkennen, daß es ein Drittes gibt, die kirchliche Gemeindeverfassung, wie die Reformatoren sie dachten, wie sie in der reformirten (zwinglischen, calvinischen) Kirche eingeführt wurde und besteht; daß eben durch sie allen hierarchischen Gelüsten und Tendenzen am sichersten begegnet werden kann, daß einige Hierarchie, so weit sie überhaupt noch möglich in protestantischen Ländern, eben bei den Verhältnissen der lutherischen Kirche am ersten möglich und der Geschichte und Erfahrung zufolge bis auf noch gar nicht fernliegende Zeiten wirklich geübt ist. Denn wenn evangelische Regenten oder Behörden aus religiöser Befangenheit oder aus Politik die Theologie, die volksmäßige Lehre, den Cultus, die Geister zu beherrschen, einzuengen, in gewisse Richtungen hineinzubringen streben, so stehen ihnen eben beim jetzigen Zustande die reichsten Mittel und der bedrängten Seite nur sehr unvollkommene Widerstandsmittel zu Gebot. Wenn nun König meint, es sei jetzt noch ganz ungünstige Zeit für den Versuch, Presbyterien und Synoden (gegenüber den Consistorien, dem landesherrlichen Kirchenregiment) für die Kirche zu erlangen, der Staat sei noch viel zu weit zurück in der politischen Entwickelung, so mag ihm der Gedanke vorgeschwebt haben, einerseits, daß die Staatsmänner, die, dem Fortschritt im Staate zur Mitthätigkeit des Volks abhold, sehr wohl wissen oder fühlen dürften, wie sehr die Organisation und Repräsentation der Gemeinde und Kirche jenen Fortschritt fördern könnte und müßte, daß eine selbständige Kirche ein den Absolutismus der Staatsgewalt wesentlich beschränkendes Element sei, und andererseits, daß die Freisinnigen großentheils zu befangen wären, um hier entgegenzukommen, das Streben der kirchlichen Fortschrittsfreunde zu unterstützen und die Gefangenschaft der Kirche brechen zu helfen.

Allein diese Befangenheit wird sich doch überwinden lassen. Die fortschrittfeindlichen Staatsmänner sind doch in Preußen nicht allmächtig. Die Periode der politischen Reaction ist vorüber. Der König hat sich für den Fortschritt im Staatsleben laut und öffentlich erklärt. Er will ihn nur nicht revolutionnair, stürmisch und in dem Sinne, wie er von Vielen verstanden wird. So wäre es doch keineswegs ausgemacht, daß die muthmaßlichen Einwirkungen des kirchlichen Fortschritts auf dem politischen misbeliebig, ein Gegenstand der Besorgniß sein und gar zu großen Widerstand finden würden. In jedem Falle würden sie nur indirecte und am wenigsten stürmische sein. Die Geschichte, der thatsächliche Zustand beweist, daß Presbyterien und Synoden kein revolutionnaires Element in sich tragen. Sie bestehen und haben seit 300 Jahren, wie überall in der reformirten Kirche, so auch selbst in der lutherischen in mehren preußischen Provinzen (Rheinland-Westfalen) bestanden, und wohl zu merken zum kirchlichen Gedeihen. Eben darin liegt der erfahrungsmäßige Beweis des Werths der Presbyterial- und Synodalverfassung, während die kirchliche Organisation in den Provinzen, welche derselben entbehren, zu leicht befunden worden. Warum also sollte sie nicht hinübergeführt werden können von Jülich, Kleve, Berg in die übrigen Provinzen oder aus der reformirten Kirche, mit welcher man sich sonst geeinigt, in die unirte, die lutherische, zum Gedeihen derselben und ohne Staatsgefahr? Was aber noch mehr ist, es bleibt einmal offenbar gar nichts Anderes übrig, wenn man an eine gründliche Reform denkt, wie es in Preußen der Fall ist, wo die Nothwendigkeit einer solchen jetzt so lebhaft empfunden wird, wo die Regierung sich unverkennbar etwas Durchgreifendes zu thun genöthigt fühlt, wenn auch freilich

keineswegs durch äußere Gewalt, sondern durch die Trostlosigkeit des kirchlichen Zustands, durch die mehr und mehr hervortretende Wahrheit, daß eine evangelische Kirche ohne Organisation und Vertretung der Gemeinde und Kirche geradezu ein Unding genannt werden muß, durch die erkannte Erfolglosigkeit jeder andern Weise — wir rechnen dahin selbst eine Ausbesserung der dermaligen Verfassung —, Abhülfe zu schaffen und durch ihr Pflichtgefühl zu helfen.

Fragt man nun aber, was zunächst zu thun sei, so erwidern wir: das Natürlichste, das Gerechte, Billige, Vernünftige, Evangelische: daß die Gemeinde versammelt und vernommen werde. Die in ihren geistlichen und weltlichen Mitgliedern vertretene Kirche muß am besten wissen, was ihr fehlt und wie zu helfen sei, über jeden Besserungsplan würde sie zuletzt doch, annehmend oder ablehnend, zu entscheiden haben. Da ist König auf dem rechten Wege, wo er davon spricht, daß nicht sowol die berliner Theologen, sondern die deutschen sammt dem deutschen Publicum vernommen werden müssen; nur daß der Gedanke bei ihm nicht zur Klarheit gelangt.

Denn es fragt sich nun weiter, wie das geschehen soll; es erhebt sich dieselbe Schwierigkeit, die man auch und namentlich im 15. Jahrhundert in der Kirche, als dieselbe zur Vornahme der allgemein begehrten Reform versammelt werden sollte, so schwer empfand. Wo und wie sind und waren dort die zur Vertretung Geeigneten herauszufinden? Die Kirchenversammlungen sind und waren so lange schon in Abgang gekommen. Wer soll, wer sollte dazu berufen werden?

Wenn indeß nur der Wille nicht mangelt, so ist die Aufgabe am Ende leichter zu lösen als man wol meint. Zunächst würden in den einzelnen Gemeinden durch freie Wahl Kirchencollegien, Presbyterien oder wie man die Localvertretung sonst nennen wollte zu bilden sein; aus ihnen ginge sodann die die ganze Gemeinde repräsentirende Synode hervor. Zum Anhalt bietet sich etwas ganz Praktisches, die rheinländisch-westfälische Kirchenordnung mit ihren betreffenden Bestimmungen dar. Der vorgeblichen und ohne Grund gefürchteten Schwierigkeiten dürften doch die meisten sein. Viele Gemeinden möchten allerdings in Verlegenheit gerathen, wie sie wählen sollten, oder verkehrt wählen. Es ist kaum möglich, eine andere Wahlordnung jetzt schon zu Stande zu bringen als eine ungenügende. Am Ende aber möchte im Ganzen besser gewählt werden als Mancher glaubt, der dem Volke nichts zutraut. Gesetzt, der erste Versuch liefe unglücklich ab, so würde doch keineswegs die Gefahr eintreten, daß die Gemeinde durch die erste Versammlung tyrannisirt würde. Die Beschlüsse der letztern wären jener vorzulegen, die dieselben verwerfen und eine bessere Vertretung wählen könnte. Doch läßt sich gewiß auch darauf rechnen, daß in der Versammlung eine hinlängliche Anzahl von Solchen erscheinen würde, deren Geist und Gesinnung die echten und rechten und stark genug wären, die Übrigen zu gewinnen. Die ganze Masse der in der Kirche vorhandenen christlichen Intelligenz und Frömmigkeit erhielte ein freies Feld sich zu entwickeln, ihre Kraft zu erweisen. Es wäre da Luft und Raum für die christliche Begeisterung, sich zu entzünden, zu bethätigen; und wollte man ihr und ihrer Macht nicht vertrauen, so möchte man auch Kirche und Christenthum nur lieber sogleich und ganz aufgeben.

(Der Beschluß folgt.)

Worte der Erinnerung, nach der Bestattung Sr. Excellenz des Wirklichen Geheimeraths und Oberappellationsgerichtspräsidenten Freiherrn von Ziegesar, am Morgen des 9. November 1843 in der Kirche zu Drakendorf gesprochen von Joh. Ch. F. Schwarz. Jena, Frommann.

Es eignet sich nicht für die Bestimmung dieser Blätter, Gelegenheitsreden zu besprechen, zumal solche, die nicht für das große Publicum, sondern nur für den engen Kreis der nächsten Betheiligten gedruckt wurden; aber es eignet sich wohl, auch hier eines Mannes zu gedenken, der schon durch seine amtliche Stellung, als vieljähriger Regierungsbevollmächtigter und Curator einer berühmten Universität, und ebenso sehr durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit auf wissenschaftliches und literarisches Leben einen bedeutenden Einfluß gewann.

Dazu kommt, daß die vorliegende Rede in ihrer Art ein in jeder Hinsicht gelungenes Meisterwerk ist, bei musterhafter Einfachheit voll Würde und Schönheit, tief und kräftig. Es ist die Beredtsamkeit des warmen, für seinen Gegenstand begeisterten Herzens, aber unbefangen, ohne Übertreibung, durchaus wahr, voll Geist und Leben. So stimmen der Gefeierte und der Feiernde im schönsten Einklang zusammen.

Der edle Entschlafene hatte in seinen letzten Leidenstagen ausdrücklich verordnet, daß an seinem Grabe keine Rede gehalten, sondern allein der Segen von dem Ortspfarrer gesprochen werde. Bei dem redlichsten Streben und einflußreichsten Wirken in aufrichtiger Demuth seiner Mängel sich bewußt, wollte er nicht, daß er da gelobt werde, wo, was irdisch an ihm war, der Erde übergeben ward. Man ehrte diesen seinen letzten Willen; aber von der einfachen Feier an seinem Grabe eilte die zahlreiche Schar der Leidtragenden und Begleiter in die nahe Kirche des väterlichen Ritterguts Drakendorf. Es war ein allgemein empfundenes Bedürfniß, an heiliger Stätte aussprechen zu hören, was Aller Herzen bewegte, und der mit vielen Collegen, Freunden und Verehrern des Vollendeten aus Jena in der Frühe des Herbstmorgens herbeigekommene Kirchenrath, Superintendent Schwarz, ihm innig befreundet, entsprach aufs befriedigendste dem Bedürfniß, den Erwartungen und Wünschen der Versammelten.

Es war ein ungemein glücklicher, treffender Gedanke, diesen „Worten der Erinnerung“ einen biblischen Text zu Grunde zu legen, welcher in vollkommenster Wahrheit auf den treubewährten, allverehrten Ziegesar angewendet werden durfte. Es fand gewiß in den Herzen aller Hörer Anklang, als der treffliche Redner nach den wenigen aber ergreifend einleitenden Worten sprach: „Gewiß nicht allzu Viele, auch unter Denen, welchen das Licht des Evangeliums aufgegangen ist, folgen seinem (Gottes) Rufe, nachdem sie so, wie er, die Hauptsumme seiner Gebote erfüllten, die da ist Liebe von reinem Herzen, von gutem Gewissen und von ungefärbtem Glauben.“ Die ganze Rede besteht in der ebenso sinnreich wie beredt durchgeführten Anwendung dieses apostolischen Ausspruchs auf den vielbeklagten Todten, in dessen harmonischem Leben solche Liebe den tiefen, nie verklingenden Grundton bildete.

Aus einem so schöngeordneten und abgerundeten Ganzen kann man nicht Einzelnes herausheben, ohne den zarten Einklang aller Theile aufzulösen. Wir müßten die ganze Rede ab-

schreiben, sollten wir das treue Bild des ehrwürdigen Vollendeten wiedergeben, wie Hr. Dr. Schwarz es uns vor Augen gestellt hat. Diejenigen, welche ihn kannten und erkannten, werden nicht Einen Zug in diesem Bilde finden, der nicht tief aus dem Leben geschöpft, vollkommen wahr, vielfach bewährt, unbezweifelt wäre; die ihn nicht kannten, begreifen wenigstens, welch ein durchläutertes, gediegenes, musterhaftes Leben dasjenige war, von dem vor einer zahlreichen Versammlung von Hohen und Niedern, vor so Vielen, denen eine vieljährige Beobachtung der stets sich offen hingebenden Persönlichkeit vergönnt war, ohne Furcht vor einem auch nur leisen Widerspruch gerühmt werden durfte, daß „Liebe von reinem Herzen, von gutem Gewissen und von ungefärbtem Glauben" dasselbe in seltener Kraft erfüllt habe. Das ist die Liebe, die in einem tiefen und klaren Glauben wurzelt, als seine Blüte und Frucht ihn bewährt, Eins mit jener seelenvollen Frömmigkeit, die den edeln Ziegesar auszeichnete, und nicht blos in seiner eifrigen Theilnahme am öffentlichen Gottesdienst und in seinen gemeinsamen Hausandachten hervortrat, sondern auch eine höhere Weihe über sein ganzes Leben und Wirken verbreitete. Wenn er einmüthig der humanste und menschenfreundlichste Mann genannt ward, so erkannten Diejenigen, welche ihm näher standen, jene rein ausgebildete, das ganze Leben durchdringende Humanität, die im vorzüglichen Sinne eine christliche zu heißen verdient. Ihm war recht eigentlich nichts Menschliches fremd, sofern es Theilnahme, Wohlwollen, Anerkennung, gerechte Würdigung in Anspruch nimmt; es war ihm Herzensbedürfniß, wohlzuthun und zu erfreuen. „Die Witwen und Waisen in ihrer Trübsal besuchen und sich von der Welt unbefleckt erhalten", das war sein reiner und beständiger Gottesdienst. So ist er auch „im Frieden mit der Welt und mit sich selbst, weil im Frieden mit Gott", von hinnen geschieden.

Er starb nicht jung, aber doch früh; eben hatte er erst das sechzigste Lebensjahr vollendet. Was er in 36 Jahren, seit er in den Staatsdienst eintrat, in mannichfachen Verhältnissen gewirkt hat, das ist, wie allgemein, nicht erst nach seinem Tode, auch da er noch lebte, seine unermüdliche Berufstreue, seine einflußreiche Tüchtigkeit, seine hohen Verdienste anerkannt wurden, doch nicht vollständig darzustellen, weil gar Vieles, was er geleistet, durch Wort und That, durch Rath und Hülfe, durch freundliche Vermittlung und Ausgleichung vor der Welt verborgen geblieben ist, wie er denn oft am thätigsten war, wo er nichts zu thun, ganz passiv sich zu verhalten schien und am wenigsten Worte machte.

Welche bewundernswürdige Thätigkeit er bis zu den letzten Tagen, da er, mit schon erschöpfter Lebenskraft, sich noch den Geschäften widmete, ununterbrochen entwickelte, das bezeugt, aber auch nur zum Theil, schon der Umfang sowie die Eigenthümlichkeit seines Berufskreises, und die Fruchtbarkeit, mit der er darin allen gerechten Ansprüchen genügte. Als Chef des gemeinschaftlichen großherzogl. und herzogl. sächs. und fürstl. reußischen Ober-Appellationsgerichts, dessen weitem Geschäftsbereich er 27 Jahre lang mit anerkanntem Erfolge vorstand, und als Curator der Universität, der er mit einer nie alternden Liebe zugethan war, deren Angelegenheiten ihm wie die seines Hauses und seiner Familie am Herzen lagen, gewann er in der That nur karge Muße für die Studien, zu welchen sein eigenes Bedürfniß der Fortbildung und seine amtliche Stellung ihn bestimmte, zur Erholung im Familienleben und in der Geselligkeit, der er sich nicht entziehen konnte noch wollte, und für Besorgung seiner häuslichen Angelegenheiten. Und auch diese Muße ward ihm oft und viel beschränkt durch außerordentliche Arbeiten und Geschäfte, die man ihm übertrug, oder denen er aus menschenfreundlicher Theilnahme und entgegenkommendem Wohlwollen freiwillig sich unterzog, durch eine weithin reichende Correspondenz, durch die Menge Derer, welche von nah und fern an ihn sich wendeten, Rath, Trost, Hülfe von ihm zu empfangen. Es ist selbst manchem sehr rüstigen und geschäftgeübten Manne unbegreiflich gewesen, wie Einer so Vieles zu leisten, so Vielen viel zu sein vermochte. Und daß Alles unter immer wiederkehrenden, oft peinlichen Nervenleiden und hypochondrischen Anfechtungen, die sonst den Muth und die Thatkraft lähmen, auch ihn zu Zeiten empfindlich abspannten, aber sein starkes Pflichtgefühl und das Bedürfniß zu arbeiten und zu wirken so wenig schwächen konnten, daß er immer wieder über die leiblichen Beschwerden sich erhob und oft mit der größten Anstrengung, bis zur äußersten Erschöpfung, seines Berufs wartete und seine Bestimmung ganz zu erfüllen strebte. Auf eine so gewissenhafte, rastlose, aufopfernde, dem Wirken für Andere sich völlig hingebende und dabei durchaus uneigennützige, von aller Selbstsucht entkleidete Thätigkeit mag billig als auf das nachahmungswertheste Muster hingewiesen werden.

Der reine Adel seiner Seele sprach sich schon beim ersten Anblick, und je näher man ihm trat, immer unwiderstehlicher in seiner äußern Erscheinung aus, in dem männlich-schönen, edelernsten, milden und freundlichen Antlitz, in der hohen, kräftig gehaltenen, echt ritterlichen Gestalt, die Achtung gebot und Vertrauen einflößte. Gerade, offen, wahr, nicht nur ohne Falsch, auch ohne irgend einen Rückhalt, kam er Jedem entgegen; er erlaubte sich nicht nur nie ein Wort, das seine Meinung und Überzeugung verleugnet oder auch nur zweifelhaft gelassen, vorsichtig verhüllt hätte, er haßte auch die Unentschiedenheit der Rede, die mehr zurückhält als ausspricht und mancherlei Deutung zuläßt. Die diplomatische Feinheit, die mit schönen Redensarten, mit unsichern Andeutungen, mit halber Wahrheit sich abfindet und der unumwundenen Erklärung aus dem Wege geht, war ihm völlig fremd; Mancher hat vielleicht über seine allzu strenge Wahrhaftigkeit geklagt, obwol diese, auch wo sie derb auftrat, nie den Anstand verletzte, noch Jemand ohne Noth wehe thun wollte. Es ward ihm schwer, irgend wen zu betrüben; es war ihm herzlich leid, wo er Einen gekränkt zu haben meinte; aber es fehlte ihm nie an Entschlossenheit, an Muth und Energie, wo es galt, für Wahrheit und Recht zu streiten, der Lüge und dem Unrecht kräftig entgegenzutreten. Niemand hat je ihn irgend einer Art von Falschheit zu zeihen vermocht. Erwägt man dazu, wie mit der Entschiedenheit der reinsten und redlichsten Gesinnung das aufrichtigste Wohlwollen, die wärmste Theilnahme an fremden Leiden und Freuden, die herzlichste, nie ermüdende Geneigtheit zu rathen, zu helfen, zu vermitteln, zu trösten, sich verband, so ergibt sich leicht, wie tief begründet das allgemeine Vertrauen war, mit dem man seinen Tugenden und Verdiensten huldigte, die Achtung und Verehrung, die man nicht blos in seinen nächsten Wirkungskreisen ihm zollte, endlich die so unzweideutig sich äußernde tiefe Trauer bei der Kunde von seinem Tode.

Alle Kreise seiner amtlichen Thätigkeit werden sein einsichtsvolles und wohlwollendes Wirken, das durch sein wohlbegründetes und vielgeltendes Ansehen kräftig unterstützt ward, schmerzlich vermissen, am meisten die Universität Jena, die, nach so vielen empfindlichen Verlusten, welche sie in diesem Jahre erlitten, auch noch den Tod ihres allverehrten und allgeliebten Curators beklagt. Für diese Stelle war er in jeder Beziehung ganz vorzüglich geeignet und er hat in derselben, kräftig unterstützt von den höchsten Behörden, welche dieser wissenschaftlichen Landesanstalt treue Sorgfalt und jede mögliche Unterstützung widmen, einen Einfluß gewonnen, welcher weit über die Grenzen seiner Lebensdauer hinausreicht. Er durfte des unbeschränkten, vielbewährten Vertrauens der fürstlichen Erhalter der Universität und der Staatsministerien ebenso sehr, wie der Akademiker sich getrösten. Die Professoren ehrten ihn als ihren anspruchslosen Gönner und redlichen Freund, die Studirenden als ihren väterlichen Berather, Fürsprecher und Beschützer. Ein Wort von ihm, eine Warnung, Ermahnung, Zurechtweisung, war in manchen schwierigen und bedenklichen Fällen entscheidend, von durchgreifender Wirkung. So stand er auch in verwickeltem, gefahrdrohendem Verhältniß mit sicherm Takt und kräftiger Haltung am Steuerruder der blühenden Anstalt, deren alten Ruhm und gesegnete Wirksamkeit zu bewahren und zu för-

dern er als eine der schönsten, und wenn oft schwierigen, doch belohnendsten Aufgaben seines Lebens betrachtete.

Er blieb aber auch mit der aufrichtigsten und treuesten Liebe dem Lande, dem er seit seinem Eintritt ins öffentliche und amtliche Leben angehörte und dem erlauchten Fürstenhause ergeben, unter dessen Schirm er sich wohlgeborgen fühlte. Die vertrauensvolle Huld, die ihn oft erfreute, vergalt er mit der reinsten Pietät und Hingebung. Die alte deutsche Treue war auch in dieser Hinsicht sein schönes Eigenthum. Und diese Treue beseelte ihn in allen öffentlichen wie besondern Verhältnissen; sie gab seiner Vaterlandsliebe eine Tiefe und Energie, die im Eifer für die Staatswohlfahrt ihn nie erkalten noch ermüden ließ. Es war ihm ein heiliger Ernst mit seinem Wahlspruch: „Sunt optimae curae de salute patriae.“ Darin wie in so vieler andern Hinsicht, bewährte er sich recht als der würdige Sohn eines edeln Vaters, des herzogl. gothaischen Ministers C. F. A. von Ziegesar*), dessen Andenken hier um so lieber erneut wird, je erfreulicher es ist, echt adelige Gesinnung, hochherzigen Eifer und aufopfernde Thätigkeit für das gemeine Beste in einer ausgezeichneten Familie fortleben zu sehen.

Wir können diese Andeutungen aus dem Leben eines edlen Mannes nicht besser schließen als mit dem Zeugniß des trefflichen Redners, dessen „Worte der Erinnerung“ diese Mittheilung veranlaßten: „Wir haben ihn gekannt. Uns Allen hat er wohlgewollt; es ist wol Keiner unter uns, dem er's nicht durch die That bewiesen; für Manchen hat er in hoher Selbstverleugnung sich aufgeopfert. So laßt uns denn mit doppelter Treue und Dankbarkeit sein Bild bewahren und festhalten in der Tiefe des Herzens. Was wir an ihm verloren, wissen wir. Wie er in den Kreisen, wo nach dem Lauf der menschlichen Dinge auf Ersatz gedacht werden muß, ersetzt werden soll — wir wissen es nicht. Das aber steht fest: muß der Ersatz, die Sache nur äußerlich angesehen, schon schwer erscheinen, so wird er's zwiefach in Beziehung auf Das, was er war, als Mensch, als Christ. Und welches Zeugniß ehrt mehr, welches wiegt schwerer in Augenblicken wie diese, wo Alles, was sonst die Erde hat und rühmt, an dem Hügel des Grabes wie ein flüchtiger Schatten zerrinnt. Es gilt auch drüben vor Gottes Thron. Das letzte Zeichen fürstlicher Huld und Anerkennung für lange und treue Dienste kam hier für den Verewigten zu spät. Schon an der Schwelle des Todes konnte er seiner sich nicht mehr freuen. Jenes Zeugniß steht bei seinem Namen auch im Buche des ewigen Lebens. Es leuchtet im Glanze des Himmels!“

81.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten vom Jahre 1842.)

Gute Erziehungsinstitute für das weibliche Geschlecht werden auch in Amerika immer mehr und mehr Bedürfniß. Eine deutsche Zeitung von Philadelphia rühmt ein solches, das zu Litiz in der County Lancaster im Staate Pennsylvanien unter der Leitung des Hrn. E. A. Frueauff und dessen Gattin besteht. Der Berichterstatter, der selbst ein alter Erzieher ist, sagt darüber: „Wer Gelegenheit gehabt hat, diese Mädchenschule in Augenschein zu nehmen, wer die Zöglinge dieser Anstalt sowol in ihren Schul- als in ihren Freistunden gesehen hat, wer die fröhlichen Gesichter, die von Gesundheit blühenden Wangen derselben bemerkt hat, der muß gestehen, das ist ein Ort, wo Geist und Leib gleich gut versorgt sind, wo durch sorgfältigen Unterricht Herz und Geist gebildet und dabei den Schülerinnen keine von den Erholungen und Freuden versagt wird, welche das Eigenthum und die Krone der Frühlingszeit des Lebens sind. Einen großen Theil des wissenschaftlichen Unterrichts in den höhern Classen besorgt der Director dieser Anstalt selbst mit der Umsicht und Gründlichkeit, die ihm bei seiner Einsicht und langen Erfahrung im Erziehungsfache zu Gebote stehen. Die Zweige der eigentlichen weiblichen Erziehung stehen unter der besondern Aufsicht und Mitwirkung seiner Frau, welche in jedem Fache derselben, so auch in der Musik, eine vortreffliche Führerin ist und mehre Sprachen geläufig spricht. Die in dem Institute angestellten Lehrerinnen, acht an der Zahl, sind ebenfalls ihrem Berufe vollkommen gewachsene Personen, welche auch außer der Schulzeit ihre Zöglinge stets unter den Augen behalten, ohne sie mit einer Ängstlichkeit zu bewachen, die jugendlichen Gemüthern drückend ist. Wie weit es die Zöglinge dieser Anstalt in der Musik gebracht haben, das zeigen die in den Winterabenden von ihnen gegebenen musikalischen Entertainments, zu denen auch das Publicum Zutritt hat. Musikstücke von den berühmtesten Meistern, Chorgesänge und Duette, Solos und Pianofortestücke wechseln bei solchen Gelegenheiten mit Recitationen in englischer, französischer und deutscher Sprache ab. Und wie Musik und gesellschaftliche Spiele den Zöglingen dieses Instituts in den langen Winterabenden ihre Erholungszeit angenehm ausfüllen, so thun dies nicht minder in den schönen Frühlings- und Sommermonaten die Spaziergänge, welche sie in die nahe bei Litiz gelegenen schattigen Wälder und einen von gewaltigen Trauerweiden beschatteten Grasplatze mit einem Springbrunnen, dem sogenannten Spring, machen, um sich mit fröhlichen Spielen zu belustigen. Gewiß wird manche glückliche amerikanische Hausmutter einst noch in späten Jahren mit freudigem Herzen sagen können: Der Grund zu meinem Glück ward in der Litiz Boarding School gelegt.“

Die J. G. Wesselhöft'sche Buchhandlung in Philadelphia macht auf die Erscheinung des deutschen Nationalwerks aufmerksam, das vom Dr. Firmenich in Berlin unter dem Titel „Germaniens Völkerstimmen, Sammlung aller deutschen Mundarten“ herausgegeben werden wird, und ladet die Herausgeber deutscher Zeitungen in Pennsylvanien ein, ihr Beiträge in pennsylvanischdeutscher Mundart zur Weiterbeförderung zuzusenden. In dieser Auffoderung heißt es: „116 deutsche Gebiete, Landschaften, Städte und Orte haben bereits Beiträge in ihren Mundarten eingesandt, und unsere deutschen Brüder jenseit des Weltmeers sind begierig zu wissen, wie sich die kräftige deutsche Sprache hier im Lande gebildet hat. Die amerikanisch-deutschen Mundarten fehlen bis jetzt noch dem Herausgeber des Werks. Es existiren mehre launige Erzählungen in pennsylvanischer Mundart, die sich zerstreut in deutsch-amerikanischen Blättern finden und deren Mittheilung sehr erwünscht kommen würde.“

Am 14. März Abends hielt Hr. J. J. G. Sullivan in der Julianstraßenkirche zu Philadelphia eine Vorlesung in englischer Sprache über das Leben und den Charakter Talleyrands. Der Eintrittspreis war 12½ Cents für die Person und der Ertrag dieses Vortrags, nach einer öffentlichen Ankündigung in den Zeitungen, zur Errichtung einer Schule bestimmt, frei von Sektengeist, und worin gründlicher Unterricht in englischer und deutscher Sprache ertheilt werden soll. Der Secretair dieses Schulvereins ist ein Deutscher, Hr. Heinrich Vollmer.

Das in Philadelphia errichtete deutsche Theater hat guten Fortgang, obgleich die Mittel desselben noch schwach sind und große Stücke nicht aufgeführt werden können, weil sie die Kräfte der Schauspielergesellschaft übersteigen. Mit Beifall wurden indessen schon gegeben: „Karl XII. auf Rügen“, „Lumpaci Vagabundus“, „Die Beichte“, „Preciosa“, „Der Platzregen als Ehe-procurator“, „Die sieben Mädchen in Uniform“. Das Haus war fast immer gut besetzt.

33.

*) Vgl. dessen Biographie in den „Zeitgenossen“, Neue Reihe, Nr. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 354. —— 20. December 1843.

Die neueste Zeit in der evangelischen Kirche des preußischen Staats. Ein praktischer Versuch von Karl Bernhard König.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 353.)

Wir kommen noch einmal darauf zurück, daß man damit beginnen sollte, die Gemeinde zu organisiren. Nach der guten alten protestantischen Weise und Ordnung sollen die Laien bei den wichtigen kirchlichen Angelegenheiten schon zur Berathung zugezogen werden. Geschieht es bei dem Reformwerke, so wird das Ergebniß der Arbeit um so allgemeineres größeres Vertrauen finden; ja schon von der Mitarbeit selbst sind die heilsamsten Anregungen und Eindrücke zu erwarten. Weshalb sollte die Gemeinde davon ausgeschlossen werden? Was geschieht, wenn es wahrhaft fördern, helfen, Beifall finden soll, muß hervorgehen aus dem lebendigen Bewußtsein der ganzen Kirche, das vollkommen klar und hell sich doch nur in einer Versammlung derselben herausstellen kann. Eben darum ist es wenigstens nicht ausgemacht, vielleicht nicht einmal wahrscheinlich, daß ein, etwa vom dermaligen Kirchenregiment oder auch der versammelten Geistlichkeit ausgehender Reformationsentwurf der beste sein würde. Gesetzt aber er wäre es, so würde doch die Kirche ihn annehmen, so würde er sicher den Vorschlag ihrer Organisation und Vertretung enthalten müssen, und man wäre demnach doch wieder auch im besten Falle auf diese zurückgewiesen.

Die preußische Regierung hat einen andern Weg für den bessern gehalten und eingeschlagen. Sie hat sich an die Geistlichen allein gewendet, von ihnen allein Rede und Antwort über den thatsächlichen Zustand, das Bedürfniß, die Mittel und Wege der Abhülfe gefodert. Mag es darum sein, wenn das Alles nur Vorberathung und Vorbereitung sein soll, und wenn die Geistlichen das Vertrauen rechtfertigen, das in sie gesetzt wird. Sollten aber nicht mancherlei einseitige Erklärungen und Vorschläge von ihnen zu erwarten, sollte nicht zu besorgen sein, daß ihre Berathungen und Meinungsäußerungen großentheils den Stempel der Unfreiheit tragen werden? Offenbar trachten Manche von ihnen nach einer hierarchischen Gewalt, nach Begründung eines dogmatischen und kirchlichen Rigorismus, wogegen die Kirche Protest einlegen müßte und würde, nach einer Verfassung, die mit oder ohne Bischöfe den Geistlichen das volle Übergewicht und nebenher eine Zuthat von Titeln, Würden u. dgl. gibt, sei es, daß die hierauf hinauswollenden eine angesehene und wirksame Kirche ohne äußerliche Geberden sich nicht denken können, oder daß sie ehr- oder herrschsüchtig sind, oder die allerdings nicht geringe Schwierigkeit der Stellung der Geistlichkeit bei einer demokratischen Organisation fürchten. Andere dürften aus Interesse, Gewohnheit, Trägheit, Dienerei oder Befangenheit für eine Pseudoreform oder für Erhaltung des Bestehenden mit allen seinen Mängeln sein. In der geisterprüfenden Agendenzeit haben sich Viele nur zu schwach bewiesen. Es mag sich mit der großen Mehrzahl anders verhalten. Aus der Mitte der Geistlichkeit ist der Ruf nach Reform zuerst vernommen. Von Seiten des Lehramts ist die Sache anhaltend, mit Eifer, Muth und Aufopferung betrieben. Die angesehensten Theologen, die meisten geistlichen Schriftsteller haben sich entschieden für Gemeindevertretung erklärt, die Ansprüche der Laien gerade am kräftigsten geltend gemacht: die einschlägige Literatur beweist es. Die geistlichen Versammlungen, die auf Veranlassung des angezogenen Rescripts des preußischen Ministers versammelt gewesen sind, haben sich — so weit unsere Kunde in diesem Augenblicke (im Anfange des Septembers) reicht — ohne Ausnahme für Presbyterien und Synoden ausgesprochen, eben wie die berliner Synode, die zuvor schon ein Jahr lang Berathung gepflogen. Sie hat, wie man vernimmt, mit Energie ihre Erklärung abgegeben, mit 59 Stimmen gegen die eine des Hofpredigers Strauß, und hat dieselbe zu abermaliger Berathung aufgefodert, wiederholt. In diesem Sinne haben die Synoden gemeint den Erwartungen des Ministers entsprechen zu müssen, daß sie das Ihre thun würden, die Gemeinden für den heiligen Zweck zu gewinnen.

Doch wie dem sei, noch ist das Endergebniß dieser blos geistlichen Versammlungen unbekannt, und wie es auch ausfallen möge — man wird zuletzt doch die Gemeinde befragen müssen, ob die Geistlichen recht gerathen. Es ist höchst erfreulich, daß die preußische Regierung nach so vielen Maßregeln von oben, der Kirche zu helfen, nachdem das weltliche Vielregieren in der letztern auf die Spitze getrieben worden, endlich erkannt hat, daß dem Lehramt eine Stimme allerdings gebühr, daß eine gründliche Ab-

hülfe nicht sowol durch Darreichung von Staatsmitteln und anordnende Thätigkeit der Behörden erwartet werden kann, sondern von der allgemeinen Anerkennung des Übels, von der Vereinigung gemeinsamer Kräfte, besonders aber von den Gemeinden ausgehen müsse. Auch Das erweckt schon die besten Hoffnungen, daß sie wenigstens die in ihren Synoden versammelten Geistlichen befragt und auffodert, ein klares Bild von dem Zustande der Gemeindeverhältnisse zu entwerfen, die Gebrechen desselben zu erwägen und Besserungsvorschläge und Anträge zu stellen; was dann abermals darauf hinzudeuten scheint, daß es der Absicht nicht gar zu fern liege, die Gemeinde selbst zu vernehmen, sie zu organisiren.

Allein es entstehen doch dabei auch noch große Bedenken, welche die Hoffnungslustigkeit zu mäßigen sehr geeignet sind. Der Erlaß vom 10. Juli scheint durch ganz specielle Verhältnisse, Verlegenheiten, Rücksichten veranlaßt, der Blick der Regierung fast nur, oder doch vorwaltend auf eine einzige bestimmte Seite, das seelsorgerliche Amt und was damit in nächster Beziehung steht, gerichtet zu sein, und es ist sehr die Frage, wenn die Geistlichen in überwiegender Mehrheit den ganzen Zustand der Kirche scharf ins Auge fassen und offen und nachdrücklich für eine freie Gemeindeverfassung sich aussprechen, ob darin nicht eine Täuschung der Erwartungen liegt, die man ministeriellerseits gehegt haben mag, und ob die Anträge und Vorschläge der Synoden so willkommen sein, so viel Geneigtheit darauf einzugehen finden werden als Viele meinen. Jedenfalls ist von ihnen bis zu ihrer Ausführung noch ein unendlich großer Schritt, und der Anfang der letztern würde eben doch nichts Anderes sein können als Das, wozu man sich bis jetzt noch nicht hat entschließen mögen — die Berufung der Gemeinde. Nichts kann natürlicher, vernünftiger, dem Rechte, dem protestantischen Princip, dem Evangelium angemessener sein. Nur ist es, wo die Sachen „so sehr verwirrt" sind, ebenso schwer als preiswürdig, zum Natürlichen zurückzukehren, nur ist es ebenso schwer als edel und groß, eine Macht, welche man einmal besitzt, selbst zu beschränken oder aufzugeben, auch in dem Falle, wenn ihr Besitz der unrechtmäßigste und unzuträglichste wäre. Möge vor Allem das nirgend und nie wieder vergessen werden: **daß eine gründliche Besserung der Kirche nicht von Staatsmitteln und Behördenregiment erwartet werden kann, sondern vor allen Dingen von den Gemeinden selbst ausgehen muß.**

K. Jürgens.

Zur classischen Walpurgisnacht im zweiten Theile des Goethe'schen „Faust". Von Salomo Cramer. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843. Gr. 8. 15 Ngr.

„Was ist die Idee eines Waldes? — Die Bäume." Dieses schöne Wort setzt Hr. Cramer als Motto über den letzten Abschnitt des vor uns liegenden Werkchens, welches ein Nachwort über die Idee des „Faust" enthält. Er mochte es vielleicht in Unmuth thun über Solche, die sich über ein Werk der Dichtung nicht eher zufrieden geben, bis sie eine sogenannte Idee desselben herausgegrübelt haben. Wir erinnern uns eines jungen Mannes, der, in Goethe's „Tasso" etwas Bedeutendes ahnend, sich, forschend nach der durch denselben ausgesprochenen Idee, nicht beruhigen konnte, und sehr verdutzt war, als ihm ein verständiger Kritiker antwortete: „Was fragen Sie nach der Idee? Die Idee des Tasso ist der Tasso, und ein Paar auserwählte Menschen neben ihm." Sehr passend bringt hier Hr. Cramer am Ende jenes Excurses das Wort des Dichters an:

> So sagt mir nur, was fällt euch ein, den alten Faustus zu verneinen?
> Der Teufelskerl muß eine Welt sein, um so viel Widerwärtiges zu vereinen.

Indeß muß doch in jedem Gedichte sich ein Faden finden, der durch das Ganze läuft, der freilich sehr lose, sehr versteckt sein kann, den aufzufinden der Dichter jedoch hier und da Gelegenheit bietet.

Wir haben es in der vorliegenden kleinen Schrift allein mit der classischen Walpurgisnacht zu thun, die der Verf. in ihr commentirt. Gewiß bedarf sie vorzugsweise eines Commentars; denn vielleicht bietet kein Dichtwerk so große, so gehäufte Schwierigkeiten und Räthsel als dieses Stück des überhaupt so räthselvollen „Faust"; und was so manche Commentatoren über dasselbe vorgebracht, will noch keineswegs befriedigen. Auch wir wiederholen das Wort, das wir vor einer Reihe von Jahren vorn in ein Exemplar des „Faust" schrieben:

> Es glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
> Er je das ganze Lied enträthseln werde.

Hr. Cramer will auch durchaus nicht an diesem einen Acte des „Faust" den Zusammenhang desselben mit dem Ganzen nachweisen; er will nur zeigen, daß auch dieses Stück für sich einen innern Zusammenhang habe, daß es nicht, wie Einige gewähnt und tadelnd ausgesprochen haben, etwas Zusammengewürfeltes, ein der jedesmaligen Laune des Dichters entsprungenes Quodlibet sei. Durch die ganze Schrift hindurch spürt er dem sich durchziehenden Faden nach, und oft, wie es uns scheint, mit Glück. Was er in der Einleitung über seinen Zweck, sein Verfahren sagt, ist vortrefflich, durchaus passend, wie jeder Verehrer des Dichters eingesehen und empfunden haben muß; wir müssen ihm beistimmen, wenn er spricht: „Die Stellung des Interpreten ist keine andere als die des Sachwalters, dessen Rede nicht auf die Willigkeit der feindlichen Partei, sondern auf das gerechte Gehör des unparteiischen Richters berechnet ist."

An einer feindlichen Partei fehlt es allerdings nicht; auch wir haben gehört, wie man Die schalt, die sich um das Verständniß des zweiten Theils des „Faust" bemühten, um das Verständniß eines Werks, das ja bekanntermaßen ein Beweis sei, wie der einst große Dichter heruntergekommen. Man kann sich kaum eine ärgere — wir wollen nicht sagen Impietät, eine Thorheit denken als die Annahme, daß ein so großer Mensch wie Goethe ein Werk, das er sein ganzes besonnenes Leben hindurch*) mit Fleiß und Liebe gepflegt, mit einer Thorheit solle beschlossen haben.

Wie viel Ansprechendes, tiefer Eingehendes wir auch in der vorliegenden Schrift gefunden haben, so hätten wir doch die Form derselben, die hier so eng mit dem Inhalt verknüpft ist, anders gewünscht. Es ist ein sogenannter Commentarius perpetuus, ein fortlaufender Commentar, von dem der Philolog Wolf zu sagen pflegte, er heiße deshalb so, weil er einem unter den Händen fortlaufe, wenn man seiner am meisten bedürfe.

---

*) Es sei hier bemerkt, daß Hr. Cramer in seiner „Chronologie des Faust" den Anfang desselben in die Jahre 1773—74 setzt. Nach einigen Worten in Briefen an Zelter (vom 1. Juni 1831) und an W. v. Humboldt (vom 17. März 1832) muß man die erste Conception des Gedichts als früher annehmen. Jener Brief sagt ausdrücklich, der Faust sei im zwanzigsten Jahre concipirt worden. Einer aus Rom (vom 1. März 1788) deutet für die erste Abfassung auf 1773.

[illegible], wo wir ihn gern festhielten; das Bedeutende wird von dem weniger Bedeutenden nicht gehörig geschieden. Manchmal erinnern Einzelheiten sogar an den Löwe'schen Commentar, an dem man zeigen könnte, wie ein Commentar nicht beschaffen sein soll. So wirkt es sonderbar, wenn wir dann und wann den alten Hedrich citirt finden, oder zu den einäugigen Arimaspen die Bemerkung lesen: „Nach Prof. Sauppe wird die Einäugigkeit der Arimaspen nunmehr so erklärt, daß diese Völkerschaft Wohnungen mit einer einzigen Fensteröffnung hatte"; oder: „Plastron — Pflaster, Heilmittel" (was übrigens unrichtig: Plastron ist das Bruststück am Harnisch; hier scheint es eine ausgestopfte Figur zu bezeichnen, gegen die man zur Übung rapirt); oder wenn zu den Worten des Gedichts: „Vergebens quälen sie den Stein", an den berühmten Torso des Hercules erinnert und gesagt wird: „Dieser ‚Stein' hatte als Klopfblock einem Schuster gedient." (Vergl. Goethe's „Italienische Reise", die hier zu einem seltsamen Misverständnisse Anlaß gegeben hat.)

Doch abgesehen von solchen Misgriffen, solchem Ungehörigen — geistreich und gründlich hat Hr. Cramer dargethan, daß in der classischen Walpurgisnacht das Neptunistische System, wie Goethe sich dasselbe gestaltet, dargestellt sei. Die vielen Einzelheiten, die in derselben vorkommen, sind, wenn auch, wie uns scheint, nicht alle, auf diesen Punkt glücklich zurückgeführt.

Nicht alle, sagten wir mit Bedacht. So heißt es S. 57 von den „Psellen und Marsen": „Ψελλός — undeutlich, dunkel bei Äschylus. Nicht davon zu reden, daß Ψελλός wol all und jedes Undeutliche und Geheimnißvolle bedeutet, ist zu sagen, daß, wo die Marsen hinkommen, auch die Psellen Platz haben dürfen. Die Marsen aber kommen hierher als Enkel der Kirke, der Meerinselgöttin und Zauberin." Dies scheint uns sehr gezwungen, und unklar Das, was weiterhin über die Form Ψύλλος gesagt wird. Die neueste Ausgabe von Goethe's Werken hat wirklich Psyllen und Marsen, vielleicht durch Weber's Commentar (S. 200 fg.) veranlaßt. Jedoch führen wir dies Alles aus einem andern Grunde an. Die zu dem so bedeutenden Meeresfeste Versammelten schließen den Act mit dem Chor:

Hochgefeiert seid allhier
Element' ihr alle vier.

Wenn wir nun den Homunculus als einen Feuerdämon betrachten, der sich dem Wasser vermählt, wo sollen wir dann die beiden andern Elemente suchen? Nicht wohl in den Psyllen und Marsen? Die „in Cyperns rauhen, vom Meergott nicht verschütteten, vom Seismos nicht zerrütteten Höhlengrüften wohnen", die ruhig bleiben, „wie es oben wohnt und thront, sich wechselnd wägt und regt, sich vertreibt und todtschlägt, Saaten und Städte niederschlägt", die sich weder um die Herrschaft „des Adlers, noch des geflügelten Löwen, noch des Kreuzes, noch des Mondes" kümmern. Und wenn wir in ihnen das Element der Erde finden, weisen nicht auf das der Luft die Tauben hin? Diese Vögel der Semiramis, der Tochter der Luft, die einen Ring um den Mond bilden, „den der nächt'ge Wanderer Mondhof, Lufterscheinung nennt".

Fragt man nun, was die vier Elemente, auf die der Dichter offenbar so großes Gewicht legt, hier sollen, so antworten wir, freilich mit Bedenken und Schüchternheit, Folgendes: Faust, in mittelalterlicher Trübe zu Jahren gekommen, soll zu einer reinern Ansicht der Dinge, zu einer reinern Thätigkeit gelangen, und er selbst fühlt dieses Bedürfniß, die Sehnsucht es zu befriedigen, die freilich, indem er Helena verlangt, mit Sinnlichkeit vermischt ist. Um aber ein neues Leben beginnen zu können, muß alles Alte abgestreift, er muß gleichsam von neuem geboren werden. Dies scheint dadurch angedeutet, daß er, durch die Erscheinung der Helena paralysirt, in sein altes Studirzimmer zurück versetzt wird, von wo aus der neue Lebenslauf beginnen soll. Damit er Helena gewinne, das wahre Schöne, Naturgemäße, war die Aufgabe, aus unserer zerrissenen, nicht folgerecht gebildeten Welt herauszugehen und eine Schöpfung „von vorn herein anzufangen". So nur konnte eine griechische Welt entstehen. Das Mittel dazu ist Homunculus, die Sehnsucht Faust's, die zur Wirklichkeit zu werden trachtet. Der Dichter scheint sogar zu wollen, damit man die griechische Schönheit gewinne, müsse einem eine ganz neue Welt erzeugt werden. Darum sehnt sich Homunculus immerfort zu entstehen; er macht in der „Walpurgisnacht" eine Reise durch allerlei halbmenschliche Naturen, bis er Galatea erreicht. Zugleich haben sich die Elemente versammelt; aus ihnen soll von neuem eine Welt entstehen; wie denn in ihnen, sowie in dem Chaos der dichtenden Philosophen auch Eros waltet. Homunculus hat in Galatea die menschliche Bildung erreicht; er, zugleich ein Feuerdämon, löst sich zu den Füßen derselben im Meere auf, und eine neue Welt ist entstanden, die den dritten Act, den wir uns mit dem zweiten eng verbunden denken müssen, möglich macht.

Mit Recht legt Hr. Cramer Gewicht auf die Scene, die der Dichter schuldig geblieben ist, in der Faust sich Helena von Persephoneien erbittet. Seine Bitte ist erhört; Mephistopheles als Phorkyade treibt sie ihm in die Arme; das übrige, was nöthig war, damit die alte Welt entstehe, hat Homunculus gethan.

Noch manches Andere ist der Dichter schuldig geblieben. Wol wird Jeder, der sich um den „Faust" Mühe gab, eingestehen, daß „es nöthig war", Mephistopheles den Epilog zum dritten Act halten zu lassen; der Übergang zu diesem vom zweiten wird immer ein mächtiger Sprung bleiben; und selbst der erste Theil der Tragödie hat noch Vieles von seiner fragmentarischen Art behalten.

Über die Spiegelungen, oder Reflexe, wie sie Hr. Cramer nennt, die zwischen Galatea und Helena, wie zwischen dem Knabenlenker und Euphorion, stattfinden, hätten wir gern mehr vernommen. Er durfte auch an Aphrodite erinnern, wie es der Dichter selbst gethan; nur daß die Göttin freilich nicht in diese Zaubernacht gehörte.*)

Was übrigens den Hauptzweck der Walpurgisnacht für die ganze Tragödie hat, so gibt uns Mephistopheles Aufschluß darüber, wenn er (im Anfang des vierten Actes) sagt:

Man merkt's, du kommst von Heroinen.

Wie nun die Walpurgisnacht des ersten Theils dem Dichter Gelegenheit bot, manches Verkehrte unserer Zeit satirisch zu schelten, so auch die des zweiten. Und hier dreht sich das Meiste um Neptunismus und Vulkanismus, die Goethe während seines Lebens so ernstlich beschäftigten; dazu war ihm jener so bedeutend für das Entstehen des Homunculus; und so ist das Meerfest ein wichtiges Moment. Weil aber das Ganze doch eine Walpurgisnacht ist, so hätte Hrn. Cramer die humoristisch-satirische Behandlung der Kabiren nicht so bedenklich sein sollen, daß er sie abweist und ernstlich genommen wissen will. Wir können nun und nimmer einen Ernst darin finden. Ist doch auch der für das Entstehen des Homunculus so nothwendige Proteus, ist doch auch Thales humoristisch behandelt.

Wir gaben hier nur Andeutungen, und, es sei wiederholt, mit Bedenklichkeit. Möchte Hr. Cramer sie prüfen, und dadurch zu Fortsetzung seines ernsten, geistreichen Bestrebens veranlaßt werden! Manche Lücken sind ohnehin in seinem Commentar auszufüllen. So ist vom Proteus (die Riesenschildkröte mußte ihm doch willkommen sein) kaum, von den Tauben gar nicht die Rede, von manchem Andern auch nur sehr obenhin. Von den Telchinen hätte sich wol ein Bezug auf die Kunst, die neben den Elementen hier doch auch nöthig war, nachweisen lassen; auch werden sie gewiß nicht ohne Bedeutung „Geweihte des Helios" genannt.

Sollen wir unser Urtheil über die angezeigte Schrift kurz zusammenfassen, so sagen wir, daß sie viel Dankenswerthes ent-

*) Lucan, dessen „Erichtho" Goethe ohne Zweifel bei der seinigen im Sinne hatte, sagt (Phars., 6, 430):

Supernis
Detestanda deis saevorum arcana magorum.

hält, daß sie einen der Fäden, die durch das Gewirr der Walpurgisnacht leiten müssen, darbietet, daß sie von Nachdenken und liebevoller Beschäftigung mit dem Dichter zeugt; daß sie aber doch nur einige Elemente bietet, aus denen die große Dichtung entstanden ist, daß hier und da der Dichter abirrte, eben weil er nur einen Faden verfolgte, daß die Form der Schrift nicht glücklich gewählt worden. 92.

Bibliographie.

Adler, K. E., Erinnerungen aus dem Tagebuche eines Geistlichen, vormaligen Pfarrers bei der evangelischen Gemeinde in Livorno. Schleiz 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Album der Haupt- und Residenzstädte Europas, herausgegeben von L. Bechstein und B. Kleinknecht. 1ste Section. 1ste Lieferung: Berlin. Schweinfurt, Kleinknecht und Schäfer. Gr. 8. 7½ Ngr.

Album der Tiedge-Stiftung. Gaben deutscher Schriftsteller, gesammelt und herausgegeben von dem Comité der Tiedge-Stiftung zu Dresden. 1ster Band. Dresden, Verlag der Tiedge-Stiftung. Lex.-8. 2 Thlr.

Ballkow, Caroline, Gedichte. Berlin, Enslin. Gr. 12. 1 Thlr.

Bergius, C. J., Preußen in staatsrechtlicher Beziehung. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Münster, Deiters. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Beste, W., Die Geschichte Catharina's von Bora. Nach den Quellen bearbeitet. Halle, Mühlmann. 8. 15 Ngr.

Beurmann, E., Über Afghanistan. Darmstadt, Leske. 1844 Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Böhmens Zukunft und Österreichs Politik vom Standpunkte der Vergangenheit und Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, Reclam jun. 1844. Kl. 8. 3 Thlr.

Neue Croquis aus Ungarn. 1ster Band. Leipzig. Kl. 8. 1 Thlr.

Deffner, C., Ernste Worte über das Zusammenwirken der Fabrikanten Deutschlands, gesprochen in der Plenarversammlung des Württembergischen Fabrikanten-Vereins. Stuttgart, Metzler. 8. 3¾ Ngr.

Döllinger, J. J. J., Lehrbuch der Kirchengeschichte. 1ster Band und 2ten Bandes 1ste Abtheilung. 2te verbesserte Auflage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Thlr.

Dorst, J. G. L., Württembergisches Wappenbuch, oder die Wappen des immatriculirten Adels im Königreich Württemberg. In Buntdruck. 1stes Heft. Halle, Gräger. 4. 2 Thlr.

Dräxler-Manfred, Das Blumen-Album. Der Pflanzen Symbolik und Sprache in Abendland und Morgenland. Siegen, Friedrich. Gr. 16. 2 Thlr.

Drechsler, A, Kirchenlehre und Ketzerglaube. Eine Umschau über Religion und Christenthum, Gerechtigkeit und Gnade, Diesseits und Jenseits. Leipzig, Theile. 1844. 8. 15 Ngr.

Droysen, J. G., Rede zur 1000jährigen Gedächtnißfeier des Vertrages zu Verdun, auf der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel am 10. August 1843. Kiel, Universitäts-Buchhandlung. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ellendorf, J., Dr. Binterim vapulans, oder Revision der Frage: ist Petrus in Rom und Bischof der römischen Kirche gewesen? Darmstadt, Leske. 12½ Ngr.

Zwei Entwürfe zu einer neuen Stadtverfassung für Osnabrück. Nebst der nähern Begründung des von Seiten des Magistrats und der Vertreter der Bürgerschaft vorgelegten Entwurfs. Jena, Frommann. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Erinnerung an das 700jährige Jubelfest des seligen Berthold, ersten Abtes zu Garsten, im Jahre 1842. In einem Vorwort und acht Predigten auf dasselbe Fest. Linz, Haslinger. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Feldblumen. Eine Sammlung christlicher Lieder. 2te Auflage. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Kl. 8. 20 Ngr.

Fuchs, W., Die venetianer Alpen. Ein Beitrag zur Kenntniss der Hochgebirge. Mit 1 geognostischen Karte und 18 Gebirgsprofilen in 18 Tafeln. Solothurn, Jent und Gassmann. 1844. Kl. Fol. 10 Thlr. 15 Ngr.

Gottwald, E., Erzählungen. Dresden, Arnold. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Groß-Trockau, A. Freih. v., Lieder eines Gefangenen. Bamberg, Dresch. 12. 7½ Ngr.

Hansen, P. A., Ermittelung der absoluten Störungen in Ellipsen von beliebiger Excentricität und Neigung. 1ster Theil, welcher als Beispiel die Berechnung der absoluten, vom Saturn erzeugten Störungen des Encke'schen Kometen enthält. Gotha, Gläser. Gr. 4. 3 Thlr. 10 Ngr.

Hausrath, A., Rede bei der Beerdigung des Freih. Julius Göler v. Ravensburg den 6. September 1843 zu Karlsruhe gehalten. Karlsruhe, Holtzmann. 8. 2½ Ngr.

Heine, über die große, bedeutungsvolle und volksthümliche Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Altenburg. Im September 1843. Mit mehren Zusätzen herausgegeben von M. Beyer. Leipzig, Voigt und Fernau. Kl. 8. 15 Ngr.

Hotho, H. G., Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei. Eine öffentliche Vorlesung an der König Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin gehalten. 2ter Band. — A. u. d. T.: Öffentliche Vorlesungen über Gegenstände der Litteratur und Kunst. 2ter Theil. Berlin, Simion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Alte und neue Jägerlieder. Mit Bildern und Singweisen. Herausgegeben von F. Pocci und F. v. Kobell. Landshut, v. Vogel. Br. 8. 5 Ngr.

Kind, Roswitha, Gedichte. Leipzig, Lehmann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Kirchner, C., Die Landesschule Pforta in ihrer geschichtlichen Entwickelung seit dem Anfange des XIX. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. Einladungsschrift zur 3ten Säcularfeier ihrer Stiftung den 21. Mai 1843. Mit 1 Grundriss von Pforta. Naumburg. 4. 1 Thlr.

Klopfleisch, C., Rede am Grabe des Hrn. Dr. J. F. Fries am 12. August 1843. Jena, Frommann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Loch, G. G., Letzte Ereignisse des Feldzuges in China, mit statistischen und sittenschildernden Beobachtungen. Nachtrag zu dem „Krieg in China" von C. Richard. Aachen, Mayer. 1844. Gr. 8. 1 Thlr.

Lutteroth, H., Geschichte der Insel Tahiti und ihrer Besitznahme durch die Franzosen. Frei aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen von T. Bruns. Mit einer Karte der Gesellschaftsinseln. Berlin, Schultze. Gr. 8. 1 Thlr.

Rodnagel, A., Ritter Rodenstein, der wilde Jäger. Volksmärchen in fünf Acten. Darmstadt, Leske. Gr. 12. 15 Ngr.

Posselt, M. C., Peter der Grosse und Leibnitz. Moskau, Severin. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schuler, K. J., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Manheim, Löffler. 1844. 12. 1 Thlr.

Schuselka, F., Erzählungen und ein gemischter Anhang. Zwei Bändchen. Wien, Pichler. 1844. 8. 1 Thlr.

Seidel, H., Mosaik. Stuttgart, Hallberger. 1844. Kl. 8. 26¼ Ngr.

Sophokles' Antigone. Deutsch von W. R. Griepenkerl. Braunschweig, Westermann. 1844. 8. 15 Ngr.

Das Strafgesetzbuch für das Königreich Norwegen. Übersetzt von F. Thaulow. Christiania, Dahl. Gr. 8. 22½ Ngr.

Wachsmuth, W., Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. 3ter Theil. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 3 Thlr. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 355. —— 21. December 1843.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Zweiter Artikel.*)

2. Penelope.

„Penelope" begrüßt uns dieses Jahr mit einem sehr freundlichen, Auge, Gemüth und Geist gleich ansprechenden Gesicht, das dem fein und sauber in Stahlstich ausgeführten Bildniß der königlich sächsischen Hofschauspielerin Marie Bayer angehört. Es ist wol Jedem lieb, unter den vielen idealisch sein sollenden, charakterlosen Taschenbuchphysiognomien auch einmal ein lebenskräftiges, naturwüchsiges Gesicht, das den Stempel der Wahrheit trägt und an Schönheit doch nicht hinter jenen zurückbleibt, zu finden; für Ref. aber ist es doppelt angenehm, insofern es ihm eine schöne Stunde ins Gedächtniß zurückruft, in der er vor mehren Jahren das Glück hatte, mit der Besitzerin desselben bei Tieck zusammenzutreffen. Die junge Künstlerin war damals in ihrer ersten Jugendblüte und machte auf Alle, die sie sahen, nicht nur durch ihre äußere Erscheinung, sondern vorzugsweise durch ihr weiches, klangvolles Organ, durch die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die in ihrem ganzen Auftreten lag, und durch die Leichtigkeit und Anschmiegsamkeit, mit der sie in Tieck's Ideen einging, einen durchaus wohlthuenden Eindruck. Sie hatte damals unter Anderm die Julie in „Romeo und Julie" gespielt und Tieck konnte nach ihrer Entfernung nicht genug rühmen, wie Treffliches sie, von der Natur begünstigt, in dieser Rolle schon jetzt geleistet und wie viel man sich, wenn sie ihre Studien mit gleichem Eifer fortsetze, von ihr auch für andere Rollen versprechen dürfe. An dem nämlichen Abend hatte Ref. auch die Freude, bei Tieck Julius Mosen kennen zu lernen, und merkwürdigerweise findet sich auch dessen Bildniß in diesem Taschenbuche, wie jenes trefflich ausgeführt und das Charakteristische des originellen, in Schnitt und Colorit etwas mauritanischen Gesichts mit ziemlicher Treue wiedergebend. Julius Mosen hat die „Penelope" auch mit einer Erzählung „Lebende Bilder" betitelt, erfreut. Die beiden Hauptfiguren derselben bestehen in dem Buchhändler Allgeier, einem praktischen, und dessen Zeitungsredacteur Dingler, einem schriftstellerischen Genie. Der Erste ist praktisch genug, um die Brauchbarkeit des Zweiten einzusehen. Er will ihn daher für immer an sich fesseln und zum Manne seiner Pflegetochter machen, während seine leibliche Tochter einen reichen Compagnon heirathen soll. Aber mitten in dieser praktischen Genialität überrumpelt ihn merkwürdigerweise der Geist der Romantik, die ihm so manchmal für seine prosaischen Zwecke hat dienen müssen. Die Verlobung soll in überraschender Weise bei einer Darstellung von lebenden Bildern vor einer eigens dazu eingeladenen Gesellschaft vollzogen werden, und die beiden Paare sollen dabei als Romeo und Julie figuriren. Amor aber hat die Karten anders gemischt, und in Folge dessen gruppiren sich die lebenden Bilder wider Erwarten gegen die praktische Anordnung. Der noch immer vom Kobold der Romantik besessene Vater merkt das Qui pro quo nicht sogleich, die feierliche Vorstellung und Beglückwünschung der Paare geht vor sich, und so geschieht es, daß der alte Praktiker den zum Pflegeschwiegersohn designirten Literaten als wirklichen Schwiegersohn in seine Arme schließen muß. Man sieht aus dieser Skizze, daß die Erzählung eigentlich auf einen Scherz hinausläuft, und etwas Anderes will sie auch in der That nicht sein. Ohne tiefe und neue Ideen anzuregen, weiß sie doch von Anfang bis zu Ende den Leser anzuziehen, indem sie ihn mit verstohlenen ironischen Seitenblicken zwischen Persönlichkeiten und Situationen hindurchführt, die in glücklichen Conturen dem Leben nachgezeichnet sind. Wenn Dingler, um sich gegen den Vorwurf, daß er es mit der schlechten Presse halte, zu vertheidigen, unter Anderm sagt:

> Mit blutendem Herzen muß ich mich hier verkannt sehen, wo ich doch über mein Gewissen hinaus die sogenannte gute Presse zu vertreten gesucht habe. Während ich den guten Geist der Zeitung immer streng im Auge behalten habe, entfaltete der verwegenste Liberalismus in den Zeitungen, welche aller Orts auftauchten, seine Fahnen, und unsere Abonnenten desertirten zu Hunderten. Mit ihrer Genehmigung suchten wir daher die Punkte heraus, welche eine liberale Besprechung zuließen, als: den Zollverein, die Unbeständigkeit des französischen Nationalcharakters und den Panslawismus. Ebenso waren wir in den Stand der Nothwehr gegen die jungen Zeitungen versetzt; wir mußten alle Mittel gebrauchen, ihre Tendenz unter dem Namen des sogenannten besonnenen Fortschritts als verwerflich zu bezeichnen. Zugleich galt es, unsern alten, classischen Verlag gegen die moderne poetische Literatur in Schutz zu nehmen und zwei Fliegen mit Einer Klappe zu schlagen. So habe ich in

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 305 — 307 d. Bl. D. Red.

dem verwichenen Halbjahre die Ausartungen der Literatur, besonders den politischen Roman nach Kräften von einem verunglückten Dramaturgen und misrathenen Chapon aus der Gentz'schen Schule seciren lassen. Ja, leider muß ich gestehen, daß mir selbst dabei zuweilen mein Metier perfid, fast ehrlos vorkam. Es ist ein herbes Schicksal, ein Redacteur bei diesen Zeitläufen zu sein!

und Allgeier darauf antwortet:

Lieber Freund, Sie lassen sich noch zu leicht aufregen; jedes Geschäft hat seine eigene Moral, bei welcher die einzelne Persönlichkeit nicht in Frage kommen darf. Sie bemerken ganz richtig, daß wir im Stande der Nothwehr waren; eigentlich kommt eine Redaction aus ihm nicht heraus. Zeitungsschreiber sind keine Geschichtsschreiber. Wir müssen uns immer zwischen der Partei der Bewegung und der Reaction mitten innenhalten. Welche gerade die herrschende ist, macht ihren Einfluß auf uns geltend. Sache der Klugheit ist es, selbst da noch einen Weg zum Rückzug frei zu erhalten, um nicht beseitigt zu sein, wird eine andere Idee zur herrschenden Mode. Wir müssen jetzt mit Guizot das Zuwartesystem adoptiren. Geben Sie statt aller leitenden Artikel wieder einmal Berichte über Kurdistan oder Hindostan, über die Marquesasinseln und Tahiti, über den Nutzen der Philologie auf gelehrten Schulen, kurz Alles, nur keine wirkliche Politik; denn früher oder später will man doch wieder etwas von sich selbst hören, sei es im Guten oder im Bösen.

so liegt wol Keinem die Meinung fern, daß ähnliche Gespräche in jetzigen Zeitläufen in manchem dem Justemilieu huldigenden Zeitungsbureau stattgefunden haben mögen.

Unter den übrigen Gaben verdienen vor allen die „Blätter aus meinen Erinnerungen" von W. Alexis hervorgehoben zu werden. Die Leser der „Penelope" werden sich erinnern, daß W. Alexis unter demselben Titel schon im Jahrgang 1842 Mittheilungen aus seinem Leben gemacht hat, die damals sowol ihres stofflichen Interesses wegen wie um ihrer geistvollen, pikanten Darstellung willen den allgemeinsten Anklang fanden. Auch die diesjährigen werden sich viele Freunde erwerben, wenn auch unter einem ganz andern Publicum. Betrafen jene seine Beziehungen zum Theater, so behandeln diese seinen Marsch nach Frankreich im Jahre 1813, den er als Jüngling von 16 Jahren im Corps der Freiwilligen mitgemacht hat. Ref. gesteht, daß ihn die Erzählungen, Declamationen, Lieder aus jener Zeit immer ziemlich kalt gelassen haben. Wenn wir im Herbst bei einer magern Ernte hungern müssen, gewährt es eine geringe Satisfaction, an den blütenreichen Frühling erinnert zu werden, zumal wenn wir seine Farbenpracht nicht selbst gesehen, seinen berauschenden Duft nicht selbst eingeathmet haben. Jene Zeit des vaterländischen Enthusiasmus wird in der Geschichte stets einen merkwürdigen und schönen Moment bilden; wir aber stehen im Verhältniß zu ihr noch nicht auf dem ruhigen historischen Standpunkte, wir beurtheilen sie nicht an sich, sondern nach ihren Erfolgen, und weil diese uns, die wir zehntausendmal mehr erwartet haben, so lächerlich klein vorkommen, fühlen wir uns stets in einer eigenthümlich peinlichen und gequälten Lage, wenn uns die Zeit selbst, die Mutter dieser kleinen Ergebnisse, als etwas wer weiß wie Großes und überaus Herrliches angepriesen wird, und wir müssen unwillkürlich an den großen Berg denken, der die kleine Maus zur Welt brachte. Je unbehaglicher aber solche lobpreisende Darstellungen jener Jahre — und fast alle, die mir von Augenzeugen zu Gesicht gekommen, trugen diesen enkomiastischen Charakter — stets auf mich gewirkt haben, um so angenehmer war es mir, in den hier mitgetheilten Blättern einmal eine Schilderung zu finden, die neben den Lichtseiten auch die Schattenseiten aufdeckt und in die Nachhall der jugendlichen Begeisterung auch die männliche Stimme der ruhigen Erwägung und die wenn auch sonst nur in Zeichen redende Sprache der Ironie mit einmischt. Es ist interessant zu hören, wie er über jenen Aufruf und Aufstand von 1815 urtheilt, wie er nachweist, daß schon damals so viel Spielerei, so viel egoistische Berechnung, so viel Selbstbetrug mit im Spiel war, daß schon damals das Feuer einer reinen Begeisterung zu verlöschen begann, daß schon damals die Überzeugung sich ausbreitete, es sei die Hoffnung auf Freiheit und nationale Einheit nur ein Traum gewesen. Die Jugend zwar sei noch voll und berauscht gewesen von Arndt und Jahn, Körner und Schenkendorf, aber dennoch sei auch in sie bereits ein Misklang gedrungen.

Ganz — schreibt er — war es uns nicht entgangen, daß die Diplomatie der Nationalbegeisterung ein Schnippchen geschlagen hatte, und daß Andere Das ernten wollten, was das Volk durch Opfer und Tapferkeit errungen hatte. Aber wir bewegten uns noch in einem engen Formelkreise. Die gespenstischen Wörter: Aristokratie, Bureaukratie und Hierarchie, die uns seitdem erschreckten, lagen damals außerhalb desselben; und das Wort Tyrannei, das gründlich gehaßteste, kannten wir zwar, aber wir waren viel zu loyal, um es auf Andere anzuwenden als auf den Franzosenkaiser Napoleon. Unsere natürliche Freiheitsliebe war mit dem Franzosenhaß indentificirt. In den Intriguen, die auf dem Wiener Congresse spielten, sahen wir nichts als eine Rückkehr zu der alten französischen Diplomatie, der wir nicht sowol ihre Tendenzen als ihre unvolksthümlichen Formen vorwarfen. Mit höchster Entrüstung betrachteten wir Deutsche es namentlich, daß so viel deutsches Blut auf deutscher Erde geflossen war, und doch wurde der Friede in französischer Sprache geschlossen. So viel der wunderbarsten Begriffe von Volksthum hatten wir uns eingepfropft — zu denen aber Fürsten, Könige und wo möglich auch ein Kaiser gehörten — und doch verhandelte und handelte man, nicht aus einem Volkrath heraus, oder offen königlich für das Volk, sondern aus den Cabineten zu den Cabineten, heimlich, schriftlich und in französischer Sprache! Wie paßte das zu den herrlichen, körnigen Aufrufen an das Volk, zu den Proclamationen, die immer an Karl und Wittekind gemahnt hatten!

Trotz dieser aufkeimenden Bedenklichkeiten strömen die Jünglinge aufs neue zu den Fahnen, Viele, wie der Verf. weiter erzählt, freilich auch deshalb, weil sie in Napoleon's Rückkehr von Elba, in der Zersprengung des Wiener Congresses einen Fingerzeig sahen, daß Gott mit diesem Frieden in französischer Sprache nicht zufrieden war, und weil sie überzeugt waren, es müsse noch ein zweiter Friede in anderer Sprache, in anderm Geiste und mit andern Bedingungen geschlossen werden. Aber die große Mehrzahl wurde bereits von niedrigen Motiven geleitet. W. Alexis hatte, als er antrat, gemeint, es müßten Alle so empfinden und denken wie er. Aber wie schwanden seine Illusionen!

Weshalb — schreibt er — ging Dieser mit, warum war Jener nicht zurückgeblieben? Der aspirirte auf eine Schreiberstelle in einem Bureau, aber er mußte vorher gedient haben.

Jener konnte es im älterlichen Hause nicht aushalten; oder er hatte überhaupt kein Haus und keinen Winkel, wo er hätte bleiben können. Ein Anderer hoffte auf eine reiche Braut, wenn er als Sieger heimkehrte. Alle waren voll Franzosenhaß, wie ich; aber ich leugne nicht, daß die Hoffnung auf gute Quartiere in Frankreich bei diesem Hasse mitspielte. Sie wollten dort, wie die Franzosen in ihrem Hause, wirthschaften.

Nach solchen und ähnlichen Betrachtungen, die uns ein sehr treues und lebendiges Bild jener Zeit geben, geht er zur Schilderung des Marsches selbst über. Auch dieser ist für Den, der es heraus zu lesen versteht, von derselben ironischen Betrachtungsweise durchdrungen. Die erzählten Ereignisse sind an sich dürftig, sie bestehen in den gewöhnlichen Freuden und Leiden, die mit dem Soldatenleben nothwendig verbunden sind. Nur der Umstand, daß diese sechszehnjährige Jünglinge zu ertragen haben, die sich, von der Romantik verführt, vom Kriegsleben ein ganz anderes Bild entworfen haben, und auch deshalb weder zu der Prosa der Erlebnisse noch zu der Roheit der Kameraden in das rechte Verhältniß kommen können, stellt das Ganze in ein eigenthümliches tragikomisches Licht und gewährt auch Dem eine erfreuliche Unterhaltung, der sonst an derartigen Schilderungen weniger Geschmack findet.

Die übrigen Gaben der „Penelope" sind sämmtlich ohne Bedeutung. W. Seyffarth liefert eine historische Erzählung „Das getheilte Brot", zur Zeit Heinrich's IV. spielend, die hinter Dem, was wir früher von diesem Schriftsteller lasen, weit zurückbleibt. Verschlingung der Begebenheiten, Schilderung der Situationen und Charaktere, Handhabung des Dialogs und des Stils überhaupt ist von der gewöhnlichsten Art und trägt das Gepräge einer sehr flachen Auffassung und flüchtigen Behandlung. Dies zeigt sich am auffallendsten daran, daß er solche Scenen, die wirklich der Zeichnung einen günstigen Stoff dargeboten hätten, wahrscheinlich um der größern Schwierigkeiten willen, mit ein paar Worten abfertigt, während er andere, die kaum zur Sache gehören und an sich durchaus leer und bedeutungslos erscheinen, lang und breit ausspinnt. Völlig ohne Anziehungskraft ist „Fürstengunst", eine dramatische Novelle von Tr. Paolo, und die darauf folgende Novelle „Scenen aus Nord und Süd", von Alex. Wachenhusen, ist einem unverbildeten Geschmack gänzlich ungenießbar — so bis zum Gallimathias aufgepustet und mit schönen Phrasen und Tiraden aufgeschnörkelt ist die ganze Darstellung. Höre man unter Anderm den folgenden Passus:

Schäkernd verband Leontine mit diesen Worten dem jungen Mann die Augen mit der zarten Hand und bemühte sich, ihn in den Salon zurückzuziehen, den er gemieden; wo Frohsinn und Harmlosigkeit sich freundlich die Hände reichten über und neben der Opferschale fremden Familienglücks, verkannten in Armsünderkleider gesteckten Charakters, ja selbst des wichtigen Staatswohls.

Und an einer andern Stelle:

Mädchen sind Blumen, sie kennen beide ihren Tod und wissen ihn nicht zu meiden. Das Weib ist das Gefühl der Gottheit, der Mann das Gepräge derselben; und das sanfte Gefühl einer waltenden Gottheit in der Brust des Menschen ist eine Blume.

In gleicher Weise geht es seitenlang fort, ja fast jedes Punctum erscheint mit ähnlichem Schwulst aufgepolstert, sodaß darunter der Gliederbau der Geschichte selbst wie unter dem aufwattirten Wulst eines Maskencostume fast gänzlich verschwindet. Der Verf. ist gewiß nicht ohne alles Talent, aber wahrscheinlich noch sehr jung und noch in der Gährungsperiode begriffen. Gelingt es ihm sich abzuklären, so kann immer noch etwas aus ihm werden, denn gar häufig bewährt sich das Goethe'sche Wort: „Wenn sich der Most auch ganz absurd geberdet, es gibt zuletzt doch noch n' Wein."

Angenehm sticht gegen diesen Bombast die einfache, natürliche Schreibweise ab, in der eine Reihenfolge von Briefen Fernow's abgefaßt ist. In stofflicher Beziehung hingegen bieten sie wenig Erhebliches dar und ihre Mittheilung ist nur insofern dankenswerth, als sie einmal wieder an Fernow, der sich durch seine „Römischen Studien" um Ästhetik und Kunstbetrachtung manches Verdienst erworben hat, zurückerinnern und uns namentlich über den ersten Eindruck, den Italien auf ihn gemacht, unterrichten. Auch manche Notizen über damalige Zustände und Bemerkungen über damalige Ansichten sind nicht uninteressant und deuten Manches an, was er in spätern Schriften weiter erörtert hat.

Die „Barmherzige Schwester", Ballade von Auffenberg, trägt in Form und Inhalt einen maurisch-spanischen Charakter und ist mit Gewandtheit und Beherrschung der metrischen Formen geschrieben. Das Ganze durchweht ein poetischer Hauch, einzelne Stellen zeichnen sich durch Lebendigkeit der Darstellung und glückliche Bilder aus — aber dennoch ist die Wirkung keine bedeutende, weil die zum Grunde liegende Erzählung zu gewöhnlich und die Ausführung für den Stoff zu breit ist. Ein ganz verunglücktes poetisches Product ist „Der Rangstreit", eine Phantasie von Wotoch v. R.. Es wird darin nichts Anderes behandelt als der Wettstreit der politischen Poesie mit der erotischen. Jene wird anfangs durch einen Cactus, diese durch eine Rose repräsentirt; nachdem sie sich aber eine Zeit lang herum debattirt haben, wird der Kampf durch einen Band politischer Gedichte und der Naturgeschichte von Cuvier fortgesetzt. Warum gerade Cuvier zum Kämpfer für die erotische Poesie ausersehen ist, leuchtet nicht recht ein, wie denn überhaupt die allegorische Einkleidung so troutrouartig sich darstellt, daß sie überall die nackte Prosa hindurchscheinen läßt und ganz den Eindruck eines poetischen Bettlermantels macht. Oder passen Stellen wie die folgende in eine poetisch angelegte, allegorische Phantasie?

Du bedienst dich der poetischen Schönheit als eines Mittels, und schaffst sie nicht um ihrer eigenen Schönheit willen, was doch der Stempel ist, wodurch eine wahre poetische Schöpfung sich unterscheibet. Du empfindest, daß die poetische Form, auch zum bloßen Mittel erniedrigt, noch genug des allmächtigen Reizes besitzt, um mit ihr Gegenstände des bloßen Verstandes zu verzieren und Vielen sehr reizend zu machen. Verzeihe mir es also, wenn ich es nicht nur für einen Fehlgriff, sondern sogar für einen speculativen Misbrauch der Poesie erkläre, daß man Schöpfungen, wie die deinen, statt in schlichter ungebundener Rede, in tönenden Reimen hinstellt.

Klingt das nicht ganz wie ein Bruchstück aus einem

kritischen Journal? Und steht ihm das allegorische Gewand nicht mindestens ebenso schlecht wie die klingenden Reime den Zeitungsartikeln! Der Dichter ist also hier ganz in denselben Fehler gefallen, den er an der politischen Dichtung bekämpft und die Schärfe der Waffen richtet sich gegen ihn selbst. Dies ist um so mehr zu beklagen, als er in der Sache größtentheils Recht hat; dieses Recht war aber vor dem Gerichtshof der Kritik, nicht in den romantischen Schranken eines Turniers auszufechten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Recept zu einem Erfinderleben.

Das „Athenaeum" enthielt unlängst einen Artikel über den gewöhnlichen Lebenslauf der Erfinder, dem wir Folgendes entnehmen: „Die Lebensläufe der Erfinder sind alle über einen Kamm geschoren. An merkwürdigen Umständen und Abenteuern fehlt es in selbigen keineswegs; im Gegentheil, ergreifende Scenen jagen einander vom Aufgange des Vorhangs bis zu seinem Niederfall. Aber es ist stets dieselbe Folge der Scenen, stets dieselbe Anlage des Plans, sodaß der wohlerfahrene Zuschauer die Entwickelung mit Sicherheit vorhersagen kann, wie auch immer die mithandelnden Personen, der Dialog und die Decorationen gewechselt sein mögen. In der ersten Scene finden wir ein vielversprechendes Kind, das etwa mit dem Deckel des Theekessels spielt, kindische Versuche mit mehr als kindischer Berechnung anstellt, und seiner lieben Mutter den Erfinder der Dampfmaschine vorauszeigt. Der Knabe macht erstaunliche Fortschritte. Zum Unglück ist er für ein Gewerbe bestimmt, das seinen Fähigkeiten und Neigungen schnurstracks zuwiderläuft, denn er wird zu einem Schneider in die Lehre gethan, oder bei einem Sachwalter angebracht, oder, wenn sein Vater ein Präsentationsrecht hat, der Kirche zugeführt, lauter Dinge, für die er am allerwenigsten gemacht ist. In der nächsten Scene beginnt die Natur ihre Herrschaft zu üben, und ein unwiderstehlicher Trieb treibt unsern Helden in diejenige Lage, in welcher zuerst seine schlummernden Kräfte erweckt werden. Ein Apfel fällt zur Erde, eine Pumpe will nicht gehen, ein altes Weib zieht mühsam seinen flächsernen Faden: ein Newton, ein Galilei, ein Watt, ein Arkwright, ein Cartwright ist fertig — große Wirkungen aus kleinen Ursachen. Vom Augenblick an treten uns Scenen tiefer Einsamkeit und tiefen Sinnens vor die Augen, schlaflose Nächte und mühevolle Tage, Berechnungen, Versuche, Anstalten. Das Automat steht endlich da, der Zeitpunkt ist gekommen, da es sich bewähren soll. Jetzt muß es zu arbeiten beginnen. Hoffnung, gespannte Erwartung, Zittern vor Begierde, Sorge und Angst! Es ist der Augenblick, welcher über die Zukunft unsers Helden und der Menschheit entscheidet, welcher Folgen haben kann, die endlos sind. Zuerst aber muß der Anfang sein. Wie gesagt, der Augenblick ist da, das Zeichen ist gegeben, das Siegel ist gelöst, die Maschine ist in Freiheit gesetzt, sie kann, sie soll ihre Bewegungen beginnen — sie versagt, sie geht nicht, steht stockstill. Gelingen ist eine schöne Sache, Mislingen eine lehrreiche. Unser Erfinder forscht, untersucht, denkt nach, erkennt seine Irrthümer, verbessert seinen Plan, er hat Vortheil von der Täuschung seiner ersten Hoffnungen, er ist ein reiferer Mann geworden und ein besserer Maschinenbauer. Seine erste Maschine war eilfertig gemacht und schlecht zusammengesetzt; er sucht einen geschicktern Handwerker, um ihm bei der Arbeit behülflich zu sein; sie machen sich ans Werk, tief unten im Keller, bei Nacht wird geschaffen, das Kunststück muß geheim gehalten werden. Unter ihren Händen wächst das Ungethüm, es kommt zu Kräften, ist vollendet, regt sich wirklich, arbeitet, erfüllt seinen Zweck. Wie es hier im stillen Keller wirkt, wird es wirken, ebenso oder in verbesserten Weisen, Jahre, Jahrhunderte lang, bis an das Ende der Zeiten. Weltgeschicke liegen hier in den Händen dieser zwei schmutzigen Arbeiter. Ist nun die Geschichte aus? O nein! Es ist nur erst der Anfang des Ausgangs. Den Sieg über das todte Material hat unser Held davongetragen, jetzt hat er das schwere Geschäft vor sich, den Sieg über die Geister der Menschen zu erkämpfen. Neue Arbeit, neue Mühen, neue Sorgen; Kummer und Kränkung. Er hat für seine Mitmenschen gedacht, gearbeitet, geschaffen; er will ihr Glück, ihr Bestes, ihren Vortheil — sie erkennen ihn und seine Bestrebungen nicht an. Sie wollen nicht von ihm, durch seine Talente gefördert, beglückt und beschenkt sein, ihm zu Ruhm und Ehre. Die Erfindung womöglich unterdrücken, sie ihm womöglich stehlen, ihn womöglich kaufen und verkaufen, ja das Alles ist ihnen recht; aber ein großes Gut annehmen und dankbar dafür zu sein, sich vor dem überlegenen Geiste bücken, während dessen Inhaber noch am Leben, arm, jung, unberühmt ist, nein, Das wollen sie nicht, und unter diesem Volk muß unser Held seine Laufbahn beginnen, eifrig, begeistert, glühend, arglos, vertrauensvoll, unkundig der argen, ränkevollen, tückischen Welt. Nun also der Reihe nach Aussichten, Erwartungen, Bemühungen, Täuschungen, Verdrießlichkeiten, Patente, Patentverletzungen, Processe, Kosten, Compagnonschaft, Eifersuchten, Streitigkeiten, Schulden, Bankrott. Das war und ist die Laufbahn von neunundneunzig Erfindern der schätzbarsten materiellen Hülfsmittel unsers civilisirten Lebens, und nur der Hundertste ist ein Arkwright mit seinen sieben Millionen oder ein Watt mit seinem Boulton." 78.

Literarische Notiz.

Balzac's neuester dramatischer Versuch.

Balzac ist einer der unermüdlichsten Ringer, die man sich denken kann. Er hat eine Ausdauer, die an das Heroische streift. Dreißig bis vierzig Bände von ihm, die er in der festen Überzeugung geschrieben hatte, er bereichere die undankbare Welt mit Meisterwerken, fielen den untersten Kreisen der Leserwelt anheim — „ils avaient été tués sous lui", sagt einer seiner Biographen sehr hübsch —, ohne daß das gebildete Publicum nur einigermaßen von ihm Notiz nahm; aber er schrieb und schrieb immer zu, bis er endlich, Dank seiner Ausdauer und Beharrlichkeit! auch wirklich durchdrang. Jetzt findet jeder seiner Romane einen unermeßlichen Leserkreis und macht in ganz Europa die Runde. So scheint Balzac auch auf dem dramatischen Gebiete den Beifall kraft seiner Hartnäckigkeit förmlich erzwingen zu wollen, und wer weiß, ob ihm dies — so jämmerlich freilich sein erstes Auftreten auf diesem Felde ausgefallen ist — nicht am Ende in der That noch gelingen wird. So schmählich seine beiden ersten Niederlagen auch waren („Vautrin", „Les ressources de Quinola"), so hat der unermüdliche Schriftsteller sich dadurch doch nicht abhalten lassen, den Tempel des dramatischen Ruhms zum dritten Male zu erstürmen. Leider ist seine „Paméla Géraud", das vor einigen Wochen auf dem Théâtre de la gaîté zur Aufführung gekommen ist, wieder durchgefallen und Balzac muß sich nach einem neuen Stoff zu einem vierten dramatischen Versuche umthun, denn allem Anschein nach wird er es bei diesem dreimaligen Sturme nicht bewenden lassen. Balzac hat sich diesmal nicht persönlich von dem schlechten Erfolge seines Stücks überzeugen können. Bekanntlich ist er gerade gegenwärtig auf einer Reise nach dem Norden begriffen, auf der er gewiß Stoff für seine rastlose Feder sammeln wird. Wahrscheinlich hatte er die erste Aufführung seiner „Paméla Géraud" absichtlich in diese Zeit verlegt, weil er sich gedacht haben mag, man würde während seiner Abwesenheit glimpflicher mit seinem vielversprechenden Geistesproducte umspringen. Aber weder das Publicum noch die Presse hat sich dadurch abhalten lassen, über dieses Stück, dessen Erfolg Balzac wahrscheinlich schon nach Banknoten berechnet hatte, den Stab zu brechen. Dafür wird der erzürnte Autor wieder wie bei „Vautrin" und den „Ressources de Quinola" in einer geharnischten Vorrede an den schändlichen „gens des lettres" Rache nehmen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 356. —— 22. December 1843.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 355.)

3. Immergrün.

Das alte, vom Volkswitz, auf die dichtgeschlossene Phalanx der Aristokratie abgeschossene Sprüchwort von der Krähe, die der andern die Augen nicht aushackt, hat sich nun auch abgestumpft. Mag immerhin die „Adelszeitung" noch eine große Schar der Getreuen unter ihrer Ägide sammeln und ein historischer Thron sie als Bollwerk auf seine Stufen berufen, mögen diese immerhin Alle für Einen und Einer für Alle stehen und ihre Blitze nur gegen die unebenbürtige, hekatoncheirenartig gegen sie anstürmende Masse schleudern — Einzelne sind doch unter ihnen, die sich mit der ganzen Stattlichkeit ihres tiefwurzelnden und hochaufstrebenden Stammbaums und der ganzen Fülle ihres aus ältesten Quellen sprudelnden Volksbluts von dem gegenseitigen Schutz- und Trutzbündniß lossagen und kein Ärgerniß darin finden, gegen einen alten Stammverwandten die Lanze einzulegen und ihn vor den Augen und zur Belustigung des plebejischen Publicums auf den Sand zu werfen. Wer es nicht glauben will, lese das „Immergrün". Hier wird man einen Ritter finden aus einem alten freiherrlichen Geschlechte, der schon seit Jahren über die Parquets der aristokratischen Literatur mit cavaliermäßigster Gewandtheit dahingeschritten ist, und wird ihn sich gegenüberstellen sehen einer Dame, die gleichfalls einem alten, selbst gräflichen Stammbaume entsprossen ist, und gleichfalls auf den Etagèren der aristokratischen Literatur als eine der stolzesten Blumen prangt, und wird hören, wie er mit aller Seelenruhe und der ganzen Liebenswürdigkeit und Grazie seines Wesens dem gesammten Publicum, an das die Karl Haas'sche Buchhandlung in Wien ihr „Immergrün" absetzt, Dinge ins Gesicht sagt, die sich sonst höchstens ehrliche Bürgersleute von Schrot und Korn unter vier Augen mittheilen, die aber ein Edelmann einer edeln Dame schwerlich jemals anders als durch die Blume zu verstehen gegeben hat. Der Edelmann, der dieses gewagt hat, ist kein anderer als der Freiherr A. v. Sternberg und die Dame, der dieses Malheur passirt ist, keine andere als Gräfin Ida — — doch Sternberg ist und bleibt ein Cavalier, und obschon Ref. darauf keinen Anspruch macht, will er doch an Zartgefühl nicht hinter ihm zurückbleiben und nicht mehr verrathen, als er selbst für gut befunden. Höre man, wie der Dichter selbst seine Dame vorstellt:

Einige Jahre waren vergangen, als in der literarischen Welt eine neuauftretende Schriftstellerin Aufsehen machte. Die Romane, die sie herausgab, waren eigentlich nur unordentliche und übereilte Skizzen; aber sie enthielten die treffliche Schilderung einer Frau, die die Genüsse der Welt mit Leidenschaftlichkeit kostet, und sie dann mit Verachtung fortschleudert. Der feine Kenner und rastlose Beobachter erschrak vor einer Feder, die so haarscharf den Nerv zu berühren wußte; allein den Literaten verdroß die salope Form, der Mangel an künstlerischem Bildungssinn. Es waren diese Romane eigentlich Selbstbekenntnisse, eine Art Tagebuch, eine Selbstschau unter fingirtem Namen; aber es war nicht die redliche Selbstschau, die, überdrüssig, überall geschminkte Lügen zu finden, damit anfängt, die strengste Wahrheit gegen sich selbst zu üben, sondern es war die Selbstschau, die sich im Putz der Sünde gefällt, die es lachend ausspricht, daß sie sich und die Welt aufgibt. Für den stillen, einfachen, an seiner Besserung arbeitenden Menschen konnte es nicht leicht ein widerlicheres Buch geben als einen Roman dieser eleganten Dame. Dennoch bewundert man sie; denn was hat man nicht einmal in der Welt bewundert!

Der Leser wird schon errathen haben, wer diese neu auftauchende Modedame in der Literatur war. Ida hatte die Palette mit dem Schreibepult vertauscht. Sie schickte Paulinen den ersten ihrer Romane, und die Witwe legte das Buch mit Widerwillen bei Seite. „Sie ist jetzt ganz unausstehlich", sagte sie. „Nun fängt sie an, dem Publicum ihr eigenes thörichtes Leben zu erzählen. O, wie das indiscret ist! Jedermann das Recht zu geben, mit Fingern auf sie zu zeigen! Wie verhaßt ist mir dergleichen, und wie unglücklich bin ich, daß gerade mir eine solche Schwester zufallen mußte, die unheilbar in ihren Thorheiten ist."

Hat Ref. noch etwas hinzuzufügen? Der Leser wird schon errathen haben — meint ja der Dichter selbst und ich glaube in der That, er wird es. Und wovon ich gleichfalls fest überzeugt bin, ist: der Leser wird, nachdem er diese Stelle gelesen, nichts Eiligeres zu thun haben, als die Novelle selbst — die beiläufig gesagt „Ida und Pauline" betitelt ist — von Anfang bis zu Ende durchzulesen und vollends der Verwunderung nicht müde werden, wenn er dabei die Überzeugung gewinnt, daß die ganze Geschichte eigens darum erfunden und geschrieben ist, um das Leben jener Gräfin — wahrscheinlich zwar nicht in seinem realen, aber doch idealen Verlauf — durch alle Stadien- und Stufenjahre des Lebens hindurch zu verfolgen und sie zu schildern, wie sie als dreijähriges Kind schon auf einer Kindermaskerade ihren Triumph feiert, kreischt, rings

herum ihre Zähne zeigt, ungenirt die besten Bissen von den Tellern der Knaben holt und endlich die Finger in eine rothe Sauce taucht und damit über die Pausbacken eines kleinen Flachskopfs fährt; wie sie als dreizehnjähriges Mädchen häßlich und ungeschickt ist, wie sie nichts lernt und nichts treibt als dumme Streiche, die ihr schlecht stehen, wie sie sich von der Gouvernante allabendlich ins Bett tragen läßt und sie dafür zum Besten hat u. s. w.; wie sie dagegen nach abermals zehn Jahren, von einem Kreise von Herren umlagert, in der ausgelassensten Stellung auf der Ottomane liegt, kleine Augen macht, blinzelt, Blicke zuwirft, lacht, spottet, die Busennadel an dem Halstuche eines Herrn betrachtet, auf die muthwilligste Weise von der Welt die Kokette spielt; wie sie zwei ihr verlobte Brüder nacheinander verabschiedet und den dritten heirathet, nur um sich nach kurzer Zeit wieder von ihm scheiden zu lassen; wie sie im dreiunddreißigsten Jahre sich in Rom befindet und die Künstlerin spielt, sich im Atelier bewundern läßt, ihr Kind im Kloster erziehen läßt und seit einiger Zeit viel über Religion nachdenkt; und wie sie endlich nach abermaligem Zwischenraum die obenbeschriebene Schriftstellerin wird, und als solche das Unglück hat mit einem Fremden einen Roman anzuknüpfen, der sich, nachdem sie ihm ziemlich deutlich eine Liebeserklärung gemacht, als einen ihrer erbittertsten Recensenten zu erkennen gibt, der sie in seinem Journal mit allen Waffen eines stolzen überlegenen Männergeistes todtgeschlagen hat. Die Geschichte spielt noch ein wenig weiter — erzählt sogar, wie die Dame zwischen Triest und Neapel über Bord ins Meer gestürzt ist — die arme Ida! Hoffentlich wird der Freiherr von Sternberg nichts von einem Propheten in sich haben.

Ref. überläßt das Urtheil über diese Verfahrungsweise ganz dem Publicum. Nur rücksichtlich des ästhetischen Werths der Novelle muß er noch hinzufügen, daß sie ganz mit der Lebendigkeit und Gewandtheit geschrieben ist, die allen Producten Sternberg's eigen ist, daß sie neben der Persönlichkeit Ida's noch manche ebenso originell erfundene als trefflich skizzirte Figuren darbietet, mehre ganz neue effectvolle Scenen zeichnet und trotz mancher Extravaganzen den Eindruck einer geistvollen und von sittlicher Indignation eingegebenen Dichtung macht.

Die zweite Gabe: „Die Königswitwe", Novelle von Bernd v. Guseck, behandelt einen historischen Stoff und zwar die Kämpfe, welche nach dem Aussterben des echten burgundischen Stamms zwischen Portugal und Castilien stattfanden. Den Mittelpunkt dieser Erzählung bildet Leonor, die Witwe des letzten echten Königs Ferdinand, welche in allen ihren Handlungen von der unbegrenzten Rachsucht geleitet wird, sich dadurch immer tiefer und tiefer ins Unglück stürzt und endlich den Ungestüm ihrer Leidenschaft in der Zelle eines Klosters begraben muß. Ihr Charakter ist, wenn auch nicht in überraschenden und genialen, doch lebendigen und wahren Zügen geschildert, es fehlt ihm aber das Eine, was zu tragischen Charakteren unumgänglich nothwendig ist: die Theilnahme erweckende Größe. Daher kommt es, daß sich unser höheres Interesse nicht ihr, die doch die Hauptperson sein soll, sondern den andern Figuren zuwendet, z. B. der Donna Manoela, dem jugendlichen Helden Nuno Pareira und dem Defensor von Portugal, Don João, der die Unabhängigkeit seines Vaterlandes gegen Juan von Castilien behauptet und durch den von Pareira erfochtenen Sieg bei Albujarotta mit höchster Uneigennützigkeit den unechten Sprößling des burgundischen Stamms, Johann I., auf den Thron bringt. Auch unter den Nebenpersonen sind manche theils von historischem, theils ästhetischem Interesse, wie denn überhaupt die Erzählung, namentlich was den gehaltenen Stil und die Behandlung des historischen Stoffs betrifft, zu den bessern der Almanachsliteratur gehört.

Weit niedriger steht die dritte Novelle: „Der Schein trügt. Potpourri aus dem Reisejournal eines Unbedeutenden." Von Isidor (v. M.). Die Erfindung ist gewöhnlich, die Anordnung hat den Fehler der Einschachtelung, und die Darstellung leidet an jener leeren Überschwänglichkeit und faden Witz- und Sentimentshascherei, welche mittelmäßigen, nur mit der Routine eines Vielschreibers hingeschriebenen Producten eigen zu sein pflegt. Am gelungensten ist noch die Erzählung, die Ernst in den Papieren findet, und in dieser namentlich das Gespräch zwischen Ignaz und dem Minister. Doch steht es für die Entwickelung völlig unnütz da.

Außer diesen drei Novellen bietet das „Immergrün" noch „Lyrische Blätter" mit Gedichten von Seidl, Levitschnigg, Langer, Fitzinger u. A., die größtentheils höchst mittelmäßig sind; wenigstens hat Ref. keins darunter entdecken können, das einer nähern Besprechung würdig wäre. Die Kupferstiche hingegen, nach Originalen von Rafael, van der Lamen, van Dyck, Aertsens, Schalken, van Berghem ausgeführt, sind sämmtlich interessant und dankenswerth, besonders anziehend sind: La Fornarina, Rafael's Geliebte, holländische Rauchstube und der Hühnerkrämer.

4. Gedenke mein.

Es ist immer ein misliches Ding, eine Novelle mit einer Reflexion zu beginnen. Ist sie schlecht oder mittelmäßig, so verdirbt sie dem Leser wie eine Rumford'sche Suppe von vorn herein den Appetit; ist sie gut, so reizt sie den Gaumen zu Ansprüchen, die nur in sehr seltenen Fällen befriedigt werden können, da es bekanntlich viel leichter ist, eine gute Reflexion als eine nur leidliche Novelle zu liefern. Je schwieriger es also ist, nach einer reflectirenden Einleitung den Leser zufriedenzustellen, um so höher ist es jedenfalls anzuschlagen, wenn es dem Verf. dennoch gelingt und noch dazu in so hohem Grade, wie es in der ersten Novelle des „Gedenke mein" dem bis jetzt mir noch völlig unbekannt gebliebenen Autor derselben, Adalbert Stifter, gelungen ist. Diese Novelle verdient vor vielen andern der Aufmerksamkeit des schon höhere Ansprüche machenden Lesers empfohlen zu werden, und wir halten dies um so mehr für unsere Pflicht, als einerseits die Gesellschaft, in der sie sich befindet, leicht von ihr zurückschrecken könnte, andererseits aber sie selbst sich

gerade auf den ersten Seiten mit einer gewissen Breite in Reflexionen, Erklärungen und Schilderungen ergeht, die zwar auch ihre Schönheiten haben und sogar in gewissem Sinne als nothwendig und zweckmäßig erscheinen, aber doch am Werth hinter der eigentlichen Erzählung zurückbleiben. Die Grundzüge derselben sind etwa folgende: Der Verf., oder wenigstens der Mann, dem die Erzählung selbst in den Mund gelegt wird, erhält eine Einladung zu einem alten Major, der auf seinen Gütern in Ungarn lebt. Er hat denselben auf einer Reise in Italien kennen gelernt als einen schon funfzigjährigen Mann, aber von außerordentlicher männlicher Schönheit und Anziehungskraft für das männliche und weibliche Geschlecht, dabei aber in dem Rufe stehend, daß noch nie eine Frau ihn dauernd zu fesseln vermocht habe. Der Erzähler leistet der Einladung Folge und macht sich zu Fuß auf den Weg, um Ungarn so recht in seiner Eigenthümlichkeit kennen zu lernen. Welchen Eindruck das Land auf ihn gemacht, erfahren wir am besten aus seiner Schilderung, die es wohl werth ist, wenigstens zum Theil hier mitgetheilt zu werden.

Wenn Jemand glauben sollte, ich sei darum in ganz gerader Linie auf die Besitzung des Majors zugegangen, so irrt er gar sehr; so wie mir sein Bild früher immer mit Italien zusammengeflossen war, so webte sich jetzt nach und nach das Antlitz dieses neuen Landes darunter, und es war, als sei dies noch seltsamer und romantischer; ich war über hundert Bäche und Flüsse gegangen, ich schlief bei Hirten und ihren großen zottigen Hunden, ich hatte aus jenen einsamen Haidebrunnen getrunken, die mit dem furchtbar hohen Stangenwinkel zum Himmel sehen; ich aß unter dem tiefherabgehenden Rohrdache — dort lehnte der Sackpfeifer, dort flog der schnelle Fuhrmann über die Haide, dort glänzte der weiße Mantel der Roßhirten — — oft dachte ich mir, wie denn mein Freund in diesem Lande aussehen werde; denn ich hatte ihn nur in der Gesellschaft gesehen, und im Getriebe, wo sich alle Menschen wie die Bachkiesel gleichen; dort war er der glatteste, eleganteste Mann, hier war Alles anders, und oft, wenn ich ganze Tage nichts sah als das ferne violette Dämmern der Steppe und die tausend kleinen weißen Punkte drinnen, die Rinder des Landes, zu meinen Füßen die tiefschwarze Erde: so viel Wildheit, so viel Üppigkeit, so viel Anfang und Jungfräulichkeit, diese Haiden, diese Heerden, ein Volk, in einer uralten Verfassung steckend, aber so frisch lächelnd wie ein Kind im Rocke seines Vaters; dieses Individuelle, dieses Nomadenhafte — es war mir, als sei ich auf einmal in ein frisches Beginnen versetzt, als begänne ich selbst, als hörte ich den Hammer schallen, womit die Zukunft dieses Volks geschmiedet wird — alles Vergehende ist müde, alles Werdende feurig — darum ging ich gern kreuz und quer im Lande herum, sah seine Menschen, erfuhr viele hundert Züge von Naivetät und Kraft, sah seine endlosen Dörfer, sah seine Weinhügel aufstreben, seine Sümpfe und Röhrichte, und weit draußen seine sanftblauen Berge ziehen — — und so nach monatlangem Herumwandern geschah es endlich eines Tages, daß ich auch meinte, nunmehr ganz nahe an dem Hause meines künftigen Gastfreundes zu sein.

Er sieht nämlich in einiger Ferne ein weißes Gebäude, das er für Uwar, das Schloß seines Freundes hält. Von einer mannähnlichen Frau aber, die er auf dem Felde reitend und den Arbeitern Befehle austheilend findet, erfährt er, daß es nicht Uwar ist, doch erbietet sie sich, ihm einen Wegweiser dahin mitzugeben und führt ihn selbst eine Strecke lang durch ein Gebiet, das in dem üppigsten, blühendsten Zustande sich befindet und das ihm mit dem Namen Marosheli bezeichnet wird. So langt er endlich in Uwar an, wo er Alles eigenthümlich, national eingerichtet findet, Haus, Hof, Dienerschaft und den Besitzer selbst. Dieser hat sich ganz der Wirthschaft gewidmet und waltet in derselben als Geist der Ordnung und Cultur mit patriarchalischer Einfachheit. Seine Persönlichkeit erscheint hier noch bedeutender als in den socialen Verhältnissen. Er ist geliebt, angebetet und rühmt selbst, daß er gerade hier das Glück gefunden, hier, von wo er vor 30 Jahren ausgezogen, es zu suchen. Dennoch ist über sein Wesen eine unverkennbare Melancholie ausgebreitet und das Gerücht sagt, es sei, weil er früher über die Frauen eine große Macht ausgeübt habe, nun aber selbst von einem alten häßlichen Weibe bezaubert sei. Es scheint in der That so, denn er erklärt seine Nachbarin Brigitta Marosheli, dasselbe Weib, das der Erzähler reitend gefunden, für das herrlichste Weib auf dieser Erde, er verspricht dem Gast, ihn mit ihr bekannt zu machen. Ehe der Erzähler weiter berichtet, theilt er die Geschichte Brigitta's selbst mit. Wir können uns nicht enthalten Manches davon wörtlich mitzutheilen.

Es ist wundervolles Ding um Das, was wir Schönheit heißen, wir Alle sind gezogen von der Süßigkeit dieser Erscheinung, und wir Alle können nicht sagen, wo sie liegt: jetzt tritt sie uns aus dem Weltall entgegen, jetzt flammt sie aus einem Auge, und jetzt liegt sie wieder nicht in Zügen, die alle nach der reinsten Form geprägt sind —, oft wird sie von keinem Auge gesehen, bis das rechte kommt, oft wird sie vergöttert und angebetet, und ist nicht da: aber fehlen darf sie nirgend, wo zwei Seelen glühen, oder wo ein Herz in Inbrunst und Entzücken schlägt, sonst sind die Seelen todt, und das Herz steht stille. Aus welchem Boden aber diese Blume bricht, ist in tausend Fällen tausendmal anders — und wenn sie da ist, nimm ihr alle Stellen des Keimens, und sie bricht an andern vor, wo du es gar nicht ahnest. Wir Alle knieen vor ihr, und das Einzige, weshalb sich das Leben lohnt, gießt sie allein in das zitternde, beseligte Herz Traurig für Den, der sie nicht hat, oder nicht kennt, oder an dem sie kein fremdes Auge finden kann — selbst das Herz der Mutter wendet sich von dem Kinde ab, wenn sie nicht mehr ob auch nur einen einzigen Strahl dieses Schimmers an ihm zu entdecken vermag.

So war es dem Kinde Brigitta Marosheli geschehen. Im goldenen Prunkbettchen, in schneeweißen Linnen lag es mit dem verdüsterten widrigen Gesichtchen, als hätte es ein Dämon angehaucht; die Mutter wandte das umflorte Auge ab, und heftete es auf zwei kleine schöne Engel, die auf dem reichen Teppich spielten. Wenn fremde Leute kamen, tadelten sie das Kind nicht, und lobten es nicht, und fragten nach den Schwestern. Der Vater war trübe, die Mutter herzte in verzweiflungsvoller Brünstigkeit die andern Kinder, und sah nicht das starre, schwarze Auge Brigitta's, das sich hinheftete, als verstände es die Kränkung. Wenn sie weinte, half man ihrem Bedürfnisse ab, weinte sie nicht, so ließ man sie ruhig liegen, und dann richtete sie die großen Augen auf die Vergoldung des Bettchens oder auf die Schnörkel der Wandtapeten. Später spielte sie in einem Winkel mit Steinchen, sagte Laute, die sie von Niemandem gehört, oder verdrehte die großen wilden Augen wie ein Knabe, der innerliche, dunkle Thaten spielt. Auf die Schwestern schlug sie, wenn sie sich ihrem Spiele einmischen wollten, und wenn die Mutter in einem Anfalle von Liebe und Barmherzigkeit das arme kleine Wesen in die Arme schloß und mit ihren Thränen benetzte, so zeigte dasselbe keineswegs Freude, sondern weinte und wand sich aus den Händen der Mutter.

Diese aber wurde dadurch noch mehr zugleich liebend und erbittert, weil sie nicht wußte, daß die kleinen Würzlein, als sie einst den warmen Boden der Mutterliebe suchten, und nicht fanden, in den Felsen des eigenen Herzens schlagen mußten, und da trotzen.

Diesen Keimen gemäß entwickelt sich Brigitta weiter, in sich eine Fülle von verborgenen Schätzen tragend, aber von Keinem verstanden, von Keinem begriffen, auch als Jungfrau nicht, bis plötzlich ein junger, schöner, bedeutender Mann, Stephan Murai, in den gesellschaftlichen Kreisen erscheint und trotz der vielen blendenden Schönheiten, die sie umgeben, ihr seine Huldigung bringt. Zwar sucht sie dieselbe abzulehnen, aber den tiefen Eindruck, den er auf sie gemacht, kann sie nicht vermeiden, sie kommen sich näher und näher und endlich in einem Momente, wo das Herz überwallte, schlingt sie den Arm um ihn und empfängt von ihm den Kuß der Liebe.

Der Vorhang zwischen den Beiden war nun zerrissen und das Schicksal stürmte fort: in wenig Tagen war Brigitta die erklärte Braut des gefeierten Mannes; sein Instinct, der ihn an dies Wesen gerissen, hatte ihn nicht betrogen, denn erst langsam, dann in reichen Strömen floß ein Paradies aus ihrer Seele in die seine, ein Paradies, das sie selbst nicht gekannt, das so lange verhüllt und zurückgehalten war — er schwamm in Seligkeit; sie war stark und keusch wie kein anderes Weib, weil sie ihr Herz nicht durch Liebesgedanken und Liebesbilder vor der Zeit entkräftet hatte, daher wehte der Odem eines ungeschwächten Lebens in sein Herz —, und weil sie, stets allein, auch allein ihre Welt gebaut hatte, ward er in ein originelles, phantastisch-naives Reich geführt — und wie ihre einsame Phantasie nach und nach vor ihm zu spielen begann, so erkannte er auch ihr tiefes und ihr heißes Lieben, das wie ein goldener Strom in vollen Ufern quoll, in vollen, aber auch in einsamen; denn wie das Herz der andern Menschen getheilt ist zwischen eine halbe Welt, so war das ihre beisammen geblieben, und da es nur ein Einziger erkannt, war es auch nun Eigenthum dieses Einzigen. Und wie in ungemessenem Stolze führte er seine Braut herum, vor aller Augen, daß man sich verdutzt fühlte, und daß selbst Brigitta's Vater vor ihr Achtung und Ehrfurcht gewann.

Die Zeit flog mit rosenfarbenen Flügeln, und das Schicksal mit finstern Schwingen daneben. Der Vermählungstag war vorüber, und noch an demselben Abende, da er sie entzückt in die Arme schloß, hatte er die merkwürdigen Worte gesagt, es sei gar herrlich, daß es so gekommen; das habe er gleich bei ihrem ersten Anblick gefühlt, daß er dieses Weib unendlich werde lieben oder hassen müssen — wie herrlich sei es nun geworden, daß es die Liebe sei — — ihr Bethörten, wißt ihr denn auch ganz gewiß, was es sei? Ein heimlich Verhängniß hat sie geführt, ihn der Natur des Menschenherzens, sie dem dunkeln Geist in ihr entgegen, der sie warnte.

Das Schicksal stürmte fort.

In gleicher Schnelligkeit flogen Tage, Wochen, Monde, das Herz lag noch heiß am Herzen — Brigitta brachte ihm einen Sohn, und dies neue Wunder führte die unbewußten Glücklichen wieder eine Strecke weiter auf dem Ocean: aber allgemach stellte sich das Reich der Gewohnheit ein und das Recht des Tages — die Minuten wandelten nun gemessener und langsamer — damals fing er an, sie gern in Gesellschaft und öffentliche Orte zu führen, und mit noch größerer Liebe und mit noch zarterer Verehrung behandelte er sie vor Menschen, als selbst zu Hause — Brigitta aber, wenn er sich wegwendete, heftete das düstere Auge auf ihn: „Jetzt weiß er, dachte sie, was mir mangelt." Noch hielt sie das erstickende Herz — aber die Nothwendigkeit schritt langsam näher und näher.

Das Herz des Menschen wird von tausend Gewalten gezogen, alle müssen sie geprüft und erschöpft sein, bis das eine bei der edelsten bleibt, sonst ist die neue immer die lockendere — und sinnliche Schönheit ist darunter nicht die letzte der zauberischen Göttinnen.

Man erkennt aus diesen Worten, wie sich die Geschichte weiter wenden muß. Murai lernt im Walde Gabriele, ein wunderschönes Mädchen kennen. Die Schönheit macht ihre Macht geltend, Brigitta merkt es, und nach unsaglicher Qual ermannt sie sich und stark wie sie war, nahm sie das aufgequollene schreiende Herz gleichsam in ihre Hand und zerdrückte es.

Kalt, wie Eis, trat sie eines Tages in sein Zimmer und trug ihm mit sanften Worten die Scheidung an. Da er heftig erschrak, da er sie bat und beschwor, da er alle Gründe dieser Erde erschöpft hatte, sie aber mit derselben Eiseskälte stehen blieb, und nur die Worte wiederholte: Ich habe gesagt, daß es dich reuen würde — ich habe es gesagt — sprang er auf, blitzte sie mit durchbohrenden Blicken an, nahm sie bei der Hand, und sagte mit gepreßter inniger Stimme: Weib, ich hasse dich, ich hasse dich!

Wenige Tage nach diesem Vorfall, ohne auch Gabrielen wiedergesehen zu haben, reist er ab und kehrt nicht wieder. Er sendet den Scheidebrief, überläßt Brigitta auch den Sohn und man hört nichts weiter von ihm. Auch sie bleibt nicht in der Hauptstadt, wo sich dies Alles zugetragen, sondern zieht in ihr Haidehaus Maroshelt und wendet hier ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Erziehung des Sohnes und die Cultivirung der öden Gegend.

Sie nahm Männerkleider, stieg wieder, wie einst in ihrer Jugend, zu Pferde, und erschien unter ihrem Gesinde. Wie der Knabe sich nur auf einem Pferde halten konnte, war er überall mit, und die heischende, schaffende, thätige Seele seiner Mutter floß in ihn — und immer weiter griff diese Seele um sich, der Himmel des Erschaffens senkte sich in sie, grüne Hügel schwellten sich, Quellen rannen, Reben flüsterten, und ein kraftvoll weiterschreitend Epos war ins öde Steinfeld hingedichtet. Und immer weiter, über die Grenzen, über alle Nachbarn schritt die Dichtung weg, man ahmte nach, man stiftete den Verein, Andere wurden begeistert, und hier und da auf der öden blinden Haide schlug sich ein menschlich-freies Walten, wie ein schönes Auge auf.

So hatte sie 15 Jahre gewaltet, als der Major nach zwanzigjähriger Abwesenheit auf seine Güter zurückkehrte, von ihr Thätigkeit und Wirken lernte und zu ihr noch im spätern Alter eine tiefe, innige Neigung faßte. Auch sie hängt mit warmer Hingebung an ihm, aber dennoch stehen sie sich mit einer gewissen Zurückhaltung gegenüber, als schämten sie sich, bei ihrem Alter der Liebe noch Raum zu geben. Nur gegen den Sohn drückte der Major auf das unverhohlenste seine Zärtlichkeit aus, und das Schicksal gestaltete es so, daß er sogar dessen Lebensretter wird. Hierdurch wird zugleich die Katastrophe herbeigeführt. Im Drang der Gefühle verschwindet die letzte Zurückhaltung, Brigitta und der Major sinken sich in die Arme, und nun erst ergibt sich für den Erzähler und Leser, daß der Major kein anderer als Murai ist, der jetzt erst, da die sinnliche Schönheit keinen Anspruch mehr an ihn hat, auf dem Punkte steht, an ihrer Seite das vollkommene auf Anschauung geistiger Schönheit gegründete Lebensglück zu genießen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 357. — 23. December 1843.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 356.)

Indem wir uns erlaubt haben, den Autor mehr als gewöhnlich selbst reden zu lassen, glauben wir einer weitern Besprechung überhoben zu sein. Man wird schon aus den Bruchstücken auf den Geist des Ganzen schließen können und namentlich die Innigkeit und Wärme herausfühlen, von welcher die Darstellung durchdrungen ist. Auch die Idee, die sich von Anfang bis zu Ende als belebender Odem hindurchzieht, daß neben der innern Schönheit auch die äußere ihre Rechte habe und nicht ungestraft verleugnet werden dürfe, daß endlich aber doch der Geist der Sieger bleibe, sobald er nur seine eigene Schönheit und Harmonie aus sich heraus entfaltet und nun sich zur sinnlichen Anschauung gebracht habe — diese Idee liegt so offen und in ihrer Wahrheit so überzeugend vor Augen, daß sie keiner nähern Besprechung bedarf. Indem wir daher nur noch einmal recht dringend auf die Lecture dieser Novelle aufmerksam machen, brechen wir ab und gehen zu den anderweitigen Gaben des Taschenbuchs über. Leider sind diese fast sämmtlich so schlecht und unbedeutend, daß sie nicht werth sind, neben der ersten Novelle einen Platz einzunehmen. Namentlich gilt dies von der zweiten Novelle „Der Schauerman", von J. P. Lyser, ein Machwerk der ordinairsten Sorte, dessen sich der Verf. der „Kunstnovellen" schämen sollte. Weniger gemein, aber völlig plan- und charakterlos ist „Der Spion", von A. v. Schaden, und nichts weiter daran zu loben, als daß sie wenigstens in ihrer Leere mit rapider Schnelligkeit fortschreitet. Die vierte Erzählung endlich „Schach der Liebe", von Walter Tasche, hat nur einen originellen Titel, der Stoff selbst dagegen ist ein sehr verbrauchter und erinnert an die Mythe von der Atalante, nur daß das Wettrennen in derselben hier in ein Wettschachspiel umgewandelt ist. Eine tiefere Idee oder Neuheit der Gestaltung haben wir nicht daran entdecken können. Die lyrischen Beiträge sind sämmtlich unbedeutend, auch die beiden Kleinigkeiten von Rückert nicht ausgenommen. Am interessantesten ist noch „Eigenheit" von J. G. Seidl, worin er sich gegen den Vorwurf vertheidigt, daß er sich nicht zu einer größern Dichtung concentrire, sondern seine Kraft in einer Masse von kleinen Gedichten zersplittern lasse. Unter den Bildern sind manche gute, namentlich das Bildniß von Seidl und einige ansprechende Mädchengesichter, unter denen besonders das von Maria hervorgehoben zu werden verdient.

5. Lilien.

Der Herausgeber und Verfasser dieses Taschenbuchs, E. v. Wachsmann, scheint der Ansicht zu sein, daß es sich auch auf geistigem Terrain bequemer bergab als bergauf geht, wenigstens hat er die vier Erzählungen, mit denen er in diesem Jahrgange seine Leser erfreut, so angeordnet, daß die erste derselben den höchsten, und jede folgende einen beträchtlich tiefern Platz einnimmt. Wir halten diese Maßregel für nicht politisch: denn den letzten Geschmack behält man im Munde; und um wenigstens zu verhüten, daß die Leser d. Bl. mit ungünstigem Urtheil von den „Lilien" Abschied nehmen, wollen wir bei unserer Besprechung derselben den umgekehrten Weg einschlagen und, wie ein Jude, der die schlechtesten Waaren zuerst vorlegt, von hinten anfangen.

Die letzte der Novellen ist „Ahnungen" betitelt und rechtfertigt diesen Titel nur durch den Umstand, daß ein polnischer Offizier auf Veranlassung eines Traums, den er schon früher zweimal gehabt und in Folge dessen jedesmal einer seiner Brüder gefallen ist, bei seinem von Guerrillasangriffen bedrohten Ausmarsch aus Spanien einem deutschen Kameraden mit Gewißheit seinen nahen Tod voraussagt und auch wirklich noch am nämlichen Tage fällt, im gleichen Momente aber einem deutschen Edelmanne, der ihn einst an die Kosacken hat verrathen wollen und sich nach seiner Flucht des von ihm vergrabenen Schatzes bemächtigt hat, als Geist erscheint und ihm von dieser Zeit an in keiner Nacht Ruhe läßt, bis jener deutsche Kamerad, dem der polnische Offizier den vergrabenen Schatz vermacht hat, bei ihm anlangt, ihn zum Geständniß seiner Schuld veranlaßt, den Schatz von ihm ausgeliefert erhält, und der Bestimmung des Erblassers gemäß sich mit der Nichte des Edelmanns, die dem Polen einst zu der bereits erwähnten Flucht geholfen, verheirathet. Das ist die ganze Geschichte, in der Ausführung so langathmig und schwer verdaulich wie der Satz, in den wir sie eben zusammengedrängt haben. Wenn der Verf. meint, durch solche Erzählungen Interesse oder gar Glauben für

übernatürliche Erscheinungen erwecken zu können, so ist er sehr im Irrthum. Wenn diese Wirkung erfolgen soll, müssen sie einerseits weit pikanter sein, andererseits den Stempel einer kaum zu bezweifelnden Beglaubigung an sich tragen. Als bloße Erfindung erwecken sie durchaus keine Spannung; es müßte denn höchstens bei solchen Lesern sein, die jede Erzählung, die sie gedruckt vor sich sehen, für eine wahre Geschichte halten. Ein solches Publicum aber hat der Verf. wol schwerlich im Sinne gehabt.

Die vorletzte Erzählung: „Der Fremde", steht wenigstens insofern höher, als sie sich an einen bestimmter ausgeprägten, mit eigenthümlichen Nebenvorstellungen verknüpften Volksglauben anschließt, nämlich an die Vampyrsage. Dadurch erhält sie etwas Charakteristisches und, insofern der Stoff noch nicht gar zu oft ausgebeutet ist, Originelleres, Wirksameres, Fesselnderes, als die eben besprochene Erzählung. Im Übrigen hat sie ebenfalls keinen besondern Werth, namentlich verdient es Tadel, das die Scenerie gar zu sehr an die Romane der gewöhnlichsten Sorte erinnert. An Byron's „Vampyr" darf man natürlich gar nicht denken, wenn man es noch irgendwie lesbar finden soll.

Einen bedeutend höhern Rang nimmt die zweite Erzählung ein: „Haß und Liebe", die als eine wahre Begebenheit bezeichnet wird. Sie spielt in Nordamerika und behandelt eine Criminalgeschichte. Ein junger Mann, Charles Beauchamp, der sich auf dem Gute seiner Tante in Kentucky aufhält, lernt eine junge Dame — Anna — von außerordentlicher Schönheit, Bildung und Liebenswürdigkeit kennen, die sich, ohne daß man von ihren Verhältnissen etwas Näheres weiß, als daß sie eine treffliche Jägerin ist und sich namentlich viel mit Pistolenschießen beschäftigt, in der Nachbarschaft angekauft hat. Er gewinnt sie lieb, und da auch seine Tante die Wahl begünstigt und er wiedergeliebt zu sein glaubt, sucht er um ihre Hand nach. Sie aber verweigert dieselbe mit der Erklärung, daß sie seiner nicht würdig, daß sie eine Verworfene, mit Schande Beladene sei. Als er weiter in sie dringt, erzählt sie, daß Oberst Sharp, derselbe Mann, den Beauchamp als seinen Gönner verehrt hat, der allgemein geachtet und der allein im Stande gewesen ist, durch seine geistigen und dem Schein nach auch moralischen Vorzüge Anna's hohe Anfoderungen zu befriedigen, sie verführt und darauf verlassen und dem Schimpf und der Schande preisgegeben habe, und daß sie nicht eher Ruhe finden könne, als bis sie sich an ihm durch seinen Tod gerächt habe. Darum habe sie sich im Pistolenschießen geübt und ihm bereits einen Zweikampf angetragen, er aber habe dieses Duell als eine für einen Mann unwürdige und für eine Frau lächerliche Sache aus Feigheit zurückgewiesen. Hierauf bietet sich Beauchamp selbst als ihren Rächer an, und gegen dies Versprechen gibt sie ihm die Hand. Beauchamp reist nun wirklich zu Sharp und bietet ihm an gelegenem Orte einen Zweikampf an. Dieser aber zeigt sich zerknirscht, will nicht kämpfen, und Beauchamp, der die Reue für wahr hält, vermag es nicht, ihn, der sich zu keiner Gegenwehr verstehen will, niederzustoßen. Bald darauf aber entblödet sich Sharp nicht, Anna öffentlich zu beschimpfen. Dies beweist, daß er nur aus Feigheit Reue geheuchelt, und so wird ihm aufs neue der Tod angedroht. Wirklich wird er unter Umständen, die den Mörder zweifelhaft lassen, bald darauf ermordet; der Verdacht fällt jedoch auf Beauchamp, dieser wird eingezogen, und nun beginnt die Untersuchung, die endlich mit einer Verurtheilung Beauchamp's endigt. Dieser hat die That bisher stets geleugnet und erklärt noch jetzt die Aussagen der Zeugen, auf welche dies Urtheil gegründet ist, für falsch; dennoch gesteht er die That freiwillig ein und erleidet demzufolge die Todesstrafe. In derselben Stunde stirbt auch Anna. Diese Geschichte, besonders die erste Hälfte derselben, ist so erzählt, daß man an den beiden Hauptpersonen lebhaften Antheil nimmt. Der Stil ist edel, die Beschreibung der Scenerie lebendig, die Zeichnung der Persönlichkeiten treffend, die Schilderung der Seelenzustände warm und an manchen Stellen wirklich ergreifend. Gegen das Ende erlahmt die Kraft des Verf. Das poetische Element geht fast gänzlich im juristischen und criminalistischen unter, und vom juristischen Standpunkte betrachtet erscheint doch die Darstellung wieder zu ungenau und oberflächlich. Dennoch macht auch der Schluß keinen übeln Eindruck, weil sich darin ein gerechter und natürlicher Verlauf zu erkennen gibt. Dem Verf. als moralischem Richter ist jedoch der Vorwurf zu machen, daß er das sittliche Unrecht, das in Beauchamp's Handlung liegt, fast zu wenig als solches hervorhebt und namentlich ihn von aller innern Unruhe und Gewissensangst freispricht.

Die vollendetste der hier gebotenen Novellen ist, wie schon gesagt, die erste, „Die Nebenbuhlerinnen" betitelt. Sie hat ebenfalls eine historische Basis unter sich, und so bewährt sich, was schon früher ein Berichterstatter über Wachsmann aussprach, daß seine Productionen um so zweideutiger im Werthe würden, je mehr sie sich vom positiven Grund und Boden der Geschichte in die Sphäre der Phantasie verstiegen. Der Stoff der „Nebenbuhlerinnen" ist der Geschichte Rafael's entlehnt, und zeichnet sich für eine Novelle dieses Umfangs und Charakters durch Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit aus. Die meisten Personen, die darin verwebt sind, tragen einen geschichtlich berühmten Namen: außer Rafael und seinen Schülern unter Andern Michel Angelo, Sebastiano del Piombo, Agostino Chigi, Leo X., Pietro Aretino, Francesco Neri und vor Allen La Fornarina, Rafael's Geliebte, deren Bild noch jetzt in der Galerie zu Florenz prangt, die ihm aber auch als Vorbild zu vielen andern Gemälden, namentlich zur Madonna della Sedia, gesessen hat. Alle diese Personen treten den Überlieferungen oder dem Charakter ihrer Producte gemäß mehr oder minder lebendig vor die Augen des Lesers und unterhalten ihn durch interessante, stellenweise selbst geistreiche Gespräche über künstlerische und sociale Interessen der damaligen Zeit, besonders über berühmte Gemälde Rafael's und anderer Meister. Unter Allen strahlt natürlich Rafael am glänzendsten hervor, jedoch nur als Künstler; als Mensch ist er keines-

wegs zum Ideal erhoben, wie es so häufig mit Romanhelden geschieht, auch erscheint er durchaus nicht als der sentimentale, transparente Schwärmer, zu dem ihn andere Dichtungen gestempelt haben. Vielmehr ist er als ein höchst sinnlicher, genußsüchtiger, den Freuden und Wollüsten des Lebens hingegebener Jüngling gezeichnet, der schwach genug ist, sich durch eine zwiefache Neigung fortreißen zu lassen. Die eine derselben ist seiner alten Jugendgespielin gewidmet, der Fornarina, einer sinnlichen, feurigen Natur, die aber einer Verheirathung mit ihm entsagt hat, weil sie seinen Leichtsinn erkannt hat und zur Überzeugung gelangt ist, daß der künstlerische Genius frei und ungebunden sein müsse und in den Fesseln der Ehe und Häuslichkeit nur untergehen könne. Seine zweite Geliebte ist Maria, die Nichte eines Cardinals, die ihn durch enthusiastische Bewunderung und kluge Beurtheilung seiner Werke und durch ihre mehr ätherischen als sinnlichen Reize angezogen hat. Mit ihr hat er sich, mehr durch die äußern Umstände als durch innern Drang dazu getrieben, förmlich verlobt — doch so, daß nach einem Jahre Jeder von Beiden das Band wieder lösen kann. In der That fühlt er sehr bald die Fesseln, die ihm durch eine Verlobung angelegt sind, und noch mehr wird ihm dies Verhältniß lästig, als plötzlich die alte Geliebte wieder erscheint und Alles, ja selbst ihren Ruf und ihre Tugend daran setzt, um ihn von der Verbindung mit Maria abzuhalten. Maria erhält indeß eine Ahnung von dieser seiner Liebe und die Eifersucht nimmt ihr Herz gefangen. Unglücklicherweise vereinigen sich mehre Umstände, diese Eifersucht immer höher und höher zu steigern, bis sie endlich durch eine Reihe gutgezeichneter peinlicher Situationen hindurch zur Fornarina selbst gelangt, sich von der edeln Natur derselben und der Wahrheit ihrer Ansicht über die Nothwendigkeit eines ungebundenen Künstlerlebens überzeugt und gleichfalls auf eine eheliche Verbindung mit Rafael Verzicht leistet. Doch hat sie nicht dieselbe Kraft es zu ertragen, und schon nach wenig Wochen wird sie die Beute einer verzehrenden Krankheit.

Fragt man nach der dem Ganzen zum Grunde liegenden Idee, so ist es offenbar der Grundsatz der Fornarina, daß der Künstler nur im Zustande einer völligen Freiheit und Ungebundenheit das höchste Ziel, das ihm vorgesteckt ist, erreichen könne und daß selbst Tugend, Liebe und Sitte sich ihm zum Opfer bringen müssen. Es liegt gewiß viel Wahres in diesem Gedanken. Unsere sublunarische Welt ist einmal von der Art, daß, wo eine Vollkommenheit in vollster Pracht sich entfalten soll, eine andere ihr Platz machen muß. Dennoch können wir mit der Art und Weise, wie der Verf. diesen Gedanken hingestellt hat, uns nicht befriedigt fühlen. Es liegt nämlich nach unserer Ansicht etwas tief Tragisches in ihm. Der Künstler, indem er ein Herz zerbricht, wird nothwendig dadurch selbst zur tragischen Person, und muß an eben der Vollkommenheit und Göttlichkeit, die er durch jene Rücksichtslosigkeit und Ungebundenheit errungen hat, zu Grunde gehen. Dieser Untergang hat nichts Beleidigendes, sondern er wirkt erschütternd und erhebend zugleich; durch ihn erst wird eine Versöhnung des Widerspruchs zwischen Kunst und Sittlichkeit herbeigeführt. Diese Abschließung seiner Idee hat der Verf. versäumt und ist mithin auf halbem Wege stehen geblieben. Das ist es, was seine Novelle um den Namen einer wirklichen Dichtung bringt, auf den sie sonst, namentlich wenn auch der Stil überall den Stempel der Fabrikarbeit abgelegt hätte, in vielen Beziehungen Anspruch machen könnte. Ein paar Bruchstücke aus Michel Angelo's Reden mögen zeigen, wie sich zwischen interessante und treffende Mittheilungen so manche leere und wohlfeile Phrasen eingeschlichen haben.

Stolz muß der Künstler sein, rief Michel Angelo. Ich denke, ich habe durch zu große Höflichkeit unserm Stande nichts vergeben. Mit Papst Julius hatte ich oft harte Tänze. So kam er einst eines Morgens in die Sixtinische Kapelle. Er war gewaltig übel gelaunt, tadelte bald Dies und Das, und endlich auch, daß ich in den Gemälden des Alten Testaments an der Decke kein Gold gebrauchte, wie doch die alten Maler bisher gethan. Nun ward es mir zu arg. Heiliger Vater, schrie ich vom Gerüst herunter, ich male lauter geistliche Männer, und für diese schickt sich kein Kleiderprunk. Der gute Herr war so böse, daß er u. s. w.

Bald darauf fährt er fort:

Da ist Seine jetzt regierende Heiligkeit ein ganz anderer Herr — ein wenig freigebiger könnte er sein, ohne daß es ihm etwas schaden würde — aber sanft ist er, und einen guten Spaß nimmt er auch nicht übel. Da hab ich, wie ihr wißt, in dem Gemälde über dem Altar, in dem letzten Gericht, die sieben Todsünden und eine ganze Legion Teufel angebracht. Kommt da der Ceremonienmeister und tadelt, daß die Figuren für ein Kirchengemälde zu entblößt und in unanständigen Stellungen gemalt wären. Was thue ich? Der Abbate hat eine Physiognomie, die so hübsch zu den sieben Todsünden paßt, ich male ihn also, und zwar in der anständigsten Stellung, mitten hinein. Der Mensch sollte es mir Dank wissen, er kommt so auf gute Manier auf die Nachwelt. Statt dessen läuft er zu Seiner Heiligkeit, erhebt ein so gewaltiges Geschrei, daß der gute Herr mir gestern zumuthete, ich solle den Ceremonienmeister aus der Hölle herauslassen. Ich aber sagte respectvoll: Eure Heiligkeit, das kann nicht sein, denn aus der Hölle ist keine Erlösung! Und, per Bacco, der Mensch soll mir darin bleiben, so lange die Farbe hält, und das, denke ich, wird noch ein paar hundert Jährchen der Fall sein.

Die dem Taschenbuche beigegebenen Stahlstiche enthalten Bildnisse weiblicher Figuren, die in den Erzählungen vorkommen. Sie sind technisch gut ausgeführt und bis auf Mathilde leidlich hübsch; es fehlt ihnen aber alles Charakteristische, und so wäre es besser gewesen, sie zu den Erzählungen in gar keine Beziehung zu setzen. Am auffallendsten ist dies mit dem Bildniß der Fornarina. Der Künstler hätte jedenfalls besser gethan, statt seiner Erfindung eine Nachbildung des Rafael'schen Portraits zu liefern, wie es zufälligerweise im „Immergrün" geschehen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Histoire des comtes de Flandre jusqu'à l'avénement de la maison de Bourgogne par *Edward le Glay*. Erster Band. Paris 1843.

Als die römischen Legionen, Cäsar an der Spitze, in den nördlichen Theil von Gallien kamen, fanden sie ein Land, wohin kein Strahl der damaligen Bildung gedrungen war. Die Römer behaupteten diese Länder vier Jahrhunderte hindurch

ohne — wenn man von vereinzelten Überresten absieht — wirkliche Spuren ihrer Herrschaft zurückzulassen. Es war erst dem Christenthume vorbehalten, die Bewohner dieser Gegenden zu civilisiren. Unglücklicherweise wurden die Bestrebungen der Bischöfe, die unter diesen ungebildeten Völkern den christlichen Glauben predigten, gehemmt durch den Einfall der Franken, sodaß der Länderstrich zwischen dem Rhein und der Nordsee erst dem Christenthume gewonnen wurde, als Clovis sich taufen ließ. Erst von jetzt an fingen die Keime der Civilisation an sich zu entfalten. Sie verbreitete sich immer mehr, je mehr das Christenthum an Ausdehnung gewann. Schon im 7. Jahrhundert werden überall Kirchen und Klöster gegründet, und nicht lange bilden sich überall, wo sich ein christlicher Tempel befindet, Städte. Nachdem die kleinen Könige (reguli), die bis dahin unabhängig geherrscht hatten, von Clovis unterworfen waren, verschmolzen auch die eingeborenen Belgier allmälig mit den Franken zu einem Volke. Die zahlreichen Einfälle der Normänner machten eine vollständige politische Organisation nöthig und veranlaßten, wie man wol annehmen kann, die Einsetzung der flandrischen Grafen, deren Geschichte sich bis zu den Merovingern hinaufsteigt und die sich in der ungeheuren Monarchie Karl's V. sieben Jahrhunderte später auflösen.

Dies sind mit ein paar Strichen die einleitenden Betrachtungen, welche diesem neuen Werke von Le Glay vorausgeschickt sind. Die eigentliche Geschichte fängt bei ihm mit dem Jahre 863 an, wo Balduin der Eisenarm, Sohn Ingelran's, von Karl dem Kahlen, mit dessen Tochter er sich heimlich vermählt hatte, zum Grafen erhoben und mit dem Länderstriche zwischen der Schelde und dem Ocean belehnt wurde. Balduin nahm seine Residenz in Brügge, der Hauptstadt dieses Gebiets, das schon seit dem 6. Jahrhundert den Namen Flandern geführt hatte.

Der erste Band dieses trefflichen Werks geht bis auf die Schlacht von Bouvines (1214) und umfaßt also die Regierungen folgender Grafen und Gräfinnen von Flandern: Balduin Eisenarm und Balduin der Kahle (862 — 919), Arnold von Wien und Balduin III. (919 — 964), Arnold der Junge und Balduin Schönbart (964 — 1036), Balduin von Lille und Balduin von Bergen (1036 — 70), Arnold III. und Robert der Friese (1070 — 93), Robert von Jerusalem und Balduin mit der Axt (1093—1119), Karl der Gute (1119 — 27), Wilhelm (1127 — 28), Thierry vom Elsaß (1128 — 68), Philipp vom Elsaß (1168 — 91), Margaretha vom Elsaß und Balduin der Muthige (1191 — 95), Balduin von Konstantinopel (1195—1204), Johanna von Konstantinopel und Ferdinand von Portugal (1204 — 14).

Der Verf., bekannt durch mehre sehr gehaltreiche Arbeiten, von denen ein Theil in den werthvollen „Archives littéraires du Nord" niedergelegt ist, stützte sich bei seinem neuesten Werke auf sehr umfassende und sehr gründliche Studien. Seine Stellung als Conservator am Archiv zu Lille erlaubte ihm überall aus den Quellen zu schöpfen. Seine Schrift ist ein schönes Seitenstück zu Barante's trefflicher Geschichte der Herzoge von Burgund. Offenbar hat ihm dies berühmte Werk bei seiner Arbeit auch vor Augen geschwebt, nur hat er die allzu große Breite, in die Barante zuweilen fällt, möglichst zu vermeiden gesucht. 6.

Notizen.

Christlicher Teufelsglaube.

In unsern Tagen, da man so erstaunlich viel von Christenthum und Christlichem, christlich Germanischem oder germanisch Christlichem, historisch Christlichem, echt Christlichem, uralt Christlichem, ewig Christlichem u. dgl. mehr vernimmt; da man jeden Augenblick belehrt wird, der Geist des Christenthums wirke so und so, das Christenthum fodere Das und Das, der christliche Staat habe die oder die Aufgabe — muß immer wieder und wieder erinnert werden, daß es gar kein specifisch Christliches gibt, sondern daß in jeder Zeit was man christlich nannte nur der Ausdruck des Zeitgeistes war. Im 16. Jahrhundert war der Glaube an den Teufel und an Teufelswerke, an Besessenheit und Hexerei ein nothwendiger und unabtrennbarer Bestandtheil des Christenthums. Der christliche Staat lieh diesem Glauben seinen Arm und verbrannte Hexen. Wie unbefangen und zuversichtlich der Teufelsglaube gehegt wurde, wird man unter Anderm aus folgender Stelle sehen, die ich den vor kurzem erschienenen „Zurich letters" entnehme. Bischof Parkhurst nämlich schreibt (man bedenke, nach bereits gestalteter Glaubensverbesserung): „Eine junge Niederländerin von 17 oder 18 Jahren, die bei einem Prediger in Norwich diente, wurde während eines ganzen Jahrs jämmerlich vom Satan geplagt. Jedoch unter allen Versuchungen und Zwackungen hielt sie standhaft im Glauben aus und widerstand dem Widersacher mit mehr als männlicher Kraft. Da endlich durch Gottes Hülfe der Teufel überwunden war und sie verließ, fiel er fast in dem nämlichen Augenblick einen Senatorssohn an, den er ebenfalls mehre Wochen lang unglaublich plagte. Ich ließ in den Kirchen öffentlich beten und schrieb ein Fasten bis zum Abend aus. Der Herr erbarmte sich auch des Knaben und überwand den Feind. Der Knabe war 13 oder höchstens 14 Jahre alt und für sein Alter wohl bewandert in der Schrift, die er, standhaft im Glauben, gegen den Feind kühnlich handhabte. Der Herr lebt, durch den dieser Knabe und jenes Mädchen, beide übrigens von einer schwachen Constitution, in den Stand gesetzt wurden, einen so großen und furchtbaren Gegner zu besiegen."

Ein Brief von Crabbe an Dr. Cartwright.

Juni 18[illegible]

Jetzt, mein lieber Herr, fange ich zu glauben an, daß ich, auf gut Glück, ein großer Mann bin; ein Mann, von dem gesprochen wird, nicht ganz so viel als von Nicholson, der seinen Herrn todtschlug, oder von Peg Nicholson, der Se. Majestät gern todtgeschlagen hätte, aber doch gesprochen, ganz anständig und gerade genug, daß man es Ruf nennen kann, denn, sehen Sie, ich erhalte Briefe, adressirt an mich als Schriftsteller von Fremden und fremdartigen Bewunderern, und ist das nicht Ruf? Nicht weniger als vier Briefe von Herren und Damen liegen in diesem Augenblicke vor mir, und ich prahle damit vor Ihnen, wie ich auch vor Sir Walter Scott zu thun gedenke, dessen Brief vom 18. ich noch zu beantworten habe, und wahrhaftig, er soll wissen, was für ein Mann ich bin. Ein Herr aus der Stadt verlangt, ich soll mich malen und in Kupfer gestochen vor meine Bücher stellen lassen. Ferner, eine Dame (sie weiß mein Alter nicht, noch ich das ihrige) ladet mich zu einer Partie ins Gebirge ein, damit ich die erhabene Natur sehe und sie beschreibe in meiner schönen u. s. w. Gut. Drittens, eine andere Dame offerirt mir einen Stoff für ein neues Werk, welches, wenn ich es ausarbeitete, in meiner pathetischen u. s. w. Und endlich ein junger Poet bittet mich um mein Urtheil über seine Verse, indem er, wie Sie denken können, allerlei vortreffliche Sachen über die meinigen beimengt. 48.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 358. —— 24. December 1843.

Taschenbücherschau für das Jahr 1844.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

6. Bettlers Gabe.

Der vorliegende Jahrgang des Taschenbuchs bringt vier Erzählungen: „Die Blutrache, Episode aus dem Tscherkessenkriege", „Frauenwerth", „Der Besbosnoi" und „Er und seine Söhne", sämmtlich von **Wilhelm Müller**, dem Begründer und Herausgeber dieses Almanachs. Da sie wiederum ganz das nämliche düstere Colorit tragen, das man an den Producten dieses Schriftstellers gewohnt ist, sich abermals um Blutrache, Blutschuld und ähnliche Stoffe drehen, die er von jeher zum Gegenstande der Behandlung gemacht hat, überhaupt ganz dieselben Vorzüge und Fehler enthalten, die schon so oft in seinen Erzählungen anerkannt und gerügt sind — so hält es Ref. für überflüssig, sich auf eine nähere Erörterung derselben einzulassen, und begnügt sich damit, nur seine Verwunderung darüber auszudrücken, wie sich ein unverkennbar tüchtiges Talent so ganz in die Anschauung der Nachtseiten und Schreckensbilder des Lebens versenken kann, welche, wenn sie allein und ohne Abwechselung unsere Blicke fesseln, so wenig geeignet sind, die Wirkung auf uns zu machen, welche die Poesie machen soll. Schwerlich kann er sich dabei innerlich wohl fühlen, oder es ist nur jenes Wohlgefühl, das auch die tiefste Schwermuth, ja selbst die Verzweiflung durchdringt. Findet er darin Befriedigung, so sollte er wenigstens den Lesern der Taschenbücher nicht eine gleiche Natur zutrauen, und den düstern Effect seiner Erzeugnisse durch Aufnahme heiterer Erzählungen von andern Verfassern zu mildern suchen. Es fehlen aber dieses Jahr auch die lyrischen Beiträge von Cornelius u. A., die wenigstens etwas Licht auf die finstern Gemälde fallen ließen. Müssen wir dieser Anordnung unsern Beifall versagen, so können wir uns dagegen mit der Entfernung der artistischen Gaben aus einem Taschenbuche, das als die Gabe eines Bettlers bezeichnet wird, nur einverstanden erklären. Nur ein Titelkupfer, den Autor selbst darstellend, begleitet dasselbe, und wird gewiß Allen, die sich für ihn interessiren, willkommen sein.

7. Sonnenblumen.

Der Verf. dieses schmucklosen, rein novellistischen Taschenbuchs ist bekanntlich **Friedrich Adami**, ein routinirter Erzähler, der seine Stoffe theils aus geschichtlichen, theils aus gerichtlichen Quellen zu schöpfen pflegt und mit Hinzufügung von etwas mehr oder weniger Geist und Gewürz daraus in der Regel ein, wenn auch nicht sehr feines, doch fürs Haus genießbares Getränk zu brauen versteht. Unter den diesmaligen Gaben ist die erste die bedeutendste. Sie behandelt die Hinrichtung Egmont's durch Alba, und die Conflicte, in welche dieser mit seinem Geheimschreiber Don Juan, dem Grafen von Vargas, und seinem Sohn Don Luis verwickelt wird. Als die Hauptfigur und der interessanteste Charakter der Geschichte erscheint der Graf von Vargas. Äußerlich nämlich stellt er sich als den eifrigsten Anhänger Alba's und den erprobtesten Feind der Niederländer dar, der schon oft Alba zu den schreiendsten Misgriffen und härtesten Maßregeln verleitet hat; innerlich aber ist er der treueste Niederländer, der verkappte Artevelde und Vater des Don Luis und nimmt jenen Standpunkt blos ein, einerseits, um von demselben am sichersten für das wahre Wohl des Vaterlandes wirken zu können, andererseits um die Niederländer immer heftiger gegen Alba und die spanische Herrschaft überhaupt aufzustacheln. Dieser Weg ist freilich ein falscher und führt ihn dem Untergang entgegen; aber eben dadurch gewinnt er ein poetisches, namentlich tragisches Interesse, dessen Tiefe der Autor nur leider nicht zu erschöpfen verstanden hat. Überhaupt ist er glücklicher in der Entwerfung der Charaktere und Situationen als in der Ausführung, die sich leicht mit einer oberflächlichen und den Hauptpunkt nicht recht ins Auge fassenden Darstellung begnügt.

Die zweite Novelle nach **Ducange** führt den Titel: „Die Jungfräuliche", und ist eine ganz gewöhnliche Maitressengeschichte aus der Zeit Ludwig's XV. Ein junger Edelmann erhält vom König eine Offizierstelle und zugleich eine reichausgestattete, schöne junge Frau. Er muß aber unmittelbar nach der Trauung abreisen und ein Jahr lang auf alles Weitere Verzicht leisten unter dem Vorwand, daß sie noch zu zart, zu jungfräulich sei. Er fügt sich. Plötzlich hört er, daß sie lebensgefährlich krank sei — er eilt bestürzt zu ihr und findet sie im — Wochenbette.

Die dritte Novelle: „Ein Tochterherz", behandelt nicht ohne Geschick wieder einen ernstern Stoff: die auf-

dauernde Liebe einer Tochter zu ihrem unglücklichen Vater; die vierte dagegen: „Auch eine Heirath aus der Kaiserzeit", ist komischen Charakters und dreht sich um einen jungen Maler, der gewaltsamerweise mit einem in ein Mädchen verkleideten Mann verheirathet wird. Von den „Criminalgeschichten aus der berliner Vorzeit" endlich, welche das Taschenbuch beschließen, ist die zweite „Die beiden Henker" betitelt, die pikantere.

8. Blumenalbum.

Wer mag heutzutage, wo Alles nach Preßfreiheit schreit und frei von der Leber sprechen will, noch durch die Blume reden? Ach es mag es Keiner, aber Jeder muß es, wenn er nicht ganz schweigen will. Daher bleibt es immer noch dankenswerth, wenn uns Herr Dräxler-Manfred in diesem Album mit einer Blumensprache beschenkt, deren sich volle Herzen, wenn der Mund nicht übergehen darf, bedienen mögen. Wie bequem wird es z. B. dadurch einem Plebejer gemacht, einem stolzen Aristokraten in aller Höflichkeit seine Meinung zu sagen. Er braucht ihm nur eine Camellie zum Präsent zu machen und deutet ihm dadurch an:

> Dein Prunken trifft der Tadel,
> Dein vornehmes Begehr;
> Im Geiste steckt der Adel,
> Und nicht im Stammbaum mehr.

Umgekehrt braucht der Aristokrat dem Plebejer nur ein wenig Kümmel zu reichen, und er gibt ihm damit zu verstehen:

> Gar herbe klingt der Kümmel:
> Wer vor der Roheit Schimmel
> Nicht zarten Sinn bewahrt,
> Bleibt lebelang ein Kümmel.

Sie können sich Beide ihre Herzensmeinung nicht offener ausdrücken und dennoch werden sich Beide noch beieinander bedanken müssen. Schade, daß der Verf. an eine Anordnung der Blumensprache zu derartigem Zwecke, namentlich zu einem Gebrauch auf dem Gebiete der Politik gar nicht gedacht, sondern sie blos für erotische Tendenzen eingerichtet hat. Kennt Hr. Dräxler-Manfred nicht das Herwegh'sche „Wir haben lang genug geliebt, und wollen endlich hassen"? Und was soll die erotische Poesie mit der Blumensprache, sie, der noch kein Censor das Maul verboten hat? Eine politische, eine publicistische Blumensprache thäte noth, der Liberalismus ist es, der der verblümten Redensarten bedarf und wenn Hr. Dräxler-Manfred das rechte Bedürfniß der Zeit begriffen hätte, würde er hier sein Rhodus erkannt, hier gezeigt haben, daß er zu tanzen versteht. Unter Dem, was er wirklich geleistet hat, ist manches Zarte, manches Treffende, manches Pikante, — aber auch viel Seichtes, viel Mittelmäßiges, viel Mislungenes. Hohen ästhetischen Werth hat das Büchelchen nicht, aber für das praktische Bedürfniß der Liebenden bietet es reichlichen Stoff dar — für jede Blume zwei Sinnsprüche, zwei in abendländischem, zwei in morgenländischem Geschmack. Außerdem bringt es eine Blumensymbolik der Franzosen, einen Blumenkalender nebst Blumenuhr, eine Farbensymbolik und eine Übersicht der Empfindungen und Gedanken, die durch Blumen bezeichnet werden können. Auch colorirte, Blumen darstellende Bilder sind beigefügt, zum größten Theil nicht übel ausgeführt, aber doch wenig Interesse gewährend, weil zu bekannte Blumen gewählt sind. 87.

Fortschritt der Nation.

Unter diesem bis zur Unverständlichkeit kurzen und, wenn erklärt, insofern etwas stolzen Titel, als zwischen „der" und „Nation" die Beifügung des Worts „englischen" für unnöthig erachtet worden ist, erschien 1836 in London der erste Theil eines Werks: „Progress of the Nation", von G. R. Porter, das den Zweck haben sollte, die Fortschritte der englischen Nation in socialer und ökonomischer Hinsicht vom Anfange des 19. Jahrhunderts bis auf die gegenwärtige Zeit durch eine Reihe statistischer Angaben darzulegen. Die zwei Abschnitte des ersten Theils handelten ihrer Überschrift gemäß von Population und Production. 1838 erschien der zweite Theil und behandelte Waaren-Austausch, Einkünfte und Ausgaben. Jetzt, 1843, hat der dritte und letzte Theil die Presse verlassen und bespricht Consumtion, Accumulation, sittliches Fortschreiten und auswärtige Verbindungen. Alle drei Theile zeugen für den klaren Blick und die Unermüdlichkeit des Verf., dem allerdings seine Anstellung beim Handelscollegium das Erlangen der nöthigen Daten erleichterte, der aber auch keineswegs mit Zusammentragung statistischer Notizen sich begnügt, sondern auf den Grund officieller Tabellen die Ursachen zu erforschen gesucht hat, welchen „England sein dermaliges außerordentliches Übergewicht über alle civilisirten Nationen" beizumessen habe. Sowol die Möglichkeit, daß der erste und zweite Theil bereits in d. Bl. Erwähnung gefunden, als das Unthunliche einer ins Detail gehenden Anzeige empfehlen das Ausheben einiger Notizen des dritten Theils als Mittel, deutsche Aufmerksamkeit auf das ganze Werk zu lenken.

Die seit Jahren aus England verbreitete Klage, daß eine zur Bevölkerung außer Verhältniß stehende Menschenmenge fortwährend ohne Beschäftigung sei, wird einigermaßen durch die Bemerkung widerlegt: „Zur Zeit des C.nsus von 1831 waren von 5,812,276 Männern, die 20 Jahre alt und darüber, 5,466,188 in irgend einem Berufe oder Handwerke thätig, sodaß die Zahl der unbeschäftigten sich auf 346,088 oder auf weniger als sechs Procent herausstellt." Einen Beweis für das Wachsthum des allgemeinen Wohlstandes vermuthet der Verf. in dem gestiegenen Verbrauche der Backsteine, bekanntlich ein Hauptbaumaterial in England. „1802 belief sich die Gesammtzahl der in England und Schottland gemachten Backsteine auf 713,888,743. Diese Zahl stieg bis 1841 auf 1,462,257,575, und seit 1821 ist das Steigen am bemerkbarsten." Für fernern Beweis erachtet er, daß, während die Zahl der gehaltenen männlichen Dienstboten 1812 in 86,093, sie 1841 in 109,814 bestand, was allein in diesem Zweige der Haushaltung für letzteres Jahr einen Aufwand von 6,588,840 Pf. St. berechnen lasse. „Bringt man hierzu im Jahre 1831 (dem einzigen, wie der Verf. sagt, wo die amtlichen Berichte ein sicheres Anhalten gewähren) die vermuthliche Ausgabe für 670,491 weibliche Dienstboten — als wie viel damals in Großbritannien in Lohn waren — und berechnet für jede an Lohn und Kost jährlich 35 Pf. St. —, so ergibt sich in diesem Jahre für häusliche Bedienung ein Aufwand von 29,575,665 Pf. St., und Irland eingeschlossen muß die Summe gegen 40 Millionen betragen." Ein noch sichereres Merkmal des vermehrten Wohlstandes dürfte die bedeutende Zunahme eigner Equipagen sein. 1812 gab es 16,596 vierrädrige und 27,286 zweirädrige Wagen; 1840 von jenen 27,194, von diesen 42,732. Die Zunahme von 1821—40 beläuft sich auf 40 Procent, und wenn sie in den letzten Jahren minder groß war als in den vorhergehenden, so findet der Verf. den Grund davon nicht in minder progressivem Wohlstande, sondern in der allgemeinen Verbesserung der öffentlichen Wagen.

Dem Equipagen-Aufwand in Großbritannien berechnet er für 1840 auf 10,447,600 Pf. St. Die Gesammtzahl der Pferde belief sich 1840 auf 857,245, wovon 154,286 Reit- und Zugpferde, die der Steuer unterworfen; 163,065 Renn-, Mieth- und Betriebspferde, sowie Ponies, für welche keine Steuer bezahlt wird, und 539,894 ebenfalls steuerfreie, hauptsächlich zum Ackerbau verwendete Pferde.

Bei dem vielfach documentirten Wachsthume der Wohlhabenheit und des Luxus wird es auffallen, wie der Verf. sagt, „daß während der acht unmittelbaren Jahre vor dem Frieden mehr Gold- und Silbergeschirr dem Gewichte nach im vereinigten Königreiche fabricirt worden ist als während derselben Reihe von Jahren 1830 bis mit 1837. Während der erstgenannten Periode, nämlich 1807 bis mit 1814, wurden 50,750 Unzen Gold und 8,290,157 Unzen Silber, in den acht Jahren von 1830 bis mit 1837 nur 48,432 Unzen Gold und 7,378,651 Unzen Silber zum Gebrauch verarbeitet. Diese Abnahme muß um so mehr überraschen, da in den Jahren der erstgenannten Periode das ungemünzte Gold und Silber einen unerhört hohen Preis hatte, das den Unterschied im Geldbetrage beiweitem größer macht als nach dem Gewichte." Den Grund dieser seltsamen Erscheinung findet der Verf. theils in der klugen Vorsicht, das Papiergeld für den Fall eines Nationalbankrotts in Dinge von reellem Geldwerth umzusetzen, theils in dem vermehrten Gebrauche plattirter Sachen. Indessen scheint die Verarbeitung der edlen Metalle jetzt wieder steigen zu wollen. 1841 sind dazu 6985 Unzen Gold und 1,029,362 Unzen Silber entnommen worden.

In Betreff der vom Parlamente discutirten Zuckerfrage bringt der Verf. statistische Nachweise, die bei einer künftigen Debatte über denselben Gegenstand leicht ein anderes Resultat veranlassen dürften. Es handelt sich nämlich, wie bekannt, um den Unterschied des Preises, für welchen der Engländer brasilischen Zucker haben könnte, das Pfund für 2½ Pence, und den er für den westindischen Zucker bezahlen muß, das Pfund 7 Pence. „Die 1840 für inländischen Gebrauch behaltenen 3,764,710 Centner kosteten uns durchschnittlich nach den in der ‚Gazette' veröffentlichten Preisen und mit Einschluß des Zolls 9,156,872 Pf. St. Dieselbe Quantität und Qualität aus Brasilien oder der Havana hätte uns 4,141,181 Pf. St. gekostet, woraus folgt, daß die übrigen Bewohner von Europa für dieselbe Quantität und Qualität Zucker 5,015,691 Pf. St. weniger bezahlt haben würden als wir." Später im Capitel von den Colonien kommt der Verf. hierauf zurück, und nachdem er den jährlichen Verlust von 5,060,000 Pf. St. zu Gunsten der Zuckercolonien nochmals hervorgehoben, fährt er fort: „Der Totalbetrag unserer 1840 nach den Zuckercolonien ausgeführten Fabrikate war unter 4,000,000 Pf. St. Hätte man also den richtigen Grundsatz befolgt, auf dem wohlfeilsten Markte zu kaufen, so hätte die Nation den Zuckerbauern alle ihr abgenommenen Fabrikate schenken können und würde immer noch eine Million Pf. St. rein profitirt haben." Das erinnert allerdings an jenen verrückten Krämer, der Jedermann einen Thaler unter der Bedingung schenkte, daß er ihm für 20 Groschen Waare abkaufte.

Zwei dem Zucker verwandte Gegenstände sind Kaffee und Thee, und in beiden hat die Vermehrung des Consumo mit der Verminderung des Zollsatzes Schritt gehalten. 1801, wo der Kaffeezoll 18 Pence für das Pfund betrug, war die Consumtion 750,861 Pfunde oder ungefähr eine Unze auf jedem im Lande Wohnenden und steuerte daher Jeder zu dem Zolle jährlich im Durchschnitte 1¼ Penny. 1811 betrug der Zoll 7 Pence, die Consumtion 6,390,122 Pfund oder acht Unzen auf jedes Individuum und die Zollbeisteuerung jedes Einzelnen 4 Pence. Nachher wurde der Zoll auf 12 Pence erhöht und die Consumtion nahm im Verhältniß zur Bevölkerung kaum merklich zu. Endlich wurde der Zoll auf 6 Pence ermäßigt und 1841 war die Consumtion 27,298,322 Pfund oder 1 Pf. 7 Unzen auf die Person mit einem jährlichen Zollbeitrage von 10⅓ Pence. Gleiches ist mit dem Thee der Fall gewesen, wo die Verminderung des Zolls den jährlichen durchschnittlichen Betrag von [illegible] Pence im Jahre 1801 auf 25 Pence im Jahre 1841 erhöht hat.

Höchst interessant und erfreulich, erfreulich um so mehr, weil eine Widerlegung der Vielen, welche in der Trinksucht des englischen Volks einen fressenden Krebsschaden erblicken, sind die Nachweise des Verf., daß die Consumtion spirituöser Getränke nicht blos im Verhältniß zur Bevölkerung vor hundert Jahren beträchtlich größer gewesen ist als jetzt, sondern auch in entgegengesetztem Verhältnisse sich vermindert. 1736 hatte die Trunkenheit so überhand genommen, daß die Gesetzgebung, um das Übel zu dämmen, die Branntweinsteuer auf 20 Schillinge für die Gallone — 4 Quart — erhöhte. Das schadete mehr als es half. Tausende von Winkelkneipen etablirten sich und binnen wenigen Monaten waren in London allein 12,000 Menschen der Hinterziehung des neuen Gesetzes schuldig befunden worden. Als aber 1743 die Sache im Parlamente zur Erörterung kam, stellte sich heraus, daß die Consumtion von 10,500,000 Gallonen 1733 im J. 1742 auf 19,000,000 gestiegen war. „Diese Quantität verschluckte eine Bevölkerung von kaum 6 Millionen, mithin die Person 3⅙ Gallone. Hundert Jahre später ist die Bevölkerung zu 16 Millionen angewachsen und trinkt 8,166,985 Gallonen oder á Person eine halbe." Und da dies weder eine Folge gesunkenen Wohlstandes noch eine Folge erhöhter Besteuerung ist, so muß es wol Folge zugenommener Intelligenz sein. Davon dürfte auch zum Theil der größere Papierverbrauch herrühren. Es erhellt aus den Tabellen, daß 1803, wo das Pfund Papier 3 Pence Steuer bezahlte, 31,699,537 Pfund versteuert wurden, dazu jedes Individuum im Durchschnitt 5¾ Pence beitrug und der Schatz 394,824 Pf. St. bezog. Nachdem die Steuer um die Hälfte ermäßigt worden war, belief sich 1841 die Papierconsumtion auf 97,103,548 Pfund, der Betrag des Einzelnen auf 5⅜ Pence und die Einnahme des Schatzes auf 637,255 Pf. St. 1803 betrug die Quantität des fabricirten Papiers 2¾, 1839 fast 3½ Pfund auf die Person, und während anderwärts über die Vertheuerung des Papiers geklagt wird, ist es in England seit 40 Jahren immer wohlfeiler geworden, kostet jetzt 15 Schillinge, was 1801 nahe an 36 gekostet hat. Der Papierverbrauch erinnert unwillkürlich an die Consumtion von Öl und Lichtern, und da ist es gewiß befremdend, daß ungeachtet der Einführung des Gaslichtes die Gesammtconsumtion von Walfischöl beträchtlich und der Verbrauch von Lichtern, namentlich von Wachslichtern, sehr über das Verhältniß zur Bevölkerung zugenommen".

Der Erörterung in Betreff des gestiegenen Wohlstandes läßt der Verf. die Frage folgen, welche Wirkung das auf den sittlichen Zustand der Nation gehabt, und sagt: „Nach Ausweis unserer Criminaltabellen ist in England und Wales die Zahl der zur Untersuchung gebrachten Personen gegenwärtig fünfmal so groß wie beim Anfange des Jahrhunderts. In Irland ist die Vermehrung noch schmerzlicher. Dort übersteigt die Zahl aus dem Jahre 1839 die von 1805 — frühere Nachrichten sind nicht zuverlässig — um das Siebenfache. Wegen Mangels an so weit zurückreichenden Unterlagen läßt sich für Schottland kein ähnlicher Vergleich ziehen. Aber in den 24 Jahren von 1815—39 haben die Untersuchungen sich dort fast um das Sechsfache vermehrt und so erscheint es prima facie als erwiesen, daß, wie sehr auch unsere Bevölkerung und unser Wohlstand zugenommen, solches doch mit dem Verbrechen in weit höherm Grade der Fall ist." Diese prima facies trügt jedoch insofern, als die Überwachung der Verbrechen gegenwärtig bedeutend strenger, ehemals Manches vom Volke abgethan wurde, was jetzt vor den Richter kommt — wie man z. B. ehemals den ertappten Taschendieb zur nächsten Pumpe schleppte, ihn halb ersäufte und dann laufen ließ — und die Verbrechen, wenn auch mehr, gewiß nicht gefährlicher geworden sind. Letzteres bestätigt der Verf., indem er sagt: „Wir brauchen nur aus frühern Jahren die Berichte der vom Parlament niedergesetzten Comités und andere hiervon handelnde Schriften einzusehen, um uns zu überzeugen, daß man damals ebenso viel Ursache hatte, über die Zunahme der Verbre-

eher zu lesen und zu schreiben wie jetzt, und können uns dabei nicht verhehlen, daß trotz der jetzt vorherrschenden Vergehungen wider das Eigenthum wir doch vor persönlicher Gewaltthätigkeit beiweitem sicherer sind als unsere Voraltern." Die hierauf Bezug habenden Tabellen weisen nach, daß in England 1805 von 2783 Verurtheilten 10 und 1841 von 20,280 Verurtheilten auch nur 10 wegen Mordthat hingerichtet wurden. In Irland, wo 1805 die Verurtheilungen sich nur auf 609 beliefen, wurden davon 9, und 1841 bei 9287 Verurtheilungen blos 5 wegen Mordthat gehenkt. Schottland bietet zu solcher Vergleichung keine Gelegenheit, weil betreffende Register dort erst seit 1832 gehalten werden. Nicht minder erfreulich ist die starke Abnahme an Verbrecherinnen. Unter den in England 1805 zur Untersuchung gebrachten 4605 Personen waren 1338, und 1841 von 27,760 nur 5200 weiblichen Geschlechts, in letzterm Jahre also 19, in ersterm 29 Procent. Dasselbe gilt von Irland, aber unglücklicherweise nicht von Schottland. Hier sind zwar im Verhältniß zur Bevölkerung Englands der Criminalverurtheilungen weniger, dagegen mehr Verbrecherinnen. In England und Wales kam 1841 auf 1565, in Schottland auf 1343 Frauenzimmer eine Verbrecherin. Auch ist Das betrübt, daß im ganzen vereinigten Königreiche und besonders in Schottland seit 1835 die Zahl der jugendlichen Verbrecher fortwährend steigt. 1835 bis 1841 wurde in England von 5564, in Schottland von 4495 und in Irland von 6244 unter 16 Jahre alten Personen eine verurtheilt.

Schließlich verdient das sich fast gleich bleibende Verhältniß bemerkt zu werden, in welchem laut der officiellen Tabellen Verbrechen und Unwissenheit zueinander stehen. Die Jahre 1836 und 1841 mögen Beispiele liefern. 1836 waren unter den Verurtheilten 5598 Männer und 1435 Frauen, die weder lesen noch schreiben konnten; 8968 Männer und 2015 Frauen, die blos lasen oder schlecht lasen oder schlecht schrieben; 176 Männer und 15 Frauen, die eine gute Erziehung erhalten. 1841 waren unter den Verurtheilten 7312 Männer und 1908 Frauen, die weder lesen noch schreiben konnten; 12,742 Männer und 2990 Frauen, die blos lasen oder schlecht lasen oder schlecht schrieben; 1839 Männer und 214 Frauen, die gut lasen und gut schrieben; 126 Männer und von den Frauen nicht eine, die eine gute Erziehung erhalten. „In 20 Grafschaften von England und Wales mit einer Bevölkerung von 8,724,338 Menschen wurden 59 wohl unterrichtete Personen oder eine auf je 147,870 Einwohner verurtheilt, während in den übrigen 32 Grafschaften bei einer Bevölkerung von 7,182,491 Menschen unter den Verurtheilten sich nicht Einer befand, dessen Schulunterricht über die ersten Anfangsgründe hinausging." 14.

Bibliographie.

Adressbuch deutscher Bibliotheken. Von Dr. *J. Petzholdt*. Dresden, Walther. 1844. 12. 10 Ngr.

Die Alte von Livadostro. Roman aus hellenischen Memoiren des fahrenden Musikanten. Zwei Bändchen. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1844. Kl. 8. 3 Thlr.

Arvisenet, M., Vergißmeinnicht für christliche Ältern. Nach dem Französischen bearbeitet von L. Jung. Mainz, Kirchheim, Schott und Thielmann. 12. 7½ Ngr.

Berlioz, H., Musikalische Reise in Deutschland. In Briefen an seine Freunde in Paris. Aus dem Französischen. Leipzig, Friedlein und Hirsch. Gr. 12. 22½ Ngr.

Bettina und ihr Königsbuch. Von A. St. Hamburg, Verlags-Comptoir. 1844. Gr. 8. 15 Ngr.

Carus, C. G., Einige Worte über das Verhältniß der Kunst krank zu sein zur Kunst gesund zu sein. Leipzig, Weichardt. Gr. 8. 10 Ngr.

Corvin-Wiersbitzky, O. v., Sporting-Almanach 1844. 1ster Jahrgang. Mit 3 Stahlstichen und 70 Holzschnitten. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Dehn, C., Dramatische [illegible] II. Leipzig, Weber. 1844. Gr. 8. 23 Ngr.

Gournerie, E. de la, Das christliche Rom, oder historisches Gemälde christlicher Erinnerungen und Denkmäler Roms. Deutsch von P. Müller. 1ster Band. 2te Abtheilung. Frankfurt a. M., Andreä. Gr. 8. 1 Thlr.

Huldigung den Frauen. Taschenbuch für das Jahr 1844. Herausgegeben von J. F. Castelli. 22ster Jahrgang. Mit 5 Stahlstichen. Wien, Tendler und Schäfer. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Häther, C., Das heilige Land. Ein Handbuch zur Erläuterung der biblischen Geschichte. Mainz, Kunze. Gr. 8. 15 Ngr.

Jung, A., Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit. Danzig, Gerhard. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kalender für alle Stände. 1844. Herausgegeben von C. L. v. Littrow. Wien, Gerold. 8. 12½ Ngr.

Kirche und Schule, Kirchenglaube und Wissenschaft auf deutsch-nationalem Standpunkt. Von H. H. Schaffhausen, Brodtmann. 8. 1 Thlr.

Klemm, G., Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. Nach den besten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen der verschiedenen Nationalphysiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunstproducte u. s. w. versehen. 2ter Band: Die Jäger und Fischervölker der passiven Menschheit. Mit 31 Tafeln Abbildungen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 3 Thlr.

Lenau, N., Neuere Gedichte. Neue Ausgabe. Stuttgart, Hallberger. 16. 1 Thlr.

Mönnich, W. B., Das Turnen und der Kriegsdienst. Stuttgart, Liesching. Gr. 8. 7½ Ngr.

Montanus, A., Einige Anregungen zur Kritik der heutigen Naturwissenschaft mit besonderer Rücksicht auf ihr Verhältniß zur Philosophie. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 8 Ngr.

Naumann, W., Paulus, die ersten Siege des Christenthums in Bildern aus der Apostelgeschichte. Mit vielen xylographischen Abbildungen. Leipzig, Teubner. 1844. 2 Thlr. 15 Ngr.

Olshausen, J., Die Pehlewi-Legenden auf den Münzen der letzten Sâsâniden, auf den ältesten Münzen arabischer Chalifen, auf den Münzen der Ispehbed's von Taberistân und auf indo-persischen Münzen des östlichen Irân, zum ersten Male gelesen und erklärt. Kopenhagen. Gr. 8. 27½ Ngr.

Otto, E., Alexei Petrowitsch. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, Teubner. 8. 22½ Ngr.

Petersen, B., Die evangelische Kirche in ihrer Stellung zu den Bekenntnißschriften, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Verhältnisse in Preußen betrachtet. Glogau, Flemming. Gr. 8. 7½ Ngr.

Pichler, Caroline, Sämmtliche Werke. 53ster Band. A. u. d. T.: Zerstreute Blätter aus meinem Schreibtische. Neue Folge. Wien, Pichler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Rückert, F., Gesammelte Gedichte. 3ter Theil. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schafarik's, P. J., Slawische Alterthümer. Deutsch von M. v. Aehrenfeld, herausgegeben von H. Wuttke. 2ter Band. Leipzig, Engelmann. 1844. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Schnaase, C., Geschichte der bildenden Künste bei den Alten. 2ter Band: Griechen und Römer. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 3 Thlr.

Deutsches Staatsarchiv. 5ter Band. Herausgegeben von Buddeus. Jena, Frommann. 1844. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Taschen-Kalender auf das Jahr 1844, mit Gedichten und 8 dazu gehörigen Kupfern. Herausgegeben von der Königlich Preußischen Kalender-Deputation. Berlin. 16. 10 Ngr.

Witzleben, D. v., Über die Hauptquellen des Pauperismus und über die Hauptmittel zu seiner Ableitung. Leipzig, O. Wigand. 1844. Gr. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 359. —— 25. December 1843.

Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde, historischen, wissenschaftlichen, kritischen und humoristischen Inhalts. Zur unterhaltenden Belehrung für Eingeweihte und Laien im Kriegswesen. Zweite Sammlung. Adorf, Verlags-Bureau. 1843. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Durch diese Fortsetzung ist gewiß ebenso der Wunsch vieler Leser der ersten Sammlung, wie die bei Anzeige derselben ausgesprochene Hoffnung des Berichterstatters, von dem geistvollen „Verstorbenen" in die neuern Kriege eingeführt zu werden, auf gleich dankenswerthe Weise erfüllt worden. Mit Liebe und Freude setzt Ref. seinen Bericht fort, wenn auch diese Empfindungen nicht ganz frei von dem Anfluge der Eitelkeit, nicht unbestochen, nicht unbefangen sind. Denn der Herausgeber erklärt die Beurtheilung, welche die erste Sammlung in d. Bl.*) gefunden hat, für ebenso gründlich als geistreich. So etwas kann Einen schon schwach und das neue Lob als einen Erguß literarischer Gevatterschaft verdächtig machen. Die Schwäche will der Berichterstatter gern zugeben und so den geneigten und ungeneigten Leser selbst auf den Standpunkt stellen, von dem aus er den folgenden Bericht zu betrachten hat, ihm die Bürste in die Hand geben, mit welcher er denselben von allem Farbenstaube reinigen kann. Aber gegen die literarische Gevatterschaft muß er sich und den Herausgeber durch die aufrichtige Versicherung beiderseitiger gänzlicher Unbekanntschaft gleich von vorn herein zu verwahren suchen.

Nach der Versicherung des Herausgebers weicht diese zweite Sammlung von der ersten darin ab, daß der historische Inhalt vorherrschend oder, nach leidigem militairischen Undeutsch, prädominirend und der Humor weniger leichtfertig und viel ernster gehalten ist. Dieses möge indeß die schöngeistige Schmetterlingsnatur vieler Leser von dem Buche nicht verscheuchen! Im Gegentheil können sie dem Ref. aufs Wort glauben, daß auch dem schnellsten Fluge sich Blüten die Menge darbieten, Blumen, mit denen sich schon ein ganzer Kranz geistreicher Abendunterhaltung winden läßt. Denn der lange Friede droht das rohe Kriegshandwerk immer mehr zu Geist zu verflüchtigen und wie zu Anfang der militairischen Laufbahn des Ref. der Dienst die Losung und das Stich- und Schlagwort der meisten Offiziere war, so ist es jetzt der Geist. Das ist natürlich in einer Zeit, in der geistig gebildete Kammerzofen in Intelligenzblättern ihre Dienste anbieten.

Jene Blumen haben aber auch Dornen, Dornen, welche durch die die alten Stulphandschuhe ersetzenden dänischen Handschuhe die zarte Haut unserer vergeistigten Offiziere verwunden. Wie Heinrich von Bülow über den damaligen Dienst, so schwingt unser Verstorbener über den Geist die Geißel der Satire, nur mit dem Unterschiede, daß jener damit auch auf Formen losschlug, die an und für sich keineswegs zu verachten waren, sondern nur geistlose Überschätzung lächerlich und schädlich gemacht hatte, dieser aber gegen unnatürliche und daher wol gleich unverständige Vergeistigung des Kriegswesens sich erhebt. Jener hatte — um die Parallele in einen der wichtigsten Punkte auslaufen zu lassen — die öffentliche Meinung, das sogenannte gebildete Publicum und mit ihm die Lacher für sich, dieser muß sich, wenn ihm auch kräftige Arme vorgearbeitet haben, über mächtige Verbündete seiner Gegner den schwierigen, aber desto rühmlichern Sieg zu erringen suchen. Dazu genügt nicht die Kraft allein, sondern es bedarf auch des guten Schwertes, welches sich unser Verstorbener vermöge seiner reichen Geschichtskenntniß zu schmieden verstanden hat.

Aber — hier muß Ref. die schwache Seite aller Kriegsschriftsteller schonungslos berühren —, wie Heinrich von Bülow mit all seinem Witze gewiß nicht vermocht hätte, das Gespenst des Dienstes aus den Heeren zu verbannen, wenn ihm nicht der gewaltige Krieg zu Hülfe gekommen wäre: so und noch weniger wird unser Verstorbener vermögen, bei einem langen Frieden den Spuk des Geistes aus den Köpfen und der Einbildungskraft unserer Militairs zu vertreiben.

Gehen wir nun zu dem Buche selbst über. Die Form desselben ist bekanntlich die dialogische und ebenso glücklich für den Zweck des Verstorbenen gewählt als sie den Bericht selbst erschwert. Denn durch die Gespräche berühmter Kriegsmänner, durch ihre oft scharfen Gegensätze versteht der Verstorbene aus historischen und militairischen Details gleichsam elektrische Funken hervorzulocken, jene an und für sich oft dürren Einzelheiten zu beleben und nicht selten recht anmuthig zu schattiren. Diese Fun-

*) Vergl. Nr. 225—228 f. 1842. D. Red.

ten und Schattirungen wiederzugeben erfodert aber eine geschicktere Hand als die des Berichterstatters.

Der achtzehnte Brief enthält eine Art witziger und humoristischer Einleitung, oder, wie der in dieser Hinsicht unbekehrte Verstorbene sagt, „Introduction", auf welche sieben Briefe (19—24) über Karl XII. folgen. Dieser Held und wahre Kriegsfürst, an dem mancher Zögling einer Militairschule mit seinen Heften über Strategie zum Ritter geworden zu sein meint, wird in diesen Briefen, nach des Ref. Ansicht, in sein rechtes Licht gestellt. Karl wird von Kriegstheoretikern gewöhnlich als toller Wagehals und eigensinniger Eisenkopf geschildert; aber wol kaum hat ein Kriegsfürst vor dem gewaltigen Napoleon den Krieg so sehr in seinem innersten Wesen erfaßt als er. Davon zeugt die Antwort, welche er dem zu Unterhandlungen mit August von Polen und Sachsen geneigten schwedischen Senate gab: „Ich habe beschlossen, nie einen ungerechten Krieg zu führen, aber auch einen gerechten Krieg nur durch den Untergang meiner Feinde zu enden." Buchstäblich und oberflächlich genommen könnte diese Antwort wol jenes Urtheil bestätigen, wie denn auch der nordische Held gar nicht davon freigesprochen werden soll, ein an und für sich richtiges Princip, anstatt es nach außer ihm liegenden Umständen zu modificiren, eigensinnig fest gehalten, ja in seiner Anwendung sogar auf die Spitze getrieben zu haben. Allein die Auffassung dieses Princips verdient um so mehr Anerkennung, als er dabei seiner Zeit bedeutend vorausgeeilt zu sein scheint. Denn der Krieg hatte damals noch einen schwankenden, mittelalterlichen Charakter, über welchen ihn später Friedrich der Große, wie durch einen höhern Impuls dazu getrieben — dem Anscheine nach — nur periodisch zu erheben wußte, um ihn dann wieder in das System, nach welchem es auf den oft zweideutigen Ruhm des Tedeums und auf die Einnahme einer Festung anzukommen schien, zurücksinken zu lassen; wobei freilich auch seine durch blutige Siege und Niederlagen fast gleich erschütterten und geschwächten Streitkräfte und die große Überlegenheit seiner Gegner billig in Anschlag gebracht werden müssen.

Unser Verstorbener versteht den nordischen Helden besser, was er schon dadurch beweist, daß er ihn später mit Napoleon ins Gespräch bringt, und sagt bei Gelegenheit jenes Entschlusses:

> Daß diese Verheißung nicht vollständig in Erfüllung gegangen ist, hat weniger an Karl's Verfahren als in Umständen und politischen Verhältnissen gelegen, denen er natürlich nicht gebieten konnte; er selbst behielt dieses Ziel stets vor Augen, und strebte mit Aufbietung aller ihm zu Gebote stehenden Kräfte danach, es auch zu erreichen. Schon dies allein gibt ihm Ansprüche auf unsere Bewunderung. (S. 19.)

Später gibt er uns, den alten Feldmarschall Renschild im Olymp redend einführend, nachstehende Charakteristik:

> Karl XII. ist vielleicht einer der merkwürdigsten Fürsten, die jemals auf der Erde wandelten, und das unerreichbare Muster eines vollkommenen Kriegers. Das heiße Wasablut seines Vaters hatte er frühzeitig beherrschen gelernt, und er war Herr über Leidenschaften, denen auch der Stärkste oft unterliegt. Von dem Augenblicke an, wo er, ein achtzehnjähriger, feuriger und lebenslustiger Jüngling, mit der Königskrone auf dem Haupte, zur Vertheidigung seiner Länder das Schwert zu ziehen genöthigt ward, ging in seinem ganzen Wesen die großartigste Veränderung vor. Selbstbeherrschung war die erste Aufgabe für sich selbst, und große Herrschaft über Andere die schnelle Folge davon. Jeder Zerstreuung fern bleibend, nur einzig mit den wichtigsten Angelegenheiten seines Reichs und seines Heeres beschäftigt, erlangte er bald einen überblick der verwickeltsten Verhältnisse, der es ihm möglich machte, alle seine Handlungen streng zu regeln. Sein Starrsinn war kein Charakterfehler, sondern die Frucht einer Überzeugung, die, wenn auch mitunter irrig, dennoch Entschuldigung verdient. Der König glaubte nämlich, daß, weil Niemand in seiner Umgebung den öffentlichen Angelegenheiten ein größeres Interesse abgewinnen könne als er, der ihnen sein ganzes Denken widmete, auch Niemand richtigere Ansichten davon haben könne, und verschmähte daher jeden guten Rath. Nur Graf Piper und ich hatten einigen Einfluß auf seine Entschließungen, später auch Graf Görtz, doch erst in den Tagen des Unglücks. Widerspruch konnte ihn sehr erbittern; wurde er aber zum Zorne gereizt, so gewahrte man doch nur eine höhere Röthe im Gesicht und ein leises Zucken mit den Lippen, und er mußte sehr erzürnt sein, wenn dieses Zucken dreimal hintereinander bemerkbar wurde. Gleichwol entschlüpfte dem Könige in solchen Momenten kein hartes Wort, und er pflegte es stark zu rügen, wenn in Abwesenheit Derer, die ihn erzürnt hatten, ungünstig über sie gesprochen wurde. Ein Löwe im Kampfe, war er zu jeder andern Zeit die Sanftmuth selbst, in Gegenwart von Damen sogar schüchtern. Er machte die strengsten Foderungen an sich und seine Umgebungen, wenn es galt dem Feinde Abbruch zu thun, schlief auf nackter Erde, den Kopf auf das Knie eines seiner Offiziere gestützt, begnügte sich mit der magersten Kost, bedeckte aber gleichzeitig mit der liebenden Sorgfalt einer zärtlichen Mutter einen jungen von den Anstrengungen des Tages erschöpften Pagen mit seinem Mantel, um ihn gegen die nächtliche Kälte zu schützen, und reichte ihm zur Stärkung die bessern, nur für den König herbeigeschafften Nahrungsmittel. Diese unendliche Herzensgüte, mit der größten Seelenstärke gepaart, welche sich in den kühnsten Thaten offenbarte, die je ein Mensch vollführte, erwarben dem Könige die Zuneigung seiner Soldaten und des ganzen Volks in einem Grade, daß keine Widerwärtigkeit, kein noch so großes Unglück dessen Treue wankend machen konnte. Diese Gefühle und ihre Dauer sind die unverdächtigsten Zeugen von Karl's Liebenswürdigkeit, zumal wenn man erwägt, was er von seinem Volke und von seinen Soldaten eine lange Reihe von Jahren zu fodern gewohnt war. (S. 34 fg.)

Der Vergleich Karl's XII. mit Napoleon ist zwar schon oft gemacht worden, man hat aber dabei mehr ihre äußern Thaten und Endschicksale, und diese meist oberflächlich ins Auge gefaßt, als daß man auf ihren Geist einzugehen sich die Mühe gegeben hätte. Hier (Brief 25) findet man aber eine Parallele beider Feldherren und Kriegsfürsten, die gewiß eine der anziehendsten Partien dieses geistvollen Buchs ist. Der Berichterstatter kann es sich und dem Leser nicht versagen, denselben den Anfang dieses Briefs mitzutheilen, welcher den Besuch Napoleon's bei dem Könige von Schweden erzählt.

> Olymp, den 25. Dec. 1839.
>
> Männer von so geringer Ostentation wie König Karl machen wenig Umstände und halten sich immer nur an das Wesen der Sache. Ich habe dir deshalb keine Empfangsfeierlichkeiten oder Ähnliches über die angekündigte Zusammenkunft mitzutheilen. Der Kaiser kam in Begleitung seines Adoptivsohns, des Vicekönigs von Italien, und brachte außerdem nur Berthier und Caulaincourt mit. Alle Anwesende erhielten Erlaubniß zu bleiben, und bildeten um die Monarchen einen großen Halbkreis. Nach einigen kurzen Empfangsworten, die Na-

poleon ebenso kurz, doch in traulicher Weise erwiderte, begann der Herr vom Hause die Debatte mit folgender Anrede an seinen hohen Gast:

Mein kaiserlicher Bruder hat sich verletzt geglaubt, daß einige Geschichtschreiber seinen Feldzug in Rußland dem meinigen verglichen, und sein Verfahren ebenso sehr getadelt haben; er hat dabei Anlaß genommen, selbst eine Art Vergleich anzustellen, der mir nicht sonderlich zur Ehre gereicht, und obschon ich nicht leugnen mag, daß mich mancher gerechte Vorwurf trifft, kann ich doch ebenso wenig zugeben, ohne Plan und Zweck in Rußland eingedrungen zu sein, oder weniger Aussicht auf Erfolg gehabt zu haben. Mich dünkt vielmehr, daß unsere beiderseitigen Absichten, Voraussetzungen und Schicksale in der Hauptsache dieselben, und daß nur die materiellen Kräfte und Verhältnisse verschieden gewesen sind. Deshalb bin ich begierig zu vernehmen, wie mein kaiserlicher Bruder **jetzt** über die Sache denkt, und lade ihn hierdurch ein, sich darüber auszusprechen, zu Nutz und Frommen der Herren, die uns hier umgeben.

Napoleon. Mein königlicher Bruder wolle nicht glauben, daß Alles, was ich in meinem Exil auf St.-Helena gesagt, und meine Schicksalsgenossen in das Publicum gebracht haben, von großer Wichtigkeit für die Geschichte unserer Kriege sei. Die Gemüthsstimmung, in der ich mich nur zu oft befand, erlaubte mir nicht, alle Lagen und Verhältnisse mit Unbefangenheit zu betrachten, es lag mir viel daran, meine Unternehmungen in den Augen der Welt zu rechtfertigen, und in diesem Bestreben erschien mir Vieles anders als ich es nachher gefunden. Überdies fühlte ich das Bedürfniß geistiger Unterhaltung, da jedes Feld der Thätigkeit mir verschlossen blieb. Ich lege selbst wenig Gewicht auf den historischen Werth jener Äußerungen und Mittheilungen, insofern sie sich auf kriegerische Thatsachen beziehen, nehme deshalb auch mit Vergnügen die Auffoderung an, meine Ansichten über unsere beiden Einfälle in Rußland auszusprechen, und hoffe mit meinem königlichen Bruder mich leicht zu verständigen.

Karl. Es freut mich sehr, solche Äußerungen zu hören, und ich bin aufs höchste gespannt, was mein Bruder darüber sagen wird, da sein politischer und militairischer Scharfblick den meinigen hoch überragt, und wir Beide jetzt nicht mehr in der Lage uns befinden, anders sprechen zu müssen als wir denken und fühlen. Das Buch der Geschichte liegt offen vor Jedermann, der darin lesen will. Streichen wir selbst die Irrthümer darin aus, welche eigene Verblendung, Liebedienerei, Parteisucht und andere kleinliche Motive hineingetragen haben, und setzen wir dafür **Wahrheiten** hinein; nur auf solche Weise vermögen wir jetzt der Welt noch zu nützen. (S. 147—149.)

Der König bemerkt dem Kaiser, daß er, anstatt sich an dem unterjochten Preußen und an Östreich, mit ihrem vielen Zündstoffe, zweideutige Verbündete zu erhalten, die oft gefährlicher wären als offenkundige Gegner, Polen hätte wiederherstellen sollen, um jenen beiden Mächten, wenn sie Lust bezeigt, von ihm abzufallen, eine gefährlichere Nachbarschaft zu geben und dieses Heldenvolk fester an sich zu ketten. Napoleon antwortet:

Mein Freund, ihr seht in diesen Verhältnissen nicht ganz klar, und würdigt den Einfluß zu wenig, den der anhaltende Kriegsruhm verleiht. Euch selbst hat dieser Zauber eine Macht verliehen, die euch allein befähigte, mit so geringen Hülfsmitteln ein so großes Werk zu unternehmen wie die Überwindung des Zaren; und ich, der ich wie ihr damals seit acht Jahren für den glücklichsten Kriegsfürsten in Europa galt, hatte schon **vor** meiner Thronbesteigung zehn Jahre hindurch die Welt mit meinem Kriegsruhme erfüllt; man hielt mich überall für unwiderstehlich. Auf meine Verbündeten durfte ich mit vieler Sicherheit zählen. Die kleinern Fürsten hatte ich in mein Interesse verflochten, ihre Contingente dienten mir gleichsam als Geißeln. Östreichs Kaiser war mein Schwiegervater geworden und konnte durch Rußlands Demüthigung nur gewinnen. Der König von Preußen hätte zwar gern den Spieß umgekehrt, aber er besaß viel zu wenig Energie, um einen solchen Schritt zu thun, so lange ich noch Macht genug hatte, ihn dafür zu züchtigen. Allerdings gab es unter seinen Ministern und Generalen Einige, die zu einer solchen Schilderhebung riethen; aber die Zahl Derer, welche für ein engeres Anschließen an Frankreich stimmten, war ungleich größer. Ein kindisch gewordener Feldmarschall, ein altes Weib von zweideutigem Rufe, ein durch seine Stupidität sich bemerkbar machender General, ein Hofpfaffe und Andere schilderten dem Könige die Größe der Gefahren, welchen sein Volk durch einen Abfall von mir ausgesetzt sein würde, mit den düstersten Farben. Diese Vorstellungen wirkten, und meine immer drohende Nähe that das Übrige. War doch Friedrich Wilhelm, selbst nach meinen Unfällen in Rußland und nach York's eigenmächtigem Übertritte zu den Feinden, immer noch schwer zu einem entscheidenden Entschlusse zu bringen. Ohne die geheime Quadrupelallianz zwischen dem Minister Stein, den Generalen Scharnhorst, Gneisenau und Blücher, die einander fast unbewußt auf merkwürdige Weise in die Hände arbeiteten, würde auch im J. 1813 der Abfall Preußens keine erheblichen Folgen gehabt haben. Von dieser Seite hatte ich also, bei Ausbruch des Kriegs mit Rußland, nichts zu befürchten, und die Mitführung eines preußischen Contingents von 20,000 Mann erhöhte meine Sicherheit. Mit den Östreichern stand es minder gut; denn mein Schwiegervater hatte zu wenig Einfluß auf die Politik seines Staats, die immer einen Anstrich von Feindseligkeit gegen Frankreich behielt, und sich hinsichtlich der erzwungenen Theilnahme an diesem Kriege durch eine Lauheit manifestirte, welche mir in vieler Beziehung schadete. Aber entschieden feindliche Schritte waren auch von dort nicht zu befürchten, denn es fehlte den Leuten an Energie. (S. 155—157.)

Hierauf zeigt der Kaiser ebenso den Nutzen als die Schwierigkeiten der Wiederherstellung Polens.

Über die Umgebungen des Königs von Preußen, welche hier in mehr als dunkelm Lichte uns vorgeführt werden, lassen uns der Verstorbene und der Herausgeber in gleicher Ungewißheit, und dieser erklärt in einer Anmerkung, daß es ihm nicht möglich gewesen sei, sie namhaft zu machen. Diese Ermittelung muß daher dem Scharfsinne des Lesers überlassen bleiben, und Ref. erlaubt sich nur die Bemerkung, daß es ihm schmerzlich wäre, wenn der Verstorbene unter dem kindisch gewordenen Feldmarschall den Grafen Kalckreuth verstanden hätte. Hatte dieser auch ein gewisses faible für die Franzosen und, als ein ergrauter Veteran aus der Schule des großen Königs, von der in Preußen schlummernden Volkskraft weder Ahnung noch selbst Sinn für dieselbe: so gehört er doch unbedingt zu den worthies des damaligen preußischen Heeres und ist mit der Vertheidigung von Danzig, die ihm die soldatische Achtung des alten Lefevre erwarb, in einer schmachvollen Zeit, nicht ohne Ruhm abgetreten. Daß er kindisch geworden sei, ist dem Ref. nicht bekannt, wenn der Vertheidiger von Danzig auch kein Held in seinem Hause gewesen sein soll.

Napoleon wird gewöhnlich getadelt, den Krieg gegen Rußland nicht in zwei Feldzüge getheilt zu haben und, anstatt in Witebsk zu überwintern und sein mehr durch Märsche und Mangel als durch Gefechte geschwächtes und etwas locker gewordenes Heer zu stärken und wieder zu ordnen, mit weit zurück gelehnten Flügeln auf **einer** Straße nach Moskau vorgedrungen zu sein. Dieser Ta-

del scheint allerdings viel für sich zu haben. Allein er fließt weit mehr aus nüchterner Betrachtungsweise und zerstückelter Abstraction als aus concreter Auffassung Napoleon's in seiner — man gestatte den Ausdruck! — gewaltigen Ganzheit, die ihm nicht erlaubte, auf halbem Wege stehen zu bleiben und, wenn sie ihn auch zu Fehlern hinriß, von denen die spätere Kritik ihr mattes Leben fristet, auch wieder Erfolge hervorbrachte, welche sie in Staunen versetzt. Schon Clausewitz wehrte diesen Tadel ab und unser Verstorbener läßt Napoleon sagen:

Ich hatte die Wahl vorzudringen, stehen zu bleiben oder den Rückzug anzutreten. Das Letztere würde ein offenes Bekenntniß meiner Schwäche oder Übereilung gewesen sein. Stehen zu bleiben und die Ankunft der aus dem Süden und Norden kommenden russischen Armeen abzuwarten, würde an Dummheit gegrenzt haben, auch schützten mich im Winter weder Flüsse noch Moräste gegen Flankenangriffe. Ich mußte also die Offensive fortsetzen und noch vor Ablauf des Jahres eine grosse Entscheidung zu bewirken suchen, was mich tiefer nach Rußland führte als mir lieb war. (S. 168.)

(Der Beschluß folgt.)

Die kleinen Leiden des menschlichen Lebens. Von Plinius dem Jüngsten. Illustrirt von J. J. Grandville. Leipzig, Weber. 1842. Lex.-8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Papier, Druck und Alles, was äußere Ausstattung heißt, läßt nichts zu wünschen übrig. Die Illustrationen, 200 an der Zahl, sind alle oder doch die allermeisten desjenigen Effects gewiß, den eine gute Caricaturzeichnung hervorbringt. So z. B. erblickt Ref., das Buch aufs Gerathewohl hin aufschlagend, S. 288 und 289 Angler, die, wie Figaro mit Kopf und Verstand rasirt, den Fischen mit scientifischer Gründlichkeit nachstellen, dabei aber von einer Menge verschiedener unangenehmer Zufälligkeiten empfindlich genug betroffen werden. Nicht ohne Lächeln, ja Lachen hat er diese Gestalten und Geberdungen ansehen können und zweifelsohne wird Jeder, auch der ernsthaftest Gestimmte, bei dem nämlichen Anblicke das nämliche Vergnügen empfinden. Daß Ref. auf ein solches Vergnügen zu wenig Werth legt, um es weiter als etwa im „Charivari" aufzusuchen, wenn er diesen an einem öffentlichen Orte ausliegen sieht, daß das weitverbreitete Wohlgefallen an solchen humoristischen Zerrbildnereien und die Masse, in der sie producirt werden, eben nicht allererfreulichste Zeichen für den künstlerischen Standpunkt unserer Tage sind, Beides ist kein Grund, abzuleugnen und nicht vielmehr hiermit öffentlich auszusprechen, daß, wenn nun einmal solcher Art Productionen gesucht sind, die in der angezeigten Schrift enthaltenen in die Zahl der allgesuchtesten aufgenommen zu werden verdienen. Der Text ist blos um der Illustrationen willen niedergeschrieben worden; schon dadurch hat er Anspruch darauf, außerhalb des Bereichs der Kritik gestellt zu bleiben. Zum Überfluß hat Derjenige, welcher die Worte zu dem Buche geliefert, die Kritik auch noch durch den Schluß seiner am Ende des Werks befindlichen Anrede an die Recensenten entwaffnet, wo er sagt: „Es galt zu den gegebenen Zeichnungen des französischen Künstlers einen lesbaren und, will's Gott! nicht langweiligen Text zu liefern; es galt eine französische Idee im eigentlichen Sinne des Wortes zu verdeutschen. Wo also das französische Original, nur auf französische Verhältnisse sich beziehend, fremdartig blieb, da habe ich es ganz weggelassen und Neues dafür gegeben; wo es aber allgemeine Verhältnisse behandelte, da habe ich es als Basis beibehalten, oder es mehr oder weniger deutschen bestehenden Verhältnissen angepaßt. Ist mir das gelungen, so wird es mich sehr freuen; wenigstens betrachte ich es als das einzige Verdienst, auf welches ich bei diesem Buche Anspruch machen darf und kann. Das ist Alles, meine Herren Recensenten, was sich die Trias von Verleger, Zeichner und Autor Ihnen zu bemerken erlaubt; möge es Ihnen so einleuchtend sein, daß es Sie bewegt, wenigstens ein Auge bei den mannichfaltigen Unvollkommenheiten dieses Buchs nachsichtsvoll zuzudrücken und dieselben so viel wie möglich zu verschonen mit den grossen und kleinen Leiden der Kritik."

Fern bleibe es dem Referenten, dem unbekannten Textanfertiger auch nur das allermindeste solcher Leiden zu bereiten.

34.

Literarische Notiz aus England.

Das Neueste von der vielschreibenden Gräfin Blessington ist die dreibändige Novelle „Meredith". Sie erscheint in Form einer Autobiographie, und Meredith, der Held und Autobiograph, schildert im Eingange seinen Vater als einen Mann von heißem Blute und kaltem Herzen. Selbiger charmirt mit Lady Selina Mellingcourt und vernachlässigt darüber, wie natürlich, seine Frau. Aber ein Sir Thomas Mellicent charmirt auch mit Lady Selina, und, wie nicht unnatürlich, wird der erste Charmant eifersüchtig, fodert den zweiten, erhält eine Wunde und laborirt daran vier Jahre, wo er endlich stirbt, ohne Unterlaß auf das zärtlichste von seiner Frau gepflegt. Nach acht Jahren ungeminderten Schmerzes folgt ihm die treue Witwe ins Grab, und Meredith, der Sohn, Erbe und Held, kommt unter die Vormundschaft eines fac simile des letztverstorbenen Marquis von Hertford, unzüchtigen Andenkens. Der Vormund stirbt auch und Meredith ist eben im Begriff, sich ganz rasend in eine junge Dame zu verlieben, als er die verdrießliche Entdeckung macht, daß sie von seinem eigenen Vater die Tochter der Lady Selina ist. Indessen findet sich später, daß er sich geirrt, daß seine Selina die aus rechtmäßiger Ehe stammende Tochter des Herzogs und der Herzogin von Valentinois, und da das die Sache ändert, heirathet er sie, sehr richtig bemerkend: „Nun war's nicht länger Sünde, nicht länger ein Verbrechen, zu lieben und zu freien." Dies der Schluß und Obiges der Inhalt, das Ganze eine fashionable Novelle, und die Hauptpersonen vom hohen Fluge. Gräfin Blessington kennt den hohen Flug und einige Charaktere sind frappant gezeichnet. So namentlich ist Lord Lymington das vollendete Bild eines selbstsüchtigen Wollüstlings. Auch Lady Selina Mellingcourt ist gut. Minder ihre beiden Charmanten. Meredith, der Held, hat, wie es einem Autobiographen ziemt, seinen Charakter größtentheils für sich behalten, ihn nicht herausgelassen, und summa summarum ist die Novelle, wenn auch nicht die beste, doch ebenso wenig die schlechteste des laufenden Jahrs.

3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 360. — 26. December 1843.

Militairische Briefe eines Verstorbenen an seine noch lebenden Freunde ꝛc. Zweite Sammlung.

(Beschluß aus Nr. 359.)

Über die Schlacht bei Borodino, oder Mosaisk, oder an der Moskwa, kann kaum Geistvolleres und Gründlicheres gelesen werden als wir in dem sechsundzwanzigsten Briefe finden, und Ref. muß hier besonders die Beschränktheit des ihm zugemessenen Raumes bedauern. Ségur hat von dieser Schlacht eine höchst anziehende, aber mehr auf künstlerische Wirkung als auf Wahrheit berechnete Schilderung gegeben und von der Abnahme Napoleon's geistiger Kräfte geredet, die durch dessen außerordentliche Thätigkeit und die seltene Vorsicht seiner Anordnungen, nach den Aussagen des Fürsten Poniatowsky, genugsam widerlegt wird. Gleiche Widerlegung findet der näher liegende Vorwurf des Nichtgebrauchs der Garden. Napoleon hatte die Russen und ihre unglaubliche Zähigkeit schon genug kennen gelernt, um nicht seinen frühern Versuch, sie durch einen Schlag zu zerschmettern, in den zu verwandeln, sie nach und nach zu zermalmen, oder vielmehr aufzureiben. Dazu bedurfte er einer unversehrt oder intact gebliebenen Reserve, deren Kraft Kutusow gewiß zu seinem größten Nachtheile empfunden haben würde, wenn er eine zweite Schlacht gewagt hätte. Anstatt kleinlichen Tadels verdient Napoleon daher das Lob, gleichsam aus sich selbst und seiner sieggewohnten Kriegsmanier herausgetreten zu sein, diese den Umständen angepaßt und eine Ökonomie der Kräfte beobachtet zu haben, wie sie gerade ihm, nach so außerordentlichen Erfolgen und mit so ungeheuern Mitteln, besonders schwer werden mußte. So sehen wir den großen Feldherrn bei Borodino, statt unter, über sich und flacher Leistenkritik den Mund stopfen!

Im siebenundzwanzigsten Briefe wird des Brandes von Moskau erwähnt und derselbe dem Grafen Rostopschin allein zugeschrieben,

Er hat seine Sache so fein gemacht, daß es ihm leicht wurde, diese That, zu welcher Alexander niemals seine Einwilligung gegeben haben würde, von sich abzuwälzen. Rostopschin ist ein Mann von der ungeheuersten Energie. Ihm lag Alles daran, den Haß der Russen gegen die Franzosen aufs höchste zu steigern, wozu es ganz ungewöhnlicher Mittel bedurfte. Zu diesem Zwecke mußte die Schuld der Brandstiftung durchaus auf die Franzosen gewälzt werden, und wenn er auch russischer Hände bedurfte, um die Stadt auf eine Weise in Brand zu stecken, daß ihre Rettung unmöglich wurde, so war er doch Menschenkenner genug, um nicht mit Sicherheit darauf rechnen zu können, daß die von ihm instruirten Mordbrenner, meist entlassene Sträflinge, dabei selbst auf diese oder jene Weise zu Grunde gehen würden. Man hat Unrecht vorauszusetzen, daß der Brand von Moskau den Kaiser Napoleon um alle Früchte des Siegs gebracht habe, denn die Franzosen fanden immer noch reiche Vorräthe darin, und sind um 10,000 Mann, die sich inzwischen aus den Hospitälern u. s. w. wieder einfanden, stärker abmarschirt. Aber die moralischen Wirkungen dieses Brandes waren dennoch sehr groß, und wurden durch Rostopschin's Bemühungen, diese That von sich ab und auf die Franzosen zu wälzen, außerordentlich vergrößert. Der Nationalhaß erhob erst nach dieser Katastrophe sein riesiges Haupt, und bemächtigte sich auch der vornehmsten Volksclassen, von denen bekanntlich die wesentlichsten Mittel zur Fortsetzung des Kriegs ausgehen müssen. Nächstdem verwilderten die in Moskau gebliebenen Truppen auf sichtbare Weise; die ohnehin schon sehr locker gewordene Disciplin erschlaffte immer mehr. Nur der Sinn für Tapferkeit und kriegerische Ehre war den Franzosen geblieben; das bewiesen sie in den blutigen Rückzugsgefechten bei Malo-Jaroslawecz, bei Wjazma, bei Krasnoi und an der Berezina. Aber diese Gefechte zertrümmerten auch die Überreste der weiland großen Armee, deren kriegerische Ordnung gleich nach dem Abmarsche von Moskau verloren ging und nur im Bereich der feindlichen Kugeln etwas bemerkbarer war. (S. 216 fg.)

In demselben Briefe finden wir den Rückzug der Franzosen und deren Verfolgung durch Kutusow. Die anscheinend große Mattheit dieser Verfolgung wird durch die wenig bekannte Schwäche der Russen erklärt. Denn der russische Feldherr marschirte mit 110,000 Mann von Tarutino ab und kam mit nur 40,000 Mann bei Wilna an, und die außerordentliche Tapferkeit, welche die dünnen, noch kampffähigen, feindlichen Scharen auf diesem Rückzuge bei so mancher Gelegenheit zeigten, mochte in dem greisen Feldherrn wol den Entschluß gereift haben, seinem Gegner goldene Brücken zu bauen, anstatt ihn zur Verzweiflung zu reizen und den nur frischen Lorber so auf ein gewagtes Spiel zu setzen.

Im überraschenden Wechsel führt uns der Verstorbene in dem nächstfolgenden achtundzwanzigsten Briefe in des alten Ziethen erste Dienst- und Leidensgeschichte, von der er uns manche wenig bekannte Einzelheiten gibt und auf die sehr wichtige Frage über die Grenzen der Dienstgewalt des Höhern über den Untergeordneten und über Disciplin und Subordination überhaupt übergeht. Der Mi-

litair von Fach findet hier höchst anziehende Bemerkungen und Parallelen des Sonst und Jetzt, und auch der Nichtmilitair wird diesem Gegenstande, den der unmittelbare Übergang von dem russischen Kriege mit seinen ungeheuern Erscheinungen nur noch trockner machen könnte, bei dessen geistvoller Behandlung Interesse abzugewinnen vermögen.

Vieles gleich Geistvolles und Anziehendes übergehend und darüber auf das Buch selbst verweisend, schließt Ref. seinen Bericht bei dem einunddreißigsten Briefe, welcher von Landesbefestigungen im Allgemeinen und der Befestigung von Paris insbesondere handelt. Wenn der Berichterstatter hier mit besonderer Vorliebe weilt, so möge ihn der Umstand entschuldigen, daß in diesem Gegenstande die Ansichten des Verstorbenen mit der seinigen auf eine ihm höchst erfreuliche Weise sich begegnen. Gegen den Vorwurf des Autoritätsglaubens verweist der Berichterstatter auf seine unten angezeigte, schon im Jahre 1841 erschienene kleine Schrift. *)

Zu allen Zeiten haben sich in Wissenschaft, Kunst und Leben Vorurtheile geltend gemacht, welche, nach der Wichtigkeit ihres Gegenstandes, nach dem Maße ihrer Verbreitung und nach dem Grade, in dem sie in dieses Leben eindrangen, mehr oder minder schädlich wurden. Keine Zeit ist wol von solchen Vorurtheilen freizusprechen und es mag nur wenigen ihrer Kinder gegeben worden sein, sie als solche zu erkennen. Gewöhnlich ist diese Erkenntniß dem folgenden Geschlechte vorbehalten, welches aber sehr irren würde, wenn es, aus klarer Erkenntniß in ein vorälterliches Vorurtheil und aus der Befreiung von demselben, auf Freiheit von eigenen Vorurtheilen schlösse. Wenn ein Geschlecht immer auf den Schultern des vorhergehenden sich erhöbe und erhielte, wie nahe ständen wir dem Himmel? Aber es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und „die Thorheiten der Väter sind für die Kinder verloren. Jedes Geschlecht begehe seine eigenen", sagt schon der alte Fritz.

Zu solchen schädlichen Vorurtheilen — denn es mag wol auch nützliche geben, von denen hier jedoch nicht die Rede sein kann —, gehört die nach dem Siebenjährigen Kriege sich verbreitende Ansicht, daß Haupt-, Residenz- und überhaupt große Städte sich nicht zu Festungen eignen. Diese Ansicht drang aus den Köpfen bloßer Kriegsbaukünstler in die der Kriegsfürsten und Staatsminister und wurde bald eine des Volks. So wurden, als habe man St.-Pierre's und Rousseau's ewigen Frieden schon erlangt, die halb verfallenen Wälle großer Städte völlig geebnet, ihre Gräben verschüttet und die so gewonnenen Esplanaden in prächtige Vorstädte und Gärten verwandelt. Die französischen Kriege ließen zwar an einem ewigen Frieden verzweifeln und, als der gewaltige Bonaparte, nach glücklich strategischer Berechnung, mit unerhörter Schnelligkeit in die fremden Hauptstädte einzog, in ihnen die Herzadern der Gegner durchschnitt, die feindlichen Völker mit seinem Glücke und Kriegsruhme wie bezauberte und so die Friedensbedingungen vorschrieb — da hätte wol der Glaube an jene neue Lehre wankend gemacht werden können. Das geschah aber nicht und selbst Napoleon mochte hier von dem Einflusse der Zeit sich nicht ganz frei gehalten und dem sinkenden Boden entzogen haben: indem er wol Plätze einer durch Flußgebiete bezeichneten Operationsbasis (wie z. B. Dresden), nicht aber solche Städte befestigen ließ, welche, statt Flußübergänge und Gebirgspässe zu schützen, das politische und moralische Herzblut des Landes einschließen. Da ließ er denn erst an den Bollwerken von Paris arbeiten, als die Verbündeten durch Vauban's dreifachen Festungsgürtel ungehindert in Frankreich eingedrungen waren und durch ihren Kanonendonner fast schon seine Schanzgräber schreckten. Nur Carnot gebührt der Ruhm, mehre Jahre vor dem ersten Falle von Paris und Napoleon's erster Abdankung die Wichtigkeit befestigter Hauptstädte mit siegreichen Gründen gezeigt und seine geschichtvergessene Zeit auf Karthago und Wien, besonders aber auf Konstantinopel verwiesen zu haben, welches Jahrhunderte hindurch das byzantinische Kaiserreich in seinen Mauern einschloß und vor den Barbaren erhielt.

Es ist schwer einzusehen, was einer so einseitigen Theorie einseitiger Kriegsbaukünstler (Männer, nach Bülow, mehr vom als von Genie) durch die gesunde Vernunft und die Erfahrung von Jahrtausenden den Weg zu Kriegsfürsten, Diplomaten und dem Volke selbst gebahnt und sie zur herrschenden Idee erhoben habe. Man dürfe, hieß es, die Reichthümer einer Hauptstadt nicht der Belagerung, Einäscherung und Plünderung aussetzen und berief sich dabei auf das Bombardement von Dresden im Siebenjährigen Kriege. Da überließ man die Hauptstadt lieber unverwahrt dem Feinde und mit ihr die Fäden der Verwaltung und Regierung. Und wenn man auch vorsichtig genug gewesen war — was jedoch selten geschah — diese Fäden durch Entfernung der Staats- und Verwaltungsarchive und der Beamten zu sichern, so waren sie doch auf diese Weise einestheils verwirrt, wenn nicht zerrissen und anderntheils konnte das Blut des Staatskörpers, seit Jahrhunderten in dem Kopf vereinigt, nicht wie Registraturen und Beamte bei annähernder Gefahr an einen sichern Ort geleitet werden. Es befand sich in der Hauptstadt und gab dem Feinde, nächst so manchen Mitteln einer provisorischen Verwaltung und Regierung, eine gewaltige moralische Überlegenheit. Man hatte nach dieser Theorie, um die Mauern und Thürme des Palastes vor der Beschädigung einbrechender Diebe zu sichern, den gewaltsamen Einbruch durch Offenlassen der Thüre verhindert!

Hat auch die Zeit über diese Theorie gerichtet, so ist doch ein einmal hart angesessenes Vorurtheil nicht so leicht auszurotten. Es spukt immer noch in den Köpfen Vieler, die entweder in ihrer Naseweisheit die französische Regierung wegen der Befestigung von Paris geradezu tadeln oder superklug, als hätten sie im Cabinete Ludwig Philipp's gesessen, ihr allein den politischen Beweggrund, die unruhigen Pariser zu zähmen, unterlegen. Da wenden sie die Schwierigkeit der Vertheidigung der großen Stadt und die dazu erfoderliche ungeheure Masse person-

*) Drei Monate in Paris (Dresden 1841).

lischer und materieller Streitmittel ein. Als ob jene Schwierigkeit nicht durch die des Angriffs wenigstens ausgeglichen und jene Masse durch den Bedarf der Streitmittel des Angreifenden nicht hoch überwogen werde, und als ob endlich eine große Stadt nicht Tausende von Menschen einschließe, welche, bei annähernder Gefahr, die geregelten persönlichen Streitmittel auf unglaubliche Weise verstärken!

Mag endlich auch in der Befestigung von Paris jener politische Beweggrund Antheil haben, so ist sie doch auch in rein militairischer Hinsicht völlig gerechtfertigt, aus Leben und Erfahrung geflossen, und wird, durch die Geschichte von Jahrtausenden unterstützt, in jedem Falle jene unreife Kritik überleben. Ja, es läßt sich fast mit Gewißheit voraussehen, daß bei einiger Aussicht künftiger Kriege, in vielleicht einem halben Jahrhunderte, alle übrigen Hauptstädte gleiches Schicksal haben werden.

Unser Verstorbener läßt schon Vauban für die Befestigung von Paris, Villars aber gegen dieselbe reden und nach und nach Marlborough, Boufflers, Eugen, Valentini und endlich auch Scharnhorst an dem so interessanten als zeitgemäßen Gespräche Theil nehmen. Die meisten dieser Helden und Kriegsmänner erklären sich für die Befestigung und der Artillerist Scharnhorst sagt mit der Freiheit vom Zunft- und Kastengeiste, welche den geistvollen Mann bezeichnet, unter Anderm:

Was mich bei der ganzen Angelegenheit am meisten betrübt, ist die Ansicht so vieler deutscher Militairs, daß die Befestigung von Paris eine sehr geringe Bedeutung für die Vertheidigung Frankreichs habe. Von einseitigen artilleristischen oder technischen Gesichtspunkten ausgehend suchen sie zu beweisen, daß jede Festung fallen müsse, wenn sie nicht auf baldigen Entsatz rechnen dürfe, und weit entfernt sich ein Beispiel an Saragossa zu nehmen, leiten sie gerade aus diesem Beispiele die Folgerung ab, daß dem geregelten Angriffe, dessen allmäliges Vorschreiten sich fast von Tag zu Tag berechnen lasse, am Ende nichts zu widerstehen vermöchte. Es ist eine sehr üble Gewohnheit der Ingenieure und Artilleristen, ihren Blick selten über das Operationsfeld ihrer eigenen Thätigkeit hinausstreifen zu lassen. Stolz auf die erworbene Geschicklichkeit, jede Art von Widerstand methodisch zu überwinden, erkennen sie nicht leicht etwas Höheres, weshalb die Combinationen des Kriegs, als Ganzes betrachtet, ihnen zum großen Theile fremd bleiben. Sie erblicken daher in dem Widerstande einer Festung nur eine isolirte That, und vergessen darüber, daß die Belagerung derselben nur ein Ring in der großen Kette kriegerischer Unternehmungen ist, der bald mehr bald weniger Bedeutung hat. (S. 341.)

Catinat's Meinung schließt den Streit, aber Napoleon entscheidet ihn in einer folgenden Unterredung völlig zu Gunsten der Natur und Erfahrung.

Mein Vetter Ludwig Philipp — läßt der Verstorbene ihn sagen — ist ein sehr kluger Kopf, der durch die großartige Befestigung seiner Hauptstadt den Punkt auf das i setzt. Während meiner Herrschaft über Frankreich habe ich mich viel mit der Idee beschäftigt Dasselbe zu thun, aber ich kam nie zur Ausführung, weil es nöthigere Arbeiten gab. Auch befürchtete ich, man möchte die Befestigung von Paris schief beurtheilen, mir Mistrauen gegen die Franzosen und Furcht vor den Fremden zur Last legen; deshalb unterblieb die Sache. Der Feldzug 1814 würde aber einen andern Ausgang genommen haben, wäre Paris eine Festung ersten Ranges gewesen. Bei dieser Maßregel setzen mich blos zwei Dinge in Verwunderung: die Schlauheit, womit der König seinen Lieblingswunsch zu erfüllen versteht, und die Kurzsichtigkeit der vielen soi-disant „klugen" Leute, welche nicht begreifen, daß eine große und volkreiche Stadt nothwendig auch mehr Vertheidigungskräfte in sich enthält, folglich schwerer zu erobern ist als eine kleine. Es gibt Generale, welche den Belagerungskrieg recht gut zu leiten wissen und jede Festung bezwingen würden, wenn man ihnen hierzu die nöthige Zeit ließe. Aber diese Männer, die bis auf den Tag herausrechnen, wann sie die Bresche geöffnet haben werden, sind ohne Klarheit der Ideen, sobald es darauf ankommt zu ermitteln: ob und wie eine Hauptstadt zu befestigen sei. Ihr specielles Talent macht ihre ganze Weisheit aus, und die Kriegskunst im höhern Sinne ist für sie ein Problem, das sie vergebens durch einige Formeln zu lösen suchen. Da sie nun nicht gern gestehen mögen, daß die Beantwortung solcher Fragen über ihr Begriffsvermögen hinausgeht, so entwerfen sie abenteuerliche Operationspläne zur mittelbaren Deckung der Hauptstadt, wobei sie sich gewöhnlich in ihren eigenen Schlingen fangen. (S. 379 fg.)

Die folgenden sieben Briefe müssen des Raumes wegen übergangen werden, obgleich sie des Ganzen nicht unwürdig sind. 76.

Helene. Ein Fehdebrief an die Gesellschaft. Aus den Papieren einer Dame. Herausgegeben von Eduard Maria Öttinger. Leipzig, Philipp Reclam. 1843. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Gedanken, welche dieser Novelle zum Grunde liegen, sind durch das Leben der Gegenwart hervorgerufen; es erscheinen in der Novelle Menschen von heute, Vorurtheile von heute, Tendenzen von heute, Greuel von heute — und darin liegt der Charakter der Modernität des Buchs. Dasselbe soll ein Fehdebrief an die Gesellschaft sein. Unser sociales Leben fodert allerdings dergleichen heraus. Die krampfhaften Aufwallungen der Jugend, die sich für Kraftexplosionen ausgeben, die Übermacht des Reichthums über Talent, Tugend und alles Große, die unendliche Langweile, das Raffinement im Genuß, das Vorherrschen der materiellen Interessen — das Alles sind Momente, die darauf hinwirken, daß Das entstehe, was diese Novelle als Grundübel andeuten zu wollen scheint, nämlich daß die Ehe im Lauf der Tage den Charakter der Idealität verliert. Die Erzählung ist der Gefühlsschwärmerei der Deutschen angepaßt; wir Deutschen verstehen die Größe, die im Entsagen liegt; wir haben Sympathien für die Thräne der Einsamen und für die Fiebergluth des Entfernten. Ein Kunstwerk im eigentlichen Sinne des Worts ist die Erzählung nicht; der Gedanke, welcher dem Ganzen zum Grunde liegt, ist keine poetische Idee, hat keine höhere Wahrheit, sondern ist eine ausgeklügelte Sonderbarkeit. Helene nämlich meint, der Geliebte des Weibes dürfe nicht auch ihr Mann werden, weil die Ehe die Liebe entheilige. Ein Weib mit dieser Ansicht muß jede Ehe verwerfen; die Ehe ist ihr ja der Ursprung des größten Unglücks. Allein Helene verschmäht die Hand des Mannes, der sie liebt und vermählt sich mit einem ältern Herrn, ihre Lebensaufgabe darin suchend, dessen Tage zu erheitern. Und diese selbstgewählte Aufgabe erfüllt sie treu. Das ist aber offenbar eine Caprice und ihre ganze Ansicht erscheint als barock; denn der Verf. gibt sich nicht einmal Mühe, einen Fall auszusinnen, wodurch Helenens Vermählung als unabweisbar nothwendig erscheint; es geht aus Helenens Erlebnissen nicht mit Bestimmtheit hervor, daß sie gerade zu diesem Resultate und nicht zu einem beliebigen andern gekommen ist.

Wenn man nun von dieser sehr schwachen Seite der Erzählung absieht — und das läßt sich von dem gewöhnlichen Leser erwarten —, so liest sich das Buch recht angenehm; es kommt darin vor eine Schilderung des Getrenntseins der Liebenden, ein

Sichwiederfinden, ein gegenseitiges Schmachten, eine gegenseitige Erklärung, eine Lebensrettung u. s. f. Wenn das auch ganz gewöhnliche Motive sind, so hat sie doch der Verf. recht hübsch und natürlich zusammengewebt. Die Nebenpersonen treten, namentlich zu Anfang des Stücks, gar zu sehr als Statisten auf. Die französische Gräfin mit ihrer Glut für den Helden der Erzählung Lord Lesly, und dessen Geliebte Helene hätte noch sorgfältiger behandelt werden müssen, das heißt, aus den mitgetheilten Schicksalen der Dame entwickelt sich ihre Handlungs- und Denkweise nicht mit Nothwendigkeit. Wir sagen, sobald wir erfahren, was sie that, nicht mit Überzeugung: „Ja, so mußte es kommen, das Weib konnte nicht anders" — sondern es scheint uns in der Zeichnung dieses Charakters die Willkür des Verf. und der Wunsch etwas Pikantes zu geben, vorzuwalten; ein Weib von solchem Feuer, von solcher Thatkraft, von solchem Bewußtsein der Überlegenheit müßte auf ganz andern Wegen ihrem Ziele zustreben als durch Schreckscenen und Vergiftung.

Wenn nun allem Obigen zufolge die Novelle bedeutende Mängel hat, so müssen wir doch bemerken, daß der Verf. an mehren Stellen künstlerischen Takt verräth; als Beispiel dazu erwähnen wir, daß neben der idealen Liebe Helenens und des Lord Lesly die ganz prosaische des Hauptmanns Helsjör und Eugeniens hinläuft. Ferner ist es von wohlthuender Wirkung, daß, nachdem Helene und Lesly so viel gelitten haben, im Leser die Hoffnung aufdämmert, sie werden einander noch besitzen. Von echt psychologischer Wahrheit ist es ferner, daß Lord Lesly, nachdem er Helene verloren hat, nicht in Jammer und Schwäche untergeht; er wird ein berühmter englischer Staatsmann. Hin und wieder sind freie psychologische Bemerkungen ausgestreut, z. B. Seite 194, wo es kurz erörtert wird, daß nur dann Zwei miteinander leben können, wenn Einer des Andern Fehler begreift. So sprechen wir zum Schluß den Wunsch aus, daß der Verfasser oder die Verfasserin in ihrem nächsten Werke rücksichtlich des Grundgedankens weniger experimentiren, sondern ihrem Takte für das menschlich Wahre folgen möge; wenn dann zugleich an das Einzelne mehr Feile gelegt wird, so dürfte volle Anerkennung ihr Lohn werden. 29.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Depping's neueste Arbeiten.

Der würdigste Vertreter der deutschen Gelehrsamkeit in Paris, Depping, hat soeben eine neue ganz umgearbeitete Ausgabe seiner trefflichen „Histoire des expéditions maritimes des Normands et leur établissement en France au 10ième siècle" ans Licht treten lassen. Diese fleißige Arbeit bildet bekanntlich gewissermaßen eine Einleitung zur vielgelesenen „Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normands" von Thierry. Wenn die Schrift Depping's diesem berühmten Werke, von dem wol schon acht Auflagen vergriffen sind, an stilistischem Glanze nachsteht, so kann es sich mit demselben, was solide Gelehrsamkeit und kritischen Scharfblick anlangt, sicherlich messen. Wenn unser Landsmann auch immer noch nicht, trotz wiederholter Versuche, von der Académie des sciences politiques et morales zum Mitgliede aufgenommen ist, so genießt er doch längst schon auch in Frankreich bei allen Leuten von Fach einen wohlverdienten Ruf. So ist ihm erst vor kurzem wieder von Seiten der französischen Regierung ein Auftrag geworden, dessen er sich sicher mit gewissenhafter Treue entledigen wird. Es handelt sich nämlich um die Herausgabe einer umfassenden Sammlung verschiedenartiger Documente, die sich auf die Gewerke, Stände und Corporationen der Stadt Paris beziehen und die in die großartige Sammlung historischer Documente aufgenommen werden sollen, von der mit Unterstützung und auf Geheiß der Regierung bereits eine beträchtliche Anzahl von Bänden erschienen ist. Ferner hat Depping für die nämliche Sammlung die Herausgabe wichtiger Papiere begonnen, welche auf einige wenig bekannte Punkte der Verwaltungsgeschichte Frankreichs unter Ludwig XIV. ein neues Licht werfen. Daß Depping trotz dieser umfassenden Arbeiten, die den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nehmen müssen, sich dennoch auch der deutschen Leserwelt nicht entfremdet, davon zeugt außer seiner interessanten fortlaufenden Correspondenz für das „Morgenblatt", das er nun schon seit dreißig Jahren mit seinen Beiträgen ziert, auch eine kleine historische Arbeit, die er vor kurzem in seiner Muttersprache herausgegeben hat. Es ist dies ein lesenswerther Beitrag zur Geschichte von Münster, der Vaterstadt Depping's, für den er auf dem Kriegsministerium zu Paris mehre wichtige und bisher unbenutzt gebliebene Materialien vorfand. Möge der wackere Depping noch lange das segensreiche Vermittleramt zwischen deutscher und französischer Gelehrsamkeit verwalten!

Colonisationspläne.

Die Colonisten geben jetzt selbst zu, daß, wenn die Zuckerproduction nur noch die Hälfte von dem ehemaligen Gewinne abwerfen soll, dieselbe auf einem ganz neuen Fuße organisirt werden muß. Die allmälige Abschaffung der Sklaverei zwingt sie, auf neue Mittel zu sinnen, um diesen Fabrikationszweig ungestört betreiben zu können. Überdies hat die Industrie, die seit einem Jahrzehnd mit Riesenschritten fortgeeilt ist, sich neue Bahnen eröffnet, auf denen sich die Besitzer der Colonien versuchen müssen, wenn sie nicht in ihrem Schlendrian zu Grunde gehen wollen. Daher sehen wir täglich in Flugschriften und Journalen Projecte, dem siechenden Productionszweige in den Colonien neues Leben einzuflößen, auftauchen. Den größten praktischen Werth dürften die Vorschläge haben, die der bekannte General Louis Bernard, der sich in Nordamerika durch Förderung der wichtigen Kanalbauten große Verdienste erworben hat, in einer besondern kleinen Schrift thut. Dieselbe führt den Titel: „Projet d'un établissement d'une sucrerie centrale sur la rivière de Cayenne à la Guiane française", und zeigt von ebenso großer Umsicht als Sachkenntniß. Irren wir nicht, so ist der General durch seine Besitzungen in den französischen Colonien in dieser wichtigen Angelegenheit selbst lebhaft interessirt.

Die slawischen Völkerschaften der Türkei.

Leser der „Revue des deux-mondes" werden sich erinnern, seit etwa anderthalb Jahren in dieser reichen Zeitschrift eine Reihe trefflicher Aufsätze über die verschiedenen Nationalitäten, die, wie Lamartine in einer Rede über die orientalische Frage sagte, aus dem Schutte der Türkei aufwuchern, gefunden zu haben. Sie rührten aus der Feder eines jungen Franzosen her, welcher den Orient aus langjähriger eigener Anschauung zu kennen scheint. Besonders anziehend und bei den neuesten Bewegungen von besonderm Interesse waren die Partien, in denen der Verf. die verwickelten Verhältnisse der Moldau und Walachei ausführlich und mit ebenso viel Gelehrsamkeit als Klarheit schildert. Wir erhalten gegenwärtig unter dem Titel „Les Slaves de la Turquie" eine Sammlung dieser Aufsätze, in der einzelne Punkte noch weiter ausgeführt sind. Wir beeilen uns, auf dieses treffliche Werk, das von ungleich höherer Bedeutung ist als die besprochene Reise Blanqui's nach der europäischen Türkei, aufmerksam zu machen. Auszüge daraus gibt unter Anderm bereits das „Ausland", dessen wohlgeleitete Redaction keins der bessern französischen Werke, welche auf Länder- und Völkerkunde Bezug haben, unberücksichtigt läßt. Wahrscheinlich haben wir binnen kurzem ein gleichfalls interessantes Reisewerk über jene Gegenden von E. Thouvenel, dem Verf. einer Reise nach Ungarn und Mitarbeiter an der „Revue de Paris", zu erwarten. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 361. —— 27. December 1843.

Bülow-Cummerow über Preußens landschaftliche Creditvereine. *)

Von Allem, was Hr. v. Bülow-Cummerow bisher aus seiner Feder unter die Presse hat wandern lassen, ist die vorliegende Schrift ohne alle Widerrede das Vorzüglichste. Hier ist der Verf. ganz auf seinem Boden, ganz zu Hause, hat scharf und aufmerksam beobachtet und scharf und eindringlich erwogen, sodaß er den Sachen tief auf den Grund gegangen und zu deutlichem Verständnisse darüber gekommen ist. Für den Sachkundigen ist es ein wahrhaftes Vergnügen, seinen Wahrnehmungen zu folgen und mit ihm daraus folgerechte Regeln zu entnehmen.

Mit Recht führt er an, „daß während der Ackerbau in der Cultur unendlich vorgeschritten ist, die Agrargesetzgebung die wesentlichsten Veränderungen erfahren hat, Handel und Gewerbe eine neue Gestalt erhalten haben, nur die Institutionen, deren Aufgabe es ist, den Werth der Grundstücke anzugeben, für den Credit ihrer Besitzer zu sorgen und die Fonds zu neuen Culturen zu gewähren, an alten verjährten Grundsätzen festhalten und zu glauben scheinen, daß, weil sie in früherer Zeit sich nützlich bewiesen, sie sich in der gegenwärtigen der Krystallisation überlassen können".

Der Verf. beginnt nun seine Prüfung des Bestehenden, welche er zunächst an den Einrichtungen der pommerschen Landschaft anstellt, die er am genauesten kennt, und bei der großen Ähnlichkeit derselben Einrichtung in den andern Provinzen die Anwendung auf sich diesen selbst überläßt, mit einer allgemeinen Erwägung der Folgen der Verschuldung der Immobilien und deren Einflusses auf die allgemeine Wohlfahrt. Die Betrachtungen, welche der Verf. in diesem Abschnitte vornimmt, sind wahr und praktisch; aber sie sind noch nicht erschöpfend und beiweitem nicht geordnet und ausgedehnt genug. Sie sind aus der Erfahrung entnommen, aber nicht auf Grundsätze und allgemeine Regeln zurückgeführt. Es kam hier darauf an, festzustellen, ob und unter welchen Maßgaben durch Realverschuldung der Grund und Boden dergestalt mobilisirt werden kann, daß die wesentlichen Unterschiede und Wirkungen des Immobiliar- und Mobiliarvermögens ganz oder doch zu einem großen Theile ausgetilgt werden und das erstere in kleinen Theilen zu einer marktgängigen Waare gemacht wird; ferner die natürlichen Verschiedenheiten des Real- und Personalcredits zu beleuchten und zu ermitteln, inwieweit eine Verbindung, Vertauschung und Bemächtigung beider statthaft sei und mit welchem Erfolge; nicht minder die unmittelbaren und die mittelbaren Wirkungen der Verschuldung und des Credits für ruhige und für widerwärtige Zeiten zu unterscheiden und deren Erfolg auf die Wagschale zu legen; endlich ganz besonders die Folgen auf die politische und bürgerliche Stellung der Grundbesitzer zu erwägen, je nachdem dieselben als selbständige Bodeneigenthümer oder nur als Verwalter des ihnen anvertrauten Eigenthums ihrer Gläubiger angesehen werden müssen. Da würden sich noch manche wichtige An-, Aus- und Rücksichten ergeben haben. Denn nicht immer, sogar selten, stimmen die Erfolge in blos finanziellem oder auch staatswirthschaftlichem Betrachte mit denen in moralischer oder politischer Erwägung überein; und da die Staatswirthschaft selbst nur eine Gehülfin und Dienerin der Politik ist und sein soll, dürfen ihre Belobungen nicht höher geehrt werden als die ihrer Gebieterin. Wie oft wird diese Grundregel aller Staatskunst unbeachtet gelassen, wie oft mit Füßen getreten; wie viel seichte Beurtheiler wähnen, die Sache sei damit entschieden, wenn irgend ein Vortheil oder Nachtheil des Geldbeutels herausgestellt worden ist, da doch dies in Betracht zu ziehen oft gar nicht der Mühe verlohnt! Was der Verf. (S. 16) über den Charakter des Grundbesitzthums beigebracht hat, ist zwar schon von Belang, aber weder ausreichend noch weiter verfolgt und angewendet.

Ganz richtig faßt der Verf. den Gesichtspunkt (S. 13), daß das Creditnehmen durch die nützliche Anlegung und Vermehrung Dessen, worauf die Anleihen verwendet wurden, neue Capitalien erschaffe, folglich das Vermögen der Einzelnen und des Staats nicht vermindere, sondern vermehre, weil von vernünftigen Leuten nicht blos rechtlich vorausgesetzt werden muß, sondern es auch die Erfahrung in der Wirklichkeit bestätigt, daß meistentheils zu dem angegebenen Zwecke geborgt wird. Das Gegentheil ist indessen freilich nicht ausgeschlossen, rechtfertigt aber so

*) Über Preußens landschaftliche Creditvereine, die Reformen, deren sie bedürfen, und über ein richtiges System der Bodennutzung und Schätzung. Von v. Bülow-Cummerow. Berlin, Veit und Comp. 1843. Gr. 8. 26¼ Ngr.

wenig irgend eine Bevormundungsmaßregel selbständiger Staatsbürger, als der Misbrauch irgend einer Sache den Gebrauch aufhebt. Nur so weit es möglich ist, jenem vorzubeugen, ohne diesen zu beschränken, darf die politische Gesetzgebung Maßregeln zu solchem Zwecke anordnen.

Ebenso wahr ist, daß die Einführung von Creditanstalten oder wichtige Veränderungen mit denselben nur in Zeiten der Ruhe vorzunehmen sind, wo der Credit angeboten wird, folglich leicht zu haben ist, nicht in unruhigen und bedenklichen Zeiten, wo er gesucht wird und sich um schweren Preis suchen läßt (S. 14). Die bloße Möglichkeit des Misbrauchs derselben zu leichtern Verschuldungen darf davon nicht abschrecken. Da indessen eine mäßige und hohe Verschuldung des Grundeigenthums durch den Einfluß des Realcredits auf den Credit überhaupt und auf die Stellung der Grundbesitzer im Staate von so sehr unterschiedener Wirkung ist, so folgt daraus von selbst, daß die Begünstigung durch Creditanstalten nur bis an die Grenze des mäßigen Verschuldens gehen und auf die übermäßige Verschuldung nicht ausgedehnt werden darf (S. 15). Dieser Regel durchaus beipflichtend hätten wir nur gewünscht, daß die Erkennungsmittel zur Auffindung und Bestimmung jener Scheidungsgrenze ins Licht gestellt worden wären. Denn es fruchtet nichts, den Blinden zu warnen, daß er sich nicht stoße, sondern man muß ihm sagen, von welcher Seite ihm Gefahr droht.

Die Zuverlässigkeit, Credit zu bekommen, wenn er gebraucht wird, und zur Zeit der Noth keiner Kündigung ausgesetzt zu sein (S. 19), sind allerdings zwei wesentliche Bedingungen einer ihrer Aufgabe entsprechenden Creditanstalt, aber noch nicht die allein erheblichen. Die Alles in sich schließende Auffassung derselben ist die, daß sie nicht blos den allgemeinsten und belebtesten Markt für den Realcredit, für den Austausch des Creditnehmens und Creditgebens, sondern zugleich auch den alle Marktbesucher gleich dienstfertig und unparteiisch bedienenden allgemeinen Mäkler ausmacht, indem sie die Geldhabenden wie die Geldbedürfenden durch die Gerechtigkeit, Zuversichtlichkeit und Gleichmäßigkeit ihrer Behandlung von beiden Seiten her auf diesen Markt zieht und eben wegen der Größe desselben leicht im Stande ist, ihre Nachfrage zu befriedigen. Eben deswegen muß aber auch die ganze Einrichtung von der Art sein, daß mit gleicher Sorgfalt alle Interessen beider Parteien wahrgenommen und besorgt werden, indem jede Begünstigung der einen oder der andern den gleichmäßigen Zu- und Abfluß des Geldes behindert, folglich den Marktverkehr schwächt und mit der Zeit stört. Die Interessen der Geldbesitzer sind prompte Zinsen, Sicherheit des Capitals, freie Verfügung über die dasselbe repräsentirende Schuldverschreibung, größte Bequemlichkeit und Wohlfeilheit bei der Erhebung der erstern, der Belegung des andern und dem Umsatze des dritten. Die Interessen der Grundbesitzer laufen darauf hinaus, daß der wahre Werth ihrer Besitzungen als der Grundlage ihres Credits ermittelt und solcher durch nichts geschmälert werde; daß sie zu der Zeit, wo sie es brauchen, darauf prompt Geld und so viel bekommen können als ihr Realcredit trägt; daß sie dabei in der Bewirthschaftung ihrer Güter unbehindert bleiben, so lange sie ihre Obliegenheiten erfüllen, welche in der richtigen Einlieferung ihrer Zinsen und in der Vermeidung jeder Verminderung des Werths ihres Besitzthums bestehen; endlich daß, obgleich sie vor Kündigung sicher sind, sie doch nach ihrer Bequemlichkeit allezeit durch Rückzahlungen ihren Vermögenszustand zu verbessern unbehindert sind. Alles Dies läßt sich zu Stande bringen, ohne daß auf einer von beiden Seiten eine Begünstigung stattfinden darf. Zwei andere Umstände hingegen, wobei eine größere Collision der Interessen obzuwalten scheint, sind hier absichtlich übergangen worden, nämlich die Kündbarkeit der Pfandbriefe und die Höhe des Zinsfußes. Allerdings würde es für die Gläubiger vortheilhaft sein, nach Belieben aufkündigen zu können; allein dies widerspricht dem ganzen Endzwecke der Anstalt, indem dadurch dem Vortheile der Gläubiger das Bestehen der Schuldner gerade dann geopfert werden würde, sobald das Geld im Verkehrswerthe steigt. Die Unausführbarkeit dieser Anfoderung hat sich dadurch schon in der Erfahrung gezeigt, daß in den Zeiten der Noth allemal Indulte bewilligt, also ein außerordentlicher Rechtszustand hat eingeführt werden müssen. Es liegt daher im Wesen der Pfandbriefe, daß sie nicht Schuldverschreibungen, sondern abtretbare oder veräußerliche Rentenkäufe sind, und daß diese ihre Eigenschaft von vornherein aufgefaßt und durchgeführt werde. Daraus folgt ganz von selbst, daß die Rente sich immer gleich bleiben und ein für allemal gesetzlich festgestellt sein müsse, weil eben sie den Gegenstand ausmacht, welcher gekauft und verkauft wird, was zugleich die wohlthätige Folge hat, das allem Gewerbe so nachtheilige Schwanken des Zinsfußes wenigstens in dem großen Bereiche des gesammten Realcredits zu verhindern und dadurch mittelbarerweise auch für die übrige Masse des Credits zu schwächen. Natürlich kann dadurch die Wirkung des Geldzuflusses und -Abflusses nicht aufgehoben werden, welche, da sie den Zinsfuß fest findet, den Preis des zu kaufenden Gegenstandes erniedrigen oder erhöhen, also den Curs, die Geltung auf dem Geldmarkte, bestimmen muß, wodurch sich mittelbarerweise von selbst der Zinsfuß auch verändert, aber auf eine beiweitem unbemerkbarere Art eben durch seine Übertragung auf den Capitalstock.

Es folgt hieraus nicht, daß der einmal eingeführte Zinsfuß in alle Ewigkeit fortbestehen müsse. Denn da nach der Erfahrung der Weltpreis des Geldes sich verändert und dessen Verminderung in großen Perioden sich allgemein bemerkbar macht, müssen auch die Creditinstitute dieser Einwirkung unterliegen und unter dem Schutze des Gesetzes von einem allgemeinen Sinken des Zinsfußes durch Conversion der Pfandbriefe Gebrauch machen können. Nur darf die Gesetzgebung solches nicht anders zulassen, als wenn diese Bedingung unleugbar eingetreten ist, so wie es die Gerechtigkeit erfodert, alsdann die Rückzahlung derjenigen Pfandbriefe, deren Besitzer sich die Herabsetzung nicht gefallen lassen wollen, nach dem Durchschnittscurse der letzten zehn Jahre eben darum zu leisten, weil denn

Aufkündigung nicht zulässig war. Daraus erhellt zugleich, daß die Festsetzung der Höhe sich nach dem allgemeinen Zinsfuße zur Zeit der Einführung oder Umschreibung der Pfandbriefe richten muß; daß diese also zur Zeit der Ruhe und des Geldüberflusses vorzunehmen, und daß in Betracht der großen Sicherheit und Bequemlichkeit, welche sie gewähren, noch eine Herabsetzung des sonst gewöhnlichen Zinsfußes unbedenklich daran zu knüpfen ist. Daß die Pfandbriefe, außer den Kriegsjahren, noch immer so hoch im Curse gestanden haben, zeigt hinlänglich, daß ihr Zinsfuß noch immer zu hoch war. Der Verf. schlägt die Differenz der Pfandbriefszinsen gegen den Zinsfuß von Privathypotheken (S. 21) auf ½ Procent an, was mit der Erfahrung übereinzukommen scheint, aber nicht den Schuldnern ganz zugute kommen kann, weil davon die nothwendigen Kosten der Anstalt zu bestreiten sind, sowie der Aufwand für die Unterhaltung und allmälige eigene Ansammlung eines Reservefonds zur Erfüllung des Zwecks der Anstalt in unvorhergesehenen Zeiten des Geldmangels dadurch gedeckt werden muß.

Im zweiten Abschnitte beleuchtet der Verf. nun die dermalige Beschaffenheit der landschaftlichen Creditinstitute und ihre bisherige Wirksamkeit mit dem Auge eines Kenners. Wenn derselbe dagegen eifert (S. 29), daß diese Institute bisher ausschließlich für die Rittergutsbesitzer bestanden haben, kann ihm nur beigepflichtet werden, da, wenn deren Nutzbarkeit anerkannt ist, eine Gerechtigkeit der Ausschließung aller dazu ihrer Beschaffenheit nach geeigneten Grundbesitzungen nicht abzusehen ist. Allein daraus folgt noch nicht, daß der Absicht des Verf. entsprochen werde, alles und jedes Grundbesitzthum, namentlich auch allgemein das bäuerliche, zuzuziehen, weil mit vollem Rechte Dasjenige ausgeschlossen wird, dessen verschiedene Natur eine gleichförmige Behandlung nicht zuläßt. Hiernach müssen sofort alle die kleinen Besitzungen außer dem Verbande bleiben, deren Vortheil bei der Belegung mit Pfandbriefen mit den Unkosten ebenderselben und der Beaufsichtigung außer allem Verhältnisse steht. Güter unter 6000 Thaler an Werth möchten schon deshalb sich schwerlich dazu eignen. Das Verhältniß zwischen den Wohngebäuden und der persönlichen Arbeitsleistung einerseits und dem Ertrage der Bodenbewirthschaftung bleibt sich ferner bei Verschiedenheit des Umfangs der letztern nicht gleich, läßt sich deshalb nicht nach einem bestimmten Maßstabe angeben, sondern es wird das erstere immer gewichtiger, je kleiner die Stellen werden, und macht sie eben dadurch immer unfähiger zum festen Realcredit. Eben dies gilt von allen Fabrikations- und Gewerbeanlagen, wo der Ertrag theils durch das umlaufende Capital, theils durch die Industrie und Ordnung des Inhabers großentheils abhängig ist. Der Verf. selbst gibt zu, daß städtische Gebäude andere Verhältnisse darbieten als Landgüter, sie mithin nicht auf gleichem Fuße behandelt werden können. Es darf diese Bemerkung nur verallgemeinert werden, um die Regel aufzufinden, daß nur solches Grundbesitzthum zur Verpfandbriefung geeignet ist, dessen Ertrag aus dem Boden der Gegenstand der Sicherstellung ist, sodaß Gebäude- und sonstiges Inventarium als unerläßliche Bedingungen der Gewinnung desselben sogar in Abrechnung gebracht werden müssen, insoweit sie mangeln, selbst aber nicht den Werth des Pfandstücks erhöhen.

Daß die bisher befolgten Taxationsreglements oder Taxationsprincipien, wie sie heißen, ganz principienlos, ohne Fundament und durchaus unrichtig sind, wie der Verf. (S. 30) sagt, und daß hierin nicht allein eine große Ungerechtigkeit und Härte liegt, sondern auch das Gemeinwohl dadurch mehrfach angegriffen wird, mag Niemand ihm bestreiten, der sie kennt. In einigen Provinzen, Preußen, Posen, Mark Brandenburg, ist auf deren Verbesserung schon Bedacht genommen worden, aber noch lange nicht in zufriedenstellender Art. In Westpreußen, Pommern und Schlesien hat man nicht einmal gewagt, an das alte baufällige Gerüste Hand anzulegen, aus Furcht, daß, wenn irgend Etwas gerührt werde, das Ganze zusammenfalle, indem man aus Erfahrung weiß, daß jetzt die große Menge der Unrichtigkeiten häufig gegenseitige Ausgleichungen für das Endergebniß herbeiführt. Daß indessen hierbei weder Gewißheit noch auch nur eine annähernde Schätzung des Unterschiedes zwischen dem wahren Werthe und dem Ausfalle der Taxen statthaben kann, und daß ebenso sehr die Institute selbst als die sämmtlichen einzelnen Grundbesitzer dabei gar sehr betheiligt sind und mit vollem Rechte darauf Anspruch haben, daß der wahre Werth mit Zuverlässigkeit ermittelt werde, bedarf erst keines Beweises, sondern macht sich von selbst klar. Weil überdies außer den landschaftlichen Taxprincipien und denen zur Veranschlagung der Domainenpachte es keine andern gibt, auf welche im Verkehre und zumal bei gerichtlichen Verhandlungen, wie bei Cautionsbestellungen, Verletzungsermittelungen, Ablösungen und Abschreibungen, Erbtheilungen und Auseinandersetzungen, Subhastationen u. s. w. zurückgegangen werden könnte, so ruft der Verf. mit allem Grunde dazu auf, und legt es besonders dem neugestifteten Landesökonomiecollegium ans Herz, ohne weitern Verzug dies Werk zur Hand zu nehmen und durch Ausarbeitung gediegener Taxgrundsätze diesem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen. Daß die wissenschaftliche Ausbildung der Landwirthschaft so weit gediehen ist, um aus ihr die dazu unentbehrlichen Materialien zu schöpfen, ist, wenn man hierbei nur da, wo die Erfahrungssätze noch nicht wissenschaftlich begründet werden konnten, ebenso wie in der Arzneiwissenschaft, zuverlässigen Erfahrungen nachgeht, vollkommen ausgemacht, und ebenso gewiß, daß in praktischen Dingen man sich nirgend abhalten lassen darf, das Bessere einzuführen und einstweilen zu befolgen, weil es noch nicht das Allerbeste ist, was bei weiterer Verfolgung der Aufgabe demnächst erkundet werden mag. Etwas zu herrschen, was über den Stand des menschlichen Wissens hinausgeht, ist ebenso widersinnig, als sich mit Dem zufrieden zu geben, was durch dasselbe als falsch und verkehrt dargethan ist (S. 82).

Der Verf. hebt als Grundfehler der jetzigen Vorschriften heraus, daß, anstatt den bleibenden, durch den Boden selbst gesicherten Werth desselben zu ermitteln, gegenwärtig

der Ertrag nach dem Befunde zur Zeit der Taxation geschätzt wird; daß dies Letztere sogar nach sehr beliebigen, gehaltlosen und zum Theil in Widerspruch stehenden Ansätzen geschieht, nicht im Einklange mit der Wirklichkeit und Wahrheit; daß solchergestalt der Ausfall der Taxen meistentheils geradezu im umgekehrten Verhältnisse mit der Güte des eingeführten Wirthschaftssystems steht; und daß das Ergebniß fast überall zu fünf Procent capitalisirt wird, da doch nur vier Procent Zinsen entrichtet werden. Am meisten springt es bei den Forsten in die Augen (S. 33), wie zweckwidrig diese Befundstaxen des eben vorhandenen haubaren Holzes sind, da doch nur die Productionskraft des Bodens und die Ergiebigkeit des Nachwuchses die Factoren einer wahren Werthstaxe abgeben können.

Nach diesen Erwägungen geht denn der Verf. im dritten Abschnitte zu den Reformen über, deren die landschaftlichen Creditinstitute bedürfen, um ihre Bestimmung wahrhaft zu erfüllen. Dieselben gehen (S. 44 und 151) a) den Umfang dieser Anstalten und deren Erstreckung auf allen Grund und Boden an, worüber wir uns schon erklärt haben; ferner die innere Verwaltung und die politische Stellung derselben zu den Staatsbehörden; b) die Aufstellung gediegener Abschätzungsvorschriften, und c) die Verwendung der ihnen eigenthümlich zugehörigen Fonds.

Alles, was der Verf. zur Verbesserung der Verfassung der Creditanstalten, zur Vereinfachung des Geschäftsganges, zur Verminderung der Kostspieligkeit, und zur Beschränkung der Willkür, so sie nach ihren Privilegien gegen ihre Schuldner und gegen deren übrige Hypothekengläubiger auszuüben die Macht erhalten haben, in Vorschlag bringt, muß für überaus angemessen erachtet werden. Dennoch vermissen wir auch hier noch die letzte Begründung. Es kommt darauf an, inwieweit diese Anstalten als bloße Privatassociationen oder als Körperschaften anzusehen sind, welche um ihres Einflusses auf das öffentliche Wohl willen Begünstigungen verdienen und bedürfen, wie weit folglich ihrer Autonomie Raum zu geben, oder ihr Geschäftskreis unter die Oberaufsicht, Controle und Einwirkung der Staatsbehörden zu stellen ist. Bei der ersten Einrichtung derselben hielt man das ganze Unternehmen für viel schwieriger als es gewesen ist, und glaubte sie um deswillen mit großen Begünstigungen ausrüsten und ihnen die ausgedehnteste Selbständigkeit gewähren zu müssen. Aber jene sind eine Ungerechtigkeit gegen die übrigen Einwohner, die darunter leiden und der letztern schutzlos preisgegeben sind, wie solches ein Hemmniß des Fortschreitens dieser Anstalten zu größerer Vervollkommnung geworden ist. Denn da sie sich in ihrer Gesammtheit wohl befanden, wurde nicht daran gedacht, daß dieses Wohlbefinden noch immer mit manchen Verneinungen eines Besserbefindens und mit vielen Beschwerden einzelner Verbündeten oder Anderer verknüpft ist, mit denen Geschäftsverbindungen stattfinden. Das Hauptübel ist, daß die Behörden der Anstalt den Schuldnern, deren andern Hypothekengläubigern und den Sequestern gegenüber vermöge der ihnen zugestandenen Entscheidungsbefugniß Partei und Richter zugleich sind, daß gegen ihre Anordnungen so wenig abhelfender Schutz zu finden ist, daß in Fällen, wo die Staatsbehörden selbst anerkennen mußten, es geschehe Unrecht, es doch wegen Mangels verfassungsmäßiger Einwirkungszuständigkeit dabei sein Verbleiben behalten mußte, und daß solchergestalt Willkür, Unverstand, Vorurtheile, Gewöhnung und Trägheit ein offenes Feld haben, ein Wort mitzureden. Selbst das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit ist nicht klar genug aufgefaßt worden. Denn, obschon es keinem Bedenken unterliegt, daß in allen Gesellschaftsangelegenheiten die Stimme jedes Einzelnen dem Gemeinwillen und dessen Organen unterworfen sein muß, so erfodert dies doch selbst eine solche Organisation, welche die Gewähr gibt, daß der Gemeinwille sicher das Gemeinbeste zu erkennen und zu fördern nicht blos den Beruf, sondern auch das Vermögen habe und daß selbst um des vermeinten Vortheils des Ganzen willen die Gerechtsame der Einzelnen nicht gekränkt, sondern beobachtet werden. Es darf in keiner Weise von dem bloßen Gutbefinden der Behörden abhängen, ob sie ihm und auf wie hoch Credit bewilligen und ob sie ihn in seiner Wirthschaftsführung ungehudelt lassen wollen, sondern ihrem desfallsigen Ermessen müssen gemessene Regeln unterliegen, und der Einzelne, der sich durch deren Verletzung für beeinträchtigt hält, muß desfalls unparteiisches Gehör finden können. Er hat ein vollkommenes Recht darauf, daß seinem Grundbesitzthume der reglementsmäßige Werth beigelegt und der danach zu bemessende Credit gegeben werde, und bei einem hierüber entstehenden Streite darf Der, dem die Ausführung des Reglements obliegt, nicht selbst darüber die Entscheidung haben, ob er demselben gebührend nachgekommen sei. Diese Betrachtung wird tiefer und weiter greifen als der Verf. gethan hat.

Ganz recht urtheilt aber derselbe (S. 42), daß, wenn die Regierung eine Anstalt durch Privilegien begünstigt, ja selbst mit Fonds ausstattet, sie auch wiederum wohlbefugt sei, von ihr zu verlangen, daß diese Vorzüge nicht zu Privatvortheilen verwendet, sondern zur Förderung des Wohles der Anstalt selbst oder des Gemeinwohles gebraucht werden, Beides im möglichsten Einklange. Die Fonds der gesammten Creditanstalten betragen bereits Millionen und häufen sich immer mehr ohne andern Nutzen, als daß davon Prachtgebäude aufgeführt sind, in denen einige Beamte der Anstalten fürstlich wohnen, und daß für die Beamten leichter Bewilligungen durchzubringen sind. Ebenso wenig entspricht die Verwendung zur Amortisation der Schuld der Einzelnen der obigen Bestimmung, was der Verf. sehr richtig tadelt und dagegen in Vorschlag bringt, Dasjenige, was über den Reservefonds für eintretende Nothzustände, der nicht angegriffen werden darf, zusammenkommt, zur Instandsetzung vorgekommener Deteriorationen und auf neue Culturanlagen anzulegen und dazu zum Vortheile des Ganzen in der Art zu benutzen, daß dabei die zweckmäßige Verwendung selbst controlirt wird (S. 149).

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 362. —— 28. December 1843.

Bülow-Cummerow über Preußens landschaftliche Creditvereine.

(Beschluß aus Nr. 361.)

Der größere und beiweitem der wichtigere und gründlichste Theil dieses Buchs, dessen Werth eben deshalb hoch zu veranschlagen ist, beschäftigt sich endlich mit der Verfahrungsart, um bessere Werthsanschläge und gediegenere Vorschriften und Anleitungen dazu zu bekommen. Es ist eine wahre Freude, abzunehmen, wie der Verf., um seine Aufgabe zu lösen, dieselbe immer weiter in ihre einzelnen Bestandtheile zerlegt, für jeden derselben mit klarem Bewußtsein darauf hinweist, worauf es dabei ankommt, und daraus wieder zur Zusammenstellung alles Dessen zurückkehrt, was bei der Abschätzung berücksichtigt werden muß.

Vollkommen überzeugend ist es, daß nicht eine Abschätzung wie die andere vorgenommen werden kann, wenn sie Das in Zahlen angeben soll, was den Gegenstand der Würderung ausmacht (S. 54). Der Zweck der Abschätzung und der Inbegriff Dessen, was dadurch als den Werth des Ganzen bestimmend in Rechnung gezogen werden soll, muß allemal die Art des Verfahrens und der Würderung selbst bedingen. Es kommen ganz andere Dinge in Betracht, ob es sich um die Ermittelung des gegenwärtigen Marktpreises einer Sache nach ihrer dermaligen Beschaffenheit und Verhältnissen, oder des fortdauernden Ertrags derselben in Verbindung Dessen, was ihr einverleibt worden ist, oder um das Verhältniß des natürlichen Bodenwerthes mit Weglassung alles Dessen, was darin künstlich verändert worden ist oder werden kann, handelt. Kauf-, Pachtungs- und Credittaxen und Steuercataster erfodern daher eine verschiedene Behandlung und verschiedene Maßgaben. Für die Credittaxen dürfen nur solche äußere Verhältnisse, deren Veränderung aus keiner vorhandenen Ursache abzusehen ist, mit veranschlagt werden, wogegen vorübergehende oder von Persönlichkeiten abhängige Beschaffenheiten dabei gar nicht in Betracht zu ziehen sind (S. 56). Der Form nach sind Grundtaxen unstreitig die angemessensten, das heißt solche Taxtabellen, aus denen der Bodenwerth in Folge der Angabe der Classe, zu welcher er seiner Güte und denjenigen besondern Eigenschaften nach, die den Ertrag verändern, gehört, zu entnehmen ist, indem darin für alle Classen mit allen diesen Modificationen die Taxsätze angegeben sind, und es deshalb nicht in jedem einzelnen Schätzungsfalle einer Wiederholung aller der Rechenexempel bedarf, durch welche die vorgeschriebenen Taxsätze herausgebracht worden sind (S. 79). Aber diese Berechnung aller jener einzelnen Sätze muß der Anfertigung solcher Tabellen allemal vorangehen, welche das Ergebniß derselben und nur dann richtig und brauchbar sind, wenn alle diese Exempel nach richtigen Ansätzen aufgesetzt und richtig ausgerechnet worden, wobei nichts Einfluß Habendes unberücksichtigt bleiben darf. Ist dies aber geschehen, so dienen sie dann den Taxatoren in derselben Art zu einem Rechenknechte, wie die Logarithmentafeln den Arithmetikern.

Ein ganz besonderes Verdienst hat sich der Verf. dadurch erworben, daß er die einzelnen Verhältnisse, welche ins Auge zu fassen sind, theils selbst aufgeführt, theils wenigstens darauf hingewiesen hat, was deshalb zu bedenken ist. Natürlich kann das Einzelne hier nicht angegeben werden; es finden sich darunter aber viel scharfsinnige und erhebliche Bemerkungen.

Ganz vorzüglich indessen verdient es angeführt zu werden, daß der Verf., an Thaer's Autorität sich nicht bindend, den Dünger sowol als Bedürfniß denn als Erzeugniß in Ausgabe und Einnahme besonders ansetzt und zu dessen Werthsbestimmung nach seiner eigenen und des Gebrauchs Verschiedenheit sinnreiche Anleitung gibt, wobei er die allgemeine Bemerkung nicht zurückhält, daß, wenn der Dünger richtig abgeschätzt wird, man erst zu der Überzeugung gelangt, wie ihm gewöhnlich ein zu hoher Preis beigemessen wird, und wie dennoch auf der andern Seite die Ausgabe dafür ein sehr Bedeutendes von Dem wegnimmt, was bisher als Reinertrag des Ackerlandes veranschlagt worden ist. Von jeher haben wir die Überzeugung gehabt, daß eine Compensation des Strohs und Mistes ein sehr oberflächliches und willkürliches Verfahren sei, und daß eine genaue Bodenveranschlagung ohne genaue Werthsbestimmung aller seiner Erzeugnisse und aller auf ihn zu verwendenden Mittel und Kosten, also auch ohne specielle Düngerberechnung, gar nicht ausführbar sei. Ungefähr arbitrirt der Verf. den Werth eines Centners Dünger in dem Feuchtigkeitszustande, wie er aus den Ställen verladen wird, auf 2 Silber- oder Neugroschen im Durchschnitte, also eine Ladung von 15 Centnern zu 1 Thaler (S. 94).

Nirgend stellt es sich, wie gesagt, sichtbarer heraus, welch ein gewaltiger Unterschied zwischen einer Befunds- und einer Grundtaxe obwaltet und zu welchen Verkehrtheiten jene behufs der Creditgebung führt, als bei den Forsten (S. 35 und 126). Der Nachwuchs und der Holzpreis der Absatzgegend auf der einen Seite, und auf der andern die Beaufsichtigungs-, Cultur- und Transportkosten liefern zwar die Grundzahlen für die Werthsberechnung, aber diese wird noch dadurch modificirt, welche Sicherheit gegen Holzverwüstung vorhanden, und ob der Holzboden nicht noch zu einer einträglichern Benutzung geeigenschaftet ist. Jenes bewegt den Verf. zu dem von der Vorsicht gebilligten Vorschlage, bei der Abschätzung und Bepfandbriefung der Forsten einen wesentlichen Unterschied zwischen großen und in regelmäßigen Umtrieb gesetzten, oder kleinern unregelmäßig bewirthschafteten Waldungen zu machen. Doch ist es darum nicht nöthig, zu den erstern nur Wälder von nicht unter 6000 Morgen zu rechnen. Auch geringere Flächen lassen sich in regelmäßigen Umtrieb und unter zureichende Beaufsichtigung setzen. Hierauf nur kann es ankommen.

Schließlich führen wir noch an, daß auch der Verf. sich durchaus gegen die gesetzliche Bestimmung ausspricht, nach welcher die zu Eigenthum ihrer Besitzer gewordenen Bauergüter nicht über ein Viertel ihres Werthes mit Hypotheken beschwert werden dürfen, was er für einen ebenso ungerechtfertigten Eingriff ins Eigenthumsrecht als für eine verkehrte Politik ansieht, die ihren Zweck ganz verfehlt, indem sie es unvermeidlich macht, daß die Bauergüter aus Mangel an Realcredit bei Erbtheilungen und überall, wo jener helfen könnte, entweder ganz zu Markte gebracht werden müssen und ihre Besitzer fleißig wechseln, oder aber zerschlagen und geschwächt werden. Gerade dies Letztere ist aber die Absicht jener Gesetzbestimmung gewesen, deren Verfasser (der selige Scharnweber) noch den Rohertrag der Grundstücks für die Quelle des Nationalreichthums ansah und deshalb im §. 1 des Edicts vom 14. Sept. 1811 zur Beförderung der Landescultur nicht genug rühmen kann, wie die neue Gesetzgebung auf die Zerschlagung der Güter und Vereinzelung des Grundbesitzthums hinarbeite. Wie aber hiermit die Erhaltung der Bauergüter im erblichen Familienbesitze und, was damit genau zusammenhängt, die Erhaltung eines begüterten, kräftigen, nationalen und mit dem Lande verwachsenen Bauernstandes zu vereinigen sei, wie es mit der Vaterlandsliebe und der Rüstigkeit dieses Kerns des Volks alsbald stehen werde, Das ist eine andere Frage. 59.

Histoire littéraire du Maine par *Barthélemy Hauréau*. Vier Bände. Paris 1843.

Wollte heutiges Tags Jemand eine Geschichte der französischen Departemental-Literatur schreiben, so würde er gleich von vorn herein aus Mangel an Stoff sein Vorhaben aufgeben müssen. Vergebens sieht man sich in den Departements nach einem Werke von hoher Bedeutung, nach einem Autornamen von starkem Klang um; fast überall ist das wissenschaftliche und literarische Leben wie erstorben. Selbst die Journalistik, deren Handhabung doch gerade kein ausgebreitetes Wissen und kein ausnehmendes Talent erfodert, hebt nicht einmal ihre Rekruten in den Provinzialstädten aus, denen sie das tägliche Zeitungsbrot einsäuert. Die streitende Tagspolitik muß sich gutwillige Leute aus Paris verschreiben, und wenn gegenwärtig die Gelehrten des ehemaligen Maine einen Geschichtschreiber finden, so verdanken sie es dem zufälligen Umstande, der einen pariser Literaten nach ihrer Provinz verschlagen hat.

Unstreitig eine traurige Thatsache, um so trauriger, da sie mit Dem, was sonst war, in auffallendem Contrast steht. Der Verf. dieser Literaturgeschichte des Maine klagt fast über den Umfang seines Gegenstandes und ist einigermaßen verlegen, alle literarischen Notabilitäten einer einzigen Provinz in vier starken Octavbänden unterzubringen. Weshalb die jetzige Dürre nach solcher Fruchtbarkeit, der entsetzliche Mangel nach solchem Überfluß? Gewöhnlich schiebt man die Schuld auf die Centralisation, welche die Departements zu Leib- und Geisteigenen von Paris gemacht. Die Provinzen von Frankreich sind aber nicht erst seit der Revolution in Geisteigenschaft gefallen, sondern waren schon lange vorher nicht mehr freie Herren in geistigen Angelegenheiten. Schon im 16. Jahrhundert hatte Paris die Vormundschaft über ganz Frankreich in Sachen der Belletristik; schon unter Franz I. hielt sich diese stolze Stadt für die hohe Schule der Bildung, wenn sie auch erst unter Ludwig XIV. allgemein und unbestritten dafür anerkannt wurde. Von dieser Zeit an lebten alle bedeutenden französischen Schriftsteller in Paris und schrieben von da aus der Provinz Gesetze und Regeln des guten Geschmacks vor. Ein schöner Eifer für alle neuen Erscheinungen und Bereicherungen im Gebiete der Künste und Wissenschaften und eine gewisse Strenge und Reinheit des Geschmacks bei einer gefälligen Geschmeidigkeit und Eleganz der Formen machten damals die französischen Autoren zu so angesehenen Mitgliedern der besten und größten pariser Gesellschaft. Diese aus dem Hofe, dem gebildeten Adel und den bedeutendsten Schriftstellern und Künstlern bestehende Gesellschaft hatte gar kein höheres Interesse für ihre ganze Existenz, als das Leben durch den Genuß und die Ausbildung der schönen und angenehmen Künste möglichst zu verschönern und zu bereichern. Ausgezeichnete, große Talente galten ihnen für eine wohlthätige Gottheit, und sie behandelten sie also. Wie den Göttern immer geopfert wird, damit sie nur gnädig drein sehen, ohne auch wieder eine reelle Gabe von ihnen auf der Stelle zu erwarten, so opferte Alles jenen Erdengöttern, die das Leben versüßten und erheiterten. Ein solcher Künstler oder Literator hatte weiter keine äußere Sorge als die für sein einfaches anständiges Kleid, das der zwang- und prunklosen Gesellschaft der Form nach angemessen war. Alles Übrige war die Sorge Derer, die seiner erfreulichen Kunst und Rede zu ihrem höchsten Wohlsein nicht entbehren konnten. Daher konnte ein solcher Gelehrter und Künstler mit allem Anstande täglich in den größten und feinsten Gesellschaften leben, ohne daß er nöthig hatte, an einen eigenen ansehnlichen Hausstand zu denken. Daraus erklärt es sich auch, wie d'Alembert einen Ruf der russischen Kaiserin Katharina mit 20,000 Rubeln Gehalt — die damals an 100,000 Francs betrugen — ablehnen und zu gleicher Zeit in Paris sich um eine kleine akademische Pension von 2—3000 Livres bewerben konnte. Sobald er sich in Paris durch seine leichten und anständigen akademischen Beschäftigungen so viel versicherte, daß er sein einsames Zimmer, seinen einfachen Flausrock und treuen Hausdiener bezahlen konnte, so war er der reichste und unabhängigste Mensch in der Welt. Alles, was das feine und reiche Leben Angenehmes, Erfreuliches und Wollüstiges hat, bereiteten Andere für ihn, die alle ihre Güter und Schätze nur alsdann ganz genossen, wenn sie den angebeteten Musen- und Minervensohn mitten unter sich hatten.

Jene schöne Zeit ist für französische Literatoren und Künstler nun vorüber und kommt ihnen schwerlich je wieder; denn es blühen Menschengeschlechter nicht periodisch wie die wohlthätigen Fruchtbäume und Blumenstauden; haben sie einmal die

schönste, höchste Blüte erreicht und es trifft sie ein plötzlicher Sturm und Wolkenbruch, so ist die herrliche dem gleichzeitigen Geschlechte hinweggespült auf immer. Haben auch Literatur und Kunst in neuester Zeit an socialer Wichtigkeit verloren, so sind dieselben doch noch immer ein sehr bedeutendes Moment im pariser Leben, und Schriftsteller und Künstler haben sogar an materieller Unabhängigkeit gewonnen. Wer in Paris mit Talent Geschicklichkeit vereinigt, für den kann das literarische und artistische Gewerb eine Quelle der Wohlhabenheit, ja selbst des Reichthums werden. Corneille und Poussin waren arme Teufel, Scribe und Dubuffe sind reiche Nabobs; sonst gingen die großen Tragödiendichter und Historienmaler bescheiden ohne Livreebegleitung aus, jetzt fahren die unbedeutendsten Vaudevillisten und Portraitisten in Cabrioleten mit einem Groom hinter sich. Selbst Theaterkritiker, Übersetzer, Federviehmaler und Caricaturzeichner verdienen sich einen Prälatengehalt und machen reiche Partien. Mit Ehrenbezeigungen ist man auch nicht sparsam gegen die Repräsentanten der Kunst und Wissenschaft; jedes nur einigermaßen sich hervorthuende Talent wird gleich bis an den Himmel erhoben und als ein glänzendes, strahlendes Gestirn gepriesen, wenn es auch nur ein trügerisches Meteor sein sollte. Intellectuelle Vorzüge erkennen die jetzigen Pariser immer noch gern und willig an und huldigen den Inhabern derselben ohne selbstische Nebenabsichten, wenn sie auch sonst im Durchschnitt heutzutage nicht leicht etwas thun, wobei sie keinen Nutzen haben oder hoffen; und es hat für den Künstler wie für den Gelehrten in Paris etwas ungemein Wohlthuendes und Erhebendes, Wissenschaften und Künste von allen Classen der gebildetern Gesellschaft in ihrer hohen Bedeutung anerkannt und die Repräsentanten derselben als die Förderer und Träger der wichtigsten Culturinteressen gewürdigt und ausgezeichnet zu sehen. Ja man findet in Paris Männer und Frauen aus den höchsten Ständen, wie die Fürstinnen Craon und Belgioso, die Gräfinnen Merlin, Agout, Dash, die Herzöge von Luynes und Tarentino, die Grafen Pourtales, Espagnac, Vielcastel, Bastard, welche sich auf eine ernsthafte Weise mit Kunst und Literatur praktisch und theoretisch beschäftigen. Das lebendige Interesse, mit welchem die höhern und höchsten Classen der Gesellschaft Alles, was die Künste und Wissenschaften neu belebt und bereichert, beachten und als das Wichtigste des menschlichen Treibens beherzigen, bestimmt auch die Form und die Art der pariser Geselligkeit. Die fast unbegrenzte Mischung der Stände gibt dem geistigen Verkehr in Paris eine seltene Regsamkeit, Bedeutsamkeit und Mannichfaltigkeit und bewirkt, daß eine Masse von Kenntnissen aller Art durch alle Classen verbreitet ist und sich selbst beim mechanischen Geschäftsmann häufig findet. Und wenn es oft auch nur oberflächliche Notizen, nur eine Folge der Bekanntschaft mit der in Paris mehr als irgendwo rüstigen Journalistik ist, so wissen doch die meisten Mitglieder einer guten Gesellschaft, vielleicht alle, genug von der wissenschaftlichen, ästhetischen oder politischen Materie, die eben vorkommt, um mit Antheil in die Sache einzugehen. Hieraus entsteht der große Vortheil, daß jeder Neuhinzukommende, der über eine Wissenschaft oder Weltangelegenheit neue Erfahrungen und Ideen, eigene Ansichten vorzutragen hat, mit Interesse angehört und dieses nicht nach dem Rang oder Reichthum, sondern lediglich nach der Intelligenz und Capacität des Sprechenden abgemessen wird.

Ganz anders ist dies Alles in der Provinz. Dort fehlen dem Künstler und Schriftsteller alle Mittel und Möglichkeiten zur Befriedigung geistiger Ansprüche und zur Sicherstellung seiner materiellen Existenz. Der Verf. des vorliegenden Werks bezeichnet diesen Mangel als eine von den Hauptursachen des literarischen und intellectuellen Verfalls, zu welchem die französischen Provinzen in neuester Zeit herabgesunken. „Die vielen Klosterschulen in ganz Frankreich", heißt es in der Vorrede, „gewährten ehedem dem angehenden Schriftsteller nicht blos bequeme Zuflucht gegen die Stürme der Welt, sondern auch sichern Schutz gegen die Schläge der Noth. Als Klosterschüler trug er ein Kleid, vor welchem sich die Laien achtungsvoll verbeugten; hatte er auch kein väterliches Vermögen, so war er doch aller Nahrungssorgen überhoben; wohin ihn auch sein eigener Wille trieb oder der Befehl seiner Obern versetzte, überall war er gewiß, ein ehrenvolles Asyl zu finden; und keinen häuslichen Verlegenheiten ausgesetzt konnte er bis zur letzten Stunde ungestört geistigen Arbeiten obliegen." Nach dieser gerechten Hervorhebung der in literarischer und wissenschaftlicher Beziehung mit den alten Klosterschulen verbundenen Vorzüge zieht der Verf. daraus einen Schluß, der im Munde eines französischen Demokraten von seltener Allgemeinheit des historischen Standpunkts und von großer Unbefangenheit des kritischen Urtheils zeugt. „Die Klöster", sagt er, „haben eigentlich das plebejische Genie emancipirt. So dankbar wir auch das Befreiungswerk der Alles antastenden Philosophie anerkennen, so können wir ihr doch nur einen billigen Antheil an der modernen Cultur zugestehen und wagen zu behaupten, daß die geistlichen Orden zu dem großen Umschwung der Ideen, Sitten und Einrichtungen viel mehr beigetragen haben als alle philosophischen Schulen." Die Mönchsorden leisteten in der That dem Volke einen wichtigen Dienst, indem sie einen großen Theil ihrer Mitglieder aus allen Classen der Gesellschaft nahmen, allen strebenden Geistern eine Bahn anwiesen, allen unbemittelten Schülern von Intelligenz hülfreich entgegenkamen und so die Lehren der gleichen Berechtigung Aller praktisch ins Leben führten, zu einer Zeit, wo sonst überall nur Kastengeist und Standesvorurtheile herrschten. Von diesem Gesichtspunkte aus lassen sich die Mönchsorden vertheidigen, welche in dem Glauben, für sich zu handeln, doch nur im Auftrage der allgemeinen Bildung wirkten. So viel ist ausgemacht, daß die ehemals so zahlreichen gelehrten Brüderschaften in Frankreich dadurch, daß sie von allen Seiten und aus allen Ständen gutwillige Leute an sich zogen und sie in jeder Art durch den mannichfaltigsten Köder zu ernsten und literarischen Studien anspornten, auf die geistige Richtung der Provinz einen überaus heilsamen Einfluß äußerten. Auch herrschte früher an vielen Punkten von Frankreich ein recht fröhliches Geistesleben. Heutzutage ist überall Todtenstille im Bereich der Künste und Wissenschaften außerhalb Paris; die Provinz zählt auf diesem Felde nicht mehr mit, da sie es nicht mehr anbaut und keine Geistesproducte mehr zu Markte bringt, sondern den geringen Bedarf an geistiger Nahrung aus den Buchfabriken von Paris bezieht.

Eine andere wesentliche Ursache des literarischen Verfalls in der Provinz ist, nach dem Verf., das geringe Ansehen, welches die Repräsentanten der Kunst und Wissenschaft dort genießen. Wo Eitelkeit, Eigenliebe, Ehrgeiz und Glanzsucht keine Nahrung finden, gehen Künstler und Literaten nicht gern hin. In den französischen Provinzen trifft der Künstler oder Gelehrte weder Gönner noch Verehrer. Man huldigt und schmeichelt blos dem Gelde als der einzigen reellen Macht, vor der Geburts- und Geistesadel sich in den Staub beugen müssen. Das bestehende französische Wahlsystem, welches die politische Befähigung ausschließlich im Gelde sucht, hat nicht wenig dazu beigetragen, den Finanzen dieses dominirende Übergewicht zu geben, indem es eine schmähliche Herabsetzung jedes andern Verdienstes, eine abergläubische Verehrung des Reichthums in sich schließt. Das Stimmrecht ist ein Vorrecht; die Stimmgeber bilden eine regierende Kaste, und da blos klingende Münze zu diesem Vorrecht und zum Eintritt in die herrschende, tonangebende Classe verhilft, so wird die volle Geldkatze auch im Verhältniß zu den daran haftenden Genüssen und Bevorrechtungen geschätzt. Der ehemalige Geburtsadel hat einem Geldadel Platz gemacht, der discontirt und in Umlauf gesetzt wird; ein Patentschein von so und so viel hundert Francs ist ein Adelsbrief, eine Steuerquittung über eine gewisse Masse directer Steuern macht durfähig. In den Augen von Leuten, die sich mit solchen roh materiellen Vorzügen brüsten, ist natürlich geistiger Besitz schlecht angeschrieben. Wer viel weiß, eignet sich weder zum Deputirten noch zum Committenten; wer viel hat, paßt zu beiden, und die dickköpfigen Böotier, denen die abstracten Rechte und Ansprüche der Intelligenz nicht recht eingehen wollen, bewundern

einzig und allein die concreten Vorrechte und Vortheile, welche aus ihrer Nichtigkeit Etwas und aus ihrer Wenigkeit Viel machen. Der Verf. eifert sehr eindringlich gegen diese den französischen Provinzialstädten charakteristische Barbarei; er vertheidigt sehr nachdrücklich die Rechte des Geistes gegen die Privilegien des Leibes, die Ansprüche des Spiritualismus gegen die großen Anmaßungen des Materialismus, die Interessen der Wissenschaft gegen die Angelegenheiten des Erwerbs, und beklagt sehr lebhaft die schlimmen Tendenzen des von Habgier und Aufspeicherungssucht besessenen Zeitgeistes in der Provinz. „Man macht nicht genug darauf aufmerksam", sagt er, „daß der brutale Despotismus der materiellen Interessen nicht sowol in Paris als in den Departements seinen Sitz hat. Da herrscht er und unterdrückt alle edlern Regungen, erstickt jedes uneigennützige Gefühl und äußert seinen verderblichen Einfluß auf Institutionen und Individuen." Das ist leider nur zu wahr. Kein Wunder also, wenn die Repräsentanten der Intellectualwelt aus einem Lande fliehen, wo der eingebürgerte mercantilische Geist die Früchte vom Baum der Wissenschaft wie bittere Mandeln nach Pfunden wiegt, die Erzeugnisse der Literatur gleich Kattunstücken nach der Elle mißt, ihren Werth wie Zucker und Kaffeebohnen nach dem Preiscourant der Waarenbörse schätzt und Gelehrte und Künstler mit Mützen- und Strumpffabrikanten in eine Wagschale wirft. Wird nun irgendwo in den Provinzen von Frankreich ein Dichter, ein Künstler, ein philosophischer Kopf oder sonst ein entschiedener Feind des materialistischen Utilitarismus geboren, so haben diese nichts Eiligeres zu thun als nach Paris zu ziehen. In unsern Tagen sind so Imbert Gallois, Elisa Mercoeur, Hégésippe Moreau, Ponsard dahin ausgewandert. Der Friseur Jasmin und der Bäckermeister Reboul würden gewiß auch nicht in Agen und Nismes bleiben, wenn sie nicht neben ihrem poetischen Gewerbe noch ein bürgerliches Handwerk trieben, das sie mit Frau und Kindern redlich ernährt. Begegnet es den ausgeflogenen Singvögeln, welche die Eischale des Provinzial-Philisterthums entzwei gepickt und sich kühn in den vollen Luftstrom der pariser Lebensatmosphäre geworfen haben, daß sie sich die Flügel brechen und jämmerlich in einem Dachkäfig enden, so erregt das nur Achselzucken; die reichen Krämer und Schneider des Orts werfen sich in die Brust und sagen, sie hätten es immer prophezeit. Glückt es aber den Flüchtlingen, mit ihrer Feder beinahe so viel zu verdienen als ein großer Ausschnittwaarenhändler, so findet das Anerkennung; die Matadore der Stadtbürgerschaft empfinden alsdann sogar einen gewissen Respect vor dem ausgewanderten Stadtkinde und reden von ihm mit derselben Suffisance, wie von einem Kleinkrämerssohn, der arm seinen Geburtsort verlassen und sich in Paris an die Spitze eines reichen Handlungshauses emporgearbeitet. Kehrt der berühmt gewordene Autor aus der Hauptstadt zum Besuch in sein Krähwinkel zurück, so wird er von den Ortsbehörden festlich empfangen und bewirthet, mit Trinksprüchen gefeiert und der „Stolz der Stadt" genannt. Die Leute sind stolz darauf, daß ein milderes Klima ein Talent gereift, welches in der dicken Stickluft ihrer Umgebungen unfehlbar nicht zur Blüte gediehen wäre. Im 17. Jahrhundert schrieb Racine als ganz junger Mensch von Uzès: „Ich bin hier in ein Land verbannt, welches ungeselliger als der Pontus Euxinus, und wo gesunder Menschenverstand gar wenig und Treue gar nicht zu Hause ist. Eine Viertelstunde Unterhaltung reicht hin, um einen Menschen zu verabscheuen, so hartherzig und eigennützig sind hier zu Lande die Bewohner; es sind lauter Landvögte." Heute fängt der Pontus Euxinus vor den Thoren von Paris an und die Landvögte bilden jetzt den französischen Wahlkörper.

Wir haben uns absichtlich lange bei der Einleitung der Literaturgeschichte des Maine aufgehalten, weil dieselbe in Bezug auf Stil und Inhalt höchst beachtenswerth ist. Der Inhalt des Buchs selbst läßt sich überdies schwer zergliedern und es ist nicht wol möglich, auf die biographischen und bibliographischen Einzelheiten einer Menge Artikel über meistens wenig bekannte Autoren näher einzugehen. Man glaube aber deshalb nicht, daß man es nur mit Localcelebritäten oder mit falschen Notabilitäten zu thun habe, deren Ruf nicht über die Grenzen ihrer Provinz hinausgedrungen. Mehre von den Literatoren und Gelehrten des Maine haben an wichtigen Haupt- und Staatsactionen Theil genommen und auf die allgemeinen Culturverhältnisse ihrer Zeit mächtig eingewirkt. Hildebert von Lavardin, Bischof von Mans, später Erzbischof von Tours, war einer der bedeutendsten Streiter der Kirche gegen Ende des 11. Jahrhunderts. Zeitgenosse des heiligen Bernhard, der ihn den „Hohenpriester, den Hauptpfeiler der Kirche" nennt, Leib- und Busenfreund (visceralis et praecordialis amicus) des Gottfried von Vendôme, sehr wohl angesehen bei Anselm von Canterbury, wird Hildebert von allen neuern Geschichtschreibern hoch gepriesen wegen seiner Geschäftsgewandtheit und vielseitigen Bildung, die ihn zur Einmischung in die Händel und Streitigkeiten, welche die Kirche damals für die Einheit und Reinheit des Glaubens einerseits gegen die trotzigen Einsprüche starrköpfiger Ketzer, andererseits gegen die frechen Eingriffe übermüthiger Edelleute auszufechten hatte, besonders geschickt machten. Die damaligen Bischöfe führten ein sehr bewegtes Leben; zugleich geistliche und weltliche Herren in ihrem Sprengel, waren sie in dieser doppelten Eigenschaft auch beständig doppelter Gefahr ausgesetzt. Hildebert's Leben liefert einen schlagenden Beleg, welch schweren Misgeschicken und herben Prüfungen das Bischofsamt seine Verweser unterwarf. Von dem König von England gefangen genommen, findet Hildebert bei der Rückkehr aus der Gefangenschaft seine Kirche niedergebrannt und ausgeplündert; kaum wieder eingesetzt, wird er heimtückischerweise auf Befehl des Grafen von Mortagne festgenommen und vier Jahre lang von seiner Stelle und seinen Beichtkindern entfernt gehalten; und gleich wie er den erzbischöflichen Stuhl von Tours besteigt, muß er die Rechte der Kirche gegen Ludwig den Dicken verwahren. Bei allen diesen äußern Sorgen und Plackereien veröffentlicht er nebenher theologische Streitschriften, in denen wichtige philosophische Probleme abgehandelt werden. Hr. Hauréau zergliedert äußerst scharfsinnig die Schriften Hildebert's, an denen er eine ausgezeichnete logische Schärfe und dialektische Präcision rühmt; er will Descartes'sche Schlüsse, Malebranche'sche Ansichten, Kant'sche Sätze und Hegel'sche Argumente darin gefunden haben; allein so sorgsam und sinnreich auch die beweisenden Parallelstellen zu diesem Behuf angezogen und beigebracht sind, möchten wir doch vermuthen, daß der Literarhistoriker des 19. Jahrhunderts dem Theologen und Moralphilosophen des 11. Vieles von seiner eigenen Gelehrsamkeit und Belesenheit abgegeben hat.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 363. —— 29. December 1843.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1842.

Zweiter und letzter Artikel.*)

Lessing sagt irgendwo: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren." Er würde dies Wort wiederholen, wenn er jetzt wiederkäme und das Bischen Literaturmacherei und Dramengeschreibsel sähe; er würde es wiederholen und — vermuthlich den Verstand verlieren! Gott Lob, daß der einzige große Kritiker, den Deutschland hervorgebracht hat, bei gesundem Verstande gestorben ist, die gegenwärtige Menschheit, mag sie nun kritisiren, produciren oder blos raisonniren, ist so indifferent geworden in Sachen der Kunst und Poesie, daß sie auch über die abscheulichsten Misgeburten höchstens ein klein wenig lächelt. Und doch ist es, um den Verstand zu verlieren! Es dauert mich unser Volk, wenn ich den Wust überblicke, der da vor mir liegt und sich dramatische Literatur nennt. Ich möchte verzweifeln, wenn ich bedenke, daß diese Kindereien und Sinnlosigkeiten die Früchte der Bestrebungen sind, für welche Schiller und Goethe starben. Ich möchte grob werden und, könnte ich's, die ganze Gesellschaft zum Tempel der Literatur hinausjagen, denn sie gehört wahrlich nicht in diese geweihten Räume! Nur Eins tröstet mich einigermaßen, daß nämlich gerade die bessern dramatischen Producte nicht so leicht im Druck erscheinen. Vielleicht ist auch die heiße Luft des Sommers 1842 den dramatischen Dichtern besonders ungünstig gewesen und hat diese totale Misernte herbeigeführt. Sie ist einmal da und muß, übel genug, ausgedroschen werden. Als ein gewissenhafter Wirth will ich das Meine thun und die wenigen Körner, die sich unter diesem zermürbelten Stroh verloren haben, heraussuchen. Ein solches Waizenkorn ohne brandigen Geruch ist:

12. Düvecke. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Friedrich von Rieckhoff. Berlin, Sittenfeld. 1842. Gr. 8.

Dies Drama ist aufgeführt worden, irre ich nicht, in Riga, und hat allgemein gefallen, weshalb sich der Verf. bewogen fand, es dem Drucke zu übergeben. Die Geschichte Düvecke's ist dramatisch wie wenige, und daher auch schon oft behandelt worden. Die Palme aber hat zur Zeit noch kein Bearbeiter des schönen Stoffs errungen. Am berufensten dazu wäre wol Marggraff, wenn er sich entschließen könnte, sein „Täubchen von Amsterdam", das so viel Treffliches enthält, nochmals ganz umzuarbeiten und es bühnengerecht zu machen, ohne ihm den poetischen Duft abzustreifen. Ein tüchtiger Wille, eine recht feste Ausdauer würden diese Arbeit gewiß gelingen lassen, und daß sie ihm Früchte brächte, das möchte ich ihm versprechen. Herr Friedrich von Rieckhoff ist ein kluger Mann, der da meint, was dem Einen gutthut, kann dem Andern nichts schaden. Dieser praktischen Regel huldigend hat er es nicht verschmäht, dem Marggraff'schen Stücke die besten Gedanken zu entlehnen und bei seiner Bearbeitung des nämlichen Stoffs zu benutzen. Solche Benutzung kann man nicht schlechthin verdammen, noch weniger sie literarische Gaunerei nennen, das wörtliche Abschreiben ganzer Stellen aber ist als offenbares Plagiat zu bezeichnen, und da Herr Rieckhoff sich auch damit befaßt, wo es ihm dienlich scheint, so glaube ich ihm nicht Unrecht zu thun, wenn ich meine, seine Gewissenhaftigkeit sei nicht recht stichhaltig. Ich könnte eine Menge solcher Stellen anführen, die oft wörtlich, zuweilen mit unbedeutender Wortumstellung genau so in Marggraff's „Täubchen von Amsterdam" zu lesen sind, ich will aber die Leser d. Bl. nicht damit langweilen, da ohnehin schon ein anderes Blatt, „Der Komet", diese Manier, Andere zu plündern, scharf gerügt und mehre der betreffenden Stellen ausgezogen hat. Dies beiseite gesetzt hat Rieckhoff's Drama manchen Vorzug vor dem Marggraff'schen. Der Stoff ist besser zusammengefaßt, die Verschwörung der Edelleute, welche die Handlung sehr auseinanderzieht, ganz weggelassen, auch die nachmalige Gemahlin Christiern's nicht mit in das Drama verwebt. Auf diese Weise kommt mehr Einheit in die Handlung, die Charaktere können sich besser entwickeln und dem Dichter ist Spielraum gegeben zu geschickter Motivirung der Katastrophe. Das Zusammentreffen Christiern's mit Düvecke, die aus ihm rasch emporlodernde Liebe, seine Eifersucht gegen Torben u. s. w. ist mit ziemlichem Festhalten an das historisch Beglaubigte geschildert und recht wirksam dramatisirt. Nur den Schluß hat Rieckhoff umgestaltet, und zwar meines Erachtens mit gutem Grunde. Das Auskunftsmittel, welches er ergreift, scheint mir vollkommen tragisch. Er läßt Düvecke durch vergiftete Beeren sterben, wie die Geschichte es berichtet. Diese Beeren kommen aber nicht wirklich von Torben, sondern Sigbrit, welche glaubt, ein anderes Mädchen fessele Christiern und entfremde diesen ihrer Tochter, sendet sie durch ihre Zofe unter Torben's Namen an Anna, Düvecke's scheinbare Nebenbuhlerin. Durch Zufall kommt die Zofe mit den Beeren zu Düvecke, als eben Christiern bei ihr ist und sich mit ihr verständigt hat über Torben's Neigung. Er behält die Beeren da, gibt sie Düvecke und es erfolgt, was wir wissen. Torben ersticht sich an Düvecke's Leiche und Christiern wird der furchtbare Wüthrich, wie ihn die Geschichte kennt. Die Charakterzeichnung der vorzüglichsten Personen ist Rieckhoff recht gut ge-

*) Den ersten Artikel theilten wir in Nr. 192—195 d. Bl. mit. D. Red.

lungen, vor Allen Christiern, dessen leidenschaftliche Liebe gepaart mit seinem Hange zur Grausamkeit er glücklich erfaßt und wiedergegeben hat. Das Gleiche gilt von Sigbrit und Düvecke. Eigenthümlich, obwol nicht neu, ist Niels gehalten. Aus ihm hat Rieckhoff einen Narren gemacht nach Shakspeare'schem Zuschnitt des Lear'schen. Er folgt Christiern wie sein Schatten und bringt mit seinen gut gedachten Sprüchen dem Leser immer die Moral bei. Im Munde eines tüchtigen Schauspielers mögen diese meist recht gelungenen Sentenzen von vieler Wirkung sein. Was nun endlich die Sprache anlangt, so ist sie großentheils kräftig, schwunghaft, ohne Pomp und unnütze Phrasen. Die Verse sind dramatisch, d. h. sie wollen gesprochen, nicht hergeleiert sein, was freilich unserm geschmacklosen Publicum ebenso wenig behagt als es den Schauspielern bequem ist. Nur zuweilen, wo der Dichter den Reim anwendet, fällt er dem Erb- und Todfeinde aller dramatischen Poesie, der Lyrik, in die Hände. So z. B., wenn Düvecke nach dem Vorgange Maria Stuart's jauchzt:

> Seid mir gegrüßt, ihr wilden Taxusgänge,
> Du stille Laube, schattenreich verzweigt!
> Dort bei den Menschen wird das Herz mir enge,
> Nur hier, da athm' ich wieder frei und leicht.
> Hier, unterm Flüsterlaube grüner Bäume
> Sitz' sinnend, Blumen werfend, ich am Bach,
> Und rufe still der Jugend goldne Träume,
> Der ersten Liebe Glück mir wieder wach!
> O Maienzeit herzinniger Gefühle!
> Warum so schön und doch so flüchtig nur?
> Ach! Jetzt im Prunk und Glanz, im Weltgewühle
> Such' ich vergebens deine Wonnespur!

Hin und wieder wird er gar trivial. So, wenn Christiern bei Düvecke's Tode in höchster Extase ausruft:

> Allgüt'ger Gott, du kannst, du darfst nicht sterben!
> Bei meiner Seligkeit, du darfst nicht, nein!
> Auch nicht die Engel sollen um dich werben,
> Gott selbst nicht, nein, mein bleibst du, ewig mein!

13. Dramatische Werke von Siegfried Schmid. Zweiter Band. Leipzig, F. Fleischer. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hier müssen wir schon verschiedene Staffeln heruntersteigen, um uns einigermaßen zu orientiren. Siegfried Schmid gehört zu denjenigen Menschen, deren Zahl in Deutschland ungemein groß ist, welche dafürhalten, die deutsche Literatur könne durchaus nicht fortbestehen, wenn sie nicht ihre eigenen Producte dem Vorhandenen noch beifügen. Schmid mag sehr viel geschrieben haben, was ich aus der Firma „Dramatische Werke" schließe, wenn er aber auch noch hundert Jahre fortschriebe, er würde doch auf dem eingeschlagenen Wege nie den Namen eines Dichters sich erringen! Das ist sehr traurig, gesagt muß es aber werden, wenn endlich einmal das nutzlose Büchermachen ein Ende nehmen soll. Ich möchte wetten, daß Schmid's Werke außer seinen Freunden, wenn er deren hat, Niemand kauft. Vom Lesen kann ebenso wenig die Rede sein. Man liest von Dramen nur die bereits mit Glück aufgeführten oder solche, die einen sehr bekannten Autornamen an der Stirn tragen. Beides ist hier nicht der Fall. Dazu kommt noch, daß Schmid unerquickliche Stoffe wählt. In diesem Bande wird z. B. wieder einmal eine Hermannsschlacht geschlagen. Das Trauerspiel heißt zwar der Abwechselung wegen „Varus", die Sache ist aber doch immer dieselbe. Aufführbar ist dies entsetzlich lange Stück gar nicht, schon der Scenerie wegen. Es fehlte nur noch, daß ganze Legionen gegeneinander stritten und sich auf der Bühne ganz und gar aufrieben. Den eigentlichen Kern des Stücks bildet Hermann's Verrath, an den Varus trotz aller Zeichen nicht glaubt. In der Anordnung mancher Scenen kann man Spuren einigen Talents entdecken, wäre nur nicht Alles so schwerfällig, so ganz unpraktisch! Wunderlich handhabt unser Autor die Sprache. Hier erlaubt er sich die seltsamsten und zwecklosesten Satzverrenkungen, ja er scheint sie für besonders angenehm zu halten. Hier einige Proben:

> — Gewiß nicht.
> Du fragtest mich vorhin; und ihn erkannt' ich
> An Wort, Gestalt und Kleidung alsobald.
> — Dort noch
> Erblicktest du ihn selbst. Er ging ins Zelt.
> Ich will ihm melden —
>
> Hermann.
> Nicht. Hier ihn erwart' ich.
>
> Varus.
> Wie, Hermann, sind die Katten, die Cherusker,
> Die Brukterer von deinen Kriegern Freunde,
> Sind Feinde sie? Du selbst, bist du noch Roms,
> Noch Freund von Varus bist du?
> An deiner Seite muß sie's Varus sagen,
> Was du, was er, ihr glauben sollt.
>
> Varus.
> — Dort wäre Vala? Schrecklich! Ihm
> Ich hätt' es selbst befohlen!
> Verkünd' uns ihren Aufenthalt, so dir
> Befehl' ich.

Eine derartige Redeweise ist wenigstens nicht Deutsch, und wenn sie so wie bei dem Verf. zur Manier geworden ist, wird sie geradezu unerträglich. Das zweite Stück dieses Bandes ist ein Lustspiel in vier Aufzügen: „Das entdeckte Complot." Wenn ich diesen Lustspielversuch verunglückt nenne, bin ich noch überdiemaßen nachsichtig. Es fehlt Witz, Geist, Humor, spannende Handlung, feine Intrigue, kurz Alles, was ein Lustspiel zu Dem macht, was es sein soll. Das Complot besteht darin, daß ein junges Mädchen als Spion verkleidet ihrem Geliebten folgt, der ein verstoßener Sohn des Ministers ist. Dies und was damit noch zusammenhängt, geschieht, um Vater und Sohn zu versöhnen und eine Heirath herbeizuführen. Da es ein Lustspiel vorstellt, versteht es sich von selbst, daß mit erlangter Copulation der Vorhang fällt.

14. Künstlerleben. Ein dramatisches Gedicht mit Genien. In fünf Aufzügen. Von Friedrich Lyncker. Leipzig, Gotz. 1843. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ein Drama mit Genien! Was soll man sich dabei denken! Schauspiele mit Chören waren ehedem beliebt, weil sie an die antike Tragödie erinnerten; mit Genien aber hat bisher noch Niemand ein Drama geschrieben. Diese neue Erfindung gehört Hrn. Lyncker ganz allein, und wenn er irgend Ursache hat, sich etwas auf seine Productionen einzubilden, so dürften es diese „Genien" sein. Fragt man nun: was sind denn Genien? so lautet die Antwort darauf: Genien sind Chöre oder chorartige Phrasen, welche von herabschwebenden Genien zu besserm Verständniß eines an sich unverständlichen Stücks abgesungen werden. Ich werde sogleich Gelegenheit nehmen, die Poesie dieser genialen Geniengesänge etwas genauer zu beleuchten. Zuvor will ich ein paar Worte über das Drama selbst sagen. Der Verf. nennt es „Künstlerleben". Daß Künstler in der Regel nicht wie „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" leben, ist männiglich bekannt, daß sie aber geradezu Narren sein müssen, kann ich nicht einsehen. Eduard, ein Componist, der in unserm Drama das Künstlergenus vertritt, ist aber ein so gründlicher Narr mit seiner ganz haltlosen Phantasterei, daß er uns nirgend rührt, wol aber immer zum Lachen reizt. Er ist an eine erzprosaische Frau verheirathet, der des Geldes Silberklang natürlich lieber ist als der der Saiten. Sie verachtet also ihren schwärmerischen Mann, der seinerseits wieder eine andere poetisch gestimmte Frau liebt. Trotz mancherlei Intriguen, die angezettelt werden, um die Verheiratheten auseinanderzureißen, bleibt doch Alles ganz ehrbar und löst sich endlich mit Hülfe der Genien in Wohlgefallen auf. Des lebhaftern Colorits wegen

kommt auch noch wiederholter Vaterfluch, Verführung, daraus entstehende Verzweiflung, Wahnsinn und Selbstmord vor, was Alles die mildthätigen Genien durch schöne Gesänge wieder ins Gleiche bringen. Man sieht, wir haben da ein ganz modernes Musterdrama vor uns, das nächstens der nationalen Bühne auf die Beine helfen wird.

Soll ich nun von der Poesie sprechen, die in diesem Stücke enthalten ist, so kann ich das nicht besser als durch einige Auszüge bewirken. Überhaupt scheinen mir Auszüge bei Dramen die allerbeste und untrüglichste Kritik zu sein. Ich halte mich größtentheils an die „Genien", weil in ihnen der Verf. außerordentlich verschwenderisch mit seinen poetischen Gaben umgegangen ist. Zuvörderst bei ihrem ersten Erscheinen sprechen die Genien von sich selbst und ihrem Wollen. Da heißt es denn:

So sind wir nun alle vereint,
Wo Sonnenlicht herniederscheint.
Wir richten nicht den Weg nach oben,
Auch sind wir nicht herabgeschwoben (?),
Die Erde nur ist unser Thor,
Aus ihr geht unser Weg hervor;
Es ist im Mittelpunkt,
Wo reines Licht uns prunkt.

In einer spätern Scene, der einige grausige Auftritte vorangehen, singen die Genien:

Ihr Brüder,
Ein Leben
Ist wieder
Gegeben
Zu richten.
So laßt uns
Nach Pflichten
Die Reinheit
Hoch lichten!
O laßt uns
Nach Sichten (?)
Den Meineid
Vernichten!
Dreieinheit
Allein
Befreiet
Zum Sein,
Dem wir
Geweihet;
In ihr
Ist Licht nur,
Sie hier
Ist Richtschnur
Zum Spruch
Erlösung!
Zum Fluch
Verwesung!

Zuweilen werden die Genien neben reizender Unverständlichkeit auch noch äußerst tiefsinnig. So sagt z. B. eine Genie:

Der Mensch soll sich das Äußere innern;
Doch sich zu äußern ist die Art des Innern.

Wo die Geister in Tönen und Worten sprechen, die wir ordinairen Sterblichen nicht ganz fassen und begreifen können, da ist es gerade kein Wunder, daß ein an sich überspannter Componist, der von den Genien gleichsam besessen wird, die gewöhnliche Art sich auszudrücken nach und nach so ziemlich verliert. Eduard, unser Repräsentant des Künstlerlebens, hat dies fatale Unglück. Er ruft einmal aus:

O töne Klaggesang
Mit dumpfem Klang
In Desdur's Grabesschrecken!
Dein Grausen hohl und bang'
Soll aus der Todtengruft sich recken
Und allen Pomp des Schauders wecken! —
Ha — das wacht auf in mir —
Das hab' ich schon geträumt —
Doch da war's bald umsäumt
Von Kränzen voller Zier —
Ich kann's schon fassen!

Und bald darauf, nachdem er sich ausgetobt hat in markdurchschütternden Phrasen, und er den Frieden in sich wieder einkehren fühlt, drückt er diese Umwandlung seines Wesens in folgender eigenthümlicher Weise aus:

Nun fort mit dir, du dumpfes Desdur!
Ich höre ferner nur des Sieges Dedur!
Die Dämpfer von den Violinen!
Sie sollten nur dem Trauerchore dienen.
Triumph! Triumph! Triumphgesang!
Ich setze dich in dieses Endes Rang! (?)
Ihr Liebesflöten schweigt mit eurem Sehnen,
Trompeten sollen jetzt und Pauken tönen!
Ihr hellen Pfeifen schwingt die Melodie,
Daß sie in schnellern Kreisen durch die Lüfte zieh'!
Und daß ihr Geigen nicht verschnauft,
Daß ihr die Reihen schnell durchlauft!
So recht! Jetzt aber schneller fort!
Presto ist jetzt das Losungswort!
Ha — Geschlossen nun im langen Halt —
O Allgewalt!
Das Ende ist zum Anfang durchgedrungen,
Das war die Harmonie, die mir zuerst erklungen!

Mit Vergnügen wende ich mich ab von diesem hyperpoetischen Unsinn, um wo möglich noch tollerm ein paar Minuten meine Aufmerksamkeit zu schenken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Histoire littéraire du Maine par *Barthélemy Hauréau*. Vier Bände.

(Beschluß aus Nr. [illegible].)

Ein in der Literatur- und Culturgeschichte minder bekannter, aber zu seiner Zeit in Frankreich sehr berühmter Mann, Nicolas Coëffeteau, nimmt in der Literargeschichte des Maine eine wichtige Stelle ein. Er lebte zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wo die kühnen Predigten der Schüler Calvin's die Autorität der römischen Kirche angriffen und die tiefe Geisteserschütterung im französischen Volksleben vorbereiteten, die am Ende des 18. Jahrhunderts als politische und sociale Revolution hervortreten sollte. Coëffeteau, Hofprediger Heinrich's IV. und Prior des Jakobinerklosters zu Paris, war aus Überzeugung Katholik und als solcher in dem großen Kampfe zwischen der alten Kirche und dem Protestantismus in Frankreich natürlich auf Seiten der Papstfreunde. Er gerieth namentlich mit dem berühmten französisch-protestantischen Doctor Pierre Dumoulin in eine hitzige Fehde, die, nach der Versicherung der Katholiken, zu seinem Ruhme, nach der Behauptung der Protestanten aber zu seiner Beschämung ausfiel. Nachdem Coëffeteau sich mit einem so starken Gegner gemessen, durfte er es wol wagen, gegen die heterodoxen Glaubensmeinungen eines gekrönten Theologen in die Schranken zu treten. Jakob I. von England hatte soeben seinen Aufruf an alle Fürsten der Christenheit erlassen, worin die geistliche Oberhoheit des Papstes geradezu angetastet war. Der Jakobinerprior griff zur Feder und vertheidigte die kirchliche Autorität in einem Send- und Antwortsschreiben an den König von England, der nicht für gut befand, darauf zu erwidern; aber sein Freund und Vertrauter, Pierre Dumoulin, ließ diese Gelegenheit nicht vorbei, ohne mit Coëffeteau wieder anzubinden, der sich auch sogleich in Parade legt und dabei noch auf einen andern Gegner einhaut. Man erklärt sich nicht wol die erstaunliche Fruchtbarkeit der Controversschriftsteller des 17.

Jahrhunderts und begreift nicht recht, wie sie so viel und so vielerlei haben schreiben können. Der Verf. muthmaßt, daß jene dickleibigen Quartanten und Folianten, wofür sich die streitenden Religionsparteien damals so lebhaft interessirten, größtentheils nicht von einem einzigen Autor herrühren, sondern daß die Hauptwortführer beider Confessionen minder bekannte Mitarbeiter hatten, die das rohe Material herbeischafften und den Meistern das zeitraubende Nachschlagen ersparten. Wie es sich nun auch mit dieser Hypothese verhalten mag, so viel steht fest, daß Coëffeteau eine bewunderungswürdige literarische Thätigkeit entwickelt. Jedes Jahr erschienen von ihm eine oder mehre Streitschriften, die immer wieder neue Controversen veranlassen und Gegenschriften auf Gegenschriften erzeugen. Man muß in der Literaturgeschichte des Maine das respectable Verzeichniß der Werke Coëffeteau's lesen, um sich von seiner ausgebreiteten literarischen Geschäftigkeit einen Begriff zu machen.

Um die Zeit, wo Coëffeteau anfing, als Parteischriftsteller berühmt zu werden, im J. 1604, traten in das eben erst errichtete Gymnasium von Lafleche zwei neue Schüler ein, Namens Marie Mersenne und René Descartes. Letzterer ist in der Touraine geboren und gehört daher nicht in die Literaturgeschichte des Maine; aber die gemeinsamen Studien beider Zöglinge, ihre Schulkameradschaft, die sich späterhin zum innigen Freundschaftsbündniß wissenschaftlich strebender Männer gestalten sollte, bewirken so zu sagen einen Parallelismus, den der Literargeschichtschreiber des Maine sich natürlich zu Nutze gemacht hat. In der That verdanken wir vielleicht dem P. Mersenne die eigenthümliche Geistesrichtung jenes seltenen Mannes, welcher, durch ihn angeregt, sich zum Studium der Philosophie wandte und durch Aufstellung eines neuen Systems länger als ein Jahrhundert den größten Einfluß auf die allgemeine Intelligenz geäußert hat. Die beiden Schüler von Lafleche hatten sich nach Beendigung ihres Gymnasialcursus getrennt und aus dem Gesichte verloren. Marie Mersenne war Franciscaner geworden und setzte im Stillen seine ersten Studien fort; Descartes, zum Soldatenstande bestimmt, hatte sich in alle möglichen Zerstreuungen gestürzt und einem üppigen Leben ergeben. Trotz dieser geradezu auseinanderlaufenden Lebenswege trafen sie doch wieder in Paris zusammen. Mersenne trug sein bescheidenes Ordenskleid; Descartes verrieth in seinem äußern Auftreten den vornehmen Junker. Ihre Lebensweise contrastirte noch mehr als ihre Tracht. Die Zeit, die Mersenne der Andacht widmete, brachte Descartes am Spieltisch zu; er spielte leidenschaftlich und glücklich. Mersenne nahm sich vor, diese lockern Sitten seines Jugendfreundes zu bessern; seine Vorstellungen fanden Gehör und Gehorsam. Descartes ließ vom Spiel ab und legte sich zum Zeitvertreib auf die Wissenschaft; Mersenne's Freundschaft, sein angenehmer und lehrreicher Umgang entschädigten den Neubekehrten reichlich für die frivolen Gesellschaften und geistlosen Unterhaltungen geräuschvoller Zirkel. Die weisen Lehren des P. Mersenne enthüllten somit Descartes seinen eigentlichen Beruf. „Es ist freilich anzunehmen", sagt der Verf., „daß dieser ihn nicht verkannt und früher oder später auch ohne Hülfe eines Dolmetschers die innere Stimme seines Genius verstanden haben würde. Aber so völlige Gewißheit hat diese Annahme nicht. Groß ist die Zahl glücklich begabter Menschen, die sich über die natürlichen Anlagen ihres Geistes täuschen und außerhalb der Bahn, die sie einschlagen sollten, vergebens sich abmühen und rathlos zu Grunde gehen." Ohne Übertreibung setzt der Verf. den Antheil auseinander, der dem P. Mersenne an der Begründung der Cartesianischen Schule gebührt. Ohne in den Fehler der Lebensbeschreiber zu fallen, die Alles auf ihren Koryphäen beziehen und um denselben rund laufen lassen, weiß er in einer glücklichen Darlegung alle Verdienste des bescheidenen Klostergeistlichen hervorzuheben, der in ununterbrochenem wissenschaftlichen Verkehr mit Descartes stand und diesem seine Forschungen, Beobachtungen, Ansichten und Entdeckungen unverhohlen mittheilte. Hr. Cousin hat in seiner neuen Gesammtausgabe der Descartes'schen Schriften den umfangreichen und anziehenden Briefwechsel der beiden Philosophen bekannt gemacht. Es gewährt einen eigenen Reiz, in solchen vertrauten Mittheilungen das innerste Drängen und Treiben so auserkorener, vom höchsten Wissens- und Erkenntnißdurst geplagter Geister, das sie selbst bei ihren Lebzeiten sorgsam und schamhaft zu verhüllen pflegen, nach ihrem Tode aufgedeckt zu sehen. Man durchlebt mit ihnen die Angst und Zweifel, die Jeden befallen, der an die schwierigen Probleme des menschlichen Bewußtseins herantritt und in seine zugleich schreckenden und erfreuenden Tiefen hinabsteigt; man jubelt und frohlockt mit ihnen, wenn eine unverhoffte Lösung sich darbietet oder ein dunkel geglaubtes Geheimniß sich plötzlich erhellt. Der Verf. läßt uns mit lebhaftem Interesse die verschiedenen Phasen dieses vertrauten geistigen Umgangs zwei so nahe verwandter und doch so verschiedenartiger Männer verfolgen, die im Verborgenen den Triumph der Cartesianischen Revolution auf dem Gebiete des Denkens vorbereiten. Descartes hat den Lohn seiner mühevollen Bestrebungen geerntet; seinem Ruhme hat nichts gemangelt; der P. Mersenne, nicht so vom Glück begünstigt, ist nur von wenigen Gelehrten gekannt. Der Verf. der Literaturgeschichte des Maine stiftet daher ein gutes Werk, indem er Mersenne den Antheil zustellt, der ihm an dem Ruhme seines Mitschülers von Rechtswegen zusteht. Es ist immer schon etwas, Descartes' Freund gewesen zu sein, doch mehr noch will es heißen, ihm in vielen Fällen als Rathgeber und in manchen als Wegweiser gedient zu haben.

Hätte Hr. Hauréau nur Schriftsteller von solcher Bedeutung wie der P. Mersenne abzuhandeln, so wäre seine Aufgabe nicht so schwer und die Mühe des Nachgrabens über die Ergiebigkeit des Fundes leicht vergessen. Allein der Verf., der es besonders darauf anzulegen scheint, daß man seiner Arbeit ebenso große Vollständigkeit als Gewissenhaftigkeit nachrühmen soll, läßt keinen Namen weg, der nur mit einigem Fug und Recht in seine Sammlung hineingehört. Das Verdienstlichste an dieser echten Todtengräberarbeit ist, daß die obscursten Namen mit der größten Mühe und Sorgfalt ausgegraben worden, was gerade die meiste Arbeit erfoderte; denn für berühmte Namen fehlt es nicht an Nachrichten und Documenten; aber wie manche vergessene Celebrität muß aus dem Staube der Manuscripte hervorgewühlt und vom Schutt der Vergessenheit gereinigt werden! Bei den kleinen, kurzen biographischen Notizen, die oft nur in wenigen Zeilen die geringen Ansprüche eines obscuren Autors auf Erwähnung anführen, ahnt der Leser schwerlich, welche Mühe und Zeit es kostet, um diese undankbaren Bruchstücke aus den Quellen zusammenzutragen. In unserm Zeitalter, das zum leichtfertigen Büchermachen und zum hastigen Erstürmen einer vermeinten schriftstellerischen Celebrität so vielfache Veranlassung gibt, ist ein Buch wie das vorliegende in Frankreich eine seltene Erscheinung. Ein frivoler Geist hat sich der Autoren und des Publicums bemächtigt, und die guten Lehren und Überlieferungen gehen unter in einer Menge übereilter Producte, die in moralischer Beziehung unverschämt und in literarischer unbedeutend sind. Für die leicht producirenden Köpfe, die keine andere Literatur anerkennen als die Feuilletons- und Romanliteratur und gar keine Ahnung davon haben, welche Vorbereitungen, Erfahrungen und Kraftanstrengungen erfodert werden, um ein über das momentane Tagsinteresse hinausdauerndes Werk aufzustellen, — für solche Köpfe ist diese Literaturgeschichte des Maine zu substantiel und pedantisch; für ernste Leser und Forscher ist sie jedenfalls ein schätzenswerther Beitrag zur bibliographischen Literatur, und für die Provinz endlich, deren literarhistorische Erinnerungen darin niedergelegt sind, ein dauerndes Andenken, das volle Anerkennung verdient.

27.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 364. —— 30. December 1843.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1842.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 363.)

15. Die Schlacht bei Essegg. Historisches Schauspiel in vier Aufzügen von Karl Stegmayer. Wien, Stöckholzer von Hirschfeld. 1843. Gr. 12. 18¾ Ngr.

Inhalt des Stücks ist: Der Feldherr Ferdinand's, Königs von Ungarn, Johann Katzianer verliert durch Feigheit die Schlacht bei Essegg, wird deshalb vor ein Kriegsgericht gestellt und verurtheilt. Sein eigener Sohn Michael rettet ihn aus dem Kerker, obwol es der Vater nicht um ihn verdient hat. Katzianer sucht sich hierauf zu rächen, conspirirt und unterhandelt mit den Türken, bemüht sich den Ban von Kroatien, Zriny, mit ins Complot zu ziehen, um den König in einen Hinterhalt zu locken und umzubringen oder gefangen zu nehmen, Zriny geht scheinbar darauf ein, ermordet aber nebst seinen Getreuen den Verräther als er auf sein Schloß Szigeth kommt. Einiges Geschick hätte diesem nicht undankbaren Stoffe etwas abgewinnen und ihn wenigstens brauchbar für die Bühne machen können. Hr. Stegmayer ist aber kein wunderthätiger Magus; seine Faust greift die Stoffe so unsanft an, wie es sich mit seiner rohen, bombastischen Sprache verträgt. Das Haschen nach dem Ungewöhnlichen, das mühsame Heraufpumpen unerhörter Bilder, die vermuthlich neu und schön sein sollen, verdirbt ihm auch die allereinfachsten und natürlichsten Gedanken und macht aus dem Ganzen einen Galimathias, der kaum zu verstehen und nur mit Mühe zu lesen ist. Stellen wie folgende bilden in engster Reihenfolge das ganze Drama.

> [illegible]! Eine birgt das Krokodil,
> Die Zeit, im Wüstenboden dieser Erde,
> Die, wenn sie nicht des Menschen Fuß zertritt,
> Der Zukunft Glut zu Ungethümen heißt.

Ferner:

> Bei Dem, was ich euch nun zu sagen habe,
> Sollt' ich des Helmes Gitter schließen, daß
> Der Vater meiner Braut nie sich entsinne,
> Wie seines Eidams Antlitz ausgesehen
> Im Widerschein schmachvoller Lohe, die
> Sein Vater angeschürt, darauf als Henker
> Den eignen Wappenschild zu Staub zu brennen.

Und gleich darauf:

> Doch darf ich nicht des Helmes Gitter schließen,
> ¯ ˘ ¯ ¯ ˘ ¯
> Daß ihr des Antlitzes Friedhof erschaut,
> Wo alle meine Jugendträume liegen,
> Bis zur Unkenntlichkeit entstellte Leichen,
> Erschlagen nicht, gemordet vom Geschicke.

Wieder wo anders heißt es:

> Wenn eure Schläge euren Worten gleichen,
> Die fast dem Trommelfelle Beulen schlagen,
> So werden auf der Wahlstatt, wo ihr standet,
> Die Geier heute noch als leckres Mahl
> Mehr Türkenbrei als Türkenknochen finden.

Noch origineller ist folgendes Bruchstück eines Monologs von Katzianer, in dem uns zugleich eine neue Theorie über das Wesen der Erde mitgetheilt wird.

> — — Fürwahr, was ist die Erde mehr?
> Ein Haufe aus zusammgeballter Lache (?)
> Gebildet von der Elemente vier
> Aus Seufzern, Thränen, Blut, Verwesungsstaub;
> Ein Haufe, der stracks auseinanderfiele
> Würd' Gold und Eisen nicht's Gerippe bilden,
> Das Gold den Säckel füllend des Betrugs,
> Das Eisen, womit wilde Kraft sich waffnet,
> Wodurch die Beiden Herrscher sind der Menschheit.
> Allein sie faseln viel vom Zauber Geist —
> Und lallen mehr noch von der Fee Gemüth!?
> Hm! Menschengeist n' unsichtbare Fiber
> Die von des Mannes Faustschlag schwer getroffen,
> Von einer Weiberthräne allzu sehr
> Erweicht, den Menschen macht zum Narren,
> Der lächerlich, wenn er nicht ras't in Ketten.
> Doch das Gemüth! — Ha! Eine Thränendrüse,
> Die sie ergießt, wenn Eitelkeit sie kitzelt
> Und die meist fehlt, wo jene Fiber ist! — —

16. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Zweiundzwanzigster Jahrgang, für 1843. Berlin, Vereins-Buchhandlung. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Unter den dramatischen Almanachen, deren Zahl von Jahr zu Jahr immer mehr zusammenschmilzt, hat sich das von Gubitz herausgegebene Jahrbuch stets vortheilhaft ausgezeichnet. Es scheint aber wirklich, als sei die dramatische Muse völlig bankrott oder doch dem Bankrott nahe, denn heuer ist auch dieses Jahrbuch dürftiger denn je ausgestattet. Es enthält zwar sechs verschiedene Productionen von Heinrich Smidt, Raupach, W. Alexis, von A. P., Fr. Paolo und Cl. Schrader, allein auch nicht eine einzige ist mehr als mittelmäßig zu nennen. „Juan Maiquez" von Smidt, in spanische Verse gekleidet, behandelt die Liebe eines Schauspielers zu einer jungen Herzogin, deren Mutter zu stolz ist, um ihr Kind mit einem Gaukler freiwillig verheirathen zu wollen. Nach mancherlei künstlichen Machinationen tritt Maiquez zuletzt selbst zurück, da er erkennt, daß auf dem Boden eines herzoglichen Palastes ein Künstler nicht Gedeihen und dauerndes Glück finden könne. Raupach gibt ein „Lustspiel ohne Titel", das mit jener Routine gearbeitet ist, welche allen Producten Raupach's das Ansehen poetischer Gebilde leiht. Bei genauerer Beschauung sieht man freilich, daß Alles nur leichte Waare und der bestechliche Glanz unechter Firniß ist. Es unterhält, ohne zu interessiren. Ein höheres Ziel hat sich W. Alexis gesteckt in dem etwas breit angelegten Lustspiel „Der Prinz von Pisa". Es ist laut des [illegible], [illegible]

Inhalt des Stücks trefflich charakterisirenden Vorworts eine Jugendarbeit, die Zeugniß ablegen soll von Dem, was die damals Strebenden aus dem Theater machen wollten. Es war eben die überromantische Periode, die in Duft und Klang allein das rein Poetische erblickte, die Allegorie, die Maske höher achtete als die Wahrheit und Persönlichkeit, und daher nicht Charaktere, sondern idealistische Gestalten ohne echtes Fleisch und Blut schuf. Diesen Charakter trägt denn auch durchgängig der „Prinz von Pisa". Der Eindruck, welchen das Stück auf den Leser macht, ist kein angenehmer. Das Zerfahrene, Unklare, das Hin- und Wiederschwankende in der Dichtung, das aus dem steten Wandel und Wechsel der Personen, aus dem Vertauschen derselben entsteht, quält den Leser und wirrt Alles dermaßen durcheinander, daß man Mühe hat, sich in dieser künstlich und absichtlich hervorgebrachten Verwirrung zurecht zu finden. Aus demselben Grunde möchte eine Inhaltsangabe nicht räthlich, ja kaum thunlich sein, weshalb diese wenigen Worte genügen mögen. „Frage und Antwort" von A. P. ist als dramatischer Scherz recht artig. Munter, launig, schalkhaft, eine gewöhnliche Heirathsgeschichte in lustiger Einkleidung. Den bedeutendsten poetischen Werth unter allen in dieser Sammlung enthaltenen Dramen hat unstreitig „Heinrich IV. und seine Söhne" von Fr. Paolo. Das Leben des vierten Heinrich, des deutschen Kaisers, ist ein so tief tragisches, daß auch schwache Kräfte von der Großartigkeit des Stoffs hingerissen nicht ganz Verwerfliches zu Tage fördern. Tüchtige Talente haben sich an diesem Riesenstoffe versucht, ohne ihn bewältigen zu können, und eben das Riesige daran ist die Klippe, an der Jeder scheitern muß. In Heinrich's IV. Leben kommt mehr zusammen, als sich in die engen Grenzen eines Drama fassen läßt. Ein einzelnes Moment, eine Scene aus seiner Geschichte reicht nicht hin, ein volles Bild von ihm zu entwerfen. Daher werden alle dramatischen Versuche, die diese historische Größe sich zum Helden erwählen, entweder zu wenig oder zu viel geben. In beiden Fällen ist ein gutes und wirksames Drama nicht denkbar. Paolo weiß sich noch ziemlich zu beschränken. Dennoch erdrückt ihn der Stoff. Er ringt kräftig mit ihm und gibt Dankenswerthes; nur ein gerundetes, fertiges Drama ist sein Product nicht. Die Geschichte ist so bekannt, daß wir sie umgehen können. Den Mittelpunkt bildet der Verrath seines Sohnes, den Schluß des Kaisers Tod. Viele Charaktere, wie Kaiser Heinrich, seine Söhne Heinrich und Konrad, Bischof Otbert, Adelheid u. A. sind recht gut geschildert, die Sprache ist wohllautend, voll Schwung und Kraft und zeugt von einem Talente, das der Aufmunterung werth ist. Unter den wenigen Dramen, die ein lobendes Wort verdienen, ist dies eins der besten. Vorzüglich gelungen ist der Schluß des vierten Acts, wo der meineidige König Heinrich von seinem greisen Vater die Reichskleinodien fodert und Heinrich's Ritter sie dem Kaiser mit Gewalt entreißen wollen. Dem verrätherischen Sohne ruft der gekränkte Kaiser zu:

Herab vom Throne!
Du machst zu einer Kanzel ihn, auf der
Dein Aberwitz die Messe hält! Willst du
Mir predigen und bist der Predigt selbst
Nur zu bedürftig? Ein armsel'ger König,
Der um ein Kleinod betteln muß! Denn wenn
Du deine Worte auch mit Stolz und Hochmuth
Geschmückt, 's war doch nur Bettelei! Und stehst
Du auch dort unterm Baldachin und ich
Hier vor den Stufen, bin ich doch der Kaiser,
Und du bist mein Vasall! Denn mir gebührt
Der Thron! — du gleißnerischer Knabe, glaubst du,
Die Tugend lieg' im eitlen Klang des Worts?
So wenig als im Dom die Heiligkeit,
Trägt sie der Sinn des Menschen nicht hinein!
Die eigene Gesinnung schafft das Glück,
Und dein Gewissen ist mein bester Rächer!

Als kurz darauf derselbe verrätherische Heinrich dem Freunde seines Vaters Welf mit der Reichsacht droht, richtet sich der Kaiser auf und richtet abgehend an den Sohn die erschütternden Worte:

Meineidiger! Spielst du mit meinen Gütern?
Du weißt nicht, was die Acht bedeutet, Knabe,
Und sprichst sie aus? — O Schande über dich!
Im schwachen Netze wolltest du zu fangen
Ein edles Wild; doch es zerbricht die Fäden,
Die du im Hochmuth ungeschickt gezogen!
Du bist viel schlechter als dein Bruder! — Geh'!
Du bist für meinen Fluch zu schlecht! Verachtung
Nur lass' ich dir zurück, und in dem Busen
Die fressenden Skorpione des Verbrechens,
Die dir am innern Frieden gierig nagen.
Du wirst verzweifelt einst zum Grab des Vaters,
Das du ihm grubst, die matten Schritte lenken
Und dich im Jammer winden dort! — Noch aber,
Noch leb' ich, und des Kaisers Untergang
Soll bis zu seinem letzten Augenblick
Den ihm so schnöd' geraubten Thron erschüttern,
Und wird mein Tod dir freie Herrschaft geben,
Soll doch im Innersten dein Herz erbeben!

Zum Schluß bringt das Jahrbuch ein Lustspiel in einem Act von Cl. Schrader „Der Hohlweg". Die Pointe desselben liegt darin, daß ein Hohlweg, in welchem der Reisewagen einer schönen und berühmten Schauspielerin Schaden erleidet, Ursache wird, daß der grämliche, adelsstolze Vater eines jungen Grafen, den die Schauspielerin liebt, der Künstlerin selbst seine Hand anbietet.

17. Theater von Franz A. Werner. Fünf Bändchen. Leipzig, Kummer. 1842. 16. 7½ Ngr.

Der Dichtername Franz Werner's ist mir bisher noch unbekannt geblieben. Der Name selbst aber, der mich an Zacharias Werner erinnerte, imponirte mir doch so sehr, daß ich die Lecture des neuen Theaters begann. Ich sage begann, denn über den Anfang, d. h. über das erste Bändchen hinaus bin ich nicht gekommen. Es schien mir, als sei der Geschmack Franz A. Werner's ein total anderer als der meinige, und da man sich bekanntlich seinen eigenen Geschmack als eine Mitgift der Natur nicht gern verderben läßt, auch nach altem Sprüchwort über den Geschmack schlecht streiten ist, so halte ich es für das Beste, wenn ich besagten Franz A. Werner nebst seinen respectiven fünf Bändchen nicht weiter incommodire. Wir profitiren dabei gegenseitig, ich Zeit und der Verf. des Theaters etwanigen Ärger, der aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ausbleiben würde, da es mir nach Lecture des ersten Bändchens accurat zu Muthe ist, als sollte ich diese dramatischen Producte unter aller Kritik schlecht nennen. Das thut man begreiflicherweise nicht gern und darum will ich schweigen. Die vorliegenden fünf Bändchen enthalten: „Fünf Brautwerber um eine Braut", Lustspiel; „Das Brünner Rad", Volksmärchen in drei Acten, nebst einem Vorspiele unter dem Titel: „Die Unterschrift", Drama in einem Act; „Die Vogelscheuche", Lustspiel in einem Act; und „Liebe und Treue", Drama in einem Act; „Die Seeräuberbraut", dramatisches Gedicht in zwei Acten, und endlich „Der Traum", Scherzspiel in zwei Acten. Die beiden letzten Bändchen tragen überdies noch die Bemerkung an der Stirn, daß sie Eigenthum des Verf. sind.

18. Iphigenia in Delphi, in drei Acten, mit einem Vorspiele: Iphigenia's Heimfahrt, und einem Nachspiele: Iphigenia's Tod. Von Karl Ludwig Kannegießer. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 12 Ngr.

Bei diesem Drama schöpft man wieder Athem. Es ist kein Meisterwerk, aber doch eine ansprechende Schöpfung voll Anmuth, Grazie und Einfachheit. Dem Verf. hat das antike Drama vorgeschwebt. Diesem folgend dichtet er im Sinne der alten Chöre, nur die verwickelten, mannichfach wechselnden alten Versmaße hat er nicht streng festgehalten. Sinn- und Denkweise seiner Chöre sind durchaus antik.

[illegible]
Des edlen, des denkenden,
Fühlenden Menschen:
Doch ringt sich im [illegible]
Der Brust geheime
Ätherische Weise.

Begleitet von Orest und Pylades kehrt Iphigenia von Tauris zurück. Hier trifft sie mit ihrer Schwester Elektra zusammen, ohne daß Beide einander erkennen. Elektra hat das Beil in der Hand, womit Klytemnestra den Gatten ermordet, das später Orest gegen die Mutter schwang. Sie will es im Tempel zu Delphi niederlegen, damit es fernerhin keinen Schaden mehr stifte, denn es ist, sagt Elektra zum Priester Medon, der die Jungfrau nach ihrem Namen fragt und nach dem Geräth, das sie führt:

Ein wundersames Werkzeug, schau' es an,
Nicht blos durch seinen Stoff und äußre Form,
Von den Cyklopen selber scheint's gemacht, —
Mehr durch den Geist noch, der im Stahle wohnt.
Denn, wer es lang' anschaut, der fühlt ein Grauen,
Bethörung faßt und wilde Gier ihn an,
Und wie von selber beut es sich zur Unthat.

Elektra will den von Tauris rückkehrenden Bruder in Delphi erwarten, erhält aber von Medon die irrige Nachricht, daß sowol er wie sein Freund Pylades von der Priesterin Diana's getödtet worden seien. Entsetzt ruft sie aus:

— Ha, mich fasset Wahnsinn,
Wohin soll ich mich bergen? Wie mich schützen?
Da ist das Beil! Gib mir die Waffe her!
Mein Beil, mein Beil! Mit ihm will ich mich schützen.

Vom innern Schmerz überwältigt sinkt sie zu Boden, während Priesterinnen herbeikommen und sich ihrer annehmen. Als Elektra wieder zu sich kommt, tritt Iphigenia im Priestergewande ein. Sie fleht Iphigenia an, sie zu tödten, was diese verweigert. Doch nimmt sie das Beil in Empfang. Im dritten Act erblickt Elektra Iphigenia schlummernd, das Beil in der Hand. Sie beschließt sie zu tödten, da sich die Überzeugung in ihr festsetzt, daß sie die Mörderin ihres Bruders sei. Sie raubt der Schlafenden das Beil, indem sie ausruft:

Und nun schwebt über ihr der grause Mord.
Sie ruht so süß! Sie hat ein holdes Antlitz.
Sie sprach so sanft! Die Stimm' erquickte mich.
Wohl mir, daß sie die Augen jetzt geschlossen!
Sie schläft. Soll ich im Schlafe sie ermorden?
Das that selbst Klytemnestra nicht und nicht
Aegisth, als sie den Vater überfielen.

Sie erweckt die Schlummernde und aus dem längern nun folgenden Dialoge erfahren Beide, daß sie Schwestern sind. Elektra gibt das Beil an Medon und ruft:

Nun ist mir wohl erst! — Seid gegrüßt, Orestes
Und Pylades! O Iphigenia!
Ein süßer Friede kommt auf mich herab,
Wie ich ihn nimmer, nimmer noch geschmeckt.

Im Nachspiele wird die Frage verhandelt, ob Iphigenia heirathen soll oder nicht. Pylades liebt sie, sie gesteht ihm ihre Achtung und Zuneigung, weigert sich aber entschieden, ihm die Hand zum ehelichen Bunde zu reichen.

Ich kenne nicht die Liebe des Geschlechts.
Mit falscher Hoffnung würden wir uns täuschen,
Und mein Besitz dich, traun, nicht glücklich machen.

Inzwischen kommt Arkas und meldet Thoas' Tod. Das verwaiste Volk begehrt aus Griechenland einen König und hat sein Augenmerk auf Orest und Pylades gerichtet. Iphigenia die Priesterin soll entscheiden, wer von Beiden das Diadem annehmen soll. Iphigenia aber begrüßt Arkas als König. Von der Göttin aber will sie sich selbst Rath erholen. Die Freunde zum Abschied grüßend ruft sie:

[illegible] ersten Male fühl' ich [illegible]
Mir ist, als schied' ich von der Welt auf immer.
Drum laßt gerufen euch ein Lebewohl,
Ihr Trauten alle, Bruder, Schwester, Freunde,
Ihr Landes- und Sprachgenossen, du mein Land,
Haus meiner Väter, Bäume, Luft und Meer,
Und du auch, Arkas, Taurier und Tauris!
So glücklich war ich nie. Erfüllt sind meine Wünsche.
Ein einz'ger nur ist übrig und ich trag' ihn
Der Göttin vor im Tempel meiner Göttin.
Lebt wohl! Lebt wohl! Und sei gegrüßt, Diana!

Nach kurzer Pause öffnen sich die Thüren des Tempels. Diana mit ihren Nymphen erscheint, bestätigt Iphigenia's Ausspruch, der Arkas zum Könige von Taurien ernennt, und verbindet Elektra mit Pylades. Iphigenia erblickt man todt im Tempel. Die Göttin hat den Wunsch der Priesterin erhört. Nach Art antik gehaltener Dramen ist nach unsern jetzigen Begriffen wenig Handlung in diesem Schauspiel, was die Modernen sehr tadelnswerth finden werden. Vom Standpunkte des Autors angesehen, möchte bei dem gewählten Stoffe gerade dieser Mangel an geräusch- und effectvoller Handlung ein Vorzug sein. Die Sprache ist durchgängig edel gewählt und wohllautend. Nur ein einziges ebenso unpassendes als zu modernes Bild ist mir störend gewesen. Elektra sagt nämlich einmal:

Zeus' Donner schweigt, doch nicht die wilde Glut,
Die in des Busens Feueressen kocht,
Um in der Worte Lava auszuströmen,
Wenn sie mich nicht in Asche wandeln soll.

Dergleichen Geschmacklosigkeiten sollte ein so classisch gebildeter Mann wie der Verf. dieses Dramas doch zu vermeiden suchen.

19. Dramatische Conturen von August Schilling. Prag, Medau. 1842. 8. 20 Ngr.

Fünf kleine Stücklein, von denen einige in Wien aufgeführt worden sind. Ein paar sind in Alexandrinern, eins in Jamben, eins im Müllner'schen Schuld-Tone und eins in Prosa geschrieben. Recht hübsch ist „Die Eisenbahn". Eine gute Soubrette mag mit Glück darin auftreten können. Auch „Der Mann allein" liest sich ganz behaglich. „Löbeneg", „Die Nacht im Försterhause" und „Jean Jaques Rousseau's letzte Augenblicke" wollten uns weniger gefallen.

Es liegen mir noch vier Originallustspiele von deutschen Verfassern vor. Seit langer Zeit habe ich aufs Lustspiel meine Hoffnung gesetzt für Wiederbelebung des deutschen Theaters. Nachdem ich aber diese Normalstücke gelesen, ist mir banger geworden denn je. Flüchtet sich ins Drama der Bombast und die bausbackige Phrase oder die hypergenialste Sentimentalität, so geht in diesen Lustspielen die Bornirtheit und Geschmacklosigkeit betteln. So hart dies klingen mag, so wahr ist es, wenn man Machwerke sieht wie

20. Der schwarze Kater, oder: Zwei Schneider auf Reisen Posse in einem Act von Ludwig Wollrabe. Leipzig, Hunger. 1842. 8. 10 Ngr.

21. Hoch- und Wohlgeboren. Originallustspiel in vier Aufzügen von Demselben. Ebendaselbst. 1842. 8. 20 Ngr.

Hr. Wollrabe hat als Mitglied des leipziger Theaters, was er zur Zeit nicht mehr ist, wenig gelernt, wenn er solche Stücke schreiben und glauben kann, daß sie sich das Publicum ansehen wird. Unser Publicum ist herzlich schlecht, was den Geschmack anlangt, aber so ganz jämmerlich ist es doch nicht, daß es sich mit so fader Kost abspeisen ließe. Ich weiß nicht, was mehr zu verwundern ist, die Keckheit des Autors, die es wagt, Machwerke dieser Art der Öffentlichkeit zu übergeben, oder seine Selbstgefälligkeit, die die eigene Armseligkeit nicht ahnt. Hr. Wollrabe ist als Schauspieler kein großer Mann, gegen den Dichter Wollrabe gehalten ist er aber doch immer noch ein Goliath, wo möglich in vergrößertem Maßstabe. Nicht viel besser ist

22. Das Vorbild. Weltmännisches Lustspiel in fünf Aufzügen von P. L. [illegible]. Leipzig, Hunger. 1843. 8. [illegible] Ngr.

Fünf langweilige Acte hindurch wird der Leser in diesem Product mit einem Aufschneider abgemüdet, der sich Graf Windau nennt, eigentlich aber ein dieser Abenteurer ist. Als fashionabler Mann, der seine Rolle gut zu spielen weiß, macht er Aufsehen, erwirbt sich Freunde, die ihn verehren und ihm Alles zu Gefallen thun. Ganz in diesen Narren und Lumpen hat sich aber ein Baron von Wachtelfelden vergafft, ein Krautjunker ohne Bildung, der Windau wie ein Affe Alles nachmacht und ihn als nachahmungswürdiges Vorbild betrachtet. Um die Dupirung dieses recht spaßhaften Esels und die endliche Entlarvung Windau's dreht sich das Stück, dem es sonst an aller feinern Intrigue mangelt.

23. Carnevalsfeier der Hallenser Lumpia. Frei nach Goethe's Faust von Sturmfeder. Mit vier Federzeichnungen. Leipzig, Jackowitz. 1843. 8. 10 Ngr.

Als lustiger Studentenschwank ist dieser dramatisirte Scherz nicht das Schlechteste, was die dramatische Muse hervorgebracht hat, wenn ich auch dem lospreisenden Vorworte des Protectors nicht beipflichten kann. Goethe's „Faust" ist allerdings vielfach darin parodirt, nur leider nicht immer mit Glück, indeß ist es leicht möglich, daß bei recht grotesker Darstellung die Wirkung eine komische wird. Das Thema langweilt ein wenig, da die Gesellschaft der „Lumpen" denn doch so lumpig ist, daß außer der absoluten Lumperei und Pumperei ein anderer Gedanke in ihr gar nicht aufkommt. Schuldenmachen, die Manichäer hänseln und prellen, großen Pump anlegen, kannibalisch saufen, den Pedell an der Nase herumführen und den größten Lumpen dadurch aus dessen Händen befreien, Das ist der lumpige Inhalt dieser Narrenspossе. Die Tendenz der edeln Lumpia ist am concinnesten in dem Liedlein ausgedrückt:

Und so lumpet fort der Lump,
Lebt und liebt und stirbt auf Pump!
Darum frei
Lumperei
Sei gepriesen frei!

Die beigegebenen vier Federzeichnungen sind etwas mißrathen, passen aber gerade deswegen recht gut zu einer so vortrefflich eingerichteten Lumpenwirthschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Mistreß Trollope.

Mistreß Trollope, deren auch d. Bl. schon einige Male Erwähnung gethan worden, ist jedenfalls eine literarische Merkwürdigkeit oder, wenn man will, ein schriftstellerndes Paradoxon. Von hundert ihrer Leser versichern neunundneunzig: „Der Trollope ihre Sachen ekeln mich an", und von hundert Menschen, die Sinn für Literatur haben wollen, schämen sich neunundneunzig, „das Neueste von der Trollope" nicht gelesen zu haben. So ist es nicht blos in England, so ist es auch in Deutschland, wenigstens in diversen namhaften Städten. Woher dieser Widerspruch? Kurzweg daher, daß die Trollope mehr die Treue ihrer Darstellungen als die Vorurtheile ihrer Leser berücksichtigt. Was das heißt? Niemand wird ihr eine ungewöhnlich schnelle Auffassung des Lächerlichen und ein ungewöhnlich scharfes Auge für die Fehler und Schwachheiten des Einzelnen wie einer ganzen Nation absprechen. Wie legt sie das nun zu Tage? In männlichen Kraftausdrücken, durch die Wahl des nächsten Wegs zum Ziele, durch rücksichtslose Verfolgung dieses Wegs und durch eine wahrhaft grandiose Verachtung aller conventionellen, eine scheinheiligen Formen der bürgerlichen Gesellschaft. Elle ne bronche pas, she shrinks not, sie bedenkt sich nicht, die Natur zu malen, wie ihr scharfes Auge sie erkennt, die häßlichen Gebrechen zur Schau zu stellen, die man in decenter Gesellschaft verhüllt, scheußliche Geschwüre der sammetnen und seidenen Vornehmheit zu entkleiden. Was zieht also die Leser zu ihr? Die Wahrheit. Was stößt die Leser ab? Die Verletzung der Decenz. Warum bleibt sie die gelesenste Schriftstellerin? Weil sie sich selbst treu bleibt, mit andern Worten, unter allen Schriftstellerinnen den festesten Sinn und die meiste Courage hat. Bekanntlich legte sie den Grundstein zu ihrer literarischen Berühmtheit durch ihr Buch über Amerika. Sie griff darin die Unwissenheit, die Eitelkeit, die gesellschaftliche Barbarei Bruder Jonathan's mit dem beißendsten Spotte an. Bruder Jonathan schimpfte auf die unberufene Schulmeisterin, was das Zeug halten wollte; aber Leute, die Amerika genau kennen, behaupten, die Trollope habe hier und da verbessernd gewirkt. Nicht unglaublich. „Unaufhaltsam schreitet die Wahrheit." Gleiches wäre denn da „dem Neuesten von der Trollope" zu wünschen: „The Barnabys in America" (3 Bde., London 1843). Wieder eine Züchtigung der Amerikaner, aber auf eine andere Manier. In ihrem frühern Werke beschränkte sich die Verf. so ziemlich auf das Durchhecheln geselliger Absurditäten. In ihrem neuesten schneiden die Hecheln tiefer, dringen ins innerste Fleisch sittlicher Verderbniß in den südlichen, Sklaven haltenden Staaten. Die ci-devant Witwe Barnaby, ihr vortrefflicher Gemahl unter dem neuen alias eines Major Allen Barnaby, die hübsche, ausgelassene Patty, ihr prächtig schnauzbärtiger Galan Don Tornorino, und zwei Fräulein Perkins machen sich über Hals und Kopf von London nach Amerika auf den Weg, lediglich weil der Major befürchtet, mit einer zweiten Seereise nach Botany-Bai incommodirt zu werden. Die Gesellschaft landet in New-York und zieht in das Logirhaus der Mistreß Carmichael, und von hier läßt die Verf. ihrem Humor den Zügel. Die eingeflochtene Geschichte ist unbedeutend.

14.

Miscellen.

Sonderbarer Lebenslauf.

Kaspar von Stieler, geboren 1632 zu Erfurt, studirte und trieb anfangs die Arzneikunst, zuletzt zu Gießen, von wo er sich aber wegen einer Schlägerei nach Königsberg begab. Hier war er wegen Mangels an Unterhalt genöthigt, bei einem polnischen Oberjägermeister eine Stelle anzunehmen, mit der die Obliegenheit verbunden war, alle Sonntage zu predigen. Deshalb wandte er sich zur Theologie und ward Prediger, bald nachher aber Soldat, nachdem er die Stelle eines Kriegssecretarius und Auditors bei dem Obersten von Wallenroth erhalten hatte, der ihm im Militairdienste zu Oberoffiziersstellen verhalf. Nun aber verließ er den Soldatenstand und ging auf Reisen nach Holland und Frankreich, woselbst er acht Monate lang in Gefangenschaft gerieth. Nach erlangter Freiheit kam er nach Deutschland zurück und wurde Hofmeister bei dem Grafen von Dohna, mit dem er 1660 nach Italien reiste. Von da nach Erfurt zurückgekehrt, ging er nach Jena und studirte Jurisprudenz, worauf er gräflich schwarzburg-hohensteinischer Kammersecretair und hernach herzoglich sächsischer Kammer-, Lehn- und Gerichtssecretair in Eisenach ward. Diese Stelle legte er freiwillig nieder und ward Schriftsteller, bis ihn der Herzog von Holstein zu seinem Hofrath ernannte. Die letzte Zeit seines Lebens brachte er in Erfurt zu, wo er dem Lehrfache sich widmete und bis zu seinem 1707 erfolgten Tode Collegien über den deutschen Stil las.

Eine theologische Disputation.

Bei einer zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zu London gehaltenen theologischen Disputation unterbrach der eine der Kämpfer seinen Gegner beständig durch Berufung auf eine Menge von Stellen aus der Bibel, welche er aber nicht in ihrem Zusammenhange, sondern nur bruchstückweise und ohne Rücksicht auf ihr Zusammenpassen anführte. Da derselbe alles Erinnerns ungeachtet hiervon nicht abließ, so entgegnete endlich der Andere: „Wenn so disputirt werden darf, so will ich Ihnen aus der Bibel nachweisen, daß es Ihre Schuldigkeit ist, sich zu erhängen." Auf die Frage, wie Das? führte der Andere die Stelle an aus Matth. 27, 5: „Judas ging hin und erhängte sich", dann gleich hierzu die Stelle aus Luc. 10, 37: „So gehe denn hin und thue desgleichen!"

37.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, —— Nr. 365. —— 31. December 1842.

Die dramatische Literatur der Deutschen im Jahr 1842.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 364.)

Gering ist in diesem Jahr die Zahl übersetzter Dramen im Vergleich mit frühern, obwol die Übersetzungslust der Deutschen sogar bis nach Schweden gewandert ist. Und was fast ein Trost für uns sein kann, der Werth auch der bessern Productionen übertrifft die deutschen Originaldramen diesmal nicht. Höchstens muß den Franzosen größeres Bühnengeschick und mehr Virtuosität der Conversation zugestanden werden. Was Gedanken, was poetische Anschauung, was Charakterzeichnung anlangt, sind sie uns Deutschen um kein Haar breit voraus. Dies gilt wenigstens von den Leistungen, die vorliegen. Ein Drama mit vielversprechendem Titel, der mich anzog, greife ich zuerst heraus. Es heißt:

24. Rita, oder die geheimnißvolle Maske. Drama in vier Abtheilungen. Frei nach dem Französischen des Desnoyer, Boulé und Chabot von Bouin von Adolf Steppes. Darmstadt, Pabst. 1842. Gr. 12. 13¾ Ngr.

Der fleißige Bearbeiter, Hr. Steppes, ist nicht verantwortlich zu machen für den Stoff eines Stücks, wol aber für die Auswahl, die er trifft, und wenn ich genöthigt bin, diese zu tadeln, so bedaure ich dies um so mehr, als eine frühere Gabe desselben Übersetzers Dank verdiente. Ich habe die „Geheimnißvolle Maske" gelesen und auch darstellen, sogar gut darstellen sehen. Beim Lesen mußte ich laut auflachen, bei der Aufführung wurde das Stück ausgepfiffen, und zwar mit vollem Recht. Ein Autor darf nicht mit dem Publicum spielen, es nicht täuschen wollen blos in der Absicht, es zu fesseln und zu spannen. Nur der erste Act spannt, die übrigen sind langweilig und lächerlich. Das ganze Stück aber ist dazu da, daß mit scheinbarer Handlung eigentlich gar nichts geschieht, mit einem Worte, daß Alles, was vorgeht, nur darum vorgeht, um am Schluß es als nicht geschehen zu betrachten. Rita ist eine reiche junge spanische Witwe, die in Frankreich lebt und von der eleganten verdorbenen Männerwelt mit Liebesanträgen umflattert wird. Sie lehnt alle ab, auch die ernstliche Bewerbung Julius' von Baudray, eines jungen Mannes, der sich deshalb so grämt, daß er sich vor dem Palast Rita's erschießt in dem Augenblicke, wo Rita auf Bitten der Mutter Baudray's, die sie von der Geistesverdüsterung ihres Sohnes in Kenntniß setzt, eben im Begriff ist, ihm zu willfahren. Von diesem Ereigniß tief erschüttert zieht sie sich auf eins ihrer abgelegenen Schlösser zurück. Bald aber folgen ihr auch hierher die französischen Wüstlinge, unter denen sich als der Frechste und Frivolste der Marquis von Sannois auszeichnet. In der Nähe des Schlosses steht ein alter Thurm, der seit kurzem von einem Einsiedler bewohnt wird, welcher die Neugier Aller beschäftigt. Auch Rita bleibt nicht ganz frei davon. Eines Tages reitet sie mit dem Marquis aus, wird von Räubern angefallen, und durch den Einsiedler befreit, der bei dieser Affaire verwundet wird. Auf einer Tragbahre schafft man ihn in Rita's Schloß. Er ist ohnmächtig, Rita erblickt ein Medaillon auf seiner Brust, in dem sie ihr Portrait erkennt. Sie nimmt es, darüber kommt Robert zu sich, erzählt ihr sogleich seine höchst abenteuerliche Geschichte, wo von einer wunderlichen Liebe die Rede ist. Das Bild der Geliebten trägt er auf der Brust. Er faßt danach, findet es nicht, ist ganz trostlos und will sogleich fort. Rita gibt es ihm zurück, da sieht er sie erst an, erkennt sie und Beide fallen einander um den Hals. Im dritten Act sitzt Robert in seinem Thurmzimmer. Rita tritt bräutlich geschmückt ein; sie will ihn zum Altar führen. Da ändert Robert auf einmal sein Wesen, wirft die Eremitenkutte ab und steht als Krieger vor der Erstaunten. Voll des bittersten Hohnes erzählt er der Unglücklichen, daß er der Bruder Julius' von Baudray sei, daß er erfahren habe, wie sie den jungen Mann muthwillig in den Tod gejagt habe, und daß er erschienen sei, um volle Rache dafür an ihr zu nehmen. Es ergibt sich, daß alles Geschehene vorher abgekartet war. Auf einen Wink öffnet sich ein Vorhang, hinter dem die französischen adeligen Wüstlinge zechen und die arme Rita jetzt auf die widerlichste Weise verhöhnen. Diese stellt, gebeugt und ergrimmt über eine so beispiellos unwürdige Behandlung eines Weibes, den Veruchten ihre Scheußlichkeit vor und aus ihren Worten erräth Robert, daß auch er getäuscht worden ist. Rita verläßt die Schändlichen, Robert setzt Sannois zur Rede, der lachend gesteht, daß er sich nur an der spröden Spanierin habe rächen wollen. Dies hat zur Folge, daß Robert den elenden Buben niederstößt. Im vierten Act ist Rita wieder in Paris. Robert hat lange Zeit um Vergebung seines furchtbaren Frevels gebeten, Rita mag aber nichts hören. Sie sinnt auf Rache und bewerkstelligt diese dadurch, daß sie mittels ihres Einflusses den Grafen mit allen Ehren und Orden überhäufen läßt, die Frankreich zu vergeben hat. Dies glückt, doch nur dadurch, daß sie schließlich die Bewerbungen des Herzogs von Richelieu anzunehmen gelobt. Robert, von Rita zu einem großen Feste geladen, erscheint. Er bittet nochmals um Vergebung. Die Herzogin eröffnet ihm, daß sie ihn nur deshalb so mit Ehren habe überhäufen lassen, um ihn ganz zu vernichten. Ein Brief seiner Mutter nebst Papieren, die in ihren Händen sind, beweisen, daß er nicht der Graf von Baudray ist, sondern ein Findling. Dies Geheimniß will sie dem versammelten Adel mittheilen und den Betrogenen damit beschimpfen. Robert gesteht ihr jetzt seine Liebe, Rita gibt nach und verbrennt die Papiere. Da wird Richelieu gemeldet. Bevor dies vorgeht hat Rita eine Maske angelegt, die ihr Haushofmeister Perez bereitet hat und welche die Eigenschaft besitzt, das menschliche Antlitz furchtbar zu entstellen. Sie hat dies gethan, um den Herzog von sich zu scheuchen. Mit

dieser Maske vor dem Gesicht ist die letzte Erklärungsscene vorgefallen. Jetzt, wo Rita ebenfalls ihre Liebe zu Robert erwachen fühlt, verflucht sie den Geber der Maske und diese selbst und gesteht Robert, was sie gethan hat. Dieser dringt in sie, ihm doch ihr entstelltes Antlitz zu zeigen. Rita löst die Maske, Robert umarmt sie freudetrunken und führt sie, die Wunderschöne, vor den Spiegel. Perez hat sie getäuscht. Richelieu erhält seine Orden zurück und Diener und Gäste schreien: „Es lebe das Brautpaar." Ich habe mit Absicht den Inhalt dieses in jeder Hinsicht verwerflichen Products ausführlich angegeben, um mir jede weitere Bemerkung ersparen zu können.

25. Oskar oder der treulose Gatte. Lustspiel in drei Acten nach Scribe und Duveyrier übersetzt von Karl Bacar. Berlin, Klemann. 1842. 8. 5 Ngr.

„Oskar" ist eine der schwächsten Arbeiten von Scribe, kaum mit seinen letzten bedeutendsten Lustspielen „Ein Glas Wasser" und „Fesseln" zu vergleichen. Moderne pariser Sittenlosigkeit ist natürlich wieder der Hebel. Oskar ist sich eines Fehltritts bewußt, die Frau ahnt etwas davon und weiß das böse Gewissen ihres Mannes zu Erfüllung aller ihrer Wünsche zu benutzen. Erst, nachdem ihr dies vollkommen gelungen ist, erfährt der Mann, daß er selbst der Betrogene und seiner Frau gar nicht ungetreu geworden ist.

26. Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1843 aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. Zwanzigstes Bändchen. Dresden, Arnold. 1843. 8. 1 Thlr.

Von dem anhaltenden Fleiße und rastlosen Mühen eines Mannes wie Theodor Hell wird zuletzt alle Kritik entwaffnet. Unser Gärtner hat während seiner literarischen Laufbahn viele Sträußchen und Besen gebunden von den Blumen und Ruthen des Auslandes, deshalb kann ich seine literarische Wirksamkeit nicht hoch anschlagen. Er ist aber dabei bescheiden und nebenbei so eisern beharrlich, daß man ihm doch nicht gram sein kann. Lassen wir ihn also gärtnern und versetzen, und machen es immerdar, wie ich es mit diesem neugebundenen Vergißmeinnichtsträußchen machen werde. Ich habe es nicht vergessen, mithin dem Herausgeber seinen Willen gethan, ich sage aber auch weiter nichts, als daß es enthält: 1) „Bob oder die Pulververschwörung", Lustspiel in zwei Aufzügen, nach Duport und de Forges; 2) „Der Schulmeister", Posse in einem Act, nach Locroy und Anicet; und 3) „Fesseln", Lustspiel in fünf Acten, nach Scribe. Dieses ist bekannt und berühmt, auch ward es früher in d. Bl. schon ausführlich besprochen, jene aber sind nicht berühmt und kaum bekannt, und ich finde, daß sie genau dieses Schicksal verdient haben.

27. Dramatische Bibliothek des Auslandes. In gewählten Übersetzungen. Fünftes und siebentes Bändchen. Wien, Tauer und Sohn. 1843. 16 Ngr.

Das fünfte Bändchen enthält das Scribe'sche Lustspiel „Oskar", über dessen Inhalt bereits gesprochen worden ist. Im siebenten wird uns ein spanisches Drama „Die neue Komödie" von Moratin, einem neuern Dichter, vorgeführt. Aus den Meisterwerken der alten Spanier sind wir gewohnt, in allen spanischen Bühnenstücken die feinste Grazie mit dem edeln Stolz jener Nation innigst verschmolzen zu sehen. Von alle Dem ist in dieser „Neuen Komödie" nichts zu finden. Roheit der Anlage, plumpe Ausführung, eine Conversation voller Fadheit — Das sind die Eigenschaften, durch welche sich dieses Lustspiel auszeichnet. Ob der Übersetzer, A. Schumacher, einen Theil der Schuld davon trägt, läßt sich nicht entscheiden. Überflüssig bleibt die Übersetzung so ausgemachter Mittelmäßigkeiten auf alle Fälle.

28. Schauspiele von König Gustav III. von Schweden. Aus dem Schwedischen übersetzt von Karl Eichel. Leipzig, Brockhaus. 1843. Gr. 12. 1 Thlr. 6 Ngr.

Der Übersetzer behauptet in der Vorrede, König Gustav III. sei der eigentliche Begründer der schwedischen Literatur, eine Behauptung, die wol kaum Stich halten möchte, wollte man sie näher beleuchten. Wie dem aber auch sein mag, so bleibt wenigstens gewiß, daß König Gustav III. bei allem Geist, der ihm eigen war, doch ein höchst mittelmäßiger Dichter geblieben ist. Wäre es nicht Modesache, gerade in unserer Zeit Erzeugnisse der schwedischen Literatur zu übersetzen, so würde es wol Niemandem eingefallen sein, diese königlichen Stücke aus dem Staube hervorzusuchen und in unsere Literatur zu verpflanzen, die nächstens aus lauter Übersetzungen bestehen wird. Fast sind wir wieder dahin gekommen, wo wir vor Lessing waren. Man will und achtet nur das Fremde, und wie sehr man von einem nationalen Aufschwunge spricht, in der Literatur merkt man ihn wahrlich nicht! Der vornehme Mann liest nur französische und englische Literatur, als Zukost höchstens noch etwas fashionablen Marcipan, von den deutschen schriftstellernden Weibern gebacken. Alle übrige originaldeutsche Literatur ist ihm unbekannt, gleichgültig. Ebenso schlimm, wo nicht noch schlimmer ist es mit dem Theater. Die Übersetzungen dominiren ausschließlich und unser Publicum würde sich ohne Frage vollkommen behaglich fühlen, wenn es Jahr aus Jahr ein nichts als französische Fricassées vorgesetzt bekäme. Wozu nun diesem Hange nach dem Fremden noch Vorschub leisten? Wozu Producte übersetzen, die für uns völlig bedeutungslos sind? Soll der königliche Name dies Treiben rechtfertigen, so muß ich das entschieden bestreiten. In der Literatur krönt nur die geistige Kraft, das überwiegendste Talent. Hier hat der Unterschied der Stände ein Ende. Warum sollen wir da noch verschweigen, daß König Gustav III. von Schweden ein sehr mittelmäßiger Dichter gewesen ist, daß seine Schauspiele nüchtern und uninteressant sind und daß, wenn sie ehedem gefallen haben, dies uns nicht bestimmen kann, sie jetzt noch zu loben? Halte Jeder davon, was er will, mich haben sie in keiner Hinsicht befriedigt. Gustav hat übrigens nur national schwedische Stoffe bearbeitet, was man loben muß. Sie heißen „Helmfelt", Schauspiel in fünf Aufzügen; „Gustav Adolf und Ebba Brahe", Schauspiel in drei Aufzügen; „Gustav Wasa", Schauspiel in drei Aufzügen, und „Siri Brahe", Schauspiel in drei Aufzügen.

29. Spanische Dramen übersetzt von C. A. Dohrn. Zweiter Theil. Berlin, Nicolai. 1842. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Schon der erste Theil dieser Sammlung brachte aus der Zeit, wo die spanische Literatur in schönster Blüte stand, so Ausgezeichnetes und wahrhaft Interessantes, daß wir die Fortsetzung als etwas höchst Wünschenswerthes betrachten mußten. Der gewandte und kenntnißreiche Übersetzer gibt diese in dem vorliegenden Theile und es steht zu hoffen, daß nach der Theilnahme, die man diesem dankenswerthen Unternehmen schenkt, noch mehre Theile in Zukunft folgen werden. Übersetzungen so geistvoller, graziöser Bühnenstücke, in denen alle Eigenthümlichkeiten einer hochgebildeten Nation sich abspiegeln, begrüßen wir mit Freuden; nur das Mittelmäßige und die Fabrikation verdammen wir unbarmherzig. Diesmal gibt Dohrn zwei altspanische Lustspiele, die beide denselben Stoff, aber von zwei verschiedenen Meistern bearbeitet, behandeln, von dem fruchtbarsten wol aller Dramendichter Lope de Vega, und von Moreto. Jener nennt sein Stück „Los milagros del desprecio" (die Mirakel der Verachtung), dieser „El desden con el desden" (Trotz wider Trotz). Den Lesern d. Bl. ist das von West für die deutsche Bühne bearbeitete spanische Stück „Donna Diana" bekannt, das dem Hauptgedanken nach bei zwar vielfachen Änderungen eine freie Übersetzung des Moreto'schen Stücks ist. Lope de Vega ist der eigentliche Schöpfer dieses köstlichen, feinen Lustspiels, nur ist seine Arbeit gröber und streift in ihrer Natürlichkeit an eine Derbheit, die nach unserm Geschmack mit der Roheit zusammenfällt. Moreto, der später lebte, hat Lope's Idee feiner ausgebildet, die Intrigue vereinfacht und sie doch spannender gemacht, und seine Sprache entwickelt unbedingt weit mehr Grazie als die Lope's, welche sich mehr durch Kraft auszeichnet. Ich für meinen Theil ziehe die Arbeit Moreto's unbedingt vor, ja ich halte sie für das geistig bewegteste, in sei-

nen Formen vollendetste Lustspiel, das es überhaupt gibt. Bei Moreto heißt die lustige Person und Don Carlos' Gelegenheitsmacher Polilla, West hat daraus einen Perin und Hausmeister Donna Diana's gemacht, wenn ich nicht irre. Dieser Polilla, Don Carlos' Diener, führt sich als Arzt bei Donna Diana ein, die ihn seines muntern Humors wegen bald lieb gewinnt. Von Amor sagt er:

Amor ist ein bittrer Schaden,
Ist Verrath und Tyrannei;
Durch die Zeit kommt man ihm bei,
Durch Gebet und Limonaden,
Amor fürrt den Verstand,
Er versäuert Schlaf und Reize,
Manchem Schopf hat Amor's Beize
Allen Lockenschmuck entwandt;
Seiner Priesterinnen Chor
Endet meistens mit dem sauren,
In Isauren und Rosauren
Schmeckt der pure Essig vor.

In dem Wettkampf, den Don Carlos und Diana, sich gegenseitig verstellend, nunmehr beginnen, wird bei Moreto Witz, Geist und Humor in Fülle verschwendet, Lope de Vega zieht das Derbe vor und sucht mehr durch komische Situationen zu wirken als durch feine Verflechtung der Fäden. Er geht sogar so weit, daß er die verliebte Juana in das abscheulichste Regenwetter hinausjagt, um sich von der Untreue Dessen, den sie liebt, während sie vorgibt, ihn zu verachten, mit eigenen Augen zu überzeugen, was denn ihre endliche Besiegung herbeiführt. Hernando, wie bei Lope die lustige Person heißt, antwortet ihr, als sie ihn fragt:

Sagtest du denn nicht zu mir,
Dein Herr wäre offenbar
Einer andern Frau gewogen?

Hernando.

Darin hab' ich dreist gelogen,
Weil's zu seinem Besten war.
Denn ich sah ihn albern schmachten
Und vor Leidenschaft ganz blind.
Darum sagt' ich's, und das sind
Die Mirakel vom Verachten.

und gibt damit dem Stück seinen Namen.

Ein sogenanntes „Entremes“ oder „Zwischenspiel“ von Cervantes, „Die wachsame Schildwache“ („La guarda cuidadosa“), beschließt diesen zweiten Theil. Als eine leicht hingeworfene, kecke Arbeit des berühmten Verf. des „Don Quixote“ wird sie allen Verehrern dieses Meisterwerks einiges Interesse abgewinnen. Wir können auch diesmal nur mit dem Wunsche schließen, daß der fleißiger Übersetzer sein Unternehmen rüstig fortsetzen möge; für die Zukunft des deutschen Dramas aber reichten wir gern eine Petition bei allen neun Musen ein, um Vertilgung der vielen schlechten Dichter und um sorgsame Pflege der weniger bessern, die etwa unbekannt auf deutscher Erde umherwandeln.

69.

Antrag auf ein Gesetz zur Sicherung des literarischen Eigenthums in Nordamerika.

Sind die amerikanischen Verleger plötzlich tugendhaft geworden? Hat ein neuer Prediger in der Wüste ihnen das siebente Gebot zu Gemüthe geführt und sie sind in sich gegangen und thun Buße in Sack und Asche? Ach nein! Aber seit die Zeitungsschreiber das Kunststück erfunden haben, die Diebe zu bestehlen, die Räuber zu berauben, die Plünderer auszuplündern, seit Tagesblätter gedruckt werden, die jeden Tag in ihren Spalten einen dreibändigen Roman den Abonnenten für ein Spottgeld liefern, seitdem, wie es scheint, hat der nordamerikanische Buchhandel endlich auf praktischem Wege den Spruch gelernt: „Wie du willst, daß dein Nächster dir thue, so thue du ihm.“ Genug, den neuen amerikanischen Blättern zufolge haben sämmtliche Buchhändler und Verleger (nur die Firma Harper Gebrüder u. Comp. scheint sich allein ausgeschlossen zu haben) ein Bittschreiben an den Congreß erlassen, welches ebenso wichtig als erstaunlich ist und lautet wie folgt:

„Die Unterzeichneten, Verleger und Buchhändler in den Vereinigten Staaten, machen Ihrer ehrenwerthen Körperschaft die ehrfurchtsvolle Vorstellung, daß sie bei dem ausnehmenden Interesse, welches sie nicht allein im Besondern als Buchhändler, sondern auch im Allgemeinen als amerikanische Bürger an der möglichst weiten Verbreitung von Kenntnissen und gediegener Literatur haben, zu der vollen Überzeugung in ihrem Betriebe als Buchhändler gelangt sind, daß das bestehende Gesetz in Betreff des literarischen Eigenthums ernste Nachtheile erzeugt, ebensowol für die Fortschritte der amerikanischen Literatur, als auch für denjenigen sehr ausgebreiteten Zweig der amerikanischen Industrie, welcher den ganzen mechanischen Theil der Bücherverfertigung umfaßt. Diese Nachtheile treffen auf gleiche Weise das Verlagsgeschäft und die besten und wahrsten Interessen des Volks in Masse“.

„Ihre Bittsteller halten sich nach sorgfältiger und reiflicher Überlegung des wichtigen Gegenstandes für vollkommen überzeugt, daß die großen Interessen der Wissenschaft und der Industrie, Derer, welche das Publicum mit Stoff zum Lesen versorgen und des großen lesenden Publicums selbst wesentlich gefördert werden würden, wenn ein Gesetz durchginge, welches den Verfassern jeder Nation das ausschließliche Recht sicherte, über die Veröffentlichung ihrer Erzeugnisse in den Vereinigten Staaten zu verfügen, mögen diese Erzeugnisse bereits im Auslande veröffentlicht sein oder nicht; indem sowol der Fall vorgesehen wird, daß das Buch innerhalb einer gewissen (durch das Gesetz zu bestimmenden) Zeit nach seiner Veröffentlichung in einem fremden Lande gedruckt werde, als auch der Fall, daß das Verlagsrecht für Amerika auf in Amerika ansässige Buchhändler allein übertragbar sein soll.“

„Ihre Bittsteller sind der Überzeugung, daß dieser billige Schutz die Verleger in Stand setzen würde, ihre Mitbürger sowol mit auswärtiger als amerikanischer Literatur in solcher Form und zu solchen Preisen zu versorgen, als wahrhaft den Bedürfnissen sowol als den Mitteln des Volks entsprechend sein würde, während den Schriftstellern die gerechte Vergütung für ihre Arbeit und Fähigkeit gesichert wäre, wo auch immer ihre Bücher gelesen werden. Ihre Bittsteller sind der Meinung, daß die Interessen der Schriftsteller, der Verleger und der Käufer in Wechselbeziehung zueinander stehen, wie die der Erzeuger und der Verbraucher in allen Fällen.“

„Ihre Bittsteller würden auch Bezug nehmen auf den Umstand, daß keine andere Maßregel als eine solche, wie sie dieselbe so ehrfurchtsvoll als dringend wünschen, erfoderlich ist, um gleichzeitig den amerikanischen Verfassern das Verlagsrecht für ihre Werke in Großbritannien zu sichern.“

„Ihre Bittsteller ersuchen daher Ihre ehrenwerthe Körperschaft ehrfurchtsvoll, das bestehende Gesetz über das Verlagsrecht in Amerika in Erwägung zu nehmen und ein solches Gesetz zu erlassen, welches den Verfassern auswärtiger Nationen das Recht sichert, über ihre in Amerika durch amerikanische Buchhändler bekannt zu machenden Werke zu verfügen, indem vorgesehen wird, daß solches Recht sich nur auf die Schriftsteller solcher Länder erstrecke, deren Regierungen gegenseitig das gleiche Vorrecht unsern Schriftstellern bewilligt haben oder bewilligen werden, und indem weiter vorgesehen wird, was Ihrer Weisheit recht und ersprießlich scheint.“

„Und somit ꝛc. ꝛc.“

78.

Bibliographie.

Aschbach, J., Geschichte der Grafen von Wertheim von den ältesten Zeiten bis zu ihrem Erlöschen im Manns-

stamme im Jahre 1556. Aus den urkundlichen Quellen bearbeitet. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Andreä. Gr. 8. 6 Thlr. 20 Ngr.

Benedix, R., Die Sclaven. Drama in drei Acten. Wesel, Bagel. 1841. 12. 20 Ngr.

Bremer, Frederike, Neue Skizzen aus dem Alltagsleben. 1ster und 2ter Theil: Ein Tagebuch. Hamburg, Kittler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe aus Wien. Von einem Eingebornen. 1ster Band. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1844. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Buchmann, J., Historisch-kritischer Commentar über den Propheten von Breslau, oder: Sammlung authentischer Beweise, daß derselbe von der Vergangenheit eine höchst mangelhafte Kenntniß habe. 1stes Heft: Antimosler, oder: Beiträge zu einer gerechten Würdigung der Lage der schlesischen Protestanten unter österreichischer Herrschaft. Speyer. Gr. 8. 15 Ngr.

Burkhardt, G. E., Handbuch der classischen Mythologie nach genetischen Grundsätzen für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium entworfen. 1ste Abtheilung. 1ster Band: Die Mythologie des Homer und Hesiod. Leipzig, Weichardt. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Dahlmann, F. C., Geschichte von Dänemark. 3ter Band. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Eichhorn, K. F., Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 5te verbesserte Ausgabe. 2ter Theil. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Friedrich, K., Der Candidat. Erzählung aus dem Leben. Magdeburg, Schmilinsky. 1844. 8. 1 Thlr.

Giech, C. Graf v., Ansichten über Staats- und öffentliches Leben. 2te vermehrte Auflage. Nürnberg, F. Campe. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gutachten der Provinzial-Landtage über den Entwurf des Strafgesetzbuchs für die preußischen Staaten. Nebst den Landtagsverhandlungen über das Ehescheidungsgesetz, die Patrimonialgerichtsbarkeit, den eximirten Gerichtsstand, die Mündlichkeit und Öffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens. Leipzig, Baumgärtner. 1844. Gr. 8. 26¼ Ngr.

Hasse, F. R., Anselm von Canterbury. 1ster Theil: Das Leben Anselm's. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Hesekiel, G., Aus dem Leben des Schlosses zu Altenburg. Altenburg, Helbig. Gr. 8. 5 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Allemannische Lieder. Nebst Worterklärung und einer allemannischen Grammatik. 5te, im Wiesenthale verbesserte und vermehrte Ausgabe. Manheim, Bassermann. Kl. 8. 18¾ Ngr.

Konstitutionelle Jahrbücher. Herausgegeben von K. Weil. 1843. 3ter Band. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Junkmann, W., Gedichte. 2te sehr vermehrte Auflage. Münster, Deiters. 1844. Gr. 16. 1 Thlr.

Kelber, J. G., Der Apostel Paulus an die Bekehrten und Unbekehrten. Ein Glaubenswort zur Glaubenseinigung und Glaubensstärkung an seine Glaubensbrüder gerichtet. Nürnberg, F. Campe. Kl. 8. 15 Ngr.

Keller, A., Romvart. Beiträge zur Kunde mittelalterlicher Dichtung aus italienischen Bibliotheken. Manheim, Bassermann. Gr. 8. 4 Thlr.

Johann Keppler, kaiserlicher Mathematiker. Denkschrift des historischen Vereins der Oberpfalz und von Regensburg auf die Feier seines zehnjährigen Bestandes. Mit Keppler's Bildniss, Wappen und dem Facsimile seiner Handschrift. Regensburg 1842. Gr. Imp.-4. 1 Thlr.

Klipstein, A. v., Beiträge zur geologischen Kenntniss der östlichen Alpen. Mit geognostischen und petrefactologischen Tafeln. Giessen, Heyer. Gr. Imp.-4. 4 Thlr.

König, H. W., Des [illegible] an unsere Landgemeinden. Gesinnungsvoll aber freimüthig gesprochen. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Magdeburg, Baensch. 1844. Gr. 8. 10 Ngr.

Löffelholz, K. Freih. v., Über Auswanderungen und Colonisationen besonders in Bezug auf Deutschland zu östlichen Ländern. Nürnberg, F. Campe. 8. 20 Ngr.

Mellin, G. H., Johannes [illegible]. Roman. Aus dem Schwedischen von G. Eichel. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr.

Minutoli, v., Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelm's III. sowie einiger Staatsdiener und Beamten seiner nächsten Umgebung. Aus eigener Erfahrung und mündlich verbürgten Mittheilungen zusammengetragen. Berlin, Mittler. 8. 25 Ngr.

Moser, Freih. F. C. v., Doctor Leidemit. Fragmente aus seiner Reise durch die Welt, seinen Gedanken, Wünschen und Erfahrungen. Neue verbesserte Ausgabe. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 20 Ngr.

Müller, W., Groß-Nowgorod der Freistaat der russischen Slawen. Schattenbilder der Vergangenheit. Berlin, Deutsche Verlagsbuchhandlung. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Niebuhr, B. G., Kleine historische und philologische Schriften. 2te Sammlung. Bonn, Weber. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Petersen, C., Erinnerung an J. J. Winckelmann's Einfluß auf Literatur, Wissenschaft und Kunst. Eine Rede, gehalten an dessen Geburtstage, den 9. December 1842, als Einleitung zu archäologischen Vorlesungen über die öffentlichen Gebäude und Plätze in den Städten des Alterthums. Hamburg 1842. 8. 3¾ Ngr.

Petri, M., Beiträge zur besseren Würdigung des Wesens und der Bedeutung des Puseyismus, durch Übertragung einiger der wichtigsten betreffenden englischen Schriften nebst einer Einleitung. 1stes Heft: Einleitung und Brief Pusey's an den Erzbischof von Canterbury. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. Gr. 8. 22½ Ngr.

Rommel, C. v., Neuere Geschichte von Hessen. 4ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte von Hessen. 4ten Theiles 4te Abtheilung oder 8ter Band. Kassel. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Salomon, G., Bruno Bauer und seine gehaltlose Kritik über die Judenfrage. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. Gr. 8. 17½ Ngr.

Schulz, J. H., Die Bestimmung und Erziehung des weiblichen Geschlechts. Stuttgart, Cast. Gr. 8. 2 Thlr. 11¼ Ngr.

Soulié, F., Die Geheimnisse der Provinz. (Huit jours au château.) Deutsch von Louis Fort. Drei Bände. Leipzig, Literarisches Museum. 1844. Kl. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Streifereien des Kaisers Tsching Tih. Ein chinesischer Roman. Nach der englischen Übersetzung des Chinesen Tkin Shen verdeutscht von W. A. Lindau. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Taschenbuch deutscher Sagen für 1844. Herausgegeben von R. Benedix. Wesel, Klönne. Kl. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Tieck's, L., Schriften. 16ter Band: Franz Sternbald's Wanderungen. Eine altdeutsche Geschichte. Berlin, Reimer. 8. 1 Thlr.

Vasari, G., Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister, von Cimabue bis zum Jahr 1567. Aus dem Italienischen. Mit einer Bearbeitung sämmtlicher Anmerkungen der früheren Herausgeber sowie mit eigenen Berichtigungen und Nachweisungen begleitet von L. Schorn und nach dessen Tode von E. Förster. 3ter Band, enthaltend der Originalausgabe 3ten Theil, 1ste Abtheilung. Mit 22 lithographirten Bildnissen. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Das Register zum Jahrgang 1843 ist unter der Presse und wird im Laufe des Monats Januar nachgeliefert werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Auf das am 1. Juli 1843 beginnende neue vierteljährliche Abonnement der

Deutschen Allgemeinen Zeitung

werden bei allen Postämtern und Zeitungsexpeditionen des In- und Auslandes Bestellungen angenommen. Der Preis beträgt in **Sachsen** vierteljährlich 2 Thlr., in den übrigen Staaten aber wird derselbe nach Maßgabe der Entfernung von Leipzig erhöht.

Ankündigungen aller Art, welche durch dies Blatt die allgemeinste Verbreitung finden, werden der Raum einer dreispaltigen Zeile mit 2 Ngr. berechnet.

Leipzig, im Juni 1843.

F. A. Brockhaus.

Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist erschienen:

Publ. Ovidii Nasonis

Metamorphoseon, Libri XV.

Ad fid. vet. lib. recens. et emend. varias script. cod. adhuc collatorum, itemque ed. Saec. XV. apposuit, comment. instruxit, praefatus est et indicem addidit

Dr. Vitus Loers.

8. maj. 1843. Preis: 3⅓ Thlr.

Bei **C. Gerold & Sohn**, Buchhändler in **Wien**, ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertunderster Band.

1843.

Januar. Februar. März.

Inhalt des hundertundersten Bandes.

Art. I. Übersicht von neunzig Werken orientalischer Literatur. (Fortsetzung.) — II. Der deutsche Zollverein in seiner Fortbildung, von Gustav Höfken. Stuttgart und Tübingen 1842. — III. Naturschilderungen, Sittenzüge und wissenschaftliche Bemerkungen aus den höchsten Schweizeralpen in Süd-Wallis und Graubündten, von Christian Moritz Engelhardt. Basel 1840. — IV. Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak, das ist: der Mongolen in Rußland, von Hammer-Purgstall. Mit neun Beilagen und einer Stammtafel, nebst Verzeichniß von vierhundert Quellen. Pesth 1840. — V. J. E. Schlager: Wiener Skizzen aus dem Mittelalter. Wien 1835—42. Vier Bände. — VI. Ischl und seine Heilanstalten. Ein Handbuch für Ärzte und Laien, von Franz de Paula Wirer. Wien 1842. — VII. Erinnerungen an Johann Conrad Maurer. Bilder aus dem Leben eines Predigers, 1771—1841. Schaffhausen 1843. — VIII. Dannecker's Werke. In einer Auswahl. Mit einem Lebensabrisse des Meisters. Herausgegeben von Karl Grüneisen und Theodor Wagner. Hamburg. — IX. Gedichte von Ludwig Tieck. Neue Ausgabe. Berlin 1841.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CI.

Untersuchungen über das älteste Münzrecht zu Liebing (im J. 975) und Friesach (1015), wie auch der salzburgischen Suffraganbischöfe; über die Münzstätten zu St.-Veit, Völkermarkt, Laibach und Landestrost; zu Villach und Griffen rc. in Innerösterreich; endlich zu Neunkirchen am Steinfelde (vor 1136), Enns, Linz und Freistadt in Östreich. Vom k. k. Custos Bergmann. — Anzeige des architektonischen Werkes: Encyklopädie der neuesten Architektur, von Rafael von Rigel.

Die Wiederkehr.

Eine Novelle.

Herausgegeben von

dem Einsiedler bei St.-Johannes.

Drei Theile.

Gr. 12. Geh. 6 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Die innere und äußere Geschichte eines reichbegabten Jünglings, der in religiösen und politischen Wahn befangen ausgeht aus dem Vaterhause, die wahre Kirche und den freien Staat zu suchen, und heimkehrend, wenn nicht was er gesucht, doch die köstlichste Perle gefunden hat, bietet eine Galerie von landschaftlichen und historischen Gemälden und Portraits dar, welche das häusliche, kirchliche und bürgerliche Leben in mannichfachen Gestalten abspiegeln. Es sind Bilder aus dem Leben, voll historischer und poetischer Wahrheit, und die wichtigsten Streitfragen, Controversen und Differenzen unserer Zeit treten in anmuthigem Wechsel der Erzählung und des Dialogs anschaulich hervor. Altes und Neues wird hier geboten, aus dem Schatze eines erfahrungsvollen Lebens, das den Kampf der Parteien und Systeme mitgekämpft und für sich durchgekämpft, im Kampfe aber gelernt hat, gerecht sein gegen Meinungen, wo die Gesinnung lauter und wahr, das Streben redlich sich erweist. Redliche Zweifler werden hier über manche angefochtene Glaubensartikel befriedigende Aufschlüsse, und was die streitenden Kirchen entzweit ins Licht gestellt finden, nicht aus dem Standpunkte einer Partei oder Sekte, sondern aus den unverfälschten Zeugnissen des biblischen Christenthums und dem geläuterten Bekenntniß der evangelischen Kirche. Zur heitern Unterhaltung gesellt sich mannichfache Belehrung und so steht zu hoffen, daß die verschiedenartigsten Leser sich befriedigt fühlen werden.

Neue forst- und landwirthschaftliche Schriften
aus dem Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Forststatistik
der deutschen Bundesstaaten.
Ein Ergebniß forstlicher Reisen
von **Karl Friedrich Baur.**
Zwei Theile. Gr. 8. 3 Thlr.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.
Herausgegeben unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe von **C. v. Pfaffenrath** und **W. Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.**

4. Der Jahrgang 20 Ngr.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** rc. gegen eine Vergütung von 3/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Naturgeschichte
für Landwirthe, Gärtner und Techniker.
Herausgegeben von **William Löbe.**
Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln.
Gr. 8. 2 Thlr.
(Ist auch in 5 Heften à 12 Ngr. zu beziehen.)

Schmalz (Friedrich),
Erfahrungen im Gebiete der Landwirthschaft gesammelt. Siebenter Theil. Gr. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Der 1. bis 6. Theil der „Erfahrungen“ (1814—24) kosten im herabgesetzten Preise anstatt 6 Thlr. 18 Ngr. nur 3 Thlr., das ganze Werk daher 4 Thlr. 21 Ngr.

Als ein besonderer Abdruck aus dem 7. Theile ist erschienen:
Anleitung zur Kenntniß und Anwendung eines neuen Ackerbausystems. Auf Theorie und Erfahrung begründet. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Außerdem erschien noch bei mir von dem Verfasser:
Versuch einer Anleitung zum Bonitiren und Classificiren des Bodens. 8. 1824. 15 Ngr.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Perlen.
Eine Sammlung geistreicher Gedanken
aus den classischen Schriften
der
Engländer, Franzosen, Spanier, Italiener und Deutschen.
Von
K. W. S.
Brosch. 1/3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1843.
Heinr. Weinedel.

Allen Freunden der Wasserheilkunde und Allen, welche sich mit dieser Cur bekannt machen wollen, kann folgende Schrift mit Recht empfohlen werden:

Prießnitz und Gräfenberg.
Aus meinem Tagebuche zur Unterhaltung und Belehrung aller Derer, welche auf dem Gräfenberg gewesen sind, oder Solcher, die sich einer Wassercur dort oder anderswo unterwerfen wollen.
Nebst einem Anhange, der die Behandlung einiger Krankheiten und mehrer der jüngst dort vorgekommenen Krankheitsfälle enthält.
Von
Theodor von Kobbe.
8. Velinpapier. Geh. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr. (1 Thlr. 6 gGr.)
Das Buch ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Oldenburg, im Juni 1843.
Schulze'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Erdmann (Franz v.), Vollständige Übersicht der ältesten türkischen, tatarischen und mogholischen Völkerstämme. Nach Radschid-Ud-Din's Vorgange bearbeitet. 8. Kasan 1841. 1 1/2 Thlr.

——————, Kritische Beurtheilung der von Hrn. Quatremère herausgegebenen: Histoire des mongols de la Perse. 8. Kasan 1841. 1/2 Thlr.

——————, Herodot entnahm seine Erzählungen der alten persischen Geschichte aus persischen Geschichtschreibern. In russischer Sprache. 8. Kasan 1840. 1/2 Thlr.

——————, über einige Münzen Tamerlan's. 8. Kasan 1837. 1/2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1843.
Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Das Buch von unserm Könige
oder
Leben, Reisen, Reden, Trinksprüche, Charakterzüge, Anekdoten und Witzworte des Königs
Friedrich Wilhelm IV.
erscheint jetzt in **neuer Auflage** in drei Lieferungen, jede 5 Ngr. (4 gGr.) Zu erhalten in allen Buchhandlungen. Verlag von **C. Schmaltz** in Leipzig.

So beliebt überall die Anekdoten vom **alten Fritz** sind: nicht minder gern liest man die von seinem Nachfolger.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte
vom
Fürsten zu Lynar.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Früher erschienen von dem Verfasser ebendaselbst:

Der Ritter von Rhodus. Trauerspiel in vier Acten. Gr. 8. Geh. 20 Ngr.

Die Mediceer. Drama in fünf Acten. Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Prospectus

eines neuen, der Jugend gewidmeten Unternehmens,

unter dem Titel:

Der neue Kinderfreund.

Mit 10 Zeichnungen von Th. Hosemann und vielen Vignetten.

In 10 Lieferungen. Gr. 8. Velinpapier. In verziertem Umschlage.

Subscriptionspreis à Lief. ¼ Thlr.

Die unterzeichnete Buchhandlung hat sich mit dem als Jugendschriftsteller bekannten Herrn Dr. H. Kletke zur Herausgabe eines neuen Kinderfreundes vereinigt, der ebensowol in der Vorzüglichkeit und Neuheit des Inhalts wie in eleganter und geschmackvoller Ausstattung den Anfoderungen unserer Zeit entsprechen soll.

Der neue Kinderfreund unterscheidet sich wesentlich von allen frühern dadurch, daß er nicht wie jene für den Zweck der Schule bestimmt ist, sondern außerhalb derselben in dem Kreise der Familie als ein echter Kinderfreund unterhalten und belehren, das Gemüth erwecken, den Verstand üben, Kenntnisse fördern, christliche Gesinnungen vorbereiten, somit in nachhaltigster Weise den Unterricht der Schule unterstützen und für ihn das jugendliche Gefühls- und Erkenntnißvermögen nach allen Seiten hin anregen und beleben soll.

Der umfassende Plan dieses Kinderfreundes macht ihn für das ganze Alter von 7–14 Jahren, ebenso für Mädchen wie für Knaben, geeignet; doch wird ihm die Trefflichkeit seines Inhalts, für welchen eine Menge der ausgezeichnetsten Dichter und Prosaisten benutzt worden sind, auch über jenes Alter hinaus seinen eigenthümlichen Werth bewahren.

Die Publication geschieht in 10 Lieferungen, von denen jede (3 Bogen Text mit eingedruckten Holzschnitten und einer Zeichnung von Th. Hosemann) in elegantem Umschlage nur ¼ Thlr. kosten wird. Bis gegen Ende des Jahres sollen die Abnehmer im Besitz des Ganzen sein. Die beiden ersten Lieferungen werden in allen guten Buchhandlungen zur Probe ausliegen und am besten geeignet sein, sich über das Werk die gewünschte Kenntniß zu verschaffen. Mit der 3ten Lieferung wird zugleich die 10te berechnet. Nach Erscheinen der 10ten Lieferung tritt anstatt des Subscriptionspreises von 2½ Thlr. für das complete Werk, der Ladenpreis mit 3⅓ Thlr. ein. Cartonnirte Exemplare werden um ein Geringes höher berechnet. In allen Buchhandlungen werden Bestellungen darauf angenommen. Subscribentensammler erhalten auf 12 complet bestellte Exemplare 1 Freiexemplar.

Mit dem Bewußtsein, nichts verabsäumt zu haben, in diesem Buche der heranwachsenden deutschen Jugend einen echten Schatz zu überliefern, wird es mich freuen, wenn es für sie die segenreichste Frucht trägt. Und somit empfehle ich den Kinderfreund allen Ältern, allen Leitern der Jugend.

Berlin, den 15. Juni 1843. **Alexander Duncker**, königl. Hofbuchhändler.

Vollständig ist jetzt bei mir erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das Thierreich

geordnet nach seiner Organisation.

Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie.

Vom

Baron von Cuvier.

Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von

F. S. Voigt,

Geheimer Hofrath und Professor.

Sechs Bände. Gr. 8. 1831–43. 18 Thlr.

Der erste Band dieses ausgezeichneten Werkes enthält Säugethiere und Vögel (1831, 4 Thlr.); der zweite Reptilien und Fische (1832, 2 Thlr. 10 Ngr.); der dritte Mollusken (1834, 2 Thlr. 20 Ngr.); der vierte Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten (1836, 2 Thlr. 10 Ngr.); der fünfte die eigentlichen Insekten (1839, 3 Thlr. 10 Ngr.) und der sechste Band die Zoophyten nebst einem vollständigen Register der citirten Schriftsteller (1843, 3 Thlr. 10 Ngr.).

Leipzig, im Juni 1843.

F. A. Brockhaus.

Bei **Th. Chr. Fr. Enslin** in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dainos, oder litthauische Volkslieder;

gesammelt, übersetzt und mit gegenüberstehendem Urtext herausgegeben von **L. J. Rhesa**; nebst einer Abhandlung über die litthauischen Volksgedichte und musikalischen Beilagen. Neue Auflage, durchgesehen, berichtigt und verbessert von **Fr. Kurschat.** Sauber broschirt 1 Thlr. 15 Sgr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Das

preußische Familienrecht

nach dem Allgemeinen Landrechte

mit

Rücksicht auf das gemeine und deutsche Recht

dogmatisch-kritisch dargestellt.

Von

L. E. W. Schmidt,

Justiz-Commissarius und Notarius.

Gr. 8. 3 Thlr.

Früher erschien bei mir:

Witte (K.), Das preußische Intestat-Erbrecht, aus dem gemeinen deutschen Rechte entwickelt. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 15 Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel
von
Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1843. № I. Januar bis März.

Écho de la littérature française. Troisième année 1843. 52 Nrn. Gr. 8. Leipzig. 5⅓ Thlr.

Erscheint jeden Freitag in Nummern von 1—2 Bogen und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik.

L'Angleterre, l'Irlande et l'Écosse. Souvenirs d'un voyageur solitaire, ou Méditations sur le caractère national des Anglais, leurs moeurs, leurs institutions, leurs établissements publics, l'association britannique, ainsi que d'autres sociétés savantes et les inventions nouvelles en fait de sciences et d'arts. 2 vols. In-8. Paris et Leipzig. 5⅓ Thlr.

Annuaire de la pairie et de la noblesse de France et des maisons souveraines de l'Europe, publié sous la direction de M. **Borel d'Hauterive.** Année 1843. In-12. Paris. 2 Thlr.

Busset (F.-C.), De l'enseignement de mathématiques dans les colléges, considéré sous le double point de vue des prescriptions réglementaires de l'université, et des principes fondamentaux de la science. In-8. Paris. 2¼ Thlr.

Discours prononcés dans les chambres législatives par M. le baron **Pasquier,** chancelier de France. 1814—36. 4 vols. In-8. Paris. 11 Thlr.

Edélestand du Méril, Poésies populaires latines antérieures au douzième siècle. In-8. Paris. 2⅔ Thlr.

Foelix, Traité du droit international privé, ou du Conflit des lois de différentes nations en matière de droit privé. In-8. Paris. 3 Thlr.

Les français peints par eux-mêmes. T. V, 11—16, VI, 1—4. Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ⅙ Thlr., colorirt 5/12 Thlr.

Grandville (J. J.), Un autre monde. Transformations, visions, incarnations, ascentions, excursions, etc. Livr. 1. Gr. in-4. Paris. ⅕ Thlr.

Poussin (Guillaume Tell), De la Puissance américaine. Origine, institutions, esprit, politique, ressources militaires, agricoles, commerciales et industrielles des États-Unis. 2 vol. In-8. Paris. 5 Thlr.

Prévost (J. J.), L'Irlande au dix-neuvième siècle, illustrée par 120 gravures sur acier. Livr. 1. In-4. Paris. 7/15 Thlr.

Boccaccio (Giovanni), Il decameron. Lex.-8. Vol. I. A 2 col. Firenze. 3⅓ Thlr.

Borghi (Giuseppe), Sulle storie italiane dall' anno primo dell'era christiana al 1840. Vol. I. Gr. in-8. Firenze. 2⅚ Thlr.

Relazioni degli ambasciatori veneti al senato. Raccolte, annotate ed edite da **Eugenio Albèri.** Serie I, vol. 2. Serie II, vol. 2. 2 vol. In-8. Firenze. à 2½ Thlr.

Tesoro della prosa italiana dai primi tempi della lingua fino ai dì nostri, novamente ordinato da **Eugenio Albèri.** Edizione seconda. Lex.-8. A 2 col. Firenze. 8⅓ Thlr.

Slawianin. Poszyt trzeci 1842. In-16. Paryż. ⅔ Thlr.

Gorecki (Antoni), Kłosek polski. Czyli nowy tomik poezyi, z dodatkiem uwag przez tegoż nad doktryną dziś. Papieża względem Polski. In-12. Paryż. 2 Thlr.

Kalendarzyk emigranta na rok 1843. In-16. Bruxella. 5/12 Thlr.

Obraz Polaków i Polski w XVIII wieku, czyli zbiór pamiętników, dyaryuszów, i. t. d., wydany z rękopismów przez **Edwarda Raczynskiego.** T. 16. In-12. Poznań. ½ Thlr.

Nakwaska (Karolina), Dwór wiejski. Dzieło poświęcone gospodyniom polskim, przydatne i osobom w mieście mieszkającym, przerobione z francuzkiego Pani **Aglaë Adanson.** Z wielu dodatkami i zupełném zastosowaniem do naszych obyczajów i potrzeb. 3 tomy. In-8. Poznań. 4 Thlr.

Orędownik naukowy. Pismo czasowe. Rok 4. 1843. 52 No. In-4. Pränumerationspreis jährlich 3 Thlr.

BIBLIOTHÈQUE CHARPENTIER.
In-12. Jeder Band 1⅙ Thlr.
Neu erschien hiervon:

Miss Burney, Evelina. 1 vol. — **Burns,** Poésies complètes. 1 vol. — **Euler,** Lettres à une princesse d'Allemagne sur divers sujets de physique et de philosophie. 1 vol. — **Fénélon,** Oeuvres philosophiques. 1 vol. — **Hoffmann,** Contes fantastiques. 1 vol. — **de Sévigné,** Lettres. 2 vol. — **de Staël,** Considérations sur les principaux événements de la révolution française. 1 vol.

Bei **Alexander Duncker,** königl. Hofbuchhändler in Berlin, erscheint soeben:

Emanuel Geibel
Gedichte.
Zweite vermehrte Auflage.
8. Geh. 1½ Thlr.

Volkslieder und Romanzen der Spanier.
Im Versmaße des Originals verdeutscht
durch
Emanuel Geibel.
8. Geh. 1⅓ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Franz Passow's
Vermischte Schriften.
Herausgegeben
von
W. A. Passow.

Mit zwei lithographirten Tafeln.
Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Diese Sammlung der kleinen deutschen Schriften eines der ausgezeichnetsten deutschen Philologen wird nicht nur den persönlichen Freunden Passow's, sondern auch allen Denen, welche aus Beruf oder Neigung der Gestaltung der Alterthumswissenschaft in diesem Jahrhundert mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, eine willkommene Gabe sein.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre 1843.

№ II. April, Mai und Juni.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XIII und XIV des Literarischen Anzeigers.)

35. **Monaldi.** Eine Erzählung. Aus dem Englischen des amerikanischen Malers **Washington Allston** übersetzt von **Kahldorf.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

36. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Vierten Bandes zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis dritte Band, jeder in 4 Heften (1837—42), kosten 8 Thlr.

37. **Die Mährchensammlung des *Somadeva Bhatta* aus Kaschmir.** Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von **Hm. Brockhaus.** Zwei Theile. — A. u. d. T.: **Sammlung orientalischer Mährchen, Erzählungen und Fabeln.** Herausgegeben von **Hm. Brockhaus.** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

38. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Zwanzigster bis achtundzwanzigster Band. Gr. 12. Geh. 7 Thlr. 24 Ngr.

Die bis jetzt erschienenen Bände dieser Sammlung enthalten:

I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Dritte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von **Wittich.** 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Dritte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt und erklärt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. **Celestina.** Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Die Mährchensammlung des Somadeva Bhatta** aus Kaschmir, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr.

39. **Boccaccio (Giovanni), Das Dekameron.** Aus dem Italienischen übersetzt von **K. Witte.** Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

40. **Carlopago, Gedichte.** Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

41. **Celestina.** Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von **Ed. von Bülow.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

42. **Dante Alighieri, Die göttliche Komödie.** Aus dem Italienischen übersetzt von **K. L. Kannegießer.** Vierte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, geometrischen Planen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Kupferbeilagen hierzu besonders 16 Ngr.

Früher erschien bereits in meinem Verlage:

Dante Alighieri, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von **K. Förster.** Gr. 12. 1841. Geh. 20 Ngr.

———, **Lyrische Gedichte.** Übersetzt und erklärt von **K. L. Kannegießer** und **K. Witte.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

43. **Eisenhart (Hugo), Philosophie des Staats** oder Allgemeine Socialtheorie. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

44. **Forster's (G.) sämmtliche Schriften.** Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von **G. G. Gervinus.** In neun Bänden. Erste Lieferung: Band 1, 6, 7. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Die übrigen Bände dieser ersten vollständigen Ausgabe der Werke eines unserer besten Schriftsteller werden in kurzen Zwischenräumen folgen. Auf die dem siebenten Bande beigedruckte Charakteristik Forster's von **Gervinus** erlaube ich mir ganz besonders aufmerksam zu machen.

45. **Handbuch der Kinderkrankheiten.** Nach Mittheilungen bewährter Ärzte herausgegeben von Dr. ***A. Schnitzer*** und Dr. ***B. Wolff.*** In zwei Bänden. Zweiter Band. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Der erste Band kostet 2 Thlr. 12 Ngr.

46. ***Herbart's (J. F.)* kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen,** nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von ***Gst. Hartenstein.*** Dritter Band. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Der erste Band, welcher zugleich eine ausführliche Einleitung des Herausgebers über H.'s Leben und Schriften enthält, kostet 3 Thlr., der zweite 3 Thlr. 15 Ngr.

47. **Kaltschmidt (Jak. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. In zehn Heften. Fünftes und sechstes Heft. (Insuspect—Präfection.) Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

48. **Kannegießer (K. L.), Iphigenia in Delphi.** Schauspiel in drei Acten, mit einem Vorspiele: Iphigenia's Heimfahrt, und einem Nachspiele: Iphigenia's Tod. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

49. **Löbe (William), Die altenburgische Landwirthschaft** in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Früher erschien von dem Verfasser bei mir:

Naturgeschichte für Landwirthe, Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1842. 2 Thlr.

50. **Mendelssohn's (Moses) gesammelte Schriften.** Nach den Originaldrucken und Handschriften herausgegeben von **G. B. Mendelssohn.** In sieben Bänden. Erste Lieferung, oder erster bis dritter Band. Mit Mendelssohn's Bildniß. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Der vierte bis siebente Band dieser ersten vollständigen Ausgabe der Werke Mendelssohn's, welche außer den größern Schriften auch

zu einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze sowie mehre noch ungedruckte Manuscripte enthält, werden ebenfalls binnen kurzem ausgegeben. Der erste Band enthält zugleich eine Biographie Mendelssohn's von dessen Sohne, Joseph Mendelssohn, und eine Einleitung zu seinen philosophischen Schriften vom Geh. Cabinetsrath Brandis.

51. ***Most (G. F.)*, Encyklopädie der gesammten Volksmedicin,** oder Lexikon der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im in- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt. In fünf Heften. Erstes Heft. (*Aalsuppe — Brennnessel.*) Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschienen unter Anderm bereits in meinem Verlage:

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweite, stark vermehrte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—40. 11 Thlr. 20 Ngr.

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

52. **Ott (Kr.), Geschichte der letzten Kämpfe Napoleon's.** Revolution und Restauration. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

53. **Piratenleben.** Seescenen und Charakterskizzen. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

54. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring** (W. Alexis). Dritter Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Struensee. — Lesurques. — Der Schwarzmüller. — Der Marquis von Anglade. — Jacques Lebrun. — Der Mord des Lord William Russell. — Nickel List und seine Gesellen. — Berthelemy Roberts und seine Flibustier.

Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite 2 Thlr. Der vierte Theil dieser interessanten Sammlung wird noch im Laufe d. J. erscheinen.

55. **Allgemeine Predigtsammlung** aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Herausgegeben von **Edwin Bauer.** Zweiter Band. — A. u. d. T.: **Epistelpredigten** auf alle Sonn- und Festtage des Jahres aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Gr. 8. 2 Thlr.

Der erste Band, **Evangelienpredigten**, erschien 1841 (2 Thlr.); ein dritter Band, welcher **Predigten über freie Texte** enthält, wird später erscheinen.

56. ***Puchelt (F. A. Bj.)*, Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen.** Zweite, ganz umgearbeite Auflage. In drei Theilen. Erster Theil. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Ngr.

57. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Original-Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Neuntes bis sechszehntes Heft, oder zweiter Band. (Balde—Buchhandel.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpapier; in der Ausgabe auf Schreibpapier kostet der **Band** 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten, wo auch fortwährend Subscription angenommen wird.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankündigungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird mit 10 Ngr. berechnet.

58. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Erster bis zwölfter Band. In vier Lieferungen. Zweite Lieferung, oder vierter bis sechster Band. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Diese zwölf Bände werden in vier Lieferungen (jede zu 3 Bänden) ausgegeben, die jedoch nicht getrennt werden. Die erste Lieferung (Band 1—3) enthält die ersten drei Theile des in dritter Auflage erscheinenden historischen Romans „1812"; die zweite Lieferung den Schluß von „1812", „**Sagen und romantische Erzählungen**" und „**Kunstnovellen**"; die dritte und vierte Lieferung, die in kurzen Zwischenräumen folgen, werden eine Auswahl von Novellen, Gedichte, dramatische Arbeiten, kritische und vermischte Schriften enthalten.

Eine ausführliche Ankündigung ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

59. **Über das Verhältniß des Staats zur Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft.** Zur Beleuchtung einer Hansemann'schen Denkschrift über diesen Gegenstand. Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

60. **Ulfilas.** Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt ***H. C. de Gabelentz*** et ***J. Loebe.*** Zweiten Bandes erste Abtheilung, den Schluss des Textes und das Glossar enthaltend. Gr. 4. Geh. Druckpapier 4 Thlr. 15 Ngr.; Velinpapier 5 Thlr. 8 Ngr.

Der erste Band ist mit dem Verlagsrecht aus der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg in meinen Verlag übergegangen, und kostet auf Druckpapier 5 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 6 Thlr. 22 Ngr. Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes, welche eine Grammatik der gothischen Sprache enthalten wird, erscheint im nächsten Jahre.

61. **Traditiones corbeienses.** Herausgegeben von ***P. Wigand.*** Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Früher erschien von dem Herausgeber bei mir:
Die corveyschen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon corbeiense. Gr. 8. 1841. Geh. 1 Thlr.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Der Flurzwang in seinen Folgen und Wirkungen

und

die Mittel zu dessen Beseitigung

von

Dr. Karl Christian Knaus,
Prof. an der staatswirthschaftlichen Facultät zu Tübingen ꝛc.

Mit sieben Karten.

8. Velinpapier. Brosch. Preis 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl.

Der Herr Verfasser, der sich mit rastloser Thätigkeit der Erörterung der Bodenbesitzverhältnisse widmet, hat einen Gegenstand zur Abhandlung gebracht, der für alle Länder und Gegenden, in welchen zerstückelter Grundbesitz sich befindet, von der höchsten Wichtigkeit und dessen Beachtung eine der Grundbedingungen eines zeitgemäßen Fortschrittes des Landwirthschaftsbetriebes ist. Der Vortrag ist durch sieben Karten versinnlicht, welche, lauter bestehenden Verhältnissen entnommen, auf den ersten Blick die Vortheile des vom Verfasser gründlich empfohlenen Verfahrens zur Beseitigung des lästigen Flurzwangs erkennen lassen.

Es wird daher Niemand, der sich für die Verbesserung landwirthschaftlicher Zustände interessirt, diese Schrift unbefriedigt aus den Händen geben.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juni 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **H. Hartung** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters.

Ihren Sängern nacherzählt

von

Ferd. Bäßler.

I. Die Frithjofs-Sage. 7½ Ngr.

Im Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ludwig Uhland.

Neueste Auflage

in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.

Preis 2 Thlr. 22½ Ngr. (2 Thlr. 18 gGr.), oder 4 Fl. 30 Kr.

Diese ausgezeichnet hübsche Ausgabe reiht sich an die in gleichem Format und in gleicher Ausstattung bereits erschienenen Editionen von Goethe's, Schiller's, Lenau's, Freiligrath's Gedichten ꝛc.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juli 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Adam Mickiewicz,

Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände.

Gehalten im

Collège de France in den Jahren 1840—42.

Deutsche, mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe.

Gr. 12. Geh.

1sten Theils 1ste und 2ten Theils 1ste Abtheilung.

Preis jeder Abtheilung 1 Thlr. 5 Ngr.

Das ganze Werk wird in vier Abtheilungen erscheinen und binnen kurzer Zeit im Druck beendigt sein. Wir glauben uns aller Empfehlungen desselben enthalten zu können, da der Name des berühmten Verfassers für den gediegenen Inhalt bürgt und slawische Literatur und Zustände jetzt das allgemeine Interesse in so hohem Grade in Anspruch nehmen.

Leipzig, im Juli 1843.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei **G. D. Bädeker** in Essen ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die allgemeinen Interessen des französischen Protestantismus

von

Graf Agenor von Gasparin,
Requetenmeister und Mitglied der Deputirtenkammer.

Aus dem Französischen

von

Dr. Martin Runkel.

Erste Abtheilung.

Auf feinem Maschinenpapier. Gr. 8. Geh. 20 Sgr.

Die ernsten und darum erfolgreichen Bemühungen des Grafen **Gasparin** für die evangelische Kirche sind jedem evangelischen Christen bekannt. Seine in der französischen Deputirtenkammer vielfach ausgesprochenen und verfochtenen Principien, Ansichten und Wünsche hat der edle Verfasser in dieser Schrift zusammengefaßt. Es sind die der evangelischen Kirche im Allgemeinen, und so wenig diese selbst auf ein Land oder Volk beschränkt sein kann, so wenig sind es ihre Interessen. Die Interessen des französischen Protestantismus sind die des deutschen, sind die aller Protestanten! — Alle werden in dieser Schrift mit großer Sachkenntniß und tiefer Einsicht, mit christlicher Liebe gegen Andersdenkende, und ernster Ermahnung dargelegt und vertreten.

Die zweite Hälfte wird in einigen Wochen ausgegeben.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:

Das 4te Heft der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1843.

Inhalt dieses Heftes:

I. Über Waffenübungen und Manoeuvre in Friedenszeiten. — II. Der Feldzug 1702 am Oberrhein. (Schluß des ersten Abschnittes.) — III. Das Gefecht bei Naumburg und Rössen in Sachsen am 10. October 1813. — IV. Biographie des Grafen Joh. Nep. von Nostitz-Rhieneck, k. k. Feldmarschall-Lieutenants. (Schluß.) — V. Literatur. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Miscellen und Notizen; Nr. 27—31.

Preis des Jahrgangs 1843 in 12 Heften 8 Thlr.

Bei **Alexander Duncker**, königl. Hofbuchhändler in Berlin, erschien soeben:

[illegible]

EXERCICES DE MÉMOIRE.

Première Partie,

mise à la portée des enfants.

8. Brosch. ½ Thlr.

Feine Ausgabe elegant broschirt ⅚ Thlr.

Die billigere Ausgabe ist zur Einführung in französische Unterrichtsanstalten, Mädchenschulen, Pensionate etc. bestimmt. Die feinere eignet sich durch ihre elegante Ausstattung vornehmlich zu Geschenken.

Soeben erscheint bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig:

Trendelenburg (Adf.), Die logische Frage in Hegel's System. Zwei Streitschriften. Gr. 8. Geh. 10 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Ulfilas.

Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt

H. C. de Gabelentz et Dr. *J. Loebe*.

Vol. II. Pars prior.

(Den Schluß des Textes und das Glossar enthaltend.)

Gr. 4. Geh. Druckp. 4 Thlr. 15 Ngr.; Velinp. 5 Thlr. 8 Ngr.

Der erste Band ist aus dem Verlage der **Schumphase'**schen Buchhandlung in Altenburg in den meinigen übergegangen und kostet auf Druckpapier 5 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 6 Thlr. 22 Ngr. Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes (eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend) wird im Laufe des künftigen Jahres erscheinen.

Leipzig, im Juli 1843.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen versandt worden:

Die Wild-Baumzucht

oder Anzucht, Cultur und Benutzung der in- und ausländischen Holzpflanzen des freien Landes

von

A. F. Lenz,

kurfürstl. hess. Hofgärtner und Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften.

8. Velinpapier. Preis 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 gGr.), oder 3 Fl.

Inhalt:

I. Die Pflanze in pflanzenphysiologischer Hinsicht. — 2. Der Boden und Ernährung der Pflanzen, ihre Entwickelung und Wechselwirkung. — 1) Das Keimen der Samen. — 2) Das Ernähren der Pflanzen. — **3. Die von der Natur zur Hervorbringung, Ausbildung und Erhaltung der Pflanzen vorhandenen Mittel und ihre Anwendung.** — Das Klima. — Der Boden. — **4. Über Untersuchung der Acker- und Gartenerden.** — 1. Das specifische Gewicht. — 2. Das Anfühlen, die Farbe und der Geruch einer Erde. — 3. Die wasserfassende und wasserhaltende Kraft der Erde. — Reagentien. — **I. Die Baumschule.** — A. Wildbaumzucht. 1. Das Ausdauern im Freien. — 2. Die Schutzmittel gegen Kälte. — 3. Der Einfluß des Lichts. — 4. Die Bodensubstanz. — 5. Die Bodenfeuchtigkeit. — 6. Die äußere Gestalt der Gehölze. — aa. Cultur der Gehölze. — 1. Vermehrung aus Samen. — 2. Das Säen. — I. Herbstsaat. — II. Frühlingssaat. — III. Sommersaat. — IV. Allgemeine Regeln, die allen Gehölzarten gemein sind. — 3. Die Samenpflanzen und ihre Behandlung. — B. Die Vermehrung durch Absenker oder Ableger. — C. Die Vermehrung durch Anhänger. — D. Die Vermehrung auf natürliche Weise. — E. Die Vermehrung aus Stecklingen. — bb. Cultur junger Pflänzlinge. — Die Veredelung. — A. Das Ablactiren oder Absäugeln. — B. Das Copuliren. — C. Das Pfropfen. — D. Das Oculiren. — Allgemeine Bemerkungen über die Veredelungsarten. — I. Die Bearbeitung des Bodens. — II. Allgemeine Regeln bei Bearbeitung des Bodens. — III. Der Schnitt oder das Ausputzen an den Pflanzen. — IV. Das Verpflanzen. — **II. Verzeichniß aller in- und ausländischen Holzpflanzen des freien Landes.** — Nachtrag. — 1. Forst-Nutzhölzer. — 2. Forst-Futterhölzer. — 3. Heckenhölzer. — 4. Alleebäume. — 5. Die Härte der Gehölze gegen äußere klimatische Einflüsse. — 6. Die Höhe der Gehölze. — 7. Die Art des Wachsthums der Gehölze. — 8. Pflanzen, die auf trockenem Sande wachsen. — 9. Auf trockenem, frischem, oder auch feuchtem Torf wachsend. — 10. Pflanzen, die auf Thon fortkommen. — 11. Pflanzen, die auf trockenem aber nahrhaftem, fruchtbarem Boden gedeihen. — 12. Pflanzen, die einen mäßig feuchten oder immer frischen Boden lieben. — 13. Pflanzen, die feuchten aber nicht ganz sumpfigen Boden lieben. — 14. Wirkliche Sumpfgehölze. — 15. Gehölze für Nachpflanzungen. — 16. Pflanzen, die als Unterholz dienen können und Schatten lieben. — 17. Ranker und Kletterer unter den Gehölzen. — 18. Immergrüne Gehölze.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juni 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **G. Reimer** in Berlin ist eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Shakspeare's dramatische Werke

übersetzt

von

A. W. v. Schlegel und **L. Tieck.**

Neue Ausgabe in zwölf Bänden.

Erster Band.

Subscriptionspreis für jeden Band 10 Sgr. = ⅓ Thlr.
Auf feinem Velinpapier 15 Sgr. = ½ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Philosophie des Staats

oder

Allgemeine Socialtheorie.

Von

Dr. Hugo Eisenhart.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Leipzig, im Juli 1843.

F. A. Brockhaus.

NEUHÄUSER

STEINKOHLEN-VEREIN.

VEREINS-CAPITAL:

240,000 Thaler Preuss. Court., oder 420,000 Gulden Rhein.
In 1200 Actien zu 200 Thaler Preuss. Court., oder 350 Gulden Rhein.

ABWURF:

Fünf Procent feste Verzinsung **und** eine zu **sechs Procent** veranschlagte Jahresdividende.

Abbauzeit: Hundertundsechszig Jahre.

Der **Neuhäuser Steinkohlen-Verein** (gegründet nach der statutarischen Bekanntmachung vom 15. Juni) hat den **gemeinschaftlichen Abbau** des grossen und reichen **Steinkohlen-Districts MINNA**, im herzoglich Sachsen-Meiningenschen Bergreviere **Neuhaus**, mit einem geschätzten Kohlenvorrath von **achtzig Millionen Centnern**, zum Zweck.

Die **Actien** lauten auf den Inhaber *(au porteur)*. Sie sind über den Betrag von **200 Thalern Preuss. Courant**, oder **350 Gulden im 24 Guldenfuss** ausgestellt und mit **Coupons** für Zins und Dividende auf **vierzig** Jahre versehen. Die Coupons werden, zur Bequemlichkeit auswärtiger Actionnairs, in **Augsburg, Frankfurt** und **Berlin** bei den nachgenannten Firmen **zahlbar** gemacht.

Der noch **disponible** Theil der Actien ist bei den Wechselhäusern

B. Metzler sel. Sohn & Co. in **Frankfurt a. M.,**
Joh. Lorenz Schäzler in **Augsburg** und
Anhalt & Wagener in **Berlin**

deponirt, von denen sie, ohne weitere Unkosten, **gegen** frankirte Baarsendung des Betrags von 200 Thalern Preuss. Courant, oder 350 Gulden im 24 Guldenfuss für jede Actie, oder gegen Remessen in Staatspapieren, welche dem Einsender zum Tagescours berechnet werden, **vor** dem 1. September d. J. zu erhalten sind.

Nach dem 1. September hört die Abgabe der Actien *al pari* auf.

Hildburghausen, am 15. Juli 1843.

Der Neuhäuser Steinkohlen-Verein:
J. Meyer,
Director und Miteigenthümer der Vereinswerke.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Asverus (Gst.),
Die Denunciation der Römer und ihr geschichtlicher Zusammenhang mit dem ersten processeinleitenden Decrete.
Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Woeniger (A. Thdr.),
Das Sacralsystem und das Provocationsverfahren der Römer. Zwei Beiträge zur Kunde des römischen Staats- und Rechtslebens.
Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Leipzig, im Juli 1843.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage des Unterzeichneten erschien soeben:

Giesebrecht,
Wendische Geschichten
aus den Jahren 780—1182.
Dritter Band. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 gGr.)

Die beiden ersten Bände der Wendischen Geschichten fanden sogleich nach ihrem Erscheinen ehrende Anerkennung (Preuß. Staatszeitung, 1843, Nr. 12; Liter. Zeitung, 1842, Nr. 49, und 1843, Nr. 28); die Wichtigkeit des ganzen Werks läßt sich erst jetzt, da es beendigt vorliegt, völlig übersehen. Es ist eine Specialgeschichte, aber ebenso sehr auch die Darstellung einer bedeutenden Periode des noch jetzt fortdauernden Anziehens und Abstoßens **deutscher** und **slawischer** Nationalität, und gewährt zugleich vielfach neue Aufschlüsse über wesentliche Punkte der allgemeinen Geschichte des Nordens, zu beiden Seiten der Ostsee. Geschichtsforscher und Freunde heimischer Geschichte in **Polen, Dänemark, Schweden, Norwegen** und **Rußland** dürfen daher auf das Buch ebenso wohl aufmerksam gemacht werden als die **Deutschen.** Das vollständige Werk (drei Bände, gr. 8.) ist für 6 Thlr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berlin 1843.

R. Gärtner,
Amelang'sche Sortiments-Buchhandlung.

Freunde der Literatur

werden auf den **Verlags-Katalog von F. A. Brockhaus in Leipzig** aufmerksam gemacht, der soeben in einem neuen, bis zum Jahre 1842 fortgeführten, mit einer wissenschaftlichen Übersicht und einem Autorenregister versehenen Abdruck erscheint. Durch jede Buchhandlung sind Exemplare *gratis* zu erhalten, sowie auch ein **Verzeichniss schönwissenschaftlicher, historischer etc. und anderer werthvoller Schriften** aus demselben Verlage, welche zu bedeutend ermässigten ***(nur noch kurze Zeit geltenden)*** Preisen erlassen werden.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mozin's
französische und deutsche Gespräche

nebst einer Sammlung der unentbehrlichsten Wörter und sprüchwörtlichen Redensarten,
durchgesehen und in einem Auszuge herausgegeben von

Dr. L. Mayer,
Lehrer in Strasburg.

8. Velinpapier. Preis 7½ Ngr. (6 gGr.), oder 24 Kr.

Die in diesem hauptsächlich für die Elementarschulen beider Länder bestimmten Auszug von dem größern Mozin'schen Werke enthaltenen Gespräche umfassen die mannichfaltigsten Gegenstände, welche sich auf das gemeine Leben beziehen. Es ist denselben eine Sammlung der für die ersten Anfänger nöthigsten Wörter vorangeschickt, und sie können dazu dienen, mit dem Geiste und den besondern Wendungen beider Sprachen in einer Redegattung bekannt zu machen, die ihre eigenen Schwierigkeiten hat. Die veranstalteten sieben Auflagen des größern Werks, und der Beifall, welchen dasselbe bei so manchen Lehrern gefunden hat, verbürgen seinen Nutzen und lassen uns hoffen, daß auch gegenwärtiger Auszug seine Brauchbarkeit bewähren wird.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juni 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Gedichte
von
Carlopago.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im Juli 1843.

F. A. Brockhaus.

Wissenschaftliche Cranioscopie.

Erschienen ist, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Atlas
der
Cranioscopie
(Schädellehre)
oder
Abbildungen der Schädel- und Antlitzformen berühmter oder sonst merkwürdiger Personen.

Von
Dr. *Karl Gustav Carus*,
Hof- und Med.-Rath, Leibarzt S. M. des Königs von Sachsen, Ritter.

Heft I., enthaltend auf 10 lithographirten Tafeln die Abbildungen der Kopfformen Schiller's, Talleyrand's, eines Grönländers, eines Cretin's, Napoleon's, eines alten Skandinaviers, eines Kaffern und eines Bali, sowie zwei Tafeln übereinander gezeichneter Contoure dieser Köpfe.

Mit deutschem und französischem Text. Folio. Laden-Preis 6 Thlr. 10 Ngr. (6 Thlr. 8 gGr.)

Nachdem es durch die neuern Fortschritte im Gebiete der Physiologie möglich geworden ist, über die psychische Symbolik des menschlichen Schädelbaues genauere Nachweisungen zu geben, als es die hypothetischen Angaben von Gall, Spurzheim, Combe u. A. vermochten, musste auch das Bedürfniss nach durchaus genauen und allen Anfoderungen entsprechenden Abbildungen menschlicher Kopfformen immer fühlbarer werden. — Die hier gebotenen Tafeln sind aus der rühmlichst bekannten Anstalt des Herrn Franz Hanfstängl hervorgegangen und unter Leitung des Herrn Herausgebers nach der einzig richtigen Methode in natürlicher Grösse gefertigt, sodass sie jeden Kenner aufs vollkommenste befriedigen müssen.

Die zweite Lieferung dieses Atlas, dem wol keines der seitherigen Werke ähnlicher Art an die Seite zu stellen sein dürfte, wird unter Anderm die Kopfbildung von Kant, den Schädel einer merkwürdigen Königsmumie aus den Gräbern von Memphis, den Schädel eines alten Germanen und den eines weiblichen Cretin's in den genausten Abbildungen liefern.

Leipzig, im Juli 1843.

August Weichardt.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

Epiphanii
monachi et presbyteri
edita et inedita.
Cura
Alberti Dressel,
Philos. Dr.

8maj. Parisiis et Lipsiae. 1 Thlr.

Leipzig, im Juli 1843.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Im Verlage von **Joh. Ambr. Barth** in **Leipzig** erschien:

Dornau, J., Bergmann und Wildדieb. 8. Geh. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 gGr.)

Norwegen 1814. Historisch-romantisches Gemälde von **L. R.** 8. Geh. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 gGr.)

Stambke, M. von, Joseph Porzezwicky. Aus den Papieren eines Flüchtlings. 8. Geh. 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Kannegiesser (K. L.), Iphigenia in Delphi. Schauspiel in drei Acten, mit einem Vorspiele: Iphigenia's Heimfahrt, und einem Nachspiele: Iphigenia's Tod. Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Eben ist erschienen:

Herrmann, Dr. Ernst,

Beiträge
zur
Geschichte des russischen Reiches.

1) Über die Verbindung Nowgorods mit Wisby und der Deutschen mit den Russen. 2) Des Freiherrn Schoultz von Ascheraden Geschichte der Reduction in Livland. 3) Tagebuch des General-Feldmarschalls von Münnich. Mit Beilagen und Einleitung. Gr. 8. (17 Bogen.) Fein Velindruckpapier. 1843. Geh. 1⅓ Thlr.

Derschau, F.,

Finland
und die
Finländer.

Aus dem Russischen. 8. (VI und 132 S.) Geh. ½ Thlr.

Warmer Sinn, richtige Auffassung, Frische und Lebendigkeit des Ausdrucks charakterisiren den Verf. dieser interessanten Schilderungen jenes noch sehr unbekannten Landes und seiner Zustände.

Leipzig, Juli 1843.

Hinrichs'sche Buchhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Traditiones corbeiesnes.

Herausgegeben
von
Dr. Paul Wigand.

Gr. 8. Geh. 24 Ngr.

Früher erschien von dem Herausgeber ebendaselbst:

Die Corveyschen Geschichtsquellen. Ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon corbeiense. 1841. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Eine für Juristen und jeden gebildeten Geschichtsfreund gleich interessante, zeitgemässe Schrift ist soeben bei **A. Wienbrack** in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Beiträge zur Völkerrechts-Geschichte und Wissenschaft

von **Dr. *K. Th. Pütter*.** Gr. 8. Geh. 1⅙ Thlr.

Inhalt: Über Begriff und Wesen des praktischen europäischen Völkerrechts. — Grundzüge des alterthümlichen Völkerrechts. — Geschichte des mittelalterlichen Völkerrechts. — Das Durchsuchungsrecht in Seekriegen.

Bei **Orell, Füssli** und **Comp.** in Zürich ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Satire di Ludovico Ariosto.

Edizione critica riveduta
da
Gio. Gaspare Orelli.

Gr. 4. Preis 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl. Rhein.

Übersetzungs-Anzeige.

In unserm Verlage erscheint binnen kurzem eine deutsche Übersetzung von

The french revolution, a history. By *Thomas Carlyle*. In three volumes.

welches wir zur Vermeidung von Collisionsfällen hiermit anzeigen.

Leipzig, am 17. Juli 1843.

***Brockhaus & Avenarius*,**
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei
Alexander Duncker,
königl. Hofbuchhändler in Berlin,
erscheint soeben:

Karl von Holtei

Die beschuhte Katze.

Ein Märchen in 3 Acten mit Zwischenspielen.

8. Velinpapier. Eleg. geh. ½ Thlr.

Allgemeines
Lehrbuch der Geographie

für Militairschulen und Gymnasien, wie zum Selbstudium. Nebst einem Anhange, enthaltend die historisch merkwürdigen Örter Europas.

Bearbeitet von
L. W. Meinecke,
königl. preuß. Hauptmann in der dritten Artillerie-Brigade und Director der Brigadeschule.

Dritte Auflage, nach den neuesten Veränderungen, Bestimmungen und Entdeckungen umgearbeitet und vermehrt. 1836. XVI und 1062 Seiten. Gr. 8.

Preis 2¾ Thlr. (Auf 6 Exemplare 1 Freiexemplar.)

Ferdinand Rubach in Berlin.

Bei **J. J. Bohné** in Kassel ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen Deutschlands vorräthig:

Ludwig (Fr.), **Andachten über das Gebet des Herrn.** 8. Geh. 12½ Ngr., oder 44 Kr.

——, **Wartburgstimmen.** Dichtungen. 8. Geh. 17½ Ngr., oder 1 Fl. 1 Kr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die altenburgische Landwirthschaft
in ihrem gegenwärtigen Zustande.

Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung, dargestellt von

William Löbe.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Diese auf viele officielle Mittheilungen basirte Schrift dürfte ganz besonderes Interesse für Diejenigen haben, welche die Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe, die dies Jahr in Altenburg stattfindet, zu besuchen gedenken.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel von

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1843. № II. April bis Juni.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar bis März enthaltend, befindet sich in Nr. XV des Literarischen Anzeigers.)

Écho de la littérature française. Treizième année 1843. Nos. 13—24. Gr. 8. Leipzig. 5⅓ Thlr.
Erscheint jeden Freitag in Nummern von 1—2 Bogen und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten Journalistik.

Mickiewicz (Adam), Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Gehalten im Collége de France in den Jahren 1840—42. Deutsche mit einer Vorrede des Verfassers versehene Ausgabe. Ersten Theils erste Abtheilung und zweiten Theils erste Abtheilung. 12. Leipzig und Paris. Jede Abtheilung 1⅙ Thlr.
Wird in 2 Bänden oder 4 Abtheilungen erscheinen.

---

de Beaumont-Vassy, Histoire des états européens depuis le congrès de Vienne. Belgique-Hollande. In-8. Paris. 2⅔ Thlr.

Bibliothèque du médecin-praticien, ou Résumé général de tous les ouvrages de clinique médicale et chirurgicale, de toutes les monographies, etc., etc. Par une société de médecins sous la direction du Docteur **Fabre.** T. I. Maladies des femmes. 1re livr. In-8. Paris. 1⅙ Thlr.

Blanqui, Voyage en Bulgarie pendant l'année 1841. In-12. Paris. 1⅙ Thlr.

Boudin (Ch. M.), Essai de géographie médicale, ou Études sur les lois qui président à la distribution géographique des maladies, ainsi qu'à leurs rapports topographiques entre elles. Lois de coïncidence et d'antagonisme. In-8. Paris. 1⅙ Thlr.

Bresson (J.), Des fonds publics français et étrangers et des opérations de la bourse de Paris. 5me édit. In-12. Paris. 1⅙ Thlr.

Delatre (L.), Chants de l'exil. In-12. Paris. 1⅙ Thlr.

Le Droit canon et son application à l'église protestante. Manuel traduit de l'allemand par **Henri Jouffroy.** In-8. Leipzig et Paris. 1⅙ Thlr.

Erdmann (F. v.), Vollständige Übersicht der ältesten türkischen, tatarischen und mongolischen Völkerstämme. Nach **Raschid-Ud-Din's** Vorgange bearbeitet. 8. Kasan. 1841. 1⅓ Thlr.

——, Über einige Münzen Tamerlan's. 8. Kasan. 1837. ½ Thlr.

——, Kritische Beurtheilung der von Herrn **Quatremère** herausgegebenen Histoire des Mongols de la Perse. 8. Kasan. 1841. ½ Thlr.

Эрдманъ, Иродотъ заимствовалъ свое повѣствованіе о древней персидской исторiи изъ персидскихъ источниковъ. (**Erdmann,** Herodot entnahm seine Erzählung der alten persischen Geschichte aus persischen Geschichtschreibern.) 8. Kasan. 1840. ⅓ Thlr.

Les Français peints par eux-mêmes. T. VI, livr. 5—12. Gr. In-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ⅙ Thlr., colorirt 7/12 Thlr.

Gabet (G.), Traité élémentaire de la science de l'homme considéré sous tous les rapports; enrichi de figures. 3 vols. In-8. Paris. 6⅔ Thlr.

La Garde (Comte A. de), Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne. Tableaux des salons, scènes anecdotiques et portraits. 2 vols. In-12. Paris. 1⅓ Thlr.

Hegel (W. F.), Cour d'esthétique, traduit par **Ch. Bénard.** 2me partie. In-8. Paris. 2⅓ Thlr.

Humboldt (A. de), L'Asie centrale. Recherches sur les chaînes des montagnes et la climatologie comparée. 3 vols. In-8. Paris. 12 Thlr.

Kock (Paul de), L'amoureux transi. 4 vols. In-8. Paris. 10 Thlr.

Laboulaye (E.), Recherches sur la condition civile et politique des femmes depuis les Romains jusqu'à nos jours. In-8. Paris. 3⅓ Thlr.

Meneval, Napoléon et Marie-Louise. Souvenirs historiques. 2 vols. In-8. Paris. 5⅓ Thlr.

Phenix-Fuglen, et Angelsachsisk Krad, förstegang udgived med Indledning, Fordanskning og Efterklang af **N. F. S. Grundtvig.** Imp.-8. 1840. Kiöbenhavn. ⅔ Thlr.

रामायण Ramayana, poema indiano di Valmici. Testo sanscrito secondo i codici manoscritti della scuola Gaudana, per **Gaspare Gorresio.** Vol. I. Gr. 8. Parigi. 8⅔ Thlr.

Staedle (Ch.), Introduction à la théologie de l'histoire, ou du progrès dans ses rapports avec la liberté. In-12. Paris. 1⅙ Thlr.

Vries (A. de), Éclaircissements sur l'histoire de l'invention de l'imprimerie, contenant, etc. Traduit du hollandais par **J. J. F. Noordziek.** In-8. La Haye. 2⅔ Thlr.

Geografia dla użytku szkół podług 13go wydania geografii **Seltena** ułożona. In-8. Poznań. ½ Thlr.

Listy galicyjskie, czyli Rozbiór krytyczny ustawy zaprowadzającej w Galicyi wschodniéj Galicyjski Stanowy Instytut Kredytowy. In-12. Suprasl. 1⅙ Thlr.

Magnuszewski (Dominik), Niewiasta polska w trzech wiekach. In-12. Poznań. 1⅓ Thlr.

Polska chrystusowa, pismo poświęcone sprawom społecznym, wydawane staraniem **L. Królikowskiego.** Zeszyt II. In-8. Paryż. 3⅓ Thlr.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Piratenleben.

Seescenen und Charakterskizzen.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Vierteljahrs-Schrift 1843. 3tes Heft.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 3te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1843.

Juli—September.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 7 Thlr. 10 Ngr. (7 Thlr. 8 gGr.), oder 12 Fl.

Inhalt:

Aus dem Briefwechsel eines nachgeborenen Prinzen. — Die verschiedenen Methoden der geographischen Ortsbestimmung. — Die classische Philologie in ihrer Stellung zur Gegenwart. — Zur Geschichte der Communalverfassungsfrage in der preußischen Rheinprovinz. — Über die zweckmäßige Einrichtung continentartiger Rentenanstalten, mit Rücksicht auf die in Deutschland bestehenden Anstalten dieser Art, namentlich die östreichische allgemeine Versorgungsanstalt, die stuttgarter allgemeine Rentenanstalt, die badische allgemeine Versorgungsanstalt und die preußische Rentenversicherungsanstalt. — Die neuere philosophische und politische Poesie der Deutschen. — Die Ersteigung der Alpenhörner. — Betrachtungen über den Frieden von Nanking. — Über Organisation und Wirksamkeit landwirthschaftlicher Vereine. Mit besonderer Beziehung auf das südwestliche Deutschland. — Die Kometen. — Kurze Notizen.

Stuttgart und **Tübingen**, im Juli 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch der Kinderkrankheiten.

Nach Mittheilungen bewährter Ärzte herausgegeben von

Dr. A. Schnitzer und **Dr. B. Wolff.**

Zwei Bände.

Gr. 8. 6 Thlr.

Im Verlage von **H. L. Brönner** in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

DIE ENTSTEHUNG DER QUELLEN UND DIE BILDUNG DER MINERALQUELLEN

VON

J. BOEGNER,

Dr. med. u. chir. u. Director des Geogr. Vereins in Frankfurt a. M.

8. Geh. 15 Ngr. (12 gGr.), oder 48 Kr.

Für Jeden, der sich über die Natur und ihre Erscheinungen gern eine richtige Vorstellung erwirbt, ist der Gegenstand dieser Schrift schon an sich von hohem Interesse; er wird es aber noch mehr durch den wissenschaftlichen Geist und die anziehende Weise, womit der Verfasser seine Aufgabe durchführt. Nicht blos für Gelehrte ist das Büchlein bestimmt, sondern es kann mit Überzeugung Jedem empfohlen werden, der sich über das Wesen der Quellen zu belehren sucht.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Georg Forster's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von

G. G. Gervinus.

In neun Bänden.

Erste Lieferung: Band 1, 6, 7.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Die übrigen Bände dieser **ersten vollständigen Ausgabe der Werke eines unserer besten Schriftsteller** werden in kurzen Zwischenräumen folgen. Auf die dem siebenten Bande beigedruckte Charakteristik Forster's von **Gervinus** erlaube ich mir ganz besonders aufmerksam zu machen.

Leipzig, im August 1843.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage des Unterzeichneten erscheint soeben:

R. v. WEDELL,
HISTORISCH-GEOGRAPHISCHER HAND-ATLAS
in 36 Karten.

Mit einem Vorwort
von

Dr. F. A. PISCHON.

Zum Gebrauch für höhere Bürgerschulen, Gymnasien- und Militair-Bildungsanstalten,
sowie
als Supplement zu den Geschichtswerken von Becker, Pischon, Rotteck etc.

1ste Lieferung. Querfolio. In Umschlag geh. 1⅓ Thlr.

Zur Beurtheilung dieses Atlas sei es erlaubt, aus der Vorrede des Herrn Prof. Dr. Pischon Einiges anzuführen:

„Der vorliegende Atlas ist mit grossem Fleiss und der gewissenhaftesten Benutzung des Raumes gearbeitet, und verfolgt den auch früher von mir als wünschenswerth angegebenen Plan, so viel wie möglich alle Veränderungen einzelner Reiche, wenn auch nur auf kleinern Karten, welche doch immer in viel grösserm Masstabe erscheinen als ein einzelnes Land auf grössern generellen Karten, darzustellen. Demnach hat der Herr Verfasser ein Werk geliefert, welches sowol für Schulen, namentlich auch für militairische, als für das Selbstudium der Geschichte ein höchst erfreuliches Hülfsmittel darbietet. Die Reinheit und Zartheit des Stichs entspricht ganz dem Fleisse, welchen der Verfasser auf die Zeichnung gewendet hat, und gewährt auch da, wo die Karte beim ersten Anblick voll erscheint, dennoch eine klare Übersicht derselben."

„So empfehle ich denn mit voller Überzeugung dieses Werk für die angegebenen Zwecke als höchst brauchbar und wünsche dem Herrn Verfasser, dass er sowol seine mühsamen Studien als den grossen Fleiss, welcher auf die Ausarbeitung der Karten gewendet ist, durch lebendige Theilnahme an seiner Arbeit anerkannt sehen, vor Allem aber sich belohnt fühlen möge durch die Hülfe und Erleichterung, welche durch dieses umfassende Werk der Jugend zu ihren historisch-geographischen Studien dargereicht wird."

Das Ganze wird in 6 Lieferungen, die in rascher Folge erscheinen werden, vollendet sein.

Bei Einführung in Lehranstalten sollen den unbemitteltern Schülern Erleichterungen in Bezug auf die Anschaffung gewährt werden.

In allen guten Buch- und Landkarten-Handlungen liegen Exemplare zur Ansicht bereit.

Alexander Duncker,
königl. Hofbuchhändler.

Bei **A. Wienbrack** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Praktisches Handbuch der historischen Chronologie aller Zeiten und Völker, besonders des Mittelalters. Mit Erläuterungen, ausführlichen Tabellen, Berechnungen und diplomatischen Hinweisungen, zur Prüfung, Bestimmung und Reduction der Daten historischer Ereignisse, Urkunden, Diplome, Chroniken, Schriftsteller ꝛc., von den frühesten Zeiten der beglaubigten Geschichte an. Bearbeitet von Dr. Ed. Brinkmeier. Auch unter dem Titel: Historisch-diplomatisch-chronologische Anweisung, nach welcher sich alle und jede Data und Epochen der verschiedenen Schriftsteller und Urkunden aller Zeiten und Länder leicht und sicher bestimmen und nach jeder Aere und Kalenderform ausdrücken lassen ꝛc. Lexikonformat. Geh. 2½ Thlr.

Nach dem Urtheile sachverständiger Männer ist dies Buch ganz besonders jedem Gelehrten und Geschichtsfreunde um deswillen zu empfehlen, als es mit großem Fleiße höchst genau und correct bearbeitet ist, und wir auch in neuerer Zeit kein so vollständiges derartiges Werk besitzen.

Schriften von H. Koenig.

Neu erschien bei mir und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Regina.
Eine Herzensgeschichte
von
H. Koenig.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Diese Erzählung bildet das erste Bändchen einer Sammlung unter dem Titel: **„Deutsches Leben in deutschen Novellen."**

Früher erschienen von H. Koenig in meinem Verlage:

Die hohe Braut. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1833. Geh. 4 Thlr.

Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 1836. 8. Geh. 4 Thlr.

Die Bußfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 1836. 8. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im August 1843.

F. A. Brockhaus.

Neu erscheint bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die göttliche Komödie
des
Dante Alighieri.

Aus dem Italienischen übersetzt
von
K. L. Kannegießer.

Vierte, sehr veränderte Auflage.

Drei Theile.

Mit Dante's Bildniß, geometrischen Planen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

☞ **Die zu diesem Werke gehörigen Kupferbeilagen, welche ebensowol für die Besitzer des Originals als auch anderer Uebersetzungen von Interesse sein dürften, werden besonders für 16 Ngr. erlassen.**

Früher erschien bereits in meinem Verlage:

Dante Alighiori, Das neue Leben. Aus dem Italienischen übersetzt und erläutert von K. Förster. 1841. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

—— ——, **Lyrische Gedichte.** Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegiesser und K. Witte. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. 1842. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 12 Ngr.

Leipzig, im August 1843.

F. A. Brockhaus.

Bei **Braumüller & Seidel** in Wien ist erschienen:
Das 8te Heft der
Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1843.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Zug der Alliirten nach der Champagne im Januar 1814. Zweiter Abschnitt. — II. Ideen über die Auswahl und Bildung der Officiere. — III. Nekrolog des k. k. Generals Franz von Harting. — IV. Kriegsscenen. 1) Eroberung des Dorfes Rume, am 30. April 1793. 2) Recognoscirung der Gegend von Capelle, am 30. Juni 1793. 3) Vorpostengefecht bei Templeuve am 26. August 1793. 4) Angriff auf die Verschanzungen bei Castignard, am 24. December 1813. 5) Vertheidigung der Verpostenlinie von Louvil bis Romain, am 27. August 1793. 6) Angriff der Franzosen auf die östreichischen Vorposten bei Templeuve, am 13. September 1793. — V. Literatur. — VI. Neueste Militairveränderungen. — VII. Des Prinzen Eugen von Savoyen Wirken in den Jahren 1720—36. — Beilagen. — VIII. Miscellen und Notizen; Nr. 32—36.

Preis des Jahrgangs 1843 in 12 Heften 8 Thlr.

Eben ist versendet:

Erlebtes aus den Jahren 1813—1820, von Dr. Wilh. Dorow, k. pr. Hofrath rc. 2 Theile. Velinpapier brosch. Leipzig, Hinrichs. 1843. 2½ Thlr.

Wer jene Zeit, wer die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege, die Lang'schen Memoiren rc. kennt, wird dieses Buch nicht ohne das größte Interesse lesen. Das Namenregister weiset über 330 Personen nach, deren in dem Werke Erwähnung geschieht.

Herabgesetzte Preise.

Handbuch der Geschichte
der
abendländischen Literaturen und Sprachen u. s. w.

Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke. Im Verein mit literarischen Freunden bearbeitet und herausgegeben
von
Dr. F. W. Genthe.

1ster Bd. 1ste Abtheil. Ital. pros. Lit. 1832. 2 Thlr.
1ster Bd. 2te Abtheil. Ital. poet. Lit. 1834. 2½ Thlr.
4ter Bd. 1ste Abtheil. Franz. pros. Lit. 1833. 2⅓ Thlr.

Zusammen Ladenpreis 6 Thlr. 25 Ngr. auf 2½ Thlr.

Karl Seidel, Charinomos.

Beiträge zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste.

Zwei Bände. Gr. 8. 1825 und 1828.

Ladenpreis 5⅔ Thlr. auf 2 Thlr.

Ferdinand Rubach in Berlin.

Bei **H. Hartung** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Cartesii et Spinozae
praecipua opera philosophica,
recognovit, notitias historico-philosophicas adjecit
Dr. Carolus Riedel.

2 Vol. 1 Thlr. 15 Ngr.

Vol. I: Cartesii Meditationes; Spinozae dissertat. 22½ Ngr.
Vol. II: Spinozae Ethica. 22½ Ngr.

Denkwürdigkeiten
und
Vermischte Schriften.

Von
K. A. Varnhagen von Ense.

Zweite Auflage.
In sechs Bänden.

Erster bis dritter Band.

Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Die ersten drei Bände der zweiten Auflage dieses interessanten Werks enthalten „**Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens**"; der vierte bis sechste Band werden „**Vermischte Schriften**" enthalten und ebenfalls in kurzer Zeit erscheinen. Von der ersten Folge der ersten Auflage (in vier Bänden) sind noch einzelne Bände zur Completirung, sowie der fünfte und sechste Band in einigen Exemplaren vorräthig.

Leipzig, im August 1843.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Boehmer, Joh. Friedr.
(erster Bibliothekar der freien Stadt Frankfurt),

Fontes rerum Germanicarum.

Geschichtsquellen Deutschlands.

Erster Band.

Johannes Victoriensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im 14. Jahrhundert.

Gr. 8. Brosch. XL und 488 S. Auf satinirtem Schreibp. Preis 3 Thlr. 5 Ngr. (3 Thlr. 4 gGr.), oder 5 Fl. 24 Kr.

Diese Sammlung hat den Zweck, Classiker aus den Geschichtsschreibern des deutschen Mittelalters, welche bisher in mangelhaften, unbequemen und obendrein seltenen Abdrücken nur schwer zugänglich und wenig bekannt waren, den gebildeten Freunden und urkundlichen Forschern der Vaterlandsgeschichte in solcher Weise vorzulegen, wie sie für den Privatbesitz und den Handgebrauch sich eignen. Man war daher bemüht, möglichst richtige Texte zweckgemäß bearbeitet, in großem und doch compactem Druck, überhaupt in schöner Form und doch zu billigem Preise vorzulegen. Jeder Band dieser Sammlung soll nur Schriftsteller einer bestimmten Periode umfassen und dadurch für sich ein selbständiges Ganzes bilden, welches, mit einem von dem Hauptschriftsteller hergenommenen besondern Titel versehen, auch einzeln käuflich sein wird. Der vorliegende Band beschäftigt sich mit der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, und besonders mit den Zeiten Kaiser Ludwig's des Baiern. Es ist geglückt mit Hülfe bisher noch nicht benutzter Handschriften der Bibliotheken zu München, Wien und Würzburg, mehre Geschichtsschreiber jener Zeit hier zum ersten Mal vollständig und in wesentlich berichtigter Lesart mittheilen zu können. Die Vorrede gibt hierüber genaue Nachweisungen und bespricht zugleich die Persönlichkeit und die Glaubwürdigkeit der verschiedenen Verfasser. Im Einzelnen sind hier enthalten: 1) Monachi Fürstenfeldensis (vulgo Volemari) Chronica de gestis principum vom Jahr 1273—1326. Diese wichtigste Quelle für Kaiser Ludwig's Geschichte von dem bairischen Standpunkt ist hier zum ersten Mal vollständig aus der Urschrift des Verfassers abgedruckt. 2) Nicolai episcopi Botrontinensis Relatio de Heinrici septimi imperatoris itinere italico 1310—13. Der Verfasser war Mitglied des geheimen Rathes des Kaisers, und konnte daher über dessen Romfahrt die genauesten Aufschlüsse geben. 3) Chronica de ducibus Bavariae 1311—72. 4) Vita Ludovici quarti imperatoris 1312—47. 5) Der Streit bei Mühldorf 1322. Gleichzeitige deutsche Nachricht, hier buchstäblich nach der besten, durch Carajan erst kürzlich aufgefundenen Handschrift. 6) Notae historicae Veronenses 1325—27, in Deutschland noch nicht benutzt; sie schildern den Eintritt Ludwig's in Italien. 7) Albertini Mussati Ludovicus Bavarus 1327—29. Die Romfahrt Ludwig's in ihren Wirkungen auf Italien von einem vielerfahrnen italienischen Staatsmanne, hier zum ersten Mal in berichtigtem Text. 8) Der große Hoftag zu Koblenz 1338, nach der französischen Chronik Flanderns und dem englischen Geschichtsschreiber Henricus Knyghton. 9) Neunundzwanzig politische Briefe von Ludwig dem Baiern und an ihn 1315—47. Hierbei zum ersten Mal die Reichsbeschlüsse von 1338 und mehre höchst wichtige Briefe aus den Archiven Mantuas und der rheinischen Städte. 10) Vita Caroli quarti imperatoris ab ipso Carolo conscripta 1316—46. Diese merkwürdigen Selbstbekenntnisse eines unserer alten Kaiser über sein bewegtes Jugendleben, welche bisher nur sehr wenig bekannt waren, sind hier aus einer Handschrift berichtigt mitgetheilt. 11) Johannes Victoriensis 1211—1343. Dieses edle Werk, welches die Geschichte Deutschlands und besonders der östreichischen Lande umfaßt, erscheint hier zum ersten Mal unter dem Namen seines Verfassers nach dessen Urschrift vollständig und ohne entstellende Zusätze. Johann, Abt von Victring bei Klagenfurt, erzählt darin, was er von mithandelnden Zeitgenossen erfahren und selbst erlebt hat, in wohlgeordnetem Vortrag, würdig des Fürsten, dem er es mit schöner Zuschrift gewidmet hat, Albrecht's des Weisen, Herzogs von Östreich. 12) Michaelis de Leone canonici Herbipolensis Annotata historica 1332—53, besonders zur Geschichte des Bisthums Würzburg. 13) Lupoldi de Bebenburg Dictamen de modernis cursibus imperii Romanorum. Die in poetischer Form populair gehaltene Klage des berühmten staatskirchenrechtlichen Schriftstellers über den Verfall des Reichs.

Stuttgart und **Tübingen**, im August 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

☞ Bei **L. Fernbach** jun. in Berlin ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Chirurgische Diagnostik.

Von

Dr. M. B. Lessing,

prakt. Arzt zu Berlin, Mitglied der kais. Leop. Karol. Akademie der Naturforscher etc., Ehrenbürger von Salzburg.

Gr. 8. 45 Bogen. Ladenpreis 2⅔ Thlr.

Gegenwärtiges Werk des Herrn Verfassers, der dem medicinischen Publicum durch seine frühern Leistungen hinreichend empfohlen ist, dürfte sowol Ärzten als Wundärzten, namentlich auch den sich zum Examen vorbereitenden Studirenden, eine höchst willkommene Erscheinung sein, da etwas Ähnliches in diesem Gebiete noch nicht vorhanden ist. Druck und Ausstattung lassen nichts zu wünschen übrig, ebenso ist der Ladenpreis möglichst billig gestellt.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster bis dritter Theil.

Gr. 12. Geh. 5 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt des ersten Theils (Preis 1 Thlr. 24 Ngr.):
Karl Ludwig Sand. — Die Ermordung des Fualdes. — Das Haus der Frau Web. — Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. — James Hind, der royalistische Straßenräuber. — Die Mörder als Reisegesellschaft. — Donna Maria Vicenta de Mendieta. — Die Frau des Parlamentsraths Tiquet. — Der falsche Martin Guerre. — Die vergifteten Mohrrüben.

Inhalt des zweiten Theils (Preis 2 Thlr.):
Fonk und Hamacher. — Die Marquise von Brinvillier. — Die Geheimräthin Ursinus. — Anna Margaretha Zwanziger. — Gesche Margaretha Gottfried. — Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. — Die Mörderinnen einer Hexe. — Die beiden Nürnbergerinnen. — Die Marquise de Gange.

Inhalt des dritten Theils (Preis 2 Thlr.):
Struensee. — Lesurques. — Der Schwarzmüller. — Der Marquis von Anglade. — Jacques Lebrun. — Der Mord des Lord William Russell. — Nickel List und seine Gesellen. — Barthelemy Roberts und seine Flibustier.

Der vierte Theil dieser interessanten Sammlung wird noch im Laufe dieses Jahres erscheinen.

Leipzig, im August 1843.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von

C. v. Pfaffenrath und **William Löbe.**

Vierter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** &c. gegen eine Vergütung von 3/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats Juli.

Dorfzeitung: Futter-Erhitzung mit kaltem Wasser. — Das Bikes'sche Geheimmittel. — Entgegnung auf den Aufsatz in Nr. 1 und 2 der Landwirthschaftlichen Dorfzeitung: „Über die Grünfütterung des Klees". — Über den schädlichen Kartoffelbau. — Warnungen gegen großsprecherische Anpreisungen. — Können sich feucht eingebrachtes Heu, Stroh, Streu &c. von selbst entzünden? — Anleitung zur Anpflanzung des weißen Maulbeerbaums und Aufmunterung zum Betriebe des Seidenbaus. — Mittheilungen des Landwirthschaftlichen Vereins zu Pölbitz. — Vorschläge zu Bereitung eines gesunden Futters für das Rindvieh. — Etwas über Kartoffelbau. — Düngersurrogate. — Gerbermist. — Der in der Landwirthschaftlichen Dorfzeitung empfohlene Ofen des Landrath von Korf hat sich bewährt. — Ein erprobtes Mittel gegen den verderblichen Stalldunst. — Vertilgung des Hederichs. — **Landwirthschaftliche Neuigkeiten, Miscellen u. s. w.** — **Unterhaltungsblatt:** Das Jenseit. — Aus dem Nassauischen. — Gesellschaftlich lebende Thiere — gesellschaftlich lebende Pflanzen. — Das Clubgespenst. — Gruppen englischen Federviehs. Mit einer Abbildung. — Vermischte Mittheilungen von Louis Fils. — Der Beifuß, ein bewährtes Mittel gegen die Epilepsie. — Schreiben eines Bauers und Naturdichters an die Redaction: Die junge Saat. — Wollmärkte in Rußland. — Alte Regeln. — Wie sieht's aus? — Geschichte der Culturgewächse Deutschlands.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Danzel, W., über Goethe's Spinozismus. Ein Beitrag zur tiefern Würdigung des Dichters und Forschers. Gr. 8. Geh. 25 Ngr. (20 gGr.)

Hamburg, im Juli 1843.

Johann August Meissner.

En vente chez Brockhaus & Avenarius à Leipzig:

ÉCHO de la littérature française.

Troisième année. 1843.

Il paraît chaque semaine un numéro de 1—2 feuilles. — Prix par an 5 1/3 Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Les nouveaux abonnés pour l'année 1843 peuvent se procurer les deux premières années de l'Echo au prix d'une seule.

Sommaire des Nos. 27—30.

Une ascension au Sugar-Loaf. Par **Philibert Audebrand.** — Le monsieur au petit couteau. Par **Gratien.** — La semaine dramatique. Par **Jules Janin.** — L'homme incombustible. Par **D. V.** — Le locataire de jour et le locataire de nuit. — L'intermédiaire. — Rapport du maréchal Soult au roi sur l'avenir du tambour français. Par **Jean-de-Dieu Soult.** — Un bain économique. — Tribunaux. — Le 17 nivôse ou la fête des Rois. Par **A. Barrière.** — La rue Notre-Dame-de-Lorette. Par **Albéric Second.** — La dernière sorcière. — Voyages d'un poulet. Par **L. Macogny.** — Un prince russe et son chef de cuisine. — Rossiniana. — Les aventures d'un farceur. Par **J.-L.** — La lutte. Par **Paul Feval.** — Les grenouilles de Grandville.

Im Verlage von **Graß, Barth & Comp.** in Breslau und Oppeln ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vergleichende Zoologie

von

Dr. J. C. L. Gravenhorst,

Professor der Naturgeschichte an der Universität Breslau.

Gr. 8. Preis 3 Thlr.

Biedermann's Monatsschrift (1843, III) berichtet darüber Folgendes: „So reiches Material übrigens der Verf. hier verarbeitet hat und von so vieler Gelehrsamkeit das Werk zeugt, so ist der Text doch so logisch geordnet, so leicht verständlich abgefaßt, daß diese Zoologie auch vom größern Publicum mit Nutzen gebraucht werden kann. **Lehrern in Schulen können wir aber kein besseres Handbuch zu ihrem eigenen Gebrauche empfehlen.**"

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der junge Deutsch-Michel

von

A. E. Fröhlich.

12. 7 Bogen schön brosch. 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl. 12 Kr.

Wir bitten, dies neue poetische Product des berühmten Schweizerdichters, welches aus 333 Epigrammen oder Xenien besteht, nicht mit gewissen andern, von ganz entgegengesetzten Grundsätzen ausgehenden Schriften ähnlichen Titels zu verwechseln.

Meyer & Zeller
in Zürich.

Neuestes und vollständigstes

Fremdwörterbuch,

zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von

Dr. J. H. Kaltschmidt.

In 9 Heften zu 8 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Dieses Werk zeichnet sich vor allen bisherigen Fremdwörterbüchern durch **Vollständigkeit**, zweckmäßige **typographische Einrichtung** und **ungemeine Billigkeit** gleich vortheilhaft aus. Das erste bis siebente Heft (A—Stegnotika) sind erschienen und die letzten Hefte werden binnen kurzem im Druck vollendet sein.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Neuigkeiten des Jahres 1843
aus dem Verlage
von
Alexander Duncker,
königl. Hofbuchhändler in Berlin.

Baucher, F., Methode der Reitkunst nach neuen Grundsätzen. Aus dem Französischen durch einen Überzeugten. (Oberst-Lieutenant von Willisen, Commandeur des 7. Kürassier-Regiments.) Mit 12 Abbildungen. Gr. 8. Velinpapier. In verziertem Umschlag. Geh. 1⅓ Thlr.

—— ——, Dasselbe. **2te Auflage** nach der vierten des französischen Originals. Mit 12 Abbildungen. Gr. 8. Velinpapier. In verziertem Umschlag. Geh. 1⅔ Thlr.

Anhang und Zusätze zu **Baucher's** Methode der Reitkunst nach neuen Grundsätzen. Zunächst für die Besitzer der 1sten Auflage. Gr. 8. Velinpapier. Geh. ½ Thlr.

Gabler, G. A., Die Hegel'sche Philosophie. Beiträge zu ihrer richtigern Beurtheilung und Würdigung. 1stes Heft: Das Absolute und die Lösung der Grundfrage aller Philosophie bei Hegel im Unterschiede von der Fassung anderer Philosophen. Gr. 8. Velinpapier. Geh. 1¼ Thlr.

Geibel, Emanuel, Gedichte. **2te vermehrte Auflage.** 8. Velinpapier. Elegant geh. 1½ Thlr.

—— ——, Volkslieder und Romanzen der Spanier. Im Versmaße verdeutscht. 12. Velinpapier. Elegant geh. 1⅓ Thlr.

***Gumpert, Thekla von,** Der kleine Vater und das Enkelkind. Eine Erzählung für Kinder. 12. Geh.

***Hahn-Hahn, Ida Gräfin,** Cecil. 2 Bände. 8. Velinpapier. Elegant geh.

—— ——, Die Kinder auf dem Abendberg. 8. Velinpapier. Elegant geh. mit Goldschnitt. ⅓ Thlr.

—— ——, Ein Reiseversuch im Norden. 8. Velinpapier. Elegant geh. 1½ Thlr.

Portrait der Gräfin Ida Hahn-Hahn, gezeichnet von Fräulein von Meyern-Hohenberg, in Kupfer gestochen von Teichel. ⅔ Thlr. Auf chinesischem Papiere in ersten Abdrücken 1 Thlr.

Hansemann, D., über die Ausführung des preußischen Eisenbahn-Systems. Gr. 8. Geh. ⅔ Thlr.

Holtei, C. von, Die beschuhte Katze. Ein Märchen in 3 Acten mit Zwischenspielen. 12. Elegant geh. ½ Thlr.

Kletke, H., Neuer Kinderfreund. Mit 10 Zeichnungen von Th. Hosemann und vielen Vignetten. In 10 Lieferungen. Gr. 8. Velinpapier. In verziertem Umschlag. à ¼ Thlr.

Narbel, Catherine, Exercices de Mémoire. Première Partie, mise à la portée des enfants. 12. Geh. (Für den Gebrauch in Schulen, Pensionaten etc.) ½ Thlr.

Dasselbe. Feine Ausgabe. (Zu Geschenken besonders geeignet.) ⅚ Thlr.

***Niendorf, Emma von,** Aus der Gegenwart. 8. Elegant geh.

Romberg, Dr. M. H., Lehrbuch der Nervenkrankheiten des Menschen. 1ster Band. 2te Abtheilung. Gr. 8. Velinpapier. 2⅓ Thlr.

Wedell, R. von, Historisch-geographischer Handatlas in 36 Karten, mit einem Vorwort von F. A. Pischon. In 6 Lieferungen. Quer-Imperialfolio. 1ste und *2te Lieferung. In Umschlag. Geh. à 1⅓ Thlr.

NB. Die mit einem * bezeichneten Artikel befinden sich unter der Presse und werden im Herbste ausgegeben.

Jede Buchhandlung ist im Stande die hier angezeigten Werke zur Ansicht vorzulegen.

In meinem Verlage sind erschienen:

Die Flüchtlinge, eine Novelle von Georg Lau. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Lebenswirren in aristokratischen Kreisen. Drei Erzählungen: Das Duell, Der junge Graf, Die Pseudonymen. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz, von Dr. Söltl. 2 Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Der Diamant. Ein Spiel der Phantasie, von C. Terpen. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Hamburg, 1843.

Johann August Meissner.

Bei **J. Hölscher** in Koblenz ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Floris, Ernst, Sagen und Lieder vom Rhein und von der Mosel. Gr. 12. In Umschlag geh. 20 Ngr.

Dasselbe mit 10 Stahlstichen. Cart. 1 Thlr 10 Ngr.

Neu erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Allgemeine Predigtsammlung

aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung.

Herausgegeben von

Dr. Edwin Bauer.

Zweiter Band.

Auch unter dem Titel:

Epistelpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner; zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung. Gr. 8. 2 Thlr.

Der erste Band dieser Sammlung (1841), welchem von Seiten der Kritik das Prädicat eines **Musterbuches von Kanzelvorträgen** beigelegt ward, enthält **Evangelienpredigten** und kostet ebenfalls 2 Thlr.; mit einem spätern erscheinenden dritten Bande: **Predigten über freie Texte**, wird dieses Werk geschlossen werden.

Leipzig, im August 1843.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und in alle Buchhandlungen versandt worden:

Lehrbuch der Mnemotechnik,

nach einem durchaus neuen auf

das Positive aller Disciplinen

anwendbaren Systeme.

Von

Karl Otto Reventlow,

Candidaten der Philologie.

8. Velinpapier. Brosch. Preis 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 gGr.), oder 2 Fl.

Während fast alle bisjetzt bekannten mnemonischen Systeme, auf einer räumlichen Anschauung und sinnlichen Symbolik beruhend, nichts als ostensible Kunststücke erzielten, hat der in den weitesten Kreisen rühmlich bekannte Herr Verfasser dieses Werkes durch seine vielfach abgelegten öffentlichen Proben bewiesen, dass sein Verfahren nicht allein eine allgemeine praktische Anwendung auf das Positive aller Disciplinen zulasse, sondern auch, dass die Resultate desselben Alles, was bisjetzt durch mnemonische Methoden geleistet wurde, beiweitem übertreffen.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen. Erste Abtheilung: Geschichte, Literatur und Kritik aller bekannten mnemotechnischen Systeme. Zweite Abtheilung: Die Methode des Verfassers, Geschichte, Theorie, Anwendung auf die Chronologie, Statistik, Physik, Chemie, Mathematik. Astronomie, Theologie, Jurisprudenz, Philologie, Medicin, Botanik, Kameralwissenschaft u. s. w.; auf Sprachen, Handelswissenschaften u. s. w., auf das Einprägen von Physiognomien, auf das Schachspiel u. s. w.

Bei der Abfassung dieses Lehrbuchs hat der Verfasser nirgend eine Regel aufgestellt, deren Richtigkeit er selbst nicht praktisch zu beweisen im Stande wäre.

Stuttgart und **Tübingen,** im August 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Leipziger Repertorium für deutsche und ausländische Literatur. Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben von ***E. Ghf. Gersdorf.*** Erster Jahrgang. Einunddreissigstes bis vierunddreissigstes Heft. Gr. 8. Preis des Jahrgangs von 52 Heften 12 Thlr.

Dem **Leipziger Repertorium** ist ein

Bibliographischer Anzeiger,

für literarische Anzeigen aller Art bestimmt, beigegeben. **Ankündigungen** in demselben werden für die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, und **besondere Anzeigen** &c. gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist jetzt wieder **vollständig** zu beziehen:

Göschen, J. F. L., Vorlesungen über das gemeine Civilrecht. Aus den hinterlassenen Papieren herausgegeben von Dr. **A. Errleben.** Drei Bände. 2te unveränderte Auflage. Gr. 8. 10 Thlr. 15 Ngr.

Über den Werth des Buches hat der rasche Absatz der ersten starken Auflage entschieden, und ist dadurch das Urtheil des Herrn Ministers von Savigny bestätigt, welches in einem Schreiben an den Herrn Herausgeber enthalten ist und welchem wir folgende Stelle entnehmen: „Ich wünschte in der That, die andern Werke zu sehen, die, ich sage nicht in dem Grade ihres Werthes, sondern nur in ihrer Bestimmung und möglichen Benutzungsart mit dem vorliegenden Werke auf eine Linie gestellt werden konnten. Von den gangbaren Lehrbüchern kann dabei gar keine Rede sein, neben diesen soll ja erst der Vortrag des Verfassers Das leisten, wozu dieses Werk unmittelbar dient. Wollte man das Gleichartige zusammenstellen, so müßten zur Vergleichung solche Bücher gewählt werden, worin entweder gleichfalls Vorlesungen abgedruckt sind, oder welche durch ihre Ausführlichkeit als Hand- oder Lesebücher dienen können. Die wenigen Bücher solcher Art aber, die in neuern Zeiten erschienen sind, unterscheiden sich von Göschen's Vorlesungen gerade dadurch, daß durch sie gewiß noch Niemand einen klaren Begriff vom römischen Rechte oder Liebe zu demselben gewonnen hat. Kurz, ich kenne überhaupt kein Werk, das als Lesebuch so wie dieses jedem Studirenden empfohlen werden könnte; es steht also hierin ganz allein. Zugleich hat es aber in der Ausführung dieses seines Plans die Eigenschaft bewährt, welcher ich unter allen den größten Werth einräumen möchte. Unsere Wissenschaft leidet vorzugsweise an dem Gebrechen, daß von Generation zu Generation soviel todter Buchstabe fortgeschleppt wird, um welchen selbst bessere Schriftsteller oft unbekümmert bleiben. Göschen verdient vor vielen Andern das Lob, daß er diesen nicht bei sich geduldet, sondern ihn stets in wirkliche Gedanken zu verwandeln redlich und meist mit dem besten Erfolge gestrebt hat."

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Geschichte

der

letzten Kämpfe Napoleon's.

Revolution und Restauration.

Von

Konrad Ott.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Ulfilas.

Veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt

H. C. de Gabelentz et *Dr. J. Loebe.*

Vol. II. Pars prior.

(Den Schluß des Textes und das Glossar enthaltend.)

Gr. 4. Geh. Druckp. 4 Thlr. 15 Ngr.; Velinp. 5 Thlr. 8 Ngr.

Der erste Band ist aus dem Verlage der Schnuphase'schen Buchhandlung in Altenburg in den meinigen übergegangen und kostet auf Druckpapier 5 Thlr. 15 Ngr., auf Velinpapier 6 Thlr. 22 Ngr. Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes (eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend) wird im Laufe des künftigen Jahres erscheinen.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Real-Index
zu Dr. Dingler's

polytechnischem Journal.

Von Band I — LXXVIII.

Von

Dr. Michael Sterker,

k. k. Universitäts-Professor und Secretair der Landwirthschafts-Gesellschaft in Wien.

Gr. 8. Brosch. Preis 2 Thlr. 5 Ngr. (2 Thlr. 4 gGr.), oder 3 Fl. 30 Kr.

Stuttgart und **Tübingen**, im August 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Die zweite Lieferung des zweiten Bandes

(der dritte Band ist bereits ausgegeben)

vom

Handwörterbuch
der

Griechischen Sprache

von

Dr. W. Pape,

Professor am Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster.

Lexikon-Octav. Zwei Bände, jeder von 80—90 Bogen; nebst einem dritten Bande von 27 Bogen, die Griechischen Eigennamen enthaltend.

Subscriptionspreise.

Für das ganze Werk von drei Bänden . . . . 7⅓ Thlr.
Für das Griechisch-Deutsche Wörterbuch von zwei Bänden 6 Thlr.
Für das Wörterbuch der Griechischen Eigennamen . . . 1⅓ Thlr.

Von diesem Wörterbuche, über dessen Plan und Tendenz wir Näheres aus dem durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehenden Prospecte einzusehen bitten, ist jetzt die zweite Lieferung des zweiten Bandes ausgegeben. Die dritte Lieferung des zweiten Bandes erfolgt bestimmt zu aller unmittelbar nach Michaelis d. J., und wird damit das ganze Werk vollständig erschienen sein.

Wir machen Deutschlands Philologen und Schulmänner hierdurch auf eine der ausgezeichnetsten Arbeiten aufmerksam und bemerken, daß die außerordentlich billigen Subscriptionspreise noch bis Ostern 1844 bestehen. Bis dahin wird auch auf 6 Exemplare 1 Freiexemplar abgegeben.

Braunschweig, im August 1843.

Friedrich Vieweg & Sohn.

Soeben ist in der Kümmel'schen Sortiments-Buchhandlung in Halle erschienen:

Fr. Arndt
Morgenklänge aus Gottes Wort.

Ein Erbauungsbuch auf alle Tage im Jahre.

Elegant geheftet. 25 Ngr.

Ausgewählte Bibliothek
der
Classiker des Auslandes.

Mit biographisch-literarischen Einleitungen.

Hiervon sind neu erschienen der zwanzigste bis achtundzwanzigste Band, welche enthalten:

XX—XXII. **Boccaccio, Das Dekameron.** Aus dem Italienischen übersetzt von K. Witte. Zweite verbesserte Auflage. Drei Theile. 2 Thlr. 15 Ngr.

XXIII—XXV. **Dante Alighieri, Die göttliche Komödie.** Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Vierte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß, den Plänen der Hölle, des Fegefeuers und Paradieses und einer Karte von Ober- und Mittel-Italien. 2 Thlr. 15 Ngr.

☞ Die zu diesem Werke gehörigen Kupferbeilagen werden besonders für 16 Ngr. erlassen.

XXVI. **Celestina.** Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Ed. v. Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr.

XXVII. XXVIII. Die Märchensammlung des **Somadeva Bhatta** aus Kaschmir. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt von Hm. Brockhaus. Zwei Theile. 1 Thlr. 18 Ngr.

Die früher erschienenen Bände dieser Sammlung sind ebenfalls unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

I. II. **Bremer**, Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes**, Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante**, Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer**, Die Töchter des Präsidenten. Dritte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer**, Nina. Zweite Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer**, Das Haus. Dritte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer**, Die Familie H. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles**, Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante**, Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni**, Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer**, Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer**, Streit und Friede. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire**, Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.**, Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2^1/_2$ Ngr.

Urania.

Taschenbuch auf das Jahr 1844.

Neue Folge. Sechster Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Karl Förster's.

8. Auf feinem Velinpapier. Eleg. cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Inhalt: I. Die Wellenbraut. Von K. Gutzkow. — II. Physiologie der Gesellschaft. Von A. v. Sternberg. — III. Das Heimweh. Novelle von Jul. Mosen. — IV. Der Wilddieb. Von W. Alexis. — V. Nur keine Liebe. Novelle von Levin Schücking.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Von der Neuen Folge kosten die Jahrgänge 1839 und 1840 jeder 1 Thlr. 15 Ngr., 1841—43 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **G. W. F. Müller** in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Alt, Dr. Heinrich, **Der christliche Cultus** nach seinen verschiedenen Entwickelungsformen und seinen einzelnen Theilen historisch dargestellt. Mit zwei Nachträgen: Über das christliche Kirchenjahr und über den kirchlichen Baustyl, sowie mit ausführlichen Inhaltsverzeichnissen und Registern versehen. 1842. Gr. 8. Brosch. (40 Bogen.) 2 Thlr. 10 Ngr.

Inhalt: I. Der Ursprung der Sonntagsfeier. II. Der Sonntag, ein Ruhetag. III. Der Sonntag, ein Tag der Heiligung, und seine gottesdienstlichen Stunden. IV. Die Kirchenglocken. V. Der Kirchenbesuch. VI. Der Eintritt in das Gotteshaus. 1) Das Neigen des Hauptes beim Gebet. 2) Das Falten der Hände. 3) Das Beten mit vorgehaltenem Hute. 4) Das Beten des Vaterunser. 5) Das Weihwasser. 6) Das Zeichen des Kreuzes. VII. Das Gotteshaus und seine innere Einrichtung. 1) Die Kirchenstühle. 2) Die Kanzel. 3) Das Kanzelpult. 4) Die Sanduhr. 5) Der Altar. 6) Die Nebenaltäre. 7) Die Reliquien. 8) Die Bilder in den Kirchen. 9) Die Weihgeschenke in der Kirche. 10) Die Amtstracht der Geistlichen. 11) Die Orgel. VIII. Der Gottesdienst und seine liturgische Anordnung. A. Der altchristliche Sonntagsgottesdienst. B. Der Gottesdienst der morgenländisch-griechischen Kirche. C. Die katholische Messe. D. Der lutherische Gottesdienst. E. Der Sonntagsgottesdienst der Reformirten. F. Der Gottesdienst der englisch-bischöflichen Kirche. G. Der protestantische Gottesdienst seit dem Zeitalter der Reformation. IX. Das Morgenlied. X. Das Sündenbekenntniß. XI. Das Kyrie. XII. Das Gloria. XIII. Der Altargesang. XIV. Der Herr sei mit Euch. XV. Die Collecte. XVI. Das Amen. XVII. Das Gebet zu Jesu. XVIII. Die Epistel und das Evangelium. XIX. Das Halleluja. XX. Das Glaubensbekenntniß. XXI. Die Kirchenmusik. XXII. Das Hauptlied. XXIII. Der Klingelbeutel. XXIV. Die Predigt. XXV. Das allgemeine Kirchengebet. XXVI. Die kirchlichen Meldungen. XXVII. Das Vaterunser, der Friedenswunsch, die Collecte und der Segen. — Erster Nachtrag: I. Die Wochentage in kirchlicher Beziehung. II. Das Kirchenjahr mit seinen Festen. A. Die Feste des Herrn. B. Die Marienfeste. C. Apostel- und Märtyrerfeste. D. Andere Feste. — Zweiter Nachtrag: Grundriß einer alten christlichen Kirche nebst Erklärung.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Hellmuth's

Elementar-Naturlehre.

Zehnte Auflage.

Für Lehrer an Seminarien und gehobenen Volksschulen, sowie zum Schul- und Selbstunterricht, zum dritten Male bearbeitet

von

J. G. Fischer.

Gr. 8. 30 Bogen. Velinpapier. Mit 243 in den Text eingedruckten vortrefflichen Holzstichen. Geh. Preis 1 Thlr.

Diese zehnte Auflage eines weit verbreiteten Schulbuchs hat sich abermals der bedeutendsten Verbesserung und Erweiterung von Seiten des Herrn Verfassers zu erfreuen gehabt. Ausgestattet mit 243 vortrefflich ausgeführten Holzstichen, ist der Preis dennoch, bei schönem Druck und Papier, ein sehr billiger geblieben; auch ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, auf 12 Exemplare ein Freiexemplar zu bewilligen.

Ein Prospectus, mit Bezugnahme auf das Urtheil von Behörden und des Herrn Seminardirector Diesterweg, ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Braunschweig, im September 1843.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben in **vierter Auflage:**

Die Nachbarn.

Von

Frederike Bremer.

Mit einer Vorrede der Verfasserin.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die übrigen Schriften von **Frederike Bremer**: Die Töchter des Präsidenten. Dritte Auflage. — Nina. Zweite Auflage. 1 Thlr. — Das Haus. Dritte Auflage. 2 Thlr. — Die Familie H. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede. Zweite Auflage. sind fortwährend zu dem Preise von 10 Ngr. für den Theil zu erhalten; die vollständige Ausgabe in 10 Theilen kostet 3 Thlr. 10 Ngr.

Schulbücher
aus dem Verlage
von
Alexander Duncker,
königl. Hofbuchhändler zu Berlin.

Nachverzeichnete Werke sind bereits in vielen Unterrichts- und Bildungsanstalten, namentlich in preußischen Gymnasien, Militair-, Real- und Töchterschulen eingeführt:

Dielitz, Th. (Oberlehrer a. d. königl. Realschule in Berlin), Geographisch-synchronistische Übersicht der Weltgeschichte. Quer 4. Geh. 1/3 Thlr.

Dinarchi orationes tres. Recognovit annotationem criticam et commentarios adjecit *Eduardus Maetzner*. 8. maj. 11/12 Thlr.

Historiae romanae brevis epitome inferioribus Gymnasiorum classibus destinata. 8. 1/6 Thlr.

Kalisch, E. W. (Prof. a. d. königl. Realschule in Berlin), Deutsche Gedichte für Schulen. 3 Abtheilungen. à 1/4 Thlr.

Narbel, Cath., Exercices de Mémoire. Première partie mise à la portée des enfants. 12. Geh. 1/2 Thlr.

Wedell, R. v., Historisch-geographischer Handatlas in 36 Karten, nebst erläuterndem Text. Mit einem Vorwort von *F. A. Pischon*. In 6 Lieferungen. Quer-Imperialfolio. 1ste u. 2te Lieferung. à 1 2/3 Thlr.

Zimmermann, Prof. Dr. **W.**, Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates. Ein Buch für Jedermann. Lexikonoctav. Geh. 3 1/2 Thlr.

Directoren, Lehrer und alle Interessenten, denen diese Bücher noch nicht bekannt sind und die solche einer nähern Prüfung zu unterwerfen wünschen, werden solche durch jede solide Buchhandlung mitgetheilt erhalten.

NB. Bei Einführung in Schulen wird durch Freiexemplare den ärmern Schülern Erleichterung gewährt.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Neue Jenaische
Allgemeine Literatur-Zeitung.

Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt von Geh. Hofrath Prof. Dr. ***F. Hand***, als Geschäftsführer, Geh. Kirchenrath Prof. Dr. ***K. A. Hase***, Ober-Appellationsrath Prof. Dr. ***W. Francke***, Geh. Hofrath Prof. Dr. ***D. G. Kieser***, als Specialredactoren.

Jahrgang 1843. September.

Inhalt:

K. G. Jacob: Denkwürdigkeiten und Vermischte Schriften von *K. A. Varnhagen v. Ense*. (Nr. 209 u. 210.) — **K. v. Decker:** Geschichte des Feldzuges von 1814 in dem östlichen und nördlichen Frankreich bis zur Einnahme von Paris, als Beitrag zur neuern Kriegsgeschichte. (Nr. 210 u. 211.) — **H. Ritter:** Études sur la philosophie dans le moyen-âge. Par *M. X. Rousselot*. (Nr. 212 u. 213.) — **Ackermann:** 1) Das gottesdienstliche Leben des Christen. Betrachtungen christlicher Andacht von *Ph. Marheineke*. 2) Das Zeugniss der Seele. Zwanzig Predigten in der Gemeine zu Ludwigslust gehalten von *Th. Kliefoth*. (Nr. 213.) — **Weisse:** 1) Lehrbuch der historisch-kritischen Einleitung in die kanonischen Bücher des Neuen Testaments. Von *W. M. L. de Wette*. 2) Über Johannes Marcus und seine Schriften, oder: welcher Johannes hat die Offenbarung verfasst? Eine Abhandlung in drei Büchern von *F. Hitzig*. (Nr. 223, 224, 225 u. 226.) — **Hermann Weissenborn:** 1) *E. Curtii*, de portubus Athenarum commentatio. 2) *G. Finlay's* historisch-topographische Abhandlungen über Attica. Herausg. von *S. F. W. Hoffmann*. (Nr. 215, 216 u. 217.) — **G. A. Stenzel:** Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's des Grossen, Könige von Preussen u. s. w. Herausg. von *K. H. S. Rödenbeck*. (Nr. 217 u. 218.) — **G. H. Klippel:** 1) Vaterländisches Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen. Herausg. von *A. Brönnenberg*, *W. Havemann* und *A. Schaumann*. 2) Die goslarischen Berggesetze des 14. Jahrhunderts. Aus einem Codex des goslarischen Archivs neu herausg. von *A. F. G. Schaumann*. 3) Diepholzer Urkundenbuch. Herausg. von *W. v. Hodenberg*. 4) *J. H. Pratje's* vermischte Sammlungen. Herausg. unter Leitung des vaterländischen Vereins zu Stade. (Nr. 222 u. 223.) — **Friedrich Breier:** Observationes criticae in Aristotelis libros metaphysicos. Scripsit *H. Bonitz*. (Nr. 218 u. 219.) — **Rosenthal:** Beitrag zur Darstellung eines reinen einfachen Baustils, von *E. Kopp*. (Nr. 221, 222 u. 223.) — **E. Schmid:** Beweisführung, dass die Lehre der neuern Physiker vom Drucke der Luft und des Wassers falsch ist, nebst einem Versuche, die Erscheinungen an flüssigen Körpern ohne atmosphärischen Luftdruck zu erklären, von *F. Freih. v. Drieberg*. (Nr. 226.) — **J. W. Planck:** Das deutsche Notariat nach den Bestimmungen des gemeinen Rechts und mit besonderer Berücksichtigung der in den deutschen Bundesstaaten geltenden particularrechtlichen Vorschriften, geschichtlich und dogmatisch dargestellt von *F. Österley*. (Nr. 228 u. 229.) — **D. G. Kieser:** Verhandlungen der Kaiserlichen Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. Gesammelt und herausg. von *F. v. Wendt* und *C. G. Nees v. Esenbeck*. Erster Artikel. (Nr. 229, 230 u. 231.) — **Ernst Susemihl:** Die Arthur-Sage und die Märchen des rothen Buchs von Hergest. Herausg. von *San-Marte* (A. Schulz). (Nr. 231 u. 232.) — **Gelehrte Gesellschaften; Beförderungen und Ehrenbezeigungen; Chronik der Universitäten; Chronik der Gymnasien; Literarische Nachrichten; Miscellen; Nekrolog.**

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und sie wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 1 1/2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen etc.** gegen eine Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Allen Leihbibliotheken können wir als sehr interessante Lecture ganz vorzüglich empfehlen:

Aus dem Leben. Novellen und Erzählungen von **G. vom See.** Inhalt: Der Handschuhmacher. Der Todtenfinger. 8. 1 1/2 Thlr.

Schloß Lilienhof, oder die nordischen Flüchtlinge, von St. Kelly. Zwei Theile. 8. 2 1/2 Thlr.

Beides erschien soeben bei **W. Wienbrack** in Leipzig und ist in jeder Buchhandlung zu finden.

Das Heldenbuch von Dr. Karl Simrock.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gudrun.

Deutsches Heldenlied

übersetzt von

Dr. Karl Simrock.

(Des Heldenbuches erster Theil.)

Gr. 8. Velinpapier. Broschirt. Preis 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.), oder 2 Fl. 30 Kr.

Das Nibelungenlied.

übersetzt von

Dr. Karl Simrock.

Dritte Auflage.

(Des Heldenbuches zweiter Theil.)

Gr. 8. Velinpapier. Broschirt. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Das Heldenbuch soll die gesammte deutsche Heldenpoesie, wie sie sich vom 6. bis zum 15. Jahrhundert bei uns ausgebildet und zu einem großen bewunderungswürdigen Ganzen gestaltet hat, umfassen, theils in Übersetzungen des besten zu diesem Kreise gehörigen alten Gedichts, theils in eigenen Dichtungen des Herausgebers, der sich ganz in unsere nationale Heldensage eingelebt, und sie im „Wieland der Schmied" und dessen Fortsetzungen, welche mit diesem das Amelungenlied bilden, im alten Geiste fortgeführt hat.

Die zwei ersten jetzt vorliegenden Bände enthalten die beiden Gedichte, von welchen Gervinus sagt, daß sie für die Nation in ewiger Ruhm heißen dürften: das Nibelungenlied und die Gudrun. Das erstere hat sich, seit seiner Wiedererweckung, welche mit der Wiedererweckung unserer Nationalität zusammenfällt, immer mehr als unser Nationalepos, der größte Hort unsers Volks geltend gemacht, und den frühen, gleichsam prophetischen Ausspruch Johannes von Müller's, daß es die deutsche Ilias sei, bewährt. Von der Gudrun, welche von der Hagen die wunderbare Nebensonne der Nibelungen nannte, während sie Andere, in Bezug auf jenen Ausspruch J. v. Müller's, der Odyssee verglichen, urtheilt Grimm, dies Gedicht stehe den Nibelungen an innerm Gehalt nahe, ja, was Anlage des Ganzen und regelmäßige, fortschreitende Entwickelung der Fabel betreffe, über ihnen. „Es überrascht durch Neuheit des Inhalts, wie der Charaktere, und zu bewundern ist der eigenthümliche Ausdruck, den jede der auftretenden Personen zeigt und durch das ganze Gedicht behält." Noch günstiger urtheilt Gervinus, daß die Gudrun eine viel kunstmäßigere Feile erhalten habe als die Nibelungen, daß poetischer Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen der Reime, kurz Alles, was formell ein Gedicht auszeichnen kann, weit vorzüglicher sei als in den Nibelungen; daß alle Situationen lebendiger, die Charaktere theilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so großartig entworfen seien u. s. w.

Die Übersetzung folgt dem Originale Zeile für Zeile und gibt es in einer Sprache wieder, die vollkommen neuhochdeutsch, doch allen modernen Anklang vermeidet, wodurch die Täuschung entsteht, als läsen wir, der sprachlichen Hindernisse, die uns dies bisher verwehrten, überhoben, das Original selbst; diese Eigenthümlichkeit aller Übersetzungen K. Simrock's aus dem Mittelhochdeutschen hat Goethe treffend bezeichnet. Er sagt (Nachgelassene Werke, V, S. 209), indem er dessen Übersetzung der Nibelungen in der ersten Ausgabe als eine höchst willkommene begrüßt: „Es sind die alten Bilder, aber nur erhellt. Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemälde weggenommen hätte und die Farben in ihrer Frische uns wieder ansprächen." Ein großer Vorzug der Simrock'schen Nibelungen u. s. w. ist auch die genaue Nachbildung des Versmaßes, eine Aufgabe, welche vor dem Erscheinen desselben noch ungelöst war.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **E. Kummer** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

O'Connell über Irland und die Irländer. Aus dem Englischen von **Ad. Böttger.** Erster Band. Brosch. 1 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Der Handelsverkehr, die Seele des Staatslebens. Herausgegeben von **Edward Ganswindt.** Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Mittelitalien
von den Zeiten römischer Herrschaft,
nach seinen Denkmalen

dargestellt von

Dr. Wilhelm Abeken,

Secretair des Archäologischen Instituts zu Rom rc.

Mit 11 Tafeln.

Gr. 8. Velinpapier. Preis 3 Thlr. 7½ Ngr. (3 Thlr. 6 gGr.), oder 5 Fl. 24 Kr.

Inhalt: Einleitung. Das älteste mittlere Italien chorographisch und historisch. 1) Etrusker und Umbrer. 2) Latiner. 3) Die Sabiner und die Sabellischen Stämme. Die Denkmale des ältesten Italien. — Die ältesten Städtebauer und die ältesten Burgen. — Anlage und Bildung der Städte. — Mauerbau. — Die Bogen- und Gewölbconstruction. — Die Befestigungen alter Städte. — Hydraulische Anlagen. — Strassen und Brücken. — Privaten und öffentliche Bauten des Gerichts und des Verkehrs. Nachträgliches über Brunnenhäuser und Cisternen. — Anlagen der Volkslustbarkeit. — Die Tempel. — Die Gräber. — Plastik und Malerei. Etrurien und Umbrien. — Latium und die Sabina. — Campanien, mit Anschluss von Samnium und dem nördlichen Lucanien; die Länder des adriatischen Meeres. — Übersicht der in Italien geübten Künste in ihrer Technik und ihren Leistungen. 1) Thonarbeit. 2) Metallarbeit. — Die Glas- und Schmelzarbeit. — Die Steinarbeit. — Die Arbeit in Holz, Elfenbein, Bernstein. — Die Malerei.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Encyklopädische Zeitschrift vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von **Oken**. Jahrgang **1843**. Neuntes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** rc. werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in Breslau ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Grammatisch geordnete Stoffsammlung zu lateinischen Memorirübungen

von Dr. J. Spiller,

Lehrer am Gymnasium zu Gleiwitz.

Preis 7½ Sgr. netto.

Auf Anordnung eines hohen Unterrichtsministeriums werden die von Herrn Dr. Ruthardt in Vorschlag gebrachten **Memorirübungen** auf allen preußischen Gymnasien eingeführt.

Diesem Zwecke wird keine Schrift besser entsprechen, als die obige, welche wegen der sorgfältigen Wahl und methodischen Anordnung des Lernstoffes allen ähnlichen Arbeiten vorzuziehen ist.

Von demselben Verfasser ist unlängst erschienen:

Quaestionum de Xenophontis historia graeca specimen. 10 Sgr. netto.

Bei **C. H. Reclam** sen. in Leipzig ist erschienen:

Stichert, F. O., Wegweiser in das Gebiet der lateinischen Sprache, Grammatik und Übungsbuch vereinigend, und gegen 2500 gleich von den ersten Sprachelementen beginnende Aufgaben zum Übersetzen ins Deutsche und ins Lateinische enthaltend; für höhere Bürgerschulen, Progymnasien, untere Gymnasialclassen, Seminarien und Privatunterricht. 15 Bogen in gr. 8. 1839. Preis ½ Thlr.

Eine Beurtheilung dieses sehr gründlichen Buches s. in Gersdorf's Repertorium, 23ster Bd., 6tes Heft, S. 529 u. fg.

Antike Marmorwerke

zum

ersten Male bekannt gemacht

von

EMIL BRAUN.

Erste und zweite Decade.

Folio. In Cartes. 8 Thlr.

Erste Decade. 1. Athene Agoraia. — 2. Artemis Soteira. — 3. Doppelkopf des Zeus. — 4. Zeus Dodonaeos. — 5. Zeus Jugend. — 6. Zeus und Aegina. — 7. Selene. — 8. Selene und Endymion. — 9. Hektor's Bestattung. — 10. Des Piloten Heimkehr.

Zweite Decade. 1. Hermes der Rinderdieb. — 2. Dionysos Dendrites. — 3. Demeter Thesmophoros. — 4. Raub der Proserpina. — 5. Eros und Anteros. — 6. Meleager. — 7. Herakles der Löwenwürger. — 8. Pyrrhiche. — 9. Kaiserharnisch mit Siegestrophäen. — 10. Kaiserharnisch mit Roma, zu deren Füssen Erde und Meer.

Leipzig, im September 1843.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

In unterzeichnetem Verlage erscheinen demnächst:

August Graf von Platen's
gesammelte Werke.

Taschenausgabe in fünf Bänden.

Nachdem uns so häufig schon der Wunsch zu erkennen gegeben worden ist, es möchten die Werke dieses Dichters in einem Taschenformate, sich anreihend an unsere mit Beifall aufgenommenen Ausgaben von Schiller, Goethe, Lessing, Wieland, Klopstock, Klinger u. s. w. veröffentlicht werden, haben wir uns entschlossen, demselben zu entsprechen.

Wir werden dieselben in zwei Lieferungen von zwei und drei Bänden erscheinen lassen, deren Inhalt hier folgt:

Erster Band. Platen's Biographie. Lieder und Romanzen. Balladen. Vermischte und Gelegenheitsgedichte.

Zweiter Band. Ghaselen. Sonette. Oden. Eklogen und Idyllen. Festgesänge. Epigramme. Übersetzungen.

Dritter Band. Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläserne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampsinit. Der Thurm mit sieben Pforten. Treue um Treue.

Vierter Band. Die verhängnißvolle Gabel. Der romantische Ödipus. Die Liga von Cambrai. Parabase. Der grundlose Brunnen. Die großen Kaiser. Die Abassiden. Rosensohn.

Fünfter Band. Das Theater als ein Nationalinstitut. Über verschiedene Gegenstände der Dichtkunst und Sprache. Geschichte des Königreichs Neapel.

Es ist dabei unsere Absicht, Platen's Werke auch bei den Minderbegüterten einzubürgern, weshalb wir diese Ausgabe im Wege der Subscription herausgeben wollen, und zwar zu einem Preise von 15 Ngr. (12 gGr.), oder 48 Kr., für den Band. Das ganze Werk kostet mithin im Subscriptionspreise 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 gGr.), oder 4 Fl. Der nach Versendung der letzten Lieferung eintretende Ladenpreis erhöht sich auf 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 gGr), oder 5 Fl. 24 Kr.

Wir machen durchaus keinen Anspruch auf Vorausbezahlung, sondern nur die Abnahme der ganzen Ausgabe zur Bedingung. Aus diesem Grunde können wir weder beim Erscheinen noch nach Vollendung des Werks einzelne Bände ablassen.

Platen's gesammelte Werke in Taschenformat werden noch vor Schluß des Jahres in den Händen der Subscribenten sein.

Jede Buchhandlung ist von uns in den Stand gesetzt, diese Taschenausgabe zu den obigen Bedingungen zu liefern.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1843.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter
für
literarische Unterhaltung

Jahrgang 1843. September.

Inhalt:

Nr. 244. Lessingiana. Von G. E. Guhrauer. (Nr. 244—249.) — Fêtes et souvenirs du congrès de Vienne; tableaux des salons, scenes anecdotiques et portraits 1814—15, par le comte A. de la Garde. — **Nr. 245.** Unterhaltungsliteratur. — **Nr. 247.** Theodor Hook. — **Nr. 248.** Volkspoesie. — **Nr. 249.** Urtheil eines Briten über deutsche Malerei. — **Nr. 250.** Gräfin Chateaubriand. Roman von H. Laube. — Neue französische Kunstwerke. — **Nr. 251.** Zur Geschichte der Pädagogik. Von F. A. Koethe. (Nr. 251—253.) — Macbeth im Original. — **Nr. 252.** L'Europe pendant la révolution française, par B. H. R. Capefigue. Erster und zweiter Band. — **Nr. 253.** Geschichte der schlesischen Kriege nach Originalquellen von L. v. Orlich. Erster Theil. (Nr. 253, 254.) — **Nr. 254.** Neue Dichter. (Nr. 254, 255.) — **Nr. 255.** Notices et mémoires historiques par F. A. A. Mignet. Erster Band. — **Nr. 256.** Über Menschenrassen. (Nr. 256, 257.) — **Nr. 257.** Forschung und Phantasie. Von J. Geel. Übersetzt durch Hierunda. — **Nr. 258.** W. F. Meyern. — **Nr. 259.** Christoffel von Grimmelshausen, der Verfasser des „Abenteuerlichen Simplicissimus". Ein Beitrag zur Literaturgeschichte Deutschlands im 17. Jahrhundert von W. A. Passow. (Nr. 259—261.) — **Nr. 262.** Fidibus, Schelmenlieder von J. Lasker. — **Nr. 264.** Studi critici di N. Tommaseo. — **Nr. 265.** Kabul. Schilderungen einer Reise nach dieser Stadt und des Aufenthalts daselbst in den Jahren 1836—38. Von A. Burnes. Aus dem Englischen von Th. Oelkers. (Nr. 265, 266.) — Recherches sur la condition civile et politique des femmes, depuis les Romains jusqu'à nos jours, par Ed. Laboulaye. (Nr. 265, 266.) — **Nr. 267.** Übersicht der neuesten poetischen Literatur. Dritter und letzter Artikel. (Nr. 267—270.) — **Nr. 268.** Entwurf einer Universalgeschichte für gebildete Leser. Von W. Zacharias Ressel. Erste Abtheilung. (Nr. 268, 269.) — **Nr. 270.** La France statistique d'après les documents officiels les plus récents par A. Legoyt. — **Nr. 271.** Die neuesten Bewegungen auf dem Gebiete der Philosophie der Geschichte. Krause's Geist der Geschichte der Menschheit. Von H. A. Oppermann. (Nr. 271, 272.) — Rubini in Petersburg. — **Nr. 272.** Aus dem Böhmerwalde, von J. Rank. Von J. P. Jordan. — **Nr. 273.** Das Dekameron des Giovanni Boccaccio. Aus dem Italienischen übers. von Karl Witte. Zweite verbesserte Auflage. — Carlyle über die Gegenwart Englands vom Standpunkte seiner Vergangenheit. — Schriftstellerleben. — **Notizen, Miscellen, Bibliographie, Literarische Anzeigen** ꝛc.

Von dieser Zeitschrift erscheint täglich außer den Beilagen eine Nummer, und sie wird in Wochenlieferungen, aber auch in Monatsheften ausgegeben. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. Ein

Literarischer Anzeiger

wird mit den **Blättern für literarische Unterhaltung** und der **Isis** von Oken ausgegeben und für den Raum einer gespaltenen Zeile 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** ꝛc. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. den **Blättern für literarische Unterhaltung** beigelegt.

Leipzig, im October 1843.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen:

Lateinische Sprachlehre

für Schulen

von **J. N. Madvig.**

Gr. 8. Velinpapier. Geh. Preis 1⅓ Thlr.

Bemerkungen

über verschiedene Punkte des Systems der lateinischen Sprachlehre und einige Einzelheiten derselben.

Als Beilage

zu seiner lateinischen Sprachlehre für Schulen.

Von

J. N. Madvig.

Gr. 8. Velinpapier. Geh. Preis ⅓ Thlr.

Beide Werke dürften das lebhafteste Interesse der Philologen und Schulmänner in Anspruch nehmen. — Um die Einführung der Grammatik thunlichst zu erleichtern, ist jede Buchhandlung in den Stand gesetzt, auf 12 Exemplare ein Freiexemplar zu bewilligen.

Braunschweig, den 1. September 1843.

Friedrich Vieweg und Sohn.

Allgemeines

Bücher-Lexikon etc.

Von

Wilhelm Heinsius.

Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigung früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von

Otto August Schulz.

Erste bis **dritte Lieferung**, Bogen 1—30. **(A—Erdmann.)**

Gr. 4. Geh. Jede Lieferung auf Druckpap. 25 Ngr., auf Schreibpap. 1 Thlr. 6 Ngr.

Die ersten sieben Bände des „Allgemeinen Bücher-Lexikon" von Heinsius (1812—29) sind jetzt zusammengenommen **im herabgesetzten Preise** für 20 Thlr. zu erhalten; auch werden einzelne Bände zu verhältnißmäßig erniedrigten Preisen erlassen. Der achte Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpap. 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpap. 12 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig, im October 1843.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage von **G. W. F. Müller** in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lisco, Fr. G. (Dr. theol. und Prediger an der St.-Gertraudkirche), **Erbauet Euch auf Euern allerheiligsten Glauben!** Ein Andachtsbuch. Mit einem Kupfer (Christuskopf). Gr. 8. (43 Bogen.) 1843. 2⅔ Thlr. (Feine Ausgabe 3 Thlr.)

Die wichtigsten Punkte der christlichen Glaubens- und Sittenlehre bilden den Inhalt der Betrachtungen dieses Buchs; geordnet sind sie nach der Reihenfolge der Sonn- und Festtage des christlichen Kirchenjahrs, mit Berücksichtigung anderer im Leben des Christen wichtiger Tage. Zweck dieses Andachtsbuchs ist, den Leser in die Erkenntniß der christlichen Wahrheit und einer selbst einzuführen.

Die ersten 20 Betrachtungen haben folgende Überschriften: 1. Die Offenbarung Gottes in der Natur. 2. Die Offenbarung Gottes im Gewissen. 3. Die Offenbarung Gottes in der Geschichte. 4. Die Offenbarung Gottes im Gesetz. 5. Die Offenbarung Gottes in der Verheißung. 6. Die Geburt Jesu Christi. 7. Die Geburt Jesu Christi. Unsere Kindschaft bei Gott. 8. Im Namen Jesu. 9. Die Herrlichkeit Jesu Christi in seinem Wandel. 10. Die Herrlichkeit Jesu Christi in seinen Wundern. 11. Die seligmachende Lehre Jesu Christi. 12. Jesus verkündigt sein Leiden. 13. Jesus leidet aus Liebe. 14. Jesus, das Lamm Gottes. 15. Christus für uns dahin gegeben. 16. Es ist vollbracht. 17. Jesu Ruhe im Grabe. 18. Christus ist wahrhaftig auferstanden. 19. Wir werden auferstehen. 20. Selige Freude des Wiedersehens.

In Unterzeichnetem ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Otto, Dr. Frid. G., Commentarii critici in codices bibliothecae academicae Gissensis graecos et latinos philologicos et medii aevi historicos ac geographicos. Cum appendice critica variarum lectionum et quorundam carminum latinorum medii aevi nunc primum e codicibus editorum. Kleinfolio. Broschirt. 7 Thlr., oder 12 Fl.

Von grossem Interesse für Bibliotheken, Philologen und Geschichtsforscher.

Giessen, im September 1843.

G. F. Heyer's Verlag.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands ist zu haben:

Handtke's Schulatlas über alle Theile der Erde. 2te Auflage. 25 Blätter in Querquart. Geheftet. Preis 15 Sgr., einzelne Karten zu 1 Sgr.

Der beste Beweis für die Brauchbarkeit dieses unerhört billigen Atlas ist, außer den vielen empfehlenden Beurtheilungen, ein Absatz von über 60,000 Exemplaren seit den vier Jahren seines Erscheinens. Die Herren Lehrer, welche denselben noch nicht beachteten, ersuchen wir, ihm einige Aufmerksamkeit zu schenken.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Phycologia generalis

oder

Anatomie, Physiologie und Systemkunde

der

Tange.

Bearbeitet von

Friedrich Traugott Kützing.

Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, **gezeichnet und gravirt vom Verfasser.**

Gr. 4. In Carton. 40 Thlr.

Leipzig, im October 1843.

F. A. Brockhaus.

Beschreibung der Stadt Rom nunmehr vollständig.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

BESCHREIBUNG DER STADT ROM

von

E. PLATNER, C. BUNSEN, E. GERHARD, W. RŒSTELL UND L. URLICHS.

Mit Beiträgen von

B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von *F. Hoffmann.* Erläutert durch Pläne, Aufrisse und Ansichten von den Architekten *Knapp* und *Stier*, und begleitet von einem besondern Urkunden- und Inschriftenbuch von *Eduard Gerhard* und *Emiliano Sarti.*

Dritter Band. Dritte und letzte Abtheilung.

Das Marsfeld, die Tiberinsel, Trastevere und der Janiculus, oder der Beschreibung zehntes und eilftes Buch.

Mit einem Plane des alten Marsfeldes.

Gr. 8. Preis 4 Thlr. 22½ Ngr. (4 Thlr. 18 gGr.), oder 8 Fl.

Mit dieser Abtheilung ist das umfassende Werk geschlossen und können vollständige Exemplare desselben durch alle Buchhandlungen für folgenden Preis bezogen werden:

Text in drei Bänden 24 Thlr. 15 Ngr. (24 Thlr. 12 gGr.), oder 39 Fl. 45 Kr.
Zwei Bilderhefte dazu 12 Thlr. 20 Ngr. (12 Thlr. 16 gGr.), oder 21 Fl. 36 Kr.

Zugleich geben wir noch die vorläufige Nachricht, dass, um allen Anfoderungen zu genügen, gegenwärtig ein vollständiger Auszug aus obigem Werke durch die Herren Verfasser selbst vorbereitet und gleichfalls in unserm Verlage in entsprechendem Format erscheinen wird.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **Alb. Förstner** in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sämmtliche Tragödien des Sophokles.

Metrisch übersetzt
von
Franz Fritze.

I. Elektra.

Gr. 8. Brosch. ⅓ Thlr.

Sr. Majestät dem Könige von Preußen zugeeignet und von L. Tieck bevorwortet.

Die vorliegende Bearbeitung der Tragödien des Sophokles zeichnet sich von den bisher erschienenen Übertragungen dieses Dichters besonders dadurch aus, daß der Herr Verfasser statt des Trimeters in den Reden der Personen die gewöhnlichen Jamben wählte, für den Chor aber die alten Sylbenmaße beibehielt. Diese Abweichung von der bisher üblichen Form gewährte ein wahrhaft erfreuliches Resultat und Herr Geh. Rath L. Tieck spricht sich darüber ganz unumwunden in dem Vorworte dahin aus, daß, obschon anfänglich gegen eine solche Neuerung eingenommen, er sich bei dem Vortrage dieser Bearbeitung doch bald überzeugt habe, wie es dem Herrn Verfasser durchaus gelungen sei, die volle edle Sprache, den tiefen Gedanken, das Leidenschaftliche der Rede in den kürzern Versen wiederzugeben, und daß bei einem Versuche, die Meisterwerke der Alten wörtlich und genau, ohne willkürliche Veränderung theatralisch darzustellen, es als ein Gewinn zu betrachten sei, sie in einem Verse vortragen zu hören, der bei uns seit lange eingebürgert ist und an den unser Ohr sich gewöhnt hat.

In der **Herold**'schen Buchhandlung in Hamburg ist erschienen:

Rosenberg, J. Th. H., Kaufmännische Arithmetik. Enthaltend die Gold- und Silbermünzen nach ihrem gesetzmäßigen Gehalt und Gewicht, das Papier-, Rechnungs- und Wechselgeld, die Wechsel- und Staatspapiercourse und die höhere Zinsrechnung, nebst Aufgaben über alle diese Theile. 7 Bogen mit Faciten.

Gr. 8. Geh. ½ Thlr.

Die ausführlichen Auflösungen werden später erscheinen.

Zur Ausbildung jedes Kaufmanns zu empfehlen.

Soeben ist in meinem Verlage erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Liebeskunst.

Drei Bücher.

Dem Publius Ovidius Naso

nachgedichtet
von
Ch. F. Adler.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Leipzig, im October 1843.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig

im Jahre **1843.**

№ III. Juli, August und September.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, befindet sich in Nr. XIII und XIV des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XVI desselben.)

62. **Die Lustspiele des Aristophanes.** Übersetzt und erläutert von **Hieronymus Müller.** Erster Band. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

63. **Bericht vom Jahre 1843 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.** Herausgegeben von **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

Die Berichte von 1835—42 haben denselben Preis.

64. **Antike Marmorwerke.** Zum ersten Male bekannt gemacht von **Em. Braun.** Erste und zweite Decade. Folio. In Carton. 8 Thlr.

Erste Decade. 1. Athene Agoraia. — 2. Artemis Soteira. — 3. Doppelkopf des Zeus. — 4. Zeus Dodonaeos. — 5. Zeus Jugend. — 6. Zeus und Aegina. — 7. Selene. — 8. Selene und Endymion. — 9. Hektor's Bestattung. — 10. Des Piloten Heimkehr.

Zweite Decade. 1. Hermes der Rinderdieb. — 2. Dionysos Dendrites. — 3. Demeter Thesmophoros. — 4. Raub der Proserpina. — 5. Eros und Anteros. — 6. Meleager. — 7. Herakles der Löwenwürger. — 8. Pyrrhiche. — 9. Kaiserharnisch mit Siegestrophäen. — 10. Kaiserharnisch mit Roma, zu deren Füssen Erde und Meer.

65. **Cancan eines deutschen Edelmanns.** Zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Theil erschien 1841 zu demselben Preise.

66. **Ganswindt (Edward), Der Handelsverkehr, die Seele des Staatslebens.** Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

67. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Nebst Angabe der Druckorte, der Verleger, des Erscheinungsjahrs, des Formats, der Bogenzahl, der Preise ꝛc. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigung früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** Dritte Lieferung. (Christ — Erdmann.) Gr. 4. Geh. Druckpapier 25 Ngr., Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der erste bis siebente Band von Heinsius' Bücher-Lexikon kosten zusammengenommen im herabgesetzten Preise 20 Thlr.; auch sind einzelne Bände zu verhältnißmäßig billigern Preisen zu haben. Der achte Band, welcher die von 1828 bis Ende 1834 erschienenen Bücher enthält, kostet auf Druckpap. 10 Thlr. 15 Ngr., auf Schreibpap. 12 Thlr. 20 Ngr.

68. **Kaltschmidt (Jak. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch,** zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. In neun Heften. Siebentes Heft. (Präfectur — Stegnotika.) Gr. 8. Jedes Heft 8 Ngr.

69. **Kützing (F. Trg.), Phycologia generalis,** oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 4. In Carton. 40 Thlr.

70. **Marheineke (Ph.), Predigt zur Feier der tausendjährigen Selbständigkeit Deutschlands,** am 6. August 1843 in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin vorgetragen. Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

71. **Martens (Charles de), Nouvelles causes célèbres du droit des gens.** Deux tomes. Gr. in-8. Broch. 5 Thlr. 10 Ngr.

Von demselben Verfasser erschien früher in meinem Verlage:

Causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. 1827. Broch. 4 Thlr. 15 Ngr.

Guide diplomatique. Contenant: 1° Considérations sur l'étude de la diplomatie. 2° Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques. 3° Traité sur le style des compositions en matière politique. 4° Bibliothèque diplomatique choisie, suivie d'un catalogue de cartes de géographie moderne. 5° Recueil d'actes et d'offices à l'appui du traité sur le style des compositions en matière politique. Deux volumes. Gr. 8. 1832. Broch. 4 Thlr. 15 Ngr.

72. ***Most (G. F.)*, Encyklopädie der gesammten Volksmedicin,** oder Lexikon der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt. In fünf Heften. Zweites Heft. (*Brennkraut — Gewürze.*) Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Von dem Verfasser erschienen unter Andern bereits in meinem Verlage:

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis. Zweite, stark vermehrte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—40. 11 Thlr. 20 Ngr.

Ueber Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. 1837. 1 Thlr. 10 Ngr.

Denkwürdigkeiten aus der medicinischen und chirurgischen Praxis. Erster Theil. Gr. 8. 1842. 1 Thlr. 25 Ngr.

73. **Die Liebeskunst.** Drei Bücher. Dem **Publius Ovidius Naso** nachgedichtet von **Ch. F. Adler.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

74. **Raumer (F. von), Vortrag zur Gedächtnißfeier König Friedrich Wilhelm's III.,** gehalten am 3. August 1843 in der Universität zu Berlin. Gr. 12. Geh. 8 Ngr.

75. **Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. (Conversations-Lexikon.)** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Original-Auflage. Vollständig in 15 Bänden oder 120 Heften. Siebzehntes bis einundzwanzigstes Heft. (Buchholz — Christophori.) Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das Heft in der Ausgabe auf Maschinenpapier; in der Ausgabe auf Schreibpapier kostet der Band 2 Thlr., auf Velinpapier 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Exemplare 1 Freiexemplar.

Eine ausführliche Anzeige ist in allen Buchhandlungen gratis zu erhalten, wo auch fortwährend Subscription angenommen wird.

Auf den Umschlägen der einzelnen Hefte werden Ankün-

digungen abgedruckt, und der Raum einer Zeile wird bei einer Auflage von 25,000 Exemplaren mit 10 Ngr. berechnet.

76. **An Bremens gemeinen Mann.** Von dessen Mitbürger **J. Rösing.** Gr. 12. Geh. 2½ Ngr.

77. **Schücking (Levin), Ein Schloß am Meer.** Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

78. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Fünfter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thlr.**, sodaß die ganze Folge **zehn Thlr.** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste, dritte und vierte Jahrgang der Neuen Folge (1840, 1842, 1843) 2 Thlr., der zweite (1841) 2 Thlr. 15 Ngr.

79. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1844. Neue Folge. Sechster Jahrgang. Mit dem Bildnisse Karl Förster's. 8. Eleg. cart. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1831—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu 15 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden. Von der Neuen Folge kosten die Jahrgänge 1839 und 1840 jeder 1 Thlr. 15 Ngr., 1840—43 jeder 1 Thlr. 20 Ngr.

80. **Varnhagen von Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.** Vierter bis sechster Band. — A. u. d. T.: **Vermischte Schriften.** Drei Theile. Gr. 12. Geh. 6 Thlr.

Der erste bis dritte Band enthalten „**Denkwürdigkeiten des eignen Lebens**" und kosten ebenfalls 6 Thlr. Von der ersten Auflage sind noch einzelne Bände zur Completirung vorräthig.

81. **Waagen (G. F.), Über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt.** Vortrag, gehalten am 18. März 1843 im Wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Gr. 12. Geh. 6 Ngr.

82. **Wolf (J. W.), Niederländische Sagen.** Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben. Mit einem Kupfer. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Preisermässigung des Pfennig-Magazins.

Um die Anschaffung dieses Werks nach Möglichkeit zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, die erste aus 10 Bänden bestehende Folge im Preise herabzusetzen:

I.—X. Band (1833-42) zusammengenommen 10 Thlr.
I.—V. Band (1833-37) zusammengenommen 5 Thlr.
VI.—X. Band (1838-42) zusammengenommen 5 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Ferner sind zu **herabgesetzten Preisen** zu beziehen:

Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Jahrg. (1834—38.) 2 Thlr. 15 Ngr.
Sonntags-Magazin. 3 Bände. 2 Thlr.
National-Magazin. 1 Band. 20 Ngr.

Diese 4 Bände zusammengenommen **nur 3 Thlr.**

Aus dem Verlage des Herrn **F. König** in Hanau habe ich mit Verlagsrecht käuflich übernommen und ist von jetzt ab nur von mir zu beziehen:

Koenig (H.), William's Dichten und Trachten. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 8. 1839. Geh. 4 Thlr.

Saintes, A.,
Histoire du rationalisme en Allemagne.

2de édition revue et beaucoup augmentée. Gr. in-8. Broch. 2½ Thlr.

Cette édition, que l'auteur a beaucoup revue et corrigée, est spécialement augmentée d'un chapitre sur l'état actuel de la théologie catholique en Allemagne.

Hambourg, la librairie de **Herold.**

In unserm Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Naturgetreue Abbildungen

der vorzüglichsten

essbaren, giftigen und verdächtigen

Pilze

von

Karl Friedr. Aug. Harzer.

Bevorwortet

von

Dr. Ludw. Reichenbach,

königl. sächs. Hofrathe, Prof. der Naturgeschichte etc. etc.

I. bis IX. Heft.

Dieses Werk wird aus 12—16 Heften bestehen. Jedes Heft enthält *5 colorirte* Tafeln und 1 Bogen Text in Folio. Preis 1 Thlr. 15 Ngr. (1½ Thlr.)

Da der Herr Verfasser das Talent des Beobachtens, Zeichnens, Malens und Lithographirens in **einer** Person vereinigt, so sind diese Abbildungen mit einer **seltenen Treue**, sowol in Zeichnung als Colorit, aufgefasst, und dürften in dieser Hinsicht selbst von den kostspieligsten Werken dieser Art nicht übertroffen werden.

Der in der Literatur der Naturwissenschaften allgemein rühmlichst bekannte Hofrath Dr. Reichenbach stellt sie den weltberühmten entomolischen Abbildungen eines Rösel von Rosenhof zur Seite.

Dresden, im September 1843.

Eduard Pietzsch & Comp.

Beste Himmelskarten

unter dem Titel:

Mappa Coelestis

sive Tabulae quinque

inerrantium septimum ordinem non excedentium et usque ad XXX Gradum decl. austr. pertinentium

quas

pro medio seculo XIX stereographice construxit

G. Schwinck,

k. preuss. Capitain der Artillerie.

Imperialfolio. 6⅔ Thlr., oder 10 Fl. Conv.-Münze.

sind im größten Format fünf Karten erschienen, welche den in unsern Gegenden der Erde sichtbaren Theil des Himmels auf eine Art darstellen, die Alles vereinigt, um dieselben sowol den Astronomen als jedem Gebildeten und Freunde der Astronomie werthvoll zu machen.

Vier dieser Karten stellen den Gürtel der Himmelskugel dar, der sich von 30 Grad südlich vom Äquator bis 50 Grad nördlich erstreckt, die fünfte enthält die Gegend des Nordpols bis zu 46 Grad Entfernung von ihm. Diese Karten enthalten nicht nur alle mit bloßen Augen sichtbaren Sterne, sondern auch noch die erst durch das Fernrohr sichtbar werdenden — der 7ten Größe. Die Entwerfungsart der Schwinck'schen Karten ist die stereographische, das Kartennetz ist mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit und Schönheit gezeichnet.

Dieses schön ausgestattete Werk ist durch alle Buchhandlungen zu haben.

Leipzig, im October 1843.

K. F. Köhler.

J. G. von Herder's ausgewählte Werke.

Ausgabe in Einem Bande.

mit dem Bildniss des Verfassers in Stahl gestochen und einem Facsimile seiner Handschrift.

Das Bedürfniß einer Ausgabe von Herder in Einem Bande, mit welcher wir die Reihe unserer compacten Ausgaben von Goethe, Schiller, Platen, Lessing, Klopstock u. s. w. ergänzen, ist schon längere Zeit fühlbar gewesen, um so angenehmer ist es uns jetzt, das baldige Erscheinen dieser Ausgabe hierdurch ankündigen zu können.

Dieselben Grundsätze, welche uns vor einigen Jahren bei der Herausgabe von Goethe's Werken in zwei Bänden leiteten: in eine compacte Ausgabe nicht sämmtliche Werke, sondern nur die Werke von allgemeinerm Interesse aufzunehmen, haben wir auch bei der Redaction von Herder's Werken festgehalten.

Folgendes wird den Inhalt bilden: Herder's Leben. — Gedichte. — Der Cid. — Legenden, dramatische Stücke und Dichtungen. — Volksliedersammlung. — Geist der hebräischen Poesie. — Älteste Urkunde des Menschengeschlechts. — Ideen zur Philosophie der Geschichte. — Adrastea. — Briefe zur Beförderung der Humanität. — Sophron, gesammelte Schulreden. — Homilien.

Wir veröffentlichen diese Ausgabe in vier Lieferungen, von denen die erste im October dieses Jahres die Presse verlassen wird. Der Preis jeder Lieferung ist 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.; der Preis des Ganzen 8 Thlr., oder 14 Fl.

Um Ostern nächsten Jahres werden wir das Ganze beendigen.

Jede Buchhandlung ist von uns in den Stand gesetzt, diese Ausgabe zu den angegebenen Bedingungen zu liefern.

Stuttgart, den 1. September 1843.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei **Alb. Förstner** in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vor und hinter den Coulissen.

Almanach

erprobter Bühnenspiele, humoristischer Polterabend-Masken, Theater-Mysterien, Schauspieler-Novellen und Anekdoten.

Für 1844.

Herausgegeben von

Fr. Adami.

Mit einem Costümbilde. In farbigen Umschlag cartonnirt.

1⅔ Thlr.

Inhalt: **Lord und Räuber.** Tragikomisches Melodrama von Fr. Adami. — **Der Onkel als Modell.** Posse in einem Act, frei nach dem Französischen von J. Dorich. — **Mathilde.** Modernes Familiengemälde in fünf Acten, von Fr. Adami. — „Humoristische Polterabend-Masken", von J. Lasker. — „Kotzebue", von W. Müller. — „Über Schauspielervereine", von L. Schneider. — „Bruchstücke aus der Biographie des pensionirten Schauspielers L. Schneider." — „Künstler-Silhouetten", von J. Lasker. — „Eine Benefizheirath." — „Flüchtige Skizzen der Mitglieder des königl. Theaters in Berlin", von Feodor Wehl. — „Anekdoten-ABC" rc. rc.

Bei **Friedrich Bassermann** in Manheim ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schwarzwälder Dorfgeschichten

von

Berthold Auerbach.

Zwei Theile in Einem Bande.

In Umschlag broschirt. Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Bei **K. F. Köhler** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu haben:

Biographische Bilder

von

Sieyes, Röderer, Livingston, Talleyrand, Broussais, Merlin, Tracy, Daunou.

Nebst mehrern Vorträgen der Akademie

von

F. A. Mignet,

übersetzt von **F. F. Stolz.**

Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Der berühmte Geschichtsschreiber und Publicist **Mignet** hat, wie in Frankreich, auch in Deutschland so viel Anerkennung gefunden, daß dessen neuestes Werk, dessen historische Schriften, wovon der erste Band obige Biographien geschichtlich denkwürdiger Männer enthält, von vielen Freunden der geschichtlichen Literatur mit Interesse aufgenommen werden wird. — Der zweite und letzte Band erscheint in sechs Wochen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Encyklopädische Zeitschrift vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1843. Zehntes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** rc. werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im October 1843.

F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Faust.

Eine Tragödie

von

Goethe.

Beide Theile in Einem Bande.

Neue wohlfeile Ausgabe in Kleinoctav.

Velinpapier. Broschirt. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Bei dieser Gelegenheit machen wir auch auf die von Prof. **Moritz Retzsch** gezeichneten und gestochenen Umrisse zu Goethe's Faust wiederholt aufmerksam; diese Umrisse sind allbekannt und unterlassen wir daher alle Anrühmung. Der Preis für beide Theile — 40 Blatt in Querfolio cartonnirt — ist 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 gGr.), oder 5 Fl. 24 Kr.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben ist nun **vollständig** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches Kirchenliederbuch

oder

die Lehre vom Kirchengesang.

Praktische Abtheilung.

Ein Beitrag zur Förderung der wissenschaftlichen und kirchlichen Pflege des Kirchenliedes, sowie der häuslichen Erbauung,

von **J. P. Lange,**

Dr. und ordentlichem Professor der Theologie an der Universität zu Zürich.

8. Broschirt. 3 Thlr. 26¼ Ngr. (3 Thlr. 21 gGr.)

Dieses Werk, welches nicht nur Freunden und Studirenden der Hymnologie, sondern besonders auch allen Erbauung Suchenden als ein aufs sorgfältigste ausgewählter und geordneter **geistlicher Liederschatz** zu empfehlen ist, zeichnet sich vor andern Sammlungen ähnlicher Art noch vorzüglich durch geistreiche, jedem Abschnitte beigefügte Einleitungen und beurtheilende Anmerkungen aus.

Der Herausgeber obigen Liederbuchs wird von zwei sich ganz entgegengesetzten Seiten um dieses Werkes willen heftig angegriffen, dürfte aber gerade deswegen bei Denen, welche in dogmatischer und hymnologischer Beziehung einer **freien** kirchlichen Richtung huldigen, desto eher Anerkennung finden.

Ebenfalls ist nun die theoretische Abtheilung dieses Werks erschienen, unter dem Titel:

Die

kirchliche Hymnologie

oder

die Lehre vom Kirchengesang.

Einleitung in das deutsche Kirchenliederbuch.

8. Brosch. 15 Ngr. (12 gGr.)

Meyer und Zeller in Zürich.

Bei **E. Anton** in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Karte von Palästina, nach **Robinson, Ely Smith** und **v. Schubert** bearbeitet und in Stein gestochen von **C. Helmuth,** nebst mehreren Cartons, die **den nördlichen Theil des Libanon, die nähere Umgebung Jerusalems, den Plan von Jerusalem, die Sinai-Halbinsel und die Gegend von Kahira und Suez** in vergrößertem Maßstabe darstellen. Größtes Landkartenformat. Cartonnirt. Preis 1 Thlr.

Der Plan von Jerusalem, besonders abgedruckt, wird cartonnirt zu dem Preise von 7½ Sgr. ausgegeben.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

ÉCHO

de la littérature française.

Troisième année. 1843.

Il paraît chaque semaine un numéro de 1—2 feuilles. — Prix par an 5⅓ Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Les nouveaux abonnés pour l'année 1843 peuvent se procurer les deux premières années de l'Echo au prix d'une seule.

Sommaire des Nos. 35—39.

La redoute. — Le faussaire. — Une reprise de Thétis et Pélée. Par **Paul Smith.** — Un début. Par **Ach... D...** — Voleur, mais amoureux. — Un coquin d'oncle. Par **Frédéric Thomas.** — Paris au commencement du 17ième siècle. — Théâtres de Constantinople. Par **Scipion M...** — Kara-Oglou. — Les moustaches à la chinoise. Par le vicomte **E. de Canourgues.** — Du malheur d'être prince. — M. de Balzac en voyage. — La veuve d'Israël. Par **Alphonse Cerfberr de Médelsheim.** — La maison de Scarron. Par **Eugène Briffault.** — D'une gloire qui sent la fumée. Par **Pierre Durand.** — À bâtons rompus. — Louis XIV à Fontainebleau. — Un présent impérial. Par **J. L.** — *Anecdotes.*

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXVI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verlags- und Commissionsartikel von Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur in Leipzig.

1843. № III. Juli bis September.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar bis März enthaltend, befindet sich in Nr. XV des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April bis Juni, in Nr. XVIII.)

Écho de la littérature française. Troisième année 1843. Nos. 25—36. Gr. 8. Preis des ganzen Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Erscheint jeden Freitag in Nummern von 1—2 Bogen und bietet eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik.

Epiphanii monachii et presbyteri edita et inedita. Cura **Alberti Dressel.** 8. Parisiis et Lipsiae. 1 Thlr.

Jouffroy (Henri), Constitution de l'Angleterre. In-8. Leipzig et Paris. 2 Thlr.

Reise eines Norddeutschen durch die Hochpyrenäen in den Jahren 1841 und 1842. Von **W. v. B.** 2 Bände. Gr. 12. 2⅔ Thlr.

Schweigl (Joseph), So wird man gesund, oder genaue Auskunft über das Naturheilsystem des **Franz Thiel.** 8. Leipzig und Paris. ½ Thlr.

Delius (Eduard), Statistical Almanack for the year 1844. 16mo. Bremen. 1½ Thlr.

Dupuy (D.), Essai sur les mollusques terrestres et fluviatiles et leur coquilles vivantes et fossiles du département du Gers. In-8. 1⅛ Thlr.

Durand-Brager (Henri), Sainte-Hélène. Translation du cercueil de l'empereur Napoléon à bord de la frégatte la Belle-Poule; se rattachant au Mémorial de Sainte-Hélène et à l'expédition du prince de Joinville. Livr. 1. Gr. in-fol. Paris. 8 Thlr.

Les Français peints par eux-mêmes. T. VI, livr. 13—16. T. VII, livr. 1—8. Gr. in-8. Leipzig. Jede Lieferung schwarz ⅓ Thlr., colorirt 7/12 Thlr.

Fries (Elias), Novitiae florae Suecicae. Continuatio, sistens mantissam I, II, III, uno volumen comprehensas. Accedunt de stirpibus in Norvegia recentius detectis praenotiones e maxime parte communicatae a **M. N. Blytt.** 8. Lundae et Upsaliae. 2 Thlr.

Goethe (J. W. von), Faust: a tragedy in two parts. The second part, translated into english verse, by **Jonathan Birch,** embellished with 11 engravings on steel, by J. Brain after M. Retzsch. Roy.-8. London. Bound. 8 Thlr.

d'Hauterive (Borel), Précis historique sur la maison royale de Saxe et sur ses branches ducales de Weimar, Meiningen, Altenbourg et Saxe-Cobourg-Gotha, dequis l'origine des comtes de Wettin jusqu'à nos jours. In-4. Paris. 2½ Thlr.

Niemcewicz (Julien Ursin), Notes sur ma captivité à Saint-Pétersbourg, en 1864, 1795 et 1796 In-8. Paris. 1⅓ Thlr.

Sainte-Allais, Tableau généalogique et historique de la maison royale de Prusse. In-plano. Paris. 1¾ Thlr.

Sué (Eugène), Les mystères de Paris. Édition illustrée. Livr. 1—10. Gr. in-8. Paris. 1¾ Thlr.

Sur quelques points de zoologie mystique dans les anciens vitraux peints. Fragment extrait d'une monographie de la cathédrale de Bourges par **A. Martin** et **Ch. Cahier,** prêtres. In-4. Paris. 2 Thlr.

Taylor (Baron), Les Pyrénées. In-8. Paris. 3 Thlr.

Tegnér (Esaias), Frithiofs saga, a legend of the north. Translated from the swedish by **G. S.** Revised and illustrated. In-8. Stockholm. 5½ Thlr.

Lelewel (Joachim), Polska odradzająca się, czyli Dieje polski potocznie opowiedziane. Wydanie drugie, pomnożone. In-12. Bruxella. 1 Thlr.

Siarczyński (X. Franciszek), Obraz wieku panowania Zygmunta III. Króla polskiego i szwedzkiego, czyli Obraz stanu, narodu i kraju. T. I. In-8. Poznań. 2 Thlr.

Bei **Rudolph Weigel** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buch- und Kunsthandlungen zu beziehen:

Suppléments au Peintre-Graveur de Adam Bartsch recueillés et publiés par *R. Weigel.* Tome I. 8. 2⅔ Thlr.

Rudolph Weigel's Kunstlagerkatalog. 14te Abtheilung, nebst Register über die 8te bis 14te Abtheilung. 8. ⅙ Thlr.

A. E. Umbreit, Über die Eigenhändigkeit der Malerformschnitte. 2tes Heft. 8. ⅚ Thlr.

Rafael's Bilder in der Farnesina zu Rom. Gezeichnet und geätzt von F. Schubert, Maler. 4tes Heft. Fol. 2 Thlr.

Kataloge der leipziger Kunstauctionen, deren bekanntlich jährlich mehre hier abgehalten werden, sind stets von Obengenanntem zu beziehen.

Neu erschien soeben bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Niederländische Sagen.

Gesammelt und mit Anmerkungen begleitet herausgegeben von

Johann Wilhelm Wolf.

Mit einem Kupfer.

Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

1843. September. Nr. 35 — 39.

Inhalt:

*Oberinnthal und Obervintschgau. — Pariser Gerichtsscene. — Das Schlangenthal im Kaukasus. — Über einige dem Landwirthe nützliche Thiere. — *Der Brand des königlichen Opernhauses in Berlin. — Aus der Chronik des Monats Juli. — Die Märker oder Brandenburger. — Der einzige Fehler. — Ackerbau in Rußland. — *John Adams. — Erfindungen. — Die Pullafischer in Scind. — *Stiergefecht zu Malaga. — Hydraulischer Mörtel. — Ort und Zeit des Vertrags von Verdun. — Der elektromagnetische Telegraph auf der Rheinischen Eisenbahn. — Der Schmuggler. — Tugendpreise. — Wirkung der Musik. — Filtrirung des Wassers. — *Nottinghamshire. — Luftdruckmaschine zur Schifffahrt. — Das sächsische Lustlager bei Zeithayn vom 30. Mai bis 29. Juni 1730. — Sklaverei bei den Ameisen. — *Maispflanzen. — Die Fanggruben. — Stiftung Illnau bei Achern in Baden. — Der Carneval zu Buenos Ayres. — *Christoph Friedrich von Ammon. — Die Insel Hongkong. — Der blinde Musikus. — *Nürnberg. — Das Arbeiten der Kinder und jungen Leute in den englischen Bergwerken. — *Johann Sebastian Bach's Denkmal zu Leipzig. — Der kühne Parteigänger. — Die Korallenfischerei in Dalmatien. — Die militairische Friedensfeier in Wien zur Zeit des Congresses. — *Island. — Blütennektar. — Die atmosphärische Eisenbahn in Irland. — Ein Concert im Serail. — Filztuchfabrikation. — Der Feuerfeste. — Die Besteigung des Montblanc. — **Miscellen.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 5 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** **rc.** gegen Vergütung von ³/₄ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Die **erste aus 10 Jahrgängen bestehende Folge** des Pfennig-Magazins wurde wie nachstehend **im Preise herabgesetzt:**

I.—X. Band (1833-42) zusammengenommen 10 Thlr.
I.—V. Band (1833-37) zusammengenommen 5 Thlr.
VI.—X. Band (1837-42) zusammengenommen 5 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Zu **ermäßigten Preisen** sind fortwährend zu beziehen
Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.
National-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.
Die letztern beiden Werke zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

Leipzig, im October 1843.

F. A. Brockhaus.

Das neueste Werk der

Gräfin Hahn-Hahn,

Cecil.

Zwei Bände. 8. Elegant geheftet. 4 Thlr.

ist nunmehr erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Es nimmt dies Buch, voll tiefer psychologischer Wahrheit, voll treffendster Charakterzeichnung, in schöner Sprache dem Leser die fesselnde Verknüpfung der Situationen vorführend, um so mehr einen ersten Platz in der Literatur ein, als jede Härte, die der Gräfin hin und wieder vorgeworfen, hier vermieden ist, und der wohlthuende Eindruck eines schön empfundenen Dichterwerks durch nichts geschmälert wird.

Gleichzeitig wird ausgegeben:

Emma von Niendorf,

Aus der Gegenwart.

8. Elegant geheftet. 1 Thlr.

Dies geistreich geschriebene Buch wird das Interesse der gebildeten Welt in hohem Grade auf sich ziehen. Es enthält: Sonntage mit Clemens Brentano. — Ein berühmter Pilger. — Weihe der Mozartstatue. — Das Kloster der barmherzigen Schwestern in München. — Doctor Strauß in Sontheim. — Kaulbach's Atelier. — Magneta's Seelenmärchen.

Thekla von Gumpert,

Der kleine Vater und das Enkelkind.

Eine Erzählung für Kinder.

Mit Abbildungen. 8. **Elegant gebunden.** 1¹/₃ Thlr.

Die verstorbene Dichterin, Agnes Franz, äußerte sich über diese anziehende Schrift, die ihr im Manuscripte vorgelegt wurde:

„Der Stoff ist anziehend und muß die Theilnahme der kleinen Leser bis ans Ende wach erhalten. Ältern und Lehrer werden es gern in der Kinder Händen sehen, weil ein durchaus guter und frommer Geist durch dasselbe weht, und ohne Absicht zu verrathen, manch gute Lehre darin niedergelegt ist."

Berlin, den 2. October 1843.

Alexander Duncker,
königl. Hofbuchhändler.

Bei **Metzler** in Stuttgart erschienen soeben:

Mohammed der Prophet.

Sein Leben und seine Lehre.

Aus handschriftlichen Quellen und dem Koran geschöpft und dargestellt von Dr. **Gust. Weil**, Bibliothekar an der Universität zu Heidelberg und Mitglied der asiatischen Gesellschaft zu Paris. Mit Beilagen und Stammtafel. Gr. 8. Geh. 3 Thlr., oder 5 Fl. 12 Kr.

Das Leben

des

Fürsten von Pückler-Muskau.

Von Dr. **August Jäger.** Mit dem Bilde des Fürsten. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 gGr.), oder 3 Fl. 54 Kr.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und des Auslands.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Waagen (Gst.), Über die Stellung, welche der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei unter den Mitteln menschlicher Bildung zukommt. Vortrag, gehalten am 18. März 1843 im Wissenschaftlichen Vereine zu Berlin. Gr. 12. Geh. 6 Ngr.

Dritte Auflage von Schwerz Ackerbau.

In Unterzeichnetem ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung
zum
praktischen Ackerbau
von
Joh. Nep. von Schwerz.

Drei Bände.

Mit 15 lithographirten Tafeln.

Dritte, mit dem Bildnisse des Verfassers geschmückte Auflage.

Preis 6 Thlr., oder 10 Fl.

Der dritte Band führt den besondern Titel:

Unterricht
für
Anfänger in der Landwirthschaft
oder
Natur, Wahl und Werth aller bekannten Feldsysteme oder Fruchtfolgen.

Es ist gewiß überflüssig, bei der dritten Auflage dieser Schrift sich über ihren Inhalt und ihren Werth zu verbreiten, da diese jedem gebildeten Landwirthe Deutschlands bereits bekannt sind. Auch außerhalb der Grenzen unsers Vaterlandes findet sie immer mehr Anerkennung. Besonders hat der dritte Band, welcher die Feldsysteme oder Fruchtfolgen umfaßt, die wichtige Materie auf eine bis jetzt unübertroffene Weise erschöpft und sich daher des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen; im Jahr 1831 erschien zu Metz eine von C. und F. Villeroy unternommene Übersetzung desselben ins Französische und im Jahr 1834 veranstaltete die petersburger Landwirthschaftsgesellschaft eine Übertragung in die russische Sprache.

Obgleich diese dritte Auflage die frühern an typographischer Ausstattung übertrifft, so haben wir doch, um die Anschaffung dieses vortrefflichen Werkes mehr und mehr zu erleichtern, eine abermalige Preisermäßigung eintreten lassen.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben ist bei den Unterzeichneten erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Methodischer Leitfaden
zum gründlichen
Unterricht in der Naturgeschichte
für
höhere Lehranstalten
von
J. F. A. Eichelberg,
Professor der Naturgeschichte.

Erster Theil.
Thierkunde.

Zweite, umgearbeitete, sehr vermehrte und doch wohlfeilere Ausgabe.

8. Brosch. 10 Ngr. (8 gGr.), oder 40 Kr.

Die vielen vortheilhaften Beurtheilungen, die diesem Leitfaden bis jetzt zu Theil wurden, entheben uns der Nothwendigkeit einer neuen Empfehlung, und wir erlauben uns einzig noch ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, daß diese schnell erfolgte zweite Auflage, obgleich um vier volle Bogen vermehrt, dennoch einen niedrigern Preis erhalten hat.

Meyer & Zeller in Zürich.

Interessante Neuigkeit!

In meinem Verlage ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Cancan
eines deutschen Edelmanns.

Zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der erste Theil erschien 1841 zu demselben Preise.

Leipzig, im October 1843.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXVII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Winter-Semester 1843—44 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist am 19. October.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, Einleitung in das A. T., Buch Hiob. — Dr. Engelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminars, Kirchengeschichte. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen katechetischen Seminariums, Homiletik. — Dr. Harleß: Christliche Ethik, Brief Pauli an die Römer. — Dr. Thomasius: Dogmatik, Entwickelungsgeschichte des kirchlichen Lehrbegriffs und seiner wissenschaftlichen Darstellung. — Dr. Krafft: Pastoraltheologie. — Dr. von Ammon: Übungen im Pastoralseminar, Symbolik und Polemik. — Dr. Wiener: biblischer Lehrinhalt und neutestamentliche Exegese. — Dr. Ebrard: den Prophet Jesaias, theologische Encyklopädie.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Institutionen des römischen Rechts, äußere und innere Geschichte des römischen Rechts, römisches Erbrecht. — Dr. Schmidtlein: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, gemeines und bairisches Criminalrecht, Differenzen des gemeinen und bairischen Criminalprocesses. — Dr. Schelling: Theorie des gemeinen deutschen ordentlichen Civilprocesses, verbunden mit Ausarbeitungen, Geschichte und Quellen des bairischen Civilprocesses, sowie die Abweichungen desselben vom gemeinen. — Dr. Briegleb: Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, Civil-Praktikum, Geschichte der deutschen Civilprocessgebung. — Dr. von Scheurl: Pandekten, Geschichte des römischen Rechts, das vierte Buch der Institutionen des Gajus.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: menschliche pathologische Anatomie, menschliche specielle Anatomie, medicinisch-forensisches Praktikum, Secirübungen. — Dr. Koch: Anleitung zum Studium der kryptogamischen Gewächse Deutschlands, specielle Pathologie und Therapie der chronischen Krankheiten. — Dr. Leupoldt: über einzelne Gegenstände der Anthropologie, Psychiatrie, Geschichte der Medicin in Verbindung mit der Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik, Krankheiten des weiblichen Geschlechts, Krankheiten neugeborener Kinder. — Dr. von Siebold: Thierarzneikunde, mit besonderer Berücksichtigung der Thierseuchen und der von den Hausthieren auf den Menschen übertragbaren Krankheiten, Physiologie der Nerven und Sinneswerkzeuge. — Dr. Heyfelder: Chirurgie, Akiurgie, chirurgische Klinik, Anleitungen zu chirurgischen Verbänden. — Dr. Canstatt: medicinische Klinik und Poliklinik, specielle Pathologie und Therapie der innern Krankheiten. — Dr. Trott: Semiotik, Toxikologie, materia medica. — Dr. Fleischmann: Osteologie und Syndesmologie, pathologische Anatomie des Auges, Repetitorien über Anatomie und Physiologie. — Dr. Rieb: Krankheiten der Haut, syphilitische Krankheiten, Examinatorium über die pathologische Anatomie oder einzelne Theile der chirurgischen Pathologie. — Dr. Will: Encyklopädie und Methodologie der Medicin, Naturgeschichte des Menschen.

Philosophische Facultät.

Dr. Köppen: Examinatorium, Logik und Metaphysik, Ästhetik. — Dr. Kastner: Encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Geschichte der Physik und Chemie, allgemeine Experimentalchemie, physiologische Chemie, durch Versuche veranschaulicht. — Dr. Böttiger: Statistik, allgemeine Geschichte, Länder- und Völkerkunde. — Dr. Döderlein: Übungen des k. philologischen Seminars, miles gloriosus des Plautus, Encyklopädie der Philologie. — Dr. von Raumer: allgemeine Naturgeschichte, Krystallkunde. — Dr. von Staudt: analytische Geometrie, Differenzial- und Integralrechnung. — Dr. Fischer: Logik und Metaphysik, das Hegel'sche System, Principien der philosophischen Ethik. — Dr. Drechsler: Genesis, hebräische Sprache, Sanskrit. — Dr. Nägelsbach: Übungen des philologischen Seminars, Platon's Republik lib. VI und VII, Theorie des lateinischen Stils. — Dr. Fabri: Nationalökonomie, Encyklopädie der Kameralwissenschaften, Technologie. — Dr. Winterling: deutsche Literatur, Shakspeare's Merchant of Venice, englische und französische Sprache. — Dr. Martius: über neue Heilmittel aus dem Pflanzenreich, Anweisung die chemischen Arzneimittel auf ihre Reinheit und Güte zu prüfen. — Dr. von Schaden: Logik und Metaphysik, Ästhetik, Geschichte der neuern Philosophie von Cartesius bis zur Gegenwart, über akademisches Leben und Studium. — Dr. Heyder: Logik und Metaphysik, Geschichte der neuern Philosophie von Cartesius bis Hegel, Entwickelung der Platonischen Philosophie und ihres Verhältnisses zur christlichen. — Dr. von Raumer: geschichtliche Grammatik der deutschen Sprache, Erklärung gothischer und althochdeutscher Sprachproben.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Fechtkunst Quehl, die Reitkunst Flinzner.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

In der **Friedrich'schen** Verlagsbuchhandlung in **Siegen** und **Wiesbaden** sind erschienen und in allen soliden Buchhandlungen vorräthig zu finden:

Sämmtliche Werke von Joseph Freiherr von Auffenberg.

Erste vollständige, von der Hand des Verfassers sorgfältig revidirte, rechtmäßige

Gesammt-Ausgabe in zwanzig Bänden,

auf Velin-Maschinen-Druckpapier, im Formate von Schiller's Werken.

Subscriptionspreis (mit Verbindlichkeit auf alle zwanzig Bände) **pro Band à $12\frac{1}{2}$ Sgr. = 45 Kr. Rhein.**

Jeder Band umfaßt durchschnittlich 350 Seiten.

1. Band, enthaltend: **Pizarro**, Trauerspiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiele. **Die Spartaner**, Trauerspiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiele. **Der schwarze Fritz**, romantisches Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Dieser Band ist Ende Juli an alle soliden Buchhandlungen versandt worden.

2. Band, enthaltend: **Die Bartholomäusnacht**, Trauerspiel in fünf Aufzügen. **Die Flibustier**, romantisches Trauerspiel in vier Aufzügen.

Die Expedition dieses Bandes in den Gesammtbuchhandel hat Ende August stattgefunden.

3. Band, enthaltend: **Ludwig der Elfte in Peronne**, Schauspiel in fünf Aufzügen. **Das böse Haus**, Schauspiel in fünf Aufzügen. **Der Löwe von Kurdistan**, romantisches Schauspiel in fünf Aufzügen.

Dieser Band soll Mitte September versandt werden.

Die Verlagshandlung hat im Interesse des literarischen Publicums die Einrichtung getroffen, die Auffenberg'schen Werke in drei, nicht getrennt werdenden Sectionen erscheinen zu lassen. Die I. Section wird den 1.—7. Band, die II. Section den 8.—15. Band, die III. Section den 16.—20. Band enthalten. Aus jeder Section werden in diesem Jahre noch 2—3 Bände gedruckt. Nach dem 3. Bande soll der

9. Band, oder **Alhambra** erster Theil, enthaltend: **Boabdil in Kordova**, Vorspiel in einem Aufzuge. **Abenhamet und Alfaïma**, Trauerspiel in vier Aufzügen —

erscheinen, der noch im September vollendet wird. Aus der III. Section sind bereits im Druck der

16. und **17. Band**, enthaltend: **Die Raketen des Teufels**, Lustspiel in drei Aufzügen. **Die Here von Pultawa**, lyrisches Drama in vier Aufzügen, nebst novellistischen Beigaben.

Durch diese Druckeinrichtung setzen wir das große Publicum in den Stand, um so rascher die große Mannichfaltigkeit der Dichtungen des reichbegabten Dichters kennen zu lernen.

In allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der benachbarten Länder werden auf die Auffenberg'schen Werke in der Schiller-Ausgabe fortwährend Subscriptionen angenommen, und die resp. Buchhandlungen werden gerne an solche Interessenten, welchen die Werke des Dichters noch unbekannt sind, den 1., 2. und 3. Band zur Einsicht liefern.

Bei **Karl Groos** in Heidelberg ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Zeitschrift für Phrenologie

unter Mitwirkung vieler Gelehrten herausgegeben

von

Gustav von Struve,

großh. bad. Obergerichts-Procurator,

und

Dr. med. Eduard Hirschfeld.

Ersten Bandes drittes Heft.

Mit vierzehn Abbildungen.

Erster Band (1.—4. Heft). 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Inhalt dieses Heftes:

1) Aufruf zur Bildung einer deutschen phrenologischen Gesellschaft.
2) Anatomische Beweise der Mehrheit der Seelenorgane, von F. J. Gall.
3) Das Denkvermögen, bearbeitet von G. von Struve. Mit sieben Abbildungen.
4) Traugott Julius Schönberg, ein junges musikalisches Genie. Mitgetheilt von R. R. Noel, Esq. Mit einer Abbildung.
5) Fälle krankhafter Erregung verschiedener Organe, von Dr. E. Hirschfeld.
6) Johannes Müller und die Phrenologie, von G. von Struve. Mit einer Abbildung.
7) Über Urchristenthum, Protestantismus und Katholicismus, von G. von Struve. Mit vier Abbildungen.
8) Weitere Mittheilungen über Phrenomagnetismus, nach englischen Quellen bearbeitet, von G. von Struve.
9) Bücherschau, von Dr. G. Scheve.
10) Miscellen. Mit einer Abbildung.

Das vierte Heft befindet sich unter der Presse und wird im December ausgegeben.

Neuestes und vollständigstes

Fremdwörterbuch,

zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet von

Dr. J. H. Kaltschmidt.

Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

(Auch in 9 Heften zu 8 Ngr. zu beziehen.)

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Dieses Werk zeichnet sich vor allen bisherigen Fremdwörterbüchern durch **Vollständigkeit**, zweckmäßige **typographische Einrichtung** und **ungemeine Billigkeit** gleich vortheilhaft aus.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Nicolaus Lenau.

Zwei Theile.

8. Velinpapier. Mit dem in Stahl gestochenen Bildniß des Verfassers. Preis 3 Thlr. 11¼ Ngr. (3 Thlr. 9 gGr.), oder 5 Fl. 42 Kr.

Der erste Theil enthält sämmtliche Gedichte, welche in unserm Verlage bereits fünf Auflagen erlebten, der zweite Theil bildet die vierte vermehrte Auflage der früher im Verlage der Hallberger'schen Buchhandlung erschienenen „Neuern Gedichte". Der Beifall, den diese Gedichte voll echter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Glut und Glanz der Phantasie stets gefunden, berechtigt uns zu der Erwartung, daß gegenwärtige Gesammt-Ausgabe derselben sehr willkommen sein wird.

Stuttgart und Tübingen, im September 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei C. H. Reclam sen. in Leipzig ist erschienen:

Schmid, A. R., Kindheit und Natur. Geschichten, bildliche Erzählungen, Märchen, Gespräche, Gefühle, Betrachtungen und Räthsel für Kindheit, Jugend und Alter. 6 Bogen in 16. Geh. Preis ½ Thlr.

—— ——, **Keime und Knospen einer Weltanschauung.** 8 Bogen in 8. Geh. Preis ⅝ Thlr.

Im vorigen Jahre erschien:

Alex Reclam, 60 Fabeln zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend. 1842. 5 Bogen in 8. Sauber gebunden. Preis ½ Thlr.

Deutsche und französische kritische Blätter haben diese Fabeln als ganz vorzüglich empfohlen; sie sind auch schon ins Französische übersetzt worden.

Bei C. Gerold & Sohn, Buchhändler in Wien, ist erschienen:

Jahrbücher der Literatur.

Hundertundzweiter Band.

1843.

April. Mai. Juni.

Inhalt des hundertundzweiten Bandes.

Art. I. Über die Lais, Sequenzen und Leiche. Ein Beitrag zur Geschichte der rhythmischen Formen und Singweisen der Volkslieder und der volksmäßigen Kirchen- und Kunstlieder im Mittelalter, von Ferdinand Wolf. Heidelberg 1841. — II. Übersicht von neunzig Werken orientalischer Literatur. (Schluß.) — III. Geschichte Kaiser Friedrich's IV. und seines Sohnes Maximilian's I. Von Josef Chmel. Erster Band: Geschichte Kaiser Friedrich's IV. vor seiner Königswahl. Zweiter Band: Geschichte Kaiser Friedrich's IV. als König. Hamburg 1840—43. — IV. 1) Vita di Dante, scritta da *Cesare Balbo*. Tom. I, II. Torino 1839. 2) Histoire de Dante Alighieri, par M. le Chevalier *Artaud de Montor*. Paris 1841. 3) Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Übersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer und Karl Witte. Zwei Bändchen. Leipzig 1842. — V. Juvavia. Eine archäologisch-historische Darstellung der Merkwürdigkeiten der an dem Platze des jetzigen Salzburg einst bestandenen Celten-, Römer- und römischen Colonialstadt. Von Dr. Ignaz Schumann von Mannsegg. Salzburg 1842. — VI. Archiv für schweizerische Geschichte, herausgegeben auf Veranstaltung der geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Erster Band. Zürich 1843. — VII. Palästina und die südlich angrenzenden Länder. Tagebuch einer Reise, im Jahre 1838 in Bezug auf die biblische Geographie unternommen von E. Robinson und E. Smith. Nach den Originalpapieren herausgegeben von Robinson. Dritten Bandes zweite Abtheilung. Halle 1843. — VIII. Das Schauspielwesen. Dargestellt auf dem Standpunkte der Kunst, der Gesetzgebung und des Bürgerthums. Von Wilhelm Hebenstreit. Wien 1843.

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. CII.

Epigraphische Excurse. Vom Custos J. G. Seidl.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die Lustspiele des Aristophanes,

übersetzt und erläutert

von

Hieronymus Müller.

In drei Bänden.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieser erste Band einer neuen Übersetzung des Aristophanes, die sich Geltung neben Voß und Droysen zu sichern wissen wird, enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas, „Plutos", „Wolken" und „Frösche".

Leipzig, im October 1843.

F. A. Brockhaus.

En vente chez **F. A. Brockhaus** à Leipzig:

Nouvelles causes célèbres du droit des gens.

Rédigées
par
le Baron Charles de Martens.
Deux tomes.
Gr. in-8. Broch. 5 Thlr. 10 Ngr.

Ouvrages du même auteur publiés par la même librairie:

Causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. in-8. 1827. Broch. 4 Thlr. 15 Ngr.

Guide diplomatique. Contenant: 1° Considérations sur l'étude de la diplomatie. 2° Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques. 3° Traité sur le style des compositions en matière politique. 4° Bibliothèque diplomatique choisie, suivie d'un catalogue de cartes de géographie moderne. 5° Recueil d'actes et d'offices à l'appui du traité sur le style des compositions en matière politique. Deux volumes. Gr. in-8. 1832. Broch. 4 Thlr. 15 Ngr.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dr. Friedrich Schmitthenner,

Zwölf Bücher vom Staate, oder systematische Encyklopädie der Staatswissenschaften. IIIter Band (7tes Buch).

Auch unter dem Titel:

Grundlinien des allgemeinen oder idealen Staatsrechts. 1ste Abtheilung. Gr. 8. Preis 1½ Thlr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Die zweite Hälfte dieses Bandes wird in zwei Monaten spätestens ausgegeben.

Der im Jahre 1839 erschienene Iste Band umfaßt das Iste bis 5te Buch und enthält außer der Einleitung, Geschichte der Staatswissenschaft, Ethnologie, Naturrecht und Nationalökonomie. Gr. 8. Preis 3⅔ Thlr., oder 6 Fl. 36 Kr. Rhein.

Der IIte Band, womit das ganze Werk geschlossen ist, kommt alsbald nach Beendigung des Staatsrechts unter die Presse, sodaß das verehrliche Publicum binnen Jahresfrist im Besitz desselben sein wird.

Wir halten es für überflüssig, uns über den Werth der vorliegenden „Encyklopädie" hier lobend auszusprechen, nachdem die hohe Bedeutung des Werks in der Literatur durch alle kritische Journale auf das rühmlichste anerkannt ist.

Gießen, im September 1843.

G. F. Heyer's Verlag.

Bei **Fr. Sam. Gerhard** in Danzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Schelling. Vorlesungen von Karl Rosenkranz, gehalten im Sommer 1842 an der Universität zu Königsberg. Gr. 8. Brosch. Preis 2 Thlr.

Shakspere's Plays.

☞ Jedes Stück ist einzeln zu haben.

Soeben wurde versendet:

Shakspere dramatic Works. Part 29—37. Leipzic, Brothers Schumann. 16. Geh. Preis jedes Bändchens 3 Ngr., oder 10½ Kr.

wodurch nun in dieser neuen Schumann'schen Taschenausgabe die sämmtlichen 37 Shakspere'schen Schauspiele **vollständig** geliefert sind. Jedes Bändchen enthält ein Schauspiel und wird auch besonders abgegeben zu 3 Ngr., oder 10½ Kr., sodaß man auch **jedes einzelne Stück** zu sehr billigem Preise besonders kaufen kann. — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und des Auslands.

Bei **E. Bethge** in Berlin ist erschienen:

Köstlin, K. R., Der Lehrbegriff des Evangeliums und der Briefe Johannis und die verwandten neutestamentlichen Lehrbegriffe. Preis 1 Thlr. 25 Sgr.

Die Schrift gibt zuerst eine Darstellung des Lehrbegriffs, der Briefe und des Evangeliums Johannis und fügt zu diesen die verwandten neutestamentlichen Lehrbegriffe, den des Paulus (diesen nach den verschiedenen Entwickelungsstufen und Briefen nebst einer genauern Bearbeitung des Hebräerbriefs) und der Apokalypse, vergleicht Johannes mit Jacobus und behandelt überhaupt bei jedem Lehrbegriffe den praktischen Theil mit gleicher Ausführlichkeit wie den theoretischen. Der Zweck der Schrift ist, eine durchaus objective Darstellung ihres Gegenstandes zu geben, und dadurch zu einer wissenschaftlichen Gestaltung der neutestamentlichen Theologie beizutragen.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.

Neue Folge. Fünfter Jahrgang.

Gr. 12. Cartonnirt. 2 Thlr. 15 Ngr.

Inhalt: I. Der Freiherr Hans Katzianer im Türkenkrieg. Von **J. Voigt.** — II. Die letzten Zeiten des Johanniterordens. Von **Alfred Reumont.** — III. Goethe's Mutter. Von **K. G. Jacob.** — IV. Leibnitz in seinem Verhältniß zur positiven Theologie. Akademische Rede, am Leibnitzischen Gedächtnißtage den 6. Juli 1843 vorgetragen von **A. Böckh.** — V. Die Gründung der Universität Königsberg und deren Säcularfeier in den Jahren 1644 und 1744. Ein Beitrag zur bevorstehenden dritten Säcularfeier. Von **Ed. Gervais.** — VI. Prinz Leopold von Braunschweig. Von **G. W. Keßler.**

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19 Thlr. 20 Ngr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) **zusammengenommen für fünf Thaler**, sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr., der erste, dritte und vierte Jahrgang der Neuen Folge (1840, 1842, 1843) jeder 2 Thlr., der zweite (1841) 2 Thlr. 15 Ngr.

Leipzig, im October 1843.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXVIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Märchen vom gestiefelten Kater,

in den Bearbeitungen von

Straparola, Basile, Perrault und Ludwig Tieck.

Mit zwölf Radirungen von Otto Speckter.

Kl. 8. Cartonnirt. 3 Thlr.

Durch die geistreichen Radirungen Speckter's erhält diese Schrift außer ihrem literarhistorischen und poetischen zugleich ein artistisches Interesse. Auf eine schöne typographische Ausstattung ist große Sorgfalt verwendet worden und es dürfte dieselbe hiernach vorzugsweise zu Geschenken sich eignen.

Leipzig, im November 1843.

F. A. Brockhaus.

Ein Buch in drei Sprachen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Le mie Prigioni — Mes prisons — Meine Gefängnisse. Von Silvio Pellico. Schöne correcte Ausgabe in 4., dreispaltig; italienisch-französisch-deutsch nebeneinander gedruckt. Herabgesetzter Preis nur 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl. Rhein.

Dasselbe Werk italienisch-französisch in 8. Brosch. 17½ Ngr. (14 gGr.), oder 54 Kr.

Dasselbe Werk italienisch-deutsch. Brosch. 17½ Ngr. (14 gGr.), oder 54 Kr.

Dasselbe italienisch mit Anmerkungen und Wörterbuch von F. Possart. 25 Ngr. (20 gGr.), oder 1 Fl. 29 Kr.

Die deutsche Übersetzung allein. Brosch. 12½ Ngr. (10 gGr.), oder 36 Kr.

Verlag von F. H. Köhler in Stuttgart.

Soeben sind bei Metzler in Stuttgart erschienen:

Shakspere's Schauspiele.

Neu übersetzt und mit Einleitungen und Erläuterungen von A. Keller und M. Rapp. 9tes—12tes Bändchen. Schillerformat. Geh. Preis des Bändchens 6¼ Ngr. (5 gGr.), oder 21 Kr.

Den Werth dieser längst vorbereiteten, neuen Übertragung von Männern, die das genaue Verständniß des Dichters und das Studium seiner Sprache zu einer Hauptaufgabe ihres Lebens gemacht, ist von den geachtetsten Zeitschriften bereits einstimmig anerkannt. Jedes Bändchen gibt ein Schauspiel und ist auch einzeln zu erhalten. Etwa alle zwei Monate folgen zwei bis drei weitere Stücke.

Der Letzte der Barone von E. L. Bulwer.

Dieser neueste Roman, der auch Bulwer's letzter Roman sein wird, ist nun in unsern beiden Taschenausgaben complet ausgegeben. Von der Sammlung der Romane in Schillerformat bildet derselbe den 60sten—67sten Theil (Preis 1 Thlr. 10 Ngr., 1 Thlr. 8 gGr., oder 2 Fl. 24 Kr.), von der der Werke das 101ste—110te Bändchen (Preis 1 Thlr. 7½ Ngr., 1 Thlr. 6 gGr., oder 2 Fl.) — Die 67 Theile in Schillerformat enthalten jetzt sämmtliche Bulwer'schen Romane und Novellen vollständig und kosten 11 Thlr. 5 Ngr. (11 Thlr. 4 gGr.), oder 20 Fl. 6 Kr.

Galerie zu Bulwer's Romanen

5te (letzte) Lieferung. 16. Geh. 5 Ngr. (4 gGr.), oder 18 Kr.

Die jetzt vollendete Galerie gibt in 14 vorzüglichen Stahlstichen je eine Scene aus den 14 größern Bulwer'schen Romanen, die zu Titelbildern bestimmt sind, und kostet complet nur 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.), oder 2 Fl. 6 Kr.

James' Romane,

in deutschen Übertragungen herausgegeben von F. Notter und G. Pfizer. 54stes—69stes Bändchen. 16. Geh. Preis des Bändchens 3¾ Ngr. (3 gGr.), oder 12 Kr.

Inhalt der 69 Bändchen: Der Zigeuner 6 Bändchen. Der Hugenotte 8 Bändchen. Darnley 7 Bändchen. Richelieu 6 Bändchen. Des Königs Hochstraße 7 Bändchen. Karl Tyrrell 4 Bändchen. La Jacquerie 6 Bändchen. Morley Ernstein 8 Bändchen. Das alte Regime 6 Bändchen. Die Tage des Waldlebens 6 Bändchen. Der falsche Erbe 1.—5. Bändchen. Jeden Monat werden 2—3 weitere Bändchen ausgegeben.

Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und des Auslandes.

Bei C. Gerold & Sohn, Buchhändler in Wien, ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Neu erfundenes Eisenbahnsystem,

welches nebst der Beseitigung aller bisher gefühlten Mängel und Hindernisse auch das mystische Räthsel der Bergfahrten mit gewöhnlichen Locomotiven in beliebigen Steigerungen bis zur mathematisch möglichen Grenze von 1:4, sammt größerer Last als bis jetzt an der Ebene möglich gewesen, vollständig, einfach und natürlich löset.

Dargestellt von

Johann Scala,

Dr. der Theologie und Cooperator.

Erstes Heft.

Gr. 8. Wien 1843. In Umschlag broschirt. Preis 15 Ngr. (12 gGr.)

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Zwei Gräber.

Von

Georg Schirges.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Von dem binnen kurzem erscheinenden Werke:

THE
HISTORY OF THE CONQUEST OF MEXICO;
WITH THE
LIFE OF THE CONQUEROR, HERNANDO CORTES;
BY
WILLIAM H. PRESCOTT,

wird auf Veranlassung des Verfassers durch den Übersetzer von dessen „**Geschichte Ferdinand's und Isabella's**" eine deutsche Übersetzung vorbereitet, was zur Vermeidung von Collisionen hierdurch angezeigt wird.

Soeben erschien bei **K. F. Köhler** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Paris
im Frühjahr 1843.
Briefe, Berichte und Schilderungen
von
L. Rellstab.

Zwei Theile. 8. 4 Thlr.

Die gewandte und interessante Darstellungsweise des Verfassers ist anerkannt genug, als daß der Verleger nöthig hätte, dieses neueste Werk desselben noch besonders der Gunst des lesenden Publicums zu empfehlen.

Bei **G. Bethge** in Berlin ist erschienen:

Mitscherlich, Lehrbuch der Arzneimittellehre.
Ister Band in drei Abtheilungen 3 Thlr. 2½ Sgr.
IIter Band, 1ste Abtheilung, 2 Thlr. 5 Sgr.

Soeben ist nun **vollständig** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Deutsches
Kirchenliederbuch
oder
die Lehre vom Kirchengesang.
Praktische Abtheilung.
Ein Beitrag
zur Förderung der wissenschaftlichen und kirchlichen Pflege des Kirchenliedes, sowie der häuslichen Erbauung,
von **J. P. Lange,**
Dr. und ordentlichem Professor der Theologie an der Universität zu Zürich.

8. Broschirt. 3 Thlr. 26¼ Ngr. (3 Thlr. 21 gGr.)

Dieses Werk, welches nicht nur Freunden und Studirenden der Hymnologie, sondern besonders auch allen Erbauung Suchenden als ein aufs sorgfältigste ausgewählter und geordneter **geistlicher Liederschatz** zu empfehlen ist, zeichnet sich vor andern Sammlungen ähnlicher Art noch vorzüglich durch geistreiche, jedem Abschnitte beigefügte Einleitungen und beurtheilende Anmerkungen aus.

Der Herausgeber obigen Liederbuchs wird von zwei sich ganz entgegengesetzten Seiten um dieses Werkes willen heftig angegriffen, dürfte aber gerade deswegen bei Denen, welche in dogmatischer und hymnologischer Beziehung einer **freien** kirchlichen Richtung huldigen, desto eher Anerkennung finden.

Ebenfalls ist nun die theoretische Abtheilung dieses Werks erschienen unter dem Titel:

Die
kirchliche Hymnologie
oder
die Lehre vom Kirchengesang.

Einleitung in das deutsche Kirchenliederbuch.
8. Brosch. 15 Ngr. (12 gGr.)

Meyer und Zeller in Zürich.

Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig erschien soeben:

Geschichte Rudolf von Habsburg,
König der Deutschen.
Nach urkundlichen meist gleichzeitigen Quellen dargestellt von
O. F. H. Schönhuth.
2 Bände. 12. Velinp. 2 Thlr.

1842 erschien in demselben Verlage:

Geschichte des Hauses
Hohenzollern
von
Dr. G. Schilling.
Gr. 8. Velinp. 3 Thlr.

Bei **Karl Groos** in Heidelberg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Laurence Stark.
A family picture
by
Engel.
Translated
by **Thomas Gaspey.**

8. In Umschlag geheftet. Preis 15 Ngr. (12 gGr.), oder 48 Kr.

Eine wohlgelungene Übersetzung unsers classischen deutschen Werkes: Engel, Lorenz Stark.

In meinem Verlage ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Waagen (G. F.), **Kunstwerke und Künstler in Deutschland.** Erster Theil.

Auch unter dem Titel:

Kunstwerke und Künstler im Erzgebirge und in Franken. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

In ähnlicher Weise, wie in seinen „**Briefen über Kunstwerke und Künstler in England und Paris**", verbreitet sich der Verfasser hier über Kunstwerke und Künstler in Deutschland. Die Schrift kann Kunstfreunden besonders auch als ein nützliches Reisehandbuch empfohlen werden.

Leipzig, im November 1843.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Most (Dr. G. F.),

Encyklopädie der gesammten Volksmedicin, oder Lexikon der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach dreissigjährigen, im In- und Auslande selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Volksleben gesammelt.

Erstes bis drittes Heft: Aalsuppe—Luft.

Gr. 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Der Name des Herausgebers, der dem Publicum durch seine übrigen Schriften hinlänglich bekannt ist, bürgt für den Werth dieses populairen und gemeinnützigen Werks. Es wird aus fünf Heften bestehen und die übrigen Hefte werden in kurzen Zwischenräumen folgen.

Leipzig, im November 1843.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handwörterbuch der Physiologie mit Rücksicht auf physiologische Pathologie,

in Verbindung mit mehren Gelehrten herausgegeben von

Dr. Rudolph Wagner,

Professor der Physiologie an der Universität Göttingen.

Mit Kupfern und in den Text gedruckten Holzstichen. Drei Bände von 50—60 Bogen, größtes Octav, in Lieferungen von 8—12 Bogen. Preis der Lieferung mit Holzschnitten und Kupfertafeln geh. 1 Thlr.

Erschienen sind Lieferung 1—7.

Dieses Handwörterbuch bringt die physiologischen Lehren und viele für die allgemeine Pathologie und praktische Medicin wichtige Abschnitte, in Form gedrängter Monographien, nach alphabetischer Ordnung von Männern bearbeitet, welche dieselben zum Gegenstande specieller Forschungen gemacht haben. So trägt das Wörterbuch mehr den Charakter eines Handbuchs, das statt eines Verfassers deren mehre hat. Die Koryphäen dieses Zweiges deutscher Wissenschaft haben für die Bearbeitung der Artikel ihre Mitwirkung zugesagt und zum Theil schon erfüllt. Band I, Lieferung 1—6, und Band II, Lieferung 1, enthalten: Leben, Lebenskraft, von Prof. Lotze in Leipzig. Absonderung, Elektricität der Thiere, Ernährung, Flimmerbewegung, Galvanismus (in seiner Einwirkung auf den thierischen Körper), Gewebe des menschlichen und thierischen Körpers, von Prof. Valentin in Bern. Atrophie, von Dr. Canstatt in Ansbach. Auffangung, die Erscheinungen der Herzthätigkeit bei unverletztem Thorax, von Prof. Kürschner in Marburg. Blut, Chylus, von Prof. Nasse in Marburg. Entzündung und ihre Ausgänge, Gewebe (in pathologischer Hinsicht), von Prof. Vogel in Göttingen. Fieber, von Prof. Stannius in Rostock. Galle, von Prof. v. Berzelius in Stockholm. Gehirn, von Prof. Volkmann in Dorpat. Geschlechtseigenthümlichkeiten, von Prof. Berthold in Göttingen. Entwickelungsgeschichte, mit besonderer Berücksichtigung der Misbildungen, von Prof. Th. L. W. Bischoff in Heidelberg. Harn, von Prof. Lehmann in Leipzig. Haut, von Medicinalrath Prof. Krause in Hanover.

Braunschweig, im October 1843.

Friedrich Vieweg & Sohn.

In der **Balz**'schen Buchhandlung zu **Stuttgart** sind soeben erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Die Gelenke und Bänder

des

menschlichen Körpers.

Von

Friedr. Arnold,

Professor der Anatomie zu Freiburg.

Mit 14 Tafeln Abbildungen und 7 Bogen Text. Grossfolio. Preis 4 Thlr., oder 7 Fl.

Dasselbe Werk mit lateinischem Text unter dem Titel:

Icones articulorum et ligamentorum corporis humani. Septem tabulae elaboratae et totidem adumbratae. (Tabulae anatomicae. Fasc. IV. Pars II.) Fol. maj. Preis 4 Thlr., oder 7 Fl.

Bei uns ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die französische Conjugation

nebst einem Versuche

über die

Bildungsgesetze der französischen Sprache,

von

Heinrich Kurz.

8. Brosch. 20 Ngr. (16 gGr.), oder 1 Fl. 12 Kr.

Meyer & Zeller in Zürich.

Biographie

der jungen amerikanischen Dichterin

Margarethe M. Davidson.

Aus dem Englischen

des

Washington Irving.

Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Neue Verlags- und Commissions-Artikel von Wilhelm Einhorn in Leipzig. 1843.

Bach, Deutsches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen. Zweite Auflage.
Untere Lehrstufe: 1ste Abtheilung (Sexta) à 1/2 Thlr.
" " 2te " (Quinta) à 1/2 "
Mittlere Lehrstufe: 1ste " (Quarta) à 3/4 "
" " 2te " (Tertia) à 1 "

Ramshorn, Geschichte der merkwürdigsten deutschen Frauen. Zwei Theile. 2 5/6 Thlr.

Weiß, Handbuch der Wasserheilkunde. Resultate zwölfjähriger in Gräfenberg und Freiwaldau gemachten Erfahrungen. 1 1/2 Thlr.

Dingelstedt, Fr., Wanderbuch II. 1 1/2 Thlr.
Inhalt: Rhonefahrten. — Briefe aus Paris. — Tagebuch aus Ostende. — Holländische Schildereien.

Johannsen, Dr. K., Gedichte. 1 Thlr.

Kapper, Siegfr., Slavische Melodien. 3/4 Thlr.

Heyden, Fr. v., Das Wort der Frau. Eine Festgabe. Eleg. geb. Mit 1 Titelkupfer. 1 1/2 Thlr.

Oeser, Chr., Weltgeschichte für Töchterschulen und zum Privatunterricht. Mit besonderer Beziehung auf das weibliche Geschlecht. Zweite Auflage. Mit 3 Stahlstichen. Drei Theile 2 1/2 Thlr.

—— —— Geschichte der deutschen Poesie in leicht faßlichen Umrissen für die reifere Jugend beiderlei Geschlechts. Zwei Theile. 3 Thlr.

Mundt, Th., Gesammelte Schriften, Novellen und Dichtungen. 1ster, 2ter Band. 3 1/2 Thlr.

Rank, J., Vier Brüder aus dem Volke. Zwei Theile. 2 1/2 Thlr.

—— —— Bilder aus dem Böhmerwalde. 1 Thlr.

Schriften von H. Koenig.

Von Herrn **Friedrich König** in **Hanau** habe ich mit Verlagsrecht übernommen und ist durch alle Buchhandlungen von mir zu beziehen:

William's
Dichten und Trachten.
Ein Roman
von
H. Koenig.
Zwei Theile.
Gr. 8. 1839. Geh. 4 Thlr.

Von **H. Koenig** erschienen bereits in meinem Verlage:

Die hohe Braut. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1833. Geh. 4 Thlr.
Die Waldenser. Ein Roman. Zwei Theile. 8. 1836. Geh. 4 Thlr.
Die Wallfahrt. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 1836. Geh. 20 Ngr.
Regina. Eine Herzensgeschichte. Gr. 12. 1843. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Leipzig, im November 1843.

F. A. Brockhaus.

In der **Rackhorst**'schen Buchhandlung in Osnabrück sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen (in Leipzig bei **J. A. Barth**):

Über die Krätze
und ihre Heilung nach der englischen Methode
von
Dr. H. Visin,
kön. han. Hofmedicus.
2te Auflage. Gr. 8. Osnabrück 1843. Geh.
Preis 18 3/4 Ngr. (15 gGr.)

Diese neue Auflage liefert dieselben wichtigen Resultate wie die erstere. Der Verfasser behandelte nach dieser Methode in den Jahren 1836—42, 1115 Kranke, die sämmtlich in zwei bis vier Tagen gründlich und ohne Nachtheil geheilt wurden, wie dies früher der Fall war, deshalb es wol keiner weitern Empfehlung dieser Schrift bedarf.

Bottex, Dr. A., Praktische Abhandlungen über Sinnestäuschungen, psychologisch-gerichtliche Medicin und Syphilis. Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Dr. *A. Droste.* Wohlfeile Ausgabe. Gr. 8. 22 1/2 Ngr. (18 gGr.)

Meyer, F. W. H., Das dritte Jubelfest der Einführung der Reformation in die Stadt Osnabrück. Gr. 8. Geh. 15 Ngr. (12 gGr.)

Müller, Fr., Geschichte der alten Grafen von Tecklenburg in Westfalen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **8te Heft** der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift 1843.

Inhalt dieses Heftes:

I. Die Schlacht bei Brienne am 1. und 2. Februar 1814. Mit dem Plane der Gegend. — II. Einige Worte über die allgemeine wechselseitige Capitalien- und Rentenversicherungs-Anstalt in Wien, vom Standpunkte des Militairs. — III. Der Feldzug 1710 in Spanien und Portugal. — IV. Das Treffen bei Kalefat am 26. Juni 1790. — V. Neueste Militairveränderungen. — VI. Kartenankündigung. — VII. Des Prinzen Eugen von Savoyen Wirken in den Jahren 1720—36. Beilagen (Fortsetzung) Nr. 59—70. — VIII. Miscellen und Notizen Nr. 37—41.

Preis des Jahrgangs 1843 in 12 Heften 8 Thlr.

Von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

An Bremens gemeinen Mann.
Von dessen Mitbürger
Johannes Rösing.
Gr. 12. Geh. 2 1/2 Ngr.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johann Ladislav Pyrker's sämmtliche Werke.

Neue durchaus verbesserte Ausgabe.

Drei Bände im bekannten Taschenformat unserer sämmtlichen Classiker.

Preis 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.), oder 2 Fl. 15 Kr.

Um den Ankauf für Lehranstalten zu erleichtern, sind wir bereit, bei 25 und mehr Exemplaren den Preis auf 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 gGr.), oder 2 Fl. zu ermäßigen, wenn diese Zahl auf einmal genommen wird.

1ster Theil enthält: Tunisias. 2ter Theil: Rudolf von Habsburg. 3ter Theil: Perlen der heiligen Vorzeit.

Der ehrwürdige Sänger, der in dem ersten dieser Heldengedichte die Eroberung von Tunis durch Karl V. und im zweiten die Thaten Rudolf's von Habsburg in harmonischer Weise und Versart besungen hat, gehört zu den seltensten Dichtern Deutschlands, wir können ihn zu rühmen nichts Neues hier sagen, denn er ist allgemein anerkannt und gepriesen.

Seine Form ist die classische des Homer, die er auf das glücklichste handhabt, und welche sich für kriegerische Darstellung und epische Landschaftgemälde als die musterhafteste darbietet. Mit vollem Recht wird er daher der erste jetzt lebende epische Dichter Deutschlands genannt.

In den Perlen der heiligen Vorzeit, dem allbekannt vortrefflichsten Werke dieser Gattung, dessen Classicität in allen Landen deutscher Zunge, und, so weit als echte Religiosität und Frömmigkeit wohnt, längst anerkannt ist, besingt der Verfasser: Abraham (Verheißung), Moses (Gott, Erlösung, Auferstehung), Samuel (Gericht), Helias (Glaube, Liebe, Hoffnung), Elisa (Tod, Unsterblichkeit), Makkabäer (Trost, Hingebung, Sieg).

Bemerken müssen wir noch, daß diese Werke fast in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden.

Stuttgart und **Tübingen**, im September 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Neue mineralogische Werke.

C. Freih. v. Gross, Geologie, Geognosie und Petrefactenkunde. Mit 500 Abbildungen der die Gebirgsformationen charakterisirenden Petrefacten. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Erscheint soeben und zeichnet sich durch seine außerordentlich schönen Abbildungen aus, durch welche diese Wissenschaften sehr angenehm und lehrreich veranschaulicht werden.

Dr. C. F. A. Hartmann's Handbuch der Mineralogie. Mit vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten und 30 lithographirten Foliotafeln. Zwei Bände. 7¾ Thlr., oder 13 Fl. 57 Kr.

Dieses auf dem Standpunkte neuester Zeit stehende Werk ist seit einer Reihe von Jahren wieder das erste größere, vollständige systematische Handbuch der Mineralogie und bei großen Mitteln, Apparaten und Cabineten ausgearbeitet. Kaum erschienen, erfreut es sich bereits der rühmlichsten Beurtheilungen in dem Hamburger Correspondenten, 1843, Nr. I, Nr. 193; Berliner Literarische Zeitung, 1843, Nr. 30; Isis, 1843, Heft 5; Wiener Zuschauer, 1843, Nr. 97.

Lyell, Grundsätze der Geologie, oder die neuen Veränderungen der Erde und ihrer Bewohner in Beziehungen zu geologischen Erläuterungen. 1ster Band: Geschichte und Fortschritte der Geologie und Einleitung in die Wissenschaft. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr. — 2ter Band: Veränderungen der unorganischen Welt, oder die Einwirkungen des Wassers auf die Gestaltung der Erde. 2⅚ Thlr., oder 5 Fl. 6 Kr. — 3ter Band: Veränderungen der organischen Welt. 2⅔ Thlr., oder 4 Fl. 48 Kr. Preis aller Bände mit 45 lithographirten Tafeln 7¼ Thlr., oder 13 Fl. 30 Kr.

Der außerordentliche Applaus, womit dieses Werk, dessen Original in England in kurzer Zeit sieben Auflagen erlebte, auch in Deutschland aufgenommen wird, spricht sich nicht nur durch einen starken Absatz, sondern auch durch die allerbeifälligsten, ja oft begeistertsten Recensionen aus, deren Zahl aber zu groß ist, als daß sie hier alle nachgewiesen werden könnten, was auch vom folgenden Werke gilt.

C. Lyell, Elemente der Geologie. Aus dem Englischen von C. Hartmann. Nebst Atlas von 36 Tafeln. Eleg. cartonn. mit Goldschnitt. 2¾ Thlr., oder 4 Fl. 57 Kr.

Hartmann's Taschenbuch für reisende Mineralogen, Geologen, Berg- und Hüttenleute durch die Hauptgebirge Deutschlands und der Schweiz. Nebst Atlas von 14 lithographirten Tafeln mit illuminirten Gebirgsdurchschnitten und Karten. Eleg. in Wachstaffet gebunden in Goldschnitt und Futteral. 3¾ Thlr., oder 6 Fl. 45 Kr.

Mit dem größten Lobe beehrt in Gersdorf's Repertorium, 1838, Nr. 21; Literaturblatt zum Morgenblatt, 1839, Nr. 120; Oken's Isis, 1839, Heft 9; Schlesische Provinzialblätter, 1840, Nr. 9.

(In allen Buchhandlungen zu haben.)

So wird man gesund,

oder genaue Auskunft über das Naturheilsystem des Franz Thiel und sein Verfahren jede chronische Krankheit der Menschen, insofern sie nicht schon durch Desorganisation unheilbar geworden ist, ohne Medicamente, ohne lästiges Schwitzen und ohne den Gebrauch der Sturz-, Douche-, Voll-, Wannen- und Wellenbäder, blos durch eine milde Wasseranwendung in zweckmäßiger Verbindung mit diätetischen Potenzen auf eine leichte Weise und in kurzer Zeit von Grund aus zu heilen.

Von **F. Schweigl.**

Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Leipzig, bei Brockhaus & Avenarius.

Soeben ist ausgegeben worden:

Das Leben Jesu.

Eine pragmatische Geschichtsdarstellung

von

Werner Hahn.

Gr. 8. Elegant geheftet. 1⅓ Thlr.

Die Tendenz des Werkes ist: unter Anerkennung der kritischen Resultate, welche seit dem letzten Decennium in der theologischen Literatur über die Evangelien und ihre geschichtliche Glaubwürdigkeit sich festgestellt haben, die Geschichtsdarstellung des Lebens Jesu auf neue wissenschaftlich gerechtfertigte Principien gestützt, zu entwerfen.

Das Werk zerfällt hiernach in zwei Theile, in den ersten, der die wissenschaftliche Begründung des Unternehmens enthält, und in den zweiten, der die Durchführung desselben liefert. So ist das Werk ein abgeschlossenes Ganze.

In der Absicht des Verfassers ist es nur der erste Theil einer durchgreifenden Umarbeitung des ganzen historischen Gebiets der christlichen Theologie, und somit der erste Schritt zu einer neuen Begründung und reinern Gestaltung der überall wankend gewordenen kirchlichen Verhältnisse.

Auf dies Werk — **geeignet in der ganzen christlichen Welt, sowie bei den gebildeten Bekennern aller Confessionen ein nicht gewöhnliches Aufsehen zu erregen** — erlaube ich mir hierdurch noch besonders aufmerksam zu machen.

Berlin, den 22. October 1843.

Alexander Duncker.

Bei **C. Gerold & Sohn**, Buchhändler in Wien, ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Sammlung

von

Formeln, Aufgaben

und

Beispielen

aus der

Goniometrie, ebenen und sphärischen Trigonometrie,

nebst

Anwendungen auf die Stereometrie und Polygonometrie.

Herausgegeben

von

Joseph Salomon,

öffentl. ordentl. Professor der Elementar- und höhern Mathematik am k. k. polytechnischen Institute, Generalsecretair der allgemeinen wechselseitigen Capitalien- und Renten-Versicherungsanstalt in Wien, u. s. w.

Gr. 8. Wien 1843. Preis 2 Thlr.

Aus dem Verlage der **Creutz**'schen Buchhandlung in Magdeburg ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Buch für die Jugend und ihre Freunde von **F. Heinemann**, sauber cartonnirt, ½ Thlr., dessen Inhalt auch einzeln unter den Titeln: Das Eichhörnchen — Die Schule der Leiden — Der Pflegesohn, à ⅙ Thlr., zu haben ist.

Bei **G. Bethge** in Berlin ist erschienen:

Raphael's Schule von Athen.

Ein Vortrag im wissenschaftlichen Verein zu Berlin. Von **A. Trendelenburg.** Mit den Umrissen nach Giorgio Mantuano. 10 Sgr.

Bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig ist zu haben:

Aphorismen über die bildenden Künste

durch Beispiele erläutert

von

R. Suhrland,

Maler.

Preis geheftet 10 Ngr.

Dasselbe mit einer Composition nach den in diesen Aphorismen enthaltenen Grundsätzen: Jeremias auf den Trümmern von Jerusalem. 15 Ngr.

Bei **Gerhard** in Danzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. A. Jung's (in Königsberg) **Vorlesungen über sociales Leben und höhere Geselligkeit.** Gr. 8. Brosch. Preis 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Einer von Jung's Zuhörern nennt diese Vorlesungen „ein scharfes Messer, welches in das faule Fleisch der Zeit kühn und kräftig einschneidet".

Preisherabsetzung.

Gedichte

von

Hoffmann von Fallersleben.

Zwei Bändchen.

Gr. 12. 1834. Geh. 3 Thlr.

Herabgesetzter Preis 1 Thlr.

Die von dem Dichter im Einverständniß mit mir veranstaltete neue Ausgabe seiner Gedichte, welche im Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig erschien, veranlaßt mich obige Sammlung im Preise herabzusetzen.

Leipzig, im November 1843.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXXI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Herausgegeben von

C. v. Pfaffenrath und **William Löbe.**

Vierter Jahrgang. 4. 20 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Hiervon erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Ankündigungen** darin werden mit 2 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** &c. gegen eine Vergütung von 3/4 Thlr. für das Tausend beigelegt.

Inhalt des Monats October.

Dorfzeitung: Das Drehwerden der Schafe. — Über die Bildung landwirthschaftlicher Ortsvereine. — Benutzung der Schweineborsten. — Ablösung des Zwangsrechtes der Fallmeister von Seiten der Communen. — Flurzwang. — Sibirisches Heilkraut (Heracleum sibiricum). — Verschiedenartige Verwendung der Kartoffeln. — Eröffnung des Unterrichts im Landwirthschaftlichen Institut zu Wiesbaden. — Über die Nachtheile der Ackerraine und über den Nutzen des Zusammenlegens der Grundstücke. — Zu welcher Zeit soll die Herbstsaat bestellt werden? — Über das Trocknen des Kleeheus. — Pflanzt Bäume an! — Obst-Lastbarre. — Weintrestern verbrennen? — **Miscellen u. s. w.** — **Unterhaltungsblatt:** Florida in Nordamerika. — Gruppen englischer Hunde. Mit einer Abbildung. — Landwirthschaftliches Fest in Markgröningen. — Leichenschrift für einen Trunkenbold. — Die Bauern vor der siebenten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Altenburg. — Thierquälerei. — Ein furchtbares Unglück.

In Commission bei **Friedrich Fleischer** in Leipzig erschien ganz neu:

Oertel B. Dictionnaire Français-Russe rédigé d'après les autorités les plus modernes. 2 Vol. complet, avec un Supplément, cont. un dictionnaire complet de zoologie et de botanique en langues française, russe et latine. Gr. 8. St.-Petersburg. 6 Thlr.

Oldekop A. v. Grammatikalische Unterhaltungen in der Russischen Sprache. Gr. 8. Ebendas. 1 Thlr.

Oldekop A. v. Geographie des Russischen Reiches nach den neuesten Quellen bearbeitet. 8. Ebendas. 1 1/2 Thlr.

Erschienen ist:

Wedell, R. von, Historisch-geographischer Hand-Atlas in 36 Karten nebst erläuterndem Text. Mit einem Vorwort von F. A. Pischon. In 6 Lieferungen. Quer-Imp. Fol. 2te Lief. 1 1/3 Thlr.

Bedarf dies ausgezeichnete und überaus praktische Werk, über das mir von allen Seiten die anerkennendsten Urtheile zugehen, erneuter Empfehlung, so mag die

Annahme der Dedication von Sr. Maj. dem Könige von Preussen

sowie die

Empfehlung des Cultusministerium an alle Bildungs- und Unterrichtsanstalten der Monarchie

gewiß ins Gewicht fallend sein.

Berlin, am 1. November 1843.

Alexander Duncker.

Bei **C. Gerold & Sohn,** Buchhändler in Wien, ist soeben erschienen und daselbst sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Metropolitankirche zu St.-Stephan in Wien.

Beschrieben von

Franz Tschischka.

Zweite, nach Originalurkunden umgearbeitete Ausgabe, mit einer Vignette, vier Kupfertafeln und einem Grundrisse.

Wien 1843.

8. In Umschlag broschirt. Preis 1 Thlr.

Vorliegendes Werk, das hier in allen Theilen nach den bewährtesten Quellen und Originalurkunden von dem Verfasser sorgfältigst umgearbeitet und mit den neuesten Ereignissen des Domes und seines weltberühmten Thurmes ausgestattet erscheint, hat den Zweck, dem Beschauer desselben als zuverlässiger, belehrender Wegweiser zu dienen. Es erscheint demnach die Bau- und Kirchengeschichte streng abgesondert von der Beschreibung, in welcher letztern Alles mitgetheilt wurde, was nur immer an alten und neuen Denkmälern der Kunst und sonstigen Merkwürdigkeiten noch vorhanden ist.

Soeben ist bei uns erschienen:

Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation.

Von

Dr. K. R. Hagenbach,

Prof. in Basel.

Sechster (letzter) Theil.

Auch unter dem Titel:

Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts

aus dem Standpunkte des evangelischen Protestantismus betrachtet.

Zweiter Theil.

Gr. 8. (XIV und 480 Seiten.) Preis 2 1/2 Thlr.

Leipzig, den 30. October 1843.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Biographie der jungen amerikanischen Dichterin Margarethe M. Davidson.

Aus dem Englischen des

Washington Irving.

Gr. 12. Geh. 18 Ngr.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

In unterzeichnetem sind soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gesammelte Werke

des Grafen

August von Platen.

Taschenausgabe in fünf Bänden.

Erste Lieferung oder erster und dritter Band.

Mit des Verfassers Bildniss in Stahlstich.

Inhalt:

Erster Band. Platen's Biographie. Lieder und Romanzen. Balladen. Vermischte und Gelegenheitsgedichte.

Dritter Band. Die neuen Propheten. Mathilde von Valois. Der gläserne Pantoffel. Berengar. Der Schatz des Rhampsinit. Der Thurm mit sieben Pforten. Treue um Treue.

Um Platen's Werke auch bei den Minderbegüterten einzubürgern, geben wir diese Ausgabe im Wege der Subscription heraus, und zwar zu einem Preis von 15 Ngr. (12 gGr.), oder 48 Kr., für den Band. Das ganze Werk kostet mithin im Subscriptionspreise 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 gGr.), oder 4 Fl. Der nach Versendung der letzten Lieferung eintretende Ladenpreis erhöht sich auf 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 gGr.), oder 5 Fl. 24 Kr.

Wir machen durchaus keinen Anspruch auf Vorausbezahlung, sondern für den Subscribenten nur die Abnahme der ganzen Ausgabe zur Bedingung. Aus diesem Grunde können wir weder beim Erscheinen noch nach Vollendung des Werkes einzelne Bände ablassen.

Die zweite Lieferung, den zweiten, vierten und fünften Band enthaltend, wird in wenigen Wochen gleichfalls die Presse verlassen.

Jede Buchhandlung ist von uns in den Stand gesetzt, die Taschenausgabe zu den obigen Bedingungen zu liefern.

Stuttgart und Tübingen, im October 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte

von

Julius Mosen.

Zweite vermehrte Auflage.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr 18 Ngr.

Bei **Duncker & Humblot** in Berlin ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Daub's philosophische und theologische Vorlesungen,

herausgegeben von

Ph. Marheineke und Th. W. Dittenberger.

5ter Band, 2te Abtheilung:

System der theologischen Moral.

2ter Theil, 2te Abtheilung.

Nebst einem zwiefachen Anhange der Lehren von der Sünde und von der Natur des Bösen.

Gr. 8. Subscriptionspreis für Abnehmer des Ganzen 1⅓ Thlr., für Abnehmer einzelner Vorlesungen 2 Thlr.

(Die Moral ꝛc. in 3 Bänden 7 Thlr.)

Dieser Band der Daub'schen Vorlesungen enthält den Schluß der theologischen Moral, empfiehlt sich aber durch die Gegenstände, welche in demselben behandelt werden, einem allgemeinen Interesse noch in einem höhern Grade, als die beiden frühern Bände des Systems der Moral. Die Sittlichkeit, wie sie sich in der Familie, in den verschiedenen Staatsformen und in der Kirche darstellt, ist es, was hier allseitig erörtert wird und, wiewol Theil eines größern wissenschaftlichen Zusammenhanges, sich doch zu einem in sich geschlossenen Ganzen abrundet, wie denn Daub mehrmals über diesen Theil der Moral besondere Vorlesungen hielt. Auch die Behandlungsweise ist geeignet, diesem Bande Theilnahme in weitern Kreisen zuzuwenden, indem die erwähnten praktischen Gegenstände der Sittenlehre nicht sowol in der strengen Sprache des Systems, als vielmehr mit derselben echten Popularität behandelt sind, welche der Anthropologie des Verfassers so zahlreiche Freunde erworben hat.

In unterzeichnetem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Über Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neuern Sprachen und Literaturen und die Mittel ihm aufzuhelfen.

Von

Dr. Mager,

fürstlich schwarzburg-sondershausenschem Educationsrathe, Prof. der franz. Sprache und Literatur an der Cantonsschule in Aarau und Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften.

8. Brosch. 18¾ Ngr. (15 gGr.), oder 1 Fl. 9 Kr.

In einer Zeit, wo mit Beziehung auf den Jugendunterricht der Werth der alten classischen Sprachen mit demjenigen der neuern Sprachen und Literaturen so ernstlich verglichen wird, dürfte obige interessante Schrift des als Gelehrter und Schulmann allgemein geachteten Verfassers ganz besonderes Interesse erregen, weswegen wir uns erlauben, dieselbe nicht nur allen Pädagogen, sondern auch allen Erziehungsräthen und Staatsmännern überhaupt angelegentlich zu empfehlen.

Meyer & Zeller in Zürich.

Freunden der Gebirge und Besteigern der Hochalpen, insonders auch als passendes Festgeschenk für wanderlustige Jünglinge, empfiehlt sich das soeben erschienene Buch:

Topographische Mittheilungen aus dem Alpengebirge

von

G. Studer.

Eingeführt von Professor Bernhard Studer. Mit einem Atlas. Auch unter dem Titel:

Die Eiswüsten

und selten betretenen Hochalpen und Bergspitzen des Cantons Bern und angrenzender Gegenden.

Mit Vignetten, Ansicht und einem Atlas von 8 großen Blättern, gemalter und schwarzer Gebirgsaussichten und Profile.
8. Geb. in Etui. Preis 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 gGr.), oder 3 Fl. 36 Kr.

Inhalt: Besuch der Gebirge von Oberhasle. (1. Triftgletscher. 2. Der Gang auf die Strahleck.) Ein Streifzug über den Tschingel-Gletscher nach Gastern. Eine Wanderung nach den Gebirgen von Grindelwald und Hasle. (1. Grindelwalder Eismeer und Schwarzhorn. 2. Ersteigung des Sustenhorns. 3. Die Steinlimmi, das Steinhaushorn und die Grimsel.) Besteigung einiger Gebirgshöhen und Gletscher in den Hochalpen von Bern und Wallis. (1. Ausflug nach dem Aletsch-Eismeer und Ersteigung der Jungfrau. 2. Das Äggischhorn am Aletschsee. 3. Der Viescher-Gletscher und das Oberaarjoch.) Besteigung des Mährenhorns, Engstlensätteli und des Titlis. — Die mit größter Treue aufgenommenen und beigefügten Bergprofile und Gipfelaussichten sind von wesentlichem Werthe für den Gebirgsforscher sowol als für den Naturfreund.

Huber & Comp. in Bern.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig**:

ÉCHO de la littérature française.

Troisième année. 1843.

Il paraît chaque semaine un numéro de 1—2 feuilles. — Prix par an 5⅓ Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Les nouveaux abonnés pour l'année 1843 peuvent se procurer les deux premières années de l'Echo au prix d'une seule.

Sommaire des Nos. 40 — 43.

Une noce dans un siége. Par **J. L.** — Les enfants de la veuve. Par Sir **Paul Robert.** — Sabine de Villemane. Par **Louise Collet.** — Les aigles d'Arpinum. Par **Arthur Ponroy.** — Chasse au condor. Par **Ch. Reybaud.** — Tribunaux. — La vie sous-marine. — Le chien marin. Par **J. L.** — Les mendiants grecs. Par **Adèle Hommaire de Hell.** — Impressions de lecture et souvenirs littéraires d'un inconnu. — Casanova de Seingalt. Par **Old-Nick.** — Petites plaies sociales. — Les illusions. Par **Z....** — L'ermite de Bath. — Chevalier de la Jarretière. — Anecdote.

In der **Gebauer**'schen Buchhandlung aus Halle ist erschienen:

L. F. Kaemtz, Lehrbuch der Meteorologie.

Ister Band. Istes Heft. Preis 25 Ngr. (20 gGr.)

Dieses als das ausführlichste und anerkannt gediegenste Werk der Meteorologie erscheint in monatlichen Lieferungen à 25 Ngr. (20 gGr.), deren jeder 1 lithographirte Tafel beigegeben und in 9 Lieferungen vollständig sein wird. Nicht allein dem Naturforscher, sondern jedem Gebildeten dürfte dieses Werk von höchstem Interesse sein.

Für Lesecirkel und Leihbibliotheken.

Bei **C. L. Fritzsche** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Josephine.

Geschichtlicher Lebensroman

von

H. E. R. Belani.

Drei Bände. Brosch. Preis 4 Thlr. 15 Ngr.

Heute wurde ausgegeben:

Conversations-Lexikon.

Neunte Auflage.

Vierundzwanzigstes Heft.

☞ Mit diesem Hefte ist der **dritte Band** (**Buchholz — Czongrad**) geschlossen.

Diese neunte Auflage erscheint in 15 Bänden oder 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr. für das **Heft** in der Ausgabe auf Maschinenpap.; in der Ausgabe auf Schreibpap. kostet der **Band** 2 Thlr., auf Velinpap. 3 Thlr.

Alle Buchhandlungen liefern das Werk zu diesen Preisen und bewilligen auf 12 Ex. 1 Freiexemplar.

Ankündigungen auf den Umschlägen der einzelnen Hefte des Conversations-Lexikon (Auflage 25,000 Exemplare) werden der Raum einer Zeile mit 10 Ngr. berechnet.

Leipzig, 29. November 1843.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXXII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXXIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung" und „Isis" beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Literarische Nachricht.

Der in Leipzig bestehende **Schillerverein** hat in seiner Generalversammlung am 9. December 1842 die Errichtung einer

Schillerbibliothek

beschlossen, die vorerst in Leipzig, und, wenn dereinst thunlich, in dem Schillerhause zu Gohlis aufgestellt werden und **Alles** enthalten soll, was jemals in Zeitschriften und Büchern von dem Dichter selbst und über ihn und seine Werke geschrieben worden ist.

In Folge der im März d. J. ergangenen Auffoderung haben Buchhandlungen und Private bereits die nachfolgende reiche Sammlung eingesendet und damit die begründete Aussicht eröffnet, daß es gelingen werde, diese wirklich nationale Bibliothek zu begründen. Indem wir nun das nachstehende „Bücherverzeichniß" veröffentlichen, bitten wir die Redactionen anderer Blätter gefälligst davon Notiz nehmen zu wollen und auf diese Weise das Ihrige zur Vervollständigung der Bibliothek beizutragen.

Bücher-Verzeichniß
der Schiller-Bibliothek zu Leipzig.

Angelegt im Sommer 1843.

A. Ausgaben Schiller'scher Werke.

Der Venuswagen. Gedicht von **Schiller.** Ohne Verlagsort und Jahr.

Don Karlos, Infant von Spanien. Ein Trauerspiel in fünf Acten von **Fr. von Schiller.** Für die Bühne in Prosa bearbeitet vom Verf. Herausgegeben von Dr. **Albrecht.** Hamburg und Altona, Vollmer.

Don Carlos. Nach dessen ursprünglichem Entwurf zusammengestellt mit den beiden spätern Bearbeitungen. Mit einer literarisch-historisch-kritischen Einleitung. Hanover, Helwing. 1840. 12.

Dasselbe Buch. 8.

Dasselbe Buch. 4.

Dasselbe Buch. 8. 2te Auflage. 1842.

Don Carlos, Infant von Spanien. Von **Fr. Schiller.** Zwei Bände. Leipzig, Göschen. 1799.

Gedichte von **Fr. Schiller.** 3te Auflage. Zwei Bände. Mit Kupfern. Leipzig, Crusius. 1807. 8.

Gedichte von **Fr. von Schiller.** Zwei Bände. Mit zwei Kupfern. Leipzig, Vogel. 1818. 12.

Die Huldigung der Künste. Ein lyrisches Spiel von **Fr. von Schiller.** Tübingen, Cotta. 1805. 4.

Schiller's Reuterlied, mit der weniger bekannten vorletzten Strophe, zur 2ten Säcularfeier der Schlacht bei Nürnberg abgedruckt. Nürnberg 1832. 8.

Kleinere prosaische Schriften von **Fr. von Schiller.** Aus mehren Zeitschriften vom Verfasser selbst gesammelt und verbessert. Wohlfeile Ausgabe. 1ster Theil. Leipzig, Vogel. 1817. 8. — 2ter, 3ter und 4ter Theil. Leipzig, Crusius. 1800—1802. 8.

Geschichte des Abfalls der vereinten Niederlande von der spanischen Regierung. Von **Fr. Schiller.** 1ster und 2ter Theil. Leipzig, Crusius. 1801—18. 8. — 3ter und 4ter Theil. Leipzig, Vogel. 1809 und 1810. (Bei dieser Ausgabe fehlt des 1sten Bandes 1ster Theil und des 4ten Bandes 1ster Theil.)

Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie von **Schiller.** (Kalender auf Jahr 1802.) Berlin, Unger. 1802. (Mit handschriftlichen Anmerkungen von Fr. Kind.)

Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Eine Abhandlung, welche in höchster Gegenwart Sr. herzogl. Durchlaucht während der öffentlichen akademischen Prüfungen vertheidigen wird **Joh. Christoph Fr. Schiller,** Candidat der Medicin in der herzogl. Militairakademie. Neue unveränderte Auflage. Wien, Wallishausser. 1811. 8.

Anthologie auf das Jahr 1782. Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko.

Alle Werke von und über Schiller des J. G. Cotta'schen Verlags in allen Ausgaben und Auflagen.

B. Sammelwerke.

Zeitschriften, Taschenbücher u. s. w.

Thalia, herausgegeben von **Schiller.** 1stes bis 12tes Heft. Drei Bände. 8. Leipzig, Göschen. 1788—91.

Neue Thalia, herausgegeben von **Schiller.** Vier Bände. 8. Leipzig, Göschen. 1791—93.

Die Horen. Eine Monatsschrift, herausgegeben von **Schiller.** Zwölf Hefte in sechs Bänden. Tübingen, Cotta. 1795—97. 8.

Historischer Kalender für Damen für das Jahr 1791. Von **Fr. Schiller.** Mit Kupfern. Leipzig, Göschen. Kl. 12.

Derselbe Kalender für 1792.

Musenalmanach für das Jahr 1800. Herausgegeben von **Schiller.** Mit Kupfern. Tübingen, Cotta. 8.

Schiller's (und **Goethe's**) **Sentenzen und sentenziöse Gedichte.** Als Aufgaben für Stilübungen u. s. w. Mit einer Einleitung von Dr. Otto Lange. Berlin, Schulze. 1842. 8.

Schiller's Sprüche, Reflexionen und lyrische Ergüsse. Aarau und Thun, Christen. 1837. Kl. 8.

Vergißmeinnicht aus Schiller (und Goethe). Eine Sammlung der gediegensten Sentenzen, geistreichsten Aussprüche ꝛc. Eine Festgabe von Dr. **Fr. Krautmann.** Quedlinburg und Leipzig, Ernst. 1837. 8.

Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten. Bearbeitet von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von **Fr. Schiller.** 1ster Band. Leipzig, Crusius. 1788. 8.

Anhang zu Fr. Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797. Von **Fr. Nicolai.** Berlin und Stettin.

C. Supplemente und Fortsetzungen.

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung von **Fr. von Schiller,** fortgesetzt von **Karl Curths.** Zwei Bände. Leipzig, Vogel. 1823. 12. (Der 3te und 4te Band fehlt.)

Geschichte des dreißigjährigen Krieges von **Fr. von Schiller,** fortgesetzt von **Karl Ludwig von Woltmann.** Vier Bände. Ebendaselbst. 1823. 12.

Beide vorstehende Werke in Einem Bande. Ebendaselbst. 1831. Gr. 4.

Schiller's sämmtliche Werke vollständig in allen Beziehungen erklärt von Dr. **Schlegel.** Mit Büste und Facsimile. 4te Ausgabe. Leipzig, Polet.

Supplement zu Schiller's Werken. **Schiller im Verhältniß zum Christenthum,** mit einer einleitenden Abhandlung über das Verhältniß von Poesie und Religion von **Rudolf Binder.** Stuttgart, Metzler. 1839.

Nachlese zu Fr. von Schiller's sämmtlichen Werken. Besorgt von Dr. **Heinrich Döring.** Zeitz, Webel. 1835. Gr. 8.

D. Uebersetzungen.

Schilleri Lyrica omnia. Latinis modis abtare tentavit *Gustav Feuerlein.* Stuttgardiae, Metzleri. 1831. 8. (Mit dem deutschen Text zur Seite.)

Wallensteini Castra. Latine reddidit *G. Grisinger.* Tubingae a C. F. Osiander. 1830. 8. (Mit deutschem Texte.)

Schilleri Campana. Latine reddita, metro archetypi adjecti a *Dan. P. Heine.* Hameliae typis C. W. Hahnii viduae, sumtibus interpretis. 1820.

Guglielmo Tell. Tragedia di *F. Schiller.* Traduzione del Cav. *A. Maffei.* Milano pergli editori degli annali universali. 1835. 8.

Maria Stuarda. Tragedia di *F. Schiller.* Traduzione del *C. A. Maffei.* Seconda edizione riveduta dal Traduttore. Milano. 1835. 8.

Semele e La sposa di Messina. Tragedia di *F. Schiller.* Traduzione del Cav. *A. Maffei.* Milano. 1837.

Theatro scelto tradotto di *Schiller.* III. Don Carlo, Infante di Spagna. Poema drammatico di *F. Schiller.* Traduzione del *Pompeo Ferrario.* Milano, Pirotta. 1819.

Mary Stuart. A tragedy from the german of *Schiller.* With other versions of some of his best poems. By *William Peter,* Esq. London, Ridgway, Piccadilly. Heidelberg, Winter. 1841.

William Tell. With notes and illustrations. Ebendaselbst. 1839.

Digte af *Friedrich von Schiller.* Oversatte af *Oehlenschläger, Ingemann, Holst o. A.,* samlede af *Frederik Schaldemose.* Kjobenhavn, Salomon's Forlag. 1842.

E. Briefe.

Friedrich von Schiller's auserlesene Briefe in den Jahren 1781—1805. Herausgegeben von Dr. **Heinrich Döring.** Sehr vermehrte Ausgabe in drei Bänden. Zeitz, Webel. 1835. 12. (1ste Ausgabe s. Supplemente.)

Achtzehn Briefe Schiller's, enthalten in der Biographie des Dr. **Fr. W. von Hoven.** Nürnberg, Schrag. 1840. Gr. 8.

F. Biographien, Charakteristiken etc.

Schiller's Leben. In drei Büchern von **Gustav Schwab.** Stuttgart, Liesching. 1840. 8.

Thomas Carlyle, Leben Schiller's. Aus dem Englischen. Eingeleitet von **Goethe.** Frankfurt, Wilmans. 1830. 8.

Friedrich Schiller. Skizze einer Biographie und ein Wort über seinen und seiner Schriften Charakter. Leipzig, K. Tauchnitz. 1805. 8.

Schilleriana, d. i. Leben, Charakterzüge, Begebenheiten und Schriften von Schiller. Hamburg, Vollmer.

Urkunden über Schiller und seine Familie. Mit einem Anhange und fünf neuen Briefen, worunter ein ungedrucktes Autographon. Zum Besten des Marbacher Denkmals gesammelt und herausgegeben von **Gustav Schwab.** Stuttgart, Liesching. 1840. 8.

G. Aesthetische und kritische Schriften über Schiller's Werke.

Über Schiller's Wallenstein in Hinsicht auf griechische Tragödie. Von **W. Süvern.** Berlin, Buchhandlung der königl. Realschule. 1800. 8.

Vorlesungen über Ästhetik vornehmlich in Bezug auf Goethe und Schiller. Von Dr. **K. G. Weber.** Hanover, Hahn. 1831. 8.

Über die verschiedene Art, wie Goethe und Schiller das Schicksal behandelt. Von **Johannes Falk.** In der Urania für 1813. Amsterdam und Leipzig, Kunst- und Industrie-Comptoir. 12.

Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832. Von **J. P. Eckermann.** 2te mit einem Register versehene Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1837. 8.

H. Illustrationen.

Illustrationen zu Schiller's sämmtlichen Werken. Acht Hefte. Stuttgart, Xylographisches Institut. 1838.

I. Doubletten.

Musenalmanach für 1800.

Don Carlos in Prosa von Dr. **Albrecht.**

Die Horen. 1ster Band. 3tes Heft.

Preisherabsetzung des Pfennig-Magazins.

I.—V. Band (1833—37) zusammengenommen 5 Thlr.
VI.—X. Band (1838—42) zusammengenommen 5 Thlr.
I.—X. Band (1833—42) zusammengenommen 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.
Der Jahrgang 1843, oder Neue Folge erster Band, 2 Thlr.

Einer besondern Empfehlung des Pfennig-Magazins wird es bei der allgemeinen Verbreitung desselben nicht bedürfen. Die erschienenen zehn Bände enthalten einen großen Schatz von Belehrung und Unterhaltung über die verschiedensten Zweige des menschlichen Wissens, und die vielen im Texte eingedruckten Holzschnitte dienen ebenso sehr zum Schmucke wie zur Erläuterung des Inhalts. Durch die vorstehende Preisermäßigung ist den zahlreichen Besitzern der schon früher im Preise herabgesetzten ersten fünf Bände Gelegenheit gegeben worden, auf billige Weise die Fortsetzung zu erwerben und zugleich die Anschaffung des ganzen werthvollen Haus- und Familienbuchs nach Möglichkeit erleichtert.

Als ein **höchst passendes Weihnachtsgeschenk** für die Jugend empfehle ich:

Pfennig-Magazin für Kinder. 5 Jahrg. 1834—38.
Herabgesetzter Preis 2 Thlr. 15 Ngr.

und bemerke zugleich, daß von dem ebenfalls **im Preise ermäßigten**

Sonntags-Magazin. 3 Bände. 2 Thlr.
National-Magazin. 1 Band. 20 Ngr.
Alle 4 Bände zusammengenommen nur 2 Thlr.

fortwährend Exemplare zu haben sind.

Leipzig, im December 1843. **F. A. Brockhaus.**

Bei **Meyer & Zeller** in Zürich sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Archiv für Schweizerische Geschichte. Herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Erster Band. 8. Brosch. 2 Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Hottinger, Dr. **J. J.** (Prof. der Geschichte an der Universität in Zürich), **Aristokratie und Demokratie** in der alten Zeit, **Kirche und Staat** in der neuen. Zwei akademische Vorlesungen. 11¼ Ngr. (9 gGr.), oder 48 Kr.

Bei **Georg Franz** in München ist erschienen:

Sachregister zu Jos. Freiherrn von Hormayr's Chronik von Hohenschwangau

welches den Käufern dieses Werks gratis nachgeliefert wurde.

Wer es noch nicht empfangen haben sollte, beliebe es nur bei derjenigen Buchhandlung zu reclamiren, von welcher das Werk abgenommen wurde.

Das Werk selbst, über welches die günstigsten Urtheile vorliegen, empfiehlt hierbei der Verleger jedem Geschichtsfreund neuerdings.

Der Preis ist 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 gGr.), oder 7 Fl. 36 Kr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

ISIS. Encyklopädische Zeitschrift vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang 1843. Elftes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Der **Isis** und den **Blättern für literarische Unterhaltung** gemeinschaftlich ist ein

Literarischer Anzeiger,

und wird darin der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2½ Ngr. berechnet. **Besondere Anzeigen** rc. werden der **Isis** für 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Leipzig, im December 1843. **F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1843. Nr. XXXIV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften „Blätter für literarische Unterhaltung“ und „Isis“ beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Das Märchen
vom
gestiefelten Kater,
in den Bearbeitungen von
Straparola, Basile, Perrault und Ludwig Tieck.
Mit zwölf Radirungen
von **Otto Speckter.**

Kl. 8. Cartonnirt. 3 Thlr.

Durch die geistreichen Radirungen Speckter's erhält diese Schrift außer ihrem literarhistorischen und poetischen zugleich ein artistisches Interesse. Auf eine schöne typographische Ausstattung ist große Sorgfalt verwendet worden und es dürfte dieselbe hiernach vorzugsweise zu Geschenken sich eignen.

Leipzig, im December 1843.

F. A. Brockhaus.

In meinem Verlage sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
deutsche Rechtschreibung.
Ein Handbuch
für
Lehrer und zum Selbstgebrauche
von
L. V. Jüngst,
Oberlehrer am Gymnasium zu Bielefeld.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr. (1 Thlr. 8 gGr.)

Die Regeln
der
deutschen Rechtschreibung.
Ein Leitfaden,
für Schüler bestimmt,
von
L. V. Jüngst,
Oberlehrer am Gymnasium zu Bielefeld.

8. In steifem Umschlag geheftet. 5 Sgr. (4 gGr.)

Beide Bücher zusammen gewähren nicht nur für den Unterricht eine gediegene Aushülfe, sondern das größere wird auch für Geschäftsleute jeder Art — besonders durch sein ausführliches Register von 4—5000 Wörtern — ein erwünschter Besitz sein und eine oft schmerzlich gefühlte Lücke ausfüllen. Man wolle sich übrigens bei dem größern Werke nicht etwa eine Anleitung zur Rechtschreibung im gewöhnlichen Sinne denken; vielmehr wird man, bei näherer Ansicht, das günstige Urtheil Sachverständiger, dem zufolge „seit langer Zeit kein so gutes und gediegenes Werk über deutsche Sprache erschienen“, bestätigt finden.

Münster, im November 1843.

Friedr. Regensberg.

Physikalische Geographie und Geologie.

Im Verlage der Buchhandlung von **C. Dalp** in Bern ist erschienen und durch alle Buchhandlungen der Schweiz und Deutschlands zu beziehen:

Lehrbuch
der
physikalischen Geographie und Geologie
von
B. Studer,
Dr. und Professor in Bern.

Erster Theil, enthaltend: Die Erde im Verhältniß zur Schwere.
Mit Abbildungen und lithographirten Tafeln.
Preis 5 Fl. 12 Kr.

Dem 1837 erschienenen Lehrbuch der mathematischen Geographie folgt jetzt das der physikalischen nach ähnlichem Plane. Beide Werke schließen sich nun denjenigen der Physik an, die einen Mittelweg festhalten, der sich zwischen (der Kenntniß) der höhern Mathematik und dem einer populairen Behandlung bewegt. Die Vorrede zum Werke selbst wird die Freunde einer selbständigen organisch neuen Gestaltung des Stoffes auf den einzig richtigen Standpunkt der Beurtheilung in Form und Inhalt hinleiten.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius** à **Leipzig:**

ÉCHO
de la littérature française.
Troisième année. 1843.

Il paraît chaque semaine un numéro de 1—2 feuilles. — Prix par an $5\frac{1}{3}$ Thlr. — On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste. — Les nouveaux abonnés pour l'année 1843 peuvent se procurer les deux premières années de l'Echo au prix d'une seule.

Sommaire des Nos. 44—47.

Nany Schinkel. Par **André Delrieu.** — Franciscus Columna. Par **Ch. Nodier.** — Les gastronomes sous le Consulat et l'Empire. Par **Le secrétaire de feu Carême.** — Épreuve des caïmans. Par **Le Guevel de Lacombe.** — Magiciens et psylles d'Égypte. Par **Hamont.** — Biographie des excentriques. Par **E. H.** — Le curé Chambard. Par **Alexandre Dumas.** — Un auteur dramatique. — Un dîner à Saint-Domingue. Par **Benson Hill.** — Petites plaies sociales. — *Tribunaux.*

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

1843. November. Nr. 44—47.

Inhalt:

* Der heilige Michael. — Die Vendetta. — Aus Lappland. — Eine Schreckensnacht. — * Rettungsmittel von Schiffbrüchigen. — Zur Geschichte der Glasmalerei. — Die große Wasserleitung nach Neuyork. — Ein Unglück zur See. — Die Eröffnung der Rheinisch-Belgischen Eisenbahn. — * Die griechische Kirche. — Das Lynchgesetz. — Die Versuchung des Buddha. — * Schloß Weesenstein. — Der Kleiderluxus. — Die Flucht aus dem Gefängnisse. — Die Zigeuner. — Napoleon und der Savoyarde. — Die Sultansgräber in Konstantinopel. — * Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Eine Liebe ist der andern werth. — Die Jagd auf die Kaimans. — * Straußen und Antilopen mit ihren nubischen Wächtern. — Was ein Mensch ertragen kann. — Die pariser Löschmannschaft. — Der Tempel zu Ramiseram. — Beleuchtung der Schiffe auf dem Meere. — Jobst Sackmann und der falsche König. — * Paskewitsch. — Das Gottesurtheil. — Die Gewinnung des Acajou-Mahagoniholzes in Haiti. — Die schützenden Talismane Konstantinopels. — Ein greiser Mörder. — * Der Student und der Büchertrödler. — * Der Delphin. — Aus dem Leben Ludwig Philipp's, Königs der Franzosen. I. — Die Seemannsprobe. — Aus der Chronik des Monats October. — Moussirende Mainweine. — **Miscellen.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis des Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. **Ankündigungen** werden mit 5 Ngr. für den Raum einer gespaltenen Zeile berechnet, **besondere Anzeigen** rc. gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Die erste aus 10 Jahrgängen bestehende Folge des Pfennig-Magazins wurde wie nachstehend **im Preise herabgesetzt:**

I.—X. Band (1833-42) zusammengenommen 10 Thlr.
I.—V. Band (1833-37) zusammengenommen 5 Thlr.
VI.—X. Band (1837-42) zusammengenommen 5 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr.

Zu **ermäßigten Preisen** sind fortwährend zu beziehen

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. 15 Ngr.
National-Magazin. Ein Band. 20 Ngr.
Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

Die letztern beiden Werke zusammengenommen **nur 3 Thlr.**

Leipzig, im December 1843.

F. A. Brockhaus.

Jetzt vollständig

ist bei **Metzler** in Stuttgart erschienen die in Druck u. Papier vorzüglich ausgestattete Großoctavausgabe von:

Bulwer's sämmtlichen Romanen

übersetzt von

Fr. Notter und Gust. Pfizer.

15 Bände. Gr. 8. Geh. Subscriptionspreis 15 Thlr., oder 26 Fl. 15 Kr.

Die soeben versandten Bände 14 und 15 geben Bulwer's neuesten Roman, den „Letzten der Barone", und es enthält nunmehr diese ausgezeichnet schöne Ausgabe sämmtliche 14 größere Romane und alle kleinere Novellen, die von Bulwer vorhanden sind, vollständig, und liegt jetzt vollendet vor. Bei Abnahme des ganzen Werks bleibt der Subscriptionspreis noch einige Zeit offen, einzelne Romane aber werden nur zu 1⅓ Thlr., oder 2 Fl. 20 Kr. per Band abgegeben.

Ferner sind erschienen zur Illustration dieser Ausgabe im gleichen Format unter dem Titel:

Galerie zu Bulwer's Romanen

funfzehn vorzügliche Stahlstiche, welche je eine Scene aus jedem der 14 größern Romane nebst dem Bilde Bulwer's darstellen, und nur 1⅔ Thlr., oder 3 Fl. kosten. Zu **Titelbildern** benutzt, machen diese Stahlstiche diese Großoctavausgabe zu einer wahren **Prachtausgabe.** — Vorräthig in allen Buchhandlungen Deutschlands, Östreichs und des Auslands.

In der **T. Trautwein**'schen Buch- und Musikalienhandlung **(C. Guttentag)** in Berlin ist soeben erschienen und zu haben:

Moriarty, C. A., Leben und Wirken O'Connell's, mit dessen Denkschrift an die Königin von England. Mit einem Portrait. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Franke, F. F. (Dr. Hauthal), Christophorus. Mit einer Originallithographie vom Prof. Begas. 4. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 gGr.)

Früher erschien daselbst in Commission:

Zwei Briefe eines Pietisten an einen Rationalisten, nebst kritischen Anmerkungen, herausgegeben von einem modernen Philosophen. Gr. 8. Geh. 7½ Ngr. (6 gGr.)

Soeben ist nun **vollständig** erschienen:

Kirchhofer, Joh., Quellensammlung zur Geschichte des neutestamentlichen Kanons bis auf Hieronymus, herausgegeben und mit Anmerkungen vorzüglich für Studirende begleitet. 8. 33 Bogen. Brosch. 2 Thlr. 22½ Ngr. (2 Thlr. 18 gGr.), oder 4 Fl. 48 Kr.

Dieses Werk ist bereits von mehren theologischen Zeitschriften beider Confessionen als für Katholiken wie Protestanten interessant und nützlich sehr empfohlen worden.

Meyer & Zeller in Zürich.

Preisherabsetzung.

Gedichte

von

Hoffmann von Fallersleben.

Zwei Bändchen.

Gr. 12. 1834. Geh. 3 Thlr.

Herabgesetzter Preis 1 Thlr.

Die von dem Dichter im Einverständniß mit mir veranstaltete neue Ausgabe seiner Gedichte, welche im Verlage der Weidmann'schen Buchhandlung in Leipzig erschien, veranlaßt mich obige Sammlung im Preise herabzusetzen.

Leipzig, im December 1843.

F. A. Brockhaus.

Zu Festgeschenken.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Egmont.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen

von

Goethe.

Elegante Ausgabe in englischem Einbande mit Goldschnitt und einem Stahlstich.

Preis 26¼ Ngr. (21 gGr.), oder 1 Fl. 24 Kr.

Gedichte

von

August von Platen.

Elegante Ausgabe in englischem Einbande mit Goldschnitt und einem Stahlstich.

Preis 2 Thlr., oder 3 Fl. 30 Kr.

Diese hübschen Ausgaben reihen sich an die in gleichem Format und gleicher Ausstattung bereits erschienenen Editionen von Goethe's Faust, Hermann und Dorothea, Schiller's Tell, Wallenstein und den Gedichten von Goethe, Schiller, Lenau, Uhland, Freiligrath, Hölderlin.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1843.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Neu erscheint in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die

Lustspiele des Aristophanes.

übersetzt und erläutert

von

Hieronymus Müller.

In drei Bänden.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Dieser erste Band einer neuen Übersetzung des Aristophanes, die sich Geltung neben Voß und Droysen zu sichern wissen wird, enthält außer einer allgemeinen Einleitung über die Entstehung, Entwickelung und Eigenthümlichkeit des griechischen Dramas, „**Plutos**", „**Wolken**" und „**Frösche**".

Leipzig, im December 1843.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die

Einführung der Reformation

im **Hochstifte Merseburg,**

grösstentheils

nach handschriftlichen Quellen dargestellt

von

Alb. Fraustadt.

Gr. 8. Geheftet. 1⅓ Thlr.

Diese Schrift ist keineswegs von blos localem Interesse, da die genauere Darstellung der einschlagenden Verhältnisse als ein wichtiger Beitrag zu der Geschichte der sächsischen Reformation und des deutschen Reiches in jener Zeit angesehen werden darf.

Leipzig, im November 1843.

Friedlein & Hirsch.

Bei **Georg Franz** in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Maltitz, Freiherr Appollonius von, Dramatische Einfälle. 2ter Band. Enthaltend: 1) Der Nachlaß. — 2) Friederike und Gretchen. — 3) Sprung und Ruf. — 4) Taube, Rabe und Geist. 8. Brosch. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 gGr.), oder 2 Fl.

Der früher erschienene und mit vielem Beifall aufgenommene 1ste Band enthielt: 1) Der Korb und die Portraits. — 2) Der Dichter und das Mädchen. — 3) Die beiden Philoktete oder die beiden Visitenkarten. — 4) Des häuslichen Zwistes Jahrestag. — 5) Silentium. — 6) Mignon. — 7) Der Botschafter und der Courrier. — 8) Dampfmaschine und Ehrenwort.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Reise eines Norddeutschen

durch die

Hochpyrenäen

in den

Jahren 1841 und 1842.

Von

W. v. R.

Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Leipzig und **Paris**, im December 1843.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Herausgegeben von

Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Erster bis vierter Theil.

Gr. 12. Geh. 7 Thlr. 24 Ngr.

Inhalt des ersten Theils (Preis 1 Thlr. 24 Ngr.):
Karl Ludwig Sand. — Die Ermordung des Fualdes. — Das Haus der Frau Web. — Die Ermordung des Pater Thomas in Damaskus. — James Hind, der royalistische Straßenräuber. — Die Mörder als Reisegesellschaft. — Donna Maria Vicenta de Mendieta. — Die Frau des Parlamentsrath Tiquet. — Der falsche Martin Guerre. — Die vergifteten Mohrrüben.

Inhalt des zweiten Theils (Preis 2 Thlr.):
Fonk und Hamacher. — Die Marquise von Brinvillier. — Die Geheimräthin Ursinus. — Anna Margaretha Zwanziger. — Gesche Margaretha Gottfried. — Der Wirthschaftsschreiber Tarnow. — Die Mörderinnen einer Hexe. — Die beiden Nürnbergerinnen. — Die Marquise de Gange.

Inhalt des dritten Theils (Preis 2 Thlr.):
Struensee. — Lesurques. — Der Schwarzmüller. — Der Marquis von Anglade. — Jacques Lebrun. — Der Mord des Lord William Russell. — Nickel List und seine Gesellen. — Berthelemy Roberts und seine Flibustier.

Inhalt des vierten Theils (Preis 2 Thlr.):
Cinqmars. — Admiral Byng. — Der Pfarrer Riembauer. — Der Magister Tinius. — Eugen Aram. — Der Mädchenschlächter. — Die Kindesmörderin und die Scharfrichterin. — Jean Calas. — Jonathan Bradfort. — Der Ziegelbrenner als Mörder. — Der Herr von Pivardière. — Klara Wendel, oder der Schultheiß Keller'sche Mord in Luzern.

Leipzig, im December 1843.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage des Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Handbuch
der
classischen Mythologie
nach genetischen Grundsätzen
für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium entworfen
von
Dr. Gust. Emil Burkhardt,
Rector in Lützen.

Erste Abtheilung: „Griechische Mythologie."
Erster Band.

Auch unter dem Titel:

Die Mythologie des Homer und Hesiod
für mittlere Gymnasialclassen
zugleich als
Homerische Einleitung.

Gr. 8. Preis 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 gGr.)

Unter den mannichfachen Hülfsmitteln, welche der studirenden Jugend bei der Lecture der alten Classiker geboten werden, fehlte es bis jetzt noch an einem Handbuche, welches das wirre Gebiet der griechischen und römischen Mythologie, deren Studium auf Gelehrtenschulen meist dem Privatfleiß überlassen bleibt, in seiner allmäligen Entwickelung klar vor Augen führte. Mit den ersten Quellen (Homer und Hesiod) beginnend, wird der Herr Verfasser im zweiten Bande die weitere Ausbildung der griechischen Mythologie unter steter Hinweisung auf die Schriftsteller jeder Periode entwickeln, und endlich in einem dritten und letzten Bande die altitalische sowie die spätere römische Dichter- und Staatsmythologie umfassen. — Wir machen Schulvorsteher und jeden Freund des classischen Alterthums auf den erschienenen ersten Band aufmerksam, dessen Brauchbarkeit überdies noch durch umfassende alphabetische Register vermehrt ist.

Einige Worte
über das Verhältniß
der
Kunst krank zu sein zur Kunst gesund zu sein.
Von
Karl Gustav Carus,
Hof- und Medicinalrath, Leibarzt S. M. des Königs von Sachsen, Ritter rc.

Gr. 8. Preis 11¼ Ngr. (9 gGr.)

Leipzig, im December 1843.

August Weichardt.

Mignet!

Bei **K. F. Köhler** in Leipzig erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Mignet, F. A., Historische Schriften und Abhandlungen. Aus dem Französischen übersetzt von **J. J. Stolz.**

Zwei Theile. Gr. 8. Brosch. 3½ Thlr.

Dies Werk des berühmten Historikers zerfällt in zwei Theile, wovon der erste acht Biographien ausgezeichneter Männer enthält, die sich in der neuern Geschichte als Staatsmänner oder Gelehrte berühmt und verdient machten. Der zweite Band enthält drei höchst wichtige eben so geistvoll aufgefaßte als klar dargestellte Abschnitte aus der europäischen Cultur- und Staatsgeschichte. Germanien im 8. und 9. Jahrhundert, seine Bekehrung zum Christenthum u. s. w. Territorial- und politische Bildung Frankreichs vom 11. bis 15. Jahrhundert. Einleitung in die Geschichte der spanischen Erbfolge.

Die geachtetsten ausländischen und deutschen Blätter haben dieses Werk Mignet's als eine treffliche Arbeit anerkannt. Die Darstellung ist gediegen, einfach, gedrängt, klar, die historische Bildung die eines Mannes von hellem Verstande und scharfem Auge.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Jenny.
Von der Verfasserin von „Clementine".
Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

Im Jahre 1842 erschien ebendaselbst:

Clementine.
Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

